Digitized by Google

Jahrbuch

Per.
63 h 15

Digitized by Google

<36603556960013

<36603556960013

Bayer. Staatsbibliothek

Jahrbuch

Per.
63 h 15

Digitized by Google

<36603556960013

<36603556960013

Bayer. Staatsbibliothek

4° Per 63 k

Jahrbuch

BIBLIOTECA
MEDIA

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Fünfter Band.

October 1858 — März 1859.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Fünfter Band.

October 1858 — März 1859.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Digitized by Google

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
Volksbücher
5. Band.
Braunschweig
George Westermann

BIBLIOTHECA

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

fünften Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Berghaus, A., in Potsdam, 512. — Bischof, H., in München, 429. 615. — Bodenstedt, Friedrich, in München, 78. 203. — Carriere, Moritz, in München, 189. 314. — Corvinus, Jakob (W. Raabe), in Wolfenbüttel, 1. 583. — Dingelstedt, Franz, in Weimar, 387. — Dornblüth, F., in Rostock, 405. — Düntzer, Heinrich, in Cöln, 23. — Finger, F. A., in Frankfurt a/M., 154. — Förstemann, F. C., in Nordhausen, 171. — Fraas, K., in München, 454. 675. — Gentilli, A., in Paris, 667. — Gottlieb, J., in Gratz, 102. — Hagen, E. A., in Königsberg, 560. — Hamm, W., in Leipzig, 45. — Hartmann, Moritz, in Paris, 32. 267. 359. 655. — Hoffner, W., in Berlin, 602. — Holtzendorff, F. von, in Berlin, 349. — Jäger, H., in Eisenach, 386. — Ingversen, Paul, 333. — Kapper, Siegfried, in Dobris, 496. — Kinkel, Gottfried, in London, 89. 301. 419. — Klemm, J. G., in Dresden, 450. — Klopp, Onno, in Hannover, 137. — Kriegk, G. L., in Frankfurt a/M., 177. 534. — Lammers, August, in Hannover, 111. 330. 680. — Lichterfeld, F., in Berlin, 141. — Löher, Franz, in München, 144. 486. — Mädler, J. H., in Dorpat, 50. — Masius, H., in Halberstadt, 35. — Müller, Joh., in Freiburg, 277. — Müller, Joh., in Nürnberg, 16. — Mützelburg, A., in Berlin. 125. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 417, 623. — Oetker, Fr., in Brüssel, 11. 376. — Oppermann, H., in Capstadt, 234. 463. 688. — Ott, Alex., in New-York, 272. — Palacky, Joh., in Prag, 186. — Peez, Alexander, in Frankfurt a/M., 68. — Reil, W., in Cairo, 57. 216. 519. 640. — Reinhold, W., in Danzig, 287. 441. — Reisewitz, Gustav, in Coburg, 616. — Ritgen, H. v., in Gießen, 550. — Rodenberg, Julius, in Hannover, 467. — Scherzer, Karl, von der Fregatte Novara, auf der Reise um die Erde begriffen, 282. 578. — Schödler, F., in Mainz, 647. — Schütz, F., in New-York, 119. 346. 458. 557. — Temme, J. D. H., in Zürich, 241. — Vogel, A. jun., in München, 115. — Wastler, J., in Ofen, 295. — Wagner, Adolph, in Wien, 566. 677. — Wehl, F., in Hamburg, 471.

Inhalt des fünften Bandes.

Erſte Abtheilung.

Novellen, Culturbilder, Charakteriſtiken ꝛc.

Die alte Univerſität, von J. Corvinus, 1.

Vereinsleben und Schaubeluſtigungen in Belgien, von Fr. Oetker. — Mannigfaltige Geſellſchaften. Preiskämpfe, 11. Feſtlichkeiten ꝛc., 376.

Aus dem deutſchen Familienleben des ſechzehnten Jahrhunderts, v. Dr. Joh. Müller. — Von alter Kochweiſe, 16.

Prinz Conſtantin von Sachſen-Weimar, von H. Düntzer, 23.

Zuckererbſe. Ruſſiſches Volksmährchen. Nacherzählt von M. Hartmann, 32.

Savonarola's Tod, 34.

Lucia Miranda. Eine Geſchichte aus einer andern Welt, von A. Mützelburg, 125.

Die Chriſtenverfolgung des Kaiſers Nero, v. O. Kleyr, 137.

Feuersbrünſte in Californien, von Fr. Lichterfeld, 141.

Hollands erſte 400 Jahre, v. Fr. Löher, I. — IV. 144. 486.

Dumme Streiche. Erzählung von J. D. H. Temme, 241.

Erinnerung an Heinrich Heine, von S — d., 260.

Guſtav Ricard, von M. Hartmann, 267.

Eine Feſtſcene in Bengalen, von A. Ott, 272.

Die Glocke, von M. Hartmann, 359.

Goethe's Antheil an den landwirthſchaftlichen Anlagen in Weimar, von H. Jäger, 386.

Die erſte Aufführung von Schiller's Räubern. Kunſtgeſchichtliches Sittenbild von F. Dingelſtedt, 387.

Herzenswandlungen, von F. Webl, 471.

Volkslieder der Montenegriner, von Siegfried Kapper, 496.

Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert, 506.

Der Junker von Denow. Hiſtoriſche Novelle von J. Corvinus (W. Raabe), 583.

Schleiermacher, von W. Hoffner, 602.

Der kirchliche und politiſche Standpunkt des Geſchichtſchreibers, von Dr. H. Biſchof, 615.

Kanten, von G. Reiſewitz, 616.

Literariſches. Aus der Heimath. Gedichte v. R. Prutz. 276.

Geſchichte Oſtfrieslands unter preußiſcher Regierung bis zur Abtretung an Hannover, von Dr. O. Klopp. 395.

Die deutſche Auswanderung und ihre culturhiſtoriſche Bedeutung, von J. Fröbel, 511.

Heraldiſches ABC-Buch, von Dr. von Mayer, 620.

Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, von B. Mikowec, 622.

Muſikaliſches, 153.

Zweite Abtheilung.

Naturwiſſenſchaftliches, geographiſche Charakterbilder, Reiſeberichte ꝛc.

Die Hand, von H. Maſius, 35.

Die Kinder des Drachen, von W. Hamm, 45.

Indiſche Aſtronomie, von J. H. Mädler, 50.

Die Todtenſtädte Cairos, von W. Reil, 57.

Ueber einige Formen des mitteldeutſchen Bauernhauſes, von Dr. Peez, 68.

Mediciniſches aus alter Zeit, 76.

Die Nordpolreiſen des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, von Dr. F. A. Finger, 154.

Der Geſteinsmagnetismus oder das polar-magnetiſche Verhalten der Felsarten, von F. C. Förſtemann, 171.

Stammcharakter der alten Griechen, von G. L. Kriegk, 177.

Cyrene, von Dr. J. Palacky, 186.

Der Donati'ſche Komet, von Dr. J. Müller in Freiburg. 277.

Aus dem Tagebuche eines Erdumſeglers. (Dr. C. Scherzer.)

II. Die Chinapflanzungen auf Java, 282.

III. Ein Beſuch der Inſel Ponapipet, 578.

Die Malteſen, von W. Reinhold, 287.

Oberöſterreichiſche Bauernhöfe, von J. Waſtler, 295.

Die Pyramiden- und Todtenfelder Egyptens, von W. Reil, 397. 519. 640.

Das Herz, von Dr. Fr. Dornblüth, 405.

Der Chroſopras, von Dr. J. Röggerath, 417.

Geographiſches. Mitgetheilt von G. Kinkel, 419.

Der Ober-Miſſiſſippi, 421. 542. 633.

Die Cocos- oder Keeling-Inſeln, von A. Bergbaus, 512.

Die Abſtammung der Neugriechen, von G. L. Kriegk, 534.

Die Erdbrände, von Dr. J. Röggerath, 623.

Curioſa aus der chemiſchen Nomenclatur, von Dr. Friedr. Schödler, 647.

Zur neuern Naturforſchung. Die geſammten Naturwiſſenſchaften, 649.

Literariſches. Das Süßwaſſer-Aquarium, von C. A. Roßmäßler, 76.

Das Mittelmeer, von Dr. C. Böttger, 77.

Sonſt und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie von Dr. F. A. Quenſtedt, 188.

Naturforſchung und Culturleben, von Dr. Böhner, 300.

Nach Jeruſalem! Von L. A. Frankl, 428.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, von W. Heine, 549.

Miſſionsreiſen und Forſchungen in Südafrika, von Dr. Livingſtone. A. d. Engliſchen von Dr. Lotze, 653.

Die Landenge von Suez, von J. M. Schleiden, 653.

Unterſuchungen über die Entwicklungsgeſetze der organiſchen Welt während der Bildungszeit unſrer Erdoberfläche. Herausgegeben von Dr. H. G. Bronn, 654.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunſt, poetiſche Literatur, Muſik, Theater.

Das engliſche Drama vor Shakſpeare, von Fr. Bodenſtedt, 78. 203.

Das Mauſoleum von Halikarnaſſos und die Reſte ſeiner Bildwerke im britiſchen Muſeum, von G. Kinkel, 89. 301.

Raphael's Diſputa, 99.

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München, von M. Carriere, 189. 314.

Die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts im Verhältniß zur religiös-ſittlichen und politiſchen Entwicklung des deutſchen Vaterlandes, von Dr. H. Biſchof, 429.

Der Rieſenthurm auf der Inſel Gozo. v. W. Reinhold, 441.

Der Saal der Minneſänger und die Sängerlaube auf der Wartburg, von Dr. H. v. Ritgen, 550.

Ueber einige Künſtlerſonette und ihre Autoren, von E. A. Hagen, 560.

Wanderungen durch Pariser Ateliers, von M. Hartmann. — Hebert, Heilbuth, Breudel, Imer, Henneberg, Knaus, Robert Fleury. 655.
Ueber die Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien, von Amadeo Gentilli, 667
Literarisches. Ralph Waldo Emerson. Aus dem Englischen von G. Fabricius, 100.
Literarisches Taschenbuch. Herausgegeben von J. von Sievers, 101.
Sammlung deutscher Originalromane, 101.
Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Caveda. Uebers. v. P. Heyse, herausg. v. Fr. Kugler, 211.
Gedichte von Adolph Strodtmann. Leipzig. Magazin für Literatur. (E. Keil.), 215.
Zeitlosen, Gedichte von M. Hartmann. — Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen, von M. Hartmann. — Drei Jahre von dreißigen von L. Rellstab. — Ein getheiltes Herz, von F. Garion. — Bis in die Wildniß, von Armand. — Wolkenkukuksheim von H. Presber. — Heinrich Falk von O. Roquette. — Leben und Lieben in Norwegen von Th. Mügge. — Marianne, Roman von H. König. — Mozart, Roman von H. Rau. — Deutsche Träume, von L. Steub. — Erzählungen bei Nacht, von M. Solitaire. — Michel, von D. Scherr. — Bilder aus dem häuslichen Leben, von K. von Holtei. — Geld, von F. Gerstäcker. — Erzählungen aus Niedersachsen, von G. Nicol. — Erzgebirgische Geschichten, von E. v. Taura. — Rückert's Liebesfrühling. — Hellas, das Land und Volk der alten Griechen. — Das Buch vom Feldmarschall Radetzky. — Dr. D. Livingstone's Erforschungsreisen im Innern Afrikas, 326.
Die deutsche Heldensage, von A. Raßmann. — Schiller's Leben und Werke, von E. Palleske. — Freud und Leid, von G. Dräxler-Manfred. — Ein weltlich Liederbuch, von Ch. Hoeppl. — Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken, von K. von Holtei. — Symphonien von Haydn und Mozart — Düsseldorfer Künstler-Album für 1859. 416.
Englischer Literaturbericht, 563. 670.
Beranger's letzte Lieder, übersetzt von J. Rodenberg, 672.
Mutter und Kind. Ein Gedicht von Fr. Hebbel, 672.
Horazens Episteln. Lateinisch und Deutsch mit Erläuterungen von Dr. L. Döderlein, 673.
Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hofemann, B. von Lepel, 674.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Industrie u. d. Atmosphäre, v. Prof. Gottlieb, VI., 102.
Die zwanzigste Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Braunschweig, von A. Lammers, 111.
Vom Kautschuk u. dessen Verarbeitung, v. A. Vogel jun., 115.
Charakter der Landschaft, Landbau und Bewässerung in Egypten, von W. Reil, 216.
Die Versammlung deutscher Volkswirthe in Gotha, 226.
Die Jagd, von A. Lammers, 330.
George Stephenson, von P. Ingwersen, 333.
Die Zuckercultur Venezuelas, von J. G. Klemm, 450.
Das älteste Buch über Landwirthschaft, v. Dr. Fraas, 454.
Handelskrisen, von A. Wagner, 566.
Ueber die Wirkung des Gebrauchs von Kaffee und Thee, 572.
Ergebnisse von Versuchen zur Torfconservirung, von Dr. C. Fraas, 675.
Das neue österreichische Geldwesen, von A. Wagner, 677.
Wirthschaftliche Vereine, von A. Lammers, 680.
Literarisches. Atlas der Naturgeschichte, 342.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Neu Guinea ꝛc., 117.
Die russische Courierstraße aus Ostasien ꝛc., 232.
Die Insel Formosa ꝛc., 343.
Der Gunong ꝛc., 456.
Eine neue Nilexpedition; Burton am Ukerewe; Livingstone in Tete ꝛc., 573.
Vom großen Ocean. Neuestes über das Amurland und Britisch-Columbia ꝛc., 684.
Skizzen aus New-York, von F. Schütz, 119. 346. 458. 575.
Briefe aus dem Kafferulande, von Dr. H. Oppermann. VI. Die deutschen Ansiedlungen, 234. VII. 463. VIII. 688. IX. 691.
Die englischen Verbrechercolonien in Australien, von Dr. F. von Holtzendorff, 349.
Die Londoner Volksfeste im Nov., v. J. Rodenberg, 467.
Literarisches. Die Sahara von Alfred Meißner. — Neues Düsseldorfer Künstler-Album. — Auf der Düne, von F. Spielhagen, 357.

Namen- und Sachregister zum fünften Bande.

Abstammung der Neugriechen, v. G. L. Kriegk, 534.
Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, 622.
Amurland, das, 684.
Argo. Album für Kunst und Dichtung, 674.
Armand: Bis in die Wildniß, 327.
Astronomie, indische, v. J. H. Mädler, 50.
Atlas der Naturgeschichte, 342.

Bauernhäuser, mitteldeutsche, v. A. Peez, 68.
Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert, 506.
Böhner: Naturforschung und Culturleben, 300.
Böttger: Das Mittelmeer, 77.
Bronn: Untersuchungen über Entwicklungsgesetze, 654.
Buch, das älteste über Landwirthschaft, v. K. Fraas, 454.

Californien, v. Fr. Lichterfeld, 141.
Garion: Ein getheiltes Herz u. s. w., 327.
Caveda: Geschichte der Baukunst in Spanien, 211.
Chinarflanzungen auf Java, v. C. Scherzer, 282.
Christenverfolgung, unter Nero, v. O. Klopp, 137.
Chrysopras, der, v. J. Roggerath, 417.
Cocos- oder Keeling-Inseln, v. A. Bergbaus, 512.
Constantin, Prinz von Sachsen-Weimar, v. H. Düntzer, 23.
Curiosa, chemische, v. F. Schödler, 647.
Cyrene, v. J. Palacky, 186.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, 506.
Dichter, die, des 19. Jahrhunderts, v. H. Bischof, 429.
Döderlein: Horazen's Episteln, 673.
Drama, das englische vor Shakespeare, v. F. Bodenstedt, 78. 203.
Dräxler-Manfred: Gedichte, 448.
Dumme Streiche, v. J. D. H. Temme, 241.

Düſſeldorfer Künſtler-Album, 449.
Düſſeldorfer Künſtler-Album, Neues, 358.

Egypten, Landwirthſchaftliches aus, v. W. Reil, 216.
Emerſon, deutſch von G. Fabricius, 100.
Engliſcher Literaturbericht, 563. 670.
Erdbrände, v. J. Röggerath, 623.
Erinnerung an H. Heine, v. S—d., 260.

Familienleben, Aus dem deutſchen des 16. Jahrhunderts, v. Joh. Müller, 16.
Feſtſcene in Bengalen, v. A. Ott, 272.
Frankl: Nach Jeruſalem, 428.
Fröbel: Die deutſche Auswanderung, 511.

Geldweſen, das neue öſterreichiſche, von A. Wagner, 677.
Geographiſches, v. G. Kinkel, 419.
Gerſtäcker: Gold, 329.
Geſteinsmagnetismus, v. F. C. Förſtemann, 171.
Glocke, die, v. M. Hartmann, 359.
Goethe's Antheil an den Anlagen zu Weimar, v. H. Jäger, 386.

Hand, die, v. H. Maſius, 35.
Handelskriſen, v. A. Wagner, 566.
Hartmann: Mährchen und Geſchichten, 327.
Hartmann: Zeitloſen, 326.
Hebbel, Mutter und Kind, 672.
Heine: Expedition nach China u. ſ. w., 549.
Hellas, das Land der alten Griechen, 329.
Herz, das, v. F. Dornblüth, 405.
Herzenswandlungen, v. F. Wehl, 471.
Hoeppl: Ein weltlich Liederbuch, 449.
Hopfenconſervirung, v. Fraas, 675.

Jagd, die, v. A. Lammers, 330.
Induſtrie und Atmoſphäre, v. J. Gottlieb, 102.
Junker von Denow, der, v. J. Corvinus, 583.

Kaffernland, Briefe aus dem, v. H. Overmann, 234. 463.
Kautſchuk und deſſen Bearbeitung, v. A. Vogel jun., 115.
Kinder, die, des Drachen, v. W. Hamm, 45.
Klopp: Geſchichte Oſtfrieslands, 395.
König: Marianne, 328.
Komet, der Donati'ſche, v. Joh. Müller, 277.
Kunſtausſtellung, die, in München, v. Carriere, 189. 314.
Künſtlerſonette und ihre Autoren, v. E. A. Hagen, 560.

Livingſtone's Reiſen in Afrika, 329.
Londoner Volksfeſte, v. J. Rodenberg, 467.
Lucia Miranda, v. A. Mützelburg, 125.

Malteſer, die, v. W. Reinhold, 287.
Mauſoleum von Halikarnaß, v. G. Kinkel, 89. 301.
Mayer: Heraldiſches ABC-Buch, 620.
Mediciniſches aus alter Zeit, 76.
Meißner: Die Sauſara, 357.
Montenegriniſche Volkslieder, v. S. Kapper, 496.
Mügge: Leben und Lieben in Norwegen, 328.
Muſikaliſches, 153.

Naturforſchung, zur neuern, 649.
Neueſtes aus der Ferne, 117. 232. 343. 456. 573. 684.
New-York, Skizzen aus, v. F. Schütz, 119. 346. 458. 575.
Nicol: Erzählungen aus Niederſachſen, 329.
Nordpolreiſen des 15. u. 16. Jahrh., v. F. A. Finger, 154.

Ober-Miſſiſſippi, der, 421. 542. 633.
Oberöſterreichiſche Bauernhöfe, v. J. Waſtler, 205.
Ocean, vom großen, 684.

Palleske: Schiller's Leben und Werke, 447.
Pariſer Ateliers, v. M. Hartmann, 655.
Presber: Wolkenkukuksheim, 328.
Prutz: Aus der Heimath, 276.
Pyramidenfelder Egyptens, v. W. Reil, 397. 519.

Quenſtedt: Sonſt und Jetzt, 188.

Radetzky, das Buch vom, 329.
Raphael's Diſputa, geſtochen von Keller, 99.
Raßmann: Die deutſche Heldenſage, 446.
Rau: Mozart, 328.
Rellſtab: Drei Jahre von Dreißigen, 327.
Ricard, Guſtav, v. M. Hartmann, 267.
Rieſenthurm, der, auf Gozo, v. W. Reinhold, 441.
Romanſammlung von Kober, 101.
Roquette: Heinrich Falk, 328.
Roßmäßler: Süßwaſſer-Aquarium, 76.
Rückert's Liebesfrühling, 329.

Savonarola's Tod, 34.
Scherr: Michel, 329.
Schiller's Räuber, die erſte Aufführung von, v. F. Dingelſtedt, 387.
Schleiermacher, v. W. Hoffner, 615.
Sievers: Literariſches Taſchenbuch, 101.
Solitaire: Erzählungen bei Nacht, 328.
Spielhagen: Auf der Düne, 358.
Stammcharakter der alten Griechen, v. G. L. Kriegk, 177.
Standpunkt des mod. Geſchichtſchreibers, v. H. Biſchof, 602.
Stephenſon, George, v. P. Ingverſen, 333.
Steub: Deutſche Träume, 328.
Strodtmann: Gedichte, 215.
Symphonien von Haidn und Mozart, 449.

Tagebuch eines Erdumſeglers, v. C. Scherzer, 282, 578.
Taura: Erzgebirgiſche Geſchichten, 329.
Todtenſtädte Cairo's, die, v. W. Reil, 57.

Univerſität, die alte, v. J. Corvinus, 1.

Verbrechercolonien in Auſtralien, v. F. v. Holtzendorff, 349.
Vereine, wirthſchaftliche, v. A. Lammers, 680.
Vereinigung, die, des Louvre mit den Tuilerien, von A. Gentilli, 667.
Vereinsleben und Schaubeluſtigungen in Belgien, v. F. Oetker, 11. 376.
Verſammlung der Landwirthe in Braunſchweig, v. A. Lammers, 111.
Verſammlung der Volkswirthe in Gotha, 226.

Wanderungen durch Pariſer Ateliers, v. M. Hartmann, 655.
Wartburg, der Saal der Minneſänger, v. H. v. Ritgen, 550.
Wirkung des Gebrauchs von Kaffee und Thee, 572.

Xanten, v. G. Reiſewitz, 616.

Zuckercultur in Venezuela, v. J. G. Klemm, 450.
Zuckererbſe, v. M. Hartmann, 32.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 25. October 1858.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erste Abtheilung.

Die alte Universität.

Von

Jakob Corvinus.

Der Wechsel herrscht auf Erden,
Die Formen läßt er werden
Und schwinden, wie ein Traum.
Das Gute nur und Wahre
Was ihm auch widerfahre,
Hoch steht es über Zeit und Raum.
(Festgedicht v. C. A. G. Geibel.)

I.

Glänzend stieg am wolkenlosen Himmel der Vollmond hinter dem Tannenwalde in die Höhe, ohne sich im Geringsten darüber zu verwundern, daß er das kleine Harzdorf Sachsenborn noch auf derselben Stelle in seinem engen Bergthal eingeschachtelt fand, wie gestern, wie vor hundert Jahren, wie vor achthundert Jahren. Die Alten des vergüsenen Waldortes hielten, von der Tagesarbeit ermüdet, Rast vor ihren Hausthüren, die jungen Burschen und Mädel durchschritten singend die Dorfgasse, die Kinder jagten einander in Spiel um die kleine Kirche und den Kirchhof, der Brunnen vor dem Gemeindehause plätscherte fort und fort. — Das war immer so gewesen an solchen warmen stillen Abenden und es war nicht abzusehen, daß und weshalb das jemals anders sein könne und werde. Auch die Einwohner von Sachsenborn bis auf Wenige hatten keinen Grund, über das Erscheinen des schönen Nachtgestirns sich zu verwundern, darüber zu erstaunen und Glossen zu machen.

Es lebten wenig Leute in Sachsenborn, denen daran gelegen war, daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab — sie hatten ja wenig oder nichts mit ihnen zu thun und genügten so ziemlich sich selbst. Zwischen harter Arbeit und dumpfer Ruhe verdämmerte das Dorf seine Tage und Jahre und war allmälig ein uralter Ort geworden, dessen Entstehen hinaufreichte in die graueste Dämmerung germanischer Zeitrechnung. Das Dörflein hätte viel erzählen können von Jagden und Zügen und Kämpfen der Kaiser, vom großen Otto und der schönen griechischen Theophania, vom Städteerbauer Heinrich und dem unglücklichen Heinrich, den sie als den Vierten zählen; aber das Dörflein hatte kein Gedächtniß über die „Schwedenzeit" hinaus, es hatte überhaupt keinen historischen Sinn, und es befand sich wohl dabei. —

Es war ein wunderschöner Maiabend, und daß sich bei solch klarem Mondaufgang Mancherlei denken und träumen ließ, und daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab, wußten wenigstens zwei Menschenkinder in Sachsenborn!

Das eine derselben lehnte halb im Schatten halb im Licht am Gitter des Pfarrgärtchens und richtete seufzend zwei glänzende braune Augen auf den stillen nächtlichen Freund am

Himmelsgewölbe; das andere wandelte nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Pfarrhause selbst, auf der glänzenden Bahn auf und ab, welche der Mond quer durch das Zimmer legte. Das eine war Jungfrau Ehrhardine Cellarius, des Herrn Pastors zu Sachsenborn einziges Kind, das andere war der Pastor Adam Cellarius selbst! . . . . .

Weshalb mußte auch der Pfarrer sein Töchterlein hinausschicken in die weite Welt und in das Haus der alten mürrischen, kränklichen Tante auf der Jüdenstraße zu Göttingen? Weshalb mußte der junge Mann, der so weit hergekommen aus Amerika, der alten Tante in der Jüdenstraße grade gegenüber wohnen? Weshalb mußte die alte grämliche Tante das Zeitliche segnen in dem Augenblicke, als zum zweiten Male eines jener zarten, ebenso schüchternen wie kühnen Briefchen von der andern Seite der Gasse herübergekommen war? Weshalb mußte der Papa das in der gelehrten Stadt unter den vielen Professoren und Studenten überflüssig gewordene Kind zurückrufen in das Heimathsdorf? . . . . . .

„Ach Du lieber, lieber, guter Mond, was meinst Du dazu? Sprich, wo weilt er jetzt? Was treibt er? Denkt er wohl noch an mich? Hat er eine Andere, eine Schönere, Klügere gefunden? Lieber, lieber Mond, wie ist's mir doch um's Herz!“ . . . . . .

Weilte das Herzchen der Tochter an diesem Maimondscheinabend des Jahres Eintausend achthundertzweiundzwanzig fern, fern von dem Pfarrdorf Sachsenborn im Harz, in der berühmten Universitätsstadt Göttingen, so befand sich der Pfarrer selbst in Gedanken in einer andern Stadt, welche einst auch eine berühmte Universität war, und wo er vor langen Jahren mit dem lange todten Bruder ein fröhliches, sonniges Burschenleben gelebt hatte. Diese Stadt war seit Jahren nicht mehr eine Universität; die alten Lehrer weilten meistens nicht mehr unter den Lebenden, die alten Burschen waren zerstreut über das ganze weite deutsche Vaterland und waren meistens auch schon grau und runzlich und Männer in Amt und Würden und Hausväter, — Väter und Großväter geworden; und heute hatte die lahme Botenfrau über die Berge ein Zeitungsblatt in Sachsenborn und das Pfarrhaus hineingetragen, ein Zeitungsblatt, in welchem eine Gedächtnißfeier der todten Universität ausgeschrieben wurde, und welches die einstigen Commilitonen, so viel ihrer kommen konnten und wollten, aufforderte, am neunundzwanzigsten Mai in dem ehemaligen Musensitz einzuziehen, um „einer reizenden Vergangenheit, die das Leben nur von der Lichtseite zeigte, auf einige Stunden wieder einen Schein von Gegenwart zu geben.“

Hatte nicht der alte einstige Bursch von Helmstedt das Recht, aus dem Fenster seines Studirstübleins in den Mondnebel zu blicken und im Traum die schöne Jugendzeit und die untergegangene Julia Carolina wieder aufzubauen? Mancherlei Bilder und Gestalten zogen an diesem Abend dem Pfarrer Adam Cellarius in der Seele vorüber, helle und trübe, bis den Beschluß eine gar finstere, traurig-unheimliche Erinnerung bildete —

„Armer Ernst! Arme Antonia!“

Das Töchterlein draußen am Hag unter den überrankenden Zweigen hatte unterdessen angefangen, ein Lied vom Scheiden und Meiden leise hinzusummen; allmälig aber war ihre Stimme, ihr selbst vielleicht unbemerkt, lauter und heller geworden und klang jetzt mit dem fernen Gesang der jungen Dorfleute wehmüthig in die Mondscheingedankengespinnste des Pfarrers hinein.

„Das muß ein wunderbar, wundersam Fest werden!“ murmelte er. „Wenn sie nun zusammentreten wieder einmal im Leben, all die alten Freunde, und sich beschauen und sich nicht mehr erkennen — — ah, und die bekannten Straßen wieder durchschreiten, wenn auch nicht mehr so festen Schrittes und sporenklirrend wie einst, und zu den Fenstern hinaufwinken, aus denen nicht mehr die bekannten Gesichter hervorschauen! Ruhig, ruhig Adam! Erinnere Dich! Erinnere Dich! Weißt Du noch? Jenes Gaudeamus auf dem Collegienplatz — dem todten Bruder gesungen, nachdem die Schläger über seinem Grabe gekreuzt worden waren? . . . Arme Antonia! Armer Ernst!“

Der Pastor von Sachsenborn hatte das Käppchen abgenommen und sprach mit bebenden Lippen ein: „Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern“ — ehe ein dritter Name über seine Zunge glitt. Eine Wolke zog vor den Mond in diesem Augenblicke; das Lied Ehrhardinen's brach ab, tiefe Dunkelheit legte sich über das Bergthal, das Dorf Sachsenborn und das Pfarrhaus; nur der ferne Gipfel des Brockens behielt sein bläulich schimmerndes Licht.

„Ich reise! ich reise!“ sagte der Pfarrer, nach der fernen Kuppe hinüberschauend. „Nach meiner alten Universität — zu den lebenden Freunden — zu dem Grabe des Bruders!“

Die Tochter trug das Haupt zur Brust gesenkt und hatte die Hand fest auf das Herz gelegt, als sie langsam aus ihrer Laube hervortrat und auf das Vaterhaus, den schmalen Gartenweg entlang, zuschritt. — —

II.

Im Hafen von Hamburg lag das wackere Schiff „The Witch of the waves,“ welches

eben von London angekommen war, und die Passagiere warteten ungeduldig auf die Boote, welche sie an's Land setzen sollten. Es gab auf dem ganzen Schiff nur einen Menschen, der ruhig und gelassen inmitten der Hast und des Getümmels blieb. Etwas abseits dem Haufen der Reisegefährten stand er unbeweglich und blickte nach der nahen Stadt und der langverlassenen Vaterlandserde hinüber. Sein Gesicht war von fremder Sonne gebräunt, sein Haar gebleicht vom Alter, das Auge matt und müde. Er lehnte etwas gebückt an einem Stock und war der Letzte, der langsam hinabstieg in den Kahn, welcher ihn an's Land tragen sollte. Erst als er den Fuß auf den deutschen Boden setzte, kam ein seltsames Leben in seine Züge, ein leises Zittern überlief seinen hagern Körper; er athmete aus tiefer Brust auf, lüftete dann ein wenig, wie grüßend, den Hut. Dann verlor er sich im Wogen des Volkes und taucht in dieser Geschichte erst wieder auf am Morgen des achtundzwanzigsten Mai zu der Zeit, wo ein ureinfach Gefährt, gezogen von einem abgelebten weißen, einäugigen Rößlein, auf der vom letzten Regentag aufgeweichten Landstraße mühsam aus den äußersten Vorbergen des Harzes sich hervorarbeitet.

Die Sonne spiegelte sich in tausend und aber tausend funkelnden Tröpflein, die an den Gräserspitzen, an den frischen Laubblättern, an den starren Tannennadeln hingen; die Lerchen sangen hoch in der blauen Luft; tausendfarbig, frühlingsfrisch leuchtete und blitzte die weite grüne, fruchtbare Ebene bis zum Elmwald hin. Aus Sachsenborn ist das kleine Fuhrwerk ausgefahren; wir müssen es aber seinen Weg weiter fortsetzen lassen und uns im Geist in die wackere Stadt Königslutter versetzen, wo der deutsche König Lothar und sein Ehgemahl Richenza in der stillen feierlichen Stiftskirche begraben liegen. Lebendigstes Leben herrschte hier an diesem Morgen. Die Gassen waren voll Volks und manch' anmuthig Mädchengesichtchen beugte sich aus dem Fenster und schaute hinab auf die Wagen voll alter Herren, die in das Thor von Braunschweig her rollten und auf dem Markte von den zwölf Hornbläsern der schwarzen Jäger mit der Melodie des Gaudeamus igitur begrüßt wurden. Und gezogen von zwei muthigen Rappen kam auch der Fremde, den wir in Hamburg haben landen sehen und ließ vor dem Rathskeller halten, wo schon mancherlei freudiges Getöse laut wurde und manch' Wiedersehen mit Mund und Handschlag gefeiert wurde. Finster, das Haupt zur Brust gesenkt, stieg der Fremde die Treppe hinan, welche eben ein hochgewachsener stattlicher Herr, der ein farbiges Bändchen im Knopfloch trug und ein gewichtiger Mann im Staate war, ihm entgegen hinabschritt. Die beiden einander Begegnenden grüßten höflich im Vorbeischreiten, blickten sich einen Augenblick aufmerksamer an — dann setzten sie ihren Weg fort. Der Fremde befand sich oben auf der Treppe, der Mann mit dem Orden unten; jeder schaute, wie zweifelnd, noch einmal zurück; dann rief der Eine:

„Eisenhard! Sind Sie — bist Du es denn wirklich?"

Der Andere rief:

„Hartriegel!" ohne Etwas hinzuzusetzen; eilte aber schnell die Treppe wieder hinauf, und drei Minuten lang versperrten die beiden Jugendfreunde, welche sich da eben wiedergefunden hatten, den von allen Seiten andrängenden ehemaligen juvenes von Helmstedt den Weg. Sie hatten Beide viel erlebt und viel Fragen an einander zu thun, und die drei Minuten auf dem Treppenabsatz reichten bei weitem nicht aus zu allen ihren Fragen und Antworten.

„Später! Später, Ludwig!" sagte der als Siegfried Hartriegel Angeredete. „Später! ich komme einen weiten Weg her, und unaufhaltsam hat mich dieses Fest in seinen Wirbel gerissen — wider Willen! Wider Willen, Ludwig! Hundertmal hab' ich umkehren wollen und ich habe es nicht gekonnt! Ich habe auch einen Sohn hier in dem alten Deutschland!"

Der Mann mit dem Orden drückte dem Finstern stumm die Hand und schüttelte den Kopf; aber wirklich allzu lustig läuteten rings umher die Gläser und klangen die Trinksprüche und die Begrüßungsworte der verwaiseten Helmstedter Burschen, als daß hier der Ort gewesen wäre, in diesem Augenblick das auszusprechen, was er dem fremden bedrückten Mann hätte sagen müssen. Der Regierungsrath Eisenhard gab sich so selten als möglich eine Blöße: er schwieg deshalb auch jetzt. —

III.

Auf der äußersten Spitze des Cornelusberges gegen Süpplingenburg hin liegen viele gewaltige Felsensteine, welche die Hand der Natur nicht so aufgethürmt hat, wie sie gelegen sind. Altgermanische Vorfahren haben sie so zusammengewälzt, sei es als Gedächtnißmäler gefallener Helden, sei es als Altäre der bildlosen großen Gottheit, die sie im dumpfen Ahnen besser und klarer erkannten, als römische und hellenische Weisheit in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit sie faßte. Zwei Männer standen auf einem dieser Steine im rothen Scheine der untergehenden Sonne und schauten tief bewegt hinab auf die unten im

Thal liegende einstige Universitätsstadt Helmstedt. Einen der Männer kennen wir schon; es war der greise Pfarrer von Sachsenborn, Adam Cellarius. Der Andere, mit der kurzen Pfeife im Munde und dem Knotenstock, untersetzter Statur, ziemlich bejahrt, aber ebenfalls aller Körper- und Geisteskräfte im vollsten Maße noch mächtig, war Herold, ein Arzt in einer kleinen Landstadt, welchen der Pfarrer auf seinem Wege zur alten Universität mitgeführt hatte auf seinem Korbwägelchen. Auch zwei Jugendfreunde, traurigen Herzens inmitten des fröhlichen Volks, welches hier auf dem Corneliusberg den Zug der ehemaligen Studiosen von Königslutter her erwartete.

„Hier, hier war es! Hier lag er und sein rothes Blut färbte die dürre Haide und das Gras!“ murmelte der Pastor — „Ernst! Ernst! . . . Drunten liegt er in seinem kühlen Grabe —“

„Ruhig! Ruhig, Mann!“ sagte der Arzt. „Es war ein wackerer Junge und er führte seine Klinge gut; aber den Stoß —“

„Die arme Antonie ruht nun auch lange neben ihm — ach Heinrich, ich wollte, ich wäre nicht gekommen!“

„Wer weiß, was ihm durch seinen frühen Tod Alles erspart ist im Leben,“ sagte der Arzt. „Er ist in Jugendlust und Jugendkraft davongegangen und der Tod ist ihm leichter geworden, als er uns vielleicht bald genug werden wird; es war ein ehrlicher Kampf!“

Der alte Pfarrer strich über die Stirn und wischte eine Thräne aus jedem Auge. „Horch, da kommen sie!“ sagte er dann.

„Wahrhaftig!“ rief der Arzt. „Salvete! Salvete! Vivat, vivat Julia Carolina! Ruhig — ruhig, immer ruhig Blut, Mann! Horch Adam — sie blasen das Gaudeamus — sie kommen! sie kommen!“

Ferne Hornmusik klang in der That leise herüber und jetzt bewegte sich der lange Zug der Wagen die Landstraße daher. Das Volk von Helmstedt eilte den Kommenden entgegen und die beiden alten Freunde blieben unter den Felsenmälern allein zurück. Drunten in der Stadt läutete die Glocke der Collegienkirche zum Gruß der einstigen akademischen Bürger. Der Pfarrer von Sachsenborn nahm den Hut ab, und der Arzt folgte seinem Beispiel, indem er die mit einem Blumenstrauß geschmückte graue Mütze hoch in die Luft schleuderte und geschickt sie wieder fing.

Jetzt hielt der Zug auf dem Gipfel des Corneliusberges; jetzt stiegen die Burschen aus den Wagen und ordneten sich, um Arm in Arm, umwogt von der grüßenden Philisterschaar von Helmstedt, zu den Steinen hinzuziehen. Ihnen voraus schritten, einen herzerfrischenden Marsch blasend, die Hornisten. Immer näher, immer näher stieg die fröhliche Jugendzeit in den alten Studiengenossen den beiden Freunden auf dem Felsblocke. Der letzte Schimmer der Sonne verglühte am westlichen Himmel, als unter einem jubelnden Vivat und weitschallenden Tusch der Trompeten und Hörner die letzten Studenten von Helmstedt ihre Universität begrüßten. — „Accinite, commilitones! — — effervescite laetissimae acclamationes! Vivat, floreat Helmstadium! Vivat et floreat apud pios omnium animos Julia Carolina, vivat et floreat in aeternum!“ rief eine Stimme von dem höchsten Steine in die herabsinkende Nacht hinein. — —

„Willkommen, Helmstedts Musensöhne!“ stand über der Ehrenpforte am Kirchthore, durch welches die einstigen Burschen jetzt einzogen in ihre Musenstadt. Das waren die alten Straßen — das waren die alten Häuser! Tücher wehten aus den Fenstern — manch' hübsch Sträußlein fiel nieder und wurde dankend aufgehoben und im Knopfloch befestigt — Hoch! Hoch, die Julia Carolina! Manch ein Bürger drängte sich in den Zug, einen wohlbekannten alten Hausgenossen erkennend und ihm freudig dringend die einstige „Kneipe“ wieder zur Verfügung stellend. Wie im Traum schritten Manche der Commilitonen einher! — Die alte Zeit war wiedergekommen — grauköpfige Herren warfen Kußhände zu den Fenstern empor wie vor zwanzig, dreißig Jahren; trübe Augen wurden klar und hell, neue Kraft und Festigkeit gewannen die Füße auf dem wohlbekannten Straßenpflaster — lebendiger pochte und klopfte jedes Herz in der Brust. Floreat vigeatque Helmstadium! —

Auf dem Rathhause nahm die Bürgerschaft die lieben Gäste in Empfang, und ein jeder Philister führte die ihm zugetheilten jubelnd und frohlockend in sein Haus. Wie ehedem regte es sich in den Gassen, wie ehedem trieb es sich über die Plätze, wie ehedem bildeten sich Gruppen an den Straßenecken; wie ehedem lagen ja die akademischen silbernen Scepter und die Albums der Universität auf ihren rothsammetnen Kissen im großen Saale des Collegienhauses. Die alte Universität war auferstanden von den Todten für eine Nacht und einen Tag.

IV.

In einem dunkeln engen Gäßchen der ehemaligen Musenstadt, in einem dunkeln Hause, in einem dunkeln engen Stübchen, an welches ein noch engeres dunkleres Kämmerlein stieß, hatten der Pastor Adam Cellarius sammt dem Doctor Herold ein Unterkommen gefunden. Beide kannten Gasse, Stube und Kammer gar wohl — sie kannten auch den kleinen

blinden Spiegel und die Pfauenfeder dahinter, ſie kannten den wackligen rothgemalten Tiſch und den zerriſſenen Lehnſtuhl hinter dem Ofen. Dreißig Jahre waren bereits vorübergegangen, ſeit ſie dieſer ihrer einſtigen Studentenwohnung den Rücken gekehrt hatten — die Menſchen hatten ſich wohl verändert, Stübchen und Gaſſe aber nicht. Der Paſtor ſaß, die Stirn in der Hand, in dem alten Lehnſtuhl, der Doctor ſaß in der Fenſterbank und ſchaute hinunter in die dämmerige Straße.

„Dachte ich doch eben, der Profeſſor Beireis trabe da um die Ecke!“ ſagte der Arzt, ſeinen Platz am Fenſter verlaſſend und auf den Freund zutretend. „Brauſepulver muß ich heute Abend noch nehmen, um das Blut und die Nerven zu beruhigen. Wach' auf, Adam, — der Menſch kann wahrhaftig nichts für ſeine Natur: Du warſt ein Träumer, biſt ein Träumer geblieben und wirſt ein Träumer bleiben.“

Der Angeredete ſchaute lächelnd in die Höhe. „Heute mußt Du mir das verzeihen, Heinrich; ich habe das Recht dazu und glaube, auch Du biſt bereits in denſelben Fehler gefallen, den Du mir vorwirfſt.“

Der Arzt nahm die Pfeife aus dem Munde. „Du magſt Recht haben, Adam. Das iſt ein ſeltſames Feſt!“ brummte er.

Jetzt ſchritt der Pfarrer von Sachſenborn zu dem Fenſter und blickte hinaus; aber nicht hinab in die Gaſſe, ſondern hinüber zu einem Fenſter, aus welchem bereits der Schein einer Lampe in die Dämmerung und den Mondſchein hinausfiel. Der Arzt trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter; ohne ein Wort zu ſprechen ſtanden die beiden alten Studenten eine geraume Zeit neben einander. Dann ſeufzte Adam Cellarius tief und ſagte:

„Da wohnte ſie!“

Zwei andere Männer traten in demſelben Augenblick in die Gaſſe und hielten unter dem Hauſe an. Der Eine ſtützte ſich ſchwer auf den Andern und ſeufzte ebenfalls gar tief und beklommen, und eine noch ſchwerere Laſt ſchien auf ſeiner Seele, als auf der des Pfarrers zu liegen.

„Da! Da!“ flüſterte er, auf das erleuchtete Fenſter deutend.

„Komm, komm, Siegfried!“ ſagte der Andere. „Du haſt es gewollt — komm fort!“

„Ja, ich habe es gewollt!“ murmelte der Erſte, und Beide durchſchritten langſam und ſchweigend die Gaſſe. Der Pfarrer von Sachſenborn blickte ihnen nach — er hatte durchaus keine Ahnung davon, wer da eben ſeinen Lebensweg wieder gekreuzt hatte; aber ein unabweisbares Gefühl der Unruhe kam plötzlich über ihn und zog ihn wieder hinunter in die Gaſſen von Helmſtedt. Hier herrſchte das fröhlichſte Leben, die meiſten Häuſer waren feſtlich erleuchtet, und Muſik erſchallte aus allen von den Burſchen occupirten Gaſthäuſern. Der Mond zog ſtill und friedlich am Himmel dahin, und die friſche Luft der Mainacht that dem erregten alten Paſtor Adam Cellarius gar wohl. Auf manchen Jugendbekannten ſtieß er bei ſeinem Gange durch die Straßen, und den Doctor verlor er bereits an der zweiten Ecke, wo derſelbe in einer ſehr lebendigen, luſtigen Schaar von Collegen und einſtigen Commilitonen verſchwand. Auf dem feſtlich glänzenden Duckſteinkeller aber fragte mit dem ſchönen Liede Houwald's eine kräftige Stimme:

„Bringt Ihr zur Luſt, die aus dem Becher winket,
Wie ſonſt, noch einen frohen, freien Geiſt?
Begreift Ihr jetzt, warum man: „Schmollis“ trinket?
Und was das tiefe Wort: „Fiducit“ heißt?“

Und jauchzend, daß es weit in die Nacht hinein klang, antwortete ein voller Chor:

„Ja! Schmollis dem ganzen Menſchengeſchlecht,
Und dann: Fiducit auf Gott und auf Recht!“

Lauſchend ſtand der Pfarrer von Sachſenborn da und ſummte die Melodie nach, bis der Vers kam:

„Es lebe Alles, was wir einſt beſeſſen,
Was uns erfüllt, begeiſtert und geweckt!
Es lebe, was das Herz wird nie vergeſſen,
Obgleich es längſt ein dunkler Schleier deckt.“ —

Da verließ er, die Hand auf die Bruſt drückend, ſeinen Standpunkt und ſchlich an den Häuſern hin, den Hut tief in die Stirn gezogen, um nicht noch einige Male angehalten zu werden, einſam und ſcheu dem Gottesacker der Sanct Stephanskirche zu, wo unter den vielen gelehrten und berühmten Männern ſo manches junge, früh verglühete Burſchenherz und auch der todte Bruder und die arme Antonie ihren letzten Schlaf ſchliefen. Er hatte nicht lange zu ſuchen, um die grünen eingeſunkenen Hügel zu finden, und lehnte bald an dem ſchwarzen Kreuz, welches das Grab des Bruders bezeichnete. Er gab ſeinen Gedanken keine Worte, und faſt hatte er auch keine beſtimmten feſten Gedanken: er fühlte die wonnige Mainacht und blickte in den flimmernden Mondſchein und athmete den Duft der blühenden Geſträuche und Blumen rings umher; aber er war gleich einem Traumwandler. Er vermochte nicht mehr, ſich auf den Beinen zu halten, ſchwindelnd mußte er ſich auf einem der nächſten Grabſteine niederſetzen, und die Ellenbogen auf die Knie geſtützt, das Haupt in die Hände gelegt, ſaß er lange Zeit unbeweglich da. Allmälig legten ſich die Wogen ſeiner Seele, die Bilder, die ſeinen Geiſt durchzogen, wurden klarer und beſtimmter, er konnte ſie auseinander-

halten und sie dann in gewisser Reihenfolge ordnen.

Da zogen zuerst zwei junge Gesellen, lebensmuthig, rothwangig ein in das Thor der alten Musenstadt. Das war lange, lange Jahre her! Grüne Laubzweiglein trugen sie an den Hüten, und Alles vor ihnen und um sie her war Frühling und Sonnenschein. Zwillingsbrüder waren es — Adam und Ernst Cellarius; fast gleich an Gestalt, Gesicht und Haar, aber gar verschiedenartig an Geist und Gemüth. Der Erste still und sanft, der Zweite wild und leidenschaftlich, doch treu und brav wie der mildere Bruder. In der engen, dunkeln Gasse, in dem Stübchen, welches dem Pfarrer Adam heute noch so bekannt war, warfen sie die leichten Ränzel ab, entledigten sie die kleinen Lederkoffer, die der Fuhrmann ihnen nachführte, des Inhalts, welchen die mütterliche Vorsorge und die väterliche Gelehrsamkeit ihnen hineingestopft hatte. Bald prangten an der Wand die beiden Matrikeln, durch welche die alma mater sie in die Zahl ihrer Kinder aufnahm; bald prangten die beiden Schläger über einem Paar gewaltiger Fechthandschuh. O selige Zeit! Zeit, wo jeder Nerv, jede Muskel dem Geist gehorchte und der Geist selten etwas wollte, was nicht jeden Nerv, jeden Muskel anspannte —

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum bescheert."

Es war dem Pfarrer von Sachsenborn, als ob ein leises, wehmüthiges Raunen und Klingen durch die Luft ziehe, als ob es sich ringsum in den Gräbern rege — unwillkürlich schauete er auf — aber die alten und die jungen Schläfer drunten schliefen fest genug; nur eine ferne Nachtigall sang ihr Klagelied, und der weiße, leuchtende Mondnebel hob und senkte sich über den Gräbern.

Des Pfarrers Geist war wieder in dem kleinen Stübchen in der engen Gasse. Manch' bekannter Tritt erschallte auf der Treppe, manch bekanntes Gesicht blickte in die Thür. Singende, jubelnde Schaaren der Genossen zogen unter den Fenstern vorüber und hielten und winkten und riefen:

„Weg Corpus juris, weg Pandecten,
Weg mit den theolog'schen Secten!
Weg mit der Medicinerei!
Vor solchen Musen hab' ich Scheu!

Hinaus! Hinaus! Zu Roß, zu Fuß, zu Wagen — hinaus! Hinaus in die freie Luft, in den grünen Wald! Wer kann hier athmen zwischen den Mauern und dumpfen Wänden? „Die Bücher vom Tisch, Adam! Da kommt der Siegfried schon!"

„Siegfried Hartriegel!" sagte der Pfarrer von Sachsenborn, und er senkte sein greises Haupt tiefer — tiefer — tiefer. „Siegfried Hartriegel, Mörder meines Bruders und sein Freund — mein Freund!" Leise, als wolle er den Namen des Schuldigen dem richtenden Gott nicht verrathen, hatte der Alte diese Worte hingehaucht: daß sie das Ohr Desjenigen getroffen hatten, dem sie am vernichtendsten waren, wußte er nicht. Dicht neben ihm im dunkelsten Schatten des Gebüsches stand der unglückliche Jugendfreund, bewegungslos, wortlos, im tiefsten Innern vernichtet, ein alter, alter, bedauernswerther Mann! „Arme Antonie!" sagte Adam Cellarius. „Du warest nicht schuld daran, Deine klaren blauen Augen konnten Nichts dafür, daß sie die Beiden verzaubert hatten! Friede Deiner Asche, Antonie!" In herzzerreißender Bestimmtheit und Klarheit löste sich ein anderes Bild aus der Mondnacht los.

Unter den Hünensteinen auf dem Corneliusberge standen Bruder und Freund einander gegenüber, während in dem kühlen, stillen Collegiensaale Adam, Nichts wissend, Nichts ahnend, den Worten des Lehrers lauschte. Dem Bruder zur Seite stand Herold, der Mediciner; Secundant Siegfried's war Ludwig Eisenhard, der Jurist. Die Klingen blitzten im Strahl der Abendsonne; zu kurz war der Kampf, um den Sinnverwirrten Zeit zur Besinnung zu lassen: mit durchbohrtem Herzen sank Ernst Cellarius lautlos zusammen, und der herbeieilende Bruder fand nur noch die starre, stumme Leiche, der man mit Mühe die im wilden Grimme festgepackte Waffe aus der Hand winden konnte. Lange lag Adam in einem hitzigen Fieber, das ihm die Besinnung ganz und gar nahm. Als er wieder erwachte, wußte Niemand ihm Nachricht zu geben, wo der unglückliche Siegfried geblieben sei. Er war verschwunden, und Keiner wußte, wohin er gegangen.

„Arme Antonie!" seufzte der Pfarrer von Sachsenborn. Der Fliederbusch über dem Grabe des todten Mädchens hub an im Nachtwind leis zu rauschen, es neigten und beugten sich alle Blumen und schwanken Grashalmen — zusammenschauernd erhob sich der alte Student von Helmstedt. Mitternacht schlug die Glocke auf der Kirche des heiligen Stephan. —

„Gute Nacht, Ernst! Gute Nacht, Antonie!"

Langsam, müde und gebrochen verließ der Pfarrer den Friedhof: ein Anderer trat hervor, sich über die beiden Hügel zu neigen! —

V.

Die kleine Stadt war fast ganz wieder in ihre gewöhnliche Stille zurückgesunken; die meisten Lichter und Lampen in den gastfreundlichen Häusern waren erloschen; nur selten ließ sich noch ein Schritt in den Gassen ver-

nehmen. Aber in dem dem Pfarrer von Sachsenborn einst so wohlbekannten Duckstein-keller saß noch ein Kreis stichhaltender Zecher vor den mit Rheinweinflaschen besetzen beiden langen, einen rechten Winkel bildenden Tischen, und unter dem Läuten der Römer klang es wehmüthig in die stille Nacht hinaus:

„Fato cessit Julia,
Silent professores,
Vacant auditoria.
Sola nos memoria
Vocat auditores.

Ohne Anfechtung von Außen erreichte der Pastor seine Behausung, in welche der Doctor Herold noch nicht zurückgekehrt war. Wie hätte er sich aber zur Ruhe niederlegen, Ruhe finden können? Nachdem er lange noch auf- und abgeschritten war, zog er den wackelnden Lehnstuhl hinter dem Ofen vor in die Nähe des Fensters, öffnete einen Flügel desselben, setzte sich und schaute hinaus in die stille Nacht. Der Mond hatte seine Bahn am Himmel vollendet, nur einzelne Sterne funkelten milde hie und da. Auch das Licht drüben in dem Stübchen, wo einst die arme Antonie gewohnt hatte, war lange erloschen; klar aber leuchtete das Bild der Jungfrau in der Seele des Träumenden.

„Was für eine süße, sanfte Stimme sie hatte, wenn sie drüben über ihrer Arbeit sang — und wie sie roth wurde und acht Tage ihre Gardine nicht aufgezogen wurde, als ihr Ernst die Rosenknospe hinüber in's Fenster geworfen hatte! — Alles dahin! dahin!“

Jetzt aber erhob die Phantasie ihren Zauberstab und zeigte dem Pfarrer von Sachsenborn andere Bilder: — sein eigenes kleines Glück, welches er in einem vergessenen Bergthal in den Tannenwäldern des Harzes gegründet hatte. Sie zeigte ihm die früh heimgegangene Gattin und ihr Grabkreuz auf dem kleinen Dorfkirchhof: dann stieg das Bild der guten, schönen Ehrhardine auf, und eine Schaar freundlicher, muthwilliger Geisterchen und Genien versammelte sich um den Alten, stimmte die Hörner, probirte die Pauken, und erbaulich klang dem Pastor ein Vers jenes vorhin vernommenen Festliedes auf:

„Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Homiletik lernt im Ehestand!“

Und die ganze Gemeinde von Sachsenborn sang in weiter, weiter Ferne den Chor:

„Ja, wer die Menschen zu Menschen erzog,
Wer lehret und tröstet, der lebe hoch!“

Manche wohlthätige Thräne entrollte dem Auge des Greises, als ihn plötzlich eine Hand, die sich ihm auf die Schulter legte, erschreckt auffahren machte. Er hatte weder den schwerfälligen Tritt des Doctors Herold, noch das Oeffnen der Thür gehört.

„Du bist noch nicht zu Bett, Adam, und sitzest so im Dunkeln?“ fragte der Arzt. Seine Miene war sehr bewegt.

„Mir ist wohl so!“ lächelte der Pfarrer. „Hast Du das Wiederaufleben unsrer Julia Carolina fröhlich gefeiert, Heinrich?“

„Nach Gebühr,“ sagte der Arzt und zog einen Stuhl an die Seite des Freundes. „Adam,“ sprach er ernst, „Adam, er ist auch hier.“

Der Pfarrer erhob sich zitternd. „Wer? wer?“ fragte er hastig und mechanisch, denn die Frage war unnöthig.

„Siegfried Hartriegel!“

„Ah!“ Der Greis sank stumm in den Lehnstuhl zurück.

„Er ist sehr zu beklagen — er ist sehr elend!“ sprach der Arzt.

„Heinrich, Heinrich — ah, weshalb mußte ich hierher kommen? Ich will fort — jetzt — gleich fort!“

„Beruhige Dich, Adam! Auch sein Wille ist's nicht gewesen, diesen Ort wieder zu betreten. Es liegt schwer auf seiner Seele.“

Der Bruder Ernst's hatte die Hände gefaltet und stöhnte leise.

„Wo hast Du ihn erblickt, Heinrich?“

„Er kam vom Kirchhof von Sanct Stephan! Ich habe ihn angeredet, da er mich erkannte. Ich konnte nicht anders.“

Der Pfarrer griff nach der Hand des Freundes, sprach aber kein Wort, und lang noch saßen die beiden alten Studenten stumm neben einander.

„Wir wollen zu Bett gehen, Heinrich!“ sagte dann Adam Cellarius; seine Stimme war ruhig; ruhig und heiter war sein Auge, als der Arzt die kleine Lampe angezündet hatte. — —

VI.

Sonnenschein am Himmel und auf der Erde, Sonnenschein in Aller Herzen! Unter dem Geläut der Glocken zogen vom Stadthaus aus die einstigen Studenten von Helmstedt — dreihundertsiebenunddreißig an der Zahl — nach dem Juleum. Ihnen voran wurden die akademischen Scepter und die Namensverzeichnisse der Universität, seit der Stiftung im Jahre 1576 bis zur Aufhebung 1809, feierlich getragen. Mit Blumen und grünem Eichenlaub hatte man ihnen den Weg bestreut und

non omnis morietur Julia

stand über dem bekränzten Eingang des Juleums.

Der Pfarrer von Sachsenrode ging gebückt

am Arm des Jugendfreundes einher — er hatte es schier vermieden, das Auge vom Boden zu erheben.

Auch er befand sich im Zuge, und der Regierungsrath Eisenhard schritt an seiner Seite ein in den großen Hörsaal, wo die berühmten Katheder so manches Jahr schon leer standen und die berühmten alten Professoren, wie es den Meisten schien, mit einem Ausdruck der Trauer und Wehmuth aus ihren Rahmen an den Wänden auf das neuerweckte Leben herabschauten. Feierliche Stunden gingen den Festgenossen unbemerkt in dem gothischen, so wohlbekannten Raume vorüber: es wurden Reden gehalten, ernste und heitere, deutsche und lateinische, und wurde manch' begeistertes Lied gesungen. Den Schluß der Parentalien bildete ein Choral, mit dessen Ausklingen die erregten Musensöhne wieder hinausströmten in's Freie, in der Sonne, der frischen Luft ihren zusammengepreßten Gefühlen Raum zu geben. Der Arzt wurde wieder einmal von der Seite Adam Cellarius' fortgerissen; der Greis hatte wenige Bekannte getroffen, er fand sich wieder einmal allein inmitten des lebendigsten Gewühls. Er lächelte, auf seinem Stab gestützt, in das frohe Treiben hinein, ihm war so wohl, er wußte es kaum zu sagen, noch weniger es zu erklären. Vor seinen klaren Augen lebten, gingen und kamen die Gestalten der Vorzeit; der Herzog Julius zog ein mit seinem Kanzler Joachim Mynsinger von Frundeck, mit Rittern und Rossen, Grafen, Landständen und Gesandten, nach kaiserlichem Privilegium die Universität zu gründen. Im hellen, glänzenden Sonnenschein schwebte die lange, lange Reihe geistesstarker Männer vorüber, die hier gewirkt hatten: Martin Chemnitius kam und Heshusius, Georg Calixtus trat einher und Mosheim und Henke, die Theologen. Es kamen die Philosophen Johannes Caselius und Hermann Conring; — es kamen die Juristen Leyser, Eisenhart und Häberlin, Vater und Sohn gleich berühmt; — Heister und Beireis, die Aerzte, schritten hervor. Erst als der alte Pastor aus den Harzbergen an die traurige Zeit der Fremdherrschaft und an Johannes von Müller, der die Universität auflöste, dachte, ward seine Stirn wieder finsterer, sein Auge wieder trüber. Trug nicht noch das Bild des herzoglichen Stifters im Juleum die Spuren der Vandalenzerstörung, der französischen Bayonette? Der Alte faßte den Stock fester; aber vor solch wonnigem Maienblau und Grün und Glanz hielt das finsterste Grämen nicht Stand; ein Gedanke an die todesmuthige, rächende Jugend, die aus den verödeten, verwüsteten Hörsälen in die Befreiungsschlachten sich stürzte, verscheuchte ihn. Auch der Pfarrer von Sachsenborn ließ sich von dem Strome der Menge mit hinaustragen in den allgemeinen Festjubel: die dunkeln Bilder der Vergangenheit erbleichten; mehr und mehr gewann die blühende Gegenwart ihr Recht. Der scheidende Frühling und der kommende Sommer schienen wirklich an diesem Tage im Verein ihre schönsten Schätze auf die einstige Musenstadt ausschütten zu wollen. Rund um die Stadt unter den schattigen Baumgängen wogte es. Commilitonen und Philister schritten Arm in Arm einher und sprachen von der vergangenen Zeit, und die schönen Frauen und holden Jungfrauen hatten sich auch nicht in ihre Kämmerlein verschlossen, sie vermehrten gern und willig das bunte Getümmel. Still lächelnd wandelte Adam Cellarius einher, und manch' einen herzlichen Gruß von Unbekannten hatte er herzlich zu erwiedern. Nach aller Aufregung durch Altes und Neues war es still und friedlich in seiner Seele geworden; — er fürchtete sich fast nicht mehr vor jener dunkeln Gestalt, die in jedem Augenblick aus der fröhlichen Menschenmenge auftauchen konnte, um einen blutigen Schleier über alle Heiterkeit dieses seltsamen Lebenstages zu werfen. Das Töchterlein seines Wirthes hatte ihm mit dem Kaffee und ihrem Glückwunsch einen feinen Blumenstrauß gebracht, den trug er in der Hand den ganzen Morgen — dem Pfarrer von Sachsenborn war gar wohl und selig zu Muthe! — —

VII.

Seitsab dem Wege und den Fußwandelnden im Schatten eines dunkeln Gebüsches auf einer verfallenden Rasenbank saß einsam und allein ein Mann, dem der Sonnenschein nicht in's Herz gedrungen war, dem jeder Ton und Laut der Luft und des Behagens ein Mißklang erschien, der kein Lächeln, keine Thräne für das Fest hatte — das war Siegfried Hartriegel, der Gegner von Ernst Cellarius. Mechanisch war er dem Regierungsrath zur Feier in das Juleum gefolgt; er hatte ihn aus den Augen verloren, und nun saß er hier, finster vor sich hinstarrend. Auch er fürchtete das Erscheinen Eines Gesichtes, und jeder Gedanke daran zog ihm das Herz wie im Krampf zusammen.

Aus dem Dunkel, in welchem er kauerte, hatte er die Aussicht in einen Laubgang, in welchen die Sonne ihre warmen Strahlen schräg hineinschoß. Unendliches Leben tanzte und flatterte in diesen glänzenden Bahnen auf dem schwarzgrünen Grunde; flimmernde Schatten hüpften auf dem Boden, wie der erfrischende Morgenwind mit den zarten Zweigen und Blättern, die den Bogengang bildeten, spielte und tändelte. Durch diesen Gang sah

der Einsame das fröhliche Leben auf dem Hauptwege bunt in der Ferne vorbeigleiten; aber noch Niemand der Lustwandelnden hatte diesen Seitenpfad selbst eingeschlagen. Siegfried Hartriegel hatte Zeit und Gelegenheit, seinen finstern Gedanken nachzugehen!

Er versuchte es, an seinen wackern Sohn, den zu besuchen er aus Amerika nach Deutschland gekommen war, zu denken; er versuchte es, hellere Bilder seines vielbewegten Lebens im Geiste zurückzurufen: er vermochte es nicht! Zu schwer lastete an diesem Orte die böse Erinnerung seiner eigenen Jugend auf ihm. Er hatte gestern Abend auf dem Stephanskirchhofe wohl geahnet, wer der nächtliche Beter an dem Grabe der armen Antonie und des erstochenen Ernst sei. —

„Fort! fort! fort!“ rief er aufspringend. „Er wird erscheinen, wenn ich nicht gehe! er wird mich anschauen — sein Blick wird mich vernichten! O, was hat mich hierher getrieben?“

Er unterbrach seine wilden Ausrufe, sein Auge wurde starr, seine ganze Gestalt, vorgebeugt, nahm den Ausdruck des fieberhaftesten Lauschens an — langsam wandelte eine Männergestalt den Laubgang hinunter. Der Näherkommende trug den Hut in der Hand, die ehrwürdigen Silberlocken glänzten in der Sonne —

„Adam! — Adam Cellarius!“ flüsterte der Einsame, unfähig, ein Glied seines Körpers zu bewegen. Der alte Pfarrer von Sachsenborn hob lächelnd das sinnende Auge vom Boden, erblickte den Fremden, ohne ihn zu erkennen und schritt auf ihn zu mit freundlichem Gruße. Jetzt erregte der starre, unbewegliche Blick des Mannes seine Aufmerksamkeit, er trat noch einen Schritt näher; dann aber im plötzlichen Erschrecken drei zurück —

„Siegfried Hartriegel!“ rief er, mit abwehrendem Entsetzen die Hände ausstreckend.

Der Wiedererkannte regte sich nicht; als aber der Bruder des todten Ernst scheu zurückblickend sich weiter von ihm entfernte, sank er nach und nach in sich zusammen, bis er zuletzt bewußtlos zur Erde stürzte.

Tausend widerstreitende Gefühle regten sich in der Brust des Pfarrers; — er stand still! — Sollte er den Mörder des Bruders seinem Schicksale überlassen? Er konnte ja ihn im nächsten Augenblicke mit einer Menge theilnehmender, hülfebringender Leute, durch einen einzigen Ruf, umgeben!... Der Pfarrer von Sachsenborn rief *nicht* die *Fremden* zu Hülfe! Schon kniete er neben dem Bewußtlosen und hob mit zitternden Händen das Gesicht desselben von der feuchten Erde. Er blickte in die einst so wohl bekannten Züge des Jugendgenossen — — —! Er sah, daß Gott der Herr schon lange Gericht gehalten hatte, daß es nicht mehr ihm zukam, an die ungesühnte Schuld zu denken in diesem Augenblick. Er that Nichts und konnte Nichts thun, was das Wiedererwachen des unglücklichen Siegfried gefördert hätte; er hielt das Haupt desselben an seine Brust und betete leise; so fand ihn der Arzt Heinrich Herold, welcher schon lange ihn unter der Menge gesucht hatte! — — — — — — — —

VIII.

Die sinkende Sonne des folgenden Tages röthete bereits die Wipfel der Bäume längs der Landstraße, als der kleine Korbwagen, welchen wir bereits kennen, wiederum langsam, langsam in die Wälder und Berge des Harzes einkroch. In der eben verlassenen Landstadt hatte der Pastor Cellarius den Doctor Herold abgesetzt an der Thür seines Hauses und ihn wohlbehalten der harrenden, winkenden Gattin überliefert; er befand sich nun mit dem getreuen Knecht Hans allein auf dem Gefährt. Es war dem Pfarrer schon Recht, daß die weiße Liese sich Zeit nahm, und daß der brummende wackere Hans die Peitschenschnur verloren hatte: er hatte an Mancherlei zu denken und Viel, Viel in sich zurecht zu legen. Noch hallte das letzte herrliche Gaudeamus, welches in passender Umdichtung die ehemalige Helmstedter Burschenschaft in vergangener Nacht beim Leuchten der erlöschenden Fackeln auf dem Collegienplatze den Manen der Universität dargebracht hatten, — nach in seiner Seele; noch zitterte in leisen Schwingungen sein Herz über dem Gedanken an *Jenen*, der in seinen Armen gestern die Augen wieder aufgeschlagen hatte, und Milde und Barmherzigkeit erfüllte sein ganzes Sein.

O glücklicher, seliger alter Adam Cellarius! —

Der Pfarrer von Sachsenborn hatte den Unglücklichen mit sich führen wollen in sein stilles Walddorf; aber es konnte nicht geschehen, und es war besser, daß Siegfried Hartriegel seinen eigenen Weg weiter zog, befriedeter, leichter denn zuvor! — — Jetzt fuhr das Wäglein ein in den Wald, dessen Vogelschaaren sich bereits zur Ruhe begaben.

Kein Lüftchen regte sich; der heimathliche Tannenduft ließ sich so wohlig einathmen; mehr und mehr verschleierte sich das eben Durchlebte in der Erinnerung und die Gegenwart in all' ihrer Süße und Heimlichkeit trat wieder in ihr Recht.

Nun wartete wohl schon die gute, schöne Ehrhardine oben am Berge, wo man den Weg so weit überblicken kann, des alten Vaters. Der Pfarrer glaubte die Abendglocke seines Dorfes, welche seine Pfarrkinder von der harten, schweren Tagesarbeit zurückrief in

die stillen Hütten, in weiter Ferne zu vernehmen. Alle Freuden, in die er sich die langen Jahre seines Lebens hindurch fast unbemerkt eingelebt hatte, standen leuchtend im stillen Glanz vor ihm da: das Herz drohete dem Alten zu springen! — — Und länger und länger wurden die Schatten und tiefer und tiefer sank die Sonne. Die Heimchen zirpten in den Gräben am Wege, und Dunkelheit erfüllte den Wald. Wieder stieg hinter den Bergen der Mond auf und schauete aus nach dem Herrn Pastor; blickte aber auch zugleich in das stille Studirstübchen im Pfarrhause zu Sachsenborn und sah nach, ob Alles recht sei.

Horch, was war das?

Gesang einer klangvollen Männerstimme, fern im Walde, traf das Ohr des Pfarrers, er horchte und erkannte ein vielgesungenes Reiselied, welches die wandernden Studenten in mancher schönen Sommernacht, vor seinem Fenster vorüberziehend, hatten erschallen lassen.

Näher und näher kam der Gesang und jetzt schritt einen engen finstern Bergpfad in den Mondschein auf der Landstraße ein junger Gesell herab, und nach fröhlichem Gruß dicht neben dem Fuhrwerk des Pfarrers her.

„Wohin des Weges, nächtlicher Wanderer?“ rief der Alte lustig. „Steigt auf, ich nehme Euch mit.“

„Danke, fahrender Mann!“ lachte der Angeredete. „Hab' gute Beine, will nebenher laufen.“

„Ich bin der Pfarrer von Sachsenborn; wollt Ihr Nachtquartier bei mir nehmen, junger Freund — ziehe auch her von der Universität, Commilitone.“

„Angenommen!“ rief der Andere, dem Alten die Hand aufreichend. „Eine Vertraulichkeit ist der andern werth; — heiße Hartriegel — George Hartriegel aus Tuscaloosa — united States of North-America! Doctor der Medicin, gegenwärtig Student im alten deutschen Vaterland!“

„Hartriegel?! Georg Hartriegel?!“ rief der Pfarrer. „Sein Sohn! sein Sohn — von dem er sprach!“ hauchte er kaum vernehmbar. „Ist das Deine Hand, Du da oben?“ murmelte er zum Himmel blickend. „O wir müssen besser bekannt werden, wir müssen besser bekannt werden!“ rief er dann laut — „ich heiße Adam Cellarius!“

Der junge Mann stand einen Augenblick zweifelnd, mit offenem Munde da; dann griff er hastig dem Knecht Hans in die Zügel: „Halt, halt, Freund! Lassen Sie mich einsteigen — o, lassen Sie mich sogleich einsteigen, Reverend!“

„Gern!“ sagte der Pfarrer und der Deutschamerikaner schwang sich eifrig auf den Wagen und nahm Platz neben dem Alten.

„Hurrah! hurrah! gefunden! gefunden!“ rief er, jubelnd den Hut schwingend.

Was aber der Gesell gefunden hatte, das sollte dem Pastor von Sachsenborn nicht lange mehr verborgen bleiben.

IX.

Der Brunnen vor dem Gemeindehause murmelte und plätscherte wie immer; die jungen Bursche und Mädchen sangen unter der großen Linde, die Alten ruhten vor den Häusern, die Kinder spielten: in der Hollunderlaube am Gitter des Pfarrgartens saß die einsame Ehrhardine Cellarius —

„Ach lieber, lieber Mond, wenn ich doch nur wüßt', was mir geschehen ist! ... ach Mond, Mond!“

Die gute Ehrhardine hatte vergeblich auf dem Berge den Vater erwartet, und ihren Waldblumenstrauß zerpflückt, ohne daß der Trab des Rößleins, das Rollen der Räder sich hatte hören lassen.

Es war doch recht einsam und öde in dem armen kleinen Walddorf.

Die Frösche quakten munter in die warme schöne Nacht hinein, rund um das Dorf in den Gräben und auf den Wiesen — horch, was war aber das? das war wirklich Rädergerassel und der Tritt eines Pferdes!

Nein, es war Täuschung!

Doch, doch! es war nicht Täuschung: lauter und deutlicher trafen die Töne das Ohr der Jungfrau.

„Sollte das der Papa sein, der mit dem Hans und der weißen Liese heimkehrt von seiner alten Universität?“

In der Gartenthür stand die Jungfrau, als der Wagen in das Dorf einfuhr.

„O der Papa! der gute Papa! er ist's! er ist's!“ jubelte sie und eilte dem Fuhrwerk entgegen.

„Willkommen, willkommen Töchterlein!“ rief der Pfarrer, und der Wagen hielt vor dem Pastorenhause zu Sachsenborn.

„Papa! prächtiger alter Papa!“ rief die Tochter, dem Vater die Arme entgegen streckend. „O wie freu' ich mich, daß ich“ — das Wort erstarrte ihr auf den Lippen, sie hatte den jungen Fremden erblickt, welcher auf seinem Sitze die seltsamsten Bewegungen machte, jetzt aber aufsprang —

„O Böse! Böse! wie konntest Du mich so quälen — wie konntest Du mir so verschwinden, und Dich boshaft hier verstecken zwischen den wilden Bergen?“

Der alte Pastor stand ziemlich versteinert zwischen den beiden jungen Leuten —

„Aber was ist?...“

„Sie sollen Alles, Alles wissen, Reverend! O das ist mehr als Zufall, das ist Präde-

stination, daß Sie mich aufgreifen und aufpacken mußten auf der offenen Landstraß' mitten in der Nacht!"

Man sah im Mondschein nicht recht, wie roth, wie purpurroth die Wangen der Jungfrau glühten. Sie zog den Alten in ihre Arme und barg das Köpfchen an seiner treuen Brust —

„Lieber, lieber Papa!"...

George Hartriegel bemächtigte sich der rechten Hand des Pfarrers und rief ihm in's Ohr: „Das ist ja die Ehrhardine, die ich gefunden hab' in der berühmten Stadt Göttingen, — die Ehrhardine, die mein ist und mein bleiben soll in alle Ewigkeit, wenn sie mir auch verloren gegangen war, und ich nach ihr hab' suchen müssen bis heute, bis in diesen Mondscheinabend!"

„Aber — aber so kommt doch wenigstens in's Haus, Ihr seltsamen Menschenkinder! Das ganze Dorf versammelt sich ja."

Wahrlich, das ganze Dorf versammelte sich, um den heimgekehrten geistlichen Herrn zu begrüßen. Alt und jung, — Männer, Weiber und Kinder drängten sich um ihn her, um ihm ein freundliches Wort zu sagen und ein freundliches Wort von ihm in Empfang zu nehmen.

„Und das ist meine liebe schöne Braut Ehrhardine!" rief der Amerikaner, die Hand der weinenden Jungfrau fassend und sie in die Mitte des bructerischen Volkes führend. Adam Cellarius, der Pfarrer von Sachsenborn, aber that nicht Einsprache, sondern nahm nur den Hut von dem ehrwürdigen greisen Haupte und hob die feuchten Augen zum Himmel —

„Du hast es gut gemacht, Du lieber, treuer Gott da oben! Dein Wille geschehe!" — —

Vereinsleben und Schaubelustigungen in Belgien.

Von Friedrich Oetker.

Mannigfaltige Gesellschaften. Preiskämpfe.

Keine Bestimmung der belgischen Verfassung steht wohl mit dem eigenthümlichen Leben und Weben der Belgier, und insbesondere der Vlamingen, mehr im Einklange, als die Gewährleistung des Rechts der freien Vereinigung. In der That, es mag nicht leicht ein Land geben, das ein so reges und vielverzweigtes Vereinsleben aufzuweisen hätte, als Flandern und Brabant. Und vor Allen ist es Gent, die alte Hauptstadt der Grafen von Flandern, die in dieser Hinsicht durch bunteste Mannigfaltigkeit sich hervorthut. Zwar bestehen die uralten Innungen, die gewaltigen „Rehringen" der Weber und Walker, der Brauer und Knochenhauer, der Schiffer und Fischer, die mehr als ein Mal eine Rolle in der westeuropäischen Geschichte des Mittelalters gespielt haben, längst nicht mehr: die französische Umwälzung hat ihre kümmerlichen Reste vernichtet, und die neuere Zeit hat sich nicht veranlaßt gefunden, zu irgend einem Zunftwesen zurückzukehren, sondern vorgezogen, der umfassendsten Gewerbefreiheit für Inländer und Ausländer zu huldigen. Aber statt der alten Gewerke und bevorrechteten Verbrüderungen sind eine Menge freierer beweglicherer Einrichtungen in's Leben getreten, eine Unzahl von Vereinen und Gesellschaften, die in den mannigfaltigsten Formen und Richtungen die verschiedensten Ziele verfolgen. Es gibt Vereinigungen für Handel und Gewerbe, für Ackerbau und Viehzucht, für Thier- und Pflanzengärten, für Obstbau und Blumenzucht, für Kunst und Wissenschaft, für Wohlthätigkeit und Unterricht, für Religion und Politik, für Sicherheit und Hülfeleistung, für Zeitungslesen und Spiel, für Jagd und Fischerei, für Reiten und Schießen, für Gesang und Tanz, für Scherz und Ernst; kurz, man kann sagen, auf Alles, und zwar in hundert verschiedenen Richtungen und Eigenthümlichkeiten hat sich das Vereinsrecht und der Hang zu genossenschaftlichen Verbindungen erstreckt. Gent zählt allein drei Kunstvereine, ein halbes Dutzend Sprach- und literarische Zirkel, vier Schauspielgesellschaften, d. h. Vereine von Liebhabern, die aber auch öffentlich spielen, und daneben eine ganze Reihe von Sing- und Musikvereinen, deren einer nur vlamische Lieder singt, während ein anderer lediglich zu dem Zwecke zusammengetreten ist, Beethovensche Musikstücke zu üben und vorzutragen. Die Gesammtzahl der Genter Vereine ist nicht genau bekannt, aber sie beträgt sicher weit über hundert. In dem viel kleineren St. Nikolaus rückten jüngst über dreißig Vereine aus, um einen jungen Schriftsteller feierlichst zu empfangen, der bei einem auswärtigen Wettstreite bekrönt worden war.

Auch beschränkt sich diese Vereinslust nicht etwa auf das reifere Alter und die wohlhabenderen Classen. Es gibt sehr jugendliche und sehr dürftige Maatschappyen. Der Arme ahmt dem Reichen nach; und wie die Alten sungen, so pfeifen die Jungen! Wie zwölfjährige Buben schon ihren Thonstummel rauchen und gelegentlich nach der Bierstube schielen, so dauert es auch nicht viel länger, ehe sie das Verlangen nach einer „Genootschap" fühlen und befriedigen. Das junge Geschlecht macht's hier eben wie anderswo und wie vordem. Als im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Brügger und

Genter jeden Augenblick zu den Waffen griffen, bildeten auch die Knaben bewaffnete Schaaren, mit Fahnen und Hörnern an der Spitze.

Im Jahre 1488 lieferten sich die Brügger Jungen von zehn bis vierzehn Jahren, in Anhänger und Gegner Maximilian's getheilt, eine förmliche Schlacht, wobei fünf todt auf dem Platze blieben und eine große Anzahl schwer verwundet wurde.

Besonders bemerkenswerth sind in Gent die Verbindungen der jungen Fabrikarbeiter und Fabrikmädchen. Diese hartgeplagten und doch so unendlich lebenslustigen Geschöpfe haben nämlich ebenfalls erkannt, wie viel mehr sich mit vereinten als mit vereinzelten Kräften erreichen läßt. Sie haben „Compagnien" gebildet, je aus zehn bis zwanzig Paaren bestehend; denn jedes Mädchen hat seinen ständigen Cavalier; an der Spitze stehen gewählte Hauptleute oder Capitäne, denen in den meisten Fällen der unbedingteste Gehorsam zu leisten ist. Der Zweck dieser Verbindungen ist — nicht etwa Zusammenhalten oder gar auflehnendes Anfordern dem Fabrikherrn gegenüber, obwohl gelegentlich auch dergleichen sich zeigt, sondern — geselliges Vergnügen. Die Compagnie macht nach den Anordnungen des Hauptmanns gemeinschaftliche Spaziergänge, besucht dasselbe Bierhaus, denselben Tanzboden, und ist überhaupt in strenger Ordnung aber heiterer Ungezwungenheit zu Lust und Freude verbrüdert und gegen jede Störung zu Schutz und Trutz verbündet. Namentlich sind es die Kirmeßfeste, und noch mehr die drei Faschingstage des Jahres, welche fortwährend vor Augen schweben und worauf Monden lang alle Sorge und Hoffnung gerichtet ist. Wie oft wird davon geredet, wie lange wird gespart und selbst gedarbt, um neben den Aufwendungen für Tanz und sonstige gemeinschaftliche Genüsse auch die Mittel zu beschaffen, um sich gehörig verkleiden oder „vermaskern" zu können. Ohne Gemeinsamkeit und Zucht wäre es unmöglich. Aber darauf wird auch mit Strenge gehalten. Jedes Mitglied ist verbunden, von seinem Wochenlohn ein bestimmtes Sümmchen in die Gesellschaftscasse zu liefern. Einige Wochen vor Fastnacht wird dann überlegt, was zu thun; der Hauptmann macht seine Pläne, man leiht oder kauft ein, die Mädchen schneidern und nähen, kurz, es gelingt, wenn auch vielleicht erst nach jahrelangen Anstrengungen, eine Reihe gleicher und netter, zuweilen selbst hübscher Anzüge zu erlangen, worin die ganze Compagnie dann paarweise, Arm in Arm, unter der Anführung des Hauptmanns, an den allgemeinen Umzügen Theil nimmt, die Tanzböden besucht, oder singend und jubelnd, bis tief in die Nacht, die Straßen durchzieht.

Ich muß gestehen, daß mir von allem Mummenschanz, den ich in Belgien gesehen, nichts so ansprechend gewesen ist, als diese einfachen, saubern, fröhlichen Züge blutarmer Werkleute. Es hat etwas ungemein Anziehendes, ja selbst Rührendes, dieses jahrelange Abmühen und Zusammensparen, um sich einmal mit eigener Kraft und aus eigenen Mitteln einen fröhlichen Tag machen und nach eigenem Geschmack sich herausputzen zu können. Und nun erst, wenn man hört, daß ein solcher Trupp es einst über sich gewonnen, auf neuen Schmuck zu verzichten und einen Theil seiner Ersparnisse dazu zu verwenden, einem siech darniederliegenden Genossen eine Freude zu bereiten!

Die meisten Vereine haben ihre ständigen Locale und Versammlungszeiten. Manche besitzen glänzende Säle, namentlich die großen Spiel- und Lesegesellschaften, von denen einige über tausend Mitglieder zählen; manche haben werthvolle Sammlungen, von Büchern und Kunstgegenständen. Die Sitzungsstunden derjenigen Zirkel, welche nicht täglich zusammenkommen, sind meistens auf die Abende bestimmter Wochentage gelegt. Nach den Sitzungen pflegt man in das Bierzimmer des Hauses oder der Nachbarschaft zu gehen, um noch eine erfrischende Nachsitzung zu halten. Es wird wenig Vereine geben, die nicht ihr estaminet oder staminé, wie man es vlamisch heißt, in möglichster Bequemlichkeit zur Hand haben. Mindestens gibt es nicht leicht ein Vereinsmitglied und folglich nicht leicht ein echtes Stadtkind, das nicht irgend einem Bierhause zugewandt wäre. Wie könnte ein Vlaming, ein Brabanter ohne Bier- und Rauchstube leben? Das Wort staminé ist für die vlamischen Sprachforscher noch eine harte Nuß; die Sache aber ist, wenn keine vlamische Erfindung, doch sicher eine vlamische Errungenschaft der allerinnigsten Art. Zu allen Tageszeiten, von Morgens bis in die späteste Nacht, ist das Bierhaus ein Ort, wo man Gesellschaft finden kann. Und wie wird da genossen!! Man gehe nur Abends an einem solchen Hause vorüber, und man wird wähnen, man wandle an den Bächen Babylons, oder Winters auf den gefrornen Wassern Hollands. In den Festtagen vom Sommer 1856 verzapfte ein einziges Brüsseler Bierhaus 41,000 Gläser; den ganzen Bierverbrauch in den drei bis vier Tagen in Brüssel berechnete man auf 2000 Tonnen. Ein Veurner schlug neulich die Aufwendung eines mittelmäßigen Biertrinkers in zwanzig Jahren auf mehr als 3500 Frs. an, natürlich ohne die Ausgaben für Tabak, Gebäck, Liköre ꝛc. Ich weiß, daß einfache Handwerker schon vor zehn Uhr Morgens im Staminé saßen, und daß gar Viele während ganzer

Wochen nicht einen einzigen Abend zu Hause zubringen. Als ich einstens einen eifrigen Bierhausbesucher, der zugleich Mitglied von vier oder fünf Gesellschaften war, meine Verwunderung darüber aussprach, meinte er, das gehe nicht anders, man müsse schon dann und wann des Tages uit hoofd' van de k'lanten e' pintje pakken, d. h. der Kundschaft wegen ein Gläschen trinken, und Abends — nun das verstehe sich ja ganz von selbst, daß man da e' pintje pakken gehe!

Häufig ist in den Vereins- und Bierlocalen die Einrichtung getroffen, daß neben den Gesellschaftszwecken zugleich ein Wohlthätigkeitsziel verfolgt wird. Es sind Armenbüchsen angebracht und die Spiel- und sonstigen Regeln und Preise darnach bestimmt, daß immer Etwas für Nothleidende abfällt, was dann von Zeit zu Zeit an die allgemeine Wohlthätigkeitsbehörde abgeliefert wird. An einigen Orten sind diese Einrichtungen zu einem Gegenstande des Wetteifers geworden. Die Behörden theilen Belohnungen und Belobungen an diejenigen Gesellschaften oder Bierhausbesitzer aus, welche die größten Beträge einliefern. Als unlängst der Vorstand eines solchen siegreichen Vereins in feierlicher Versammlung auf dem Stadthause den errungenen Kampfpreis in Empfang nahm, setzte er in ausführlicher Rede — denn ohne Reden geht es in Belgien nicht leicht ab — die glücklichen Grundsätze und beharrlichen Leistungen seines Vereins in's Licht, und schloß damit, daß es offenbar nützlich und löblich sei, in rechtschaffener Weise sein Pintje Bier zu trinken.

Auch andere Wettkämpfe der mannigfachsten Art sind mit dem Vereinsleben verbunden. Nirgends werden vielleicht so viel Preise ausgelobt und so vielfältige Siegesbewerbungen und Siegerkrönungen veranstaltet, als in Belgien. Von der königlichen Akademie bis zur niedrigsten Dorfschule, von den Schriftsteller- und Künstlervereinen bis zu den Canarienvogelzüchtern, nehmen die Preisfragen und Preisaustheilungen kein Ende.

Manche Einrichtungen dieser Art, wie die allgemeinen Kunst- und Industrieausstellungen, die Preisausschreiben der Akademie, die regelmäßigen Concurse der verschiedenen Unterrichtsanstalten ꝛc. sind von Staats wegen angeordnet. Andere werden von den Gemeindebehörden veranlaßt oder gefördert; die meisten aber sind ein natürlicher Ausfluß des Vereinslebens und haben sich zum Theil seit fünf Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht, wenn auch unter mancherlei Wandelungen, fortgeerbt.

Schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kommen z. B. die Armbrustschützen als ständige Vereine vor, die sowohl innerhalb ihrer Kreise als mit andern gleichartigen Vereinen wetteiferten, sich bei ihren Auszügen und Festlichkeiten gleichmäßig kleideten, und nicht selten eine außerordentliche Pracht entfalteten. Im Jahre 1394 fand zu Dornik (Tournai) ein allgemeines Preisschießen mit der Armbrust oder dem Fuß- oder Stahlbogen Statt, woran die Vereine von dreißig Städten und achtzehn Burgplätzen Theil nahmen. Wie später gewöhnlich, so wurde schon damals nicht bloß die Geschicklichkeit, sondern auch die größte und ansprechendste Glanzentfaltung beim Einzuge belohnt. Die Brügger St. Georgs-Gilde erlangte diesen Preis; sie trug, wie ihre Jahrbücher berichten, Gewänder von Seide und Damast und dazu Halsketten von Gold mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Den ersten Preis der Geschicklichkeit trug Ypern davon; er bestand in zwei silbernen vergoldeten Kannen, über zehn Mark schwer; den zweiten Preis erhielt Douai, zwei gleiche Kannen von sechs Mark zwei Unzen Gewicht. Ein dritter Preis kam an die Dixmueder, ein vierter an die Brüsseler. Auch die Pariser wurden belohnt, nämlich mit dem Preise des Herbeikommens aus weitester Entfernung.

Im Jahre 1408 war ein ähnliches Schützenfest zu Audenarde, woran der Herzog Johann nebst Gemahlin Theil nahm; „und mußte Jan," wird erzählt, „selber seinen Bogen tragen auf seinem Nacken." Die Genter gewannen den ersten, die von Maubeuge im Hennegau den zweiten, die Brügger den dritten Preis. Im Ganzen waren vierundvierzig Städte vertreten; von jedem Vereine schossen zwölf Mitglieder, und zwar täglich zwei Städte. Die ganze Festlichkeit dauerte vierundzwanzig Tage, „und endigte in Frieden und großen Ehren." Die Schöffen von Audenarde und viele andere reiche Leute betheiligten sich sehr lebhaft; sie waren überein gekleidet und zwar „mit keerls, die eine Seite grün und die andere weiß," und mit kaproenen, worunter eine Art Tuchmütze zu verstehen ist.

Noch glänzender war das Preisschießen, das 1439 in Gent veranstaltet wurde und der Stadt über 500 Pfund grooten kostete. Die von Audenarde, 1200 Mann stark, alle überein gekleidet, gewannen den Preis des schönsten Einzugs, die von Veurne den Preis der Geschicklichkeit, in fünf silbernen Kannen bestehend. Um 1442 stritt man in Antwerpen, wobei Herzog Johann den Meisterschuß that. Er schenkte der Antwerpener St. Georgs-Gilde einen goldenen Papagei, um bei feierlichen Gelegenheiten an einer schönen goldenen Kette vom jedesmaligen Schützenkönige getragen zu werden. Zwei Jahre später, zur Feier der Vermählung Karl's des Kühnen, wurde zu Brüssel geschossen, 1455 wieder zu

Dornik, wobei neunundfünfzig Gilden erschienen und Mecheln den ersten Preis bekam.

Ueberaus glänzende Schützenzüge fanden um 1498 nach Gent Statt. Die Brügger kamen mit fünf Wagen, zweihundertundsechzehn Pferden und vierzig Trompetern, ihren letzten Schützenkönig, Herzog Philipp den Schönen, und den Stadtrath, in der Mitte. Auch der zot oder der Vereinsnarr zog mit; er kutschirte auf einem mit zwei Hunden bespannten Gefährte. Die Antwerpener Gilde soll mit sechshundert Pferden und hundert Wagen, überhaupt siebzehnhundert Mann stark, eingezogen sein. Jeder Wagen war mit sechs Ellen rothen Tuches belegt, das man an die Genter Armen vertheilte. Die Kleidung bestand aus rothen Talaren, tabbaerts geheißen; auf jedem Aermel war ein roosenhoedje gestickt. Die Schützen trugen dabei braune Hüte und weiße Schärpen. Das Fest dauerte sechs bis sieben Wochen.

Solche Preisschießen, wenn auch weniger glänzend und zuweilen längere Zeit unterbrochen, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach den Religions- und Unabhängigkeitskämpfen kamen sie unter Albert und Isabella wieder lebhaft in Aufnahme. Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fand zu Brüssel ein großes Schießen mit dem Stahlbogen Statt, wobei der Vogel auf dem Thurme der Liebfrauenkirche am Sandplatze, Notre dame des Victoires, angebracht war, und von der Infantin Isabella abgeschossen wurde. Die französischen Kriege und Besetzungen brachten nochmals längere Unterbrechungen; aber die Ueberlieferungen der Väter wurden doch nicht vergessen, die alten Waffengilden lebten wieder auf oder wurden durch neue Genossenschaften ersetzt. Gegenwärtig gibt es wieder zahlreiche Vereine von Armbrustschützen, deren manche über zweihundert Mitglieder zählen, und die nicht nur ihre regelmäßigen Vereinsübungen und Vereinskämpfe haben, sondern auch von Zeit zu Zeit allgemeine Preisschießen veranstalten. Selbst im Winter werden die Uebungen nicht eingestellt; man schießt dann aus dem Zimmer nach der gasbeleuchteten Scheibe, welche vor einer Thonwand angebracht ist, worin die eisenbespitzten, fußlangen Bolzen (pillen) stecken bleiben. Im Sommer dagegen hat man Schießplätze im Freien; es wird dann gewöhnlich nach der gaey-pers oder Vogelstange geschossen, d. h. man sucht kleine Holzstückchen, die in bedeutender Höhe nach einer gewissen Ordnung aufgesteckt sind und gaeytjes*) oder gaeykens (sprich choikens) heißen, abzuschießen. Die hierzu dienenden Bolzen weichen von den Scheibenbolzen bedeutend ab, indem sie namentlich ein dickes, stumpfes Vorderende haben; sie werden aber mit nicht minderer Geschicklichkeit als jene auf ihr kleines, lustiges, dem Ungeübten kaum bemerkbares Ziel gerichtet.

Noch mehr zu bewundern ist freilich die Fertigkeit der Handbogenschützen, da sie weder feste Spannung, noch Stecher, noch Visir haben, sondern lediglich auf Armkraft und Augenmaß angewiesen sind. Auch die „Vereine mit dem Handbogen," gewöhnlich St. Sebastians-Gilden genannt, sind hohen Alters und haben sich ebenfalls bis auf den heutigen Tag erhalten. Zu Namen (Namur) wurde 1266 ein solcher Verein gegründet; die St. Sebastians-Gilde zu Gent ward 1322 öffentlich anerkannt und bevorrechtet. Ein berühmtes Wettschießen mit dem Handbogen fand 1531 zu Brüssel Statt; es dauerte vom 7. Mai bis zum 11. Juni; sechsundachtzig Gilden-Könige nahmen daran Theil; siebenundzwanzig Preise waren ausgelobt, von denen der erste, in vier silbernen Gefäßen bestehend, von den Löwenern davon getragen wurde.

Weniger alt, aber doch schon dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts angehörend, sind die Verbrüderungen der Hakenbüchsenschützen und ähnliche Vereine mit Feuerwaffen, die den heiligen Antonius zum Schutzpatron haben. Aelter sind zwar die Schermers oder Kämpfer mit blanken Waffen, namentlich mit dem Schwert; doch wurden sie erst 1622 den übrigen bevorrechteten Waffengenossenschaften gleichgestellt oder zu einer confrérie noble erhoben. Ihr Schutzpatron ist der heilige Michael, daher sie auch Sint-Michiels-Gilden oder Serments de St. Michel genannt werden.

Auch diese Vereine hatten ihre Wettkämpfe und haben sich unter mancherlei Wechselfällen erhalten und erneuet. In Gent sieht man dicht am Belfroot, dem gewaltigen Freiheitsthurm der Stadt, ein altes merkwürdiges Gebäude deutschen Stils, das früher als Tuchhalle diente, seit 1613 aber Eigenthum der Schermers war und ist und auch noch fortwährend de schermerschool, d. i. Fechterschule, genannt wird.

Zu den zahlreichsten Gesellschaften in Flandern gehören gegenwärtig die bolders oder Scheibenwerfer. Bol bedeutet eigentlich Ball oder Kugel; allein die bollen, warum sich's hier handelt, gleichen nicht sowohl einer Ku-

*) gaey, holländisch gaai, davon papagaai, Papagei, französisch geay, bedeutet Häher. Dieser Vogel kommt in Flandern ziemlich häufig vor, und gilt zugleich als das Sinnbild der Dummheit. Man sagt in Westflandern nicht „dumm wie eine Gans," sondern: dom als en choi. Die Holzvögel beim Schießen sind übrigens viel kleiner als ein Häher; sie haben nicht einmal die Größe eines Sperlings.

gel, als vielmehr einer dicken Scheibe und lassen sich am besten mit Dem, was man in Norddeutschland triele nennt, zusammenstellen. Sie sind doppelter Art: gaeybollen und pasbollen. Die letzten halten etwa ¾ Fuß im Durchmesser und dienen zum Spiel auf einer kegelbahnartigen Fläche, die am untern Ende mit einer zehnfach eingekerbten Bohle quer übersetzt ist; jede Kerbe oder jeder Einschnitt ist mit einer Nummer bezeichnet und je nachdem durch die eine oder andere dieser Oeffnungen hindurchgeworfen wird, stellt sich das Spiel. Die gaeybollen sind kleiner; sie werden in ähnlicher Weise geworfen, nur zielt man nicht nach Oeffnungen, sondern nach gaeyen, d. h. nach vogelartig geformten Holzstücken, die über einer schrägen Fläche dergestalt in einer Reihe aufgesteckt sind, daß sie durch die auflaufende oder aufschnellende Scheibe abgestoßen werden können.

Auffallend ist bei diesen und einigen andern Spielen, daß nicht überall eine gleichmäßig fortschreitende Berücksichtigung der Geschicklichkeit Statt findet: dicht neben der besten Nummer des Mittelpunktes steht häufig die allerschlechteste; auf die zweitbeste folgt die zweitschlechteste, und sofort, im bunten Wechsel. Auch die Scheiben der Armbrustschützen sind an manchen Orten ebenfalls so eingerichtet. Dicht an der „Rose" oder am Weißen, etwa zwei Zoll Durchmesser haltend und mit 10 und 11 bezeichnet, sah ich Nr. 2 im Schwarzen; dann folgte 10 und 3 u. s. w. Man trifft daher oft, daß auch für die schlechtesten Nummern Preise ausgesetzt werden. Wie es scheint, ist diese Art der Spiel- und Gewinnberechnung, die etwas Grillenhaftes hat, aber offenbar die Spannung vermehrt, auch schon in alten Zeiten vorgekommen. Bereits 1394 wird ein Preis van de cortste mate erwähnt.

Die Bol-Spiele und die Wettstreite mehrerer Boldervereine sind, wie schon angedeutet, besonders in Westflandern beliebt und häufig. Es gibt Gesellschaften, die mehrere hundert Mitglieder zählen. Im Sommer vergeht nicht leicht ein Tag, daß nicht alle Bahnen voll besetzt wären. In Ostflandern scheinen hier und da die Kegelspiele beliebter zu sein. In Gent feierte kürzlich ein Kegelverein das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines „Königs," wobei es nicht wenig hoch herging. Dem Gefeierten wurde eine goldene Dose überreicht; Nachmittags war Wettkegeln um werthvolle Preise, Abends Feuerwerk, Bankett ꝛc.

Auch die Frauen nehmen an solchen Vergnügungen mannigfachen Antheil. Im Winter namentlich finden Bälle und sonstige Unterhaltungen in den großen Vereinssälen Statt, woran das schöne Geschlecht sich auf's lebhafteste betheiligt. Ein Hauptvergnügen sind die Wettspiele der Damen, die von Zeit zu Zeit als Einleitungen zu den Tanzbelustigungen Statt haben, und wobei natürlich allerlei hübsche Preise zu gewinnen sind. Es wird dann im Saale geboldert, daß es eine Art hat.

Die Krone der jährlichen Vergnügungen und Festlichkeiten aber ist ein Ball, der in Ostende der Flipps-Ball genannt wird, weil Jeder auf allgemeine Gesellschaftsunkosten ein Glas flips bekommt, d. h. ein Glas warmen Getränkes, das aus Bier, Rum, Zucker, Eiern ꝛc. gemischt wird, und ungefähr Dasselbe ist, was die Helgoländer en hêt-en-söten, einen Heißen-und-Süßen, nennen.

Auch von den Armbrustschützen und andern Genossenschaften werden mitunter solche Tanzfeste und Frauen-Preisschießen, die, beiläufig gesagt, auf gut vlamisch vrouwen-schietspellen heißen, veranstaltet. Man kann das sicher nur höchst billig finden, wenn man bedenkt, wie viel lange Abende die armen Eheweiber vereinsamt im Hause zubringen müssen, während die Männer ihre pintjes trinken und sonstige Vereinspflichten erfüllen.

Von anderweiten Spielgesellschaften, die ihre Wettkämpfe haben, nenne ich besonders Billardvereine. Daß es ferner Schachspieler, Damenbrettspieler, Würfelspieler ꝛc. ꝛc. gibt, die von Zeit zu Zeit eine allgemeine Ausforderung ergehen lassen, versteht sich fast von selbst.

Zu den bemerkenswerthesten und anmuthigsten Wettkämpfen gehören sicher die Preisbewerbungen auf den Blumenausstellungen, welche jährlich zwei Mal in den größern Städten, namentlich zu Gent und Brüssel, veranstaltet werden. Solche Ausstellungen bieten in der That das Herrlichste und Lieblichste und zugleich auch das Merkwürdigste, was auf dem weiten Gebiet der Blumenzucht hervorgezaubert wird. Namentlich steht Gent, „die schöne Magd von Gent," als erste und unübertroffene Künstlerin und Zauberin in dieser Hinsicht da. Aus allen Zonen, von allen Inseln und Küsten empfängt sie neue Schätze, die man tausendfältig zu mehren und zu verändern weiß. Der einzige L. Van Houtten, oder vielmehr die von ihm geleitete Vereinsanstalt, verausgabte im Jahre 1856 an 70,000 Franken für neue Pflanzenerwerbungen. Dafür ist der Genter Blumenmarkt auch weltberühmt: nach allen Erdtheilen gehen seine Sendungen; ganze Schiffsladungen werden allein nach Rußland verkauft. Von den dreißig bis vierzig bedeutendern Handelsgärten Gents nimmt der Van Houtten'sche einen Flächenraum von mehr als vierzig Morgen ein, zieht alljährlich allein an 75,000 Rosenstöcke, und beschäftigt über achtzig Gärtner und Arbeiter. Der Garten von Ambrosius Verschaffelt ist ebenfalls sehr beträchtlich und

in mancher Hinsicht noch bedeutungsvoller. Viele Tausende von Camellien, Alpenrosen und Azaleen kann man zu allen Zeiten und in allen Größen dort haben, und an Treibhauspflanzen übertrifft er alle seine Nebenbuhler. Nimmt man dazu die vielen reichen Liebhaber, von denen einige ganz absonderliche Felder bebauen, so kann man denken, was eine Genter Blumenausstellung zu bieten vermag; es wird dann begreiflich, daß bei jeder Ausstellung über 50 Preise, in vergoldeten und silbernen Ehrenmünzen bestehend, ausgelobt und zuerkannt werden. Tausende und aber Tausende strömen hinzu, um sich an den immer neuen Wundern zu weiden. Als vor Jahren die erste gefüllte weiße Camellia von Joost Verleeuwen zur Blüthe gebracht wurde, war die ganze Stadt über dies Ereigniß in Aufregung. Man miethete einen großen Prachtwagen, setzte den Blumenstock darauf, und führte ihn unter Musikbegleitung und im Gefolge zahllosen Volks jubelnd durch die Stadt.

Prosaischer, wenn auch kaum minder wichtig sind die Ausstellungen und Preisbewerbungen der Viehzüchter. Auch sie geben zu jahrelangem Wetteifer Anlaß und liefern mitunter die merkwürdigsten Erfolge. Selbst die schwersten und fettesten Stücke Schlachtviehs werden alljährlich in den verschiedenen Provinzen bekrönt; die von der Regierung ausgelobten Preise belaufen sich von fünfzig bis zu achthundert Franken für das Stück. Wenige Stunden nach verkündigten Siegessprüchen sieht man dann die Häupter der siegreichen Kälber und Schweine, der ausgezeichneten Schöpse und Rindviehe, vor den Schaufenstern der vornehmsten Metzger der Stadt prangen, blankgeschoren, aber dafür mit Blumen und Loorbeeren bekränzt, mit bunten Fähnlein umhangen, die Ehrenmedaillen und die Diplome im Maul, zum Ruhme der Erzeuger und Pfleger und zur Anlockung aller Leckermäuler, die nach fetten gekrönten Bissen lüstern sind.

Ein Gegenstand besonderer Liebhaberei und zuweilen der größten Leidenschaftlichkeit ist die Taubenzucht. Namentlich ist Antwerpen ein Hauptsitz der Taubenzüchter und Taubenveredler oder duivenmelkers, wie sie genannt werden. Der Eifer geht dort so weit, daß ein tragikomischer duivenmelker zur Hauptperson eines kleinen Bühnenstücks in vlamischer Sprache geworden ist. Natürlich fehlt es da auch an Vereinen, an Taubenausstellungen und Preisvertheilungen nicht.

Ebenso wird die Canarienvogelzucht in Antwerpen und an vielen andern Orten Belgiens mit großer Vorliebe betrieben. Bei der letzten allgemeinen Ausstellung zu Gent waren zweiunddreißig Preise ausgesetzt, je acht für bunte Männchen und bunte Weibchen, für gelbe Männchen und gelbe Weibchen, oder, wie der vlamische Kunstausdruck ist, für gele mans en gele poppen; davon kamen zwölf an Genter, neun an Brüsseler, sechs nach Antwerpen, vier nach Kortrik und einer nach Brügge. Ich habe die siegreichen Thierchen gesehen, muß aber leider bekennen, daß ich in die Geheimnisse der Vögelzucht nicht tief genug eingeweiht bin, um die Vorzüge, worauf die Bekrönung gestützt sein mochte, erkennen zu können. Bei andern Ausstellungen ist mir's freilich schon eben so ergangen. Einer der Eigner mochte bemerken, daß ich sein bekröntes mantje oder popje mit forschendem oder zweifelndem Nachdenken betrachtete; er nahm plötzlich den Käfig vom Gestell, brachte ihn mir in's beste Licht, und machte dann unter und hinter dem Bauer mit der rechten Hand allerlei Wendungen, als zöge er magische und magnetische Kreise, indem er dabei mit Zunge und Zähnen einen eigenthümlich sissenden Ton hervorbrachte. Als der Vogel vermuthlich in bester Stellung war, sah mich der Mann mit der stummen, aber beredten Frage an: nun, ist das nicht ein Vogeltje aller Kronen werth? Ich konnte nicht umhin, dem Glücklichen ein stummes, aber vielsagendes Zeichen des Einverständnisses zuzunicken; allein, im Vertrauen gesagt, gesehen und begriffen habe ich die Vorzüge des Thieres doch nicht. So wahr ist es, daß sich Nichts in der Welt ohne umfassenden Sachverstand und eingeübten Schönheitssinn beurtheilen läßt!

Aus dem deutschen Familienleben

des sechzehnten Jahrhunderts.

Von Dr. Joh. Müller.

Von alter Kochweise.

Der Charakter einer Zeit offenbart sich in allen ihren Erscheinungen, wenn auch in manchen derselben mit weniger Auffälligkeit. Zu den wesentlichen Merkmalen, die ihn kennzeichnen, gehört die Nahrung. Zwischen dieser und der fortschreitenden Cultur besteht ein unverkennbares Verhältniß. Zu je größerer Entwicklung die geistige Bildung fortschreitet, je mehr eine zunehmende Gesittung durch die Wissenschaft und Kunst ihren Einfluß auch auf das materielle Leben geltend macht und die ästhetische Verfeinerung vom geistigen Gebiete aus auf das sinnliche einwirkt, um so mehr prägt sich im Vergleich zu den ältern Zuständen dieses Wechselverhältniß in weitgreifenden Zügen aus. Wir können um so mehr mit einiger Sicherheit die Nahrung als

einen, ſelbſtverſtändlich nur theilweiſe ausreichenden, Gradmeſſer der Culturentwicklung annehmen, als grade bei ihr mehr z. B. als bei der Tracht und Wohnung die natürlichen, ländlichen und nationalen Verhältniſſe bedingen. Sie iſt unmittelbarer vom Boden und Klima und dann beſonders von der Anſtelligkeit und dem Fleiße des Menſchen abhängig — alſo von Bedingungen, denen ſie ſich, zumal in der Maſſe des Volkes, nie ganz entziehen kann. Aber innerhalb der gegebenen Verhältniſſe ſorgt dann die zunehmende Cultur; die anfänglich rohere Benutzung verfeinert ſich und wo dem verfeinerten Geſchmacke das Einheimiſche nicht mehr zureicht, ſchafft mit tauſend regſamen Händen der geſteigerte Verkehr und Handel das Dienliche auch aus weiteſter Ferne herbei. Eben der lebendigere Verkehr verſchiedener Gegenden untereinander, die Bekanntſchaft mit fremden Völkerſchaften und entlegenen Erdtheilen greift hier mächtig ein, zieht neue Mittel heran und lehrt die bereits vorhandenen mannigfaltiger anwenden. Aber immer haftet doch das gemeine Bedürfniß zum größern Theile unmittelbarer am heimiſchen Boden.

Zu einer Vergleichung mit der Gegenwart bietet aus der Vergangenheit beſonders das ſechzehnte Jahrhundert hier Gelegenheit. Aus dieſem ſind uns zahlreiche Kochbücher erhalten und wenn auch nur recht wenige derſelben aus reiner Praxis hervorgegangen ſind, und ſelbſt dieſe durch das Unbeſtimmte ihrer Vorſchriften uns bei einer heutigen Anwendung gewöhnlich im Stich laſſen möchten, ſo geſtatten dieſe Bücher ſowohl wie die andern, welche vorzugsweiſe die Diätetik berückſichtigen, doch im Ganzen eine für uns genügende Anſchauung. Ohne Zweifel iſt der Geſchmack und die Anſicht von den Nahrungsmitteln darin doch die allgemeine jener Zeit.

Offenbar nahm die Kochkunſt damals mindeſtens eben den Rang im materiellen Bedürfniſſe ein, der ihr heute zugeſtanden wird. Wir haben Küchenvorſchriften ſchon aus dem vierzehnten Jahrhundert; in der folgenden Zeit mehren ſie ſich und aus dem ſechzehnten Jahrhundert liegen ſie zu Dutzenden vor uns — ein ſicherer Beweis für ihre Wichtigkeit und Verbreitung. Jedoch das ſei bemerkt: während heute gemeiniglich nur der Wohlgeſchmack der Gourmandiſe die Speiſe empfiehlt, ſo daß unſre Kochbücher vor allem dieſes Ziel im Auge haben, iſt in den culinariſchen Handbüchern der Vorzeit durchweg auch die Rückſicht auf ihre zuträglichen oder ſchädlichen Folgen genommen. Den Kochbüchern der guten alten Zeit müſſen wir dies zum Vortheil anrechnen, wenngleich manche ihrer Lehren vor der modernen Diätetik nicht mehr Stich halten.

Das älteſte uns bekannte Kochbuch (aus dem vierzehnten Jahrhundert) hat zur einfachen Ueberſchrift:

Dies Buch ſagt von guter Speiſe.
Das macht die unverrichtigen (ungeſchickten) Köche weiſe.

Den gleichen Rang bloßer Handbücher haben in unſrer Zeit das künſtliche und nützliche Kochbuch von Balthaſar Staindl von Dillingen (1547) und die Koch- und Kellermeiſterei, gedruckt zu Frankfurt a. M. durch Weigand Han „in der Schnurgaſſen.“ Ein echtes rechtes Kochbuch iſt ferner vom wackern Marx Rumpolt, dem kurfürſtl. Mainziſchen Mundkoch (1587) herausgegeben — eine gründliche Beſchreibung, wie man recht und wohl nicht allein von vierfüßigen, heimiſchen und wilden Thieren, ſondern auch von mancherlei Vögel- und Federwildpret, dazu von allem grünen und dürren Fiſchwerk allerlei Speiſe, als geſotten, gebraten, gebacken, Preſolen, Carbonaden, mancherlei Paſteten und Füllwerk, Gallrat ꝛc. auf deutſche, ungariſche, hiſpaniſche, italieniſche und franzöſiſche Weiſe kochen und zubereiten ſolle. Auch enthält es eine Anweiſung, wie allerlei Gemüſe, Obſt, Salſen (Saucen), Senf, Confect und Latwergen zuzurichten ſeien, ſowie auch Recepte über Behandlung und Anfertigung der Weine, des Biers, Eſſigs und anderer Getränke. In ſeiner umfaſſendern Anlage enthält das Buch (es iſt ein ſtattlicher Folioband) daneben auch weitläufige Anweiſungen, wie ſowohl gewöhnliche Gaſtereien, als auch herrliche große Bankette zu beſtellen ſind. Hieraus denken wir ſpäterhin Einiges mitzutheilen.

Dieſen Kochbüchern in modernem Sinne fügen wir des erläuternden Beiſpiels wegen noch ein paar andere mit weſentlich verſchiedenem Zwecke zu. Dieſe haben mehr den Magen als den Gaumen, weniger die Kochkunſt als die für die Geſundheit ſich ergebenden Folgen zum Gegenſtand. Theilweiſe wird dieſer Inhalt ſchon durch den Titel angedeutet. Ein gründliches, wahrhaftiges Regiment, heißt es, wie man ſich mit aller Speiſe, Getränk und Früchten halten ſoll, auch genugſame erfahrene und weitläufige Beſchreibung, was zur Geſundheit tauglich oder untauglich zu gebrauchen, es ſei Kräuter- oder ander Wein, Brot, Gewächs, allerlei gekochts, rohes und ungekochts Fleiſch, Wildprett, Vögel, und was man nicht eſſen mag. Das Buch iſt an „Herzog Eberhard von Württemberg durch den hocherfahrnen Johann Stockar, Doctor der Arznei zu Ulm und ganz angenehm koſtfreien Arzt geſchrieben und nach ſeinem Tod gefunden (1538).“ Ein ähnliches ſchrieb „zur Beſſerung menſchlicher Geſundheit“ Doctor Laurentius Fries (1559),

und selbst der „hochgelahrte Herr Ludovicus de Avila, Kaiserl. Majestät Leibarzt," hielt es nicht unter seiner Würde, ein Werk zu schreiben, welches er betitelte: Banket der Höfe und Edelleute, des gesunden Lebens Regiment. Von Eigenschaft, Nutzen und Schädlichkeit Alles so zu menschlicher Speise, Trank und Gebrauch in Küche, Keller und Apothek, auch zu mancherlei Leibesgebrechen von Nöthen.

Diese wenigen Anführungen mögen genügen, das Ziel dieser culinarischen Literatur einigermaßen zu kennzeichnen; wenden wir uns zur Sache selbst. Zuvor einige allgemeinere Bemerkungen. Der Fleischverbrauch war in der ältern Zeit sehr stark und schon früh finden wir Verordnungen, ihn behuf der Gesundheit zu überwachen. Der Vieheinkauf unterlag besonderer Aufsicht. Zeitig entstand die Einrichtung der Fleischschau und der Schätzer. In unsrer Zeit — wir haben vorzugsweise das sechzehnte Jahrhundert im Auge — enthält die Würzburger Metzler-Ordnung (1577) für die vier „Geschworne-Meister" folgende Auflage. Sie sollen alle Tage bei den Metzgern, auch den Beckern, wenn sie Schweinefleisch feil haben, umhergehen und besichtigen, daß kein räudig, blätterich, unzeitig, finnig, abgestorben, Juden- oder irgend Fleisch, das untüchtig ist, grün oder gesalzen, auch keine finnige oder untüchtige Würste feil gehabt oder verkauft werden. Uebertretungen auf den Fleischbänken sowohl, als daheim in den Häusern oder sonst heimlich sollen sie dem Oberrath sogleich anzeigen. Behuf der genauern Ueberwachung ward den Metzgern zur Ausübung ihres Handwerks gemeiniglich ein eigenes Gebäude angewiesen. Auch waren oft die Schlachttage bestimmt, wie auch sonst die Behandlung und der Verkauf des Fleisches selbst mitunter sehr strengen Gesetzen unterlag. Wichtig war, mit Rücksicht auf die Fastengesetze, das Verhältniß der Fleischer zu den Fischern.

Von dem Aufwande der frühern Zeit und der Fleischconsumtion gibt uns die Hochzeit des böhmischen Edelmanns Wilhelm v. Rosenberg eine Andeutung. Freilich kam so etwas nicht häufig vor! Hans von Schweinichen, der sie mitfeierte, berichtet, es seien darauf gegangen: 113 ganze Hirsche, 24 Stück Hirschwildpret in Theilen, 98 wilde Schweine, 19 Schweine in Theilen, 162 Rehe, 2292 Hasen, 470 Fasanen, 276 Auerhühner, 3910 Rebhühner, 22,687 Krammetsvögel, 88 westphälische Schinken, 370 Ochsen, 2687 Schöpse, 40,837 Eier, 117 Centner Schmalz (Butter), 39 Centner Fettes in Tonnen, 5960 Forellen, die groß waren, 117 Lachse in Pasteten, 50 grüne Lachse, 470 große Hechte, 1374 Hauptheckte, 15,800 Karpfen; von allerlei andern Fischen in 478 Zubern (Gefäßen), 314 große Aale, 37 Welse, 1579 Kälber, 421 Bratlämmer, 99 Spickschweine, 300 gemästete Schweine, 577 Spanferkel, 600 indianische Hühner, 3000 gemästete Kapaunen, 12,887 gemästete Hühner, 2500 junge Hühner, 3550 gemästete Gänse, 5 Tonnen Austern, 1787 Eimer Rheinwein, 2000 Eimer ungarischer, 700 Eimer österreichischer, 448 Eimer böhmischer Wein, 1100 Eimer mährischer, 370 Eimer allerlei süße Weine, 5487 Viertel Weißbier, 180 Viertel Rakonitzer Bier, 920 Viertel Gerstenbier, 24 Viertel Schöps (ein Breslauer Bier). Für Gewürz, Marcipan und Confect 12,743 Thaler, Weizen zu Mehl 26 Malter, Korn zu Brot 128 Malter, Haser zu Futter 478 Malter. Für Kleidung, Mummerei, Feuerwerk ꝛc. über 40,000 Thaler. Zudem wurden auf allen Gütern des Hochzeiters während der festlichen Zeit täglich die armen Leute gespeist. Gewiß ein kaum glaublicher Aufwand!

Sehen wir uns nach den Fleischpreisen um, so sind freilich immer die jedesmaligen Verhältnisse mit zu berücksichtigen, doch werden die folgenden Notizen aus verschiedenen Zeiten wenigstens eine ungefähre Anschauung geben. In Würzburg kostete im Jahre 1372 ein gutes Pfund Rindfleich fünf Heller, desgleichen Schweinefleisch ebensoviel, ein Pfund Kernbraten drei Pfennige, desgleichen Kälberbraten ebensoviel, aber eine ganze Seite oder ein ganzes Kalb jedes Pfund fünf Heller. Im Jahre 1530 kostete ebendaselbst ein Pfund Ochsenfleisch sieben Heller, desgleichen Stierfleisch drei Pfennige, Kalbfleisch ebensoviel, Hammelfleisch desgleichen, ein Pfund gutes Bockfleisch fünf Heller, ein Pfund gering Schweinefleisch sieben Heller, desgleichen frisch Schweinebauchfleisch ebensoviel. Ein Rindfuß kostete vier Pfennige, ein Ochsenmaul drei Pfennige, vom Lendenbraten, Euter und Zunge das Pfund vier Pfennige, ein Rindsmagen acht Pfennige, ein Kalbskopf zwölf Pfennige, ein Hammelskopf drei Pfennige, ein Pfund frischer Speck sieben Pfennige, eine Bratwurst von ¼ Pfund Schwere einen Pfennig. Diese Preise erhöhten sich im Jahre 1555 folgendermaßen: ein Pfund gut Rindfleisch sechs Pfennige, desgleichen Kuhfleisch, Brackfleisch, Reitochsen vier Pfennige, Kalbfleisch sechs Pfennige, gutes Schweinefleisch ebensoviel, dürres sieben Pfennige, Speck acht Pfennige. — Aus diesen wenigen Andeutungen geht das Verhältniß der verschiedenen Fleischsorten zu einander genügend hervor. Ueber das Gemüse gehen uns nähere Preisangaben leider ab. Uebrigens scheint es auch viel weniger als heute in Gebrauch gewesen zu sein, zumal die gegenwärtig am meisten benutzte Kartoffel damals noch unbekannt war. Ihre

Stelle nahm der allbeliebte Reis ein. Außerdem finden wir noch — und zwar ſchon in den ältern Zeiten — Bohnen, Erbſen, Lauch, Rüben erwähnt, beſonders wurde das Obſt, Aepfel, Pflaumen und Birnen zu vielfachem Gebrauche verwendet. Später erweiterte ſich jedoch der Bedarf außerordentlich; nicht nur die übrigen jetzt noch vorzugsweiſe benutzten Gemüſe wurden gern gegeſſen, Endivien, Kohl, Spargel, Hopfenſchößlinge, Linſen und andere, ſondern es wurde auch eine wahrhaft erſtaunliche Menge von Kräutern und Wurzeln verbraucht. Lattich, Ampfer, Rapunzeln, Portulak, Kreſſe, Salbei, Majoran, Raute und Rettich ſind noch die bekanntern, aber dazu geſellten ſich noch Mangold, Binetſch, Borretſch, Ochſenzunge, Minze, Meliſſe, Iſop und Gänſediſtel. Das Obſt ward in reicherer Fülle gezogen und auch das feinere, Feigen, Maulbeeren, Pfirſiche, Quitten, Citronen und Datteln ſchmückten die Tafel, nicht bloß in natürlichem Zuſtande, ſondern auch auf die verſchiedenartigſte Weiſe zubereitet. In beſonderer Gunſt ſtanden die Mandeln.

Ueberhaupt dürfen wir uns die Tafel des ſechzehnten Jahrhunderts im Vergleich mit der unſrigen grade nicht armſelig denken, wenigſtens nicht, was den Stoff und die Fülle anbetrifft; was beide weſentlich unterſcheidet, iſt nur der Geſchmack. Dieſer iſt — wie nachher evidenter ſich ergeben wird — gegenwärtig allerdings mehr geläutert. Die alte Küche verſchmähte ſelbſt ſolche Beſtandtheile nicht, welche heute wenig oder gar nicht mehr in Gebrauch ſind. Außer den Kräutern findet dies vorzüglich bei dem Geflügel ſtatt. In den meiſten alten Kochbüchern figuriren noch Waſſerhühner, Staare, Nachtigallen, Meer- und Mauerſchwalben, Krähen, Kuckucke, Wiedehopfe, Zaunkönige und viele andere kleine Vögel, unter denen der Spatz noch der beſte ſein mag. Wenn ſchon durch dieſe gegenwärtig längſt verſchmähten Beſtandtheile einer reichbeſetzten Tafel eine ſonderbare Geſchmacksrichtung ſowohl, wie eine ſehr bunte Fülle der Gerichte ſich darſtellt, ſo bekommen wir von dieſer einen noch höhern Begriff, wenn wir die Mannigfaltigkeit der Zubereitung ſelbſt in's Auge faſſen. So konnten nach dem angeführten Kochbuche des Mainziſchen Mundkochs Marx Rumpolt vom Ochſen — um nur einige Beiſpiele anzuführen — dreiundachtzig verſchiedene Speiſen gemacht werden, deren Arten er ſämmtlich angibt. Von dem Kalbe gab es 59, vom Hammel 45, vom Lamm 28, von einer jungen Geiß 34, von einer Spanſau 32, vom Hirſch 37, vom Schwein 43 verſchiedene Gerichte. Dazu, in verhältnißmäßiger Mannigfaltigkeit, werden eben ſolche vom wilden Pferde, Murmelthier, Seehunde, Biber, Stachelſchwein, Igel und Eichhorn vorgeſchlagen. Auch der Adler (in neunfacher Weiſe), Strauß, Schwan und Pfau werden nicht zurückgewieſen. Von einer alten Henne ſind zweiundzwanzigerlei Speiſen zu machen, und von einem jungen Huhn gar dreiundzwanzigerlei. Ein ebenſo ſtarkes Contingent ſtellen die Fiſche. Der Hauſen gibt 22 Gerichte, der Stör 11, der Salm 17, die Forelle 18, der Hecht 40, der Karpfen 25, der Aal 11, der Krebs 23, die Auſtern 6 — doch wir übergehen die übrigen Fiſche und contribuirenden Waſſerthiere: die Meerſpinnen, Meerzungen, Meergrillen, Schildkröten und Muſcheln! Selbſt die Fröſche können doch wenigſtens auf fünffache Weiſe dem Appetite zugeführt werden.

Fragen wir nach dem Zugemüſe, ſo legt uns der einzige Meiſter Marx eine Liſte von 225 Nummern vor und ſtellt eine Auswahl von 50 Salaten zur Verfügung. Von Tunken zum Braten weiß er 25 und von Suppen 63 Arten! Das Gebackene — wobei zu merken, daß es beſonders beliebt war — kann er auf 76 verſchiedene Weiſen auftiſchen, dazu noch 46 Torten. Ebenſo groß iſt die Zahl ſeiner Paſteten von Fleiſch, wozu noch 20 von Fiſchen kommen. Das Confect und Eingemachte iſt dieſer Fülle natürlich entſprechend. Gewiß werden wir es hiernach unſerm geſchickten Meiſter ſchon zumuthen, daß er das kaiſerliche Banket, ſo wie er es in ſeinem Werke angegeben hat, auch auszuführen wußte und es erregt in uns keinen geringen Begriff von ſeiner Fertigkeit, wenn er ein ſolches, ein Frühmal, beiſpielsweiſe auf drei Gänge anordnet, wovon der erſte 27 verſchiedene Schüſſeln, der zweite 30, der dritte, das Obſt, 87 Schüſſeln enthält. Der letzte bringt am Ende „was der Menſch erdenken kann von Zucker gemacht und über den letzten Gang Donner und Blitz, von Roſenwaſſer und Confect zugerichtet.“ Schließlich gezuckerte gelbe, weiße und grüne Holhippen, von Zimmet und Nägelein, und kleine und große von Teig.

Bei den Gerichten, welche Meiſter Marx angibt, fällt uns die Maſſe des dazu verwendeten Gewürzes auf. Starke Gewürze waren nicht allein bei den Speiſen, ſondern auch bei den Getränken ſehr weſentlich, da die Alten gewürzte Getränke, beſonders bei den Abendeſſen und vor Schlafengehen ungleich mehr liebten, als es dem heutigen Geſchmacke zuſagen möchte. Es iſt das auffallend Pikante, was ſie hier wie in der Tracht und in andern Bezügen des Culturlebens beſonders anzog. Gewöhnlich meint man nun, erſt nach der Auffindung des Seeweges nach Indien ſei ein größerer Verbrauch der Gewürze aufgekommen; allein dies iſt keineswegs der Fall, denn ſchon in dem oben er-

wähnten Kochbuche des vierzehnten Jahrhunderts kommen nicht nur die einheimischen Gewürze, sondern auch die indischen in häufigster Verwendung vor. Da gibt es bereits Ingwer, Nägelein, Pfeffer, Zimmet und Muscatblumen und daneben der heimische Safran, Galgant, Salbei, Kümmel, Anis, Knoblauch und die Zwiebel. Nicht minder erwähnt der alte Koch den Senf und die Senfmühle. Später nimmt der Gebrauch der Gewürze so überhand, wie es für die moderne Kochkunst und unsern Gaumen schier unerträglich sein dürfte. Und dabei ist zu verwundern, wie richtig mitunter die Alten die Wirkungen derselben erkannt haben — wie sehr freilich auf der andern Seite auch der seltsamste Unsinn in ihre Ansichten darüber sich einmengt. Der Pfeffer — um nur einige Beispiele anzuführen — dient nach Doctor Johann Stockar allen kalten Krankheiten, gegen den Krampf und das Zittern der Glieder, reinigt die Leber, Brust, den Bauch und die Lungen, er stärkt — man gebrauche ihn äußerlich oder innerlich — die äußern Glieder und sein Gebrauch ist in unserm kalten Lande sehr zu empfehlen. Der Gebrauch und Geschmack der Nägelein stärkt Haupt und Herz, sie erregen Appetit und haben keine andere „Bosheit," als daß man sie nicht in heißen Zeiten gebrauchen darf. Von Zimmet soll man wissen, daß er besonders dem Magen zuträglich ist, er curirt Leber und Herz, dient den Nieren und hat die Kraft des Theriaks. Der Ingwer unterscheidet sich nicht viel vom Pfeffer. Weniger hitzig ist die Muscatnuß. Sie ist sehr gut „den Phlegmaticis oder flüssigen kalten Leuten, und auch den Melancholicis oder Schwermüthigen; aber die hitziger und trockner Complexion sind, sollen sie und andere stärkere Gewürze vermeiden, besonders zu Sommerszeiten." — Auch unsern einheimischen Gewürzen werden mancherlei und sonderbare Kräfte zugeschrieben, obgleich sowohl sie als die ausländischen nach des Doctors gewiß richtiger Ansicht mehr die Natur der Arznei als der Speise haben. So dient der Fenchel dem aufgeblähten Magen und öffnet alle Verstopfung der Leber und Nieren. Nicht minder heilkräftige Wirkungen äußert der Salbei, zumal gegen den Schwindel. Dagegen macht er bald trunken, wenn man ihn in Wein legt. Majoran ist gut im Anfang der Wassersucht, Melisse stärkt das Herz, vertreibt dessen Zittern und Klopfen — kurz von allen: Isop und Raute, Rosmarin und Zwiebeln, Safran und Anis und allen übrigen läßt sich eine besondere medicinische Eigenschaft hervorheben. Einzelnes soll unten noch weiter berührt werden.

Aber dessenungeachtet, wiewohl Einsichtsvollere wider den übermäßigen Gebrauch der Gewürze eiferten, finden wir, daß sie dem Geschmacke jener Zeiten besonders zusagten. Da die Kochbücher leider bei ihren Vorschriften zur Bereitung einer Speise nicht angeben, wie viel von jedem Bestandtheile dazu genommen werden mußte, so können wir uns freilich einen ganz bestimmten Begriff von einem derartigen Gerichte nicht machen. Doch geben wir unten einige Küchenrecepte und überlassen es dem Leser, sich darnach selbst eine Vorstellung zu machen, wie der Geschmack der Alten gewesen sein mag.

Sowie heute viele der modernsten Gerichte der Gourmandise von ihren Erfindern oder nach hervorragenden Helden der Tagesgeschichte sich nennen oder auch nach engen Berührungen mit nachbarlichen Völkerschaften von diesen die Namen entlehnen, so desgleichen vor Alters. Schon in der ältern Zeit fand dies Statt. In jenem Kochbuche aus dem vierzehnten Jahrhundert kommen uns heidnische Kuchen, Reis von Griechen, Muß von Jerusalem vor und mahnen an die noch in lebhafter Erinnerung schwebenden Züge gegen die Saracenen und den daraus entsprungenen Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande. Spätere Werke nennen uns z. B. eine Elisabeth Mautnerin und einen Meister Hans Schatzmeisterdiener als Erfinder bestimmter Gerichte. Die Hühner von Griechen wurden bereitet, indem gebratene Hühner mit weichgesottenem und gehacktem Schweinefleisch, nebst Rosen, Ingwer und Pfeffer, Wein oder Essig und Zucker oder Honig zusammengesiedet wurde. Der ebenso betitelte Reis ward erst mit Wasser, dann mit Schmalz gesiedet. Das Schmalz ward abgegossen und der Reis dann, wie noch jetzt, mit Zucker überstreut.

Doch — indem wir von den stattlichern Banketten der höhern Stände absehen — glauben wir die Wirthschaft des Bürgerstandes am besten zu veranschaulichen, wenn wir kurz die Vorschläge behandeln, die hier der öfter genannte Marx Rumpolt macht. Es versteht sich jedoch von selbst, daß wir nicht annehmen dürfen, als sei es grade so, wie er angibt, im bürgerlichen Haushalte auch zugegangen; ebensowenig wie alle in den Kochbüchern vorkommenden Gerichte auch in der That zubereitet sind, ebensowenig dürfen wir glauben, es sei grade so auf dem üppigen Fuße überhaupt zugegangen, wie Rumpolt vorschlägt. Sein Kochbuch wie alle übrigen repräsentiren nur den Geschmack jener Zeit im Allgemeinen. Rumpolt gibt als ersten Gang eines festlichen Frühmahls gesottenes Rindfleisch mit Meerrettig an, dann soll folgen eine Kapaunensuppe, mit geräuchertem Fleisch umlegt und ein Lungenbraten; darauf eine gute gefüllte Spansau, schließlich Sauerkraut mit geräuchertem Speck und mit alten Hüh-

nern. Der zweite Gang enthält Schweinefleisch in einem Pfeffer, einen Kalbsbraten, eine Hammelskeule, einen Schweinebraten, dann einen Kapaun, eine Gans, Feldhühner, Vögel, ein Lamm oder Kitzlein, alles gebraten und zu einer Schüssel angerichtet. Ferner eingedämpftes Rindfleisch mit Wachholderbeeren, Reis in Milch gekocht, Kalbfleisch, gelbgekocht mit Citronen, schließlich Kälbergallert, sauer und gelb. Im dritten Gange, dem s. g. Obst, erscheinen gebackene Kuchen, Holhippen, verschiedene Backwerke, Käse und Nüsse. — Das Nachtmahl, in ähnlicher füllreicher Weise angeordnet, bietet neben den Braten mehr Wildpret, Geflügel und Salate und man darf annehmen, wenn bürgerliche Gastereien in dieser Weise stattfanden, so konnte der ehrsame Mittelstand mit seiner Bewirthung recht wohl zufrieden sein. Im gewöhnlichen Leben mußte er sich natürlich schon beruhigen, wenn auf seinem Tische von jenen Schüsseln auch nur wenige erschienen; bei feierlichen Gelegenheiten, zumal bei den Hochzeiten und Kindtaufen, wo die Betheiligten mit ihren Freunden den größten Luxus zu entfalten liebten, trat schon darum eine Beschränkung ein, weil die Obrigkeit, dem Luxus zu steuern, nur ein gewisses Maß desselben gestattete. Doch hierüber ein anderes Mal: nur ein Beispiel, welchen Luxus schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch der Bürgerstand entfaltete. Als Veit Gundlinger, ein reicher Bäcker zu Augsburg, im Jahre 1493 seine Tochter an den Zinkenbläser Blauch verheirathete, gingen nächst vielen andern Dingen allein folgende Fleischwaaren auf: 20 Ochsen, 49 Zicklein, 500 Stück allerlei Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Würste, 95 Mastschweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15,000 Stück Fische! —

Um wenigstens eine Andeutung von der Zubereitungsart der Speisen zu geben, lassen wir hier ein paar Recepte folgen. Die Suppen machte man besonders gern von Fischen und Fischtheilen. So heißt es denn: Nimm eine Karpfenzunge, setz sie im Wasser auf und laß sie sieden, mach sie sauber, gieß eine gute Erbsenbrühe darüber und schneide Petersilienwurzeln daran. Dann thu dazu frische unzerlassene Butter, Muscatblüt, gestoßenen Ingwer, ein wenig gestoßenen Pfeffer und ein wenig Salz, laß es damit sieden. Schließlich thu grüne wohlschmeckende Kräuter darunter, die klein gehackt sind und laß es damit aufkochen. Der oben erwähnte Lungenbraten wurde auf folgende Weise zubereitet: Nimm gesalzener Citronen ein oder zwei und ein Zwiebelhaupt, auch ein wenig Wachholderbeer, hack es durcheinander und reib Roggenbrot dazu, thu es mit einander in einen Hafen, nimm Gewürz dazu nach Nothdurft, als Pfeffer, eine halbe Muscatnuß, zerstoßen oder zerschnitten, ein wenig Nägelein, auch Zimmet und gute Rindfleischbrühe, die nicht versalzen ist. In Ermanglung dieser nimm Wasser und ein wenig Essig, auch ein wenig Salz, thu es mit einander in einen Hafen, deck es mit einem irdenen Deckel zu und vermach es mit Roggenteig, und auf den Deckel bohre ein Luftloch. Dann setz es vom Feuer hinweg, umleg es mit glühenden Kohlen oder setz es in heiße Asche. Um endlich auch ein Gemüse zu geben, so sagt Rumpolt von der Zubereitung der weißen Rüben, man solle sie in Würfel schneiden und in heißer Butter rösten, dann mit lind gesalzener Rindfleischbrühe etwas dick einsieden und dazu gesottenes oder abgebräuntes Hammelfleisch geben.

Ein wichtiger Theil der alten Tafel — dies ist wenigstens zu erwähnen — waren die Salsen, Selsen, Sulzen: Saucen. Besonders zu den Fischen wurden sie gern gegeben. Zu deren Bestandtheilen gehörten vornehmlich saure Weinbeeren, Salbei und Knoblauch, oder Wein und Honig mit Ingwer und Pfeffer. Später hieß es: so du sie für gute Leute machst, darfst du den Safran nicht sparen. Auch Hausenblase setzte man daran. In älterer Zeit war die s. g. „Ewallenberges" Salse berühmt.

Obschon wir oben bereits darauf aufmerksam gemacht haben, daß bei Weitem nicht Alles im wirklichen Leben zu Tische getragen ward, wovon die Kochbücher voll sind, so wollen wir von einigen hierin enthaltenen Seltsamkeiten doch der Charakteristik wegen in Kürze Meldung machen. Gebratene Milch und Veilchenmuß, Knödel und Würste von Fischen, gefüllte Krebse, am Spieß gebratene Butter und dergleichen Gerichte fallen uns weniger auf, aber größer ist unsre Verwunderung einmal über die mancherlei Grausamkeiten der alten Küche, dann über die verschiedenen, einander oft widersprechenden Ansichten über den Einfluß der Speisen auf den Körper und einzelne Theile desselben. Hierüber zum Schluß einige Andeutungen.

In dem Kunst- und Wunderbüchlein von Balthasar Schnurr (Frankfurt am Main 1625) wird die Weise mitgetheilt, wie eine Gans lebendig gebraten werden kann! Man berupfe sie, heißt es, bis an den Hals und Kopf, mache rings um sie ein Feuer, nicht allzu nahe, auf daß sie nicht erstücke, sondern allgemach brate. Setze zu ihr ein Gefäß voll Wasser, darunter Honig und Salz vermischt, damit sie oft möge trinken. Darnach nimm Aepfel, schneide sie klein, koche sie in einer Bratpfanne, beträufle damit oft die Gans, daß sie desto eher gebraten werde; rücke das Feuer näher zu ihr, aber doch eile nicht zu geschwind. Und wenn sie anhebt zu kochen,

läuft ſie inwendig im Feuer umher und begehrt zu fliegen; da ſie es wegen des Feuers nicht zuwege bringen kann, trinkt ſie ohne Unterlaß, ſich zu laben und zu kühlen: und wenn ſie heiß geworden, bratet und kocht ſie auch inwendig; du mußt ihr aber ohne Unterlaß das Haupt und Herz mit einem feuchten Schwamme erkühlen. Und wenn ſie anhebt zu fallen und zu zappeln, ſo nimm ſie hinweg vom Feuer, lege ſie in eine Schüſſel und gib ſie den Gäſten zu eſſen; ſo iſt ſie gebraten und lebt noch und „ſchreit, wenn man von ihr ſchneidet, welches ſehr luſtig zu ſehen.“ (!) Gewiß iſt dies eine raffinirte Grauſamkeit, die aber nach anderweitigen Nachrichten in der That zu jener Zeit oft ausgeführt iſt. Balthaſar Schnurr theilt außerdem noch ein anderes Recept für eine derartige Kurzweil mit; und ſelbſt das Frauenzimmerlexicon aus dem vorigen Jahrhundert liefert den mehrfachen Beweis, daß für eine ſolche quäleriſche Behandlung der Thiere die Gemüther genug abgehärtet waren. Hierzu trug der geſammte damalige Bildungsſtand bei und die Unbarmherzigkeit gegen die Thiere war ein natürlicher Zug in dem Charakter einer Zeit, die ſelbſt gegen den Menſchen mit entmenſchter Härte verfahren konnte.

Gelegentlich der Gewürze haben wir ſchon verſchiedene Anſichten über deren Wirkung mitgetheilt. Das Bild von der alten Küche iſt unvollſtändig, wenn wir nicht in Kürze ſchließlich auch die übrigen Nahrungsmittel unter dieſem Geſichtspunkte betrachten. Hierbei fällt uns vor Allem auf, daß bei den Thieren ſowohl über das Fleiſch derſelben im Allgemeinen, als auch wiederum über die gleichen Theile aller gehandelt wird. So geſchieht es in den bereits anfänglich erwähnten Büchern von den Doctoren Laurentius Fries, Johann Stockar, Ludovicus de Avila und manchen Andern. Was das Fleiſch im Allgemeinen betrifft, ſo rathen ſie, man ſolle vorzugsweiſe nur ſolche Thiere wählen, die ihre Weide an hohen Bergen ſuchen, fern von ſtinkenden Waſſern; dieſe ſollen mittelmäßig, nicht zu fett oder zu mager ſein, und je näher das Fleiſch bei dem Gebein iſt, um ſo leichter verdaulich ſei es. Das Fleiſch eingeſperrter Thiere ſei böſe und zu vermeiden. Im Sommer iſt geſottenes Fleiſch beſſer als gebratenes, weil dann die Verdauung ſchwächer iſt; aber im Winter iſt die gewöhnliche Wärme ſtark und mag das Gebratene gut verdauen. Die Kühle und die Ruhe der Nacht ſtärken die Verdauung, darum man Gebratenes gewöhnlicher des Abends iſſt, als zum Imbiß. Doch ſoll man nicht zu viel und zu ſpät eſſen. Schweinefleiſch — um Einzelnes zu berühren — gibt viel Nahrung und Geblüt, doch ſchwer verdaulich iſt es mehr eine Speiſe der rauhen Arbeiter. Hirſchfleiſch iſt gut, doch der Schwanz des Hirſches iſt Gift. Nach Avicenna iſt Rind- und Ochſenfleiſch vieler und großer Nahrung, verurſacht aber Ausſatz, viertägig Fieber und viele andere Schäden. Geiß- oder Bockfleiſch beſchädigt bei den Melancholiſchen die Milz, verſtopft ſie, woraus Waſſerſucht, Geſchwüre, Ausſatz, Räuden entſtehen. Vor Tauben ſollen ſich die Podagriſten hüten, aber wilde und Turteltauben ſtärken wunderbar die Vernunft. Gänſe und Enten ſchaden dem Haupte, machen Fieber und Leberſucht. Krähen, Störche, Reiher, Schwäne nicht für Müſſiggänger, ſondern für Arbeiter. Spatzen taugen nichts, wohl aber Bachſtelzen, welche den Nieren und gegen das Gries dienen. Alle ungeſchuppten Fiſche ſind voll böſer Feuchtigkeit, darum ſoll man ſie vor dem Kochen in Salz legen. Beſonders ſind die Aale giftig und haben die Natur der Nattern. Sie ſind in ſtarkem Weine zu tödten.

Von den Geißen iſt das Gehirn gut wider Vergiftung. Das Gehirn der Thiere überhaupt iſt kalter und feuchter Complexion, macht dem Magen Unwillen und ſoll mit Ingwer, Nägelein und Pfeffer gegeſſen werden. Auf gleiche Weiſe die Augen; ſie ſind voll ſchleimiger Feuchtigkeit. Gurgel, Ohren und Naſen ſind kalter und trockner Complexion und geziemen ſich darum nur für Dreſcher und Holzhacker. Gebratene Schweinemilz iſt für Manchen ein Leckerbiſſen. Der Schwanz macht einen „maßleidigen“ Magen und bringt die rothe Cholera. Ueberhaupt aber ſoll man wiſſen, daß der vordere Theil der Glieder beſſer iſt als der hintere, auch der rechte Theil beſſer als der linke.

Semmelmehl gibt das beſte Brot. Roggenbrot iſt das gemeine. Brotrinde iſt gut für ein ſchwaches Geſicht. Käſe dient der Verdauung. Honig iſt ein himmliſcher Thau. Milch macht Kopfweh, löchert und fäult die Zähne, bläht die Seiten und den Bauch auf. Die beſte iſt die Ziegenmilch. Butter und Schmalz ſoll man mit Zucker und Mandeln gebrauchen. Hennen- und Faſaneneier ſind die beſten, nach Andern die von Rebhühnern. Eſſig ſtärkt den Magen. Die Früchte im Allgemeinen taugen nicht zur Nahrung, aber ſie löſchen die Hitze des Geblütes. Pfirſiche und Aepfel ſtärken Herz und Gehirn, und Haſelnüſſe mehren dieſes. Mandeln gegen die Trunkenheit. Kirſchen zertreiben den Nieren- und Blaſenſtein. Zuviel genoſſene Wallnüſſe machen eine große ſtammelnde Zunge. — Salat, beſonders gekochter, iſt gut, er bring Schlaf. Kohl macht ein ſchweres melancholiſches Geblüt und dunkelt das Geſicht. Peterſilie reizt den Menſchen zum Zorn. Erbſen und Reis ſind gut, ſchlecht aber Bohnen und Gerſte. Linſen ſchaden dem Magen, dem

Haupte und Geäder. Majoran, Salbei, Sauerampfer, Wegwarten, Scabiosen sind zu aller Zeit und in allen Ländern gut gegessen mit Essig, besonders zur Zeit der Pestilenz. Ochsenzunge, Melisse und Borretsch nützen dem Herzen. — Das beste Getränk ist der Wein, der soll aber nicht handig oder scharf sein, auch nicht grob noch süß, im Sommer soll er weiß sein oder sehr dünn roth, und im Winter roth klar, eines guten, lieblichen Geschmacks! —

Soviel von unsrer Vorfahren Weise, die Küche zu besorgen; hier ist der Unterschied zu unsrer Zeit nicht so bedeutend, als auf den Gebieten des geistigen Lebens, denn die Ausdehnung dieses ist unendlich, aber der Stoff veredelt sich nur langsam und in engern Grenzen.

Prinz Constantin

von Sachsen-Weimar.

Von Heinrich Düntzer.

Gewährt es erhebende Freude, eine tüchtige Kraft, begünstigt durch alle äußern Umstände, selbst diejenigen, welche ihren lebhaften Widerspruch herausfordern, zu reifster Entwicklung gedeihen zu sehen, so fühlen wir dagegen von rührendem Mitgefühl das Herz beklommen, begegnen wir einer edlen Seele, die, von drückender Umgebung gehemmt und in ganz fremde Bahnen verschlagen, trostlos verkümmert und ihre Bestimmung verfehlt, mag es ihr auch gelingen, sich fest in sich zusammenzuhalten und der Nothwendigkeit gefaßt sich zu fügen. Einen solchen Gegensatz erschauen wir in Goethe und seiner Schwester Cornelia, und in etwas anderer Weise in des Dichters edlem Freunde und Fürsten, dem von allen Deutschen dankbar verehrten Karl August, und dessen jüngerem Bruder.

Friedrich Ferdinand Constantin von Sachsen-Weimar ward am 8. September 1758 geboren, drei Monate nach dem Tode seines in frühester Jugend verstorbenen Vaters Ernst August Constantin. Die Mutter, Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel, hatte bei seiner Geburt ihr neunzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet, woher sie vom Kaiser sich erst die Erlaubniß zur Obervormundschaft wie zur Regentschaft erwirken mußte. In den ersten Jahren dauerten die für den kleinen weimarischen Staat besonders empfindlichen Drangsale des siebenjährigen Krieges fort, die für sie um so trauriger sein mußten, als sie genöthigt war, auf der Seite der Gegner des großen Preußenkönigs, ihres Oheims, zu stehen, um von der drohenden Fluth nicht ganz verschlungen zu werden. Der endlich wiedergeschenkte Friede ließ sie ihre ganze Sorgfalt dem leidenden Lande und der Erziehung ihrer beiden geliebten Söhne zuwenden. Oberhofmeister der Prinzen war bereits vor der Beendigung des Krieges der Graf Johann Eustach von Görtz, ein ernster, auf Förmlichkeiten streng haltender Mann, der sich aber doch im engen geselligen Kreise gemüthlich erschloß, und daß es den Söhnen an ergiebigem Spielraum jugendlicher Lust und freier Entwickelung nicht fehle, war die liebevolle Sorge ihrer heitern Mutter, bei welcher sie regelmäßig die Abende zubrachten, während sie Mittags für sich auf ihren Zimmern speisten. Doch mag der Ernst des Grafen, wie förderlich er auch auf den so keckmuthigen, heißblütigen Karl August wirkte, unsern Constantin noch mehr verschlossen und in sich zurückgescheucht haben, als es der kränkliche, stille, tief gemüthliche Knabe schon an sich war. Eine so gebildete, froher Beseelung des Lebens zugewandte Mutter mußte auch für die Unterweisung in den Wissenschaften und Künsten ernsteste Sorge tragen, und so hatten sich die Prinzen der vortrefflichsten Lehrer zu erfreuen. In der von Constantin mit besonderer Liebe gepflegten Musik war der heitere Ernst Wilhelm Wolf ihr Lehrer, und es fehlte nicht an Gelegenheit, ihren Kunstsinn in jeder Weise zu bilden. Im Jahre 1772 wagte es die Herzogin sogar, den von Dalberg ihr empfohlenen Wieland, den Dichter von Musarion und andern heitern, ja bedenklichen Dichtungen, den Verfasser des manche freimüthige, ja kühne Wahrheiten den Großen vorhaltenden goldenen Spiegels, von Erfurt zur Erziehung des Erbprinzen zu berufen, dessen herzliche Gutmüthigkeit auch auf Constantin den besten Eindruck nicht verfehlen konnte, wenn auch seine spielende Laune dem Ernste des jungen Prinzen weniger behagen mochte. Kurz vor der Großjährigkeit des Erbprinzen, mit welcher Wieland's Geschäft beendet war, im Sommer 1774, ernannte die Herzogin Karl Ludwig von Knebel, dessen Bekanntschaft sie im Herbste vorigen Jahres gemacht hatte, zum Erzieher ihres jüngeren Sohnes. Der feingebildete, gemüthlich ernste Mann, der eine Reihe von Jahren unter den Augen des großen Königs zu Potsdam gedient hatte, schien ihr besonders geeignet, die Führung Constantin's zu übernehmen: denn die Verschiedenheit der Charaktere beider Prinzen trat immer merklicher hervor. Wie Beide schon in ihrer körperlichen Erscheinung sich ganz unähnlich waren, da Karl August eher klein als groß, kräftig und gedrungen, Constantin von

schlanker, aufgeschossener Gestalt, fein und schwächlich war, so fühlte sich der erstere von leidenschaftlicher, schwer zu dämpfender Gluth, von Begierde, seine stürmische Kraft auszutoben und sie in lebendiger That nach Außen zu erproben, mächtig getrieben, während Constantin's stille, sehnsüchtige Natur, nach einsamem, gemüthlichem Genusse strebend, sich mehr in sich versenkte, woher sich auch kein inniges brüderliches Verhältniß bilden konnte, um so weniger als der Jenen zur Regierung berufende Vorzug der Geburt durch heitere Offenheit und muthvoll sich bewährende Lebens- und Thatkraft zum höchsten Uebergewicht über den scheu in sich zurückgezogenen Constantin gesteigert wurde. Und leider war auch Knebel bei aller seiner sonstigen Begabung, seiner feinen Bildung, seinem lebendigen Rechtssinn, seinem biedern, tüchtigen Charakter, seiner edlen, reinen Gemüthlichkeit, keineswegs geeignet, den jungen Prinzen aus sich herauszuführen, ihm nach Außen hin bewußte Selbständigkeit und ruhige Fassung zu geben; vielmehr hatte auch ihn die unbesonnene Strenge seines Vaters in sich zurückgescheucht und der Mangel eines glücklichen Familienlebens düstere Schatten in seine Seele geworfen, so daß ihm jede muthig in das Leben greifende Entschiedenheit abging, er bei jedem äußern Widerstande leidenschaftlich auftobte, ohne sich zu fester Gegenwehr und kräftigem Durchsetzen ermannen zu können. Hatte Constantin auch von keiner strengen Behandlung zu leiden gehabt, so fühlte er sich doch zurückgesetzt und vereinsamt, und seine Seele sehnte sich nach dem süßen Frieden häuslichen Familienlebens, den er leider am weimarischen Hofe je länger je schmerzlicher vermissen sollte.

Anfangs December 1774, bald nach Knebel's Berufung, traten die beiden Prinzen, in Begleitung des Grafen Görtz und Knebel's, ihre Bildungsreise nach Paris an, auf welcher der Erbprinz auch seine von der Mutter ihm bestimmte Braut zu Karlsruhe kennen lernen sollte. Dieser frühe Besuch der Weltstadt und mehrerer kleinen deutschen Höfe mit den mannigfaltigen, rasch vorübereilenden Erscheinungen der Reise selbst dürfte auf Constantin, der sich auch hier überall zurücktreten und den Blicken der Menge sowie der ängstlichen Wachsamkeit des ihn gegen seinen Bruder hintansetzenden Grafen Görtz ausgestellt sah, kaum einen förderlichen Einfluß geübt, ja die ungemessene Zerstreuung ihn eher noch tiefer in sich hineingescheucht als zu einem freudig innigen Antheil an der Welt gestimmt haben.

Nach der Rückkehr im Sommer 1775 bezog Constantin das herzogliche Gut zu Tiefurt bei Weimar, das Knebel bald durch anmuthige Anlagen bei der glücklichen Umgebung zu einem höchst angenehmen Aufenthalt umzuschaffen wußte. Die Großjährigkeit des Bruders und der Antritt der Regierung am 3. September scheint die Kluft zwischen Karl August und Constantin erweitert zu haben. Auf der Brautreise begleitete Constantin den Bruder nicht, und zu der im October festlich in Weimar empfangenen jungen Fürstin, einer strengen, vornehmen Natur, wollte sich kein Verhältniß bilden. Ebenso wenig fühlte er sich von dem genialischen Treiben angemuthet, welches sich gleich darauf in Weimar bildete, wohin Goethe und Herder gezogen wurden, die zu sehr in andern Kreisen beschäftigt waren, als daß sie dem Prinzen einige Aufmerksamkeit zu schenken vermocht hätten. Dieser, je einsamer sich sein Herz fühlte, widmete sich um so eifriger den Studien, zunächst den schönen Wissenschaften und Künsten,*) ganz besonders aber zog ihn die Musik an, wozu er bedeutende Anlagen besaß, so daß alle Instrumente ihm leicht wurden, und seine sehnsüchtige Seele fand in ihr eine solche erheiternde Beruhigung, daß er sich von Unpäßlichkeiten durch längeres Spielen herstellte. Seine Schwächlichkeit erforderte noch immer größte Schonung sowie strengste Mäßigkeit in allen Genüssen. Außer der Musik fühlte er sich in der stillen Einsamkeit des anmuthigen Gartens und in herzlich gemüthlichen Gesprächen besonders behaglich, und hier war es, wo er in Knebel den schönsten Anklang fand. Gern ergingen sich seine Ahnungen in den Gedanken an eine glücklichere Zukunft, wo er auch seinen Knebel mit dem Besitze seines Tiefurt, das ihm so viel verdankte, zu erfreuen gedachte. Die Morgen waren gewöhnlich der Arbeit bestimmt; erst um ein Uhr ließ sich der Prinz sehen, wo den anwesenden Gästen — denn der Garten war Jedermann geöffnet — Erfrischungen geboten, nähere Bekannte auch zu Tische geladen wurden. Nachmittags und Abends kam meist Besuch aus Weimar. Die Herzogin Mutter fand sich in der schönen Jahreszeit jede Woche einen Tag in Tiefurt ein, ebenso die regierende Herzogin und der Herzog. Goethe, Herder, Wieland hielten sich oft mehrere Tage hier auf, und kein bedeutender Gast ließ Tiefurt unbesucht. Auch fehlte es nicht an mancherlei Festen, die Knebel auf das Anmuthigste und Sinnigste einzurichten wußte, an Geburtstagsfeiern mit Tanz und Beleuchtung, an öffentlichen Aufführungen, wobei sich der Prinz und Knebel selbst betheiligten; im Sommer wurden Erntefeste gefeiert und im Winter große Schlitten-

*) Gerne betheiligte er sich auch an der Unterstützung von Dichtern und Künstlern, wie wir ihn auf der Liste der von Weimar aus für Bürger und den Maler Müller in Rom veranstalteten Sammlungen finden.

fahrten veranstaltet. Der Prinz mochte zuweilen gern fröhliche Menschen um sich sehen, aber doch neigte er mehr zu stiller Beschaulichkeit und innigem Seelengenusse hin, woher ihm diese von ihm als Prinzen geforderten Feste oft beschwerlich fielen; am Unangenehmsten empfand er es, wenn er zu öffentlichen Festen, zu lärmenden Jagden aus seinem Tiefurt herausgerissen ward, wo es ihm selten so wohl ward wie im September 1778 auf der Wartburg an Goethe's Seite, der am 13. an Frau von Stein schreibt: „Die Zeit bin ich auf der Wartburg mit dem Prinzen seßhaft gewesen, und wir hatten so viele Drollereien zusammen, daß ich in keine Ruhe kommen bin;" aber freilich hatten sie dafür bald darauf eine Jagd bei üblem Wetter auszustehn. Gerne betheiligte sich der Prinz an kleinen Lustfahrten in Gesellschaft von Knebel, Goethe, Herder, Wieland.

Aber sein sehnsüchtiges Herz schmachtete längst nach einem stillen häuslichen Glücke, wie er es leider am weimarer Hofe nicht finden sollte. Zwischen dem von ausgelassenem Jugendmuthe sprudelnden Herzog und der auf vornehmen Anstand haltenden Herzogin Luise wollte sich kein herzliches Verhältniß bilden, mochte auch Goethe der Hoffnung nicht entsagen, daß sie noch ein glückliches Paar werden sollten; ebenso wenig konnte die heitere Herzogin Mutter mit ihrer ernsten Schwiegertochter übereinstimmen, und der schwächliche Prinz fühlte nur bei seiner Mutter liebevolle Aufnahme, wenn diese auch für das stille Sehnen seiner Seele kein Verständniß hatte. Diesen trostlosen Zustand schildert eine Freundin Goethe's, wahrscheinlich Frau von Stein, in der schärfsten Weise in folgenden an Zimmermann gerichteten Worten: Tout notre bonheur a disparu ici: notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.

So ohne jeden gemüthlichen Halt, besonders da auch Knebel vom Hofe viel in Anspruch genommen wurde, wandte der nach stillem häuslichem Glück sich sehnende Prinz sehr früh seine innigste Neigung einem in lieblichster Anmuth aufblühenden Fräulein zu, einer Verwandten der Seckendorfischen Familie, Caroline von Ilten, mit welcher er sich für das Leben zu verbinden wünschte, überzeugt, in einer mit ihr zu begründenden Häuslichkeit die Erfüllung seiner tiefsten Herzenswünsche zu finden. Aber wie hätte eine solche Mißheirath mit dem niedern Adel die Billigung des Hofes und vor Allem der vornehmen Herzogin finden können! Man betrachtete diese Neigung als eine Kinderposse, als eine vorübergehende Laune, welche der Geliebten schmeichle, ohne aber irgend einen Halt im Herzen beider zu finden. Daher sehen wir den Herzog einmal im Juli 1776, als er mit seinem heitern Jugendfreunde, dem Oberforstmeister von Wedel, zufällig Carolinen zu Altstedt traf, so lange Spott mit ihr treiben, bis diese schluchzend vom Tische aufstand und sich entfernte. Mochte Goethe dies auch mißbilligen und ahnen, daß die Neigung einen tiefern Ursprung habe, in einer so wichtigen Familienangelegenheit durfte er den ausgesprochenen Ansichten des Hofes nicht entgegentreten. In demselben Herbste besuchte Caroline in Begleitung der Frau von Imhof eines Abends Goethe in seinem Garten, wo sie sein innigstes Mitgefühl erregte. „Das holde Geschöpf ist gedrückt," schreibt er an Frau von Stein. „Lieber Gott — ich mag über die Menschen gar nichts mehr sagen." Ihre Schwester heirathete im Sommer 1778 einen Husarenrittmeister von Lichtenberg, einen durch seine bis zur rauhesten Derbheit gehende soldatische Entschiedenheit beim Herzog in besonderer Gunst stehenden Mann, der aber auch keinen Schritt für seine Schwägerin zu thun wagen durfte. Prinz Constantin entbehrte leider zu sehr jeder durchsetzenden Thatkraft, als daß er den Widerstand des Hofes zu brechen und seine menschliche Freiheit durch Schließung dieser Verbindung gerettet hätte, selbst auf die Gefahr, Weimar auf immer meiden zu müssen. Die mancherlei Sprötereien, Vorstellungen und Bedenken, die sich zwischen ihn und seine Liebste stellten, scheinen die Neigung wirklich auf einige Zeit erkalten lassen zu haben, wenigstens gab sich der Prinz den Anschein, als habe er auf Carolinen verzichtet und lasse sich durch andere Reize fesseln. Diese kam im Sommer 1779 mehrfach zu Goethe, der am 21. August an die abwesende Freundin in Bezug auf sie schreibt: „In mein Haus kommt nun gar kein Mensch außer dem schönen Misel (Mädchen). Wir sind artig zusammen; denn wir sind in gleichem Falle; mir ist mein Liebstes verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andere Wege gefunden." Aber in der Tiefe des Herzens glühte die alte Liebe noch immer fort. Der Prinz scheint grade auf Goethe besonders erbittert gewesen zu sein, weil er von ihm, als einem Kenner des menschlichen Herzens, der die Qualen unbefriedigter Liebe so unendlich wahr und warm empfunden, da er bei seinem Bruder Alles vermöge, eine Vermittelung erwarten zu dürfen glaubte. Allein wie hätte Goethe unaufgefordert hier eintreten sollen, da der Prinz selbst unthätig blieb? Und

mußte er nicht voraussehen, daß aller gute Wille den überlieferten Vorurtheilen gegenüber vergeblich sein, ein Eintreten für den Prinzen nur sein eigenes Verhältniß zum Hofe trüben würde? Auch wissen wir nicht, in wiefern Goethe selbst zu einer richtigen Beurtheilung des Verhältnisses Gelegenheit hatte, ja es scheint fast, als ob ein gewisser Wankelmuth des Prinzen in seinen gewöhnlichen Neigungen diesen zu der Vermuthung berechtigt habe, auch die Liebe zu Carolinen sei nur vorübergehender Art. Von des Prinzen Verstimmung gegen Goethe zeugt die Aeußerung des Letzteren in einem Briefe an Frau von Stein Ende März 1780, zwei Monate nach der Rückkehr von der mit dem Herzog allein unternommenen Schweizerreise: „Der Prinz ist mir im Webicht (zwischen Tiefurt und Weimar) begegnet; wenn er artig gewesen wäre, hätt' er mich zu Gast gebeten." Man beschäftigte sich um diese Zeit wieder mit einer Aufführung der Iphigenie, in welcher im vorigen Jahre Knebel den Thoas, der Prinz den Pylades gegeben hatte. Damals hatte Goethe an Knebel die Bitte gerichtet, er möge dem Prinzen seine Scenen etwas auslegen und ihm mit gutem Rathe beistehen. Die Aufführung scheint am 6. April, dem Jahrestag der ersten Vorstellung, stattgefunden, der Prinz aber nur mit Unwillen und ungefüger als das erstemal seine Rolle gespielt zu haben, worauf die Worte am Schlusse eines an Frau von Stein gerichteten Briefchens deuten: „Umgeben von Pylades, dem Unfurm." Das Wort Unfurm steht hier in der Bedeutung Unart, wie Goethe in dem Gedichte auf Hans Sachs sagt: „Bespöttet eines jeden Fürm."

Aber nicht allein gegen Goethe, sondern auch gegen seinen Mentor Knebel, der sich seiner nicht angenommen, war er verstimmt, ja sein ganzes bisheriges Treiben scheint ihm so verleidet worden zu sein, daß er sich von dem geselligen Leben mehr zurückzog und sich zu ernstern Studien hinneigte, woher er sich enger an den Hofrath Albrecht, dessen Aeußeres nichts weniger als anziehend war, *) anschloß. Dieser zog nach Tiefurt, wo der Prinz seinen Unterricht in der Mathematik und Physik genoß, auch seinen Mittheilungen über England, welches dieser eben besucht hatte, ein geneigtes Ohr geliehen haben dürfte. Völliger Mißmuth über seine vereinsamte Lage zu Weimar, wo er nur der Herzogin Amalia sein liebevolles Zutrauen unverändert erhalten haben dürfte, und seine unter den unangenehmsten Verhältnissen leidende Gesundheit scheinen ihn zu dem Entschlusse gebracht zu haben, dem Lande heiterster Natur und Kunst sich zuzuwenden, wohin bis dahin noch Niemand vom ganzen weimarischen Hofe gedrungen war. Der Herzog, dem er während einer Abwesenheit Knebel's zuerst seinen Wunsch eröffnete, war darüber nicht wenig erfreut, und er gestattete ihm gern, sich seinen Begleiter selbst auszuwählen, wie unangenehm er sich auch überrascht finden mochte, als seine Wahl auf Albrecht fiel, wodurch Knebel sich sehr verletzt fühlen mußte. Wahrscheinlich veranlaßte den Prinzen hierzu nicht allein seine Verstimmung gegen Knebel, sondern auch der Wunsch, daß sein Begleiter mit dem Hofe in nicht zu vertrauter Beziehung stehe. Goethe mußte es übernehmen, den leicht reizbaren Knebel mit Hülfe der Frau von Stein zu beruhigen. Am 1. Mai schreibt er an letztere: „Morgen früh um achte, wenn's Ihnen nicht zu frühe ist, will ich einen Augenblick kommen, um über des Prinzen und Knebel's Sache mit Ihnen zu sprechen. Knebel ist nicht hier. Wenn er wiederkommt, reden Sie wohl ein beruhigend Wort mit ihm, bis ich zurück bin." Er selbst ging damals nach Erfurt, von wo er zwei Tage später die Freundin mahnt: „Daß nur nicht etwa Knebel im Unmuth gegen den Prinzen herausfährt! Ich möchte nicht, daß ich Gelegenheit zu einer Scene gäbe. Suchen Sie's ruhig zu halten, bis ich komme." Am 6. scheint Goethe bei einer Mittagstafel der Frau von Stein, wozu auch Knebel geladen war, diesem den Stand der Sache ruhig vorgehalten und ihm den Vorschlag zu einer mit herzoglicher Unterstützung anzutretenden Reise in die Schweiz und vor Allem zu dem mit seiner Engelsmilde Alle beruhigenden Lavater gemacht zu haben, damit er dem Gerede entgehe und seinen berechtigten Unmuth über den Verlust der Neigung des schwer zu leitenden Prinzen zerstreue. Daß aber Knebel, wenn er auch hierauf einging, noch immer verstimmt blieb, da er alle auf Constantin verwendete Mühe und alle ihm gewidmete herzliche Zuneigung verloren sah, ersehen wir aus Goethe's Bemerkung vom 11., dieser schmiege sich am Unwilligsten in's dramatische Joch; man bereitete damals die Aufführung von Seckendorf's Trauerspiel Kalliſto vor, das ihm freilich nicht behagen mochte. Der Herzog, der von seiner Seite Alles that, um Knebel zufrieden zu stellen, lud ihn auf den 17. mit Goethe und dem Prinzen nach Neunheiligen bei Langensalza ein, wo er sich eben beim Grafen Werthern befand. Gleich darauf trat Knebel seine Reise an, wie es scheint, ganz beruhigt über diese ihm anfangs so äußerst schmerzliche Verän-

*) Albrecht war der Sohn des im dreiunddreißigsten Jahre 1786 zu Göttingen verstorbenen Professors der Arzneikunde Johann Wilhelm Albrecht. Seine Mutter, die Tochter des Seniors Dr. Pfeifer, heirathete später den rühmlichst bekannten Abt Jerusalem; ihr Sohn war der Werther-Jerusalem.

derung und Goethe's Benehmen in dieſer Sache.

Indeſſen ſcheint ſich das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen noch nicht ganz gelöſt, und Goethe, um einen Rückfall zu verhindern, auf die zeitweilige Entfernung dieſer bis zur Abreiſe des Geliebten gedrungen zu haben, wogegen ſich aber der Schwager derſelben erklärte, der auf entſchiedenſter Entſagung in ſeiner derben Weiſe beſtand. Als Goethe am 5. Juni nach Gotha ging, ſchrieb er an Frau von Stein: „An den Thränen der Carolinchen ſcheine ich ſchuld zu ſein, und ich bin's auch; ich ſehe aber auch in dieſem wieder, daß — ja man ſieht Nichts — Adieu!“ Und am Abend deſſelben Tages von Gotha aus: „Der Eclat, den der Rittmeiſter mit der Caroline macht, iſt bloß, um das Gehäſſige auf mich zu wälzen, und iſt doch immer wieder dumm. Wenn ich wiederkomme, ſollen Sie, was Sie wollen, von der Sache wiſſen, mit der Bedingung, daß Sie mich gegen Niemand vertheidigen.“ So ſchuldfrei wußte ſich Goethe, der nur verhindern wollte, daß durch unzeitige Nachſicht die Sache, über die der Hof ſich längſt entſchieden hatte, nicht ſchlimmer werde und zu größeren Unannehmlichkeiten führe. Wahrſcheinlich nahm ſich Frau von Stein Carolinens an, für die ſie ſich verbürgte, und ſie zog ſie ſelbſt zu ſich. Auch hielt ſich der Prinz gut, wie Goethe an Knebel berichtet. Um ihn zu unterhalten und von Tiefurt wegzubringen, wo er auch ſeinen Haushalt bereits vereinfachte, ſchrieb er die in Ettersburg aufzuführenden Vögel nach Ariſtophanes, worin dem Prinzen eine bedeutende Rolle zugedacht war, wohl die des Pierrot Hoffegut. Nicht weniger ſcheint Goethe auf eine herzlichere Annäherung des Prinzen an die Familie hingewirkt zu haben. Wir finden ihn mit dem Herzog und der Herzogin Mutter zuſammen, und auf ein freundliches Verhältniß zur regierenden Herzogin deutet die Aeußerung in dem Briefe des Herzogs an Knebel vom 27. Juli: „Mein Bruder iſt ziemlich gut; meine Frau ſchindet ihn zuweilen etwas.“ Am 5. September ſchreibt Goethe an Frau von Stein: „Grüßen Sie Linchen, und machen ſich Donnerstag (den 7.) recht luſtig.“ Den 8. fällt der Geburtstag des Prinzen; irrte Goethe nicht in der Bezeichnung des Wochentages, ſo wäre hier der Vorabend des Geburtstages gemeint. Kaum glaublich iſt es, daß Caroline den Geburtstag mit in Tiefurt gefeiert habe. Am 8. ſendet Goethe an dieſe einige Scherzverſe über das Ungemach, das Jeder habe; vom Prinzen heißt es hier, er ſei gut geſinnt für's Bett, eine Hindeutung auf deſſen Verlangen nach Ruhe. Am Schluſſe eines vierzehn Tage ſpäter geſchriebenen Briefes ſcherzt er, Linchen verliere Etwas, daß dieſer Brief nicht mit Verſen angefüllt ſei, und er habe ihr Verſchiedenes zugedacht, womit ſie ihr Kopfkiſſen hätte parfümiren können, ohne Zweifel mit Beziehung auf das Vergeſſen ihres Verluſtes.

Ende September kehrte Knebel nach Tiefurt zurück. Der Herzog lud ihn ſofort ein, mit dem Prinzen oder allein zu ihm nach Meiningen zu kommen. Knebel folgte der Einladung, doch der noch immer auf dieſen grollende Prinz ließ ſich, wie es ſcheint, dazu nicht willig finden. Von Meiningen begab ſich der Herzog mit Goethe und Knebel nach Kochberg zu Frau von Stein, wohin Caroline die Freundin begleitet haben dürfte. Die Artigkeit, welche Goethe Carolinen bezeigt hatte, war indeſſen der Freundin bedenklich erſchienen, um ſo mehr als man von einer Neigung des Dichters zu der Geliebten des Prinzen zu reden begann, was vielleicht von dem Schwager, dem Rittmeiſter von Lichtenberg, ausgegangen war. „Linchen ſoll keine Verſe mehr von mir kriegen,“ ſchreibt Goethe am 29. October der auch ſonſt gegen ihn verſtimmten Frau von Stein, „noch mehr Freundlichkeit, als die allgemeine Höflichkeit erlaubt. Glauben Sie mir, die Menſchen, die ſich um uns bekümmern, thäten's nicht, wenn ſie mit ſich ſelbſt etwas Beſſeres anfangen könnten. Wenigſtens thäten Sie's anders.“ Am 4. und 5. November weilte Goethe mit dem Herzog wieder zu Kochberg, wo die Wolken, welche ſich zwiſchen ihn und Frau von Stein gelegt hatten, ſich wieder verzogen, und auch die freundliche Stellung zu Carolinen, welche er mit liebevoller Herzlichkeit wie die Kinder ſeiner Freundin behandelte, ohne irgend eine leidenſchaftliche Regung, ihre Beſtätigung erhielt. Auf einen Beſuch, den Prinz Conſtantin am 7. November, dem Tage, wo Goethe vor fünf Jahren in Weimar eingetroffen war, bei dieſem abſtattete, deutet die Aeußerung an Frau von Stein: „Der Prinz hat auch, wie ich merke, eine politiſch-ſentimentaliſche Viſite gemacht“ — politiſch, um nach Außen zu zeigen, daß er Nichts gegen Goethe habe, ſentimentaliſch, zur Bezeigung ſeiner Reue über das ihm gethane Unrecht. Am 25. November las Goethe Frau von Stein und Carolinen die eben vollendete erſte Scene des zweiten Actes des Taſſo; das Verhältniß zu dem holden Kinde war ſo feſt beſtimmt, daß er von Seiten der Freundin keine Mißdeutung mehr zu fürchten hatte. Wir wiſſen den Inhalt jener Scene in der erſten Bearbeitung des Taſſo nicht genau; ſtimmt er in der Hauptſache mit der jetzigen Geſtalt überein, ſo würde ſie Carolinen in dichteriſchem Spiegel die Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem Prinzen an's Herz gelegt und dieſe mit zarter Rührung beruhigt haben.

Die Abreise des Prinzen, den die Anwesenheit Carolinens nebst seiner eigenen Unentschiedenheit in Weimar festgehalten zu haben scheint, verzögerte sich bis zum 11. Juni des folgenden Jahres (1781). Wenige Tage vorher beabsichtigte Goethe, zu einer Abendgesellschaft, die er, wie es scheint, Garve zu Ehren gab, auch die „beiden Abreisenden" (den Prinzen und Albrecht), Frau von Stein, Kammerherrn von Seckendorf und Gustchen von Kalb einzuladen. „Carolinen wollen wir weglassen," schreibt er an Frau von Stein; mußte dieser ja eine Zusammenkunft mit dem Prinzen kurz vor seiner Abreise ebenso empfindlich sein, wie sie für den Prinzen selbst bedenklich war. Caroline blieb ruhig in Weimar und nahm an den Hofkreisen heitern Antheil. Goethe schrieb für sie im folgenden Februar ein gesellschaftliches Scherzgedicht.

Die Reisenden gingen über Zürich, wo Lavater, der vor zwei Jahren den Herzog und Goethe durch sein himmlisches Wesen zu einem neuen Leben geweiht hatte, sie segnen sollte. Dieser, dem Knebel viel von dem Prinzen hatte erzählen müssen, wodurch sein lebhaftes Verlangen, ihn kennen zu lernen, gesteigert worden war, schreibt Jenem am 23. Juli: „Für Constantin dank' ich Ihnen, lieber Knebel, recht herzlich. Es ist und bleibt doch ewig ein eigenes auserlesenes, von Gott im Himmel bezeichnetes Paar — Karl August und Constantin von Weimar. Sie können nicht glauben, wie schwach und klein ich mich in der Nähe solcher Menschen fühle. Doctor Hotze*) sagte letzthin einmal ein Wort von Schwäche bei viel Güte. Nun wußt' ich wieder gewiß, was ich nicht wissen wollte, mir lange selbst verbarg — daß gewisse Philosophen keinen Sinn für den gegenwärtigen Menschen haben. Constantin ist freilich schwächer als der Herzog — aber doch so durch und durch voll Sinn für Wahrheit und voll liebenswürdiger Einfalt. Mir war herzwohl an seinem Arme. Albrecht ist einer der feinsten Denker, dessen Aeußerlichkeit alle meine Freunde, mich nicht — ärgerte. Wir haben schrecklich viel zusammen räsonnirt, uns oft wunderbar getroffen — nur einige Male schien ihm mein Pegasus zu muthwillig — doch wagte er es aus übertriebener Bescheidenheit nicht zu sagen. Allen Dreien schien wohl zusammen zu sein." Tischbein malte den Prinzen beim ersten Anblicke an einem trüben, kalten Tage, ohne Zeit zu haben, das Bild genauer auszuführen. Lavater sandte dieses an Goethe, der am 14. November erwiedert: „Das mir überschickte Porträt gefällt mir ausnehmend wohl, und zeigt von einem männlichen Maler. Es ist wohl gesehen und wohl angelegt. Schade, daß er nicht Zeit gehabt hat, es weiter auszuführen. Der Charakter scheint mir sprechend und die Stellung gut gemalt zu sein. Nur hat es mich wundern müssen, daß einige unbefangene Personen, und besonders ein Kind, das sehr wohl organisirt und in allen seinen Urtheilen über sinnliche Dinge höchst zuverlässig ist (Fritz von Stein?), es nicht erkannt haben. Ich machte darüber meine Betrachtungen, besonders da der Knabe auf einige verwandte Gesichter rieth, und ich glaube, es liegt vorzüglich in der Farbe und in der mehrern Männlichkeit und Stärke der Züge, die das Original freilich nicht hat. Genug, es gefällt mir so wohl, daß ich es für mich behalten werde, und danke dir auf das beste dafür." Das Bild ist wohl dasselbe, welches jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar in einem Durchgangsbogen dem Bildnisse des Vaters von Karl August und Constantin gegenüber hängt.

Zunächst wandten sich die Reisenden nach Rom, machten von dort einen Ausflug nach Neapel, waren aber in der Charwoche wieder in Rom zurück; den Rückweg nahmen sie über Venedig, um sich über Paris nach England zu begeben. Der Prinz fühlte sich in dem herrlichen Lande, wo er sich selbst ganz leben durfte, durchaus behaglich, und faßte die wunderbaren Erscheinungen der Natur und Kunst in stillem, empfänglichem Gemüthe auf, worüber er sich in den Briefen an seine Mutter viel herzlicher ergehen ließ, als in den Mittheilungen an den ihm ferner stehenden Bruder. Die Briefe Beider an den nach seiner Heimath geflohenen Knebel geben uns darüber erwünschte Auskunft. Die Herzogin Mutter schreibt am 15. Januar 1782: „Constantin scheint sich vorzüglich in Rom zu gefallen; er ist sehr gesund und vergnügt. Von Albrechten habe ich auch Nachricht, der sehr zufrieden ist." Wieland meldet an Merck, sein guter Prinz Constantin sei mit seinem Freunde Albrecht in Rom so glücklich wie ein Gott; wahrscheinlich hatte die Herzogin Mutter ihre Briefe ihm mitgetheilt. Dagegen äußert der Herzog am 8. Februar, er wisse nicht recht, was er seinem Bruder antworten solle; denn seine Art, zu genießen, inspirire nicht den mindesten Antheil. „Die Freundschaft und Freundschaft mit Albrechten und hauptsächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effect, als sagte mir Einer: Gute Nacht! Wie will ich nicht schlafen! und da Einen durch Histörchen in den Schlaf einzumurren, nie meine Sache war, so ist's mir leidlicher noch hie und da, ihn im Schlafe reden zu hören, als

*) An diesen höchstgebildeten Arzt zu Richterswil am züricher See pflegte Lavater alle Freunde zu empfehlen.

mich selbst activ dabei zu bezeigen." Und vier Monate später scherzt er: „Unsre italienischen Reisenden, fürchte ich, werden noch zuletzt gar einschlafen; denn sie nehmen so an Ruhe, Beruhigung und stillem Genuß zu, daß es einen Mönch einschläfern möchte." Albrecht schrieb aus Neapel an Knebel; von einem Briefe des Prinzen an ihn findet sich keine Spur. Schon im März hatte der Prinz seiner Mutter den Entschluß mitgetheilt, über Paris nach England zu reisen, worüber diese große Freude empfand, da sie eine längere Abwesenheit sowohl für seine Gesundheit als für das völlige Aufgeben seiner bisherigen Weimarer Verhältnisse förderlich fand. Am 23. Juni schreibt sie: „David (ein vom Prinzen zurückgeschickter Diener) hat mir viel von meinem Sohn erzählt, daß er an Gesundheit und Stärke sehr zugenommen, und die ganze Zeit ihm gar nichts gefehlt hätte. Jetzt muß Constantin in Paris sein, wo er sich nur ein paar Wochen aufhalten wird, um von da nach den Niederlanden, über Ostende nach England zu gehen, wo er den ganzen Winter sich aufhalten wird." Aber in Paris wurde der Prinz von einer Madame Darsaincourt, die seinen Neigungen schmeichelte und sein ganzes Zutrauen gewann, so mächtig gefesselt, daß er sich von Albrecht trennte, diesem seinen Reisewagen überließ und sich mit der Geliebten nach England begab. Diese Dame, welche sich, nach Art der Franzosen, von den kleinen deutschen Höfen eine wunderliche Vorstellung gebildet hatte, glaubte hier eine treffliche Gelegenheit zu einer glänzenden Stellung in Deutschland erhascht zu haben, und da sie des Prinzen Neigung zu den stillen Freuden häuslichen Glückes bald herausgefühlt, so schmiegte sie sich ganz an ihn und täuschte ihn mit einer vorgeblichen Neigung, welcher sich dieser um so sorgloser überließ, als er sich seiner geliebten Caroline, die sein Leben zu seligster Wonne erhoben hätte, auf ewig beraubt sah. Albrecht blieb ruhig in Paris, und der Prinz berichtete über seinen Londoner Aufenthalt sehr wenig. Am 14. October meldet der Herzog an Knebel: „Mein Bruder hat mir von London einen Brief in seinem gewöhnlichen Format, bien recommandée, geschickt, wo er nicht ein Wort schreibt, als daß er mir zum Geburtstag Glück wünscht."

Hatte man des Prinzen längere Abwesenheit gern gesehen, da man dadurch seine alten Verhältnisse um so sicherer aufgelöst glaubte („das mit der Fräulein Ilten soll aufgehoben sein," schreibt Ludecus, der Chatoullier der Herzogin Mutter und des Prinzen, am 12. September), so fühlte man sich um so unangenehmer überrascht, als dieser, der Darsaincourt überdrüssig, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er sie gradezu nach Weimar schickte, gleichsam zur bittern Vergeltung der ihm in Bezug auf Carolinen aufgelegten Entsagung. Mitten im Winter muß die Französin in Weimar angekommen sein, wo man sie sofort zum Oberförster nach Tannroda brachte. Hier erklärte sie denn, daß sie sich guter Hoffnung fühle. Am 3. Februar 1783 berichtet Goethe an Frau von Stein, Ludecus sei mit einer Nachricht gekommen, die den garstigen Handel verschlimmere. Denselben Abend ward der Hof, wie ganz Weimar, durch die Geburt des Erbprinzen in höchste Freude versetzt, wozu die Geschichte des Prinzen Constantin einen grellen Mißklang bildete. Dieser berichtete darauf seinem Chatoullier von der völligen Zerrüttung seiner Geldverhältnisse, da er auf die Geliebte große Summen verwendet. „Diese ganze Begebenheit ist so fatal und für mich so bekümmernd gewesen," schreibt Ludecus am 4. April, „daß ich mich kaum habe fassen können. Ich sehe der traurigsten Zukunft für den Prinzen entgegen: sehr verschuldet zu sein, ganz neue und große Ausgaben zu haben, und alles Verhältniß zu der Familie aufgehoben, und obendrein des Genusses ganz überdrüssig zu werden, ist, was ich mir kläglich nur denken kann." Goethe war es auch diesmal, der die Verwirrung möglichst schonend lösen mußte. Vielleicht bezieht sich hierauf besonders seine Klage vom 24. April an Frau von Stein, es sei ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. „Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin und wieder gezogen." Einer gelegentlichen Erwähnung der Schönen begegnen wir in den Zeilen an Frau von Stein vom 19. April, wo er von dem Bilde Lottens vor der englischen Uebersetzung des Werther sagt, sie sehe der Madame Darsaincourt ähnlich, nur en beau. Am 4. Mai mußte er zu der „Unglücklichen" nach Tannroda reiten. „Sie schrieb mir gestern beiliegenden Brief," meldet er an Frau von Stein. „Das arme Geschöpf wußte nicht, was es für eine mächtige Anrufung ist, mich im Namen de tout ce que j'ai de plus cher zu bitten." Nach der Geburt eines Sohnes ward die Darsaincourt, da sie in Weimar keine Aussicht hatte und der Prinz, dessen Schuld sie vergrößert haben wird, ihrer müde war, nach Frankreich zurückgebracht. Goethe's vertrauter, von Frankfurt mitgebrachter Diener, Philipp Seidel, begleitete sie und entledigte sich dieses Auftrages zu größter Zufriedenheit seines Herrn. Der Sohn der Darsaincourt soll zum Forstmann herangebildet worden und von Karl August,

dem er ähnlich sah, mit besonderer Zuneigung behandelt worden sein.

Im Mai reiste Ludecus dem von London zurückkehrenden Prinzen bis Wiesbaden entgegen, gerieth aber in die schrecklichste Verlegenheit, als er seinen Herrn von einer zweiten Geliebten, einer Engländerin, begleitet fand. Er wandte sich um schleunigste Verhaltungsbefehle nach Weimar. Darauf bezieht sich Goethe's Aeußerung an Frau von Stein vom 2. Juni: „Eine Staffette von Ludecus bringt schändliche Nachrichten vom Prinzen." Die Engländerin wurde bis auf weitere Bestimmung nach Markfuhl gebracht, der Prinz nach Wilhelmsthal beschieden, von wo er mit Goethe am 20. nach Weimar kam. Den 16. hatte Letzterer von Wilhelmsthal an Frau von Stein geschrieben: „Ludecus ist schon seit Sonnabend angelangt; es ist Montag um halb zwölf Mittag, und der Prinz ist noch nicht da. Was Ludecus erzählt, läßt sich nicht armseliger denken." Und zwei Tage später: „Die Verworrenheit des Prinzen hat noch einige Knoten, die mit Geduld gelöst werden müssen." Der Herzog nahm seinen Bruder, um ihn dem ersten Gerede zu entziehen und ihm seine Verletzung alles fürstlichen Anstandes vorzuhalten, mit sich nach Ilmenau. Goethe suchte unterdessen die Fortschaffung der Engländerin zu erwirken. Am 13. Juli kehrten der Herzog und der Prinz zurück, um sofort den Fürsten von Dessau, der am Morgen eine Stunde zu Weimar gewesen, in Eisenach einzuholen. Unterdessen war auch Albrecht nach Weimar zurückgekehrt, wo er keine günstige Aufnahme finden konnte. Am 25. Juli reiste der Herzog mit Prinz Constantin nach Würzburg, um persönlich mit dem Fürsten wegen einer Verbindungsstraße zu verhandeln; auch brachte er einige Tage im Brückenauer Bade zu, wo unter den wenig gebildeten Menschen zwei ausgezeichnete Frauen ihn anzogen, von denen eine sein leichtzündendes Herz in Gefahr brachte. „Es ist gar zu schwer," klagt er an Knebel, „sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser Einer leben muß und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt. Jede kleine Unregelmäßigkeit wirft Einen so weit wieder aus seinem Rade heraus." Große Lust hatte er, von Würzburg aus Knebel zu überraschen, wovon ihn aber besonders die Begleitung seines Bruders abhielt. „Man weiß," schreibt dieser sieben Tage nach der Rückkehr, am 17. August, an Knebel, „daß ihr euch eben vor seiner Reise geschieden habt, an einem dritten fremden Ort seht ihr euch zum erstenmal wieder; dieses macht Einem dann von Unbeschäftigten ein Schock Fragen auf den Hals fallen, und vor Nichts fürchte ich mich mehr als vor diesen." Und am Ende des Briefes heißt es: „An meinem Bruder finde ich wirklich und auf der ganzen Reise nichts Besonderes auszusetzen, als daß er überall und in allen Stücken so wenig verlangt." Der Prinz, der schon früher immer still und ruhig vor sich hin gelebt hatte, fühlte sich jetzt ganz niedergeschlagen, seine Verirrungen lagen ihm schwer auf der Seele. Ende August berichtet Goethe an Knebel: „Der Prinz lebt stille, seine Gesundheit braucht Erholung. Der Herzog beträgt sich gar gut gegen ihn."

Goethe's Aufgabe in diesen verwickelten Verhältnissen war hiermit zu Ende, und er konnte ruhig seine Reise in den Harz antreten, die weitere Sorge getrost dem Herzog überlassen. Hätte er seiner eigenen Neigung folgen dürfen, so würde er wohl das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen von Ilten gar nicht gestört haben, aber der Hof hatte hierüber entschieden, ohne Goethe's Meinung zu erfragen, und so galt es nur, die zweckdienlichen Mittel zu ergreifen, um die Trennung möglichst schonend herbeizuführen. Wie wenig er selbst den sogenannten Mißheirathen entgegen war, wie er die Verschiedenheit der Geburt keineswegs für ein nothwendiges Hinderniß hielt, zeigen am unzweideutigsten Wilhelm Meister's Lehrjahre, die mit mehreren sogenannten Mißheirathen endigen. Ja bei Lothario's Liebesabenteuern schwebt zum Theil Prinz Constantin vor. Wilhelm muß Lydien unter ähnlichen Verhältnissen zu Theresen bringen, wie man die Darsaincourt nach Tannroda schaffte, und es ist möglich, daß Goethe selbst die Französin dorthin brachte. Auch dürften manche Züge Lydien's von ihr entnommen sein. Bei ihr wie bei der Engländerin war an keine andere Handlungsweise zu denken, da beide nur den Prinzen in ihre Netze gelockt hatten, von einer innigen Neigung keine Rede sein konnte. Ob man nicht später bereute, das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen von Ilten gelöst zu haben, könnte man in Frage stellen; jedenfalls hatte die schmerzliche Entsagung dieser Liebe den Prinzen den Seinigen entfremdet und ihn in die spätern Verirrungen gestürzt.

Jetzt, wo der Gestrandete ganz enttäuscht sich in Weimar wiederfand, blieb ihm Nichts übrig, als sich den Verhältnissen zu fügen; war auch das Glück seines Lebens vernichtet, so glaubte er doch den Seinigen, deren Liebe ihm hülfreich zur Seite stand, gefaßte Rückkehr zu einem geordneten Leben zu schulden. Von der Hoftafel zog er sich meist zurück, wenn nicht Besuche seine Anwesenheit forderten, dagegen suchte er sich den übrigen Kreisen, von denen er sich früher scheu zurückgehalten, mehr zu nähern, gleichsam zur Andeutung, wie sehr er wünsche, die verlorene bürgerliche Achtung wiederzugewinnen. „Die

letzte Katastrophe, welche meinen Bruder betraf," schreibt der Herzog am 15. Januar 1784 an Knebel, „hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich meines Bruders treulose Aufführung tadelte, ihn vermied und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven, und machte ihn fühlen, wie sehr er eines äußerlich guten Anstriches bedürfe, um wieder in Gesellschaften gut gelitten zu werden, und wie wenig sein Stand ihn selbst hier vor Verachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfänglich lächerliche Mittel gebrauchte, um sich die Gunst des Parterres zu erwerben (denn er machte bei Krethi und Plethi Visiten), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle spielt, so daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn beschäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt, und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere, wenn er sie zu gehen lernt, macht. Ein eigenes Regiment wäre ihm am Anfange nicht nütze gewesen, weil er sein häusliches so übel führt. Ein Staatsofficiersplatz aber, welcher ihn etwas mehr, als er ist, noch unterordnet, schien mir für sein Bestes schicklich zu sein. Moralisches Zutrauen hat er bei mir auf lange Zeit, ich fürchte auf immer, verscherzt; er ist und bleibt ein halber, unzuverlässiger, unaufrichtiger Mensch; ein Pferd, das stolpert, kann es aus Versehen oder aus Zufall thun, knicken aber ist ein unheilbares Uebel." Daß er sich und den Hof auf so rücksichtslose Weise dem öffentlichen Gerede preisgegeben, alle Achtung verscherzt habe, grollte den Herzog, da leicht durch ein zeitiges Geständniß seiner Verirrung die Sache beizulegen gewesen wäre; allein der Prinz war ganz außer sich gerathen, in Verzweiflung an einem wirklichen Familienglücke, das man ihm entrissen, hatte er sich seiner grillenhaften Neigung leidenschaftlich hingegeben, und er entledigte sich der ihm lästig gewordenen Geliebten, indem er, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die Lösung und den Aerger den Seinigen zuschob. Daß er aber Kraft genug besaß, sich von seinem Falle zu erheben und sich in das gewöhnliche Leben, das ihm keinen Reiz bieten konnte, zu schicken, das sollte er bald bewähren.

Schon am 25. Februar ging Prinz Constantin mit einem Kammerherrn nach Dresden, von wo er am 17. März als kurfürstlicher Obristlieutenant zurückkehrte. Am 2. April begab er sich nach Naumburg zu seinem Regimente. Auch Caroline scheint Weimar verlassen zu haben; im Sommer dieses Jahres finden wir sie mit Frau von Seckendorf in Begleitung einer Gräfin Bakov in Eisenach, wo Goethe sie sah. Im folgenden Juni trafen Frau von Seckendorf und Caroline zufällig mit Goethe und Knebel in Neustadt an der Orla zusammen. „Die Dämchen waren artig und gefällig," berichtet Knebel. „Carolinchen erzählte uns ihren goldenen Traum, wie sie vorige Nacht in Afrika gewohnt habe, wo die Häuser mit Gold bedeckt gewesen seien." Der Prinz kam jetzt nur immer auf kurze Zeit nach Weimar, so mit dem Herzog in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1784. Am 22. speiste der seit Mitte Juni aus seiner Heimath zurückgekehrte Knebel mit ihm, dem Herzog und der regierenden Herzogin zu Tiefurt. „Es war mir enge um's Herz bei des Prinzen Gegenwart," schreibt Knebel an seine Schwester, „doch ließ ich mir's nicht merken. Ich hielt strenge an mich, ganz gleichgültig zu sein. Zuletzt schien er etwas gegen mich attendirt, wobei ich aber dieselbe Gleichmuth behielt. Ich fand jetzt erst, in wie ferne ich sonsten anders hätte calculiren müssen, wenn es überall nöthig und gut wäre zu calculiren. Er ging gegen Abend wieder ab." Knebel meinte, er hätte sich gegen die Neigungen des Prinzen gefälliger und schmeichlerischer zeigen müssen, hätte er Constantin's Gunst auf die Dauer sich erhalten wollen. Seine frühere Stellung erschien ihm jetzt in nichts weniger als glänzendem Lichte. „Wer an Prinzen attachirt ist," schreibt er einige Jahre später, „der opfert immer die Hälfte von dem auf, was er gern sein wollte, sollte und könnte," und er klagt über die Schlechtigkeit und Gemeinheit des höfischen Lebens, wo man mit allen ärgsten Verläumdungen zu kämpfen habe. Und doch ließ er seine Schwester eine ähnliche Stellung einnehmen und war für seinen Sohn auf eine solche bedacht. Ueble Laune entlockte ihm manche bittere Aeußerung, die ihm nicht so ernst gemeint war, und im Grunde seines Herzens wollte er dem Prinzen noch immer wohl. Herder schreibt er am 2. März 1785: „Auch der princeps-miles ist hier mit seinem Obersten, der, wie ich höre, im Vorzimmer Taback raucht, weil es ihm sonst nicht heimlich wird. Eine schöne Gesellschaft!" Wohl mochten Manche über die dem schwächlichen und gebildeten Prinzen aufgedrungene soldatische Bestimmung bedenklich und mißmuthig sein, wie denn auch Knebel damit nichts weniger als zufrieden gewesen sein dürfte. Nur gelegentlich finden wir sonst der Anwesenheit des Prinzen in Weimar gedacht, wie im October und December 1789. Mit gefaßter Entsagung scheint er sich in seinen neuen

Stand, der ihm keinen Antheil erweckte, gefügt zu haben, da ein seiner stillen Sehnsucht gemäßes Leben ihm versagt sein sollte. Auch als der Herzog in preußische Dienste trat, blieb der Prinz bei Kursachsen, das im französischen Kriege erst im Februar 1793 Partei ergriff, und nicht bloß seine Reichstruppen ausrücken, sondern auch sechs Regimenter zu dem preußischen Heere stoßen ließ. Mit den letztern zog auch Prinz Constantin als Generalmajor an den Rhein, wo sie unter General Kalkreuth in der Saargegend verwandt wurden und am 14. September bei Neunkirchen einen Angriff der Franzosen tapfer zurückschlugen. Aber bereits acht Tage früher war der gute Prinz Constantin verschieden, an der Ruhr, wie man sagt, während ein anderes Gerücht von einem Zweikampfe wissen will. Nur die einfache Angabe seines Todestages, sogar ohne Bezeichnung seiner Stellung als Staatsofficier, brachten die Zeitungen. Goethe aber schrieb am 11. October an Jacobi: „Am schwarzen Siegel und schwarzen Rande (des herzoglichen Decrets) siehst Du diesmal keine geheuchelte Betrübniß. Den Prinzen Constantin haben wir ungern verloren, im Augenblicke, als er sich des Lebens werther gemacht hatte. Ich habe, als alter Nothhelfer, diese Zeit bei der Herzogin Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen." Auch Knebel war mit seinem alten Zöglinge versöhnt, dessen Geburtstag er später immer festlich feierte. In einem Briefe vom 4. Juni 1810 schreibt er der Schwester: „Daß die Nachtigallen sich so häufig in Tiefurt versammeln, ist mir in der That schon im vorigen Jahre aufgefallen, als ich einmal da war. Als ich mit dem Prinzen vor mehreren Jahren hinkam, war noch keine da. — Es ist übrigens recht schade um Tiefurt, daß es so verfällt. Der Prinz hatte immer den Gedanken, es mir zu schenken, wenn es sein eigen worden wäre. Ich war ihm mit Herz und Seele zugethan. Aber die Zeiten unsers glücklichen Schäferlebens — wenn es gleich mitunter etwas roh und wild war — sind nun vorbei. Wir hofften auf noch bessere!!! — — — Vielleicht pflanzt und bildet sich unsere liebe Prinzessin (Caroline) ein neues Reich holder Jugend, das wohl etwas anders werden darf als jenes, das doch mit viel Eruditäten untermischt war und zuletzt auf Nichts auslief." Aber von jenen „Eruditäten" war der stille, gemüthvolle Constantin ganz frei; sein größerer Bruder rettete seine ganze Kraft glücklich aus ihnen heraus, während er selbst, da ihm entschieden durchsetzende Thatkraft fehlte, herrschenden Hofrücksichten zum Opfer fallen sollte! Ein schönes, liebevolles Herz mußte hier verkümmern!

Zuckererbse.

Russisches Volksmährchen.*)

Nacherzählt von

Moritz Hartmann.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen eine immer schöner war als die andere. So war denn, was nicht schwer auszurechnen ist, die dritte die schönste. Sie war so schön, daß es noch schwerer zu sagen ist als zu glauben, und noch schwerer zu glauben als zu sagen. Aber diese große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzessinnen hatten eine böse Stiefmutter, die neben ihnen so häßlich aussah wie ein alter Rabe oder eine schäbige Kuh, und die deshalb auf ihre Stieftöchter eifersüchtig war und sie auf alle erdenkliche Weise plagte. Da sich ihre Eifersucht nach der Schönheit der Prinzessinnen und die Plagen sich nach ihrer Eifersucht richteten, so war die schönste Prinzessin, die dritte, auch die geplagteste. Sie konnte es am Ende nicht länger aushalten und lief auf und davon und versteckte sich in einem Zuckererbsenfelde. Da kam ein schöner, junger und mächtiger Prinz vorbeigeritten. „Geh hin," sagte er zu einem seiner Cavaliere, „und sieh nach, was für ein schöner Vogel dort im Erbsenfelde sitzt." — Der Cavalier ritt hin und kam wieder zurück und sagte: „Dies ist nicht ein schöner Vogel, sondern ein wunderschönes Mädchen." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage das wunderschöne Mädchen nach seinem Namen." — Der Cavalier ritt hin, kam wieder zurück und sagte: „Das wunderschöne Mädchen heißt Zuckererbse." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Cavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen."

*) Aus einer demnächst bei G. Westermann erscheinenden Sammlung von Mährchen und Geschichten.

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte wieder zu dem Cavaliere: „Reit hin und frage Zuckererbſe, ob ſie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ Der Cavalier ritt hin, kam zurück und ſagte: „Zuckererbſe befindet ſich ganz wohl bei den Zuckererbſen und will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen.“ — Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte zu ſeinem Cavalier: „Reite hin und ſage Zuckererbſe, daß ich ſie halten will wie eine erſte Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzeſſin, wenn ſie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ — Der Cavalier ritt hin und kam mit Zuckererbſe zurück. Da war der Prinz ſehr froh, hob ſie auf ſein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis an's Meer. Dort wohnte er mit ſeiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er ſtellte ſie der alten Königin vor, dann verliebte er ſich in Zuckererbſe ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages ſagte er zu ihr: „Verlange von mir, was Du willſt, ich will Dir Alles gewähren.“ Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren verſammelt und Zuckererbſe verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine ſehr ſchöne Scheere bringen und überreichte ſie auf anmuthige Weiſe ſeiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und ſchnitt ſich mir nichts dir nichts die Naſenſpitze ab. Der ganze Hof erſchrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Naſenſpitze ſchnell nachwuchs und die Naſe und die ganze Zuckererbſe noch viel ſchöner war, als je zuvor. Als dies die Hofdamen ſahen, ſchlich ſich eine nach der andern fort, und jede nahm eine Scheere und ſchnitt ſich die Naſenſpitze ab. Allein ihre Naſenſpitzen wuchſen nicht nach und ſie waren häßlicher, als je zuvor, was ſie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbſe als die Urſache dieſes Unheils und fingen an, ſie zu haſſen, der Prinz aber liebte ſie, da ſie noch ſchöner geworden war, noch mehr, als da ſie die alte Naſe beſeſſen. Darum ſprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was Du willſt, es ſoll Dir Alles gewährt werden. — Zuckererbſe ſagte: „So laſſe mir ein Bad von ſiedend heißer Milch bereiten.“ — Man bereitete ein Bad von ſiedend heißer Milch. Zuckererbſe ſtieg in das Bad, und als ſie herauskam, war ſie ſo ſchön, ſo ſchön, daß man ſie nicht mehr anſehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiſer und kein Prophet vorausſagen können, daß ſie noch ſchöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls ſo ſchön werden wollten oder wenigſtens doch ſchöner, als ſie waren, ließen ſich auch Bäder von ſiedend heißer Milch bereiten. Aber ſie verbrannten ſich auf's Schrecklichſte, ſchrieen und ſprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen ſie der Zuckererbſe nicht, die ſie als die Urſache ihrer Schmerzen verwünſchten, und fuhren fort, ſie zu haſſen. Allein der Prinz liebte ſie noch mehr und ſprach eines Tages zu ihr: „Verlange, was Du willſt, und es ſoll Dir Alles gewährt werden.“ — „Man bringe mir einen Teppich,“ ſagte Zuckererbſe. Man brachte einen ſchönen Teppich, ſie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie ſie ſo auf dem Meere, bald ſitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um ſie her murmelten, und die weißen Köpfchen erhoben und ſie anſahen, ohne ihr nur den Fuß zu benetzen. — Als ſie von ihrer Meerfahrt zurückkam und an's Land ſtieg, wo der ganze Hof verſammelt war und der Prinz ſie erwartete, da war es nicht mehr auszuhalten vor Schönheit. Die Seefahrt hatte ihr ſo gut gethan. Nun hört Alles auf, und das Mährchen muß auch bald aufhören, denn wenn es ſo fortgeht, wird es bald keine Worte geben, dieſe Schönheit zu beſchreiben. Die Hofdamen aber, wie ſie das ſahen, liefen ſogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten ſie aus und fuhren auch hinaus in's Meer. Aber die Teppiche wollten ſie nicht tragen und ſie ſanken in's Meer. Mit Mühe wurden ſie gerettet, fünf der böſeſten verſanken und ertranken. — Die gerettet waren, ſchrieen vor Bosheit: „Das Alles hat Zuckererbſe verſchuldet, und es iſt nicht mehr auszuhalten und es muß etwas geſchehen!“ — Der Prinz ſagte auch, es ſei nicht mehr auszuhalten und es müſſe Etwas geſchehen. — Er ging zu ſeiner Mutter, der alten Königin, und ſagte: „Es iſt nicht mehr auszuhalten und es muß Etwas geſchehen.“ — „Und was muß geſchehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten ſoll,“ antwortete der Prinz, „ſo muß ich ſie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer ſie eigentlich iſt,“ erwiederte die Königin, „denn ſo eine hergelaufene Zuckererbſe kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbſe antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbſe, ſondern im Gegentheil eine ſchöne Prinzeſſin.“ Darauf erzählte ſie Alles, wie es ſich begeben hatte, wie ſie als eine Prinzeſſin geboren ſei, wie ſie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie ſie ſich für eine Zuckererbſe ausgegeben und wie ſie eigentlich eine Prinzeſſin ſei, und dies Alles in ſehr anmuthigen, luſtigen und traurigen Worten. Da heirathete ſie der Prinz und ſie wurde eine große und mächtige Königin und die ſchönſte aller Königinnen in der

Welt, und das will viel sagen, denn alle Königinnen sind ausnehmend schön. Doch das ist bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Nase nachwüchse, wie Viele würden sich die Nase abschneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und schöner werden; wenn Jeder auf einem Teppich über's Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reisen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit ist die schönste Nase, das beste Bad, der kunstvollste Teppich.

Savonarola's Tod.

Ueber die letzten Augenblicke Savonarola's enthält das kürzlich in der trefflichen Uebersetzung von Dr. Joh. Frdr. Schröder (Braunschweig, Schulbuchhandlung) erschienene interessante Werk von F. T. Perrens folgende Schilderung:

Am Morgen des 22. Mai 1498 empfingen die Verurtheilten in der Capelle des Regierungspalastes das heilige Abendmahl. Savonarola hielt einen Augenblick die geweihte Hostie in seiner Hand und sprach einige rührende Worte, um Gott und Menschen wegen seiner Fehler und des Aergernisses, welches er etwa gegeben haben könnte, um Verzeihung zu bitten.

Darauf führte man sie auf den Platz, wo Alles, was zur Urtheilsvollstreckung nöthig war, bereit stand. Es war ein mannshohes Schaffot, mit Brennstoffen bedeckt, auf dem man in Form eines Kreuzes einen Galgen errichtet hatte. Eine Art hölzerner Brücke, welche von der Ringhiera ausging, führte zu demselben. Dieser Bau war mit solcher Eile errichtet worden und man bewachte ihn so nachlässig, daß Kinder unter den Brückenbogen hatten kriechen können, um zugespitzte Stöcke zwischen die Fugen der Bretter zu klemmen, damit die letzten Schritte der Verurtheilten gehemmt würden und sie sich in die Füße und Beine stächen. Der Platz wimmelte von Neugierigen. Die Einen starrten mit düsteren Blicken und wie vernichtet vor sich hin, während die Anderen sich voll Freude und Uebermuth zeigten. Von allen Seiten vernahm man das Geschrei der Menge, welche ungeduldig war, die verbrennen zu sehen, welche sie vorher angebetet hatte.

Auf der Ringhiera waren drei Altäre oder Bühnen aufgestellt. Die erste, neben dem großen Eingange zum Palaste, war für Fra Benedetto Pagagnotti, Bischof von Vaison, bestimmt, welcher vom Papste beauftragt war, die Degradation an den Verurtheilten vollziehen zu lassen.

Nachdem die Verurtheilten die große Treppe des Palastes herabgestiegen, wurden sie der Kleider bis auf ein wollenes Hemd beraubt und gingen mit nackten Füßen auf den Perron. Von Henkersknechten wurden sie vor die erste Bühne geführt, wo man sie mit dem priesterlichen Ornate bekleidete, wie es der Kirchenbrauch vorschreibt, um einen Augenblick darauf desselben wieder beraubt zu werden. Der Bischof von Vaison ergriff Savonarola bei der Hand und sprach: „Ich stoße Dich aus von der streitenden Kirche und von der triumphirenden Kirche." — „Nein," erwiederte sogleich Hieronymus, „das steht nicht in Eurer Macht."

Nachdem diese Ceremonie vorüber war, führte man die armen Sünder zu der zweiten Tribüne, um von Romolino sich ihr Todesurtheil vorlesen zu lassen, da sie in Ketzerei betroffen und dessen geständig wären. Darauf verkündigte man ihnen im Namen des Papstes vollkommenen Ablaß für ihre Sünden, welchen sie demüthig empfingen. Nachdem nun zuletzt die bürgerlichen Richter, welche vor der dritten Tribüne standen, das Todesurtheil bestätigt hatten, schleppte man die drei Unglücklichen zur Hinrichtung.

Unter dem Galgen angelangt, knieten sie nieder, nachdem sie umsonst gebeten hatten, daß man ihnen das Hemd an den Knien zubinden möchte. Silvestro starb zuerst. Buonvicini folgte ihm und sein Muth verließ ihn nicht.

Savonarola kam zuletzt an die Reihe; man hatte ihm die Marter angethan, die letzten Todeszuckungen seiner Freunde mit ansehen zu müssen. Er starb, sagt Guicciardini, mit dem Bewußtsein seiner Unschuld und durchdrungen von Empfindungen des Mitleids. Von Hoffnung aufrecht erhalten, verleugnete er nicht einen Augenblick seine Standhaftigkeit, es entschlüpfte ihm kein einziges Wort, welches ein Geständniß oder eine Protestation war. Man behauptet indeß, daß er, bevor er starb, noch diese Klage vernehmen ließ: „O Florenz, was thust Du heute!"

Savonarola starb Mittwoch, den 23. Mai 1498, am heiligen Abend vor Himmelfahrt. Er war fünfundfünfzig Jahre und acht Monate alt.

Zweite Abtheilung.

Die Hand.

Von H. Masius.

Die Durchforscher Egyptens erzählen wohl von Götterstatuen, die sie in einsamen, halbverschütteten Tempeln der Wüste gefunden. Es waren Statuen oft von bewundernswürdiger Schönheit; keine Barbarenhand hatte sie angetastet, aber über sie hin zog sich ein Gürtel deutungsreicher Hieroglyphen. — An solche Bilder mag uns auch eine ernste Betrachtung der Menschengestalt erinnern können. Denn auch diese ist gleichsam von einer heiligen Zeichenschrift überwoben; es sind fleischgewordene Züge des Ewigen, die wir in ihr erkennen. Das mochten die Denker des Alterthums meinen, wenn sie von einem „geistigen Leibe" (σῶμα πνευματικόν) des Menschen redeten. Das ist es, was uns beim Anblick auch des Fremdlings mit einem Gefühle der Achtung und ehrenden Scheu erfüllt. — In der That, so weit der Umkreis der sichtbaren Schöpfung reicht, hat sie Herrlicheres und Wunderbareres nicht aufzuweisen als die Gestalt des Menschen. Unter sich die kreisende Erdkugel, über sich die Wölbung des Firmaments, in den Augen die ewigen Sterne spiegelnd, und von seinen Lippen ein zweites Werde! hinausklingend: so verkündigt sich der Welt der Gebieter. Am vernehmlichsten spricht sich diese königliche Symbolik in dem Haupte aus, das schon Plato der Himmelskugel verglich. Neben ihm aber sind es die Gliedmaßen, welche mehr als irgend ein anderer Leibestheil Würde und Wesen des Menschen bezeichnen. Die Hand und der Fuß sind seine Herrscherattribute, und es bleibt treffender Ausdruck, wenn man, die Vollkommenheit einer Sache zu bezeichnen, sagt, „sie habe Hand und Fuß."*)

Welchem von diesen beiden wiederum die größere geistige Bedeutung zukomme, kann nicht zweifelhaft sein. Die Erde greifend und zurückwerfend, schreitet der Fuß elastisch dahin; er beugt sich knieend zu unterwürfigem Flehen und er streckt sich stolz empor; er schwebt im melodischen Rhythmus des Reigens und er besteigt das kühne Roß; selbst der treulosen Welle darf er sich vertrauen. Welchem Thiere wäre Aehnliches verliehen? Ein berühmter Naturforscher der Gegenwart (Burmeister, geologische Bilder Th. I. S. 65 ff.) hat deshalb kein Bedenken getragen, den Fuß als das wahre Charakterglied, als die schönste körperliche Himmelsgabe des Menschen zu bezeichnen. Allein, wie geistvoll immer dieser Satz begründet worden, kann und soll er nur im zoologischen Sinne verstanden werden; ihm eine weitere Ausdehnung geben, hieße ihn zu einem Paradoxon herabsetzen. Denn das ist klar auch ohne Erweis: an psychischer Bedeutung steht die Hand unvergleichlich höher, und jener vorher angeführte Spruch setzt eben deshalb richtig die Hand dem Fuße voran, ohne sich leicht eine Umkehrung dieser Folge zu gestatten.**) Je näher dem Haupte, um so edler das Organ; je ferner demselben, um so thierischer. Der Fuß, auch der schönste und leichteste, haftet am Boden; wie sehr er von ihm wegstrebe, sinkt er immer wieder zu ihm zurück: gerade durch ihn ist der Mensch „der Scholle verschrieben." Daher war die

*) Auch den Römern waren ähnliche Bilder geläufig: nec caput nec pes sermonum apparet, heißt es bei Plautus.

**) Zuweilen lautet die Formel allerdings umgekehrt. „Ez ne hât weder fuoz noch hünde." (Singauf.) „Die Red' hat so erst Fuß und Hand" (Immermann.)

Waschung der Füße ein Symbol der tiefsten Demuth, und den Kuß derselben fordert auf Erden nur Einer. Der Fuß auf den Nacken des Freien gesetzt, macht diesen zum Sclaven; die Hand auf's Haupt des Sclaven gelegt, macht diesen zum Freien. Mit Recht! Denn durch die Hand wird der Mensch der Handelnde, d. h. der aus freiem sittlichen Entschluß Thätige; oder, es mit Einem Worte zu sagen: Die Hand ist der Mensch.

Käme es auf Gewährsmänner an, so würde man jenem Ausspruche Burmeister's nicht sowohl gegenüber, als vielmehr zur Seite auf das Wort des griechischen Philosophen Anaxagoras hinweisen dürfen: daß die Hand den Menschen als das denkende unter den Wesen kennzeichne, oder wie Aristoteles den Satz schärfer faßt: der Mensch empfing die Hand, weil er den Geist empfing.

Was das Auge unter den Sinnen des Hauptes, das ist sie unter den Theilen des Rumpfs. Sie bildet deshalb auch Alles nach, was jenes sieht; ja sie vermag in gewissen Fällen und in gewisser Weise dasselbe zu ersetzen. Das Fühlen der Blinden wird ein Sehen, wie nach der Erklärung einiger Alten das Sehen gleichsam ein Fühlen mit Lichtfingern des Auges ist. Durch die Hand werden fast alle Geräthe in Bewegung gesetzt, nach ihr fast alle mehr oder weniger geformt. Sie ist wirklich das „Werkzeug der Werkzeuge." Oder wer erkennt nicht im Hammer die geballte Faust? in der Zange die zum Griffe gekrümmte? im Grabscheit die Hand mit zusammengelegten, im Rechen die mit gespreizten Fingern? „Dies große Universalinstrument," schreibt Lichtenberg, „war die erste Schleuder und der erste Trinkbecher, der erste Griffel und der erste Fächer, das erste Tischbesteck, und auch wahrscheinlich die erste Demonstration für Köpfe, in die sonst keine andere hinein wollte." Oder wem ein solcher Ton zu burlesk klänge, der höre das Lied, welches der französische Landmann am Pfluge zum Ruhme dieses Gliedes anstimmt:

Dich Hand pries noch kein Mund genug.
Geziemend klingt dein Lob aus meinem;
Ahnfrau von Hammer, Schwert und Pflug,
Bist du das Alles auch in Einem.

Du schreibst — ob klein in Lettern gleich —
Gedanken, die wie Ström' aus Schluchten
Durchziehen manches weite Reich
Und fernes Land und Volk befruchten.

Du bildest — hier ein wohnlich Haus,
Gewänder dort, die festlich schmücken,
Und hundert Dinge führst du aus,
Die lieblich jedes Aug' entzücken.

Du nährst — ob auch der Stirne Schweiß
Auf deine Schwielen niederthauet;
Sie steh'n dir wie der Furche Gleis
Dem Acker, den du selbst bebauet.

Ich singe deinen Ruhm am Pflug.
Bejahend winket mir der Spaten;
Es pries dich noch kein Mund genug,
Genossin du der schönsten Thaten!

(Uebersetzt von M. Hartmann.)

Es ist klar: die Hand ist die Vermittlerin, durch welche die bei dem Menschen leiser und leichter als bei irgend einem andern Wesen an den Leib gebundene Seele hinaustritt und sich schaffend offenbart. Dem todten Steine haucht sie Leben und Athem ein, daß das Gebilde uns mit heiliger Gewalt ergreift; auf ein paar ärmlichen Saiten ruft sie Ströme entzückender Harmonien, auf einer dürftigen Leinwand eine Welt hehrer Gestalten hervor, und indem sie im Gebet sich erhebt, zieht sie, gleichsam umarmend, den Geist des Himmels nieder.

Das ist die Hand.

Fragen wir nun, wodurch sie dies sei, so lautet die nächste Antwort: durch ihren Bau. Und so möge denn verstattet werden, denselben in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.

Inzwischen wird die Natur der Hand völlig begreiflich nur im Zusammenhange mit dem gesamten Arm, als dessen „Blüthe" jene nach einem orientalischen Dichterausdruck angesehen werden mag. Wir beginnen daher mit dem Oberarm. Derselbe ist mit der Schulter durch ein freies Gelenk verbunden. Er enthält nur einen Knochen; aber er kann sich im Wirbel schwingen, er kann sich auf- und niederwärts, vor- und zurückbeugen, er kann sich gebietend strecken und bezwungen herabsenken bis zu jenem Ausdruck der Willenlosigkeit, den etwa der zum Exercitium antretende Soldat darstellt. An den Oberarm schließt sich in fortschreitender Gliederung der Unterarm. Er besteht aus zwei Knochen und articulirt mit jenem durch ein nur Beugung und Streckung verstattendes (Charnier-) Gelenk. Es führt seinen Namen von einem der beiden Unterarmknochen, den die alte Sprache mit Recht „Ellenbogen" nannte, d. h. Bogen der Stärke. Denn kein Schlag trifft mit so zerschmetternder Wucht als derjenige, da man von dem gekrümmten zum graden Arm aushauend Keule oder Schwert hinter sich fliegen läßt: un colpo da rovescio sagen die Italiener. In einem abermals freien Gelenk fügt sich nun an den Unterarm die Hand, und zwar zunächst mit der sogenannten Handwurzel. Die acht würfelähnlichen Knochen derselben sind so genau verbunden, daß sie als ein Ganzes, als eine Art beweglicher Kugel betrachtet werden können. Aus ihr entspringen in fünffacher Strahlung die Knochen des Handtellers, so jedoch, daß sich der Stamm des Daumens von den übrigen vier Fingerstämmen frei beweglich ablöst, während diese sowohl unter einander als mit der Hand-

wurzel enger verbunden bleiben. Man erkennt bereits aus dieſer Sonderung des Daumknochens die hohe Bedeutung des Fingers, den er trägt. Denn obgleich er nur zwei Gelenke hat und alſo um eines kürzer iſt als die übrigen Finger (in welche endlich die freiwerdende Hand ſich entfaltet), ſo iſt er doch recht eigentlich das plaſtiſche Glied. Durch ſeine Gegenſtellung erſt ergänzt er die anderen Finger, wie er ihnen Kraft und Halt gibt, und der Name Gegenhand (ἀντίχειρ), mit welchem ihn die Griechen bezeichnen, iſt durchaus gerechtfertigt. Der Verkürzung deſſelben mag die größere Länge des Mittelfingers entſprechen, um welchen die übrigen Finger ſich abſtufend gruppiren. Die Gelenkverhältniſſe ſind, unerachtet der überall wiederkehrenden Dreizahl, überall ungleich. Aber grade auf dieſem Wechſel der Architektonik beruht ſowohl die zauberiſche Beweglichkeit als die tiefſinnige Schönheit der Hand.

Doch dieſe Knochen bedeuten nichts als ein todtes Gerüſt, und gewinnen erſt Leben im Verbande der Muskeln und Nerven. Dem Anatomen iſt vorbehalten, das zarte Geflecht dieſer Fäden, die von den äußerſten Fingerſpitzen bis zum letzten Sitz bewußter Empfindung zurückführen, zu entwirren, das ſtraffe Tauwerk dieſer Stränge, die ſich bald kreuzen, bald zuſammenrollen, bald theilen, bald wieder vereinigen, bald am Ende, bald in der Mitte des Knochens befeſtigt ſind, in ſeiner ganzen bewundernswürdigen Verkettung zu erkennen. Das Auge des Laien ſieht hier nur die Wirkungen. Aber dieſe ſind nicht minder ſtaunenswerth. Der Matroſe, der mit Einer Hand an der ſchwanken Strickleiter hängt und mit der andern einen Maſt kappt, und die hindoſtaniſche Spinnerin, die durch die bloße Berührung an dem Coconfaden zwanzig verſchiedene Grade der Feinheit unterſcheidet, geben von der Kraft- und Gefühlsentwicklung des Organes Beiſpiele, für die ſich zahlreiche andere und zum Theil weit auffälligere hätten beibringen laſſen. — Jedes weitere Eingehen in dieſes phyſiologiſche Gebiet bei Seite geſetzt, ſei nur bemerkt, daß die Summe aller Arm- und Handknochen dreißig iſt, und daß dieſelben durch zwanzig Muskeln und eine entſprechende Zahl von Gelenken und Charnieren in Bewegung geſetzt werden. Dabei hat man berechnet, daß ein einziger Muskel des Armes, der ſogenannte Deltamuskel, um mit dem ausgeſtreckten Unterarm zugleich eine Laſt von fünfundfünfzig Pfund emporzuheben, eine Kraft entwickelt, die, durch einen Hebel erſetzt, einen fünfzigmal größeren Kraftaufwand erfordern würde, d. h. einen ſolchen, der einem Gewicht von fünfundzwanzig Centner gleichkäme. Wie fein aber endlich die Nerven organiſirt ſind, beweiſt ſchon der Umſtand, daß um ein jedes freiauslaufende Ende dieſer wunderbaren Fäden, die bekanntlich oft noch nicht den tauſendſten Theil einer Linie meſſen, noch eine kaum wahrnehmbare Hülle ſich legt, ein ſogenanntes Taſtkörperchen, und daß an den Nerven einer jeden Hand wohl gegen ſechshundert jener räthſelhaften Apparate gefunden werden.

Solcher Art iſt die Ausſtattung der Hand. Aber durch dieſelbe ſtellt ſie ſich nun weit über alle anderen Glieder und Kräfte des Körpers hinweg, faſt auf Eine Linie mit demjenigen Organ, welches allerdings in noch höherem Grade das mächtigſte Wirken und das feinſte Empfinden verbindet: mit der Zunge. Eine ſolche Hand hat kein Thier und kann kein Thier haben, wenngleich viele unter ihnen eine größere Muskelkraft des Armes, einzelne ein größeres Feingefühl der Finger entwickeln. Um die Bedeutung dieſes Gliedes ganz zu würdigen, betrachte man die Geſtaltungen deſſelben bei den verſchiedenen Thieren. Man durchmuſtere alle jene Gebilde, von der Floſſe des Fiſches bis zum Flügel des Vogels. Dort die einfachſte, zuſammengedrängteſte Form: eine Waſſerhand, die ohne Arm, zuweilen ſelbſt ohne Handwurzel an der Bruſt haftet, in ihrer Bewegung äußerſt beſchränkt, beinahe nichts als ein knorpeliges, empfindungsloſes Blatt. Hier der Flügel: die höchſte excentriſche Form, eine gefiederte, langarmige, langfingerige Hand, die der ausdauernd-kräftigſten Bewegung mächtig, doch weder zum Greifen noch zum Taſten taugt. Zwiſchen Floſſe und Flügel tritt nun in einer langen Reihe von Abwandlungen der Fuß der Amphibien und namentlich der Säugethiere. Der einfingrige Fuß des Pferdes, der zweifingrige des Stiers, der fünffingrige des Elephanten — vom Hufe umſchloſſen, kaum noch als lebendige Gliedmaßen erkennbar; die auf der Zehe ſchreitende Pranke des Löwen, die platte Sohle des Bären, beide voll ſchreckenerregender Stärke, doch beide ohne jedes feinere Gefühl; plötzlich in der Fledermaus die erſte Hand, aber eine monſtröſe Flügelhand, deren Finger dem geſpenſtiſchen Halbvogel allerdings ein ſo bewundernswürdiges Feingefühl verleihen, daß er ſelbſt geblendet und des Gehörs beraubt mit unbeirrter Sicherheit umherfliegt, die aber doch, unfrei wie ſie ſind, weder zu greifen noch zu taſten vermögen; endlich und unmittelbar an der Schwelle des Thierreichs: das grinſende Zerrbild des Menſchen mit vier Händen auf einmal. Aber eben nur eine Affenhand, eine Fußhand, lang behaart, unbehülflich ſchmal, mit kurzen Fingern und verſtümmeltem Daumen. Wir ſehen — es bedarf keines Zeugniſſes weiter — die menſchliche Hand iſt allein die wahre und ſchöne

Fuß des Waschbären.

Hand der Fledermaus.

Hand des Affen.

Hand. Ihre Macht liegt in ihrer entgegengesetzte Kräfte harmonisch verbindenden Doppelnatur, ihre Schönheit in dem Ebenmaß der Gestalt, die fern von allem Extremen, jeden thierischen Rest abgestreift hat und unter der Hülle einer zarten, feinen, gleichsam athmenden Haut das reichste Nervenleben und die feinste Muskulatur halb zeigt und halb verschleiert.

Daher knüpft sich denn an die Hand eine beziehungsreichere Symbolik als an irgend einen andern Theil des Körpers. Als Herd der Stärke bot sie sich vor Allem zu einem Sinnbilde der Macht und Gewalt. „Ich will Euch erlösen durch einen ausgereckten Arm!“ verkündigt Jehova dem geknechteten Volke. „Es ist Keiner, der aus Deiner Hand errette!“ klagt schmerzüberwältigt der Dulder des Alten Testaments. — Aehnlichen Sinn hat es, wenn die Hindus ihre Götter wohl mit drei und mehr Händen bilden, während die deutsche und romanische Volkssage in allerdings auffälliger Umkehrung der alten Huldgöttin Beratha neben einem Fuße von gewöhnlichem Verhältniß einen zweiten übermäßig großen gibt: Bertha mit dem Fuße; Bertha au grand pied. Aber die Hand mußte ihrer zugleich fühlenden, verinnerlichenden Natur gemäß ebenso auch zu einem Symbole des geistigen Wirkens werden. Deshalb bezeichnet es die höchste Durchdringung mit dem Gottesgeiste selbst, wenn von den Propheten gesagt wird: Des Herren Hand kam über sie. Nicht minder treffend deutet in der chinesischen Bilderschrift die Hand, welche ein Zeichen der Mitte trägt, den Geschichtschreiber an, den unparteiisch richtenden, und auch bei uns vertritt die Hand in zahlreichen Ausdrucksweisen den schaffenden Geist, in vielleicht noch zahlreicheren jedoch das empfindende Gemüth oder endlich Beides zugleich. „Hand und Herz“ ist eine unsrer schönsten, urältesten Formeln und gewiß ebenso bedeutungsvoll als der tiefsinnige, recht im innersten Wesen unsres Volksgeistes gewurzelte Gleichklang von Herz und Schmerz. Die Hand geben, das Ineinanderlegen und Halten derselben bezeichnet mit einfacher und doch ergreifender Symbolik das Bündniß gleicher Gesinnung.

Es bedurfte nur eines Schrittes, um der Hand als wirklich eigen beizulegen, wofür sie zunächst nur Zeichen war. Weissagende und wunderthätige Kräfte, Zaubergewalt aller Art schrieb der dichtende Glaube ihr zu. Hierauf beruhten z. B. die Vorbedeutungen der zuckenden Hand und die Feuerproben der Gottesgerichte; hierauf ward ein ganzes System zweifelhafter Wissenschaften gebaut, deren Anfänge sich bis in's hohe Alterthum zurückführen lassen. Doch war keine Zeit fruchtbarer in Entwickelung dieser Mystik als die nachalexandrinische und das ihr so mannigfach entsprechende Mittelalter. Der Orient aber darf als ihre eigentliche Heimath angesehen werden. In einer angeblich sehr alten türkischen Schrift, die den Titel „Zuckungsbuch“ führt, liest man folgenden hochtönenden Eingang: „Lob sei Gott, dem Herrn der Weltbewohner; er segne unsern Herrn Mohammed und die Seinigen allesammt. Was nun weiter, so wisse, daß dies das Buch vom Gliederzucken ist. Denn wenn die Füße oder Hände dem Menschen zucken, so prophezeit dies. Die Weisen von Persien und von Griechenland haben ihr Leben daran gesetzt, über diese Schrift Versuche anzustellen. Auch Alexander der Zweigehörnte fand an dem Buche Wohlgefallen, trug es stets in seinem Mantel und handelte danach. Selbst Harun al Raschid — Gottes Erbarmen über ihn — pries sich glücklich, diese Schrift zu besitzen.“ — So werthlos derartige Ausgeburten einer ungezügelten Phantasie auch sind, dürfte doch zuletzt selbst ihnen nicht aller Grund fehlen. Wir glauben ihn in den Strömungen elektrischer und magnetischer Kräfte zu erkennen, denen der Mensch ebenso dahingegeben ist als er sie selber erzeugt. Daß dieselben vorzugsweise an und in der Hand wirken ist be-

kannt. Daher erſcheint denn in einzelnen Fällen die Hand in der That ſchon durch bloße Berührung als eine heilende. Wie man von Pyrrhus erzählt, daß er Milzſüchtigen geholfen, indem er nur ſeinen rechten Fuß ſanft auf die leidende Stelle des Körpers geſetzt: ſo wird Aehnliches ungleich öfter von der Hand berichtet, namentlich von der des Veſpaſian und mehrerer engliſchen und franzöſiſchen Könige. Noch Karl X. ſoll eine ſolche Heilung verrichtet haben. „Dein König berührt Dich, Gott wird Dir helfen!“ rief er dem von einer Kropfgeſchwulſt beſchwerten Kranken zu. Wir übergehen die in magnetiſchen Schlaf verſenkende Wirkung der Hand, das Ausſtrömen elektriſcher Funken aus den Fingern, und gedenken nur noch des gewiß immer eigenthümlichen Eindruckes, den wir empfinden, wenn eine andere Hand ſich vertrauend und liebkoſend in die unſre ſchmiegt, oder ermuthigend und ſegnend uns auf's Haupt legt. Iſt es denn nicht wirklich, als durchzittere uns da ein Myſterium? Fühlen wir nicht den leiſen magiſchen Strom der Pſyche, die begegnend die unſre durchdringt? Sogar Thiere zeigen eine hochgradige Empfindung den Berührungen der Menſchenhand gegenüber. Nicht allein der Hund und die Katze; wir wiſſen es auch vom Pferde und von dem bepanzerten Elephanten. Ja, was noch mehr ſagen will, ſelbſt ſo wilde Geſchlechter als Wolf und Fuchs offenbarten in der Gefangenſchaft eine bis zur Ohnmacht geſteigerte Empfänglichkeit für dieſe Erregungen.

Der innige Zuſammenhang, in welchem die Hand mit dem ganzen Sein des Menſchen ſteht, bedingt nun ferner ihre phyſiognomiſche Bedeutung. Man kann ſagen: nächſt dem Angeſichte ſpiegele nichts ſo ſehr als ſie unſer inneres und äußeres Leben. In einer ſeiner tiefſtempfundenen Strophen ſingt Theodor Storm:

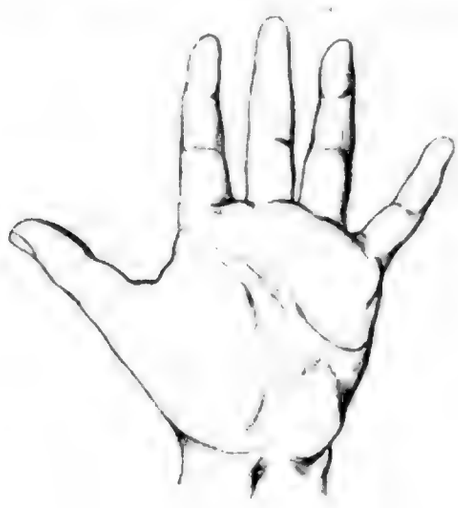
Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch was ſo ſanft dein Mund verſchweigt,
Muß deine blaſſe Hand geſtehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt mir den feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in ſchlummerloſer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Dieſe Wahrnehmung iſt denn auch der einzige nicht ganz unſichere Halt der Chiromantie, dieſer gehaltloſen, trügeriſchen Kunſt, die ſich gleichwohl nicht geſcheut hat, das Wort der Schrift für ſich in Anſpruch zu nehmen: In deine Hände hab ich es gezeichnet. Statt indeſſen den Leſer zu unterhalten von dem Netze der Handlinien, von der Raſcetta und Discriminalis, von den ſieben Hügeln der Palma und den zwölf Gelenken, in denen die zwölf Himmelszeichen wirken, möchte ich lieber erwähnen, daß man in China, um einer Verwechslung oder Verfälſchung der Päſſe vorzubeugen, die Hand des Paßeigenthümers in ſeiner Oelfarbe auf dem Papier ſelbſt abdruckt. Primitiver, doch ebenſo ſicher war die Weiſe, in welcher Murad I. ſeine Erlaſſe und Verträge unterzeichnete. Da er nicht ſchreiben konnte, tauchte er die ganze Hand in die Tinte und drückte dieſe ſtatt Unterſchrift und Siegel auf der Urkunde ab.*) Die Anwendung ſolcher Mittel aber, wie ſonderbar ſie auch erſcheinen, beruht ſchließlich auf der richtigen Einſicht in die Bedeutung der Hand. Denn ſie iſt eben ſo ganz aus dem Organismus eines Menſchen herausgewachſen, ſo durchaus mit ſeinem Leben verflochten, daß ſie unmöglich einem andern Menſchen zugehören könnte. Alter, Geſchlecht, Stand, Beruf, Schickſal, Anlage: Alles prägt ſich mehr oder weniger, ſtärker oder ſchwächer, in ihren Zügen und Formen aus. Wie rührend ſpricht uns nicht die Hand des Kindes an! An der verhältnißmäßig großen Mittelhand haften die kleinen rundlichen Finger faſt wie Knoſpen. Da iſt keine Linie ſichtbar, da tritt kein Gelenk, keine Ader heraus, Alles iſt noch weich, noch Traum, noch Unſchuld. Und nun halte man die Greiſenhand dagegen. Auch ſie ergreift uns; aber mit welch' anderen Gefühlen! Wir werden ſie kaum anſehen können ohne eine Regung der Ehrfurcht. Dieſe Hände haben ein langes Leben voll Sorgen und Täuſchungen, Mühen und Leiden durchkämpft; abgearbeitet zittern ſie jetzt gleich welken Blättern, und in ihre fleiſchloſe Fläche hat der dunkle Prophet des Jenſeits, hat der Tod ſein memento! geſchrieben. Aber man gehe weiter. Man vergleiche die zarte, kleine Frauenhand mit der kräftigeren, größeren des Mannes. Man verfolge dort und hier alle die Abſtufungen, welche jede Thätigkeit und jeder Beruf mit ſich bringt; man beachte insbeſondere die verſchiedenen Künſte, die noch verſchiedeneren Handarbeiten und Handwerke; man ſtelle hinzu den Soldaten, den Gelehrten, den Arzt: und ſie werden meiſt gewiſſe wiederkehrende, eigenthümliche Bildungen dieſes Gliedes zeigen, wie z. B. feinfühlige Männerhände nicht leicht häufiger gefunden werden dürften, als bei den Vertretern der zuletzt genannten Berufsclaſſe. Der Arzt pflegt ſeinem Namen gemäß, der ja eigentlich den Heilkünſtler (artista) bedeutet, eine artiſtiſche, eine künſtleriſche Hand zu haben.

*) Das ſo entſtandene Zeichen (Tughra) iſt ſeitdem die officielle Unterſchrift der Sultane geblieben, die noch heute den rohen Abdruck einer Hand nachahmt. Vgl. Stacke, Charakterbilder in Nr. 4 dieſer Zeitſchrift, S. 359.

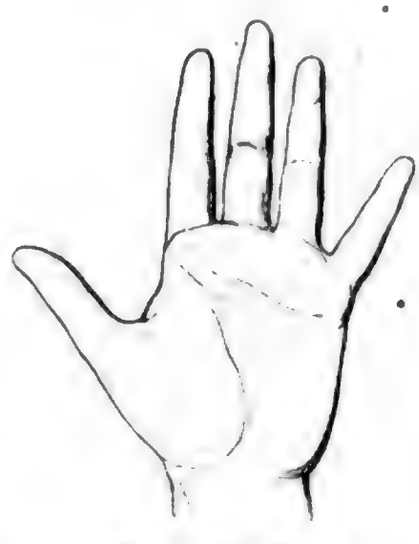
Daß auch dieser Zweig der Physiognomik sich wenig über die bloße Ahnung erhebt, soll nicht geleugnet werden. Immerhin aber verdienen die Sätze, welche sorgsame Beobachter neuerdings aufgestellt haben, die vollste Beachtung.*) Entsprechend ihrer Doppelnatur hat man eine empfindende (sensible) und eine schaffende (motorische) Hand unterschieden. Jene ist klein, weich und länglich; diese groß, derb und voll; jene hat zart sich verschmälernde, aber an der Spitze ein wenig anschwellende Finger; die Finger dieser sind groß mit stark ausragenden Gelenken und breiter, fast viereckiger Kuppe; den schmalen durchscheinenden Nägeln dort stehen große, undurchsichtige hier entgegen. Die erstere Hand stimmt zu der reizbaren Gefühlsnatur, deutet auf Phantasie und Feinsinn und darf im Allgemeinen als weiblicher Typus bezeichnet werden. Die zweite ist die Hand der logischen Natur, des



Die sensible Hand.

Die motorische Hand.

Die elementare Hand.



Die psychische Hand.

willensgroßen, werkthätigen Menschen: die eigentliche Manneshand. — Wollte man hervortretende Beispiele, so würde gestattet sein, etwa an Erasmus und Luther zu erinnern. Jenen zeigt ein Holzschnitt Holbein's in einer höchst sprechenden Attitude. Die Linke auf einen Satyrkopf gelegt, die andere halb erhoben, halb geöffnet, als belausche und beherrsche sie das geheime dialektische Spiel der Gedanken; das Gesicht, die ganze Stellung mit dem beredtesten Ausdruck des Calcüls. Aber man braucht in Wahrheit von der ganzen Gestalt kaum etwas weiter zu sehen, als die Hände, ja nur die

*) Der Franzose Le Caine d'Arpentigny gab in seiner „Chirognomie," neben manchem Gewagten und Haltlosen, eine Reihe treffender Aperçüs, die Carus („Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand") wissenschaftlich regelte, begründete und vertiefte. Den feinsinnigen Unterscheidungen desselben bin ich überall und fast wörtlich gefolgt. Zudem vergleiche man jedenfalls Vischer, Aesthetik II., 212

fühlfädenartigen Finger, um sofort den feinempfindenden, klugfurchtsamen, immer im unentschlossenen Halbdunkel sich bergenden Charakter dieses Mineurs der Reformation zu erkennen. Welch ein anderes Bild gibt dagegen Luther auf den bekannten Portraits oder in jener Scene vor dem Elsterthore zu Wittenberg, die uns Lessing gemalt! Diese Hand ist durch-

Erasmus.

aus das Ideal des schaffenden Typus: kraftschwellend, markiggedrungen, gewaltig fassend, athmet sie ganz nur That; unter ihren Schlägen, das sieht man, wird eine Welt sich aus den Angeln heben und eine neue sich erbaun.

Zu diesen beiden Hauptformen stellen sich nun noch zwei andere, eine niedere und eine höhere. Jene, um den Ausdruck zu wagen, die Naturhand (elementare Hand), diese die seelische (psychische) Hand. Die erstere ist ein unentwickelteres Gebilde. Die kurzen dicken Finger, die breiten kurzen Nägel, die leicht Schwielen ansetzende Haut bezeichnen sie als das Werkzeug schwerer ausdauernder Arbeit. Sie macht wohl oft den Eindruck des Roh-Elementaren, aber auch des Naiv-Treuherzigen und findet sich, wie eine jede dieser Grundformen, durch alle Geschlechter und Stände, wenn auch überall abändernd. Die schönste und zugleich seltenste unter allen Händen ist endlich die, welche vorher die seelische genannt wurde. Sie vereinigt in der edelsten Bildung den Gegensatz der empfindenden und der schaffenden Hand. Besonders charakteristisch sind ihre feinen schlanken Finger, deren Gelenke nur leicht wellenförmig sich erheben, und deren zartes Endglied in ovaler Zuspitzung ausläuft. Am herrlichsten ist sie dargestellt von Tizian (Luini?) auf seinem „Zinsgroschen.“ Wer in der Dresdner Galerie dieses Meisterwerk gesehen und sich anschauend in die erhabene Gestalt des Heilands versenkte, der muß auch die hohe Schönheit empfunden haben, welche in Form und Haltung ihrer Hand gelegt worden. Sie ist wirklich von wunderbarer, durchsichtiger Zartheit, gleichsam eine verklärte Hand, und es stimmt wohl dazu, daß der schlanke Zeigefinger sich dem Goldstück des lauernden Pharisäers zwar nähert, aber es zu berühren verschmäht. Vielmehr begegnet jener Finger der Linken zweien andern Fingern der Rechten, als klinge darin eine Bezeichnung der Dreieinigkeit an.

Natürlich erscheinen nun diese vier Typen ebenso wenig rein, als etwa die vier Temperamente rein erscheinen. Die Mannigfaltigkeit der Mischformen ist vielmehr unabsehbar,

und grade sie gibt einer Betrachtung der Hände ihren Reiz. Auch steht außer der Form ohne Zweifel ebenso Farbe und Gewebe der Haut in einem gewissen Bezuge zu der Naturanlage des Menschen. Wir werden immer geneigt sein, eine trockene, magere, unempfindlichere Handfläche auf ein entsprechendes Naturell zu deuten, wie der Maler den Geizigen oder den Zänker gewiß meist mit dürren, gelblichen, harthäutigen Händen bildet. Andererseits wird eine reingefärbte, weich aufgelockerte, warmfeuchte Hand als Zeichen der Jugend, der Gesundheit und feiner Erregbarkeit gelten dürfen.

„Diese Hand ist warm", sagt Othello von Desdemonens Hand.

„Das deutet Fülle an, freigeb'gen Sinn.
Heiß, heiß und feucht! Solch einer Hand geziemt
Abtödtung von der Welt, Gebet und Fasten,
Viel Selbstkasteiung, Andacht, fromm geübt!

Vielleicht wäre hier auch der Ort des Verhältnisses der rechten zur linken Hand zu gedenken, auf das die Völker eine so eigenthümliche Symbolik gebaut haben. Daß die rechte die gewandtere; daß ein unbeholfener Mensch linkisch genannt wird; daß jene wohl die schöne, die Goldhand heißt, während die Stiefschwester sich den Titel der Dummen oder gar der Schlimmen gefallen lassen muß; daß die rechte die schwörende Hand ist; daß sie oft die linke ein wenig an Größe übertrifft; daß die Nägel an jener rascher wachsen — das Alles ist bekannt. Aber doch mag dieser Gegensatz nicht allein in dem häufigern Gebrauch der rechten Hand, sondern in einer durchgreifenden Zweiseitigkeit des Körpers mit begründet sein. Jedenfalls bietet diese Frage manches Räthselhafte; und doch würde ein Verweilen bei derselben wenig lohnen. Dagegen möchte ein Blick auf die Finger noch gestattet werden können.*)

Diese empfindlichsten und beweglichsten Theile des empfindlichsten und beweglichsten Gliedes erscheinen gleichsam als die Spitzen des leiblichen Lebens. Sie können fast nie ruhen; immer juckt und zuckt es in ihnen:

Seh' ich ein Härchen, möcht' ich es rupfen,
Seh' ich eine Nase, möcht' ich sie zupfen,
Seh' ich einen Rücken, möcht' ich ihn platschen,
Seh' ich eine Wange, möcht' ich sie klatschen.
(Goethe.)

„Keinen Finger mehr regen" bezeichnet mit Recht die äußerste Kraftlosigkeit. Die Alles dichterisch personificirende Anschauung der Naturvölker hat daher die Finger als selbständige Wesen aufgefaßt, hat ihnen eigene Benennung und Begabung, besonderes Schicksal und besondere Gottheit beigelegt. Sie heißen wohl „Söhne der Hand;" des Geschlechtes Ahnherr ist dann der Daumen, dessen Enkel der Kleinfinger. Oft auch erscheinen sie als Brüder mit reimhaft anklingenden Namen; zuweilen wieder sind es koboldartige Zwerge, kunstreiche, einander zu Schutz und Trutz verbundene Gesellen. Eine letzte Spur solcher Vorstellungen schimmert aus den bekannten Kinderversen, die uns eine Familienscene aus dem Leben dieser Liliputaner geben. Oder wer unter den Lesern hätte sich nicht einer Stunde zu erinnern, da er auf dem Schoße der Mutter diese unsterblichen Sprüchelchen gehört und mit gläubiger Lippe sie nachgestammelt?

Der ist in's Wasser gefallen,
Der hat ihn herausgezogen,
Der hat ihn in's Bett gelegt.
Der hat ihn warm zugedeckt,
Und das kleine Stubbeditzchen da
Hat ihn wieder aufgeweckt!

Oder:

Fünf Engeli hänt gesunge,
Fünf Engeli hänt gesprunge,
's erst blost's Fürli a,
's zweit stellt's Pfännli dra,
's dritt schütt's Bäppli dri,
's viert thuet brav Zucker i;
's fünft seit: 's ist agericht;
Jetzt, mie's Bübli, brenn di nit.

Man ersieht aus dem ersten dieser Sprüche, denen ein anderer vom Pflaumenstehlen (vgl. Simrock, deutsches Kinderbuch, S. 6—8) zur Seite gestellt werden konnte, eine gewisse Beziehung zwischen dem ersten und letzten Finger. Der eine spielt den Unglücksträger, der andere entweder den Zauberer, der den Ertrunkenen wieder in's Leben ruft, oder auch den Kläger, der den Pflaumendiebstahl vor das elterliche Gericht bringt. Sinnvoller noch als diese Zusammenstellung möchte indessen eine andere im siebenbürgischen Märchen sein. Dort gehen die vier Finger selbander aus, ohne den älteren Bruder, den Daumen, und gegen seinen Willen. Aber sie gerathen in Gefahr, und nun ruft der Kleinste (der Micki) den Daumen (den Ticki) herbei, der dann mit einer Keule erwünschte Hülfe bringt. Hier steht dieser Finger ganz an seinem Platze. Als solch einen Herkules hat den Däumling Sage und Dichtung verherrlicht, und in einer artigen Romanze von Castelli zählt er selber seine anderweiten mehr modernen Künste der Cultur auf:

Könnt ihr es wohl vergessen?
Durch meine Hülfe schreibet man,
Nach mir pflegt man zu messen;
Der stärkste bin ich unter euch,

*) Für die nun folgende Partie über die Finger verweise ich dankbar auf Rochholz' treffliches „Kinderlied und Kinderspiel" S. 99 ff. W. Grimm's Abhandlung „über Namen und Geltung der Finger" war mir leider unerreichbar.

Drum ſetzt man mich auf's Auge;
Herrn Plutus dien' ich auch zugleich,
Da ich zum Zählen tauge

Die Wichtigkeit dieſes Fingers veranlaßte d'Arpentigny zu dem Ausſpruch: der Daumen bezeichne den Menſchen, und unvergeſſen bleibe Newton's Wort: daß ihm in Ermangelung anderer Beweiſe der Daumen allein das Daſein Gottes verkündigen würde. Die Griechen nannten ihn treffend die Gegenhand, die Inder den Fingervater, die Malaien noch heute die Fingermutter; unſer deutſcher Name ſoll (?) ſo viel bedeuten als der ſtarke, der zwingende. In dieſem Sinne beſtimmten die alten Geſetze für ihn unter allen Fingern die höchſte Buße. Bei den Normannen hatte, wer einem Andern den Daumen abhieb, ſoviel Entgelt zu leiſten, als für die halbe Hand; und bei den Franken zahlte man im gleichen Falle ein Sechſtel des ganzen Wergeldes, d. h. ein Sechſtel der Summe, mit welcher in jenen roheren Zeiten ein Menſchenleben abgeſchätzt und gebüßt ward. In der That, der Menſch ohne Daumen iſt ein hülfloſer Invalide. Daher hieben ſich Römer, um der Pflicht des Kriegsdienſtes zu entgehen, dieſen Finger ab; der Name poltron, der den (prahlenden) Feigling bezeichnet, iſt von daher ſtehend geworden. Doch war ſolche Verſtümmelung der Hand auch wohl landesüblich verhängte Strafe oder grauſames Recht des Siegers. Als die Iſraeliten den Adoni Beſek, König der Canaaniter, fingen, „verhieben ſie ihm die Daumen an Händen und Füßen.“ Da ſprach Adoni Beſek: „Siebenzig Könige laſen mit verhauenen Daumen die Broſamen unter meinem Tiſche. Wie ich gethan habe, ſo iſt mir nun wiedervergolten.“ — Ein beſonders großer Daumen gilt für Zeichen der Thatkraft und raſchen Entſcheides. Wollte das römiſche Volk den im Circus unterliegenden Gladiator am Leben erhalten wiſſen, ſo erhob es die Daumen; im andern Falle bog man ſie nieder (vertere pollicem). Als der ſtärkſte aller Finger hieß er auch wohl „Gottesfinger“, und zauberiſche Kräfte wurden ihm zugeſchrieben. Ja, er hat ſelbſt eine Stelle unter den Geſtirnen gefunden, denn jenes Sternchen mitten über der Deichſel des Himmelswagens iſt nichts anderes, als der Daumen Oervandils, eines ſkandinaviſchen Götterkindes. Thor hatte das Knäblein in einem Korbe über das Weltmeer getragen und dabei des Daumens nicht geachtet, der unbedeckt in der Nachtkälte erfror. Nun nahm Thor das todte Glied und warf es an die Sterne. — Mit der vorerwähnten zauber- und alpartigen Natur hängt noch mancher Glaube und Brauch zuſammen. Von einem Manne mit großem Daumen meinen die Vendeer, er ſei ein Hexenmeiſter, und wie die alten Römer ſagen auch wir, wenn wir ſcherzend Jemandes Gunſt anrufen: Halt mir den Daumen! (pollices premere jubemur. Plin. H. N. 28, 5.) Man will den Alp feſtgebannt wiſſen, damit er nicht ſtörend wirke und den glücklichen Verlauf hindere. Ein Zauber von weniger myſtiſcher Art liegt in der Kunſt des Geldzählens, welche der Daumen mit ſeinem Nachbar — gleichſam als Compagnon — übt. Er heißt daher der Kaufleutfinger, wie man von ihm wieder das Geld Daumenkraut heißt. Den Namen Dickbuck führt er von ſeiner Statur, den engliſchen Märchennamen Scheunenmaus wohl von ſeinem fleiſchigen Ballen.

Was die übrigen Finger belangt, ſo ſind ſie mehr in dem Begriff der Hand überhaupt eingeſchloſſen, und treten individuell minder ſcharf hervor. Doch fehlt es auch hier nicht an manchem charakteriſtiſchen Bezug. So dachte man ſich Daumen und Zeigefinger nahe befreundet. Der Raum zwiſchen Beiden war die Wodansſpanne und deutete auf Glück im Spiel. Unſer Name Zeigefinger bedarf keiner Erläuterung, ebenſo wenig der fränkiſche Name Bogenſpanner. Auf den Mund gelegt bildet der zweite Finger eine ſehr bedeutſame Pantomime, derentwillen ihn die Griechen den Schweigefinger (*καταιγάζων* bei Suidas) hießen. Er iſt aber auch der genäſchige, der Topfkucker, und führt von daher allerlei ehrenrührige Benennungen: Stehlkorn, Botterlicker (*λιχανός*). Wirklich ſcheinen die Nerven deſſelben beſonders ſenſibel; ihre Reizbarkeit ſteigert ſich nicht ſelten zu krampfhaftem Zittern. Nach Sueton's Bericht litt Auguſtus an dieſem Uebel und konnte deshalb nur mühſam ſchreiben, obgleich er dem zuckenden Gliede durch eine Art Hornfingerhut Halt zu geben ſuchte. Deſto kräftiger war freilich derſelbe Finger bei einem andern römiſchen Kaiſer. Septimius Severus war ſeines Herkommens ein Schmied. Seine gewaltigen Hände ſagten es einem Jeden, der es nicht gewußt hätte. Aber ſelbſt wenige Schmiede mochten, wie er, im Stande ſein, mit einem Stoß des Zeigefingers ein daherfahrendes Cabriolet zurückzuhalten oder damit Schläge von ſolcher Währung auszutheilen, daß die Empfänger meinten, ein Stück Eiſen oder Holz habe ſie getroffen. Im Mittelfinger gipfelt nun die Hand. Er iſt kräftiger, länger, eckiger als die anderen; ſein Nagel wächſt am raſcheſten. Um dieſer vordrängenden Art willen heißt er der Ungezogene, der Landammann, der lange Hans (digitus infamis, impudicus). Der vierte Finger dagegen iſt der liebenswürdige. Wir alle kennen ihn als Gold- und Herzfinger. An ihm trägt man den Brautring; von ihm laufen, nach alter Lehre, die Adern zum Herzen. Er heißt

aber auch der heilende Finger, der Arzt, digitus medicus, und in den Kindermärchen legt eben deshalb dieſer Finger den in's Waſſer gefallenen Daumen zu Bett oder deckt ihn warm zu; auch thut er ihm Zucker in den Brei und nöthigt ihm die Krankenſuppe ein. Der letzte Finger iſt der kleinſte; ſeine Spitze beſonders zart, ſein Nagel wächſt nächſt dem Daumnagel am langſamſten. Er ſpielt ganz die Rolle eines verzogenen Spätlings und wird mit allerlei Schmeichelworten genannt: Lütjefinger, Dubbeditzchen, Pinkewinker, bei den Griechen „Blinzelmaus“ (μυώψ), weil er ſeiner Kleinheit wegen nicht weit umſchauen kann. Sieht er nun auch ſchlecht, ſo hört er dafür deſto beſſer. Aber — wie ſonſt auch — aus dem Horcher wird ein Schwätzer. Er kann nichts bei ſich behalten, und bringt allen Geſchwiſtern im Hauſe ihre Unart aus. Der Vater ſpricht dann, ſein kleiner Finger habe es ihm geſagt. So iſt die früher erwähnte Gabe der Wahr- und Weiſſagung aus der ganzen Hand zuletzt in den kleinen Finger übergegangen, und dieſer wendet ſie nur noch zu Klatſchereien an. So ſehen wir ferner den motoriſchen und ſenſiblen Charakter gleichſam wieder unter die Finger vertheilt. Daumen und Mittelfinger ſind die feſteren, derberen: ſie ſuchen demgemäß Händel, wagen allerlei, aber entgehen auch der Schmach und Strafe nicht; die übrigen drei Finger ſind zarter, haben feineren, gewitzigteren Sinn, werden aber vorwitzig und naſeweis.

Der diebiſche Zigeuner nennt die Finger mit roheſter Bezeichnung „Grifflinge“; ein römiſcher Dichter nennt ſie mit würdigſter „die ſprachbegabten“ (linguosi, Caſſiodor). Dies erinnert uns ſchließlich an die beredte Kraft der Hand, wie ſie ſich vornehmlich im Spiel der Finger entfaltet. Schon Quintilian ſagt: „Die Bewegung der Hand, ohne welche jeder Vortrag wirkungslos wäre, hat eine faſt der Sprache ſelbſt gleichkommende Energie und Fülle der Bezeichnung. Denn während die übrigen Theile des Körpers den Redenden nur unterſtützen, redet ſie gleichſam für ſich ſelbſt. Durch ſie fordern und verſprechen, rufen und entlaſſen, drohen und flehen wir; durch ſie bekunden wir Freude und Trauer, Zweifel und Zuſtimmung, Erſtaunen und Schreck.“ Wer möchte die Wahrheit dieſer Worte beſtreiten? und wer verkennen, daß auch ſie recht eigentlich wieder die künſtleriſche, ſeeliſche Natur der Hand in's Licht ſetzen? Zwar tritt der ganze Körper — von der Stirne bis zum Fuße herab — in den Dienſt der Pantomime, zumal bei lebhafteren Naturen; aber ſelbſt unter den Mienen des Geſichts ſind nur einzelne von ſprechenderem Ausdruck, als die Gebärden der Hand. Sie iſt und bleibt der eigentliche „Cicerone“ der Rede. Sie iſt und bleibt dies vermöge ihrer Plaſtik, die ebenſo bedeutſam als verſtändlich, ebenſo mannigfaltig als ſchön genannt werden muß. Wenn wir nachſinnend die Hände über der Bruſt oder auf dem Rücken kreuzen, um ſo gleichſam den Körper ganz zu binden und den Geiſt allein walten zu laſſen; wenn wir beweiſend den Finger an die Naſe, an das eigentlich ſpürende Organ, legen; wenn wir die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagend andeuten, daß irgend Etwas, zumal ein Unglück, über uns hinausgehe; wenn wir ſie ringend das Ringen mit dem Schickſal verſinnlichen; wenn wir hülfebaar und bittend, mit dem Ausdruck des Empfangens ſie öffnen, oder betend ſie mit dem Ausdruck der gänzlichen Ergebung ineinanderfalten: ſo ſind dies alles Gebärden, die Niemand erlernt und die doch ein Jeder verſteht. Wir üben ſie — wie unbewußt; ſie ſind ein unmittelbarer Reflex unſers Innern, und eben darum wirken ſie oft ſo machtvoll. Aber es gibt nun auch Gebärden, die jenen unbewußten, natürlichen entgegengeſetzt, willkürlich gemacht werden und eine zuweilen ſehr willkürliche Bedeutung haben. Wir können ſie die conventionellen nennen. In beiden Arten des mimiſchen Ausdrucks ſind die ſüdeuropäiſchen und orientaliſchen Nationen Meiſter; keine aber mehr als die Sicilianer. Mit einer bezeichnenden Sage führen dieſe letzteren den Urſprung der Mimik auf jene Zeiten zurück, als griechiſche Tyrannen die Inſel beherrſchten. Argwöhniſch überall Gefahr ſehend, ſollen die Gewalthaber jedes tröſtende Wort und bald die Sprache überhaupt verboten haben, ſo daß den Unterdrückten nur die ſtumme Rede der Gebärden und Mienen verblieb. Aber Noth, Haß und Sehnſucht entwickelten erfinderiſch dieſelbe bald zu jener Vollkommenheit, welche von da an auf die Geſchlechter ſpäter Nachkommen ſich vererbte und noch heute das Staunen des Nordländers erregt. In der That vermag ſich jeder Sicilianer mitten im Lärm drängender Menſchenmaſſen und über jede Tragweite der Stimme hinaus noch vollkommen verſtändlich zu machen, bloß durch den Geſtus. Von Fenſter zu Fenſter, von Balcon zu Balcon, von Dach zu Dach ſpielen unabläſſig die Finger ihre wunderſame Telegraphie, und dabei hat die junge Dame oft noch eine beſondere Sprache für den Geliebten, eine andre für die Duenna und eine dritte für die Freundinnen. Wie ſehr aber mimiſche Ausdrucksweiſe im Charakter dieſes Volkes liege, beweiſe unter andern eine Scene, welche ein neuerer Reiſender erzählt. Als nach dem Sturze Mürat's König Ferdinand wieder zurückgekehrt war, forderte das in Neſina verſammelte Volk ſtürmiſch die Plünderung des königlichen Palaſtes, den der vertriebene Herr-

ſcher verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte. Da trat Ferdinand auf den Altan, hielt den Finger über den Mund, kreuzte die Hände, wie es beim Uebergreifen auf dem Clavier geſchieht, fingerte dabei und fuhr dann mit der Hand das Kinn hinauf. Das war Alles, und das war genug. Eine wortgetreue Ueberſetzung würde gelautet haben: Seid ruhig, diesmal wird nichts ſtibitzt! Die beſte Rede hätte vielleicht nichts gefruchtet; aber dieſe Zeichen, wie ſie das Volk jeden Augenblick ſelbſt macht, wirkten; jubelnd rief es: Evviva Nasone! (es lebe Ferdinand mit der Langnaſe) und ging auseinander.

Auch dieſes Beiſpiel, wie komiſch immer, bewährt die hohe geiſtige Natur der Hand. Indem ſie gleich Neptun's Dreizack die ungeſtümen Wogen durch ein bloßes Zeichen bändigt, entfaltet ſie eine Macht, deren in dieſem Grade nur das Wort, d. h. der Odem des unſterblichen Geiſtes ſelber fähig iſt.

Die Kinder des Drachen.

Eine Reiſeerinnerung von

W. Hamm.

Träg und verdroſſen wälzt die Donau ihre grünlich gelben Fluthen durch das ſüdliche Ungarn, ein weithin gedehntes Flachland ohne Berg und Wald, ohne Dörfer und Menſchen. Erſt in der Nähe von Belgrad beginnen die Ufer eine andere Geſtalt anzunehmen, und mit neuerwachtem Intereſſe erblickt der Reiſende die emporragenden Felſen, in der Ferne die blauen Berge und längs des Strandes die grünen Wäldchen einer ſchon ſüdlichen Vegetation. Je weiter von Semlin ſich das Dampfſchiff ſtromabwärts entfernt, um ſo romantiſcher wird die Landſchaft. Die blaugrauen Klippen treten immer trotziger vor in den Fluß und bilden mit ihren phantaſtiſchen Zerklüftungen die ſonderbarſten Anſichten, bald gewaltige Schwibbogen oder einzeln ſtehende Warten, bald hohe gothiſche Dome oder ſchlanke Minarets. Das grüne Laub überklettert den Kalkſchiefer wie ein leicht geſponnenes Netzwerk oder in dichten rundgeformten Maſſen; hier und da heben ſich einzelne Stämme, wie zeigende Finger, daraus empor in den wolkenloſen Himmel. Die Gegend iſt in ihrer eigenthümlichen Romantik erhabener und wilder, wie das vielbeſungene Rheinufer an dem Loreley; freilich fehlen die Anſiedelungen und die Menſchen und am Abend die vortrefflichen Gaſthöfe des Rheinlands. Dagegen mangelt es unſerm Dampfboot nicht an einem feurigen Saft, wie ihn ſo kräftig die beſten Lagen des Rheingaues nicht kochen. Und wer ſchon eine Zeitlang im Ungarland und den Donauſürſtenthümern gereiſt iſt, der lernt die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens entbehren — aber nicht verachten.

Meine Fahrt ging von Belgrad über Semendria nach Alt-Orſova, wo ich das Boot zu verlaſſen gedachte, um thalaufwärts einen Abſtecher nach den berühmten Herkulesbädern von Mehadia zu machen. Unter der gemiſchten Geſellſchaft, die ſich gähnend auf dem glühend heißen Verdeck des Dampfſchiffs — wir befanden uns im Ende des Mai's — in allen möglichen Stellungen umherlagerte, hatte ich einen intereſſanten Mann aufgefunden, der, als zufällig die Rede auf einige gemeinſame Bekannte in dem ſchönen Wien kam, mir den längſt verehrten Namen eines Arztes der Bergſtadt O. als den ſeinigen nannte, worauf wir ſchnell vertraut wurden und in dem herben Oberungar vergnügt einer freudigen Zukunft entgegentranken. Als ein in der Gegend wohlorientirter Mann war mein neuer Freund ein ebenſo kenntnißreicher, als gefälliger Cicerone, welcher mich auf jede Merkwürdigkeit oder Schönheit aufmerkſam machte. Wir hatten den Felſen Babakai, an welchen ſich die hübſche Sage von einer darin eingeſchloſſenen böſen Frau, welche Jedem, der ihrer ſpottet, als Echo Antwort gibt, knüpft, und die Moldovainſel paſſirt, als ich plötzlich einen ſo heftigen Schmerz an der rechten Hand empfand, daß ich das ergriffene Glas fallen ließ. Beſtürzt blickte ich auf die Stelle der Empfindung und gewahrte einen dunkelrothen Fleck auf der Haut, in deſſen Mitte ſich ein kleines Bläschen raſch zu bilden begann. Der Doctor beſah die Verwundung und lachte. „Das iſt ein Tribut," ſagte er, „welchen die Kinder des Drachen von den Fremdlingen erheben." Fragend blickte ich ihn an, während er aus einem Etui ein Fläſchchen nahm, mit der darin enthaltenen Salmiakflüſſigkeit etwas Baumwolle benetzte und damit das kleine Geſchwür betupfte, worauf augenblicklich Linderung des Schmerzes erfolgte.

„Sie verlangen Auskunft über Ihren Feind?" fragte er. „Ich habe ihn ein Kind des Drachen genannt, weil ihn die Landleute hieſiger Gegend ſelten anders nennen, wie mit dieſem poetiſchen Namen. Blicken Sie nach jenem zerklüfteten Kalkfelſen am rechten Ufer; auf ſeinem Gipfel liegen die Trümmer des Schloſſes Golubacz und jenſeits im Thal der Weiler gleichen Namens. An jenen höhlendurchfreſſenen Berg knüpft ſich eine ganze Menge von Sagen, deren vorzüglichſte aber die von der Tödtung des Drachen durch den heiligen Georg iſt."

„Auch hier?" rief ich aus, „wohin ich bis

jetzt noch in Europa gekommen bin, hat St. Georg einen Drachen getödtet. Es muß also zu Lebzeiten des seligen Helden entweder furchtbar viele Drachen oder viele Ritter Georg gegeben haben, welche sich die gleiche Ehre der Besiegung des Lindwurms anmaßten."

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Sie müssen die Sage recht deuten," entgegnete er. „Erwiesenermaßen ist sie weiter nichts, wie eine Verherrlichung des Sieges der christlichen Religion über das Heidenthum im Volksmund; erst später hat der sinnbildliche Lindwurm die reale Gestalt angedichtet bekommen und die Legende ihre bekannten Ausschmückungen. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß hier in dieser dereinst viel bevölkerteren Gegend eine Station der Heidenbekehrer gewesen und die Drachensage als Erinnerung an dieselbe dem Volke geblieben ist, dieses aber, wie Sie wohl wissen werden, ist eine der kindlichsten und demzufolge dichterischsten Nationen, die es gibt. In keinem Lande der Welt wimmelt es so von Mährchen und Sagen, wie hier unter den Walachen und dort unter den Serben. Jedes nur einigermaßen hervortretende Ereigniß in ihrem Leben bekommt einen mythischen Hintergrund und einen Kranz von poetischen Blumen auf's Haupt, und an alle die grotesken Felsen, die Sie da sehen, knüpfen sich Hunderte von Erzählungen der Mährchensänger. Geschweige denn an einen so bedeutenden Ueberrest, wie an den des Schlosses Golubacz. Es ist schon im Jahre 1428 von Kaiser Sigismund zerstört worden; seine Berühmtheit hat es aber erhalten durch die Sage, daß die griechische Kaiserin Helena, die bekannte Christenfreundin, lange Zeit als Gefangene, ich weiß nicht wessen, in seinen Kerkern geschmachtet habe. Sie sehen ein, daß sich schon hieran leicht der Ursprung der Sage von St. Georg und dem Lindwurm knüpfen läßt."

„Aber die Kinder?" fragte ich etwas ungeduldig, „was ist es mit den Kindern des Drachen, welche gut christliche Reisende molestiren, ihnen Blut ab- und Gift einzapfen?"

„Gleich komme ich darauf," sagte der Doctor. „Jene tiefen Spalten des Kalkberges, welche Sie von hier aus noch deutlich erkennen mögen, mußten natürlich mit der Sage in Verbindung gebracht werden, zumal das Geheimniß ihrer Höhlungen ein unergründliches ist. Sie waren des Drachen Veste Malepartus, woraus er gelegentlich hervorschoß, um arme Pilger, versteht sich bloß solche, welchen schon die neue Botschaft gepredigt worden war, als schmalen Imbiß zu verschlingen, bis endlich der heilige Georg sich des wehrlosen Volkes erbarmte und den bösen Wurm in bekannter Weise tödtete. Er hieb ihm darauf den ungeheuren Kopf ab, wie einst David dem Goliath, und schleuderte diesen in die tiefste jener Felsenspalten, damit er darin begraben liege auf ewige Zeiten. Was aus dem Leib geworden ist, der doch jedenfalls noch größer war wie der Kopf, davon wissen die Sagen nichts zu erzählen; vielleicht haben denselben die Wellen der Donau in das schwarze Meer und dieses ihn weiter gewälzt und im Miasmensumpf der faulen See abgelagert. Aber der tapfere und heilige Ritter that nicht klug an der Versenkung des Riesenkopfes, wenn er nicht anders seine gute Absicht dabei hatte. Denn so ungeheuer ist die organische Masse desselben gewesen, daß sie heute noch nach funfzehn Jahrhunderten nicht zersetzt und verwest ist, sondern alljährlich auf's Neue zu gähren beginnt und aus ihren scheußlichen Resten kleine giftige Wesen entwickelt, und das sind eben die Kinder des Drachen."

„Schön;" entgegnete ich, „wo sie herstammen, weiß ich nun, immer aber noch nicht, wer und wie sie eigentlich sind. Jedenfalls müssen diese jungen Lindwürmer entweder unsichtbar oder noch so jung sein, daß sie dem nicht geübten Blick entgehen."

„Sie haben Recht," sagte der Arzt, „sie sind sehr jung, selbst wenn sie noch so alt werden, denn sie sterben wenige Stunden nach der Geburt, und klein sind sie ebenfalls, nicht größer, wie eine kleine Fliege."

„Ah," entgegnete ich, „jetzt weiß ich endlich, woran ich bin. Sie wollen von jenen merkwürdigen Mücken erzählen, an deren Existenz die Gräfin Hahn-Hahn nicht glauben wollte, weil keine wagte, von ihrem süßen Blute zu kosten?"

„Die nämlichen meine ich," fuhr der Doctor fort, „die weltberühmten oder berüchtigten Golubaczer Mücken sind die Drachenkinder. Ueber ihre Entstehung, wie ich gleich erwähnen will, cursiren aber verschiedene Varianten; mit der Sage von dem Kopf des Lindwurms concurrirt eine andere von einem giftigen Quell, der dort oben am Felsen entspringe, im Sommer gefriere und im Winter siede; aus seinem Wasser soll all das schädliche Gezieser, die Plage dieser Gegenden, abstammen. Aufgeklärte Köpfe zucken auch hierüber die Achsel und behaupten, die Mücken wüchsen auf den Bäumen, grade wie die Gallwespen; wer aber selbst dieses leugnen und ihre Entstehung in den Sümpfen auf gewöhnliche Weise erklären will, der wird als ein Ungläubiger verschrieen, welchem ein St. Georg Noth thäte."

„Nun ist es mir leid," sagte ich, „daß ich das kleine Drachenkind nur gefühlt und nicht gesehen habe; ein Reisender darf dergleichen interessante Bekanntschaften nicht bei Seite liegen lassen."

„Sie hätten nicht viel daran gesehen," be-

merkte der Arzt. „Seien Sie übrigens ganz vergnügt, wenn Ihnen auf Ihren Streifzügen durch das Banat nicht die Wiederholung der Bekanntschaft wird. Die Thierchen gehören dem Geschlecht der Schnaken an und ihr Gattungsname ist Simulium reptans, obgleich eine ganze Reihe von verschiedenen Zweiflüglern sich um die Ehre streitet, die echten Kinder des Drachen zu sein, Beweis, daß es mehr als ein Insect gibt, dessen Stich schmerzhaft ist. Die echte Golubaczer Mücke ist kaum den achten Theil eines Zolles lang und hat einen besonders dicken Kopf; ihr Leib ist oben grau, unten weißlich, die übereinander liegenden durchsichtigen Flügel sind etwas länger als der letztere. Furchtbar werden sie nur durch ihre ungeheuren Massen; oft fallen sie in Myriaden über ihre Opfer her und dann ist freilich große Gefahr vorhanden. Einzelne Stiche schaden nicht, wenn sie auch unangenehm sind, wie Sie so eben empfunden haben."

„Aber ist denn wirklich etwas Wahres an den mancherlei Erzählungen von dem Tod ganzer Heerden, die von solchen kleinen Thieren überfallen werden?" fragte ich weiter.

„Allerdings lassen sich die Berichte darüber nicht in das Gebiet der Sage verweisen," fuhr der Doctor fort, „wenn auch mancherlei Uebertreibungen dabei mit unterlaufen. Jedenfalls ist es bemerkenswerth, daß in früheren Zeiten, so noch im vorigen Jahrhundert, diese Mücken weit furchtbarer gehaust haben, wie sie es heutzutage thun; die Civilisation, welche zuerst den Drachen erschlagen hat, vernichtet allmälig auch seine Kinder. Es gibt eine Menge von beglaubigten Beispielen von der furchtbaren Macht der Waffen dieser kleinen Feinde des Menschengeschlechts und der Hausthiere. Wenn auch nicht ganze Heerden, so sind doch schon viele Male beträchtliche Mengen von Pferden, Rindern, Büffeln und Schafen von ihnen vernichtet worden. Die Mückenschwärme überfallen das Thier fast mit einem Mal und in solcher Anzahl, daß dasselbe oft fingerhoch mit ihnen bedeckt ist; sie dringen in alle Oeffnungen des Körpers, vorzüglich aber in Nase und Maul ein und tödten es dann in wenigen Augenblicken durch die Millionen ihrer Stiche. Da hilft kein Entrinnen; das arme Vieh, welches seine Feinde nur zu wohl kennt, sucht ihnen anfänglich durch rasende Flucht zu entgehen; aber umsonst, es ist, als ob der durch den schnellen Lauf hervorgebrachte Luftzug die Schwärme der Mücken den Flüchtigen nachzöge; blindlings rennt das geängstigte Thier grade aus, stürzt sich in das Wasser oder über Klippen und geht so oft doppelt zu Grund, denn auch den gefallenen Körper verlassen die bösen Quälgeister nicht. Am schnellsten unterliegen ihnen Ziegen und Schafe, am seltensten der Büffel, der sich gewöhnlich in einen Sumpf rettet und sich darin so lange wälzt, bis er ganz mit einem schützenden Schlammpanzer umgeben ist, der ihm aber auch nur hilft, wenn sie sich noch nicht an den Schleimhäuten der Nase, des Mauls und der Augen festgesogen haben."

„Gibt es denn keine Schutzmittel gegen diese kleinen Teufel?" fragte ich.

„O ja, es gibt deren," erwiederte der Arzt, „aber sie sind großentheils unzureichend und außerdem verschmäht die Indolenz der Bauern und Hirten auch ihre Anwendung. In dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem mehrere Jahre hinter einander die Plage in ganz erstaunlichem Maße aufgetreten war, wollte man recht klug sein und sie mit der Wurzel vertilgen. Was geschah? Sie würden es nicht errathen. Man vermauerte den Eingang verschiedener Höhlen, in welchen man vorzugsweise die Entwickelung der Drachenbrut vermuthete, unter andern auch die berühmte Höhle des Generals Veterani, dort bei Orsova, welche Sie jedenfalls besuchen müssen, wenn Sie für historische Eindrücke und Naturschönheiten empfänglich sind. Natürlich half dieses merkwürdige Mittel, von welchem man sich Wunder versprochen hatte, gar nichts, und die Mücken kamen und peinigten nach wie vor Menschen und Vieh. Reibt man das letztere mit Tabaksöl, Theer, Schwefel, Thran u. dgl. ein, so ist es einigermaßen geschützt, aber begreiflich kann man durch solche Mittel Maul und Nase der Thiere nur auf ganz kurze Zeit bewahren. Von den Dörfern hält man die Schwärme ab, wie die Heuschrecken, durch gewaltige qualmende Feuer, die man mit feuchtem Heu, Mist und grünem Strauchwerk nährt. Alle diese Mittel sind aber natürlicher Weise von sehr geringem Erfolg; die Kinder des Drachen werden nicht eher verschwinden, bis die Sümpfe trocken gelegt, die Flüsse regulirt und die Urwälder gelichtet sind."

„Glücklicher Weise", schaltete ich ein, „ist der Verbreitungsbezirk dieser kleinen bösartigen Dämonen ein sehr geringer."

„Glauben Sie das nicht," entgegnete der Doctor, „im Gegentheil ist er ein sehr großer. In manchen Jahren verbreiten sie sich nicht allein über ganz Ungarn und die Donaufürstenthümer, sondern auch über Siebenbürgen, Galizien und weit nach Polen hinein. Ja es ist sogar bekannt, daß sie im Jahre 1804 ihre Vernichtungszüge bis an die Ostsee hin erstreckten und selbst in der Umgegend von Berlin wahrgenommen wurden. Ueber die Größe ihrer Schwärme hat schon der Archäolog Griselini berichtet. Im Herbstmonat des Jahres 1776 beobachtete man zu Temeswar einen Zug dieser Mücken, welcher zwei Tage lang ununterbrochen fortdauerte.

Aber im Herbst belästigen sie nicht, sondern nur im Frühjahr. Eine neuere Beobachtung hat der Naturforscher Stetter im Jahre 1847 veröffentlicht. Er sah die Mücken zuerst bei Deva in Siebenbürgen; sie drangen in die Wohnungen ein und zwar in solchen Massen, daß ein auf den 11. Mai festgesetzter Viehmarkt daselbst verschoben werden mußte. In dem Dobraer Bezirk, erzählt er, namentlich in den Roskanyer Voralpen erschienen nach einander drei Schwärme, welche eine so grenzenlose Verwüstung unter den Heerden anrichteten, daß es den Landleuten nicht möglich war, ihrem Feldbau obzuliegen. Ihr wechselndes Kommen und Verschwinden dauerte bis in die Mitte des Juni, wo sie nach einem starken Hagelwetter gänzlich verschwanden. Der Schaden, den sie nicht allein an den Hausthieren, sondern auch an dem Wild in den Wäldern anrichten, ist sehr bedeutend. Manche Dörfer verloren bis über 40 Stück Rindvieh und Pferde, an Ziegen und Schafen noch weit mehr. In dem Roskanyer Walde fand man an einer Stelle fünf Wölfe, zwei alte und drei junge von ihnen getödtet. Die Hasen liefen ohne Scheu vor den Menschen wie toll aus den Wäldern und wälzten sich im Grase. Rehe kamen in ihrem Schmerz und in ihrer Angst bis in die Dörfer herab. Ich selbst untersuchte einen solchen Rehbock, welcher, obwohl noch geschossen, von diesen Fliegen so übel zugerichtet war, daß er überaus schnell in Fäulniß überging. Die stärker verwundeten Theile der Haut waren schwarz, mit Blut unterlaufen und voll wässeriger Lymphe. Zwei walachische Bauern, der eine in Lesnyik, der andere in Marosch Solymos, welche gefallenes Vieh abziehen wollten, wurden bei diesem Geschäfte von den Fliegen dergestalt überfallen, daß sie an den Folgen der Stiche ihr Leben einbüßten. Selbst den armen Singvögeln scheinen sie nachtheilig gewesen zu sein, da die sonst sehr belebte Roskanyer Gegend nach ihrem Erscheinen daran wie ausgestorben war."

„Ist es möglich," fragte ich erstaunt, nachdem mir mein Gefährte diese Notiz aus seinem Taschenbuche mitgetheilt hatte, „daß auch Menschen von diesen rücksichtslosen kleinen Drachen getödtet werden können?"

„Die Erzählungen von solchen Fällen sind immer mit Vorsicht aufzunehmen," entgegnete der Arzt; „unmöglich sind sie nicht, kommen aber weit seltener vor, wie die Sage geht. Ich selbst habe in meiner Praxis einen derartigen Fall erlebt, welcher mindestens darthut, wie sehr gefährlich die vielen Stiche eines Schwarmes der Mücken werden können. Haben Sie schon einer walachischen Hochzeit beigewohnt? Nein? Nun, wenn Sie jemals Gelegenheit haben sollten, es zu thun, so versäumen Sie ja nicht diese Bereicherung Ihrer ethnographischen Studien. Ich war vor mehreren Jahren bei einer solchen Hochzeit als Gast zugegen. Der große Zug, die Zigeuner voran, war aus der Kirche gekommen und ging dem Wirthshause zu, vor dem der übliche Ball unter der Linde stattfinden sollte. Es war grade Mittagszeit und eine drückende Hitze; der Weg ziemlich lang. Plötzlich verstummte der helle Klang der Fiedeln und Bassettln und die drei Zigeuner, welche die Spitze bildeten, stürzten wie rasend dem nächsten Gehöfte zu; in demselben Augenblicke war die ganze Luft von einem ungeheuren Schwarme der Mücken erfüllt, aber sonderbar, sie warfen sich hauptsächlich nur auf die Frauen und Mädchen. Diese tragen nach beliebter walachischer Sitte Alles zur Schau, was sie zeigen dürfen, und ihre dünnen weißen Leinenkleider sind ein ungenügender Schirm gegen die blutdürstigen Kinder des Drachen. Schreiend und fluchend stob der ganze Zug auseinander im eiligen Lauf der Schenke zu, Andere in die Kirche zurück, welche der Pope oder Parintje sogleich eilfertig verschloß. Aber die armen Mädchen vermochten nicht so geschwind zu fliehen, wie die Männer, und grade die Braut ward von den bösartigen Insecten zum Opfer auserkoren. Die Geistesgegenwart verließ sie, fürchterlich schreiend suchte sie in verkehrter Richtung den Quälgeistern zu entgehen, gerieth aber dabei in einen sumpfigen Graben, der sich neben dem Wege herzog und fiel. Augenblicklich war sie ganz von dem grauen Schwarme der giftigen Insecten überdeckt. Glücklicher Weise hatte sie die Kotrinje, eine lange befranzte Schürze, abgerissen und den Kopf so gut als möglich darein gehüllt. Ich selbst hatte die Cigarre im Munde und fürchtete mich nicht sehr vor den bösen Mücken; ich sprang dem unglücklichen Mädchen bei, gleichzeitig traf aber auch bei ihr der Bräutigam ein, dampfend wie eine Locomotive. Er hatte einem der Gäste die nie verglühende Pfeife aus dem Munde gerissen und hüllte sich damit in einen undurchdringlichen Nebel; in der Hand trug er ein großes Stück angezündeten Schwamms. Durch diese Vorsichtsmaßregeln gelang es, die arme Braut rasch aus der gefährlichsten Lage zu retten, die Peiniger zu vertreiben und unter ein schützendes Dach zu flüchten. Ich selbst hatte ein paar tüchtige Stiche auf die Lippen und in das Ohr bekommen, aber die Braut war übel zugerichtet. Besonders Hals, Brust und Arme waren mit vielen Stichen bedeckt, auch die Zunge und die Nase mehrfach verwundet. Durch Anwendung von Salmiakgeist, Milch und Oel wurden ihre Schmerzen zwar allmälig gelindert, allein nichts desto weniger stellte sich ein heftiges Fieber ein, sie

mußte mehrere Tage das Lager hüten und mit der Hochzeitsfreude war es vorbei, obgleich die jungen Leute ſich ihren Tanz und den geliebten Raki nicht nehmen ließen. Noch einmal unterbrochen wurde das Vergnügen durch die heulende Wirthin, welche den Tod einiger Schafe und eines Hundes auf der Weide durch die Mücken erfahren mußte."

„Ein anderes Beiſpiel," fuhr der Doctor fort, „iſt mir aus der Gegend von Weißkirchen bekannt. Eine beim Heumachen beſchäftigte Bauernfrau hatte ihr Kind unter den Schutz und Schatten eines fertigen Schobers gelegt, welche in dortiger Gegend rings um Bäume herum, denen man nur einen Kranz von abgeſtumpften Aeſten gelaſſen hat, aufgebaut werden. Plötzlich wird ſie von einem kläglichen Gewimmer hinzugerufen, aber als ſie kam, war es ſchon zu ſpät. Ein ungeheurer Schwarm der Mücken war über das arme kleine Weſen hergefallen, ſo daß Mund, Naſe, Ohren deſſelben buchſtäblich damit vollgepfropft waren; nach einigen Zuckungen ſtarb es. — Es iſt noch nicht ganz ausgemacht, warum dieſe Mücken ungereizt ihren giftigen Stich verſetzen. Eben ſo wenig kennt man das eigentliche Weſen des Giftſtoffes ſelbſt. Glücklicherweiſe leben ſie, wie ich Ihnen ſchon erzählt habe, nur ganz kurze Zeit und erſcheinen auch nur von Anfang Mai bis Mitte Juni in gefährlicher Weiſe. Spätere Schwärme ſtechen niemals. Ebenſo kommen die Mücken, grade wie die Heuſchrecken, nicht in allen Jahren, ſondern nur zeitweilig in ſo großen Mengen, daß ſie wirklich gefährlich werden können. Nichts deſto weniger ſind ſie immer da, wie Sie empfunden haben."

„Aber wenn dieſe Plage ſo oft wiederkehrt," ſagte ich, „ſo müſſen ja die Gegenden, welche ſie heimſucht, nach und nach leer an Menſchen und Vieh werden!"

„Viel leerer als ſie ſchon ſind, können ſie nicht gut mehr werden," entgegnete der Arzt, „denn die Bevölkerung iſt hier ſehr dünn geſäet und wäre ſie größer, das Land alſo mehr angebaut, ſo wäre vielleicht die Vermehrung jener Inſecten minder begünſtigt, als ſie es in der That iſt. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts richteten ſie nach dem Zeugniß meines damaligen Vorgängers Schönbauer ſo unglaubliche Niederlagen unter dem Vieh an, daß der Feldbau an vielen Orten gänzlich aufgegeben werden mußte. Zwar ſterben keineswegs alle Thiere an ihren Ueberfällen, allein es bleiben immer ſehr bedenkliche Krankheitserſcheinungen je nach der Menge der Stiche zurück. Dann hört jede Production auf, das Vieh vermag ſich kaum ſelbſt auf den Füßen zu erhalten, es bedarf langer Zeit und guter Pflege, bis es ſich wieder erholt. Der genannte Beobachter beſtreitet übrigens die Giftigkeit des Stiches der Golubaczer Mücken; es iſt allerdings eine Thatſache, daß die Zigeuner das Fleiſch der von ihnen getödteten Thiere häufig ohne jeden Anſtand genießen; auch Hunde freſſen ohne ſchädliche Folgen davon. Allein dies iſt doch kein Beweis gegen eine wirkliche Gifteinflößung, die eine heftige örtliche Entzündung veranlaſſen kann, ohne daß der Giftſtoff in den Magen gebracht, irgend welchen Nachtheil zu bringen vermöchte. Bekanntlich ſchadet auch das Gift der Schlangen nicht, ſobald es nicht unmittelbar mit dem Blute in Berührung kommt. Die Folgen der Mückenſtiche bei den Menſchen ſind, ſobald dieſelben in größerer Anzahl vorkamen, örtliche Schmerzen und ſtarkes Fieber; Sie ſelbſt werden finden, daß die Erinnerung an einen ſolchen kleinen Feind nicht ſobald vorüber geht, da die Geſchwulſt mehrere Wochen lang andauert, bei einem Druck Schmerz verurſacht und hart bleibt. Das letzte Beiſpiel tödtlicher Verwundung von Menſchen durch die Golubaczer Mücken datirt aus dem Jahre 1847, wo ſie ſich in ungeheuren Schwärmen über die ganzen Donaufürſtenthümer bis tief nach Ungarn und das Banat hinein verbreiteten und in letzterem Lande dreimal die Fabrik des Herrn Hofmann in Ruskberg überfielen, woſelbſt ein Fabrikarbeiter ihren Stichen erlag."

„Wiſſen Sie, was ich nunmehr ſagen möchte?" ſprach ich lächelnd zu meinem gefälligen Begleiter: „Trop de bruit pour une omelette! wenn Ihre Mittheilung mich nicht ſo ſehr angezogen, daß ich darüber beinahe die Umſchau in dieſer reizenden Landſchaft vergeſſen hätte."

„Ich ſollte doch meinen," entgegnete der Doctor lachend, „daß der kleine Denkzettel, welchen Sie empfangen haben, Ihnen ſchon einen Vorgeſchmack gegeben hätte von der Bedeutung der Omelette, die ich Ihnen heute aus der Küche des Drachen zuſammengerührt habe. Aber genug von dem unſaubern Gezücht. Sehen Sie dort jene drei Steinhaufen? Sie ſind die Ueberbleibſel der Bauwerke des mächtigen Volkes, nach welchem ſich die heutigen Inſaſſen des Landes noch „kleine Römer" nennen; unter jenem Felſen liegt das Dörfchen Kazan, welches Sie durchwandern werden, wenn Sie die Veteranihöhle beſuchen wollen, und dort endlich ſteigt Orſova, das Ziel unſrer Reiſe, am grünen Strand empor. An der Landungsbrücke, rathe ich Ihnen, ſich in Acht zu nehmen vor dem Ueberfall eines Schwarmes, zwar nicht von Kindern des Drachen, aber doch von Kindern, welche mit dem Ungeziefer Vieles theilen und gemein, ihm voraus aber einen unvergleichlichen Kenntnißſchatz der deutſchen Sprache haben, der in merkwürdigen Variationen des

zweiſilbigen Wortes „Kreuzer, Kreuzer!“ beſteht. Da haben Sie ein Völkchen, welches zwar nicht ſticht, aber dem nicht an ſeine Beharrlichkeit Gewöhnten mindeſtens eben ſo läſtig werden kann, wie die echten Kinder des Drachen.“ —

Indiſche Aſtronomie.

Von

J. H. Mädler.

Als im fünfzehnten Jahrhundert nach langem Schlummer die Himmelskunde, wie die Naturwiſſenſchaften überhaupt, in Europa wieder zu erwachen begannen, erloſchen gleichzeitig mit dem Tode des Usbekenfürſten Ulugh Beigh die letzten Strahlen, welche von den Bildungsſtätten des Orients (Bagdad, Damascus, Samarkand u. ſ. w.) nach dem Weſten herüber geleuchtet hatten. Arabien und die Euphratlande, Perſien und Mittelaſien ſanken zurück in die Nacht, aus welcher der kräftige Geiſt der erleuchteten Kalifen des achten und neunten Jahrhunderts ſie emporgehoben hatte, und drei Jahrhunderte hindurch fanden die Wiſſenſchaften nur in Europa, oder genauer geſprochen, nur in einem Theile deſſelben, der ſeine Mitte, den Weſten und Südweſten umfaßte, eine geſicherte Stätte.

Und doch hatte unſre Erde eine Vorzeit geſehen, wo die weiten Gebiete des Oſtens und Südens zahlreiche Pflanzſtätten der Bildung zeigten. Lange Jahrhunderte vor dem Beginne unſrer chriſtlichen Zeitrechnung hatten China's Beherrſcher die Himmelskunde und andere verwandte Wiſſenſchaften nicht allein beſchützt und in jeder Weiſe befördert, ſondern ſie auch in eigner Perſon ausgeübt; und noch heute kommen uns Tſcheou-Kong's und andrer alten Herrſcher Beobachtungen zu Statten. Indien hatte ſchon in ſeinen Veda's ausführliche Vorſchriften zur Vorausberechnung der Himmelsbegebenheiten, insbeſondere der Mond- und Sonnenfinſterniſſe, aufgeſtellt. Eine von der Zukunft zu hoffende genauere Bekanntſchaft mit der älteren Literatur beider Länder (die zuſammengenommen ohngefähr die Hälfte des geſammten Menſchengeſchlechts umfaſſen) wird ſicher noch Manches zu Tage fördern, was die dort ſo früh cultivirte Himmelskunde betrifft. — Chaldäas und Egyptens älteſte Geſchichte zeigt uns ein gleich erfreuliches Bild, und was wir noch heute der trefflichen Alexandriniſchen Schule verdanken und ſtets verdanken werden, iſt Allen, die der Himmelskunde einige Aufmerkſamkeit widmen, zur Genüge bekannt.

Aber alles dies war untergegangen, und ſelbſt die Erinnerung daran bei jenen Völkern bis auf wenige Spuren verſchwunden. Wir graben unter Trümmern, um, wenn irgend möglich, noch Einiges aus jener großen Vergangenheit zu retten, wir entziffern, mühſam und zweifelnd, Hieroglyphen, Keilſchriften und alte Sculpturen, wie ſpärlich auch oft die Ausbeute ſein möge, die nach langer Arbeit gewonnen worden.

Soll es immer ſo bleiben? Sollen die alten Pflanzſtätten der Cultur, über denen derſelbe Himmel ſich wölbt wie vor dreitauſend Jahren, denen die Wunder des Firmaments in gleicher Pracht wie ehedem ſich entfalten, fortan auf ewig in geiſtiger Nacht verharren? Tauſendjährige Barbarei hat ihre Fluren zertreten und ihren Wohlſtand vernichtet, aber iſt die Natur nicht mehr die alte und kann nicht wiederkehren, was einſt beſtand?

Europas Aufgabe iſt es, das wieder zu beleben, was in zu tiefem Schlummer liegt, um aus eigner Kraft wieder zum Leben zu erwachen. Die Colonialmächte insbeſondere haben den ſchönen Beruf, einen geiſtig wie materiell gehobenen Zuſtand mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln herbeizuführen. Es iſt dies auch nicht gänzlich verſäumt worden, aber mit wenigen Ausnahmen bisher viel zu einſeitig, namentlich, was die früheren Jahrhunderte betrifft. Man hat Heiden getauft; man hat ſie, wenn es hoch kam, den Katechismus auswendig lernen laſſen. Aber hat man ihnen den Geiſt des Chriſtenthums mitgetheilt? Das konnte nur geſchehen, wenn man überhaupt erſt den Geiſt zu erwecken die Mühe ſich gegeben hätte. Die britiſchen und nach ihrem Vorbild auch andere Sendboten haben dies nicht ganz verkannt: ſie haben Schulen für Kinder errichtet, ohne die Aufnahme in dieſelben von einer vorherigen Annahme des Chriſtenthums abhängig zu machen, und dadurch gewiß, wenn auch nur in kleinen Kreiſen und als ſchwacher Anfang, Gutes geſtiftet.

Man ſehe doch, um ein Beiſpiel anzuführen, das von der Natur ſo geſegnete Habeſch. Chriſtlich ſeit der Apoſtel Zeiten, einheimiſchen Herrſchern gehorchend, von benachbarten Stämmen zwar beunruhigt, doch nie unterworfen und ſeiner Selbſtändigkeit beraubt — welches Bild hat es uns geboten in den langen Jahrhunderten ſeines Beſtehens als chriſtlicher Staat? Nahm es einen irgend nennenswerthen Antheil an der Cultur, die ſich von ſeinem Nachbarlande Arabien aus verbreitete und die ſo ſchöne Blüthen trieb?

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen,“ lautet das Wort des Heilandes. Nun wohl, zeigt uns doch die Früchte, zu deren Reife Zeit und Raum genug geboten war! In

welchem grandioſen Verhältniß Polygamie und Sclaverei noch heut in Habeſch herrſchen, erzählen uns alle Reiſende. Und wenn dieſes Chriſtenthum noch 1800 Jahre fortbeſtände, es wären keine Früchte zu hoffen, oder ein anderes Element muß hinzukommen.

Die Barbarei weicht nur widerſtrebend dem Anbruch des Lichts. Sie wagt, wie hoffnungslos er ſich auch geſtalte, ſelbſt den blutigen Kampf nicht, um aufrecht zu erhalten die alten Gräuel, die ſie als Bedingung ihrer Exiſtenz betrachtet. Eine gutmüthige, der Localkenntniß ermangelnde Leichtgläubigkeit konnte wohl einen Augenblick wähnen, der Hindu kämpfe, oder richtiger geſagt, meuchelmorde für ſeine Freiheit und Nationalität. Ihre eignen Proclamationen haben es uns mit dürren Worten geſagt, wofür ſie ſich erheben: für das von den Engländern verbotene Lebendigverbrennen der Wittwen und gegen deren von jenen erlaubte Wiederverheirathung, ſowie ſchließlich gegen die in's Land eingedrungenen chriſtlichen Miſſionäre.

Achtung ſeiner ſelbſt, lebendiges Gefühl der Menſchenwürde, Bildung und Geſittung, welches Alles, richtig verſtanden, dem Geiſte des Chriſtenthums nichts weniger als fremd iſt — dies iſt es, was jenen Völkern noth thut, und dies ihnen zu geben, ſind wir berufen. Und daß ſolche Bemühungen nicht vergebliche ſind, wenn die günſtige Gelegenheit ergriffen wird, mag das Folgende beweiſen:

Rama Burnah, ſouveräner Radſchah von Travancore, dem ſüdlichſten Staate Indiens, unter allen Herrſchern dieſes Landes hervorleuchtend durch Humanität, Lernbegier, dichteriſche Begabung und Kenntniß mehrerer europäiſchen und indiſchen Sprachen, hatte den eifrigen Wunſch, in ſeinem Lande Bildung zu verbreiten. Dieſe günſtigen Auſpicien benutzend, wandte ſich John Caldecott, britiſcher Handelsconſul zu Allepey in Travancore, im Jahre 1836 an den Colonel Fraſer, Reſidenten der oſtindiſchen Compagnie am Hofe des Radſchah, um durch ſeine Vermittlung von Letzterem die Errichtung einer Sternwarte zu Trevandrum zu erwirken. Der Radſchah ging nicht nur ſehr bereitwillig auf den vorgelegten Plan ein, ſondern erweiterte ihn noch durch den eines gleichzeitig zu errichtenden meteorologiſch-magnetiſchen Obſervatoriums. Noch in demſelben Jahre begann der Bau, den ein von Madras berufener Ingenieur, Capitän Horsley, leitete und ſchon Mitte 1837 beendet hatte.

Wichtiger und ſchwieriger war die Beſchaffung der Inſtrumente, und Caldecott, vom Radſchah zum Director ernannt, reiſte nach England, um hier den Ankauf und die Anfertigung der erforderlichen Gegenſtände zu bewirken. Inzwiſchen hatten mit Dr. Caldecott's eigenen und einigen andern in Indien ſelbſt zu beſchaffenden Inſtrumenten ſchon bald nach Beendigung des Baues die Beobachtungen, insbeſondere die meteorologiſchen, begonnen. Erſt im April 1841 war Alles beſorgt, und Caldecott kehrte nach Trevandrum zurück.

Hier erhielt er als Aſſiſtenten einen jungen Hindu, der ſich unter Taylor, Director der Sternwarte Madras, zum praktiſchen Beobachter ausgebildet hatte, und eine Anzahl junger Eingeborner von Travancore wurde dieſem beigeordnet, um ſich im Gebrauch der Inſtrumente und Ausführung der erforderlichen Reductionsrechnung zu üben.

Eine der erſten Früchte des neuen Inſtituts war die Beobachtung des großen, in Europa theils gar nicht, theils nur wenige Tage ſichtbaren Kometen vom März 1843. Caldecott konnte ihn bis zum achtzehnten, länger als irgend eine andere Sternwarte, verfolgen, und ſo nimmt er unter denen, welche dieſen merkwürdigen Weltkörper beobachteten, eine vorzügliche Stelle ein.

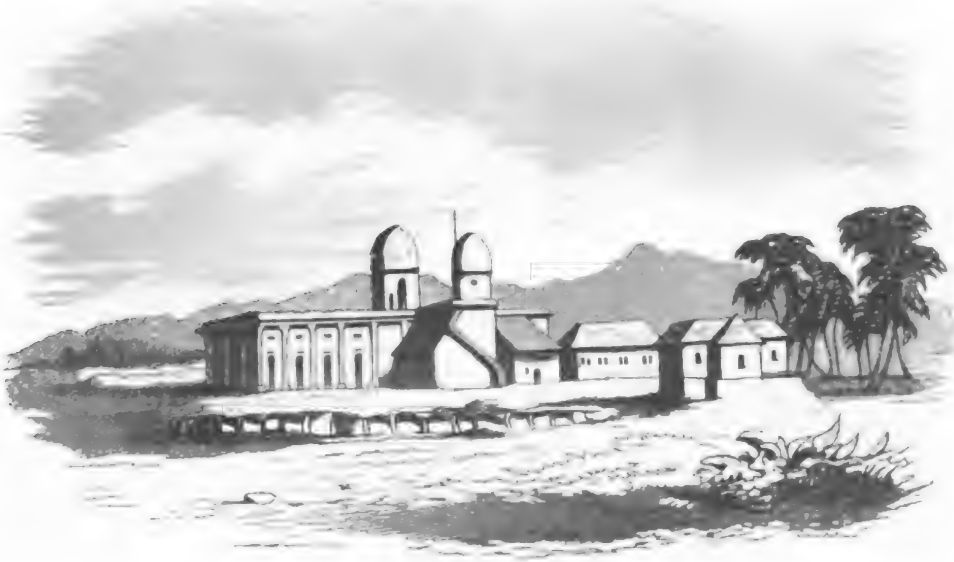
Da ſich in Travancore ſelbſt die gewünſchte Veröffentlichung der zahlreichen aſtronomiſchen, meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen damals noch nicht bewirken ließ, ſo reiſte Caldecott 1846 zum zweiten Male nach England, um irgend eine der gelehrten Geſellſchaften zur Uebernahme des Druckes geneigt zu machen, was ihm indeß nicht gelang. Hieran war wohl weniger wiſſenſchaftliche Lauheit, als vielmehr der Umſtand ſchuld, daß eben damals die Royal Society und andere Geſellſchaften ſich ſchon in andere, koſtſpielige und weitausſehende Druck-Unternehmungen eingelaſſen hatten, unter denen namentlich ſehr wichtige aſtronomiſche ſich befanden. Er kehrte nach Trevandrum zurück und ſtarb hier am 17. December 1849.

Rama Burnah war ihm ſchon früher vorangegangen; aber deſſen Nachfolger Martanda wirkte in ſeinem Geiſte fort und ließ ſich namentlich die gedeihliche Fortdauer der Gründung ſeines Vorgängers angelegen ſein. Zum neuen Director berief er einen britiſchen Aſtronomen, John Allan Broun, der am 11. Januar 1852 in Trevandrum ankam und die Direction ſofort übernahm.

Es wird hier gewiß am Orte ſein, eine nach den Angaben Broun's entworfene kurze Beſchreibung beider Inſtitute zu geben.

Die beifolgende Abbildung zeigt uns das aſtronomiſche Obſervatorium auf einem ſanft anſteigenden, 195 Fuß über das nahe Meer ſich erhebendem Hügel, ſchon längſt als Ausſichtspunkt berühmt. Man erblickt den kaum eine halbe deutſche Meile entfernten indiſchen Ocean auf einem von Süd bis Weſt-Nord-Weſt gerichteten Bogen des Horizonts, dicht um-

ſäumt von herrlichen Cocospalmen. Die umgebenden Hügel ſind, beſonders nach der Seite des innern Landes zu, von mächtigen Granitmaſſen gekrönt und reich bewaldet; die Thäler ſind Reisfelder, zur Abwechſelung von Platanen und Palmen unterbrochen. In fünf Meilen Entfernung zieht im Oſten das hohe Ghatsgebirge vorüber und deckt das Küſtenland vor dem Hereindringen der glühenden Hitze, die das Innere der Präſidentſchaft Madras zu erdulden hat.



Sternwarte des Radſchah von Travancore zu Trevandrum.

Hier ſteht die Sternwarte auf Felſengrund und aus dem Geſtein des Felſens erbaut, zwar ohne Anſpruch auf architektoniſche Auszeichnung, aber ſolid und zweckmäßig. Das Hauptgebäude iſt 78 Fuß von Oſten nach Weſten lang und 38 Fuß breit; die Höhe ohne die Thürme iſt 14 Fuß und mit Inbegriff derſelben 52 Fuß. Veranda's, in dieſem Klima unentbehrlich, umgeben die unteren Theile.

Auf und zwiſchen feſten Granitpfeilern ruhen die Inſtrumente: ein Dollond'ſches Paſſageninſtrument, zwei Mauerkreiſe von Troughton und Jones, eine Pendeluhr von Dent und ein Dollond'ſches Aequatoreal. — Drei Eleven ſind beim Paſſageinſtrument und eben ſo viel an jedem der drei Mauerkreiſe abwechſelnd thätig. Caldecott's längere Abweſenheit und ſpäter ſeine Krankheit und Tod ſcheinen, wie Broun bemerkt, von merklichem Nachtheil für die Güte und Zuverläſſigkeit der Beobachtungen geweſen zu ſein; auch fand ſich die Aufſtellung der Inſtrumente in mehrfacher Beziehung mangelhaft, und Vieles mußte geändert werden. Caldecott's großes Verdienſt, das er durch Gründung des Obſervatoriums ſich erworben, kann dadurch nicht vermindert werden, daß es ihm, der bis dahin hauptſächlich commerciell thätig geweſen und Aſtronomie nur als Liebhaber in Erholungsſtunden geübt hatte, an vollſtändiger Kenntniß aller Einzelheiten der Praxis gebrach.

Obgleich die Sternwarte alle zur Meteorologie und Erdmagnetismus gehörenden Inſtrumente und Einrichtungen beſitzt, ſo iſt doch noch ein beſonderes meteorologiſches Obſervatorium angelegt worden. In fünf Meilen*) gradlinigter Entfernung von Trevandrum erhebt ſich in der Richtung Oſt-Nord-Oſt der Aguſtier Peak, ein 6200 Fuß hoher Ghatgipfel, der nach einem indiſchen „Weiſen" benannt und in gleicher Veranlaſſung für heilig geachtet wird. Hier hat Broun, ungeachtet die Hindus den Berg für verfehmt und die Chriſten ihn für unzugänglich hielten, ſein zweites Obſervatorium angelegt. Wir können es uns nicht verſagen, die Schilderung, welche Broun in ſeinem Bericht an den britiſchen Reſidenten zu Travancore über ſeine Reiſe erſtattet, unſern deutſchen Leſern mitzutheilen.

„Da ſogleich nach dem tropiſchen Regen die Errichtung des Obſervatoriums beginnen ſollte, ſo beeilten wir uns, wo möglich noch vor dem Eintritt deſſelben die geeignetſte Localität auszuwählen. Am 30. April 1852 war die Beſtätigung des Planes Seitens des Radſchah angelangt, und am 11. Mai konnten wir (Lieutenant Grant und der Bericht-

*) Die engliſchen Meilen ſind hier überall auf deutſche geographiſche reducirt.

erſtatter) von Trevandrum aufbrechen. Die erſten 3½ Meilen wand ſich der Fußſteig zwiſchen fruchtbaren Reisfeldern, über mäßige Hügel und durch Waldung hin; aber bei dem Flecken Areenaud hört die Bodencultur auf, und der rauhe Pfad, ein immerwährendes Auf- und Niederſteigen, führt durch dichte Wälder, über Gewäſſer, die jeder Regen plötzlich anſchwellt, und zuweilen durch Lichtungen, wo man ſich in einen engliſchen Park verſetzt glaubt. Man muß den Berg von Norden her umgehen und dies auf einer ſteilen Wegeſpur. Der mächtige Wall des weſtlichen Ghatgebirgs war uns beſtändig im Geſicht, er ſchien höher zu werden in dem Maße, wie wir uns ihm näherten: die Umgegend beherbergte Elephanten, Tiger, Panther, Leoparden und wilde Schweine. Vielleicht gibt es nichts Großartigeres, als den Anblick dieſer Gipfel, geſehen aus dem Bett der Regenbäche, die ſich an ihren Seiten herabſtürzen. Wir befanden uns 4½ Meilen vom Meere, aber erſt wenige hundert Fuß über ſeinem Spiegel. Vor uns nach Attray Malley zu, ein 500 Fuß hoher, faſt ſenkrecht anſteigender Wall; ſeine Spalten und Hänge mit der Bergpalme geſchmückt; der Pfad an ſeinem Fuße iſt unterbrochen und behindert durch gelbgrünes Bambusgebüſch; nach einer Seite hin zeigte die Farbe der Waldung ſich ſo mannigfaltig als in England im Herbſte; verſchiedene Streifen Lichtung, wie in einem amerikaniſchen Hinterwald; aber die Bewohner von einer ganz verſchiedenen Raçe, ein furchtſames, gänzlich rohes Bergvolk, die Kanikars, in Bambushütten lebend, von Wurzeln, wie ihre Lichtung ſie hervorbringt, ſich nährend, und das Waſſer der benachbarten Quellen trinkend.

In einer ſolchen Hütte brachten wir den Reſt des zweiten Reiſetages zu; denn ſchon fiel Regen, auf dem hügeligen Pfade war kaum mehr fortzukommen; unſre Ponys hatten ſich mit größter Mühe bis hierher durchgearbeitet. Dazu die ſteigende Hitze und die Nothwendigkeit, die Coolies abzuwarten, welche, mit den Lebensmitteln und andern Requiſiten belaſtet, zu noch größerer Langſamkeit genöthigt waren.

Attyar, unſer Raſtort, ſchien nirgend einen Ausweg zu eröffnen. Der Fluß rauſcht von einem ſteilen, in Süd-Oſt ſich erhebenden Hange herab, über rundliche Granitblöcke hinab in's Tiefland; im Süden und Süd-Weſten ein mit dichtem Walde bedeckter, jäh emporſteigender Höhenzug; im Weſten erſchien das niedrige Hügelland von einer gegen das Meer ſich erſtreckenden Kette begrenzt. Um uns herum die Hütten der Kanikars und die mächtigen Spuren der Elephantenfüße. Schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang waren wir in den tiefſten Schatten gehüllt, und in der Nacht erſcholl das laute Hu-Hu der weißbärtigen Affen und das unaufhörliche Geraſſel der Felſeneidechſe. Mit einigen als Führer dienenden Kanikars erklimmten wir am andern Morgen den öſtlichen Hang. Gegen tauſend Fuß bergan ging es über Baumwurzeln und Felſenſtücke, die uns als Treppenſtufen dienen mußten; die folgenden 500 Fuß Höhe ging's ein wenig beſſer, und von da aus führte ein ziemlich guter, geſchlängelter Pfad nach Attray Malley. Dieſe Höhe fällt ſteil gegen Weſten, ſanfter gegen Oſten ab; ſie hat 4600 Fuß Seehöhe und war bereits eine vom General Cullen eingerichtetete meteorologiſche Station. Während wir den Gipfel erſtiegen, ſahen wir Trevandrum und das Meer gegen Weſten unter uns; eine dicke Wolkenſchicht lag mit uns in gleicher Höhe, und auf dem Gipfel hüllte ſie uns ein, während ein gewaltiger Sturm ſie jagte. Unſre Coolies, welche die Bagage trugen, zitterten vor Froſt; wahrſcheinlich hatten ſie nie eine Temperatur unter + 13° R. kennen gelernt und ebenſo wenig einen ſolchen Sturm; inſtändigſt baten ſie, ihnen zu erlauben, nach Attyar zurückzugehen, bis wir ſie wieder brauchten.

Wir hatten hier in zwei Tagen zwölf Zoll Regen gehabt, wir waren auf die Hütten beſchränkt, mit Ausnahme kurzer Intervalle, und es war nicht länger zu bezweifeln, daß der Monſoon umgeſetzt hatte und wir vergeblich auf dauernd beſſeres Wetter warten würden. Wir mußten vielmehr bei längerer Zögerung befürchten, die Flüſſe bei der Rückkehr ſo ſtark angeſchwollen zu finden, daß kein Paſſiren möglich war. Wir brachen demnach am ſiebzehnten Morgens neun Uhr von Attray Malley auf, und nach einem Abſteigen von etwa 1000 Fuß begann das Aufſteigen in einer Elephantenſpur, theilweis in einem Fluſſe, bis wir Podia Malley erreichten, was für den Wohnort des oben erwähnten indiſchen Heiligen gilt. Der Weg ward nun beſſer, wir gelangten an den Fuß des eigentlichen Gipfels und blickten in die öſtlichen Landſchaften hinab: wir gewahrten das ſchnelle Auflöſen der gewaltigen Wolkenmaſſen, ſobald der Wind ſie in dieſe Gluthhitze geführt hatte, wir hatten gleichſam die Sahara zu unſrer Rechten und Spitzbergen zur Linken.

Noch 1400 Fuß waren zu erklimmen; es ging über Felſenblöcke und durch wilde Gewäſſer, in denen unſre Kleider und Schuh übel gefahren wären, hätten unſre barfüßigen Begleiter uns nicht hindurchgetragen. Um Mittag erreichten wir den Gipfel. Wir hatten eine Steilheit von durchſchnittlich 30° überwunden; gegen Oſten und Süden kommen Böſchungswinkel bis zu 60° vor.

Der Gipfel iſt ein rundlich abgeflachter

Granitfels; nach Süd-Ost hin krönt ihn ein Gebüsch; im Westen ist der Abfall fast senkrecht.

Eine Viertelstunde genügte, um uns die Ueberzeugung zu geben, daß das erwähnte Gebüsch einen ausreichenden Schutz für das Observatorium gewähren und ein besserer Weg, als der von uns eingeschlagene, durch die nordöstlichen Dschungeln führen werde. In drei Stunden gelangten wir nach Attyar hinab, hatten unterwegs den Blutigeln einigen Tribut gezahlt und die Erhitzung bei dem raschen Absteigen unsern Puls auf 110 Schläge in der Minute getrieben, was starkes Nasenbluten zur Folge hatte. Am neunzehnten kamen wir nach Trevandrum zurück."

Wir übergehen die Schwierigkeiten, die sich dem unternehmenden Broun bis zur Vollendung des Agustier-Observatoriums entgegenstellten: man kann sich nach dem oben Gesagten leicht eine Vorstellung davon machen. Der Radschah selbst war wankend geworden: die orientalischen Großen, wenn sie heut eine Summe für wissenschaftliche Zwecke bewilligen, möchten am liebsten schon morgen die Resultate sehen; es bedurfte der ganzen Energie des Directors wie des britischen Residenten, um den Plan nicht scheitern zu lassen. Mehrmals waren die Arbeiter fast sämmtlich davongelaufen: was als fertig gemeldet ward, ergab sich als kaum begonnen. Am 31. Mai 1855 hatte Broun endlich die Freude, Alles beendet und zum Gebrauch fertig eingerichtet zu sehen; ein zur Bewohnung eingerichtetes Gebäude auf Podia Malley und ein Observatorium auf dem Gipfel des Agustier selbst, sowie die Herstellung eines Weges, der nicht so übermäßige Anstrengung erfordert.

Der neue Director hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie wohl kein europäischer Sternwarteninhaber, selbst in den entlegensten Gegenden, jemals zu bestehen hatte. Bei Caldecott's Tode fand sich Niemand, der die geringste Kenntniß von den vorhandenen Objecten besaß. Viele ganz unersetzliche Gegenstände wurden irrthümlich für Privateigenthum des Verstorbenen gehalten und verkauft oder richtiger verschleudert. Nicht Ein Instrument war vollständig: hier fehlte ein Ocular, dort ein Gegengewicht u. s. w. An einen Mechanikus in Trevandrum war nicht zu denken: ein hindu'scher Goldschmied, den Broun endlich auftrieb, war nicht im Stande, auch nur die einfachste Schraube zu machen. Dazu die durch das Kastenwesen verursachte große Ungeschicklichkeit der nicht den verachtetsten Classen angehörenden Eingebornen selbst in den einfachsten Handgriffen. Alles selbst machen, und zwar ohne Werkzeug, das war Broun's Aufgabe. — In diesem entlegenen äußersten Winkel Indiens findet sich nicht wie in Bombay und Calcutta allwöchentliche Gelegenheit, Briefe nach Europa zu senden; und fand sie sich, so kam im glücklichsten Falle die Antwort nach vier Monaten an, und die Ausführung selbst der einfachsten Bestellung ließ natürlich noch erheblich länger auf sich warten. Waren endlich die bestellten Objecte zur Stelle, so fanden sie sich fast ohne Ausnahme beschädigt, und häufig bis zur völligen Unbrauchbarkeit. Ein hauptsächlich aus Glasscheiben bestehendes Instrument kam in so kleinen Bruchstücken an, daß nicht mehr zu erkennen war, was es einst gewesen. Bei einer in Madras ausgeschifften und über Land nach Trevandrum dirigirten Sendung war der Laskar, dem sie anvertraut war, unterwegs gestorben; Niemand hatte sich um die unbekannte Kiste gekümmert, nur ein Zufall ließ sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen: doch ohne Nutzen, denn alles darin Enthaltene war total ruinirt.

Zu diesen entmuthigenden Hindernissen gesellten sich noch andere und wahrlich nicht geringere, die Unzuverlässigkeit und moralische Inferiorität der Gehülfen. Nichts war schwieriger, als ihnen die Vorstellung der ernsten und wichtigen Bedeutung dessen, womit sie sich zu beschäftigen hatten, beizubringen. Für möglichst hohe Bezahlung möglichst wenig zu thun, und dies Wenige obenhin und schlecht zu thun — darauf war ihr ganzes Streben gerichtet. Während sie von einem Kündigungsrecht des Directors nichts wissen wollten, erlaubten sie sich, ohne Weiteres davonzugehen, wenn es ihnen nicht mehr gefiel oder sie anderwärts besser placirt zu werden glaubten. Die von Broun getroffene Eintheilung der Beobachtungsstunden nimmt alle Rücksicht auf das dortige Klima und überladet Niemand; gleichwohl traf er die „Beobachter" oft schlafend und am andern Morgen gleichwohl die Beobachtungen notirt, d. h. interpolirt, und wie sie glauben mochten, recht geschickt und täuschend. Der Director sah sich bald zu einer Strenge genöthigt, die man in Europa tadelnswerth finden würde: mit zürnenden Worten jagte er die Pflichtvergessenen fort und ließ sich nie bewegen, sie später wieder aufzunehmen. Dem Asiaten fehlt — mit sehr wenigen Ausnahmen — die Selbstachtung und das wahre Ehrgefühl: es darf bei Behandlung dieser Verhältnisse, so kleiner wie großer, nie vorausgesetzt werden; glücklich genug, wenn es gelingt, nach langer Bemühung in Einzelnen den Begriff derselben zu erwecken.

Im Gebiete dieses Radschah sah es übrigens schon früher etwas besser aus. Rama Burnah hatte Freischulen errichtet, den Kastenunterschied, soweit dies in der Macht eines Hindufürsten steht, gemildert — eine völlige Aufhebung dieses schrecklichen Uebels dürfte selbst jetzt noch nicht möglich sein — und ein System von Belohnungen und Auszeichnun-

gen für Fleiß und Eifer eingeführt. Broun konnte ſich die beſten Schüler zu Aſſiſtenten auswählen und ein ähnliches Belohnungsſyſtem adoptiren. Den Unterricht der jungen Aſſiſtenten ließ er ſeine Hauptſorge ſein, und die guten Früchte ſind nicht ganz ausgeblieben: ſie fangen an einzuſehen, daß es keine unnütze Spielerei ſei, was man ſie treiben läßt. Broun verſichert, daß wenigſtens die beſten ſeiner Hindus im Beobachten der Sterndurchgänge ſo ziemlich die durchſchnittliche Genauigkeit europäiſcher Beobachtungen erreichen; ein günſtigeres Reſultat als Taylor in Madras mit ſeinen Aſſiſtenten erlangen konnte.

Wenn Broun's ſchwere Sorgen und Mühen, die ſich wohl kaum je verringern dürften, wirklich dauernde Erfolge der Art zu erzielen im Stande ſind, ſo hat er ſich ein großes Verdienſt, und nicht bloß um Aſtronomie, erworben. Denn zuverläſſig gibt es kein beſſeres Mittel, Bildung und Humanität zu fördern, als wenn man den zu Bildenden ſelbſt an dieſem Geſchäft Theil nehmen läßt; mag immerhin das unmittelbare poſitive Reſultat ſeines Penſums mangelhaft ausfallen und viel zu wünſchen übrig laſſen. Iſt es doch dem großen Weltregierer auch weit mehr um die Arbeiter zu thun, als um die Arbeit, denn wäre dies nicht, ſo hätte wohl das Meiſte von dem, was ſeit 6000 Jahren auf Erden geſchehen iſt, ebenſo gut, vielleicht gar noch beſſer, ungeſchehen bleiben können.

Um den angedeuteten großen Zweck deſto wirkſamer zu erreichen, hat Broun ſich auch eines Mittels bedient, das in anderer Beziehung bedenklich erſcheinen könnte. Er hat nämlich geſtattet, daß die Warte und was zu ihr gehört, täglich, Sonntag ausgenommen, von zehn bis vier Uhr von Jedem beſucht werden kann. Es liegt eine Ueberſicht des in vier Jahren (October 1852 bis Ende 1856) ſtattgehabten Beſuches vor:

Hindus	906
Mohamedaner	131
Chriſten	84
	1121.

Wie babyloniſch es hier in Beziehung auf Idiome beſchaffen ſei, geht aus folgender Ueberſchau hervor, betreffend die in das Fremdenbuch der Sternwarte eingetragenen Namen.

In malayſcher Schrift ..	699
hindoſtaniſcher	108
engliſcher	42
mahrattiſcher	20
Telugu	9
guzeratiſch	5
ſyriſch	3
Bloße Zeichen machten .	171
Auch zu dieſen unfähig waren	64
	1121 wie oben.

Trevandrum ſelbſt und die nächſte Umgegend hatte 249 Beſucher geſandt, das übrige Travancore 465, andere indiſche Orte 407.

Wir glauben genug geſagt zu haben, um die Aufmerkſamkeit und Theilnahme Aller, die ihren fernen und bisher vergeſſenen Menſchenbrüdern ein beſſeres Loos wünſchen, anzuregen. Ehre den muthigen Männern, die unter Beſchwerden und Entſagungen, wie unſer Europa ſie nirgend kennt, hier eine Saat ausſtreuen, deren wahre Früchte erſt die Zukunft reifen kann.

Es mag hier noch — ſoweit ſie Referent zur Kenntniß gekommen ſind — eine kurze Ueberſchau der außerhalb Europa und der nordamerikaniſchen Union (die in dieſer Beziehung unſerm Erdtheile in Nichts nachſteht) auf unſerm Planeten vertheilten Sternwarten folgen.

Indien ſelbſt beſaß ſchon vor längerer Zeit im Fort William zu Calcutta ein Obſervatorium, von dem jedoch ſeit Jahrzehenden Nichts verlautete; es hatte immer vorzugsweiſe nautiſchen Zwecken gedient.

Madras nimmt eine vorzügliche Stelle ein: Hier hat Taylor mit großer Ausdauer von 1830 — 1840 die Piazzi'ſchen und noch eine beträchtliche Anzahl anderer Sterne beobachtet und von ſeinen Gehülfen unter genauer Aufſicht und Controle beobachten laſſen; das Wichtigſte, was die Sternkunde jenen Regionen verdankt. Nach Taylor's in England erfolgtem Tode hat Jacob die Sternwarte übernommen; gegenwärtig beobachtet er jedoch in Poonah, nahe bei Bombay, und es verlautet nicht, ob die Sternwarte Taylor's noch neben dieſer fortbeſtehe.

Eine der wichtigſten Arbeiten Jacob's iſt die Beſtimmung der Bahn und Maſſe des in Europa unſichtbaren Doppelſterns α im Centauren.

In dem neuerdings vielgenannten Lucknow, der Hauptſtadt von Oude, hatte der vorletzte Beherrſcher eine Warte gegründet und ſie unter die Direction des Capitän Wilcox geſtellt. Bis zum Jahre 1849 hatte ſich ein nicht unbeträchtliches Beobachtungsmaterial angeſammelt, und man wünſchte es in Europa drucken zu laſſen. Airy wollte erſt nach genauer Einſicht der Beobachtungen und Prüfung ihres Werths auf die Sache eingehen: inzwiſchen hatte ein neuer Herrſcher den Thron beſtiegen, der für Himmelskunde kein Geld hatte. Wilcox verließ ſeine dortige Stellung, und es iſt weder über ſeine Beobachtungen, noch über das Schickſal der Sternwarte ſeitdem etwas bekannt geworden.

Wieviel von dem, was in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in China, namentlich in Peking (wo der gelehrte und thätige Hallerſtein beobachtete) und Canton für Himmelskunde

ausgeführt war, jetzt noch bestehe, ist gleichfalls unbekannt. Die schönen Zeiten Kanghi's und Kienlong's, der größten Mandschuherrscher, sind seit des Letzteren Tode nicht wiedergekehrt, Schwächlinge, im Innern ihres Palastes verborgen und den wahren Zustand ihres ungeheuren Reichs nicht kennend, haben Alles in Verfall kommen lassen, und China, das einst beneidete und hochgepriesene, sieht seine Einheit und Selbständigkeit von Jahr zu Jahr tiefer verfallen und scheint, wenn nicht einer neuen Dynastie die Verjüngung gelingt, dem Untergange geweiht zu sein.

In Afrika erheben sich an den beiden entgegengesetzten Enden zwei Observatorien neuerer Zeit: die Capsternwarte, die Fallow's unermüdliche Geduld von 1820 bis 1828 zu Stande brachte und die er, schon krank, nur noch zwei Jahr unter Mitwirkung seiner Gattin benutzen konnte. Sein Nachfolger Henderson ward bald nach Edinburgh versetzt und starb dort 1845; jetziger Director der Sternwarte ist Maclear. Sie ist entschieden die am besten ausgerüstete der südlichen Halbkugel. Die Entfernung des Sterns α Centauri von unsrer Erde hat man hier erforscht, und die Bestimmung ist genauer, als die irgend eines andern Fixsternes. — Die temporäre Sternwarte Feldhausen, in unmittelbarer Nähe der vorigen, bestand von 1833 — 1837. John Herschel hatte sich dorthin begeben und einen Theil seiner Instrumente, namentlich das zwanzigfüßige Teleskop, von seinem Vater verfertigt, dort aufgestellt, um die Doppelsterne und Nebelflecke des südlichen Himmels kennen zu lernen. Ein Granitpfeiler mit passender Inschrift verewigt ihr Andenken, sicherer und würdiger jedoch die schönen und reichen dort gemachten Entdeckungen.

In der Nordostecke Afrikas hat Said Pascha, ein Enkel Mehemed's, eine Sternwarte zu Cairo gegründet. Leider scheint die erste Besetzung des Directorats durch Lambert Bey ein Mißgriff gewesen zu sein; mindestens hat das nach vielen Bemühungen zu Stande gebrachte Institut unter ihm keine Früchte getragen. Besser ist es gegenwärtig damit bestellt: Mahmud Ibrahim war, vom Pascha erwählt, auf vier Jahre nach Europa gesandt worden, um sich hier, namentlich in Paris, zum tüchtigen Astronomen auszubilden, und ist seit einigen Jahren Director.

Außer den genannten Warten bestehen in Afrika zwar mehrere meteorologische Stationen, die auch wohl meistens einen kleinen astronomischen Apparat besitzen, jedoch keine eigentlichen festen Sternwarten.

Amerika (wir haben Nordamerika mit seinen dreißig schönen Sternwarten schon oben ausgenommen als würdigen und glücklichen Rivalen Europas) besitzt oder besaß eine Warte in Rio, eine zweite in Buenos-Ayres, wo Dwerhagen und Mossotti in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts observirten, namentlich schöne Kometen-Beobachtungen lieferten; in wirklicher Thätigkeit befindet sich, soweit uns bekannt, dort gegenwärtig nur die schöne Sternwarte San Jago in Chili. Sie sollte dem ersten Plane nach nur eine temporäre sein; als jedoch der Nordamerikaner Gillis dort seine Beobachtungen vollendet hatte, trat die chilenische Regierung mit der Union wegen Ankaufs derselben in Unterhandlung: der Vertrag kam zu Stande, und jetzt arbeitet Carlo Moesta, ein Zögling von Gillis, als Director derselben. Ein herrliches Klima, wo den größten Theil des Jahrs hindurch kaum eine trübe Nacht in jedem Monat vorkommt.

Das Felseneiland Sanct Helena sah einige Jahre nach dem Tode des großen Verbannten eine Sternwarte sich erheben, auf der Manuel Johnson eine Reihe schöner und sehr genauer Beobachtungen von 606 südlichen Sternen zu Stande gebracht hat. 1836 ward er nach Oxford versetzt, und von Sanct Helena ist es seitdem wieder still geworden.

Endlich Australien. Mit bedeutenden Kosten hatte hier der Gouverneur Brisbane bei Sidney eine Privatsternwarte errichtet, allein ein böses Geschick scheint über ihr gewaltet zu haben. Die mehr als 7000 Sternörter des Brisbane-Katalogs zeigen so große Abweichungen, daß sie so gut als unbrauchbar sind, und von Dunlop's dort beobachteten 800 Nebelflecken müssen mindestens dreiviertel auf optischer Täuschung beruhen, da Herschel in Feldhausen mit viel kräftigeren Instrumenten kaum 200 derselben wiederfand. Besser ist das, was Rümker in Paramatta, einer andern australischen Sternwarte, während seiner kurzen dortigen Wirksamkeit geleistet hat. In Hobarttown (Van-Diemensland) sind zwar Polhöhe und Länge astronomisch bestimmt worden, im Uebrigen jedoch haben wir von dorther nur meteorologische und magnetische Beobachtungen erhalten.

Temporäre Sternwarten zu bestimmten einzelnen Zwecken haben an vielen außereuropäischen Punkten eine Zeit lang bestanden und auch gegenwärtig bestehen mehrere. Küstenvermessungen, geographische Ortsbestimmungen, die Venusdurchgänge 1761 und 1769 und Aehnliches gab und gibt dazu die Veranlassung. — Die nächst bevorstehenden Durchgänge der Venus 1874 und 1882 werden ebenfalls, wenn sie neue wissenschaftliche Aufschlüsse und Berichtigungen gewähren sollen, auf vielen Punkten, die bisher noch nie eine Warte sahen, astronomisch beobachtet werden müssen; noch ein Jahrzehend etwa, und man wird auf ihre Auswahl bedacht sein, denn das schöne Vorbild, das uns das achtzehnte

Jahrhundert bei den erwähnten Vorgängen aufgestellt hat, darf das neunzehnte nicht unbefolgt lassen, und dies um so mehr, als wir jetzt so Vieles weit zweckmäßiger zu veranstalten wissen als unsre Urgroßväter.

Die Todtenstädte Cairos.

Von W. Reil.

Während die Todtenstädte des alten Egypten fast die einzigen sichern Quellen sind, aus denen wir durch eigene Anschauung die Geschichte von Jahrtausenden einer vorchristlichen Zeit construiren können, bieten uns die Todtenstädte der Hauptstadt des jungen Egypten nur wenig Stoff zu historischen Forschungen und im Verhältniß zu jenen nur geringe Anhaltspunkte zum Verständniß einer Zeit dar, die der unsrigen weit näher liegt. Gegen die Riesenmonumente der alten Pharaonen und Ptolemäer kommen uns die Kuppelgräber und Grabmoscheen der mohamedanischen Zeit wie Sandkörner der Wüste gegen das Moccattamgebirge vor, und wenn auch ein Zeitraum von über tausend Jahren die Grabstätten in der nächsten Umgebung Cairos auf eine ansehnliche Fläche zerstreut hat, so nehmen sie doch nur einen kleinen Raum ein gegen die Todtenfelder des alten Memphis, die sich von Aburoasch bis Daschur in einer Ausdehnung von drei deutschen Meilen am Rande der Wüste fast ununterbrochen erstrecken.

Freilich sind es nicht Menschen allein, deren Ruhestätten uns auf jenen Feldern, in jenen Höhlen und Kammern begegnen. Die religiöse Verehrung, welche die alten Egypter einer Anzahl von Thieren erwiesen, trugen dieselben auch auf deren todte Leiber über, und friedlich vereinte der Tod auf ihren Todtenäckern und in ihren Todtengrotten viele Tausende von Krokodilen, Ibis, Katzen und Stieren neben den Gebeinen der Könige und ihrer Unterthanen. Die geläuterte und aller Abgötterei bis zur kleinlichen Aengstlichkeit abholde Religion des Islam kennt natürlich dergleichen nicht und ein solches Gemisch todter Organismen findet sich daher nicht auf den Todtenstädten von Cairo.

Auch in architektonischer Beziehung ist aus den Monumenten der Cairener Friedhöfe wenig Gewinn zu ziehen, wenngleich der Fachmann an denen von ihnen eine Entwicklung des arabischen Baustils studiren könnte, welche vom Zahne der Zeit nicht zu sehr zernagt sind. Aber für den Fremdling, der einige Zeit in Cairo verweilt, bieten gleich im Anfange seines Aufenthaltes die Todtenäcker der Stadt einen gewissen interessanten Reiz dar, weil er ihnen sofort begegnet, sobald er seinen Fuß aus irgend einem Thore der Stadt setzt und sich der Wüste zuwendet. Auch knüpfen sich an dieselben theils die Erinnerungen vergangener Zeiten und besonderer Persönlichkeiten, theils die Vorstellungen der Begräbnißgebräuche verschiedener Religionen. Darum dürfte eine Beschreibung grade dieses Theiles von Cairo dem Leser nicht unwillkommen sein.

Cairo liegt bekanntlich eine gute halbe Stunde vom Nil bei Bulak entfernt so hart am Rande des Wüstensaumes, welcher den Fuß des Moccattamgebirges bildet, daß der Fuß des Wanderers, wenn er ihn über die Steinschwelle einiger Thore gesetzt hat, sofort die Wüste betritt. Dies ist besonders vor dem Bab el Quarafeh im Südosten der Stadt bei der Citadelle, vor dem Bab el Ouizyr im Nordosten und vor dem Bab el Nasr im Norden der Stadt der Fall. Grade an diesen Stellen beginnen auch sogleich die Begräbnißplätze, welche sich an einzelnen Stellen über einen Flächenraum von nahe einer halben Quadratmeile fast ununterbrochen erstrecken. Einzelne kleine Begräbnißplätze finden sich auch am Westende der Stadt bis Bulak, Altcairo und mitten in der Stadt an einigen Moscheen.

Der Besucher Cairos wird durch die Reisehandbücher besonders auf zwei Arten historisch und architektonisch merkwürdiger Grabstätten aufmerksam gemacht, nämlich auf die Chalifengräber und auf die Mamluckengräber, und fälschlicher Weise sucht er, oft auch noch durch die Eseltreiber als Cicerone irre geführt, erstere im Nordosten, letztere im Südosten der Stadt. Allerdings finden sich an diesen beiden Stellen mitten unter den Gräbern anderer Todten große, Moscheen bildende Grabdenkmale, die unzweifelhaft mehrere Jahrhunderte umfassenden Zeiträumen angehören. Allein nach den Versicherungen competenter Forscher sollen sie sämmtlich den Mamluckenfürsten und nicht den Chalifen angehören. Das Historische hierüber ist Folgendes:

Von den Herrschern über Egypten nach der Eroberung durch die zum Islam bekehrten Araber unter Omar oder Amer oder Amru, 622 n. Chr., sind die Chalifen die älteren, die Mamlucken die neueren. Die Chalifen, d. h. die arabischen Heerführer und Häuptlinge, beherrschten das Land als verschiedene Dynastieen, unter denen die der Ommiaden, Tuluniden, Fatimiten und Aiubiten die bekanntesten sind, bis 1250.

Die Grabmäler dieser Chalifen aus den einzelnen Dynastieen sind kaum mehr nachweis-

bar; ſie befanden ſich in dem Theile der Stadt, welcher jetzt vom Bazar Chan-Chalil eingenommen wird und ſind mit Ausnahme deſſen, wo der Chalif E' Saleh Ejub begraben liegt, verſchwunden. Wie die kufiſche Inſchrift über dem Thore der Moſchee ſagt, ſtarb dieſer Chalif im Jahre 647 der Hedſchra, 1250 n. Chr.; während ſeiner Regierung fiel der ſechſte Kreuzzug, die Einnahme Damiettes durch Ludwig den Heiligen, der Tod des Grafen von Artois beim Vorrücken auf Cairo, die Gefangennahme Ludwig's und ſeine Auslöſung gegen ein hohes Löſegeld und Räumung Egyptens. Andere Chalifen haben ihre Grabſtätten in den einzelnen berühmten Moſcheen der Stadt. Der Sohn dieſes E' Saleh wurde nach ſeines Vaters Tode von den Mamlucken ſeines Vaters, das iſt von den gekauften weißen Sclaven, die ſchon damals ſeit vielen Jahren eine große Gewalt ſich angemaßt zu haben ſcheinen, ermordet, und einer derſelben, El Moës, heirathete die Wittwe E' Saleh's, ſoll aber von ihr aus Eiferſucht bald getödtet worden ſein. Mit El Moës begann die Herrſchaft der Mamlucken-Sultane aus der Bahariten-Dynaſtie, welche in verſchiedenen Abtheilungen oder Familien und unter mannigfachen Veränderungen der Dynaſtienamen von 1250 bis 1517 über Egypten Gewalt hatten. Dann (1517) nahm Sultan Selim von Conſtantinopel den Titel eines Chalif in Egypten an, nachdem er das Land erobert hatte. Er hob die Mamlucken als Dynaſtie auf, ließ ſie aber als eine Art ariſtokratiſcher Kaſte beſtehen, zum großen Nachtheile ſeiner Nachfolger und des ganzen Landes. Denn ſeit dieſer Zeit fanden unausgeſetzte Erhebungen gegen die Sultane in Conſtantinopel ſeitens einzelner Mamlucken in Egypten ſtatt, das unter ſie als eine Art Ariſtokratie vertheilte Land wurde auf das Schauderhafteſte ausgeſogen, und erſt dreihundert Jahre ſpäter (1811) reinigte Mehemet-Ali das Land von dieſen Blutſaugern durch die Ermordung derſelben auf der Citadelle und die Befehdung der übriggebliebenen und im Lande zerſtreuten Mamluckenbeys. Noch immer aber iſt der Name „Mamlucken" geblieben, und noch heutigen Tages hat jeder Paſcha in Egypten ſeine kaukaſiſchen oder tſcherkeſſiſchen Sclaven, die eine Art von Leibwache bilden und, oft in Paris militäriſch erzogen, nicht ſelten die Stellen von Regiments-Commandeuren bekleiden, ſelbſt Paſcha werden können und immer noch den Namen Mamlucken führen.

Den Familien dieſer faſt dreihundert Jahre lang herrſchenden Mamluckenfürſten nun gehören diejenigen Grabmonumente an, welchen wir im Nordoſten und Südoſten vor den Thoren Cairos begegnen. Jeder derſelben baute während der bald kürzeren, bald längeren Dauer ſeiner durch alle möglichen Bedrückungen des ihm nicht ſtammverwandten Landes bezeichneten Herrſchaft ein bald mehr bald weniger prächtiges Mauſoleum, für ſich und ſeine Familie beſtimmt. Am ſolideſten gebaut und am beſten erhalten ſind einige dieſer Mauſoleen auf der Nordſeite der Stadt, nach der Abaſſijeh zu. Man erreicht ſie am beſten von der Citadelle aus durch das Thor Bab el Ouizyr oder wenn man aus dem

Die Mamluckengräber vor dem Bab el Ouizyr

Siegesthore Saladins, dem Bab el Nasr, sich rechts wendet.

Vorstehendes Bild gibt einen Totalanblick mehrerer dieser Grabmoscheen im Nordosten der Stadt. Sie bestehen aus kühnen Kuppeldomen von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe, deren Außenseiten durch die merkwürdigsten und künstlichsten Schnörkellinien labyrinthisch verziert sind, umgeben von Säulengängen und Freitreppen und fast immer mit einer einen hohen und starken Minaret zur Seite

Grabmoschee Kaid-Bey.

habenden Moschee verbunden. Nach Art der Moscheen und Häuser in der Stadt sind die einzelnen Steinlagen äußerlich meist abwechselnd roth und weiß angestrichen. Eines der schönsten und größten Grabdenkmale dieser Stelle ist das von Kaid-Bey, auch Gama (Moschee) Kaid-Bey oder Gama el Aschraf genannt, welches der Stadt zunächst liegt und welches der beigegebene Holzschnitt zeigt.

Kaid-Bey — er heißt vollständig El Aschraf Abu Nasr — regierte von 1468 bis 1496 und führte siegreiche Kriege gegen die einfallenden Türken; während seiner Regierung fiel die Vertreibung der Araber aus Spanien durch Ferdinand und Isabella.

Aelter ist die weiter nach Norden zu liegende Gama Bercuc, welche das Grabmal des E' Zaher Bercuc umschließt, der von 1382 bis 1399 regierte und oft in Syrien siegreich gegen die Tartaren unter Tamerlan kämpfte.

Außer diesen beiden wegen ihrer schönen Sculpturen und des imposanten Baues sehenswürdigen großen Grabmoscheen gibt es an dieser Stelle noch mehrere andere, deren Erbauer kaum bekannt sind und die ihrem Verfall entgegengehen. Einen unvergleichlich schönen Totalanblick über diese Gruppe von Mausoleen hat man von der Höhe des Abhanges vor dem Gebel Giuchi oder von den hohen mit Windmühlen besetzten Schutthügeln ostwärts vom Bab el Nasr.

Mohamedanische Begräbnißplätze älterer und neuerer Zeit befinden sich in der Nähe dieser Grabmoscheen, manche der letzteren stehen

Gama Bercuc.

mitten unter den kleinen weißbetünchten Gräberreihen. Dicht an einem Wege, welcher quer dieſe Todtenſtadt durchſchneidet, iſt ein daſelbſt befindliches Mamluckengrab in ein Pulvermagazin verwandelt worden. Ein türkiſcher Wachtpoſten davor weiſt die ſich Nahenden zurück, beſonders wenn ſie rauchen, läßt ſich aber ſelbſt ſeinen Tſchibuk vortrefflich ſchmecken. Zwar kenne ich die Quantität des hier aufbewahrten Pulvers nicht, immerhin mag ſie aber, wenn ſie einmal explodirte, genügen, um ſämmtliche Mamluckengräber der Erde gleich zu machen, zumal zahlreiche Sprünge und Riſſe ihrer Mauern vermuthen laſſen, daß ſie auf ſchwachen Füßen ſtehen.

Die Ausdehnung dieſer Todtenſtadt auf der nördlichen Seite von Cairo iſt nicht ſo beträchtlich wie auf der ſüdlichen Seite. Hier erſtreckt ſich unmittelbar von dem Bab Quarafeh an längs des Fußes des Moccattam bis faſt zur Hälfte des Weges nach dem Dorfe Baſſatin und rechts bis an die Schuttberge

Zerfallenes Mamluckengrab im Süden der Citadelle.

des alten Foſtad eine größere Todtenſtadt mit ebenfalls großartigen Grabmonumenten der verſchiedenſten Zeit. Die dem Thor und der Citadelle zunächſt gelegenen Grabmoſcheen ſollen ebenfalls Mamluckenfürſten angehören. Sie ſind zum größten Theile zerfallen, weil ſie nicht ſo ſolide gebaut waren als die auf der Nordſeite der Stadt; von manchen ſtehen nur noch die tief klaffende Riſſe zeigenden Minarets, deren oberſter Kranz oft merkwürdig zackig verziert iſt, während die zugehörige Moſchee in Trümmern liegt; bei andern dagegen ſind die Minarets umgeſtürzt und man erblickt nur noch die Portalbogen und Kuppeldächer des Grabes; hier und da iſt, wie das nebenſtehende Bild zeigt, eine ganze Ecke des Grabmonuments vom Eckpfeiler bis zur Kuppel eingeſtürzt, und durch die klaffenden Mauerwände ſchimmert das weiß betünchte Innere hervor, ja von einigen Monumenten hat bloß das Gewölbe eines maſſiven Portales dem zerſtörenden Einfluſſe der Jahrhunderte widerſtehen können und ſteht, hier wie ein Halbbogen nur auf einem Beine, dort wie ein rieſiger Thorweg einſam auf dem Wüſtenboden. Nur wenige ſind ſo gut erhalten, daß man an ihnen den Bau ſtudiren kann, wie z. B. das obenſtehende Grabmonument.

Mehr als die Zeit haben einzelne Erdbeben, namentlich das vom October 1856, die Ruinen dieſer Mamluckengräber vermehrt, und nur mit Vorſicht nahe man ſich den Einſturz drohenden Mauern. Wäre das Klima Egyptens nicht ſo ausnehmend trocken und regenlos, ſo würden dieſe Monumente längſt der Erde gleich gemacht ſein. Die herumliegenden Steine werden, ſoweit ſie brauchbar ſind, ohne Weiteres zu andern Baulichkeiten, namentlich zu den Gräbern in der Nähe benutzt, denn dieſe Todtenſtadt nimmt noch jetzt Leichen in ihrem Schooße auf.

Thurmartiges Mamluckengrab.

Von dieſen Mamluckengräbern wiſſen wir gar nichts; meines Wiſſens hat ſich noch kein der arabiſchen Schriftſprache mächtiger Europäer die Mühe gegeben, aus den an den Wänden ſichtbaren Inſchriften etwa die Namen der Erbauer zu entziffern. Das dichte Zuſammenſtehen derſelben unterhalb der Citadelle und ihre zahlreichen Minarets bieten dem ſich von Süden her der Stadt Nähernden ein intereſſantes Bild.

Auch an dem ſteilen Abhange des Moccattam und auf dem Gipfel ſeines erſten Abſatzes befinden ſich als Grabſtätten von heiligen Männern der älteſten Zeit einige halb zerfallene Moſcheen. Die oberſte wird dem

Schach Seid Sadeh zugeschrieben. Die wie ein Schwalbennest zwischen einer tiefen Spalte des Abhanges klebende Moschee heißt el Macocus, wo Macocus, der Gouverneur in Egypten war, als Amru dasselbe eroberte, begraben liegen soll. Kaum weiß man den Weg zu ihr hinauf zu finden, und seitwärts von ihr im Felsen öffnen sich hie und da zahlreiche Eingänge zu Höhlen in das Kalksteingebirge, welche bald nur kleine Kammern, bald tiefe Gänge bilden. Ja die größte dieser Höhlen, deren Oeffnung sich oben auf dem Gebel Giuchy befindet und in deren vordern Abtheilung sich etliche Grabmäler zeigen, während in der hintern am äußersten Ende der berühmte Schach el Magauery begraben liegt, soll unter dem Gebirge hinweg sich bis nach Suez erstrecken, welche Sage wohl zu bezweifeln sein dürfte.

Verfolgt man vom Bab Quarafeh die breite Straße über das Todtenfeld weiter, so durchschneidet man die Telegraphenlinie, welche vom vicekönigl ichen Schlosse am Nil zur Citadelle führt und die selbst vorher die große Wasserleitung Saladin's gekreuzt hat. Man hat dann eine Anzahl kleiner, von Mauern umschlossener Grabdenkmäler und die hohen Kuppeln einiger moscheenartiger Gebäude vor sich, die von hier sowohl wie von den Schutthügeln Altcairo's aus gesehen, einer Stadt gleichen; hie und da schaut auch das dunkle Grün einer Sykomore, eines Lotusbaumes, eines breitlappigen Cactus oder einer spitzen Cypresse über dem Gemäuer hervor, um das Bild einer bewohnten Ortschaft zu vervollständigen. Die kleinen viereckigen, unsern Gartenpavillons in Architektur ähnlichen, meist auf Säulen ruhenden Gebäude, mit Zierrathen in Holz oder Stein versehen, sind die Bedachungen von mohamedanischen Erbbegräbnissen reicherer Leute; der Hof um sie herum ist mit acht Fuß hohen Mauern umschlossen, zu denen eine wohlverschlossene Thür führt, und das Nebeneinanderliegen vieler solcher Erbbegräbnisse verleiht dem Ganzen das Ansehen einer Stadt en miniature mit vielen Sackgassen. Aber die Stadt ist todt; Milanen, Geier, Raben und Tauben sind die einzigen größeren Geschöpfe, die man außer den niedern Thieren der Wüste als Bewohner dieser Räume des Todes sieht. Hoch über allen diesen Gemäuern ragt fast am Ende der Todtenstadt das große Kuppelgewölbe des Imam e Schaffai, auch Salahieh, von dem angeblichen Erbauer Joseph Saladin genannt, hervor, welches die Spitze mit dem Halbmond und einem bootartigen Körper darunter auf seinem Gipfel trägt und daran leicht zu erkennen ist. Dieses Schiffchen scheint das Abzeichen eines Derwischordens zu sein, wenigstens sammeln die Bettelderwische ihre Geschenke in einem solchen hölzernen Schiffe ein, das sie an einer Schnur an der Seite oder auf dem Rücken tragen. Die gläubigen Cairener wallfahrten an bestimmten Tagen in großer Anzahl sowohl hierher, als nach der obenerwähnten Höhle des el Magauery.

Etwas vor dieser großen Grabmoschee und fast in der Mitte dieser Todtenstadt bemerkt man nebeneinander zwei andere sehr massive Kuppeldächer; hier befindet sich das große Erbbegräbniß der Familie Mehemet-Ali's. Es besteht aus einem Corridor, aus welchem man in zwei große, von Kuppeln überwölbte Zimmer tritt, deren Grundform das Viereck ist, welches durch Abschneiden der Ecken in ein Achteck übergeht. Der Bau ist ganz massiv, aus gut geglätteten Kalksteinblöcken des Moccattam errichtet und weder im Innern noch äußerlich durch Farbe überstrichen. Diese Einfachheit des Baues, welche gegen die bunten persischen Teppiche des Bodens und die grellfarbigen Verzierungen einzelner Gräber bedeutend absticht, macht auf den Beschauer einen wohlthätigen Eindruck. Hier ruhen die Söhne Mehemet-Ali's, Tussun und Ismael, sein Enkel Abbas, Sohn Tussun's, der verstorbene Vicekönig und viele Schwäger, Schwägerinnen, Enkel und Neffen des alten Mehemet-Ali. Das schönste Grabdenkmal aber, welches von imponirender Größe und nach türkischem Geschmack prächtig aus Marmor, mit erhabenen goldenen Buchstaben auf blauem Grunde, vielen Koransprüchen und Verzierungen hergerichtet und zum Schutz von dichten grünen Vorhängen umgeben ist, gehört dem Stiefsohn Mehemet-Ali's, dem berühmten Ibrahim-Pascha, an, welcher fast alle seine Schlachten schlug und zu seinem Nachfolger bestimmt war, als Mehemet-Ali geisteskrank wurde, aber noch einige Monate vor diesem starb. Der ehrwürdige Muslim, welcher mit großer Zuvorkommenheit gegen ein zu erwartendes Bakschisch von einigen Piastern den Fremden in diesen Räumen umherführt und die Namen der unter den verschiedenen Monumenten Ruhenden nennt, setzt, wenn er die grünen Vorhänge von Ibrahim's Denkmal fortgezogen hat, mit ernster Stimme hinzu: „el kebir", „der Große", so hoch hält man noch diesen nicht ungewöhnlich begabten Mann, dessen Regierung Egypten im Innern noch weiter gefördert haben würde als die seines Stiefvaters. Ein Dutzend Mohamedaner ist stets in diesen Räumen sehr andächtig mit Koranlesen und Gebeten beschäftigt; die meisten sind zur Bewachung dieses heiligen Ortes da.

Mehemet-Ali selbst ruht nicht bei seiner Familie, sondern in der einen Ecke der von ihm erbauten prächtigen Alabastermoschee auf der Citadelle; vielleicht war ihm die Nähe

der Mamlucken selbst in ihren Gräbern dort unten nicht geheuer. Dagegen ist das Erbbegräbniß neuerdings um einen Todten vermehrt worden. Achmet-Pascha, der älteste Sohn Ibrahim's und der präsumtive Thronfolger, ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften des Geistes, der bei jener unglücklichen, noch nicht aufgeklärten Katastrophe des 14. Mai 1858 am Nil seinen Tod in dessen Wellen fand, ist hier auch beigesetzt worden.

Ein Zweig der großen Wasserleitung Saladin's versorgt diese Todtenstadt mit Wasser, das zu den Abwaschungen beim Gebete ebenso unentbehrlich ist, als zum Gebrauch für die wenigen zur Aufsicht der Gräber hier wohnenden Mohamedaner. Hierdurch wird auch das Gedeihen der Bäume ermöglicht, von deren einem folgende Sage geht:

Einst kam ein Mann hierher zu einem Heiligen und fragte ihn, was er thun solle; er habe viele Mordthaten und andere schlechte Streiche begangen, fürchte deshalb auf ewig in die Hölle zu kommen, habe aber aufrichtige Reue. Da sagte der Heilige zu ihm: „Stecke Deinen Stock, den Du in der Hand hast, hier in den Sand; wenn er wieder ausschlägt und Blätter treibt, so hat Allah Dir vergeben und Du kommst nicht in die Hölle." Jener that, wie ihm geheißen, und siehe da: der trockene dürre Stock fing an zu grünen und ist seit dieser Zeit noch nicht verdorrt!

Weit um diese zusammenhängende Todtenstadt nach Süden, Osten und Westen erstrecken sich die Gräber der Mohamedaner niederen Standes, manche neu und wohlerhalten, weiß betüncht oder grün und roth bemalt, andere nur noch als morsche Trümmerhaufen. Hier und da erlaubt das eingestürzte Gewölbe einen Blick in das Innere, und mehr als ein weiß gebleichter Schädel grinst hervor. Fast hart an der östlichen Grenze der Schutthaufen von Altcairo stehen noch die Ueberreste einer sehr alten Grabmoschee; ihr Minaret ist verschwunden, nur die vier hohen Wände stehen noch, und der Fußweg von Bassatine nach Altcairo führt hart an ihnen vorbei. Einige hundert Schritt südwestwärts von ihr, nach den Windmühlenbergen Altcairo's zu, befinden sich in einer nach Nordost gerichteten Linie sieben andere, auf Bogenpfeilern erbaute und angeblich auch für Mamluckenfürsten bestimmt gewesene Grabmonumente, unter dem Namen der „sieben Jungfrauen" bekannt. Allein nur drei von ihnen haben noch aufrecht stehende Pfeiler, Bogen und Wände, aber keine Kuppeln mehr; die andern vier sind dem Erdboden gleich, nur runde Schutthügel bezeichnen ihre Stelle.

Auf der Fläche, die im Westen von den Schutthügeln Altcairo's, im Osten von dem Anfange der oben beschriebenen Todtenstadt und im Norden von einem von der Citadelle nach Altcairo führenden Wege begrenzt wird, öffnet sich ein alter Steinbruch, seine Wände sind auf drei Seiten schroff und steil, und nur von der Ostseite her neigt sich auf Schutt und Geröll ein schräger Weg zu seinem Boden herab. Dieser Boden bildet das ganze Jahr hindurch einen ziemlich tiefen Teich hellen, durchsichtigen Wassers von gelblicher Farbe und laugenhaftem Geschmack. Man schreibt diesem Wasser wunderbare Heilkräfte, besonders gegen Hautausschläge, Lepra, Elephantiasis ꝛc. zu, und fast immer sieht man darin Badende, die auf den auf Böcken stehenden Brettern bis zu den tieferen Stellen des Tümpels gehen. Es scheint mir außer Zweifel, daß dieses Wasser einen bedeutenden Gehalt an kohlensaurem Kali, Natron und Kalk dadurch erhält, daß durch Winterregen die unmittelbar hinter ihm beginnenden Schuttberge des alten Fostad ausgelaugt werden und daß diese Lauge dem stagnirenden Wasser im Steinbruche zugeführt wird, welches übrigens mit dem Nil in seinem Niveau steigen und fallen soll. Eine gute Wirkung auf Hautkrankheiten wäre danach wohl erklärlich.

Wenn man die breite, durch diese Todtenstadt von Cairo aus nach Bassatine führende Straße auf der vor letzterem Dorfe befindlichen Erhebung des Weges verläßt und sich gen Osten, dem alten Telegraphenthurme oder dem Eingange in das breite Wüstenthal zu wendet, so gelangt man über seichte Bodenerhebungen, den Spuren einer Caravanenstraße auf der Sohle eines flachen Bachbettes folgend, nach einer guten Stunde an eine Stelle, wo hie und da kreuz und quer liegende Steine den bloßen Boden bedecken oder kleinen Gemäuern zur Decke dienen. Ein genaueres Umschauen belehrt uns, daß sich dieser Strich ziemlich weit bis nach dem hier einen nach Südosten gerichteten Bogen beschreibenden Moccattam hin erstreckt, und die Schriftzeichen, welche die langen sargähnlichen Deckstein oder die einzelnen kleinen aufgerichteten Werkstücke bedecken, erkennen wir als hebräische.

Ja, es ist der „Judenkirchhof", welchen wir betreten haben. Weit, weit hinaus in diese Einöde, in die wirkliche Wüste, wohl zwei Stunden von der Stadt und eine Stunde von den letzten Gräbern der Muslim hat der strenge Fanatismus des Islam die Todten der ihm verhaßten Secte verwiesen, mit deren lebenden Anhängern man doch in den Mauern ein und derselben Stadt Handel treibend zu verkehren sich nicht scheute. Regellos, bald niedrig, bald höher, meist nur aus roh behauenen Steinen roh zusammengesetzt, selten durch Kalk verbunden, bieten diese kaum den Namen von Grabmälern verdienenden Steinmassen kein sichtbares Merkmal, daß die Hand

liebender Erinnerung hier das Grab eines Freundes schmückte, daß der Fuß dankbarer Kinder die Gräber der Eltern besuchte, oder daß ein einsamer Gatte die heimgegangene Frau beweinte. Die vielen herumgestürzten Steine und der durchwühlte Boden lassen weit eher vermuthen, daß Hyänen und Schakals hier oft nach Speise suchten.

Nicht ohne ein gewisses Grauen hat Schreiber dieses jedesmal diesen traurigsten aller Todtenäcker betreten und mit stiller Wehmuth hat er ihn das letzte Mal verlassen, als er vergebens eine Stunde lang auf ihm gewandelt war und nach dem an seiner Frische wohl leicht erkennbaren Grabhügel eines jungen schwedischen Israeliten gespäht hatte, der, in Egyptens Klima Heilung suchend, mit ihm drei Monate lang ein und dieselbe Pension bewohnt hatte und der dann fern von den Seinen, aber umgeben von einigen Landsleuten und Deutschen, sanft entschlafen war. Seine Glaubensgenossen aus Cairo waren dann heraus gekommen, lauter ehrwürdige Gestalten in orientalischem Gewande, hatten ihre melodischen Grabgesänge angestimmt und bei Fackelschein die Leiche in später Nacht hinaus in die Wüste geführt. Wir aber in der Pension, verschiedenen christlichen Confessionen angehörend, waren dem jungen israelitischen Freunde auf seinem letzten Erdengange, Lichter tragend, bis zur großen Sykomore in der Straße aus dem Hause gefolgt. Lautlos und ehrerbietig stand die mohamedanische Bevölkerung von Altcairo dicht gedrängt vor dem Hause, als wir in's Freie traten; obgleich sie wußten und sahen, daß die Feier einem „verhaßten Juden“ galt, und das Dunkel der Nacht etwa fanatische Störungen begünstigte: so ließ die ganze Menge doch keinen Laut hören, sondern verlief sich nachher ganz ruhig. Schwerlich hielt die Furcht vor dem einzigen Cavaß des schwedischen Consulats, der den Zug begleitete, die Menge im Zaume, sondern die den Orientalen angeborene Ehrerbietung gegen jede religiöse Feier, namentlich gegen Bestattung der Todten, war der Grund einer anständigen Haltung, die man schwerlich in Europa gefunden hätte.

Wie schon erwähnt, finden sich noch einzelne kleinere oder größere mohamedanische Begräbnißplätze an andern Theilen der Umgebung von Cairo, wie an einzelnen Stellen bei Altcairo, bei Bulak, vor dem Thore Bab el Loug dicht an dem durch die Garten-

J. L. Burckhardt's Grab vor dem Bab el Nasr.

anlagen Ibrahim Paschas führenden Wege; ferner vor dem Bab el Fotuh und am beträchtlichsten vor dem Bab el Nasr. Grade hierhin möchte ich einmal den Leser führen.

Wenn man aus dem Siegesthore herausgetreten, nicht rechts noch links, sondern grade aus, ungefähr 300 Schritt auf dem zu beiden Seiten von niedrigen Gebäuden und Mauern eingeschlossenen Wege fortgewandert ist, so steigt nach links um die Ecke des letzten Gemäuers der Boden etwas schräg in die Höhe und endet in eine mehrere Quadratruthen haltende ebene Fläche, die ebenso wie die schräge und die unten sich fortziehende Fläche von mohamedanischen Gräbern besetzt ist. In einer Reihe derselben zeichnet sich ein Grab dadurch allein etwas vor den übrigen aus, daß der eine der beiden auf ihm aufrecht stehenden schlanken Steine oben an beiden Seiten zackig verziert ist; sonst ist das Grab wie die andern Nachbargräber, weiß betüncht, wie neu, ohne jegliche Inschrift. Es ist das Grab eines Christen, des berühmten Reisenden Johann Ludwig Burckhardt, unter den Arabern als Scheich Ibrahim Ebn Abd-

alah el Schami bekannt, dessen Forschungen wir das Beste verdanken, was wir über Syrien, Arabien und Nubien wissen. Mitten unter den strengen Rechtgläubigen ruhen die Gebeine dieses christlichen Reisenden, der nie seine Religion abgeschworen hat. Um zu erfahren, wie dieses geschehen konnte, dazu bedarf es einer kurzen Skizze des vielbewegten Lebens dieses edlen Mannes.

Johann Ludwig Burckhardt wurde am 24. November 1784 zu Lausanne geboren, seine Familie stammte jedoch aus Basel. Seine Studien begann er in Leipzig und vollendete sie in Göttingen, ging 1806 nach London und trat 1809 in die Dienste der afrikanischen Gesellschaft zur Durchforschung des innern Afrikas. Um sich zu dem großen Endziel seines Lebens, das er sich gesetzt hatte, nämlich einen Besuch des räthselhaften Timbuctu, würdig vorzubereiten, wollte er sich in Sprache, Sitte und Lebensart ganz zum Orientalen umgestalten. Zu diesem Zwecke lebte er allein zwei Jahre in Aleppo, um arabisch zu lernen, worin er es zu einer solchen Vollkommenheit brachte, daß er nicht nur eine vortreffliche arabische Uebersetzung des Robinson nach England sandte, sondern auch seiner Sprache nach stets für einen echten Araber gehalten wurde. Dazu nahm er alle orientalischen Sitten an und war ein so gründlicher Kenner der mohamedanischen Theologie, daß er bei seinen arabischen Freunden als ein sehr gelehrter Schech, ja daß er selbst bei vielen Franken für einen geborenen Araber galt, der nur durch seine Verbindungen mit den fränkischen Consuln in den Verdacht gekommen wäre, als sei er ein Europäer. Ueber seine Arabisirung cursiren einige hübsche Anekdoten.

Als Burckhardt einst von einer mühseligen Reise von Damascus hinter dem rothen Meere weg über Suez nach Cairo im elendesten Aufzuge, schmutzig und zerlumpt in Cairo anlangte, ging er sogleich in's Haus des englischen Viceconsuls, der sich grade mit einem Gaste zu Tische setzte und daher den ihm vom meldenden Diener als sehr ärmlich gekleidet geschilderten Araber warten ließ. Nach Tische wollte der Viceconsul mit dem Gaste einen Spaziergang machen und sie finden vor der Hausthür den vergessenen, an der Wand hockenden Araber im tiefsten Schlafe, aus welchen ihn der Consul ohne Umstände mit dem Fuße weckt und nach seinem Begehr fragt. Da richtet sich die stattlich schöne, aber in Lumpen gehüllte Gestalt auf und bittet den Viceconsul im feinsten Arabisch, ihm einen Augenblick allein Gehör zu schenken. Betroffen von dem imponirenden Wesen des Fremden läßt der Consul seinen Freund sogleich mit einer Entschuldigung stehen und führt den Araber in's Zimmer, wo sich derselbe zu erkennen gab. Man denke sich die Ueberraschung.

Durch seine vollkommene Kenntniß der arabischen Sprache und Sitte, sowie der mohamedanischen Religion und Religionsgebräuche war es bekanntlich Burckhardt auch gelungen, die für jeden Europäer verschlossenen heiligen Städte Mecca und Medina zu besuchen. In ersterer Stadt befand er sich einst in Geldverlegenheit und wandte sich deshalb direct an den damals mit einem Heere in der Nähe von Mecca befindlichen Pascha, Vicekönig Mehemet-Ali. Dieser unterstützte ihn zwar auf das Bereitwilligste, wollte jedoch — weniger aus religiösen Gründen, über welche Scrupel er sich längst weggesetzt hatte, als vielmehr um seine Neugierde zu befriedigen, wissen, ob an dem Gerüchte etwas Wahres sei, daß der Schach Ibrahim ein Franke wäre. Zu dem Ende beauftragte er zwei Ulema, mohamedanische Schriftgelehrte, den Ibrahim zu examiniren. Diese unterhielten sich denn mehrere Stunden mit ihm und kamen zum Pascha mit dem Bescheid zurück: „Ja, Scheich Ibrahim el Schami ist nicht nur ein echter Muslim, sondern sogar ein sehr gelehrter!"

Die sonst sehr kräftige Gesundheit Burckhardt's, — er war groß und schlank gebaut, nach Schweizerart mit edlen, freien Gesichtszügen, vollem Barte, blühender Gesichtsfarbe und männlich kräftiger Schönheit — wurde aber durch die großen Mühseligkeiten, Strapazen und Entbehrungen auf seinen Reisen in Syrien, Arabien und Nubien untergraben. Vergebens suchte man ihm in Cairo durch reichliche Nahrung und gute Pflege neue Kräfte zu geben; er siechte unaufhaltsam dahin und als er sein Ende herannahen fühlte, ordnete er mit seinem speciellen Freunde, dem englischen Generalconsul Salt, seine Angelegenheiten und bat ihn namentlich, seiner Beerdigung als Muselmann nichts in den Weg zu legen. „Ich habe," so waren seine letzten Worte, „unter den Cairener Ulema viele theilnehmende Freunde gefunden, die mir im vertraulichen Gespräche ihre innerste Meinung über so manche religiöse Gegenstände eröffnet haben. Wie schmerzlich müßte es für diese achtungswerthen Leute sein, zu erfahren, daß sie ihr Vertrauen einem Franken, einem Christen geschenkt! Mir selbst ist der Gedanke peinlich, daß ich nach meinem Tode in den Augen meiner mohamedanischen Freunde als ein Betrüger dastehen soll."

Und so wurde denn wirklich der christliche Reisende von seinen mohamedanischen Freunden und Bekannten mit allen den religiösen Feierlichkeiten, die nur für einen rechtgläubigen Muselmann veranstaltet werden können, vor dem Siegesthore Cairo's zu Grabe be-

stattet. Er starb am 17. October 1817. Nur wenige Menschen wissen sein Grab. Den Bemühungen eines ihm an Lebensziel und Schicksalen so ähnlichen Reisenden, des Baron Reimanns und des Professor Bilharz in Cairo ist es gelungen, die Stelle dadurch ausfindig zu machen, daß der Sohn eines europäischen Freundes von Burckhardt noch in Cairo lebte und wußte, wo Jener begraben lag.

Es sei hier der Ort, einige Bemerkungen über die Bauart der gewöhnlichen arabischen Gräber einzuschalten. Ein solches Grab besteht aus einem länglichen Gemäuer mit einem gewölbten Dache und ist aus verschiedenartigem Steinmaterial, wie es grade zur Hand war, gebaut und mit Mörtel beworfen. Es ist so hoch, daß der darin Begrabene sich leicht aufrecht setzen könne, wenn ihn die beiden Engel Nekir prüfen. Die Richtung des Grabes ist von Südost nach Nordwest, das heißt das Kopfende ist nach Mekka, Südost gerichtet, während sich am Fußende, Nordwest, der Eingang befindet, vor welchem eine kleine viereckige Zelle gebaut und mit quer überliegenden Steinen bedeckt ist, um zu verhindern, daß Erde in das Gewölbe dringt. Der innere Raum des Gewölbes ist groß genug, um drei bis vier Leichen aufnehmen zu können; sollen aber Männer und Frauen in ein und demselben Gewölbe bestattet werden, was gewöhnlich nicht der Fall ist, so wird darin der Länge nach eine Scheidewand gezogen, um die beiden Geschlechter auch im Tode zu trennen! Auf dem Gewölbe selbst wird ein längliches, ein bis drei je einen Fuß hohe Etagen bildendes Monument, Tarlibeh, von Stein oder Ziegeln errichtet, mit einem zwei bis drei Fuß hohen runden oder eckigen Grabpfeiler aus einem Stück am Kopf-, einem gleichen am Fußende. Diese Pfeiler sind meistens einfach, glatt, weiß betüncht, oft auch verziert; der am Kopfende trägt nicht selten eine Inschrift aus dem Coran, obgleich der Prophet dies eigentlich verbot, den Namen und Todestag des Verstorbenen und eine plastische Nachbildung seiner Kopfbedeckung, Turban oder Mütze, woran die Stellung und der Rang des im Grabe Ruhenden angedeutet wird. — Ueber die Gräber berühmter Scheichs wird gewöhnlich noch ein viereckiges Gebäude errichtet, über das sich eine Kuppel wölbt. Solcher kleinen Kuppelgräber sieht man viele in der Umgebung Cairo's, z. B. in den Gärten Ibrahim Paschas und fast bei jedem arabischen Dorfe. — Die Leiche selbst, welche ohne Sarg, nur in Decken eingeschlagen und auf einer kastenähnlichen, oben offenen Bahre von den Freunden unter stetem Absingen des La illalah, nachdem die Feierlichkeiten in der Moschee beendigt sind, zur Begräbnißstelle getragen wurde, wird nun aus der Bahre genommen und im Gewölbe auf die rechte Seite gelegt oder so gebeugt, daß das Gesicht nach Mekka gerichtet ist; einige Steine erhalten sie in dieser Stellung. Darauf wird der Eingang durch Zudecken der kleinen Vorzelle mit den bereit liegenden Steinplatten geschlossen und dieselbe mit Erde bedeckt. — Blumen, namentlich aber die Blätterrispen der Dattelpalme sieht man hie und da als Schmuck auf frischen Gräbern liegen. Die Bahren für Frauen oder Kinderleichen unterscheiden sich dadurch von denen der Männer, daß sie mit einer Decke von Holz versehen sind, über welcher wie bei den Männern ein Tuch oder Shawl gebreitet ist, und daß sich am Kopfende der Bahre ein aufgerichtetes Stück Holz, Schahid, befindet, von welchem die Tuchdecke ausgeht und das oben oft mit Schmucksachen der Verstorbenen verziert ist oder mit ihrem Kurs, dem runden Kopfputz von Gold und Silber. Alle Leichen aber werden mit dem Kopfe voran getragen.

Wir können von den Todtenstädten Cairos nicht scheiden, ohne uns auch nach denjenigen Stätten umgeschaut zu haben, wo unsre christlichen Religionsgenossen nach ihrem Tode den ewigen Schlaf schlafen. Obgleich die Zahl der armenischen und griechischen Christen im Vergleich zu den römisch-katholischen und protestantischen viel bedeutender ist, so daß an einem für jene bestimmten Begräbnißplatze nicht zu zweifeln ist, so ist es mir doch nicht gelungen, zu erfahren, wo sich derselbe befinde. Die koptischen Christen von Cairo und Altcairo haben ihren Todtenacker ostwärts von Altcairo in der Nähe des dortigen koptischen Klosters. Den Protestanten und Katholiken sind unter Mehemet-Ali Begräbnißplätze angewiesen worden zwischen Altcairo und dem Bab el Seideh Seinab. Wenn man aus diesem Thore an der Kreuzungsstelle der nach Cairo führenden Straße mit dem von Casr el Ainin nach der Citadelle geleitenden Wege vorbei an eine abermalige Theilung der Straße kommt, deren spitzer Winkel vom Kuppelgrabmale eines Scheichs und einem Brunnen eingenommen wird und man den links herabführenden Weg einschlägt, so kommt man an eine Mauer, welche die Umfriedigung beider Kirchhöfe bildet. Das erste Thor darin führt zum katholischen oder französischen, das zweite, näher der Wasserleitung Saladins, zu dem protestantischen oder englischen. Beide sind gartenartig angelegt, zum Theil mit Dattelbäumen, Cypressen und andern Zierpflanzen geschmückt und während sich dicht neben dem Thore die kleine Wohnung des Pförtners befindet, steht in der Mitte des Hintergrundes ein zu den gottesdienstlichen Begräbnißgebräuchen bestimmter Bau, welcher auf dem katholischen Kirchhofe eine ordentliche Kapelle bil-

det, während er auf dem protestantischen nur aus einer leichten, durchsichtigen Rohrhütte mit Rohrbedachung besteht. Die Einheit des Directoriums, welches sich bei dem protestantischen Begräbnißplatze seit vielen Jahren in den Händen des allbeliebten englischen Missionärs Dr. Lieder, eines gebornen Deutschen aus Erfurt, befindet, hat bewirkt, daß dieser Ort einen viel lieblichern und freundlichern Eindruck auf den Beschauer durch seine Ordnung und gute Pflege macht, als der benachbarte katholische Friedhof, welcher lange nicht so gut gehalten wird. Durch eine den Friedhöfen gegenüberliegende Sakieh (Wasserrad, von Ochsen getrieben) erhält der gute Boden, welcher früher von den Schutthaufen der alten Stadt eingenommen wurde, eine ausreichende Bewässerung. Auf beiden Begräbnißplätzen beginnen die Gräber zur Rechten des Thürganges und ziehen sich längs der Mauer herum; erst wenn hier der Platz gefüllt ist, werden die mittleren Carrées zur Bestattung benutzt werden. Manche Gräber sind ganz einfache Erdhügel, die meisten durch Kreuze oder Tafeln von Eisen oder Marmor geschmückt, vor jedem aber befindet sich an einem Pfahle ein metallenes Schild mit einer Nummer, welche das Aufsuchen in den Registern des Todtengräbers erleichtert. Engländer und Deutsche haben auf dem protestantischen Friedhofe das größte Contingent an Todten gestellt und manche zarte Blüthe, die mit dem Todeskeime in der Brust aus Indien nach der heimischen Küste sich begeben wollte oder im egyptischen Klima dauernde Genesung von der im Norden erworbenen Krankheit suchte, sank hier in's Grab. Auch viele Kindergräber bemerkt man auf beiden Stätten; für ein gewisses Alter, besonders der in Egypten gebornen Kinder, ist das Klima ebenso mörderisch, als es sonst den Europäern zuträglich ist.

Die Nummer 164 bezeichnet auf dem protestantischen Friedhofe ein Grab, dem es bald nicht an einem dauernden Denksteine fehlen wird, das Grab Richard von Neimanns. Als ich Egypten verließ, war es das neueste, denn erst am 15. März 1858 fällte ein plötzlicher Sturm diese mannhafte Eiche! Zwar ist schon von kundigerer Feder*) unserm biedern Landsmann ein Nekrolog gewidmet worden, aber es sei auch hier dem Freunde erlaubt, dem Todten ein Andenken zu widmen.

Freiherr Richard von Neimanns, einer alten baierischen Adelsfamilie entsprossen, gab an Adel der Seele und des Geistes der Ahnenreihe seiner Vorfahren Nichts nach. Obgleich den juristischen und diplomatischen Studien obliegend — wer erinnert sich nicht von den Commilitonen der Jahre 1849—1851 zu Würzburg des frischen kräftigen Studenten mit dem offenen Herzen und der stets offenen, aber auch gewichtigen Hand — hatte Neimanns doch nie die naturhistorischen, geographischen und physikalischen Disciplinen vernachlässigt, denn schon damals trug er sich mit der Idee, die unbekannten Länder des Innern von Afrika zum Ziele geographischer und ethnographischer Forschungen zu machen. Nur kurze Zeit fesselte ihn der Beginn seiner juristischen Staatscarriere; schon 1852 machte er einen Ausflug nach Algier, als dem Orte, wo er am Leichtesten sich die erste Kenntniß arabischer Sitte und Sprache aneignen konnte. Das Verschwinden Vogel's, die widersprechenden Gerüchte, welche über diesen Reisenden dann und wann nach Europa gelangten, die Nachricht endlich, daß derselbe in Wadai gefangen gehalten werde, bestimmten unsern Neimanns, die Ausführung seiner Ideen zu beschleunigen und sich die Aufsuchung und, wo möglich die Errettung Vogel's zum ersten Ziele zu machen. Aber wie sein großer Vorgänger Burckhardt, dem er in allen Stücken nachzuahmen sich vorgenommen und dessen Namen Ibrahim er ebenfalls angenommen hatte, wollte er sich erst gründlich zu dieser wichtigen Reise vorbereiten und sich wo möglich ebenso im Innern wie Aeußern, in der Sprache und in Sitten in einen Araber verwandeln. Zu dem Ende lebte er nicht nur auch eine Zeit lang in Constantinopel und Syrien und trieb in Cairo gründliche Studien der arabischen Sprache, Gebräuche und der mohamedanischen Religion, sondern er wagte auch, als ein tunesischer Kaufmann reisend, sich in Djedda, dem Hafen Mekka's, monatelang aufzuhalten, theils um dort zur Zeit der Pilgerreise Pilger und Scheichs aus Darfur und Wadai kennen zu lernen, theils um den Versuch zu machen, durch Vermittlung des Bruders des Großsherif von Mekka, den er in Constantinopel aufgesucht hatte und um Empfehlungsbriefe angegangen war, Mekka selbst zu sehen. Leider konnte er seine Reise nach Mekka nicht ausführen; eine schwere Erkrankung am Typhus (auch im Winter zuvor hatte er dieselbe Krankheit in Cairo überstanden), unendliche Schwierigkeiten Seitens des Sherifs und endlich die aus Cairo an ihn gelangte Nachricht, daß ein Abgesandter des Sultan von Darfur an den Vicekönig von Egypten angekommen sei — hinderten ihn an diesem Projecte, und er kehrte eiligst nach Cairo zurück. Die Unterredungen, welche er hier mit dem Gesandten aus Darfur, einem sehr intelligenten Mann von offenem Charakter, hatte, ließen ihn nicht mehr an der Möglichkeit zweifeln, nach diesem bisher allen

*) Prof. Bilharz zu Cairo in Petermann's geograph. Monatsblättern.

anderen Nationen seit hundert Jahren verschlossenen Lande hinein- und ungefährdet wieder herauszukommen, und wenn auch alle über Vogel eingezogenen Berichte dessen Tod immer wahrscheinlicher machten, so wollte er doch versuchen, sein Grab zu sehen, seine literarische Hinterlassenschaft zu retten oder durch eigene Erfahrungen dessen Forschungen zu ergänzen und zu vervollständigen. Darum reiste Reimanns nochmals nach Constantinopel und kehrte im Januar 1858 von dort, mit einem großherrlichen Ferman versehen, zurück. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich eiligst, aber gründlich mit den unmittelbar nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Darfur. Ein Empfehlungsschreiben des Vicekönigs war auch in seinen Händen, mit Geldmitteln und kostbaren Geschenken war er reichlich versehen, ein Theil seines Gepäckes und Geldes war schon nach Kartum vorausgeschickt, alle übrigen Kisten waren gepackt, Abschiedsbriefe in seine Heimath geschrieben, auch sein Haus bestellt, am 15. März wollte er selbst die Barke zur Nilfahrt besteigen: — da ereilte diesen Riesen an Körper und Geist ein schneller, unabwendbarer Tod! In Folge der aus Vorsicht wegen der weiten Reise ihm nöthig geschienenen Zahnoperationen, dazu getretenen Erkältungen und unter dem aufregenden Einflusse der Reisevorbereitungen und des grade wehenden Chamsinwindes entwickelte sich bei ihm aus einem anfänglich ganz unbedeutend scheinenden Halsleiden plötzlich der Wundstarrkrampf, dem er binnen sechsunddreißig Stunden, grade an dem zur Abreise nach Darfur bestimmten Tage, erlag. Mit ihm wurden große Hoffnungen, die man mit Recht auf den erst siebenundzwanzig Jahr alten Mann setzen konnte, zu Grabe getragen. Wenn Einer im Stande gewesen wäre, ein so hohes Ziel zu erreichen, so war er es. Nicht mit mohamedanischen Gebräuchen, sondern nach dem Ritus der englisch-protestantischen Kirche, welche in Cairo den Protestantismus vertritt, nicht von mohamedanischen Freunden begleitet, wie Burckhardt, sondern gefolgt von zahlreichen Vertretern der Consulate und vielen christlichen Landsleuten, Freunden und Verehrern, nahm sein Leichenzug den Weg vom Hôtel in Altcairo, wo er unter sorgsamer Freundespflege gestorben war, nach dem Friedhofe; aber damit auch hier etwas an Burckhardt erinnere: der Todtengräber, der sein Grab gegraben und den Sarg mit Erde beschüttet hatte, antwortete mir auf meine Frage nach seinem Glauben: „ana Muslim," „ich bin ein Muselmann."

Ueber einige Formen des mitteldeutschen Bauernhauses.

Von Dr. Peez.

Fast alle ethnographischen Linien, welche man durch Deutschland zu ziehen hat, streichen nicht von Norden nach Süden, sondern sämmtlich von Osten nach Westen. Am Klarsten wird dies durch die Sprache dargethan. Wie schwer verständigt sich zum Beispiel der ostpreußische Landmann mit einem Oesterreicher, während er im Munde der westlichen Nordseestämme sein verwandtes Platt wiederfindet! Der Mittelrheiner, zum Beispiel der Hesse, versteht ohne große Anstrengung weder den Friesen noch den echten Schweizer; dagegen braucht er nur in's westliche Böhmen zu gehen, um dort, zum Beispiel in einzelnen Dörfern des Erzgebirges, seine heimische Mundart fast unverändert anzutreffen. Im Süden sind die Unterschiede zwischen den westlichen und östlichen Dialekten zwar größer, aber dennoch läßt sich vom Alemannischen durch das Schwäbische und Baierische ein deutlicher Uebergang bis zur österreichischen Mundart erkennen. Alle Grenzpfähle auf unsrer Sprachkarte halten die Richtung von Westen nach Osten ein, keine Linie streicht dagegen von Norden nach Süden, und selbst der Rhein, diese Völkerstraße mit ihrem uralten Handel und Verkehr, hat nicht vermocht, längs seiner Ufer einen gleichartigen Dialekt oder ein ethnographisch geschlossenes Gebiet herzustellen, das sich in der ganzen Ausdehnung einmal von Norden nach Süden durch Deutschland erstreckte. Nur unbedeutend hat der fränkische Stamm einerseits die niedersächsischen und andrerseits die alemannischen Nachbarn in der Rheingegend weiter aus einander geschoben als an den übrigen Strecken, wo er mit jenen beiden Stämmen zusammengrenzt.

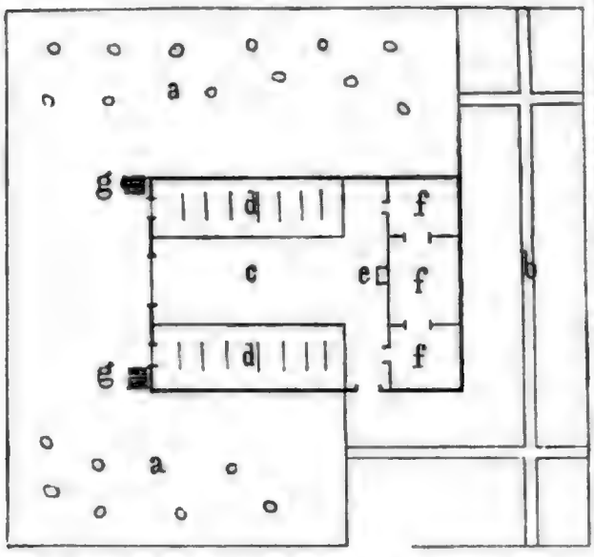
Diese Richtung von Osten nach Westen spricht sich auch im Bau der Häuser aus. Man kann nicht eine östliche und eine westliche Bauart unterscheiden, wohl aber gibt es, bei allen Modificationen im Einzelnen, dennoch gewisse durchgehende Grundformen, welche sämmtlich von Osten nach Westen sich hinziehen. Wie die Dialekte so liegen auch die deutschen Hausformen in der Richtung der Parallelkreise neben einander.

Die mitteldeutsche Bauart ist von der norddeutschen wie von der südlichen sehr verschieden, ja die beiden Extreme, zum Beispiel das westphälische und baierische Haus, haben unter einander in manchen Stücken mehr Aehnlichkeit als mit dem fränkischen Gehöfte. Zur Vergleichung will ich nur kurz den Grund-

plan eines weſtphäliſchen und eines oberbaieriſchen Hauſes hier angeben. Das weſtphäliſche Gehöfte hat in der Regel folgende Form:

Das weſtphäliſche Haus (Fig. 1) iſt eigentlich das einzig organiſche und echte Bauernhaus, ein groß und behaglich gewordenes

Fig. 1.



a. Hof. b. Garten. c. Deel, Dreſchtenne.
d. Stallungen. e. Herd. f. Stube u. Kammern.
g. Dungſtätte.

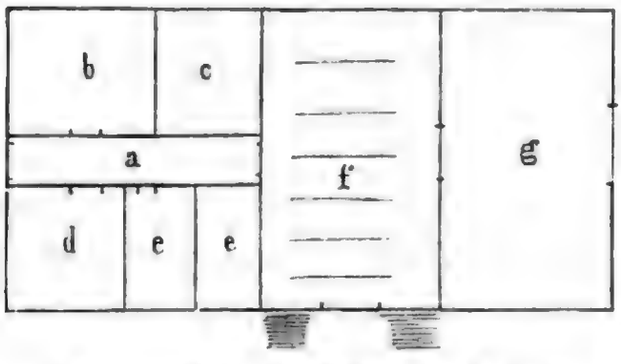
Zelt, wo Mann und Thier in einem Raume wohnen, deſſen natürlichen Mittelpunkt der Herd bildet. Das baieriſche Alpenhaus (Fig. 2) hat mit demſelben den Eingang an der Kopfſeite, den durchlaufenden Mittelgang und das vorherrſchende eine Dach gemein.

Das mitteldeutſche Haus unterſcheidet ſich beſonders vom weſtphäliſchen Haus in ſehr vielen Stücken. Die mitteldeutſche Bauform, welche außer dem fränkiſch-thüringiſchen auch noch mehr oder weniger das ſchwäbiſche Gebiet umfaßt, charakteriſirt ſich durch den Eingang auf der Langſeite, ſowie durch die geringere Länge und größere Höhe. Der Mitteldeutſche ſetzt gerne ein zweites Stockwerk auf ſeinen etwas kurz angelegten Unterbau, und der ſehr arme wie der ſehr reiche Bauer begegnen ſich in dieſer Sitte, weil Erſterer im zweiten Gelaß unmittelbar über ſeinem Vieh ſeine Wohnung hat, während der Reiche das zweite Stockwerk vorzugsweiſe zum Prunkzimmer (Obenhinaufſtube genannt) einrichtet.

Auch darin darf ein Merkzeichen mitteldeutſcher und beſonders rheiniſcher Bauart gefunden werden, daß nicht immer der ganze Bau unter einem Dache ſteht. An den meiſten Orten legen wenigſtens die Wohlhabendſten das Wohnhaus, die Stallung und die Scheuer aus einander, ſo daß dieſe drei Gebäude die drei Seiten des viereckigen Hofes bilden, deſſen vierte Seite dann nach der Straße hin durch Mauer oder Zaun geſchloſſen wird. Darin dürfte aber ebenſoſehr als die urſprüngliche Sitte auch die Rückſicht auf Zweckmäßigkeit maßgebend geweſen ſein. Beides nämlich, ſowohl die Trennung als auch die Verbindung unter ein Dach, hat in Bezug auf Nutzen und Bequemlichkeit ſeine Vorzüge. Für die Trennung ſpricht die geringere Feuersgefahr, die zweckmäßige Umſchließung des Hofs und die größere Leichtigkeit eines Anbaus. Dagegen bietet die Zuſammenlegung beſonders den Vortheil, daß man bei Wind und Wetter gedeckt zum Vorrath und zum Vieh gelangen und Alles leichter überwachen kann. Und ſo ſehen wir auch in mitteldeutſchen Gegenden, wo im Winter ſtarke Schneewehen eintreten, zum Beiſpiel auf dem Weſterwald, die ganze Baulichkeit unter ein Dach zuſammengedrängt. Es entſteht dann eine in Mitteldeutſchland und beſonders auch in ſlaviſchen Ländern häufige Form, als deren Beiſpiel ich ein Haus aus dem Dorfe Oberdreſſelndorf im Hickengrund auf dem Weſterwald hier anführe (Fig. 3).

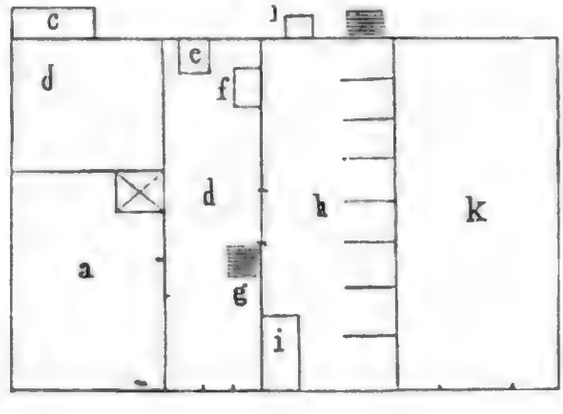
a iſt die Wohnſtube mit dem großen Ofen in der Ecke, b iſt die Schlafkammer, woran ſich ein kleiner Ausbau, der ſogenannte „Niederlaß“ c anſchließt. d bildet den Hausgang, „Hausehrn“, mit dem Backofen o, dem Herde f und der Treppe g in's obere Haus. Nebenan liegt der Stall h mit dem kleinen

Fig. 2.



a. Hausgang. b. Wohnſtube. c. Schlafſtube.
d. Küche. e e. Kammern. f. Stallung. g. Scheuer.

Fig. 3.

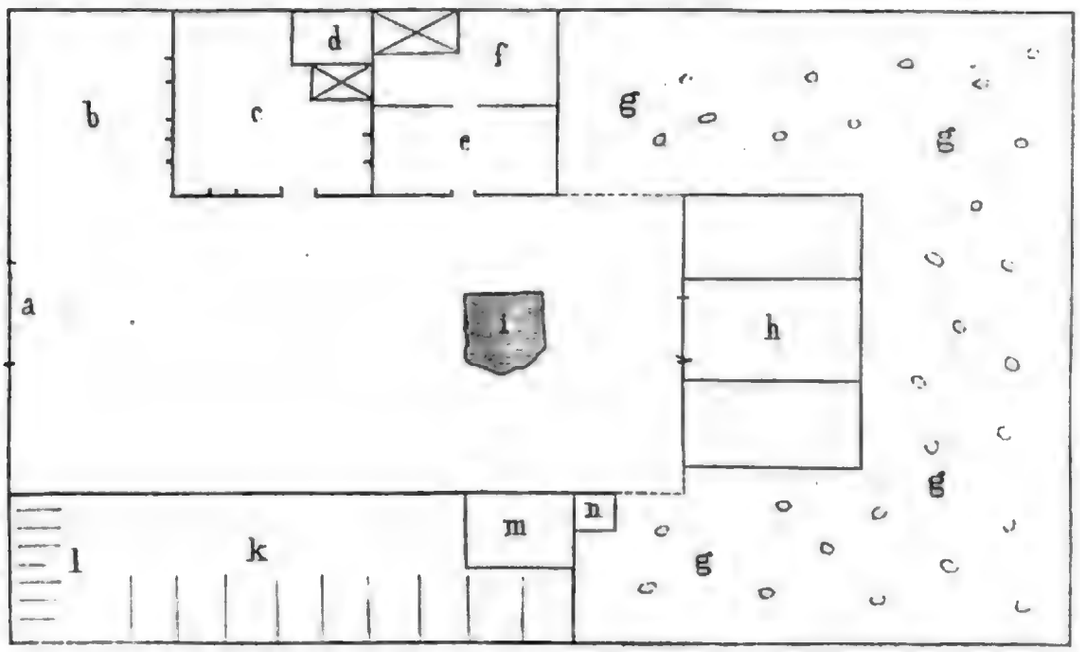


Schweinestall i und dem Abort l mit Dungstätte. k ist endlich die Scheuer. Auf der Längenseite des Hauses öffnen sich drei Thüren. Im obern Stock pflegen dann die Kammern zu sein. Diese Bauform reicht in Nassau durch die Aemter Hachenburg, Marienberg, Rennerod, theilweise auch noch durch Dillenburg, Herborn und fast ganz Selters.

Von den Höhen der Berge in die ebenern Gegenden herabsteigend, finden wir dagegen wieder die Baulichkeiten in drei Theile zerschnitten, wie zum Beispiel das folgende Gehöfte eines Bauern aus dem preußischen Orte Rechtenbach bei Wetzlar darthut (Fig. 4).

Ringsum läuft ein Grünzaun mit der Einfahrt bei a. Bei b ist sodann ein Gärtchen mit Blumen und Gemüsen. In dem Wohnhaus ist c die Wohnstube mit dem Ofen, hinter welchem ein großes Bett d steht, worin besonders die alten Leute, die Großeltern schlafen. Der Ofen ist von Eisen, und wenn sich hinter der Wohnstube noch eine Kammer befindet, so geht er noch in die Kammer hinein. Eine Ofenbank scheint nicht mehr vorhanden. e ist der Hausehrn, welcher in die Küche f mit dem Herde hineinführt. g ist ein geschlossener und mit unregelmäßig gepflanzten Bäumen, meist Zwetschen, bepflanzter Grasgarten. Vor demselben liegt die Scheuer h, die Dungstätte i befindet sich ziemlich in der Mitte des Hofes. Bei k liegt der Stall für Rindvieh, auch wohl für Pferde; bei l standen sonst die Schafe, welche jetzt aber selten mehr gehalten werden. An den Schweinestall m schließt sich der Abtritt n an. Von dem Wohnhaus ist noch zu bemerken, daß die Treppe in den Keller hinab und die Stiege in den zweiten Stock hinauf aus dem Ehrn ausgehen. Oben im zweiten Stock, welcher „die Leeb“ heißt, sind Kammern und Schlafzimmer. Der Speicher wird „die eberst (oberste) Leeb“ genannt.

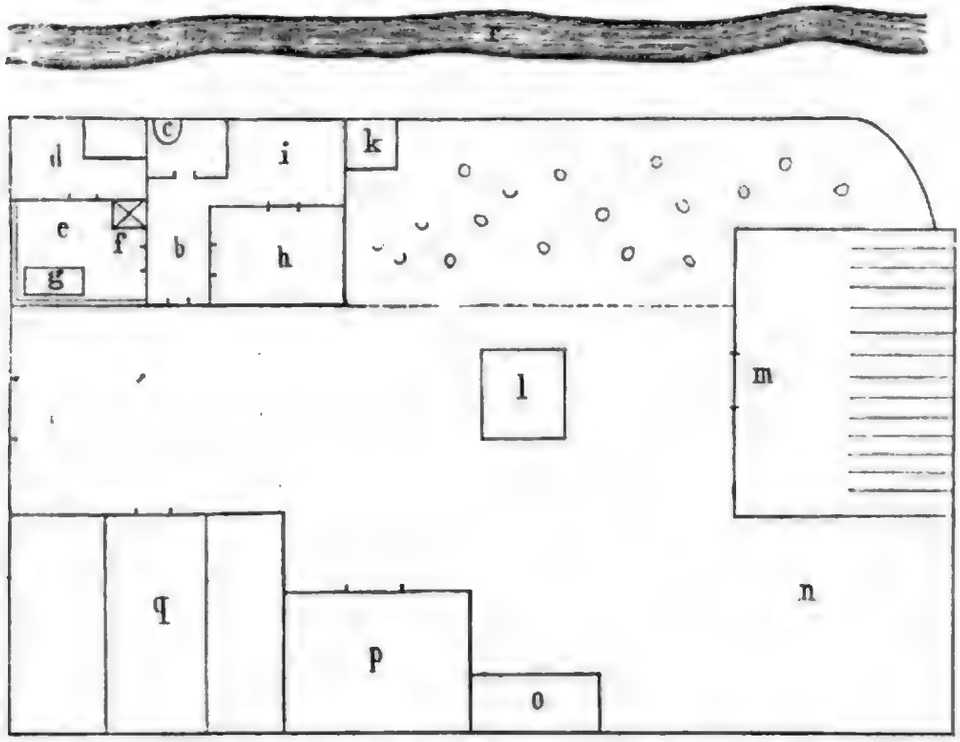
Fig. 4.



Von dieser Grundform gibt es natürlich manche Veränderungen, wie man zum Beispiel an dem nun folgenden hessischen Hofe sieht, den ich besonders zur Anknüpfung einiger ökonomischen Notizen benutzen will. Dieser Hof (Fig. 5) liegt im Dorfe Altmorschen in Kurhessen. Der Bauer mag etwa 120 bis 150 Acker Landes besitzen, welche er, von seiner Familie abgesehen, mit einem Knecht und einer Magd bestellt. In seinem Stalle stehen vier Pferde und sechs bis zehn Stück Rindvieh; es ist also schon ein sehr vermögender Bauer, deren es im genannten Dorfe nur etwa vier bis fünf geben mag.

Bei a befindet sich die Einfahrt in das Gehöfte, links liegt dann das Wohnhaus mit der quergetheilten Hausthür und dem Ehrn b, aus welchem man gradezu in die Küche mit dem Backofen c tritt, d ist die Schlafstube mit dem großen Bette, e die Wohnstube mit dem Ofen f und dem viereckigen Tisch g, hinter welchem sich längs zweier Wände feste Bänke hinziehen. Bilder finden sich selten in der Stube, doch sind außen am Hause in der Regel Sprüche angeschrieben. Die Räume h und i dienen als Kammern zum Aufbewahren der Vorräthe u. s. w. Bei k ist der Abtritt, welcher in dem mit Bäumen bepflanzten Grasgarten liegt. In der Mitte des Hofes prangt gebührend die Dungstätte l; meist aber befindet sich dieselbe in sehr schlechtem Zustand, und statt mit Erde vermischt und aufgesogen zu werden, fließt die Jauche gewöhnlich nutzlos ab. Hinter der Stallung m liegt die Ecke n, wo allerlei Gerümpel aufgestapelt ist. o ist schließlich der Schweine-

Fig. 5.



ſtall, p ein offener Schuppen und q die Scheuer mit ihren „Bannſen“ zur Rechten und Linken. Die wirthſchaftlichen Geräthe hängen meiſt bei m an der Wand der Stallung. Uebrigens liegen die Höfe in der Regel am Bache r hin, auf deſſen anderm Ufer ſich eben ſolche Niederlaſſungen anfügen.

Doch dies iſt, wie geſagt, die Heimſtätte eines wohlhabenden Bauers. Je geringer nun das Beſitzthum wird, um ſo ärmer und kleiner werden natürlich auch die Höfe. Stall und Scheuer ſchrumpfen ein, im Wohnhaus fließen Wohnſtube und Schlafkammer in einen Raum zuſammen. Solcher Bauern, welche noch immer fünfzig bis achtzig Acker Land, ein bis zwei Pferde und etwa vier Stück Rindvieh beſitzen, gibt es im Dorfe Obermorſchen etwa acht bis zehn. Weit dürftiger ſieht es bei der dritten Claſſe aus, welche bei einem Beſitz von zehn bis zwanzig Acker und einer bis zwei Kühen durch zehn bis zwölf Haushaltungen vertreten ſein mag. Dann folgen endlich die eigentlichen Proletarier des Ackerbaus, Tagelöhner, die von zwei bis drei Acker und zwei Ziegen bis zur vollſtändigen Beſitzloſigkeit herab die ſtrenggefügte bäuerliche Claſſenordnung beſchließen. Dieſe armen Leute leben von Erdäpfeln und Branntwein; ſie gewinnen den Rainen ſowie den höchſten Theilen der bis obenhin entwaldeten Berge einige magere Futterkräuter oder etwas Hafer ab. Bei der Errichtung ihrer Wohnung verlieren natürlich die Motive der Bequemlichkeit, der Zweckmäßigkeit und der Stammſitte alle Kraft, und es kann ſich hier nur noch darum handeln, mit verſchwindend kleinen Koſten ein nothdürftiges Obdach zu errichten. In dieſem Falle wie überall drückt die Armuth den Menſchen zur Stufe roher Urſprünglichkeit herab.

Wenn wir von Kurheſſen weiter öſtlich gehen, bleiben durchweg die Grundzüge der eben geſchilderten Hofanlage dieſelben, obwohl es im Einzelnen an Mannigfaltigkeit keineswegs gebricht. Häufig ſind, z. B. in Mainfranken, unter dem vorſtoßenden langen Dach des Haupthauſes gepflaſterte Gehwege angebracht, die wir auch in Böhmen wiederfinden. Sehr ſchöne mitteldeutſche Bauernhäuſer trifft man im Dorfe Buch bei Koburg, ſie ſind groß, zweiſtöckig, vielfenſtrig, mit ſpitzen Giebeln, und das dunkle Gebälk hebt ſich ſcharf ab vom weißen Bewurfe. In dieſer Gegend beginnen auch ſchon reinliche Vorhallen und überdeckte Vorplätze, unter welchen man in das Haus eintritt. Uebrigens ſind Scheuer und Stallung bald getrennt, bald auch mit dem Wohngebäude zuſammengeſchoben. Der Hausgang heißt auch hier noch „der Ehrn“.

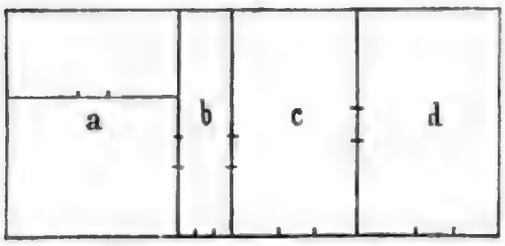
Im Hennebergiſchen hinwiederum ſind die Häuſer weder beſonders groß noch beſonders reinlich, ſie zeichnen ſich nicht ſelten durch kleine achteckige Fenſterſcheiben aus, wie man ſie ſonſt wohl in alten Reichsſtädten ſieht; auch fiel mir die Menge kleiner Nebengebäude auf.

Im Grabfeld, z. B. im Dorf Streufelden, bemerkt man in der Bauart viele Aehnlichkeit mit dem nordöſtlichen Böhmen. Auf der Langſeite des Hauſes trifft man manchmal Gänge von Holz angebaut, und auch im zweiten Stock kommen Galerien oder „Lauben“ vor, die bekanntlich bei den Häuſern der Alpen ihre ſchönſte Entwicklung finden. Die Bogen

dieser Seitenaltane ruhen auf Holzsäulen, deren Schnitzereien den Charakter aller solcher in Holz ausgeführten ländlichen Kunstwerke tragen. Der Typus dieser Schnitzereien findet sich in unsern Alpen, wie in Norwegen, ja wie in Großrußland und bei den Häusern tatarischer Stämme.

Treten wir in das Gebiet des Böhmerwaldes und des Erzgebirges hinüber, so begegnen wir auch hier dem mitteldeutschen Wechsel von viereckig umbauten Höfen und von Häusern, die Alles unter ein Dach zusammengezogen haben. Als Beispiel der letztern Art können z. B. die Häuser von Nauendorf, einem Orte zwischen Tharand und Freiberg, dienen. Das Haus ist zweistöckig, ziemlich groß und lang, mit Stroh gedeckt, welches hier und da durch Bretter und Stangen noch fester zusammengehalten wird, auch das Giebelfeld zu beiden Seiten ist mit Brettern zugeschlagen. Nicht selten trifft man folgenden Grundplan (Fig. 6):

Fig. 6.

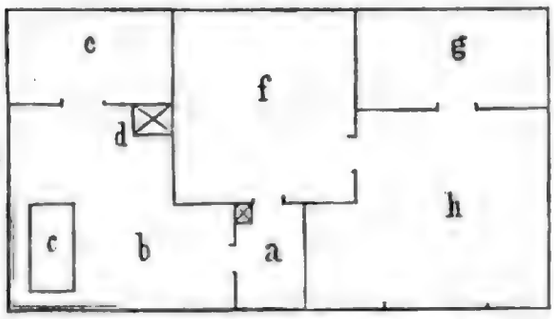


a. Das eigentliche Wohnzimmer mit Kammer.
b. Der Hausgang mit Küche. c. Der Stall.
d. Die Scheuer.

Es fällt in die Augen, daß dies bis in's Einzelne durchaus die im Westerwald, auf dem Hundsrück u. s. w. gebräuchliche Bauart ist, Daran ändert es auch Nichts, wenn die Scheuer d wohl auch in das obere Stockwerk verlegt ist. Einige Modificationen zeigt jedoch der folgende Plan (Fig. 7), welcher in der bezeichneten Gegend noch häufiger ist, als der obere.

In dem Winkel, worin der Tisch c steht, befindet sich der heilige Ort, gleichsam die geweihte Ecke, die fast bei sämmtlichen deutschen Bauernhäusern vorkommt. In katholischen Gegenden hängen dort die Bilder von Heiligen, die Dreieinigkeit u. s. w., wogegen in der protestantischen Landschaft, von welcher hier die Rede ist, die Bilder des Königs, Napoleon's oder der heiligen Genovefa am häufigsten sind. Um den Ofen pflegt man auf Gerüsten Mancherlei aufzuhängen. Die Familie schläft im zweiten Stock, das Gesinde meist im Kuhstall, wo in der Höhe Verschläge angebracht sind, welche mit dem ergötzlichen Namen „Kuhkanzeln" bezeichnet werden. Unter der „Bannsel" neben der Tenne ist oft die Kornkammer mit ausgedroschenem Getreide. Statt der Kammer e ist oft ein etwas größrer und dann weiter in's Freie hinausgebauter Raum für die „Auszügler" angebracht, d. i. für die bejahrten Eltern, welche ihr Gut an einen Sohn abgegeben und sich zur Ruhe niedergesetzt haben. Manchmal wird dies Zimmer recht freundlich ausgeschmückt, Blumen und ein Vogelskäfig werden selten hier vermißt, und da der Kopf des Hauses über das Blumengärtchen i hinüber meist nach Süden blickt, so ist dies „Stübel" oder (wie es im hohen Erzgebirg heißt) das „Stöbel" ein recht traulicher Wohnort für die alten Leute. Dennoch sind sie selten zufrieden. Der deutsche Bauer, an eine stetige und harte Arbeit von Jugend auf gewöhnt, findet sich nur schwer in die Unthätigkeit und Ruhe. Er will noch immer rathen, helfen und befehlen, zu allen Aenderungen seines Sohnes im Wirthschaftsbetrieb u. s. w. schüttelt er den Kopf, die alte Bäuerin lebt mit der Schwiegertochter auf gespanntem Fuß, und den jungen Leuten werden hinwiederum die Pflichten und Abgaben lästig, die sie gegen die auf Altentheil gesetzten Eltern übernommen haben. Es wäre daher viel besser, die Eltern kauften sich, solange sie das Gut selber bewirthschaften, in eine Versicherungscasse ein und bezögen dann von dorther ihre Rente; sie könnten in diesem Falle das Gut ohne directe Belastung ihrem Erben übergeben, und die Stellung beider Theile wäre dann eine einfache und freiere. Vielleicht würden auch die Auszügler zweckmäßig ein gemeinsames Versorgungshaus beziehen, da das enge Zusammenleben mit den jungen Gutsleuten zu Zwistigkeiten führt. Wie verbreitet und bedeutsam diese Verhältnisse sind, das sieht man recht deutlich aus den alten Mährchen, welche ja allein unter Bauern gesammelt wurden. Man wird in denselben nicht viele Beziehungen zum praktischen Leben finden, und sehr selten und dunkel sind Anspielungen auf politische Verhältnisse, geschichtliche Vorfälle oder auf die Zustände der Landwirthschaft; aber das Mährchen vom Enkelchen, welches einen Schweineloben schnitzt für die Eltern, von welchen die

Fig. 7.



a. Hausgang mit kleinem Herd. b. Wohnstube. c. Tisch mit festen Bänken. d. Ofen.
f. Stall. g. „Bannsel." h. Tenne u. Scheuer.

Großeltern ſchlecht behandelt werden, — dieſe Erzählung iſt überall bekannt, ſie findet ſich wohl bei allen deutſchen Stämmen und gibt, nebenbei bemerkt, noch einen neuen Beweis dafür, daß einſt alle Bauerngüter untheilbar waren, denn nur bei geſchloſſenen Gütern hat ſich die Einrichtung des Altentheils und der Auszügler in ihrer Schroffheit entwickeln können.

Auffallend ſchöne Höfe finden ſich in der Gegend von Hermsdorf am Erzgebirge, ſie haben in der Regel eine doppelte Form der Anlage, wovon Fig. 8 mit der früher vorgelegten heſſiſchen und rheiniſchen Bauart übereinkommt, während Fig. 9 einige nicht unweſentliche Veränderungen dieſes Grundplans enthält.

Fig. 8.

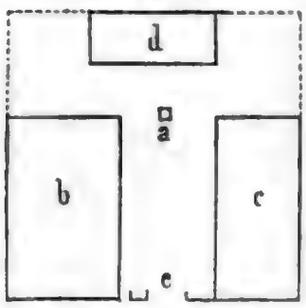
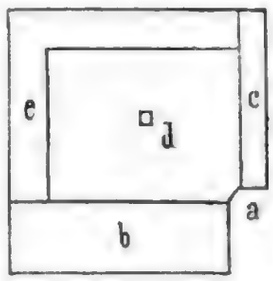


Fig. 9.



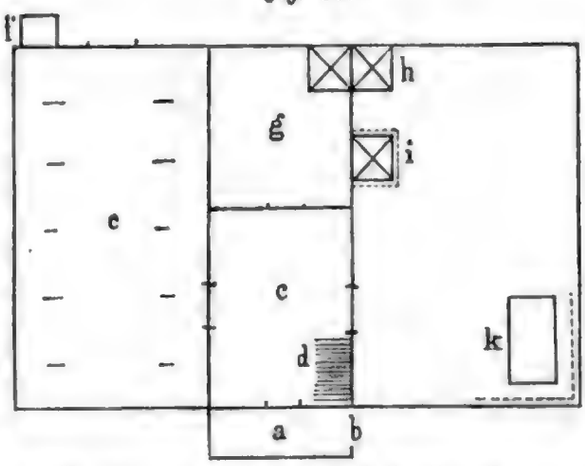
Bei 8 iſt a die Dungſtätte, b das Wohnhaus, c die Scheuer und d der Stall, die Einfahrt findet bei e ſtatt. Fig. 9 verdient dagegen eine etwas genauere Betrachtung. Denn wenn auch dieſe Form mit der rheiniſchen Bauart in den Grundzügen übereinkommt, ſo hat ſie doch auch ſoviel Eigenthümliches, daß wir ſie als eine beſondere Gattung anſehen können, und zwar um ſo mehr, weil ſie ſich in ziemlich ſcharf begrenztem Bezirke hält. Abgeſehen nämlich von der genannten ſächſiſchen Gegend begegnete ich dieſer Bauart im Egerland in Böhmen, ſodann in den einſamen Landſchaften des ſüdweſtlichen Böhmens, ſowie auch jenſeits der Donau zwiſchen Inn und Salzach an der Alz, z. B. in Neukirchen, — alſo in einer Linie, die, ſoweit ich ſie bis jetzt überblicken kann, von Nord nach Süd ſtreicht und inſofern eine Ausnahme macht von der oben aufgeſtellten Regel: daß die deutſchen Hofpläne in der Richtung der Parallelkreiſe nebeneinander liegen. Ob nun aus dieſer Verbreitung von Nord nach Süd auf eine Völkerſtrömung in derſelben Richtung — alſo entweder aus den Alpen oder aus Scandinavien — geſchloſſen werden darf, oder ob dieſe Bauform nur der in den abgelegnern Gegenden erhaltene Ueberreſt einer einſt auf weitern Gebieten hauſenden Bevölkerung iſt, oder endlich, ob in dieſem Hofplane nur eine Modification der rheiniſchen Bauart erblickt werden darf, — das müſſen wir vor der Hand dahingeſtellt laſſen.

Sehr charakteriſtiſch iſt bei Fig. 9 die Einfahrt a im Winkel vom Wohnhaus b und dem Nebengebäude c; über dieſem Thore ſtreckt ſich gewöhnlich ein einfaches gradliniges Holzdach hin. Die meiſt wohlgepflegte Dungſtätte ſteht bei d. Oft geht aber auch aus dem Stalle e eine ſchmale Oeffnung in's Freie hinaus, wo der Dung durchgeworfen wird.

Vorherrſchend bleibt aber immerhin in allen dieſen ſächſiſchen, fränkiſchen und deutſchböhmiſchen Gegenden die rheiniſch-heſſiſche Bauart, eine Thatſache, zu deren Beweis noch der folgende Plan (Fig. 10) uns dienen möge, welcher gleichfalls aus dem ſächſiſchen Ort Hermsdorf genommen iſt.

Bei a iſt ein in's Freie hinausgehender Vorbau, um den Aus- und Eingehenden gegen Schneewehen zu ſchützen. In der hohen Gegend, von welcher die Rede iſt, dauert nämlich der Winter von October bis Mai, und daher muß man, wie ein Bauer bemerkte, „alle Löcher zuſtopfen.“ Der Eingang in den Vorbau bei b ſieht gewöhnlich nach Süden. Aus der Hausflur c geht die Treppe d in's zweite Stockwerk hinauf, links kommt man in den Stall, an welchem ſich oben die Dung-

Fig. 10.



ſtätte mit dem Abtritt f anſchließt. g iſt die Küche mit dem Herde. Die große Wohnſtube rechts enthält dann den Backofen h, den mit Bänken umgebenen niedern Ofen i, welcher auch als Schlafſtätte dient, ſowie ſich in der Ecke k der große Tiſch, die Bänke und der heilige Winkel vorfinden. Neben dieſer Wohnſtube wird auch oft das Stübchen für die „Auszügler“ hinausgebaut. Der untere Stock dieſes Hauſes iſt gemauert, der obere beſteht aus Balken, welche durch weiße Kalklagen verbunden ſind. Oft wird auch eine Verkleidung mit Brettern angebracht. Das Dach beſteht aus Stroh oder Holz, der Käskorb fehlt nicht, und meiſt iſt auch ein Brunnen im Hofe. Zuweilen wird der Backofen von der Küche g hinausgebaut; im Ofen be-

findet sich ein Gefäß, aus welchem erwärmtes Wasser in den Stall e hingeleitet wird, um das Viehfutter damit anzubrühen. Die Scheuer ist ein getrenntes Gebäude.

Man vergleiche nun diesen Plan mit den Zeichnungen des Westerwälder Hauses, und man wird sich überzeugen, daß beide auf eins hinauslaufen, mögen nun die Rheinländer sie in der Urzeit aus dem Osten empfangen haben oder mögen umgekehrt die Westdeutschen sie bei den großen Colonisationen in den Slavenländern im Mittelalter wieder in den Osten gebracht haben. Es würde ermüdend sein, noch weitere Baupläne hier vorzuführen, aber soviel ist gewiß, daß mit dem Böhmerwald die in Mitteldeutschland vorherrschende Bauart noch durchaus nicht abbricht. Sie zieht sich vielmehr durch Böhmen und theilweise auch durch Mähren hin, und selbst in Krain und Siebenbürgen findet sich dasselbe Haus wieder, welches wir oben vom Westerwalde und Erzgebirge kennen lernten.

Wie sich das westphälische Haus durch Zweckmäßigkeit für's Bauernleben und das Alpenhaus durch trauliche Zierlichkeit auszeichnet, so charakterisirt sich der Hof des Mitteldeutschen durch eine gewisse freiere Beweglichkeit in seiner Einrichtung. Immer bleiben die drei Großtheile einer jeden Bauernwirthschaft bestehen, nämlich Wohngebäude, Stallung und Scheuer; aber der Mitteldeutsche wirthschaftet freier mit ihnen, bald sind sie alle drei nebeneinandergestellt unter ein Dach, bald ist bloß die Scheuer getrennt, bald sind auch alle drei durch Lufträume geschieden, und in letzterm Fall entstehen dann die oft erwähnten viereckigen Höfe. In der westphälischen Bauweise dürfen wir ungesucht die völlige Hingabe an das Bauernleben, an Arbeit und Erwerb ausgesprochen finden; um diesem Zwecke zu genügen, lebt der Westphale mit und unter seinem Vieh, verzichtend auf manche Bequemlichkeit und manch Unangenehmes mit in den Kauf nehmend. Sentimentalität und Ziererei können dort nicht wohl aufkommen, im Gegentheil durchzieht ein derb realistischer Duft das niedersächsische Haus wie das Leben. Unpraktische Menschen erwachsen schwerlich aus einem solchen Bauernhaus, wohl aber liegt die Gefahr nahe, daß der Mensch nur als Nebensache und als ein mehr zufälliges Zubehör des Hofgutes erscheine. Wenn wir das westphälische Haus betrachten, so begreifen wir, wie zuweilen der junge Mann, welcher eine Erbtochter heirathet, seinen eigenen Namen aufgibt und den Namen des Gutes annimmt: das Ganze ist ja gleichsam ein mächtiger kleiner Staat, ein kräftiger Organismus, welchem sich die Persönlichkeit des jeweiligen Inhabers schlechthin zu unterwerfen hat.

Auch daß das westphälische Gut ein geschlossenes ist, das sieht man schon am Bauernhaus. Dies Haus ist so wenig theilbar wie ein Schiff oder ein Pferd: zerlege sie und sie verlieren ihre Brauchbarkeit. Das westphälische Haus gehört so nothwendig zum ringsumher liegenden Grundbesitz des Eigenthümers wie das Herz oder der Magen zum menschlichen Körper. Mit seinem Inventar und seiner Einrichtung ist es gleichsam aus dem Boden mit Nothwendigkeit hervorgewachsen.

In allen diesen Beziehungen ist das mitteldeutsche Haus weniger streng und weit beweglicher. Leichter kann man davon abnehmen und hinzubauen, grade wie beim Feld, welches in den drei Fluren gewöhnlich zertheilt liegt und auch noch eine weitere Theilung gestattet. Während das altsächsische Haus auf einen gewissen Viehstand berechnet ist und schon in seiner Construction auf etwas Wohlstand hinzudeuten scheint, läßt sich das mitteldeutsche Haus ohne wesentliche Veränderungen des Grundplans auch zum Hause des armen Mannes leicht umgestalten. Die Wohnstube mit der Küche und Kammer nebenan rücken dann nur zu einem Hocherdgeschoß (Hochparterre) hinauf und der Stall schiebt sich darunter hinein, zugleich als Ofen dienend für die oben wohnende Familie. Die Kopfseite eines solchen Hauses steht gewöhnlich nach der Straße und ist höher aufgemauert, während sich die niedrige Rückseite an den Berg lehnt. Eine Treppe führt außen auf der Langseite in die Wohnung hinauf. Diese Bauform ist in Mitteldeutschland außerordentlich verbreitet, aber doch nur, wie gesagt, bei den Häuslern und Kleinbauern. Möglich ist es, daß diese Bauweise noch auf das alte Erdhaus hindeutet, von welchem namentlich die nordischen Sagen oft reden. Sigmund in der Völsungasage baut sich ein Erdhaus u. s. w. Bei den vielen gen Süden abfallenden Berghängen des hügelreichen Mitteldeutschland lag der Gedanke nahe, durch Aushöhlung einen Raum für Mensch und Thiere auf die einfachste Weise zu gewinnen. Der Dung, welcher, nach Tacitus, über solche Höhlen gelegt ward, wird wohl weniger gedient haben, sie zu verheimlichen, als vielmehr sie zur Winterszeit gegen die Kälte zu schützen. Als dann die Gesittung voranschritt und sich etwas Capital entwickelte, verließ die Familie den unterirdischen Raum und führte über demselben einen leichten Holzbau auf. Was im alten Erdhaus der Urzeit vielleicht nur ein etwas erhöhtes Gerüste mit Schlafstätten war, das wurde nun zum ersten Stockwerk über dem wärmenden Kellerstall.

Doch das sind für jetzt noch Träume. Wer wollte jetzt schon in die Geheimnisse der Urzeit eindringen? Aber wenn unsre Samm-

ler, wie es nächſtens in Ausſicht ſteht,*) die Bauernhöfe ſämmtlicher deutſcher Stämme im Plane vor ſich liegen haben und wenn die Sprachforſcher alle die Benennungen der Räume und Geräthe — vom „Hengſt," an welchem der Keſſel in der Sennhütte herabhängt bis zum „Pöſel," dem friſiſchen Geſellſchaftszimmer, — vergleichen können, erſt dann wird die Möglichkeit gegeben ſein, an die Fragen zu gehen: ob die Wohnhäuſer deutſcher Stämme aus runden Zelten entſtanden ſind — wie es vom belgiſch-galliſchen Hauſe wahrſcheinlich iſt, — oder aus Erdhöhlen oder aus Hütten, die um einen Wohnbaum geſtellt wurden? Ob Holz oder Lehm bei dieſem oder jenem Stamme das erſte Material war? Daraus ließen ſich dann wieder auf die Herkunft und die Wanderlinie unſrer Vorfahren vorſichtige Schlüſſe ziehen. Ueberhaupt ſcheint ſich ja die Meinung immer mehr Bahn zu brechen, daß die Nachrichten der claſſiſchen Schriftſteller über unſre Vorfahren jetzt ziemlich hinreichend durchgearbeitet ſind, daß aber in der Betrachtung der thatſächlichen Gegenwart eine zwar von unſern großen Forſchern reichlich angebrochne, aber noch entfernt nicht ausgeſchöpfte Quelle der Aufklärung ſich uns geöffnet habe. Wie bedeutſam müßte z. B. eine Zuſammenſtellung aller auf den Fiſchfang und die Schifffahrt bezüglichen Ausdrücke ſein! Es müßte ſich daraus ergeben, ob die Deutſchen an der Oſtſee nur Finnen oder auch ſchon Slaven vorfanden? Ob unſre Ahnen lange an Süßwaſſern gelebt, und ob im hohen Norden oder auch im Süden? Gibt es in der Wolga andere Fiſcharten als in der Donau, und haben die Skandinaven dieſelben Bezeichnungen für dieſelben Arten als wie die Baiern? Wanderten alſo die Väter beider Völker noch gemeinſam über den Norden ein oder zog ein Theil der Deutſchen donauaufwärts vom ſchwarzen Meere herbei? Die Sprachforſchung, verbündet mit ſtetiger Beobachtung der thatſächlichen Verhältniſſe, muß uns belehren, ob unſre Vorfahren in einem warmen oder kalten, einem gebirgigen oder ebnen Lande wohnten. Die mundartliche Bezeichnung „Spring" für Quelle hätte z. B. in einer ebnen Gegend nicht entſtehen können. Doch wir kehren zu unſrer Betrachtung mitteldeutſcher Bauformen zurück.

Wie wir ſchon oben ſagten, hat der Plan des mitteldeutſchen Bauernhofs etwas Bewegliches, minder feſt Angelegtes; es iſt gewiſſermaßen das Bauernhaus des Städters. Wer aus Liebhaberei von der Stadt auf das Land überſiedelte, würde ſchwerlich ein weſtphäliſches Bauernhaus ſich aufrichten laſſen. Das weſtphäliſche Haus iſt daher einerſeits zwar das allerechteſte „Bauernheim," aber andererſeits wird es ſchwerlich über ſein jetziges Gebiet hinaus Propaganda machen. Dagegen darf im mitteldeutſchen Bauernhofe wie im mitteldeutſchen rheiniſch-fränkiſchen Charakter etwas allgemeiner Anwendbares, Schmiegſames und gewiſſermaßen Kosmopolitiſches gefunden werden. Das fränkiſche Haus dient dem Kleinbauern, aber ohne bedeutende qualitative Aenderung des Grundplans wird es auch für den reichſten Oekonomen ſich eignen.

In der Thatſache aber, daß Mitteldeutſchland und beſonders deſſen weſtlicher Theil weniger ſtattliche Dörfer und weniger ſchöne Häuſer beſitzt, als die niederſächſiſchen und bairiſch-öſterreichiſchen Gegenden, — in dieſer Thatſache liegt ein bedeutendes Stück deutſcher Geſchichte ausgeſprochen. Die Länder mitteldeutſcher Bauart, wie ſie meiſtens die Erreger und Beweger waren, haben auch an den herben Schickſalen unſrer Nation ihren beſonders großen Antheil zu tragen gehabt. Mit dem Erlöſchen der Hohenſtaufen reichsunmittelbar geworden, löſten ſich Schwaben und Franken in eine Menge kleiner Territorien auf. Handel und Induſtrie entwickelten ſich hier ſehr lebhaft, dadurch gewann das Grundeigenthum an Werth, und das römiſche Recht mit ſeiner gleichen Theilung der Bauerngüter drang in den rheiniſch-ſchwäbiſchen Gegenden wohl am früheſten ein. Durch alle dieſe Verhältniſſe wurde die uralte Verfaſſung der Marken und Hufen, welche ſich im Norden, Süden und Oſten feſter erhielt, im weſtlichen Mitteldeutſchland bis auf wenige Ausnahmen zerbrochen. Daher datirt in erſter Linie die Zerſplitterung Mitteldeutſchlands.

Die Hufenverfaſſung war gleichſam der ſichere und wohlbeſchützte Hafen, worin andere deutſche Bauernſchaften, z. B. in Weſtphalen, Altbaiern oder Kärnthen durch viele Jahrhunderte ein verhältnißmäßig glückliches und ruhig befriedetes Leben führen durften. Erſt in der neueſten Zeit und belehrt durch alle die Erfahrungen ihrer Vorgänger, bewerkſtelligen ſie den Uebergang aus den ſtrengen Fugen des Ackerbauthums zu einer beweglichern Exiſtenz. Den Mitteldeutſchen iſt es aber nicht ſo wohl geworden. Sie verließen den Hafen zu früh, ſie ſtachen in die See, als die Wellen noch hoch gingen und als noch der wilde mittelalterliche Wind dazwiſchen brauſte. Indem ſie die Hufenverfaſſung verließen und ihre Güter und Almenden großentheils zertheilten, brachten ſie die Grundlage ihrer Exiſtenz zu einer Zeit in's Schwanken, wo noch die übrigen Erwerbsverhältniſſe

*) Die hiſtoriſchen Vereine haben bekanntlich um Einſendung genauer Pläne der Bauernhöfe der verſchiedenen Gegenden Deutſchlands gebeten. Herr Archivar Landau in Kaſſel, ein ſehr verdienſtvoller Forſcher, nimmt dieſe Einſendungen entgegen.

keineswegs so festbegründet und so von äußern Einflüssen unabhängig geworden waren, daß eine große Menschenzahl im beweglichen Eigenthum eine Nahrungsquelle gefunden hätte. Dieser Schritt in's Freie war nothwendig, und durch ihre Lage, ihre alte Cultur und ihre Rührigkeit waren die Franken und Schwaben vorzugsweise zu diesem Versuche berufen; aber dennoch scheiterte er, weil zu viele ungünstige Einflüsse gleichzeitig dawider wirkten.

In vieler Beziehung knüpfen wir Deutsche erst jetzt wieder den Faden an, welcher im sechzehnten Jahrhundert abgerissen ist. Der Bauernkrieg und der dreißigjährige Krieg mit seinen bedauernswerthen Folgen haben uns um dreihundert Jahre zurückgeworfen. Wären die (vorzugsweise mitteldeutschen) Bauernschaaren im sechzehnten Jahrhundert bei ihren anfangs bescheidenen und keineswegs unbilligen Forderungen stehen geblieben, so wäre der Zusammenbruch der Markverfassung vielleicht unschädlich verlaufen, und aus dem Zusammenwirken der entlasteten Bauern mit den Städten konnte eine Verständigung mit Adel und Fürsten und eine sehr befriedigende Wendung für das alte Reich und unser Nationalleben hervorgehen. Aber dieser Versuch mißlang, und die Folgen dieses Mißlingens haben bis in die neueste Zeit ihre unheilbringenden Wirkungen erstreckt. Ein Beweis dafür ist auch das mitteldeutsche Bauernhaus. Die Stämme der Franken, Schwaben-Alemannen und Thüringer hatten schon vor dreihundert Jahren ihre Bevölkerung so vermehrt, und ihr Verkehr und Gewerbfleiß war so entwickelt, daß sie der alten Organisationsform des Ackerbauthums nicht mehr zu bedürfen schienen. Aber als dennoch das bewegliche Eigenthum noch nicht zum Durchbruch kam, versanken die Mitteldeutschen, ihrer frühern Grundlage beraubt, zu einer größern Armuth herab als die friesisch-niedersächsischen und altbairisch-österreichischen Stämme, die ihre alten Hufen noch nicht verlassen hatten. Und erst jetzt, wo wieder die deutsche Industrie emporblüht, sehen wir auch das zersplitterte Mitteldeutschland sich allmälig wieder erheben, der Ackerbau wird gartenmäßig, ein kleines Gut bringt hohen Ertrag, die jüngern Söhne finden in der Industrie ein Unterkommen und mit dieser Aufschließung neuer Nahrungsquellen Hand in Hand gewinnt auch das mitteldeutsche Bauernhaus wieder ein schönes reinliches und erfreuliches Aussehen. So spiegeln sich im Bauernhaus die großen socialen und politischen Wandlungen ab.

Medicinisches aus alter Zeit.

In der guten alten Zeit, als jede Einwirkung auf die kräftiger organisirte Menschennatur noch durch derbe Mittel bewerkstelligt wurde und der Cynismus oder die Grausamkeit oft als unentbehrliche Zugaben und Reizmittel betrachtet werden mußten, gab es auch in der Arzneiwissenschaft allerlei Absonderlichkeiten, denen man heutigen Tages nur mit Verwunderung Glauben schenken kann. Die Bereitung des Theriak, damals theriaca cœlestis genannt, welchen man nur aus Venedig gut und echt beziehen zu können glaubte, während ihn jetzt jeder Apotheker selbst bereitet, wurde unter den seltsamsten Ceremonien vorgenommen. Ein Zug von 250 Gehülfen zog dabei in Procession zu derjenigen Apotheke, wo die Bereitung geschah. Alle in weißen Schürzen und jeder mit einem silbernen Teller, auf welchen eines der größtentheils überflüssi- Bestandtheile sich befand. Diese wurden dann in Beisein von Aerzten und Abgeordneten des Senates in den großen Kessel geschüttet und das Umrühren geschah mit derjenigen Würde und dem Ernste, die jener Zeit eigen waren. Zu den besondern Arzneimitteln gehörten noch vor hundert Jahren gebrannte oder verkohlte Thiere, wie Schwalben gegen Epilepsie, Kröten gegen Ausschlag u. s. w. Ein merkwürdiges Recept, welches in der Würtembergischen Pharmacopöe (Dispensatorium Wirtembergense) vom Jahre 1750 sich findet, schreibt zur Bereitung eines Oeles, Flotanöl (Oleum florum flotani) genannt, welches gegen Wunden und Nervenleiden äußerlich gebraucht wurde, unter vielen Kräutern, Wurzeln und Blumen auch sechs junge lebendige Hunde (catullorum juniorum viventium), sechs lebendige Frösche (ranarum viventium), und vierundzwanzig lebendige Regenwürmer (lumbricorum terrestrium viventium) vor. Die gute alte Zeit!

Literarisches.

Das Süßwasser-Aquarium. Eine Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben von E. A. Roßmäßler. Mit einem Titelbilde und 50 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig. Hermann Mendelssohn.

Es ist ein glückliches Wahrzeichen für die Richtung unsrer Zeit, daß grade die Naturwissenschaft sich immer mehr populairisirt und bereits aus dem Privilegium der Gelehrten ein Gemeingut großer Gesellschaftsschichten geworden ist. Denn kein Drang der Erkenntniß ist mensch-

licher, als der zum Verständniß der Natur zu gelangen. Versteht doch der Mensch erst sein eigenes Wesen aus dem Zusammenhange mit der Natur, wie sie ihn organisch und unorganisch umgibt; mit jedem Räthsel der Natur, das sich ihm löst, löst sich auch ein Räthsel seines eigenen Daseins. Wir freuen uns daher jener aus gediegenen Federn geflossenen populären naturwissenschaftlichen Werke, wie sie jeder neue Meßkatalog in wachsender Steigerung bringt, und aller sonstigen Mittel, welche eine tiefere Einsicht in das Wesen der Natur durch lebendige Anschauung ermöglichen; zur grauen Theorie das erläuternde Experiment. — Zu den letztern Mitteln gehört das besonders in den wohlhabenden und gebildeten Schichten der Gesellschaft immer mehr sich verbreitende sogenannte „Aquarium" oder wie Roßmäßler selbst in einem Artikel der „Gartenlaube" es bezeichnete: „Der See im Glase," der das sonst so geheimnißvolle Leben und Weben von mannigfaltigen Wasserpflanzen und Wasserthieren auch dem Auge des Laien enthüllt und ihm eine Quelle belehrender Unterhaltung bietet.

Es ist daher ein dankwerthes Unternehmen, daß ein Mann von so bewährtem Rufe als Naturkundiger, wie Roßmäßler, es unternommen hat, die gründlichste Anleitung zur Einrichtung und zweckmäßigen Erhaltung der Süßwasser-Aquarien — und um solche handelt es sich ja vorzüglich in unserm continentalen Deutschland — zu liefern. Mit besonderer Berücksichtigung der heimischen Natur schildert uns der Verfasser alle geeigneten Pflanzen, wie sie sich in allen Teichen, Wiesengräben, Moorwiesen und Lachen finden; eben so naturhistorisch sorgfältig werden die für das Aquarium passenden Thiere aufgeführt und beschrieben. Treffliche Holzschnitte kommen den naturwissenschaftlichen Ausführungen auf's Anschaulichste zu Hülfe. — So läßt sich in gläserner Schale, abgesehen von dem ernst wissenschaftlichen Zwecke, ein bunt bewegtes Mährchen dichten, in dem Thier, Pflanze und Wasser ihr wunderliches Abenteuerleben entfalten. —

Der Verfasser hat auch mit vorsorglichster Umsicht Alles auseinander gesetzt, was zur Diät und Pflege von Thier und Pflanze nöthig ist und zur Verschönerung der Anlage dienen könnte. Außerdem gibt er in einem „Jagd" überschriebenen Capitel Anweisung zum Einfangen der geeigneten Thiere. — Der Referent bemerkt schließlich noch, daß in mehreren ihm befreundeten Häusern Aquarien nach der in Rede stehenden Anleitung Roßmäßler's angelegt worden, die durch ihr glückliches Gedeihen ihren Besitzern ungemeine Freude bereiten. — Die Ausstattung der Schrift ist in jeder Beziehung musterhaft zu nennen. — Somit sei sie herzlich empfohlen.

Das Mittelmeer. Eine Darstellung seiner physischen Geographie nebst anderen geographischen, historischen und nautischen Unternehmungen, mit Benutzung von Rear-Admiral Smyth's Mediterranean. Von Dr. C. Böttger. In 8 Lieferungen mit 5 Karten und 5 Holzschnitten. 1. Liefg. Leipzig, Gustav Mayer.

Das Mittelmeer mit seinen Gestadeländern, als der eigentliche Schauplatz aller culturhistorischen Entwickelungen der Menschheit, ist wohl geeignet, das allgemeine Interesse der gebildeten Leser zu erregen. Was beschäftigt jeden jungen Weltbürger schon auf der Schule? das Mittelmeer und die es umwohnenden Völker, Karthager, Griechen, Römer u. s. w. Nur in späteren Jahren wurden uns Deutschen das Meer und seine Gestadeländer gleichgültig, da wir weder eine Flotte auf demselben hatten noch unsre Politik in jenen Regionen mitzureden hatte. Seit aber die Eisenbahnen die Entfernungen gekürzt haben, ist uns Deutschen auch das classische Meer mit seinen Ländern näher gerückt und hat an praktischem Interesse gewonnen. Der russisch-türkische Streit, kaum erst durch die geschmeidige Diplomatie Europas bis zu einem gewissen Abschnitt scheinbarer Reife gebracht, zeigt schon wieder aufbrechende Wunden. Von den letzten kriegerischen Ereignissen ist es Deutschland gelungen, sich fern oder passiv zu verhalten, anders dürfte es im folgenden Act dieses historischen Dramas sich gestalten, deshalb können wir Werke wie das oben angekündigte, und auch die im Herbst erscheinende schon angekündigte Land- und Seekarte vom Mittelländischen Meere in 10 Blättern entworfen und gezeichnet von Dr. Henry Lange, Triest und Leipzig, literarisch-artistische Abtheilung des Lloyd, nur als sehr zeitgemäße literarische Neuigkeit begrüßen. Unter Vorbehalt einer späteren Besprechung wollen wir die Worte des Verfassers über den Plan des oben genannten Werkes mittheilen. „Was im Besondern den Plan anbetrifft, nach welchem wir die großen Massen des Materials zu ordnen versucht haben, so wandern wir, nachdem wir in dem ersten Abschnitte von drei Hauptbecken gesprochen, im zweiten rings um die Küsten, betrachten im dritten das Becken, im vierten die Gewässer, im fünften die Atmosphäre über denselben, schildern im sechsten Schifffahrt und Handel, geben im siebenten eine Geschichte der Messungen und geographischen Untersuchungen und im achten die neuesten geographischen Ortsbestimmungen." Die seit einigen Wochen erschienene erste Lieferung enthält die erste und einen Theil der zweiten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Das

englische Drama vor Shakspeare.

Von

Friedrich Bodenstedt.

I.

Die Geschichte des englischen Dramas ist nicht bloß deshalb im höchsten Grade anziehend und lehrreich, weil sie uns in die erhabenen Schöpfungen des mächtigsten aller Dichter einführt, sondern sie gewinnt einen ganz eigenthümlichen Reiz hauptsächlich dadurch, daß sie uns das Wachsen und Werden der dramatischen Kunst von ihren unscheinbarsten Anfängen bis zur Blüthe der Vollendung in einer so naturgemäßen Entwicklung und historischen Continuität zeigt, wie wir Aehnliches nur bei den Spaniern, Gleiches bei keinem andern Volke der Neuzeit finden.

Aus den alten Mysterien oder Mirakelspielen, deren Anfänge auf Frankreich zurückweisen, entwickelten sich die Moral-plays oder Moralitäten; aus diesen die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, welche schon die Keime des eigentlichen Lustspiels enthielten, dessen Entfaltung nicht lange auf sich warten ließ, und fast zu gleicher Zeit sehen wir, unter dem Einflusse der schnell zu Herrschaft gelangten classischen Gelehrsamkeit, die ersten Versuche, regelrechte Tragödien nach antiken Mustern zu schaffen.

Aber die bessern Dichter sahen bald ein, daß ihre Aufgabe eine andere sei, als neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; sie fuhren fort, die Meisterwerke der Griechen zu studiren und ihren Geschmack dadurch zu bilden, aber sie hörten auf, sie nachzuahmen. Ihrem praktischen Sinne und gesunden Instinkte folgend, durchbrachen sie die überlieferten Formen, behielten von den drei Einheiten des Aristoteles nur die wichtigste: die Einheit der Handlung im Auge und schufen im Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes ein neues Drama, dessen eigenthümliche Form sich organisch von Innen heraus gestaltete und eben hierdurch ihre künstlerische Weihe erhielt. Ihre Verschiedenheit von der griechischen wurde naturgemäß bedingt durch die Verschiedenheit des Charakters und Entwicklungsganges beider Völker. Ein paar Worte werden genügen, dies zu veranschaulichen.

Wie das Staatsleben, wurde auch die Kunst der Griechen von Gesetzen beherrscht, welche das Individuum nicht in derselben Weise zur Geltung kommen ließen, wie das im modernen Staate und in der modernen Kunst der Fall ist. Das Einzelne, Besondere verschwand in der Harmonie des Ganzen; im Staate war Einheit, in der Kunst Schönheit des Ganzen erstes und vornehmstes Gesetz.

In den Meisterwerken antiker Sculptur finden wir wenig Gesichter von menschlich charakteristischem Gepräge, weil die Künstler nicht sowohl durch das Gesicht, den eigenthümlichen Spiegel der Individualität, als durch die vollendete Formenschöne und den Ausdruck der ganzen Gestalt zu wirken suchten.

Aehnlich verhält es sich mit den Meisterwerken der griechischen Tragiker, deren Gestalten ebenfalls das menschlich-charakteristische Gepräge fehlt, weshalb auch die Schauspieler zum Kothurn und zur Maske greifen mußten, um im Geiste ihrer Rollen als Wesen höherer Art über alles menschliche Maß hinausragend zu erscheinen.

Sehr treffend nennt A. W. von Schlegel die griechischen Schauspieler „bewegliche Statuen im großen Stile.“ Dem entsprechend

war auch die ganze Einrichtung des in kolossalem Maßstabe angelegten antiken Theaters, wo die Zuschauer in ehrerbietiger Entfernung von der Bühne ihre Plätze hatten und Alles zusammenwirkte, sie in eine höhere Welt zu versetzen. Die griechische Tragödie wurzelte ganz in heimischem Boden, nährte sich fast ausschließlich von der geheiligten heimischen Sage und bewahrte immer den Charakter religiöser Erhabenheit, so daß das Volk in's Theater ging mit ähnlichen Gefühlen wie in den Tempel zum Gottesdienste.

Wie ganz anders finden wir die Einrichtung der Bühne und die Schauspielkunst bei den Engländern! Als hier die Tragödie sich zu entwickeln begann, hatte das Drama seine religiösen Windeln längst von sich geworfen. Man spielte in Scheunen, Schulstuben, Gerichtssälen, Wirthshäusern, Höfen — kurz überall, wo die wandernden Truppen Erlaubniß erhielten, ihr dürftiges Gerüst aufzuschlagen. Und als endlich seit 1575 stehende Bühnen in London gegründet wurden, erschienen diese so beschränkt und einfach, daß sie an Umfang und Ausschmückung kaum unsern heutigen Münchener Vorstadtbühnen gleichkamen. Wie hätte hierher der feierliche Kothurnschritt, die rhythmische Mimik der Alten gepaßt!

Der englische Zuschauer wollte keine unnahbaren Halbgötter, sondern ihm nahe gerückte Menschen sehen, Menschen in leidenschaftlicher Bewegung und an deren Kämpfen, Leiden und Freuden er menschlichen Antheil nehmen konnte. Die Aufgabe des Dichters war es also, immer neue, eigenthümliche Charaktere zu schaffen, um die Zuschauer zu fesseln, und die Aufgabe des Schauspielers bestand in der Kunst naturtreuer Menschendarstellung, deren Reiz im Reichthum leiser und feiner Färbungen lag.

Hier mußte Alles vor den Augen der Zuschauer *dargestellt* werden, während auf der antiken Bühne, wo das Rhetorische vorherrschte, Alles *erzählt* wurde und die entscheidende That immer hinter der Scene geschah. Bei den Griechen waren also Wort und Handlung getrennt; bei den Engländern fiel Beides zusammen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie in den ersten Versuchen der Engländer, eine Tragödie nach antikem Muster zu bilden, die im modernen Drama unzertrennlichen Elemente des Handelns und Redens noch nebeneinander liegen. Jeder Act wird eröffnet durch eine Pantomime, welche ausführlich darstellt, was geschehen soll und durch den Dialog der Schauspieler dann seine Ergänzung findet. Der nächste nothwendige Schritt zur Vervollkommnung des Dramas war nun die Verschmelzung der beiden zusammengehörigen Elemente des Handelns und Redens. Kaum war dieser Schritt gethan, als das im Gegensatz zu der antiken Schicksalstragödie sogenannte Charakterdrama mit beispielloser Schnelligkeit seiner Blüthe entgegenwuchs, so das Alles, was der altenglischen Bühne ihr eigenthümliches Gepräge gibt, *schon vor Shakspeare* da war und er in formaler Beziehung nichts mehr verwischen oder hinzuthun, sondern dem Ueberlieferten nur noch die Krone der Vollendung aufsetzen konnte.

Eine der Hauptursachen des raschen und glänzenden Aufschwungs der englischen Bühne ist gewiß in dem Umstande zu suchen, daß sie früh eine bestimmte Kunstform, einen einheitlichen Stil fand, dem sich alle Dichter anbequemen mußten, wenn sie auf das Publicum wirken wollten. So groß auch, vom Anbeginn der dramatischen Kunst in England, die Mannigfaltigkeit der aus der Fremde eingebürgerten Stoffe war, sie alle mußten englisches Gepräge annehmen, um dem Publicum mundgerecht zu werden, welches sich das Fremde nur im heimischen Gewande gefallen ließ.

Bei uns fand bekanntlich von jeher das umgekehrte Verhältniß statt, und die Früchte davon sind nicht ausgeblieben. Unser Experimentiren im Stil und Geschmack aller Völker und Zeiten hat unsre Bühne nach und nach zu vollständiger Stillosigkeit und Verwilderung geführt.

Zwar tauchten auch in England schon früh neben der herrschenden volksthümlichen Richtung allerlei wunderliche Sonderbestrebungen auf, aber sie blieben vereinzelt und konnten nicht zu durchgreifender Wirkung gelangen, bis Ben Jonson und seine Anhänger Shakspeare von der Bühne verdrängten und diese dadurch ihrem unvermeidlichen Untergange entgegenführten, denn als das lange Parlament im Jahre 1642 alles öffentliche Bühnenspiel in England untersagte, führte dieser Gewaltschritt nur zum äußern Abschluß eines innerlich bereits vollzogenen Verwesungsprocesses.

Wie unter Shakspeare's Vorläufern und Zeitgenossen keiner war, der ihm gleich kam, so blieb er auch von seinen Nachfolgern unerreicht, obgleich sich unter diesen, wie unter jenen, Männer von höchst bedeutender Begabung fanden, deren Arbeiten in vielen Einzelheiten von den Shakspeare'schen kaum zu unterscheiden sind. Ob man vom Aufschwung der englischen Bühne, von ihrer Blüthe oder ihrem Verfall spreche: Shakspeare wird immer der Höhenpunkt bleiben, an den sich alle Betrachtungsfäden knüpfen; thöricht aber ist es, ihn, wie so Viele gethan, aus allem historischen Zusammenhange herausreißen und ihn nicht als einen Sohn seiner Zeit, sondern als ein vom Himmel gefallenes Wunder zu betrach-

ten, wie wenn Niemand gewesen wäre, der ihm seine Pfade bereitet hätte. Je dürftiger und unsicherer unsre Nachrichten über die Erziehung und das häusliche Leben des jetzt alle Bildungskreise beherrschenden Dichters sind, desto mehr sollten wir bemüht sein, den bestimmteren und manigfachen Spuren des Entwicklungsganges seiner Muse nachzugehen, zumal eine richtige Würdigung seiner Werke ohne Kenntniß der Werke seiner Vorgänger und Zeitgenossen gradezu unmöglich ist.

Die Wahrheit dieses einleuchtenden Satzes zu beweisen, dürfte gebildeten und vorurtheilsfreien Lesern gegenüber höchst überflüssig erscheinen. Wenn ich es dennoch hier in aller Kürze versuchen werde, so geschieht das bloß deshalb, weil die Erfahrung mich gelehrt, daß die isolirte Betrachtung des britischen Riesen selbst sehr gebildete und gescheite Männer schwindlig gemacht und in sehr bedrohlicher Weise vom rechten Wege abgeführt hat.

Was würde man von einem Kenner der Sculptur sagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollständig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Alterthums den seinigen nicht gleichkämen, so sei es auch völlig überflüssig, oder gar schädlich, sie zu studiren und sich den Geschmack daran zu verderben? Wer von der Erhabenheit, der Harmonie und dem lebendigen Hauche hellenischer Kunst einen Begriff haben wolle, der brauche nur darüber bei Winkelmann nachzulesen; die Betrachtung der Kunstwerke selbst sei vom Uebel ꝛc.

Oder was würde man von einem Kenner der Malerei sagen, welcher mit wichtiger Miene einige althergebrachte Phrasen zum Ruhme Raphael's wiederholte, um zu beweisen, daß in Raphael die Kunst ihren Höhepunkt erreicht habe und daß es deshalb völlig unnütz sei, sich um seine Vorläufer und Zeitgenossen, von Cimabue und Giotto bis auf Michel Angelo und Leonardo da Vinci, zu bekümmern?

Man wird mir zugeben, daß, was von der *einen* Kunst gilt, auch von der andern gelten muß: Wenn es daher zur richtigen Würdigung Raphael's nöthig ist, nicht bloß seine eigenen Werke zu kennen, sondern auch diejenigen seiner Zeitgenossen und Vorläufer, weil man nur so ermessen kann, was ihm überliefert wurde und was ihm eigenthümlich ist, was er mit Andern gemein hat und was ihn von Allen unterscheidet, so ist es aus ganz gleichen Gründen nicht minder nöthig, beim Studium Shakspeare's auf seine Zeitgenossen und Vorläufer gebührende Rücksicht zu nehmen.

Im Folgenden werde ich nun versuchen, den angedeuteten Entwicklungsgang des englischen Dramas vor Shakspeare durch Beispiele zu veranschaulichen.

Die Mysterien oder Mirakelspiele, welche nach französischem Vorgange seit dem zwölften Jahrhundert in England auf dieselbe Weise sich ausbildeten wie in Deutschland, kann ich hier wohl füglich ganz übergehen, und über die Morals oder Moralitäten brauche ich nur ein paar Worte zu sagen.

Schon in verschiedenen älteren Mirakelspielen kommen allegorische Figuren vor, so z. B. im elften Stücke des Ludus Coventriae, in welchem das „Parlament des Himmels" dargestellt wird, erscheinen Veritas, Justitia, Pax und Misericordia. Später wurden auch der Tod und die Mutter des Todes stehende Figuren. Diese allegorischen Figuren nun bildeten den Uebergang von den Mirakelspielen zu den Moralitäten. Unter Moralität (engl. Moral-play) verstand man ein Drama, dessen Charaktere allegorischer oder symbolischer Natur waren und dessen Inhalt darauf hinauslief, eine gute Lehre zur Förderung der Moral zu hinterlassen.

So lange diese Moralitäten ihrer ursprünglichen Anlage entsprachen, mußten sie, der Natur der Sache nach, entsetzlich langweilig und abgeschmackt sein, denn man kann sich beim besten Willen nichts Langweiligeres denken als ein theatralisches Ragout abstracter Begriffe mit moralischer Tendenz als Beilage. Auch finden wir, daß das Einzige, was bei diesen alten Moralitäten den Zuschauern gefiel, die aus den Mirakelspielen herübergenommenen komischen Figuren des Teufels und des Lasters waren. Letzteres erschien als eine Art Kasperle in langem, buntem Kleide, mit einer Peitsche in der Hand, und der Teufel wurde durch Maske und Kleidung so abschreckend dargestellt, wie er in der Phantasie des Volkes lebte: das Gesicht entstellt durch eine ungeheure Nase, die ganze Gestalt in zottiges Fell gehüllt und als Ergänzung Schweif und Klaue. Die Aufführung der Moralitäten fand in ähnlicher Weise statt wie die der Mirakelspiele.

Die Bühne (engl. pageant oder scaffold genannt) bestand aus einem auf Rädern ruhenden, zwei- oder dreistöckigen Gerüst, dessen unterer Raum als Ankleidezimmer oder auch als Hölle diente. Jede Zunft hatte ihre eigene Rollbühne, auf der sie ihr eigenes Stück auf eigene Kosten darstellte. Oft wurden solcher Bühnen mehrere nebeneinander geschoben, wenn die Stücke eine Vergrößerung des Schauplatzes nöthig machten. Die meisten dieser Stücke, soviel wir davon wissen, haben wenig oder gar keinen poetischen Werth und sind für uns nur von Bedeutung als Zwischenglieder in der Entwicklungsgeschichte des englischen Dramas.

Neben den Moralitäten bestanden Puppenspiele, pantomimische Aufführungen, Mumme-

reien und ähnliche Volksbelustigungen, die mehr oder weniger in's dramatische Gebiet einschlugen und wohl oft dazu dienten, die Aufführung einer langweiligen Moralität zu unterbrechen. So entwickelten sich, nach dem Vorgange der französischen Entremets, die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, welche besonders unter der Regierung des prachtliebenden Heinrich VIII. in Aufnahme kamen und schon die Keime des eigentlichen Lustspieles enthalten. Die besten Stücke dieser Gattung hatten zum Verfasser John Heywood, einen Mann von gelehrter Bildung, der als Spieler des Spinetts Mitglied der Capelle des Königs war und seit 1520 für die Bühne zu schreiben begann.

Zwischenspiele nannte man schon seit Eduard dem Vierten alle zwischen andere Lustbarkeiten eingeschobenen scenischen Darstellungen, allein durch Heywood, dessen Stücke ganz neuer Art waren, bekam auch der Name eine ganz andere Bedeutung. Um die Natur dieser Zwischenspiele zu veranschaulichen, will ich den Inhalt des ältesten derselben kurz anführen. Es ist betitelt: „Ein lustiges Spiel zwischen dem Ablaßkrämer und dem Mönche, dem Pfarrer und Nachbar Pratte" und stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1520.

Ein Alaßkrämer und ein Mönch haben von einem Pfarrer die Erlaubniß erhalten, seine Kirche zu benützen; der Eine, um seine Reliquien aufzustellen und durch Ablaßertheilung Geld zu gewinnen, der Andere, um für Geld eine Predigt zu halten. Der Mönch kommt zuerst an und hat eben seine Predigt begonnen, als der Ablaßkrämer erscheint und ihn störend unterbricht. Jeder will sich Gehör verschaffen, sie gerathen tobend an einander und der Wortstreit artet bald in förmliches Kämpfen mit Händen und Füßen aus. Der Pfarrer, durch den Lärm herbeigezogen, will die Streitenden trennen, und da ihm dies nicht gelingt, so ruft er den Nachbar Pratte zu Hülfe, der über den Ablaßkrämer herfällt, während der Pfarrer den Mönch festzuhalten sucht, aber ihre Bemühungen sind fruchtlos und sie werden selbst auf das Unbarmherzigste durchgeprügelt, bis es zu einer Ausgleichung kommt und der Mönch und Ablaßkrämer freien Abzug erhalten.

Um einen Begriff von der Sprache zu geben, führe ich ein paar Verse aus der Rede des Ablaßkrämers an:

Hier ist eine Reliquie aus alter Zeit:
Die große Zehe der heiligen Dreieinigkeit;
Wer diese Zehe berühret mit dem Mund,
Wird von Zahnschmerz geheilt und bleibt immer gesund.
Hier ist auch ein französischer Sonnenhut,
Der höchst merkwürdige Wunder thut,
Die heilige Jungfrau pflegt' ihn zu tragen,
Wenn sie lustwandelte an sonnigen Tagen.
Noch eine Reliquie ist hier zu sehen,
Wodurch schon die größten Wunder geschehn:
Der Kinnbacken aller Heiligen!
Die Frommen, die sich betheiligen,
Diesen Knochen zu küssen, sind allezeit
Gegen Gift und Ansteckung gefeit.

Die Interludes waren gewöhnlich sehr kurz, einactige Possen, aus denen sich das breiter angelegte Lustspiel entwickelte, wie aus den Moralitäten das ernstere Drama und die Tragödie.

Die älteste englische Komödie, welche wir noch besitzen: Ralph Roister Doister, von Nicolas Udall, datirt aus der Regierungszeit Eduard's VI., und das älteste historische Drama: Ferrex und Porrex wurde im Jahre 1561 aufgeführt.

Der Held der fünfactigen Komödie „Ralph Roister Doister" ist ein verliebter Geck, der die Hand einer jungen, reichen und schönen Wittwe zu gewinnen sucht, welche schon mit einem Andern verlobt ist.

Ein Verwandter von Ralph, Merrygreek, der die Rolle eines Dieners bei ihm spielt und die lustige Person des Stückes ist, weiß dem eitlen Manne auf die drolligste Weise dermaßen zu schmeicheln, daß er, im Vertrauen auf seine eingebildete Schönheit, es unternimmt, den verlobten Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Nun entspinnt sich eine Reihe theils wirklich komischer, theils sehr in's Rohe streifender Scenen, wobei auch eine derbe Prügelei vorkommt, die sehr zum Nachtheil des armen Ralph ausfällt, den sein schelmischer Diener Merrygreek unter dem Vorwande, ihm beizustehen, in der allgemeinen Verwirrung selbst mit durchbläut. Obgleich Ralph beschämt abziehen muß und die schöne Dame Constanze ihrem Verlobten treu bleibt, ist dieser doch mißtrauisch geworden, da er meint, Ralph würde nicht so zudringlich gewesen sein, wenn sie ihm nicht Veranlassung dazu gegeben. Doch gelingt es ihr, sich zu rechtfertigen, und das Ganze endigt mit einer allgemeinen Versöhnung, wobei Ralph selbst zum Hochzeitsschmause geladen wird.

Um einen Begriff von dem Dialoge zu geben, führe ich ein paar Verse aus der Stelle an, wo die schöne Dame sich darüber ängstigt, das Mißtrauen ihres Geliebten erweckt zu haben:

O Gott, wie nöthig ist es heutzutage,
Daß man sich völlig tadellos betrage,
Erweckt man nur durch bloßen Schein Verdacht,
Gleich wird ein großer Lärm daraus gemacht.
Unschuldig, wie ich bin im Thun und Denken,
Muß doch mich des Geliebten Mißtrau'n kränken —
Doch Du, Herr! hilfst uns, wenn die Noth am größten,
Und wirst auch mich unschuldige Dulderin trösten!

Das historische Drama Ferrex und Porrex, auch die Tragödie von Gorboduc genannt, ist in mehr als einer Hinsicht unsrer Aufmerksamkeit würdig: einmal, weil es die Mitte hält zwischen dem volksthümlichen Drama, welches komische und tragische Elemente vereinigt, die Handlung oft durch ganze Menschenalter fortspinnt und den Schauplatz mit den Begebenheiten wechselt — und den Nachbildungen des antiken Dramas, worin strenge Scheidung des Tragischen von dem Komischen und Beobachtung der drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung Gesetz bleibt. Dann ist es merkwürdig dadurch, daß es zwei Verfasser hat: Thomas Sackville und Thomas Norton, die das erste Beispiel jener Theilung der Arbeit gaben, welche später so allgemeiner Brauch wurde, daß die meisten Stücke der altenglischen Bühne von verschiedenen Dichtern herrühren. Sobald irgend eine schaurige oder merkwürdige Begebenheit das Volk bewegte, machten sich gleich zwei, drei, auch vier Dichter darüber her, um möglichst schnell mit vereinten Kräften ein Drama daraus zu bilden.

Endlich wird in Ferrex und Porrex der erste Versuch gemacht, das monotone Reimgeklapper, worin sich bis dahin der dramatische Dialog bewegte, gänzlich abzuschütteln und fünffüßige, ungereimte Jamben (oder Blankverse, wie sie die Engländer nennen) dafür einzuführen. Durch alles Dieses ist das Stück, welches an und für sich keinen großen poetischen Werth hat, von literarhistorischer Bedeutung geworden, indem es schon alle Keime zu Dem enthält, was Marlowe's und Greene's Werke in reicher Entfaltung erschließen.

Der Inhalt der Tragödie ist kurzgefaßt folgender:

Gorboduc, ein König von Britannien, der sechshundert Jahre vor Christi Geburt regierte, theilte das Reich unter seine Söhne Ferrex und Porrex. Jeder der beiden Prinzen strebte nach der Alleinherrschaft, und so entspann sich ein langer Streit zwischen ihnen, der endlich einen blutigen Bürgerkrieg hervorrief, in welchem Porrex seinen ältern Bruder Ferrex erschlug. Ihre Mutter Videna, deren Lieblingssohn Ferrex gewesen war, rächte seinen Tod, indem sie Nachts in Porrex' Kammer drang und den Schlafenden ermordete. Das Volk, empört über diesen grausamen Mord, stand auf gegen das Herrscherhaus und tödtete den König Gorboduc sammt seiner Gemahlin Videna. Hierauf erhob sich der Adel gegen das Volk, brachte eine Armee zusammen und züchtigte die Rebellen. Nun aber stritten die vornehmsten Anführer unter einander um den Thron, da das Land ohne König und Prinzen war. Dieser Kampf, der Britannien zu einer Wüste machte, bildet den Schluß der Tragödie, welche eigentlich schon mit dem Tode des Porrex hätte enden sollen.

Jeder Act wird durch eine Pantomime eröffnet, welche im Voraus die Dinge offenbart, die kommen sollen, und unter andern Seltsamkeiten kommen in dem Stücke auch schon Soldaten mit Feuergewehren vor.

Als Probe der Sprache führe ich eine Stelle aus der zweiten Scene des fünften Actes an:

O Jupiter, wie thöricht ist dies Volk,
Wie ganz und gar bethört von blinder Wuth,
Daß es, uneingedenk der alten Zeit,
Davon so manches Pergament und Buch
Erzählt, welch Unheil stets Empörung weckt,
So ruchlos frevelt gegen Fürst und Thron,
Obschon es weiß aus seiner Väter Mund,
Welch grause Strafe die Empörer trifft.
Ja, und obschon es selber Schmach und Tod
Genug geseh'n bei Denen, die der Strang
Des Henkers und des Rechtes scharfes Schwert
Gestraft für Aufruhr gegen Fürst und Thron. —

Es herrscht in dieser Tragödie durchweg ein moralisirender didaktischer Ton, der kaum ein- oder zweimal von Ausbrüchen wirklichen Gefühls oder poetischer Begeisterung durchbrochen wird. Eine solche Ausnahmsscene ist die, wo Marcella den frühen Tod ihres geliebten Ferrex beklagt.

Wie oft, mein edler Prinz, erblickt' ich Dich,
Auf Deinem wilden stampfenden Rosse sitzend
Vor dem Turnei in heller Rüstung glänzend,
Am Helm den Aermel Deiner Herrin tragend,
Ihr zu gefallen Dich in's Kampfspiel stürzend
Und starken Arm's freundlichen Feind bezwingend!
Ich sah Dich hoch zu Roß die Keule schwingen,
Sah Dich zu Fuß, das mächtige Schwert in Händen —
Ach, nie werd' ich das Alles wiedersehn!

Gleich nachher erschien ein Stück: „Julius Cäsar," das erste bekannte Beispiel, daß ein Held aus der römischen Geschichte Stoff zu einem englischen Drama gegeben. Dann finden wir einer Tragödie: „Cambyses" von Preston und einer andern: „Romeo und Julia" von einem unbekannten Dichter, Erwähnung gethan.

Seit dem Jahre 1570 mehrten sich die Tragödien, Komödien und Historien in erstaunlicher Weise. Die Stoffe hierzu wurden aus aller Herren Ländern genommen: Egypten, Aethiopien, Griechenland, Frankreich, Deutschland, besonders aber Spanien und Italien, mußten ihren Tribut an Geschichten liefern, um die Bühnen mit Dramen zu versorgen.

Eine Menge Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen vermittelte auch dem ungelehrten Publicum die Geistesschätze aller Nationen, mit welchen die Engländer außerdem durch Handel und Schifffahrt in lebhaftem Verkehr standen.

Der Eifer für das Studium der Alten war so lebhaft erwacht, daß sogar Damen am

Hofe, und die Königin ſelbſt, gründliche Kenntniſſe in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache erwarben, und eine allgemeine Bekanntſchaft mit der alten Mythologie bis in die unterſten Schichten des Volkes drang. Durch die religiöſen Spaltungen und Kämpfe des Jahrhunderts war in die Nation eine gewaltige Bewegung gekommen, die im Einzelnen viel Unheil erzeugte, dem geiſtigen Leben aber einen mächtigen und fruchtbaren Aufſchwung gab, deſſen ſegensreiche Folgen die Regierungszeit Eliſabeth's zur glorreichſten Periode der engliſchen Geſchichte machten.

Bereits dreißig Jahre vor Eliſabeth war eine Ueberſetzung der „Andria“ des Terenz im Druck erſchienen, und von 1559 bis 1566 folgte eine Reihe mehr oder minder freier Ueberſetzungen der Tragödien des Seneca von Jaſper Heywood, dem Sohne des berühmten John Heywood, Verfaſſer der Interludes; ferner Alexander Nevyle, John Studley und Thomas Newton.

Von 1568 bis 1580 wurden am engliſchen Hofe eine Menge neuer Komödien, Tragödien, Hiſtorien und Moralitäten aufgeführt, deren ungedruckte Texte für uns verloren ſind, aber aus den überlieferten Titeln iſt zu erſehen, daß der Geſchmack für das Claſſiſche und Moderne ſich ungefähr das Gleichgewicht hielt, während die Moralitäten nur noch eine ganz untergeordnete Rolle ſpielten. Es befanden ſich nämlich unter 52 Stücken (nach Collier, III, 24—25) achtzehn, deren Stoffe der antiken Sage und Geſchichte entlehnt waren, einundzwanzig, welche in der neuern Geſchichte und Sage wurzelten; ſieben Komödien aus dem gewöhnlichen Leben und ſechs Moralitäten.

Es würde mich zu weit führen, auf die noch erhaltenen Dramen eines Kyd, Edwards, Gascoigne und Anderer näher einzugehen, da ſie wenig Eigenthümliches enthalten, und ich hier hauptſächlich diejenigen Dichter hervorheben möchte, welche nachweisbar Einfluß auf Shakſpeare geübt.

Dies gilt zunächſt von John Lilly, Shakſpeare's Vorbild in der poetiſchen Proſa. John Lilly wurde geboren zu Kent im Jahre 1554, ſtudirte in Oxford und erlangte 1575 den Grad eines Magiſter der Künſte. Er machte zuerſt Aufſehen durch zwei Erzählungen (Euphues or the Anatomy of Wit und Euphues his England), deren Held Euphues, ein junger Athener, iſt, welcher, auf ſeinen Reiſen England beſucht und ſich immer in ſo zugeſpitzter, gezierter, bilderreicher und ſymboliſcher Sprache ausdrückt, daß ſolche Redeweiſe bis heute in England Euphuismus genannt wird und dem Verfaſſer der Erzählungen der Beiname „der Euphuiſt“ geblieben iſt.

Wir haben es hier nur mit Lilly's Dramen zu thun, und ich laſſe, um die Vorzüge und Mängel derſelben zu veranſchaulichen, das ganze Scenar des älteſten und — wie mir ſcheint — beſten hier folgen.

Alexander und Campaspe.

Erſter Act.

1. Scene.

Clytus. Parmenio. Timoclea. Campaspe. Alexander. Hephäſtion.

Clytus und Parmenio unterhalten ſich über die großen Eigenſchaften Alexander's. Da treten die beiden thebaniſchen Gefangenen des ſiegreichen Königs, Timoclea und Campaspe, herein.

Parmenio. Still, Clytus! Sieh die ſchöne Beute unſers Sieges, dieſe holden Frauen. Wohl mag uns ihr Anblick erfreuen, weil er uns Ehre und Nutzen bringt und ihre Gefangenſchaft ihnen leicht gemacht wird durch die Gnade unſers Königs.

Timoclea. Glück, Du haſt nie die Tugend betrogen, weil die Tugend niemals auf Dich gebaut hat. Schwert und Feuer werden wenig erbeuten, wo Weisheit und Muth das Scepter führen. O Theben, Deine Mauern erſtanden durch melodiſches Harfenſpiel und wurden niedergeworfen durch ſchrilles Drommetengeſchmetter. Alexander würde den Mauern nie ſo nahe gekommen ſein, wenn Epaminondas ſie von Außen vertheidigt hätte. Doch ein Geſchick läßt ſich ſelten vorausſehen, niemals verhindern. Wir ſind hier nun Gefangene und müſſen unſern Nacken der Gewalt beugen; allein unſre Herzen ſoll ſelbſt der Tod nicht entmuthigen. Komm, Campaspe, wir brauchen uns nicht zu ſchämen, unſre Blicke auf den zu werfen, gegen den wir nicht fürchteten unſre Speere zu ſchleudern.

Parmenio. Wohl dürft Ihr guten Muthes ſein, edle Frau, denn der Eroberer iſt Alexander.

Timoclea. Er hat uns beſiegt, nicht erobert.

Parmenio. Alles unterwerfen, heißt es nicht erobern?

Timoclea. Er kann nicht unterwerfen, was göttlich iſt.

Parmenio. Theben war nicht göttlich.

Timoclea. Aber die Tugend iſt es.

Clytus. Alexander ehrt die Tugend und wird auch Euch ehren. Er dürſtet nicht nach Blut, ſondern nach Ehre. Furchtbar im Kampfe, wie es einem Feldherrn geziemt, iſt er mild als Sieger, wie ein König es ſein ſoll. Unvergleichlich in allen Dingen, iſt Alexander ganz einzig in ſeiner Größe.

Campaspe. Wenn er so voll Würde ist, wird er auch Frauenwürde zu achten wissen. Wir wollen lieber unsre Ehre retten als unsre Güter, und lieber rein sterben als ehrlos leben.

Alexander. Clytus, sind diese Frauen Gefangene?

Clytus. Thebanische Gefangene, mein König, und es scheinen höchst ehrenwerthe Frauen zu sein

Alexander. Woher Ihr seid, edle Frau, weiß ich, aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.

Timoclea. Alexander, ich bin die Schwester des Theagines, der gegen Deinen Vater focht, vor der Stadt Chieronte, wo er einen ruhmvollen Tod fand.

Alexander versichert die Gefangenen in edlen Ausdrücken seiner Gnade und seines Schutzes und wendet sich dann zu Hephästion mit den Worten:

Laß uns nun dafür sorgen, daß die Künste blühen, während die Waffen ruhen, und daß wir uns ebenso weise im Frieden zeigen, wie wir tapfer im Kriege gewesen.

Worauf Hephästion erwiedert: Glücklich das Volk, dessen Haupt ein Philosoph ist! —

2. Scene.

Manes. Granichus. Psyllus.

Diese drei Diener des Diogenes, Plato und Apelles, unterhalten sich in lauter Wortspielen untermischt mit philosophischen Brosamen, die von der Tafel ihrer Herren gefallen. Der Dialog erhält einen komischen Anstrich durch anachronistische lateinische Brocken und Citate.

3. Scene.

Melippus. Plato. Aristoteles. Crisippus. Crates. Cleanthes. Anarchus. Alexander. Hephästion. Parmenio. Clytus. Diogenes.

Melippus. Mein Auftrag, die hervorragendsten Gelehrten zum Könige zu entbieten, hat mir heillose Mühe gemacht. Erst kam ich zu Crisippus, einem langen, dürren, alten Manne, der, als ich ihm sagte, der König wünsche ihn zu sehen, mich bewegungslos anstarrte, dann ein Buch nahm, sich niedersetzte und las, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Melissa, seine Magd, sagte mir, das wäre so seine Gewohnheit; sie müsse ihm oft das Essen gewaltsam in den Mund stopfen, da er lieber verhungern würde, als sich von seinen Büchern trennen. Darauf ging ich zu Plato und Aristoteles und noch einigen andern, und alle zeigten sich willig zu kommen, mit alleiniger Ausnahme eines alten Brummbären, der in einer Tonne saß, der Sonne zugekehrt, und mit einem Knaben griechisch las. Als ich ihn zu Alexander entbot, sagte er: „Wenn Alexander mich sehen will, kann er zu mir kommen; wenn er von mir lernen will, kann er auch zu mir kommen.“ „Aber“ — entgegnete ich — „er ist ein König!“ „Nun gut“ — sagte er — „und ich bin ein Philosoph!“

— „Aber er ist Alexander!“ —

— „Und ich bin Diogenes!“ —

Aergerlich fortgehend rief ich ihm zu: „Du wirst es bereuen, nicht zu Alexander zu kommen.“

„Nein“ — rief er lächelnd — „Alexander mag es bereuen, nicht zu mir zu kommen; Tugend muß gesucht werden, nicht aufgedrungen.“ Und so wälzte er sich herum und grunzte in seiner Tonne unverständlich, wie ein Schwein. — Doch ich muß fort, die Philosophen kommen. (Geht ab.)

Plato, Aristoteles und Cleanthes treten auf und beginnen ein philosophisches Gespräch. Sie werden unterbrochen durch Alexander, der seine Freude ausdrückt, daß die Philosophen ihn schon erwarten. Worauf Hephästion entgegnet: sie wären nicht weise, wenn sie ihre Pflicht nicht kennten.

Alexander. Es wundert mich nur, daß Diogenes sich so störrisch gezeigt.

Hephästion. Seine Entschuldigung wird besser sein, als Melippus' Botschaft.

Alexander. Ich werde ihn selbst aufsuchen, denn es verlangt mich, den Mann zu sehen, der mich auffordern läßt, zu ihm zu kommen. Doch erst zu unsrer Unterhaltung!

Alexander legt nun seinen Philosophen allerlei spitzfindige Fragen vor, die sie noch spitzfindiger beantworten. Er drückt seine Zufriedenheit damit aus und geht fort.

Plato. Wie glücklich bist Du, Aristoteles, Alexander zum Schüler zu haben!

Aristoteles. Ihr Alle seid glücklich zu preisen, daß er Euer Herrscher ist.

Crisippus. Der Mann könnte mir schon gefallen, wenn er sich begnügte ein Mensch zu sein.

Aristoteles. Er sucht nicht ein Gott zu sein, sondern nur den Göttern in Weisheit näher zu kommen.

(Diogenes tritt auf.)

Plato. Diogenes, Du vergaßest Deine Pflicht, daß Du nicht mit uns zum Könige gingst.

Diogenes. Und Du vergaßest Deinen Beruf, daß Du zum Könige gingst.

Plato. Du bist eben so stolz auf Deine Unarten, wie Andere auf ihre Tugenden.

Diogenes. Und Du suchst ebensoviel Ehre darin, Hofmann zu scheinen, als wirkliche Hofleute sich schämen, für Philosophen zu gelten.

Aristoteles. Trotz Deiner Enthaltsamkeitsmaske ist es gar wohl bekannt, daß Du Geld gefälscht hast.

Diogenes. Und von Dir, daß Du Deine Sitten gefälſcht haſt.

Ariſtoteles. Du haſt wohl Urſache, den Hof zu verachten, da Du ebenſo ſchief von Geiſt wie krumm von Körper biſt und deshalb untauglich zu einem Hofmann.

Diogenes. Beſſer krumm ſein und ſich nicht beugen vor dem Hofe, als grade und ſich krümmen am Hofe.

Anaxarchus. Kommt, Freunde; wir werden ihm beſſer gefallen, wenn wir ihn verachten, als wenn wir ihn anſtaunen.

Zweiter Act.

1. Scene.

Diogenes. Pſyllus. Manes. Granichus.

Eine Wortſpielſcene, welche damit endet, daß Diogenes ſeinen Diener Manes entläßt, nachdem er ihm erklärt, er brauche keinen Diener mehr; ſeit er ſeinen Trinkbecher fortgeworfen, könne er auch Bedienung entbehren.

2. Scene.

Alexander. Hephäſtion. Diogenes. Apelles.

Alexander unterhält ſich mit Hephäſtion über die ſchöne Campaspe und geſteht ihm, daß er ſie glühend liebe. Hephäſtion ſucht ihn von dieſer Leidenſchaft abzubringen. Beide ſind ganz in ihrem Charakter gehalten und der Dialog iſt vortrefflich. Darauf kommt das Zuſammentreffen Alexander's mit Diogenes, den er aus ſeiner Tonne hervorruft.

Diogenes. Wer ruft mich?

Alexander. Alexander. Warum wollteſt Du nicht aus Deiner Tonne in meinen Palaſt kommen?

Diogenes. Weil es von Deinem Palaſt bis zu meiner Tonne grade ſo weit iſt, wie von meiner Tonne bis zu Deinem Palaſte.

Alexander. Glaubſt Du den Königen keine Ehrerbietung ſchuldig zu ſein?

Diogenes. Nein.

Alexander. Weshalb nicht?

Diogenes. Weil ſie keine Götter ſind.

Alexander. Sie ſind Götter auf Erden.

Diogenes. Ja, Götter von Erde.

Alexander. Plato denkt anders.

Diogenes. Das freut mich.

Alexander. Warum?

Diogenes. Weil ich nicht wünſche, daß ein Anderer meine Gedanken haben möge.

Alexander. Wenn ich Etwas habe, das Dir gefallen mag, ſo laß es mich wiſſen und nimm es.

Diogenes. Behalte, was Du haſt, und nimm mir nur nicht, was Du mir doch nicht geben kannſt: das Sonnenlicht.

Alexander. Was wünſcheſt Du?

Diogenes. Nichts von dem, was Du haſt.

Alexander. Mir liegt die ganze Welt zu Füßen.

Diogenes. Mir auch.

Alexander. Aber ich beherrſche ſie.

Diogenes. Und ich verachte ſie.

Alexander. Ich kann Deinem Leben ein Ende machen.

Diogenes. Das kann ich auch; aber deß brauchſt Du Dich nicht zu rühmen, denn es iſt wirklich keine Kunſt. Ein Ende wird meinem Leben ohnehin, ob Du willſt oder nicht.

Alexander. Wie kann man lernen, zufrieden zu ſein?

Diogenes. Wenn man verlernt, begehrlich zu ſein.

Alexander. Hephäſtion, wäre ich nicht Alexander, ſo möchte ich Diogenes ſein!

Dritter Act.

1. Scene.

Apelles. Campaspe.

Apelles hat von Alexander den Auftrag bekommen, die ſchöne Thebanerin zu malen. Aus dem Dialog geht hervor, daß Apelles glühend in ſie verliebt iſt. Sie benimmt ſich gegen ihn höchſt würdevoll, ohne ihn jedoch grade zu entmuthigen.

2. Scene.

Pſyllus. Manes.

Wortſpielgefecht zwiſchen Beiden. Pſyllus ärgert ſich, daß er immer vor der Thür bleiben muß, wenn ſein Herr ſchöne Damen malt. Manes ärgert ſich, daß er Nichts zu eſſen hat. Beide machen ſich übereinander luſtig. Ich führe nur ein paar Sätze aus ihrer Unterhaltung an.

Manes. Wir Cyniker ſind tolle Burſchen. Merkteſt Du nicht, daß ich auf Dich ſtichelte?

Pſyllus. Nein. Was heißt denn ſticheln?

Manes. Wir Gelehrten verſtehen unter Stichelei einen witzigen Auswurf des Mundes, ſo mit bitterm Sinn in ſüßem Wort.

Pſyllus. Himmel, was haſt Du Blitzkerl für Diviſions-, Definitions-, Diſputations-, Divinations- und ſonſtige Nations-Gaben! Und wie Dir Alles ſo raſch abgeht!

Manes. Ja, ſiehſt Du, Witz iſt ein munterer Burſche; wo der aufwarten will, ſoll man nicht auf ihn warten; er darf auf der Zunge nicht lange weilen, ſonſt wird er langweilig; er muß abgeſchoſſen werden, wie ein Pfeil, er muß gefeilt ſein, darf aber nicht feil ſein, denn er iſt eine Göttergabe.

Psyllus. Dann hast Du keinen Witz.

Manes. Wieso?

Psyllus. In Deinen schmutzigen Hirnkasten werden die Götter ihre Gaben nicht niederlegen!

3. Scene.

Apelles. Campaspe.

Apelles. Ich werde Eure Augen nicht treffen, weil sie mich so blenden.

Campaspe. So malt mich ohne Augen; ich bin doch blind für Alles.

Apelles. Wurdet Ihr früher schon einmal gemalt?

Campaspe. Nein; und ich wollte, Ihr könntet mich jetzt so malen, daß mich Niemand bemerkte.

Apelles. Das wäre allzuschade. Ein so erhabenes Antlitz, wie das Eure, habe ich unter allen meinen Götterbildern nicht.

Campaspe. Was stellen diese Bilder vor?

Apelles. Dies hier ist Lede, wie Jupiter sie verführte in Gestalt eines Schwans.

Campaspe. Ein schönes Weib, aber ein häßlicher Betrug.

Apelles. Dies ist Alkmene, zu welcher Jupiter kam in Gestalt Amphitryons, ihres Gemahls, und Hercules mit ihr zeugte.

Campaspe. Wie konnte ein so ruhmvoller Sohn aus so schmachvollem Bunde entspringen?

Apelles. Weil sein Erzeuger ein Gott war.

Campaspe. Eben weil er ein Gott war, erscheint seine That um so niedriger.

Apelles. Dies ist Danaë, in deren Schoß Jupiter einen Goldregen schüttete, um sie seinen Wünschen geneigt zu machen.

Campaspe. O Schmach! Kann Gold die Gunst einer Frau gewinnen?

Apelles. Dies ist Europa, wie Jupiter sie entführte.

Campaspe. Waren alle Götter wie dieser Jupiter?

Apelles. Im diesem Punkte gleichen ihm viele.

Campaspe. Damals mochte solche Liebe auf Erden wohl entschuldigt werden, wenn selbst die Götter im Himmel ihre Gelüste nicht bezähmten.

Apelles. Ich denke vielmehr, die Frauen müssen damals sehr liebenswürdig gewesen sein, daß sie selbst die Götter zur Liebe entflammten.

Campaspe. Ach, wären die Frauen noch so schön, sie würden die Männer nicht minder treulos finden!

Apelles. Und wären die Frauen noch so treulos, sie würden die Männer nicht minder verliebt finden!

Campaspe. Was für ein Bild ist dieses, Apelles?

Apelles. Das ist Venus, die Göttin der Liebe.

Campaspe. Wie? Gab es auch liebende Göttinnen?

Apelles. Diese hat Macht über alle Neigungen des Herzens.

Campaspe. Wie ist sie zu gewinnen, durch Gebete, Opfer oder Bestechung?

Apelles. Durch Gebete, Opfer und Bestechung.

Campaspe. Durch was für Gebete?

Apelles. Unwiderrufliche Gelübde.

Campaspe. Und durch welche Opfer?

Apelles. Reinglühende Herzen, die sich nicht verstellen.

Campaspe. Und durch welche Bestechungen?

Apelles. Rosen und Küsse. Habt Ihr nie in Liebe geglüht?

Campaspe. Nein; noch Liebe in mir.

Apelles. Dann habt Ihr Vielen weh gethan?

Campaspe. Wie so?

Apelles. Weil Ihr von Vielen geliebt gewesen seid!

Campaspe. Vielleicht von Einigen geschmeichelt.

Apelles. Sollte ein so schönes Angesicht und ein so feiner Sinn, beide unvergleichlich, der Liebe unfähig sein?

Campaspe. Ich soll Euch sitzen, daß Ihr die Kunst Eures Pinsels zeigt, nicht die Kunst Eurer Zunge. Thut, was Ihr müßt, nicht, was Ihr wünscht.

4. Scene.

Clytus. Parmenio. Alexander. Hephästion. Crysus. Diogenes. Apelles. Campaspe.

Clytus. Wie kommt es, Parmenio, daß Alexander jetzt so unruhig, ganz verändert erscheint? Morgens ist er melancholisch, Mittags feierlich, zu allen Stunden ernster und strenger als er sonst war.

Parmenio. In Angelegenheiten des Königs pflege ich lieber zu zweifeln, als zu muthmaßen und halte es für weiser, unwissend zu sein als neugierig, denn große Herren haben scharfe Ohren und lange Arme. Verdacht gilt ihnen schon als Beweis und der Beschuldigung folgt die Verdammniß auf dem Fuße.

Clytus. Doch was wir unter vier Augen reden, kann keine Gefahr bringen, denn wir wissen gegenseitig, wie gut wir ihm sind. Vielleicht macht sein unersättlicher Durst nach Eroberungen ihn so unruhig, vielleicht aber auch ist er verliebt.

Parmenio. Alexander verliebt? Nein, Clytus, nein! Die Liebe ist ihm so fremd, wie uns der Verrath. Er, dessen immer waches Auge, dessen nie müdes Herz, dessen aus-

dauernder Körper, deſſen ſtets nach neuen Siegen dürſtender Geiſt ihn zu raſtloſer Thätigkeit anſpornen, läßt ſich von den weichen Armen der Liebe nicht ſo leicht feſthalten. Ariſtoteles ſagte ihm, es gebe zahlloſe Welten, und daß er noch nicht eine ganz erobert hat, das iſt's, was ihn beunruhigt. Doch, da kommt er ſelbſt! (Beide ab.)

Alexander und Hephäſtion.

Alexander. Komm, laß uns ſehen, wie weit Apelles mit ſeinem Bilde iſt; ich zweifle, daß dieſes Mal ſeine Kunſt die Natur erreicht.

Hephäſtion. Nur Deine Liebe zu Campaspe macht Dich ſo reden.

Alexander. Noch bin ich nicht ſo verliebt in Campaspe, daß mein Bucephalus mir nicht näher ſtünde, wenn Gelegenheit zum Kampfe wäre.

Hephäſtion. Gelegenheit dazu fehlt nicht, wenn der Wille nicht fehlt.

Alexander. Glaub' mir, Alexander kann, wenn er will, der zarten Leidenſchaft ſich ſo unzugänglich erweiſen, wie der Feigheit. Doch ſieh' da, Diogenes im Geſpräch mit einem Andern. Hören wir ihm zu!

Cryſus. Gieb mir einen Heller, Diogenes, ich bin ein Cyniker.

Diogenes. Wer Dir zuerſt Etwas ſchenkte, machte Dich zum Bettler.

Cryſus. Wohl, wenn Du Niemandem gibſt, wird auch Dir Niemand geben.

Diogenes. Ich brauche Nichts, bis die Quellen austrocknen und die Erde zu Grunde geht.

Cryſus. Ich ſammle für die Götter.

Diogenes. Und ich kümmere mich nicht um die Götter, welche Geld brauchen.

Cryſus. Alexander, König Alexander, ſchenk' einem armen Cyniker einen Obolus.

Alexander. Es ziemt keinem Könige, einen Obolus zu verſchenken.

Cryſus. So ſchenk mir ein Talent!

Alexander. Es ziemt keinem Bettler, ein Talent zu verlangen. Fort mit Dir!

Alexander kommt zu Apelles. Ich hebe aus der langen Unterhaltung nur Einiges hervor.

Alexander. Wann wirſt Du mit Campaspe fertig ſein?

Apelles. Nie; denn bei ſo vollendeter Schönheit bleibt immer noch etwas zu wünſchen übrig.

Alexander. Ich bin zufrieden mit ihrem Bilde, wie es iſt; Du brauchſt nicht weiter daran zu ändern.

Campaspe entfernt ſich; Alexander blickt ihr bewundernd nach und drückt ſich ſo wohlgefällig über ſie aus, wie nur Leidenſchaft von der Schönheit ſpricht.

5. Scene.

Apelles allein. Er hält einen langen Monolog, aus welchem erſichtlich, daß ſein ganzes Leben an ihrer Liebe hängt. Ihm iſt Alexander's Leidenſchaft zu ihr nicht entgangen; allein trotz aller Hoffnungsloſigkeit neben einem ſo mächtigen Nebenbuhler findet er doch nicht die Kraft, zu entſagen.

Vierter Act.

1. Scene.

Diogenes. Manes. Volk von Athen.

Das Volk hat ſich verſammelt auf die Kunde, daß Diogenes ihm ein Schauſpiel geben und in die Luft fliegen werde. Einige hartköpfige Zweifler werden zum Glauben bekehrt durch den ſchlauen Manes, welcher ihnen erzählt, daß ſein Herr in den letzten vierzehn Tagen nichts gegeſſen habe als Körke und Federn. Diogenes denkt nicht daran, zu fliegen; er hat die Athener nur verſammeln laſſen, um ihnen zu zeigen, wie dumm ſie ſind, und ihnen bei der Gelegenheit einige unangenehme Wahrheiten zu ſagen. Ein Bürger erwiedert:

Du predigſt uns Tugend und biſt ſelbſt laſterhaft. Sah ich Dich nicht erſt neulich aus einem ſchlechten Hauſe kommen? War das nicht eine Schande?

Diogenes. Nein, es war keine Schande, herauszukommen, aber es war eine Schande, hineinzugehen.

Zweiter Bürger. Wir werden Alexander ſagen, daß Du ihn immer hinter ſeinem Rücken läſterſt.

Diogenes. Und ich werde ihm ſagen, daß Ihr ihm immer in's Angeſicht ſchmeichelt. ꝛc. ꝛc.

2. Scene.

Apelles. Campaspe.

Apelles hat abſichtlich, aber ſcheinbar zufällig, Campaspe's Bild verdorben, um Gelegenheit zu haben, noch einmal zu malen, da er gar nicht von ihr laſſen kann. Aus einem Monologe Campaspe's erfahren wir, daß ihr Herz ganz auf ſeiner Seite iſt und ſie lieber Apelles Gemahlin ſein will, als Alexander's Geliebte.

3. Scene.

Clytus und Parmenio unterhalten ſich über Alexander, den ſie ganz in Liebe zu Campaspe verloren wähnen.

4. Scene.

Apelles. Campaspe.

Apelles. Ich werde nun bald enden, Campaspe.

Campaspe. Du ſagteſt mir doch, Apelles, Du werdeſt niemals enden.

Apelles. Ich sagte, meine Liebe zu Dir werde niemals enden, weil sie ewig ist.

Campaspe. Ewig heißt, was nie begonnen hat, also auch nie enden kann, weil es gar nicht vorhanden ist.

Apelles. Du willst mich mißverstehen; hoffentlich wirst Du mir nicht mißtrauen?

Campaspe. Aber was wirst Du sagen, wenn Alexander Deine Liebe bemerkt?

Apelles. Ich werde ihm sagen, daß Liebe keine Sünde ist.

Die Scene schließt mit dem herzlichen Geständnisse Campaspe's, daß sie Apelles über Alles liebe.

Fünfter Act.

1. Scene.

Diogenes. Sylvius. Perim. Milo. Trico. Manes.

Sylvius. Ich habe Dir meine Söhne gebracht, daß Du ihnen Unterricht ertheilest, Diogenes.

Diogenes. Was haben sie bis jetzt gelernt?

Sylvius. Dieser hier ist ein ausgezeichneter Tänzer. Wart', er soll Dir gleich seine Künste zeigen. Tanze, Perim! (Perim tanzt.) Nun, wie gefällt er Dir?

Diogenes. Je besser desto schlechter.

Sylvius. Der Andere kann sich auf den Kopf stellen und allerlei Gliederverrenkungen machen. Milo, zeig Deine Künste! (Es geschieht.) Nun, warum lachst Du, Diogenes?

Diogenes. Es kommt mir komisch vor, einen Galgenstrick zu sehen, der förmliche Studien macht, sich das Genick zu brechen, was er auf andere Weise viel bequemer haben könnte.

Sylvius. Du bist ein verstockter Sünder. Glaubst Du an die Götter?

Diogenes. Ich muß wohl an die Götter glauben, da ich in Dir einen Feind der Götter sehe.

Sylvius. Weshalb?

Diogenes. Weil Du Deine Söhne gelehrt, ihre Glieder nach jeder Richtung zu lenken und ihren Geist nach keiner Richtung.

Sylvius. So höre nur meinen dritten Sohn; der singt wie eine Nachtigall.

Diogenes. Dann brauche ich ihn nicht zu hören, denn Nachtigallsang ist mir schon bekannt. ꝛc. ꝛc.

2. Scene.

Apelles allein.

Er hält einen langen Monolog voll Hoffen und Zagen. Alexander hat des Malers Leidenschaft für Campaspe entdeckt und er muß das Schlimmste befürchten. „O Liebe" — sagt er — „ich kannte Dich vorher nicht, und nun hast Du mich soweit gebracht, daß ich mich selbst nicht mehr kenne."

3. Scene.

Milectus. Phrygius. Lais. Diogenes.

Diese etwas schlüpfrige Scene ist überflüssig, da sie in den Gang des Stückes nicht eingreift.

4. Scene.

Alexander. Hephästion. Diogenes. Apelles. Campaspe.

Alexander sucht Hephästion, der fürchtet, daß sein königlicher Freund über der Leidenschaft zu Campaspe ganz seines hohen Berufes vergesse, zu beruhigen, und ebenso wegen Apelles, für dessen Schicksal Hephästion besorgt war. Sie gehen wieder zu Diogenes, den Alexander anredet:

„Du magst Dir was darauf einbilden, daß ich schon wieder zu Dir komme."

Diogenes. Wenn Du kommst, um zu lernen, konntest Du Dich nicht genug beeilen; wenn Du aber kommst, um zu spötteln, hättest Du besser gethan, ganz fortzubleiben.

Hephästion. Du würdest besser thun, höflicher zu sein, um Andern mehr zu gefallen.

Diogenes. Der ist ein Feigling, wer nicht den Muth hat, Andern zu mißfallen um der Wahrheit willen. Eine Lehre, für welche freilich den Höflingen das Gedächtniß fehlt.

Alexander. Wie denkst Du über die Zeit auf Erden?

Diogenes. Daß wir wenig haben und viel verlieren.

Alexander. Welchen Rath würdest Du einem Kranken geben?

Diogenes. Daß er seinen Arzt nicht zu seinem Erben einsetze.

Alexander. Wenn ich Dir die Wahl frei ließe: mit wie viel von dieser Erde würdest Du Dich begnügen?

Diogenes. Mit so viel, womit Du Dich endlich auch begnügen mußt.

Alexander. Was? Mit einer Welt?

Diogens. Nein, mit so viel Erde, als mein Körper Länge hat.

Alexander. Hephästion, soll ich ein wenig mit ihm scherzen?

Hephästion. Ich fürchte nur, er wird gar zu unartig werden.

Alexander. Das macht Nichts; ich kann ihm nicht böse sein. — Diogenes, sag mir, wie denkst Du von der Liebe?

Diogenes. Etwas schlechter, als ich vom Hasse denke.

Alexander. Und weshalb?

Diogenes. Weil es besser ist, die Dinge zu hassen, welche Liebe erzeugen, als die

Dinge zu lieben, welche Gelegenheit zu Haß geben.

Alexander. Wie? ſind nicht Frauen die edelſten Geſchöpfe der Welt?

Diogenes. Nächſt den Männern und Bienen.

Alexander. Was mißfällt Dir denn hauptſächlich an den Frauen?

Diogenes. Nur Eines.

Alexander. Was denn?

Diogenes. Daß ſie Frauen ſind.

Alexander. Man ſollte denken, daß Du nicht vom Weibe geboren wäreſt, weil Du ſo ſchlimm über die Frauen urtheilſt. Da kommt Apelles, der ganz andern Sinnes iſt in dieſem Punkte. Doch höre, Diogenes, Du ſollſt Deine Tonne näher an meinen Hof wälzen, daß ich öfter mit Dir reden kann; ich will auch ein Philoſoph werden.

Diogenes. Ich wünſche, dem Hofe ſo fern wie möglich zu bleiben, denn ich will kein Hofmann werden.

Apelles und Campaspe treten auf. Alexander iſt durch eine Liſt dahinter gekommen, wie ſehr die beiden ſich lieben und daß ſie ihr ganzes Lebensglück auf ihre Vereinigung ſetzen. Er bekämpft ſeine eigene Leidenſchaft, um das Glück des liebenden Paares zu gründen.

Man kann ſchon aus dieſer flüchtigen Skizze erſehen, daß Lilly kein gewöhnlicher Geiſt war und daß ſeine Stücke weit über die Interludes und älteren Luſtſpiele hinausgingen. Freilich iſt von dramatiſcher Handlung und Compoſition noch wenig bei ihm die Rede, aber ſeine Stücke ſind reich an glänzenden Einzelheiten, auch zeigt er in verſchiedenen Figuren ſchon eine große Kraft der Charakteriſtik, wie z. B. oben beim Diogenes, und die witzige Feinheit ſeines Dialogs wird kaum von Shakſpeare übertroffen.

Man darf, um Lilly richtig zu beurtheilen, nicht vergeſſen, daß Lilly am Hofe Eliſabeth's lebte und daß alle ſeine Dramen zu Hofunterhaltungen beſtimmt waren, wozu ſie ſich in der That vortrefflich eigneten. Wäre er gezwungen geweſen, für die Volksbühne zu ſchreiben, ſo würde er auch wohl andere Töne angeſchlagen haben; an Talent dazu fehlte es ihm ſicher nicht. Jedenfalls hat er ſich als der eigentliche Begründer der dramatiſchen Proſa ein hochzuſchätzendes Verdienſt erworben. Es ſind uns von ihm im Ganzen neun Stücke erhalten: ſieben in Proſa, eins in Reimen und eins in Blankverſen.

Lilly's Proſa diente Shakſpeare oft als Muſter; zwiſchen den komiſchen Scenen beider Dichter finden ſich die ſchlagendſten Aehnlichkeiten; die Elfengeſänge in der Maid's Metamorphosis von Lilly ſtehen ganz auf der poetiſchen Höhe der ſchönſten Stellen im Sommernachtstraum, der überhaupt oft an Lilly's Stücke erinnert, während Love's labour lost abſichtlich geſchrieben zu ſein ſcheint, um die Ueberſchwenglichkeiten des Euphuiſten zu geißeln und zu beſpötteln.

Als Probe, mit welcher Anmuth ſich Lilly in poetiſcher Form bewegte, führe ich eine Stelle aus den oben erwähnten Elfengeſängen an:

Wir ſpielen und ſingen bei Mondenſchein,
Mit der Nacht erſt bricht unſer Tag herein,
Wie wir tanzen, fällt der Thau.
Hüpft, Ihr Kleinen, auf der Au,
Wie die Bienen mit Geſumm
Schwärmt herbei und fliegt herum.
Fliegt herbei, fliegt herbei,
Zwei zu zwei und drei zu drei!

Erſte Elfe.

Vom Gebüſch aus flieg' ich,
In Blumenkelchen lieg' ich,
Hüpf' auf eine Fliege dann,
Und ſie trägt mich himmelan,
Ja, himmelhoch!

Zweite Elfe.

Fällt ein Tropfen Thau hernieder
Und benetzt mir Haupt und Glieder:
Ich ſchüttl' ihn herunter,
Und flugs bin ich munter
Und fliege davon.

Dritte Elfe.

Schläft die Maid am Bachesrande
Schlüpf' ich unter ihr Gewande,
Beiße ſie gleichwie ein Floh,
Wird ſie auch darob nicht froh —
Ja, ja, ſo, ſo,
Gleichwie ein Floh.

(Fortſetzung folgt.)

Das Mauſoleum von Halikarnaſſos und die Reſte ſeiner Bildwerke im britiſchen Muſeum.

Von Gottfried Kinkel.

Vor allen Sammlungen der Welt zeichnet ſich das britiſche Muſeum dadurch als Quelle antiker Kunſtgeſchichte aus, daß es datirte Werke beſitzt, entnommen von Gebäuden, deren Periode uns genau bekannt iſt; Werke, oft ſchon im Alterthum berühmt und von Schriftſtellern beſprochen, über deren Schule kein Zweifel entſtehen kann und welche daher als feſte Meilenzeiger den Fortſchritt antiker Kunſt nachweiſen. Wer die berühmte Sammlung als Laie zum erſtenmal beſucht, empfindet leicht Enttäuſchung, denn dieſe monumentalen

Werke, Jahrtausende hindurch unter freiem Himmel der Seeluft des Mittelmeers ausgesetzt, von türkischem Fanatismus zertrümmert, aus Festungswällen herausgebrochen, in welche das Mittelalter sie vermauert hatte — sie sind nicht glatt und complett wie die zierlichen Nachbildungen römischer Zeit, die, für den Luxus gearbeitet, in Privathäusern verwahrt wurden bis zum Sturz des Heidenthums und dann, in rascher Zerstörung unter sichre Erde gebettet, ihrer Auferstehung bis auf unsre Tage harrten. Aber wer lange mit ihnen verkehrt, wem endlich durch die Zertrümmerung hindurch die alte Schönheit in der Phantasie lebendig geworden ist, dem werden jene monumentalen Statuen und Reliefs vom Parthenon, von Phigalea und Xanthus lieber sein als die bewundertsten und besterhaltenen Einzelstatuen späterer Jahrhunderte.

Zu diesen unschätzbaren Sammlungen ist nun soeben eine neue hinzugekommen, welche an historischem Interesse keiner der andern nachsteht. Das Mausoleum ist von Herrn Newton, englischem Viceconsul von Mytilene, während der letzten achtzehn Monate aufgegraben worden, und wenn dieser Aufsatz in Druck geht, werden die dort gefundenen Bildwerke, mit deren Aufstellung man sich eben beschäftigt, dem Publicum im Museum zugänglich sein.

Getreu meinem alten Grundsatz, daß Kunstgeschichte den Gebildeten, nicht den Gelehrten gehört, will ich diese Entdeckungen Jedem verständlich beschreiben. Gegen das Bellen der deutschen Antiquare, die wie die Straßenköter von Constantinopel jeden in ihrem Stadtviertel nicht zünftigen Fremdling hinausbeißen möchten, schützt mich mein englisches Asyl.

I. Die Dynastie von Karien.

Um die Zeit, als die Perser die griechischen Colonien an der asiatischen Küste sich unterwarfen, suchten sie ihre Herrschaft daselbst auf monarchischer Grundlage zu befestigen. Die großen griechischen Handelsrepubliken, die freie See zur Seite, hätten das fremde Joch nicht so lange getragen, wäre nicht in ihrem Innern eine Gewalt entstanden, deren Interesse fest mit der Erhaltung der Perserherrschaft zusammenhing. Es waren die Tyrannen, oder Dynasten, wie sie selber sich nannten: Griechen von Geblüt, wohlhabende Familien, aus dem Schooß des Bürgerthums heraufgestiegen wie die Medici zu Florenz und gleich diesen zur Erblichkeit der Herrschaft, doch immer als persische Vasallen, sich emporschwingend. Den Titel König nahmen sie nicht an, denn nach asiatischer Etiquette gebührte dieser nur dem Großkönig von Susa; auch brachen sie nicht immer die demokratischen Elemente der Verfassung nieder; aber so lange sie existirten, vermochte diese Küste, reicher und schöner als selbst das Mutterland, nie ihr volles Gewicht in die Wagschale der griechischen Freiheit zu werfen.

In dem südlichsten Theil dieser Küste, in Karien, wo zahlreiche dorische Einwanderer in der Morgenfrühe von Hellas mit den einheimischen Barbaren sich gemischt, gewann Lygdamis auf diese Weise die Herrschaft. Seine Tochter, die ältere Artemisia, erbte seinen Einfluß und kämpfte, selbst Griechin, bei Salamis mit Auszeichnung auf der persischen Flotte gegen ihr Volk. Eine persische Galeere mit rascher Kriegslist zerstörend, rächte sie sich an einem persönlichen Feinde und errettete ihr eigenes Schiff. Xerxes vertraute ihr seine Kinder, um sie nach Asien hinüber zu flüchten, und das gelang ihr, obwohl die Athener einen Preis auf die Wegnahme ihres Schiffes setzten. Als Vormünderin ihrer eigenen Kinder regierte sie kräftig und weise; aber schon in vorgerücktem Alter soll sie im Wahnsinn der Liebe zu dem schönen Dardanus von Abydos ihren Tod im Sprung von dem leukadischen Felsen gesucht haben. Von diesem Stamme kam Mausolus, der älteste Sohn des Hekatomnus; seine Regierung fiel in die Tage, als Griechenland von innerm Kriege matt, Persien durch Satrapenempörung und Abfall Egyptens geschwächt war. Die Zeit für ein Mittelreich zwischen Europa und Asien schien gekommen: die jonischen und dorischen Städte im Archipelagus und an der asiatischen Küste, fast immer vom Kriege verschont, concentrirten den Handel zwischen Griechenland, Egypten und dem ungeheuern Innern des Perserreichs in Asien. Kos und Gnidos waren im Stande, Werke des Praxiteles für ihre Tempel zu kaufen, Rhodos stieg mit langsamer Sicherheit zur ersten Meeresstadt dieser Gestade heran, und in Priene, Milet, Ephesos erhoben sich neue Prachttempel. Wem es gelang, diese Macht, diesen Reichthum in eine Hand zusammenzufassen, der mochte, da Alexander's Unternehmen noch im Schooße der Zeit lag, wohl von einem neuen welthistorischen Reiche träumen.

Mit kaltem, geizigem Gemüth, aber staatsklug und tapfer in der Schlacht, ergriff Mausolus diesen Gedanken; die Gründung einer selbständigen See- und Handelsmacht ist das Ziel seiner vierundzwanzigjährigen Regierung gewesen. Er achtete keine Rechte seiner Unterthanen; sein Zeitgenosse Aristoteles erzählt uns die Kniffe, wodurch er und sein Vicekönig Kondalos sich Geld verschafften. Von seinem Geburtsort Mylasa erpreßte er eine Summe, vorgeblich für Befestigung dieser Stadt; dann erklärte er, die Gottheit

habe ihm den Bau verboten, aber das Geld gab er nicht zurück. Hohe Zölle und Abgaben, die er auf ganz Karien legte, füllten ſeinen Schatz; auch das benachbarte Lykien zollte ihm. In dem Kriege der Bundesgenoſſen Chios, Kos, Rhodos gegen Athen (357—355 v. Chr.) unterſtützte er jene, und wohl bei dieſem Anlaß wurde das mächtige Rhodos ihm dienſtbar. Ja er wagte es ſogar, in eine Beamtenverſchwörung gegen Artaxerxes ſich einzulaſſen, und es ſcheint, daß der Großkönig zur Züchtigung des Vaſallen zu ſchwach war. Lukian in den „Geſprächen der abgeſchiedenen Geiſter“ (Dialog 24) bringt ihn mit dem Diogenes von Sinope in eine Converſation. „Warum,“ fragt der Philoſoph der Armuth, „denkſt Du ſo groß von Dir und hältſt Dich beſſer als andere Schatten?“ „Wegen meiner Königswürde,“ ſagt Mauſolus. „Ich habe über ganz Karien regiert und auch über einige der Lydier, und manche Inſeln habe ich unterworfen, und bis Milet bin ich gekommen, nachdem ich große Stücke von Jonien erobert hatte. Und ſchön war ich und hochgebaut, und in Schlachten ſtark.“

Aber die Vollendung ſeines Werkes war die Verlegung des Reichsſitzes von dem im Lande liegenden Mylaſa an die prächtige Bucht von Halikarnaſſos, auf jener felſigen Halbinſel, die ſich als äußerſte Warte des Feſtlandes von Kleinaſien in die Inſelwelt des Archipelagos hinausſtreckt. Nur durch dieſen Schritt konnte das kariſche Reich eine Seemacht werden. Von Alters als doriſche Colonie und Geburtsſtadt des Herodot berühmt, ſcheint dieſe Stadt doch damals in Verfall geweſen zu ſein. Mauſolus umgab ſie mit Feſtungswerken, legte mehrere Caſtelle auf den Höhen des Hafenkranzes an, ſchloß den dem Südweſt offenen Hafen mit Molen ein, legte an deſſen Seite einen kleinen, ganz landumſchloſſenen Kriegshafen an und baute zwiſchen beide, hart am Meeresufer, für ſich ſelbſt einen prachtvollen Palaſt. Vitruv fand dieſes zu ſeiner Zeit ſchon dreihundert Jahre alte Gebäude ſo merkwürdig, daß er von ſeiner Conſtruction eine Andeutung gibt, und Plinius bemerkt über daſſelbe, daß es ſeines Wiſſens das frühſte Gebäude ſei, wo man Verkleidung von Ziegelmauern mit feingeſägten Marmorplatten zur Anwendung gebracht habe.

In dieſem Palaſte ſtarb Mauſolus, vermuthlich im Jahr 353, nach einer Regierung von vierundzwanzig Jahren, etwa zwanzig Jahre bevor Alexander's Angriff alle dieſe Spinnweben der Herrſchſucht zerriß.

Ihm folgte Artemiſia, ſeine Schweſter und Gemahlin; ſolche Heirathen und die weibliche Thronfolge erlaubte das Geſetz des Landes. Eine antike ſehr ſchöne Silbermünze mit ihrem Kopfe (bei Guichard in den Funerailles) zeigt uns ein feſtes, kräftiges Geſicht mit einem das Hinterhaar verhüllenden Schleier, den Vorderkopf von dem junoniſchen Kronreif umſchlungen. Ihre Trauer um Bruder und Gemahl iſt bekannt; die Anekdotenſammler des Alterthums erzählen, wie ſie die Aſche ſeines Scheiterhaufens mit Waſſer miſchte und trank. Sie beſchloß, ihm ein Denkmal zu errichten, ſo groß und ſo ſchön ausgeführt (ſagt Lukian) wie kein andrer Sterblicher es hätte. Auch ſeine Politik ſetzte ſie fort. Die Rhodier, empört darüber, daß eine Frau alle Städte Kariens beherrſchte, rüſteten eine Kriegsflotte gegen Halikarnaß. Artemiſia verſteckte ihre Galeeren in dem kleinen Dock beim Palaſt, und befahl den Bürgern, die feindliche Flotte mit Jubel zu bewillkommnen und die Uebergabe der Stadt anzubieten. Die Rhodier landeten; da brach Artemiſia aus dem Dock vor, beſetzte die feindliche Flotte und nahm die Mannſchaft auf dem großen Marktplatze, dicht am Hafen, zwiſchen zwei Feinde. Die Rhodier wurden erſchlagen, Artemiſia ſegelte mit deren Schiffen, alle Krieger lorbeergekrönt, gradeswegs nach Rhodus. Das Volk daſelbſt, über den raſchen Sieg der Ihrigen (wie ſie meinten) jubelnd, ließ die Flotte in den Hafen ein, und die Stadt fiel. Artemiſia errichtete als Triumphzeichen zwei eherne Bildſäulen, die eine die Stadt Rhodus, die andere ſie ſelbſt, welche der Stadt das Sclavenzeichen aufdrückte; und ſelbſt als Rhodos nachher wieder frei ward, wagte man aus Furcht vor den Göttern nicht, dieſe geweihten Bilder zu vernichten, ſondern umbaute nur den Platz, ſo daß man ſie dem Blick entzog.

Artemiſia ſtarb zwei Jahre nach dem Gemahl, und wenige Striche nach den dürftigen Jahrbüchern des Diodor von Sicilien vollenden das Schickſal der Familie. Ein zweiter Bruder, Idrieus, mit einer zweiten Schweſter, Ada, vermählt, beſtieg den Thron, in deſſen Beſitz er Mauſolus ſchon bei deſſen Lebzeiten beunruhigt hatte. Nach ſieben Jahren folgte ihm Ada, welche von dem jüngſten der Brüder, Pyxodarus, vertrieben, ihr Recht bei Alexander ſuchte. Das Volk im Lande liebte ſie, aber da Pyxodarus, damals ſchon todt, ſeine Tochter einem Perſer vermählt hatte, ſo hielt dieſer jetzt für den Großkönig die ſtarke Feſtung Halikarnaſſos beſetzt. Dorthin warfen ſich nach dem Falle von Milet die tapferſten Perſer, geführt von dem heldenmüthigen Memnon, und erſt nach ſchwerer, blutiger Belagerung wurde Alexander ihrer Herr. Ada, welche ſogar den Alexander als ihren Sohn adoptirte, wurde wieder eingeſetzt, aber ſie war Kariens letzte Königin. Seitdem verſchwindet das Geſchlecht des Lygdamis im

Kampf der großen Diadochenreiche. Makedonien, Syrien und Rom gegenüber, gab es für das altgriechische System der Kleinstaaten auf der Weltkarte keinen Raum mehr.

II. Die Erbauung des Mausoleums.

Halikarnassos war die Schöpfung eines Geistes, eines Menschenalters, und der Plan der Stadt darum großartig und harmonisch. Vom Hafen, dessen schöne Krümmung zwei Drittel eines Kreises einschließt, stiegen die Bauten stufenförmig den Bergkranz hinan. Künstliche Terrassen, aus dem lebendigen Felsen gemeißelt und, wo der Fels fehlt, mit starken Grundmauern ausgefüllt, sind noch heute sichtbar, wie denn der Terrassenbau ein Grundgedanke asiatischer Prachtarchitektur gewesen ist. Er muß die Seestädte sehr malerisch gemacht haben, was man noch zu Gnidos sieht; außerdem hielt er das Abwaschen des Bodens auf und beförderte den Baumwuchs. In Halikarnassos trug die erste Terrasse über dem Hafen das Mausoleum, die folgende den Tempel des Mars, und zu beiden Seiten des letztern, nach Ost und West, schlossen zwei vulkanische Hügel mit Befestigungen die Stadt gegen Norden ab: der westliche hat 520 Fuß über der See. Ueber beide Hügel, sie verbindend, lief die Stadtmauer und senkte sich dann an beiden Seiten des Hafens an's Meeresufer hinab; sie steht mit ihren antiken Stadtthoren noch zum größten Theil aufrecht. „Die Lage," sagt Vitruvius (I, 8), „ist dem Bogen eines Theaters ähnlich. So liegt unten, dicht beim Hafen, der Markt; durch die mittlere Krümmung der Höhe aber geht eine Plattform (platea, vielleicht eine Straße) von schöner Weite, in deren Mitte das Mausoleum von so ausgezeichneter Arbeit erbaut ist, daß man es unter die sieben Schauwerke zählt. Mitten auf der höchsten Verschanzung steht der Marstempel mit einer Kolossalstatue, einem Akrolithen (d. h. woran nur die Extremitäten von Stein sind), den die edle Hand des Leochares gemacht hat, obwohl Andere sie dem Timotheus zuschreiben. Auf der Spitze des rechten Horns ist der Tempel der Venus und des Mercur, nahe bei der Quelle der Salmakis. Grade so liegt auf der linken Spitze der Königspalast, den Mausolus nach seinem eigenen Entwurf baute. Denn von diesem sieht man nach rechts den Markt, den Hafen und den ganzen Mauerring; nach links liegt ein von Bergen (oder nach andrer Vermuthung „Mauern") gedeckter Hafen versteckt, so daß kein Mensch sehen oder wissen kann, was dort vorgeht; die Absicht war, daß der König selbst von seiner Wohnung aus ohne Jemandes Wissen den Ruderern und Soldaten die nöthigen Befehle ertheile." Diese Concentration der Militärgewalt zeigte sich auch zweckmäßig; von hier aus brach Artemisia vor, um die auf der Rhede geankerte Flotte von Rhodus ungewarnt zu besetzen.

Zu dieser Zeit stand griechische Kunst und Cultur sehr hoch. In Asien stand die jonische Bauschule in schönster Blüthe; der gelehrte Architekt Pythius war nicht nur beschäftigt, den noch erhaltenen Minervatempel zu Priene zu errichten, sondern hat ihn auch in einem eigenen wissenschaftlichen Werke beschrieben, in welchem er zu behaupten wagte, daß ein Architekt in allen Künsten und Wissenschaften mehr müsse ausrichten können, als selbst die berühmtesten Fachmeister. Andere Prachttempel erhoben sich fast gleichzeitig zu Milet, Teos, Magnesia und Ephesus. Auch hatte damals in Kleinasien eine einheimische Schule von Bildhauern geistvolle Talentproben an dem berühmten Harpagusmonument in Xanthus abgelegt; die tanzenden oder fliehenden Najaden von dort, jetzt ebenfalls im britischen Museum, obwohl in Styl und Ausführung von den Werken des europäischen Griechenlands abweichend, sind durch Grazie und lebendige Bewegung hinreißend. Auch werden wir unten eine Probe finden von einem Werke dieser Schule, das sich nach Halikarnaß verirrt hatte, um dort sehr unwürdig behandelt zu werden. Aber die Geschichte der Kunst zeigt, daß damals die athenische Schule überall, auch in Kleinasien, Mode war. Gnidos, Kos und Alexandria auf Latmos bestellten ihre Tempelstatuen bei Praxiteles; auch für die Verzierung des Mausoleums wurden vier große Künstler von Athen verschrieben. Die Beisetzung der Leiche fand mit allen Ehren statt, zu denen auch die Literatur beitrug: eine Tragödie Mausolus wurde von Theodektes verfaßt, und im Wettkampfe der Beredtsamkeit wurde der große Isokrates von seinem Schüler Theopompos geschlagen. Vielleicht war auch die Vertheilung der Arbeit an dem Monumente grade so das Resultat eines Wettkampfes, wie man in neuerer Zeit Bildhauerarbeiten zu vergeben pflegt. So kam es, daß nur durch die Macht des Geldes, ohne inneren Adel oder nationales Verdienst, ein orientalischer Dynast sein Grab von den edelsten Händen gebaut und geschmückt erhielt; denn große Künstler sind so ziemlich zu allen Zeiten käuflich gewesen. Daß die Kunst nach Brot geht, wollten wir ihr nicht verdenken, wenn sie nur nicht so fanatisch nach dem Golde gehen möchte. Aber das Schicksal hat doch wieder Gerechtigkeit geübt in seiner Weise. Die Monumente großer Freiheitstriumphe, der Tempel von Aegina, der Theseus- und Pallastempel zu Athen, sie stehen heut noch als Zeugen für den Tapfern aufrecht; das Mausoleum ist bis auf seine unterste Fundamentschicht abgetragen, und der alte Cyniker Dio-

genes, bei Lukianos, hat doch Recht behalten, wenn er im Geſpräch mit dem Schatten des Mauſolus ſich rühmt, daß er in den Herzen der Menſchen ein beſſeres und dauerhafteres Mal hinterlaſſe als der kariſche Dynaſt.

Ueber die Namen der Künſtler, welche am Mauſoleum arbeiteten, waltet noch einiger Zweifel. Hören wir darüber zwei Zeugen des Alterthums, die wir ohnehin vernehmen müſſen, um den ganzen Wunderbau vor unſrer Phantaſie noch einmal aufwachſen zu laſſen.

Der erſte iſt Plinius (36, 5): „Skopas hatte gleichaltrige Nebenbuhler an Bryaxis, Timotheus und Leochares, die man zuſammen nennen muß, weil ſie zugleich für den Mauſolus, Dynaſten von Karien, Bildhauerarbeit machten, welcher im zweiten Jahr der 106. Olympiade ſtarb. Daß dieſes Werk unter die ſieben Wunder kam, haben beſonders dieſe Künſtler bewirkt. Es erſtreckt ſich an der Nord- und Südſeite 63 Fuß weit, kürzer an den Schmalſeiten, im ganzen Umfang 411 Fuß; es erhebt ſich zu einer Höhe von 25 Ellen; es iſt von 36 Säulen umſtellt. Dies hat man das Pteron genannt. Auf der Oſtſeite meißelte Skopas, auf der Nordſeite Bryaxis, ſüdlich Timotheus, weſtlich Leochares. Ehe ſie fertig waren, ſtarb die Königin Artemiſia, welche zu Ehren ihres Gemahls das Werk errichten ließ. Und doch hörten ſie nicht auf, bis es vollendet war, da ſie es für ein Denkmal ihrer eigenen Glorie und Kunſt anſahen; und heut noch wetteifern ihre Hände. Noch ein fünfter Künſtler trat hinzu. Denn über dem Pteron erhob ſich eine Pyramide gleich der untern Höhe, die mit 24 Stufen ſich verjüngt zu der Spitze einer Meta (Säule, um welche die Rennpferde am Ende einer Rennbahn herumlenken). Auf ihrer Spitze ſteht ein marmornes Viergeſpann, welches Pythis gemacht hat. Fügt man dieſes hinzu, ſo ſchließt es das Werk mit einer Höhe von 140 Fuß ab."

Unſer zweiter Gewährsmann iſt Vitruvius; er ſagt in der Einleitung ſeines ſiebenten Buches der Architektur, da wo er die frühere Literatur ſeines Faches beſpricht: „Ein Buch über das Mauſoleum haben Satyrus und Pythius veröffentlicht, denen das Glück ſelbſt das höchſte und größte Geſchenk entgegenbrachte. Denn Männer, deren Kunſt wohl für alle Zeiten die ſchönſten und unverwelklichſten Kränze tragen wird, haben ihrem Plane auch eine herrliche Ausführung gegeben. An den einzelnen Seiten nämlich haben einzelne Künſtler wetteifernd ihren Theil zum Ausſchmücken und Verherrlichen ſich gewählt, Leochares, Bryaxis, Skopas, Praxiteles und, wie Einige glauben, auch Timotheus, deren ausgezeichnetes Kunſtgeſchick den Ruf dieſes Werkes zu dem eines der ſieben Schauſtücke erhob."

Von Satyros, dem erſten der beiden Baumeiſter, wiſſen wir nichts; aber der zweite, obwohl der Name in den Handſchriften ſchwankt, iſt wohl ſicher derſelbe gelehrte Architekt, welcher, wie wir oben erzählten, den Tempel der Minerva in dem benachbarten Priene gebaut und über denſelben ein Werk verfaßt hatte. Daß er auch über ſein Mauſoleum ein Buch ſchrieb, beſtätigt die Identität, und was am ſtärkſten dafür ſpricht, iſt der Umſtand, daß die Fragmente der höchſt zierlichen Bauglieder vom Mauſoleum, z. B. die Säulenköpfe und ihre Ornamente, welche jetzt hier im Muſeum ſind, auf's Genaueſte mit dem noch vorhandenen Tempel von Priene übereinſtimmen. Auch die Zeit iſt dieſelbe, denn der Tempel von Priene war eben fertig, als Alexander in dieſe Gegenden kam, und Alexander weihete ihn ein.

Fragen wir nun nach den Bildhauern, ſo gehören vier von den ſechs Namen, welche beide Schriftſteller nennen, nach Athen; von den zwei andern, Pythis und Timotheus, iſt das Vaterland unbekannt. Leochares hatte ſchon als junger Mann einen berühmten Namen, und Plato, laut einem Briefe an den jüngern Dionyſius, kaufte einen Apollo von dieſem „jungen und tüchtigen Künſtler." Sein Hauptwerk jedoch war der zartempfundene Ganymed, von dem das Alterthum rühmte, daß Jupiter in Adlergeſtalt ihn ſo umkrallt hielt, daß man ſah, er wolle den Liebling nicht verwunden. Außer den Reliefs vom Mauſoleum arbeitete er auch die Koloſſalſtatue des Mars in deſſen Tempel auf dem Felſen über dem Mauſoleum. Alt war er auch damals noch nicht, denn hernach finden wir ihn noch Alexander überlebend. Bryaxis war ebenfalls von Athen, ebenfalls noch jung, denn er hat gleichfalls nachher macedoniſche Porträts ausgeführt. Sehr alt war Skopas, als er am Mauſoleum arbeitete, denn ſeine Blüthe fällt nach Plinius bedeutend früher. Jedenfalls iſt er der intereſſanteſte von allen; ein Meiſter, den das Alterthum unter die allerhöchſten ſtellte und von welchem dennoch bisher kein beglaubigtes Werk exiſtirte.

Wir können ſeine Mänade, welche das Viertel eines geſchlachteten Rehes in der einen, das Opfermeſſer in der andern Hand hält, auf mehreren Reliefs in Nachbildung wiederfinden; ſeine Niobe haben wir wohl nicht im Original, aber in würdiger Copie, und von der Venus von Milo, der ſchönſten erhaltenen Frauenſtatue des Alterthums (Unſre liebe Frau von Milo, wie Heine ſie nennt), iſt es zwar ganz außer Zweifel, daß ſie ein Original iſt; aber leider können wir (mit Waagen) bloß vermuthen, nicht beweiſen, daß Skopas der Meiſter derſelben ſei. Es wäre unſchätzbar, wenn der Schutt des Mauſoleums unzweifel-

haste Originale von seiner Hand uns gerettet hätte.

Von Pythis, dem Bildhauer des kolossalen Viergespanns auf der Spitze der Pyramide, war der Kunstgeschichte nichts weiter bekannt: er aber tritt nunmehr kraft der unzweifelhaften Werke seiner Hand mit einem Male unter die Sterne erster Größe.

Endlich Praxiteles. Hat er am Mausoleum gearbeitet oder nicht? Es ist sehr verhängnißvoll für ihn, daß Plinius ihn nicht nennt, und fast ebenso verdächtig, daß Vitruvius nach ihm, obwohl als zweifelhaft, noch einen fünften Künstler, den Timotheus, nennt, der bei Plinius ganz bestimmt an der Stelle des Praxiteles steht. Nun aber sagen doch beide Schriftsteller, daß an den vier Seiten des Gebäudes je ein Künstler eine übernahm; was sollte der fünfte? Man muß daher wohl glauben, daß Praxiteles in der spätern Römerzeit ein so berühmter Name gewesen ist, daß man sich ihn bei solch einem ihm gleichzeitigen Hauptwerk wie das Mausoleum nicht unbeschäftigt denken konnte: grade so wie mehrere ausgezeichnete Werke in Rom, so namentlich die Niobegruppe, ihm ebenfalls von Manchen zugeschrieben wurden, während andere Kenner sie dem Skopas gaben.

In der That, die Sculpturen des Mausoleums passen wenig in den Kreis der Aufgaben, welche Praxiteles sich so gerne stellte: und bei seinem früherlangten Ruf hatte er Bestellungen vollauf, um alles ihm nicht Wahlverwandte ablehnen zu können. Seine Satire, Aphroditen, Eroten und Apollo's sind reizende Einzelfiguren gewesen, von höchster Vollendung und Grazie in Darstellung individueller Menschheit; sie hielten sich auch im Maß der menschlichen Größe, oft unter derselben; das Kolossale mied er. Ebenfalls lag ihm Kampf, wilde Bewegung, dramatischer Effect fern, Athleten hat er nie dargestellt, und von den kämpfenden Göttern nur einmal gelegentlich den Herkules. Seine Sphäre war die beglückte Ruhe der jugendlichen, sinnlich schönen, im Genuß lächelnden oder dem Genuß entgegenträumenden Menschheit. Solchem Sinne sagte keine der Aufgaben am Mausoleum zu: weder die zehn Fuß hohen Porträtstatuen noch der Fries mit den wilden, fast rohen Amazonenkämpfen in zorniger Thatkraft und mächtiger Bewegung, und selbst die Höhe, in welcher diese Bildwerke dem Auge sich zeigten, mußte einen Künstler abschrecken, der sich die feinste Vollendung zum Ziel gesetzt hatte, dessen Werke von Nahem gesehen sein wollen, dessen Venus von Gnidos in einer Capelle stand, wo man sie erst von vorn bestaunte und dann von der Priesterin sich auf die Rückseite führen ließ, um auch des unvergleichlichen Rückens sich zu erfreuen. Ja, wir dürfen technisch noch mehr sagen. Die Schule, welche die Reliefs am Mausoleum arbeitete, neigt, wenigstens in den Reliefs, schon stark zu der spätern Mode, die Glieder sehr zu strecken, die Extremitäten schlank und klein zu nehmen und besonders den Kopf zu vermindern. Für den Effect in Gruppen ist das nicht zu verwerfen, aber sehr ist es dem Geist des Praxiteles zuwider, dem das feinste Studium der menschlichen Form, die getreuste Nachbildung der wirklichen Proportionen des Körpers im Umgang mit seiner Phryne und Kratina zur andern Natur geworden war.

Hinsichtlich der Bildwerke also, welche das Mausoleum unterhalb der Pyramide oder den Theil, welchen Plinius das Pteron nennt, schmückten, halten wir an Plinius fest und sagen, daß Skopas, und zwar dieser an der Ostseite, Leochares, Bryaxis und Timotheus hier gearbeitet haben.

Wenden wir uns nun zu dem Schwersten unsrer ganzen Betrachtung, zu der Construction des Gebäudes selbst, so fällt uns, wenn wir an die griechische Tempelform gewöhnt sind, sofort die oben Alles abschließende Spitze, und diese wiederum in der seltsamen Form der Stufenpyramide, auf. Und in der That, in allen Aufrissen, die man vom Mausoleum bisher theils nach den alten Schriftstellern, theils nach den wirklichen Resten gemacht hat, bleibt diese Pyramide auf einem viereckigen Unterbau dem abendländischen Gefühl widerstrebend: sie ist, um es kurz zu sagen, barbarisch, asiatisch, primitiv. Aber sie paßt zum Geist jenes Landes. Kleinasien war an der Küste griechisch, im Inlande blieb es national, semitisch, phrygisch, lydisch, karisch oder lykisch. Im Osten aber, außerhalb des Griechenthums, ist die Pyramide eine uralt heilige Form; von Egypten bis nach Babylon, von den Pagoden Indiens bis zu den lydischen Königsgräbern beherrschte sie die asiatische Architektur. Durch ganz Phrygien sind Grabmäler dieser Art vertheilt; der hohe Tumulus, den König Gyges seiner Geliebten baute und den man von jedem Punkte Lydiens erblickte, hatte diese Form; nahe bei Halikarnassos, in des Mausolus erster Residenzstadt Mylasa, finden wir an einem freilich kleinlichen Denkmal eine Stufenpyramide keck, ohne weiteres Untergestell, auf zwölf griechische Säulen gestützt; und als zweihundert Jahre später Simon Makkabäus nach dem glücklich vollbrachten Freiheitskampfe der Juden gegen Syrien seinen Eltern und Heldenbrüdern ein Monument in ihrer Vaterstadt Modein errichtete, da fiel er wieder auf die Pyramidenform. Denn, wie das erste Makkabäerbuch und Josephus es erzählen, er baute ein Grab, von Monolith-Säulen umgeben und mit polirtem Marmor bekleidet, darauf standen sieben

Pyramiden, eine gegenüber der andern: ein Werk, das ſeinen Grundplan vielleicht gradezu vom Mauſoleum erborgt hat. Ja, an dieſe Form wurde zuletzt auch das abendländiſche Auge gewöhnt. Als Hadrian, der in ſeinen Bauten alle orientaliſchen Formen nachahmte, für ſich ein Grabmonument entwarf, da fiel er natürlich auf das glänzendſte Vorbild, und die Engelsburg in Rom bewahrt noch in ihrem Umriß das Untergeſtell dieſer kaiſerlichen Pyramide. Hier war Alles wie in Halikarnaſſos: das viereckte Untergeſtell, mit Statuen beſetzt, die Pyramide, vielleicht auch ein Viergeſpann mit der Statue des Kaiſers auf dem Wagen ſtehend. Ein Blick auf die Reſtauration dieſes Bauwerkes (z. B. in Guhl und Caspar's trefflichen Denkmälern der Kunſt I. Taf. 28) wird Jeden überzeugen, wieviel der römiſche Architekt dem griechiſchen Muſter ſchuldig geworden iſt. Gewiſſermaßen drückte auch der Name dieſes aus; ſchon die Alten bemerkten, daß von dem Urtypus in Halikarnaß alle prachtvollen Grabmonumente den Namen der Mauſoleen empfangen hätten.

Am auffallendſten ſind die Zahlen bei Plinius, welche die Verhältniſſe der einzelnen Theile des Bauwerkes ausdrücken. Der Theil, welchen er das Pteron nennt, hatte nach ihm 25 Ellen, das ſind 37½ Fuß; denn der Cubitus der Alten iſt die Länge vom Ellbogen bis zur Spitze des ausgeſtreckten Mittelfingers. Die Pyramide, eingeſchloſſen das marmorne Viergeſpann, hatte dieſelbe Höhe wie das Pteron: das macht zuſammen 75 Fuß. Nun aber ſagt derſelbe Schriftſteller, daß die ganze Höhe des Mauſoleums 140 Fuß geweſen ſei; alſo iſt es klar, daß er eine dritte Dimenſion und folglich einen dritten Theil des Gebäudes unerwähnt gelaſſen hat. Aus Plinius allein ließ ſich alſo das Gebäude nicht reſtauriren, und alle nur auf ſeiner Angabe ruhenden Verſuche älterer und neuerer Zeit, daſſelbe zu zeichnen, mußten fehlſchlagen. Es wäre aber ſehr intereſſant, wenn die wirklich aufgefundenen Trümmer des Gebäudes dennoch mit den Maßen des Plinius übereinſtimmten und zugleich die fehlende dritte Dimenſion uns errathen ließen.

Noch verwirrender erſcheinen bei Plinius die Längen- und Breitenmaße. Der Pteron ſoll an der Nord- und Südſeite 63 Fuß lang geweſen ſein; die Weſt- und Oſtſeite waren, dies wird ausdrücklich geſagt, kürzer. Nehmen wir aber auch alle vier Seiten auf 63 Fuß an, ſo iſt der ganze Umfang immer nur 252 Fuß. Nun aber ſagt derſelbe Plinius, daß der ganze Umfang vielmehr 411 Fuß ſei. Indeſſen liegt hier die Vermuthung nahe, daß die kleineren Maße ſich nur auf den innern viereckigen Mauerkern oder auf das beziehen, was man bei einem Tempel die Cella nennen würde. Um dieſen ſtanden, wie wir wiſſen, 36 Säulen, und der Geſammtumfang von 411 Fuß kann ſich auf dieſe Säulenhalle beziehen. Es würde dann zwiſchen der Cella und den Säulen ein Gang von etwa 25 Fuß Weite übrig bleiben, was mit den Verhältniſſen anderer Bauwerke in Griechenland ſehr wohl übereinſtimmt.

Wie dem ſei, die Conſtruction des ganzen Bauwerks muß ungemein ſolid geweſen ſein; denn wir können den Beweis führen, daß wenigſtens 1500 Jahre lang das Gebäude ein Gegenſtand der Bewunderung geblieben iſt. Vier Jahrhunderte nach ſeiner Entſtehung ſchrieben Vitruvius und Plinius über daſſelbe. 150 Jahre nach Chriſtus erwähnt Lukian in der oben angeführten Stelle aus den Geſprächen der Abgeſchiednen die Pferde und Männer, auf's Genauſte der Natur nachgeahmt und vom ſchönſten Stein, wie man kaum einen Tempel finden würde. Zu derſelben Zeit ſpricht der Reiſende Pauſanias von demſelben: die Römer, ſagt er, bewunderten es ſo ſehr, daß ſie alle ähnlichen Gebäude Mauſoleen nannten, und eben damals war ſchon in Rom, in Hadrian's Grabmal, eine prachtvolle Nachahmung entſtanden. Im vierten Jahrhundert nach Chriſtus erwähnt der Kirchenvater Gregorius von Nazianz des Mauſoleums. Im zehnten Conſtantin Porphyrogennetus, deſſen Worte beweiſen, daß es damals noch aufrecht ſtand; im elften Eudokia, welche jedoch erwähnt, daß es in einem Teiche liege; und im zwölften Jahrhundert Euſtathius, welcher die bezeichnenden Worte braucht: Es war und iſt noch jetzt ein Wunderwerk.

Grade auf dieſer Küſte von Kleinaſien iſt die Erhaltung eines hochgethürmten und künſtlich conſtruirten Bauwerks durch einen Zeitraum von fünfzehn Jahrhunderten ſchon an und für ſich ſelbſt ein Wunder, wenn wir an die entſetzlichen Erdbeben denken, denen grade dieſer Strich ausgeſetzt iſt. In Rhodos ſtürzte der große Sonnenkoloß auf der Hafenſpitze, der doch erſt nach dem Mauſoleum erſtanden iſt, bekanntlich ſchon nach 53 Jahren. Abermals wurde Rhodos 1481 von einer Reihe ſchrecklicher Erdbeben zwiſchen März und December heimgeſucht; mehrere Male ſtieg das Meer plötzlich zehn Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe und wich dann um eben ſoviel unter dieſelbe, ſo daß Schiffe im Hafen verſanken. Jetzt, nach der abermaligen Kataſtrophe von 1856, iſt die Inſel, wie ein neuerer Reiſender ſagt, „in jeder Beziehung eine Ruine, ein Herd für Erdbeben, und die wenigen ſchönen Bauwerke, die noch ſtehen, ſind voller Riſſe.“*)

*) Albert Berg, die Stadt Rhodus, Deutſche Monatshefte, März 1858.

Nördlich von Halikarnaß, in Broussa, sind die Moscheen der ersten türkischen Sultane, erst 600 Jahre alt, durch das letzte Erdbeben vom Jahr 1856 bereits niedergebrochen. Allein auch hier gibt eine interessante Stelle bei einem alten Schriftsteller die Lösung an die Hand. Wie es in den südamerikanischen Anden die sogenannten Brücken gibt, Stellen, die in der Mitte von zwei Erschütterungskreisen doch selber von Erdbeben verschont sind, so scheint auch diese karische Halbinsel vielleicht Jahrtausende lang eine Brücke zwischen den Erschütterungskreisen von Rhodos und Bithynien geblieben zu sein: denn Tacitus (Annalen 4, 55) erwähnt die Lage von Halikarnaß als geschützt vor Erdbeben. Die Bewohner der Stadt rühmten sich nämlich in der Zeit des Tiberius (als elf Städte Kleinasiens sich um die Ehre eines neu zu erbauenden Tempels stritten), daß in ihrer Stadt ein Tempel schon 1200 Jahre auf lebendigem Felsboden stehe, ohne je durch einen Erdstoß gelitten zu haben. Auch die Lage des Mausoleums auf einer aus dem naturwüchsigen Felsen herausgehauenen Platte gab ihm größere Sicherheit: nach Klöden (Erdkunde 1, 181) sind die Wirkungen der Erdbeben auf die auf festem Felsgrunde stehenden Häuser stets weniger furchtbar als auf solche, die auf lockerem Boden stehen.

III. Der Verfall und die Zerstörung des Mausoleums.

Und doch kam auch für diesen Platz einmal die Katastrophe. Wenn wirklich zur Zeit des Eustathius (1170) das Mausoleum in allen seinen Theilen, das oberste Viergespann eingeschlossen, noch gestanden hat, so muß in den folgenden zwei Jahrhunderten das Erdbeben Statt gehabt haben, durch welches die Natur mit wohlthätiger Grausamkeit die Statue des Mausolus zertrümmerte, um sie der zerstörenden Barbarenfaust des Kriegshandwerks zu entziehen und für uns zu retten.

Denn nun, vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an, beginnen in diesen Gegenden die Kämpfe der Rhodiserritter mit den Türken, Halikarnassos wird eine Ordensfeste, und der Krieg, dem alle Mittel recht sind, zerschlägt die Werke des Geistes.

„Bei dem Verfall des römischen Reiches," sagt Claude Guichard im Jahr 1581, „nachdem durch die Einfälle der Muhamedaner und Perser so viele mächtige, reiche und wohlbevölkerte Städte geplündert und zerstört waren, wurde auch die prächtige alte Stadt Halikarnassos gebrochen und in ein kleines Dorf oder Weiler verwandelt, das nur von der Gnade der Corsaren oder Seeräuber lebte und noch besteht unter dem Namen Mesy. Als die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem nach Rhodos sich zurückzogen, fanden sie diesen Ort, der sich zuerst zeigt, wenn man von der Insel gradeswegs zum Festlande segelt, seiner Natur nach gut zu vertheidigen und sehr bequem, um Asien zu beherrschen, Proviant aus allen jenen Ländern zu ziehen und die Einfälle der Piraten von der Türkei und von Egypten her zu verhindern. Also bauten sie auf der rechten (d. h. östlichen) Spitze des Hafens, wo vorzeit der Tempel der Venus und des Mercur gestanden hatte, ein Schloß, das man noch heute dort sieht; welches sie befestigten und Tour St. Pierre nannten: angelockt, wie ich glaube, zum Bau der Festung an dieser Seite (obwohl die andere Spitze eine festere Position darbot) durch den Vorzug der schönen und krystallhellen Quelle Salmakis, welche an diesem Orte floß."

Auch den Urheber und die Zeit dieses Bauwerkes, sowie leider auch das Material, aus dem er baute, kennen wir vollkommen genau. Die barbarische Hand, die zuerst das Mausoleum abtrug, war eine deutsche.

Nach dem Verlust von Cypern besetzten die Johanniter im Jahre 1309 die Insel Rhodos, die letzte Eroberung der Kreuzzüge. Ihre Macht wurde bald durch die großen über alle christlichen Länder vertheilten Güter vermehrt, welche ihnen aus dem Nachlaß der Tempelherren zufielen. Unter den sogenannten Zungen des Ordens nahm die deutsche stets einen ehrenvollen Rang ein; die Annalen der letzten Belagerung vom Jahre 1522 verweilen auf ihren Heldenthaten. Eine der kriegerischen Großwürden des Ordens fiel ihnen zu; wie der sogenannte Türkendrescher (Turcomastix), d. h. der General der Reiterei, stets aus der englischen Zunge gewählt wurde, so war der Bailli des Ordens immer ein Deutscher. Der Bailli hatte die Aufsicht über die Festungswerke, also war es natürlich, daß der Bau des neuen Schlosses von Sanct Peter, am Hafen von Halikarnassos, einem deutschen Ritter zufiel.

Auch der Geschichtschreiber der letzten Belagerung, der als Augenzeuge sie mit erlebt hatte, war, wo nicht in unserm Sinne ein Deutscher, jedenfalls in den damaligen Grenzen des deutschen Reichs geboren. Jacob Fontanus, Rechtsgelehrter aus Brügge, der sich selbst den Titel Appellationsrichter des heiligen und adligen Ordens von Jerusalem und des Volks von Rhodos beilegt, verfaßte sofort nach der Landung der Ritter in Europa sein Werk von dem rhodischen Kriege. Es erschien zwei Jahr nach den Begebenheiten, 1524, zu Rom, dem Papst Clemens VII. dedicirt. Von einem angesehenen Manne verfaßt, lebendig und mit genauer Sachkunde geschrieben, wurde das Buch, so lange das romantische Interesse an diesem heldenmüthi-

gen Kampfe fortdauerte, in ganz Europa viel gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt.

„Als bei der Belagerung," sagt Fontanus, „in der Stadt Männer und Kriegsvorräthe zu mangeln anfingen, brachten Schiffer Hülfstruppen und Proviant von den umliegenden Inseln und aus den Festungen Lindus, Mauolitum, Feraclum und Petrea, welche letztere aus den Ruinen von Halikarnaß und den Pyramiden des Mausolus-Grabmals, das unter den sieben Weltwundern sehr berühmt war, Heinrich Schlegelholt, ein deutscher Ritter, zu bauen anfing, als Tamerlan Asien angriff und den Sultan der Türken, Bajazeth, welcher zuvor in der berühmten Schlacht von Nikopolis die Ungarn und den Herzog Johann von Burgund geschlagen hatte, in Ketten legte." Die Schlacht bei Ankyra, wo Tamerlan den Bajazeth besiegte, fand 1402 statt; der Bau der Petersfeste fällt somit in die ersten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts.*)

Die Familie der Schlegelholt muß auch sonst mit dem Orden enge verbunden gewesen sein: der achtzehnte Großprior von Deutschland, der dies Amt von 1459 bis 1466 bekleidete (Falkenstein, Geschichte des Johanniterordens II, 132) hieß Johann von Schlegelholz. Aus welchem Theil von Deutschland sie stammten, habe ich nicht ermitteln können. Der Name Petrea, oder vielmehr Arx petrea, ist nichts als eine lateinische Form für das italienische Torre di San Pietro, und man vermuthet, daß aus der türkischen Entstellung des Wortes der Name Budrum hervorgegangen ist, mit welchem die Einwohner jetzt die Festung und die umliegende neue Stadt bezeichnen. Der mittelalterliche Name Mesy scheint gänzlich verschwunden zu sein.

Noch in demselben Jahrhundert, wo dies Schloß gebaut war, machte der venetianische Admiral Peter Mocenigo einen Kriegszug gegen die Türken, welcher von 1472 bis 1474 dauerte. Diesem Zuge hatte sich ein Dalmatier, Coriolan Cepio, angeschlossen, ein aufmerksamer und classisch gebildeter Beobachter, welcher später diese Begebenheiten in einem kleinen lateinischen Buch beschrieb. Die venetianische Armee kam auch nach Halikarnassos und bestand vor den Mauern des Ortes ein Gefecht mit den umwohnenden türkischen Hirten. Cepio erwähnt das Mausoleum, dessen Reste er unter den Trümmern der antiken Stadt noch erkennbar fand. Das Castell des heiligen Petrus, damals eine starke Festung, war der einzige Platz, den die Christen noch auf dem Festlande von Kleinasien behaupteten. Aus den umliegenden türkischen Gebieten flüchteten daher zahlreiche Christensclaven dorthin. Cepio erzählt, daß die Einwohner jede Nacht über fünfzig Hunde vor den Stadtthoren herumlaufen ließen und rühmt, wie gescheidt diese Bestien gewesen seien. Kam ein Feind, so zerrissen sie ihn; einen flüchtigen Christen aber empfingen sie freundlich und führten ihn, sagt Cepio, mit lautem Beifall (cum applausu) an das nächste Stadtthor. Ich hätte es darauf nicht risliren mögen. In der Stadt hatte man besonders Mangel an Holz, da Feinde rings herum wohnten. Die Leute auf den Dörfern waren faul und trieben nur Viehzucht; nur die Frauen arbeiteten und woben (wie noch heut) so viele Teppiche, daß über den eigenen Verbrauch hinaus sie ihre Waaren verkauften.

Und nun nähern wir uns der Zeit, wo die heranrückende letzte Belagerung von Rhodos dem Orden alle Kräfte anzuspannen gebot. Das Jahr 1522 sah Beides, den Abbruch des Mausoleums und den Fall des Ordens.

Claude Guichard, Doctor der Rechte aus Lyon, verfaßte um 1570 ein gelehrtes Buch unter dem Titel: Funerailles et diverses manières d'enseuelir des Rommains, Grecs et autres nations, tant anciennes que modernes, Lyon 1581, und in diesem gibt er, außer der oben schon ausgezogenen Stelle, einen so graphischen Bericht von der Aufdeckung der Grabkammer, daß ich ihn in wörtlicher Uebersetzung mittheilen will.

„Im Jahr 1522, als Sultan Soliman sich zum Angriff auf Rhodos rüstete, da der Großmeister die Wichtigkeit dieses Platzes (Halikarnassos) kannte, und daß der Türke nicht verfehlen würde, ihn wo möglich sofort beim ersten Anlauf zu besetzen, schickte er etliche Ritter dahin, ihn zu repariren und Alles in Ordnung zu bringen, was man den Feind abzuschlagen gebrauchte: unter welchen Rittern der Commandeur de la Tourette von Lyon war, welcher sich nachher bei der Einnahme von Rhodos befand und nach Frankreich kam, wo er von Dem, was ich nunmehr sagen will, dem Herrn d'Allechamps (einem französischen Philologen) einen Bericht gab: einem Herrn, durch seine gelehrten Schriften genugsam bekannt, und den ich hier nur nenne, damit man wisse, woher ich eine so merkwürdige Geschichte habe. Als die Ritter

*) Ex arcibus Lindo, Mauolito, Feraclo, Petrea (quam ex ruinis Halicarnassi, piramidibusque Mausoli sepulchri, inter septem Orbis miracula nominatissimi, struere coepit Henricus Sclegheelbolt eques Germanus, dum Tamberlanus invaderet Asiam, coniiceretque in vincula Baraxetum Turcarum regem, qui prius Pannonios et Ioannem Burgundiae ducem insigni apud Nicopolim praelio profligaverat), praeterea ex insulis Co, Lero, Calymnia, Nisero. In der Ausgabe hinter dem Werke des Chalkokondylas, Basel, heißt er Schlegelholt. Italienische Uebersetzung des Sansovino, Venedig 1545: Sclegelolth.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

in Mesy angekommen waren, gaben sie sich ohne Verzug daran, das Schloß befestigen zu lassen; und da sie in der Nachbarschaft keine bessern Steine, noch an einem gelegenern Platze, zum Kalkbrennen fanden, als gewisse Stufen von weißem Marmor, welche sich treppenförmig mitten auf einem Acker, nahe beim Hafen, erhoben, da wo einst der Hauptplatz von Halikarnassos war: so ließen sie dieselben abbrechen und für diesen Zweck verwenden. Da man den Stein gut fand und das wenige Gemäuer über der Erde zu Ende war, ließen sie tiefer graben, in der Hoffnung, mehr zu finden. Damit ging es ihnen sehr glücklich, denn sie fanden bald, daß je tiefer man grub, desto breiter nach unten das Gebäude wurde, welches ihnen hernach nicht nur zum Kalkbrennen, sondern auch zum Bauen die Steine lieferte. Nach vier oder fünf Tagen, nachdem sie viel abgedeckt hatten, sahen sie eines Nachmittags eine Oeffnung, als sollte man in eine Höhle hinabsteigen: sie nahmen Kerzen und stiegen hinein, wo sie einen schönen viereckigen Saal fanden, der ringsumher mit Marmorsäulen verziert war, die Basen, Capitelle, Architrave, Friese und Gesimse in Halbrelief ausgehauen und geschnitzt. Die Zwischenräume der Säulen waren verkleidet mit Streifen, Lissenen oder „plattes bandes“ von buntfarbigem Marmor, mit Ornament und Sculptur geschnitzt, in Uebereinstimmung mit dem übrigen Werk und schön abgehoben von dem weißen Grund der Mauer, woselbst man lauter gemeißelte Figurenstücke (histoires) und allerlei Schlachten in Halbrelief sah. Als sie dieses zuerst angestaunt und in ihrer Phantasie die Merkwürdigkeit der Arbeit erwogen hatten, zerbrachen und zerstörten sie es, um es zu gebrauchen, wie sie das Uebrige gebraucht hatten. Außer diesem Gemach fanden sie nachher eine sehr niedrige Pforte, welche in ein anderes wie in eine Antichambre führte, wo ein Grabmal war, mit seiner Vase und seinem Wappen (?tymbre), von weißem Marmor, sehr schön und wunderbar schimmernd, welches sie, da sie keine Zeit hatten und das Zeichen zur Retraite schon war gegeben worden, nicht aufdeckten. Als sie am folgenden Morgen wiederkamen, fanden sie das Grab aufgewühlt und die Erde rund herum überstreut mit einer Menge kleiner Fetzen von Goldbrokat (drap d'or) und Goldplättchen (paillettes, kleine durchbohrte und kreisrunde Plättchen, zum Sticken gebraucht), daher sie vermutheten, daß die Corsaren, welche damals diese ganze Küste entlang kreuzten, nachdem sie Wind von dieser Entdeckung bekommen, in der Nacht sich herbeigemacht und den Deckel abgehoben hätten, und man glaubt, daß sie daselbst große Reichthümer und Schätze gefunden haben. Also ist dieses prächtige Grabmal, das für eines der sieben Weltwunder galt, nachdem es der Wuth der Barbaren entgangen und 2247 Jahre (die Zahl ist falsch, es sind 1875 Jahre) aufrecht, oder doch in den Ruinen der Stadt Halikarnassos verborgen gestanden, entdeckt und zur Reparatur des Schlosses Sanct Peter zerstört worden durch die Kreuzritter von Rhodos, welche aber bald darauf von da und allgemach aus ganz Asien von den Türken sind vertrieben worden.“

Einmal, nach fast neunzehn Jahrhunderten, sahen Menschenaugen diese Pracht — sie beschauten sie eine müßige Viertelstunde hindurch, und dann wurde sie Kalk!

Die Menschheit ist unendlich reich in ihren Strebungen, aber die Einzelnen sind beschränkt durch ihre einseitigen Energien. Diese Ritter hatten ein Ziel: den Türken zu jagen; auch dieses Ziel war tapfrer Männer würdig, und sie haben es als Helden verfolgt. Was galt ihnen Mausolus und die alte Heidenpracht?

So vandalisch aber auch diese Zerstörung war, so blieb in der Brust der Ritter doch ein Wunsch übrig, so viel zu retten, als die Eile des Augenblicks und die eigene Sicherheit erlaubte. Wahrscheinlich schon damals (doch kann es möglicherweise schon beim ersten Bau durch Ritter Schlegelholt geschehen sein) wurden nämlich einzelne Tafeln des Frieses als eine Art Trophäe oder Verzierung in die Mauern des Schlosses eingefügt. Nicht Tafeln aus einem innern Gemach; denn die erhaltenen Friesplatten sind ihrem ganzen Stile nach auf Verzierung einer Außenseite berechnet. Die meisten dieser Spolien schmückten den innern Schloßhof des Peterscastells; zwei Tafeln aber wurden an der Außenseite des Hauptthurms, welcher sich kühn aus dem Meer erhebt, eingemauert. Dasselbe geschah mit mehreren gleichfalls aus den Ruinen herstammenden Löwenbüsten. In diesem Zustande gingen die Sculpturen mit dem Schlosse des h. Petrus und dem ganzen Territorium des Ordens am 1. Januar 1523 in die Hände der Türken über. Es wurde den Reisenden in neuerer Zeit schwer, zu den Sculpturen im innern Hofe des Castells vorzudringen, da die Türken den Eintritt ungern gewährten. Die Sculpturen an der Außenseite des Thurms aber sah Professor Ludwig Roß aus Athen noch im Jahre 1844, auf seiner Reise nach den griechischen Inseln, auf ihrer Stelle. Er mußte sich zu diesem Zwecke in einem Boote an den Fuß des Thurmes rudern lassen. Hier sah er vier Friesplatten in ansehnlicher Höhe eingemauert; über ihnen zwei sehr schöne Löwenbüsten, die ihn an die Löwenköpfe der lykischen Sarkophage erinnerten; von einer andern Seite des Thurmes blickten noch zwei

andere Löwenköpfe auf die See hinaus. Roß ſchlug damals der preußiſchen Regierung vor, in Conſtantinopel Schritte zur Erwerbung dieſer Kunſtwerke zu thun, allein ſie waren bereits in engliſchen Beſitz übergegangen. Sir Stratford Canning (jetzt Lord Stratford de Redcliffe), engliſcher Geſandter bei der Pforte, erhielt die Sculpturen von dem Sultan zum Geſchenk. Er gab ſie ſeinerſeits der engliſchen Nation, und im Jahre 1846 wurden die elf zu Budrum eingemauerten Friesplatten losgebrochen und nach London in's britiſche Muſeum gebracht. Sie hatten, wie ſich denken läßt, ſehr gelitten; namentlich fehlen die Köpfe der Figuren faſt gänzlich.

Bei dem lebhaften Verkehr, welcher zur Zeit des Ordens zwiſchen jenen Gegenden und Italien beſtand, wo man im ſechzehnten Jahrhundert alles Antike wohl zu ſchätzen wußte, iſt es nicht zu verwundern, daß eine vereinzelte Tafel des Frieſes ſich nach Genua verirrte, wo ſie noch jetzt im Pavillon der Villa Negroni aufbewahrt wird. Das Sammler-Auge unſrer Landsmännin, der Frau Mertens Schaffhauſen von Bonn, erkannte den Zuſammenhang dieſer Tafel mit den übrigen jetzt in London aufgeſtellten. Ein Gipsabguß der Negroniſchen Tafel im britiſchen Muſeum ergibt unzweifelhaft durch Größe wie durch Styl die Zuſammengehörigkeit mit den Platten aus dem Peterscaſtell.*)

(Schluß folgt.)

Raphael's Disputa,

geſtochen von Prof. Joſeph Keller in Düſſeldorf.

Das Werk, an dem ſich heldenmüthige Ausdauer, hoher Schönheitsſinn, unvergleichliche Kunſtfertigkeit gleich ſehr betheiligt haben, — das Werk, das beſtimmt iſt, dem Lande, in dem es unternommen worden, Ehre zu bringen, das durch Vervielfältigung eines der größten Meiſterwerke ſich um die ganze Künſtlerwelt der Gegenwart und Zukunft ein nicht genug zu ſchätzendes Verdienſt erworben — dieſes herrliche große Werk iſt vollendet. Der Stich der Raphael'ſchen Disputa von Joſeph Keller in Düſſeldorf befindet ſich unter der Preſſe. Die Welt wird ſich alſo bald an der Vervielfältigung einer Arbeit freuen können, die zu den bedeutendſten Schöpfungen Raphael's überhaupt gehört und die gewiß mit der Schule von Athen die bedeutendſte ſeiner vaticaniſchen Bilder iſt. Man weiß, daß die beiden genannten Bilder das vor allen andern voraus haben, daß ſie ganz von der Hand des Meiſters ausgeführt, während die anderen vaticaniſchen Arbeiten zum Theile von Freunden und Schülern vollendet worden. Dieſer Umſtand war vielleicht eines der Motive in der Wahl des Kupferſtechers, für den das Bewußtſein, überall und in allen Theilen den Intentionen und der Hand des Meiſters zu folgen, beſonders intereſſant und bei einer ſo lange dauernden Arbeit ermuthigend und begeiſternd ſein mußte. Zuerſt führte Herr Joſeph Keller jene Zeichnung der Disputa aus, die ſich heute in der Königlichen Kupferſtichſammlung in Berlin befindet und die Bewunderung aller Kenner erregt. Seit damals, d. i. ſeit 1842, ſtand er, mühevoll und gewiſſenhaft arbeitend, wie ſelten ein Kupferſtecher vor ihm, an der Kupferplatte, die eine Dimenſion von 40 Zoll Breite und 29½ Zoll Höhe hat; das will ſagen, eine Dimenſion von überaus ſeltener Größe. Dieſe Platte gewährt in allen ihren Theilen ein großartiges Schauſpiel. Ueberall iſt das Auge von einer unübertrefflichen Kunſtfertigkeit in der techniſchen Behandlung, iſt der Geiſt von einer echt künſtleriſchen, erhabenen und zugleich neuen Auffaſſung überraſcht. Was die Kunſtfertigkeit in der techniſchen Behandlung betrifft, iſt Joſeph Keller gleich ſtark in allen Mitteln, welche die Kupferſtecherkunſt bietet, ob er nun die Radirung, die kalte Nadel oder den Stichel anwendet. So bringt er Wirkungen hervor, welche die Farbe ganz vergeſſen machen (man ſehe nur den heiligen Bonaventura, ſeinen Gegenſatz in der Ausführung des heiligen Auguſtin, die Gewandung des heiligen Gregor, die Haare und den Bart an der prachtvollen Figur rechts ꝛc. ꝛc.). Ja, Keller hat mit ſeiner Kunſt wieder Manches erſetzt und reſtaurirt, was durch die Unbill der Zeit an ſeinem Original entſtellt oder vernichtet worden. So hat er z. B. die Glorie und den leuchtenden Himmel wieder hergeſtellt, welcher Chriſtus umgibt und heute im Original geſchwärzt iſt, obwohl er ſich dadurch eines großen Effectes beraubte, da nunmehr das weiße Gewand nicht mehr ſo wirkſam hervortritt, wie auf den Kupferſtichen ſeiner Vorgänger, die ſich den geſchwärzten Hintergrund zu Nutze machten. Dieſe hohe Gewiſſenhaftigkeit iſt es vorzugsweiſe, welche das Werk Keller's charakteriſirt, aber es iſt nicht eine pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit, ſondern eine durch und durch künſtleriſche, die ihr großes Vorbild ganz in ſich aufnimmt und ganz wiederzugeben ſtrebt, in den kleinſten Einzelnheiten eben ſowohl, als in den Hauptſachen, in Charakteriſirung der Köpfe, im Verhältniß der Gruppen zu einander, in der möglichſten Wiedererweckung der Farben, in der Stimmung und Atmoſphäre des Ganzen.

*) Vgl. Friedländer, Schickſale antiker Kunſtwerke, Deutſche Monatshefte, Febr. 1858. S. 544.

An den Gegenſätzen wird uns dieſes große Verdienſt des Kupferſtechers am klarſten. Man betrachte zu dem Zwecke nur den gewaltigen heiligen Hieronymus in ſeiner ſtarren Haltung und den weiblichen Herzog von Urbino; den felſenfeſten Petrus und den milden Stephanus; Adam und die Engelschöre ꝛc. — Wir wagen ſogar die Behauptung, daß man dem Stiche noch die Nachklänge der Peruginiſchen Farbenſchule anerkenne; ſo ſehr hat Keller mit aller Strenge des Zeichenſtiles die maleriſche Behandlung zu verbinden verſtanden.

Mit all dem Geſagten wollen wir hier nur Andeutungen gegeben und die Aufmerkſamkeit des Publicums auf das große Werk J. Keller's gelenkt haben; ſämmtliche Verdienſte dieſer fünfzehnjährigen Arbeit aufzuzählen und in's rechte Licht zu ſtellen, iſt beinahe unmöglich. Wir begnügen uns mit dem Ausſpruch, den wir nicht für kühn oder gewagt halten, daß ſich Joſeph Keller durch den Stich der Diſputa als den größten Kupferſtecher unſrer Zeit geoffenbart hat und daß ſein Werk zu den bedeutendſten und außerordentlichſten der Art gehört. Andere Nationen wären auf den Beſitz eines Künſtlers wie Joſeph Keller mehr als ſtolz; Würden, Aemter und Reichthum würden ihn dafür belohnen, daß ſich ſein Volk ſeiner rühmen kann. Wir haben nur zu verzeichnen, daß ſich der rheiniſch-weſtphäliſche Kunſtverein das Verdienſt erworben, die Exiſtenz des Künſtlers für die lange Dauer der Arbeit geſichert zu haben.

Nur noch eine Bemerkung wollen wir dieſer Notiz hinzufügen, um wo möglich das Intereſſe für die Diſputa zu erhöhen. Lange Zeit betrachtete man dieſes bewunderungswürdige Werk Raphael's als eine bloße Darſtellung des kirchlichen Streites über die Transſubſtantiation. Man iſt von dieſer falſchen Idee zurückgekommen. Die ſogenannte Diſputa hat eine viel größere Bedeutung, eine viel tiefere. Sie iſt die Verherrlichung der Religion, ebenſo wie die Schule von Athen die Verherrlichung irdiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft iſt. Die Religion manifeſtirt ſich hier in der Perſon Gottes und in den Hauptträgern, den wirkenden wie duldenden, der religiöſen Idee — in den Vorläufern und Verkündern des Chriſtenthums, in deſſen thätigen Verbreitern wie in ſeinen Duldern, und zwar zerfällt dieſe Manifeſtation in zwei Haupttheile — auf dem Bilde Raphael's in die obere und untere Hälfte — in die triumphirende Kirche im Himmel und in die ſtreitende auf Erden. Dieſer letztere Contraſt, der Raphael zur maleriſchen Behandlung ſo viel maleriſchen Stoff geboten, hat dem Kupferſtecher eben ſo viel Gelegenheit gegeben, ſeine dem Original entſprechende Kunſt zu zeigen. Allein wir wollen ja auf den Stich nicht mehr zurückkommen; ſo geben wir dem Publicum nur noch die gute Nachricht, daß wir Hoffnung haben, von Keller noch ein anderes Meiſterwerk Raphael's reproducirt zu ſehen. Schon hat ihm das Königlich ſächſiſche Miniſterium die Erlaubniß ertheilt, die Sixtiniſche Madonna in Kupfer zu ſtechen. Alexander der Macedonier beneidete Achilles, daß er einen Homer gefunden. Raphael kann zufrieden ſein, einen ſolchen Nachſchöpfer ſeiner Thaten gefunden zu haben, wie Joſeph Keller iſt.

M. H.

Literariſches.

Ralph Waldo Emerſon. Aus dem Engliſchen von G. Fabricius. Hannover bei Carl Meyer.

Wie Carlyle deutſch und geiſtiggroß für gleichbedeutende Begriffe erklärt, ſo ertheilt auch Emerſon unſrer Nation das ehrenvolle Zeugniß, daß von ihr das Tiefſte und das Höchſte auf geiſtigem Gebiet geleiſtet ſei und geleiſtet werde. Durch die Erkenntniß alles Großen und Guten zu gewinnen und bei aller Macht, die das Erkennen und Verſtehen gewährt, demüthig zu bleiben, ſoll der charakteriſtiſche Grundzug des deutſchen Volkes ſein. Treffend bemerkt der Ueberſetzer, Emerſon habe durch jenen Ausſpruch Theil an unſerm Beſten genommen, denn er beherrſche ſeine Leſer durch die Demuth ſeiner Erkenntniß; wenn aber Fabricius gleich hinzufügt „und muß uns dann als ein großes und bedeutendes Genie auch überholen", ſo wollen wir das Compliment gelten laſſen, falls es eben nur ein ſolches ſein ſoll. Wenn indeß die Aeußerung nicht als ein Einfluß der Courtoiſie, ſondern als ein wirklich kritiſches Urtheil beachtet ſein will, ſo müſſen wir dagegen Einſpruch erheben. Keine Frage, daß Emerſon ein fein gebildeter Denker und ſcharf ſehender Beobachter, daß er entſchieden der gebildetſte philoſophiſche Schriftſteller iſt, den Amerika bis jetzt aufzuweiſen hat; es kann ihm ferner die Conceſſion gemacht werden, daß er nicht über abſtruſe Probleme in der Sprache der Schule ſpricht, ſondern über Gegenſtände des wirklichen Lebens, für welche ſich ein Intereſſe in weiteren Kreiſen vorausſetzen läßt, und zwar in der Sprache, die ſich zum Vortrage für ein allgemein gebildetes Publicum eignet. Dagegen fehlt Emerſon (verſteht man ſich zu einer näheren Prüfung des materiellen Inhalts ſeiner Eſſays, findet man es ſofort) grade dasjenige Moment, welches den wahrhaft großen Autor, deſſen Impulſe Jahrhunderte nachwirken, kennzeichnet: der Reichthum der Unmittelbarkeit und die Fülle der Urſprünglichkeit. Seine Tafel iſt zwar reich beſetzt, aber man fühlt es fortwäh-

rend heraus, an allen diesen zahlreichen Schüsseln hat sorgfältig und mühsam eine sehr künstliche und geschraubte, eine keineswegs immer gesunde Reflexion gearbeitet. Die Art und Weise seiner Darstellung hat sich in Amerika und England vieler Anerkennung zu erfreuen gehabt; in der That ist ihre Form gefällig und angenehm, sie hält eine glückliche Mitte zwischen dem bloßen aphoristischen Andeuten und dem zu breitspurigen Ausführen, und nur den Vorwurf machen wir dem Vortrage, daß er mitunter zu rhetorisch und die gebrauchten Bilder, obschon neu, nicht selten unschön sind. Die vorstehende Sammlung zerlegt sich in zwei Abtheilungen; unter den behandelten Gegenständen der erstern möchten wir die beiden Abhandlungen über Liebe und Freundschaft als eine besonders empfehlenswerthe Lectüre hervorheben. In dem Capitel über Geschichte hätten wir Tieferes erwartet. Aus der zweiten Abtheilung dürfte das Eingangscapitel über den Dichter den Preis verdienen. Emerson faßt den Dichter- und Schriftstellerberuf ganz ähnlich wie der Schotte Carlyle. Die Uebersetzung ist im Ganzen durch Treue des Sinnes und Gewandtheit des Ausdrucks ausgezeichnet, obgleich sie, von dem Bestreben geleitet, durchaus wortgetreu zu reproduciren, hie und da im Periodenbau manches Ungewohnte und selbst Unerlaubte bietet.

Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. Herausgegeben von Jegór von Sievers. Riga bei N. Kymmel.

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie ungeachtet der Ungunst localer Bedingungen und trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich einem derartigen Unternehmen in einem von dem literarischen Leben und Verkehr des übrigen Deutschland entlegenen Hinterlande entgegenstellen, dennoch unter Anstrengungen und nicht ohne Opfer ein Sammelpunkt geschaffen wird, an welchem sich die vereinzelten und verstreuten Kräfte vereinigen können, denen sonst schwer Gelegenheit geboten wäre, ihre Producte zu veröffentlichen. Dieser Umstand, dann aber auch der zweite, daß in dem „Taschenbuche der Deutschen in Rußland" sich einige wirklich recht beachtungswerthe Beiträge befinden, läßt uns die möglichste Verbreitung des Buches befürworten. Es bietet theils poetische, theils prosaische Arbeiten. Die erstern dürften unstreitig die schwächere Partie bilden.

Ungleich werthvoller und besser als die Gedichte ist die überwiegende Mehrzahl der in Prosa geschriebenen Abhandlungen. Mit lebhaftem Interesse verweilt man bei der artigen Novelle „Addo und Ello" von Gerhard Schwager, welche uns mit unverkennbarem Geschick in die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens in Esthland einführt. Mit ergreifender Treue und Wahrheit werden die Folgen des russischen Recrutirungssystems, sein zerrüttender und vernichtender Einfluß auf das Familienleben veranschaulicht; auf die Sitten und Gebräuche der Esthen, auf ihre Sprache, ihre Volkslieder, ihren Aberglauben u. s. w. fallen die unterhaltendsten Streiflichter. In der künstlerischen Composition könnte die Erzählung straffer gehalten sein. Mit Anerkennung hervorgehoben zu werden verdient ferner der instructive Artikel von Mädler über die kleinen Planeten, die topographische Schilderung eines Urwaldes an den Küsten Centralamerikas von dem Herausgeber, die ästhetische Studie über musikalische Effectmittel und Tonmalerei von F. J. Wiedemann und die naturwissenschaftliche Abhandlung über die Bewohner des Meeres von Dr. Tilling.

Die im Verlage von J. L. Kober in Prag erscheinende Sammlung deutscher Originalromane hat im laufenden Jahre bereits wieder mehrere unterhaltende und werthvolle Werke gebracht. Eröffnet wurde der Jahrgang mit einer spannenden Erzählung von Gerstäcker „Der Flatbootmann", die den gewandten Erzähler auf seinem gewohnten Felde in vortheilhafter Weise zeigte. Die historischen Novellen von Levin Schücking „Aus den Tagen der großen Kaiserin" enthalten viel Neues und Anziehendes und sind ebenso geistvoll wie fesselnd geschrieben. Bernd von Guseck, dessen unermüdliche Thätigkeit in stets frischer und lebendiger Kraft alljährlich unsre Romanliteratur mit mehreren größeren und kleineren Erzählungen bereichert, hat in dem historischen Roman „Aus eigner Kraft" die Entwicklung einer tüchtigen Mannesnatur geschildert, die aus den Trümmern einer plötzlich zerstörten, glänzenden aber verweichlichenden Adoptivexistenz aus eigner Kraft sich erhebt, um eine neue Welt sich zu erringen. Die Charaktere darin sind mit feinem psychologischen Verständniß gezeichnet, und die ganze Anlage zeugt von einem kräftigen Ueberblick der äußeren allgemeinen Verhältnisse und einer gebildeten Einsicht in die Stufen der inneren menschlichen Entwicklung. B. v. Guseck's Romane zeichnen sich sämmtlich ebenso sehr durch eine gesunde Weltanschauung, wie durch die klare Darlegung seiner von aller Sentimentalität freien Charaktere aus. Er gefällt sich mitunter in einer etwas behäbigen Breite, aber er weiß dafür auch das Interesse zu fesseln und durch die Wahrheit seiner Schilderungen zu entschädigen.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

VI.

Wenn wir uns bis hieher mit dem Einfluß beschäftigten, welchen die Industrie auf die Zusammensetzung der Atmosphäre ausübt, so wendeten wir unser Augenmerk bloß den Normalbestandtheilen der Luft zu. Die Veränderungen, welche diese bei der Verwendung der Brennstoffe erleidet, beschränken sich nach dem Mitgetheilten im großen Ganzen auf die Menge der Kohlensäure, die sich bei fortgesetztem umfassenden Gebrauche der Brennmaterialien allerdings in der Atmosphäre in größerem Maße aufhäufen muß, als sie ursprünglich, wenigstens in einem bestimmten Stadium der Entwicklung unsrer Erde, vorhanden war.

Wir wollen die Erörterung dieses Umstandes jedoch vorläufig bei Seite lassen und die Aufmerksamkeit der Leser auf jene Zweige der Industrie lenken, welche weniger in dem früher besprochenen Sinne wirken, dagegen aber der Luft beständig gas- und dampfförmige Stoffe zuführen, die, in größerer Menge derselben beigemischt, dem Pflanzen- und Thierleben direct schädlich sind, die Luft also, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, verderben.

Gewiß ist jeder Leser dieser Zeilen schon durch den üblen Geruch, welchen gewisse Fabricationsmethoden hervorrufen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht worden, und die entschiedene Schädlichkeit verschiedener chemischer Industriezweige ist eine allgemein bekannte Sache. Sie beruht auf der Entstehung mannigfaltiger, giftiger Substanzen, die mit der umgebenden Luft sich zu mischen man nicht vollständig zu hindern im Stande ist oder es zu thun versäumt und welche namentlich bei andauernder Einwirkung ihren verderblichen Einfluß auf das organische Leben auszuüben nicht verfehlen. Er ist in der Nähe solcher Anstalten oft sehr augenfällig. Die Umgebung mancher Kupfer- und Arsenikhütten erscheint häufig nur mit einer kümmerlichen, spärlichen Vegetation bedeckt, ja selbst ganz kahl. Thiere fliehen den Ort und die daselbst beschäftigten Menschen kränkeln und verfallen meistens einem frühzeitigen Tod. Wir dürfen aber nicht meinen, daß mit diesem Nachtheile die Ursache desselben ganz außer Thätigkeit gesetzt wird. Nur ein sehr kleiner Theil der entstandenen Giftstoffe veranlaßt diese bedauerlichen Resultate, die überwiegend größte Menge derselben mischt sich unverändert der Luft bei und wird von ihren Strömungen weitergeführt. Als nächste Folge davon müssen wir daher eine sehr allgemeine Verbreitung von verschiedenen, entschieden schädlichen Substanzen voraussetzen, die sich natürlich um so reichlicher in der Luft vorfinden werden, je näher sich letztere den Entstehungsstätten solcher Emanationen findet und je mehr davon an den betreffenden Stellen erzeugt wird.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, sämmtliche Quellen von derlei schädlichen Substanzen, insoweit sie ihren Grund in der menschlichen Betriebsamkeit haben, hier aufzuzählen und zu erörtern. Wir müssen uns im Gegentheil

mit wenigen hervorragenden Beispielen begnügen, welche aber ausreichen dürften, die Art und den Umfang dieser Verhältnisse zu erläutern und daran endlich einige Betrachtungen über den allgemeinen Einfluß derselben auf die Beschaffenheit der Atmosphäre zu knüpfen. — Fassen wir zu diesem Behufe zunächst die Gewinnung des Kupfers in's Auge, so muß vorerst erwähnt werden, daß die Erze, welche die größte Menge des käuflichen Kupfers liefern, bedeutend viel Schwefel enthalten. Nicht selten tritt auch Arsenik als Gemengtheil solcher Erze auf, doch ist seine Quantität in allen Fällen weit beschränkter als die des vorhandenen Schwefels. Die Güte des Kupfers hängt nun sehr innig mit der Reinheit desselben zusammen, und es ist besonders der Schwefel, der, wenn er in nur einigermaßen merklicher Menge sich dem Kupfer beigesellt hat, dessen Dehnbarkeit und Festigkeit in hohem Grade beeinträchtigt. Es ist daher leicht erklärlich, daß man bei den nicht selten sehr langwierigen und complicirten Hüttenprocessen, welche zur Ausbringung des Kupfers dienen, auf eine möglichst vollständige Beseitigung des Schwefels ein besonderes Augenmerk richtet.

Dies wird im Allgemeinen immer durch eine allmälige Verbrennung des in den Erzen vorhandenen Schwefels erreicht. Dabei kann nun nicht vermieden werden, daß auch das Kupfer und das in den gewöhnlichen Kupfererzen nie fehlende Eisen gleichzeitig verbrennen, d. h. sich mit Sauerstoff verbinden. Die in solcher Weise veränderten Erze bilden das eigentliche Material für die Kupfergewinnung, mit welcher wir uns aber hier nicht weiter beschäftigen wollen.

Dagegen mögen dem verbrennenden Schwefel einige Worte gewidmet werden. Gewiß hat schon jeder unsrer Leser den unangenehmen, scharfen Geruch zu beobachten Gelegenheit gehabt, den der Schwefel beim Verbrennen verbreitet. Er rührt nicht von dem Schwefel als solchem her, sondern gehört dem bei der Verbrennung desselben durch die chemische Vereinigung mit dem Sauerstoff entstehenden Producte, der schwefligen Säure an, einer gasförmigen Substanz, die bekanntlich viele Farbstoffe bleicht und auch natürlich vorkommt. Die schwefligen Gasströme, welche in der Nähe von noch thätigen Vulcanen beobachtet werden, führen nämlich stets schweflige Säure mit sich, welche offenbar auch hier durch Verbrennung entsteht.

Wenn nun auch die Production des Kupfers bei Weitem nicht jene des Eisens erreicht, so ist selbe immer noch ansehnlich genug, indem in Europa etwa 712,000 Zollcentner, in Nordamerika 160,000 Centner jährlich erzeugt werden und auch in anderen Welttheilen die Kupfergewinnung betrieben wird. Eine genaue Ziffer läßt sich jedoch nicht mit völliger Sicherheit feststellen, noch viel weniger aber die Menge Schwefel, welche im Ganzen bei der Kupfergewinnung in's Spiel kommt und in schweflige Säure verwandelt wird. Allein für einen einzelnen Fall sind wir dies wohl im Stande und grade dieser ist wegen der Großartigkeit und Regelmäßigkeit des Betriebes besonders geeignet, uns über die Menge von schwefliger Säure Aufschluß zu geben, welche auf einem ziemlich beschränkten Flächenraum jährlich in die atmosphärische Luft gelangt.

Es ist hier die Rede von den englischen Kupferhütten, welche sich in Wales finden und in ihrem Betriebe viele interessante Einzelheiten darbieten. Wir können hier auf diese nicht näher eingehen, doch dürfen wir die Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, daß dort alle Röst- und Schmelzprocesse in Flammenöfen vorgenommen werden, und in dem Maße, als der Schwefel der Erze nach und nach in schweflige Säure übergeht, diese mit den Verbrennungsgasen durch die Esse in die Luft entweicht. Die dortigen Hütten verarbeiten eine sehr große Menge Erz und beziehen selbes nicht nur aus den benachbarten Gruben, sondern auch aus weiter Ferne, indem Australien, Cuba, Chile, Neu-Seeland, Toscana und Norwegen Erze und selbst verschiedene unfertige, daraus gewonnene Hüttenproducte nach England senden, wo sie eine Handelswaare bilden, welche von den Hüttenbesitzern nach Bedarf angekauft wird. Dieses Verhältniß, welches zwischen den Eigenthümern der Hütten und Erzgruben die Erzhändler einschaltet, ist ein sehr eigenthümliches und gestattet, den Hüttenbetrieb sehr regelmäßig und gleichförmig durchzuführen, weil demselben eine große Auswahl von Erzen verschiedenen Gehaltes und von mannigfaltiger Beschaffenheit zu Gebote steht. Statt also die Kupfergewinnung zu beeinträchtigen, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Verhältnisse voraussetzen sollte, ist der Erzhandel derselben im Gegentheil sehr günstig und kann leicht schwunghaft betrieben werden, weil die Gruben in Wales sehr nahe beisammen liegen und der überseeische Transport der Erze als Ballast sehr geringe Kosten veranlaßt.

Doch können wir bei diesen Verhältnissen nicht länger verweilen und wenden uns zu der Frage, wie viel Schwefel dort jährlich in Folge der erwähnten Verbrennung als schweflige Säure in die Luft gelangt. Es liegen diesfalls für das Jahr 1848 in Bezug auf Südwales ganz zuverlässige Daten vor, die auch gegenwärtig noch annähernd richtig sein werden, da die Kupferproduction keiner solchen Erweiterung fähig ist wie die Eisengewinnung. Es wurden in der bezeichneten Periode jähr-

lich 200,000 Tonnen Erze verschmolzen. Der Durchschnittsgehalt derselben beträgt dort 23 Proc. Schwefel, was also für das Jahresquantum 46,000 Tonnen gibt, welche bei ihrer Verbrennung 92,000 Tonnen oder 1,869,146 Zollcentner schweflige Säure liefern. Fragen wir nach dem Raume, welchen diese große Gewichtsmenge schweflige Säure einnimmt, so berechnet sich selbiger auf 32,527,000 Cubikmeter oder 1,050,622,100 preußische Cubikfuß. Welche ungeheuren Massen schwefligsauren Gases müssen daher bei nur fünfzigjährigem regelmäßigem Betriebe dort sich der Luft beimengen! Die Folgen davon sind aber auch deutlich sichtbar, die Vegetation ist kümmerlich, das thierische Leben beschränkt.

Bei der Verhüttung der Kupfererze ist man, nach dem Gesagten, nicht im Stande gewesen, solche Einrichtungen zu treffen, welche die schweflige Säure ganz oder theilweise zurückhalten und daher die umgebende Luft verhältnißmäßig rein, nahezu in ihrer natürlichen Zusammensetzung lassen. In anderen Industriezweigen aber, welche mit ähnlichen Uebelständen zu kämpfen haben, wurde dies mit größerem oder geringerem Erfolge versucht, und unter diesen mag hier die Sodafabrication eine eingehende Besprechung finden, deren Betrieb in einigen Ländern, besonders England, zu den großartigsten chemischen Industriezweigen gehört, welche wir kennen.

Die Sodafabrication bezweckt, aus Kochsalz, welches uns die Natur in unermeßlichen Quantitäten bietet, kohlensaures Natron, Soda, zu erzeugen. Das kohlensaure Natron ist in reinem Zustande ein im Wasser leicht lösliches Salz, welches, wie schon der Name andeutet, aus der uns schon bekannten Kohlensäure und Natron besteht. Letzteres läßt sich auch für sich, isolirt, herstellen, vereinigt sich chemisch sehr leicht und begierig mit Wasser und bildet dann das sogenannte Aetznatron, in wässeriger Lösung die Natronlauge. Die Letztere verdient, falls nicht ein großes Uebermaß von Wasser zugegen ist, die Bezeichnung ätzend in hohem Grade. Sie löst die Oberhaut mit Leichtigkeit und verschont auch die darunter befindlichen Gebilde nicht. Ein Tropfen davon in's Auge gebracht, vermag die Zerstörung desselben hervorzubringen, wenn man nicht eiligst dafür sorgt, sie zu beseitigen. Der Geschmack derselben ist höchst ätzend und laugenhaft. Trotz dieser bedenklichen Eigenschaften ist die Natronlauge für unsre Industrie und Culturzustände unentbehrlich geworden und zwar namentlich, weil der größte Theil der in immer umfassenderem Maße als Reinigungsmittel, sowie für technische Zwecke verwendeten Seife unter Vermittlung von Aetznatron erzeugt wird, welche man in diesem Falle auf die Fette in der Wärme einwirken läßt.

Die Verwandtschaft des Natrons zur Kohlensäure (sowie zu anderen Säuren) ist so groß, daß, wenn man das Natron der Luft preisgibt, es in kohlensaures Natron übergeht. Wenn man nun die Frage aufwirft, wie es unter diesen Umständen möglich ist, dem kohlensauren Natron die Kohlensäure zu entziehen und das Salz in Aetznatron umzuwandeln, so ruht die Antwort in dem schon seit langer Zeit bekannten und benutzten, aber erst von der modernen Chemie erklärten Verfahren, das kohlensaure Natron mittelst gut gebrannten und dann abgelöschten Kalks ätzend zu machen. Man löst zu diesem Behufe das kohlensaure Salz in seinem zehnfachen Gewichte Wasser auf, bringt die Flüssigkeit zum Sieden und trägt den Kalk allmälig ein. Dieser äußert unter den gegebenen Verhältnissen eine größere Verwandtschaft zur Kohlensäure als das Natron, entzieht dem letzteren daher die Säure und bildet damit ein unlösliches Salz, welches wir als kohlensauren Kalk in ungeheuren Quantitäten auf der Erde antreffen, indem der Kalkstein, Marmor, Kreide, die Schalen der Muscheln dem Wesen nach nichts Anderes als kohlensaurer Kalk sind. Dieser kann nun ohne Schwierigkeit von der darüber stehenden Flüssigkeit getrennt werden, und letztere bildet dann die Natronlauge, die man in so großen Mengen zur Erzeugung von Seife verbraucht. Doch ist dies keineswegs ihre einzige Verwendungsweise. Wir können im Gegentheile behaupten, daß das kohlensaure Natron als Material für die Herstellung von Aetzlauge einen der mächtigsten Hebel der neueren chemischen Industrie vorstellt und namentlich in der Bleicherei, Färberei und Kattundruckerei eine sehr wichtige Rolle spielt.

Betrachten wir, um noch einen großartigen Industriezweig anzuführen, die Zusammensetzung des Glases, über dessen Bedeutung im Allgemeinen wohl nicht eingehender gesprochen zu werden braucht, so sehen wir, daß die größere Menge des Glases, welches sich im Verkehr findet, Natron enthält, denselben Körper also, der in der Soda mit Kohlensäure verbunden ist. Die gewöhnlichen Gläser sind Doppelverbindungen von Kieselsäure mit Kalk und Natron oder Kali. Sie zeigen in ihrer Zusammensetzung manche Aehnlichkeit mit den früher von uns erwähnten Hohofenschlacken. Gleich diesen sind sie schmelzbar, allein bei niedrigerer Temperatur, wie sie sich im Glasofen ohne Schwierigkeit hervorbringen läßt, zugleich aber verlangt man, daß sie im geschmolzenen Zustande zähflüssig erscheinen und sich somit durch Ausblasen oder Gießen leicht formen lassen, daß sie, wenigstens in den feineren Sorten, durchsichtig, nicht deutlich ge-

färbt seien und sich nöthigenfalls auch durch Schleifen ohne Schwierigkeit raffiniren lassen. Die verschiedenen Gläser sind nun nicht gleich zusammengesetzt. Statt Natron befindet sich in vielen, besonders den Luxusgläsern, wie z. B. in dem feinen böhmischen Krystallglas, Kali gemeinschaftlich mit Kalk und Kieselsäure, das französische und englische Krystallglas, das für optische Zwecke dienende Flintglas enthalten an der Stelle von Kalk Bleioxyd, wodurch sie nicht nur leichtschmelzbarer, somit bei geringerem Brennstoffaufwand herzustellen, sondern auch glänzend und zum Schliff besonders geeignet erscheinen, daher eben zu Luxusartikeln mit besonderer Vorliebe verwendet werden. Wir brauchen nur noch zu erwähnen, daß sowohl das Kali wie das Natron in der Regel in Gestalt von kohlensauren Salzen, mit gepulvertem Quarz (Kieselsäure) und der entsprechenden Menge Kalk oder Bleioxyd vermischt, den sogenannten Glassatz vorstellen, der in den Glashäfen zusammengeschmolzen und dergestalt in Glas umgewandelt wird, um nachzuweisen, daß für die Glaserzeugung das kohlensaure Natron von der höchsten Bedeutung ist.

Werfen wir einen Blick auf die Seifen- und Glaserzeugung, wie sie vor etwa fünfzig Jahren noch betrieben wurde, so sehen wir, daß dabei das kohlensaure Natron keine oder doch nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte, und Aehnliches ergibt sich auch bei der Vergleichung anderer chemischer Industriezweige in ihrem gegenwärtigen Zustande mit dem früheren. In sehr vielen Richtungen hat das Natron das Kali verdrängt. Der Grund hiervon ist aber nicht in der geringeren Brauchbarkeit des Kali's zu suchen, im Gegentheile kann das Kali in manchen Fällen von dem Natron gar nicht ersetzt werden, während das Entgegengesetzte weit seltener stattfindet. Das beständige Umsichgreifen der Benutzung des Natrons statt Kali findet seine Erklärung in der ungenügenden Menge, in welcher wir uns das Kali verschaffen können. Während nämlich die Fabrication der künstlichen Soda aus Kochsalz uns eine unbegrenzte Quantität kohlensaures Natron zur Verfügung stellt, welche täglich dem Bedarfe entsprechend gesteigert werden kann, müssen wir die Erzeugung des kohlensauren Kali's gewissermaßen den Landpflanzen überlassen.

Diese nehmen aus dem Boden neben anderen unorganischen Stoffen auch Kali auf, selbst wenn dieses sich darin nur in geringer Menge vorfindet. Das Kali dient in der Pflanze zu sehr verschiedenen Zwecken. Es geht zum größten Theil in organischsaure Salze über und wird beim Verbrennen der Pflanzen in kohlensaures Kali umgewandelt. Dieses macht also einen sehr wichtigen Bestandtheil der Asche der Pflanzen, besonders des Holzes, und man gewinnt es aus letzterem in unreinem Zustande als Pottasche, indem man dieselbe mit Wasser auslaugt, die Lösung zur Trockene eindampft und dann den Rückstand bei Luftzutritt so weit erhitzt, daß anhängende organische Stoffe und kohlige Theile verbrennen und die Feuchtigkeit fortgetrieben wird. Das Product führt dann den Namen calcinirte Pottasche.

Es ist klar, daß es nur in dem Maße erzeugt werden kann, als Gelegenheit geboten ist, größere Quantitäten Holz zu verbrennen und die Asche zu sammeln. In holzreichen Gegenden geschieht ersteres häufig ausschließlich, um die Asche zu gewinnen. Die Asche von den häuslichen und industriellen Feuerstätten wird zur Erzeugung von Pottasche immer ungeeigneter, da die Steinkohle an die Stelle des kostspieligen Holzes tritt und die Asche derselben keine Pottasche liefert. Andrerseits haben wir schon früher im Vorübergehen von der stetig fortschreitenden Verminderung der Wälder gesprochen. Das einzige Material, welches uns kohlensaures Kali zu liefern im Stande ist, wird daher immer spärlicher, während der Bedarf an kohlensaurem Alkali sich täglich steigert. Diesen Bedarf muß nun die künstliche Soda decken.

Man findet zwar in Ungarn und Egypten reichliche Auswitterungen von kohlensaurem Natron, die ausgebeutet werden, man setzt auch an einigen Stellen der Küsten des Mittelmeeres den ehemals schwunghafter betriebenen Anbau von gewissen Strandpflanzen fort, die eine an kohlensaurem Natron ziemlich reiche Asche liefern, allein schon seit Langem reichen diese Quellen nicht im Entferntesten aus, und es kann uns daher gewiß nicht Wunder nehmen, wenn die Erzeugung der künstlichen Soda immer umfassender und großartiger überall dort betrieben wird, wo die Rohmaterialien, namentlich das Kochsalz, reichlich und zu billigen Preisen beschafft werden können.

Das Verfahren, welches man dabei noch allgemein einschlägt, ist vor mehr als sechzig Jahren von Leblanc und Dizé erfunden worden und hat sich als vollkommen entsprechend bewährt. Das eigentliche Material, aus dem dabei die Soda erzeugt wird, ist nicht das Kochsalz, sondern das sogenannte Glaubersalz, welches aus dem Kochsalz erzeugt werden muß. Dieser Theil der Fabrication ist es eben, der auf die umgebenden Luftschichten so nachtheilig wirkt, indem man nicht vermeiden kann, daß eine namhafte Menge Salzsäure in die Atmosphäre gelangt. Um dies verständlich zu machen, wollen wir uns kurz mit der Entstehung und Beschaffenheit des genannten Körpers beschäftigen.

Das Kochsalz ist eine Verbindung von Natrium mit Chlor. Wenn wir die harmlose Beschaffenheit dieser, uns unentbehrlich gewordenen, Speisewürze mit den Eigenschaften ihrer beiden Bestandtheile vergleichen, so tritt uns die bewältigende Fähigkeit der chemischen Anziehung, die Eigenschaften der Körper bei deren Verbindung völlig aufzuheben und dafür neue, oft ganz unerwartete hervorzurufen, besonders auffallend entgegen. Das Chlor ist ein grünlich gefärbtes Gas von eigenthümlichem, durchdringend unangenehmem Geruch. Es afficirt die Schleimhäute in hohem Grade. Geringe Mengen davon, mit Luft gemischt, eingeathmet, bewirken Schnupfen und Husten, größere Quantitäten rufen Bluthusten und selbst den Tod herbei. Seine zerstörende Einwirkung auf organische Stoffe ist sehr bedeutend und äußert sich den Pigmenten gegenüber am auffallendsten, indem diese beim Zusammentreffen mit Chlor gebleicht werden. In dieser Richtung findet das Chlor, trotz seiner gefährlichen Eigenschaften, eine umfassende höchst wichtige Verwendung zum Bleichen und in der Zeugdruckerei.

Das Natrium dagegen erscheint uns mit metallischen Eigenschaften begabt. Es ist weiß, glänzend, in gewöhnlicher Temperatur weich und knetbar und leichter als Wasser. Es schwimmt daher auf demselben, während die meisten Metalle bekanntlich wegen ihres hohen specifischen Gewichtes darin rasch untersinken. Doch kann es sich in Berührung mit Wasser nicht unverändert erhalten. Seine Verwandtschaft zum Sauerstoff ist nämlich so groß, daß es dem Wasser dieses Element sehr energisch entzieht, indem es sich damit vereinigt, während der zweite Bestandtheil des Wassers, der Wasserstoff, frei wird. Das Wasserstoffgas entwickelt sich daher an den Berührungsstellen mit dem Natrium mit Heftigkeit, das Metall verschwindet allmälig, und wir finden es endlich als Natron in dem überschüssigen Wasser gelöst, welches dadurch in die oben erwähnte Natronlauge übergeht.

Das Chlor zeigt dagegen eine ebenso energische Neigung, sich mit dem Wasserstoff zu verbinden. Mengt man diese beiden Gase im Dunkeln zu gleichen Raumtheilen und bringt das Gemische mit einem glühenden Körper zusammen oder setzt es dem Sonnenlichte aus, so vereinigen sich die beiden Elemente unter heftiger Explosion, und das entstehende Product ist die fragliche Salzsäure. Diese besteht demnach aus Chlor und Wasserstoff, weshalb sie auch den passenden Namen Chlorwasserstoffsäure führt, wie man das Kochsalz wissenschaftlich als Chlornatrium bezeichnet.

Die Salzsäure zeigt zwar nicht ganz so energische Eigenschaften wie das Chlor, ist aber gleichfalls von sehr nachtheiligem Einfluß auf die Athmungsorgane und wirkt auf organische Stoffe häufig sehr zerstörend. Sie bildet bei gewöhnlicher Temperatur ein farbloses Gas von erstickendem, zugleich saurem Geruch. An der feuchten Luft bringt sie dicke, weiße Nebel hervor, und vom Wasser wird sie außerordentlich reichlich absorbirt (verschluckt), indem 100 Raumtheile Wasser etwa 480 Raumtheile Salzsäuregas aufnehmen und in den flüssigen Zustand zu versetzen im Stande sind. Das Product ist die sogenannte flüssige Salzsäure, eine an der Luft rauchende, durchdringend wie das Gas riechende Flüssigkeit, welche sowohl für wissenschaftliche wie technische Zwecke eine vielseitige Anwendung findet.

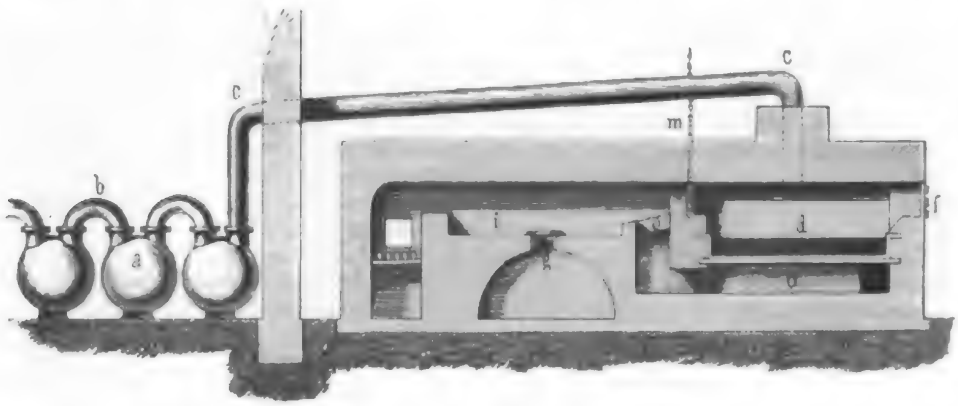
Um sie zu bereiten, pflegt man jedoch nicht die beiden gasförmigen Bestandtheile zusammenzubringen, sondern man benutzt die geschilderte Verwandtschaft des Chlors zu Natrium in der Weise, daß man die beiden Elemente zwingt, Verbindungen zu verlassen und die neue, gewünschte einzugehen. Letzteres tritt ein, wenn man Kochsalz mit Schwefelsäure erwärmt.

Die Schwefelsäure, welche hier zur Verwendung gelangt, ist das sogenannte englische Vitriolöl, eine Verbindung der Schwefelsäure mit Wasser. Die Zerlegung geht nun so von Statten, daß sich das Natrium des Sauerstoffs im Wasser bemächtigt und damit Natron hervorbringt, welches sich ferner mit der Schwefelsäure zu einem Salze vereinigt. Das Chlor des Kochsalzes tritt aber an den Wasserstoff und bildet damit Salzsäure, die gasförmig entweicht und in Wasser geleitet werden kann, wenn man flüssige Salzsäure bereiten will. Das schwefelsaure Natron aber, welches im krystallisirten Zustande den Namen Glauber-salz führt und sich ziemlich reichlich auch in der Natur (besonders in Mineralwässern gelöst) vorfindet, bildet bei der Bereitung der Salzsäure ein ziemlich werthloses Nebenproduct.

Handelt es sich aber um Sodaerzeugung, so ist es grade die Hauptsache und die dabei entstehende Salzsäure das Nebenproduct, welches bei größeren Betrieben in ungeheuren Quantitäten entsteht und trotz aller Sorgfalt nicht vollständig am Entweichen in die Luft gehindert werden kann. Man wendet, um die Salzsäure möglichst unschädlich zu machen, zweierlei Mittel an, indem man dafür sorgt, sie vor ihrem Entweichen an Wasser und Kalk zu binden, und was in den Vorrichtungen nicht zurückgehalten werden kann, durch eine hohe Esse in eine Luftschicht treten zu lassen, von wo sie erst mit sehr viel Luft gemengt und nur zum Theil auf den Boden gelangen kann. Man hat früher den Erfolg hauptsächlich in den hohen Essen gesucht und in England welche construirt, die bis zu vier-

hundert Fuß in die Atmoſphäre emporragten. In neuerer Zeit iſt man davon abgekommen und ſucht bei gleichzeitiger Anwendung von immerhin noch hohen Eſſen die Salzſäure vollſtändiger zu verdichten und in paſſenderen Apparaten zurückzuhalten wie vordem, wozu man noch durch den Umſtand aufgefordert iſt, daß die Salzſäure gegenwärtig leichter verwerthet und für techniſche Zwecke in großen Maſſen benutzt werden kann, als dies früher möglich war.

Die nebenſtehende Abbildung zeigt eine entſprechende Vorrichtung zur Zerlegung des Kochſalzes, wie ſie in vielen Fabriken im



Gebrauche iſt. Sie hat im Allgemeinen die Einrichtung eines Flammenofens, von welcher wir das Weſentliche dem Leſer bereits bei Beſprechung der Puddelöfen mitgetheilt haben. Nur iſt im vorliegenden Falle der Herd in zwei Abtheilungen gebracht, von denen die erſte i wegen der Nähe des Feuerraumes als die heißere zur Vollendung der Einwirkung und zur völligen Austrocknung des entſtandenen Glauberſalzes dient, während die eigentliche Zerſetzung in der zweiten Abtheilung vor ſich geht, wo ſich alſo auch die bei Weitem größte Menge Salzſäure entwickelt. Statt eines gemauerten Herdes wie in i enthält aber dieſe Abtheilung eine genau eingepaßte eiſerne Pfanne, und die aus dem Feuerraum entweichenden heißen Verbrennungsgaſe ſtrömen nicht wie bei den gewöhnlichen Flammenöfen über den Herd, ſondern gleiten durch o unterhalb des Metallgefäßes hin, wo ſie den Boden der Pfanne erwärmen. Dadurch wird die Abtheilung d in ein von Außen erwärmtes Gefäß umgeſtaltet, und wenn die Thür f, ſowie der Schieber m geſchloſſen ſind, ſo kann die Salzſäure nur durch das aus Steinzeug angefertigte Rohr c entweichen.

Beim Betriebe dieſer Vorrichtung bringt man das Kochſalz und die Schwefelſäure in die zweite Abtheilung, ſchließt Schieber und Thüre und läßt die Einwirkung vor ſich gehen. Die ſich entwickelnde Salzſäure ſtrömt durch c in eine lange Reihe runder zweihälſiger Steinzeuggefäße a, die mittelſt der gebogenen Röhren b mit einander in Verbindung geſetzt ſind. In dieſen Gefäßen (Ballons) befindet ſich Waſſer, über welchem die Salzſäure hinzuſtreichen gezwungen iſt, und da ſie einen langen Weg durch viele ſolche Ballons zurückzulegen hat, ſo wird ſie nahezu vollſtändig abſorbirt und in die oben erwähnte, flüſſige Salzſäure umgewandelt. Der Reſt entweicht in die Eſſe. Iſt nun die Zerſetzung nahezu vollendet, ſo öffnet man den Schieber m, bringt den Inhalt der zweiten in die erſte Abtheilung, beſchickt erſtere wieder mit Kochſalz und Schwefelſäure, wonach ſich der beſchriebene Vorgang wiederholt. In i aber, wo eine weit ſtärkere Hitze herrſcht als in d, vollendet ſich der begonnene Proceß, und es entwickelt ſich noch Salzſäure, bis der Rückſtand völlig trocken iſt, wonach man ihn durch die verſchließbare Oeffnung g in den darunter befindlichen gewölbten Raum ſchafft und daher Platz für den mittlerweile in ſeiner Zerſetzung entſprechend weit vorgerückten Inhalt von d gewinnt. Die in der erſten Abtheilung des Ofens entſtehende Salzſäure beträgt zwar weit weniger als jene, welche ſich in d bildet, ſelbe aber zu verdichten iſt weit ſchwieriger, denn ſie iſt reichlich mit Luft und den Verbrennungsgaſen gemiſcht, welche eine vielſeitige Berührung mit Waſſer oder Kalk verhindern. Man leitet die Gaſe, nachdem ſie unter der Pfanne in d hingeſtrichen ſind, in zwei Reihen Ballons von derſelben Einrichtung, wie ſie ſich aus der Abbildung unſrer Beſchreibung ergibt. Von da gelangen ſie in eine große Kammer, wo ſich mit Waſſer beſtändig feucht erhaltene Coaks befinden, durch welche die Gaſe ſtreichen müſſen. Dann ſind noch häufig weiter Canäle angebracht, die mit feuchten Kalkſteinen beſchickt ſind, welche wieder einen Theil der Salzſäure binden und zurückhalten. Dieſe und ähnliche Vorrichtun-

Digitized by Google

gen hindern aber nicht, daß noch eine merkliche Quantität Salzsäure endlich in die für eine größere Anzahl Oefen gemeinschaftlich dienende hohe Esse und von da in die Luft gelangt. Da der Erfolg der Condensation nach Umständen und Art der Einrichtungen in den Fabriken sehr verschieden ist, so läßt sich keine, auch nur annähernd wahrscheinliche, Ziffer für die jährlich in solcher Weise der Luft zugeführten Quantitäten Salzsäure aussprechen. Daß sie sehr bedeutend sein müssen, beweist aber die schon oben angedeutete Verkümmerung des vegetativen und animalischen Lebens in der Nähe der Sodafabriken.

Wollten wir dem Zwecke dieser Zeilen strenge gerecht werden, so müßten wir mit diesen Bemerkungen über die Sodafabrication abbrechen. In der Voraussetzung aber, daß es den Lesern einiges Interesse bieten möchte, das ganze Verfahren bei diesem Anlasse kennen zu lernen, wollen wir noch kurz den weiteren Verfolg der Operationen mittheilen, welche schließlich das Kochsalz in kohlensaures Natron umwandeln.

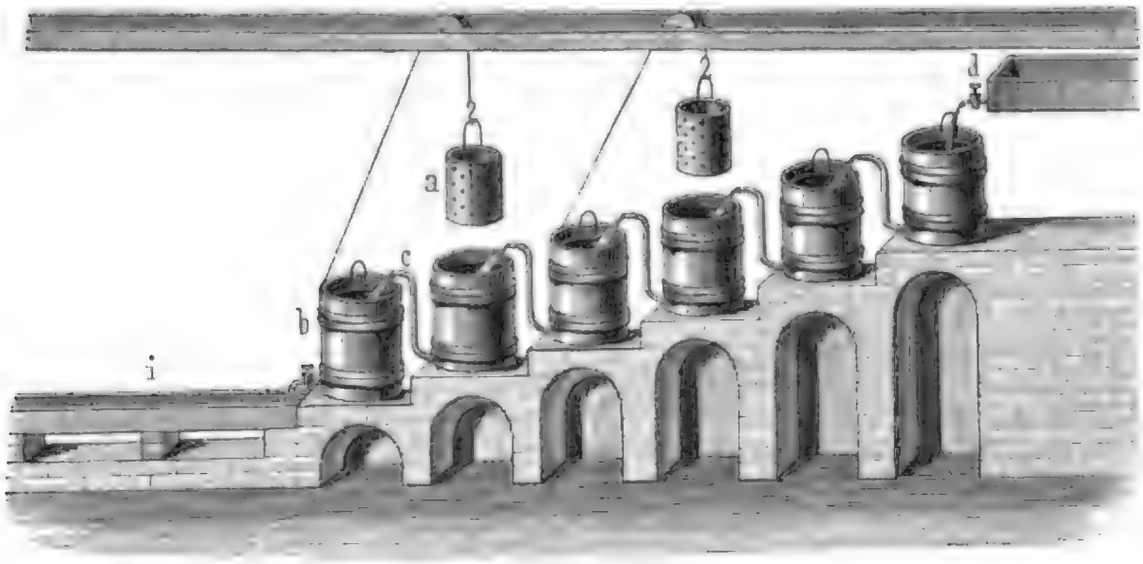
Das aus dem Ofen herausgeschaffte Glaubersalz wird zunächst gepulvert und mit Kohle und Kalkstein oder Kreide, die gleichfalls gepulvert zur Verwendung kommen, innig gemischt. Dann bringt man dieses Gemenge in Flammenöfen zum Schmelzen, wobei es breiartig wird und reichlich Gasblasen aufsteigen läßt, welche hauptsächlich aus Kohlenoxyd bestehen und sich an der Oberfläche entzünden. Läßt diese Gasbildung nach, so schafft man die geschmolzene Masse heraus und bringt sie in eiserne flache Kästen, wo sie zu einer festen schwarzen Masse, der sogenannten rohen Soda, erstarrt. Es wird uns nicht schwer fallen, zu erklären, was bei diesem Schmelzen vor sich geht.

Den Kalkstein und die Kreide haben wir bereits als eine Verbindung von Kohlensäure mit Kalk kennen gelernt. Das Glaubersalz ist, wie bekannt, eine Verbindung von Schwefelsäure mit Natron. Es ist nun die Aufgabe, die Kohlensäure auf das Natron zu übertragen und die Schwefelsäure gleichzeitig zu beseitigen. Dazu ist die Kohle behülflich. Wird diese mit schwefelsaurem Natron heftig erhitzt, so bemächtigt sich der Kohlenstoff sowohl des im Natron wie in der Schwefelsäure vorfindlichen Sauerstoffs und bildet damit das entweichende Kohlenoxydgas. Vom Natron bleibt daher das Natrium und von der Schwefelsäure der Schwefel zurück, die sich mit einander vereinigen. Das Product heißt Schwefelnatrium.

Wird es, was eben hier gleichzeitig mit seiner Entstehung eingeleitet ist, mit kohlensaurem Kalk zusammengeschmolzen, so bildet das im Kalk mit Sauerstoff verbundene Metall Calcium mit dem Schwefel des Schwefelnatriums eine neue Verbindung, das Schwefelcalcium, während der Sauerstoff und die Kohlensäure an das Natrium treten und so kohlensaures Natron hervorbringen. Das als Nebenproduct entstehende Schwefelcalcium erleidet aber noch eine für den Erfolg ganz wichtige Veränderung. In dem ursprünglichen Gemenge ist nämlich eine größere Quantität kohlensaurer Kalk vorhanden, als der bisher geschilderte Vorgang erheischt. Dieser verliert in der Hitze des Schmelzofens unter Vermittlung der anwesenden Kohle seine Kohlensäure und verbindet sich dann als Kalk mit dem Schwefelcalcium zu einer im Wasser unlöslichen Substanz. Würde dies nicht stattfinden, so wäre die Gewinnung des in der rohen Soda enthaltenen kohlensauren Natrons unmöglich, da sich mit selbem bei der folgenden Behandlung mit Wasser auch das Schwefelcalcium auflösen würde. Diese beiden Stoffe können aber in wässeriger Lösung nicht nebeneinander bestehen, ohne ihre Bestandtheile in einem dem Zwecke grade entgegengesetzten Sinne auszutauschen und sich in kohlensauren Kalk und Schwefelnatrium umzuwandeln. Die rohe Soda enthält demnach im Wesentlichen ein Gemenge von kohlensaurem Natron mit der oben erwähnten unlöslichen Verbindung von Kalk mit Schwefelcalcium.

Die Trennung Beider bewerkstelligt man durch Auslaugen mit Wasser, welches das Natron löst und die Kalkverbindung zurückläßt. Es ist bei dieser und ähnlichen Operationen Aufgabe, vom Wasser möglichst viel aufnehmen zu lassen, da dieses nachträglich durch Verdampfen weggeschafft werden muß und bei gleicher Ausbeute einen um so größeren Aufwand von Zeit und Brennstoff verlangt, je weniger von der gelösten Substanz es enthielt.

In den Sodafabriken wird dieser Anforderung in sinnreicher Weise durch den in nebenstehender Abbildung versinnlichten Auslaugeapparat genügt. Ein großes Behältniß mit warmem Wasser läßt dieses in das zunächst gestellte Auslaugegefäß fließen. Sobald dieses gefüllt ist, muß es seinen Weg durch ein Abflußrohr weiter in das zweite tiefer gestellte Gefäß, und so fort, nehmen, bis es endlich durch c nach b gelangt, von wo es in ein Vorrathsbehältniß i abgelassen werden kann. Die rohe Soda bewegt sich aber in der entgegengesetzten Richtung. Sie wird zuvor gepulvert, dann in aus Eisenblech angefertigte durchlöcherte Kasten a gebracht, welche man zuerst in das tiefste Auslaugegefäß senkt, nach einiger Zeit heraushebt, in das nächst höhere bringt, durch einen frischbeschickten ersetzt und die übrigen vorrücken läßt, wobei natürlich der Letzte oben ganz beseitigt und ent-



leert wird. Das herabfließende Wasser nimmt die letzten noch ungelösten Antheile aus dem höchsten Kasten weg, begegnet auf seinem Wege nach abwärts der an löslichen Bestandtheilen immer reichern Soda und kommt endlich ganz gesättigt nach i.

Es erübrigt nur mehr, diese Lösung einzudampfen und das kohlensaure Natron entweder zum Krystallisiren zu bringen, oder es gradezu einzutrocknen, um es dann vollständig zu entwässern und als calcinirte Soda zu verwerthen.

Die beiden hervorragenden Beispiele von Industriezweigen, welche der Luft entschieden schädliche Stoffe in großer Menge zuführen, mögen genügen, um uns ein Bild der Veränderungen zu bieten, welche die Atmosphäre auch in dieser Richtung durch die menschliche Thätigkeit erfährt und deren wir trotz unsrer Kenntniß ihres nachtheiligen Einflusses nicht entrathen können. Denken wir uns eine solche Aufhäufung von entschieden schädlichen Stoffen durch Jahrhunderte fortgesetzt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sich die bisher nur in einem engeren Kreise beobachteten Folgen allgemein bemerklich machen müßten. Trotz der, im Vergleiche mit der Kohlensäure, so sehr bedenklichen Eigenschaften dieser giftigen und energisch wirkenden Stoffe glauben wir aber davon im Ganzen für das gesammte organische Leben weniger fürchten zu sollen, als von dem sich so enorm steigernden Verbrauch der Brennstoffe. Haben wir bei diesem einen dem Athmungsprocesse der Thiere analogen Vorgang nachgewiesen, der mit der Bildung von Wasser und Kohlensäure endigt und zugleich aufmerksam gemacht, wie die Pflanzen durch ihre eigenthümliche Lebensthätigkeit das Gleichgewicht wieder herstellen, indem sie den Kohlenstoff und Wasserstoff neuerdings zu organischen Substanzen umbilden und den Sauerstoff der Atmosphäre zurückgeben, so sichert uns die Beschaffenheit der Erdoberfläche noch weit mehr gegen zu weit greifende Wirkungen von Stoffen, wie schweflige Säure oder Salzsäure. Diese sind eben mit zu energischen Verwandtschaftskräften ausgestattet, um nicht früher oder später chemische Verbindungen einzugehen und somit der Atmosphäre wieder entzogen zu werden. Als ein nahezu allverbreitetes Material solcher Umwandlungen bietet sich der kohlensaure Kalk dar. Dieser kann neben Salzsäure und schwefliger Säure nicht unverändert bestehen, er gibt die Kohlensäure ab und bindet die Säure vollständig, deren hervorragende Eigenschaften dadurch ganz aufgehoben werden. An ihre Stelle tritt die ohnehin der Luft beigemengte Kohlensäure. Von dieser Seite haben unsre Nachfolger also nicht mehr zu fürchten als wir.

Ist die sich immer steigernde Aufhäufung von Kohlensäure in der Luft von eben so geringem Belange? Es geht wohl nicht an, diese Frage mit Entschiedenheit zu beantworten. Einigen Bedenken können wir uns aber nicht entziehen, wenn wir uns des so innigen Zusammenhanges der Kohlensäure mit dem organischen Leben erinnern. Wir können denselben ganz einfach ausdrücken, indem wir sagen, daß in der Natur ein gewisser Vorrath an Kohlenstoff in beständiger Wandlung begriffen ist und die Kohlensäure das verbindende Glied dieser großen Reihe vorstellt. Dieser Vorrath genügt ohne Zweifel für die jetzigen Zustände vollkommen. Nebst dem im Momente in organischen Stoffen vorfindlichen Kohlenstoff enthält die Atmosphäre noch in Gestalt von Kohlensäure davon 23,400,000 Millionen Centner. Wir haben also nicht zu fürchten, daß den organischen Wesen, selbst wenn sich selbe in Folge veränderter Culturzustände noch merklich vermehren würden,

der zu ihrer Entwicklung nöthige Kohlenstoff fehlen möchte.

Dagegen weist die Geologie nach, daß in einer früheren Periode der Entwicklung unsrer Erde eine weit größere Menge von Kohlenstoff in Circulation war als gegenwärtig. Der Beweis dafür liegt in den ungeheuren Massen von mineralischen Kohlen, welche wir erst in neuerer Zeit, jetzt, nachdem die Menschen schon durch Jahrtausende unsern Planeten bewohnen, auszubeuten beginnen. All' diese Massen waren einst Pflanzen, sie nahmen an dem steten Umsatz und Austausch des Kohlenstoffes zwischen Thieren und Pflanzen eben so Antheil, wie die jetzt lebende Vegetation, sie mußten daher eine weit größere Menge Kohlenstoff in Bewegung erhalten, als die gegenwärtigen Zustände erheischen, denn für diese ist über der Erde noch hinreichend Kohlenstoff zurückgeblieben, während ungeheure Massen dieses Elementes durch Millionen Jahre begraben liegen und sich dem Stoffwechsel entzogen haben. Mit emsiger Hast fördern wir sie aber zu Tage und es fragt sich, ob wir den Vorrath nicht bald erschöpfen werden.

Man hat berechnet, daß der Kohlenreichthum Preußens bei einer Consumtion von jährlich hundert Millionen Centner noch für fünftausend Jahre ausreicht. In England würde, bei dem gegenwärtigen Verbrauch von jährlich siebenhundert Millionen Centner der bekannte Vorrath aber schon in 500 Jahren erschöpft sein. Ohne Zweifel birgt die Erde noch außerordentlich große Massen von Steinkohlen, die noch nicht aufgefunden sind oder deren Ausbeutung commercielle und Localverhältnisse vorläufig nicht gestatten. Mag dieser Fond an Brennstoff aber noch so groß sein, unerschöpflich können wir ihn nicht nennen. Es muß also eine Zeit kommen, wo der menschliche Gewerbsfleiß, der sich ohne Zweifel immer dort am thätigsten zeigen wird, wo ihm reichlich Brennmaterial geboten ist, auf die Benutzung der Steinkohlen verzichten und sich auf die von der lebenden Vegetation gebotenen Stoffe wird einschränken müssen, wenn nicht unvorgesehene Umwälzungen unsern Verkehrs- und Industrieverhältnissen eine neue Richtung geben.

Auch hier hat die Natur in der beständig vor sich gehenden Torfbildung eine Ausgleichung angebahnt, denn dieser verfällt jährlich eine große Menge von unter Vermittlung des Pflanzenlebens hervorgebrachten organischen Substanzen. Der Torf wird aber, gleich der Steinkohle, umfassend als Brennstoff benutzt und es läßt sich nicht im Entferntesten annehmen, daß seine Entstehung, selbst wenn er völlig ohne Verwendung bliebe, der Atmosphäre wieder so viel Kohlenstoff entzieht, als ihr durch den gegenwärtigen Verbrauch von Brennmaterialien zugeführt wird. Von einem durch die Entstehung des Torfes bedingten Gleichgewicht in der Wandlung des Kohlenstoffvorrathes kann füglich keine Rede sein. Unsre Culturzustände bedingen ohne Zweifel eine, wenn auch nur allmälig, so doch stetig und zuverlässig vorschreitende Vermehrung der Kohlensäure in unsrer Atmosphäre, welche, wenn keine Unterbrechung eintritt, endlich den als Mineralkohle und Torf geborgenen Vorrath von Kohlenstoff wieder der Luft zurückgeben muß. Diese wird daher seiner Zeit, was den Kohlensäuregehalt anlangt, auf jene Zusammensetzung zurückgeführt sein, welche sie in der der Steinkohlenbildung vorangegangenen geologischen Periode darbot.

Nehmen wir an, daß in Zukunft die Eisenerzeugung keine weitere Steigerung erfahren, sondern den bei unsern Betrachtungen zu Grunde gelegten Stand behaupten werde, so wäre ein gleichmäßiger Betrieb durch 153,571 Jahre nothwendig, um die jetzt in der Atmosphäre vorhandene Kohlensäure ihrem Gewichte nach zu verdoppeln. Wenn aber nur durch 33,179 Jahre je 1800 Millionen Centner Steinkohle verbraucht werden, wie dies bereits jetzt geschieht, so wird dasselbe Resultat erreicht. Was sind aber 200,000 Jahre im Vergleiche mit den Zeiträumen, welche die geologischen Umwandlungen unsers Planeten in Anspruch nahmen? Daß wir uns gegenwärtig gleichfalls in einer solchen Periode der Umwandlung befinden, die eben so charakteristische Eigenthümlichkeiten darbietet, wie die früheren und durch die Anwesenheit des Menschen gekennzeichnet ist, unterliegt keinem Zweifel. Auch ist es gewiß, und wir haben dies in diesen Blättern zum Theil nachgewiesen, daß grade der Mensch in die natürlichen Wandlungen der Erde eingreift und, freilich ohne das Resultat zu ahnen, den Verlauf derselben modificirt. So vielfältig die Lebensbedingungen der Organismen auch sein mögen, so wenig wir im Stande sind, sie in ihrer Gesammtheit zu erkennen, so zuverlässig gestattet es doch die moderne Chemie, zu behaupten, daß eine, selbst kleine, Verrückung der Zusammensetzung unsrer Atmosphäre auf die Organismen nicht ohne Einfluß bleiben könne. Dieser Einfluß wird gewiß nicht grell und deutlich für einzelne Generationen oder kleinere Reihen derselben hervortreten, er kann nicht ruckweise zur Geltung gelangen.

Andere Pflanzen und andere Thiere haben einst unsern Planeten bewohnt, als ihn jetzt beleben. Die Vermuthung liegt nahe, daß in ferner Zukunft die gegenwärtigen Geschlechter neuen, dem nachmaligen Zustande der Erde entsprechenden Wesen werden weichen müssen. Wann? Wie? sind freilich Fragen, deren Lösung für uns in undurchdringliches Dunkel

gehüllt ist. Daß aber der Mensch, in seinem Drange zu schaffen und zu erwerben, wesentlich dazu beiträgt, daß die rauchenden Essen und die Haue des Bergmanns ihren Antheil daran haben und eine neue geologische Periode mit herbeiführen helfen, möchten wir nicht bezweifeln.

Die zwanzigste Versammlung
der
Deutschen Land- und Forstwirthe
in Braunschweig.

30. August bis 4. September. 1858.

Von A. Lammers.

Die alte Stadt Braunschweig, von einem reichen und wohlgepflegten Kranze grüner Spazieranlagen heiter umgeben, ist gewissermaßen von der anmuthigsten unter den ländlichen Beschäftigungen, von der Gartenkunst ausgerüstet worden, um deren ernstere Schwestern Landwirthschaft und Forstwirthschaft einmal als Gäste bei sich zu empfangen. Eine fruchtbare Umgebung, von einem arbeitsamen und geistig entwickelten Volke bewohnt, fügt der leichteren Lockung die stärkere Anziehungskraft hinzu. Die altbekannte Gastlichkeit ihrer Insassen endlich, die sich an mancher Messe gebildet und bewährt hat, verbunden mit der unter andern Gesichtspunkten allerdings minder erfreulichen Thatsache, daß die meisten Groß- und Mittelstädte Deutschlands Braunschweig in Bezug auf steigendes Verkehrs- und Erwerbsleben überholt haben, daß man folglich in Braunschweig mehr Muße hat als anderswo, sich eine fröhliche Woche hindurch ganz ungetheilt einem edlen Lebensgenusse hinzugeben — dies alles mußte unter der Gunst der centralen vaterländischen Lage der Stadt die Ortswahl für die zwanzigste Versammlung der Landwirthe bei Weitem vorzüglicher erscheinen lassen, als sie der Sache nach in den meisten Fällen irgend sein kann.

Eine zahlreiche Betheiligung bewies, daß man sich im Orte nicht vergriffen hatte. Das sechste und unsers Wissens letzte Mitgliederverzeichniß führte bis zu der Ziffer 1166 — eine Zahl, die bisher nur von drei Versammlungen der Wandergesellschaft überholt worden ist. Nun liegt es freilich auf der Hand, daß die eigentliche Masse einer Versammlung von Landwirthen stets der nächsten Umgebung ihre Stätte angehören wird. Weite Reisen sind des Landwirths Sache eben nicht; und der landwirthschaftliche Berufsstand lebt so dicht über die deutsche Erde verbreitet, daß er allenthalben um einen würdigen und volksthümlichen Zweck leicht recht zahlreich zu versammeln ist. Von der andern Seite wirken auf den Besuch der großen Reichstage des Landwirths so vielerlei Bedingungen bald hemmend und bald fördernd ein, die dichte oder dünne Bevölkerung der gewählten Gegend, der Zeitpunkt in seinem Verhältniß zur Ernte und zu andern Veranlassungen nationalen Zusammenströmens, ja sogar die öffentliche Stimmung des Augenblicks — daß man sehr fehlgreifen würde, wollte man die rohe Ziffer der Besuchermenge entweder das Urtheil über den Ausfall dieser und jener einzelnen Versammlung, oder im Allgemeinen die Schätzung des zunehmenden oder sinkenden Erfolgs der Wandergesellschaft bestimmen lassen. Zuverlässiger wäre die Berechnung, in welchem Grade der Stamm regelmäßiger Theilnehmer Fortschritte oder Rückschritte erfahren habe. Diese ist noch nicht angestellt; wir können daher einstweilen nur die Vermuthung wagen, daß ein solcher Stamm in nicht unerheblicher Zahl und noch weniger unerheblichem Werthe besteht, daß er auch in stetigem Wachsthum begriffen ist. Unter den 1166 diesmaligen Besuchern, von denen wir natürlich nicht den zehnten Theil unmittelbar gesprochen haben, ist uns gleichwohl mehr als Einer aufgestoßen, der mit ganz zufälligen Ausnahmen sämmtliche bisher abgehaltene Versammlungen der Wandergesellschaft mitgemacht hatte.

Die Stärke der anwesenden Truppenzahl war denn auch die beste Stütze des Feldherrn, des den Vorsitz führenden Hofjägermeisters von Veltheim, als er in seiner Eröffnungsrede die Idee der Wandergesellschaft gegen ihre Verächter vertheidigte. Oder hatte er die vornehme Gelehrsamkeit im Sinne, der eben die Menge der zusammenströmenden bloßen Liebhaber und Laien ein Dorn im kurzsichtigen Auge ist?

Die stärksten und wahrnehmbarsten Wirkungen der Wanderversammlung vollziehen sich ganz natürlich in ihren Abtheilungen. Es ist daher wohl eine allgemeine Empfindung unter denkenden Theilnehmern der Wanderzusammenkünfte, daß für die Ergebnisse der Abtheilungsberathungen noch etwas mehr geschehen sollte. Der vorschriftsmäßige Schlußbericht über sie in der letzten Gesammtsitzung pflegt nicht erstattet zu werden. Im Tageblatt findet der Suchende im Ganzen nur dürftige Mittheilungen, abhängig von der Laune der Schriftführer; die er doch auch nicht durch persönlichen Besuch hinlänglich ergänzen kann, da die Abtheilungen alle mehr oder minder zu derselben Zeit tagen müssen, und der Stoff, mit welchem sie sich in einem gegebenen Augenblick beschäftigen, nur in ihrem Schoße zu erkunden ist. Das sind

Lücken, deren Ausfüllung wir im Vorübergehen dringend empfehlen möchten.

Im Uebrigen stellen wir mit Vergnügen fest, daß sowohl über Braunschweigs Gastfreundschaft wie über die Geschäftsführung in allen ihren Zweigen das allgemeine Urtheil ungemischt günstig lautete.

Wir wenden uns zu den Verhandlungen der vier Gesammtsitzungen. Die Frage, welchen Einfluß die Zusammenlegung der Grundstücke auf die Hebung der Landwirthschaft und des allgemeinen Wohlstandes gehabt habe, war von den Herren Geheime Oberfinanzrath von Viebahn aus Berlin, Landesökonomierath Rettberg aus Hannover und Landesökonomierath Griepenkerl aus Braunschweig einzuleiten. Aus Hannover, wo man die Zusammenlegung der Grundstücke Verkopplung nennt, erfuhr man über diesen Einfluß nur das Allgemeinste. Der preußische Berichterstatter hatte es sich schon etwas ernstlicher angelegen sein lassen, dem Dinge auf den Grund zu sehen. Er oder auch das Landesökonomiecolleg, dessen Mitglied er ist, hatte die landwirthschaftlichen Hauptvereine in den Provinzen aufgefordert, sich gutachtlich über die Folgen der Zusammenlegung zu äußern, was denn im Zusammenhang mit der gewöhnlich voraufgehenden Theilung der Gemeinheiten geschehen war. Aber auch diese Mittheilung blieb noch in der Haltung eines amtlichen Berichtes stecken, der sich begnügt, den Thatsachen ihren Sinn aus dem Leibe zu ziehen und diesen in möglichst abstracte Formeln zu destilliren. Der Gelegenheit angepaßt sprach allein der Herr Landesökonomierath Griepenkerl aus Braunschweig: lebendig malend, geistreich und beredt. Wenn die Verkopplung von Hannover oder eigentlich von dem vormals hannoverschen Lauenburg aus ihren Weg durch Deutschland angetreten hatte, so wurde jetzt den Unterlassungssünden des Landwirthschaftlichen Kalenders und der Deutschen Vierteljahrsschrift gegenüber von Braunschweig erklärt, daß es in den Vorderreihen der Verwannung — so sagt man auf braunschweigisch — stehe. Gewisse Leute, hieß es weiter, die besonders gut im Stande zu sein glaubten, Tauben von Dohlen zu unterscheiden, würfen der Verwannung freilich vor, sie verbanne aus der Landschaft die Poesie und aus dem Bauernstande den patriarchalischen Sinn. Aber wenn man nach Braunschweig urtheilen dürfe, so drücke sie nur erst vollends der angebauten Flur das Gepräge des ordnenden zweckverfolgenden Menschengeistes auf, und lasse aus den ländlichen Herzen nichts verschwinden als Proceßsucht, Selbstsucht, die von dem gemeinschaftlichen Gut möglichst viel Zucker auf den eigenen Kuchen zu schrapen suche, und den leidigen alten Schlendrian, während sie wahre Liebe zum Eigenthum und zur Heimath aus dem wohl zusammengelegten Acker neu erwachsen lasse. Zum Schluß erhob sich der Redner auf die Höhe vaterländischer Hoffnungen: wie die Verwannung allmählich vom Norden nach dem Süden vorgedrungen sei, so hoffe er auch noch die Zusammenlegung von ganz Deutschland zu erleben.

Ob es staatswirthschaftlich rathsam sei, bestehende Berechtigungen auf Waldstreu im gesetzlichen Wege abzulösen oder forstpolizeilich zu beschränken, hatte vor Allen der Oberlandforstmeister von Berlepsch aus Dresden zu sagen. Der alte Herr hatte Massen von mehr oder minder merkwürdigen Thatsachen aufgestapelt, um das Mißverhältniß zwischen dem Schwinden der Waldungen und dem Steigen des Holzbedarfs an den Sitzen der gebildeten Menschheit zu enthüllen; dies sollte denn anschaulich machen, wie sorgsam der Wald vor Allem zu behüten sei, was seine holzliefernde Thätigkeit beeinträchtigen könne. Dazu gehört die Entziehung von Waldstreu aber ohne Zweifel, denn es beraubt die Bäume des einzigen Düngers, mit dem sie sich selbst, die Krone ihre Wurzel, allherbstlich nähren. Löst man die Frage nun von derjenigen der Erhaltung der Wälder überhaupt ab, so wird alle Welt so ziemlich mit dem Widerstande der Forstwirthe gegen Waldstreubezüge einverstanden sein. Die Erhaltung der Wälder hingegen ist nicht so einfach zu erledigen, wie der Forstmann natürlich anzunehmen geneigt ist; es hilft weder Schleiden's wohl begründete und richtig begrenzte Klage, daß der Mensch auf rastloser Erdenwanderung Paradiese beziehe und Einöden zurücklasse, einseitig zu wiederholen, noch mit dem mehr geistreichen als auf den Grund gehenden Riehl zu seufzen, daß der Fortschritt dem Walde sehr abhold zu sein scheine. Dies gab Herrn von Berlepsch' Nachfolger auf der Rednerbühne, Rittmeister von Münchhausen aus Voldagsen, zu fühlen, indem er erklärte: wo Roggen wachsen könne, solle kein Holz wachsen. Sonst sagt auch dieser Ausspruch als zu abstract dictatorisch unserm Geschmack nicht ganz zu. Aber Herr von Münchhausen erwarb sich das andere Verdienst, die eigentlich streitige Beziehung der Frage in's Licht zu setzen. In seinem Vaterlande Hannover, erzählte er, seien ihm zwei gleich ausgezeichnete Forstbeamte bekannt gewesen. Der Eine, entschlossen, unter keinen Umständen je einen Fuß breit Waldbestand zu opfern, habe eben deshalb die Waldstreuberechtigungen nicht ablösen können und also lediglich im Polizeiwege einzuschränken gehabt. Dem Andern sei nichts so widerwärtig gewesen, als die Berechtigungen des Ackers am

Walde; er habe daher den Wald um jeden Preis zu befreien gestrebt, sei es auch auf Kosten einiger abzutretenden Morgen Waldbestand. Nur dem Letztern habe der Erfolg Recht gegeben. Wo eine Nadelholzfläche dem Nadelsammeln und dem Plaggenhieb unterworfen sei, da erscheine sie bald in die Trauerfarbe der Egypter, in Gelb gekleidet; in der Hoffnungsfarbe Dunkelgrün dagegen, wo sie frei von solchen Abgängen sei. Hinweg also mit den Berechtigungen! rief der tapfere Sprecher, und unter lauten Beifallsrufen stieg die urkräftige Gestalt von der Tribüne herab. Er hatte für die Waldstreuverhandlung gethan, was Herr Griepenkerl in derselben Sitzung für die Verkopplungsfrage: sie durch das bloße Verständniß der Anwesenden hindurch ihnen in's Herz gedrückt.

Die dritte Hauptfrage war: „Wenn überhaupt der Tabak besteuert werden soll, welche Besteuerungsweise ist die beste, den Anbau am wenigsten hindernde?“ Hierfür gab es zwei Berichterstatter, einen anwesenden im Director Schober aus Tharand, und einen abwesenden im Wiesenbaumeister Lauter aus Karlsruhe. Der Letztere empfahl in einem gedruckt vertheilten Vortrage, die in einem Theile des Zollvereins angewandte Steuer vom Tabacksacker mit der in Baden eingeführten Wagsteuer zu vertauschen. Da in Baden nämlich der Tabak beim Uebergang aus der Hand des Tabackbauers in die des Tabackfabrikanten auf Gemeindewagen gewogen wird, so ist der Staat schlau genug gewesen, sich diesen Augenblick zur Befriedigung seiner Steueransprüche zu ersehen. Oder auch nicht schlau; wenn wir wenigstens Herrn von Rüdt trauen wollen, dem Vorstande der großherzoglichen Centralstelle für Landwirthschaft in Karlsruhe. Ihm sprang Director Schober bei, und ihr Grund war die Schwierigkeit der Aufsicht; wogegen Professor Rau aus Hohenheim, dem die Wagsteuer wohl gefiel, bei nur einiger Strenge im Verbieten und Strafen die Aufsicht leicht ausführbar erachtete. Man ging dann weiter. Director Schober, der keine Ansicht gefangenzunehmen Sorge trug, verwarf in zarten Ausdrücken auch die Fabricationssteuer, und äußerte vom Tabacksmonopol, man werde in ihm wohl allerseits der Uebel größtes erkennen. So war es in der That. Freiherr von Hertefeld aus Liebenberg erzählte aus dem Finanzausschuß des preußischen Hauses der Abgeordneten, wie man nach gründlicher Prüfung das Monopol als der Menschheit ebenso feindlich wie der Landwirthschaft von der Hand gewiesen habe; und der Geheime Oberfinanzrath von Viebahn, um seine Ansicht befragt, stimmte ihm bei. Es konnte daher durch den Geheimenrath von Seckendorff aus Altenburg festgestellt werden, daß das Tabacksmonopol überall keine Befürwortung gefunden habe. Soll der Tabak einmal besteuert werden, so will die Versammlung der deutschen Landwirthe höchstens von einer Ausdehnung der theilweise bestehenden Productionssteuer auf den ganzen Zollverein hören, und würde eine Vergütung für ausgeführten Tabak nicht übel vermerken, zumal Herr von Hertefeld wußte, daß in jedem New Yorker Zeitungsblatte jetzt bremische Cigarren angekündigt würden und die österreichische Regierung viel Tabak alljährlich aus seiner ukermärkischen Heimath beziehe.

Eine Zwischenfrage warf hier die erste Abtheilung, die für eigentlichen Ackerbau, in die Verhandlung. Die gleichzeitige Ausstellung hatte abermals augenfällig gezeigt, daß es den Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen in Deutschland noch immer nicht glücken will, die Engländer zu erreichen oder gar aus dem Felde zu schlagen. Diese sind ihnen immer noch um mehr als eine Pferdslänge voran. Man wünschte daher, die allgemeine Versammlung der Landwirthe möge bei den Zollvereinsregierungen ihr Gewicht für eine Ermäßigung oder noch lieber Abschaffung des Zolls auf eingehende landwirthschaftliche Maschinen in die Wagschale werfen. Gegen diesen Antrag hatte begreiflicher Weise Niemand etwas einzuwenden. Wohl aber gegen den Antrag des Herrn von Sänger aus Grabowo, die Eisenzölle in das Gesuch miteinzuschließen, um gegen die Zollvereinsfabriken, denen man ihren Rohstoff so unnöthig vertheuere, gerecht zu sein. Dieser Antrag fand nur eine kleine Ueberzahl von Stimmen über die Hälfte, da der Rest so weit vom Felde der Landwirthschaft abzuschweifen Bedenken trug. Die Eisenzölle werden hoffentlich deshalb um Nichts fester stehen.

Derselbe Herr, der den Maschinenzöllen die Eisenzölle sogleich nachsenden wollte in die Unterwelt, hatte die harte Nuß der Frage zu knacken, welchen Einfluß die Aufhebung der Wuchergesetze auf die Landwirthschaft äußern würde. Und wir dürfen wohl behaupten, er enthülste ihren Kern wie ein Meister. Es ist bekannt, daß die Wuchergesetze, die fast schon an dem allgemeinen Unwillen verendet wären, denen in Preußen neuerdings sogar die Beamtenweisheit feierlich abgefallen ist, an den Landwirthen Freunde und Ritter gewonnen haben. Aus dem Gesichtspunkt des landwirthschaftlichen Interesses geschah es vornehmlich, daß die Häuser des preußischen Landtags die dreimonatliche Außerkraftsetzung des Wucherverbots so unwirsch aufnahmen. Der Landwirth, dem der Streit bisher wie leeres gelehrtes Gezänk vorgekommen sein mochte, schien nun mit beiden Füßen zugleich in den Ringplatz herabgesprungen zu sein und jeden Nerv

an die Erhaltung der thatsächlich angegriffenen Bürgschaft eines wohlfeilen Hypothekenzinsfußes setzen zu wollen. So konnte man denn auf Herrn von Sänger und sein nächstes Publicum wohl einigermaßen gespannt sein. Aber wenn Anhänger der Wirthschaftslehre und der gesunden Vernunft gefürchtet haben mögen, es werde eine große Ketzerei zu bekämpfen geben, so sind sie niemals willkommner enttäuscht worden. Herr von Sänger bekannte sich freilich auch zu der Vermuthung, der Fall der Wuchergesetze werde den Zinsfuß sogar für sichere Hypotheken steigern. Allein er widerlegte sie im Grunde selbst. Er räumte ein, daß eine gewisse Gattung von Capitalisten immer die sichere, wenn auch geringere Rente des Hypothekarcredits aufsuchen werde, daß die Wuchergesetze nur ein schwacher Schutz und, bei Lichte besehen, nur da seien, daß man sie übertrete, wie denn auch der Credit in seinen höheren Sphären sich längst von ihnen befreit habe und nirgends so viele Scheingeschäfte geschlossen würden, als in Bezug auf Hypothekardarlehne — was Alles zu dem Schlusse führt, daß die Aufhebung der Wuchergesetze in dieser Richtung nicht viel ändern wird. Und Herr von Sänger, ein preußischer Landwirth, that noch mehr für die gute Sache, die seine Berufsgenossen mitten im Siegesflug noch einmal aufgehalten haben. Er schilderte die allgemeine Verdammenswürdigkeit und Unhaltbarkeit der Wucherverbote mit so schneidiger Gedankenschärfe, daß Keiner sich herausnahm, die Waffen der alten Trugschlüsse und Vorurtheile gegen ihn zu erheben. Es saß da vor ihm sicherlich mehr als Einer, der gern den Zopf geschwungen hätte. Wäre die Verhandlung nur nicht so verwünscht öffentlich und der Angreifer nicht so übermenschlich stark gewesen! So mächtig drang der Geist der wirthschaftlichen Wahrheit, der aus dem preußischen Gutsbesitzer sprach, auf die versammelten Hunderte ernster Männer ein, daß, als er geendet hatte, keine Stimme mehr sich vernehmen ließ, außer zu kräftigem Bravorufen. Das Vertrauen auf die eigene Kraft, das der begeisterte Redner mit seinem schließlichen Hilf-Dir-selbst geweckt hatte, erstickte alle Zaghaftigkeit und Angst vor der Freiheit des Capitalmarkts. Statt den Staat, beschloß man sich selbst zur Herstellung befriedigender Realcreditanstalten anzuspannen; man glaubte freudig dem Sprechenden, daß den vereinten Kräften eines so mannstarken Handwerks wie der Landwirthschaft nichts Nützliches unerreichbar sei. Das ist ein so schöner Erfolg des Gedankens, daß wir den 2. September 1858, zumal an demselben Tage auch dem Tabacksmonopol abgesagt und gegen die schlimmsten Schutzzölle eine Lanze eingelegt ward, in der Staats- und Wirthschaftsgeschichte des Vaterlandes für immer anmerken müssen.

Gegen diesen großen Tag — so dürfen wir uns wohl ausdrücken — fiel die vierte Gesammtsitzung etwas dürftig ab. Doch war an sich nicht ohne Belang und Reiz, was vorkam. Dr. Wicke aus Göttingen richtete seinen Finger auf die massenhafte Düngererzeugung der Großstädte, die deren Bewohnern so lästig und gefährlich wie den landwirthschaftlichen Umgebungen nützlich sei, und gleichwohl nur erst in sehr unbedeutendem Maße aus der Stadt auf's Land verfahren werde. Daran sei der Städter mehr schuld als der Landmann — was wir für keinen gerechten und billigen Wahrspruch halten möchten. Aber die Hauptfrage ist, was soll geschehen? Soll Liebig's Vorschrift zur Anwendung kommen und für jeden Wagen voll ländlicher Erzeugnisse, der in die Stadt hineinfährt, ein Wagen Mist aus der Stadt zurückkehren? So machen es angeblich die Chinesen; aber nicht so die Deutschen. Die Deutschen stellen lieber die Kunstdüngerfabrik als große Vermittlerin dazwischen. Diesen rieth denn der Göttinger Chemiker, ja den Harn nicht wegfließen und verdunsten zu lassen; auch wo möglich ein Nebengewerbe heranzuziehen, damit der Harn bei wohlfeilerem Feuer abdampfen könne. Andere Sprecher empfahlen andere Fabriken, worin wir ihrer Spur nicht weiter nachgehen wollen. Fälschung aber scheint im Kunstdüngerhandel noch so häufig zu sein, wie im Roßhandel der Pferdeschwindel.

Cammerrath Krüger aus Braunschweig brachte eine cammerräthliche Frage in's Gespräch: in welcher Weise nämlich sich der Verpächter eines Gutes bei Drainirungen zu betheiligen habe, die der Pächter in Ausführung bringen oder zu deren Ausführung der Verpächter seinerseits den Pächter ermuntern will. Das war nun kein so einfach zu lösendes Räthsel. Der Einleiter rühmte ein erstes Verfahren, wie es in Braunschweig und ähnlich auch in Hannover bei der Domänencammer üblich sei; ein Herr aus Oldenburg stellte ein zweites auf; ein Herr, der Schottland bereist hatte, ein schottisches Verfahren als drittes. Dann zog eine gelegentliche Aeußerung den Professor Seelig aus Kiel aus einem Winkel hervor, und er setzte gründlicher als höflich auseinander, daß dies gar kein Stoff für allgemein festzustellende Regeln sei. Oberlandesgerichtsrath Mollard aus Gera, dem mit der Gewohnheit des Redens auch der Muth einwohnt, sagte positiv nichts Anderes mit den Worten: man thue am besten, im einzelnen Falle nach dessen Bedingungen zu handeln. Kurz, ein Ergebniß wurde nicht erreicht, und wir waren am Ende nicht wissender als vorher.

Das Gegentheil könnte man vielleicht von

der Verſicherung gegen Viehſterben und ihrem erſten Anzünder — Allumeur heißen die einleitenden Redner — Profeſſor Rau aus Hohenheim ſagen. Hat Einer das Wiſſen der Hörer bereichert, ſo war er es. Er hatte ſich aus mehr als hundert Verfaſſungen von Viehverſicherungsanſtalten zunächſt eine Art chaotiſchen Krautgartens angelegt und dann alle Hülfsmittel der Kunſtgärtnerei aufgeboten, um Ordnung, Licht und Fruchtbarkeit hineinzubringen. Jenes mochte gelungen ſein; doch fruchtbar war die Unterſuchung kaum geworden, wenn ſie in heller Verzweiflung beim Allerweltshelfer Staat zuletzt ſtehen bleiben mußte. Man konnte daher nichts Geſunderes thun, als dem Schatzrath von Alten aus Hannover folgen und die Verhandlung bei vorgerückter Sitzungszeit der einundzwanzigſten Verſammlung des Jahres 1859 vererben.

Die mündlichen Verhandlungen der Geſammtſitzung haben wir hiermit kurz durchmuſtert. Es bleibt uns noch ein Wort über eine Zuthat übrig, deren Wichtigkeit in das rechte Licht tritt, wenn man ſich erinnert, daß die Geſellſchaft der deutſchen Landwirthe wandert und nicht an einem beſtimmten Orte feſtſitzt, um nach und nach das ganze Vaterland ſich zur ſachmäßigen Anſchauung zu bringen.

Eine landwirthſchaftliche Ausſtellung wie die, mit welcher die Landwirthe Deutſchlands an ihrem diesmaligen Sitzungsort empfangen wurden, wird ihnen wahrſcheinlich ſelten vorgekommen ſein. Nicht als wären die aufgeſtapelten Muſter von Viehſtämmen, Erzeugniſſen des Pflanzenreichs, Geräthſchaften und Maſchinen, oder genauer zu ſprechen, die Leiſtungen, von denen ſie Zeugniß ablegten, unerhört und außerordentlich geweſen. Was ſo wohlthuend in's Auge fiel, war die Zweckmäßigkeit und der gute Geſchmack in der Anordnung ſammt der Harmonie zwiſchen Inhalt und Form. Das iſt mehr als unübertreffliche Stücke Vieh, Pflanzen, Werkzeuge. Denn über das Innere geht hier die Erſcheinung, da dieſe es iſt, die ein weit umfaſſenderes Lebensbild als ihren eigenen Inhalt ſo getreu wie möglich zur Vorſtellung bringen ſoll. Wir entnehmen daher der Ausſtellung, welche der zwanzigſten Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe zu Ehren vom Braunſchweiger Landwirthſchaftsverein veranſtaltet worden war, mit wahrem Vergnügen die Ueberzeugung, daß an gewiſſen begünſtigten Plätzen die rohe Praxis der Thier- und Pflanzenſchauen, wenn auch durch Prämien einſtweilen noch faſt durchweg verunziert, allmälig ſich zu edler Kunſt aufzuſchwingen anfängt.

Vom

Kautſchuk und deſſen Verarbeitung.

Von A. Vogel jun.

Der Kautſchuk gehört gegenwärtig zu den Materialien, welche die ausgedehnteſte Anwendung in der Technik gefunden haben. Bedenkt man, daß der Kautſchuk ſchon im vorigen Jahrhundert in Form von Flaſchen oder Beuteln aus Amerika nach Europa eingeführt iſt, ſo muß es bei ſeiner außerordentlichen Anwendungsfähigkeit beinahe unglaublich erſcheinen, daß dieſe Subſtanz ſo lange Zeit hindurch hauptſächlich nur zum Reinigen mit Bleiſtift beſtrichenen Papieres im Gebrauche war. Die Undurchdringlichkeit und Elaſticität des Kautſchuks — zwei Eigenſchaften, die keine andere bis jetzt bekannte Subſtanz vereint in ſo hohem Grade beſitzt — eröffneten natürlich, nachdem einmal die Technik den Werth des Materials kennen gelernt, dieſem Naturproducte ein weites Feld der nützlichſten Anwendung. Auf dieſen beiden Eigenſchaften, beruhen nun die mannigfachſten Beziehungen des Kautſchuks zur Herſtellung der ökonomiſchen, landwirthſchaftlichen, mechaniſchen und chirurgiſchen Artikel, zu welcher er in neueſter Zeit Veranlaſſung gegeben hat.

Bald nach der allgemeinen Einführung des Kautſchuks in die Technik ging man noch einen Schritt weiter, und es darf wohl als eine ſonderbare Ausnahme von der Regel betrachtet werden, daß ein Körper, der ſich ſo hervorragend durch die beiden erwähnten Eigenſchaften charakteriſirt, außerdem noch zur Herſtellung von Gegenſtänden, die derſelben nicht bedürfen, verwendet wird. Beinahe muß es als Mißbrauch dieſer werthvollen Subſtanz erſcheinen, daß man ſie mit Mühe in einen harten, hornartigen Aggregatzuſtand überführt, wenn man bedenkt, daß die Natur derartige Subſtanzen, welchen die Elaſticität fehlt, in reichem Maße darbietet.

Der Kautſchukbaum (Ficus elastica) charakteriſirt ſich durch ſeine maleriſche Form als König der amerikaniſchen Wälder, indem er durch ſeine hohe, dichte Krone alle übrigen Bäume des Waldes weit überragt. Obgleich nun aus dieſem Grunde ſchon der Kautſchukbaum in einer Entfernung von mehreren Meilen leicht zu erkennen iſt, ſo wird es doch, nach Berichten von Reiſenden an Ort und Stelle,*) als eine bedeutende Schwierigkeit geſchildert, ſich dieſen Bäumen in den Urwäldern zur Gewinnung der Kautſchukmilch zu

*) Th. Hancock, the Caoutchouc or India-Rubber Manufacture. 1857.

nähern. Sie sind nämlich meistens von einer beinahe undurchdringlichen Vegetation eingeschlossen, so daß jeder Schritt nur mit dem Beile erobert werden kann. Gewöhnlich vereinigt sich eine Anzahl von Unternehmern zu einem Entdeckungsstreifzug auf Kautschukbäume.

Die gebräuchlichste Art, sich den flüssigen Kautschuk zu verschaffen, besteht darin, durch vier verschiedene Einschnitte in die Rinde des Baumes den Saft in Gefäße von Thon ausfließen zu lassen und denselben über einem schwachen Feuer bis zur Consistenz, in welcher der Kautschuk exportirt werden kann, einzudicken. Ein Baum, der auf diese Weise durch vier Einschnitte seinen Saft abgegeben hat, bedarf wenigstens zwei Jahre, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen. Nach dieser Zeit aber kann er von Neuem zur Gewinnung der Kautschukmilch gebraucht werden.

Eine andere Methode, um den Saft aus dem Kautschukbaume zu gewinnen, ist die, daß man den Baum am Gipfel und an der Basis mit Weidenzweigen fest umwickelt und dann die ganze Quantität des Saftes durch einen einzigen Einschnitt ausfließen läßt. Diese sehr ergiebige Methode ist übrigens, da natürlich der Baum dabei absterben muß, von der Regierung aufs Strengste verboten. Ein solches Verbot beweist wohl auf das Deutlichste, daß der Werth und die Wichtigkeit des Materials nicht verkannt werde, um so mehr, da die Vegetation dieser Pflanzengattung von einer solchen Ueppigkeit ist, daß eine Gefahr ihrer Ausrottung kaum im Bereiche der Möglichkeit zu liegen scheint. Man hat nämlich berechnet, daß in einem Walde auf einer Strecke von dreißig Meilen Länge und acht Meilen Breite 43,000 der stärksten Kautschukbäume gedeihen können.

Ungeachtet seiner Impermeabilität und Elasticität hätte indeß der Kautschuk immerhin ein nur wenig brauchbares Material bleiben müssen, wenn es nicht gelungen wäre, ihn durch eigenthümliche Bearbeitung in den Stand zu setzen, bei niedrigen Temperaturgraden seine Elasticität zu bewahren und bei höherer Temperatur das Ankleben der Oberfläche zweier Schnittflächen zu verhindern.

Um die Lösung dieses Problems, welches begreiflich eine Lebensfrage für die Verarbeitung des Kautschuks zu den mannigfachsten technischen Zwecken sein mußte, haben sich mit heißem Bemühen bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt. Durch zahllose Versuche, oft nur in beschränktem Laboratorium von einsamen Forschern in kleinem Maßstabe angestellt, ist es endlich gelungen, das widerspenstige Material zu zwingen; „von einem Brautgemach in's andere gequält," hat es zuletzt doch seine Natur abgestreift.

Die verschiedenen Verfahrungsarten, dem Kautschuk das für seine Anwendung wünschenswerthe Verhalten bei jedem Temperaturgrade zu verleihen, begreift man im Allgemeinen unter dem Ausdruck „Vulcanisiren." Diese nun in Europa und Amerika eingeführte Bezeichnung scheint von der mythologischen Beschäftigung des Gottes Vulcan mit Feuer und Schwefel hergeleitet zu sein.

Die von Amerika ausgehende Entdeckung des Vulcanisirens besteht in der Hauptsache darin, dem Kautschuk unter Erwärmung bei einem gewissen Temperaturgrade Schwefel beizumischen. Nachdem einmal als Thatsache festgestellt war, daß hierdurch der Kautschuk die Eigenschaft gewinnt, bei niederer Temperatur seine Elasticität zu behaupten, bei höherer nicht zu kleben, so mußten natürlich bald die verschiedensten Methoden, den Kautschuk zu schwefeln, in Anregung und Anwendung kommen, deren Beschreibung jedoch weit außer dem Bereiche unsrer kleinen Notiz liegt. Merkwürdig bleibt es, daß dem Kautschuk grade durch die Incorporation des Schwefels Eigenschaften verliehen werden, die letzterer selbst gar nicht besitzt, denn bekanntlich ist der Schwefel ähnlich dem Kautschuk, nur noch im erhöhten Maßstabe, bei niederer Temperatur hart und wird erst beim Erwärmen weich; dennoch entsteht aus der Verbindung beider ein bei jeder Temperatur biegsamer und nicht mehr klebender Körper. Es ist dies eines der merkwürdigsten Beispiele gänzlicher Veränderung zweier Substanzen durch ihre Vereinigung.

Nachdem einmal der menschliche Forschungsgeist dieses sonderbare Mittel aufgefunden hatte, den Kautschuk für die Ueberführung in alle verlangten Formen geeignet zu machen, wurden die Resultate der Erfindung bald auf ein weiteres Feld ausgedehnt, und die Verarbeitung des vulcanisirten Kautschuks geschieht jetzt in den größten Etablissements. Nicht nur seine Anwendung zur Bequemlichkeit des täglichen Lebens in Gestalt von Geweben, dauerhaften Surrogaten für Leder und zur Herstellung wasserdichter Zeuge erhebt den Kautschuk zu einem hervorragend nützlichen Material in der Technik, auch für Luxusarbeiten und für wissenschaftliche Zwecke hat es einen Platz erworben. Namentlich ist es für den Chemiker unentbehrlich geworden, indem es ihn in den Stand setzt, auf die leichteste Weise complicirte Glasapparate beweglich zu verbinden und luftdicht zu verschließen. Ja, es ist wohl mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß mit der bisherigen Benutzung die Reihe seiner Anwendungen noch lange nicht geschlossen ist, sondern daß es vielleicht schon einer nicht fernen Zukunft gelingt, andere neue Wege seiner Nutzbarmachung zu eröffnen.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Neu Guinea.

Die Torresſtraße trennt zwei Gebiete von einander, die ſich wie zwei völlig verſchiedene Welten verhalten. Südlich liegt Auſtralien, eine dürre Wüſte mit dem dürftigſten Pflanzenwuchſe, nördlich liegt Neu Guinea, eine Inſel von 250,000 engliſchen Geviertmeilen Umfang, geſegnet mit einem Waſſerreichthum, der einen dichten, verſchlungenen Teppich von Pflanzen und Blumen aller Art und Rieſenexemplare von Urwaldsbäumen aus dem üppigen Boden hervortreibt. Der Unterſchied muß nicht bloß dem Umſtande zugeſchrieben werden, daß Neu Guinea dicht an der Linie liegt — ſein nördlichſter Punkt hat die Breite 0° 19′ ſüdlich — während Auſtralien außerhalb des Kreiſes der mit Feuchtigkeit beladenen Monſuns bleibt, ſondern auch den hohen Gebirgen der Inſel, die dem Auſtrallande fehlen. Die Meſſungen, die man mit der einzigen bekannteren Gebirgskette Neu Guineas angeſtellt hat, weiſen folgende bedeutende Höhen nach:

Sudling . .	11,226	engliſche Fuß.
Obri . . .	10,246	„ „
Owen Stanley	13,205	„ „
Yule . . .	10,046	„ „

Von andern Gebirgsreihen, die ſich einer nähern Beobachtung von der Küſte aus entziehen, vermuthet man, daß ſie bis über die Schneelinie anſteigen. Das Vorhandenſein großer Flüſſe verräth ſich in deutlichen Spuren. Der weſtliche Theil der an die Torres-Straße angrenzenden Küſte iſt Nichts als ein flaches, von unzähligen Waſſerrinnen durchſchnittenes Mündungsdelta eines gewaltigen Stromes. Vor dem Delta liegen unermeßliche Schlammbänke, und das Meer iſt bis auf drei deutſche Meilen von der Küſte ſüß.

Die Ufer der großen Inſel ſind im Intereſſe der Schifffahrt genau erforſcht worden. Holländer, Engländer und Franzoſen, Kolff und Steenboom, Flinders, Yule und Blackwood, Rualt Coutance und Dumont d'Urville haben ſich in dieſer Beziehung Verdienſte erworben. Das Innere iſt faſt ſo unbekannt, wie zur Zeit der erſten Entdeckung. Mag man dieſe nun den Portugieſen Abreu und Meneſes (1511 und 1526), oder dem Spanier Alva de Saavedra (1528) zuſchreiben, immerhin ſind drei Jahrhunderte verfloſſen, ſeit das erſte europäiſche Schiff den Weg nach Neu Guinea gefunden hat, und dieſer lange Zeitraum hätte ganz anders benutzt werden können. Daß es nicht geſchehen iſt, erklärt ſich theils durch die kriegeriſche Wildheit der eingeborenen Papuas, die jeden Verkehr mit Europäern abweiſen, theils und hauptſächlich durch Fehler, die bei der Beſiedlung begangen wurden. Gleich den Engländern in Nordauſtralien wählten die Holländer, welche die Südweſtküſte „vorbehaltlich der Rechte des Sultans von Tidore" für ſich in Anſpruch nehmen, zu ihren Niederlaſſungen Buchten, um die rings höheres Land liegt. Solche Oertlichkeiten ſind Magazine für Alles, was der menſchlichen Geſundheit nur Schaden bringen kann, und mußten daher nach kurzer Zeit immer wieder aufgegeben werden.

Die letzte holländiſche Entdeckung von Wichtigkeit war die 1835 gemachte, daß der vermeintliche Dorgafluß, den Kolff 1826 entdeckt hat, eine Meerenge iſt, welche die Prinz Friedrich Heinrichs-Inſel vom Hauptlande trennt. Die Beſiedlung Neu Guineas wurde

für die Holländer immer mehr, je stärker die englische Bevölkerung Australiens sich vermehrte, zu einer politischen Nothwendigkeit, da ihre Besitzungen im indischen Archipel zwischen Ostindien und Australien eingeklemmt sind. Sie treffen jetzt Vorbereitungen dazu. Der Dampfer Etna hat eine Expedition, welcher Dr. Limburg-Brouwer und mehrere andere Naturforscher beigegeben sind, nach Dorei oder Dori geführt. Es ist dies ein Ort nordwestlich von der großen, 1705 entdeckten Geelvinks-Bai, die so tief in Neu Guinea einschneidet, daß man sagen kann, sie trenne die Insel in zwei Hälften. In Dori wurden bis jetzt die meisten Nachrichten über das Innere gesammelt, und es soll dort ein Fort errichtet werden. Das Geringste, was wir von der Expedition hoffen, ist die Untersuchung von zwei Bäumen, Pulasarie und Massoy (nach englischer Schreibart), deren Rinde gegen das Fieber gute Dienste leisten soll und von den Malayen nach China und Japan verschifft wird. Hoffentlich erhalten wir auch über die beiden Känguruh-Arten (Dendrolagus) Aufschluß, die in Neu Guinea auf Bäumen leben.

Fernando-Po.

Unsre Verbindung mit dem innern Afrika hängt an so dünnen Fäden, daß Alles, was sie zu stören geeignet ist, unser tiefstes Bedauern erwecken muß. Eine solche Störung ist in Folge einer spanischen Expedition nach den Inseln der Biafra-Bucht eingetreten. Spanien macht sein Eigenthumsrecht an diesen Inseln geltend und will dort keinen andern Glauben dulden, als den katholischen. Die wichtigste derselben ist Fernam do Po, gewöhnlich Fernando-Po genannt. Sie wurde 1778 mit den beiden andern Inseln Annobon und Covisco an Spanien abgetreten und von der Regierung zu Madrid nie im Geringsten beachtet. Als England aber 1841 ein Kaufgebot that, erwachte der spanische Hochmuth und erregte ein solches Geschrei, daß die spanische Regierung den bereits abgeschlossenen Vertrag zurückzunehmen gezwungen war. England erlangte durch seine damaligen Verhandlungen eine öffentliche Bekanntmachung der spanischen Regierung von 1843, welche allen Bewohnern von Fernando-Po ohne Unterschied des Glaubens, sobald sie den Gesetzen des Landes Gehorsam leisteten, Sicherheit der Person wie des Eigenthums und freie Glaubensübung zusagte. Wie Allen in dem Bericht über seine Nigerexpedition behauptet, war Fernando-Po von 1827—1834 eine englische Militärstation. Herr S. Fitzgerald hat dies im englischen Unterhause vor Kurzem in Abrede gestellt. Wie es sich mit dieser Thatsache auch verhalte, gewiß ist, daß Fernando-Po factisch im englischen Besitze war. Die Verwaltung war eine englische und hatte einen Engländer, Lynsleager, an der Spitze, englische Glaubensboten leiteten die Eingeborenen und englische Schiffe vermittelten den Verkehr. Macht Spanien mit seiner angekündigten Vertreibung der protestantischen Glaubensboten und Nichtduldung jedes akatholischen Gottesdienstes Ernst, so findet die nationale und kirchliche Eitelkeit eine erwünschte Befriedigung, aber der Wissenschaft der Erdkunde wird einer ihrer Hebel aus den Händen gewunden. Fernando-Po ist nämlich als Ausgangspunkt der Nigerexpeditionen gewählt worden und besitzt bedeutende Hülfsmittel, die unter einer englischen Verwaltung großer Entwicklung fähig wären, aber unter einem spanischen Regiment ohne Frage verkümmern werden. Es hat zwei Häfen, deren nordöstlicher, die Maidstone-Bai, mit der Stadt Clarence in Verbindung steht, willige Arbeiter, Krumänner und Ediyah mit gelber Hautfarbe und schönem Gesichtswinkel, ein merkwürdig reines Trinkwasser und eine Fülle der gesundesten Lebensmittel. Sein vielleicht nicht ganz erloschener Vulcan erreicht mit seinen 11,040′ Höhe Regionen, in denen die Ausdünstungen der Ebenen außer Wirksamkeit treten, und Nigerreisende können sich hier an das afrikanische Klima gewöhnen. Solche Vortheile bietet keine andere Oertlichkeit, am wenigsten Sierra Leona, der Hauptherd typhoser Fieber, „das rothe Grab der Europäer.“

Moritz Wagner in Neu Granada.

Unser berühmter Reisender befindet sich in diesem Augenblicke wahrscheinlich am Fuße des Chimborazo. Seine letzten Berichte aus Neu Granada, die zum Theil von amerikanischen Zeitungen veröffentlicht worden sind, beschäftigen sich vornehmlich mit dem Isthmus von San Blas, einem der für einen Canaldurchstich ausersehenen Punkte. Die Erforschung des unbekannten Innern der Landenge, die Bestimmung und Messung der Cordillere nördlich vom Chepo und die Constatirung des Spaltendurchbruchs des Rio Mamoni sind größtentheils gelungen. Dr. Wagner hatte mit Vielem zu kämpfen, mit angeschwollenen Flüssen, mit Hitze und Nässe, Rheumatismen, mit Tapiren, Stachelschweinen, Jaguars und Giftschlangen, mit dem Ungehorsam seiner Leute, die ihn unter Anderm hinderten, den Golf von San Blas zu erreichen, mit Kälte und Hunger in den höheren Gebirgen. Die Einsamkeit war nicht das kleinste seiner Leiden. In der Provinz Chiriqui, die der Garten von Neu Granada genannt wird und an Fruchtbarkeit und Schönheit ihres Gleichen sucht, fand er einen einzigen gebildeten Mann. Zu seiner naturhistorischen Ausbeute gehören 1000 getrocknete Pflanzen vom Vulcan von

Chiriqui, deren Höhengrenzen beſtimmt wurden, und die Hälfte der Süßwaſſerfauna, der Fiſche, Cruſtaceen und Molluskenarten aus beiden entgegengeſetzten Flußſyſtemen der Landenge.

Neue Fortſchritte am Amur.

Daß man in Petersburg den Abſchluß eines Friedens mit China weit eher als in London kannte, hat die Engländer ſtutzig gemacht. Es erfüllt ſie mit Unbehagen, daß Nachrichten zwiſchen dem Peiho und der Newa nicht länger als ſechsundzwanzig bis ſiebenundzwanzig Tage laufen und daß dieſer Zeitraum durch die keiner Schwierigkeit unterliegende Fortführung des Telegraphendrahtes von Moskau bis Kiachta auf acht Tage vermindert werden kann. Zugleich hört man, daß China die Landſtriche, die Rußland am Amur ſich nahm, nun förmlich abgetreten hat, und daß der Aufſchwung der Gebiete jenes Stroms, die vor acht Jahren eine Wildniß waren, in mathematiſcher Progreſſion erfolgt. Schon jetzt ſchwimmen neunundzwanzig Dampfboote auf dem Amur, und Ende Mai (a. St.) hatten elf fremde Seeſchiffe die Mündung beſucht. In Nicolajefski (Nicolajew) hat ſich ein nordamerikaniſcher Conſul eingeſtellt, ein hamburgiſcher ſoll noch in dieſem Jahre folgen, und auch ein preußiſcher wird angekündigt. Die Stadt hat fünf ausländiſche und über dreißig ruſſiſche Firmen. Die ruſſiſchen Waaren haben von Irkutzk, der Hauptſtadt Oſtſibiriens, einen Waſſerweg von 2000 Werſt Länge und nur 180 Werſt Landweg. Sie werden in Nicolajefski gegen Artikel aus allen Ländern eingetauſcht, und dieſe ſtellen ſich in Oſtſibirien im Vergleich zu den aus Petersburg eingeführten um 200 Procent billiger. Die Amur-Handelsgeſellſchaft, die vorläufig mit einem Capital von 4 Millionen Silberrubel arbeitet, hat ihre Thätigkeit mit einer Reihe von vorbereitenden Maßregeln begonnen. Zu ihren Unternehmungen wird der Eishandel gehören, der im vorigen Jahre Schiffsfrachten von 2000 Tonnen allein nach San Francisco beförderte. Städte zählt man am Amur bereits zwei, Dörfer und Poſten ſind, namentlich an den Mündungen der in den Strom fallenden Nebenflüſſe, in großer Anzahl errichtet worden. Und dieſe Wunder hat General Murawiew mit ganz ſchwachen Kräften verrichtet. Für ganz Oſtſibirien, ein Land, größer als das europäiſche Rußland, ſtehen ihm nur zwei Oberofficiere, Buſſe und Medowikoff, zur Seite, und ſeine verfügbaren Truppen beſchränken ſich auf vier ſogenannte ſibiriſche Linienbataillone. Mit dieſer Handvoll Leute hat er die ungeheuren Entfernungen und die unglaubliche Trägheit der Eingeborenen beſiegt. Jetzt wird die Ueberſiedelung von 16,000 Perſonen beiderlei Geſchlechts an den Amur vorbereitet und der Bau einer Eiſenbahn von Nicolajefski zur Caſtriesbucht, die acht Monate im Jahre vom Eiſe frei iſt, betrieben. Man umgeht durch ſie die ſchwierige Amurmündung.

Die unterſeeiſchen Telegraphen der Welt.

Es hieße Eulen nach Athen und Zank unter die Theologen tragen, wollten wir dem Jubel über die glückliche Legung des atlantiſchen Taues, der beſonders von Amerika in den hellſten Tönen herüberſchallt, unſrerſeits Betrachtungen über die Wichtigkeit des Ereigniſſes beimiſchen. Wir begnügen uns mit der folgenden Ueberſicht der früheren unterſeeiſchen Telegraphen. Es ſind die folgenden:

	Länge in Kilometern (etwa 1/4 Stunde).
Dover und Calais	39
St. Georgs-Canal	103
Dover und Oſtende	113
Suffolk und Haag	217
Fühnen und Seeland . . .	26
Schottland und Irland . . .	40
Helder und Neudiep	8
Neu Braunſchweig u. St. Georgs-Inſel	240
Spezzia und Corſika . . .	145
Corſika und Sardinien . . .	19
Varna und Balaclava . . .	640
Seeland und Schweden . .	9
Sardinien und Algier . . .	200

Das atlantiſche Telegraphentau übertrifft mit ſeiner Länge von 2022 Seemeilen alle dieſe Vorgänger zuſammengenommen.

Skizzen aus New York.

Von F. Schütz.

Der atlantiſche Telegraph! — So lautet dieſſeits und jenſeits des Oceans ſeit dem für immer denkwürdigen 5. Auguſt das univerſelle Loſungswort. Könnte ich daher von etwas Anderm ſprechen? Doch fürchten Sie nicht, daß ich ein verſpätetes Poſtſcriptum liefern werde zu Allem, was in Reim und Proſa bereits über die Größe und die Folgen dieſes Sieges des menſchlichen Geiſtes geſagt iſt. Ich will nicht aus meinem Kreiſe treten, ſondern mich auf den Verſuch beſchränken, als ruhiger Beobachter aus dem unendlichen Taumel, der durch das ganze weite Gebiet der Union mit Blitzesſchnelle dahintobte, Züge herauszugreifen und zuſammenzuſtellen, welche dem europäiſchen Leſer einen Begriff geben können von unſerm atlantiſchen Telegraphen-

Excitement. Und wahrlich, es ist dies keine leichte, erfolgversprechende Arbeit — der Versuch, das Miniaturgemälde eines gewaltigen Orkans zu liefern. Vor mir liegen in hohen Haufen die langspaltigen, enggedruckten Zeitungen mit der überwältigenden Masse von Berichten aus allen Theilen der Union, aus Städten, Städtchen, Dörfern, aus allen Gasthöfen der fashionablen, wie der obscuren Badeplätze: Feuerwerke leuchten und knattern, Kanonen donnern, Reden und Toaste ertönen, und die schmetternden Trompeten des Humbugs erschallen mächtig dazwischen. — So gewaltig, allgemein und plötzlich brach noch nie selbst in dem leicht erregbaren Amerika ein Freudensturm aus. Niemand glaubte mehr an das Gelingen des großen Unternehmens, kaum erwähnte man nur noch flüchtig der „Niagara" und des „Agamemnon", und geschah es, so war es mit der bereits gleichgültigen Ueberzeugung, daß die ganze Sache mißlingen werde. Vertrauen in den Erfolg hatte Niemand, Glauben an die Redlichkeit und den Ernst der Leiter der Unternehmung nur noch Wenige vollständig; die Böswilligkeit, welche in dem letzten Versuche, das Telegraphentau zu legen, nur einen Kniff der Directoren erblickte, deren Absicht es sei, ihre Actien zu höherem Preise los zu werden, machte zahlreiche Proselyten. Die Wissenschaft docirte ihrerseits mit voller Bestimmtheit, daß es entschieden unmöglich sei, die Elektricität auf solche Entfernung durch den Ocean zu leiten. Der atlantische Telegraph war bereits als Humbug abgeurtheilt.

Da rannten plötzlich am Nachmittag des 5. August die zerlumpten Zeitungsjungen, die amerikanischen Herolde der modernen Großthaten, mit tobenden Sprüngen durch die Straßen, und ihre schrillen Stimmen verkündeten den größten Sieg der Neuzeit. „Das Telegraphentau ist gelandet!" Diese Proclamation eines großen Triumphes des Menschengeistes aus dem Munde solcher Herolde ist gewiß ein bemerkenswerthes charakteristisches Zeichen unsrer Zeit. Man denke sich neben einer solchen Scene laufender, schreiender, schmutziger, zerlumpter Jungen die im Feudalprunk aufgeputzten Verkünder von Siegen kleiner oder großer Raubfürsten. Die geistige Vereinigung zweier Welttheile, die Gewißheit, daß in nicht ferner Zukunft der Menschengedanke um den ganzen Erdball fliegen wird, von Knaben verkündet, die geistig und körperlich alle Zeichen des gesellschaftlichen Mißstandes und Elendes an sich tragen. Die ganze Höhe und Tiefe der modernen Welt können sich in keinem einfacheren, kräftigeren Bilde verkörpern.

Doch vergessen wir die Betrachtungen, die unwillkürlich, überwältigend sich dem Geiste aufdrängten. Folgen wir der aufgeregten, jubelnden Menge, die sich um die dargebotenen Zeitungen reißt, nach den Zeitungsbureaux in tobendem Gedränge stürzt, vor den Anschlagbrettern mit glühender Wißbegierde wogt. Da gab es keinen Unterschied des Standes, der Bildung, des Alters. Ein Gedanke belebte Alle, eine geistige Brüderschaft war an die Stelle der Trennung getreten, welche geistige oder gesellschaftliche Verschiedenheit zwischen den Menschen erzeugt. Das ceremonielle Gesetz, welches ein fragendes und erklärendes Wort zwischen Unbekannten nicht gestattet oder doch höchst selten macht, war plötzlich außer Kraft. Wer immer auf der Straße oder in einem Wagen eine Zeitung besaß, wurde der Mittelpunkt einer aufgeregt fragenden Menge. Die wenigen Worte, durch die das große Ereigniß mitgetheilt wurde, mußten wieder und wieder vorgelesen werden. Stürmische Ausbrüche der Zufriedenheit, des Jubels ertönten. Die beste, weil die wahrste Feier des gelungenen Unternehmens war dieser unmittelbare, lebendige Ausdruck der Freude einer ganzen Bevölkerung. Hier war Nichts berechnet, geheuchelt oder übertrieben. An diesem Abend brannte noch kein Feuerwerk ab, Illuminationen erleuchteten noch nicht die Straßen, aber eine allgemeine Freude glühte in der Hütte des Armen wie des Reichen. Von den Hunderttausenden, die da jubelten, sind allerdings nur Wenige, die directen, persönlichen Vortheil aus der neuen Errungenschaft des menschlichen Geistes ziehen werden, aber ist denn nicht in dieser unegoistischen Freude selbst ein moralischer Gewinn? Eine Nation, die fähig ist, den Triumph der menschlichen Kraft und Wissenschaft so lebendig, so tief zu fühlen, bis hinunter in die unglücklichen, vernachlässigten Schichten der Bevölkerung, steht auf höherer Stufe der geistigen Entwicklung — mögen auch sonst Mängel und Schattenseiten noch so grell hervortreten, als jene, deren niedere Classen wie weiland mit gespendetem Wein oder jetzt polizeimäßig zum Bejubeln eines glücklichen Despoten angefeuert werden müssen. Es ist gebührende Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß das amerikanische Volk bis zu den entlegensten, einsamsten Punkten des großen Gebietes das große Ereigniß überall mit allgemeinem Jubel begrüßte. Schon am folgenden Tage brachten die Zeitungen aus den weit entfernten Theilen der großen Republik den Ausdruck der Nationalfreude — des Nationalstolzes. Denn das ist nicht zu verkennen, daß der Amerikaner vor Allem in der Ueberzeugung triumphirt, ihm vorzüglich, ja ausschließlich verdanke die Welt diesen großen Sieg der Wissenschaft. Franklin, mit seinen Experimenten in der Elektricität, Morse, der Erfinder des unterseeischen

Telegraphen, und Cyrus Field, der beharrliche Gründer und Agent der atlantiſchen Telegraphengeſellſchaft — in dieſen Männern erblickt der Amerikaner die Dreinigkeit, welcher das gegenwärtige große Werk zu verdanken iſt. Außer ihnen wird wohl dieſem oder jenem Manne noch eine untergeordnete Anerkennung gezollt, aber kaum als Gehülfen jener Schöpfer. Amerika hat dieſen Sieg der Wiſſenſchaft davon getragen. Das iſt die Ueberzeugung der ungeheuern Mehrheit der Nation; inſtinktmäßig gehegt von der nicht beſſer unterrichteten Maſſe, wird dieſe Anſicht von Männern auch verbreitet, welche die wirkliche Wahrheit kennen ſollten oder ſie auch wohl wiſſen. Von der amerikaniſchen Preſſe etwas Anderes zu erwarten, als die Anmaßung, das ganze Verdienſt für ihre Nation in Anſpruch zu nehmen, wird Niemand einfallen, der ihren Geiſt, ihr Beſtreben kennt. Nicht nur vindiciren ſie dieſe große Errungenſchaft des Menſchengeiſtes als ein ausſchließliches Product der amerikaniſchen Nation, ſie erklären auch ſchon, daß das gelegte Telegraphentau nicht Amerika, die junge, noch unreiſe Tochter Europas, mit dem Mutterlande, dem ältern Sitze des Wiſſens, verbinde, ſondern ſie verkünden triumphirend, daß Europa jetzt im Schlepptau von Amerika liege. Mit der Ueberſchrift: „Der Erfolg des Telegraphentaues. Amerika voran in Allem," gab der New York Herald eine Triumphhymne der amerikaniſchen Superiorität. Man höre ihn: „Die größte politiſche Folge dieſes Ereigniſſes wird ſich in Europa fühlbar machen. Die europäiſchen Nationen ſtehen voran in Kunſt, Wiſſenſchaft und Sitte, weil deren dicht bevölkerte Gemeindeweſen ihnen in dieſer Beziehung den Vorzug geben. Aber wir ſind die Erſten in der Welt in geiſtiger Thätigkeit und praktiſcher Entwicklung, und das atlantiſche Tau wird für politiſchen Einfluß auf die Welt den Vorrang geben. Der Telegraph wird unſre politiſchen Theorien und unſre Civiliſation (!!) in Europa verbreiten und daſelbſt auferlegen. Bereits erſtehen daſelbſt conſtitutionelle Regierungsformen unter dem Anſtoße unſers politiſchen Erfolges. In materieller Beziehung räumen Morſe's Telegraph, Stevenſe's Jacht „Amerika", Mc. Cormick's Mähmaſchine, Hobb's Schloß und Narey's Pferdebändigungskunſt, Hughese's Telegraphenmaſchine und hundert andere Dinge gehörig unter den alten Syſtemen Europa's auf. Die Claſſenintereſſen ſowie die der Regierungen müſſen der Freiheit der individuellen Entwicklung weichen. Der Werth materieller Gegenſtände und politiſcher Theorien wird bald in der alten Welt dadurch beſtimmt werden, daß ſie von Amerika kommen. Die Thatſachen, welche hier der freie Gedanke ſchafft, werden augenblicklich der ganzen Welt durch den Telegraphen mitgetheilt werden, und Amerika muß und wird für die Civiliſation der Welt an der Spitze der Bewegung ſtehen." — Uebrigens vergißt der New York Herald ſich ſelbſt nicht bei der Verherrlichung der Nation. Reflectionen über den Umſchwung und die koloſſale Entwicklung, denen die Preſſen durch den atlantiſchen Telegraphen entgegen gingen, dienen ihm nur als Einleitung zu der ohne alle „falſche Beſcheidenheit" gemachten Erklärung, daß er, der New York Herald, d. h. Herr James Gordon Benett — ein ſchlauer Schotte — dieſe ganze große Revolution auf dem geiſtigen Gebiete erzeugt habe. Des atlantiſchen Telegraphen wird dabei nur als eines trefflichen Inſtrumentes gedacht und zwar in einer Weiſe, als ſei dieſes große Werk nur ſo ein ganz natürlicher Ausfluß der allmächtigen Schöpfungskraft des Herrn Benett. Am Schluß des Artikels betet der große Benett im Gefühl deſſen, was er für die Menſchheit gethan: „Mein Werk iſt vollendet! Nun, Herr, laß deinen Diener in Frieden ſcheiden!" —

Der Freude des 5. Auguſt folgte am 6. ein tief beklommenes Gefühl der Ungewißheit, der Beſorgniß. Der Lakonismus der erſten und der folgenden Depeſchen ließ noch Feld für gerechte Zweifel an dem vollſtändigen Gelingen. Iſt das Tau auch an der irländiſchen Küſte — war die erſte Frage. Wunſch und Hoffnung machten die Einen bejahend, Mißtrauen und Furcht die Andern verneinend oder bezweifelnd antworten. Die ganz Ungläubigen und die Zweifler an der Redlichkeit der Leiter der Unternehmung kamen jetzt wieder mit dem harten Urtheile hervor: „Induſtrieller Kniff! Humbug!" Nicht Wenige neigten ſich dem Glauben zu, die Depeſchen des Herrn Field, der mit der Niagara in Trinitybai angekommen war, ſeien vollſtändige Lügen und Nichts beweiſe, daß das Tau auch in Valenciabai gelandet ſei. Mit billigerem Gefühle und gerechterem Grunde nahmen Andere an, die Electricität bringe nicht die nöthige Wirkung hervor und das glücklich gelegte Tau werde vor der Hand, vielleicht für lange Zeit noch ſtumm bleiben. Vergebens erwartete man von Stunde zu Stunde die Ankunft der königlichen Botſchaft, ein allgemeines Gefühl der Enttäuſchung, der Niedergeſchlagenheit trat an die Stelle der freudigen Aufregung; New York hatte ſo zu ſagen bereits Trauerkleider angelegt für die verlorene Errungenſchaft, während noch immer aus den fernſten Theilen Triumphdemonſtrationen berichtet wurden.

Unterdeſſen verſuchte Yankee-Humor, das Publicum mit fingirten Botſchaften der Königin Victoria und Antworten des Präſidenten zu unterhalten, und der ſtets bereite Humbug

von Groß- und Kleinhändlern fand in diesen Witzen neue Mittel, der Oeffentlichkeit sich aufzudrängen. Einige Beispiele werden genügen, den Geist und den Werth dieser Producte des Yankeewitzes zu bezeichnen: — Eine der fingirten königlichen Botschaften an den Präsidenten lautete: „An Seine Excellenz James Buchanan. — Werther Herr — wie finden Sie das Solo, das ich auf einer Saite ausführte? Ihre ergebene Victoria." — Als Antwort des Präsidenten hieß es: „An Victoria. — Madame, für eine Lady ist dies ein anstößiges (chocking) Talent, aber die Musik hat uns Alle elektrisirt." — In der kleinen Stadt Rochester gab ein Blatt seinen Lesern folgenden Witz: „Rochester hat die Ehre, die erste Depesche erhalten zu haben; sie lautet: „Windsor Castle, August 7. 1858. — Adams, Rochester. — Senden Sie mir mit dem nächsten Steamer hundert Gallonen der besten Austern derselben Qualität, welche Sie zur Heirath meiner Adelaide sandten. Die Ihrige ꝛc." — Die Antwort: „Werthe Madame, — sie sind abgesandt worden. Denken Sie nicht an Bezahlung; es ist nur eine Kleinigkeit. Adams, 92. State Street."

Aehnliche Geistesproducte fanden sich zahlreich in den Colonnen der Presse. In vollem Ernste aber hat ein hiesiger Industrielle der Telegraphendirection mehrere hundert Dollars angeboten, wenn sie eine Depesche, in welcher er der Königin Producte seiner Fabrik anbietet, zuerst befördern wolle. Die Direction hat ihm erwiedert, dieselbe würde befördert werden können, aber nur in der Reihenfolge.

Der Wunsch, sich durch Uebersendung der ersten Privatdepesche als Individuum oder als Firma bemerkbar zu machen, belebt übrigens Manchen. Die Direction hatte gleich in den ersten Stunden nach der Botschaft des Gelingens eine gewisse Anzahl solcher dringender Nachrichten erhalten, aber bald beschloß sie, bis zur Eröffnung des wirklichen Verkehrs keine mehr anzunehmen.

Was mit Ernst die amerikanische Presse über das Gelingen dieses großen Werkes und dessen Folgen sagt, kann ich nach dem obigen charakteristischen Auszuge aus dem New York Herald unberührt übergehen. Die unendliche Masse von Reflectionen, Triumphanden und Prophezeihungen enthält sicher nichts für den Europäer Neues. Jenseits wie diesseits des Oceans erschallt wohl dasselbe Jubelconcert mit allen seinen guten und auch falschen Tönen. Hier aber trieb die Hyperbole, stets so mächtig wuchernd auf dem Felde der Literatur, ihre wunderlichsten Zweige und Blüthen. Als Muster „westlicher Rhetoric" verdient folgender Auszug aus einem Blatte von Chicago mitgetheilt zu werden: „Die Welt ist vollendet, ihre Rückenmarksehne ist gelegt, und nun beginnt sie zu denken! Ein lebendiger Nerv ist von dem angelsächsischen Herzen abgewunden und als Liebesknoten zwischen die alte und neue Welt geknüpft worden. Die Zeit auf ihrem Wege nach dem Westen bleibt träge zurück, und der Ocean ist ein schmaler Streif des Erdballs geworden."

Das Ende ist ein unübertreffliches Muster von Logomachie; es lautet: „Der alte Northron faßte den Morgen bei seinen Flügeln und entreißt ihm die Zeit und das Geheimniß seines Fluges; eine gallische Hand hielt es an, als es vor dem menschlichen Antlitz aufblitzte und „unterwegs" zum Himmel zurück war, und sieh, auf einer metallnen Platte, „die nachgebildete Darstellung," schloß es ein Engländer, so wie er es abdrückte, in einer eisernen Kiste ein, und die Locomotive, gleich dem Schiffchen auf einem eisernen Webstuhle, schießt dahin; ein Amerikaner entzündete im Innern von Eichenrippen eine gühende Seele und sandte das stöhnende Dampfboot um die Welt."

Besseres gab uns der New York Herald, es ist billig, dessen anerkennend zu erwähnen, dadurch, daß er über den Verlauf der ganzen Unternehmung die vollständigsten Mittheilungen von einem eignen Correspondenten sowohl aus England, als an Bord der Niagara erhielt. Diese Nummern des amerikanischen Blattes werden für die Geschichte des großen modernen Werkes werthvolle Documente bleiben. In Anerkennung solchen Verdienstes könnte man dem New York Herald beinahe die kolossale Uebertreibung seines Selbstlobes verzeihen und vergessen, daß er in den größten Ereignissen der Weltgeschichte stets nur Elemente seiner eigenen Bedeutung und Wirkung erblickt. Bereits zeigt er triumphirend seinen Lesern an, daß er bald in hundertundfünfzig bis zweihunderttausend Exemplaren täglich erscheinen und für atlantische Depeschen per Nummer 2000 Dollars bezahlen werde. Wahr oder übertrieben, solche täglich an das große Werk der Wissenschaft geknüpfte Marktschreiereien können nur anwidern, um so mehr, als sie die Presse herabziehen in die Abgeschmacktheit des verlachtesten Charlatanismus. Dieselbe Sprache an der Spitze des politischen Theiles des Blattes, wie tief unten in dem Anzeigenhumbug, wo z. B. ein gewisser Lyon stets in Versen die wunderbare Kraft seines Wanzen-, Fliegen- ꝛc. Pulvers besingen läßt und jetzt eben dessen schnell tödtende Wirkung über den Blitzflug der Elektricität auf dem Tau erhebt. Kein Eingeborner findet in Allem dem etwas Auffallendes oder Unpassendes; Gemisch von Ernstem und Hohem mit dem abgeschmacktesten Humbug ist eine so allgemeine Sitte, daß selbst der eingewanderte Europäer besseren Geschmackes nach und nach

das Widerliche davon weniger bemerkt und nur bei Gelegenheiten wie dieſe wieder recht unangenehm davon berührt wird.

Eine für die Kenntniß der amerikaniſchen Geſinnung wichtige Manifeſtation mitten in dem Jubel über dieſen Sieg des menſchlichen Geiſtes iſt die religiöſe Auffaſſung deſſelben. Ununterſucht will ich es laſſen, wo hier die Wahrheit der Geſinnung endet und die Convenienz und Heuchelei beginnen; die Thatſache nur will ich conſtatiren, daß allgemein der Erfolg der menſchlichen Intelligenz und Ausdauer der unmittelbaren Verfügung der Vorſehung zugeſchrieben wird.

Von Morſe, dem Erfinder des unterſeeiſchen Telegraphen, erzählte in einer Verſammlung, welche das glückliche Ereigniß feierte, einer ſeiner Freunde Folgendes: „Als ich ihm Glück wünſchte über ſeinen Erfolg, wies er meine Complimente zurück und ſagte, ſtatt aller Selbſtzufriedenheit fühle er nur Demuth vor Gott, deſſen Weisheit und Güte allein die neue Erfindung zu verdanken ſei; daß er ſtets ſich ſelbſt nur als den Agenten betrachtet habe, dem die Ausführung eines Beſchluſſes der Vorſehung übertragen ſei, der zur größern Verherrlichung der Gottheit auf Erden führen ſolle.“ — Ein anderer Redner erblickt in dem gelegten Tau nur die Erfüllung der Prophezeihung, daß die Erkenntniß des Heilands zu allen Theilen der Erde getragen werde. Ein Geiſtlicher bemerkte, daß allerdings auch die Mächte der Hölle ſich dieſes neuen Werkzeuges zur Verbreitung von Unglauben, Unreinheit, Laſter und Verbrechen bedienen würden, doch wolle er zu Gott bitten, es möge dieſes Tau für immer jene zwei Nationen vereinen, welche die Bibel und das Evangelium beſäßen, um deren Verbreitung zu befördern. „Durch das Telegraphentau können wir aus aller Ferne Kenntniß erhalten von dem Ausſtrömen des heiligen Geiſtes; jede Stadt wird ihrer Schweſterſtadt zurufen können: Laßt uns gehen, zu dem Herrn zu beten, und die Antwort wird ſein: Wir wollen gehen, und ſo wie dieſes große Inſtrument den ganzen Erdball umſchlingt, ſo werden Nationen zu Nationen, Königreiche zu Königreichen von Sonnenauf- bis zu Sonnenuntergang ſprechen.“ Kein Wunder, daß das ſcharfe Auge der religiöſen Schwärmerei aus Bibeltexten und aus der ſtets zu benutzenden Offenbarung Johannis die Prophezeihung des Telegraphentaues herausliest, aber man höre, was der New York Herald, im Allgemeinen antitheologiſch, zufügt: „Es iſt uns augenſcheinlich, daß die Verbindung der alten und neuen Welt durch den elektriſchen Telegraphen der Enthüllung jener Offenbarungen näher kommt, als irgend eine bisher behauptete Verwirklichung der bibliſchen Prophezeihungen. Es bedarf keiner großen Anſtrengung der Einbildungskraft, um in der Elektricität die Verwirklichung der Idee jenes andern mächtigen Engels zu erblicken, der vom Himmel herabkam, in eine Wolke gekleidet, einen Regenbogen auf dem Haupte und ein kleines Buch (Symbol der Sparſamkeit in Worten) in der Hand. Das Tau ſelbſt entſpricht vollkommen der Beſchreibung des Engels, der ſeinen rechten Fuß auf der See und den linken auf dem Lande hatte. Das Bild iſt vollſtändig und die Uebereinſtimmung vollkommen durch die Hinweiſung auf die Erde und die See und die Verheißung: Zeit ſoll nicht ferner beſtehen.“ — Iſt dies Ironie oder Hypokriſie des Chamäleons der New Yorker Preſſe? Wer möchte ja oder nein ſagen. Sei dem, wie ihm will. Der New York Herald hat in ſeinen Manieren Viel von denen eines Hanswurſts, der vor der Schaubude trotz tollem Witz, Poſſen und Uebertreibung doch immer anzeigt, was drinnen vorgeht.

So füllten Sinn und Unſinn die Tage der ſpannungsvollen Erwartung der königlichen Botſchaft. Endlich am 16. Auguſt kam ſie, — als Beweis gegen alle Zweifel eine freudig begrüßte Botin, — aber unvollſtändig und nur in der kalten Höflichkeitsformel des Eingangs beſtehend, rief dieſes erſte königliche Wort einen allgemeinen heftigen Ausbruch der Entrüſtung oder des beißenden Hohnes hervor. Der Jubel über das Gelingen des Unternehmens überſtimmte aber dieſen Mißklang, den ein ungünſtiger Umſtand erzeugt hatte. Die Fahnen und Embleme, welche vielfach während dieſer Zwiſchenzeit des Zweifels herabgenommen waren, erſchienen wieder und zahlreicher noch. Kanonendonner und Raketen kündeten am Abend die erſehnte Nachricht an. Auf den Straßen war Leben und Aufregung, in den Hotels und Barrooms floſſen reiche Ströme zu Ehren des Telegraphen. An bildlicher Einladung zur Feier des großen Ereigniſſes in den Hallen von Gambrinus fehlte es nicht. So laſen wir eine folgenden Inhalts:

„Freuet Euch. Wir ſind vereint. Heirathscontract des alten Welttheils mit der jungen Amerika. Drinnen ein Telegraph!“ Und daneben in großen Buchſtaben das magiſche Wort: „Lagerbier.“

„Jedermann verrückt vor Freude!“ — verkündete am folgenden Morgen der Herald in großer Schrift an der Spitze ſeines Blattes. Dieſe Hyperbole wird übrigens dem Geſchäftsrufe der Metropolis nichts ſchaden.

Der 17. Auguſt wurde der Tag der Nationalfeier. — Das internationale amerikaniſch-europäiſche Feſt ſoll am 1. September ſtattfinden, und es werden große Vorbereitungen dafür gemacht. — Kanonendonner, Feuer-

werke, Illumination, wehende Fahnen an Fenstern und auf Dächern, unendliche Menschenmassen durch die Straßen wogend — was läßt sich mehr von solchen Feierlichkeiten sagen? Der Charakter des Ganzen war die specielle Verherrlichung des amerikanischen Genies, dem die Schöpfung des großen Werkes hier zugeschrieben wird. Die Namen Franklin, Morse und Field glänzten überall im Flammenlicht. Eines der Transparente enthielt folgende Inschrift: „Der Blitz von Franklin eingefangen und gezähmt von Franklin; Lesen, Schreiben und Aufträge auszurichten gelehrt von Morse und in dem Handel mit dem Ausland etablirt von Field, Cooper u. Comp. mit John Bull und Bruder Jonathan als Specialassociés." — Daneben: „Königin Victoria, Ihre Depesche haben wir erhalten; lassen Sie wieder von sich hören." Und das Wortspiel: „Unser Field (Feld) ist der Field der Welt." — Ein anderes lautete: „England und Amerika verheirathet durch den Telegraphen." — Ferner: „Elektricität, eingefangen von Franklin, gezäumt von Morse, durch den Ocean getrieben von Field." — Auf der Fronte eines irländischen Hotels las man: „Verehlicht, August 1858, durch Cyrus Field Alt Irland und Miß Jung Amerika. Möge ihr Honigmonat ewig währen."

In dem deutschen Viertel glänzte folgende Inschrift:

„Expedition der socialen Republik. Es lebe die sociale Republik." An einem andern Hause: „Seid umschlungen, Millionen."

„Liberté, Egalité, Fraternité. Universal Republic," — zeigte in einer andern Straße, daß hier französische, wie dort deutsche Exilirte an der Feier in ihrer Weise Theil nahmen.

In der Nähe des Opernhauses fanden sich an einer Kneipe in sonderbarer Vereinigung die Worte: „Italienische Oper, Lagerbier." — Doch genug der Citate; sie werden hinreichend sein, um einen Begriff zu geben von dem Geiste, der da aus Talg- und Oeltöpfchen emporflackerte. — Der beste Theil der Illumination war nachträglich — der Brand des Rathhauses. Ein geistreicher Landsmann faßte den ganzen Unverstand und die Nachlässigkeit der Behörden in folgenden Worten zusammen: „Wie die Krähwinkler eine Illumination machen und dabei das Rathhaus anzünden thäten." — Von ganz eigenthümlichem Geschmacke ist dabei auch der Scherz, den der Mayor von New York mit einem Toaste vereinte: „Der Gemeinderath," sagte er, „hat zur Verherrlichung der Feier das Rathhaus angezündet; wir wollen den Lord Mayor von London ersuchen, unser Beispiel nachzuahmen." — Sie sehen, Großes und Kleines, Erhabenes, Lächerliches und Uebertriebenes vereinte sich in buntem Gewirre für die Festlichkeit. Die große Internationale des 1. Septembers wird vielleicht noch schärfere Züge zu dem Bilde des Amerikaners in Lustbarkeit liefern.

Und nun zum Schluß ein kurzes Wort von Politik, halb Ernst, halb Scherz. — Es mag wohl Vielen der Satz der Depesche des Präsidenten an die Königin aufgefallen sein, in welchem er den Wunsch ausspricht, der atlantische Telegraph möge für neutral erklärt werden. Nicht von der Dauerhaftigkeit einer solchen internationalen Verpflichtung zu reden, war dies Verlangen direct und bei dieser Gelegenheit an die Königin gerichtet ein Versehen, das aber beweist, wie Amerika wenig Umstände macht mit Herkommen, Sitte und Gebrauch. In plumpem Tone spricht der New York Herald den ganzen Gedanken der amerikanischen Suprematie aus: „Er verlangt, daß durch Vertrag Irland jetzt für unabhängig oder wenigstens neutral erklärt werde." — Das hindert ihn aber nicht, bald darauf die Königin Victoria einzuladen, ihre Vettern in den Vereinigten Staaten zu besuchen, sollte sie nach Canada gehen. „Sie soll hier empfangen werden, wie nie ein Monarch es je in irgend einem Lande wurde. Wir wollen ihr Alles zeigen — und auch die Bureaux und die Druckerei des New York Herald." — Und doch ging Victoria nach Cherbourg und Berlin!

Noch eine Yankeeextravaganz als letzte Leuchtkugel dieses bunten Feuerwerks: „Ein patriotischer Sohn der Republik schlägt in dem New York Herald der Königin Victoria vor, für den jetzt heirathsfähigen Prinzen von Wales eine schöne Tochter Amerikas zu wählen. England und Amerika, jetzt vereint durch das Telegraphentau, würden so innig zum Heile der Welt verbunden werden." Die erwählte Braut soll von Onkel Sam adoptirt und von allen Staaten der Union ausgestattet werden. Wir können dem Prinzen, schließt der Brief des republikanischen Heirathsagenten, eine Partie verschaffen, wie er sie auf dem ganzen Erdkreis nicht besser finden kann, und der Umstand, daß die Braut die Tochter von Onkel Sam ist, stellt sie in Rang so hoch, als dessen sich irgend ein Herrscherhaus in Europa rühmen könnte.

Ohne Zweifel wird die nächste atlantische Depesche die dankende Brautbitte des Prinzen von Wales enthalten.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 26. November 1858.

Erste Abtheilung.

Lucia Miranda.

Eine Geschichte aus einer andern Welt.

Von

Adolf Mützelburg.

Es ist späte Nacht. Unermüdlich und immer hell brennt die treue Lampe, aber das Zimmer ist dunkel, wenn ich aufschaue. Der Schirm drängt alles Licht auf den Folianten vor mir.

Ich lese und lese weiter. Die Welt ist um mich verschwunden. Meine Blicke und Gedanken haften auf den grauen Blättern mit halb verblichenem Druck, die der Zufall mir in die Hand geführt.

Große, bewegte, thatkräftige Zeit, in die sich der Geist gern aus der Bedrängniß der Gegenwart rettet! Zeit kühner, waghalsiger, aufopfernder Männer, Männer mit eisernen Muskeln und eisernen Herzen — Zeit der Reformation und der Entdeckung des fernen wunderbaren Erdtheils — o, welch' ein Reiz ist es, Alles zu vergessen und ganz in dir zu leben, den schlichten, einfachen Worten jener Männer zu lauschen, die wenig sprachen und noch weniger schrieben, aber viel handelten — deren Name kaum auf die Nachwelt gedrungen ist, und die dennoch mit den Argonauten und den Wikingern wetteiferten — welch' ein Reiz ist es, unter diesen hohen Gestalten zu leben, mit ihnen dahin zu schreiten über Fluren, die nie der Fuß eines Europäers betrat, mit ihnen Ströme hinaufzuschiffen, die nie vorher ein Senkblei ergründete, und jene duftigen Ufer mit wunderbaren Menschen und wunderbaren Bäumen zu schauen, von denen nie zuvor der Mund eines Sterblichen uns berichtet!

Welcher Muth, welche Verwegenheit, welche Frische der Leidenschaften, welche Sorglosigkeit um gestern und morgen! Welch' ritterlicher Sinn, welcher Trotz, welch' grausame Starrheit des Herzens selbst! Eiserne Männer mußten es sein, die eine neue Welt unter das Joch der alten zwingen konnten, Männer, so unerbittlich wie der Stahl an ihrer Seite, grausame Männer, Tyrannen, Verächter des Blutes und des Lebens — aber doch Männer, würdige Söhne der Normannen, Bertrand's de Gueslin und des Cid!

Und auch Ihr, muthige Kämpfer der Kirche, die Ihr mit jenen Helden zogt, um den fernen Heiden das Christenthum zu kündigen, nicht bloß mit Worten, auch mit dem Schwert, wenn es nöthig sei, nach alter herber Sitte — auch Ihr waret Männer! Wie gern lausche ich den schlichten Worten, mit denen Ihr große Thaten erzählt, wunderbare Abenteuer und gewaltige Heldenseelen schildert! Ich bin in einer andern Welt, wenn ich Euch höre! So sei es denn! Der Tag habe sein Recht, ihm gehöre die Gegenwart! Aber in der stillen

Nacht will ich mit Euch träumen, will ich wieder ein Knabe ſein und Euch lauſchen, wie ich den Mährchen meiner Wärterin lauſchte!

Der Tag iſt ſchön, der Himmel blau, der Wind kräuſelt leicht die Wellen; langſam ſchweben drei Fahrzeuge, mit den ſpaniſchen Flaggen geſchmückt, über die Fluth, die in der Ferne, zur Rechten und zur Linken, duftige Ufer zeigt.

Auf dem Decke des größten, des vorderſten Schiffes ſteht ein ſchlanker Mann, mit gebräuntem und tiefgefurchtem Geſicht. Unruhig ſpäht ſein Auge nach allen Seiten, zuweilen erhellt ſich ſein Blick, dann wird er wieder finſter.

„Ich glaube, wir haben ſie!“ ruft er endlich. „Es iſt die Durchfahrt. Laßt die Anker auswerfen! Dort an jener Inſel!“

Es iſt Don Juan Diaz de Solis, der Befehlshaber der Expedition, der mit der Hand nach einer flachen, weit ausgedehnten Inſel deutet, auf der die Pinguine ſchwerfällig dahinflattern und die Robben neugierig die ſchlauen Köpfe emporſtrecken, um die nie geſehenen Koloſſe anzuſtaunen.

Es iſt derſelbe kühne Seefahrer, der mit Vincente Janez Pinzon eine verwegene, aber vergebliche Fahrt unternommen, und den man in den Kerker geworfen, weil er nicht ſo glücklich geweſen, als man erwartete.

Aber Spanien kann der Männer, wie Solis, nicht entbehren. Er verläßt den Kerker, um nach Vespucci's Tode, als Großpilot von Spanien, an die Spitze einer neuen Expedition zu treten.

Es iſt ſein Zweck, die ſüdliche Durchfahrt nach dem großen Meere, nach Indien zu finden. Jetzt endlich glaubt er am Ziele zu ſein. Das Meer verengt ſich, er ſieht Land zur Linken und Rechten. Iſt es wieder eine Bai, wie ſie ihn ſchon einmal an der Küſte von Braſilien täuſchte? Er will es wiſſen. Nach kurzer Raſt werden die Anker gelichtet.

Die Fahrzeuge nähern ſich dem weſtlichen Ufer, in der Ferne zeigen ſich Schaaren von Indianern. Solis will mit ihnen ſprechen, ſich ihnen verſtändlich machen, von ihnen hören, ob der ſchmale Meeresarm, in dem er ſich zu befinden glaubt, nicht bald auf jener andern Seite in eine unermeßliche See mündet. Ein Boot wird ausgeſetzt und mit fünf Begleitern ſteigt er bald an das Ufer.

Den Augenblick darauf iſt er umringt von Hunderten nackter Indianer, die ihn mit wilden Blicken, mit drohenden Geberden empfangen. Das ſind nicht die friedlichen, zarten Kinder Mexikos, nicht die ſanften Unterthanen der peruaniſchen Inka's; das Leben in den unwirthlichen Pampas hat die Muskeln und den Sinn dieſer Kinder der Wüſte geſtählt; der rauhe Pampero, der kalt von den fernen Anden herüberweht, hat ihre Sehnen gehärtet. Sie ſehen in den Fremden nicht die Kinder der Sonne, nicht die niedergeſtiegenen Götter, ſie ſehen in ihnen nur Eindringlinge und Feinde. Noch ehe Solis ſich verſtändlich machen, noch ehe er die Geſchenke reichen kann, die er trägt, iſt er von Pfeilen durchbohrt. Vergebens laſſen die Spanier auf den Schiffen den Donner ihrer Geſchütze ertönen; er iſt zu fern, und dieſe rauhen Söhne der Pampas ſchreckt der Donner nicht. Mit Triumphgeſchrei werfen ſie ſich auf die zuckenden Glieder der todten Spanier, zerreißen ſie, braten ſie an dem auflodernden Feuer — und entſetzt kehren die Genoſſen des kühnen Solis nach Spanien zurück, nicht einmal wagend, ihren Hauptmann zu rächen.

So ſtirbt der Held, der die Durchfahrt nach dem fernen Indien, dem Lande der Schätze, ſuchte. Er findet den Weg in jenes Land, das keine irdiſchen Schätze mehr kennt. Fünf Jahre nach ihm findet Magelhan ſeine Straße, und zwanzig Jahre nach dem Tode des Juan Diaz de Solis gründet Pedro de Mendoza auf der Stätte, wo er fiel, Buenos Ayres.

Vorher aber, nachdem kaum ein Decennium ſeit dem Tode Solis' verfloſſen, ſchweben abermals vier ſtattliche Fahrzeuge über die Barre des großen Stroms, den Magelhan inzwiſchen als einen ſolchen erkannt, und deſſen ſchwierige Einfahrt die Seeleute mit dem Namen „der Schifferhölle“ bezeichnet.

Wieder ſind es nicht Kaufleute, wie ſie. das neunzehnte Jahrhundert dort jetzt ſieht, keine ärmlichen Auswanderer. Es ſind die trotzigen, ſonnenverbrannten Geſtalten ſpaniſcher Kriegs- und Seeleute, tollkühne Abenteurer, erprobt im Getümmel der Schlachten und im wüthenden Sturm der Elemente.

Dieſes Mal führt Sebaſtian Cabot die Schaar, der Erſte, der Amerikas Küſten fand, den Heinrich der Achte mit Undank lohnte und der zu Karl dem Fünften nach Spanien ging, um ihm ſeine Dienſte anzubieten.

Der große Regent hat ſie angenommen. Cabot iſt Großpilot von Indien und Oberpilot von Caſtilien. Jetzt hat er ſich durch einen Vertrag verpflichtet, durch die Straße Magelhan's zu gehen, Tharſis, Ophir und Cipango auf den Molucken zu entdecken und mit reichen Schätzen beladen zurückzukehren. Mit vier Schiffen iſt er von Sevilla ausgelaufen; erfahrene Männer, erprobte Soldaten begleiten ihn, unter ihnen Martin Mendez, der Schatzmeiſter Magelhan's, der auf der Victoria, dem einzig übriggebliebenen von Magelhan's Fahrzeugen, nach Spanien zurückgekehrt.

Aber Cabot iſt ebenſo eigenſinnig, grauſam und trotzig als kühn und verwegen. Seine Starrheit duldet keinen Widerſpruch. Bereits

hat er Martin Mendez mit zwei andern Hauptleuten auf einer wüſten Inſel ausſetzen laſſen, weil ſie ihm widerſprochen. Jetzt murrt das Schiffsvolk und erhebt ſich gegen ſeine eigenſinnige Härte. Er kann die Reiſe nicht fortſetzen. Aber auch an den Ufern des La Plata, des ſilbernen Stromes, wie er ihn nennt, hofft er Schätze zu finden, denn die Indianer zeigen ihm goldenen und ſilbernen Schmuck. Er beſchifft den Uruguay und den Parana. Endlich, nach jahrelangem Forſchen, getäuſcht und ermüdet, läßt er Nunjo de Lara mit hundertundzwanzig Mann in der Schanze des heiligen Geiſtes und kehrt nach Spanien zurück, um ſpäter England wieder aufzuſuchen und dort nach vieler Mühe und vieler Arbeit unbekannt zu ſterben.

Da liegt ſie vor mir, die einſame Schanze des heiligen Geiſtes, im erſten Dämmerlicht des Morgens. Wie kühl und friſch der Wind vom Parana herüberweht, der tauſend Schritt entfernt in faſt unüberſehbarer Breite, von zahlreichen Inſeln durchbrochen, die hügeligen Ufer von einander trennt! Purpurwölkchen flattern am Himmel, die Sonne ſteigt höher, ihre erſten Strahlen fallen auf die Erdſchanzen, auf das rohe Pfahlwerk der kleinen Feſtung. Der Wind zerreißt die Nebel, die über dem Parana und auf den Wieſen lagern, zu Wolken zuſammengeballt fliehen ſie nach Weſten und der Blick wird frei. Höhenzüge und Wälder tauchen auf; eine blaue Ferne umgibt in weitem Kreiſe das Bild der lieblichen und fruchtbaren Fluren. Denn hier iſt nicht die Region der Pampas, der ſtolze Paranaſtrom will nicht durch Wüſten wandeln, er will Segen ſpenden und die grünen Wälder wiederſpiegeln, die er geſchaffen.

Auf dem großen Hofe, den die Erdſchanzen umgeben, herrſcht bereits ein reges Getümmel. Pferde werden vor große Karren geſpannt, und eine Schaar von Reitern, ungefähr fünfzig wackere Leute, Jeder eine kräftige Geſtalt, kriegeriſch durch und durch, rüſtet ſich zum Aufbruch. Die Disciplin des neunzehnten Jahrhunderts hat die Kraft der perſönlichen Erſcheinung noch nicht gebrochen, und hier in dieſer Wildniß gibt es überhaupt nur eine Disciplin, wenn es ſich um Leben und Tod handelt. Jeder trägt den Mantel, den Hut, den Koller nach ſeiner Weiſe und Jeder hat ſein eigenes charakteriſtiſches Geſicht. Alles iſt vorbereitet. Die Pferde ſtampfen muthig das thauige Gras, die Reiter ſtreichen ſich vergnüglich ihre Bärte; denn es gilt, die lange Einförmigkeit der Garniſon durch einen kühnen Zug zu unterbrechen, Lebensmittel für die Garniſon, Wild, Früchte, Vieh zu erbeuten, ſich hineinzuwagen in die Wälder, in denen es von Indianern wimmelt, deren kaum erworbene Freundſchaft mehr als zweideutig iſt. Sie ſcheinen nur auf den Hauptmann zu warten, der dieſen Zug führen ſoll.

Der unterdeſſen nimmt Abſchied von ſeiner Gemahlin.

Ein ſchönes Paar! Solche Geſtalten müſſen Euch zu Euern Bildern begeiſtert haben, Murillo und Velasquez; Ihr hättet ſie ſonſt nicht ſo malen können! So braun, ſo kräftig dunkel in der Farbe, und doch ſo friſch, ſo voll glühenden Lebens, das Auge ſo ſtolz, wie es den Herren Europas ziemte, die Lippen ſo edel geſchnitten, daß Jeder ahnen müßte, ihnen werde die ſchönſte Sprache der Welt entklingen.

Es iſt Don Sebaſtian Hurtado, der Gefährte Nunjo de Lara's, der Sproſſe eines edlen Geſchlechts, deſſen Söhne bereits in der neuen Welt vielfache Mühſal geſucht und gefunden.

Auch Sebaſtian iſt in die neue Welt gezogen, aber nicht allein, um Abenteuer zu ſuchen; er hat ſein Vaterland verlaſſen um ſeines Weibes, um Lucia Miranda's willen. Er hat dem elterlichen Hauſe, ſeinen Freunden Lebewohl geſagt, wie er der Welt Valet ſagen würde, wenn die Ruhe und das Glück ſeiner Gattin es verlangten.

Und ſie iſt ein Weib, das ſolche Aufopferung verdient. Sie iſt keines jener abenteuerlichen Weſen, das Sehnſucht nach dem Fremden in die Ferne treibt, kein Soldatenweib, das dem Manne folgt, weil er es befiehlt, keines jener jammervollen Geſchöpfe, die, aus der Heimath verſtoßen, ihre ſchmachbedeckte Vergangenheit in einem fremden Erdtheil vergeſſen wollen und die Tyrannei des rauhen Kriegsmannes dem Spott und der Verachtung der Heimath vorziehen — ſie iſt ein Weib, um deſſen Verluſt das Vaterland trauern müßte, weil wenige ihr gleichen, ein Demant, der in der Einſamkeit der Schanze des heiligen Geiſtes um ſo ſchöner und reiner glänzt, weil er dem trügeriſchen Lichte, der ſchweren Hofluft von Madrid entrückt iſt.

Lucia Miranda iſt die Tochter eines edlen caſtilianiſchen Geſchlechts. Als die Mutter ihr den bedeutſamen Namen gab, hoffte ſie vielleicht, daß man die Tochter einſt wegen ihrer Schönheit bewundern würde; und ſie hatte Recht. Aber ſie ahnte nicht, daß ihrer Tochter ein Loos beſtimmt war, wie nur Wenigen und nur den Edelſten ihres Geſchlechts, daß ſie bewundert in der Erinnerung der Nachwelt fortleben würde.

Die Mutter Lucia's iſt eine Hofdame und das Kind wächſt auf in der frühreifenden Luft des Palaſtes. Ihre Anmuth zeigt ſich bald, denn ſchon das Kind verräth die Schönheit der Jungfrau. Sie iſt früh umworben. Als zwölfjähriges Kind ſchon wird ſie dem großen Karl vorgeſtellt, der ſie huldreich anlächelt.

Alle Welt verkündet ihr eine große, eine glänzende Zukunft.

Lucia Miranda achtet dessen nicht, denn sie hat früh gelernt, zu sehen und zu begreifen. Sie weiß, daß selbst ihre Mutter in dem glänzenden Leben des Hofes nicht glücklich ist, sie weiß, daß Intriguen nur ein todtes, erstarrtes Herz beschäftigen können. Obwohl ein Kind noch, ahnt sie doch, daß man das Glück anderswo suchen müsse, als in den Marmorsälen eines Palastes. Ihr Herz hat sich den Schmeicheleien verschlossen; sie flieht die Freuden des Hofes, anstatt sie zu suchen, die Huldigungen der Cavaliere widern sie an, denn sie weiß, an wie Viele diese Huldigungen verschwendet werden.

Und bereits lebt ein heimlich stilles Gefühl in ihrem Herzen, das ihr Befriedigung gewährt und sie alles Andere vergessen läßt. Sie liebt Sebastian Hurtado, den Gefährten ihrer Jugend.

Sebastian ist Officier in der Leibgarde, ein schöner, ernster junger Mann, voll innerer Leidenschaft, voll verschlossenen Ehrgeizes, Alles mit tiefer Gluth erfassend und beharrlich nach Allem strebend, was er sich zum Ziel gesetzt. Hier am Hofe, unter Fürsten, Herzögen und Grafen, ist es schwer für den einfachen castilianischen Edelmann, sich emporzuarbeiten, um so mehr, da er kaum das zwanzigste Jahr erreicht. Aber er will empor, er muß empor, denn er weiß, daß Miranda nur die Seine werden kann, wenn er selbst eine Stellung errungen, die ihn ehrt und auszeichnet. Die schöne, vielgefeierte Miranda kann nicht die Gattin eines armen, unbekannten Soldaten werden.

Zwar tröstet sie ihn, wenn sie sich heimlich sehen, wenn sie süße Liebesworte, Hoffnungen und Schwüre tauschen; zwar sagt sie ihm, daß sie nie die Gattin eines Andern werden, ihn nie verlassen würde. Sebastian glaubt ihr auch, aber es drückt ihm das Herz ab, daß er sie nur heimlich sehen, daß er nicht offen als ihr begünstigter Bewerber auftreten kann.

Die Mutter weiß nichts von dieser Liebe, die ihren schönsten Lohn in ihrer Verborgenheit trägt. Sie ist eine vollendete Hofdame, sie lebt nur in Intriguen. Durch die Schönheit ihrer einzigen Tochter will sie steigen, will sie die Macht erlangen, verhaßte Nebenbuhlerinnen zu verdrängen. Seit lange ist der Plan geschmiedet, Lucia einem alten Grafen, dem allmächtigen Freunde des ersten Ministers, anzutrauen.

Lucia ist jetzt fünfzehn Jahre alt und die schönste Dame des Hofes geworden. Die Bewerber drängen sich von allen Seiten und der alte Graf will nicht länger zögern, sein erstorbenes Leben durch Jugend und Schönheit zu verjüngen. Er bewirbt sich offen um Miranda's Hand; die Mutter sagt sie zu.

Sie spricht mit der Tochter. Miranda erschrickt; sie lehnt die Bewerbung ab und gesteht ihre Liebe zu Hurtado. Die Mutter lächelt über die Einfalt ihres Kindes. „So sei der Graf Dein Mann," sagt sie, „und Hurtado Dein Geliebter." Aber tief erröthend und unwillig weist Miranda einen solchen Rath von sich. Mutter und Tochter trennen sich in bitterm Groll.

Die Erstere hofft auf die Weichheit eines Mädchenherzens, auf die verführerische Lockung einer glänzenden Zukunft. Die Tochter tröstet sich mit der Hoffnung auf die Liebe eines Mutterherzens; aber Beide hoffen vergebens, Beide bleiben starr. Die Mutter wüthet und verflucht ihr trotziges Kind; Miranda flieht weinend zu Hurtado.

Der junge Cavalier weiß jetzt, daß es um die Erwartungen seines Stolzes, seines Ehrgeizes geschehen, daß der Hof von Madrid ihm verschlossen ist. Aber die Welt ist groß, und eine neue Welt ist gefunden, größer als die alte — und über welchen Verlust könnte ihn nicht Miranda's Liebe trösten! Man gibt ihm seinen Abschied, die Mutter macht einen letzten Versuch, Miranda für ihren Plan zu gewinnen. Die Tochter bleibt fest, und Hurtado, wohl ahnend, daß man ihm und seiner Geliebten nachstelle, entschließt sich schnell. Ein Priester segnet die Ehe der Liebenden in einer Capelle der Vorstadt und Hurtado eilt mit seiner jungen Gattin nach Sevilla, wo Cabot noch einige Tage weilt, ehe er mit seinem Geschwader Spanien verläßt, um Tharsis, Ophir und Cipango zu entdecken. — —

So weilen sie nun hier, die beiden glücklichen Gatten, in der Schanze des heiligen Geistes, tausend Meilen entfernt von der Stätte, auf der sie geboren. Hier in dieser reinen, frischen Luft ist Miranda zu ihrer ganzen Schönheit erblüht. Hart ist das Leben hier, einsam, beschwerlich, ohne jeden andern Reiz, als den die Schönheit und Ursprünglichkeit einer rauhen Natur bieten kann. Aber Lucia Miranda ist hier glücklicher als je im Palast zu Madrid. Hier ist es ihr vergönnt, ihren Gatten frei zu lieben, hier sieht sie ihn geachtet von Allen, selbst von Nunjo de Lara, der bescheiden die größeren Fähigkeiten seines Freundes Hurtado anerkennt, hier darf sie an seinem Arm wandeln und dennoch frei die Huldigungen der Krieger empfangen; denn diese Huldigungen gelten ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihrer Treue. Lucia Miranda ist der Engel, ist die angebetete Gottheit der Schanze des heiligen Geistes.

Zweierlei nur ist es, was ihr Herz beunruhigt. Sebastian ist noch so jung, sein Herz

ſehnt ſich ſo ſehr nach Thaten, nach Ruhm, nach Ehre. Sie weiß, daß es ihn bekümmert, einer traurigen, einförmigen Zukunft in dieſer öden Schanze entgegenzuſehen, und ſie fühlt mit ihm, wenn er zuweilen ſeufzt und auf ſein Schwert blickt. Er hat auch in der neuen Welt nicht gefunden, was er ſuchte. Aber er iſt noch jung! Cabot wird wiederkehren oder ein Anderer; ruhmreiche Züge werden unternommen werden, Sebaſtian Hurtado wird einſt bewundert und angeſtaunt in ſein Vaterland zurückkehren. Sie hofft es — und oft ſchon hat ſie die Unmuthsgedanken von der Stirn des jungen Gatten weggeſchmeichelt.

Das zweite aber hat ſie ihm noch nicht geſtanden, und doch beunruhigt es ihr Herz faſt mehr noch als das erſte. Sie erröthet und erſchrickt bei dem Gedanken, es ihrem Gatten zu offenbaren; denn ihr keuſcher Sinn ſträubt ſich gegen eine ſolche Entdeckung. Aber wenn ſie allein iſt, ſeufzt ſie und ängſtigt ſich. Ach, ſie hat den Ränken Madrids entfliehen können, aber nicht den Leidenſchaften der Menſchen, die in der Wildniß oft gewaltiger lodern, als in den Paläſten der ſogenannten geſitteten alten Welt!

Jetzt hat ſie die Arme um den hohen Nacken ihres Gatten geſchlungen und ſieht ihm zärtlich in das männlich ſchöne Antlitz. Wie mild dieſe Augen glänzen trotz ihres Dunkels, wie ſchüchtern faſt ſie ſich an ihn ſchmiegt, wie jungfräulich, als hätte ſie ihm erſt heute ihre Liebe geſtanden!

Er beugt ſich nieder und küßt ihre Stirn. Auch er iſt beinahe ſchüchtern. Hier, in der Schanze, wo der Blick überall frei iſt, hier unter den Kriegsleuten, gibt es kaum eine Traulichkeit der Ehe, ein ſüßes Alleinſein der Liebe; hier muß ſich die Zärtlichkeit zu ſeltenen glücklichen Minuten flüchten, und um ſo ſchöner, um ſo reiner, um ſo erfriſchender bleiben dieſe Minuten. Lucia erröthet bei dem Gedanken, daß das Auge eines Kriegers einen Kuß, eine Umarmung belauſchen könne, und ſelbſt Sebaſtian ſcheut das Lächeln ſeiner Gefährten. Nie iſt eine Ehe reiner, glücklicher und unſchuldsvoller geweſen, nie hat das verborgenſte Zimmer einen größeren Reiz geboten als dieſes ärmliche Gemach von Pfahlwerk, durch deſſen offenes Fenſter jedes Auge blicken kann.

„Und wie lange wirſt Du bleiben?“ fragt Miranda ihren Gatten.

„Vier Tage, fünf Tage, vielleicht auch eine ganze Woche, wenn das Glück uns nicht günſtig iſt,“ antwortet Hurtado.

„Und Du wirſt Dich tief in dieſe Wälder, unter dieſe Wilden wagen?“

„Sei unbeſorgt, liebes Weib! Nicht tiefer, als nöthig iſt. Und dann ſind ja die Timbueſen unſre Freunde!“

„Unſre Freunde?“ entgegnet Miranda beſorgt und ſchüchtern. „Ihr Männer ſeid doch ſo vertrauensvoll und leichtgläubig! Glaubſt Du wirklich, dieſe Indianer, die Euch an Schlauheit übertreffen, ſeien Euch freundlich geſinnt und wollten Euch ruhig Beſitz von dieſem ſchönen Lande nehmen laſſen? Du irrſt, Sebaſtian. Schau dieſen Indianern in die Augen und hinter der heuchleriſchen Freundlichkeit wirſt Du Tücke und Verrath lauern ſehen, wie die Schlange unter Blumen.“

„Was macht Dich ſo ängſtlich, liebes Weib?“ ſagt Hurtado lächelnd. „Du haſt nie ſolche Gedanken gegen mich ausgeſprochen. Es iſt möglich, daß die Timbueſen uns nicht gerne ſehen; aber unſre Waffen gebieten ihnen Achtung. Mit fünfzig Männern, wie ich ſie heut mit mir führe, will ich mich Hunderte von Meilen weit in dieſe Wälder wagen.“

„O, ich weiß, daß Ihr den offenen Kampf nicht zu fürchten habt!“ ſagt Miranda, und in dem Blicke, den ſie jetzt auf ihren Gatten richtet, liegt Etwas von bewunderndem Stolze. „Aber dieſe Indianer ſind weniger tapfer als hinterliſtig und ſie werden es verſuchen, Euch in eine Falle zu locken. Trauſt Du dem Mangora?“

„Dem Mangora? Gewiß!“ antwortet der Spanier. „Er iſt uns wohlgewogen, und ſein Einfluß beherrſcht faſt alle Stämme auf dieſem Ufer des Parana. Freilich, wäre er uns feindlich geſinnt —“

„Trau' ihm nicht, trau' ihm nicht!“ unterbricht Lucia Miranda beinahe heftig ihren Gatten, und ihre Arme ſchlingen ſich feſter um ihn. „Ich beſchwöre Dich, Sebaſtian, geh' ihm aus dem Wege, vermeide jedes Zuſammentreffen mit ihm! Verſprich es mir! Gib mir Dein Wort darauf! Vermeide Alles, was ihn reizen, was ihm einen Vorwand geben könnte, einen Streit mit Dir zu beginnen!“

„Du erſchreckſt mich, Miranda, ich habe Dich nie ſo ängſtlich geſehen!“ ſagt Hurtado erſtaunt. „Haſt Du irgend einen Grund zum Verdachte, ſo nenne ihn mir. Es iſt Deine Pflicht! Unſre gefährliche Lage in dieſer einſamen Schanze verlangt Vorſicht, das weiß ich wohl. Haſt Du irgend Etwas bemerkt, was uns entgangen wäre?“

„Nicht Allen droht Gefahr,“ erwiedert Miranda, den Blick noch immer flehend auf ihn richtend. „Nicht Allen — nur Dir! Den Andern vielleicht nur um Deinetwegen!“

„Welches Räthſel!“ ſagt Hurtado kopfſchüttelnd. Dann fügt er lächelnd hinzu: „Du biſt krank, Miranda, Du biſt aufgeregt, es erſchreckt Dich, mich fern zu wiſſen!“

„O nein, ich bin nicht ſo ſchwach,“ antwortet ſeine Gattin. „Ich weiß, daß es Deine Pflicht iſt, jeder Gefahr zu trotzen.

Nur vor der Hinterlist Mangora's möchte ich Dich warnen."

„So gib mir einen Grund dafür!" sagt Hurtado drängend und einen Blick durch das Fenster auf die Reiter werfend. „Sprich, Miranda, und sprich schnell! Was hast Du gegen den Kaziken?"

„Sebastian!" ruft das junge Weib, ihr ganzes Gefühl in wenige Worte zusammendrängend und ihr Haupt an seiner Brust verbergend. „Er liebt mich, er ist eifersüchtig auf Dich. Er wird Dich tödten, wenn er Dich allein trifft!"

Ein leichter Schreck zuckt durch Hurtado's Glieder. Es ist nicht Furcht vor dem mächtigen Häuptling der Timbuesen; es ist ein unerklärliches, dumpfes Gefühl von Abscheu, daß ein solches Wesen es wagen kann, sein unreines Auge bis zu dem schönsten und unschuldigsten Weibe zu erheben — zugleich ein Gefühl von Mitleid mit seiner Gattin und mit dem Entsetzen, das sie bei einem solchen Gedanken empfinden muß.

Er schweigt eine Minute lang, und noch immer verbirgt Lucia Miranda ihr Haupt an seiner Brust.

„Liebes Weib," sagt er dann, „Du irrst Dich. Mangora wird Dich bewundern — wie Jeder! Aber hat er nicht sein Weib? Und weiß er nicht, daß Du meine Gattin bist?"

„O, nimm es nicht leicht!" bittet Miranda.

„Hat er zu Dir gesprochen?" fragt Hurtado unruhig.

„Nein! Aber seine Blicke sprechen deutlicher als Worte. Nie hat ein Mensch mich so angeblickt wie dieser braune Indianer — wilder, tückischer als jene Onka, die neulich in dem Lager gefangen wurde."

„Nun, so mag es sein!" sagt Hurtado besänftigend. „Ich bin gewarnt und werde den Kaziken fern halten. Hier im Lager bist Du sicher und er kann Nichts gegen Dich unternehmen. In spätestens acht Tagen bin ich zurück; bis dahin lebe wohl! Aber noch immer glaube ich, daß Du Dich ohne Grund ängstigst, der Timbuese hat nie eine weiße Frau gesehen, und muß ich es ihm nicht verzeihen, daß er Dich bewundert?"

„Scherze nicht, Sebastian!" bittet Miranda. „Sagtest Du mir nicht vor einigen Wochen, daß er Dich gebeten, ihn in seinem Dorfe zu besuchen, und daß ich Dich begleiten möge?"

„Gewiß! Es war eine Ehre, die er mir erzeigen wollte."

„Nein, eine Schlinge war's, um Dich und mich in seine Gewalt zu locken!" ruft Miranda. „Sei nicht so vertrauensvoll, so großherzig, Hurtado. Und kehre bald wieder, bald! Mir wird das Herz schwer sein, so lange Du fort bist."

„So will ich eilen!" sagt Hurtado, über dessen Stirn eine Wolke fliegt. „Miranda, ich glaube, Du hättest besser gethan, mir das nicht zu sagen; ich werde schwach genug sein, daran zu denken. Lebe wohl!"

Er zieht sie an sich, ein Tritt ertönt unter dem Fenster; es ist Nunjo de Lara, der vorübergeht.

„Der Hauptmann!" ruft Hurtado. „Er mahnt mich daran, daß ich zögere!"

Und einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen drückend, eilt er fort.

Nunjo de Lara hat durch das Fenster gesehen.

„Ei, Hurtado!" ruft er lächelnd. „Nehmt Ihr so kalten Abschied von Eurer Gattin? Fürwahr, man sieht, daß Ihr nicht mehr in den Flitterwochen seid!"

Sebastian erröthet und schaut zurück auf Miranda, die verschämt die Augen senkt. Nie ist sie ihm schöner erschienen, nie ist sein Herz glücklicher und stolzer aufgewallt. Er eilt zurück, noch einmal zieht er sie in seine Arme, preßt glühende Küsse auf ihre Lippen, und während Miranda tief erröthend in die verborgenste Kammer flieht, eilt der junge Held, den Hauptmann grüßend, über den Hof zu seinen Reitern, die ihn erwarten.

Die Pferde wiehern und stampfen muthiger die Erde, es ist, als kennten sie den Führer. Das Commandowort ertönt, der Zug ordnet sich. Das westliche Thor wird geöffnet, und hinaus zieht die kleine Schaar in den frischen Morgen, den grünen Abhang hinunter, auf dessen Gipfel Cabot die Schanze des heiligen Geistes errichtet.

Inzwischen ist Miranda nicht in ihrer Kammer geblieben; sie steht auf einem entlegenen Vorsprunge der Schanze, und ihr Blick, trübe und doch innig, folgt mit dem Ausdrucke der Sehnsucht dem scheidenden Gatten.

Sie sieht, wie die Schaar über Hügel und Ebenen zieht; zuweilen läßt sie ihr weißes Tuch flattern, und vom Zuge her weht ihr ein ähnliches Zeichen den Gegengruß herüber. Endlich, am Saum des nahen Waldes, weht das Zeichen zum letzten Mal und die Schaar verschwindet in dem Dickicht. Ein einzelner Reiter hält noch vor dem Walde. Sie weiß, daß es Hurtado ist, und noch einmal flattert ihr Tuch in der Luft. Dann verschwindet auch jener Reiter, und Miranda kehrt mit gesenktem Haupte und bewegtem Herzen in ihre stille kühle Wohnung zurück, um den Tag über zu träumen und an den fernen Gatten zu denken.

Ruhig und klar lächelt der Himmel des nächsten Tages über der Schanze des heiligen Geistes, die Thore sind geschlossen, wie immer, die Wachen stehen auf ihren Posten, die Krieger arbeiten im Innern der Schanze friedlich an dem Ausbau der Wohnungen.

Miranda iſt wieder auf jenem Vorſprung geweſen und hat in die Ferne hinausgeblickt, und wie am vergangenen Tage iſt ſie träumeriſch und mit ſchwerem Herzen in ihr Zimmer zurückgekehrt.

Der durchdringende, hallende Ton einer Trompete verkündet jetzt, daß etwas Außergewöhnliches ſich nahe. Die Krieger verlaſſen Hammer und Kelle, greifen nach ihren Waffen und eilen nach dem Punkte, der Jedem für den Fall der Gefahr angewieſen.

Nunjo de Lara erſcheint und begibt ſich mit ſchnellen Schritten, aber mit der Würde, die den Befehlshaber und vor Allem den Spanier nie verläßt, nach der Plattform über dem weſtlichen Thor.

Er ſieht ſogleich, daß es ſich nicht um eine Gefahr handelt, denn ungefähr dreißig Indianer, beladen mit verſchiedenen Gegenſtänden, nähern ſich dem Thore. Sie ſind nur mit kurzen Spießen bewaffnet, und vor ihnen ſchreitet eine Geſtalt, die Andern faſt an Kopfeslänge überragend, und wie es ſcheint, ganz unbewaffnet.

„Es iſt Mangora!“ ſagt Nunjo de Lara beruhigt, „er will uns Geſchenke bringen; laßt das Thor öffnen!“

Während es geſchieht, kehrt der Hauptmann nach ſeinem Empfangszimmer zurück, das mit Fahnen, Waffen, Goldflittern, Thierfellen und aſtronomiſchen Inſtrumenten ausgeſchmückt iſt, um auf die Söhne der Pampas einen um ſo größern Eindruck zu machen. Mangora freilich kennt dieſes Zimmer ſchon; aber Nunjo de Lara unterläßt es nie, ihn in demſelben zu empfangen. Er müßte ſonſt fürchten, ſeiner Würde etwas zu vergeben und den Stolz des Timbueſen zu beleidigen.

Mangora tritt ein, eine hohe, kräftige, aber ſchlanke Geſtalt, braun durch die Geburt und noch gebräunter durch Wind und Wetter. Seine Geſichtszüge ſind regelmäßig, beinahe ſchön. Sie ſind ruhig und verrathen keinen beſtimmten Ausdruck oder Charakter; das ſchmal geſchnittene Auge allein irrt unruhig umher und findet keinen feſten Gegenſtand.

Er iſt nur mit einem Gürtel um die Lenden und mit einem ſpaniſchen Mantel bekleidet, den ihm Cabot zum Geſchenk gemacht. Sein ſchwarzes dünnes Haar iſt in einen Schopf zuſammengebunden und fällt lang auf den Nacken. Im Gürtel ſteckt ein Meſſer, ebenfalls ein Geſchenk des Spaniers.

Mangora richtet ſeine Blicke auf den Hauptmann. Er ſcheint die Anrede deſſelben zu erwarten.

Nunjo de Lara geht auf ihn zu und ergreift ſeine Hand zum Zeichen der Freundſchaft.

„Sei willkommen, mein Bruder!“ ſagt er. „Was führt Dich zu uns? Die Freundſchaft, hoffe ich.“

„Ja wohl, die Freundſchaft!“ antwortet Mangora mit ſeiner tiefen Stimme. „Geſtern brachte man mir die Nachricht, daß ſich ein Zug weißer Männer durch die Ebene und den Wald bewege; da eilte ich, mich nach ihren Wünſchen zu erkundigen. Sie ſagten mir, daß meine weißen Freunde in der Schanze der Lebensmittel bedürften, und ich befahl dreißig von meinen Männern, ſo viel zu nehmen, als ſie tragen könnten, Früchte, Wild und zahmes Vieh, und es nach der Schanze zu tragen, damit meine weißen Freunde keinen Mangel leiden, bis ihre Brüder zurückkehren.“

„Ich danke Dir, Mangora!“ ruft der Hauptmann erfreut. „Unſre Noth iſt nicht ſo groß, als Du vielleicht glaubſt; ein kluger Feldherr ſorgt bei Zeiten. Aber Deine Gabe iſt willkommen, doppelt willkommen, da ſie mir ein neues Zeichen Deiner Freundſchaft bietet! Ich danke Dir und ich hoffe, Du und Deine Brüder, Ihr werdet heute meine Gäſte ſein und bis zum Abend bleiben.“

„Wenn Du es wünſcheſt,“ antwortet Mangora mit der Würde eines Fürſten von Geblüt, „ſo werden wir Deine Bitte erfüllen. Zuweilen iſt es mir lieb, mit meinen weißen Freunden zu ſprechen.“

Nunjo de Lara beeilt ſich, den Befehl für die Anordnung eines großen und prächtigen Mahles zu geben; dann geht er mit dem Indianer in den Hof, um die Geſchenke zu beſichtigen. Sie ſind reich genug, um die Garniſon wochenlang vor Mangel zu ſchützen; Nunjo de Lara, deſſen Vorräthe auf die Neige gehen, iſt hoch erfreut und wählt die leckerſten Stücke Wildpret für das Mittagsmahl.

Dann zeigt er dem Indianer die neuen Einrichtungen, die Verbeſſerungen. Mangora betrachtet und prüft Alles mit ruhiger gleichgültiger Miene. Er ſcheint den Hauptmann als ſeinen Vaſallen zu betrachten. Zuweilen jedoch fliegt ſein Blick mit durchdringender Schärfe über den Hof und nach dem Fenſter jenes Zimmers, in welchem Hurtado von ſeiner Gattin Abſchied genommen.

Der Indianer ſucht vergebens. Kaum hat Lucia Miranda vernommen, daß ſich Mangora in der Schanze befinde, als ſie ihre verborgenſte Kammer aufſucht, entſchloſſen, ſie nicht zu verlaſſen. Dennoch iſt ſie beruhigt und erfreut in ihrem Herzen. Sie weiß nun, daß ihr Gatte ſicher iſt, heut wenigſtens, daß er nicht mit Mangora zuſammentreffen kann.

Unterdeſſen ſind zwei Tafeln aufgeſchlagen, eine kleinere für Mangora, den Hauptmann und zwei ſpaniſche Edelleute, eine größere für die Indianer Mangora's. Der Braten duftet, lachend ruhen die Früchte auf den ſilbernen Tellern, und der Wein ſteht in den Kühlgefäßen, ſeine Gluth ſammelnd, um ſie nachher feuriger durch die Adern der Zecher zu ſtrömen.

Das Mahl beginnt. Nunjo de Lara ist in der heitersten Laune, und als wackerer Zecher spricht er fleißig dem Weine zu, um so mehr, da der spärliche Vorrath einen solchen Genuß nur an festlichen Tagen gestattet. Die Edelleute folgen seinem Beispiel, Mangora nur trinkt mäßig. Er will sich nicht den Kopf verwirren, wie er sagt, und er ist an den feurigen Saft nicht gewöhnt.

„Ist es bei meinen weißen Freunden Sitte, immer das Mahl allein zu halten?“ fragt er endlich. „Ich erinnere mich, eines Tages auch Weiber an Eurem Tisch gesehen zu haben.“

„Es ist wahr,“ sagt Nunjo de Lara. „Damals, als Cabot noch hier war, pflegten die Frauen mit uns zu essen, jetzt leistet uns nur Hurtado's Gattin zuweilen Gesellschaft.“

„Weshalb heut nicht?“ fragt Mangora mit ruhiger Miene. „Ist sie krank?“

„Ich glaube nicht,“ antwortet der Hauptmann. „Aber Hurtado ist nicht hier, er führt den Zug. Wenn es Dir lieb ist, sie zu sehen, so werde ich sie rufen lassen. Du liebst die Weiber, wie es scheint!“

Mangora zuckt die Achseln und antwortet nicht.

Nunjo de Lara hat zu Lucia Miranda geschickt und sie bitten lassen, bei der Tafel zu erscheinen. Ihre Antwort ist ablehnend, sie entschuldigt sich damit, daß sie krank sei. Mangora scheint nicht darauf zu achten.

Unterdessen ist es Abend geworden, Nunjo de Lara, durch den Wein aufgeregt, bleibt bei der Tafel, und Mangora scheint aufbrechen zu wollen. Nunjo de Lara hält ihn zurück, die Vier bleiben bei Tische, die anderen Indianer aber zerstreuen sich in der Schanze.

Verblendeter Lara! Der Nebel, der vor Deinem Auge schwirrt, und die Nacht verhindern Dich, jene unzählbaren Schaaren von Indianern zu sehen, die sich im Westen der Schanze hinter dem Sumpf, verborgen durch Wald und Gebüsch, aufstellen!

Immer stiller wird es in der Schanze, nur die Spanier bei Tisch lärmen und plaudern lebhaft. Schon haben Viele von den Spaniern ihr Lager aufgesucht, denn am Morgen müssen sie sich mit der Sonne erheben.

„Es ist spät,“ sagt Mangora aufstehend und an das Fenster tretend, „ich muß zurück. Lebe wohl!“

Noch einmal will ihn Nunjo de Lara nöthigen, zu bleiben, aber der Kazike lehnt es entschieden ab, und mit unsicheren Schritten geleitet der Hauptmann seinen Gastfreund aus dem Saale.

Plötzlich fällt ein heller Schein durch die Thür des Ganges. Ein gellender Ruf ertönt.

Mangora stößt einen jubelnden Schrei aus und ist in demselben Augenblick von der Seite der Spanier verschwunden.

Das Werk des Verraths ist vollbracht. Während die Krieger schlafen, während der Hauptmann arglos mit Mangora zecht, sind die Timbuesen nach dem Magazin geschlichen und haben Feuer in den Speicher geworfen.

Die Lohe züngelt empor in die dunkle Nacht und beleuchtet den Hof der Schanze. Die wenigen Wachen, die Spanier, die aus dem Schlafe emporschrecken, eilen halbbekleidet, nichts Böses ahnend, nach dem Magazin, um zu löschen.

Das ist der Zeitpunkt, den Mangora erwartet hat. Er steht auf dem Hofe, hoch emporgerichtet, Alles überschauend, ein finsterer Gott des Verderbens. In seinen Augen flammt der Wiederschein des Feuers, auf seinen nackten Gliedern spiegelt sich die Flamme; er gleicht einer Bildsäule von Bronce.

Mit den Waffen, die sie verborgen oder offen getragen haben, stürzen sich die Timbuesen auf die wehrlosen Spanier. In wenigen Minuten sind die tapfern Krieger erschlagen, die noch den Ruhm so mancher Schlacht und einen glorreichen Tod mit dem Schwerte in der Hand gehofft. Hinterrücks getroffen, in der ohnmächtigen Wuth des Todeskampfes ihre verrätherischen Feinde verfluchend, krümmen sie sich auf dem feuchten Grase, und ihr Blut mischt sich mit dem reinen, unschuldigen Thau der Nacht.

Aber ihr Wehegeschrei ist zu den Ohren Derer gedrungen, die noch im Innern der Schanze weilen. Auch Nunjo de Lara hat ihn gehört. Im ersten Augenblick ahnt er nicht den ganzen Verrath, dann aber dringt wieder ein Schrei durch die Nacht, den das erfahrene Ohr des Kriegers nur zu wohl als den des Todes erkennt — dann fällt ein Schuß — und der jähe Schreck der Gewißheit zerreißt den Nebel, der das Gehirn des Hauptmanns umflort; er weiß, daß er verrathen ist.

Nun ist er wieder der Hauptmann, der besonnene Krieger; er herrscht den Officieren seine Befehle zu und greift zu seinem Degen, zu den Pistolen, er stürzt den Gang hinunter auf den Hof und sein Commandowort übertönt das Prasseln des Feuers, den Lärm des Kampfes.

Aber es ist zu spät. Von allen Seiten erklimmen dichte Schaaren von Indianern die unbewachten Schanzen. Es sind die Viertausend, die Mangora hinter dem Sumpf verborgen. Das aufflammende Feuer ist für sie das Signal zum Angriff gewesen; ihr Geschrei erschüttert die Luft und übertönt die Stimme Nunjo de Lara's. In wenigen Minuten ist der Hof von ihnen erfüllt und jeder Widerstand ist vergeblich.

Da wallt ein Gefühl der Raserei, wahnwitziger Wuth in dem Herzen des verrathenen

Lara auf. Er ſieht ſeine braven Krieger fallen, Einen nach dem Andern, er ſieht den Verräther Mangora, wie er triumphirend von einem Balkengerüſt auf das Gemetzel niederſchaut und ſeine Befehle gibt.

„Folgt mir!“ ruft er den Wenigen zu, die ihn ſchützend umgeben. „Siegen können wir nicht mehr, aber uns rächen und ſterben!“

Seine Hand umkrallt den Griff des Schwertes. Die Spanier ſchließen ſich dicht an ihn an. So dringen ſie vor durch die dunkeln Reihen der Timbueſen, während der brennende Speicher den Hof mit einem feurigen Regen überſprudelt. Dazwiſchen dröhnen vereinzelte Schüſſe, wie Nothſignale in dem Gewirr des Kampfes verhallend. Aber Nunjo de Lara hört Nichts mehr, er ſieht nur Mangora.

Sein Schwert um ſich ſchwingend, als wäre es eine Streitart, dringt er vor. Er will nicht kämpfen. Er will ſich nur Bahn brechen. Er weiß nicht, daß hinter ihm alle ſeine Gefährten fallen, er weiß nicht, daß er ſelbſt verwundet iſt; jedes Gefühl in ihm iſt erſtorben, er fühlt nur den brennenden Durſt der Rache.

Mangora ſieht ihn. Die Beiden ſind nur wenige Schritte von einander entfernt. Boshaft lächelnd, des Sieges gewiß, erhebt der Timbueſe ſeinen Speer und gebietet den Indianern, die Waffen zu ſenken. Langſam zielt er — ſich zurücklehnend, erwartet Nunjo de Lara den Wurf. Der Speer ſchwirrt durch die Luft und ſenkt ſich tief in die Bruſt des Hauptmanns. Er ſtürzt zuſammen; die Indianer heulen ein Triumphgeſchrei. Aber noch einmal rafft ſich Nunjo de Lara auf, ein heiſeres Hohnlachen ringt ſich von ſeinen Lippen, mit einem einzigen Sprunge iſt er neben Mangora, und ſein treues Schwert gräbt ſich tief in das Herz des Timbueſen. Neben einander ſinken Beide nieder, und in demſelben Augenblick hauchen ſie ihre Seele aus.

Nunjo de Lara iſt der letzte Spanier, der gefallen, und ein tiefes, düſteres Schweigen folgt dem Tode der beiden Hauptleute. Nur die Flammen des brennenden Speichers kniſtern und praſſeln, bis das Dach zuſammenſtürzt, bis ein letzter Feuerregen ſich über die Schanze ergießt und dunkel aufquellende Rauchwolken verkünden, daß auch der Kampf des Elementes bald vorüber ſein wird.

Boten eilen fort, um dem Bruder des gefallenen Mangora, dem mächtigen Siripa, zu melden, daß der Häuptling erſchlagen ſei und daß man ihn bitte, die Erbſchaft des Todten anzutreten.

Dann beginnt die Plünderung, die Vernichtung der Schanze. Vergebens ſuchen die Indianer nach weißen Männern, die noch verborgen ſein könnten. Kein Spanier iſt feig genug geweſen, ſich dem Tode zu entziehen. Alle ſind gefallen, diejenigen ausgenommen, die Hurtado auf ſeinem Zuge begleiten, und die mit einem andern Führer, Moſchera, Tages zuvor eine Streiferei am Ufer des Parana unternommen.

Fünf Frauen allein ſind lebend geblieben, unter ihnen Lucia Miranda, und vier Kinder. Gefeſſelt ſitzen dieſe auf dem Hof der Schanze, und als das roſige Frühlicht über dem Parana aufdämmert, beleuchtet es die blaſſen, vor Angſt und Entſetzen entſtellten Geſichter der Weiber und die verzerrten Züge der Todten, die man auf einen Haufen geworfen.

Die Weiber jammern, die Kinder weinen. Nur Lucia Miranda iſt gefaßt. Wenn auch tief betrübt von Dem, was ſie geſehen, preiſt ſie ſich dennoch glücklich in ihrem Herzen, denn Hurtado lebt, und Mangora, der Todfeind ihres Gatten, iſt gefallen. Sie weiß, daß Hurtado ſie befreien wird, und ſtirbt ſie vorher, ſo iſt ſie wenigſtens ohne Schande geſtorben.

Die Timbueſen laſſen ſich nicht die Zeit, die Schanze zu zerſtören. Mit Beute beladen, lächerlich geſchmückt mit den erbeuteten Trophäen, ziehen ſie zurück nach ihren Wäldern, und in ihrer Mitte bewegt ſich trüb und ſtumm der kleine Zug der Frauen und Kinder.

Sie gelangen an ihr Ziel, zu dem großen Dorf der Timbueſen, wo ihr Schickſal ſich entſcheiden ſoll. Siripa, der neue Häuptling, wird erwartet und ſoll das Urtheil über die Gefangenen fällen.

Es iſt um die Mittagszeit, als er in die ärmliche Hütte tritt, die man Lucia Miranda und ihren Genoſſinnen angewieſen.

Miranda erſchrickt und fährt auf, als ſie ihn ſieht. Sie glaubt, Mangora ſtehe vor ihr, und ihr Irrthum iſt gerechtfertigt, denn Siripa iſt der Zwillingsbruder Mangora's, ihm ſo ähnlich, wie ein Blatt dem andern deſſelben Baumes, hoch und ſtark gleich ihm, und gleich ihm hinterliſtig in ſeinem Blick und ſtolz in ſeinem Weſen.

Auch Siripa ſcheint überraſcht, als das ſchöne Weib ſich langſam vor ihm erhebt. Er hat ſie früher nie geſehen, er iſt nie in der Schanze geweſen, denn ſein Stamm wohnt mehr im Innern des Landes. Seine Blicke ruhen erſtaunt auf der ſchönen Geſtalt und ſchweifen dann vergleichend zu den andern Frauen hinüber, um zuletzt feurig und begierig auf Lucia Miranda zu weilen. Erbleichend, in ihrem Innerſten erbebend, ahnt das verlaſſene Weib, daß in dem Herzen Siripa's ſich die Leidenſchaft Mangora's entzündet, daß der neue Häuptling die unglückſelige Erbſchaft ſeines Bruders angetreten hat.

Und ihre Ahnung iſt eine Wahrheit. Als wäre nicht nur Geſtalt und Sinn der beiden

Brüder derselbe, als wäre auch ihr Gefühl aus demselben Stoffe geformt — so plötzlich entflammt in der Seele Siripa's dieselbe Begierde, die dem Bruder und den Spaniern Verderben gebracht. Noch scheint er mit sich selbst zu streiten. Vielleicht sträubt sich sein stolzes, wildes Herz, schwach genug zu sein, ein weißes Weib zu lieben. Seine Blicke lodern zu Miranda hinüber und suchen dann wieder die Erde. Hoch erröthend, in qualvoller Besorgniß steht sie vor ihm, aber das bange Roth auf ihren Wangen erhöht nur ihre Schönheit. Die Leidenschaft scheint in dem Herzen des Timbuesen gesiegt zu haben. Noch einen letzten begehrenden Blick wirft er auf Miranda, dann verläßt er, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben, die Hütte.

Schwankend in ängstlichen Zweifeln, bleibt Miranda zurück. Bald darauf erscheinen Indianer und melden den Frauen und Kindern, daß sie frei seien. Miranda athmet auf, und während die andern Frauen frohlocken, denkt sie nur daran, daß es ihr vergönnt sein werde, Hurtado wiederzusehen ohne Scham, ohne das entsetzliche Bewußtsein verlorener Ehre. Die Frauen verlassen die Hütte, um an das Ufer des Parana zurückzukehren und Miranda will ihnen folgen. Aber sie sieht sich zurückgehalten. Durch Zeichen und Worte geben ihr die Timbuesen zu verstehen, daß sie, sie allein bleiben müsse.

Eine schmerzliche Erstarrung ergreift ihr Herz, denn sie weiß jetzt Alles, sie weiß, daß sie sich nicht geirrt. Aber sie hat bereits ihren Entschluß gefaßt und mit der kalten Ruhe Desjenigen, dem das Aeußerste, der Tod, eine Wohlthat ist, erwartet sie den Kaziken.

Er bleibt nicht lange fern. Im größten kriegerischen Schmuck — denn so eben haben ihm die Indianer als ihrem neuen Herrn gehuldigt — tritt er stolz, anmaßend und herausfordernd in die Hütte. Der Timbuese, das Kind der Pampas, kennt keine sanfte, schüchterne, ehrerbietige Liebeswerbung, die Weiße ist seine Sclavin: er will fordern, nicht bitten.

Die Arme auf der Brust kreuzend, steht er vor ihr und seine Blicke durchbohren das hülflose Weib. Aber Miranda ist ruhig und kalt erwiedert sie seinen Blick.

„Ich habe Dich nicht mit den andern Weibern ziehen lassen," sagt der Timbuese. „Du sollst bei mir bleiben."

„Und weshalb?" fragt Lucia Miranda. „Weshalb versagst Du mir eine Gnade, die mich glücklich gemacht haben würde?"

„Weil ich Dir ein größeres Glück vorbehalten," antwortet Siripa. „Du sollst meine Gattin sein und bei mir wohnen."

Miranda erschrickt nicht mehr, sie hat es ja geahnt!

„Was Du für ein Glück hältst, ist ein Unglück für mich!" antwortet sie. „Ich bin das Weib eines weißen Mannes und ich liebe ihn. Laß mich zu ihm zurückkehren!"

Die Stirn Siripa's verfinstert sich.

„Du bist eine Thörin!" sagt er. „Du liebst einen hülflosen, verachteten Mann, der, ehe das große Gestirn sich drei Mal über den Wald erhebt, eine Leiche sein wird. Und selbst, wenn er lebte — führt er nicht ein jammervolles Dasein? Sind nicht unsre Pfeile stets auf ihn gerichtet? Erwarten ihn nicht Hunger, Entbehrung und Schande? Muß er nicht fliehen vor uns, wie die wilde Katze? Und die Gefährtin eines solchen Mannes willst Du sein? Sei nicht thöricht! Sieh, ich bin der mächtige Siripa, der Beherrscher der zahllosen Timbuesen, der Herr des ganzen Landes! Du sollst mein Weib sein. Ich will Dir eine schöne Hütte bauen; Früchte, Wild, Geflügel, Honig und Milch harren Dein im Ueberfluß, meine Krieger sollen Dir huldigen und dienen, wie mir! Kannst Du noch wählen, weißes Weib?"

Miranda's Miene ist so verächtlich, so kalt, so abstoßend geworden, daß des Timbuesen Stirn sich in noch tiefere Falten zieht.

„Ich verachte Alles, was Du bietest!" ruft Miranda mit kaltem, durchdringendem Hohn. „Ich verachte Deine Hütte, die Huldigungen Deiner Krieger, Dein Herz, Deine Hand. Ich will lieber mit dem weißen Manne, den ich liebe, in Entbehrung und Angst leben, als mit Dir in Ueberfluß und Sicherheit. Gegen ihn, gegen meinen Gatten, bist Du ein Hund, ein Thier. Ich hasse, ich verabscheue Dich. Eben so gern möchte ich das Weib eines Affen sein, als das Deine; geh fort, mich ekelt, wenn meine Blicke auf Dir ruhen!"

Ein wildes, kurzes Geheul der Rache dringt aus der Brust des Timbuesen. Er hat das Messer gezückt, er will auf Miranda stürzen. Sie hat es erwartet, sie hat es gewünscht. Sie wollte seinen Zorn durch ihren Hohn reizen.

Aber die Liebe ist mächtiger in der Brust des Timbuesen, als die beleidigte Ehre. Seine Hand senkt sich und sein Blick; eine Minute lang zögert er und steht vor ihr mit niedergeschlagenen Augen, dann schleicht er aus der Hütte, nicht mehr wagend, das schöne weiße Weib zu tödten, aber auch nicht mehr wagend, den Blick frei zu ihr zu erheben.

Miranda sinkt auf ihr Lager von Moos. Jetzt erst weint und jammert sie, denn ihr Plan ist vereitelt: sie hat den Tod nicht empfangen. Und was erwartet sie nun? Soll sie sich selbst tödten? Wo ist Hurtado, der Einzige, der sie retten könnte? Darf sie seine Nähe wünschen? Hier zu sein, wäre für ihn gleichbedeutend mit Tod! — — —

Unterdeſſen iſt der, an den ſie unabläſſig denkt, nach der Schanze des heiligen Geiſtes zurückgekehrt. Aus der Ferne haben die Krieger den Feuerſchein bemerkt, und Unheil ahnend, den Zug abgekürzt, um ihren vielleicht bedrängten Genoſſen zu Hülfe zu eilen.

Sie finden den Schutthaufen des Magazins und die Leichen. Auch Moſchera iſt mit ſeinen Wenigen bereits zurückgekehrt; Schrecken und Rachedurſt ergreifen die Spanier. Aber Hurtado denkt nur an ſeine Gattin. Ihre Leiche iſt nicht unter denen der Gefallenen und er ahnt, daß man ſie gefangen in das Innere geführt. Er weiß nicht, daß Mangora gefallen iſt, er erinnert ſich aber der letzten Worte ſeiner Gattin und die wüthendſten Qualen der Angſt, der Liebe, des Mitleids um ſeine unglückliche Gattin zerreißen ſein Herz.

In glühenden Worten fordert er ſeine Genoſſen auf, mit ihm in das Innere zu ziehen, die Timbueſen zu beſtrafen, die Gefallenen zu rächen; aber wenn auch Rachedurſt in dem Herzen jedes Kriegers flammt, ſo weiſt doch die ruhige Ueberlegung Moſchera's einen ſolchen Plan als tollkühn zurück. Hurtado ſieht ſich von Allen verlaſſen, und faſt wahnſinnig vor Sehnſucht und Beſorgniß, ſchwingt er allein ſich auf ſein Roß und eilt in die Wälder.

Es iſt Nachmittag, als er in das Dorf Siripa's ſprengt. Lucia Miranda hört den Hufſchlag des Pferdes. Es muß ein Spanier ſein, vielleicht ihr Gatte! Sie ſpringt auf, verläßt ihre Hütte und eilt nach dem freien Platze inmitten des Dorfes, wo Hurtado bereits von den Timbueſen umringt iſt, die den verwegenen Fremdling neugierig und drohend anſtieren.

Sie erkennt ihn und das Blut erſtarrt in ihrem Herzen vor Freude und Todesangſt, als ſie die Reihen der Indianer durchbricht. Hurtado erkennt ſein Weib. Mit einem Schrei ſpringt er vom Pferde und ohnmächtig ſinkt Lucia Miranda in die Arme ihres Gatten.

Siripa iſt durch den Tumult herbeigelockt worden. Er ahnt, wer der Fremde ſei und ſeine finſtere Miene verkündet Unheil.

„Wer iſt der Weiße?“ fragt er die erwachende Miranda.

„Mein Gatte, mein Geliebter!“ jubelt ſie ihm Alles vergeſſend entgegen. „Jetzt tödte mich, tödte uns Beide!“

„Nicht Dich!“ antwortet Siripa, den innern Grimm unter kaltem Hohn verbergend. „Aber e r ſoll ſterben und ſogleich!“

Ehe noch ein Wort der Bitte von Miranda's Lippen ertönen kann, hat Siripa den Indianern ſeine Befehle gegeben. Eine Meute gieriger Hunde ſtürzen ſie ſich auf Hurtado; er iſt entwaffnet, gefeſſelt, ehe er noch den Arm ausſtrecken kann. Man ſchleppt ihn zu einem Pfahl, der ſich mitten auf dem Platze befindet und an dem die Miſſethäter gezüchtigt werden.

Von allen Seiten ſtrömen die Timbueſen herbei, das Schauſpiel zu ſehen. Unter ihnen ſteht Miranda, erſtarrt zur Bildſäule. Das Entſetzen hat ihr Bewegung und Sprache geraubt. Sie ſieht die Bogen ſpannen, ſie ſieht die Pfeile, die ſich auf das Herz ihres Gatten richten, ſie ſieht den Blick, den er ihr herüber ſendet, dieſen Blick letzter Liebe, tiefſter, innerſter Bekümmerniß — und mit einem gellenden Schrei wirft ſie ſich zu den Füßen Siripa's und umklammert ſeine Knie.

Sie ſpricht nicht, ſie weint, ſie ſchluchzt. Abgebrochene Laute ringen ſich aus ihrem Munde. Ihre ganze Seele liegt in ihren Augen; zärtlich, dringend, bekümmernd, mit ſiegender Gewalt flehen ſie empor zu dem Indianer, das Leben des Gatten zu retten.

Siripa ſchaut ſie an und iſt wie gebannt von dieſen Blicken. Er zögert, er ſchwankt, ſein Geſicht verkündet den Kampf, der in ſeinem Herzen wühlt. Die Timbueſen blicken erwartungsvoll zu ihm hinüber. Er hebt den Arm, er ſenkt ihn wieder, die Adern auf ſeiner Stirn ſchwellen an; endlich, beſiegt durch die Gewalt dieſer leidenſchaftlichen Bitte, gibt er das Zeichen, den Spanier zu befreien, und ſchamvoll und ergrimmt entflieht er, um ſeine Schwäche im Dunkel der niedrigen Hütte zu verbergen.

Lucia Miranda glaubt den Gatten, glaubt ſich gerettet. Aufjubelnd eilt ſie zu ihm; aber Siripa hat noch ein anderes Zeichen gegeben. Miranda wird von ihrem Gatten getrennt, man führt ſie in ihre Hütte zurück und ſie ſieht ihren Gatten unter den Indianern verſchwinden.

Während ſie einſam, auf's Neue von Zweifeln gequält, bald hoffend, bald fürchtend, bald lauſchend und hinausblickend, bald ganz in ihre trüben Gedanken verſunken, in ihrer ärmlichen Hütte weilt, nähert ſich leiſe ein Dämon, ein Dämon des Verderbens dem Häuptling der Indianer. Und dieſer Dämon iſt ein Weib, die Gattin Siripa's.

Sonne, Luft und Gewohnheit haben den Menſchen der verſchiedenen Himmelsſtriche verſchiedene Charaktere gegeben; ſie haben hier den Männern Stolz und Kraft, dort Liſt und Tücke, dort Begierden und Sinnlichkeit eingeflößt. Aber Sonne, Luft und Gewohnheit vermögen nicht, das Herz der Frauen zu ändern. Unter allen Himmelsſtrichen iſt es gleich, hier vielleicht durch Sitte und Zwang veredelt und beſänftigt, dort in der Freiheit der Wildniß um ſo leidenſchaftlicher hervorbrechend. Und überall ſchwingt die Eiferſucht ihre quälende Geißel, überall iſt das Weib, ſeltſam geſchieden in zwei Naturen, bald der

Engel, der dem Manne das Paradies gibt, bald die Schlange, die sich schmeichelnd zu ihm emporwindet, ihm dieses Paradies zu rauben.

Die Eifersucht ist es, die Siripa's Gattin zu dem Häuptling führt. Mit aufwallendem Grimm hat sie die Leidenschaft ihres Gatten für die verhaßte Weiße bemerkt, hat sie gesehen, wie wenig Siripa sich darum kümmert, sein Gefühl für die Fremde zu verbergen.

Sie naht ihm sanft, ruhig, sie weiß so gut wie die Frauen Europas das Gift, das in ihrem Herzen gährt, durch ein süßes Lächeln der Lippen zu verbergen.

„Du bist zornig, Siripa!" sagt sie, seine Schulter berührend. „Was hast Du? Was bekümmert Dich!"

„Laß mich!" antwortet ihr der Kazike trotzig.

„Darf ich nicht wissen, was Dein Herz beschwert?" fragt sie weiter. „Bin ich nicht Dein Weib? Als die Väter uns zusammengaben, sagten sie nicht, daß ich Deine Sorgen theilen und lindern sollte?"

„Ich habe Nichts!" antwortet Siripa unmuthig.

„Doch, ich weiß, was Dir fehlt!" fährt seine Gattin fort, „Du liebst die Spanierin, die Weiße! Glaube nicht, daß ich Dir zürne; ich würde Dich verlassen, Dich vielleicht tödten, wenn Du mir untreu würdest mit einem Weibe unsers Stammes; aber die Fremde ist mir gleichgültig. Liebe sie! Du wirst ihrer bald überdrüssig werden und zu mir zurückkehren."

„Gut! So laß mich in Ruhe!" erwiedert ihr Siripa.

„Aber ich darf Deine Schande nicht dulden!" fährt sie lebhafter fort. „Soll mein Gatte, soll der Kazike der Timbuesen von seinem Stamme verhöhnt werden? Sollen die Kinder mit Fingern auf ihn zeigen?"

„Verhöhnt? Wie meinst Du das?" fragt Siripa finster.

„Nun, ist nicht der Gatte der Weißen hier? Wirst Du ihm nicht erlauben, sie zu sehen? Wirst Du nicht ihren Bitten nachgeben? Sie wird in seinen Armen ruhen, sie wird ihn herzen und küssen, und die Timbuesen werden Dich verlachen, wenn Du trübsinnig um die Hütte schleichst, während sie drinnen bei einander sind!"

„Das sollen sie nicht!" ruft Siripa mit flammenden Blicken aufspringend.

Sie sagt nichts weiter, auch er schweigt, verwirrt über den Ausbruch seiner Eifersucht. So trennen sie sich. Aber in dem Herzen des Indianers tobt und wühlt es, denn die Eifersucht gießt ihr Feuer durch seine Adern, und während er zittert bei dem Gedanken, daß Miranda in den Armen eines Andern ruhen könne, wünscht er doch mit quälender Selbstpein, sie und ihr Gatte möchten ihm diese erwünschte Gelegenheit zur Rache geben.

Er tritt in die Hütte Hurtado's, der ihn kalt und fest empfängt.

„Ich will Dir gestatten, Dein Weib zu sehen!" sagt er, und auf dem Gesicht des Spaniers glänzt ein Strahl der Hoffnung.

„Aber," fährt Siripa fort, „wisse — ich liebe Dein Weib. Noch habe ich Nichts über Dein Schicksal beschlossen; also hüte Dich, meinen Zorn zu wecken. Du sollst Deine Gattin sehen, aber wenn Du sie anrührst, wenn Eure Lippen sich vereinigen — so ist es Dein und Deines Weibes Tod!"

Hurtado achtet nicht auf die Worte des Indianers; er denkt nur daran, daß er sie sehen, ihre treuen Augen schauen, die süßen Worte ihrer Lippen hören kann, und im Fluge eilt er nach der Hütte, die man ihm als den Aufenthalt seiner Gattin bezeichnet.

Miranda empfängt ihn mit einem Schrei des Entzückens. Sie will ihm in die Arme fliegen; auch Hurtado ist kaum Herr seiner glühenden Liebe. Aber während seine Augen mit unnennbarem Entzücken den Anblick ihrer holden Gestalt trinken, weist er sie sanft zurück, und seine Lippen, vor Glück bebend, flüstern die Worte:

„Siripa hat es verboten! Du darfst nicht an meinem Herzen ruhen!"

Sie senkt das Haupt. Beide setzen sich gegenüber, beide sprechen zugleich, und während Thränen aus ihren Augen dringen, lächelt Miranda in der Fülle ihres Glückes. Sie haben sich so viel zu sagen: sie sprechen von der Vergangenheit, von dem Schicksal der Schanze, von der traurigen Zukunft, der sie entgegensehen. Hurtado verzweifelt nicht, so lange sein Arm noch kräftig ist, aber Miranda sieht keine Hoffnung mehr, sie ahnt die Hinterlist des Indianers, sie sieht das Verderben ihres Gatten voraus.

Draußen sinkt der Tag und die Hütte füllt sich mit traulicher Dämmerung. Nie ist dem Spanier seine Gattin schöner erschienen, nie hat sie anmuthiger gelächelt, nie ist ihr Antlitz so verklärt gewesen, als jetzt in seiner Bekümmerniß, in seiner bleichen Sorge. Und so lange ist er fern von ihr gewesen! Nie hat sein Herz stürmischer dem ihren entgegen geklopft. Er sieht, wie ihre Brust sich hebt in banger Angst, und er darf den Schmerz nicht von ihren Lippen küssen, denn das drohende Wort des Feindes trennt ihn von dem Weibe, das sein, allein sein eigen ist; er sieht sie bleicher werden, er sieht sie hinsinken, überwältigt von der Freude des Wiedersehens und von der Last der schweren Gegenwart, er will sie halten.

„Hurtado!" flüsterte sie, und der Strahl ihrer feuchten, brechenden Augen schleudert

den Funken gewaltig auflodernder Leidenschaft in sein Herz; „Hurtado, es ist Dein Tod!“

„So sei es, Miranda!“ ruft er. „Was ist mir das Leben ohne Deine Liebe? Um Deinetwillen habe ich Alles geopfert, um Deinetwillen schleudere ich das Leben von mir, wie ein häßliches Gewürm! Tausendmal hätte ich früher das Leben hingeopfert um eine einzige Umarmung, um einen Kuß von Deinen Lippen! Und das Wort dieses Elenden sollte mich jetzt von meinem Weibe trennen? O, ich ahne es! Er will unser Verderben, er wird uns tödten, auch wenn wir seinem tückischen Befehle folgen. Laß uns sterben, Miranda, laß uns sterben, wie wir gelebt — in voller und ganzer Liebe, unbekümmert um die Welt, um die Zukunft!“

Miranda's Augen leuchten auf. Sie erhebt sich; sie selbst eilt ihrem Gatten entgegen.

„Sebastian!“ ruft sie. „Nimm mich noch einmal an Dein Herz! Schlinge noch einmal Deinen starken Arm um mich! Dann laß mich sterben! Du hast Recht; es ist der Verrath, der uns umlauert. Laß uns dem Verrath trotzen und diesem Wilden! Und wenn ich sterbe — dann scheide ich von Dir, von der Welt mit dem Gedanken, daß ich das glücklichste Weib der Erde gewesen bin!“

Sie schlingt die Arme um ihren Gatten, ihr Herz klopft an dem seinen. Er trinkt die Thränen ihrer Augen, er küßt das Lächeln des Entzückens und die bebenden Worte der Liebe von ihren Lippen. Ein heiliger Schauer durchrieselt Beide und drängt sie Beide inniger Herz an Herz. Sie fühlen, daß sie dem Tode geweiht sind und daß der Tod sie überraschen wird auf dem Gipfelpunkte irdischer Seligkeit; die Erde hat keinen Raum für solches Glück. — —

Längst hat Hurtado, hat Miranda die Welt vergessen, aber die Welt nicht sie.

Zwei Augen, unheimlich funkelnd und triumphirend leuchtend, sind auf das glückliche Paar gerichtet. Siripa's Weib ist es, die das Geheimniß der Gatten belauscht, erbebend zugleich vor Wonne über den Triumph ihres Hasses und vor geheimem Schauer über die Allgewalt so unendlichen Glückes. Sie steht, wie vom Zauber gebannt, sie vermag ihren Gatten nicht zu rufen, denn zum ersten Male fühlt sie etwas wie Sympathie mit zwei der herrlichsten Wesen, die je geschaffen.

Aber hinter sich hört sie einen Schritt. Siripa naht, von Unruhe und Eifersucht getrieben, um selbst zu schauen. Da regt sich in seiner Gattin wieder die dämonische Lust des Verderbens, und dennoch zittert sie, als solle sie ihr eigenes Unglück heraufbeschwören.

„Sieh!“ sagt sie leise, und tritt zögernd zurück.

Siripa stößt einen Schrei der Wuth aus, von dem das Dorf wiederhallt.

„Zum Tode! Zum Tode!“ ruft er mit gellender Stimme den Indianern zu. „Errichtet den Scheiterhaufen, schürt das Feuer an; sie sollen sterben, Beide!“

Hurtado und Miranda schrecken auf, als die Indianer zu ihnen in die Hütte stürmen. In jähem Entsetzen, in schamvoller Verwirrung will Miranda sich verbergen. Zu spät! Schon ist sie ergriffen und fortgeschleppt, schon ist Hurtado gefesselt. — —

Dort steht er jetzt im Glanz der sinkenden Sonne, und die Pfeile schwirren um sein Haupt, senken sich ihm in die Brust. Dort steht er, Miranda gegenüber, zu deren Füßen die Flamme emporzüngelt. Sie haben ihre Blicke fest aufeinander gerichtet. Um Beider Lippen spielt ein Lächeln, in Beider Augen glänzt die Erinnerung an das höchste Glück der Liebe — wie die hellen Abendwolken dort oben noch leuchtend niederschauen, obgleich die Sonne schon gesunken. Triumphirend, glücklich, selig wie nie, erwarten sie den Tod.

Ein Pfeil trifft das Herz Hurtado's; um Miranda wirbelt der Rauch, sie seinen Blicken entziehend.

„Sebastian!“ tönt es noch einmal durch die Flammen, wie eine Stimme aus einer andern Welt.

„Miranda!“ hauchen die Lippen des Sterbenden. — — — — — — — — — —

Die Lampe erlischt. Ich schrecke mit einem Seufzer auf. Das Morgenlicht schimmert matt durch die Vorhänge.

Aber noch rauscht es und weht es um mich, da ich mich erhebe. Sind es die Geister Hurtado's und Miranda's gewesen, während ich die Geschichte ihrer Liebe las? —

Die Christenverfolgung des Römischen Kaisers Nero.

(64 n. Chr.)

Von Onno Klopp.

Im zehnten Jahre der Regierung des römischen Kaisers Nero erhob sich in der ungeheuren Weltstadt Rom, die damals nicht unter einer Million Einwohner gezählt haben kann, eine gewaltige Feuersbrunst. Sie begann in einem Thal-Bezirke der Stadt, der hauptsächlich von Oelhändlern und Weihrauchkrämern bewohnt war. Der Wind fachte rasch die Flamme an und trieb sie durch die enggewundenen Gassen zu den Palästen auf den

Höhen hinan. Alle Hülfsmittel waren vergeblich; denn das Feuer eilte ihnen zuvor und loderte bereits wieder im Rücken der Löschmannschaften auf, wenn diese eben noch am Rande des Flammenmeeres ihm eine Grenze gesetzt zu haben meinten. Der Kaiser Nero war beim Beginne des Brandes in Antium und kam noch zeitig genug zurück, seinen eigenen Palast in Rauch und Gluth aufgehen zu sehen. Nachdem man mit der Anstrengung aller Kräfte die Häuser rund umher niedergerissen hatte, so daß in der unmittelbaren Nähe der Lohe kein Zündstoff mehr vorhanden war, und auch der Wind erstarb, glühte endlich vom sechsten Tage an das Feuer in sich selbst zusammen. Rom war in vierzehn Bezirke getheilt: von diesen waren vier unversehrt geblieben, drei waren dem Boden gleichgemacht, sieben zeigten unter der allgemeinen Verwüstung hier und da noch einzelne aufrechtstehende, von Rauch und Qualm geschwärzte Mauern. Haufenweise lagen die Menschen obdachlos, hungernd und durstend auf den Straßen umher, und viele von ihnen hatten Alles verloren. In dieser Noth ließ der Kaiser von Ostia und den benachbarten Städten her Lebensmittel herbeiführen und an die Abgebrannten zu einem sehr geringen Preise verkaufen. Er eröffnete ihnen die Staatsgebäude und seine Gärten, in denen er Bretterbuden zur Wohnung für sie aufschlagen ließ, und schien überhaupt alle Kräfte der Regierung aufzubieten, um die Noth der Unglückseligen zu mildern.

Aber nur mit finsterem Schweigen wurden diese Wohlthaten des Kaisers empfangen; denn ein schwarzer Verdacht vergällte die Gemüther und füllte sie mit bitterm Grolle. Ein Gerücht ging durch die Menschenmenge, daß im Anblick des vollen Brandes Nero das Theater seines Hauses bestiegen und dort vor den Genossen seines Hofes die Zerstörung Troja's zur Leier gesungen habe, um die Schönheiten des Dichters Virgil desto besser zu empfinden. Noch einmal brach dann das Feuer wieder aus und diesmal im Palast des Tigellinus, eines der verworfensten Günstlinge des grausigen Kaisers. Zwar wurden wenige menschliche Wohnungen durch dieses neue Feuer zerstört, aber desto mehr Tempel der Götter und öffentliche Gebäude stürzten zusammen. Dieser zweite Ausbruch gab neuen Stoff für den Verdacht, der nun sich nicht darauf beschränkte, dem Kaiser jenen Vorwurf zu machen, daß er der entsetzlichen Noth der Römer bedürfe, um die Schönheiten eines dichterischen Kunstwerkes desto besser zu verstehen, sondern der nun gradezu im Stillen die Anklage erhob, daß Nero zu diesem Zwecke das Feuer gewollt, ja daß er es selber angezündet habe. Selbst sein Eifer für den Wiederaufbau einer prächtigeren Stadt gab dieser Anklage neue Nahrung: das alte hölzerne Rom habe ihm nicht genügt, er habe sich ein anderes von Stein und Marmor erschaffen wollen. Die gewöhnliche Menschennatur bebt freilich zurück vor solchem schaudererregenden Verbrechen; aber wovor konnte ein Mann zurückschrecken, der die heiligsten Bande der Natur mit Füßen getreten hatte? War es ein größeres Wagniß, die eigene Mutter zu ermorden, oder die Brandfackel in die erste Stadt der Welt zu schleudern, um die an den gewöhnlichen Genüssen übersättigte und schlaffe Seele durch einen neuen unerhörten Kitzel zu reizen und dann eine herrlichere Stadt wieder erstehen zu lassen? So dachten die Römer. Doch, um die volle geschichtliche Wahrheit zu berichten, müssen wir hinzufügen, daß Tacitus, der wahrste und nächste Berichterstatter nur das Gerücht mittheilt, ohne sein Urtheil über die Wahrheit oder Unwahrheit desselben hinzuzufügen, daß der entferntere Sueton das Gerücht bestätigt und als glaubhaft annimmt, und daß erst der noch spätere Dio Cassius es als eine ausgemachte Thatsache hinstellt, daß Nero selber Rom angezündet habe. Von da an ist diese Angabe kaum noch bezweifelt.

Auch dem Kaiser selber konnte dies Gerücht nicht völlig verborgen bleiben, und er sann auf eine Ableitung der allgemeinen Meinung. Er ließ dem Vulcan, der Ceres und der Proserpina Opfer darbringen. Er ließ die sibyllinischen Bücher, die Orakel Roms befragen, was ferner noch zu thun sei, den Zorn der Götter zu versöhnen. Angesehene Frauen verehrten die Juno erst auf dem Capitol, hernach am Meeresstrand, und mit dem Wasser des Meeres wurde der Tempel und das Bild der Göttin besprengt. Vielfache andere gottesdienstliche Gebräuche wurden angeordnet. Allein weder kaiserliche Freigebigkeit, noch Opfer und Weihrauch vermochten den düsteren Verdacht zu entfernen. Da verfiel die erfinderische List des Kaisers auf ein anderes Mittel, um zugleich sich einen neuen Genuß zu verschaffen und die Meinungen in eine andere Bahn zu lenken: sein Zorn richtete sich gegen die Christen. Hören wir darüber den sonderbaren Bericht des sonst so gewichtigen Tacitus.

„Um das Gerücht von sich abzuwälzen, schob Nero die Schuld auf diejenigen, welche um ihrer Schandthaten willen verhaßt, von dem großen Haufen Christen genannt wurden, und verhängte über sie die ausgesuchtesten Strafen. Der Urheber jenes Namens hatte zur Zeit des Kaisers Tiberius durch den Urtheilsspruch des Statthalters Pontius Pilatus die Todesstrafe erlitten. Für den Augenblick war dadurch der abscheuliche Aberglaube zurückgedrängt; aber er brach wieder hervor, nicht bloß in Judäa, wo das Uebel seinen Anfang

genommen hatte, sondern auch in Rom selbst, wohin ja alle Gräuel und Abscheulichkeiten von allen Gegenden zusammenfließen und dort ihre Verehrung finden. Die zuerst Ergriffenen bekannten ihre Theilnahme an der Gemeinschaft der Christen. Dann wurde auf ihre Angabe eine zahlreiche Menge eingezogen, die nicht so sehr des Verbrechens der Brandlegung, als des Hasses gegen das menschliche Geschlecht überführt wurden. Ihr Loos war der Tod, doch fügte Nero eine Kurzweil hinzu: einige wurden in die Häute wilder Thiere eingenäht und starben von Hunden gejagt und zerfleischt, andere wurden an's Kreuz geschlagen, andere wieder mit Pech und ähnlichen brennbaren Stoffen überzogen und beim Herandunkeln des Abends wie nächtliche Lampen angezündet. Zu solchem Schauspiel hatte Nero seine Gäste eingeladen und trug selber zu den Ergötzlichkeiten bei, indem er als Wagenlenker gekleidet sich unter das Volk mischte oder seine Rosse zügelte. Daher erhob sich über die Christen, obwohl sie durch ihre Denkungsweise das Leben verwirkt hatten, ein allgemeines Mitleiden; denn man erkannte, daß sie nicht zum Nutzen des Staatswohles, sondern um der Grausamkeit willen eines einzigen Mannes dahingeopfert würden."

Also erzählt uns der Römer Tacitus. Aber wie ist es möglich, daß dieser sonst so glaubwürdige Schriftsteller eine solche Meinung von den Christen haben konnte? So fragt wohl Mancher und in der That mit Recht; denn man sieht auf den ersten Blick, daß Tacitus mit den Lehren des Christenthums und mit dem Leben der Bekenner desselben völlig unbekannt war. Ganz anders urtheilt sein Zeitgenosse Plinius, obwohl auch dieser den Christen ganz und gar nicht geneigt ist. Er war Statthalter des Kaisers Trajan in einem Theil Asiens, und stellte auf den Befehl desselben Nachforschungen über die Christen an und berichtet darüber folgendermaßen. „Ihre ganze Schuld besteht nach ihrer Aussage darin, daß sie an bestimmten Tagen mit dem Anbruch des Morgens sich versammeln und Christo gleich wie einem Gott zu Ehren Lieder singen. Dann verpflichten sie sich unter einander durch eine feierliche Handlung, nicht zu irgend etwas Bösem, sondern sie geloben, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen und das ihnen anvertraute Gut zurückzuerstatten. Nach solcher Begehung ihrer gottesdienstlichen Feier trennen sie sich und versammeln sich dann wieder zu einem gemeinschaftlichen Mahle." „Ich habe nichts Böses bei ihnen gefunden," schließt Plinius seinen Bericht, „als ihren verkehrten und übermäßigen Aberglauben."

Zu einem mindestens ebenso günstigen Ergebniß für die Christen, wenn wir die Nachricht des Plinius so bezeichnen dürfen, hätte auch Tacitus kommen können, wenn er genauer die Lebensweise der Christen erforscht hätte; aber er nahm stillschweigend die Vorurtheile der Menge gegen die Christen als begründet auf, und daher rühren jene schneidend harten Worte über sie. Diese Vorurtheile der Heiden hatten mancherlei Ursachen. Ihnen stand jeder Baum und jede Quelle, wie jegliche Handlung des menschlichen Lebens unter der Obhut und der Aufsicht eines besonderen unter den Göttern, mit deren Verehrung, deren Festen und Spielen das ganze Leben durchwachsen und durchwoben war; darum vermochten sie nicht den Glauben an einen allwaltenden Gott zu fassen, der erhaben sei über Zeit und Raum, der nicht wohne in Tempeln von Menschenhänden gemacht und auch Niemandes bedürfe. So hatte schon der Feldherr Pompejus sich entsetzt vor der Gottlosigkeit der Juden, wie er es nannte, als er in das Allerheiligste des Tempels zu Jerusalem gedrungen war, und selbst dort sich vergebens umsah nach einem Götterbilde. Aber die Juden hatten doch wenigstens einen Tempel als die besondere Wohnung des Herrn, vor dem sie einmal im Jahre zur Anbetung erscheinen mußten: die Christen dagegen hatten oft auch diesen nicht und begnügten sich dann mit der Zukammenkunft auf dem Grabe eines Märtyrers. Deshalb erhob man gegen die Christen, die sich ausschlossen von aller Verehrung der Götter, unter deren Obhut der römische Staat stand, die schwerste Beschuldigung, welche man zu allen Zeiten hat erheben können: man nannte die Christen gottlos in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes. Aus dieser einen Anklage flossen unzählige andere; denn wer völlig gottlos ist, kann auch die Menschen nicht lieben. Dazu kam ferner, daß aus Furcht vor Entweihung und Störung die Christen ihre gottesdienstliche Feier heimlich hielten und darum auch alle die Beschuldigungen auf sich nehmen mußten, welche mit heimlichen Versammlungen immer in fast unvermeidlichem Zusammenhange stehen. Auch flößten die Personen der Christen der Menge keine besondere Achtung und Ehrfurcht ein. Noch waren die Worte Jesu Christi: Den Armen wird das Evangelium gepredigt, buchstäbliche Wahrheit. Glanz, Ehre und Reichthum war durch das Bekenntniß damals nicht zu erwerben: darum bestand die weitaus überwiegende Mehrzahl der Christen aus Sclaven und armen, gedrückten Leuten, und oftmals vernehmen wir von Seiten der heidnischen Bekämpfer denselben Vorwurf, der einst schon zu Jerusalem erhoben war, daß keiner der Angesehenen und Vornehmen an die neue Lehre glaube. Endlich noch war es ein Beweggrund des Hasses der Heiden gegen die Christen, daß man diese

A Bad Bill.—Mr. Punch, Physician to the Public, has been called in to a case of Bad Bill. He finds the patient in a very low state, and prescribes a dose of Cod-liver Oil.

unſerm Jahrhundert wiederholte ſich dieſe Sage von dem Kaiſer Napoleon. Aehnlich erging es mit Nero. Als er vier Jahre nach jener Verfolgung mit eigener Hand ſein Leben geendet hatte, nahm ein Theil des Volkes dieſe Nachricht mit Mißtrauen auf, und es erhielt ſich die Sage, daß er wiederkommen werde, um den Thron des Weltreichs wieder einzunehmen und Rache zu üben an ſeinen Verfolgern. Beſtimmter noch bildeten die Chriſten das Gerücht aus und ſagten, Nero habe ſich zurückgezogen jenſeits des Euphrats, aber von dort werde er wiederkehren als der Antichriſt, um die einſt begonnene Zerſtörung Roms zu vollenden und mit dem Chriſtenthum die Todesfeindſchaft auszukämpfen.

Feuersbrünſte und Feuerdepartement in Californien.

Von

Fr. Lichterfeld.

Feuerwehr in San Francisco.

„Vorwärts“ heißt der Wahlſpruch des Nordamerikaners; insbeſondere der des Californiers. Die verheerenden Feuersbrünſte, die in kurzen Zwiſchenpauſen zu wiederholten Malen ganze Stadttheile San Franciscos in Aſche legten, trotzdem aber dem Aufblühen der jungen Metropole keinen Einhalt thun konnten, ſind thatſächliche Beweiſe der raſtloſen Thatkraft ihrer Bewohner.

Das erſte große Feuer brach aus am 24. December 1849 in Deniſon's Exchange (Börſe), und erlangte bald eine Ausdehnung im Betrage eines Schadens von mehr als einer Million. Noch ſtieg Rauch von der Brandſtätte auf, noch hatte die Aſche nicht ausgeglommen und ſchon wurde der Neubau der von den Flammen zerſtörten Gebäude in Angriff genommen. In vier Monaten lebte der verheerte Stadttheil wieder auf, ſchöner als zuvor; aber bereits am 4. Mai 1850 wurde er zum zweiten Male vom Feuer heimgeſucht. In wenigen Stunden waren drei ganze Quadrate ein Raub der Flammen geworden und deren Bewohnern ein Schaden von circa vier Millionen Dollars zugefügt. „Vorwärts, raſtlos vorwärts“ hieß auch hier wieder die Lo-

sung und schon in zehn Tagen erstanden auf mehr denn der Hälfte der Brandstätte abermals Neubauten. Der 14. Juni 1850 kam und mit ihm eine dritte Feuersbrunst, verheerender als die beiden frühern. Es wehte ein heftiger Wind und in wenigen Stunden war der ganze Raum zwischen der Clay-, Californiа- und Kearnystraße bis zum Rande des Wassers eine Feuermasse. Manche Bürger geriethen durch die wiederholten Schicksalsschläge allerdings in Noth und Armuth, mancher Kaufmann in Bankerott, aber im Ganzen diente auch diese Feuersbrunst, deren Schaden auf nahebei fünf Millionen Dollars berechnet wird, nur wieder zur Beschleunigung des Umtauschs der Baracken gegen solide Backsteinwohnungen. Von da rührt außer dem Aufschwung in der Architektur auch noch die Organisation verschiedener Feuerwehrcompagnien her, und die Herstellung städtischer Brunnen und Reservoirs.

Am 17. September 1850 wurde die Einwohnerschaft wiederholt durch den Ruf „Feuer, Feuer" in Angst und Schrecken versetzt. In wenigen Minuten füllten sich, trotz der frühen Morgenstunde, die Straßen mit Menschen und die Feuerwehrcompagnien jagten nach der Brandstelle. Aber der heftige Wind, der sich grade erhob, machte alle Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, vergeblich, und es verbreitete sich solches von seinem Anfangspunkte an der Nordseite der Jacksonstraße aus bald nach allen Richtungen hin. Ungefähr 125 Häuser wurden ein Raub der Flammen; da aber die meisten derselben klein und oft bloße Schuppen waren, so stand der angerichtete Schaden nicht im Verhältniß zur Größe der Brandstätte. Die Abschätzung desselben variirt zwischen 250,000—1,000,000 Dollars, indem die meisten der abgebrannten Häuser weit mehr gekostet, als sie zur Zeit des Feuers werth waren. Auch jetzt wieder erstiegen aus der noch glimmenden Asche in Kurzem neue und solidere Gebäude, denn die Einwohnerschaft San Franciscos, welche entweder die beschwerliche Seereise um das Cap Horn gewagt oder sich über die Ebenen des Missouri, die Berge und Thäler Mexicos ihren Weg gebahnt, Hunger und Durst gelitten, der Diebestücke der Apachen und dem wilden Zorn der Comanchen getrotzt, sie glich an Ausdauer der Spinne, welche ihr zerstörtes Netz fort und fort von Neuem beginnt. Nichts desto weniger aber durchzitterte die Stadt eine fiebrische Aufregung und der Ton der Feuerglocke erfüllte mehr und mehr mit Entsetzen. Da nahte der Jahrestag des 4. Mai 1850, und dunkle Gerüchte gingen umher, er solle durch eine Brandfeier in den Annalen San Franciscos bezeichnet werden. Die Gefahr einer Realisirung dieser Gerüchte war nur zu begründet und mit Angst und Bangen sah man dem Anbruch des verhängnißvollen Tages entgegen, mit zitternder Ungeduld dem Verlauf seiner Stunden. Mitternacht war bereits im Anzuge; mit ihr die Geister der Finsterniß, welche wiederholt ihre Brandfackeln über San Francisco schwangen. „Feuer!" rief's mit der Stimme des Entsetzens und „Feuer!" lautete das von der Sturmglocke begleitete gräßliche Echo. Die Flamme, welche in einem Schuppen der Südseite der Plaza sichtbar wurde, war erst nur handgroß, aber in fünf Minuten brannte der ganze obere Stock lichterloh. Den Dämonen des einen Elements gesellten sich jene eines zweiten und alle Anstrengungen gegen die vereinte Macht von Flamme und Wind waren vergeblich. Weiter und immer weiter wälzte sich die Feuermasse, das Entsetzen in ihrem Gefolge. Die bewährte Energie der Einwohnerschaft machte einer dumpfen Verzweiflung Platz, die Herzen hörten auf zu schlagen und der Kopf verlor die Fähigkeit des Denkens ob der Schrecken dieser Nacht. Aus zwei Drittheilen der Stadt stieg Feuer und Rauch auf; ihr Untergang schien beschlossen. Die Hügelseiten waren erleuchtet, als stünde die Sonne über den östlichen Bergen, Bäume, Gesträuch und Kräuter, Häuser und Menschen so scharf begrenzt wie bei Tageshelle, während auf der Bai ein undurchdringliches Dunkel von Rauch lagerte. Manche wurden vor Entsetzen wahnsinnig und stürzten sich häuptlings in die Flammen. Weinende Weiber und schreiende Kinder irrten umher durch Asche und Verheerung, ihr Wehklagen mischte sich mit dem Krachen einstürzender Gebäude und dem Donner von Pulverexplosionen. In weniger als neun Stunden existirten mehr als zwanzig Quadrate nur noch in der Erinnerung. Die Hitze war so groß, daß Wasser augenblicklich in Dampf verwandelt und von den durstigen Flammen verzehrt wurde. Ein Strom wäre erforderlich gewesen, sie zu dämpfen. Das Haar sträubte sich beim Anblick von Menschen, die verzweifelnd da und dorthin stürzten, um einen Ausgang aus dem Flammenkreise zu finden, der sie plötzlich umschloß. Vor den Augen von Tausenden, denen es versagt war, jene Unglücklichen zu retten, wurden sie die Beute des feindlichen Elements. Vergebens drang der Schrei der Agonie aus Wohnungen und Kellern, die man für feuerfest gehalten. Das Eisenwerk von Thüren und Fenstern war rothglühend geworden und nicht mehr zu öffnen. Noch am nächsten Tage sah man unter den rauchenden Trümmern menschliche Leichen, welche in dem unzugänglichen Bereiche langsam verkohlten. Es war ein herzzerreißendes Bild, ein fürchterlicher Schlag für die Stadt. Innerhalb achtzehn Monaten

fünf verheerende Feuersbrünste, deren letzte an Größe dem Brande von Moskau gleichkam. Mehr als drei Viertheile der Stadt lagen in Trümmern und Asche, und auf ungefähr 12 Millionen Dollars belief sich mit Einschluß des zu Grunde gegangenen fremden Güterworraths der Schaden einer einzigen Nacht. Trotzdem erhoben sich schon innerhalb zehn Tagen zwischen zwei- und dreihundert Häuseranlagen aus Schutt und Asche. Ungefähr 1500 Gebäude waren in zehn Stunden ein Raub der Flammen geworden; aber die Basis des Wohlstandes und des raschen Aufschwunges von San Francisco blieb ungefährdet, denn sie beruhte auf dessen natürlicher Lage. Diese Betrachtung war der Hebel zu erneuter Energie und Thatkraft und in Kurzem waren die Spuren der Zerstörung beseitigt. Doch nur zu bald traten neue an deren Stelle. Es nahte der Jahrestag des 14. Juni und die Brandgerüchte des Mai wiederholten sich.

Ein gewisser Jenkins war am 12. jenes Monats durch das Vigilance-Comité hingerichtet worden und das Gesindel in dem „Sydney Coves" hatte deshalb mit Rache gedroht. Durch die außerordentliche Wachsamkeit der Einwohnerschaft wurde die Ausführung jener Drohung für den Augenblick zwar abgewendet, aber immerhin nur verschoben. Die Kirchenglocken der Stadt riefen Sonntags, den 22. Juni zu Andacht und Gebet und schon folgte man deren frommer Mahnung, als sie plötzlich den Ton änderten und den Ausbruch des sechsten großen Feuers verkündeten. Statt zum Gottesdienst drängte nun Alles nach der Scene der neuen Verheerung. Auch die Feuerwehr war bald zur Stelle; aber es fehlte, wie dies noch häufig heutzutage der Fall, an Wasser, und dem feindlichen Elemente mußte sein Wille gelassen werden. Ueber die Entstehung des Brandes war kaum ein Zweifel möglich, da in dem Hause, wo er ausbrach, Ecke der Pacific- und Powellstraße, zur Zeit keinerlei Feuer noch Licht in Anwendung war. Der Schaden, der auf drei bis vier Millionen berechnet wurde, und hauptsächlich die Mittelclasse betraf, veranlaßte zu massenhaftem Wegzuge aus der Stadt. Die Einen gingen nach den Minen oder Binnenplätzen, die Andern ganz außer Landes nach Australien oder den östlichen Staaten. Wem die Mittel zu solidern Bauten fehlten, der wanderte aus; einem hölzernen Hause wollte man seine Habe nicht mehr anvertrauen. Mit der Abnahme der dem Feuer leichter zugänglichen Wohnungen kamen Brände von der verheerenden Größe, wie die eben beschriebenen, nicht mehr vor, zumal die Wirksamkeit der Feuerwehr an Umfang zunahm, jene des Gesindels in den „Sydney-Coves" dagegen durch das Purificationswerk des Vigilance-Comités möglichst beschränkt ward. In dem am 9. November 1852 ausgebrochenen Brande betrug der Schaden nämlich nur 100,000 Dollars; dagegen bei der wenige Tage vorher in Sacramento stattgehabten Feuersbrunst, in welcher nahebei 2000 Gebäude ein Raub der Flammen wurden, fünf bis zehn Millionen Dollars. Auch Marysville, San Diego und andere Städte und Plätze wurden zur selben Zeit von Brandunglück betroffen. Der Gesammt-Feuerschaden des Staates von 1849 bis Schluß 1852 wird auf sechsundsechzig Millionen berechnet. Am 2. Mai 1853 brannte in Francisco der großartige Gasthof „Rassette House" und am 22. October „St. Francis-Hotel" ab, wodurch deren Eigenthümern ein Schaden von 100,000 und im zweiten Falle von 17,000 Dollers erwuchs.

Im Jahre 1854 wurde durch Feuer ein Gesammtwerth von 386,000 Dollars vernichtet; 1855 ein solcher von 748,000; dagegen belief sich 1856 der Schaden durch dreiundsiebzig Feuersbrünste, von denen elf durch Brandstiftung entstanden, nur noch auf 105,980 Dollars. Daß durch die Feuerwehr jedoch selbst heutzutage nicht vollkommen befriedigende Resultate erzielt werden, liegt an dem häufigen Wassermangel der Stadt.

Die Brunnen und Cisternen erwiesen sich den verheerenden Feuersbrünsten gegenüber als durchaus unzureichend und es wurde deshalb im Juni 1851 mit einer Gesellschaft unter dem Namen „Mountain Lake Water Company" ein Vertrag abgeschlossen, dem zufolge St. Francisco mittelst Röhrenleitung aus dem ungefähr vier Meilen von der Plaza gelegenen „Mountain Lake" (Bergsee) mit Wasser versehen werden sollte. Der Beendigungstermin des Werks war ursprünglich auf den ersten Januar 1853 verabredet, wurde aber bald auf ein Jahr hinausgeschoben und später sogar bis zum 17. September 1857. Die Speculation hatte sich von Haus aus überstürzt, Kosten und Deckungsmittel nicht genug berechnet und es konnte der Bau, nachdem er in Angriff genommen und einige tausend Fuß Röhren gelegt worden waren, nicht fortgesetzt werden, so daß man sich im Frühjahr 1857 endlich veranlaßt sah, seine Zuflucht zu einer andern Gesellschaft zu nehmen. Gegen die Verleihung eines neuen Privilegiums protestirte aber die „Mountain Lake Company" unter Berufung auf den Wortlaut ihres Contracts, der sie bis zum 17. September monopolisirte, und machte schließlich Entschädigungsansprüche geltend. Die Einwohner haben unter diesen Verhältnissen fort und fort den Staub der Straßen einzuschlucken, denn nur mit Mühe und großen Opfern gelingt es dem Reichen, einen Garten

um sein Haus zu erhalten; und San Francisco sieht sonnverbrannt und traurig aus, weil Wasser fehlt, einem Baum oder Strauch, der mit seinem belebenden Grün einen heitern Eindruck machen könnte, die nöthige Nahrung zu gewähren. Die Hauseigenthümer sind genöthigt, häufig den amerikanischen Wahlspruch „help yourself“ auch hinsichtlich der städtischen Cisternen praktisch zu machen und dieselben auf eigene Kosten zu füllen, wenn sie nicht trotz des Feuerdepartements und seines vollkommenen Löschapparats Hab und Gut risiren wollen. Das Institut der Feuerwehr wurde im Januar 1850 bald nach dem ersten großen Feuer in's Leben gerufen. Damals waren nicht mehr als drei Spritzen vorhanden, zu deren Bedienung sich sofort drei Compagnien Freiwilliger formirten, die bereits bei den Feuersbrünsten des Mai und Juni in Thätigkeit traten. Zugleich wurden Cisternen angelegt und für Vermehrung des damals durchaus unzureichenden Löschapparats Sorge getragen. Hand in Hand mit dem numerischen Fortschritte der Feuerwehr, der Vermehrung ihrer Spritzenhäuser und Löschutensilien schritt auch deren innere Organisation voran und schon 1852 gründete man einen Unterstützungsfond. Als Beweis für den Eifer und die Liebe zur Sache im Allgemeinen möge nachstehende Episode der „Pennsylvania Engine Company, Nr. 12“ dienen: Diese hatte sich in Philadelphia eine Spritze bestellt und dafür im Voraus 5000 Dollars eingeschickt, welcher Summe kurz darauf eine zweite folgte. Der Mechanikus, der jene kaum verwenden konnte und die letzte deshalb zur Verfügung stellte, wurde angewiesen, den Ueberfluß an Geld in Silber oder Gold zu verwandeln und irgendwie die Spritze damit zu verzieren. Das Feuerdepartement, gegenwärtig 900—1000 Mann stark, spielt bei öffentlichen Aufzügen stets eine Hauptrolle, feiert alljährlich sein eigenes Jahresfest durch einen allgemeinen Umzug am 22. Februar (Washington's Geburtstag), und wird mit Fug Franciscos „rechter Arm“ genannt.

Hollands erste vierhundert Jahre.

Von

Franz Löher.

I. Land und Volk.

„Wo fängt hier das Meer an? wo hört denn das Land auf?“ So fragten verwundert die Römer, wenn sie den Rhein und die Maas hinunterkamen in die letzten Niederungen. Am Mittelmeer starrt das Gestade fest und hoch über den Fluthen, die vergebens gegen die Felsen anbranden: hier unten an der Nordsee dehnen sich Landbreiten und grüne Eilande, eines hinter dem andern, gleichsam nur eine Hand hoch über dem Wasser, das sich in zahllosen Armen und Buchten hindurch zieht, — man weiß nicht, strömen diese Flüsse noch, oder ist es schon stehendes Meerwasser. Erst wenn das Schiff viele Stunden nach Westen segelte und zuletzt nirgends mehr eine niedrige Landlinie über dem Wasser dämmert, dann weiß man, nun fluthet rings die hohe See.

Die Erde aber auf diesen Inselbreiten, über welche täglich die Meerdünste ziehen, ist fett und fruchtbar: das Gras wuchert und auf den Bäumen drängen sich die vollen frischen Laubbüschel. Ueppiger Pflanzenwuchs nährt reiches Thierleben, und durch beides finden überall auch die Menschen eine gute Stätte. Sie gedeihen in dieser grünen Fülle, die Butter fließt ihnen gleichsam in's Haus, sie werden gemächlich und sachtmüthig, ja etwas schwerfällig. Ihr Verstand aber wird geweckt und geschärft, weil sie Schiffe bauen und lernen müssen, sie in Ebbe und Fluth und gegen die Strömungen der Flüsse leicht zu bewegen. Denn es kreuzen sich hier die Waaren, welche aus dem großen deutschen Hinterlande herabkommen, mit denen, welche vom Meere her in die Flüsse eingebracht werden: da bedarf es guter Segler und kundiger Schiffer. Auch die Schaaren von fetten Fischen, welche die Flußmündungen besuchen, sind eine unaufhörliche Lockung, Tag und Nacht auf den Fang auszugehen. So wurden die Menschen hier ebenso heimisch auf dem Wasser, wie sie vertraut sind mit Luft und Erde.

Allein noch auf andre Weise drängt sich jenes Element in ihre Arbeit, in ihr tägliches Sinnen und Denken hinein, drohend und schrecklich, aber auch Geist und Arme stählend und bildend, wie das jeder siegreiche Kampf des Menschen mit der Natur bewirkt. Seit vielen hundert Jahren erzählten die Chroniken, wie viel Landstriche versunken seien in die wilde See, daß die Wogen darüber rauschten und Niemand mehr davon wußte als abgerissene Sagen von stolzen Wäldern und Städten und vornehmen Geschlechtern, welche dort einst blühten. Das ganze Land war zerrissen und zerbrochen von Sturmfluthen, gleich wie eine Ruine von Wind und Wetter. Das Volk mußte die ganze Kraft und all' seinen Verstand aufbieten, um zu bestehen und sein Land durch Dämme und Deiche und ableitende Canäle zu schützen vor den wilden Meereswogen. Immer mußte man gedenken des brüllenden Ungeheuers zur Seite, das dem Manne, der nicht wachsam und thätig war, die Erde weg-

riß, auf der er stand und sich nährte, und ihn mit seinem Hause unter den Fluthen begrub, oder wenn er sich rettete, doch bettelarm machte. Jedoch man sah auch, wie durch kluges Eindeichen dem Meere ein Stückchen Land nach dem andern wieder abgekämpft wurde, und wenn der Sturm die dunkeln Wogen haushoch daher jagte, wie sie vergebens andonnerten und aufspritzten an den festen Wällen, die ihnen die Menschenhand entgegengesetzt, daß dahinter in sicherm Frieden das Haus und die Gärten und Wiesen bewahrt blieben. Das gab den Männern einen kühnen Muth in's Herz und ruhiges Selbstvertrauen, das nährte in ihnen den freien mannhaften Sinn, der nicht duldete, daß der Boden, welchen nur er selbst vor dem Meere wahrte, mit Lasten und Diensten bestrickt wurde, denen nicht vollständige Gegenleistung entsprach.

So also war das Volk der Friesen geartet, breit und ruhig in seinem Wesen, phlegmatisch, aber hartnäckig und unerschütterlich in seinem Willen und Freiheitssinn, — von Bauernnatur, kräftig roh und gescheidt, ein Volk von Viehzüchtern, Fischern, Händlern, Schiffsmeistern und Matrosen. Diese Friesen saßen von den Mündungen der Schelde an nordwärts auf allem Küstenlande, welches die frische Kühle der Nordsee bestreicht. In diesen Marschen, an der Küste, welche durchzogen sind von einem vielverschlungenen Geäder von Buchten und Flüssen, Canälen und Deichen und Seen, hielten sich die Friesen bis tief in's Mittelalter hinein in ihrer alten schlichten Bauernfreiheit im germanischen Mannesrechte.

Dicht an ihren Grenzen, nach dem Rheine und Westphalen zu, entfaltete sich das reiche mannigfaltige deutsche Leben: die geistlichen Stifter Utrecht und Lüttich, die Fürstenlande Geldern, Brabant und Limburg. Glänzende ritterliche Geschlechter, hohe Macht und Würde der Geistlichkeit, Städte voll alter Patricierhäuser und voll lebhafter Gewerbe,— das Alles stand hier vollausgewachsen unter einem Volke tüchtiger Bauern, die auf ihren großen Höfen ihres Reichthums kein Ende wußten. Die Friesen dagegen duldeten nicht, daß Adlige oder Geistliche bei ihnen zahlreich und mächtig wurden, und von den Gewerben liebten sie bloß Handel und Schifffahrt. Ihre Städte waren lange Zeit Nichts als die Pfarrkirchen und die Ab- und Zufahrtsplätze für die Umgegend. Erst als die Schiffe häufiger anhielten und gegen Gewerbswaaren die Erzeugnisse der Viehzucht und Wälder und Haiden eintauschten, erst da entstanden Reihen von Wirths- und Vorrathshäusern, Geld- und Handelsstuben und all' die Werkstätten, welche das Bauen und Ausrüsten vieler Schiffe beschäftigt. Jedoch noch lange Zeit blieben die friesischen Städte offene Orte, kaum daß sie ihre Häfen und Werften durch Pfahlwerk und Dämme vor plötzlichem Ueberfall schützten.

Die Friesen und die andern vorgenannten Niederländer waren reine Germanen: wälsche Beimischung gab sich dagegen deutlich und beträchtlich zu erkennen unter ihren Nachbaren im Südwesten. Ein eigenthümlicher Volksstamm, die Wallonen, wohnte hier in den Ardennen und schickte seine Ausläufer reichlich in die Städte, namentlich auch nach Lüttich. Jedoch schieden sich Land und Leute der südwestlichen Niederlande sehr bestimmt in zwei Gruppen, und eine jede davon konnte für ihre Art als ein rechtes Ideal gelten. Als ein Gewerbsland bestanden die Breiten nach dem Meere hin, als ein Ritterland die Hügel und Berge an der obern Maas und Schelde.

In jenen Breiten, deren Volk den Namen Flandern trug, reihte sich Stadt an Stadt und eine jede war besetzt mit klugen Handelsleuten und mit zahllosen kleinen Werkmeistern und Gesellen. Ihre verständige und tüchtige Arbeit zeugte ebenso wie das Gepräge ihrer bürgerlichen Ordnung davon, daß sie wesentlich germanischer Herkunft seien. Allein sie waren stets geplagt von Unruhe, von Parteiung und Neuerungssucht. Ein geringer Anlaß genügte, daß der Aufruhr wie ein plötzliches Gewitter durch die ganze Stadt tobte. Des Vormittags herrschte vielleicht auf dem Rathhause wie in sämmtlichen Werkstätten friedliche Thätigkeit, und wenige Stunden später stürmte Alles schon mit Waffen und wildem Geschrei nach dem Markte und schlug dort mit entsetzlicher Wuth und Mordlust auf einander los. Aber vielleicht genügte irgend eine neue Nachricht oder auch nur ein Regenschauer, daß eben so rasch Alles umgestimmt war und wieder auseinanderstob. Es gährte in der That viel wälsches oder wallonisches Blut in diesen Leuten.

Ganz andre Zustände zeigten sich im Ritterlande, im Hennegau, Lützel- oder Luxemburg und den benachbarten kleinen Gebieten. Hier sah man von jeder Ritterburg den Rauch aus den Kaminen von drei andern, und auf diesen Schlössern wohnte ein kriegerisches Geschlecht, das Jagd und Fehde, Dichtkunst und prachtvolle Feste liebte über Alles. Es waren meist fränkische Männer, die aber gern glänzten in französischer Sprache und Hofsitte. Am Fuße ihrer Schloßhügel lagerten sich die malerischen Nester der wallonischen Hörigen, aus deren Hütten den Burgherren immer wieder Knechte genug zuwuchsen, kriegsharte und raublustige Leute. Die Städte in diesen Gegenden waren wenig volkreich und meist nur erweiterte Festungen. So erfüllt waren

die Hennegauer von ritterlichen Anschauungen, daß einer ihrer berühmten Leute, Froissard, der geborne Geschichtschreiber der Ritterschlachten und Hoffeste, die Friesen für eine höchst unvernünftige Race erklärte, weil sie keinen Adel wollten gelten lassen. Verachten mußte er in seinem Herzen die Leute, die ewig nur dummes Bauernvolk bleiben wollten und ausgeschlossen vom ritterlichen Leben voll Waffenglanz und Aufregung durch Ehre und Liebe. Der zahlreiche kleine Adel im Hennegau war gleich im Steigbügel, wenn der Grenzkrieg zwischen Franzosen und Deutschen wieder aufloderte, und ruhte hier das Kriegsfeuer, so waren es die Hennegauer, welche die reichen Grafen und Freiherrn in Flandern, Brabant und Holland anregten und unter deren Führung Kriegsfahrten machten bis hin nach dem Morgenlande und nach Preußen. Zweimal eroberten die Ritterschaaren aus diesen Ländern eine Krone im Morgenlande, in Jerusalem und in Constantinopel.

Vier Hauptgruppen der Volksarten lernten wir also in den Niederlanden kennen: wir dürfen sie mit dem Namen des hervorragendsten Gebietes in jeder Hauptgruppe bezeichnen, als Friesen, Brabanter, Flandrer und Hennegauer. Recht in der Mitte und im Zusammenstoß der drei ersten Gruppen entwickelt sich im Laufe der Zeiten ein besonderer Stamm Leute, der seine Herrschaft oder seinen Einfluß nach und nach fast über das ganze Gebiet der Niederlande ausdehnt. Und so groß auch der Ruhm, den in Krieg und Frieden sich die Friesen oder Hennegauer, die Flandrer oder Brabanter durch die ganze Welt erwarben, jener besondere Volksstamm läßt sie alle hinter sich; unter dem Namen Holländer erringt er sich Bedeutung in allen Welttheilen.

Sein ursprüngliches Gebiet war schon öfter ein Kernland in der Geschichte gewesen. Die Römer hatten hier — auf den Fluß- und Meerinseln zwischen der untern Maas und dem untern Rhein — wiederholt einen Widerstand gefunden, der all' ihre Herrschaft in den Niederlanden wieder zu zerstören drohte; nur nach langwierigen blutigen Anstrengungen konnten sie ihre Adler wieder jenseits der untern Maas befestigen. Endlich setzten sich hier die salischen Franken fest; vergebens stürmten wider sie die römischen Cohorten, eine nach der andern wurde zerbrochen und die Sieger eroberten endlich ganz Belgien und Frankreich. Es war eben die ungemein glückliche Lage dieses Landstrichs, welche von hieraus so große Dinge möglich machte: keine Gegend konnte geschickter liegen als natürliches Bollwerk zur Vertheidigung wie zu raschen Ueberfällen und weiterm Vordringen, — kein Land der Welt leitete so von selbst seine Bewohner an zu Handel und Schifffahrt, und diese beiden — Handel und Schifffahrt — waren ja immer hundertmal eher als alles Andre zwei Mittel, um einem kleinen Volke Macht und Herrschaft in der Welt zu verschaffen.

Hollands Lage aber, am Ausfluß der mächtigen Ströme, brachte es ferner mit sich, daß fort und fort große oder kleine Volkstheile die Ufer entlang kamen, sich in der Nähe des Meeres anzusiedeln. Schon die älteste Geschichte meldet von deutschen Völkerschaften, welche hierherzogen und einige Zeit Stand hielten. Am bekanntesten wurden diejenigen, welche hier den Namen Bataver erhielten von ihrem Wohnsitze, der Bataue, d. h. der guten fruchtbaren Aue zwischen den Rheinarmen. Nach oder mit den Franken kamen dann die Sachsen und die Friesen, und die letztern überschwemmten später ganz Holland bis nach Flandern und Brabant hinein. Sie wurden zwar von den Franken wieder bezwungen, jedoch gaben sie fortan den Hauptstock der Bevölkerung ab. Fränkische und sächsische, sowie flanderische Zuzügler fehlten auch später niemals. Auf friesischer Grundlage begab sich in Holland fort und fort eine Völkermischung aus den besten Bestandtheilen Niederdeutschlands. Noch heutzutage würde man sich wundern, wieviel Deutsche sich seit den letzten fünfzig Jahren in Holland niedergelassen haben, könnte man jemals ihre Zahl aufschreiben. Nichts aber frischt bekanntlich so sehr und immer von Neuem den Unternehmungsgeist an, als solche Volksmischung, und vor allen haben Seestädte die Bürgschaft langjähriger Blüthe, wenn sie aus den obern Landen einen wenngleich unmerklichen doch unaufhörlichen Zufluß junger rüstiger Leute an sich ziehen, welche auch etwas von der feinern Bildung des Binnenlandes mitbringen.

Seine südlich vorgeschobene Lage, sowie der Verkehr verschiedener Volksarten auf seinem Boden bewirkten nun auch, daß Holland nicht in friesischer Starrheit und Stätigkeit verharrte. Das östliche Friesland jenseits des Flevostromes (Vliet), der sich jetzt zu einer weiten Seebucht verbreitet hat, bleibt in seiner germanischen Rauhheit, sowie seine Verfassung in ihrer alten schlichten und ebenmäßigen Volksfreiheit: das holländische Friesland, welches am frühesten vom Christenthume befruchtet war, nahm mit fränkischer Reichsverfassung, mit Lehns- und Städtewesen, mit geistlichen Stiftern und Abteien auch die Bildung des Zeitalters an. Friesischer Charakter blieb bestehen, jene tüchtige zähe Bauernnatur, mit welcher sich die List und Anstelligkeit des Händlers und Schiffers verbindet, — dieser friesische Grundcharakter aber wurde in Holland etwas veredelt durch höhere Bildung. Da-

durch gelang es dem Volke von Holland, nicht nur des benachbarten Friesslandes Meister, sondern noch viel weiter hin mächtig zu werden. Denn immer erhebt sich von einem naturkräftigen Stamme derjenige Theil, der sich zuerst auch mit geistigen Waffen versieht, leicht zur Herrschaft über die andern Volkstheile. Ueber Holland, diesem kleinen entlegenen Theile des deutschen Reiches, glänzte schon im dreizehnten Jahrhundert der Schimmer der Kaiserkrone: der holländische Graf hielt sich Manns genug, Nachfolger der Hohenstaufen zu werden.

Solche eigenthümliche und machtvolle Entwickelung Hollands, welche doch nur die Vorbereitung zu einer größern weltgeschichtlichen Bedeutung war, fällt in die Zeit der holländischen Grafengeschichte, welche klein an Gebiet, jedoch außerordentlich reich ist an Ereignissen, die nicht bloß weittragend sind in historischer Bedeutung, sondern auch seltsam anziehend für Jeden, der den Jubel und das Brechen des menschlichen Herzens nicht vergißt über den Irrgängen politischer Ränke und dem Donner entscheidender Schlachten.

II. Die alten Grafen.

Das Herzogthum Lothringen, zu welchem die westlichen Friesen gehörten, konnte sich niemals in seiner innern Gliederung befestigen, konnte niemals ein über Alle hervorragendes Fürstenhaus auf die Länge ertragen. Das entsprach der Lage Lothringens, welches ein Uebergangsland war zwischen romanischer und deutscher Art und ein Gemisch verschiedenartiger Stämme beherbergte. Ein beweglicher, wetterwendischer Sinn, der stets zu Parteiungen geneigt war, erschien von jeher als ein natürliches Erbe aller Lothringer. Der Kaiser sah sich deshalb auch in den Stand gesetzt, nicht nur das Land in Ober- und Niederlothringen zu theilen, sondern auch nach Gefallen die Herzogswürde von Niederlothringen bald an dieses, bald an jenes Haus zu vergeben. Jedes Grafenhaus aber, das sie einmal erwarb, hielt sie wenigstens innerhalb der Grenzen derjenigen Grafschaften und Aemter fest, welche es als erbliches Besitzthum zusammengebracht hatte. So entstanden die Herzogthümer Luxemburg, Limburg, Brabant. Es folgte daraus von selbst, daß die übrigen Landesherren — die Bischöfe von Utrecht und Lüttich, die Grafen von Geldern, von Flandern, Namur, Hennegau, der Markgraf von Antwerpen, der freie Herr von Mecheln — schon frühzeitig ihr eigenes Gebiet vor der Obergewalt jener Herzöge verschlossen; die beiden Bischöfe nahmen sogar offen herzogliche Rechte selbst in Anspruch. In den Niederlanden entwickelten sich, wie viele andere staatliche Bildungen, auch die Territorialherrschaften frühzeitiger, jedoch ganz ihn ähnlicher Weise wie im übrigen Deutschland.

Während jener Vorgänge in den Niederlanden wurde die Freiheit der Friesen um so weniger angefochten. Aus ihrer Mitte ging das Fürstenhaus hervor, welches am letzten unter den übrigen größere Bedeutung erlangte, sein Gebiet aber endlich um so berühmter machte, — das Grafenhaus von Holland.

Die Anfänge der eigenen Geschichte Hollands knüpfen an die beiden ältesten Bildungsherde des Landes an: Utrecht, der früh leuchtende Bischofssitz, Kloster Egmond, das St. Gallen dieser Gegend. Von Utrecht zogen die christlichen Glaubensboten hinaus in diese heidnische Wasserwelt: oft mochte ihr Herz erbangen, wenn sie das Stürmen und Krachen der Nordsee hörten und wenn plötzlich zu ihren Füßen die Wasserfluthen durch tausend Canäle und Seen heraufschwollen. Unter unsäglichen Opfern und Arbeiten gelang es ihnen endlich, den heidnischen Trotz der Friesen zu brechen und dem Christenthum und der Cultur die Wege zu öffnen. Diese beiden aber waren stets die Vorläufer von Macht und Einfluß. Auch der Bischof von Utrecht dehnte seine Herrschaft über die Gegenden aus, welche seinem Hirtenstabe unterthan wurden. Der stärkste Feind dieser bischöflichen Herrschaft ging indessen aus der Gegend von Kloster Egmond hervor, welches für Nordholland der Licht- und Segenspender war durch Verbreitung von Christenthum, Wissenschaft und bessern Anbau des Landes. Eine mächtige Familie im Kennemerlande, — man weiß nicht, ob sie von einem friesischen Häuptlingsgeschlechte oder von angesiedelten fränkischen Dienstmannen abstammte, — wußte aus dem Wechsel der Oberherrschaft in Lothringen Vortheil zu ziehen. Von verschiedenen Königen erhielt sie Güter in jener Gegend, und zwar zu Anfang des zehnten Jahrhunderts bereits alle Besitzungen der Kirche von Egmond. Die klugen Herren vermehrten ihren Besitz nach allen Seiten hin, bis im Jahre 985 ihnen Kaiser Otto III. das ganze Land zwischen der Maasmündung und dem Texel nicht bloß zu Lehen, sondern zu Erb und Eigen des Hauses übergab. Dieses Gebiet hieß die Grafschaft in Friesland. Vergebens suchten es seine Besitzer nach dem Norden hin zu befestigen, dort waren die Friesen nicht zu bewältigen. Da machte Graf Dietrich, der Dritte genannt, einen Hauptstreich, der die Geschichte der Nordhälfte der Niederlande entschied. Er verlegte den Hauptsitz seiner Herrschaft nach dem Süden.

Des Inselandes am Ausflusse des Rheins, der Waal und Maas hatten sich längst die Bischöfe von Utrecht, Cöln, Trier und einige

Aebte versichert: es war ihnen gemeinschaftlich vom Reiche zu Lehn gegeben. Der nächstbenachbarte Utrechter Bischof handelte für die Genossen als Lehnsvogt. Das Land war damals mit dichtem Walde bedeckt und hieß Holtland. Es war ein Schatz, um der hier so ergiebigen Fischereien zu pflegen und den zahlreichen Handelsschiffen einen Halt- und Holzplatz zu gewähren; aus dem Ertrage der reichen Viehweiden konnten sich die Schiffer auch ihre Vorrathskammern füllen. Das Alles war bequem und einträglich, jedoch schwerlich hätte man deshalb das Land so vielen und dazu noch entfernten geistlichen Fürsten gemeinschaftlich gegeben, in einer Weise, daß es eigentlich keiner besaß. Das Letztere eben war es, was man wollte. Kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich hier festsetzen, Burgen bauen und Zölle nehmen. Dieses weitgedehnte Inselland lag wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen; von hier aus konnte man den Handelsschiffen nach Belieben den Paß theuer machen oder ganz verschließen. Daraus erwuchs eine Macht, welche bis oben nach Cöln, Trier und Lüttich hin empfindlich gefühlt wurde. Grade dies aber, was man verhindern wollte, that Graf Dietrich. Erst schickte er friesische Leute hin, die sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, wahrscheinlich an der Stelle, wo jetzt Dortrecht steht, welches zur Ueberwachung all der Flußmündungen so überaus günstig liegt. Nun wurde Schiff für Schiff, wie es die Flüsse herabkam, angehalten, schweren Zoll mußte es erlegen oder es wurde geplündert. Als die Sache bekannt wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes heimathloses Volk zu, welches Blockhütten baute, jagte und fischte und gelegentlich auch auf Seeraub auslief.

Die reichen Handelsherren von Thiel traten zuerst dagegen auf, mit ihnen die Bischöfe und Aebte. Ostern 1018 war Reichstag zu Nimwegen, — „freie Schifffahrt auf dem Rheine bis in's Meer," — das war schon damals Feldgeschrei. Graf Dietrich that sein Bestes, sich vor dem Kaiser rein zu waschen; er sah ein, daß er nicht durchkomme, entwich und rüstete eiligst. Der Kaiser aber befahl dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, seine und die Utrechter, Lütticher, Cölner und Trierer Mannschaften zu sammeln und den Frechen mit Gewalt der Waffen zu vertreiben. Dietrich hatte inzwischen einen feindlichen Nachbargrafen aus dessen Gebiete durch siegreiche Schlacht herausgeworfen, achtzehn Tage später trat er dem lothringischen Heere bei Vlaardingen entgegen. Es gab einen grimmigen Kampf, jedoch Dietrich's Friesen brachen endlich überall aus den Sümpfen hervor, plötzlicher Schrecken warf ihre Feinde in die Flucht, und zahllos waren die Erschlagenen: jede Familie in den Stiftern Lüttich, Utrecht, Cambray betrauerte einen Todten. Herzog Gottfried war gefangen, als Preis seiner Freiheit verschaffte er dem Sieger Verzeihung vom Kaiser und Bestätigung in allem eroberten Lande. Von jetzt an nannte sich Dietrich Graf von Holland, freudig stolz auf den neuen Kern seiner Macht, aus welchem sich ein mächtiger Stamm entfalten sollte.

Noch aber mußten seine Nachfolger lange Zeit im Kampfe stehen auf Leben und Tod, um Holland zu behaupten. Die lothringischen Bischöfe erkannten ganz deutlich, welche gefährliche junge Macht ihnen da unten an der Rhein- und Maasmündung erwachse. Sie alle, nicht bloß die niederländischen, auch Cöln, Trier, Metz waren verschworen, den Holländer zu vertilgen, ehe er stark genug werde, die weiten Rhein- und Maaslande nach Belieben in Schach zu halten. Hundert Jahre lang führten sie erbittert einen Schlag nach dem andern, um ihren verwegenen Feind zu zerschmettern. Wenn der Krieg einmal nachließ, schürte ihn der Utrechter rasch wieder an, denn Utrecht — durch seine prächtigen Kirchen und Paläste, durch seine berühmten Bildungsstätten das Rom der Niederlande — es fühlte den Wassergrafen immer wie ein scharfes Schwert in seiner Seite. Die blutigsten Schlachten wurden geschlagen, der Kaiser selbst zog mit Heeresmacht wider Holland zu Felde und zerstörte dessen Festungen. Zwei kriegerische Grafen wurden von den Bischöflichen durch Hinterlist ermordet. Einmal herrschte schon Jahre lang der lothringer Herzog über das eroberte Land, später zog der Utrechter Bischof es ein als sein erledigtes Lehen. Und dennoch kam der holländische Graf immer wieder empor. Mit friesischer Hartnäckigkeit hielt sein Haus alle Stöße aus, es war ein hartgesottenes, kriegerisches, ruheloses Geschlecht. Drängte kein Feind von Außen, so entstanden in seiner Mitte mörderische Bruderkämpfe, oder es machte der Graf einen Zug in's heilige Land, — Anlaß zur Bußfahrt war immer reichlich vorhanden. Gegen ihre Feinde aber brauchten die Holländer alle jene Bauernlisten und natürlichen Vortheile ihres Wald- und Seelandes, welche einen Krieg mit den Friesen stets so gefährlich machten. Verdeckte Gräben, in welche die Reiter stürzten, nächtliche Ueberfälle, rasch ausgeführt mit leichten Schiffen auf den zahllosen Wasseradern des Landes, plötzliche Ueberschwemmung der Gegend, wo der Feind Stand gefaßt hatte, oder Hineindrängen desselben in Sumpf und Moor, rastloser Bandenkrieg, wenn die Hauptschlacht verloren war, — solche

Kriegsmittel machten das Land zu einer weiten Verſchanzung, welche für den eindringenden Feind ebenſo ſchwer zu behaupten als zu erobern war. Gegen Ende des elften Jahrhunderts hörten die Angriffe auf. Hollands Selbſtändigkeit war fortan außer Frage. Zur ſelben Zeit fing der Glanz von Utrecht an zu erbleichen; der holländiſche Graf erhielt Einfluß auf die Beſetzung des Biſchofſtuhles, und immer mehr gewann er vom Stifte Grenzſtücke zur eigenen Gebietsvergrößerung; der Utrechter Biſchof mußte ſich begnügen mit der Behauptung ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit über das Grafenland. Noch öfter brach der eingewurzelte Haß zwiſchen Holländern und Utrechtern in Fehden aus, ebenſo häufig aber ſtanden ſie jetzt verbündet, und kein Ereigniß von Bedeutung geſchah in dem einen Lande, in welches nicht das andere hineingezogen wurde.

Eifriger nahmen jetzt die Grafen den Krieg gegen die Frieſen wieder auf, der immer nur zeitweiſe geruht hatte. Der Kaiſer hatte Weſtfriesland längſt dem holländiſchen Grafen verliehen — allein was half ein Recht, deſſen Gehalt in der Luft ſchwebte? Wo die Nordſee, das gefährlichſte aller Meere, Männer erzog, dort ſagte jeder Bauer es ſchon ſeinem Buben: der freie Frieſe huldige nur dem Kaiſer, und ſie ſollten kämpfen wie wilde Thiere und lieber ſterben, ehe ſie irgend einem Grafen auf der Welt ein Recht gäben über Friesland. Darum erhielt jeder Erwachſene ſeine Waffen blank und übte ſich, ſeinen Platz im Heerbanne wohl auszufüllen. Kam die holländiſche Macht zu Schiff und zu Lande heran, ſo eilte von allen Höfen der Umgegend das Volk herbei und beſtritt ihr jeden Schritt vorwärts, lag ringsum in den Sümpfen und Büſchen im Hinterhalt und biß ſich mit mörderiſchen Ueberfällen ein in die Ferſen des Feindes. Wie viele holländiſche Grafen ſind unter den Piken und Schlachtäxten der Frieſen gefallen! Wie oft mußte ſich ihr Heer in wilder Flucht auflöſen! Zu Zeiten gelang es dem Grafen, den Widerſtand ſiegreich zurückzudrängen und ein paar Häuptlinge einer Gegend zur Unterwerfung und die Bauern wenigſtens zur Duldung zu zwingen. Denn der Frieſen Unglück beſtand darin, daß faſt niemals die ganze Heeresmacht des Volkes vollgerüſtet vor den Feind zu bringen war, in der Regel erhob ſich das Volk nur grade dort, wo der Feind eindrang. Allein ſelbſt nach einem Siege konnte der Graf nichts Anderes thun, als hier und da eine Zwingburg bauen, einen Vogt mit Beſatzung hineinlegen und ſich wieder nach Holland zurückziehen. Gewöhnlich hatte er aber ſein Heer kaum entlaſſen, als ſchon die Frieſen zahllos ſeine Burgen umringten, eroberten und die Mannſchaft erſchlugen, wenn ſie nicht bei Nacht und Nebel flüchtete. Dann ſtreiften ihre grauſamen Schaaren bis tief in Holland und brannten und plünderten und ſchlugen todt, was ihnen vor die Füße kam. Jeder Aufſtändiſche aus dem holländiſchen Fürſtenhauſe, der ſelbſt nach der Grafenkrone trachtete, fand Zuflucht und Kriegsvolk bei den Frieſen, welche freudig ſolchen Anlaß ergriffen, um mit Feuer und Schwert Holland heimzuſuchen. Es war Blutrache zwiſchen den Holländern und Frieſen, welche ſich vom Vater auf den Sohn forterbte. Die Grafen machten daher Jahrhunderte lang nur geringe Fortſchritte, erſt die Naturgewalt ſicherte ihnen wenigſtens den Theil von Friesland, der jetzt Nordholland heißt. Gegen Ende nämlich des dreizehnten Jahrhunderts riß das anſtürmende Meer dort, wo bis dahin nur ein breiter Strom war — das Vliet, — eine Meerbucht hinein und ſchied das weſtliche Land völlig vom öſtlichen. Das brach „die eiſernen Herzen“ der Frieſen auf dieſer Seite, ſie beſuchten drüben die Landtage nicht mehr und blieben von nun an den Grafen treu. Dieſe aber rüſteten, ſo oft ſie dazu ſich mächtig und ſonſt frei fühlten, Heereszüge wider das Friesland jenſeits des Vliet. Auch Utrecht und Geldern nahmen dort oberlandesherrliche Rechte in Anſpruch. Die holländiſchen Grafen vermochten auf die Dauer nur die Handelsſtadt Stavern mit Umgegend zu halten, welche ihren Anfällen ſtets am nächſten und offenſten lag und des Handels wegen Frieden wünſchte. Friesland wurde immer nur als ein Anhang zu Holland betrachtet und deſſen Fürſt nannte ſich auch ſpäter nicht Graf, ſondern nur Herr von Friesland, weil er dort niemals viel mehr wurde als der oberſte Häuptling.

Auch mit Flandern führten die aufſtrebenden holländiſchen Grafen blutige Kriege. Streitigkeiten mit Brabant und andern Nachbarn führten nur zu kurzen Raubfehden; Flandern gegenüber handelte es ſich aber um einen höchſt wichtigen Beſitz, um die weſtliche Hälfte von Seeland. All die ſeeländiſchen Inſeln gehörten nach der Natur des Landes und der Bewohner zu Holland; deſſen Grafen hatten ſie auch ſämmtlich in Beſitz genommen, ſowie ſelbſt das anſtoßende Waesland. Hier aber traten ihnen die ſtolzen und mächtigen Grafen von Flandern entgegen, unterſtützt von ihrem Volke, welches mit Aerger es anſah, wie die holländiſche Seemacht aufblühte. Das Waesland ging wieder verloren, und auch über die weſtlichen Seelande behauptete Flandern die Oberlehnsherrlichkeit und einige andere Rechte, ſo oft auch die holländiſchen Grafen es verſäumten, die Belehnung zu ſuchen. Die ſpätern Kaiſer unterſtützten ſie dabei, denn Flandern war

für Deutschland ein ungewisseres Besitzthum als Holland. Mancher schöne Sieg wurde über die Flanderer erfochten, wenn die Holländer mit ihren raschen Schiffen zwischen den Inseln hervorbrachen: jedoch erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde Seeland aller flandrischen Oberherrlichkeit entledigt.

In ihrem Verhältniß zum Kaiser befolgten die holländischen Grafen eine engherzige, für ihren Standpunkt aber kluge Politik. Holland war von der ersten Zeit an, als Deutschland sich als ein eigenes Reich aus dem carolingischen herausschälte, deutsches Reichslehen, und die fränkischen wie die sächsischen Kaiser hatten wohl Obacht, daß sich ihrem Arme diese wichtigen Mündungslande des vornehmsten unter den deutschen Flüssen nicht entzogen. Seitdem aber die Hohenstaufen ihre weltweiten Ideale jenseits der Alpen suchten, wurde die kaiserliche Macht in Lothringen, wo sie immer so leicht in's Schwanken gerieth, äußerst gelockert. Alle die Fürsten in diesen Landen hatten einen hochaufstrebenden ritterlichen Sinn, gleichsam im nothwendigen Gegensatze zu dem bürgerlichen Sinn ihrer Völker, der vorzugsweise auf das Reale, auf Geld und Gut und Wohlleben gerichtet war. Der nüchterne gesunde Menschenverstand des lothringischen Bürgers und Bauers kam wohl einmal durch irgend eine Leidenschaft, durch plötzlichen Zorn und Haß oder durch Uebermuth und Schwelgerei aus dem Gleichgewichte, selten aber überflog die Leute dauernd die Begeisterung für eine hohe Idee, es sei denn in den Rheinlanden. Die lothringischen Fürsten dagegen dachten am Liebsten an Speerrennen und Ritterfeste, an Streifzüge gegen die Heiden, an königliche Diademe. Flüchtig nur war der Glanz der Königskrone von Jerusalem über dem Haupte Gottfried's von Bouillon, der deutschen Kaiserkrone über Wilhelm von Holland, der byzantinischen über Balduin von Flandern. Die Luxemburger jedoch hielten ihre Kronen fest, nicht zu gedenken der Carolinger, welche ebenfalls aus diesen Gegenden stammten. In keinem Punkte waren die lothringischen Fürsten so reizbar, als in Allem, was ihre unabhängige Herrenfreiheit fesselte. Schon frühzeitig entledigten sie sich möglichst des Dienstes und Gehorsams gegen den Kaiser. Die holländischen Grafen hielten noch am Meisten ihre Lehenstreue, sie bedurften des Anhalts an Deutschland wider Frankreich, von dem nur Flandern sie trennte. Denn dies Flandern erreichte es zwar, zwischen beiden Reichen das rechte Vorbild lothringischer Selbstherrlichkeit zu sein, es blutete aber um so öfter unter den Griffen der französischen Uebermacht. Gegen diese hielt sich der holländische Graf gern des deutschen Schutzes versichert, jedoch stand er immer auf der Wacht, um durch allerlei Winkelzüge jedes Befehlwort des kaiserlichen Oberherrn ohnmächtig zu machen, schlimmsten Falls ihm mit den Waffen entgegenzutreten. Holland war deshalb auch welfisch gesinnt, als die Päpste bei den deutschen Fürsten Partei suchten gegen die Hohenstaufen. Und so hervorragend war bereits das Ansehen Hollands, daß dieselben geistlichen Fürsten, welche ihm so lange mit Vernichtung gedroht hatten, noch unter dem großen Friedrich II. den holländischen Grafen zum Gegenkönig erhoben. Es war ein Jammer, daß König Wilhelm so früh sein Todtenbette fand in den friesischen Sümpfen, er wäre sicher nicht bloß „der Wasserkönig" geblieben, dafür bürgte sein edler mannhafter Sinn und die Regentenklugheit, welche er in der innern Politik seiner Stammlande bewährte.

Die innere Politik der Fürsten aber wurde in Holland sofort schwierig und von größter Wichtigkeit, als die Städte Bedeutung erhielten neben dem Adel.

III. Adel, Fürsten und Städte.

Seeräubervolk geht gewöhnlich und mit Geschick zum Seehandel über. Bestärkt das jene Ansicht, daß immer die ursprüngliche Wildheit eher da ist als das Gute im Menschenherzen? Oder ist es ein Beweis, daß den Menschen seine angeborne edle Natur hindrängt, aus der Rohheit sich loszuschälen und seinen Geist herrlicher zu entfalten? Genug, auch an den Holländern wiederholte sich die alte Erfahrung. Gleichwie so manche andere Raubnester, aus welchen ein mächtiger Staatenkeim hervorwuchs, hatten sie sich als eine Colonie von allerlei verwegenem Volke hineingesetzt in ein Land, das bereits seine Herren hatte, kämpften es ihnen ab und dehnten sich aus, allen Nachbaren zum Trotze. Auf leichten Fahrzeugen schweiften sie umher, zu fischen, zu jagen und Schiffe zu plündern, wenn die Besatzung durch hohe Zölle sich nicht loskaufte. Sie dehnten das Seeräubergewerbe selbst bis in's Mittelmeer aus. Früh jedoch sahen sie ein, daß ein regelmäßiger Handel und der Anbau des Landes ihnen mehr Lebensgüter einbringe, als das unstäte Umherschweifen, welches jede Hand gegen sie bewaffnete.

Der Boden, um welchen sie heiße Kämpfe mit den Nachbarn führten, war ihnen lieb geworden; er forderte zunächst von ihnen, daß auch gegen das anstürmende Meer sie ihn schirmten. Grade da, wo sie saßen, wo die breiten und tiefen Flüsse durch die Dünen brachen, war der Andrang der Springfluthen am meisten verderblich. Holland ist kein Land, das Menschenwitz dem Meere abgewonnen;

so lange Menschen denken und soweit sie aus der Gestaltung des Bodens auf seine Geschichte schließen können, hat früher jedes Jahrhundert hier nur Land verloren, das die See begrub, und nur einen kleinen Theil ihres Raubes konnte man ihr wieder abnehmen. Gegen die großen Fluthen, welche alle paar hundert Jahre einbrachen, blieb des Menschen Geist und Arm ohnmächtig, — Eines aber geschah, seitdem sich die Holländer hier festsetzten: es hörte wenigstens auf das tägliche Abnagen und Abbrechen des Bodens durch die fort und fort anstoßenden Seewogen, und es wurde mancher Strich, um welchen Meer und Land sich stritten, entwässert und mit schützenden Dämmen umgürtet. Dabei lernten die Holländer jeden Fuß breit Landes, den sie erarbeiten mußten, doppelt schätzen und einträglich machen und verlegten sich, während sie an ihren flandrischen und brabantischen Nachbaren Meister in der Landwirthschaft vor Augen hatten, auf den feinern Anbau des Bodens.

Ihre Lust und Leidenschaft aber blieb das Meer. Sie erkundeten genau, wo die Fische auf sonndurchwärmten und nahrungsreichen Untiefen oder im Brachwasser zu stehen pflegten, oder wo die Wanderfische ihre jährlichen Laichzüge hielten, und zogen mit ihren Netzen wahre Reichthümer aus dem Wasser. Denn die getrockneten, geräucherten und gesalzenen Fische waren für jedes Haus willkommene Nahrung, welche niemals abbrach, und zugleich ein so gesuchter Handelsartikel, daß die Holländer fast alle Waaren, die sie brauchten, dagegen eintauschen konnten. Die Erfindung Beukelsohns im vierzehnten Jahrhundert, wie der Häring zu pöckeln, stand für Holland gleich einer Entdeckung californischer Goldlager. Gleichzeitig aber, als in den weiten reichen Hinterlanden am Rhein und an der Maas und Schelde die Gewerbe aufblühten, bekamen die holländischen Handelsschiffer mehr zu thun und verdienten sich durch die Fracht, sowie ihre Kaufleute durch den Stapel und Umsatz der Waaren, ein schönes Geld. Die holländischen Matrosen kannten nicht nur die Häfen an den Küsten der Nord- und Ostsee, sie erzählten einander auch von den Wundern Venedigs und Constantinopels. Der lebhafte Seehandel, den früher die Nordfriesen betrieben, zog sich nach Holland. Wie früher Duurstede und Thiel, später Antwerpen und Amsterdam Stapelplätze des Welthandels waren, so wurde es im dreizehnten Jahrhundert Dortrecht neben dem reichen flandrischen Brügge. Der Seehandel rief noch andere Städte in Menge hervor, unter denen zuerst die seeländischen, Middelburg und Zierickse, sodann die holländischen, Haarlem, Delft, Leyden, Alkmaar, sich einen großen Namen machten. Im dreizehnten Jahrhundert gab es keinen Platz mehr, der günstig lag zum Bauen und Landen von Schiffen, auf welchem sich nicht rasch eine Stadt bevölkerte. Holland mußte ein Städteland werden, denn der Aufschwung von Handel und Schifffahrt mit den zugehörigen Gewerben bedingt städtisches Zusammenwohnen.

In der Regel stand in oder bei einer größern Stadt die Burg des adligen Herrn, der in jener Gegend zuerst Land gedeicht und Leute gesammelt hatte, oder dessen Geschlecht dort schon seit länger als Menschengedenken ansässig war. Viel weniger, als im Hennegau und den benachbarten Landen, gab es in Holland Kleinadel, dagegen eine beträchtliche Anzahl alter, sehr begüterter und überall geehrter Geschlechter, welche ohne Zweifel noch von friesischen Häuptlingen abstammten. Einigen fehlte nur der Fürstenhut, im Uebrigen standen sie in ihrer freien Herrschaft mit Burgen, Gericht und Dienstleuten dem Grafen gleich. Nur diese und die wenigen Klöster hatten hier und da ein paar Dörfer voll Höriger, welche mehr oder minder in Abgaben oder Diensten verstrickt waren: die Masse des Volkes stand noch in alter Freiheit unmittelbar unter dem Grafen, sie waren „Kerle", oder „schildbürtige", vollfreie Männer, welche die schöffenbare Freiheit bewahrt, d. h. sich in keine Privathörigkeit begeben hatten, ihre Abgaben nur an den Grafen als solchen bezahlten und noch Sitz und Stimme haben konnten auf dem gemeinen freien Landesgerichte. Aus solchen freien Leuten bestand auch der Grundstock der städtischen Bevölkerung, sei es, daß sie sich unter der schützenden Burg eines adligen Herrn gesammelt, oder sei es, daß sie selbständig um Handel und Schifffahrt willen die Stätte ihres Zusammenwohnens begründet hatten. Diese „Poorters" oder Stadtbürger waren in der Regel Grundbesitzer aus der Nachbarschaft, welche auf einen Platz zusammengezogen waren; sie hörten auch später nicht auf, Grundbesitz in der Umgegend zu erwerben und hörige Leute darauf anzusiedeln.

Es waren also auch die Grafschaften Holland, Seeland und Friesland Nichts als eine Verknüpfung von großen und kleinen Herrschaften, Klosterdörfern, Stadtgebieten und freien Bauernlandschaften. Der Graf besaß ebenso wie jeder andre Herr seine eigenen Dörfer und Burgen; unter ihm standen ferner alle Landsassen und Städte, welche sonst keine Herren hatten; er war endlich der fürstliche Herr und Mittelpunkt der gesammten Landeseinigung. Früher ordnete er die Landesangelegenheiten, außer mit den Dienstleuten an seinem Hofe, nur mit Rath der Adelsherren und wenigen Prälaten: im dreizehnten

Jahrhundert gesellten sich die Städte dazu als eine mitherrschende Macht im Lande.

Es war dies Jahrhundert das städtegründende, es füllte die altberühmten und zahllose neue Städte mit Bürgern und Waffen, mit Handelsverkehr und Reichthum. Hierin vollzog sich der Umschwung der Geschichte. Durch das Lehnswesen war die öffentliche Gewalt zersplittert und zugleich befestigt in den Händen hoher nnd niederer Herren, diese Gewalt war nach und nach erblich geworden gleichwie ein Familiengut und mit ihr das Recht auf die Abgaben und Dienste derer, welche jener Staatsgewalt, die sich im Gerichts- und Heerbefehl äußerte, unterworfen waren. Dadurch verwandelte sich der Amtsbesitzer in einen Privatherrn, und diejenigen, welche nur seinem Gerichts- und Heerbefehl zu folgen hatten, wurden jetzt dienende Hörige seines Hauses. Es verbreitete sich nun auf der einen Seite die Erkenntniß oder auch nur die dunkle Ahnung dieses geschichtlichen Hergangs: auf der andern Seite sah man raschen Aufschwung von bürgerlichen Gewerben, von Kunst und Wissenschaft, noch mehr den raschen Aufschwung der Macht des Geldes und beweglichen Vermögens neben dem bisher allein geltenden Grundbesitze. Dies zusammen war es, was im dreizehnten Jahrhundert bewirkte, daß die Leute vom Lande mit Hab und Gut in die Städte strömten und daß überall mit großer Schnelligkeit sich weite Häuserreihen hinter Mauern und Thürmen dort erhoben, wo man bisher nur Adelsburgen, Klöster und Dörfer sah. Denn in den Städten blühte hinter schützenden Wällen neben Bildung und Geselligkeit die alte Freiheit schöner wieder auf.

Der Fürst, der seine Zeit verstand, kam jetzt seinem Lande gegenüber in eine andere, in eine vortheilhaftere Stellung. Das Princip des Feudaladels, wie er einmal geworden war, ging auf immer größere Zersplitterung des Landes in unabhängige Herrschaften, ihren Fürsten wollten die Adelsherren für nicht mehr als ihren Häuptling anerkennen. Die Städte dagegen lehnten sich gern an einen Landesherrn an, der ihre Freiheit und ihr Gewerbe schützte. Die Hofhaltungen wurden mit steigender Bildung und Wohlhabenheit prunkender und kostspieliger: die Städte waren es, welche dem Landesherrn für seinen Hof und seine Casse Wohlleben und Geld brachten. Sie standen aber auch zu ihm, daß er das Land einige und beherrsche als wahrer Fürst, daß er die landverderblichen Fehden sowie die Habgier der Zollstätten mäßige und die Schnapphähne auf Straßen und Flüssen zu Paaren treibe.

Die meisten Fürsten in Flandern, Brabant und Holland begriffen schon frühzeitig ihren Vortheil, sie förderten die Städte, und diese hatten nicht nöthig, nach Reichsfreiheit zu streben. Insbesondere in Holland war es Erbpolitik der tüchtigen Fürsten, die Bürgerschaften sich als mächtige und dienstwillige Freunde zur Seite zu halten. Vor Allen war es König Wilhelm und noch mehr sein Enkel, Florenz V., welche sich zu solcher städtefreundlichen Politik entschieden bekannten. Die vorgenannten und eine Menge anderer Städte — die seeländischen gewöhnlich zuerst — erhielten von beiden Fürsten Freibriefe, Keuren genannt, in welchen nach und nach alles das zu Recht anerkannt wurde, was sich factisch als Wesen der Städte herausbildete. Das war zuerst und vor allem Freiheit von Zwang und Last der Hörigkeit, mindestens für denjenigen Bürger, der Jahr und Tag unangefochten in der Stadt gewohnt hatte, nicht selten auch ausdrücklich für denjenigen, der in einer Stadt bloß Bürgerrecht nahm und auf dem Lande wohnen blieb (Buytenpoorters). Das Zweite war Selbstverwaltung, Selbstgericht und Freiheit vom Zwange des Fehderechts. Endlich drittens beschenkten die holländischen Fürsten ihre Städte mit allerlei Handelsrechten, Zoll- und andern Abgabefreiheiten.

So sahen die Adelsherren überall ihre Herrschaftsgebiete von aufstrebenden Freistädten durchbrochen, und der Arm des Fürsten lag auf ihnen mit verstärkter Macht. Bald entstanden weit verzweigte Verschwörungen des Adels, welche sich in ihrem Hasse gegen Fürsten und Städte zu vermessenen Schritten hinreißen ließen. Der frohsinnige Florenz, der überall sich freute an Leben und Gedeihen, wurde in der Stille mit Verräthern umgeben. Eines Morgens, als er mit seinen Hofherren auf die Falkenjagd zog, trank er ihnen den Freundesbecher oder die St. Gertruds-Minne zu, im Walde aber fielen sie ihm in den Zügel und riefen: „Meister, die hohen Sprünge sind vorbei!“ Gefangen schleppten sie ihn fort, um ihn in ein ewiges Gefängniß nach England zu bringen, und als auf die erste Nachricht dieses Frevels rings das Volk aufstand und ihnen Wege und Rheden verlegte, erstachen sie den Fürsten. Jetzt kannte der Grimm der Städter und freien Bauern keine Grenzen mehr, entsetzlich wütheten sie unter den Familien der Mörder und ihrer Mitverschworenen, und die Nachfolger des unglücklichen Fürsten, die Hennegauer Grafen, mußten mit den holländischen und seeländischen Städten einen Bund schließen, daß gegen die Mörder ewige Blutrache herrschen solle. Nur ein einziges Adelsgeschlecht, die Brederode, hörte damals an seinen Pforten nicht das Scharren und Klopfen der Spieße und Keulen des erbitterten Volks, alle andern verloren an Gütern wie an Männern, nur wenige erhoben sich von so tiefem Falle.

Damit ſchloß für Holland das letzte Jahr des dreizehnten Jahrhunderts. Zwei Jahre ſpäter begab ſich in Flandern ein fürchterliches Schauſpiel für die Feinde der Bürgerfreiheit. Die flandriſchen Städte überſtrahlten alle andern in Macht, Freiheit und Wohlſtand. Durch die Schwäche und Eitelkeit ſeiner Grafen aber ging das Land an den franzöſiſchen König verloren, der es durch ſeine Ritter beſetzt hielt. Die Brügger erhoben einen furchtbaren Aufſtand. „Was wälſch iſt, falſch iſt, ſchlagt Alle todt!“ — Dieſer ſchreckliche Ruf koſtet Tauſenden von Franzoſen das Leben. Jetzt zieht heran die Heeresmacht der franzöſiſchen Ritterſchaft, und ihre Genoſſen ſtrömen ihr zu aus Flandern, Brabant und Hennegau unter vornehmen Anführern. Der Adel dieſer Länder hält größtentheils Partei mit Frankreich, ſelbſt gegen die Freiheit ſeines Landes, ſo groß iſt ſein Haß gegen die übermüthige Bürgerfreiheit. Jetzt endlich ſoll ihr in Flandern, ihrem Hauptſitze, der Kopf zertreten werden. Allein bei Kortryk im Juli des Jahres 1302 fällt alle dieſe Blüthe und Macht der Ritterſchaft unter den Mordbeilen der Bürger und Bauern: achttauſend vergoldete Sporen, deren Träger ſie einſt alle mit dem Ritterſchlag empfingen, werden den Gefallenen abgezogen. Die Kunde dieſer „Sporenſchlacht“ trägt weithin Schrecken und Entſetzen in die adligen Schlöſſer.

Dennoch ruhte nicht der rachedurſtige holländiſche Adel. Nachdem es ſeinem Führer, dem raſtloſen Reneſſe, nicht gelungen war, Hülfe zu finden durch Kaiſer Albrecht, der ſchon auf dem Niederrhein heranzog, hatte der ſeeländiſche Adel, der ſich in vollem Aufſtande befand, die Flandrer in's Land gerufen. Die holländiſche Macht wurde 1304 auf's Haupt geſchlagen, Südholland kam in die Gewalt des Feindes, überall öffneten ſich ihm die herrſchaftlichen Burgen, Dortrecht allein blieb unbeſiegt. Jedoch auch die andern Bürgerſchaften in Holland waren nur niedergeworfen im erſten Schrecken, bald erheben ſich alle wieder mit verdoppeltem Muthe, die Frauen kämpfen mit den Männern, in einer Woche iſt Holland befreit, und in einer großen Seeſchlacht, zu welchen ſich ebenſo viele franzöſiſche Schiffe mit den holländiſchen vereinigten, wird auch Seeland wieder erobert.

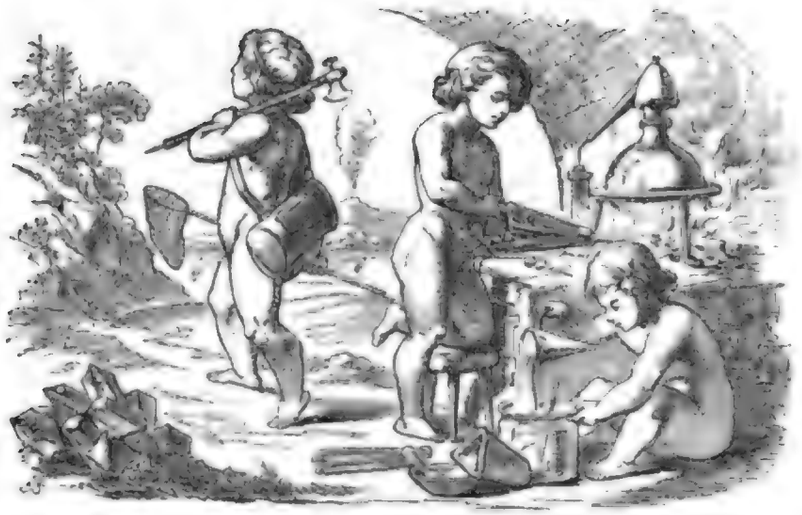
Nach dieſen wiederholten Niederlagen, welche durch die Bürgerrache in der Heimath noch empfindlicher wurde, mußte der Adel in Holland einige Zeit Ruhe halten. Es folgte die wohlthätige Regierung Wilhelm's des Guten, der mit großem Geſchick die Parteien im Gleichgewicht zu halten und ſeine Macht über Utrecht und Friesland, ſein Anſehen bis nach England und Deutſchland auszubreiten verſtand. Von ſeinen Töchtern war die eine verheirathet an den Kaiſer Ludwig, die andere an den König von England, er ſelbſt war Schwager des Königs von Frankreich, ſein Sohn war ebenfalls mit einer Königstochter von Frankreich vermählt. So hochgeehrt war ſein Haus. Unter ſeiner langen Regierung — ſie füllte mehr als das erſte Drittel des vierzehnten Jahrhunderts — wogte durch ganz Holland ein reich bewegtes Leben, deſſen Ergebniß überall Gedeihen war, namentlich in den Städten, in welchen nicht wenige Bürger Reichthümer anhäuften. Der holländiſche Fürſt mochte mit Recht ſagen: er tauſche ſeinen Grafenhut nicht gegen manche Königskrone.

Für Deutſchland wurde Holland jetzt mit jedem Jahre wichtiger. Es bildete bereits die Vorhut gegen Frankreich, welches in dieſer Zeit ſeine Macht wiederholt über ganz Flandern ausbreitete. Denn eine ſtarke ritterſchaftliche Partei unter dem Adel und in den Städten hielt es beſtändig mit den Franzoſen, während ihre Gegner ausriefen: „Der Flaming mag den Franzmann nicht geſalzen und nicht geſchmalzen.“

(Schluß folgt.)

Muſikaliſches.

Das Intereſſe der Muſikfreunde dürfte ein neues Unternehmen in Anſpruch nehmen, welches im Verlage von Gumprecht in Leipzig erſcheint. Der Titel iſt: „Illuſtrirte Ausgabe erleſener muſikaliſcher Meiſterwerke,“ und ſeine Aufgabe: „eine durch Wort und Bild illuſtrirte ſchöne und doch wohlfeile Ausgabe der Meiſterwerke, und zwar nicht ſämmtliche Werke, ſondern nur das Gleichartige und Ebenbürtige aus den Werken von Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven zu einzelnen Gruppen vereinigt, von welchen jede ein rundes, für ſich beſtehendes Ganze von mäßigem Umfang bildet, ſo daß jeder Muſikfreund nach Bedürfniß ſich ausſuchen kann, ohne genöthigt zu ſein, Anderes mitzunehmen, was außerhalb ſeiner Intereſſen liegt.“ — Die erſte Reihe (Band I.), für eine Singſtimme mit Pianofortebegleitung, beginnt mit einem claſſiſchen Sopran-Album. Es enthält die einunddreißig wichtigſten Soprangeſänge, mit theilweis neuen ſangbareren Textüberſetzungen und Bemerkungen über den Vortrag der einzelnen Arien. Der zweite Band, ein „Pianoforte-Album“, wird dreizehn ausgewählte, leicht ſpielbare Clavierſtücke der ſechs Meiſter bringen. Den letzten Heften beider Albums wird als Titelbild ein Porträtstableau in Stahlſtich beigegeben, ſowie eine Biographie und eingehende Charakteriſtik der Werke der ſechs Meiſter.



Zweite Abtheilung.

Die Nordpolreisen

des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts

und ihr

Einfluß auf Erweiterung der Erdkunde.

Von Dr. F. A. Finger.

I. Einleitendes.

Seit vierzig Jahren ist durch Roß und Parry, durch Franklin, Kane und andere Forscher der Blick der gebildeten Welt auf die nördlichen Polargegenden gerichtet. Anziehend und belehrend ist es, die Reisen dieser Männer mit den frühesten Unternehmungen nach jener Richtung hin zu vergleichen. Wir müssen dabei bis in das Jahr 1497 zurückgehen. Ehe wir die Reisen selbst verfolgen, suchen wir zwei Fragen, die sich aufdrängen, zu beantworten, nämlich erstens, zu welchem Zwecke wurden Reisen in jene Gegenden unternommen? und zweitens, mit welchen Mitteln, namentlich mit welcher geographischen Kenntniß wurden sie begonnen?

Was den Zweck betrifft, so lagen jener Zeit — dem Ausgange des Mittelalters — wissenschaftliche Bestrebungen mit Bezug auf Erdkunde fern; die Reisen hatten nicht die Bestimmung, eine Erweiterung des Gesichtskreises herbeizuführen; sie hatten zunächst einen ganz bestimmten praktischen Zweck: die Aufsuchung eines näheren Weges nach Japan, China, Indien.

Es war in jener großen Epoche, an der Scheide des Mittelalters und der neueren Zeit. Die alten Handelswege nach Indien waren durch den Einbruch der Türken nach den östlichen Mittelmeerländern verschlossen oder vielfach gehemmt; für die Handelsstaaten selbst, durch welche Europa die indischen Waaren erhalten hatte, Venedig, Genua und Pisa, war die Zeit der höchsten Blüthe vorbei; neue Bahnen mußten von neuen Vermittlern gesucht werden. Das Ziel aber aller dieser Bahnen war Indien mit seinen Inseln und die durch Marco Polo im vierzehnten Jahrhundert näher gerückten Länder des östlichen Asiens. Um Indien auf dem südöstlichen Wege zu suchen, schickte der portugiesische Heinrich der Seefahrer im fünfzehnten Jahrhundert Schiffe an der afrikanischen Westküste hin. Indien wollte auf westlichem Wege Columbus auffinden; und als er Guanahani und dann Cuba und dann einen Theil des Festlandes von Amerika entdeckt hatte, da glaubte er noch immer — und bis zu seinem Tode glaubte er das — er habe Inseln und Länder gefunden, die zum östlichen Asien gehörten. Doch waren es noch nicht die Länder selbst, welche Marco Polo besucht hatte, es war noch nicht sein Zipangu (Japan), sein Cathay (China), noch nicht seine Gewürzinseln. Diese auf anderm, vielleicht näherem Wege aufzusuchen und somit auch Antheil an dem Gewinn zu bekommen, welche diese Entdeckungen den Portugiesen und Spaniern zu gewähren versprachen, dazu rüsteten sich bald auch andere Völker, zuerst die Engländer; und während die südeuropäischen, romanischen Völker sich mehr dem Süden zuwandten, richteten sich die germanischen Engländer, Holländer und Dänen, welchen sich später die slavischen Russen beigesellten, mehr nach dem Norden. Drei Nordwege schienen möglich, um nach China zu gelangen: über Nord-West, nördlich an den von Columbus entdeckten und von den Spaniern in Besitz genommenen Ländern vorbei, dann grade über den Pol, und endlich um das nördliche Europa und

Aſien herum. Alle drei ſind im Laufe der Zeit verſucht worden.

Wir wiſſen, daß die Verſuche der Durchfahrt vergeblich geweſen ſind. Darum waren aber doch jene Forſchungen nicht ohne Gewinn auch für Solche, die nur praktiſche Zwecke verfolgten: es wurden Erzeugniſſe der Länder und hauptſächlich der Meere jener Gegenden gefunden, die zum wiederholten Beſuche derſelben anreizten: der Kabeljau, der Walfiſch, der Seehund, die Pelzthiere. Und ſo kam zu jenem Zwecke der Auffindung einer Durchfahrt nach China ein zweiter, der der Ausbeutung jener Schätze.

Erſt weit ſpäter — und jenſeit der Grenzen, die wir uns für dieſe Betrachtung geſteckt haben — kamen noch zwei andere Beweggründe zu Reiſen in jene Gegenden hinzu: der Eifer für Ausbreitung des Chriſtenthums und das Streben nach wiſſenſchaftlicher Erforſchung unſers Planeten. In den letzten zehn Jahren endlich haben alle Unternehmungen nach jenen Gegenden Einen Hauptzweck: Franklin, den Verlorenen, zu ſuchen oder ſichere Nachricht über ſein Ende zu bringen.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Frage: Mit welchen geographiſchen Kenntniſſen wurden die erſten Reiſen nach dem Norden unternommen?

Die erſten Männer, welche ſich aufmachten, Indien auf dem Nordwege zu erreichen, wußten wohl, daß es im Norden kälter iſt als im Süden, und daß die längſten Tage und Nächte länger ſind als hier; darauf beſchränkte ſich aber auch ſo ziemlich ihre Kenntniß der nördlichen Gegenden. Es war ihnen unbekannt, wie weit ſich die Ländermaſſen erſtrecken und ob ſie bald oder nicht bald das Meer von Zipangu und Cathay erreichen würden. Hätten ſie die Ausdehnung der Küſten und die Hinderniſſe, welche Klima und Beſchaffenheit des Meeres ihnen entgegenſtellen würden, gekannt, ſo hätten ſie — wenn ſie nichts Anderes finden wollten als eine Durchfahrt — ihre Verſuche gar nicht begonnen. Aber woher hätten ſie dieſe Kenntniß haben ſollen? Vom nördlichen Amerika war keine Kunde zu ihnen gedrungen, und auch das nördliche Aſien war noch in ſo geringer Verbindung mit Europa, daß ſelbſt die Ruſſen kaum ſeine nächſten Theile oberflächlich kannten. Humboldt ſagt: „Das Mittelalter lebte nur von Erinnerungen, deren claſſiſchen Urſprung es vorausſetzte, und ſchenkte ſeinen eigenen Entdeckungen nur ſo weit Glauben, als es Spuren davon bei den Alten aufzufinden wähnte.“ So gründeten alſo damals ſelbſt die Gelehrten ihr Wiſſen von der Erdoberfläche faſt ganz auf die Belehrungen, welche ſie aus den Alten ſchöpften; und ſo lag alſo ihnen, wie dieſen, der Norden wie in einen dichten Nebel gehüllt da. Denn allerdings finden ſich bei den Alten Spuren davon, daß hier und da wohl eine vereinzelte Kunde der nördlichen Länder zu ihnen gedrungen war; dieſe Spuren ſind aber wie ſchwache, dämmernde Lichter, die das tiefe Dunkel nur wenig erhellen; und manchmal ſind es Irrlichter.

Den älteſten Schimmer einer unvollkommenen Kenntniß des Nordens haben wir wahrſcheinlich ſchon bei Homer. Odyſſeus erzählt den Phaiaken, wie er von der Inſel des Aiolos weggeſegelt ſei. Weiter heißt es nun (Od. X, 80 ff.):

„Und wir fuhren beſtändig ſodann ſechs Tage und Nächte,
Kamen am ſiebenten drauf zu der läſtrygoniſchen, hohen
Stadt, die Lamos beherrſcht; dort iſt's, wo den Hirten der Hirte
Beim Eintreiben begrüßt und der, austreibend, ihn höret.
Dort könnt' ſchlafloſer Mann einen doppelten Lohn ſich verdienen,
Einen, die Rinder hütend, den andern, die ſilbernen Schafe,
Denn es ſind nah' bei einander die Wege der Nacht und des Tages.“

Iſt dies bloße Phantaſie des Dichters? oder iſt's ein Mythus? oder gründet es ſich doch vielleicht auf eine dunkle Kunde von Ländern mit ſo langen Tagen, daß die zwiſchenliegende Nacht ganz verſchwindet? Ich halte, mit den neueſten Erklärern Homer's, Nitzſch und Fäſi, das Letztere nicht für unmöglich, ſelbſt nicht für unwahrſcheinlich. Wohl konnte der Jonier durch Handelsverbindungen mittelbar von ſolchen Ländern gehört haben. Der Dichter belebt ſich ſogleich das Bild einer ſolchen Gegend. Ein Hirte treibt ſeine Heerde ein, am Abend; ein anderer führt die ſeinige hinaus, am Morgen. Aber ſo nahe gerückt ſind Abend und Morgen einander, daß die Hirten ſich gegenſeitig begrüßen können.

Auch Gegenden, in welchen es zu Zeiten nie Tag wird, kennt Homer vielleicht. Odyſſeus verläßt (Od. XI, 13 ff.) die Inſel der Kirke.

„Aber das Schiff kam dann an des tiefen Okeanos Ende;
Da iſt das Volk und die Stadt der Männer kimmeriſchen Landes,
Immer verhüllt von Wolken und Dunſt, und nimmer zu ihnen
Schauet mit ſeinen Strahlen der leuchtende Helios nieder,
Nicht wenn er ſteiget hinan zum ſternenbeſäeten Himmel,
Nicht wenn wieder zur Erde vom Himmel hinab er ſich wendet,
Sondern verderbliche Nacht deckt ſtets die Bewohner, die armen.“

Es iſt hier allerdings vom Nebel als der Urſache der beſtändigen Nacht die Rede; es

konnte aber wohl, glaube ich, der Dichter von ewiger oder lange dauernder Nacht gehört und statt des richtigen Grundes, den er nicht kannte, sich einen andern erdacht haben.

Daß nun die nachtlosen und die taglosen Zeiten einer und derselben Gegend zukommen, das wußte er freilich nicht. So geht es ja überhaupt oft mit unsrer Erkenntniß: erst erfahren wir Eines, dann ein Anderes, und später erkennen wir den Zusammenhang Beider. So geht es uns namentlich in der frühen Jugend, und so ging es dem jugendlichen Volke der Hellenen.

Auch Herodot, der Vielgereiste, im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, hat von den Kimmeriern gehört; man hat ihm von Völkern erzählt, die sechs Monate im Jahre schlafen: ohne Zweifel auch wieder eine Andeutung von Ländern mit langer Nacht.

Nachdem wahrscheinlich zuerst die Phönizier die Säulen des Herkules durchfahren und aus dem geschlossenen Becken des Mittelmeers in den atlantischen Ocean den Weg gezeigt hatten, reiste im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt Pytheas, aus der griechischen Pflanzstadt Massilia, wohl um die Schätze des Nordens, die bisher durch Zwischenhandel zu den alten Culturvölkern gebracht worden waren, Zinn und Bernstein, selbst zu holen, weit nach Norden, nach Britannien und bis nach Thule. Hier zuerst tritt dieser geheimnißvolle Name uns entgegen. Auf Thule, berichtet Pytheas, hat der längste Tag eine Dauer von achtzehn bis neunzehn Stunden; in noch nördlicheren Gegenden, hat er gehört, dauere der Tag und die Nacht je sechs Monate lang. Auf Thule bauen die Bewohner Getreide; sie dreschen es, weil sie keinen reinen Himmel haben, in großen Häusern aus; sie nähren sich außerdem von Früchten und Wurzeln. Weiterhin nach Norden hat die Natur eine Scheidewand für den Forscher gezogen, denn man findet da weder Land, noch Luft, noch Wasser, sondern all dies zusammen, noch ungeschieden.

Welches Land ist nun dieses Thule? Ist es eine Insel oder ein Theil des Festlandes? Darüber äußert sich Pytheas nicht. Die Bestimmung der Tageslänge führt auf den sechzigsten Breitengrad oder etwas nördlicher. Ist es Island? oder die Hauptinsel der Schetlandsgruppe? oder eine Gegend an der norwegischen Küste? Man hat all dies vermuthet. L. von Buch, der selbst Norwegen besucht hat, glaubt Thule dort zu finden, und zwar namentlich wegen des Getreidebaues. — Was Pytheas vom höheren Norden anführt, deutet ohne Zweifel auf ein mit Eis bedecktes Meer.

Die Entdeckungen des Massiliers wurden nicht weiter verfolgt; auch nur zu einer Wiederholung seiner Fahrt schien den praktischen Männern jener Zeit kein Grund vorhanden zu sein, und durch eigentlich wissenschaftliche Reisen die Erdkunde zu erweitern, daran dachte man damals nicht. Ueberdies wurde seinen Erzählungen mißtraut; er hatte das Loos wie Herodot und Marco Polo: man vermuthete, er habe die bequeme Veranlassung, welche ihm seine Reise bot, dazu benutzt, seinen Landsleuten Gebilde seiner Phantasie oder Fabeln, die er selbst leichtgläubig aufgenommen, für Wahrheit zu bieten. So nennt z. B. in der aufgeklärten, sich weise dünkenden Zeit des Augustus der kritisch-rationalistische Geograph Strabo den Pytheas den lügenhaftesten der Menschen. Das äußerste bewohnbare Ende der Erde, sagt er, sei Jerne (Hibernien, Irland), nördlich (wie er angibt) von Britannien; und auch dort schon führten die Menschen der Kälte wegen ein armseliges Leben.

Doch theilten nicht Alle die Zweifel Strabo's. — Thule galt von da an den Geographen als das äußerste Ende der bewohnbaren Erde; und welche Insel auch einem Schriftsteller zufolge seiner Kenntniß die äußerste zu sein schien, die nannte er Thule. Tacitus führt in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola an, von römischen Schiffen sei jenseit der Orcaden auch Thule einmal gesehen worden. Hier ist jedenfalls die Schetlandsgruppe gemeint. Der irländische Mönch Dicuil, zu Anfang des neunten Jahrhunderts, bezeichnet eine Insel, die bestimmt Island ist, ebenso bestimmt mit dem Namen Thule. Und so wird auf Karten bis in's siebzehnte Jahrhundert hinab bald Island, bald ein Theil Norwegens oder eine der vor der norwegischen Küste liegenden Inseln Thule genannt, und noch ist die Frage, welches das Thule gewesen, das Pytheas besucht hat, nicht entschieden.

Auch Pytheas hat, wie Herodot und Marco Polo, von der neueren Zeit ein gerechteres Urtheil empfangen; wir sind überzeugt, daß er aufrichtig und wahrheitsliebend ist, und bedauern nur, daß seine Mitwelt die Wichtigkeit seiner Entdeckungen nicht erkannt und diese Entdeckungen nicht weiter verfolgt hat.

Die Römer waren, was Wissenschaft betrifft, Erben der Griechen. Ein Gebiet, durch dessen Kenntniß ihre Herrschaft nicht erweitert würde, zu durchforschen, hatte für sie kein Interesse. So erfahren wir von ihnen wenig Neues über den Norden. Der fleißige aber unkritische Notizensammler Plinius, im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, der keine Nachricht, woher sie ihm auch kam, verschmähte, sagt von Thule nur, was Pytheas berichtet. Er nennt bei der Beschreibung von Europa noch Scandiam, Bergos, Nerigon. Wir erkennen hier die Namen Schonen, Bergen (?), Norwegen. — Das nördliche Asien ist dem Plinius vom scythischen Meere begrenzt. Die

Küste ist unbewohnt wegen des Schnees. Da, wo sie im Nord-Ost nach Süden umbiegt, ist ein Vorgebirge Tabin. Vor der Küste liegt die Insel Tazate. Nach neueren Forschungen hat sich hier Plinius arge Mißverständnisse zu Schulden kommen lassen: sein Tabin gehört an den Taurus und die Insel, die er fälschlich Tazate nennt, in das kaspische Meer. Aber Karten bieten noch bis in das siebzehnte Jahrhundert Beides im Norden von Sibirien; eine Homann'sche Karte von 1744 gibt noch Tabin als synonym mit Noss Tscholatschkoy aut Glaciale, und noch bei Walch (1819) findet sich an der Stelle, wo ältere Karten Tabin schreiben, ein weithin sich erstreckendes Vorgebirge, das nicht existirt.

Der ernste Historiker Tacitus, wenig später als Plinius, kennt nördlich vom Lande der Germanen, jenseit des sueviſchen Meeres, die Suionen. Wir werden somit von ihm nach der scandinavischen Halbinsel — die er freilich als Insel bezeichnet — geführt. Er fährt (Germ. 45) fort: „Jenseit der Suionen ist ein anderes Meer, träge und fast ohne Bewegung. Durch dieses werde der Kreis der Erde umgürtet und geschlossen, glaubt man darum, weil der letzte Glanz der sinkenden Sonne so hell bis zum Aufgange fortdauert, daß er die Sterne erbleichen macht. Ueberdies, setzt der Volksglaube hinzu, würden Töne gehört und Gestalten der Götter und Strahlen um ihre Häupter erblickt. Nur bis dahin — und diese Meinung ist wahr — geht die Natur."

Wir haben also hier wieder die langen Sommertage des Pytheas und vielleicht schon des alten Homeros; wir haben ferner das träge Meer, von dem gleichfalls Pytheas berichtet; außerdem aber etwas Neues: die Gestalten der Götter mit Strahlen um ihre Häupter. Es ist wohl natürlich, hier an das Nordlicht zu denken, von dem in dieser poetischen Form dem Römer eine dunkle Kunde gekommen war. Daß „Töne" mit dieser Erscheinung in Verbindung gebracht werden, darf nicht auffallen; heute noch lassen manche Lehrbücher bei Nordlichtern Töne gehört werden.

Den ganzen Inbegriff der Kenntniß der topischen Geographie gab in der Mitte des zweiten Jahrhunderts der in Egypten geborne Grieche Claudius Ptolemäus. Von ihm besitzen wir ein System der Geographie, in welchem viele Städte und Länder mit Angabe der Längen- und Breitengrade und der Tageslängen angeführt sind. Er verlegt z. B. Thule in die Nähe von Nerigon unter 63 Grad nördlicher Breite und gibt ihm einen längsten Tag von zwanzig Stunden. Des Plinius Insel Tazate und Vorgebirge Tabin hat er, wohl als ganz irrig, mit Recht weggelassen. Der Theil Asiens, den er das asiatische Sarmatien nennt, nördlich vom kaspischen Meere, ist ihm nach Norden nicht durch ein Meer, sondern durch unbekannte Länder begrenzt. Er ist kritischer als Plinius; auf das, was er gibt, kann man sich schon eher verlassen.

Das that man denn auch über ein Jahrtausend lang. So wie Euklid als der unübertroffene Meister in der Geometrie, so galt Ptolemäus als höchster, fast einziger Lehrer der Geographie das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit. So wie es als ein Frevel gegolten hätte, eine Geometrie zu schreiben, die, nicht etwa in den Resultaten, sondern auch in der Anordnung, von Euklid abwiche, so wäre es als eine Art von Ketzerei betrachtet worden, ein selbständiges, sich nicht auf Ptolemäus stützendes Gebäude der Geographie zu errichten. Diese Ehrfurcht vor Ptolemäus dauerte noch bis in das sechzehnte Jahrhundert. Noch Sebastian Münster in seiner Kosmographey (erste Ausgabe 1544), die doch auch schon Amerika behandelt, spricht immer so, als führe er nur den Ptolemäus weiter aus. Zur Rechtfertigung seiner Zusätze führt er die Autorität des Ptolemäus selbst an. „Ptolemeus," sagt er, „lehret in dem fünfften Capitel, das man die Tafeln vber die Länder für vnnd für verendern muß, gleich wie sich die Königreich vnd Fürstenthummen verendern, vnd nicht allwegen vnerwandlet in einem Land stehnd. Ja das ist die fürnemmste vrsach, darumb man zu den Ptolemeischen Tafeln jetzundt neüwe Tafeln macht."

Aber war es, könnte man fragen, denn nur möglich, nicht von Ptolemäus abzuweichen? Es waren ja während des langen Mittelalters die Sitze der Cultur ganz andere geworden; alte Städte waren verschwunden, neue hatten sie ersetzt; konnte man all' dies gleichsam wissentlich vergessen? Das that man nun allerdings nicht. Man schrieb, was neu von Kenntnissen hinzugekommen war, in die Handschriften des Ptolemäus. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gab man denn auch solche mit Karten versehene Werke, in welchen Altes und Neues vereinigt war, im Drucke heraus, setzte aber immer noch auf den Titel den Namen Ptolemäus. Humboldt führt vergleichungsweise an, wie man, nachdem Linné sein Systema Naturae herausgegeben, die später neu entdeckten Thiere in neue Ausgaben dieses Systems eingeordnet habe, so, als hätten sie im ursprünglichen schon gestanden. Deshalb steht in unsern Bibelausgaben z. B. immer noch auf dem Titel der Name Luther's; man scheut sich ihn da wegzulassen, wie sehr auch die Sprache der neueren Ausgaben von der des Reformators abweicht.

Aus solchen Ausgaben oder Bearbeitungen des Ptolemäus kann man am besten erkennen, welche geographischen Vorkenntnisse den Män-

nern, die zuerst auf dem Nordwege China erreichen wollten, zu Gebote standen.

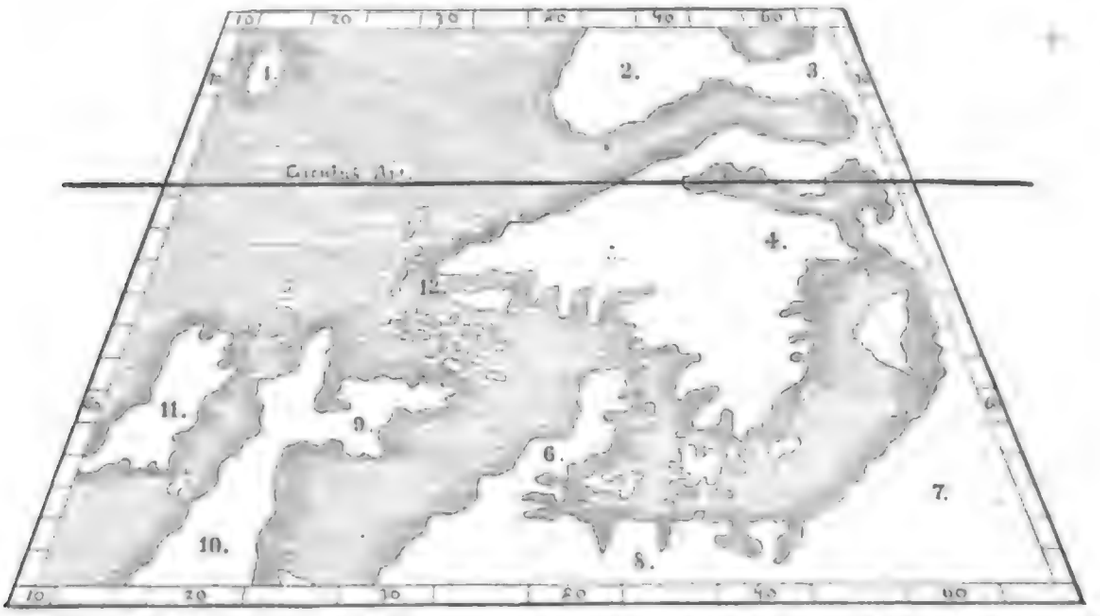
Ich habe zur Benutzung eine solche Ausgabe von 1486, in Ulm gedruckt. Die erste Karte gibt das Bild der damals bekannten Erde, also natürlich nur einen Theil unsrer östlichen Halbkugel. Was wir für unsern Zweck daraus anzuführen haben, ist Folgendes. Die Karte reicht nördlich bis zum 65. Grad nördlicher Breite. Nur im nördlichen Europa ist das Bild noch über den Rand hinaus erweitert. An das seltsam verzeichnete Skandinavien schließt sich nach Norden hin eine große Halbinsel, Pilappelant genannt (dies erinnert an Lappland). Nordwestlich von dieser liegt die Insel Glacialis (wohl Uebersetzung von Island), und zwischen dieser und Irland, weit näher an Letzterem, eine ziemlich beträchtliche Insel Satlanda (wahrscheinlich Schetland).

Auf einer spätern Karte, Tabula. Moderna. Prussie. Livonie. Norbegie. et. Gottie, ist Island richtiger gesetzt, obgleich immer noch zu nördlich. Pilappelant stellt eine Landenge dar und verbreitert sich nach Westen in ein großes, nach Norden hin mit dem 71. Grade nördlicher Breite, der Grenze des Blattes, noch nicht geschlossenes Land, mit dem Namen Engronelant bezeichnet. Letzteres ist offenbar Grönland; im Texte wird es einmal Gronelandia genannt. Daß es mit Skandinavien zusammenhängt, darf uns nicht stören; noch fast hundert Jahre später sagt Seb. Münster von „Grünland“: „Man meint das diß Land sich von den Lappen ziehe biß zu den Neüwen Inßlen die sich gegen Mitnacht strecken;“ und in seiner Weltkarte stellt er dieser Meinung gemäß Grönland mit Skandinavien zusammenhängend dar. — In Engroneland ist ein Hauptgebirge mit drei Verzweigungen angegeben; zehn Vorgebirge sind benannt, sechs Flüsse gezeichnet und mit Namen versehen. In dem Texte ist die Länge und Breite dieser Orte (bei den Flüssen der Mündungen) bis auf ¼ oder ⅙ Grad genau angegeben. Die nördlichste so angegebene Breite (eines Ortes Nadar auf Island) ist 70¾ Grad.

Dies ist nun allerdings viel zu nördlich. Trotzdem könnte es, nach jenen vielen Ortsangaben, scheinen, als sei dem Herausgeber — er nennt sich Nicolaus Germanus — nicht nur Island, sondern auch Grönland genau bekannt gewesen, und wir könnten vermuthen, es hätten auch jene ersten Aufsucher einer nördlichen Durchfahrt Grönland gekannt, und es habe ihnen diese Kenntniß bei ihren Untersuchungen dienen können.

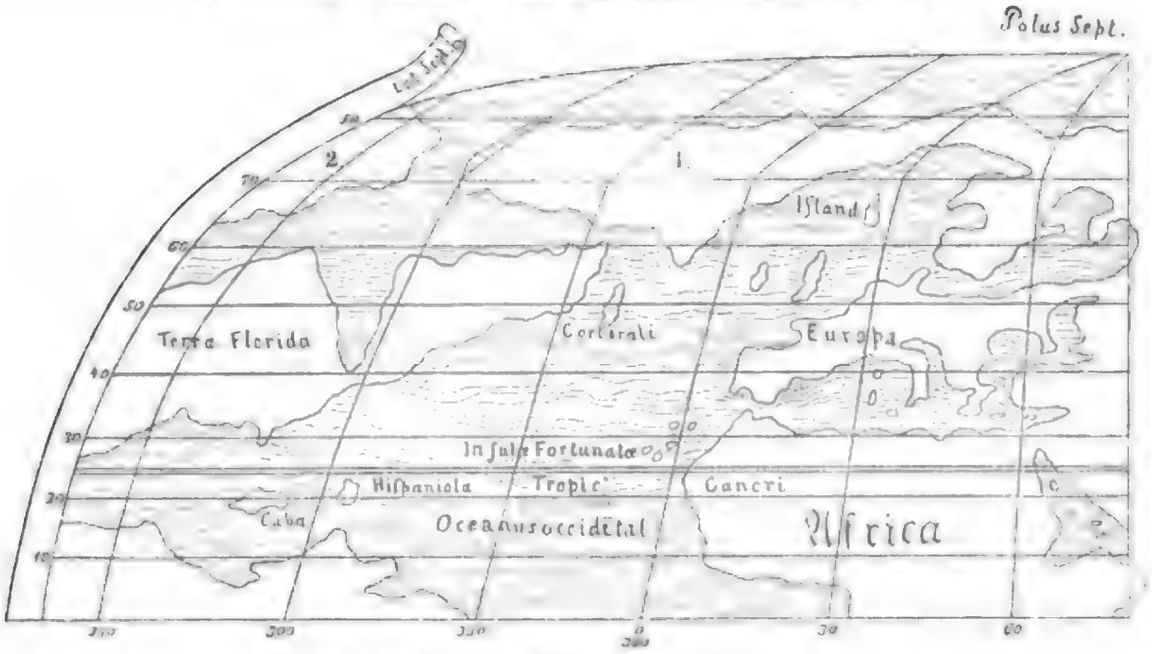
Dem ist aber nicht so. Allerdings wurde, wie jetzt allbekannt ist, Grönland schon im Jahre 877 von Island aus entdeckt, vom Jahre 982 an mit Normannen bevölkert; ja noch mehr, bereits vor dem Jahre 1000 wurde von den grönländischen Normannen die nordamerikanische Ostküste gefunden; an einer dieser Reisen nahm ein Deutscher Namens Tyrker Theil; er fand dort Weinreben, man nannte daher das Land Winland. Der deutsche Kirchenhistoriker Adam von Bremen, im elften Jahrhundert, nennt außer Island auch Grönland und Winland. Grönland liegt ihm fern im nördlichen Ocean, gegen Schweden hin. Von Norwegen aus könne man in fünf bis sieben Tagen dahin

Nach einer Ausgabe des Cl. Ptolemäus von 1486.



1. Island. 2. Engronelant. 3. Pilappelant. 4 Suetia. 5. Norbegia. 6. Dacia (damals häufig statt Dania geschrieben). 7. Sarmacie europe pars. 8. Germanie pars 9. Scotia. 10. Anglie pars. 11. Ibernia insula. 12. Thyle insule (st. insula).

Aus Sebaſtian Münſter's Kosmographey, Ausgabe von 1578.



1. Grünland. 2. Ein Theil von Aſien.

ſchiffen. Die Menſchen, ſagt er, ſind dort vom Meeresſchlamme grünlich, daher kommt der Name des Landes. Sie leben ähnlich wie die Isländer (d. h. ſehr ärmlich), nur ſind ſie grauſamer und ſchaden den Schiffenden durch Seeräuberei. „Auch zu ihnen," heißt es, „ſei jüngſt das Chriſtenthum hingeflogen."

„Noch eine Inſel," fährt Adam fort, „hat mir der König der Dänen (es war Swen III.) erzählt, ſei in jenem Ocean von Vielen gefunden worden; ſie heiße Winland, darum weil dort Reben wachſen, die ſehr guten Wein geben. Auch nicht geſäete Früchte ſeien dort im Ueberfluß. Dies iſt nicht etwa eine fabelhafte Meinung, ſondern ein wahrer Bericht der Dänen. Hinter jener Inſel findet man kein bewohnbares Land in jenem Meere, ſondern Alles jenſeits iſt mit unerträglichem Eiſe und unermeßlichem Nebel erfüllt."

Dieſes Winland nun ging ſogar den grönländiſchen Normannen bald wieder verloren, und man ſetzte es ſpäter wohl — mit Unrecht — ganz in das Reich der Phantaſie. — Grönland ſelbſt blieb mit Norwegen bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in einiger Verbindung. Aber dennoch können wir nicht ſagen, daß jenes Land im mittleren Europa bekannt war; wir können nicht vermuthen, daß jene Männer, die wir nun bald auf ihren Fahrten begleiten werden, irgend etwas Genaueres von Grönland wußten. Wenn auch eine dunkle Kunde die Kartenzeichner bewogen hatte, Grönland aufzunehmen, ſo galt dieſes Land doch, wie ſo manches andere auf Karten jener Zeit verzeichnete, faſt als ein Fabelland. Je weniger man Genaues von ihm wußte, deſto mehr wurde es von der Phantaſie bevölkert, ſogar mit Flüſſen und Gebirgen. Ja auf Karten aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert iſt in Grönland, und zwar weit im Norden an der Oſtküſte, ein Kloſter St. Thomas angegeben. Woher nun dieſe Angabe?

Die Beantwortung dieſer Frage führt uns zu einer Erzählung, die auch vielleicht vermuthen laſſen könnte, als ſei Grönland und ſelbſt Labrador ſogar im ſüdlichen Europa nicht ganz unbekannt geweſen.

Im Jahre 1388 ſegelte, ſo heißt es, Nicolo Zeno, ein vornehmer Venetianer, um fremde Länder zu beſuchen, im atlantiſchen Meere gegen Norden hin. Er kam, durch Stürme verſchlagen, an die Inſel Friesland und wurde von deren König Zichmni gut aufgenommen. Er machte für dieſen König Seezüge nach Island und Engroneland. In letzterem Lande ſah er das Kloſter St. Thomas. In deſſen Nähe, heißt es, floß eine heiße Quelle; mit dem Waſſer derſelben heizten die Mönche ihre Zellen, kochten ihre Speiſen, backten ihr Brot. Um das Kloſter lagen kleine Gärten, in welchen Gemüſe, Früchte und Blumen gezogen wurden. Die Eingeborenen des Landes hielten die Mönche für höhere Weſen und brachten ihnen Geſchenke, z. B. Hühner, dar. — Neben dieſer fabelhaften Erzählung kommt jedoch eine Beſchreibung der Wohnungen und Kähne der Eingeborenen, die ſo iſt, daß ſie ganz auf die heutigen Eskimos paßte. — Nicolo ſchrieb ſeinem Bruder Antonio nach Venedig und dieſer kam 1391 auch nach Friesland. Nicolo ſtarb um 1395. Antonio war Theilnehmer an neuen Zügen, u. A. nach dem tauſend Meilen, wie es heißt, weſtlich von Friesland gelegenen, etwa im Jahre 1370 von

friesländischen Fischern gefundenen Estotiland. 1405 kam Antonio Zeno mit seinen auf Friesland erworbenen Reichthümern nach Venedig zurück. Bald darauf starb er. Er hinterließ eine von ihm gezeichnete Karte, auf welcher Friesland, Island, Engroneland, Estotiland und andere Länder verzeichnet waren, und eine Beschreibung der von seinem Bruder und ihm unternommenen Fahrten und gesehenen Ländern. Die Karte war im Zeno'schen Hause aufgehängt. Die Beschreibung lag lange unbeachtet da, wurde sogar zum Theil zerrissen, bis endlich 1558 ein Glied der Zeno'schen Familie diese alten Schriften untersuchte, das noch Vorhandene sammelte und nebst der Karte herausgab.

Manche halten nun jene ganze Erzählung von Friesland und den andern Ländern für durchaus fabelhaft. Dem scheint aber der Umstand zu widersprechen, daß Einiges so getreu beschrieben ist, wie es doch nur von Augenzeugen geschehen konnte. Allerdings sind offenbare Unwahrheiten beigemischt. Der ganze Bericht wartet noch auf einen kritischen Bearbeiter, der zu erweisen hätte, ob wirklich diese Zeno'schen Züge eine Art Mittelglied zwischen den Fahrten der Normannen und den Entdeckungen der neueren Zeit sind.

Obgleich nun der Bericht, wie gesagt, erst 1558 veröffentlicht wurde, so mußte doch Einiges davon, wahrscheinlich von der Karte her, schon früher bekannt gewesen sein: nach Humboldt gibt eine venetianische Karte von 1436 Friesland an; Columbus will 1477 auf seiner Reise nach Island auch Friesland besucht haben.

Wenn wir die Erzählung im Ganzen für wahr halten, so fragen wir natürlich: Wo lagen jene von Zeno genannten Länder? Reinhold Forster (Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. 1784.) stellt zwei Vermuthungen auf, erstens: es seien vielleicht die Länder Friesland u. s. w. durch Erdbeben und andere große Revolutionen in's Meer versunken; zweitens, wenn dies nicht der Fall, so sei unter Friesland die Gruppe der Faröer, unter Estotiland Neufundland zu verstehen. Andere Kartenzeichner (so z. B. die Holländer Janssen, Blaeuw, Hond, Visscher, auf ihren Karten aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) verzeichnen Friesland südlich von Island als eine Insel etwa von der Größe Irlands, mit zehn Städten. Cluver (Introd. in univ. Geogr. Amstelod. 1661) versteht unter Friesland offenbar Neufundland; denn er sagt: „Sie nützt den Königen von England, welchen sie gehorcht, nur durch den Fischfang." Der Name Estotiland findet sich in Labrador noch bei Homann (1746) und in dem großen französischen Atlas von Robert (1757).

Wir mußten vorgreifen, um zu zeigen, wie unsicher die Kenntniß jener Gegenden noch bis in's siebzehnte Jahrhundert war. Am Ende des fünfzehnten war sie noch weit geringer; die ersten Aufsucher einer nordwestlichen Durchfahrt wußten nichts von den Berichten der Zeni; und wenn ihnen auch, wie es wohl möglich ist, etwa unsre oder eine andere Bearbeitung des Ptolemäus mit ihrer Karte von Engroneland zu Gesicht gekommen ist, so hatte dies doch keinen Einfluß auf ihre Unternehmungen, denn nicht dort, sondern weit südlicher wollten sie die Durchfahrt suchen.

Wir haben somit gesehen, mit wie schwachen Kenntnissen der nördlichen Polargegenden auch die Gelehrtesten jener Zeit ausgerüstet waren, und daß also, wollte man eine nördliche Durchfahrt nach China suchen, ein in der That durchaus unbekanntes Meer befahren werden mußte.

II. Die Reisen selbst, von 1497 bis 1597.

Cabot, Cortereal, Verrazano, Gomez, Willoughby, Chancellor, Burrow, die Dänen, Frobisher, Drake, Gilbert, Davis, Yermak Timofejew, Barentz.

Die erste Unternehmung dieser Art ging von England aus. Es war kurz nach der Entdeckung der westindischen Inseln durch Columbus, in jener Zeit, da jedes Jahr neue Entdeckungen brachte und mit jeder auch der Drang nach immer neuen sich vermehrte und der Ruf dieser Entdeckungen und die oft übertriebene Kunde von den Schätzen der neuen Länder sich schnell überall im gebildeten Europa verbreitete. Bereits 1493 hatte Papst Alexander VI. seine berühmte Demarcationslinie gezogen und die östlich von dieser gelegenen Länder, auch die noch zu entdeckenden, den Portugiesen, die westlichen den Spaniern zugesprochen. Da nun der Süden, auf welchen sich diese Linie besonders bezog, vertheilt war, so blieb andern Völkern als Schauplatz ihrer Thätigkeit der Norden übrig. England erholte sich damals unter der Regierung Heinrich's VII. von dem langen Kampfe der beiden Rosen und konnte also seine Blicke auch nach Außen richten. Doch war es nicht die englische Regierung, die den Anstoß zu solchen Unternehmungen gab, sondern ein Privatmann, ein in Bristol angesessener Kaufmann aus Venedig, Johann Cabot (Gabotto). Er erwarb sich von Heinrich VII. ein Patent, nach welchem er unter englischer Flagge nach den östlichen, westlichen und nördlichen Meeren schiffen, die von ihm aufgefundenen Länder, welche noch von keiner andern christlichen Macht entdeckt seien, für England in Besitz nehmen und Colonien gründen durfte. Im Jahre 1497 sandte er seinen Sohn Sebastian Cabot (ob er selbst mitfuhr, ist

zweifelhaft) mit vier Schiffen von Briſtol aus auf Entdeckungen. Durch den Gedanken an eine mögliche weſtliche Durchfahrt ließ ſich dieſer leiten. Er fand am 24. Juni 1497 ein Feſtland und nannte es Prima vista. Es iſt das alte Helluland der Normannen, vielleicht das Zeno'ſche Eſtotiland, das jetzige Labrador. Damals hatte Columbus ſelbſt noch nicht das Feſtland von Amerika aufgefunden; dies glückte ihm erſt im folgenden Jahre. So iſt alſo Sebaſtian Cabot für uns der erſte Entdecker des Feſtlandes von Amerika. Freilich ſeines ödeſten, traurigſten Theiles. Das gefundene Land ſelbſt ſchien Nichts zu bieten, das ein längeres Verweilen, ein genaueres Erforſchen oder gar die Anlegung einer Colonie hätte rechtfertigen können; die Lebensmittel gingen zu Ende, die Mannſchaft wurde ſchwierig, und ſo ſegelte Cabot noch im ſelben Jahre nach England zurück. — Nachdem nun ſo ein feſter Stützpunkt für weitere Erforſchungen gefunden war, nahm die engliſche Regierung die Sache in die Hand und ſchickte, bereits 1498, denſelben Sebaſtian Cabot aus, um die nordweſtliche Durchfahrt zu finden. Die Reiſe ging diesmal weiter nördlich und weſtlich, bis in ein mit ſchwimmenden Eisſchollen bedecktes Meer, vielleicht die nördlichen Gegenden der Hudſonsbai. Cabot nahm den damals noch neuen Kampf mit dem Eiſe nicht auf, ſegelte eine Strecke weit zurück und dann weiter ſüdlich, an der Küſte bis Florida hin. Auf dieſem Wege ankerte er, um ſeiner Mannſchaft Erholung zu gewähren, an einer Küſte. Er traf die Eingeborenen in Thierfelle gehüllt, ſie aßen rohes Fleiſch und glichen in ihrer Lebensweiſe überhaupt, wie er ſagt, mehr Thieren als Menſchen, — es waren wahrſcheinlich Eskimos. Das Land war öde und unwirthlich; aber die See bot einen Ueberfluß von guten, ſchmackhaften Fiſchen, nämlich Kabeljaus (Bacallaos). Es war Neufundland, das Cabot entdeckt hatte. Auf alten Karten heißt es auch wohl Terra dos Bacalhaos. Wenn nun ſomit dieſe Reiſe ihr eigentliches Ziel nicht erreichte, ſo wurde auf ihr doch jene Inſel mit ihrer vorliegenden Bank gefunden, zu der ſich von nun an des Fiſchfangs wegen jährlich Hunderte von Schiffen begaben, zuerſt von Briſtol, dann von andern Städten und Ländern, namentlich von Frankreich und Portugal aus.

Daß die von Cabot entdeckten Länder mit Weſtindien, dem auf dem Weſtwege gefundenen Indien, in irgend einem Zuſammenhange ſtünden, wußte man nicht ſogleich. Auf Karten aus jener Zeit, z. B. auf einer von Humboldt angeführten von 1508, iſt nebſt Grönland auch Labrador und Neufundland vom übrigen Amerika geſchieden, aber mit Aſien vereinigt. „Die geographiſchen Karten," ſagt bei dieſer Gelegenheit Humboldt (krit. Unterſuchungen u. ſ. w., überſetzt von Ideler I, 268), „drücken die mehr oder minder beſchränkten Anſichten und Kenntniſſe desjenigen aus, welcher ſie angefertigt hat, geben aber nicht den wahren Zuſtand der Entdeckungen wieder. Was man auf den Karten dargeſtellt findet (und beſonders iſt dies der Fall bei denen des vierzehnten, fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts), iſt gemeiniglich ein Gemenge bewährter Thatſachen und als Thatſachen hingeſtellter willkürlicher Annahmen."

Bald nach dieſen Reiſen Sebaſtian Cabot's, im Frühjahr 1500, rüſtete ein portugieſiſcher Edelmann, Gaſpar de Cortereal, zwei Schiffe aus. Er lenkte ſeine Fahrt nach Nord-Weſt und befuhr die Küſte von Neufundland und Labrador bis zum Vorgebirge, das jetzt Cap Chidley heißt (68. Grad nördlicher Breite). Dieſes Land erſcheint fortan und bis in das ſiebzehnte Jahrhundert auf den Karten auch als Terra Cortereälis. (Bei Sebaſtian Münſter heißt Neufundland Corteralis.) Den Namen Tierra de Laborador, Arbeiterland, hat Cortereal ſelbſt dem ſüdlichen Theile der Küſte, von der Belleisle-Straße bis zum Lorenzbuſen, gegeben. Aber wie paßt dieſer Name? Denn das Land iſt, obſchon in gleicher Breite mit dem mittleren Deutſchland gelegen, doch nur wenig des Anbaues fähig. Wollte Cortereal dadurch verlocken, dieſes Land zu beſuchen? So glauben Manche. Wahrſcheinlicher iſt eine andere Meinung, nach welcher er die Bewohner für gute Arbeiter, d. h. brauchbare Sclaven hielt. Wenigſtens brachte er einige Eingeborne, die er nach dem Rechte des Stärkeren geraubt hatte, nach Europa mit.

An dem nördlichſten Punkte ſeiner Reiſe fand Cortereal eine nach Weſten führende Straße; es iſt die Hudſonsſtraße; er nannte ſie, man weiß nicht ſicher warum, Straße von Anian. Er glaubte, ſie führe grade nach Aſien, ſie trenne das nordöſtliche Aſien von dem nördlichen Amerika, er habe alſo die große Entdeckung einer Durchfahrt ſchon gemacht. Nur für diesmal hinderte ihn bei der vorgerückten Jahreszeit das Eis, vielleicht auch die Begierde, in Portugal ſeine Entdeckung ſchnell bekannt zu machen, an der weitern Verfolgung ſeines Weges; er kehrte ſchon im October deſſelben Jahres nach Liſſabon zurück.

Die Straße von Anian erſcheint auf Karten des ſiebzehnten Jahrhunderts meiſt ungefähr an der Stelle der Beringsſtraße, manchmal auch weit ſüdlicher. Sie ſpielt nun eine ähnliche Rolle wie das plinianiſche Vorgebirg Tabin; man glaubte ſie in den verſchiedenſten Gegenden wirklich gefunden zu haben.

Im folgenden Jahre 1501 ging Gaſpar Cortereal, von der portugieſiſchen Regierung

ausgesandt, mit zwei Schiffen wieder nach jenen Gegenden. Er kam noch zwei Grad nördlicher. Er selbst ging übrigens mit dem Schiffe, auf dem er sich befand, verloren; nur das andere Schiff kehrte nach Portugal zurück.

Sein Bruder Miguel Cortereal, der sich, um ihn aufzusuchen, 1502 auf den Weg machte, hatte dasselbe Schicksal. Zwei Schiffe, die das seinige begleitet hatten, kamen zurück, aber ohne bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben.

Die Reisen der Brüder Cortereal hatten die Erdkunde um die Anianstraße und somit um die nähere — allerdings trügerische, aber doch zu neuen Unternehmungen anreizende — Hoffnung, hierdurch nach den Meeren von Ostasien gelangen zu können, bereichert, und um den Namen Labrador; denn das Land selbst war schon von Cabot gefunden worden. Außerdem machten diese Reisen die Portugiesen auf den einträglichen Fischfang auf der Bank von Neufundland aufmerksam.

Spanier und Franzosen machten darauf Versuche, in jenen Gegenden weiter vorzudringen. 1524 sandte Franz I. von Frankreich den Florentiner Verrazano aus, die nördlichen Länder „bis zum Pol" zu erkunden; dieser wurde aber nebst seiner Mannschaft bei Cap Breton von den Wilden erschlagen.

Im selben Jahre fuhr auf Befehl Karl's V. der Spanier Gomez nach dem Norden, er kam aber bald zurück, ohne weder praktische Vortheile ermittelt, noch die Wissenschaft bereichert zu haben. Die beiden genannten Völker tragen von nun an wenig zur Kenntniß des Nordens bei; die Franzosen begnügten sich damit, nach und nach einen Theil der gefundenen Länder, z. B. das spätere Canada, in Besitz zu nehmen, und die Spanier machten wiederholte vergebliche Versuche, von den westlichen Küsten ihrer amerikanischen Besitzungen aus die Straße von Anian zu finden.

Die nordwestliche Durchfahrt schien so große Schwierigkeiten zu bieten, daß man vorerst lieber einmal einen andern Weg versuchte, den nordöstlichen. Hier war den europäischen Culturvölkern — die Russen können damals noch nicht zu ihnen gerechnet werden — kaum das weiße Meer bekannt; östlich von diesem setzte man das tartarische Meer, in dieses die Insel Tazate und weiter nordöstlich das Vorgebirge Tabin. Habe man dieses erreicht, dann sei, glaubte man, der Weg nach Cathay leicht und kurz. Auf Betrieb des alten Sebastian Cabot, der selbst vor mehr als fünfzig Jahren als zwanzigjähriger Jüngling das Festland von Nordamerika gefunden hatte, rüstete der englische König Eduard VI. im Jahre 1553 drei Schiffe aus. Den Oberbefehl führte Sir Hugh Willoughby (die Holländer nennen ihn wohl Wilibe, die Spanier Ulibi). Der König gab ihm versiegelte Patente in sechs Sprachen „an alle Könige, Fürsten und Herren, deren Gebiet er berühren möchte," mit; es sollten nicht nur Entdeckungen gemacht, sondern zugleich Handelsverbindungen angeknüpft werden. Willoughby umfuhr das Nordcap, entdeckte eine Insel, fand sich durch Eis am Vordringen gehindert und kam mit seiner Mannschaft an der Küste Lapplands durch Hunger und Krankheiten um.

Die Insel, die er entdeckte, findet sich nicht mehr auf unsern Karten. Auf Karten des siebzehnten Jahrhunderts erscheint sie nordöstlich vom Nordcap, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung von demselben. Wohin ist sie gekommen? könnte man fragen; oder hat sie jemals existirt? Allerdings hat die Seefahrer in den Polargegenden manchmal das Eis getäuscht, so daß sie geglaubt haben, Inseln zu sehen. Wenn hier nicht auch eine solche Täuschung vorliegt, so möchte das sogenannte Willoughby-Land vielleicht ein Theil von Nowaja Semlja sein.

Der Befehlshaber eines andern der drei Schiffe, Richard Chancellor, war glücklicher: er gelangte in den Hafen von Archangel und reiste von da, auf Einladung des Czars Iwan IV. nach Moskau. Dem genannten Herrscher war viel daran gelegen, sein Rußland in enge Verbindung mit dem übrigen Europa zu bringen; die Engländer besuchten von da an häufig das weiße Meer und trieben über Archangel und Moskau Handel nach dem kaspischen Meere.

Ein Begleiter Chancellor's, Stephan Burrow, fuhr 1556 auf Befehl der englischen Regierung weiter östlich: er kam bis an die Insel Waigatz, sah die Straße, die von da in's „tartarische Meer" führt; widrige Winde und auch wohl Eis verhinderten ihn am weiteren Vordringen. Er hörte von der großen Insel Nowaja Semlja und von dem Nomadenvolke der Samojeden. Er überwinterte in Colmogori in der Nähe von Archangel und kehrte 1557 mit der Nachricht zurück, der Ostweg nach Cathay sei gefunden. Doch hielt wohl das Unglück Willoughby's und vielleicht auch die Beschwerden, die Burrow zu erdulden hatte, die Engländer vorerst von weitern Versuchen nach dieser Richtung hin ab.

In diese Zeit nun fällt ein schwacher Versuch der Dänen, die grönländischen Ansiedelungen, mit welchen nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts jede Verbindung aufgehört hatte, wieder aufzusuchen. Bereits 1516 dachte ein Bischof von Drontheim daran und ließ alle Nachrichten, die er über Grönland auffinden konnte, in ein Buch sammeln. Zu einem Versuche der Wiederentdeckung kam es aber weit später, und zwar auf folgende

Veranlaſſung hin. Bei der Einführung der Reformation in den däniſch-norwegiſchen Ländern wurden die Klöſter aufgehoben. Da fand man in einem isländiſchen Kloſter einen alten blinden Mönch. Er erzählte, er ſei in ſeiner Jugend in Grönland geweſen, berichtete vom Kloſter Sanct Thomas und ſchilderte es ungefähr ſo wie Nicolo Zeno. Darauf ſandte man 1564 von Island aus ein Schiff nach Grönland. Es konnte des Eiſes wegen nicht landen; ein Boot wurde ausgeſetzt; einige Leute kletterten über das Eis an die Küſte, fanden einen todten Eskimo in ſeinem Boote, aber von Anſiedelungen Nichts. Sie ſetzten ihre Unterſuchungen nicht weiter fort. — So lautet die nicht ganz ſicher verbürgte Erzählung dieſes Verſuches.

Wir kehren zurück zu den Engländern. Unter der Regierung der Königin Eliſabeth wurde der Weſtweg wieder aufgenommen. Martin Frobiſher unternahm von 1576 bis 1578 drei Reiſen nach jenen Gegenden. Er kam bis etwa zum 64. Grade nördlicher Breite, vielleicht an das ſüdliche Grönland, wahrſcheinlicher weiter weſtlich an die Inſeln nördlich von der Hudſonsſtraße. Die geographiſche Nomenclatur wurde um eine Frobiſher-Straße, ein Königin-Eliſabeth's-Vorland, einen Graf-Warwick's-Sund bereichert. Die Frobiſher-Straße findet ſich auf Karten bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Süd-Grönland; ſie ſcheidet da von der großen Inſel Grönland eine kleinere. Der Stieler'ſche Atlas von 1854 verlegt ſie weiter weſtlich in die Nähe der Cumberland-Inſel. Es war vielleicht eher eine tief einſchneidende Bucht. Frobiſher ſelbſt wurde durch das Eis vom weiteren Vordringen abgehalten.

Auf dieſen Reiſen wurde die erſte genauere Bekanntſchaft mit den Eskimos gemacht. Namentlich werden ihre Boote beſchrieben. Sie haben, heißt es, deren zweierlei. Die einen ſind ungefähr wie gewöhnliche Kähne; die andern ſind von Leder; nur ein Mann ſitzt in einem ſolchen; mit einer Hand rudert er, in der andern hält er einen Pfeil (wohl eher einen Spieß), mit welchem er ſehr geſchickt Vögel ſchießt. Geht er über Land, ſo trägt er ſein Boot mit ſich. Ferner heißt es von ihnen: Ihre Zelte ſind mit Walfiſchhäuten bedeckt; ſie ſelbſt haben Kleider von Fiſch- und Thierhäuten; ihr Land iſt ſehr unfruchtbar, deswegen eſſen ſie rohes Fleiſch und Fiſche. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile. Ihre Hunde ſind Wölfen nicht unähnlich; ſie ſpannen dieſelben an Schlitten. — Die Engländer nahmen zwei dieſer Leute, einen Mann und eine Frau, gefangen und brachten ſie mit nach England. Ueberhaupt benahmen ſie ſich wahrhaft barbariſch gegen dieſe armen „Wilden".

Im Warwicksſund wurde ein glänzendes Metall gefunden; man hielt es für Gold oder doch für goldhaltig; es war Schwefelkies. Zweiundzwanzig Tage lang luden die Engländer von dieſem Erze ein. Mit den Bewohnern dieſer Gegend wurde Tauſchhandel getrieben. Das weitere Vordringen wurde durch Eis und Kälte unmöglich gemacht. Die gefundenen Länder wurden von England in Beſitz genommen.

Im Jahre 1579 verſuchte der kühne Freibeuter Franz Drake, der alle Meere befuhr, um die ſpaniſchen Küſtenbeſitzungen zu plündern, einen andern Weg zur nördlichen Durchfahrt. Er hatte Valparaiſo und Callao überfallen, Gold- und Silberladungen weggenommen, und fürchtete nun, bei der Rückkehr an der Magelhaensſtraße von den Spaniern angegriffen zu werden; da fuhr er an der Weſtküſte von Amerika nach Nord-Weſten, ob er hier vielleicht einen Weg nach dem atlantiſchen Ocean fände. So kam er bis zum 48. Grad nördlicher Breite; da war, wie es heißt, die Kälte ſo groß, daß er, nicht mit den Hülfsmitteln, gegen ſie zu kämpfen, verſehen, umzukehren beſchloß. Er erreichte England auf dem Wege um das Cap der guten Hoffnung. Er benannte einen Theil der Weſtküſte von Amerika, den er zugleich für England in Beſitz nahm, Nova Albion. — Der Nutzen, den die Erdkunde aus dieſer Reiſe zog, iſt nicht bedeutend; erkundete Drake doch nicht einmal mit Sicherheit, ob Californien eine Inſel oder eine Halbinſel ſei. Noch bis in's achtzehnte Jahrhundert erſcheint auf Karten dieſes Land als Inſel.

Der Krieg mit Spanien ließ die Engländer nicht ruhen; er trieb ſie auch zu neuen Verſuchen einer nordweſtlichen Durchfahrt; denn war dieſe gefunden, ſo konnten leicht und unvermuthet die ſpaniſchen Philippinen angegriffen werden. Nach einer verunglückten Unternehmung von Sir Humphrey Gilbert, der von Eliſabeth einen Freibrief zur Beſetzung aller zu findenden Länder erhalten hatte und 1583 mit fünf Schiffen ausſegelte, aber nur bis nach Neufundland kam und auf der Rückreiſe ſeinen Tod im Meere fand, machte Johann Davis im Auftrage einer Handelsgeſellſchaft drei Sommerreiſen (1585 bis 1587) in jene Gegend und kam weiter nach Norden als irgend einer ſeiner Vorgänger, nämlich auf der dritten Reiſe etwa bis zum 75. Grad nördlicher Breite. Dies war weſtlich von Grönland. Er ſteuerte in einen nach Weſten ziehenden Meeresarm und ſah bei einer Fahrt von vierzig Meilen ſtets offenes Meer vor ſich. Nordwinde und Strömungen trieben ihn von da zurück. Ohnehin war jede ſeiner Reiſen, ſowie die übrigen in jener Zeit, nur auf einen Sommer berechnet. Daß man an jenen

unwirthlichen Küsten überwintern könne, daran dachte man damals noch nicht. Davis kehrte nach England mit der Nachricht zurück, der Durchweg sei gefunden. Die westlich laufende Straße, welche er befuhr, mag wohl der Lancastergrund zwischen Norddevon und Baffinsland sein. Der südlich ziehende Meeresarm, der Eingang in die Baffinsbai, heißt noch heute nach ihm die Davisstraße.

Im folgenden Jahre, 1588, verhinderte wohl die spanische Rüstung — es war in jenem Jahre, daß Philipp II. die unüberwindliche Flotte aussandte und verlor — die Engländer, Davis' Entdeckungen weiter zu verfolgen. Sie treten überhaupt nun für einige Zeit von diesem Schauplatze ab.

Es ist früher erwähnt worden, daß nach Chancellor's Reise eine Handelsverbindung zwischen den Russen und Engländern angeknüpft wurde. Letztere fuhren auf der Wolga nach dem kaspischen Meere. Kosaken, die in jenen Gegenden hausten, störten wohl diesen Handel, darum schickte 1577 Iwan IV. ein Heer gegen sie. Ein kosakischer Häuptling, Yermak Timofejew, floh vor ihm mit sechstausend Kosaken über den Ural, trat dort als Eroberer auf und stürzte 1581 das Reich des Chans von Sibir (bei Tobolsk), einen schwachen Rest der alten mongolischen Herrschaft. Er bot seine Eroberung dem Czar an und dieser ging darauf ein. Tobolsk wurde gegründet, und von da aus drangen die Russen in dem von vielen Stämmen schwach bevölkerten Lande allmälig unaufhaltsam weiter nach Norden und Osten vor. So wurde auch diese Gegend für Europa nach und nach, wenngleich langsam, enthüllt.

Ein anderes, neues Volk wird nun wichtig, die Niederländer, gewöhnlich damals, wie jetzt, Holländer genannt. Sie waren früher unter spanischer Herrschaft gewesen; auch ihnen, wie den Engländern, half ihr Kampf mit Spanien zur Mitherrschaft auf der See. Kaum war im Jahre 1594 ihre Souveränität von einigen Staaten anerkannt — noch war ihr Friede mit Spanien nicht geschlossen, aber sie fürchteten das sinkende Reich nicht mehr — so rüsteten sie Schiffe aus, Cathay auf dem Nordostwege zu erreichen. Es galt ihnen auch, von da aus die spanischen Besitzungen im stillen Ocean zu beunruhigen. Man hatte, indem man freilich, immer noch durch Plinius' Angaben verleitet, die Länge der Nordküste Asiens viel zu gering annahm, berechnet, daß der Weg von Holland nach Japan über Nord-Ost nur 1235 deutsche Meilen betrüge, während man von Spanien aus durch die Magelhaensstraße ebendahin mehr als den doppelten Weg, nämlich 2932 Meilen, zurückzulegen hätte. Man glaubte, diese Reise in etwa vier bis fünf Monaten vollführen zu können. Es galt vorerst nur, den schon von Burrow angedeuteten Weg genauer zu erkunden.

Die Berichte über die drei in den folgenden Jahren ausgeführten holländischen Unternehmungen, erstattet durch Gerhardt de Veer, die uns in einer bereits 1598 in Nürnberg erschienenen Uebersetzung vorliegen, bieten ganz besonderes Interesse durch die Frische der Beobachtung. Es war den Holländern dort noch Alles neu. Was ihre wissenschaftlichen Kenntnisse betrifft, so verstanden sie, die Breite oder Polhöhe zu messen; für Bestimmung der Länge waren sie mit Scaliger's Ephemeriden versehen. Die größere Länge der Tage im Sommer, der Nächte im Winter unter wachsenden Breiten war wohlbekannt. Von der Abweichung der Magnetnadel wußte man; aber aus den wenigen, unvollkommenen, vereinzelten Beobachtungen hatte man sich, noch nach der Weise des Mittelalters, vorschnell eine Theorie gebildet, nämlich: es gebe einen magnetischen Pol etwa unter 75 Grad nördlicher Breite, 180 Grad östlicher Länge von Ferro. Dorthin wurde eine Insel verlegt, wie es scheint, eigens um Herberge dieses magnetischen Pols zu sein. Allerdings stimmten dann die Beobachtungen mit dieser Theorie nicht überein, und die Theorie führte wohl einmal die Schiffe irre. Von regelmäßigen Meeresströmungen, sowie von der beständig in den Nordmeeren lagernden Masse des Eises wußte man nichts Genaueres. Das plinianische Vorgebirge Tabin verlegte man, ich weiß nicht warum, unter den 172. Grad östlicher Länge; wie weit nach Norden, darüber finde ich Nichts vorgemerkt. An Barometer- und Thermometer-Beobachtungen ist damals, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, natürlich noch nicht zu denken.

Wir betrachten diese Reisen etwas genauer.

Die erste dieser Unternehmungen ging nicht von der Regierung aus, sondern diese — die Generalstaaten — überließen die Erkundung des Weges Privatpersonen. Kaufleute rüsteten im Frühjahr 1594 drei Schiffe aus, um an den Ländern Norwegen, Moskau und Tartarien vorbei den Weg nach Cathay zu finden. Die Schiffe sollten vor Beginn des Winters zurückkehren. Von den Reisenden war wissenschaftlich der bedeutendste Mann Wilhelm Barentz, der Steuermann des einen Schiffes.

Die Schiffe verließen Holland am 5. Juni 1594. Bereits nach einem Monat, 4. Juli, sahen sie Nowaja Semlja, etwa unter 73½ Grad nördlicher Breite. Hier trennten sie sich: Barentz ging an der Küste hin, deren Erstreckung man noch nicht kannte, nach Nord-Ost, die beiden andern Schiffe fuhren südlich, um durch die Waigatzstraße vorzudringen. Jenseits der

Inſel Nowaja Semlja, im „tartariſchen Meere“, wollten ſie wieder zuſammentreffen. Barentz gelangte bis über den Nordpunkt von Nowaja Semlja, welchen er Eiseck nannte, nach der kleinen Orangeinſel. Auf dem Wege dahin fand er Treibholz; auch ſah er viele Walroſſe. „Diß ſein,“ heißt es, „Starcke Meerwunder, groſſer alß ein Ochs, doch halten ſie ſich mehrers theilß im Meer; jhre haut iſt wie die haut eines Seehundts, mit gar Kurtzen Haaren, haben einen Rachen wie ein Löw, kleine ohren, vnd zwen zene wie Helefanten zene, wol ein Ellen lang, vnd ſo weiß vnd glatt das mans für Helffenbein brauchen kan.“ Die Holländer wollten ſolche Thiere erlegen; ſie verſtanden es aber noch nicht recht. Einer ihrer Kähne wäre von einem Walroſſe beinahe in den Grund geſchlagen worden; nur durch das Geſchrei der Leute wurde der Angreifer in Furcht geſetzt, und da ſchwamm er davon. Sie glaubten, mit den am Lande liegenden eher fertig zu werden und gingen ihnen mit Aexten und Spießen zu Leibe, zerbrachen aber beim Verſuch dieſe Waffen; nur einem ſchlugen ſie einen Zahn aus, den ſie dann mit nach Holland brachten. Endlich wollten ſie ihre Kanonen aus den Schiffen holen, die Walroſſe zu bekriegen, da erhob ſich aber ein gewaltiger Wind, der ſie an der Fortſetzung des Kampfes verhinderte.

Etwa unter dem 76. Grad nördlicher Breite trafen ſie den erſten Eisbären; ſpäter machten ſie mit dieſen Thieren genauere Bekanntſchaft. Es gelang ihnen, dieſem erſten einen Strick um den Hals zu werfen; ſie dachten, das Thier der Seltſamkeit wegen lebendig nach Holland zu bringen. Es gelang natürlich nicht. Sie erbeuteten nur das Fell des Getödteten.

Nicht weit von dem Orte dieſes Kampfes fanden ſie auf einer kleinen Inſel zwei große hölzerne Kreuze aufgerichtet, ein Zeichen, daß Ruſſen, offenbar der Walroßjagd oder des Fiſchfangs wegen, dieſen Platz ſchon beſucht hatten.

Oefters wurden die Reiſenden durch Eis aufgehalten. Als ſie am 31. Juli an die Orangeinſel gekommen waren, ſah Barentz wohl ein, ſie würden diesmal die Reiſe nicht vollenden; man beſchloß, umzuwenden nach Waigatz und die andern Schiffe aufzuſuchen.

Am 15. Auguſt trafen ſie mit dieſen zuſammen. Letztere waren, ihrem Berichte nach, durch die Waigatzſtraße, die ſie zu Ehren des Grafen Moritz Naſſauſtraße nannten — ein Name, der jetzt verſchollen iſt — in ein weites Meer, das kariſche, fünfzig oder ſechzig Meilen weit (dieſe Zahlenangabe iſt jedenfalls zu groß) gegen Oſten geſegelt; ſie glaubten dort in der Nähe der Mündung des Obi zu ſein. Die Küſte nahm nun nördliche Richtung; ſie vermutheten, dort nach Norden ſei das Vorgebirge Tabin; „vnd dieweil ſie,“ heißt es, „jrer meinung nach auff dißmal genung erfahren hetten, und da es albereit ſpat in Jar geweſt, vnd ihre Commiſſion nicht weiter ſich erſtreckt dann als ſie guten bericht ſolten einnemen, vnnd vor winter widerumb heimb kommen, ſo hetten ſie ſich wider nach Waygats gewendet.“

Im September 1594, nach einer Abweſenheit von wenig mehr als drei Monaten, langten die drei Schiffe wieder in Holland an. Sie brachten außer dem Walroßzahn und dem Eisbärenfell noch einige Bergkryſtalle, die ſie hier und da an den Küſten geſammelt hatten, außerdem aber (wie Cortereal, Burrow, Frobiſher und Davis) die Nachricht: der Weg ſei gefunden. Sie ſchienen wirklich noch nicht zu ahnen, daß das, was ihrer Reiſe Schranken geſetzt hatte, das Eis, jede andere mit ähnlichen Mitteln begonnene Unternehmung nach jenen Gegenden vereiteln würde.

Nachdem nun ſo die Hoffnung auf glücklichen Erfolg geſichert ſchien, rüſteten im folgenden Jahre 1595 die Generalſtaaten ſelbſt eine ganze Flotte von ſieben Schiffen aus. Sechs von dieſen wurden mit Mundvorrath auf zwei Jahre verſehen; Kaufleute ſchickten, von der Regierung ermuntert und durch verſprochene Zollfreiheit begünſtigt, Waaren mit; es wurden Diamantſchleifer und Goldarbeiter, um das zu findende oder zu erhandelnde Rohmaterial ſogleich zu verarbeiten, mitgenommen; ein Admiral führte den Oberbefehl. Der Mann aber, der für die Fahrt am nützlichſten ſein konnte, war wiederum Barentz. — Das ſiebente Schiff hatte nur für ſechs Monate Lebensmittel; es ſollte, ſobald das Vorgebirge Tabin erreicht ſei, zurückkehren und Nachricht bringen.

Am 2. Juli 1595 ging die Flotte von Holland weg. Am 19. Auguſt kam ſie, vorher vom Eiſe nur wenig behindert, an der Waigatzſtraße an. Dieſe aber war mit Eis erfüllt. Die Schiffe ankerten nicht weit von da in einer Bucht von Nowaja Semlja. Faſt einen Monat lang, bis zum 15. September, wurden nun Verſuche gemacht, durch die „Naſſauſtraße“ hindurchzudringen; es gelang auch; aber jenſeits, im „tartariſchen Meere,“ fand ſich noch viel Eis. Obgleich nun Barentz gern die Erforſchung fortgeſetzt hätte, ſo wollte doch der Admiral nicht; und als am 15. September ein ſtarker Oſtwind die Schiffe in der Naſſauſtraße bedrängte, begann man die Rückreiſe.

Während des Monats ihrer Anweſenheit kamen die Holländer mit Ruſſen und Samojeden zuſammen. Sie hörten, das tartariſche Meer friere nie zu, nur die Waigatzſtraße;

russische Schiffe führen jährlich nordöstlich bis an die Mündung des Obi, wo sie überwinterten; sie brächten den Tartaren eiserne und kupferne Gefäße, Nadeln, Nürnberger Waaren, und erhandelten dafür Pelzwerk. Die ersten Samojeden, welche angetroffen wurden, waren sehr mißtrauisch. Es war an der Küste von Nowaja Semlja. Eine Abtheilung der Holländer war in's Land geschickt worden; diese fanden zehn Schlitten mit Fellen und Thran beladen, aber keine Menschen dabei. Sie legten Lebensmittel — Biscuit, Käse, Häring — bei den Schlitten nieder, um so einen Verkehr einzuleiten. Nach zwei Tagen begaben sie sich wieder dahin: die Schlitten waren weg, die Vorräthe von Speisen lagen unberührt da. „Es hatten," sagt der Bericht, „gleich dise arme Leut wol vrsach vor vnns zu flehen (statt: fliehen), dann der Moscowitter, dem sie vor zwanzig oder dreißig Jahren Zinßbar worden, sie gar hart heltet."

Einige Tage später gelang es einer andern Abtheilung der Holländer, bei welcher sich Barentz selbst befand, mit einer Schaar Samojeden südlich von der Waigatzstratze in Verkehr zu treten. Nachdem diese durch einen Dolmetscher in russischer Sprache freundlich angeredet worden waren, ließen sie sich in ein Gespräch ein; doch behielten sie beständig ihr Mißtrauen oder ihre Vorsicht bei, sie erlaubten nicht, daß ein Holländer ihre Waffen — Bogen und Pfeile — in die Hand nahm; sie stellten Wachen aus; sie hielten ihre mit je einem oder zwei Rennthieren bespannten Schlitten stets bereit zur Flucht. — Die Samojeden kannten weder Gold noch Silber; als man Einigen von ihnen Geldstücke in die Hand gab, bissen sie hinein, als ob es etwas zum Essen wäre. Der Knall einer losgelassenen Büchse erschreckte sie; er war ihnen unbekannt. — Sie hatten roh aus Holz geschnitzte Bilder ihrer Götter am Ufer aufgestellt. — Weiter wird von ihnen berichtet: Sie sind klein von Gestalt, nicht über vier Schuh hoch, tragen ihre langen Haare in einen Zopf geflochten; ihr Antlitz ist breit und flach, „gar schwartzfärbig von Kälte;" die Augen sind klein, die Knice auswärts gebogen. Sie sind ganz in Felle gekleidet. Während des langen neun Wochen dauernden Sommertages beten sie die Sonne an, im Winter den Mond oder „die Nordstern." Sie essen rohes oder an der Luft gedörrtes Fleisch; sie bauen Kähne; sie verstehen es, Walfische zu fangen. — Die Holländer wollten Pelzwerk von ihnen erhandeln; sie sagten aber, das sei ihnen verboten; sie dürften mit Niemand handeln „als mit den Moscowittern." — Im Uebrigen bestätigten diese Samojeden, was die Russen über das nordöstliche Meer gesagt hatten.

Von der Gegend selbst schreibt der Bericht: „Die Insul Nova Zembla ist gantz vntemperirt für Kälte, vnnd wegen der vnglaublichen meng Schnee, der auch im Sommer alda fellt, vnd verschmiltzt, gar boß vnd vnwegsam das man mit grosser mühe drinnen wandeln muß, vnd ist also einem Gesümpff oder Morast zu vergleichen."

Am 18. November 1595 kam die Flotte wieder in Holland an. Der Zweck, dem sie dienen sollte, war durch sie nicht erreicht worden. Im Gegentheil war nun die im vorigen Frühjahr so lebendige Hoffnung einer nordöstlichen Durchfahrt sehr geschwächt. Die Generalstaaten beschlossen, vorerst keine solche Expedition mehr auszusenden, sie ließen aber laut werden, wenn etliche Städte oder Stände oder Kaufleute auf ihre eigenen Kosten einen Versuch machten, so sollten dann Diejenigen, die den Weg gefunden, eine ansehnliche Belohnung erhalten. Darauf rüstete im Frühjahre 1596 die Stadt Amsterdam zwei Schiffe aus; Führer des einen war Cornelius Nyp, des andern Jakob Heemskerk; bei Letzterem befand sich wieder als Steuermann unser Wilhelm Barentz. Viele Kaufleute sandten Waaren, z. B. Tuch und Leinwand, mit. Die Matrosen wurden auf zwei verschiedene Bedingungen angenommen: ein anderer Lohn wurde ihnen versprochen, wenn sie unverrichteter Sache zurückkehren würden, ein anderer, wenn sie das Ziel — Cathay oder China — erreichten. So suchte man der Mißstimmung, die bei der vorigen Reise einmal in offene Meuterei ausgeartet war, vorzubeugen. Barentz war nun nicht mehr durch die schwerfällige Begleitung großer Schiffe gehemmt, nicht durch den Willen eines zaghaften Admirals gebunden; Heemskerk, gleich ihm ein muthiger, ausdauernder Mann, war einig mit ihm und that Nichts, ohne seinen Rath zu hören. — Diese Reise hat mehr als die beiden vorigen die Erdkunde bereichert.

Die Schiffe liefen bereits am 18. Mai 1596 aus. Sie hielten sich vorerst mehr nördlich. Am 9. Juni wurde unter 74½ Grad nördlicher Breite eine Insel entdeckt, mit einem hohen schneebedeckten Berge. Es war die Bäreninsel. Ein Bär wurde getödtet und gegessen; „welches vnns aber," heißt es, „nicht wol bekommen." Fortan aßen die Reisenden kein Fleisch von Eisbären mehr; nur weit später ließen sie sich durch die höchste Noth bewegen, von einer Bärenleber zu essen; davon aber wurden sie krank. Von daher ist in naturgeschichtliche Bücher, selbst in das von Lenz, die Notiz übergegangen, Bärenleber sei giftig. Neuere Nordpolfahrer lassen sich das Fleisch von Eisbären recht wohl schmecken, und auch auf den Genuß der Leber folgt, nach Kane, nicht immer Unbehagen.

Am 19. Juni wurde, faſt unterm 80. Grad nördlicher Breite, ein größeres Land entdeckt; auf ihm „Laub und Gras," Rennthiere und viele Vögel mit Eiern getroffen. Es iſt das ſeitdem als Station für Walfiſchfänger wichtig gewordene Spitzbergen. Die Reiſenden gaben ihm keinen Namen; ſie hielten es für einen Theil von Grönland. Auf Karten des ſiebzehnten Jahrhunderts, z. B. auf der Blaeuw'ſchen von 1634, erſcheint es wohl unter dem Namen „Nieulandt." Dieſer wurde ihm von Hudſon, der es 1607 nochmals entdeckte, gegeben.

Das Eis verhinderte die Reiſenden, weiter vorzudringen; ſie ſegelten zurück nach der Bäreninſel. Hier trennten ſich die beiden Schiffe; Ryp fuhr wieder nördlich, um öſtlich von dem neugefundenen Lande einen Weg zu entdecken, Heemskerk und Barentz ſüdöſtlich. Am 17. Juli erreichten dieſe Nowaja Semlja. Da im vorigen Jahre die Waigatzſtraße durch Eis faſt verſchloſſen gefunden worden war, ſo wollte Barentz um die Nordſeite der Inſel fahren. Beinahe ſechs Wochen lang, bis zum 26. Auguſt, wurde unter beſtändigem Kampfe mit dem Eiſe dieſer Verſuch fortgeſetzt. Das Schiff kam bis jenſeits der nordöſtlichen Ecke des Landes; ſchon war die Hoffnung, den gewünſchten Weg zu finden, aufgegeben; auch die Rückkehr war unmöglich; die Holländer ſahen, daß ſie dort, im „Eishafen," unter dem 76. Grad nördlicher Breite, überwintern müßten. Es war die erſte Ueberwinterung innerhalb des Polarkreiſes. Jetzt iſt man mit Kleidung, Lebensmitteln, Feuerung für ſolche ausgerüſtet: Parry brachte vier, Roß eben ſo viele, Kane zwei Winter unter ähnlichen Breiten zu. Unſern Holländern aber — es waren ſiebzehn Perſonen — fehlte es faſt an allem Erforderlichen. Es mußte vorerſt ein Haus gebaut werden. Zum Glück fand man an der Küſte viel Treibholz. Sie erkannten richtig, es komme „aus den tartariſchen Flüſſen." Während der Arbeit, noch im September, war es ſo kalt, daß, „wann Einer ein nagel in den mund nahm, wie etwan im bauen geſchieht, war die haut dermaßen daran gefroren, daß man dieſelbe mit herabzog." Am 2. October war das Balkenwerk vollends aufgerichtet, „vnd," ſagt der Bericht, (wir) „ſetzten oben einen ſchönen Mayen von gefrornem ſchnee darauf." Das Schiff war durch das Eis ſo beſchädigt und ſteckte ſo feſt, daß die Hoffnung ſeiner Erhaltung aufgegeben werden mußte: man brach es zum Theil ab und bedeckte das Haus mit den Brettern; obendarauf wurde ein Segel gebreitet und dieſes wurde mit Kies überſtreut. Die Ritzen der Wände ſtopfte man mit Werg aus. Eine gute Einrichtung des Heizens verſtanden ſie nicht zu Wege zu bringen; ſie litten durch Rauch, namentlich als ſie anfingen, Steinkohlen zu brennen. Oefters halfen ſie ſich mit heißgemachten Steinen. Ihre Lampe nährten ſie mit Bärenfett. An Arbeit fehlte es nicht: es wurden die Vorräthe über das Eis her vom Schiffe geholt, Treibholz geſucht, Fuchsfallen geſtellt, Bären geſchoſſen.

Um ſich wärmere Kleidung zu verſchaffen, verwandten ſie die Vorräthe von Tuch und Leinwand, welche ihnen Kaufleute mitgegeben hatten, um damit in Cathay Handel zu treiben; „dann," heißt es, „die Zeit alſo geſchaffen war, das wir alle mittel mußten gebrauchen, vnſer Leib und Leben zu erhalten." Zu Mützen dienten ihnen Fuchspelze. Statt der ledernen Schuhe, die bei der grimmigen Kälte zu hart wurden, machten ſie ſich wollene Socken, deren ſie drei bis vier über einander anzogen, und darüber noch ein Schaffell.

Ihre Speiſevorräthe mußten ſie allmälig ſparſamer eintheilen; Vermehrung derſelben gab es nur durch die Füchſe, die ſie brieten. Von Rennthieren ſahen ſie wohl einmal die Fußtapfen, ſie bekamen aber keines ſelbſt zu Geſicht. Auch Vögel waren während des Winters nicht da. Das Bier gefror zum Theil in den Fäſſern.

Ihre Uhr blieb ſtehen; da halfen ſie ſich mit einer Sanduhr.

Um ihre Geſundheit zu erhalten — denn ſchon zeigte ſich der in jenen Gegenden gewöhnliche Feind, der Scharbock —, übten ſie ſich im Laufen, Springen, Kugelwerfen. Auch eine „Badeſtube" richteten ſie ſich aus einem alten Faſſe zu.

Am 2. November zeigte ſich die Sonne um Mittag nur grade ein wenig über dem Horizonte, kam aber „mit ihrer Rundigkeit nit gar vber die Erde," vom vierten an war ſie nicht mehr zu ſehen. Alſo eine lange, finſtere, nur manchmal durch den Mond erhellte Nacht. Von Nordlichtern ſagt der Bericht Nichts; es ſcheint alſo, daß ſie dieſe Erſcheinung, die ſie anzugeben gewiß nicht unterlaſſen hätten, nicht ſahen.

Doch nicht ohne ein Feſt ging ihnen der Winter vorüber: am Abend des 5. Januars 1597 — daß es Abend war, ſahen ſie an der Stellung der Sterne, denn es war ja ſonſt kein Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht — feierten ſie nach heimiſcher Sitte den bevorſtehenden Dreikönigstag. Es heißt: „Als wir nu den gantzen tag gearbeitet, wurden wir eintrechtig, daß es der drey König Abend war, deßwegen begerten wir, an dem Schiffpatron, daß wir inn mitten vnſers beſchwerlichen verdruß einmal ein ergötzlichkeit haben möchten, vnnd das vnns ein theil vnſers Weins, der vnns allwegen vber den andern tag außzutheilen war, geben würde, dazu dann auch ein jeder gab, was er geſpart

hatte. Drauff theilten wir zettel auß, wie inn vnserm land gebreuchlich, vnd war vnser Constabel, das ist, der Püchsenmeister, König in Nova Zembla, welches Land wol 200 Meil lang, vnd zwischen zweyen Meeren beschlossen ist. Wir hatten noch zwey pfund rein Meel, davon haben wir jn Oelküchlein gebachen, vnd legte ein jeder ein Biscoten Brod zur Malzeit, machten also eine Weinsuppen, vnd waren dabey fröhlich, liessen vns bedunken als weren wir widrumb in vnserm vaterland."

Namentlich freuten sie sich auch in jenen Tagen, daß sie nun, nachdem sie den Berg erstiegen, thalwärts gingen, da die Sonne sie bald wieder mit ihrem Scheine erfreuen sollte. — „Bald!" Dieses Wort zeigte, daß sie als wackere Männer den Muth nicht verloren hatten; denn allerdings sollte es, da sie den letzten Schein der Sonne am 3. November gesehen hatten, noch einen ganzen Monat dauern, bis zum 7. Februar, bis die Sonne wenigstens auf einige Augenblicke einen Theil ihrer Scheibe zeigen würde. Da geschah aber etwas Unerwartetes. Bereis am 24. Januar, also vierzehn Tage vor der bestimmten Zeit, sahen Einige von der Gesellschaft, die an die Küste gegangen waren, einen Theil der Sonne. Sie brachten den Uebrigen die erfreuliche Nachricht. Diese wollten es nicht glauben, und die Wahrheit durch den Augenschein zu erkunden, war es zu spät, denn schon hatte sich die Sonne wieder verborgen. An den beiden folgenden Tagen verhinderte das trübe Wetter die Untersuchung; am 27. Januar aber sahen Alle die Sonne vollkommen rund über dem Horizonte. — Der Bericht erwähnt von da der Sonne erst wieder am 8. Februar.

Wir müssen dem einfachen, wahrheitsliebenden Berichterstatter glauben, daß er hier nur erzählt, was wirklich gesehen worden ist. Aber wie erklären wir diese wunderbare Erscheinung? Bei den Reisenden selbst äußerte sich die Meinung, sie möchten wohl während der langen Nachtzeit, namentlich da sie auf ihre Sanduhr beschränkt waren, einige Tage zu wenig gerechnet haben. Aber Barentz bewies aus einer in venetianischen chronologischen Tabellen angegebenen Constellation des Mondes mit dem Jupiter, daß sie wirklich in der Zeit noch nicht weiter vorgeschritten waren.

Ich finde nicht, daß die Reisenden selbst eine Erklärung versucht haben. Der Berichterstatter, Gerhard de Veer, sagt: „Was die sach aber an ihr selbs belangt, ist Gott wunderbarlich in seinen Werken, vnd wöllen wir andere davon disputiren lassen."

Ich weiß keine andere Vermuthung aufzustellen, als die, daß eine Luftspiegelung, wie sie z. B. an der Straße von Reggio nicht selten ist und wie sie namentlich von Scoresby in dem nördlichen Eismeere öfters beobachtet worden ist, unsern Holländern zweimal, am 24. und 27. Januar, das freundliche Bild der nun bald wieder wirklich erscheinenden belebenden Sonne vorgezaubert hat.

Am 16. Februar wurde Fastnacht gefeiert. „Vnser jeder," heißt es, „hat sein portion Wein zum besten geben, sein also mitten in vnser trübsal vnd elend ein wenig frölich gewest."

Mit der Sonne kamen auch die Bären wieder, von denen sie während der fast dreimonatlichen Nacht nichts gespürt hatten, und die Füchse, die Versorger mit Nahrung und Kleidung, verloren sich allmälig. Die Bären erstiegen wohl über den Schnee das Dach des Hauses, zerrissen das auf diesem ausgespannte Segel, hausten übel im Schiffe. Doch wußten sich die Reisenden ihrer zu erwehren.

Gegen Ende des Februars und noch mehr im März sah man das hohe Meer frei von Eis; die mildere Witterung brachte das an der Küste festliegende in Bewegung; es krachte, es schob sich übereinander, so daß das Ufer wie eine Stadt mit Bollwerken anzusehen war. Am 18. April tauchte sich ein Vogel in's Meer. Vom 30. April an sah man die Sonne auch um Mitternacht noch.

Da dachten denn unsre Gefangenen ernstlicher an ihre Befreiung. Die Hoffnung ihrer Errettung beruhte auf zwei offenen Booten. Es galt nun, diese in guten Stand zu setzen und so viele Lebensmittel als möglich für die Heimreise zurechtzumachen. Manchmal wollte den armen ausgehungerten Holländern die Arbeit zu schwer werden; da ermunterte sie Heemskerk durch die Frage, ob sie denn Bürger von Nova Zembla bleiben wollten? — Barentz lag unterdessen krank im Hause. Doch schrieb er auf einen Zettel, der später wohlverwahrt in den Schornstein gehängt wurde, für Solche, die etwa später an diesen Ort kommen würden, eine kurze Nachricht, von wem und wann dieses Haus erbaut worden sei. Es hieß da, sie seien Holländer und in der Absicht hierhergekommen, in das Königreich China zu schiffen.

Am 14. Juni, als alle Vorbereitungen beendigt waren, fuhren die Reisenden „auf Gottes Gnade" mit ihren zwei offenen Schifflein weg, nicht auf dem vielleicht näheren, aber unbekannten Wege durch das karische Meer nach der wahrscheinlich durch Eis verschlossenen Waigatzstraße, sondern auf dem Wege, auf welchem sie gekommen waren.

Nach zwei Tagen gelangten sie an die Nordspitze der Insel, das Eiseck. Als der kranke Barentz diesen Namen hörte, verlangte er, emporgehoben zu werden, damit er das Land noch einmal sähe. Vier Tage darauf,

am 20. Juni, starb er. De Veer sagt: „Diser deß Wilhelm Bahrentz abschied hat vnns sehr betrübet, dann er vnser Steuermann, vnd ein guter Glaitsmann war, auff den wir vns auch nechst Gott am meisten verlassen; weil es aber Gottes will also gewesen, haben wir müssen zu friden sein."

Die Reisenden lagen damals immer noch am Eiseck. Sie hatten die Schiffe, damit diese nicht durch die Schollen zertrümmert würden, auf das feste Eis an der Küste gezogen. So mußten sie es noch gar manchmal machen. Wenn sie dann am Lande waren, suchten sie Vögel und Eier. Einmal fingen sie mit den Händen 125 Vögel — es waren Lummen — auf ihren Nestern. „Ein jeder Vogel," heißt es, „hat nur ein Ey im Nest, in denen gar kein Hew, oder Stro war, sonder lagen auff den blossen steinen, welchs wol zu verwundern."

Bei Costintsarch, unterm 72. Grad nördlicher Breite, sahen sie einen großen Golf oder Fluß. Sie vermutheten, er möge sich wohl bis in's tartarische Meer erstrecken. Ihre Vermuthung war, wie man jetzt weiß, richtig: Nowaja Semlja besteht aus mehreren Inseln. Aber die Vermuthung durch Erforschung dieses Stromes zur Gewißheit zu erheben, dazu waren unsre Holländer damals natürlich nicht in der Lage.

Am 28. Juli fanden sie zwei russische Schiffe; deren Bemannung war am Lande. Unsre Reisenden sollten nun, nach dreizehn Monaten — so lange war es, daß sie sich von Ryp getrennt hatten — endlich wieder einmal andere Menschen sehen. Die Russen waren freundlich gegen sie und versahen sie mit Brot und geräucherten Vögeln. Sie waren dahin gekommen, um Walfischthran, den sie unter dem Sande an der Küste vergraben hatten, zu holen.

Der Scharbock hatte sich bei den Holländern stärker und stärker eingestellt; da fanden sie, einige Tage nach dem Zusammentreffen mit den Russen, Löffelkraut in Fülle, und dieses äußerte sichtlich seine heilende Kraft. Auch mit dem Eise hatten sie nun nicht mehr so sehr zu kämpfen. Es war ihnen, als wären sie zu neuem Leben erwacht.

Sie verließen nun Nowaja Semlja ganz und kamen an die russische Küste. Am 5. August hatten sie daselbst wieder einen lange nicht genossenen Anblick: der Boden war mit Gras und grünem Gesträuche bedeckt. Ihr ärgster Feind war damals der Hunger. Einige Male trafen sie russische Schiffer, die ihnen, gegen Bezahlung oder auch ohne solche, von ihren Vorräthen mittheilten.

Nachdem sie quer über den Eingang des weißen Meeres geschifft und an die Küste des russischen Lapplands gekommen waren, hörten sie, in Kola seien holländische Schiffe. Sie trafen da zu gegenseitiger Ueberraschung mit Cornelis Ryp, der im vorigen Jahre mit ihnen bis nach Spitzbergen und zurück zur Bäreninsel gefahren war, zusammen. Man hatte sie längst todt geglaubt.

Wo Ryp unterdessen gewesen, darüber finde ich Nichts aufgemerkt. Neue Entdeckungen, die er gemacht, werden nicht gemeldet. Ich vermuthe, daß er von Spitzbergen, als er sah, er könne nicht weiter vordringen, noch vor Winter nach Holland zurückgekehrt war und daß er sich jetzt vielleicht bloß des Handels wegen in Kola aufhielt.

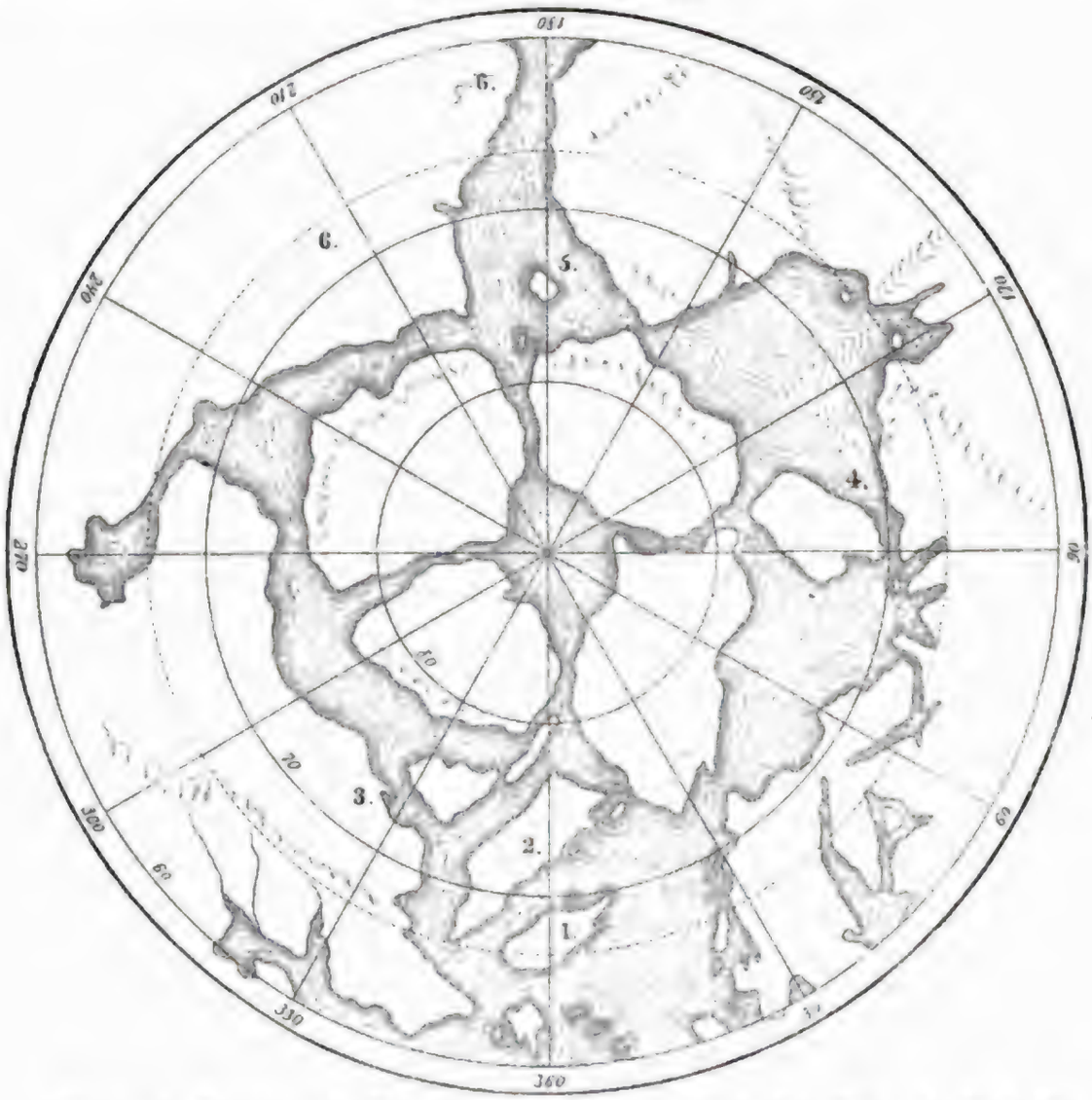
Jetzt waren die Leiden und Abenteuer der zwölf Holländer — so viele waren von den siebzehn noch am Leben — vollends zu Ende. Sie brachten ihre beiden Boote in das Kaufhaus zu Kola, damit sie dort zum ewigen Andenken an diese bis dahin unerhörte Schifffahrt aufbewahrt blieben, und fuhren mit Ryp nach Holland zurück. Am 29. October kamen sie daselbst an.

Fragen wir nun nach den Ergebnissen dieser Reise, so bestehen diese zunächst in der Entdeckung der Bäreninsel und des wichtigen Spitzbergen. Ferner wurde abermals nachgewiesen, eine nordöstliche Durchfahrt sei, wenn auch von Europa bis nach China hin ein zusammenhängendes Meer vorhanden sei, des Eises wegen, wo nicht unmöglich, doch keineswegs lohnend. Außerdem wurde ein altes Vorurtheil vernichtet, nämlich, daß man näher als 20 Grad vom Pol entfernt nicht leben könne. De Veer bemerkt, daß auf dem neugefundenen Lande unter dem 80. Grad — es ist Spitzbergen — Laub und Gras und grasfressende Thiere — nämlich Rennthiere — gewesen seien, was Alles in ihrem Eishafen unter dem 76. Grad ganz oder fast ganz fehlte; er schließt daraus, daß es dort weniger kalt sein müsse als hier. Diese Bemerkung, deren Richtigkeit später Beobachtungen und Vergleichungen bestätigt haben, ist vielleicht der erste Keim der Lehre von den Isothermen. — Die Holländer hatten unter dem 76. Grad überwintert; man lernte daraus, daß man bei größeren Entdeckungsreisen auch einen weit nördlich gelegenen Punkt zum Ueberwintern wählen könne; nur müsse man sich z. B. mit Bezug auf Kleidung gleich von vornherein besser einrichten, als sie es gethan hatten. Auch diese Lehre wurde später benutzt. Die nächste praktische Folge dieser Reise war, daß die Holländer auf die Erzeugnisse jener Meere und Küsten aufmerksam wurden und namentlich Walfischfang eifrig betrieben. Ein neuer Versuch einer Nordostfahrt aber wurde von ihnen nicht angestellt.

Betrachten wir nun noch, was außer dem soeben Erwähnten von der Zeit der Entdeckung

von Amerika an bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts für die nördlichen Polargegenden geleistet war. Es war die Küste von Nordamerika gefunden; das für den Stockfischfang wichtige Neufundland; man war bis in die Hudsons- und Davisstraße gedrungen. Die Erzeugnisse der nördlichen Meere und ihrer Küsten bewogen zu fortgesetzten Reisen in jene Gegenden; auch diese für praktische Zwecke unternommenen Reisen trugen zur wissenschaftlichen Kenntniß der Polargegenden bei, wiewohl auch gar Manches, was von Walfischfängern bei ihrer Heimkehr erzählt wurde, in das Bereich der „Schiffernachrichten" gehört. — Von alten Irrthümern waren manche beseitigt, manche lebten noch lange Zeit. Geschwunden war, nachdem man oft das europäische Nordcap umschifft hatte, die Meinung vom Zusammenhange Grönlands mit Lappland. Noch bestand aber der Glaube an das Vorgebirge Tabin und an die Straße von Anian. Von Nowaja Semlja war der südöstliche Theil noch nicht befahren; man glaubte wohl hier und da an einem Zusammenhang dieses Landes mit dem asiatischen Festlande. So findet es sich wohl auf Karten verzeichnet; ja noch die Homann'sche Karte von 1744 gibt diese Verbindung an und nennt das Land: **N. Zemla insula vel potius peninsula.**

Nach Levin Hulfius 1598.



1. Island. 2. Gronland. 3 Estotiland. 4. Streto Nassovia. 5. Pol. Magn. 6. Anian Reg.

In dem Zeitpunkte, bis zu welchem wir gekommen sind, zeichnete man auf Karten — wir erinnern uns an das oben angeführte Wort Humboldt's — die Umrisse nicht bloß der wirklich gefundenen und geographisch bestimmten, sondern auch derjenigen Länder hin, die man sich bloß als vorhanden dachte.

Es liegt uns eine in Nürnberg herausgekommene Karte von Levin Hulsius aus dem Jahre 1598 vor; sie findet sich in derselben Sammlung von Reisebeschreibungen, die den Bericht des Gerhard de Veer über die drei holländischen Reisen enthält. Wir gehen, indem wir diese Karte betrachten, hier

nur auf das ein, was zu unserm Nordgebiete gehört.

Der Nordpool ist von Land frei; um ihn her liegen ziemlich regelmäßig, etwa vom 85. bis zum 75. Grad nördlicher Breite sich erstreckend, vier große Inseln, an den südlichen Rändern mit Gebirgen versehen, wie vier durch schmale Wege geschiedene, zusammen einen Kreis bildende, außen mit Buchs eingefaßte Beete in einem Garten. Grönland ist Insel; Nowaja Semlja, damals die neueste wirkliche Entdeckung, vollständig begrenzt. Oestlich vom Vorgebirge Tabin und nördlich von der Straße von Anian ist die kleine Insel des magnetischen Pols. An der Westküste von Amerika befindet sich das Reich Anian. Die Nordküste des Festlandes von Amerika ist vollständig ausgezeichnet. Ein Theil von Labrador heißt Estotiland. Südlich von Island liegt eine Insel, die wir als das Zeno'sche Friesland erkennen.

So dachte sich der Verfasser jene Gegenden, so stellte er sie dar. Andere lieferten nach ihrer persönlichen Ansicht andere Bilder. Es war die Aufgabe der spätern Zeit, einerseits neue Entdeckungen zu machen, andrerseits die Karten von den Zuthaten der bloßen Theorie und der Phantasie zu befreien.

Der Gesteinsmagnetismus

oder das

polar-magnetische Verhalten der Felsarten.

Von

F. C. Förstemann.

Zeitschriften, wie die vorliegende, die ihren Lesern von Zeit zu Zeit Mittheilungen über naturwissenschaftliche Gegenstände machen, werden ihr Augenmerk ganz besonders solchen Erscheinungen gern zuwenden, die jedem Naturfreunde ohne einen eigentlich wissenschaftlichen Apparat zur Anschauung gebracht werden können. Aus diesem Grunde habe ich es für zulässig gehalten, in diesem, für einen größern Leserkreis bestimmten Blatte gewisse magnetische Phänomene zur Sprache zu bringen, die viele Leser theils in ihrer Nähe, theils auf Reisen in Gebirgsländern leicht beobachten können, weil sie viel verbreiteter sind, als man gewöhnlich glaubt, obgleich die Lehrbücher der Physik meist nur spärliche Andeutungen darüber enthalten und die Physiker selbst ihnen nicht die Theilnahme geschenkt haben, die sie zu verdienen scheinen.

Die magnetische Thätigkeit des Erdkörpers im Allgemeinen ist nach ihren drei veränderlichen Elementen, der Declination, Inclination und Intensität, besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts immer bekannter geworden. Eine große Anzahl von Beobachtungen, in den verschiedensten Weltgegenden angestellt, hat unsre Kenntnisse über den Verlauf der isogonischen, isoclinischen und isodynamischen Linien in hohem Grade vervollständigt; die Magnetpole der Erde, sowie die nicht damit zusammenfallenden Punkte der größten Intensität, sind ihrer Lage nach immer genauer ermittelt worden, und die mathematische Theorie von Gauß setzt uns sogar in den Stand, die Verhältnisse der Magnetkraft für jeden beliebigen Punkt der Erdoberfläche mit einiger Genauigkeit berechnen zu können. Ein über die ganze Erde verbreitetes Netz magnetischer Observatorien, für deren Begründung Alexander von Humboldt sich mit so großem Erfolge verwandte, liefert uns fortwährend wichtige Materialien, durch welche wir hoffen dürfen, die periodischen und nicht periodischen Schwankungen in der Richtung und Stärke der Magnetkraft auf bestimmte Gesetze zurückführen zu können.

Von diesen allgemeinen Verhältnissen des tellurischen Magnetismus soll zwar in diesen Zeilen nicht die Rede sein, es dürfte aber darauf hingewiesen werden, um den Leser zu veranlassen, seinen Blick auf irgend einen physikalischen Atlas zu werfen, in welchem die obengenannten magnetischen Linien verzeichnet sind; denn selbst ein flüchtiger Blick wird ihn sofort von der großen Unregelmäßigkeit dieser Curven überzeugen. Die Linien gleicher Abweichung entsprechen den Meridianen ebenso wenig, wie die Linien gleicher Neigung den Parallelkreisen; der magnetische Aequator ist kein größter Kreis der Erdkugel, er schneidet den geographischen Aequator in zwei Punkten und weicht von ihm südlich und nördlich bis auf 15° ab; die Magnetpole, weit von den geographischen entfernt, liegen einander nicht diametral gegenüber, und statt zweier Punkte der größten Intensität, von welchen man glauben sollte, sie seien mit den Polen identisch, finden wir deren vier.

Diese großen Unregelmäßigkeiten in den allgemeinen Verhältnissen des tellurischen Magnetismus hat man zwar auf die verschiedene Configuration und geognostische Beschaffenheit größerer Ländermassen schon deshalb nicht mit Sicherheit zurückzuführen vermocht, weil sie fortwährenden, zum Theil periodischen Veränderungen, unterworfen sind; werden aber die magnetischen Verhältnisse mehr in das Einzelne verfolgt, sucht man namentlich auch für kleinere Theile der Erdoberfläche sich ein richtiges Bild von jenen magnetischen Linien zu verschaffen, wie es z. B. in den von Lamont mit großem

Fleiße für Baiern und das südwestliche Deutschland entworfenen magnetischen Karten der Fall ist, so machen sich auch hier noch mannigfache Störungen bemerkbar, die jedenfalls auf die Mitwirkung localer Ursachen hindeuten, mag man nun den Grund des Erdmagnetismus in dem festen Erdkörper selbst oder in der Sonne und in den durch dieselbe hervorgerufenen elektrischen Strömen suchen.

Die Schwingungsversuche, welche Alexander von Humboldt am Antisana, auf den Alpen, den Pyrenäen und namentlich auf dem Vesuv anstellte, führten ihn zu der Meinung, daß die Masse der Berge, die Natur des Gesteins und die gangartig einbrechenden, wenn auch nicht sichtbaren Mineralmassen wesentlich dazu beitragen, die Resultate zu modificiren. Solche Beobachtungen führen uns von dem allgemeinen Gebiete des tellurischen Magnetismus auf das speciellere des sogenannten Gebirgsmagnetismus, für dessen Existenz außer den genannten Erfahrungen von Humboldt's auch diejenigen vieler andrer Beobachter sprechen. So beobachtete Cook zwischen den Südseeinseln und im Nootkasunde, La Peyrouse in der Nähe von Teneriffa, Borda am Krater des Pics dieser Insel, Löwenörn an den Küsten von Island und auf der Insel selbst, und Parry in der Baffinsbai, einige Meilen vom Lande entfernt, bedeutende Störungen und Unregelmäßigkeiten in der Abweichung der Nadel. Aehnliche Störungen wurden an der westlichen Küste Schottlands wahrgenommen; Saussure sah die Nadel auf dem Gipfel des Cramont durch andre Höhen, die etwa eine Stunde westlich davon lagen, nach dieser Richtung um zwei bis drei Grad abweichen, und auch Hansteen nahm den starken Einfluß größerer Bergrücken in dem felsigen Theile des westlichen Norwegens auf die Richtung und Intensität des Magnetismus wahr. In dem großen Magnetberge Blagodat bei Kuschwa, welchen Alexander von Humboldt und Gustav Rose 1829 untersuchten, schien die Gesammtwirkung der einzelnen polarisirenden Theile keine bestimmten Magnetachsen hervorgerufen zu haben; entgegengesetzte Pole lagen, unregelmäßig vertheilt, nahe nebeneinander. Zu einem ähnlichen Resultate führten die neuesten Versuche über den Gebirgsmagnetismus, welche Reich 1849 an dem basaltischen Pöhlberg bei Annaberg anstellte; denn wenn auch die einzelnen basaltischen Massen, welche um den ganzen Berg herum verbreitet sind, sich mehr oder weniger kräftig magnetisch zeigten, so führten die rings um den Berg herum angestellten Declinations-Beobachtungen dennoch zu dem Schlusse, daß eine magnetische Polarität des Pöhlberges selbst, welche auf die Richtung der Magnetnadel in einigermaßen beträchtlicher Entfernung einwirkt, nicht, oder wenigstens in sehr geringem Maße, vorhanden ist. Ungeachtet solcher Erfahrungen wird nicht geleugnet werden können, daß der Gebirgsmagnetismus locale Störungen in der Richtung und vielleicht noch mehr in der Stärke des Erdmagnetismus hervorruft.

Dasselbe Verhältniß aber, in welchem der Gebirgsmagnetismus zum tellurischen Magnetismus steht, finden wir auf einer niedern Stufe zwischen dem sogenannten Gesteinsmagnetismus und dem Gebirgsmagnetismus wieder, denn der letztere muß nothwendig aus der Zusammenwirkung der einzelnen Felsmassen resultiren. Der Zweck dieses Aufsatzes ist es nun, wie die Ueberschrift desselben zeigt, dasjenige kurz mitzutheilen, was uns über den Gesteinsmagnetismus bekannt ist. Da indeß dieser Name in verschiedenem Sinne aufgefaßt werden kann, so muß noch bemerkt werden, daß die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf die große Zahl derjenigen Mineralien gelenkt werden soll, die sich bei genauen Versuchen als paramagnetische erwiesen haben, d. h. die, wie das Eisen, zwischen den Polen eines kräftigen Elektromagneten die sogenannte axiale Lage annehmen; daß ferner auch die kleinere Zahl derjenigen mineralischen Massen unberücksichtigt bleibt, die auf eine gewöhnliche Magnetnadel, wie das unmagnetische Eisen, einfach retractorisch wirken; sondern daß hier nur von solchen Gesteinen die Rede sein soll, die, in gewissen Fällen wenigstens, so kräftig polar-magnetisch sind, daß sie durch jeden Taschencompaß als wirkliche natürliche Magnete erkannt werden können, ganz so, wie es vom Magneteisenstein seit den ältesten Zeiten bekannt ist.

Als ein allgemeines Resultat aller hierher gehöriger Beobachtungen kann zunächst der Satz ausgesprochen werden, daß nur solche Gesteine die Fähigkeit zu besitzen scheinen, polaren Magnetismus anzunehmen, welchen die Geognosten einen eruptiven Ursprung zuschreiben, so daß der Compaß vielleicht als ein Instrument zu betrachten wäre, durch welches wir zu ermitteln vermöchten, ob wir uns auf einem plutonischen und vulcanischen Boden oder auf sedimentären Straten befinden. Schon die obigen für die Existenz des Gebirgsmagnetismus angeführten Beispiele führen uns, wie es wenigstens scheint, immer in die Nähe eruptiver Gesteine, und die folgenden Angaben, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, dienen dazu, die ausgesprochene Meinung zu bestätigen.

Das polar-magnetische Verhalten gewisser Granitfelsen ist zuerst und fast ausschließlich am Granit des Harzes wahrgenommen worden. Die Beobachtungen dieser merkwürdigen Erscheinung erregten gegen Ende des

vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Naturforscher; seit jener Zeit ist die Sache, wie es scheint, in Vergessenheit gerathen, neuere und genauere Studien über jenes magnetische Verhalten liegen nicht vor, und die Mehrzahl der Harzreisenden, selbst solcher, die mehr als bloßen Naturgenuß suchen, ist ohne Zweifel an jenen Felsen vorübergegangen, ohne Etwas von dem Vorhandensein der wunderbaren Magnetkraft zu ahnen, die ihnen innewohnt. Eine ausführliche Mittheilung jener frühern Beobachtungen und der sich darauf beziehenden Literatur würde hier nicht am Orte sein, weshalb einige Andeutungen genügen mögen.

Den meisten Harzreisenden sind die kaum eine halbe Stunde von Schierke nach Elend zu, am Abhange des Bahrmbergs sich erhebenden beiden Granitfelsen bekannt, die einer eigenthümlichen akustischen Eigenschaft wegen den Namen Schnarcher erhalten haben sollen und von ferne den imposanten Ruinen eines Triumphthors gleichen. Am nordöstlichsten dieser Felsen entdeckte von Trebra 1785 eine Stelle, an der die Magnetnadel eine vollkommene Umdrehung erlitt, und die selbst in zwei Fuß Entfernung auf die Richtung der Boussole einwirkte. Schröder und von Zach dehnten diese Beobachtung 1790 und 1793 auch auf andere Stellen dieser Felsen aus und bezeichneten dieselben mit einem S. und einem v. Z.; genauere und zusammenhängendere Beobachtungen veröffentlichte Wächter 1799 und 1800. Er bestätigte die vorzüglich starke polare Wirkung der Spitze des nordöstlichsten Felsens und glaubte den ganzen Felsen als einen Magnet betrachten zu dürfen, dessen Nordpol westlich am Fuße und dessen Südpol östlich an der Spitze liege. Die Polarität des Ilsensteins, besonders an dessen Spitze, nahe am eisernen Kreuze, war schon von von Zach beobachtet worden, Wächter bestätigte dieselbe und fand ähnliche Wirkungen an den Hohneklippen und einigen andern Felsen. Als ein allgemeines Resultat seiner Beobachtungen ergab sich ihm, daß der Nordpol auf der westlichen, der Südpol auf der östlichen Seite liege, daß jedoch die Magnetachsen ein verschiedenes Streichen zu beobachten schienen, daß sich die polare Wirkung an hervorragenden Ecken und Kanten am stärksten aussprach, und daß bei den meisten Felsen der Südpol sich kräftiger wirksam zeigte als der Nordpol. Der ausgezeichnete Kenner des Harzgebirgs, der ehrwürdige Göttinger Veteran Hausmann schenkte auch diesen Phänomenen von 1801 an seine Theilnahme und machte zugleich auf das polare Verhalten der Felsen an der Roßtrappe, der Zeterklippen u. s. w. aufmerksam; während aber von Jordan 1802 die Ursache des magnetischen Verhaltens dieser Felsen in dem Gehalte derselben an fein eingesprengtem Magneteisen zu finden glaubte, war Hausmann vielmehr der Meinung, ein mit dem Gestein chemisch verbundener Eisengehalt müsse als die die Polarität jener Felsen bedingende Ursache angesehen werden. Neuere und speciellere Forschungen über das magnetische Verhalten der genannten Felsen sind mir nicht bekannt geworden, und wenn ich auch selbst Gelegenheit hatte, diese Erscheinungen zu beobachten, so war ich doch bei meinen flüchtigen Besuchen nicht im Stande, irgend etwas Gesetzmäßiges in denselben aufzufinden; nur das muß auch dem flüchtigsten Beobachter auffallend erscheinen, daß neben ungemein stark polarwirkenden Granitfelsen, von welchen kleine abgeschlagene Handstücke ihre Polarität Jahre lang bewahren, andere von scheinbar völlig gleicher Beschaffenheit gefunden werden, die sich durchaus indifferent zeigen, wie es mit den auf dem Plateau des Brockens zerstreuten Blöcken, z. B. der Teufelskanzel und dem Hexenaltar, der Fall zu sein scheint.

Es darf gewiß nicht bezweifelt werden, daß ein solches Verhalten dem Granit des Harzes keineswegs ausschließlich eigen sein wird; dennoch liegt, soviel ich weiß, über ähnliche Wirkungen der Granitfelsen an andern Fundorten nur eine Beobachtung des Hauptmanns von Lehmann vor, welcher im Riesengebirge, an der großen Schneegrube, polarwirkenden Granit auffand.

An einem Serpentingestein in Siebenbürgen hatte schon von Fichtel 1794 ein polarmagnetisches Verhalten wahrgenommen und dasselbe aus einem Gehalte an Magneteisen erklärt; die Aufmerksamkeit der Physiker wandte sich aber diesen Erscheinungen erst in höherem Grade zu, als Alexander von Humboldt 1796 einen polarischen Serpentinberg, den Haidberg bei Gefrees im Fichtelgebirge, entdeckte und nachwies, daß das Gestein desselben noch in einer Entfernung von 22 Fuß auf die Abweichungsnadel einwirkte. Die Magnetachsen dieses Berges, deren mehrere parallele vorhanden waren, schienen gegen die Erdpole gänzlich invertirt zu liegen, indem sich die Südpole am nördlichen, die Nordpole am südlichen Abhange bemerklich machten; der lauchgrüne Serpentin des Heidbergs, der theilweise in Chlorit- und Hornblendeschiefer übergeht, zeigte sich sehr frei von fremden Einmengungen, namentlich auch von Magneteisen, was sich auch durch sein geringes specifisches Gewicht documentirte; so daß, diesen Betrachtungen zufolge, eine größere oder geringere Beimengung von Magneteisen keineswegs die Hauptursache des polaren Verhaltens zu sein schien.

In einer Beschreibung des Fichtelgebirges, die G. Bischof und Goldfuß 1816 erscheinen ließen, wird auch dieses Serpentins Erwähnung gethan; Bischof zeigte, daß im Pulver dieses Gesteins Magneteisen enthalten ist, und glaubte sogar zu finden, daß die magnetische Wirksamkeit einzelner Stücke mit ihrem specifischen Gewichte in gradem Verhältniß stehe; die magnetischen Achsen des Haidbergs scheinen so zu liegen, daß sich im Nordwesten die Nordpole, im Südosten die Südpole bemerkbar machten.

Daß auch an serpentinartigen Gesteinen andrer Fundorte magnetische Polarität aufgefunden wurde, konnte nun nicht mehr überraschen. Die von Flurl 1798 bekannt gemachten Beobachtungen an dem Serpentingebirge zwischen Erbendorf und Kretschenried im Fichtelgebirge weisen nach, daß die Lage der Achsen sehr mannigfach zu sein scheint, indem oft entgegengesetzte Pole mit einander abwechseln, und daß die Polarität besonders da auftritt, wo dem Serpentin Hornblende beigemengt ist. — Ein sehr stark polarwirkender Serpentinfels, den ich 1845 selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, wurde von Zimmermann 1808 unweit des Frankensteiner Schlosses bei Eberstadt an der Bergstraße aufgefunden; das Gestein wird später von Suckow eine durch den Syenit emporgetriebene Dioritmasse genannt, innig durchwebt mit chromhaltigem Magneteisen und von Schillerspath und Serpentin begleitet. — In Schlesien bemerkte Blesson 1814 an einem mit Diorit wechselnden Serpentin in der Nähe von Silberberg magnetische Wirkung, und Herdt theilte 1810 Beobachtungen über den polarischen Serpentin des Heidebergs bei Celle mit.

Ueber das magnetische Verhalten basaltischer Gesteine besitzen wir ebenfalls schon Beobachtungen aus dem vorigen Jahrhundert von Voigt, Widemann, von Lehmann, von Charpentier und Steinhäuser; Zeune theilte 1809 in seiner Schrift „über Basaltpolarisation" neben diesen ältern Beobachtungen seine eignen Untersuchungen über die polare Wirkungen der Basalte des Erzgebirges, der Lausitz, des Scheiben- und Pöhlberges bei Annaberg mit. Keine Gegend bietet soviel Gelegenheit dar, die magnetische Polarität basaltischer und vulcanischer Gesteine zu beobachten, als die Eifel, welche trotz ihrer erloschenen Vulcane, ihrer Mare und Lavaströme noch viel zu wenig besucht wird, obgleich die interessantesten Punkte derselben vom Rhein aus leicht zu erreichen sind; die meisten Reisenden beschränken sich auf das Ahrthal und den Laacher See, während ihnen erst der Besuch der erloschenen Vulcane bei Manderscheid, Gerolstein und Daun den wahren Charakter der vulcanischen Eifel aufschließen würde. Die kräftig polarmagnetische Wirkung solcher dort sehr verbreiteter Gesteine war zwar schon von dem gründlichen Kenner der Eifel, Professor Steininger in Trier, und von dem Engländer Hibbert wahrgenommen worden, aber erst die genaueren Beobachtungen des Bergmeisters Schulze an zwei Basaltkuppen bei der Nürburg unweit Adenau, welche Nöggerath 1828 bekannt machte, lenkten die Aufmerksamkeit von Neuem diesem Gegenstande zu. Auf einer Reise, die ich im Herbst 1841 mit Dr. Fuhlrott durch die Eifel machte, durchschnitt ich dieselbe vom hohen Aremberge aus, ziemlich dem nordwestlichsten Punkte, wo solche Gesteine auftreten, bis zu ihrer südlichen Grenze an der Mosel bei Bertrich, und hatte dabei Gelegenheit, wahrzunehmen, daß das polarmagnetische Verhalten sehr verschiedener Steine der genannten Art ein sehr verbreitetes Phänomen ist.

Die freilich nur flüchtig mittelst eines Taschencompasses erhaltenen Beobachtungen wurden 1844 in den „Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens" veröffentlicht. Sehr erfreulich war es mir, auf dieser Reise in Adenau mit Dr. Zaddach aus Danzig zusammenzutreffen, der sich die Aufgabe gestellt hatte, das magnetische Verhalten der beiden Felsen genau zu studiren, an welchen der Bergmeister Schulze seine Beobachtungen gemacht hatte. Die Nürburg, eine sehenswerthe Ruine mit einem ziemlich erhaltenen Thurme, erhebt sich meiner Messung zufolge 2132 preußische Fuß über das Meer und 1203 preußische Fuß über Adenau: sie ruht auf Basaltmassen, in welchen sich stellenweise eine kräftige polarmagnetische Wirkung wahrnehmen läßt. Weit kräftiger wirkend zeigen sich aber zwei 147 Fuß tiefer auf einem etwa 150 Klafter östlich von der Ruine liegenden Hügel, die Steinecke genannt, hervorragende plattenförmig zerklüftete Basaltfelsen, von welchen der größere südöstliche am ausgezeichnetsten wirkt, indem er selbst noch in einer Entfernung von einem Klafter die Nadel um sechzig Grad ablenkt. Die zahlreichen Beobachtungen, welche Dr. Zaddach an diesen Basaltfelsen und an einzelnen Bruchstücken derselben anstellte, besonders in der Absicht, die Lage der Magnetachsen in denselben zu ermitteln, theilte derselbe ausführlich in einer Abhandlung mit, welche 1851 in den „Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens" abgedruckt wurde; er sicherte aber dadurch seiner Arbeit einen noch höheren Werth, daß er in derselben neben manchen anderen speciellen Angaben, auf die allgemeineren Verhältnisse aufmerksam machte, von welchen jenes eigen-

thümliche Verhalten der Felsarten abzuhängen ſcheint, weshalb auch Alexander von Humboldt im Kosmos IV, Seite 209 jene Arbeit lobend erwähnt.

Es kann hier nicht der Ort ſein, die große Menge der Punkte zu nennen, an welchen von Dr. Zaddach und von mir in der Eifel und deren Umgebung polarmagnetiſche Baſalte aufgefunden worden ſind; nur zwei Punkte mögen noch Erwähnung finden, weil ſie von Reiſenden öfter beſucht werden. Gleich öſtlich von der Nürburg erhebt ſich der höchſte Kegelberg der Eifel, die hohe Acht, nach meiner Meſſung 2362 preußiſche Fuß über das Meer und bietet auf dem Gipfel eine zahlreiche Menge in den verſchiedenſten Richtungen hervorragender Baſaltſäulen dar, von welchen viele ſehr ſtark polariſch wirken. Viel beſuchter als die etwas abgelegene hohe Acht iſt die maleriſche Landskrone, ein Baſaltberg, welcher ſich im Ahrthale, in der Nähe der neu entſtehenden Curorte von Sinzig und Neuenahr, etwa zwei Stunden vom Rhein entfernt unmittelbar über Heppingen und ſeinen beiden Mineralquellen 865 Fuß über das Meer erhebt. Südlich von dem geringen Ueberreſte alten Gemäuers, welches der Gipfel trägt, ſieht der Beſucher baſaltiſche, wenig hervorragende Felsmaſſen, welche, oberflächlich wenigſtens, unregelmäßige Zerklüftung zeigen, und mehr oder weniger ſtark auf die Magnetnadel einwirken; eine ſüdöſtliche Kuppe zeichnet ſich durch ihre Wirkung beſonders aus und läßt eine ganze Reihe abwechſelnd neben einander liegender Nord- und Südpole erkennen; ſelbſt kleine abgeſchlagene Handſtücke behalten jahrelang ihre polare Wirkſamkeit.

Bei einem Beſuche der ſächſiſchen Schweiz im Jahre 1843 fand ich auf dem großen Winterberge eine auf der Terraſſe an der Nordſeite des Gaſthauſes einige Fuß hoch hervorragende, etwa zehn Fuß lange, ſäulig zerklüftete, faſt von Oſten nach Weſten ſtreichende und etwa unter dreißig Grad einfallende Baſaltmaſſe, die an ihrer leicht zugänglichen Oſt- und Südſeite ſtark polarmagnetiſche Wirkung darbietet; führt man die Nadel von Norden durch Oſten und Süden nach Weſten, ſo erleidet dieſelbe eine durch Oſten gehende mehrfache Umdrehung. Auch auf der Südſeite des Hauſes, nur wenig davon entfernt, finden ſich wenig hervorragende zerklüftete Baſaltmaſſen, von welchen ſelbſt kleine Handſtücke deutliche Polarität zeigen. Es mag hier noch bemerkt werden, daß Reuß an der hohen Woſtrai und am breiten Berge im böhmiſchen Mittelgebirge, Anderſon in Schottland an den Felſen, auf welchen das Schloß Dumbarton Caſtle, und Galbraith auf der Höhe von Arthur's Thron in den Hochlanden magnetiſche Baſalte auffanden.

Am ausgezeichneten Trachyte des Drachenfelſes im Siebengebirge haben von Humboldt und Nöggerath ſtellenweiſe magnetiſche Wirkung wahrgenommen; weder mir noch Dr. Zaddach iſt es gelungen, an jenem Fundorte polarmagnetiſche Felſen aufzufinden, dagegen nahmen wir dieſe Erſcheinung entſchieden an gewiſſen dunkel gefärbten Trachyten wahr, die nicht weit von der Nürburg, am Selberg und am Freienhäuschen, anſtehen.

Auch an manchen Porphyren iſt polarer Magnetismus beobachtet worden; dahin gehört ein rother Thonporphyr, in welchem glaſiger Feldſpath und Hornblende zu erkennen war, den von Humboldt bei Voiſaco, nördlich vom Vulcan von Paſto auffand, ſowie ein Pechſteinporphyr, an welchem Pini und Beyer dieſelbe Wirkung wahrnahmen.

Daß auch vulcaniſche Geſteine im engern Sinne polarmagnetiſch ſein können, beweiſt eine Beobachtung Bouguer's, welcher 1742 in Südamerika, auf dem Wege zwiſchen la Plata und Honda einzeln umherliegende Felsblöcke, die alle Spuren der Erhitzung trugen, auffand, welche bei Veränderung der Stellung um fünf bis ſechs Schritte die Nadel um dreißig Grad ablenkten. An den Lavablöcken der Eifel, welche dort, z. B. am Moſenberge bei Manderſcheid und am Gerolſteiner Vulcane, ganze Ströme bilden, wurde von Dr. Zaddach und mir ein polariſches Verhalten mehrfach nachgewieſen; im Allgemeinen ſtand ihre Wirkſamkeit der des Baſaltes nach und war ungleichmäßiger vertheilt.

Magnetiſch polare Felsmaſſen und Geſteine ſind mithin, wie aus den obigen Mittheilungen hervorgeht, ſehr weit verbreitet, und Reiſende, welche in der guten Jahreszeit, mit einem Taſchencompaß ausgerüſtet, die romantiſchen Gegenden des Harzes, der ſächſiſchen Schweiz, des Erz- und Fichtelgebirges, der Bergſtraße und der Rheinprovinz (namentlich des Ahrthals und der Eifel) beſuchen, haben Gelegenheit, ſich an den genannten Localitäten und gewiß auch an vielen andern von jener überraſchenden Wirkung zu überzeugen. Kleine, an den wirkſamſten Punkten abgeſchlagene Handſtücke, die ſie zum Andenken mitnehmen, werden ſie noch nach Jahren durch ihre Polarität an jene Fundorte erinnern.

Es würde nun noch übrig ſein, die allgemeinen Reſultate mitzutheilen, welche aus den bisher genannten Beobachtungen abgeleitet werden können. Was zunächſt den Streit darüber betrifft, ob man dem eingeſprengten Magneteiſen, oder dem Geſtein als ſolchem, oder vielleicht einem chemiſch gebundenen Eiſengehalte, wie Hausmann meint, die magnetiſche Wirkſamkeit jener Felſen zuzuſchreiben hat, ſo ſcheint derſelbe beſonders durch die

zahlreichen und genauen Versuche des Dr. Zaddach dahin entschieden zu sein, daß man zwar nur das Magneteisen, oder die einen Gehalt von Magneteisen führende Augit- oder Hornblendesubstanz als die bedingende Ursache des magnetischen Verhaltens der genannten Gesteine zu betrachten hat, daß aber keineswegs der Schluß zulässig ist, ein Gestein werde um so geeigneter sein, magnetische Polarität anzunehmen, je reicher es an Magneteisen ist, da sich im Gegentheil durch genaue Versuche herausstellte, daß die magnetische Intensität der untersuchten Gesteinsproben mit dem specifischen Gewichte derselben nicht in einem bestimmten Verhältnisse steht. Dr. Zaddach ist deshalb der Meinung, nicht die Menge des Magneteisens, sondern die Art und Weise der Vertheilung in der Masse des Gesteins, namentlich die Trennung der einzelnen, als kleine Magnete zu betrachtenden Theilchen des Magneteisens durch die unmagnetische Grundmasse des Gesteins sei es, welche die Fähigkeit desselben bedinge, polaren Magnetismus anzunehmen. Auffallend bleibt es immer, wie die verhältnißmäßig geringe Menge jener Theilchen dem Gestein eine so kräftig polare Wirkung zu ertheilen vermag, während andere Bruchstücke desselben, an Magneteisen sogar reicheren Gesteins, auf eine empfindliche Magnetnadel kaum einfach retractorisch wirken.

Daß der Magneteisenstein selbst unter allen Umständen zwar einfach magnetisch, d. h. auf beide Pole der Nadel gleichanziehend wirkt, aber erst dann polarmagnetisch wird, wenn er längere Zeit der Atmosphäre ausgesetzt war, ist eine bekannte Behauptung; von Humboldt (Kosmos IV, Seite 210) führt z. B. dafür die Zeugnisse Gmelin's, Werner's und des Obersten Gibbs an. Dasselbe Verhalten zeigen aber, allen Beobachtern zufolge, auch die magnetischen Felsen und Gesteine; nur freistehende, mehr oder weniger hervorragende, besonders zerklüftete Felsmassen sind es, die vorzüglich ablenkend auf die Nadel einwirken, und häufig sind es an diesen Felsen die hervorragenden Kanten und Ecken, besonders die nordöstlichen und südwestlichen, die diese Wirkung am kräftigsten zeigen. In den sehenswerthen Basaltbrüchen bei Unkel und bei Linz am Rhein (hier besonders am Mendeberge und Dattenberge) hatte ich mich umsonst bemüht, polarmagnetische Basaltsäulen aufzufinden; Dr. Zaddach, der dies bestätigt, entdeckte aber auf dem Gipfel des Mendeberges frei hervorragende Säulen von kräftiger Wirkung. Die Basaltmassen auf dem Gipfel der Landskrone zeigen sich, wie schon erwähnt, stark polarisch, die etwas tiefer in einem Bruche neben der Capelle an der Westseite des Berges anstehenden schönen Säulen, welche von oben bedeckt sind, waren dagegen ganz unwirksam.

Da der Sauerstoff, die Kohlensäure und die Feuchtigkeit der Atmosphäre das Eisen jener Gesteine höher oxydiren und überhaupt eine von Außen nach Innen fortschreitende Verwitterung herbeiführen, so hätte man das Gegentheil von dem vermuthen sollen, was sich wirklich zeigt; in der That scheint aber die Stärke der Polarität mit einem gewissen Grade der Verwitterung zuzunehmen, die sogenannte Coercitivkraft scheint durch solche Umstände verstärkt zu werden. Es erinnert dies an eine Beobachtung, die Leeuwenhoek bereits 1722 machte, nach welcher ein Jahrhunderte lang der Luft ausgesetzt gewesenes stark verrostetes Eisenstück sehr stark und dauernd magnetisch und zugleich sehr hart geworden war. Dr. Zaddach nimmt daher an, die genannte Kraft entwickle sich in allen diesen Fällen erst allmälig an der Luft und verbreite sich in den Gesteinen von außen nach innen, von oben nach unten; in der That wies er nach, daß die oben genannten kräftig polaren Felsen an der Nürburg drei bis vier Fuß tief unter der Erde ihre Wirksamkeit verloren hatten. Ob die Oxydation an sich oder, wie Dr. Zaddach meint, die durch fortwährenden Temperaturwechsel zunehmende Auflockerung oder Zerklüftung des Gesteins die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist, bedarf der nähern Erforschung; ja selbst die Meinung Zeune's, nach welcher die freie Einwirkung der Luftelektricität einen gewissen Antheil an der Erzeugung des Magnetismus haben soll, darf man ohne Weiteres nicht zurückweisen, wenigstens hat sie heute mehr Sinn als zu der Zeit, wo sie von Zeune ausgesprochen wurde. Unerklärlich erscheint es bis jetzt wenigstens immer, daß neben sehr kräftig wirkenden Felsmassen andere ganz gleiche und scheinbar denselben Einflüssen unterworfene angetroffen werden, die sich wirkungslos zeigen.

Die oft über Erwartung große polarische Wirkung der genannten Gesteine würde zu der Meinung berechtigen, sie müßten zugleich in hohem Grade anziehend auf Eisenfeilspähne wirken, aber schon v. Humboldt, Wächter und Andere haben es als eine besondere Eigenthümlichkeit dieser natürlichen Magnete hervor, daß ihnen trotz der ausgezeichneten retractorischen Kraft jede attractorische Wirkung auf unmagnetisches Eisen zu fehlen scheint; beide Wirkungen stehen demnach keineswegs in demselben Verhältniß, ja es scheint vielmehr, daß die Umstände, welche die polare Kraft dieser an eigentlich magnetischen Theilchen armen Gesteine vermehren, eine Verminderung oder völlige Vernichtung der anziehenden Kraft zur Folge haben. Den

Grund dieser auffallenden Erscheinung findet Dr. Zaddach in der großen Vertheilung der unendlich kleinen magnetischen Theilchen, die als Theilmagnete zu betrachten sind, in der an Masse vorwaltenden, des Magnetismus nicht fähigen Substanz des Gesteins, da ihn seine Versuche belehrten, daß kleine Magnetlamellen, direct auf einander gelegt, schwächer retractorisch, dagegen stärker attractorisch wirken, als wenn man dieselben durch dazwischen gelegtes Papier trennt.

Schließlich würde noch die Frage zu erledigen sein, ob sich über die Lage der Magnetpole und die Richtung der Magnetachsen in den magnetischen Felsen etwas Gesetzmäßiges ermitteln lasse; es scheint aber, daß man, trotz der mühsamen Beobachtungen des Dr. Zaddach, eine für alle Fälle geltende Antwort noch nicht zu geben im Stande ist. Nur soviel steht fest, daß die Vertheilung des Magnetismus in den Felsen eine ganz andere ist und ganz anderen Gesetzen folgt, als diejenige, welche in senkrecht stehenden Eisenmassen überall wahrgenommen wird, bei welchen sich unten ein Nordpol, oben ein Südpol bildet. Während mithin bei solchen Eisenmassen die Magnetachse eine mehr oder weniger verticale Richtung hat, fallen die Magnetachsen jener Felsen in eine mehr oder weniger horizontale Ebene. Beobachtungen mit Inclinatorien dürften indeß den Nachweis führen, daß man nicht selten auch hier eine diagonale, eine gegen den Horizont geneigte Lage der Magnetachsen anzunehmen hat. In kleineren Felsmassen und den Bruchstücken derselben wird meist nur eine Achse aufgefunden, sie weicht aber vom magnetischen Meridian oft beträchtlich ab, wenn auch im Allgemeinen der Nordpol in nördlicher, der Südpol in südlicher Richtung liegt. In größeren Felsmassen nimmt die Zahl der Achsen zu; in den Nürburger Felsen beobachten sie eine Richtung von Nordwesten nach Südosten, und wenn auch die Pole der Hauptachse eine normale Lage haben, so ist die Lage in den secundären, oft durch Induction entstandenen Achsen häufig die umgekehrte.

Wenn man die Nadel eines Taschencompasses um einen mit ihr in derselben Horizontalebene liegenden Magnetstab von Norden durch Westen, Süden und Osten herumführt, so macht sie zwei vollständige Umdrehungen, indem ihr Nordpol durch Westen, Süden und Osten nach Norden geht, bei entgegengesetzter Bewegung der Nadel durchläuft auch der Nordpol umgekehrt durch Osten, Süden, Westen nach Norden seine Doppeldrehung; auf ähnliche Weise, nur keineswegs so regelmäßig, verhält sich die Nadel des Compasses, wenn man diesen in einer horizontalen Ebene um einen magnetischen Felsen herumführt. Die Unregelmäßigkeiten, welche dabei wahrgenommen werden, bestehen besonders darin, daß die Drehung in kleinen Abständen eine sehr bedeutende und dann wieder auf größere Strecken eine kaum wahrnehmbare ist, ja daß die Nadel an einzelnen Stellen oft zurückgeht, um dann ihre normale Drehung wieder zu beginnen, und daß sich die völlige Umdrehung der um den Felsen bewegten Nadel oft viel häufiger als zweimal wiederholt. Die Ursachen dieser Unregelmäßigkeiten sind ohne Zweifel mannigfaltig, man wird sie aber besonders darin zu suchen haben, daß in solchen Felsen mehr als eine Magnetachse vorhanden ist, daß diese Achsen keineswegs immer parallel, ihre Pole zuweilen sogar entgegengesetzt liegen, daß die Intensität der zu verschiedenen Achsen gehörenden Pole sehr ungleich sein kann, und daß zugleich die Entfernung der äußern Oberfläche des Felsens von manchen Polen häufig eine sehr verschiedene sein muß, weshalb an einzelnen, den wirksamen Theilen des Felsens entfernt liegenden Stellen die richtende Kraft des Erdmagnetismus die ablenkende Kraft des Gesteins nicht wahrnehmen läßt. Auf solche Art erklärt sich denn auch die Erscheinung, daß manche Beobachter bald den einen, bald den andern Pol überwiegend wirken sehen; die verglichenen Pole gehörten entweder zwei verschiedenen, ungleich entwickelten Magnetachsen an, oder die Lage der Magnetachse brachte es mit sich, daß ein Pol nach Außen wirksamer auftreten konnte als der andere.

Aus den vorstehenden, freilich nur kurz skizzirten Bemerkungen scheint hervorzugehen, daß wir uns vorläufig mit der Annahme begnügen müssen, die so verschiedene Anzahl und die ebenso mannigfaltige Lage der Pole in den magnetischen Felsen sei theils von der Größe der Felsmassen, theils aber auch von der verschiedenen Gestalt und innern Structur derselben abhängig.

Stammcharakter der alten Griechen.

Von

G. L. Kriegk.

Die alten Griechen waren ein Volk, dessen Zahl während der Zeit seiner Blüthe viele Millionen betrug. Sie besaßen außerdem nicht nur eine große Menge von Sclaven, sondern sie hatten auch viele barbarische Völker von sich abhängig gemacht, so daß eine sehr bedeutende Zahl von Menschen dem griechischen Princip und Willen diente. Sie hatten sich ferner durch die Gründung von dritthalb

Hundert Colonien, an allen Küsten des mittelländischen Meeres, vom südlichen Rußland an bis zur Straße von Gibraltar ausgebreitet. Sie waren endlich niemals in einen einzigen Staat vereinigt, sondern vielmehr stets in eine Unzahl kleiner Republiken getrennt. Ungeachtet aller dieser Umstände aber zeigt sich bei ihnen eine bestimmte Gleichartigkeit des Wesens, ein allen, auch den äußersten Gliedern eigenthümlicher Nationalgeist, dessen Hauptcharakterzüge schon in der ältesten Zeit der griechischen Geschichte erkennbar sind. Daß der so scharf ausgeprägte griechische Geist einem vielfach gespaltenen, durch weite Räume von einander getrennten, in sich selbst zwieträchtigen, ja oft mit Wuth sich bekämpfenden Volke in allen seinen Gliedern eigen bleiben konnte, daß er noch dazu diesem Volke den größten Einfluß auf das Schicksal andrer Nationen und auf den Gang der Weltgeschichte verliehen hat: dies ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Sie ist besonders für uns sehr befremdend, weil wir gewohnt sind, die Bedeutung eines Volkes nur nach dem Umfange seines Gebietes, nach der Zahl der Bewohner desselben und nach dem Maße der bloß äußerlichen Kräfte seines Reiches zu bestimmen. Sie ist aber andrerseits ebenso, wie die historische Bedeutung des deutschen Volkes, das ja auch schon seit Jahrhunderten in Wirklichkeit weder ein Reich, noch einen Staat bildet, eine sehr belehrende Erscheinung; denn sie zeigt uns, daß nicht äußere Gewalt, sondern die innere Art und Kraft den Völkern eine bleibende Macht verleiht.

Die Grundlagen dessen, was den gemeinsamen Charakter der Griechen bildete, hat Aristoteles in wenige Worte zusammengefaßt. Er stellt nämlich in seiner Schrift über das Staatswesen die Griechen den orientalischen Völkern und den damals noch insgesammt uncivilisirten Bewohnern des nördlichen und mittleren Europa gegenüber, und sagt: Die Letztern besäßen Muth, ermangelten aber der intellectuellen Bildung und der Fähigkeit, den Verstand auf das Leben anzuwenden, sie hätten sich deshalb zwar frei erhalten, aber weder geordnete Staaten zu bilden, noch ihre Herrschaft über andre Völker auszudehnen vermocht; mit den orientalischen Völkern verhalte es sich grade umgekehrt, diese hätten daher ihre Freiheit weder nach außen zu behaupten, noch die Despotie von sich abzuhalten gewußt; die Griechen endlich, welche in der Mitte beider Völkergruppen wohnten, vereinigten die Vorzüge Beider in sich: sie besäßen Muth, Verstand und Bildung, und hätten sich deswegen nicht bloß frei erhalten, sondern auch ihre Staaten auf's Beste eingerichtet und seien fähig, über alle andern Völker zu herrschen. Zwischen den Griechen selbst, fährt Aristoteles fort, bestehe derselbe Unterschied; von den beiden angegebenen Grundlagen des Völkercharakters nämlich, dem äußern Muth und der geistigen Regsamkeit, finde man bei einzelnen griechischen Völkern die eine oder die andre vorherrschend und die Formen des Lebens bestimmend, bei manchen aber seien beide auf eine vortreffliche Weise mit einander verbunden.

Auf die von Aristoteles angegebenen Grundzüge des griechischen Wesens läßt sich alles Dasjenige zurückführen, was den Griechen ihre Bedeutung verliehen hat. Daneben dürfte es aber passend sein, die Frage aufzuwerfen, ob den alten Griechen auch ein bestimmter physischer Charakter eigenthümlich gewesen sei. Diese Frage ist schwer zu beantworten, weil eines Theils kein altgriechischer Schriftsteller dieselbe sich gestellt hat und also auch keine Antwort auf sie ertheilt, andres Theils aber die heutigen Griechen mindestens nicht mit Sicherheit als Nachkommen der alten Griechen anzusehen sind. Sogar die gelegentlichen Angaben einzelner physischer Charakterzüge in den altgriechischen Schriften führen, wenn man sie zusammenstellt, zu keinem Ergebnisse; denn sie sind oft von gradezu entgegengesetzter Art. So finden wir z. B. schon im Homer das Haar des einen Helden dunkel, das des andern hell geschildert. Das einzige sichere Mittel der Erkenntniß geben die noch erhaltenen Kunstwerke der Griechen an die Hand. Diese sind zwar, besonders so weit sie Götter darstellen, als ideale Bildungen anzusehen; immerhin müßten ihnen aber doch die Züge, welche das griechische Volk an sich selbst zu sehen gewohnt war, zu Grunde liegen, und die Darstellungen historischer Personen, wie z. B. einzelner Philosophen, Dichter, Staatsmänner, könnten jedenfalls nur idealisirte, nicht aber rein ideale sein. Aus den altgriechischen Kunstwerken ergeben sich zwei Gesichtstypen, nämlich einer, welchen wir an den Götter- und Heroenbildern angewendet finden, und einer, welcher den Darstellungen historischer Personen eigen ist. Der erstere stellt das Gesicht in derjenigen Form dar, welche von allen unsern Künstlern als die edelste und schönste Form anerkannt wird. Der Gesammtumriß ist vollkommen oval, die Stirn schön gewölbt und hoch, der Jochbogen sanft und schön gebogen, die Nase nie gewölbt und der Oberkiefer da, wo unter der Nase seine beiden Theile zusammenstoßen, fast perpendikulär; die Gesichtslinie aber beträgt 90 Grad, bei einigen Köpfen, wie z. B. bei dem des Apollo von Belvedere, sogar 100. Der zweite Typus erscheint als eine Abart des ersteren, ist aber nicht als ausschließliche nationale Eigenthümlichkeit anzusehen, da er auch bei den andern europäischen Völkern vorkommt.

Sogar der erstere findet sich im heutigen Europa und Asien, wiewohl freilich sehr selten. Man behauptet z. B., daß zwei von den 170 Schädeln der Blumenbachischen Sammlung, ein neugriechischer und ein georgischer, demselben angehören.

Wenden wir uns zurück zu dem eigentlichen Wesen der Griechen, insoweit auf ihm die Bedeutung derselben in der Weltgeschichte beruht: so besteht dieses hauptsächlich in zwei Charakterzügen äußerlicher Art und in vier großen inneren Vorzügen, nämlich in der commerciellen und industriellen Thätigkeit der Griechen, in ihrem Verhalten gegen andre Völker, in ihrer intellectuellen Bildung, ihrer Poesie, ihrer Kunst und ihren politischen Ideen und Formen.

In Hinsicht auf Handel und Gewerbe haben die Griechen alle andern Völker des Alterthums weit übertroffen. Sie standen den Phöniciern, an deren Stelle sie als Seevolk traten, nur in der einen Rücksicht nach, daß sie ihre Fahrten nicht so weit wie diese ausdehnten, liefen aber ihnen und den Carthagern in allen andern Stücken den Vorrang ab. Sie wurden und blieben das erste Seevolk des Alterthums. Besonders zeichneten sich im Seewesen die Bewohner von Rhodus aus. Diese schufen zuerst von allen Völkern Seehandelsgesetze, welche später von den Römern bei den ihrigen benutzt wurden, und vielleicht sogar in die des Mittelalters übergegangen sind. Sie vervollkommneten ferner den Schiffsbau in einem solchen Grade, daß Andre ihnen nicht nachkommen konnten; diese Vervollkommnungen blieben sogar eine Zeit lang ihr Geheimniß, da sie jeden Fremden, welcher ihre Werften betrat, mit dem Tode bestraften. Endlich haben die Bewohner von Rhodus zuerst auch besondere und bleibende Einrichtungen zur Ueberwachung und Unterdrückung des Seeraubes gemacht; sie unterhielten nämlich zu diesem Zwecke stets eine besondere Flotte. Auch in Bezug auf den Umfang und die Rührigkeit des Seehandels hat das griechische Volk alle übrigen des Alterthums weit übertroffen. Sogar den neueren Seevölkern sind die Griechen in Betreff der Zahl ihrer Colonien an die Seite zu stellen. Sie hatten bis zum Jahre 500 v. Chr. mindestens 250 Pflanzstädte an den Ufern des mittelländischen Meeres gegründet, und alle diese Colonien befaßten sich ebenso, wie die Mutterstaaten, mit Handel. Manche von ihnen blühten so sehr empor, daß z. B. Milet in Kleinasien mitunter eine Kriegsflotte von hundert Schiffen besaß, und daß die Stadt Sybaris in Unteritalien zwei- bis dreimalhunderttausend, die Stadt Syrakus aber gar eine halbe Million Einwohner enthielt. Der Handel erhielt durch die Griechen und ihre Colonien in allen Theilen des mittelländischen Meeres die größte Lebhaftigkeit, und ward durch sie das Band, welches alle Anwohner dieses Meeres mit einander verknüpfte. Er breitete sich von Tanais am Don und von Phasis in Kolchis, den nördlichsten und östlichsten griechischen Colonien, bis nach Cyrene in Barka und nach Mänake in Andalusien, den südlichsten und westlichsten, aus, und brachte nicht nur die Producte der Küstenländer und die Erzeugnisse des griechischen Gewerbfleißes, sondern auch die Naturschätze Rußlands, des innern Afrika und andrer Binnenländer auf den Weltmarkt. Von den verschiedenen Gewerben des Griechenvolkes ist gar nicht nöthig, besonders zu reden, da ihrer in allen Zeiten der griechischen Geschichte gedacht wird. Schon die ältesten Gedichte der Griechen, die Iliade und die Odyssee, geben Kunde von einer großen Rührigkeit und Mannigfaltigkeit des Gewerbfleißes, und noch lange nach dem Untergange der griechischen Selbständigkeit berichten uns die Römer von der fortdauernden blühenden Industrie griechischer Städte.

Die Griechen standen aber nicht bloß in Betreff des Handels und der Gewerbe, sondern auch in mancher andern Hinsicht Jahrhunderte lang an der Spitze der Menschheit. Dies verlieh ihnen das stärkste Selbstgefühl und bestimmte die ihnen eigenthümliche Stellung gegen andere Völker. Sie überragten die übrigen Völker in einer jeden Beziehung, welche in ihren eigenen Augen Wichtigkeit hatte; nicht sie hatten also einem derselben in irgend einer Hinsicht nachzueifern, sondern umgekehrt jedes andere Volk, das sich zu fühlen begann, ihnen. Ein Volk vergleicht sich in der Regel am meisten mit der ihm zunächst stehenden Nation, und sein Stolz fühlt sich am meisten geschmeichelt, wenn es diese entweder im Kriege überwunden oder ihr in Wissenschaft, Kunst oder Industrie den Vorrang abgelaufen hat: mit andern Worten, der Nationalstolz ist in seiner stärksten Belebung zugleich ein Wetteifer und das Bewußtsein eines über andere Nationen errungenen Sieges. Bei den Griechen dagegen war er dies nicht, sondern vielmehr das Bewußtsein der unbestrittenen Ueberlegenheit in allen Dingen; er stützte sich außerdem nicht auf den Vergleich mit einem oder mehreren, sondern mit allen andern Völkern. Die Griechen haben daher auch, was bei keiner andern Nation vorkommt, sich selbst vermittelst eines besondern Ausdruckes allen übrigen Völkern gegenüber gestellt. Sie faßten nämlich die ganze nicht-griechische Welt unter dem Worte Barbaren zusammen.

Kriegführend erschienen sie, von den Zeiten des trojanischen Krieges an bis auf den Ma-

cedonier-König Philipp, von ihrem Mutterlande aus nur gegen ein fremdes Volk, die Perser, während sie unter einander selbst sehr häufig Krieg führten. Auch der Kampf mit den Persern war ursprünglich nur ein Vertheidigungskrieg; denn ein eroberndes Volk, wie die Römer, waren die Griechen nicht. Dessenungeachtet erhielt sich bei ihnen ein kriegerischer Sinn bis in die Blüthezeit ihrer Cultur hinein. Muth, Kraft und körperliche Gewandtheit wurden als unentbehrliche Eigenschaften des Mannes angesehen, und die höchste Ehre, welche ein Grieche erlangen konnte, der Olivenkranz von Olympia, gründete sich in den meisten Fällen bloß auf diese Vorzüge. Auch war die Kräftigung des Körpers und die Bildung zum Krieger in allen Staaten Griechenlands der wichtigste Theil der Erziehung.

Die intellectuelle Bildung der Griechen zeichnete sich durch einige sehr auffallende Charakterzüge vor der unsrigen aus. Sie war erstens nicht, wie diejenige aller modernen gebildeten Völker, von irgend einer andern Nation auf sie übertragen, sondern von außen her nur in ihren ersten Anfängen angeregt worden. Sie war also vollkommen national, mit allen andern Seiten des griechischen Wesens innig verschmolzen und in sich selbst abgeschlossen. Sie war zweitens nicht, wie die der gebildeten Classen neuerer Völker, eine vorherrschend theoretische, auf das Wissen hinzielende und für die Zwecke des conventionellen Lebens oder des geselligen Verkehrs berechnete. Wissen, Denken und Handeln waren bei den Griechen nicht von einander getrennt, und jede Kenntniß, jede Idee stand mit dem Leben selbst in unmittelbarer Verbindung. Es gab daher keine bloße Gelehrsamkeit, keinen gelehrten Stand, keine sich gegen einander abschließenden Wissenschaften; und das Leben selbst, besonders das politische, war eine so reichlich fließende Quelle der Bildung, daß Schulen im modernen Sinne lange Zeit entbehrlich blieben. Selbst die Philosophie, welche bei uns nur dem Gelehrten zugänglich ist, war bei den Griechen eine populäre Wissenschaft und stand mit dem Leben in engem Zusammenhange. Kein Staatsmann z. B. konnte der philosophischen Bildung entbehren. Ja, die Philosophie ersetzte dem gebildeten Griechen sogar die Religion. Die Nationalreligion der Griechen und Römer enthielt bekanntlich weder ein Dogma, noch eine Moral, sie bestand vielmehr bloß in Mythen und Ceremonien. Sie konnte also nur dem großen Haufen genügen. Wer dagegen das Bedürfniß fühlte, sich über die höhern Dinge und über des Menschen Verhältniß zu ihnen klar zu werden, wer einer moralischen Richtschnur, eines leitenden Grundsatzes bedurfte, der mußte zur Philosophie seine Zuflucht nehmen. Man bezeichnete daher häufig ebenso den Staatsmann, wie bei uns den Gelehrten, nach dem philosophischen System, welchem er huldigte, weil die Namen Pythagoreer, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer u. s. w. nicht die wissenschaftliche Grundansicht eines Gelehrten, sondern das Lebensprincip eines Gebildeten bezeichneten. Es würde heut' zu Tage sehr befremdend sein, wenn in einer politischen Geschichte von modernen Staatsmännern angezeigt würde, daß der Eine ein Kantianer, der Andere ein Hegelianer u. s. w. gewesen sei, gar nicht davon zu reden, daß man bei nur sehr wenigen derselben eine solche Angabe würde machen können. In der Geschichte des griechischen und römischen Alterthums dagegen ist es von großer Wichtigkeit, zu erfahren, daß der Staatsmann und Feldherr Xenophon von Sokrates, der macedonische König Alexander von Aristoteles gebildet worden ist, daß Brutus ein Stoiker, Cassius ein Epikureer war. Das philosophische System, zu dem sich ein Staatsmann bekannte, war für seine politische Richtung und Handlungsweise ebenso entscheidend, als in der europäischen Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts der Umstand, daß ein Staatsmann Katholik, Lutheraner oder Calvinist war.

Ein dritter Charakterzug der griechischen Geistesbildung ist die Bedeutung, welche die Idee des Schönen in allen Arten des geistigen Lebens hatte, und die daraus hervorgegangene große Vollendung der Form des Ausdruckes. Da wir uns in neuester Zeit gewöhnt haben, an jedes Geisteswerk die Forderung einer schönen Darstellung zu machen, so müssen wir, um das soeben Gesagte gehörig zu verstehen und zu würdigen, uns in diejenigen Zeiten unsrer Literatur zurückversetzen, welche erst vor etwa hundert Jahren ihr Ende erreicht haben. Wir müssen uns die breite, ungelenke, holperige, formlose Schreibart unsrer nächsten Vorfahren vor Augen stellen und dann irgend ein beliebiges Buch der alten Griechen aufschlagen, um zu erkennen, welch regen Sinn dieses Volk stets für die Form der Darstellung hatte. Wie man bei ihm im moralischen Leben die Idee des Guten niemals von der des Schönen getrennt dachte, so sprach und schrieb man nicht bloß klar und richtig, sondern auch schön; und diejenigen, welche den Jüngling für das Leben bildend vorbereiteten, waren auf Beides mit gleich großer Sorgfalt bedacht.

Der vierte Vorzug war die größere Verbreitung der Bildung im griechischen Volke. Ein gewisser Grad von Bildung war in den streng demokratischen Staaten der Griechen nöthig; denn jeder Bürger derselben kam

öfters in den Fall, über Fragen der Politik oder der Gesetzgebung mit entscheiden zu müssen. Sie war aber ebendeshalb auch leichter zu erwerben, weil sowohl die Theilnahme aller Bürger an den Staatsgeschäften, als auch die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen anregend und bildend wirkte. Ein anderer Grund der im griechischen Volke weiter ausgebreiteten Bildung war der Umstand, daß man Sclaven hatte, und daß deshalb die Zahl derjenigen Bürger, welche rein mechanische Geschäfte trieben, geringer war, als sie bei uns ist.

Wenden wir unsern Blick von der allgemeinen Bildung des griechischen Volkes auf dasjenige, was der denkende und forschende Theil desselben für das höhere geistige Leben der Menschheit geleistet hat: so stellt sich uns die welthistorische Bedeutung dieser Nation in ihrem größten Glanze dar. Die Griechen waren es, welche zuerst die eigentliche Wissenschaft in's Leben eingeführt haben. Sie haben nämlich zuerst das Wissen und Erkennen, welche vor ihrer Zeit überall nur das Vorrecht eines einzelnen Standes gewesen waren, zu einem Gemeingute gemacht. Sie haben ferner zuerst die Dinge an und für sich selbst, ohne Rücksicht auf äußern Nutzen, sowie unabhängig von den Forderungen des Gemüthes oder des religiösen Bedürfnisses betrachtet und erforscht. Sie waren also die Schöpfer der wahren Philosophie und der eigentlichen Wissenschaften. Dieses unschätzbare, auf ewige Zeiten fortwirkende Verdienst der Griechen tritt am sichtbarsten hervor, wenn man zwei einzelne Wissenschaften, die Mathematik und die Geschichte, in ihrem Zustande vor und nach der Zeit der Griechen betrachtet. Die Mathematik, welche auf dem in Griechenland gelegten Grunde zur Bedeutung einer der vollendetsten und fruchtbarsten Wissenschaften emporgestiegen ist, war vor der Zeit der Griechen nur eine Zusammenhäufung von technischen Kenntnissen und Fertigkeiten; sie diente als solche nur den Bedürfnissen des äußern Lebens, und wie wenig sie in Folge davon voranschritt, kann man schon aus dem Umstande ermessen, daß erst die Griechen einen der wichtigsten elementaren Lehrsätze der Geometrie, den pythagoreischen, erfunden haben. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Geschichtschreibung der früheren Völker und der Griechen. Die Geschichtsbücher der Ersteren sind insgesammt nichts als Chroniken, d. h. sie bestehen aus einer bloßen Zusammenstellung der äußern Thatsachen; und wenn ihnen außer der Rücksicht auf die Zeitfolge der Ereignisse noch ein anderer Gedanke zu Grunde liegt, so ist es das Streben, dem patriotischen Gefühle oder der Unterhaltung Genüge zu leisten. Die Idee eines inneren Zusammenhanges der Dinge, einer in menschlichen Angelegenheiten stattfindenden Entwicklung, einer aus dem Geiste der Völker hervorgehenden Nothwendigkeit der wechselnden Geschicke und Lebensformen, diese Idee ist erst durch die Griechen das Princip historischer Betrachtungen, die Geschichte selbst also erst durch sie eine Wissenschaft geworden. Endlich hat dasselbe griechische Volk sich auch in Betreff der Schreibart ein nicht genug zu schätzendes Verdienst um die Menschheit erworben. Die Griechen haben nämlich zuerst eine dem entwickelten menschlichen Geiste entsprechende Art des Ausdrucks der Gedanken aufgefunden; mit andern Worten, sie haben die Prosa und den Styl geschaffen. Alles, was vor ihnen geschrieben wurde, hatte entweder eine poetische Form, oder es bestand, wie uns die Schriften des alten Testaments zeigen können, gleich der Sprache des Kindes nur aus Hauptsätzen und wenigen Nebensätzen. Die Prosa früherer Völker ermangelte also nicht bloß der schönen, geordneten Form, sondern sie gab auch jene mannigfaltigen Nüancen des Denkens nicht wieder, welche aus der Beziehung auf Ursache, Zeitverhältniß, Mit- und Nebenwirkung und Anderes mehr hervorgehen, und deren Darstellung in Schrift und Rede wir den Periodenbau nennen.

Die Dichtkunst der Griechen unterscheidet sich durch einen Haupt-Charakterzug als eine neue Art, poetisch zu empfinden und zu schaffen, wesentlich von den vorausgegangenen dichterischen Schöpfungen der Orientalen. Dieser Charakterzug ist auch in die römische Poesie und durch sie in die moderne europäische übergegangen. Er besteht in dem Geordneten, Klaren, Verständlichen, Naturgemäßen, welches den Griechen so zu sagen instinctmäßig inne wohnte, und daher auch, ohne daß es absichtlich und mit Bewußtsein geschehen wäre, die Gebilde ihrer Phantasie durchdrang. Die so beschaffene Art von Poesie bildet unter dem Namen der classischen oder antiken Poesie den Gegensatz gegen die mehr willkürlichen, das Abenteuerliche liebenden und der Form entweder zu sehr oder zu wenig huldigenden Schöpfungen der romantischen Poesie.

Ein zweiter, für die menschliche Cultur ebenso wichtiger Charakterzug ist die bei keinem Volke in gleicher Stärke vorkommende dichterische Productionskraft und die darauf beruhende Mannigfaltigkeit poetischer Schöpfungen des griechischen Volkes. Die Griechen haben nicht nur Allem eine poetische Seite abzugewinnen, Alles durch ein poetisches Gewand dem Gemüthe näher zu bringen verstanden, sie haben auch eine Anzahl neuer Dichtungsarten erfunden. Sie haben namentlich zuerst von allen Völkern der Schöpferin und Bildnerin Poesie die Geißel der Satyre

in die Hand gegeben. Sie haben durch Erschaffung des Dramas das Leben selbst in seiner Totalität zu einem Gegenstande der Poesie gemacht, und so einen geistigen Genuß neuer Art erfunden, welcher bei den civilisirten Völkern ein Bedürfniß geworden und geblieben ist. Daß übrigens die Griechen neben den neuen Dichtungsarten, welche sie erschufen, auch alle bereits vorhandenen zur Vollendung gebracht oder doch wenigstens derselben genähert haben, ist allgemein bekannt.

Eine den Griechen ganz besonders eigenthümliche Erscheinung war das Hereinziehen der Poesie in Lebensverhältnisse, von denen dieselbe sonst ganz oder großentheils fern gehalten wird. Bildet doch die Poesie bei ihnen sogar einen Theil des politischen Lebens! Sie hatten nicht nur schon zur Zeit des Dichters Alcäus und, soviel man weiß, zuerst von allen Völkern rein politische Lieder, sondern es gab auch im alten Griechenland drei Staatsverfassungen (die des Lykurg, des Zaleukus und des Charondas), welche in Verse eingekleidet waren und so im Gedächtnisse der Bürger erhalten wurden. Auch das Theater hatte einen Staatszweck und bildete zugleich einen Theil des öffentlichen Gottesdienstes, weshalb denn auch den Schauspielern in Athen gewissermaßen der Charakter von Priestern anhaftete, und einige derselben als Staatsmänner eine bedeutende politische Rolle spielen konnten. Schließlich ist noch die große Mannigfaltigkeit poetischer Formen bei den Griechen hervorzuheben. Kein Volk hat so viele Versmaße erfunden, als die Griechen, und die schönsten, die wir kennen, verdanken wir fast insgesammt ihnen.

Die Nationaleigenthümlichkeiten der Griechen, die sich in ihrer bildenden Kunst zu erkennen geben, begründen ebenfalls auffallende Unterschiede derselben von andern Völkern. Bei keiner andern Nation finden wir einen so großen und allgemeinen Sinn für die Kunst. Fast Alles, was die Griechen verfertigten, ward nicht nur mit Rücksicht auf den Gebrauch, dem es dienen sollte, sondern auch mit Rücksicht auf Schönheit der Form gearbeitet. Um dies gehörig zu würdigen, vergleiche man die unzähligen Geräthschaften, welche in Pompeji gefunden worden sind, und doch zum Theil auch ärmeren und weniger gebildeten Leuten angehört hatten, mit den entsprechenden Töpferwaaren und andern Geräthschaften, welche bei uns im Gebrauche sind. Man wird unter den erstern schwerlich ein einziges Stück finden, welches nicht durch seine Form bedeutend und schön wäre. Und doch gehören die Pompejanischen Geräthschaften einer Zeit an, welche von der Blüthezeit der griechischen Kunst schon durch einen Zwischenraum von Jahrhunderten getrennt war.

An dem, was in Pompeji und in Herculanum ausgegraben worden ist, lassen sich am besten auch zwei andere Charakterzüge des griechischen Kunstsinnes erkennen, nämlich der große Formensinn der Griechen und die von ihnen erfundene Menge von Formen. Kein anderes Volk besaß einen so großen und überwiegenden Sinn für das Plastische, wie die Griechen, und keines läßt sich in Betreff der Mannigfaltigkeit neu geschaffener Formen auch nur entfernt mit ihnen vergleichen. Worin anders besteht ein großer Theil unsrer Ornamente, als in der Wiederholung griechischer Muster! Und in welch erstaunlichem Grade haben dieselben ebenso, wie die Formen unsrer Luxusgeräthschaften, bloß in Folge der Aufgrabung von Pompeji und Herculanum an Menge und Mannigfaltigkeit zugenommen! Wo ist ferner ein Volk zu finden, an dessen Werken der angehende Bildhauer oder Architekt seinen Formensinn so gründlich und allseitig ausbilden könnte, als an denen der alten Griechen! Welches andere Volk endlich hat sich sogar in der sinkenden Zeit seiner Kunstthätigkeit weniger von dem Princip der Schönheit entfernt und in das Widernatürliche verirrt!

Wie stark und allgemein der Sinn für die bildende Kunst bei den Griechen war, zeigt sich auch darin, daß er alle Classen des Volkes durchdrang und über alle, selbst die kleinsten, von ihnen bewohnten Orte verbreitet war. Ueberall, wo Trümmer griechischer Wohnsitze sind, finden sich Kunstwerke in großer Zahl. Zur Zeit Alexander's des Großen und seiner Nachfolger war der Bedarf derselben so groß, daß ihre Verfertigung in vielen Städten zu den ausgedehntesten Gewerben gehörte und diesen Städten das Ansehen großer Fabrikstädte verlieh. Konnte doch, was bei keiner unsrer Städte möglich sein würde, in Betreff der Erfindung des sogenannten korinthischen Erzes die Sage sich bilden, daß dasselbe bei der Niederbrennung von Korinth durch das Zusammenschmelzen der vielen metallnen Kunstwerke dieser Stadt entstanden sei! Sogar die roheste der griechischen Völkerschaften, die ätolische, besaß eine solche Liebe zur Kunst, daß sich in ihrer nicht großen Hauptstadt (Thermus), als dieselbe um 220 vor Christo durch die Macedonier erobert wurde, über 2000 Bildsäulen vorfanden.

Wir wenden uns zuletzt noch dem politischen Wesen und Leben der Griechen zu, um auch an ihm nationale Eigenthümlichkeiten derselben zu erkennen. Drei Hauptcharakterzüge sind es, welche das politische Leben der Griechen auszeichneten. Der eine besteht in der großen Mannigfaltigkeit der politischen Entwickelung, welche um so merkwürdiger ist, da, wie wir später sehen wer-

den, all den verschiedenen Staatsformen der Griechen ein und dasselbe Princip zu Grunde lag. Aristoteles hatte in einem besonderen Werke, welches leider verloren gegangen ist, alle ihm bekannt gewordenen Staatsverfassungen beschrieben; dieses Werk behandelte 158 verschiedene Staatsverfassungen, und der größte Theil derselben waren griechische. Zählen wir ferner alle in der Blüthezeit der Griechen bestehenden Staaten dieses Volkes (im Mutterland und in den Colonien) zusammen, so kommt eine noch größere Zahl unabhängiger griechischer Staaten heraus, als das heutige Europa enthält; und obgleich diese nicht ebenso viele Staatsformen darstellten, so entwickelte sich doch in jedem derselben die Verfassung ganz selbständig. Will man die vielen griechischen Staaten nach ihren Verfassungen eintheilen, so zerfallen sie in zwei Hauptclassen, nämlich in diejenigen, welche das alte Princip oder mit andern Worten, die Form und Sitte der heroischen Zeit bestehen ließen, und in die übrigen, in denen man entweder ein neues Princip aufstellte oder doch das alte den veränderten Verhältnissen anpaßte. Dieser Unterschied ist ein wahrhaft historischer und zugleich ein wirklich ethnographischer; denn er gründet sich auf alte Stammverschiedenheiten und geht mächtig wirkend durch die griechische Geschichte hindurch. Am prägnantesten tritt er in dem politischen Leben der beiden Hauptvölker, der Spartaner und Athener, zu Tage. Die zweite der erwähnten Abtheilungen ist natürlich die zahlreichste und mannigfaltigste. In den zu ihr gehörenden Staaten beruhte das Verfassungsprincip entweder auf der Hauptbeschäftigung der Bürger, also auf dem Vorherrschen des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, oder auf dem Bedürfnisse, sich gegen mächtige Nachbarn zu schützen, oder endlich auch auf dem Umstand, daß die Einwohnerschaft gemischt war, daß sie nämlich aus Griechen verschiedener Stämme oder auch aus Griechen und Nicht-Griechen bestand.

Eine andere politische Eigenthümlichkeit des griechischen Volkes ist die von ihm gemachte weiteste Ausdehnung und Anwendung des Begriffes Staat, welche jemals vorgekommen ist, oder mit andern Worten, die bei ihm allein zu findende Verknüpfung aller Lebenszwecke mit dem Staatsleben. Der Staat war bei den Griechen keine bloße Form und besondere Art des Lebens, sondern das Leben selbst oder doch dessen Mittelpunkt. Er machte sich daher den Griechen nicht, wie uns, als etwas vorzugsweise Regirendes fühlbar, sondern als die nährende und belebende Quelle aller Thätigkeit und Kraft. Er war die Gemeinschaft des Lebens aller Bürger, oder mit andern Worten, er war dasselbe im Großen, was die Familie im Kleinen ist. Doch darf man dabei nicht an das Patriarchalische mit seinem monarchischen Grundbegriff denken; das Staatsverhältniß erschien bei den Griechen vielmehr, wie Aristoteles sagt, dem Hauswesen gradezu entgegengesetzt, weil der Staat aus lauter freien und gleichen Gliedern bestand. Jeder gehörte dem Staate unbedingt und ganz an; alle Kräfte, wie alle Pflichten, concentrirten sich in demselben, Niemand konnte ein bloßes Privatleben in unserm Sinne führen, also dem Staate gegenüber sich passiv verhalten; ja, sogar Sitten und Gebräuche, welche von uns durchaus als eine Privatangelegenheit betrachtet werden, hingen vom Staate und seinen Verfügungen ab.

Dieser vorherrschende und in Alles eindringende politische Charakter der griechischen Nation wird sich an einigen einzelnen Erscheinungen, welche Consequenzen desselben waren, am besten klar machen lassen. Religion und religiöse Ueberzeugung waren durchaus keine Privat-Angelegenheit, keine den Individuen als solchen angehörige Sache, sondern vielmehr etwas allen Bürgern Gemeinsames und daher ein wesentlicher Theil des Staatslebens. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als wenn im griechischen Alterthum, ebenso wie im christlichen Mittelalter, eine Kirche als besondere Anstalt, eine Priesterschaft als besonders berechtigte Corporation bestanden hätte; im Gegentheil, die orientalischen und modernen Begriffe Kirche und Hierarchie sind dem Geiste der Griechen fremd geblieben, und nur in der frühesten Zeit derselben findet sich eine Spur davon. Der Gottesdienst war eine Staatsangelegenheit, die Priester waren Staatsbeamte, alle religiösen Feste waren Nationalfeste und wurden von der Regierung ebenso angeordnet und geleitet, wie ein Kriegszug oder irgend eine andere rein staatliche Angelegenheit. Weil die Kirche der Staat und dieser jene war, oder richtiger ausgedrückt, weil die Religion eine Allen angehörende, gemeinsame Sache und mit dem Staatswesen in Eins verschmolzen war: so konnte natürlich Toleranz nur fremden oder unterworfenen Völkern gegenüber, nicht aber innerhalb des Kreises der Staatsbürger geübt werden. Mit großer Strenge wurde unter diesen jede Feindseligkeit gegen die Religion geahndet, ja sogar der Unglauben an und für sich selbst, auch wenn er sich nicht nach außen geltend zu machen und auszubreiten suchte. In Athen wurde z. B. Anaxagoras verbannt, weil er die Sonne für eine glühende Masse erklärt hatte. Das gleiche Loos erlitt Protagoras, weil er in einer Schrift ausgesprochen hatte, er wisse nicht, ob es einen Gott gebe; diese Schrift selbst ward allen ihren Besitzern weggenommen und öffentlich verbrannt. Einem gewissen Stilpo verbot

man ebenfalls den Aufenthalt im atheniſchen Gebiete, weil er ſcherzend geſagt hatte, die im Haupttempel von Athen ſtehende Minerva ſei keine Göttin, da ſie ja nicht Jupiter's, ſondern des Bildhauers Phidias Tochter wäre. Ariſtoteles ging von Athen freiwillig in's Exil, weil er wegen irreligiöſer Lehren in Unterſuchung kam. Zu ſeiner Zeit wurde ſogar einmal die Verbannung aller Philoſophen aus Athen beſchloſſen.

Eine logiſche Conſequenz des bei den Griechen waltenden Begriffes Staat war auch die Verfolgung jeder dem Staate feindlichen politiſchen Idee. Dieſe konnte jedoch natürlich nur in der einen der beiden oben angegebenen Staatengruppen praktiſch ausgeführt werden, nämlich in derjenigen, deren Verfaſſung, wie z. B. die ſpartaniſche, an dem Weſen der Vorzeit feſthielt. In der andern dagegen, deren Staatsform auf Accommodation und Entwickelung beruhte, mußte Freiheit der öffentlichen Meinung herrſchen. Während daher in Athen, wie das Beiſpiel des Ariſtophanes zeigt, jeder ſich unverholen und derb über die Verfaſſung, über Behörden, über einzelne Beamte und Staatsmänner ausſprechen konnte, durfte man nach des Demoſthenes Verſicherung in Sparta nicht einmal wagen, die Verfaſſung irgend eines andern Staates zu rühmen.

Um noch einige andere Beiſpiele vom Eingreifen des Staates in alle Verhältniſſe anzugeben, ſo ſtanden alle öffentlichen Vergnügungen nicht bloß unter der Aufſicht des Staates, ſondern ſie waren ſogar unmittelbar Sache deſſelben und mit ſeinen Zwecken in Verbindung gebracht. In manchen Staaten war dies ſogar mit den Verheirathungen der Fall. In Kreta z. B. mußte jeder Bürger in einem beſtimmten Lebensalter eine Frau nehmen, und die Eheloſigkeit wurde dort, wie auch in Sparta, beſtraft. Die Sittenpolizei erſtreckte ſich in Griechenland viel weiter als bei uns. Sie war nicht bloß abwehrend und die Sicherheit oder den öffentlichen Anſtand wahrend, ſondern gradezu gebietend und anordnend, wie ſie bei uns nur in der Familie von dem Haupte derſelben geübt wird. War ja doch bei den Griechen der Staat ſo zu ſagen das Leben ſelbſt und die Sitten ein Theil des Lebens! Müßiggang wurde in manchen Staaten bloß um ſeiner ſelbſt willen beſtraft. Verſchwendung zog in der Soloniſchen Geſetzgebung den Verluſt der höheren politiſchen Rechte nach ſich. Die atheniſchen Luxusgeſetze erſtreckten ſich nicht bloß auf die Kleidung, ſondern ſie ſchrieben unter Andern auch für Mahle eine beſchränkte Zahl von Gäſten vor. In Sparta war den Frauen das Tragen langer Haare, ſowie goldener Schmuck und Stickerei verboten.

Da bei den Griechen alle Verhältniſſe und Zwecke des Lebens mit dem Staat mehr oder weniger in Verbindung gebracht waren, ſo haben auch die griechiſchen Schriftſteller, welche wie Ariſtoteles und Plato die Theorie des Staatsweſens behandelten, dies ſtets mit Bezugnahme auf die allgemeinen und höheren Zwecke des Menſchen gethan. Es mußte ebendeshalb auch der ideale Staat Plato's in den Augen der alten Griechen weniger, als in den unſrigen, ideal erſcheinen. Aus demſelben Grunde kann man die griechiſchen Geſetzgebungen und Staatseinrichtungen, wie ſie mitunter durch einzelne große Männer neu geſchaffen wurden, nicht mit den Arbeiten unſrer conſtituirenden Verſammlungen und geſetzgebenden Behörden vergleichen. Sie gehören vielmehr in eine und dieſelbe Claſſe mit dem, was früher ein Moſes, ein Confucius, ein Zoroaſter gethan hatten. Mit andern Worten, ſie waren ein wiederherſtellendes oder neues Ordnen und Einrichten des Lebens ſelbſt und erſtreckten ſich nicht bloß auf die Regierungs- und Juſtiz-Verfaſſung, ſondern auch auf Religion, Moral und Sitten. Bei zweien ſolcher griechiſchen Staats- und Lebens-Ordner iſt dies ſogar bis zu dem Grade der Fall geweſen, daß von ihnen die letzten Beziehungen als die Hauptverhältniſſe des Staatsweſens geltend gemacht wurden. In den Geſetzgebungen von Charondas und Zaleukus nämlich, welche für zwei griechiſche Colonien in Unteritalien und Sicilien erlaſſen wurden, erſcheint der Staat faſt gradezu als eine für die gemeinſchaftliche Erreichung des höheren Lebenszwecks gemachte Einrichtung, gewiſſermaßen als eine vorzugsweiſe moraliſche Anſtalt; denn Vorſchriften für das religiöſe Leben und ſogar Gebote ſolcher Tugenden, welche, wie z. B. Beſcheidenheit und reiner Lebenswandel, von uns als Privattugenden angeſehen werden, gehörten in ihnen zu den Hauptgeſetzen.

Der dritte Hauptcharakterzug der Griechen in politiſcher Hinſicht war die Grundidee, welche bei ihnen das Staatsweſen durchdrang. Alle griechiſchen Staaten, ſelbſt diejenigen, welche man als ariſtokratiſch bezeichnet, waren dem Princip nach Demokratien; denn alle beruhten auf dem Grundſatz der Volksſouveränität, und dieſer beſtand in keinem Staate etwa bloß dem Namen nach. Wenn die griechiſchen Schriftſteller von ariſtokratiſchen oder oligarchiſchen Staaten ihres Volkes reden, ſo meinen ſie damit nicht, daß die ganze Leitung oder gar die geſetzgebende Gewalt in den Händen des Adels oder einiger weniger Männer geruht habe, ſondern vielmehr, daß bloß die Executive im Beſitze derſelben geweſen ſei. Man iſt im alten Griechenland bis zur Zeit des achäiſchen Bundes niemals auf den Gedanken gekommen, mit welchem ſich ſogar die

Franzoſen in der am meiſten demokratiſchen Zeit ihrer Revolution zufrieden gegeben haben: daß die Rechte der geſammten Staatsbürgerſchaft durch eine von derſelben gewählte Deputirten-Verſammlung vertreten und gehandhabt werden ſollten. In allen griechiſchen Staaten gab es vielmehr Volksverſammlungen, welche aus der Geſammtheit der Bürger beſtanden, und die mit kaum einer einzigen Ausnahme als höchſte Inſtanz über die wichtigſten Staatsangelegenheiten, über Krieg und Frieden, über die Geſetzgebung, über die Verfaſſung und über Criminalverbrechen entſchieden. Dies erſcheint ſogar ſchon in den älteren Zeiten als ein weſentlicher Theil der politiſchen Begriffe des griechiſchen Volkes; denn wir finden bereits in der Homeriſchen Zeit, in welcher die griechiſchen Staaten insgeſammt von Königen beherrſcht wurden, überall Volksverſammlungen, und dieſe alle beſaßen, wie es ſcheint, das Beſtätigungsrecht und die höhere Gerichtsbarkeit. Nur wegen des überall anerkannten und geltenden Princips der Volksſouveränität war es möglich, daß in den griechiſchen Republiken die Staatsgewalt in ihrer Anwendung eine ſo weite Ausdehnung hatte, wie wir ſie kaum in unſern deſpotiſch beherrſchten Staaten finden. Aus demſelben Umſtande iſt wohl auch allein ein auffallender Unterſchied zu erklären, welcher zwiſchen den revolutionären Volksbewegungen des griechiſchen Alterthums und denen der neueren Zeit beſteht. Bei den Letzteren iſt das Hauptſtreben dahin gerichtet, die Staatsgewalt zu beſchränken und derſelben Wächter zur Seite zu ſetzen; die Revolutionen im alten Griechenland dagegen hatten faſt nie ein anderes Ziel, als Theil an der Handhabung der Staatsgewalt zu nehmen, und die Verfaſſung Athens, in welcher dieſes Streben ſeine größte Ausdehnung erhielt, beſtand praktiſch darin, daß alle Bürger abwechſelnd herrſchten und beherrſcht wurden.

Wie weit das demokratiſche Princip im griechiſchen Staate angewandt und ausgedehnt wurde, zeigen außer der Theilnahme Aller an den Volksverſammlungen folgende vier Umſtände. Die Beamten wurden überall von der Volksverſammlung erwählt, ja mitunter ſogar durch das Loos beſtimmt. Sie waren mit ſehr wenigen Ausnahmen nicht auf Lebenslang, ſondern faſt durchgehends nur auf ein Jahr gewählt; dies war in Athen und in andern Staaten ſelbſt bei den Senatsmitgliedern der Fall, welche bloß in Sparta und in vier andern Staaten lebenslänglich waren, aber auch dort durch das Volk gewählt wurden. Als Regel galt ferner in den griechiſchen Staaten, daß alle Beamten, ſowie die Senatoren, während oder doch wenigſtens nach ihrer Amtsverwaltung der Volksverſammlung für ihre Handlungen verantwortlich waren. Es gab endlich nirgends einen beſonderen Richterſtand, ſondern die richterliche Gewalt lag in den Händen des Volkes. In allen griechiſchen Staaten nämlich, von welchen wir hierüber Nachrichten haben, war entweder die Volksverſammlung ſelbſt die Gerichtsbehörde, oder ſie ernannte doch ohne Mitwirkung der Staatsbehörde die Richter. Nur in Sparta findet ſich inſofern eine Ausnahme davon, als dort zwar die Gerichtsbarkeit über Mein und Dein den fünf Ephoren, welche jedes Jahr vom Volke neu erwählt wurden, zuſtand, die übrige Juſtiz aber dem Senat übertragen war.

Was die zuvor erwähnte große Ausdehnung der Staatsgewalt betrifft, ſo ging die griechiſche Geſetzgebung im Allgemeinen von dem Grundſatz aus, daß nicht die Rechte des einzelnen Bürgers, ſondern die der Geſammtheit derſelben und die Gleichheit Aller zu ſichern ſeien. Dies zeigt ſich am treffendſten in folgenden Eigenthümlichkeiten der griechiſchen Geſetzgebung. Es beſtand bei den Griechen dem Staate gegenüber keine Unveräußerlichkeit der Rechte. Der Beſitz wurde z. B. nicht als ein unwandelbares individuelles Recht angeſehen, ſo daß die Geſetzgebung in Athen mit dem Ausſpruch der Schuldentilgung gebietend in die Vermögensverhältniſſe der Privaten eingreifen und in Sparta das Grundeigenthum zum Behuf einer neuen, gleichmäßigen Vertheilung einziehen konnte. Auch der in Athen beſtehende Oſtracismus oder das Recht, jeden Bürger nicht wegen irgend eines Verbrechens, ſondern wegen der Gefahr, mit welcher ſein Anſehen und Einfluß die Exiſtenz des Freiſtaates bedrohten, auf zehn Jahre zu verbannen, iſt ein ſchlagender Beweis für die beſtehende Nichtanerkennung eines individuellen Rechtes. Ferner kann man den Begriff von einem natürlichen Rechte des Menſchen faſt als einen den Griechen unbekannten Begriff anſehen. Wenigſtens ward dieſes Recht von ihnen mitunter grade da nicht beachtet und anerkannt, wo wir nach unſern Begriffen daſſelbe als eine ſich ganz von ſelbſt verſtehende Sache anſehen. In Sparta z. B. hatte der Staat das Recht, jedes neugeborne Kind, welches Gebrechen an ſeinem Leibe hatte, zu tödten, und in Athen gewährte die Soloniſche Geſetzgebung jedem Vater das Recht, ſein Kind zu verkaufen. Ebenſo war, wie die bei den Griechen fortwährend beſtehende Sclaverei zeigt, bei ihnen nie die Rede von einem allgemeinen Menſchenrecht. Von allen griechiſchen Philoſophen, welche doch das Höhere in der Menſchennatur zum Gegenſtande ihrer ſcharfſinnigen Betrachtungen gemacht hatten, iſt auch nicht ein einziger auf den Gedanken gekommen, daß die Sclaverei etwas Unrechtmäßiges ſei. Endlich zeigt ſich auch in den

Bestimmungen über Strafen ein sehr auffallender Unterschied der griechischen Rechtsbegriffe von den unsrigen. Erstens war bis auf die spätere Zeit (in Athen bis nach der Herrschaft der dreißig Tyrannen) die Strafe oder doch das Maß derselben nicht gesetzlich bestimmt, sondern der Willkür der Richter überlassen. Zweitens waren die Strafen zum Theil sehr hart. Man findet z. B. Einziehung des Vermögens, also Mitbestrafung der Familie des Verbrechers, sehr häufig angewandt. Außerdem kamen in Athen sehr harte Geldstrafen vor. So lesen wir z. B., daß wegen der Nichtbezahlung einer Geldstrafe oder eines dem Staate schuldigen Pachtes die ganze Summe verdoppelt wird, und daß einst das Verbrechen der Bestechung mit einer Strafe von 120,000 oder vielmehr (nach dem heutigen Geldwerth) von mindestens 800,000 Thalern bestraft wurde. Man muß übrigens, um dergleichen Dinge nicht allzu auffallend zu finden, stets an die griechische Ansicht vom Staate denken. Außerdem darf man aber auch nicht ungeachtet lassen, daß die Verfassungen der Griechen gar Manches enthielten, was ein Gegengewicht bildete. Es kommt z. B., obgleich die Staatsgewalt so tief in Alles eingreifen durfte, bei den Griechen keine jener präventiven Maßregeln vor, welche in neuerer Zeit so häufig angewandt werden. Außerdem war der einzelne Bürger dadurch geschützt, daß die Volksversammlung die höchste Behörde bildete. Ebenso gewährte ihm die Einrichtung des Gerichtswesens einen großen indirecten Schutz. Man denke nur daran, daß in allen Staaten Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen bestand, daß die Richter alljährlich vom Volke gewählt wurden, daß die Zahl der Beisitzer jedes Gerichtes sehr groß (manchmal sogar mehr als tausend) war, daß in Athen, drei Fälle abgerechnet, kein Angeklagter verhaftet werden konnte, sobald er drei Bürgen stellte, und Anderes mehr.

Cyrene.

Von

Dr. Johann Palacký.

In der unübersehbaren Sandwüste der Sahara im Mondscheine während des monotonen Karawanenzuges, wie in den gedrängten Kaffeehäusern Masr's bei Opium und Narghilé pflegen arabische Mährenerzähler der verfluchten Stadt zu gedenken, die ihres Uebermuthes halber mit all ihrer Herrlichkeit, ihren Blüthen und ihren Thieren in einem Momente versteinerte — und unter weißem Marmor in der Wüste bis auf die Posaune des jüngsten Tages warten muß.

Wer südlich von Griechenland das mittelländische Meer übersetzt, sieht endlich röthliche oder gelbliche Kalkfelsen von 1000—1500′ (Ras Sim 1575′) aus dem Meere ragen, mit Wachholder, Cypressen, Thujen, Aleppofichten bewachsen, zwischen denen Myrthen, Oliven, Lorbeer, Feigen, Pistacien, Johannisbrot und Erdbeerbäume, hie und da im Walde weiße Ruinen sichtbar sind, und vor denen Korallen (Isis) den Strand roth färben.

Zwischen waldbewachsenen Felsen steigen wir an einem Gebirgsbach hinan bei großen alten dorischen Grabhügeln vorbei, worin nur im Winter Araber ihre Heerden vor Regen schützen, oder ihre braunen Spinnerinnen einschließen, wenn die Männer in fernen Bergen Honig sammeln, Theer brennen oder Ziegen weiden. Wir vergäßen bald bei diesem Anblicke, daß wir in Afrika sind. Am Wasser vertritt blühender Oleander unsre Weiden, alle Felsen decken Moose und Farren — schon die Alten rechneten das Sphagnon und Bryon zu Cyrenens Seltenheiten — mit unsern Salbeien, Storchschnäbeln, Ranunkeln, üppigen Umbelliferen, unter ihnen das einst den Göttern geweihte silphion (thapsia s. Viviani), die Panacee der Römer, in jenen im Mittelmeergebiet so seltenen Rasengruppen.

Wir müssen uns erinnern, daß der Bey von Auzila Pacho ein etwa 20 Quadratfuß großes Feld von Bersym (trifolium alexandrinum) als seinen größten Stolz zeigte, daß ganz Fezzan keinen Rasen von Teppichgröße besitzt, um zu begreifen, weshalb Beechey die Gärten der Hesperiden hierher verlegte, für die es in Nordafrika allerdings sonst wenig Platz gibt. In einem Felsthale 9—1200′ über dem Meere eröffnet sich uns nun eine Aussicht auf die Ruinen der goldthronenden Cyrene, der Gegenstand des obenerwähnten arabischen Mährchens. Es ist dies eine nackte weisfelsige Ebene, der Nordrand des wüstenähnlichen Plateaus von Barka 17—1800′ (die Zelte Beechey's nach Smith 2012′ engl.) über dem Meere, einer steppenartigen Frühjahrsweide der Araber, in deren Schluchten einzelne Pistazien und Akazien kümmern. Stundenweit ist sie hier mit weißmarmornen griechischen Ruinen von Tempeln, Theatern ꝛc. bedeckt, und drei Thäler führen von ihr etwa 800′ herab, in denen noch alte Wagengeleise zwischen Buchen, Oleandern, Oliven, Myrthen, Zypressen, dorischen Felsgräbern, Sarkophagen ꝛc. die alten Straßen anzeigen. Die Hügel zwischen beiden Thälern verglich Pindar vom Meere aus mit dem schneegleichen Busen eines Mädchens.

Diese seit den Byzantinern wüsten und vergessenen Ruinen entdeckte 1706 der Pferde

laufende franzöſiſche Conſul in Bengazi, Lemaire, nach ihm haben Della Cella, Pacho, Beechey, Bahrdt, Hamilton ſie beſchrieben, Peliſſier, Vattier de Bourville ꝛc. beſucht, obwohl ſie noch einer wiſſenſchaftlichen Forſchung entgegenſehen.

Das hiſtoriſche Centrum der Stadt iſt die friſche Quelle, die einſt dem Apollo geweiht war, die die Urſache der Gründung derſelben war, und ihr den Namen gab (κρήνη, im Mittelalter grenna) und noch jetzt dem Thale den Namen ain es schad verſchafft. Es iſt die bedeutendſte aus mehreren der Umgebung und war im Alterthume, vor der Entwaldung, ja ſelbſt binnen Menſchengedenken und ſichtlich noch bedeutender. Wir müſſen uns vorſtellen, daß Egypten eine einzige ſüße Quelle hat, jene bei Heliopolis, die der Sage nach entſprang, als die heilige Familie unter einem alten Sykomorenbaume ausruhte, Nubien gar keine, Tripolitanien etwa ſechs (ohne Barka), um zu begreifen, wie wichtig dieſer Quell in einer Gegend geweſen, in der es von da bis zum Sudan keine trinkbare Quelle mehr gibt. Sie entſpringt in einem weißen Kalkfelſen, der zu einem Tempel zugehauen wurde, in dem ſich eine Höhle mit Ciſterne, das Nymphaion jenes verzauberten mineiſchen Mädchens Cyrene, das Apollo entführt und hier in eine Nymphe verwandelt hatte, und ein 3′ hoher und breiter Canal befand, der Sitz der Djinen bei den Arabern, der Hyänen nach Pacho und Bahrdt, die dort die Namen griechiſcher Touriſten auf den Wänden laſen. Auf der Felſenwand lieſt man die Inſchrift des Wiederherſtellers der Quelle, des Prieſters Dionys, Sotas' Sohn. Vor ihr war eine gemauerte Terraſſe und auf dieſer ein peripterer hexaſtyler Apollotempel, deſſen doriſche Säulen und Architrave man noch in den Trümmern erkennen kann. Beechey fand hier eine weibliche Statue, die er für die Artemis hielt, und eine männliche, beide von den Arabern beſchädigt, Bahrdt konnte ſie ebenſo wenig wiederfinden, als jene weißmarmornen Basreliefs im Nymphaion, die Beechey, oder jene zehn Statuen, die Lemaire daſelbſt vorfand.

Das mittlere Thal von der Quelle auf der Ebene war der vom erſten Könige Cyrenes, Battus, angelegte gepflaſterte und gemauerte Proceſſionsweg, der zugleich zum Hafen und in die Nekropole führte, obgleich daneben noch vier andere Straßen beſtanden.

Weſtlich liegt innerhalb der Stadtmauer das alte griechiſche Theater. Die Felswand wurde zu etwa vierzig Sitzreihen und das Orcheſter behauen, die Bühne mit einem doriſchen Säulengange auf einer Terraſſe erbaut, zu der Treppen führten, von denen man eine herrliche Ausſicht auf den nördlichen Waldabhang und das Meer hat. Aus der griechiſchen Zeit blieben noch zwei doriſche Tempel in Ruinen, von denen der größere und beſſer erhaltene periptere hexaſtyle 205′ Länge, 96′ Breite hatte; die Säulen um das Heiligthum hatten 6′ Durchmeſſer, einzelne Steine 15′ Länge. Nach dem größern Adyton könnte dies der Asklepiostempel, die Schatzkammer geweſen ſein. Die erhaltenen Ruinen ſind noch ſo großartig, daß ſie die Beduinen das Schloß nennen (ſie liegen in der Akropole). Aus der ſpätern römiſchen Zeit blieben mehrere Bauten in der Ebene, wohin ſich die Stadt zog. Vor allem zwei Theater, von denen das größere 250 Quadratfuß deckt und aus einer korinthiſchen Säulenhalle umgeben iſt, das kleinere und beſſer erhaltene fünf Eingänge hat. Oeſtlich liegt ein eingeſchränkter Raum, in der Mitte eine Kugel auf einem Geſtelle, herum Säulen. Della Cella hielt es für ein Ceſareum, nach der Inſchrift auf einer herabgefallenen Corniche (porticus cesarei), und nach dem Torſo einer koloſſalen Kriegerſtatue, auf deren Bruſt die geflügelte Roma ob der Wölfin neben Genien, und auf den Schuppen der Rüſtung Delphine, Mercur, Apollotöpfe ꝛc. ſichtbar ſind. Beechey hielt dieſe Statue nach dem Ammonskopfe und den Adlern auf der Rüſtung für einen Ptolemeer. Bahrdt konnte ſie nicht finden und hält das Gebäude für einen Marktplatz. Den ehemaligen Luxus beweiſen die Marmore, Porphyre und der Granit Aſiens und Egyptens an den Säulen ꝛc.

In der ſüdöſtlichen Ecke liegen große gewölbte Ciſternen mit einer Waſſerleitung, nach Andern Bäder.

Das größte erhaltene Gebäude, denn zwei große Trümmerhaufen laſſen ſich kaum mehr erkennen, war das 220 Meter lange, 54 Meter breite Stadium, theils in Fels gehauen, theils gemauert, das wohl vielleicht noch griechiſch iſt, obwohl es ſcheint, daß die Griechen einen andern Hippodrom dort hatten, wo ſüdweſtlich auf einem Felsabhange im Thale zu leſen iſt ἱππικός.

Die theilweiſe griechiſche Umfangsmauer erhielt ſich auf den Felsabhängen aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. (die ältere hatte Magas zerſtört) 4½ Meter dick mit viereckigen Thürmen.

Aus der Verfallzeit Cyrenes vor der Zerſtörung durch die Araber erhielten ſich byzantiniſche Forts in der Ebene, gegen die Auſurianer erbaut, und zwei kleine unterirdiſche Kirchen. Die ganze Umgebung iſt voll von Ruinen von Forts, Gruben, Waſſerleitungen, Ciſternen, Kirchen. Oeſtlich liegt ein Wald von Johannisbrotbäumen, den Pacho für jenen hielt, den König Battus beim Marktplatz pflanzte.

Um die Stadt herum, am früheſten im Nor-

den und Osten, entstand allmälig eine Nekropole, die nach Synesius der Hauptstolz noch der bereits christlichen Cyrenenser war. Sie ähnelt Petra oder dem Josafatthale, es sind dieselben Reihen viereckiger Gräber über einander im Bergesabhang zwischen Blumen und Zypressen. Die 6—800′ hohen Abhänge des rasenreichen röthlichen Nummulitenkalksteins wurden zu 8—9 Reihen von Gräbern ausgehauen und wo nöthig, so künstlich zugebaut, daß man es kaum unterscheiden kann. Vor den Gräbern steht eine Reihe von einfachen monolithen Sarkophagen, wohl der Armen.

Es gibt dreierlei Felsgräber. Die ältesten, außerhalb Cyrenes in ganz Barka herrschenden haben viereckige Oeffnungen, hinter denen mehrere ganz einfache Zimmer in den Fels hineingehen nach Art der alten Hypogäen. Die zweiten haben dorische Façaden mit kannelirten Säulen und Triglyphen, an denen, wie in Siva, einzelne Eigenthümlichkeiten vorkommen (Consolen statt Säulen, stumpfe Winkel statt rechte ꝛc.). Façade und Säulen waren roth und blau bemalt, wie man noch sehen kann, und zwischen den Säulen gibt es kleine Löcher, oft mehrere über einander, die eigentlichen Gräber. Die eigenthümlichsten sind die Gräber mit Portiken, wo nämlich Säulengänge in Felsen ausgehauen wurden, und hinter ihrer Galerie erst die Reihe der Grabzimmer im Felsen läuft. So gibt es eine Reihe von sechsundzwanzig Säulen verschiedener Ordnungen Gräber und Zeiten (bis in's sechste Jahrhundert v. Chr.) neben einander, wo man Bänke für die Besucher findet, die ihre Namen in den Felsen kritzelten. Zwischen den Gräbern gibt es z. B. am Nordabhang des westlichen Hügels eine Felskirche mit Altar und Pilgerinschriften.

Als die Felswände nicht zureichten, wurden die Gräber reihenweise auf der Ebene gleichfalls als viereckige Felskammern gebaut oder zugehauen, so daß sie Lemaire für Kaufmannsbuden hielt und auf 28,000 schätzte, meistens aus römischer Zeit. Jetzt hausen in ihnen Beduinen und ihr Vieh, in den kleineren Schakale, Eulen und Schlangen.

Der Inhalt der Gräber, die, wie Inschriften zeigen, oft später von andern Inwohnern occupirt wurden, hat sich selbst vor den Ausurianern, Beduinen und den noch ärgern europäischen Antiquaren erhalten. So sind Sarkophage selten geworden, selbst die aus Fels gehauenen, da die Schätze suchenden Araber sie zerschlagen. Pacho sah einen schönen marmornen Sarkophag mit Karyatiden, Blätterdeckel und Guirlanden haltenden Jünglingen. In einigen Gräbern erhielten sich Malereien, meist aus christlicher Zeit, von denen wir zwei erwähnen. Die erste stellt eine religiöse Ceremonie vor, Palmenweihe von einer Person in der Mitra, ein Opfer mit griechischen Inschriften, die Letronne für römisch, Pacho für jüdisch, aus der Zeit des großen Aufstandes in Cyrenaika, hielt. Die zweite gibt Bilder aus dem Leben einer jungen schwarzen Sclavin in der heutigen Tracht von Fezan, Spiele, Bad ꝛc. bis zum Tode, den der weiße Herr betrauert. Diese Malereien, sowie viele Urnen hat ein gewisser Bourville angeblich 1848 in's Louvre entführt, wo sie indeß noch nicht sichtbar sind. Auch Pelissier trug 1852 an 200 Urnen fort.

Literarisches.

Sonst und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie von Dr. Fr. Aug. Quenstedt. Tübingen 1856. H. Laupp'scher Verlag.

„Die größte Kunst eines Naturforschers besteht darin, das Reife vom Unreifen gehörig zu sondern: nur das Reife darf der Menge geboten werden, denn dies allein kann ihrer geistigen Gesundheit nicht schaden." Mit diesen Worten kennzeichnet der berühmte Gelehrte, der in seinem vorliegenden Werke populäre Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner veröffentlicht, die Grenze, die er sich gesteckt. Nicht durch leere Hypothesen und Parteifragen zersplittert er die reifen Resultate seiner wissenschaftlichen Studien; er gibt sie ohne Nebenzweck in leicht verständlicher, anregender Form und gießt einen so liebenswürdigen Humor darüber aus, daß man ihm gern überallhin folgt. Diese humoristische Sicherheit gewährt aber nur die vollkommene Beherrschung des Stoffes. „Unsre Popularitäten sollen nicht gelesen werden wie Romane," sagt er am Schlusse seiner kurzen Vorrede, — „nicht bloße Neugierde befriedigen, sondern sie sollen anregen und nach wiederholtem Prüfen beweisen, daß auch die Natur, trotz ihrer scheinbaren Widersprüche das Gemüth erwärmt und Saiten erklingen läßt, die das Irdische mit dem Himmlischen versöhnen." In diesen Worten ist die Aufgabe populärer Darstellungen enthalten. Nicht der Kampf der noch ungelösten scheinbaren Widersprüche soll Gegenstand solcher Schriften sein, sondern nur der wirkliche Fortschritt, sobald er als sicher sich bestätigt, sei dem großen Publicum geboten in heiterer, leichtverständlicher Form, denn nur dann wird die Wissenschaft allgemein werden und das Interesse dafür mit ihren Fortschritten wachsen.

Dritte Abtheilung.

Die
Deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung
in München.

II.

Der Idealismus, der Ausgang vom Gedanken, die Offenbarung des geiſtigen Gehaltes der Begebenheiten und Dinge, erſcheint als die Eigenthümlichkeit deutſcher Art und Kunſt, als der rothe Faden, der die verſchiedenartigen Meiſterwerke der mannigfaltigen Schulen verknüpft; er wird dadurch ſichtbar, daß die Darſtellungen des geſchichtlichen Lebens ſich mit entſchiedenem Uebergewicht geltend machen, ihren Einfluß auch auf Genre und Landſchaft bekunden. Wir ſind von der Einſeitigkeit fern, die Kunſt allein in den Gedanken zu ſetzen, die Vorzüge der Technik, die Sicherheit und Feinheit der Ausführung gering anzuſchlagen, denn es kommt in ihr darauf an, daß die Idee in den ſinnlichen Erſcheinungsformen Geſtalt, Fleiſch und Blut gewinne, in der Realität ſich verwirkliche. Aber in der Handhabung des Materials, in der Handfertigkeit, im Geſchick der Naturnachahmung ſind uns die Franzoſen und Belgier überlegen; wie ſie das unmittelbare Leben abſchreiben, wie ſie durch Stimmung und Beleuchtung des Ganzen ſogleich einen erſten Totaleindruck hervorbringen, der den Beſchauer feſſelt, wie ſie durch Kraft und Harmonie der Farbe einen glänzenden Effect erreichen, das iſt bewundernswerth, das verdient das Studium der deutſchen Künſtler, damit ſie lernen, durch das Colorit nicht ſowohl die Wirkung der Linien ihrer Compoſition zu ſtören, als vielmehr durch Licht- und Schattenmaſſen die Gliederung der Zeichnung hervorzuheben, durch Höhe und Tiefe der Töne dem Auge empfindlich zu machen, was dem Geiſte geboten wird, durch die Harmonie und den maleriſchen Eindruck der Darſtellung die Bedeutung der Sache zu verſinnlichen. Allein wo der Deutſche ſeine Eigenthümlichkeit aufgibt, da bleibt er als Nachahmer doch hinter dem ausländiſchen Original zurück, und von den Künſtlern, die ſich der franzöſiſchen und belgiſchen Weiſe hingegeben, ſagten Franzoſen und Belgier mit Recht, daß ſie ſolche Arbeiten beſſer zu Hauſe hätten, während ſie vor den großen Cartons von Cornelius und Kaulbach den Hut abzogen. Möge dieſe Lehre dem jüngern nachwachſenden Geſchlecht ſich recht eindringlich einprägen: es gilt das eigene Weſen, die eigene Größe zu wahren, und von der Fremde zu lernen und aufzunehmen, was ihm zur Vollendung fehlt.

Durch Vernachläſſigung des Gedankens und der geiſtigen Charakteriſtik war die Kunſt im vorigen Jahrhundert verfallen; die nationale Grundlage war preisgegeben, dafür war ein allgemeiner und gleicher Zopf gewachſen. Man verlor ſich in's Einzelne, man ahmte Raphael, Correggio, Rubens nach, ohne zu erwägen, ob ihre Vorzüge ſich vereinigen laſſen, ob ihre Weiſe auch dem darzuſtellenden Gegenſtande angemeſſen ſei; man hielt ſich eben an's Aeußerliche, man prunkte mit Farbenkunſtſtücken, man ſtellte ſtudirte Contraſte zuſammen, man holte die Modelle von der Straße, drappirte ſie antik oder bibliſch, je nachdem ein Hiob oder Priamus gemalt werden ſollte, ließ von ihnen Stellungen machen,

Gesichter schneiden und suchte das zu copiren. Es fehlte der Geist der Erfindung. Winckelmann's Forderung der reinen und einfachen Schönheit fand zunächst bei Mengs Gehör, der dem Studium der Antike und der bessern Meister viel verdankte, aber doch der eigentlichen Schöpfermacht ermangelte, der die körperliche Schönheit für das Höchste hielt und bei einer äußern Richtigkeit und Wohlgestalt seiner Figuren ihnen kein volles Seelenleben einhauchte, keine innerlich bedingte Bewegung gab, sondern sie handlungslos zusammenstellte, und mit einem faden Lächeln die künstlerische Verklärung des Daseins zu erreichen meinte. Angelika Kaufmann ging auf seiner Bahn, von ihr hat die Ausstellung ein Urtheil des Paris, elegant, gefällig, aber doch etwas in der Weise lackirter Dosenmalerei.

Der eigentliche Reformator unsrer Kunst ward Asmus Carstens (1754—1798), ein Schleswiger, der in Rom von der Anschauung des Alterthums und der Meisterwerke eines Michel Angelo und Raphael zuerst die richtige Einsicht gewann, daß eine poetische Idee die Grundlage jedes Kunstwerkes sein müsse, daß das Seelenleben die Aufgabe der malerischen Darstellung sei. Er bildete seinen Geist durch das Studium der Dichter und Geschichtschreiber, er beobachtete das Leben und seine Bewegungen, er betrachtete die Antike und ihre Formen, aber er componirte und zeichnete nur nach der innern Anschauung, aus der Phantasie. Mit ernstem Sinn für die Schönheit, für die Würde der Kunst verschmähte er alle theatralische Manier, alle Effecthascherei, seinen Ausgang vom Gedanken bezeichnete es aber, daß er mehr durch die Auffassung als durch die Ausführung groß, mehr Zeichner als Maler war, und daß sein Widerwille gegen den Unfug des Modellcopirens ihn abhielt, für die Zwecke seiner Bilder besondere Naturstudien zu machen, so daß er namentlich in der Darstellung des Runden oder der feinern Modificationen innerhalb der Umrißlinien mangelhaft blieb. Der deutsche Geist ist der Erbe des Griechenthums, er bedarf dessen klare Formvollendung für seine gemüthstiefe Innerlichkeit oder leidenschaftliche Gewalt, und wie Goethe und Schiller in der Literatur, so hatte Carstens in der Malerei die helleniſtische Richtung auch in dem Sinne, daß er seine Ideen gern den aus der Phantasie gebornen Gestalten der alten Götter- und Heldenwelt anschloß. Aber die Mythologie war für ihn keine conventionelle Redeweise wie für die Zopfzeit, er vertiefte sich vielmehr in den ihr zu Grunde liegenden Sinn und wußte diesen zu veranschaulichen. Die Urgötter, wie sie aus dem Weltei hervorschweben, oder seine Schicksalsmächte sind auf diese Art durchaus großartige Dichtungen in schwungreichen Linien; sie erinnern gleich den Darstellungen aus der Unterwelt (Megapenthes nach Lucian) an Michel Angelo's Formgebung, während der Zauber Raphaelischer Anmuth über seine Schilderung des goldenen Zeitalters ergossen ist, eine Verherrlichung der Menschheit in jenem noch ungebrochenen Frieden von Geist und Natur, von Sinnlichkeit und Gemüth in ebenso innig empfundenen als lieblich ausgeführten Gruppen. Diese Werke, sowie der singende Homer und das Platonische Gastmahl, eröffnen die Ausstellung.

Wächter in Stuttgart hat ein ähnliches Streben wie Carstens, ohne ganz dessen Höhe zu erreichen; seine kleinern Bilder sind manchmal flau, namentlich die allegorischen, andere von großer Sorgfalt in der Ausführung, ohne daß die Mache sich vordrängte. Hiob unter seinen Freunden ist ein durch Kraft und Empfindung in gleicher Weise ergreifendes Werk, und ebenso der letzte Schlaf des Sokrates. Der Würtemberger Schick war durch David's Schule in Paris gegangen, verließ aber das theatralische Pathos des französischen Römerthums, als ihm in Rom der reinere Hellenismus vor die Seele trat. Seine Phantasie war minder reich, aber sein Gefühl lebendig und klar, sein Naturstudium größer, sein Farbensinn weit entwickelter als bei den genannten Meistern. Sein Hauptwerk, Apoll unter den Hirten, gehört zu den Bildern, die durch ebenmäßige Vollendung in Bezug auf Gedanke, Composition und harmonische Ausführung stets unsre Freude erwecken; da vermissen wir Nichts, da stört Nichts den Wohlklang des Ganzen, da befriedigt uns der Anblick einer in sich abgeschlossenen und vollendeten Welt, die zwar noch nicht die höchste Stufe menschlichen Daseins, sondern erst den Beginn der Cultur bezeichnet, aber in der ersten Wirkung der Poesie auf ein patriarchalisches Geschlecht dem idyllisch Einfachen doch die Weihe des Geistes gibt. Wenn das Bild ohne Namen aufgefunden würde, man könnte fragen, wer von Raphael's Schülern unter der Leitung seines Genius dies Werk erfunden und ausgeführt.

Die genannten Meister haben bei allem Studium des Alterthums das vaterländische Gepräge bewahrt und die Anklänge an die großen Maler Italiens nicht verleugnet; das Griechenthum in seiner originalen Reinheit fand damals einen Wiederhersteller im Engländer Flaxman, der in seinen Umrissen zu Homer, Hesiod und Aeschylus die antiken Vasenbilder der bessern Zeit nach ihrer Compositionsweise zum Muster nahm und darnach die Gestalten und Scenen der Dichter in einer Weise veranschaulichte, wie es ihre eigenen Landsleute gethan haben würden. Eine solche

Entſagung in Bezug auf die eigene Nationalität kann und ſoll in der Kunſt niemals allgemein werden, denn dieſe will immer zum Volksgemüthe ſprechen und von ihm getragen ſein; aber als Bildungselement, um eine keuſche Einfachheit des Styls, um eine gehaltreiche, ſinnvolle Linienſchönheit zu gewinnen, hat dieſe Richtung ihr Recht und ihre Ehre. Sie begegnet uns auf der Ausſtellung in Schwanthaler'ſchen Zeichnungen, die ſogleich den Beweis führen, daß an Fülle des Geiſtes und Erfindungsreichthum der Phantaſie dieſer Künſtler Keinem der großen Plaſtiker der Neuzeit nachſteht, wenn er auch in Bezug auf Durchbildung der Form einem Thorwaldſen, Rauch, Rietſchel nicht ebenbürtig iſt und bei der Menge ſeiner Arbeiten einem flüchtig decorativen Weſen verfiel. In ununterbrochener Geſtaltenreihe entfalten ſich vor uns auf einem fortlaufenden Fries die griechiſchen Götter, wie ſie Heſiod aus dem Chaos hervorgehen und endlich den Olymp bevölkern läßt, entfalten ſich vor uns die Abenteuer des Argonautenzugs, Alles mit ſicherer und leichter Hand hingeſchrieben, in edler griechiſcher Weiſe, während das Ritterthum mit ſeiner Romantik uns in den Zeichnungen zu Barbaroſſa's Kreuzzug entgegentritt. Hieran reihen ſich die tiefſinnigen Farbengedichte Schinkels.

Karl Schinkel hat als Architekt ſeine ausgedehnteſte und einflußreichſte Wirkſamkeit gefunden. Er war es, der die Formen der Antike nach ihrem Sinn und ihrer Bedeutung wiedererkannte, der in ihnen den Ausdruck von der baulichen Function der einzelnen Glieder oder Werkſtücke ſah, und ſie darum nicht als äußerliche Zierrath zwecklos angebracht, ſondern ſo verwandt wiſſen wollte, daß durch ihre Geſtalt ihre Leiſtung für das Ganze zur Erſcheinung kommt. Die Säule ſollte wirklich tragen und den Raum öffnen, nicht müßig vor einer Mauer ſtehen, ſie ſollte ſich leicht und nach oben verjüngt der Laſt entgegenheben, und die Wellenlinie des Capitäls ſollte den Druck verſinnlichen, den die haltgebietende Schwere des Gebälks auf ſie ausübt. Das Ornament ſollte nicht äußerlich und willkürlich angeheftet ſein, ſondern aus der Kernform ſelbſt hervorblühen und deren conſtructive Bedeutung plaſtiſch verſinnlichen, alſo ein Stern die freiſchwebende Deckplatte, ein aufgerichteter Blätterkranz die oberſte Linie des Daches bezeichnen, während dort, wo das Gebälk laſtet, die Blätter unter ihm abwärts gebeugt erſcheinen. Dabei ſucht Schinkel Aufgaben der Gegenwart nach unſern Bedürfniſſen ſo zu löſen, wie es die Alten gethan haben würden, wären ihnen dieſe Probleme geſtellt geweſen. In gleicher Weiſe vertiefte er ſich in die Mythen der Griechen, und ſuchte ſeine Ideen über den Culturgang der Menſchheit in der Sprache derſelben, ſie in dieſem Sinne fortgeſtaltend, maleriſch auszudrücken. Wir haben die Entwürfe zu den Fresken der Vorhalle des Berliner Muſeums hier. Sie haben dort in der Ausführung etwas Fremdartiges, ſie ſind zu ſubjectiv für ein monumentales Werk, ſie ergehen ſich zu ſehr in der Anſchauungsweiſe einer andern Zeit, als daß ſie volksverſtändlich ſein könnten, was doch die Kunſt immer ſoll, wo ſie vor die Oeffentlichkeit tritt. Aber die Aquarellentwürfe bieten ſich uns nichts deſtoweniger zu einem ungetrübten Genuß. Da ſchwebt Uranos, der Himmelskönig, umringt und getragen von den Sternbildern als von Quellgeiſtern der Natur, und dann zeigt uns ein langgedehntes Gemälde den Aufgang des neuen Welttages. Kronos wendet ſich mit den Titanen hinweg, Zeus thront in ſiegreicher Majeſtät, ſein Adler trägt das himmliſche Feuer, das Prometheus in einer Schale für die Menſchheit auffängt, während die Dioskuren als Morgenherolde des Lichts dahinſprengen, wo die Nacht mit ihrem Schleier alle Lebenskeime deckt. Schlummernde Traumgeſtalten gehen in freudiges Erwachen über, und jubelnde harfenſchlagende Genien grüßen den neuen Tag, Aphrodite, die Liebesgöttin, ſchwebt als Morgenſtern über ihnen, und vor ihr, von den Grazien geleitet, lenkt der Sonnengott die weißen Roſſe. Ein Zwiſchenbild zeigt die Trauernden um einen Grabhügel von den Geiſtern neuen Lebens umſchwebt. Es folgt wieder ein längliches Rechteck, jetzt mit Darſtellungen aus dem Menſchenleben. Auf der Höhe in der Mitte ſchlägt der Huf des Pegaſus den kaſtaliſchen Quell aus dem Felſen, und die Waſſer rieſeln hinab, eine Grotte umſchleiernd, in deren Dämmer die Parcen das Gewebe des Schickſals bereiten, die Lebensfäden ſpinnen, während vorn in dem kühlen Naß jugendliche Geſtalten baden oder den Trank der Begeiſterung ſchöpfen. Zur Linken ſehen wir nun den Morgen und Frühling, den Mittag und Sommer des Lebens. Die Sibylle verkündigt am Geſtade des Meeres eine glückliche Zukunft, die Leyer wird dem Dichter von Pſyche mit Saiten beſpannt, der Schattenriß einer holdſeligen Jungfrau wird als erſtes Beginnen der Malerei von ihren Geſpielinnen gezogen; im Hintergrunde Waffenübung kriegeriſcher Jugend; daneben ein Erntebild und ein Held, der aus dem kaſtaliſchen Quell Labung empfängt. Zur Rechten dieſes Quells folgt nun Abend und Herbſt, eine Weinleſe, eine Künſtlerwerkſtatt, wo die Akanthusblätter ſich um den Knauf der Säule ranken zum Zeichen, daß die Natur ſich gern als Vorbild künſtleriſcher Motive bietet. Dann kommt die Nacht und der Winter, die Krieger kehren heim

aus der Schlacht, die Familie sammelt sich am häuslichen Herdfeuer, der kühne Schiffer stößt vom Lande, den Sternen vertrauend, die der Weise beobachtet, um das Gesetz und die Weltordnung zu erforschen. Dann noch zwei Bilder von Noth und Rettung aus der Gewalt der Elemente und der menschlichen Rohheit durch hülfreiche Kraft. Doch vergebens versucht eine flüchtige Skizze, die nur Hauptsächliches berühren kann, die Gestaltenfülle, den Liebreiz der Bewegung, die sinnige Bindung der Gruppen zu schildern. Carstens wie Schinkel sehen im Griechenthum die allgemein menschliche Natur in ihrer Frische und Wahrheit, die Formgebung ist bei beiden nicht antikisirend, sie zeigt bei Schinkel das Studium Raphael's, Giulio Romano's; bei Schwanthaler dagegen tritt uns das specifisch Hellenische in ihr entgegen, man wird durch ihn an Platen erinnert, während jene an die Goethe'sche Iphigenie oder an Schiller'sche Gedichte anklingen.

Sieht man diese Werke, so wird es begreiflich, daß Goethe den Kopf schüttelte, als er sah und hörte, wie in Rom im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts die kunstbegeisterten Jünglinge diese Bahn verließen und im Anschluß an deutsche und italienische Meister des frühern Mittelalters einen Weg einschlugen, auf welchem sie sich von der erreichten Kraft und Schönheit zu entfernen und in einer absichtlich kindischen Unbeholfenheit das Erbe des Alterthums, die Errungenschaft der Gegenwart preiszugeben schienen. Und doch lag die eigentliche Wiedergeburt der Malerei und ein großer Fortschritt auf diesem Wege. Der nationale Sinn war durch die Fremdherrschaft und die Befreiungskriege wieder erwacht, er mußte sich in die eigene Vergangenheit vertiefen, er mußte sich aneignen, was das Mittelalter hervorgebracht. Es war ein Irrthum, daß antike Stoffe für die Malerei die geeignetsten seien, da sie vielmehr durch die Plastik ihren vollendeten Ausdruck gefunden, während die Malerei in der christlichen Welt das Reich des Gemüths, das Leben der Seele erst recht zu eigen erhielt. Jene Jünglinge ergriffen daher die christlichen Stoffe und zwar nicht äußerlich, sondern innerlich, denn der Künstler muß glauben, was er darstellen soll, und die Zeit selbst hatte einen religiösen Aufschwung genommen. Jene Jünglinge sahen richtig ein, daß ein directer Anschluß an Michel Angelo und Raphael nur abwärts, nicht über diese Gipfelpunkte hinaus führen konnte, daß vielmehr eine Rückkehr zum Ursprünglichen, zum Ausgangspunkte Noth thue, weshalb sie die altchristliche Kunst und die Epoche des fünfzehnten Jahrhunderts studirten, um auf deren Grundlage selbständig und eigenthümlich weiter zu bauen. Der Zusammenhang der romantischen Schule und ihrer Tendenzen mit Overbeck, Cornelius, Veit, Schadow, Führich ꝛc. ist bekannt und klar genug, und gleich den Schriftstellern verfielen auch viele der Maler einer reactionären Doctrin, die nun in der Restauration vergangener Formen und Formeln das Heil der Zukunft suchten, und christliche Religiosität und katholische Kirche für identisch erachteten, sodaß Manche damals meinten, um ein guter Maler zu werden, müsse man vor Allem die Reformation verleugnen und zum Katholicismus zurückkehren, gegen welches Treiben der katholisch geborne Cornelius denn gesagt haben soll: Wird jetzt noch ein Lutheraner Katholik, so werde ich Protestant. Im verlassenen Kloster St. Isidor wohnten die jungen Künstler zusammen, ihr einfaches Leben, ihr Verschmähen der äußern Reize bei innerer Größe zog ihnen den Namen der Nazarener zu; immer noch im Gegensatz gegen die Handfertigkeit und den Farbenprunk der Zopfzeit legten sie zu ausschließlich den Nachdruck auf die Erfindung, auf den Gefühlsgehalt der Composition, und achteten die Ausführung, die Durchbildung, das Colorit zu gering. Sie gaben mehr jedem Dinge seine Localfarbe, als daß sie Farbenreflexe der Gegenstände beachtet hätten, sie illuminirten mehr ihre Zeichnungen, als daß sie dieselben von Anfang an als Gemälde mit einer eigenthümlichen Stimmung, einem eigenthümlichen Tone der Beleuchtung innerlich geschaut hätten.

Overbeck blieb in Rom und hielt das ursprüngliche Prinzip am treuesten fest. Wir haben in ihm einen wiedergebornen Fiesole. Wie dieser durchlebt er die christliche Geschichte in kindlichem Gemüth, um sie mit einer ergreifenden Empfindung darzustellen. Die einfache Schlichtheit seiner Composition, die naive Schönheit seiner Gestalten erinnert an Raphael's Schulzeit bei Perugino. Männliche Kraft, Entschiedenheit des Handelns, die Energie der That gelingt ihm wenig, und er wagt sich kaum daran, dagegen lyrische Empfindungen einer frommen Seele, der Ausdruck inniger Hingebung, stillen Duldens und Harrens, der Friede einer gläubigen Seele, das alles zeichnet er meisterlich, ja auch Verschmitztheit und Kälte, die sich in glatte Formen hüllt, wie bei Pilatus und Herodes, als sie Freunde werden, auf einer der vierzig Zeichnungen zur evangelischen Geschichte, die eine Zierde der Ausstellung sind. Der Einzug Christi und namentlich das Bild wie die Juden den Barrabas emporheben und dieser triumphirend über den still das Leid tragenden Christus hinschaut, gehören zu den vollendetsten Darstellungen biblischer Geschichte. Die symbolisch didaktische Richtung Overbeck's ist durch Amsler's Kupferstich nach dem

Frankfurter Bilde vom Triumph der Religion in den Künsten vertreten. Die Composition des Ganzen ist ein Nachklang der Disputa Raphael's, es fehlt aber der gemeinsame Zug einer Begeisterung, die Alle durchdränge, vielmehr will der Maler im Einzelnen zu sehr auf seine Art Kunstgeschichte dociren, zu sehr seine Reflexionen über die dargestellten Künstler geben, und ist hie und da ganz äußerlichen und unverständlichen Allegorien verfallen. Ein kleines Bild, auf den heiligen Franz von Assisi bezüglich, in Assisi selber ausgeführt, zeigt uns die Malweise Overbeck's; seine Bilder scheinen nicht fertig, sondern als ob sie erst mit Localfarben untermalt wären. Es hängt dies mit einem Kunstpietismus zusammen, der den Glanz der irdischen Erscheinung verschmäht und auch den Gestalten häufig etwas Ascetisches gibt, dem Christenthum einen mönchischen oder nonnenhaften Anstrich verleiht. Diese Abschwächung, dieser Mangel an Lebensfrische wird dann leicht nachgeahmt, und gar Mancher meint Etwas zu sein, wenn er seine Impotenz für Keuschheit ausgibt.

Neben Overbeck steht Cornelius als der Mann der entschiedensten Energie; nicht umsonst gab ihm Kaulbach bei der Bekämpfung des Zopfs das große Schlachtschwert, das er mit beiden Händen schwingt, während Overbeck gesenkten Hauptes die Oriflamme trägt, die heilige Fahne mit dem Marienbilde, und hinter jenem auf dem Pegasus sitzt. Mit anschmiegsamem Sinne hat Overbeck sich der Autorität unterworfen, Cornelius aber mit reformatorischem Geiste sich der Ueberlieferung bemächtigt; vertritt jener das Ewigweibliche, dann dieser das Ewigmännliche. Eine architektonische Richtung waltet in ihm; daher die Strenge des Stils, daher die Meisterhaftigkeit im Aufbau der Composition, daher das Hervorheben des Nothwendigen und das Verschmähen alles Unnöthigen oder Beiherspielenden; die individuelle Freiheit der Einzelnen erhält keinen Raum für sich, sie muß sich der Ordnung des Ganzen einfügen. Daher malt er am liebsten im Anschluß an die Architektur, wo er nicht sowohl einzelne Bilder entwirft, als vielmehr eine Idee durch eine Reihenfolge von Gemälden offenbart, die mit einander in innerem Zusammenhange stehn, die er so ordnet, daß der Gedanke des Ganzen in die Anschauung tritt, zugleich aber auch ein bestimmter Raum seiner Construction gemäß einen Schmuck erhält, der im engsten Anschluß an dieselbe wie eine aus ihr hervorblühende Zierde erscheint und die Bedeutung des Gebäudes sinnvoll darlegt. Der Meister selbst will mit seinen Werken nicht bloß dem Auge schmeicheln, nicht bloß angenehme Gefühle erwecken, sondern auch den Geist befriedigen, und wie er durch die Tiefe der Auffassung und durch die Erhabenheit der Gestaltung sich mehr auszeichnet als durch die Anmuth der Form und den Reiz der Farben, so sind seine Zeichnungen, seine Cartons, wie sie die Ausstellung bietet, grade das Wichtigste, und wenn wir die Kupferstiche heranziehen, findet sich ziemlich vollständig sein ganzes Leben abgespiegelt durch dasjenige, wonach man seinen Genius am besten würdigt. Ja oft unterbricht und stört bei ihm die Farbe den Rhythmus und Zug der Linien, wie das namentlich bei der Erwartung des jüngsten Gerichts, seiner neuesten Schöpfung, der Fall ist, die durch die Schichten der weißen Wolkenstreifen und des blauen Himmels in fünf Stockwerke auseinandergezogen wird, während auf der farblosen Photographie die Composition sich um Christus als den Mittelpunkt einheitlich entfaltet. Seine malerischen Erstlingswerke in Rom sind in dieser Hinsicht viel befriedigender; der Kampf gegen die Manier, mit Farbenprunk die geistige Leerheit zu übertünchen, hat ihn zur Schroffheit des Gegensatzes geführt; er denkt seine Werke offenbar nicht als Gemälde, sondern als Zeichnungen. Daß aber die Zeichnung Hauptsache sei, das ist grade eins der Kennzeichen originaler deutscher Kunst.

Cornelius hatte seine Künstlerlaufbahn mit den Zeichnungen zum Nibelungenlied und zu Goethe's Faust begonnen; es waren die ergreifenden tragischen Stoffe des nationalen Epos und Dramas, die ihn zuerst begeisterten, und über drei Jahrhunderte hinaus reichte er Albrecht Dürer die Hand, um im Anschluß an diesen in seinem Geist und Sinn die deutsche Kunst zu erneuen und fortzubilden. Dann ward ihm, was Dürer versagt blieb, die Kenntniß des Griechenthums und seiner Plastik, und die Anschauung der großräumigen Frescobilder, wie sie in Italien seit Giotto waren geschaffen und von Michel Angelo und Raphael zur Vollendung gebracht worden, namentlich auch in der Weise, daß allgemeine Ideen durch Gruppen von Gestalten veranschaulicht wurden, die als deren Träger gelten können. Cornelius bildete sich im Studium des Alterthums und der italienischen Meister, aber er blieb Er selbst und deutsch. Er erhielt zwei Säle der Glyptothek in München auszumalen, und der Bestimmung des Gebäudes für antike Plastik gemäß veranschaulichte er die hellenische Götter- und Heldenwelt. Die griechische Dichtung ward im deutschen Geiste wiedergeboren, der Tiefsinn des Gedankens und die charakteristische Schärfe und Kraft in der Bezeichnung der Individualitäten walten vor. Aehnlich hatte auch Voß durch nachdrückliche Stärke des Ausdrucks zu ersetzen gesucht, was Homer an naiver Anmuth und Schönheit der Form bei

der Uebersetzung in's Deutsche einbüßte. — Es ist der Anfang gemacht, die Glyptothekbilder in einem Kunstwerke würdig herauszugeben; in einer Einleitung dazu habe ich selber die tiefsinnige Auffassung der griechischen Religion bei Cornelius dargethan; indem ich darauf verweise, theile ich noch mit, was dort über die bereits im Stich erschienene Zerstörung Trojas gesagt ist, deren Carton sich auf der Ausstellung befindet; diesmal aber ist das Bild in der Glyptothek vollendeter.

„Selten ist wohl tragisches Pathos so echt, so erschütternd, so fern von theatralischem Gebaren und von Effecthascherei dargestellt worden als von Cornelius im Untergang der Priamiden. In der Mitte des Bildes sitzt die alte Hekabe, einer Niobe gleich, starr und versteint in dem ungeheuren Schmerz, der durch den Tod ihrer Kinder und die Zerstörung ihrer Vaterstadt über sie gekommen. Drei Töchter klammern sich voll Angst und Entsetzen an die Mutter an, während die edle Schwiegertochter, die Gattin des strahlenden Hektor, Andromache, das Haupt auf Hekabe's Knie gestützt, in Ohnmacht sinkt und es nicht mit ansehn kann, wie Achilles' wilder Sohn Neoptolemos ihren kleinen Astyanax am Fuß und Haar ergriffen hat, um ihn in die Flammen zu schleudern. Ihn hat — wie Raphael den Kriegsknecht, welcher den kreuztragenden Christus emporreißen will — Cornelius nur vom Rücken gezeigt, und das Antlitz, welches nicht ohne einen Zug von Rohheit zu zeichnen gewesen wäre, vom Beschauer abgekehrt; die derbe gestreckte Gestalt begrenzt die Gruppe zur Linken, nach rechts hin liegt der erschlagene Priamos, an einen der todten Söhne gelehnt, hinter Beiden ragt Helena's schöner Oberkörper hervor, sie sucht sich an einer Säule aufrecht zu halten. Menelaos greift über ihr nach Polyxena, eine der Töchter Hekabe's, die sich an diese jammernd anschmiegt. Dem Menelaos entspricht auf der andern Seite sein Bruder Agamemnon, der königliche Oberfeldherr der Griechen, der den Speer in der Rechten, mit der Linken den emporgeschwungenen Arm Kassandra's ergreift. Die herrliche Gestalt dieser seherischen, gottbegeisterten Tochter von Priamos, groß wie sie Aeschylus besungen, steht oberhalb Hekabe's als der Höhenpunkt des Bildes. Wie Agamemnon sich ihrer als seiner Siegesbeute bemächtigen will, da stehn vor ihrer Seele die Strafgerichte, welche die Götter über die heimkehrenden Griechen wegen der bei Trojas Zerstörung verübten Frevel verhängen werden, und das Wort des Schicksals ruft sie wie eine Sühne für das tragische Weh der Gegenwart, über das sie sich und uns erhebt. So die Mittelgruppe. Auf der linken Seite sehen wir im Hintergrunde das hölzerne Pferd und mehr nach vorn beutetheilende Griechen, unter denen wir Odysseus mit der Schiffermütze und den greisen Nestor erkennen. Auf der andern Seite, vom Beschauer rechts, wirft Aeneas mit gezücktem Schwert noch einen Blick des Zorns und Leids auf die Mittelgruppe, während er, vom jungen Sohne geleitet, den alten Vater und die heimischen Götterbilder von dannen trägt, um in Rom eine neue Heimath zu finden, ein neues größeres Reich zu gründen. So eröffnet sich uns aus dem Untergange einer alten Welt der Blick in den Aufgang eines frischen Lebens."

In der Ludwigskirche gab Cornelius ein gedankenreiches Bild der christlichen Religion. Gott als Schöpfer, als Erlöser und als Weltrichter, als heiliger und heiligender Geist erscheint in einer Reihe von Gemälden, deren größtes, das jüngste Gericht, doch in der Darstellung der Handlung den geeigneteren Stoff hatte, als das neue Werk, das die Erwartung des Gerichts schildern soll. Die Ausstellung hat die Cartons der Kreuzigung, der Apostel Johannes und Lucas; Christus, wie er neugeboren von den weisen Königen und den armen Hirten verehrt wird, und das jüngste Gericht sind im Kupferstiche da. — In Berlin erhielt der Meister die Aufgabe, ein Campo santo, die Begräbnißstätte der preußischen Könige, an den Wänden zu schmücken; er stellte in einer Reihe von Zeichnungen Christus als Sieger über den Tod und die Ausbreitung vom Reiche des Geistes dar; hie und da sind die Figuren etwas in die Länge gezogen, andere Compositionen aber, z. B. Thomas, der seine Finger in Christi Wundenmale legt, oder das Pfingstfest erinnern an Raphael's Tapeten und stellen sich ihnen würdig zur Seite, während die Einzelgruppen, welche die sieben Seligkeiten der Bergpredigt veranschaulichen, Michel Angelo's würdig sind. In einigen Compositionen aus der Offenbarung Johannis aber knüpfte Cornelius, der Greis, dort an, wo Dürer, der Jüngling, begonnen. Seine Geistesverwandtschaft mit diesem und zugleich den Fortschritt der Kunstentwicklung zeigen am deutlichsten die apokalyptischen Reiter, wie sie als Hunger, Pest, Krieg und Tod auf schnaubenden Rossen durch die Luft heransausen und die Menschheit dahinraffen. Von so niederschmetternder Gewalt ist kein anderes Werk der Ausstellung.

In der römischen Genossenschaft zeigte Veit den meisten Farbensinn. Die Ausstellung hat von ihm das kleine Bild der beiden Marien am Grabe des Heilandes. Die Schlichtheit der Composition, die Innigkeit der Empfindung stehen Overbeck ebenbürtig zur Seite, zugleich aber tritt die Farbenwirkung hinzu, um in der Stimmung und Beleuchtung das

Grundgefühl des Ganzen unmittelbar dem Auge zu verſinnlichen. Von den beiden Cartons Germania und Italia iſt beſonders die erſtere als meiſterhafte Darſtellung deutſcher Nationalität bewundernswerth; der Zug des Ernſtes im Antlitz, ein ſtilles Sinnen, deſſen Wehmuth doch die Hoffnung verklärt, bezeichnen ſie auf unnachahmliche Weiſe. Was Cornelius oft gelang, Typen zu ſchaffen, die ein Anrecht auf ewige Dauer, auf das Fortleben in andern Werken haben, das hat Veit auch hier erreicht. Mit Recht hat ihn Kaulbach auf dem Bild an der neuen Pinakothek als den dritten zu Cornelius und Overbeck geſellt.

Aus Overbeck-Veit'ſcher Schule iſt Steinle hervorgegangen; die Cartons für die Engel des Cölner Doms ſind anſprechender als die Farbenſkizzen zur Cölner Kunſtgeſchichte, die dem Gegenſtande wenig gerecht werden, und ſtatt das Leben friſch zu erfaſſen, zu ſehr einen ſymboliſchen und decorativen Charakter tragen. Einzelne Gruppen ſind indeß wohlgelungen, und das Ganze zeigt immerhin die gute Schule.

Von Heinrich Heß hat die Ausſtellung leider nur das Porträt Thorwaldſen's; doch lehrt ein Beſuch der nahgelegenen Baſilika und der Allerheiligenkapelle ihn kennen. Er ſteht neben Cornelius und Overbeck wie Andrea del Sarto neben Raphael und Michel Angelo. Der neue edle Geiſt iſt auch über ihn gekommen, die Florentiner Meiſter haben ihn gebildet, und ohne neuſchöpferiſch zu wirken, ſetzt er das Gute der Vorzeit fort. Dabei iſt ſein Colorit kräftig und friſch, und ſo haben ſeine Gemälde eine wohlthuende Harmonie. Er reißt uns nicht mit poetiſchem Schwung empor, aber er macht einen reinen und würdigen Eindruck. Er beweiſt, welche Vortheile die künſtleriſche Ueberlieferung dem Talent bietet, das ſich beſcheidet, innerhalb der vom Genius gebrochenen Bahnen zu gehen und die von dieſem gefundenen Formen verſtändig zu verwerthen.

Julius Schnorr von Carolsfeld hat Madonnenbilder ausgeſtellt, die ganz an die altflorentiniſche Weiſe erinnern und ſelbſt die Perſpective vernachläſſigen; er iſt aber dann in Italien in den Bildern zu Arioſt auf das romantiſche Gebiet getreten, und hier ſcheint ſeine Heimath. Romanzenartig ſprechen die Zeichnungen zu Arioſt uns an, die lyriſch-idylliſche am lieblichſten. In München ſind ſeine Hauptwerke die Nibelungenſäle, dann die Bilder zur Geſchichte Karl's des Großen, Barbaroſſa's, Rudolph's von Habsburg in der Reſidenz. In der deutſchen Heldenſage lehnt er mit Recht an die Typen von Cornelius ſich an, verwendet ſie aber zu ſelbſtändigen eigenen Compoſitionen. Wir ſehen ſolche, wie mehrere Bilder der Kaiſerſäle, in Kupferſtich. Schnorr iſt formengewandt und richtet am meiſten unter ſeinen Genoſſen ſein Augenmerk auf äußere Formenſchönheit. Es ſind die ſpätern Werke Raphael's und die Giulio Romano's, denen er mit gleichem Sinn für wohlgefällige Decoration nacheifert. Er weiß, daß die Kunſt vor Allem die Bedeutung des Gegenſtandes auffaſſen und ausſprechen ſoll, aber er hat große Freude an lieblichen Geſtalten und Bewegungen und läßt ſolche um ihrer ſelbſt willen mitſpielen, ſodaß die Nebenfiguren häufig den Vordergrund füllen, die Hauptfiguren im Mittel- und Hintergrunde, indeß immer an bevorzugter Stelle ſtehen. Am gelungenſten iſt Rudolph als Gründer des Landfriedens; hier tritt die Geſchichte in voller Macht und Würde auf, in epiſcher Größe, wie bei Cornelius und Kaulbach; anderwärts glauben wir mehr eine hiſtoriſche Romanze oder Novelle zu hören. Durchweg aber erfreut uns ein edler und gebildeter Geiſt, dem Religion, Vaterland, Kunſt heilig ſind und der ſein Maß und ſeine Klarheit über ſeine Werke verbreitet.

Wilhelm Schadow hat als ſchaffender Künſtler weder die Wucht von Cornelius, noch die Empfindung von Overbeck, die Anmuth von Veit gezeigt, aber er hat durch gute und gleichmäßige Ausbildung ſeiner Kraft ſich ein anderes, und zwar ein großes Verdienſt, erworben, er hat die Düſſeldorfer Schule begründet, und zwar nicht dadurch, daß er junge Männer in ſeine Kreiſe zog und ihnen den Stempel ſeiner Eigenthümlichkeit aufdrückte, ſondern dadurch, daß er die Individualitäten bewahrte, aber pflegte, leitete, mit Rath und That ihnen zur Seite ſtand. Seine Arbeiten zeigen die verſtändige Einſicht in das Rechte, tragen aber am meiſten das akademiſche Gepräge, das immer deutlicher hervortritt, je mehr Schadow ſich einer einſeitigen Doctrin ergibt. Dadurch hat er in einer zweiten Periode der Düſſeldorfer Schule das Kirchlich-Symboliſche für das Höchſte erklärt und jene Spaltung in die geiſtliche und weltliche Richtung, in Neu-Jeruſalem und Alhambra veranlaßt; das katholiſche Bekenntniß ſcheint ſelbſt bei Beſetzung von Lehrſtellen ein Gewicht in die Wagſchale gelegt zu haben, und Bendemann, Schirmer, ſo wie Leſſing ſind von Düſſeldorf nach Dresden und Karlsruhe ausgewandert. Wir ſehen von Schadow, außer dem geiſtvollen Porträt Karl Immermann's, Chriſtus mit den Jüngern auf dem Weg nach Emaus und ein allegoriſches Bild vom Quell des Lebens, zu dem Hoch und Niedrig, Alt und Jung ſich begibt, richtig gezeichnet, gut gemalt, klar componirt, aber ohne eine eigentlich poſitive Macht, mehr ein Erzeugniß der Reflexion als der Begeiſterung.

Bleiben wir nun zunächst bei der Düsseldorfer Schule stehen, so unterscheiden zwei Bedingungen sie von der Münchner. Diese stand mit der Baukunst und Plastik, die neben ihr geübt und gepflegt wurden, in fortwährender Wechselwirkung, in jener stand die Malerei allein; das specifisch Malerische, das Element der Farbe, fand dadurch hier vorzugsweise seine Entwicklung. Aber wenn in München an großen monumentalen Werken der historische Frescostil ausgebildet ward und Meister und Jünger daran zusammen arbeiteten, so fehlten den Düsseldorfern solche Aufgaben, sie waren mehr auf die Staffeleibilder, damit auf die Liebhaberei des Privatbesitzes hingewiesen, sie fanden durch Ausstellungen und Kunstvereine ihren Ruhm und ihre Pflege, sie wurden damit auf das Gefällige, auf das Anmuthige hingewiesen, sie konnten sich nicht selbstgenügsam in ernste Strenge zurückziehen und des Beschauers warten, sie mußten mit der Anziehungskraft einer lieblichen Erscheinung ihm entgegenkommen. So geschah es denn, daß viele Düsseldorfer Bilder einem sentimental süßlichen Modegeschmack huldigten, dessen Gunst erwarben, aber auch mit dem Umschwung der Zeitrichtung aus dem Romantischen in den Ernst der Wirklichkeit in den Hintergrund treten; aber es ist unrecht, darnach die Schule zu beurtheilen, und wir finden auf der Ausstellung kaum ein derartiges Gemälde, zum Beweis, daß sie selber darüber längst hinausgeschritten ist. Allerdings ist die rechte Aufgabe der Kunst im Dienst und zur Ehre des öffentlichen Lebens, wo ihre Werke ein Gemeingut des Volkes sind, und zwei der ausgezeichnetsten Düsseldorfer Künstler, Rethel und Deger, haben später durch solche sich groß erwiesen; aber das Privatleben, die häusliche und tägliche Vertrautheit mit einem Kunstwerke hat auch ihr Recht, und es war eine preiswürdige Ergänzung der Cornelianischen Richtung, daß die Düsseldorfer ihm genügten, daß sie die Anmuth und den Reiz der Darstellung suchten und fanden, daß sie auf die Freiheit und Sorgsamkeit der Ausführung Gewicht legten, und grade die liebevolle Innigkeit, mit der sie unter Schadow's Leitung ihre Arbeiten harmonisch zu vollenden trachteten, gibt ihren Erstlingswerken für immer einen idealen Hauch, eine zum Gemüth sprechende Weihe, und das kann durch keine Handfertigkeit ersetzt werden. Sehr bezeichnend sagt indeß Karl Immermann in den „Düsseldorfer Anfängen", vielleicht dem meisterhaftesten Dialoge der deutschen Literatur, gleich gehaltreich und gleich vortrefflich in der Darstellung: „Die Furcht vor gemalten dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug der Schule. Ihr Wahrzeichen ist es, daß das Weiche, Ferne, Musikalische, Contemplative, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwalten."

Lessing, eine männlich edle, kernhafte Natur, ist leider nur durch die Hussitenpredigt und durch die Skizze seines neusten Bildes, der Gefangennehmung des Papstes Paschalis, vertreten; doch ist jene charakteristisch für ihn. Denn er geht in der Historienmalerei nicht darauf aus, weltgeschichtliche Momente in ihrer idealen Bedeutung zu gestalten, er erhebt sich selten zur eigentlichen Höhe der Action, des dramatischen Conflicts, sondern er liebt mehr das vorbereitende oder nachfolgende innerliche Arbeiten, mehr eine Episode darzustellen, welche die Stimmung und die Zustände der Zeit veranschaulicht, aber hier ist er auch höchst ausgezeichnet durch psychologische Charakteristik, durch individuell persönliches Leben, durch costümtreue Ausführung des Einzelnen, die indeß niemals Selbstzweck sein will, niemals sich prunkend hervordrängt, sondern dem Ganzen dient. Lessing geht nicht vom Gedanken, sondern von der Thatsächlichkeit aus, aber er erfaßt diese mit ihrem innerlichen Grunde; er ist Realist, aber das Reale ist ihm nicht die Aeußerlichkeit der Erscheinung, sondern die innenwaltende Seele der Dinge. Sehr gern hätten wir auch Landschaften von ihm gehabt. Er hat die Natur studirt mit dem klaren Auge des Künstlers, ja mit wissenschaftlich eindringendem Geiste, und verwendet nun die Formen der Wirklichkeit zum Ausdruck von Seelenstimmungen.

Bendemann's Begabung weist ihn mehr auf das idyllisch Gemüthliche als das energisch Großartige; seine trauernden Juden, sein Jeremias sind Familiengruppen, die Völkerleid und Völkerklage mehr symbolisch andeuten, als daß das Geschichtliche mit seiner Macht hervorträte; namentlich sollte der Prophet, einer der herrlichsten Männer des ganzen Judenthums, nicht so in sich versunken sein, er müßte als der gottbegeisterte Mahner und Tröster seiner Nation dastehen, wenn der Maler ihm gerecht werden wollte. Vortrefflich ist das Orientalische der Formen innerhalb einer idealen Schönheitslinie wiedergegeben; es ist dem Künstler so eigen, daß es auch in sein neustes liebliches Bild, Odysseus und Nausikaa, hineinklingt, wo überhaupt das romantisch Idyllische des alten Heldenliedes in dieser Scene vorzugsweise betont und in heitrer Klarheit veranschaulicht ist. Ob aber für diese Scene, wie Odysseus dem Wagen Nausikaa's folgt, nicht die bloße Umrißzeichnung im Reliefstil, wie sie Flaxman meisterhaft gegeben hat, völlig genügt, für die malerische Ausführung aber eine andere, dramatisch bewegtere Situation vorzuziehen ist? Doch freuen wir uns des Erfreulichen!

Der mit Bendemann nach Dresden über-

geſiedelte Hübner hat eine Darſtellung der apokalyptiſchen Babylon gegeben, die nach den Zeichnungen von Cornelius für das Campo santo ein bedauerliches Zeugniß ſchwächlichen Anders- und Beſſermachenwollens iſt; auch daß er Karl V. und Friedrich den Großen als decrepide Greiſe darſtellt, ſagt mir für das Idealporträt geſchichtlicher Männer der Jahrhunderte nicht zu, wiewohl die Ausführung empfindungsvoll iſt. — Hildebrandt's Söhne Eduard's bewahren ihren Reiz durch den Contraſt des unſchuldigen Schlummers einer holdſeligen Kindlichkeit mit mörderiſcher Tücke, Mücke's heilige Katharine durch die Klarheit der Farbe und die Sorgſamkeit der Durchbildung. — Camphauſen gibt genrehafte Epiſoden aus den engliſchen Puritanerkämpfen. — Leutze's Bilder aus der nordamerikaniſchen Geſchichte, ſein Uebergang Waſhington's über den Delaware, ſind mit Recht gefeiert worden; ſeine hier ausgeſtellten Werke aber zeigen mehr einen Fortſchritt der Technik in einer freien Vortragsweiſe, als daß der Geiſt der Auffaſſung oder die Wahl des Moments befriedigt. Die letzte Soirée Karl Stuart's II. iſt ein unſchönes Bild überſättigter Liederlichkeit, ohne das Mene tekel, ohne das hereinragende Strafgericht, das durchaus nicht fehlen darf, denn daß es die letzte Soirée des Wüſtlings iſt, ſehen wir ja dem Bilde nicht an.

Mintrop, der bis zum dreißigſten Jahre hinterm Pfluge ging, iſt ein ſinniges liebenswürdiges Talent; er hat etwas Peruginesles in ſeiner Art, und die friesartigen Skizzen zu Chriſti Geburt und Tod ſind vortrefflich, während ſonſt er vor ſüßer Tändelei auf ſeiner Hut ſein muß. Der Chriſtbaum iſt zu voll, zu ſehr Figurenknäuel, um mit der ähnlichen Zeichnung Ludwig Richter's wetteifern zu können. — Heinrich Hofmann (aus Darmſtadt) hat in Rom eine Gefangennehmung Chriſti gemalt, die durch ernſte Haltung in Zeichnung und Farbe einen großen, vielverheißenden Fortſchritt des Künſtlers bekundet. Sie bewahrt den religiöſen Geiſt und gibt ihm durch das Betonen des Pſychologiſchen eine realiſtiſche Baſis; wie der gefangene Heiland in ſeiner innern Hoheit doch triumphirt und Judas vor ſeinem Blicke zuſammenbricht, iſt vortrefflich dargeſtellt.

Einen Hiſtorienmaler erſten Ranges erkennen wir endlich in Rethel, und die Ausſtellung wird ſeinen Namen in die ihm gebührende Ehre einſetzen; wir können ſeine Aquarells und Cartons nur mit Wehmuth betrachten, wenn wir daran denken, daß der geniale Geiſt, der ſie ſchuf, ſchwerer Krankheit verfallen iſt. Welch ein Zug herrſcht in ſeinem Todtentanz, der durch tiefſinnigen Humor ſich an die Seite des Holbein'ſchen ſtellt und aus der individuellen in die weltgeſchichtliche Sphäre ſich erhebt! Wie richtig hat er in ſechs Bildern die für die Sache bezeichnendſten, für die Malerei geeignetſten Momente von Hannibal's Zug über die Alpen ergriffen und ſtets durch wenige Figuren kühn und klar ausgeſprochen, bis wir endlich den Feldherrn auf der Höhe des Gebirges Italien erblicken ſehen! Seine Darſtellungen aus der Geſchichte Karl's des Großen im Aachener Rathhausſaal ſind des Helden, ſind des Ortes durchaus würdig, klar im Aufbau der Gruppen, einheitlich bei aller Freiheit individuellen Lebens, charakter- und ſtilvoll zugleich. Dieſe Entwürfe ſind dasjenige, was auch den berühmten Hiſtorienmalern Münchens von allem Auswärtigen am meiſten imponirt; ſie zeigen den Weg, wie die deutſche Geſchichte zu behandeln iſt. Doch erkennt man, daß Rethel's Lieblingsneigung auf das Schauerliche ging und ihm dieſes am beſten gelang; ſeine Phantaſie ſcheint ſich zu ſehr daran geweidet zu haben und dann von ihm in den Abgrund geriſſen zu ſein.

Unter den Münchnern nimmt durch Ruhm und Begabung Kaulbach die erſte Stelle ein. Mit ihm beginnt die zweite Generation, die zur Macht und Strenge die Anmuth der Form fügt, und ſein Schönheitsſinn iſt raphaeliſcher Art; die formale Vollendung der Antike hat er vor Allem ſich anzueignen geſucht; während Cornelius durch das Sublime des Gehalts und durch das Charakteriſtiſche des Ausdrucks hervorragt, dadurch aber von Härten und Uebertreibungen nicht frei iſt, muß Kaulbach ſich hüten, daß ihn die Leichtigkeit der Production und die Luſt an Formenſchönheit ſelber nicht zu einer äußern Eleganz verleite; während Cornelius mit dem Stoffe rang und in ihm aufging, ſehen wir bei Kaulbach die geniale Subjectivität ihre perſönliche Weltanſchauung in der Auffaſſung ausprägen. Wie Cornelius vertieft er ſich in den innenwaltenden Geiſt der Dinge, ſchwebt aber zugleich mit der Freiheit des Humors über den Erſcheinungen, um nach Umſtänden ihre Komik zu entbinden oder ſie gelegentlich auch ſatiriſch aufzulöſen. Sein Verbrecher aus verlorner Ehre, ſein Narrenhaus zeigten ihn auf Hogarth'ſcher Bahn und gaben ſeinem plaſtiſchen Schönheitsſinn, der in dem Arkadengemälde der bairiſchen Flüſſe hervorgetreten war, eine nothwendige Grundlage ſcharf pſychologiſcher Charakteriſtik. In der Hunnenſchlacht fand er die Sage als ſein Gebiet, das dämoniſch Phantaſtiſche maß- und ſtilvoll bewältigend. Und wie hier die Phantaſie des Volks ihm vorgearbeitet hatte, ſo ſucht ſeine eigene die innerlich treibenden geiſtigen Mächte der Geſchichte zur Erſcheinung zu bringen und durch ſie den Zuſammenhang der Dinge, die allge-

meine Bedeutung der Ereignisse zu veranschaulichen. In solchen Personificationen übt der Maler das Recht des Dichters, des Redners, der in der Schilderung von Jerusalem's Untergang auch die Propheten beschwören, auch die guten Engel preisen würde, die als Diener der Vorsehung die abziehenden Christen geleiten, der auch den Reigen der olympischen Götter durch die Gesänge Homer's ihren Einzug in die Tempel halten lassen würde. Die Zerstörung Jerusalems, dies Ereigniß weltgeschichtlicher Bedeutung, läßt sich als solches gar nicht anders darstellen, gar nicht von dem Untergang irgend einer orientalischen Stadt durch die Römer unterscheiden; man muß der Malerei diese Größe der Aufgabe versagen oder den Weg gutheißen, den der Künstler eingeschlagen. Mehrere der Weltgeschichtsbilder Kaulbach's sind durch Kupferstiche, die Völkerscheidung vor dem babylonischen Thurme ist in einem sehr durchgebildeten Carton ausgestellt, und hier ist die typische Charakteristik der Racen von unübertroffener Meisterschaft. Moses, Solon, Karl der Große zeigen die Stärke des Künstlers in idealen Porträtschöpfungen, die dem Geiste weltgeschichtlicher Persönlichkeiten die gemäße Gestalt gibt; namentlich ist in Moses die Autorität göttlicher Begeisterung, in Solon der nachsinnende menschliche Verstand des Gesetzgebers klar hervorgehoben. Vor den Personificationen der Künste, Wissenschaft und Geschichte, die alle in freien schwunghaften Linien gezeichnet sind, ragt die der Sage durch Tiefe der Auffassung und Gewalt des Ausdrucks hervor. Es ist falsch, solche Werke Symbole oder Allegorien zu nennen, sie sind personificirende Idealbildungen, wie die griechischen Meister sie in ihren Göttern, ein Phidias in seiner Athene, ein Praxiteles in seinem Eros schufen, und es ist Zeit, daß dieser Begriff in die Mitte jener beiden andern gestellt werde; denn das Symbol ist erst werdende Kunst, das Aeußere deutet auf ein Inneres hin, die Allegorie aber läßt Gedanke und Erscheinung unkünstlerisch auseinanderfallen und verbindet sie nicht für die Anschauung, sondern für die Reflexion; wo aber eine Idee in klarer Gestaltung verleiblicht wird, sodaß ihre geistige Bedeutung in der sichtbaren Form offenbar ist, da tritt ein Höheres ein, das meine Aesthetik der Kunst als personificirende Idealbildung vindiciren wird. — Dann hat die Ausstellung einen großen Theil der Cartons zu dem Fries, welcher im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin sich über den Wandgemälden hinzieht, und während sie den Ernst der Culturentwicklung entfalten, erscheint dort die Weltgeschichte als ein Spiel von Kindern in reizenden Arabesken; die Kinder selbst tragen die Züge der Nationalitäten, der Männer, die sie repräsentiren, das Ganze ist ein Meisterwerk des Humors, wo Tiefsinn und Anmuth sich vereinigt haben. — Endlich ergötzt uns als guter alter Bekannter der Reinecke Fuchs. Wie die Thiersage im deutschen Epos die Natur der Thiere bewahrt und ihnen dazu die menschliche Reflexion und Sprache leiht, so hat der Maler das Gleiche geleistet und den thierischen Formen menschlich physiognomischen Ausdruck zu verschmelzen gewußt. Die Art und Weise, wie er das volksthümliche Werk freimüthig fortgedichtet und zum Zeitspiegel gemacht hat, verdient gleichfalls ein Wort der Anerkennung.

Wir stellen Schwind zunächst zu Kaulbach. Er ist kein Epiker wie dieser, seine Geschichtsbilder stimmen mehr einen lyrischen Balladenton an, aber er wetteifert darin siegreich mit Uhland und Tieck; er concentrirt nicht zur Einheit eines dramatischen Moments, der Vergangenheit und Zukunft miterkennen läßt, er erzählt lieber die einzelnen Ereignisse nach einander in jener naiven Weise mittelalterlicher Künstler, eines Benozzo Gozzoli, eines Memling, denen er auch durch die lebensvolle Lieblichkeit seiner Gestalten, die natürliche Anmuth seiner Motive sich vergleicht, und wenn sein Jugendwerk, Ritter Kurt's Brautfahrt, im Hintergrunde des Bildes die andern Vorgänge zeigt, so zerlegt er später die Hauptscenen in so viele Einzelbilder, die er nach Art eines Schreins oder wie zum Schmuck einer säulengegliederten Wand aneinandergereiht. Jenes ist der Fall bei seinem Aschenbrödel, das hier im Kupferstich erschien, dieses bei dem Gemäldecyclus von den sieben Raben und der hülfreichen Schwester, einer Perle der Ausstellung, die jedes sinnige Gemüth bezaubert und jene Rührung erweckt, die dort sich einstellt, wo der reine Adel der Natur am Ende triumphirt und wir in die innerste Tiefe der Menschheit hineinschauen. Wenn wir Schwind als den Maler des deutschen Volksmährchens bezeichnen, so geschieht es in dem Sinne, daß das echte Mährchen stets einen ethisch-religiösen Hintergrund hat, da es dem Mythus entstammt und dessen Nachklang und Umbildung in der Kinderphantasie ist, die den Gedanken dann mit lieblichen Arabeskenranken umspinnt. Diese Verwebung des Tiefsinnigen und Phantastischen in einem melodischen Reichthum holdseliger Gestalten, graziöser Bewegungen ist Schwind's Stärke. Wir sehen auf dem Eingangsbild des genannten Werkes ihn selbst mit seiner Familie um eine alte Mährchenerzählerin geschaart, während eine jugendliche Gestalt mit dem Griffel zeichnend deren Worten folgt; darüber in kleinen Bildchen, durch die Unterschriften erläutert, als Vorgeschichte, wie eine Mutter gegen ihre sieben Buben, die mehr essen wollten, als da

war, das Wort ausſpricht: Wäret Ihr doch beſſer Raben. Da fliegen ſie als Raben davon, die Mutter ſtürzt entſeelt nieder. Das Schweſterchen läuft in den Wald; eine milde Fee heißt es ſieben Jahre ſchweigen und ſieben Hemden ſpinnen, dann könne es die Brüder erlöſen. Sechs Jahre ſind vorüber. Wir ſehen auf dem erſten Bild eine Jagdgeſellſchaft, die nach einem Genoſſen ſpäht und ruft; der aber erblickt auf dem zweiten ein ſeltſames Wild, die wunderſchöne Jungfrau in einem Baumſtamm ſpinnend; dann hebt er, der Königsſohn, ſie herab, deren langes, blondes Haar keuſch die Glieder umfließt, eine Compoſition von unendlicher Innigkeit und zarter Reinheit; er führt ſie auf ſeinem Roß von dannen, ſie wird hochzeitlich geſchmückt, ſie geht als ſeine Gattin mit ihm ſpazieren, wo ſie ſich den Armen wohlthätig erweiſt, immer ſchweigend, des Nachts bei Mondſchein ſpinnend. Sie genas zweier Knaben, die aber als Raben davonfliegen, da die Hebamme ſie baden will; das komiſche Entſetzen dieſer letztern contraſtirt mit dem Schrecken des Gatten und mit dem wehevollen Dulderblick der ſchamhaften Wöchnerin, der die Fee erſcheint, zum Schweigen mahnend. Aber die Fehme verdammt ſie als Hexe zum Feuertod, der Holzſtoß wird geſchichtet, ſie wird im Gefängniß gebunden, die Fee erſcheint mit dem Stundenglas; bald iſt die Zeit um, die Armen hemmen den Wagen, der ſie zum Scheiterhaufen führt, während die Fee den Raben die ſieben Hemden bringt. Als ſie oben ſteht, da iſt die Stunde der Erlöſung da. Wie ein Finale einer Oper kommen die Brüder auf weißen Roſſen freudig herangebrauſt, ſchreit nun die Mutter den Kindern entgegen, die ihr die Fee darbringt, freut ſich das Volk, daß die Henker abziehen, und ſinkt der Gatte gerührt zu den Füßen des geliebten Weibes. Die Idee iſt klar, durch Ergebung, Arbeit und Schweigen löſt ſich der Fluch frevelhaft voreiligen Wortes. — Das herrliche Werk ward auf der Ausſtellung vom Großherzog von Weimar angekauft; möge ihm eine Stelle werden, wo es für Viele eine Quelle erhebenden Genuſſes bleiben kann!

Philipp Foltz hat außer den Genrebildern, die wir ſpäter beſprechen, eine Skizze vom Heldenkampf Otto's von Wittelsbach in der Veroneſer Clauſe und ein geſundes und tüchtiges Gemälde: Barbaroſſa vor Heinrich dem Löwen auf's Knie ſinkend. Daſſelbe ſoll in einem Cyklus, den König Max für's Maximilianum malen läßt, die Vaſallenmacht im Mittelalter charakteriſiren. Der Löwe in ſeinem düſtern Trotz, der ihm bald ſelber verhängnißvoll werden ſoll, contraſtirt gut mit der lichten Engelsgeſtalt der Kaiſerin, die auf den Himmel hinweiſt; der Kaiſer hat gleich einem Goldadler momentan die Schwingen geſenkt, er wird alsbald ſich wieder erheben. Sehr anſprechend iſt auch eine größere Zeichnung, Conradin, die beſte Darſtellung dieſes oft gewählten Gegenſtandes. — Von Guſtav König ſehen wir einen Carton: Luther, wie er die Bibelüberſetzung mit gelehrten Freunden beräth. Er führt den Beweis, wie groß urſprünglich die kleinen Radirungen des Künſtlers in Luther's Leben gedacht ſind, und erweckt den Wunſch, recht bald auf der Wartburg die Lutherzimmer mit Lutherbildern von König geſchmückt zu ſehen. Seine Illuſtrationen von acht Pſalmen ſind fein und geiſtvoll, ſie werden im Stich erſcheinen. — Eine Ausführung im Großen wünſchen wir auch für Xaver Barth's Entwürfe zu Fresken einer Todtenkapelle; er iſt aus Schwind's Schule hervorgegangen. Schüler von Foltz, A. Müller und Loſſow, haben in aufſtrebender Jugend das Glück, durch den kunſtſinnigen Erbprinzen von Meiningen größere Aufträge zu erhalten, ſie ſollen im Schloß zu Meiningen und in der Villa Sommariva (jetzt Carlotta) am Comerſee monumentale Geſchichtsbilder malen, zu denen wohlgelungene Cartons ausgeſtellt ſind; namentlich Müller iſt ein ſehr hervorragendes Compoſitionstalent, der eine Schlacht und einen religiöſen Gegenſtand gleich gut behandelt und in dieſem Reichthum der Phantaſie an ſeinen Meiſter Kaulbach erinnert. Auch ein dritter Schüler von Foltz, Pixis, zeigt gediegenen hiſtoriſchen Sinn und die Gabe glücklicher Auffaſſung. — Gute Altarbilder haben Fiſcher und Palme ausgeſtellt, ebenſo Wittmer von Rom. Als ſtilvoller Zeichner auf religiöſem Gebiet erſcheint Hövemeier. Von zwei Frauen, Ellenrieder und Elektrine von Freiberg-Stunz, ſind aus dem Kreiſe religiöſer Kunſt und aus der neubelebten edlen Richtung derſelben preiswerthe Bilder da, namentlich von der letztern anmuthvolle Madonnen.

Neureuther und Kreling geben anziehende Bilder in arabeskenartigem Aufbau. Welch' ein Auftrag, die Maſchinenfabrik von Kramer-Klett in Nürnberg zu malen! Und wie ſinnig hat Eugen Neureuther ihn erfüllt. Wir ſchauen rechts und links in das Innere mehrerer Stockwerke, ſehen die Säle mit Arbeitern aller Art in voller Thätigkeit bei Tag und bei nächtlichem Lichte, ſehen verbindende Arabesken aus Theilen von Maſchinen bereitet, ſehen das Ganze mit Pflanzen verziert und an verſchiedenen Stellen als Bilderſchmuck die Hauptwerke angebracht, die aus der Fabrik hervorgegangen; Alles ſo leicht, ſpielend, graciös gebildet, wie man von Neureuther es gewohnt iſt. Kreling läßt uns in Giebelhäuſer hineinblicken, wo Feſte gefeiert werden, Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Allerheiligen;

die Natur spielt mit, die Kindheit und Jugend des Menschen wie die vier Jahreszeiten entfalten sich uns in der Weihe des Christenthums, dessen Feste ja vielfach den altdeutschen Naturdienst in's Geistige verklärt haben.

Ein Zeichner ganz anderer Art als diese Romantiker ist Genelli, ein strenger Classiker, der wiedergeborne Carstens unsrer Tage, nur dramatischer, aber wie dieser dem Michel Angelo mannigfach verwandt, auch ein Fortdichter der griechischen Mythe, auch mehr durch Tiefe des Gedankens und durch geistvolle Auffassung, durch das Architektonische der Composition als durch die Reize der Ausführung groß. Man vermißt diese letztern häufig, es fehlt nicht an Härte und Verzeichnungen, aber dafür entschädigt die durchaus auf's Große angelegte Natur und der auf das Wesenhafte gerichtete Ernst des Meisters. Homer, der seine Gesänge vorträgt, Aesop, der den Hirten seine Fabeln erzählt, sind zwei treffliche Seitenstücke zu der Zeichnung Apoll's, der beim Tode einer Hirtin erscheint und das Leidverklärende, Trostspendende der Kunst zum erstenmal wirksam werden läßt.

Von Ludwig Thiersch, der eine Zeit lang in Athen gelebt und gemalt, sehen wir den Carton eines jüngst vollendeten Bildes nach einem neugriechischen Volksliede, das auch Goethe übersetzt und einmal zur Composition vorgeschlagen hat. Charon, als die Luft durchbrausender wilder Reiter, rafft die Menschen dahin und führt Jung und Alt auf seinem Wolkenzuge mit sich fort; aber unten auf der Erde waltet bleibend der Menschen heiteres Leben und inniger Verkehr, und die Verstorbenen möchten zu den Ihrigen noch einmal hinab, doch unerbittlich reißt Charon sie im Sturme mit sich fort. Das Dämonische wie das Rührende ist gleichgelungen.

Peter Heß ist durch die Schlacht bei Leipzig vertreten, porträt- und costümtreu, aber ohne den Ausdruck der nationalen Begeisterung; gelungener sind seine Bilder aus dem Tyrolerkriege, wo der Einzelkampf im Gebirge die genrehaften Motive begünstigt, und da ist Heß meisterhaft. Von Albrecht und Franz Adam finden wir Scenen aus den neuern österreichischen Kriegen. Emele zeigt viel individuelles Leben. Mehrere große Bilder von Dietz haben das Bestreben, deutsche Gründlichkeit in der Composition mit der realistischen Technik der Belgier und Franzosen zu verbinden. Auch Dietz hält sich gleich diesen an die Wirklichkeit, erfaßt in ihr aber das geistig Bedeutende und sucht es auf ergreifende Weise auszuprägen. Vorzüglich ist es ihm in der Zerstörung Heidelbergs durch Melac gelungen, einem Gemälde von erschütternder Wirkung, reich an glücklichen Motiven, an charaktervollen Figuren, die Größe der Conception in Einklang mit den umfangreichen Dimensionen der Ausführung. Der patriotische deutsche Sinn des Malers und seine Geistesbildung kommen seinen Werken zu Gute. Ueberhaupt zeigt und lehrt die Ausstellung auch dieses, daß wer in der Kunst den Besten seiner Zeit genug thun will, in die idealen Tendenzen, in die intellectuellen Bestrebungen derselben eingehen, an den geistigen Problemen der Gegenwart Theil nehmen, die Blüthe der Cultur in sich selber darstellen muß. Das hat den großen Meistern der Griechen, dann denen am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, das einem Cornelius und Kaulbach ihren hohen Rang als Repräsentanten der Bildung und Richtung ihrer Epoche gesichert.

Ein noch entschiedeneres Hereinwirken französisch-belgischer Weise auf die Münchener Schule finden wir bei Schorn und Piloty. Deshalb hat weder der Eine die Composition, noch der Andere die Gründlichkeit psychologischer Charakteristik hintangesetzt. Namentlich tritt uns in Piloty wohl das größte coloristische Talent der Münchener entgegen, und wir sehen bei ihm stets das Bestreben erreicht, durch den ersten Eindruck zu packen, die Stimmung des Bildes dem Gegenstande gemäß zu halten. Die Folgezeit wird lehren, ob seine Phantasie mit seiner Naturbetrachtung und glänzenden Naturnachahmung gleichen Schritt hält. Die Gefahr liegt nahe, daß, wo das Aeußere der Erscheinung in Gewändern, Geräthschaften mit solcher Virtuosität behandelt ist, auch das Augenmerk des Beschauers davon vorzugsweise angezogen wird, und es bleibt die Frage, ob es nicht ein schwerer Tadel für ein Geschichtsbild ist, wenn das Publicum vor Bewunderung des Sammets und der Seide nicht zu Athem kommt, und darüber der Gehalt der Sache und die Charakteristik der Persönlichkeiten vergessen wird. Letzteres ist indeß angesichts der Bilder Piloty's nicht der Fall, und namentlich wird sein Seni Jedem unvergeßlich bleiben. — Knille's Eid ist gleichfalls mit technischer Virtuosität gemalt, steht aber auf der gefährlichen Grenze, wo man weniger den Gedanken als das Machwerk im Auge hat. — Henneberg's wilde Jagd ist voll Feuer und Leben, er hat seinen Paul Veronese gut studirt. Ein Colorist ganz anderer Art ist Riedel in Rom. Er studirt namentlich die Reize absonderlicher Beleuchtung, eines künstlichen Helldunkels, hereinspielender Sonnenstrahlen, und weiß seinen Gestalten den täuschendsten Schein körperlicher Rundung zu geben. Seine Bilder erhalten dadurch mitunter etwas Gefallsüchtiges, und man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Modelle je nach Beleuchtung, Stellung und Umgebung bald Judith, bald Sakuntala taufe. Der geistige Gehalt seiner Bilder ist

allerdings nicht bedeutend, aber der Zauber der Beleuchtung bewundernswerth, und dies Sichvertiefen in das Element des Lichts und der Farbe, dies Wiedergeben ihrer geheimnißvollen Reize hat auch ſein Recht, und Riedel's Individualität hat ſich damit als eine künſtleriſche Specialität berühmt gemacht.

Neher iſt von München, wo er am Iſarthor den frei und ſtolz entfalteten Einzug Ludwig's des Baiern gemalt, nach Stuttgart übergeſiedelt. Von ihm erſcheinen die pilaſterartigen Arabeskenſtreifen beſonders anziehend, auf denen er die Hauptgedanken und Situationen von vier Goethe'ſchen Hymnen: Meiner Göttin, Prometheus, Ganymed, Wanderers Sturmlied, ſchwungvoll und poeſiereich veranſchaulicht; ſie ſind ein würdiger Schmuck des Goethezimmers im Schloß zu Weimar. — Ein jüngerer Lindenſchmit hat einen colorirten Carton gebracht, Karl's I. Gefangennehmung bei Pavia, voll Feuer, Leben und geſchichtlichem Sinn, aber noch etwas roh und die Hauptfigur nicht ſchön genug in den Linien; das ließe bei der Ausführung ſich leicht verbeſſern. Wir erkennen hier ein entſchiedenes Talent für weltliche Hiſtorienmalerei.

Gehen wir nun nach Wien, ſo macht hier Ruben, früher in München, jetzt dort Director der Akademie, den Uebergang. Er gehört zu den Männern, denen die Aukirche ihre herrlichen Glasfenſter verdankt; ebenſo der Dom zu Regensburg. Zwei Cartons für dieſen letztern ſind ausgeſtellt, ſchlichte würdige Geſtalten, wie ſie für die Glasmalerei ſich eignen, innig empfunden und gut gezeichnet. Ruben's Columbus iſt berühmt geworden, eine vielleicht etwas zu wohl geordnete Compoſition, ſodaß die Geſtalten mehr wie zum lebenden Bilde geſtellt, als von der innern Erregung unbewußt bewegt erſcheinen. Doch auch ſo gehört das Werk zu den erfreulichen Erſcheinungen, die dem Abſinken der Kunſt in einen rohen Naturalismus die Wage halten, und dem Beſchauer die Sache, die ſie darſtellen wollen, klar und unzweideutig vor Augen legen, in richtiger Auffaſſung den Höhenpunkt des geſchichtlichen Vorgangs ergreifen, und das iſt doch wohl die Hauptſache. — Füger hat im akademiſchen Sinne der David'ſchen Schule gemalt, Führich dagegen die Overbeck-Cornelianiſche Reform der chriſtlichen Kunſt nach Oeſterreich getragen. Man erkennt in ihm einen Künſtler, welcher weiß was er will, und dies mit einiger doctrinärer Reflexion in's Werk ſetzt. Seine Cartons von Thomas und Lazarus ſind tüchtige Arbeiten, und ein großes Verdienſt für die Verbreitung eines beſſern Kunſtgeſchmacks hat er durch ſeine Stationsbilder erworben, die dem Kenner wie dem Verſtändniß des Volks gleich werthvoll ſind und in ihrer einfach energiſchen Weiſe vielhundertfache Nachbildungen im katholiſchen Süden des Vaterlandes hervorgerufen haben. — Zu den älteſten Bildern, welche die Goethe'ſche Fauſtdichtung hervorgerufen, gehört das von Ludwig Schnorr, ein Zeugniß des Ernſtes, der Gründlichkeit, der Entfernung von falſchen Effecten, wie ſolches Streben ein Gemeingut der Künſtlerjugend am Anfange des Jahrhunderts war.

Das umfangreichſte Bild aus dem akademiſchen Kreiſe in Wien hat Wurzinger ausgeſtellt, ein jugendlich aufſtrebender Künſtler. Es enthält viel realiſtiſche Energie in den Köpfen, die Hauptgeſtalten ſind in Bewegung und Haltung ſprechend, die Malerei preiswürdig, aber in der Compoſition findet ſich dennoch etwas Zwieſpältiges. Ferdinand II. ward einmal von den Ständen in ſeinem Zimmer überfallen, und es ſollte eine Unterſchrift zu Gunſten des Proteſtantismus von ihm erſtrebt werden. Er weigerte ſich ſtandhaft und ward endlich durch Dampierre's Cüraſſiere befreit. Der Künſtler macht aber dieſe nicht bloß im Hintergrunde ſichtbar, er läßt nicht bloß einen oder den andern der Aufſtändiſchen ſie erblicken, ſondern dieſe bis auf wenige ſind in Angſt und Verwirrung, und ihrem Entſetzen und Schrecken gegenüber erſcheint nun Ferdinand's Feſtigkeit nicht als ein beſonderes Verdienſt, und das Bild verliert an unmittelbarer Verſtändlichkeit und Totalwirkung, was es an Ausdruck und Bewegung im Einzelnen gewinnt. Aber auch ſo zeugt es von einer Begabung, die zu glänzenden Leiſtungen ſichere Ausſicht gibt.

Ein anderer Kreis von Wiener Künſtlern (Rahl und ſeine Freunde gehören ihm an), der ſich als Geſellſchaft der Eintracht verbunden hat, zeigt in ſeinen Mitgliedern ein ziemlich buntes Beſtreben im Anſchluß an mannigfaltige Richtungen. Zunächſt wirkt die Nähe Venedigs ſichtbar ein, die Leuchtkraft der Farbe wird dort ſtudirt und angeeignet; dann ſehen wir franzöſiſche und belgiſche Einflüſſe, endlich aber auch das Vorbild von Cornelius. Drei Männer ſind in dieſen Beziehungen hervorragend. Karl Rahl hat ſich der ſinnenfreudigen Fülle und begeiſterten Kraft der großen Venetianer angeſchloſſen, ja er gibt ſeinen Bildern ſogleich das mit auf den Weg, was jenen die Zeit als Schmelz oder Nachdunkeln bereitet hat. Sein lebendigſtes Werk iſt die Chriſtenverfolgung in den Katakomben. Odyſſeus bei Alkinoos erinnert an jene heitern Bilder der Feſtlichkeit bei Wein und Geſang, wie ſie Paul Veroneſe liebt, bewahrt aber die ernſte tiefe Stimmung des Moments, wo Odyſſeus beim Anhören der Lieder von ſeinen eigenen Thaten in Thränen ausbricht.

Der Böhme Czermak, ein Schüler Gallait's, doch in der Technik etwas derber als sein Meister, hat ein sehr ergreifendes Bild ausgestellt, das für seine weitern Schöpfungen große Erwartungen erregt. Im Innern ihrer Wohnung sitzen Mann und Weib mit dem Ausdruck jenes dunkeln Trotzes der Ueberzeugungstreue, die sich durch äußere Gewalt nicht beugen läßt, vielmehr jeden Augenblick wieder bereit ist, das Leben in die Schanze zu schlagen; der liebliche Säugling an der Brust der Mutter contrastirt ebenso durch sein weiches weißes Colorit gegen die wettergebräunte Farbe der Eltern, wie gegen ihre Stimmung die beiden Kinder, die mit Heiligenbildern und Rosenkränzen in den Händen harmlos zu ihnen heran laufen. Soldaten aber packen den Kelch und die religiösen Bücher zusammen, und der Dominicaner, nicht fanatisch, aber streng im Dienste seiner Kirche, scheidet nach dem vergeblichen Bekehrungsversuche sammt seinem jüngern mitleidigeren Genossen von dannen, während ein anderer Mann seinen Zorn gegen beide und ihre Helfer kaum verhalten kann. Wir haben ein erschütterndes Bild jener gewaltsamen Bekehrungsversuche aus dem dreißigjährigen Kriege vor uns, nichts beleidigend Grelles, aber eine Tragödie aus dem nationalen Leben.

Leider ist der große Carton von Vogler wegen seines frühen Todes unvollendet geblieben. Vogler schien auf dem Gebiet religiöser Historienmalerei zum Höchsten berufen. Cornelius selber zollte ihm seine Bewunderung, und in der That an die apokalyptischen Reiter und an Kaulbach's Hunnenschlacht erinnert der Kampf der geharnischten Reiter in der Luft, von dem Maccabäer II, 5. erzählt wird; die Gruppen der Menschen auf der Erde sind indeß weniger deutlich, aber großartig, und bekunden eine jugendliche Kraft, die zwar noch nicht überall zur Schönheit durchgedrungen, dafür aber auch von charakterloser Convenienz frei ist. Indeß hat die Hunnenschlacht den Vorzug des culturhistorischen Gehalts, und ein Vergleich beider Zeichnungen lehrt, wie viel das ist.

Aeltere Berliner Bilder wie die von Hensel, Karl Begas, Klöber zeigen das Akademische der David'schen Schule; besonders ist die Modellirung des Letztern zu rühmen. Der neufranzösische Einfluß macht sich bei Kolbe und Schrader geltend, ihre Bilder sind effectvoll, sind brillant gemalt, doch erscheint Kolbe's todter Barbarossa, wie er in die Schlacht von Antiochien getragen wird, als Composition bedeutender wie die Esther Schrader's, während hier die Gewänder in ihrer Pracht das Auge auf sich ziehn. Ein tüchtiges Bild Eybel's stellt den großen Kurfürsten dar, wie er an der Spitze seiner Truppen in der Schlacht von Fehrbellin siegreich vordringt; die gewaltige Gestalt des Helden, der feste Muth im Antlitz eignen sich für die Größe der Ausführung, während das Andere, mehr genrehaft gedacht, sich für kleinern Maßstab schicken dürfte. Noch umfangreicher, aber minder klar, theatralischer und dem Stoff nach minder malerisch ist Joachim II., Kurfürst von Brandenburg, beim Gastmahl mit Alba, gemalt von Rosenfelder. Jener hat Philipp den Großmüthigen von Hessen veranlaßt, sich mit dem Kaiser zu vertragen, und sieht nun mit aufbrausendem Zorn wie derselbe ganz wider Erwarten dennoch gefangen abgeführt wird; er zieht den Degen, aber Alba hält ihm kalt den Verhaftsbefehl vor und da steckt er denn den Degen wieder ein. Eine solche ziellose Aufregung eignet sich indeß schlecht für die Darstellung, und ihr Grund läßt sich auch nicht recht anschaulich machen.

Auch ein Virtuose im Malen und in dieser Hinsicht preiswürdig ist Gustav Richter. Aber mit seiner Behandlungsweise hat er sich im Stoffe vergriffen. Seiner Erweckung von Jairi Töchterlein fehlt die religiöse Weihe. Ein Wunder, das Product gläubiger Anschauung, die Gestaltung einer Idee durch die religiöse Phantasie, läßt sich nicht realistisch malen, oder es erscheint, wie hier, der Heiland als ein geistreicher Jude, der sich selber etwas darüber verwundert, daß eine schöne Kranke bei seinem Anblick frisches Leben gewinnt, man meint gar Geschlechtsliebe als das Motiv dieser Genesung annehmen zu sollen. Und diese von der Straße genommenen Modells sind keine Apostel. Aber wie vortrefflich, wie innig im Ausdruck ist die Freude der Mutter dargestellt! Wie naturwahr und doch nirgends sich vordrängend ist alles Beiwerk ausgeführt! Hätte der Künstler auf solche Art ein Genrebild in großen Dimensionen ausgeführt, ich würde mit vollem Herzen in den Beifall einstimmen, der ihm in Berlin gezollt ward, der vielfach auch auf der Ausstellung laut wird. So aber glaube ich grade bei der Achtung, die sein hervorragendes Talent verdient, und bei den äußern und bestechenden Vorzügen seines Werkes die Warnung erheben zu müssen, daß man die Reformation der religiösen Malerei, wie solche vor vierzig Jahren begonnen und vollbracht wurde, nicht verleugne, nicht mit moderner Technik in die vorcornelianische prunkvolle Modellmalerei zurücksinke.

Eine Parade von Krüger kann als Composition keine höheren Ansprüche machen, aber sowie wir das Einzelne betrachten, erstaunen wir über die sorgsame und feine Durchführung, und unser Erstaunen wächst, wenn wir sehn, wie wir Hunderte durchaus ähnlicher und geistvoll aufgefaßter Porträts vor uns haben,

unter den Zuschauern wie unter dem Militär, wie wir auch in den kleineren, ferneren Gestalten die bestimmten Züge des Königs, der Prinzen, der Generäle erkennen, wie dabei Perspective und Haltung des Bildes meisterlich gewahrt sind. Bei aller Prosa ist das Werk ein schönes Zeugniß künstlerischer Gediegenheit und treuen Fleißes, und wir kehren gern zu ihm zurück, weil wir die Liebe nachfühlen, die sein Urheber ihm gewidmet hat.

Adolf Menzel ist als Zeichner Friedrich's des Großen und seiner Zeit in Berlin gefeiert und mit Recht wegen der Schärfe seines Blicks und der Sicherheit seiner Hand für das Charakteristische berühmt geworden. Er hält sich einseitig daran, er opfert ihm lieber die Schönheit oder die historische Größe, aber er weiß die Lebenswirklichkeit stets auf eine interessante Weise zu packen, und es ist Nichts müssig bei ihm, sondern Alles sprechend und individuell. Sein Ueberfall bei Hochkirch gibt den Holzschnitt in erweiterter Ausführung und großem Maßstab mit borstigem Pinsel wieder; die heraneilenden Grenadiere, wie der eine das hosenlose Bein, der andre die in den Schmutz gefallene Hand zeigt, sind eine höchst gelungene Gruppe; aber weniger befriedigt der König selber, und es ist dem Maler überhaupt besser gelungen, seinen Helden darzustellen wie er bei Tische sitzt oder wie er Flöte bläst und schnupft, als wie er der herrschende Genius seines Jahrhunderts ist. Allseitig befriedigender als das Gemälde ist eine meisterhafte Kohlenzeichnung, ein Schulbesuch Friedrich Wilhelm's I. Der König, die Begleiter, der Schulmeister, die Jungen, Alles ist von so charakteristischer Wahrheit, von so individuell lebendigem Ausdruck, daß man sich nicht satt daran sehen kann; dabei ist die Composition wohl abgewogen und stilvoll.

Die Berliner Malerei im Ganzen zeigt den Mangel der Schule; sie hat viel vereinzelte Talente, die mehr nach dem Auslande sich gebildet haben, denen ein tonangebender einheimischer Meister gefehlt, wie die Plastik solchen in Rauch, die Architektur in Schinkel gehabt; die Kräfte sind dort vereinzelt geblieben, der Hauch eines gemeinsamen Geistes weht und waltet nicht in ihnen, von dem München und Düsseldorf Zeugniß geben.

Unsre Wanderung hat nur das Hervorragende auf dem Gebiete historischer Malerei berührt; gar manches Ehrenwerthe und in andrer Umgebung vielleicht Hervorragende mußte übergangen werden: Gemälde von Jäger und Oer, Cartons von Wislicenus u. A. Landschaften, Genre und Porträts wird ein folgender Aufsatz besprechen.

Hier aber möcht' ich mit dem Wunsche schließen, daß die Ausstellung recht Vielen zum Bewußtsein bringe, daß die Darstellung des Geschichtlichen, d. h. des Menschlichen von allgemeiner Bedeutung, in einer Thätigkeit für große geistige Zwecke, Hauptaufgabe der Kunst ist. Die Geschichte gibt ein Persönliches, nur einmal Geschehenes, aber ein solches, das Einfluß und Bedeutung für das Geschick des ganzen Geschlechtes hat und darum in der Erinnerung der Menschheit bewahrt wird; das Einzelne aber zur allgemeinen Weihe zu rufen, in ihm zugleich das Allgemeine auszusprechen ist das Wesen der Kunst.

M. Carriere.

Das

englische Drama vor Shakspeare.

Von

Friedrich Bodenstedt.

II.

Auf John Lilly lasse ich gleich Christoph Marlowe folgen, denn wie jener Shakspeare's Vorbild für das Lustspiel war, so war es dieser für die Tragödie.

Kit Marlowe, wie er von seinen Zeitgenossen genannt wird, der größte Bühnendichter vor Shakspeare, wurde geboren zu Canterbury im Februar 1563.

Wir kennen von seinem vielbewegten Leben wenig mehr als seinen kummervollen Anfang und sein trauriges Ende. Nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt eine gelehrte Vorbildung erhalten, bezog er im Frühjahr 1581 die Universität zu Cambridge. Als der Sohn eines armen Schuhmachers wurde er früh mit Noth und Sorge vertraut und scheint auch auf der Universität ganz von fremder Unterstützung gelebt zu haben. Ob er, wie behauptet wird, nach Vollendung seiner Studien, Schauspieler wurde und in Folge eines Beinbruches die Bühne wieder verlassen mußte, wollen wir dahingestellt sein lassen und auch die übrigen unzuverlässigen Nachrichten über sein lockeres Leben nicht wiederholen, sondern gleich sein erstes Stück: „Tamerlan der Große" in's Auge fassen, welches 1586 in London zur Aufführung kam und eine vollständige Umwälzung in der Theaterwelt hervorbrachte. — Vor Allem ist hier Marlowe's dramatische Behandlung des Blankverses hervorzuheben, durch welche er allen spätern Dichtern als schwer zu übertreffendes Vorbild diente.

Der in der Tragödie von Gorboduc gemachte Versuch, den Blankvers einzuführen, hatte nur wenige und unglückliche Nachahmer gefunden. Marlowe war der erste, der den Blankvers auf die öffentliche Bühne brachte, der erste auch, der ihm dramatisches Leben einzuhauchen wußte und diese neue

Kunstform gleich zu solcher Vollendung führte, daß man ihn mit Recht als den Schöpfer derselben betrachtet.

So lange die Reime noch als ein nothwendiges Erforderniß galten, waren die Verse immer so gebaut, daß der ganze Schwerpunkt auf die gereimte Sylbe fiel und die übrigen Wörter jeden Verses gleichsam nur als ein Bogen erschienen, um den Reimpfeil abzuschießen.

Der Reim fiel später weg, allein der gespannte Bau des Verses blieb derselbe, bis Marlowe ihm durch Einschnitte, Ruhepunkte und Abwechselung weiblicher mit männlichen Endungen Leben und Bewegung gab. Daß ihn dabei nicht der Zufall, sondern eine bestimmte künstlerische Absicht leitete, geht schon aus dem Prologe zum Tamerlan hervor, wo er sagt:

Vom hohlen Klingklang reimenden Gelichters.
Von Stücken, die um Gunst des Pöbels buhlen,
Sollt Ihr in stattlich Kriegsgezelt uns folgen,
Den großen Scythen Tamerlan zu hören,
Wie er mit mächtigem Wort die Welt bedräut
Und Königreiche umstürzt, Völker geißelt
Mit seinem Schwert, dem Alles unterliegt.
Seht hier sein Bild im Spiegel der Tragödie
Und zollt ihm Beifall, wenn es Euch gefällt.

Der Held des Dramas ist jener allbekannte Mongolenchan, der zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Welt in Schrecken setzte. Diesen wilden, blutgierigen, aber mit großen Eigenschaften begabten Hordenführer zeigt uns Marlowe im Allgemeinen ganz, wie ihn die Geschichte schildert: als eine Incarnation des göttlichen Zornes auf Erden. Daneben weiß er ihm jedoch auch ein rein menschliches Interesse abzugewinnen durch seine Liebe zu der schönen Sultanstochter von Egypten. In der Entwicklung dieser Liebe finden sich erhabene Züge, wie sie nur dem großen Dichter gelingen.

Tamerlan ist ein Mann von niederer Herkunft, aber zum Herrschen geboren, ein gewaltiger Kriegsheld, der sich für ein Werkzeug des Himmels, für eine Geißel Gottes hält, berufen, die ganze Welt zu unterwerfen und niederzumachen, was ihm widersteht. Dieser Mann, der die mächtigsten Reiche wie Ameisenhaufen zerstampft und seinen Fuß auf den Nacken von Königen setzt, dieser Tamerlan, vor dem sich Alles beugt, beugt sich selbst nur vor der Schönheit, aber nicht als ein Herkules am Spinnrocken und auch nicht als ein Sultan, der seine Schönen nach Hunderten zählt, sondern als ein echt ritterlicher Held, der nur Eine, aber diese Eine grenzenlos liebt, ohne jedoch darüber seine Herrscherpflicht zu vergessen und seiner hohen Sendung untreu zu werden.

Er ist ein Mann, der kein Erbarmen gegen die Feinde kennt, weil er seine ihm von Gott vorgezeichnete Bahn wandeln muß, unabänderlich, wie die Sterne des Himmels, und der nun plötzlich durch seine Liebe in Conflict geräth mit seiner göttlichen Sendung. Er *muß* Egypten unterwerfen, dessen Sultan, der Vater seiner geliebten *Zenokrate*, Tamerlan's unversöhnlichster Feind ist.

Der Sultan glaubt, daß seine Tochter, welche Tamerlan über Alles liebt, von diesem in unwürdiger Gefangenschaft gehalten werde, und er will deshalb sein Leben daran setzen, sie zu befreien.

Zenokrate sieht in furchtbarem Kampfe zwischen Kindesliebe und Liebe zu Tamerlan den unvermeidlichen Untergang ihres Vaters beim Zusammenstoßen der Heere voraus und bietet die ganze Beredtsamkeit ihres Herzens auf, Tamerlan um Schonung für ihren Vater anzuflehen.

Tamerlan darf und kann kein Erbarmen üben, nachdem seine versöhnlichen Anerbietungen vom Sultan, der darin nur Aeußerungen der Furcht erblickte, Angesichts des Heeres mit Hohn und Schimpf zurückgewiesen wurden.

Zenokrate begreift das Furchtbare der Lage ganz; sie weiß, daß eher die Welt aus ihren Fugen ginge, ehe Tamerlan auch nur *einen* Schritt von der einmal vorgezeichneten Zerstörungsbahn abwiche, aber sie fühlt auch, daß hier etwas Außerordentliches geschehen müsse, wenn ihr und sein Herz, das seinen Lebensodem aus ihrer Liebe zieht, nicht brechen solle.

Diese hochpoetische Scene ist von großartigster Anlage und von erschütternder Wirkung.

Tamerlan reißt sich, mächtig im Innersten bewegt, aber äußerlich unbeugsam, aus Zenokrate's Armen los, die halb bewußtlos zurückbleibt. Der Kampf beginnt; der Sultan unterliegt und wird als Gefangener in's Lager geführt, um hier, nach dem Vorgange aller früher besiegten Könige, ein schimpfliches Ende zu finden. Die Verwicklung hat den höchsten Grad erreicht, und noch immer sieht man keine Möglichkeit einer befriedigenden Lösung. Doch die Liebe weiß einen Ausweg zu finden. Mit der Unterwerfung Egyptens hat Tamerlan sein Ziel erreicht; Afrika und Asien liegen zu seinen Füßen, und er erhebt jetzt Zenokrate, die bis dahin nur seine Geliebte gewesen, zu seiner Gemahlin und krönt sie als Herrin über alle Reiche, die ihm unterthan. Er selbst darf nicht verzeihen, aber Zenokrate, die Königin, darf Gnade üben. Seine Aufgabe war es, durch Furcht und Schrecken die Welt zu besiegen, — ihre Aufgabe ist es, durch Liebe zu versöhnen.

Zunächst rettet sie ihren Vater vom Tode; er erhält sein Land zurück und noch andere Reiche dazu, und wie er seine Tochter in Herrlichkeit thronen sieht, als Herrin der

Welt, erkennt er sich gern als ihren Vasallen an, und wie er sieht, daß nicht rohe Gewalt, sondern die glühendste Liebe sie in Tamerlan's Arme geführt, segnet er von ganzem Herzen den glücklichen Bund. So schließt das Ganze, nach den mächtigsten Erschütterungen, in versöhnender Weise.

Nach dieser das Wichtigste hervorhebenden Skizze lasse ich einen Auszug des Ganzen in scenarischer Uebersicht folgen.

Tamerlan der Große.

Erster Act.

1. Scene.

Es treten auf: Mycetes, König von Persien; Cosroë, Bruder des Königs; Meander, Theridamas, Ortygius, Ceneus, Menaphon, persische Große. Gefolge.

Cosroë beklagt das Unglück Persiens, des mächtigen Landes, das so lange der Hort der Schwachen und die Furcht der Starken war und jetzt selbst so schwach dasteht, daß Schwärme halbwilder Tataren darüber herfallen und seiner Ohnmacht spotten.

Der König fühlt sich beleidigt durch diese Worte, die er so deutet, als ob durch sein schwaches Regiment Persien an den Rand des Unterganges gekommen sei, und das ist in der That Cosroë's Meinung, aus welcher er in seiner Entgegnung kein Hehl macht.

Mycetes droht ihn zu strafen für diese Anklage, entsendet aber vorher seinen Feldherrn Theridamas mit tausend Reitern, um den Verwüstungen der Tataren mit Einem Schlage ein Ende zu machen und ihren übermüthigen Anführer, den scythischen Schäfer Tamerlan, gefangen nehmen zu lassen.

Wie Theridamas sich entfernt hat, räth der König dem Menaphon, ebenfalls gegen die Tataren zu ziehen, aber Cosroë entgegnet: „Ihr würdet klüger thun, ihn zum Vicekönig von Afrika zu machen, um die Völker im Gehorsam zu erhalten, die sicher von Euch abfallen werden, wenn ihnen nicht ein weiserer Herrscher gesetzt wird, als Ihr seid."

Mycetes schwört, sich für diese Worte furchtbar an seinem Bruder zu rächen.

(Alle ab, außer Cosroë und Menaphon.)

Wir erfahren aus ihrem Zwiegespräch, daß die persischen Großen sich längst heimlich vereinigt haben, den schwachen Mycetes zu stürzen und Cosroë auf den Thron zu erheben, der sich mit gewaltigen Kriegsplänen trägt.

(Ortygius und Ceneus treten wieder auf, eine Krone tragend.)

Beide halten an den Prinzen eine Anrede, ihm die großen Thaten der alten Perserkönige in's Gedächtniß rufend, und er empfängt aus ihren Händen die Krone mit dem Versprechen, sie zum Heile und Ruhme Persiens zu tragen. Unter Trompetengeschmetter und dem Rufe: Gott segne den König! Alle ab.

2. Scene.

Es treten auf: Tamerlan, der Zenokrate (Tochter des Sultans von Egypten) führt; seine Gefolgsmänner Teschelles und Usumkasan; die medischen Großen Agydas und Magnetes und Soldaten, mit Schätzen beladen.

Zenokrate, unter dem Schutze der medischen Großen nach Memphis reisend, ist von Tamerlan aufgegriffen, der, von ihrer Schönheit bezaubert, sie sofort zu seiner Gemahlin nehmen will. Sie ist entrüstet über die Kühnheit eines Mannes von so niedriger Herkunft, allein er tritt ihr mit solcher Würde und Hoheit entgegen, daß sie unwillkürlich ausruft: „Du bist ein wahrer Fürst!"

Tamerlan entgegnet:

Du sagst's — beweisen werden's meine Thaten.
Wenn auch mein Vater nur ein Schäfer war;
Doch, Fürstin, Dein holdselig Angesicht
Und Deines Wuchses wundervolle Schöne
Muß Haus und Lager des Gewaltigen schmücken,
Der seinem Scepter Asien unterwirft
Und dieses Erdballs Geißel denkt zu werden,
Die Grenzen seines Weltenreichs durchmessend
Von Ost nach West, wie Phöbus seinen Lauf nimmt.

Zenokrate fleht um ihre Freiheit, da sie schon einem Andern verlobt sei, aber Tamerlan will sie nicht wieder ziehen lassen und auch ihr Gefolge muß sich ihm anschließen.

Ein Krieger meldet das Nahen von tausend geharnischten Reitern, welche das Lager bedrohen. Tamerlan hat nur fünfhundert Krieger bei sich und er wünscht mit dem persischen Feldherrn zu sprechen, ehe es zum Gefechte kommt.

Theridamas tritt auf mit Gefolge und wird von der majestätischen Erscheinung des Tamerlan, in welchem er einen ganz rohen Abenteurer zu finden wähnte, dermaßen geblendet, daß er sich den Schmeicheleien und Versprechungen, womit jener ihn überhäuft, leicht zugänglich zeigt und mit seiner ganzen Reiterei zu Tamerlan übergeht.

Zweiter Act.

1. Scene.

Es treten auf: Cosroë, Menaphon, Ortygius und Ceneus mit Soldaten.

Cosroë ist im Begriff, sich mit dem mächtigen Tamerlan zu verbinden, um seinen Bruder Mycetes, der eine große Armee gegen ihn heranführt, zu vernichten. Er läßt sich von Menaphon eine Beschreibung des gewaltigen Mannes machen, die zu den Glanzstellen des

Stückes gehört und deshalb hier ihren Platz finden möge.

. . . Er ist
Von hohem Wuchs und mächtiger Gestalt,
Aufstrebend himmelan, wie seine Wünsche.
So wohlgefügt und fest sind seine Glieder,
Die breiten Schultern so gewaltig, daß er
Wie Herkules den Atlas tragen könnte.
Im Rahmen seiner Augen rollt es leuchtend,
Als ob der ganze Himmel darin strahlte
Im vollen Glanz der Sterne; und ein Schein
Geht davon aus, der seine Schritte leitet
Zum Thron des Ruhmes und der Weltherrschaft.
Bleich ist sein Antlitz vom rastlosen Kampfe
Der Leidenschaften. Wenn in Falten sich
Die hohe Stirne legt, wird jede Falte
Ein Völkergrab. Doch wenn die Stirn sich glättet,
So strahlt sie lauter Freundlichkeit und Leben.
Und Ambralocken wogen um sein Haupt,
Wie sie Achilleus' stolzes Haupt umwallten.
Der Hauch des Himmels buhlt mit diesen Haaren
Und läßt sie wehn in üppiger Majestät.
Und Arm und Finger hat er, lang und sehnig,
Die Muth und übermäßige Kraft verkünden;
Ein Mann zum Weltbeherrschen angethan,
So steht vor uns der mächtige Tamerlan.

Cosroë kann vor Ungeduld den Augenblick nicht erwarten, wo er am Araxes mit dem großen Helden zusammentreffen soll.

2. Scene.

Mycetes, Meander; persische Große und Krieger.

Der König ist wüthend über den Verrath seines Bruders und des Theridamas. Uebrigens zweifelt er nicht, der Sache bald ein Ende zu machen. Er will den Tataren durch Armenien bis Georgien nachsetzen, ihnen eine Schlacht bieten und den Räuberhauptmann höchsteigenhändig tödten. Er verspricht seinen Feldherrn ganze Provinzen zur Belohnung, wenn Alles nach Wunsch gelingt.

Ein Spion tritt auf, der den König durch falsche Nachrichten irre zu führen und seinen Kriegsplan zu erspähen sucht.

3. Scene.

Cosroë, Tamerlan, Theridamas, Teschelles, Usumkasan, Ortygius und Krieger.

Cosroë ist ganz bezaubert von dem großen Tamerlan, der eine so martialische Rede führt, daß man glaubt, der Himmel selbst müsse einstürzen vor den Drohungen dieses Mannes, der Königreiche wie Ameisenhaufen zusammentritt. Ein Bote meldet die Ankunft des Königs Mycetes. Die Heere stoßen aufeinander.

4. Scene.

Mycetes ist vom Schlachtfelde entflohen, Flüche gegen die Urheber des Krieges schleudernd und seine Krone in der Hand tragend, um sie irgendwo im Felde zu verstecken. Ihm begegnet Tamerlan, den er als einen ihm Unbekannten erst hochmüthig behandelt, dann aber, als der Scythe sich zu erkennen gegeben, ihm seine Krone anbietet, die Tamerlan jedoch ausschlägt mit den Worten:

Im Schutze Deines Heers will ich Dich suchen
Und dann die Krone Dir vom Haupte reißen —
Mann gegen Mann bist Du zu schwach für mich!

Tamerlan wendet sich verächtlich weg vom Könige, der sich wundert, daß der „große Räuber" ihm seine Krone nicht gestohlen habe

5. Scene.

Cosroë, Tamerlan, Menaphon, Meander, Ortygius, Theridamas, Teschelles u. A.

Cosroë, siegreich durch Tamerlan's Hülfe, will sich gegen diesen dankbar zeigen und ihn zu seinem Statthalter ernennen, während er selbst Anstalt trifft, als Herrscher von ganz Asien seinen Einzug in Persepolis zu halten.

Wie Cosroë fortgegangen, äußert sich Tamerlan über das Hochgefühl, ein König zu sein, und meint, er eigne sich besser als Andre zu solcher Würde, weswegen er auch gleich die Krone von Persien für sich gewinnen wolle; doch auch seine Feldherrn sollen Kronen tragen: Theridamas soll sich Parthien unterwerfen, Usumkasan und Teschelles Scythien und Medien.

6. Scene.

Cosroë, Meander, Ortygius und Menaphon.

Cosroë ist empört über den Hochmuth des Tamerlan und glaubt, ihm die Stirn bieten zu können. Die Andern bestärken ihn in diesem Wahne.

7. Scene.

Mycetes fällt nach verzweifeltem Kampfe in Tamerlan's Gewalt, der sich nun unter gewaltigen Wortkatarakten selbst die Krone aufsetzt und zum König von Persien ausrufen läßt:

Wie die Natur uns aus vier Elementen
Erschuf, die sich um Herrschaft in uns streiten,
So lehrt sie uns zum Höchsten aufzustreben,
Und unser Geist, daß hohe Fähigkeit
Den Wunderbau der Welt begreifen lernt
Und jedes Wandelsternes Bahn zu messen,
In seinem Durst nach Wissen unersättlich
Und wie die Sphären rastlos in Bewegung.
Befeuert uns mit unruhvollem Drange,
Bis wir die reifste Frucht vom Baum der Menschheit
Gepflückt, das höchste Erdenglück erreicht,
Das alles Andre einschließt: eine Krone!

Cosroë stirbt.

Dritter Act.

Es treten auf: Bajasid; die Könige von Fez, Marokko und Algier mit großem Pomp und Gefolge.

1. Scene.

Bajasid hält den Königen, seinen Vasallen, eine Anrede, worin er sagt, daß Tataren und anderes Raubgesindel aus den östlichen Winkeln der Erde, unter der Anführung eines gewissen Tamerlan, es wagen, das unüberwindliche Constantinopel zu bedrohen. Dieser Tamerlan nenne sich König von Persien und stehe im Rufe eines höchst übermüthigen Gesellen; doch wisse er wahrscheinlich nicht, daß Bajasid der mächtigste Monarch auf Erden sei, sonst würde er wohl schwerlich gewagt haben, seine Blicke auf Constantinopel zu werfen. — Es soll deshalb sofort einer der Könige nach Persien aufbrechen, um Tamerlan von der wirklichen Sachlage zu unterrichten und ihm im Namen Bajasid's befehlen, seinen Fuß weder auf afrikanisches, noch auf griechisches Gebiet zu setzen, es sei denn, daß er Lust habe, seine ganze Macht der Vernichtung preisgegeben zu sehen.

Die drei Könige sind mit dieser Drohung vollkommen einverstanden, und der König von Marokko meint, so dumm werde Tamerlan wohl nicht sein, sich mit einem Bajasid einzulassen:

Deß Heer, in's Feld gestellt, so zahlreich ist,
Daß es den Frühling hindert, sich zu zeigen.
Denn durch die dichtgedrängten Menschenmassen
Kann weder Regen auf die Erde fallen,
Noch sich ein Sonnenstrahl herniederstehlen.

Worauf Bajasid entgegnet:

Bei Muhamed, Du redest nur die Wahrheit,
Vor unserm Hauch verdorren alle Bäume.

2. Scene.

Zenokrate, Agydas, Anippe u. A.

Zenokrate findet bereits ein solches Wohlgefallen an Tamerlan, daß sie gar nicht mehr daran denkt, ihn zu verlassen, und die Einwürfe des Agydas, der sie an ihre Verpflichtung gegen ihren früheren Verlobten erinnert und ihr vorstellt, welch' unwürdige Rolle sie als Geliebte des scythischen Barbaren spiele, mit Entrüstung zurückweist.

Tamerlan tritt unbemerkt ein, hört, wie Agydas gegen ihn eifert, während Zenokrate mit liebender Begeisterung von ihm redet, nähert sich den Beiden und führt die Prinzessin zärtlich hinweg, wobei er aber einen so drohenden Blick auf Agydas schießt, daß dieser es für gerathen findet, sich selbst zu durchbohren.

3. Scene.

Tamerlan, umgeben von seinen Feldherren, empfängt die Botschaft Bajasid's. Er zeigt dem Gesandten seine Heerschaaren und fragt ihn, ob er damit nicht das ganze griechische Reich sammt Afrika erobern könne?

Der Gesandte entgegnet: Deine Macht ist groß, aber Bajasid's Macht ist größer; fünfzehn Könige sind ihm unterthan, viele hunderttausend Krieger harren seiner Befehle, und er kann sein Heer noch beliebig vermehren.

Desto besser! — sagt Tamerlan — um so größer wird unser Ruhm sein, ihn zu besiegen sammt seinen fünfzehn unterthänigen Königen, an deren Stelle ich meine Feldherrn setzen werde.

Bajasid tritt auf mit den Königen von Fez, Marokko und Algier, nebst Gefolge; ferner Sabina, die Gemahlin Bajasid's, und Ebea, ihre Dienerin.

Die übermüthige Antwort Tamerlan's ist dem mächtigen Herrscher mit Blitzeseile zu Ohren gekommen, so daß er gleich in derselben Minute erscheint und seinen ganzen Harem mitbringt, um den Frauen zu zeigen, wie er den stolzen Tamerlan demüthigen und zum Eunuchen machen will. Die Heerführer Tamerlan's sollen wie Zugthiere vor den Wagen Sabina's gespannt werden u. s. w.

Diese Begegnung der beiden Herrscher, die sich in echt homerischer Weise vor Beginn des Kampfes in hochfahrenden und verhöhnenden Reden überbieten, ist höchst ergötzlich, war jedoch von Marlowe gewiß nicht darauf berechnet, die Lachmuskeln zu reizen, sondern Furcht und Schrecken zu erregen.

Bajasid heißt Sabina sich auf einen Thron setzen, wo sie weilen soll, bis er ihr Tamerlan nebst seinen Feldherrn gefesselt vorführt.

Tamerlan weist seiner Zenokrate ebenfalls einen Thronsitz an und gibt ihr seine Krone in Verwahrung, bis er die Feinde zu Boden geworfen.

Während die Herrscher fortziehen zum Kampfe, schelten sich die beiden Frauen weidlich aus. Der Streit wird begonnen durch die Sultanin, welche sich schämt, an der Seite der Concubine eines tatarischen Räubers zu sitzen. Zenokrate schlägt den Angriff mit gleichen Waffen zurück.

Durch ihre streitfertigen Worte tönt von Zeit zu Zeit Trompetengeschmetter und immer näher anrückendes Waffengeklirr, bis endlich Bajasid, von Tamerlan verfolgt, auf der Bühne erscheint und sich gefangen gibt. Sein Stolz, wie der seiner Gemahlin, die jetzt dem Propheten aus vollem Herzen flucht, wird auf das Schmählichste gedemüthigt. Ihr wird die Krone Bajasid's genommen, um Tamerlan als Herrn von Afrika damit zu krönen, und Bajasid wird geknebelt und verhöhnt, während Tamerlan und Zenokrate Anstalten treffen, ein großes Siegesmahl zu feiern.

Vierter Act.

1. Scene.

Der Sultan von Egypten kommt mit Gefolge, um seine Tochter Zenokrate aus den Händen Tamerlan's zu befreien. In seiner Wuth hört er nicht auf die Warnungsstimmen seiner Krieger, welche ihm rathen, mit Güte vorzugehen, da offener Kampf gegen den mächtigen Tamerlan doch zu Nichts führen könne, als zu seinem eigenen und zu seines ganzen Heeres Untergang. Der Sultan zeigt sich eben so hartnäckig und kampfmuthig, wie vor ihm Bajasid und meint, es werde ihm ein Leichtes sein, die Horden der scythischen Räuber zu Paaren zu treiben. Nehmt guten Rath an — sagt ein Bote Tamerlan's — und reizt meinen Herrn nicht, sondern verhandelt mit ihm in Güte, so lang' es noch Zeit ist:

Am ersten Tag, wenn er sein Zelt aufschlägt,
Ist's weiß von Farbe, und auf seinem Helme,
Dem silbernen, prangt schneeweiß eine Feder,
Als Zeichen seines friedlichen Gemüths,
Das, raubgesättigt, nicht nach Blute dürstet.
Doch lange bleibt's nicht so: am zweiten Tage
Ist purpurroth sein Zelt und sein Gewand,
Und Blut muß seines Zornes Flammen löschen,
Verschont wird Keiner, der da Waffen trägt.
Folgt hierauf dann nicht blinde Unterwerfung:
Wird schwarz sein Zelt, schwarz wehen seine Banner,
Schild, Helmbusch, Roß und Wehr sind schwarzumflort,
Und Alles um ihn her dräut Tod und Hölle;
Verschont wird weder Alter noch Geschlecht,
Bis er vernichtet, was ihm widerstanden.

2. Scene.

Tamerlan, Teschelles, Theridamas, Usumkasan, Zenokrate, Anippe; Bajasid in einem Käfig, von zwei Mohren gezogen; hinter ihm Sabina.

Bajasid wird wie ein wildes Thier aus seinem Käfig gelassen, um Tamerlan als Fußschemel zu dienen. Sein Sträuben dagegen, die Flüche, die er auf Tamerlan schleudert, sowie die Ausbrüche seiner Wuth und seines Hasses sind — trotz der etwas schwülstigen Sprache — von ergreifender Wirkung. Endlich muß er sich doch in das Unvermeidliche fügen, damit erfüllt werde, was der Welteroberer prophezeit hat: er wolle seinen Fuß auf den Nacken von Kaisern und Königen setzen. Des Kaisers Gemahlin bleibt unerschütterlich in ihrem Trotze und richtet ihre Wuthausbrüche besonders gegen Zenokrate, welche jetzt, wo sie ihre Feindin im Unglück sieht, nur versöhnende Worte spricht und Tamerlan bittet, das Loos der hohen Gefangenen zu erleichtern. Aber Tamerlan entgegnet: Ich bin die gottgesandte Geißel der Welt, der Schrecken der Völker; ich bin gekommen zu strafen und nicht zu verzeihen.

Bajasid wird wieder in seinen Käfig gesperrt und Sabina als seine Hüterin gesetzt, um sich und ihn von den Brosamen zu nähren, die von des mächtigen Tamerlan Tische fallen.

Tamerlan rüstet sich, um Damascus zu erstürmen, falls Stadt und Land sich nicht friedlich unterwerfen.

Theridamas sagt:

Schon sind die weißen Zelte aufgeschlagen,
Und Friedensfahnen wehn dem Feind entgegen,
Ihn sanft zur Unterwerfung zu bewegen;
Gewiß wird sich Damascus ohne Kampf
Der Gnade Eurer Majestät ergeben.

Tamerlan.

So bleibt das Volk am Leben und sein Herrscher;
Doch wenn er zögert bis die blutige Flagge
Von meinem purpurrothen Zelte weht,
So stirbt er und mit ihm, was Waffen trägt.

Zenokrate.

Wirst Du nicht mir zu Liebe Gnade üben,
Mein Land und meinen Vater zu verschonen?

Tamerlan.

Nicht um die Welt, Zenokrate! Was ich
Geschworen habe, muß mein Schwert erfüllen!

3. Scene.

Der Sultan von Egypten; Alcidamus, König von Arabien; Capolin und Krieger.

Der Sultan hält seinen Bundesgenossen und Kriegern eine reich mit mythologischen Erinnerungen gespickte Anrede, weiß alle Einwendungen durch kriegesmuthige Worte zu beseitigen und schließt mit den Worten:

Laßt Eure Banner wehn, Trompeten schmettern,
Und vorwärts, um Damascus zu entsetzen!
Nun, Tamerlan, naht Dir der mächtige Sultan,
Begleitet von Arabiens großem König,
Um Deine falsche Glorie zu verdunkeln,
Dich, Dieb und Räuber, in den Staub zu treten,
Und Deine rohen Horden zu vernichten,
Die Scythen und ruhmlosen Perserſclaven.

4. Scene.

Großes Festgelage. Tamerlan, ganz in Purpur gekleidet, Zenokrate, Theridamas, Teschelles, Usumkasan, Bajasid im Käfig, Sabina u. A.

Tamerlan ist so fest überzeugt von dem Gelingen seiner Pläne, daß er den Sieg schon feiert, bevor er gewonnen ist. Bajasid und Sabina hören nicht auf, ihn durch verächtliche Worte zu reizen und er behandelt sie mit dem Uebermuth eines Barbaren. Zenokrate fleht wieder vergebens um Schonung für ihren Vater. Es werden die Kronen der gefangenen Könige von Fez, Algier und Marokko herbeigebracht und Theridamas, Teschelles und Usumkasan, als Tamerlan's Vasallen, damit gekrönt.

Fünfter Act.

1. Scene.

Es treten auf: Der Statthalter von Damascus nebst Bürgern der Stadt und vier Jungfrauen, welche Lorbeerzweige tragen.

Der Statthalter und die Bürger zeigen sich zur Unterwerfung bereit, fürchten jedoch, vor Tamerlan keine Gnade mehr zu finden und haben deshalb vier edle Jungfrauen hergeführt, um durch ihren Mund des Mächtigen Herz zu rühren.

Tamerlan erscheint, schwarz angethan und in sehr trüber Stimmung; ihm folgen die drei vorhin gekrönten Könige, und Krieger.

Der Statthalter hat sich mit den Bürgern vor Tamerlan's Erscheinen entfernt; die Jungfrauen sind zurückgeblieben und bitten in ergreifender Rede Tamerlan um Gnade für die unschuldigen Bewohner der Stadt. Allein der Sieger bleibt unerbittlich. Nicht ich — sagt er — habe Euch dem Tode geweiht, sondern Eure Mitbürger, die Euch zu mir sandten, um meine ersten Opfer zu sein. Sie kannten meine Bedingungen; sie verschmähten, um Frieden zu bitten, so lange das Friedensbanner vom weißen Zelte wehte. Jetzt kann ich nicht mehr zurück, denn meine Entschließungen sind so unabänderlich, wie die Bahnen der kreisenden Himmelssterne.....

Die vier Jungfrauen werden zum Tode geführt, den Bewohnern von Damascus zu drohendem Beispiel. Tamerlan selbst zeigt sich bewegt, wie seine Gedanken bei Zenokrate weilen:

O schöne, himmlische Zenokrate!
Schön ist kein Wort, Dich würdig zu bezeichnen,
Wie Du voll Liebe für Dein Heimathland
Und Gram um Deinen königlichen Vater
Mit aufgelöstem Haar die Wangen trocknest,
Die ganz von heißen Thränen überfließen.
Und jeder Schmerzenstropfen Deiner Augen
Brennt mich wie Feuer, wirkt wie Gift zerstörend;
Denn mehr als Alles ängstigt mich Dein Kummer,
Und mehr als meine Seele lieb' ich Dich!
Könnt' ich Dir helfen und das ewige
Gesetz verletzen, das mich strafen heißt
Mit gleichem Maß — wie froh, Zenokrate,
Brächt' ich dies Opfer Dir und meiner Liebe!
Der Mann, dess' Auge nicht der Schönheit huldigt,
Dess' Herz nicht süße Leidenschaft entflammt,
Ist ungeschickt zu jedem großen Werke,
Doch wo sich Pflicht und Leidenschaft bekämpfen,
Und Pflicht im Kampf nicht siegt, da hört die Herrschaft
Des Stärksten auf — und ich will Herrscher bleiben.

Boten bringen die Nachricht, daß der Sultan mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Arabien, heranrückt, um das Lager zu stürmen.

Bald darauf meldet Theridamas den Beginn des Kampfes und bittet flehentlich um das Leben des Sultans, da sonst Zenokrate ihrem Schmerz unterliegen werde.

(Bajasid im Käfig wird hereingezogen; ihm folgt Sabina.)

Während Tamerlan schmerzlich bewegt mit Theridamas fortgeht, um Zenokrate aufzusuchen, machen Bajasid und Sabina in wilden Wuthausbrüchen ihrer Verzweiflung Luft. Sie hofft immer noch oder thut wenigstens, als ob sie hoffe, daß Tamerlan im Kampfe mit dem Sultan unterliegen werde, allein Bajasid entgegnet: Es ist vergebens, noch zu hoffen; mit diesem Tamerlan ist ein Stern, der allen Gewalten trotzt und dem selbst die Götter Nichts anzuhaben vermögen. Meine letzte Hoffnung ist, bald Ruhe im Grabe zu finden.

Sabine geht weinend hinaus, um Erfrischungen für ihren unglücklichen Gemahl zu holen; Bajasid benützt ihre Abwesenheit, um sich im Käfig den Kopf einzurennen. Die Zurückkehrende findet ihn todt und wehklagend zerschmettert sie ebenfalls ihr Haupt an den Eisenstäben des Käfigs.

(Gleich darauf erscheinen Zenokrate und Anippe.)

Zenokrate wehklagt über den Fall ihres Vaterlandes und tief ergriffen sieht sie Bajasid und Sabina als entseelte Leichen vor sich. Dies — sagt sie — war der mächtige Kaiser, der Beherrscher so vieler Millionen, und dies seine hohe Gemahlin, vor der sich die Könige der Erde bis in den Staub beugten? O, wie ist doch alles Erdenglück nichtig, alle Menschengröße vergänglich!

In mächtigen Worten zürnt sie über Tamerlan's Grausamkeit und klagt sich selbst schmachvoller Sünde an, solchen Unmenschen zu lieben.

Sie will diese Liebe ausrotten aus ihrem Herzen, aber der bloße Gedanke an den Gewaltigen nimmt gleich wieder alle ihre Sinne gefangen. Sie vermag ihre Leidenschaft nicht zu bewältigen. Vom Lager her erschallt Kriegslärm und Trompetengeschmetter. Sie fleht auf zum Himmel um Sieg; aber für wen? Auf der einen Seite kämpft ihr Vater, auf der andern Seite der Geliebte ihres Herzens. Entsetzlicher Kampf!

Diese lange Scene enthält neben viel Schwulst große Schönheiten. Endlich gibt Zenokrate's Liebe zu Tamerlan den Ausschlag. Sie wünscht, daß er Sieger bleibe, aber ihres Vaters schone.

Der König von Arabien, ihr früherer Verlobter, stürzt verwundet herein. Sie begrüßt ihn mit herzlicher Theilnahme und über der Seligkeit, ihre Stimme wieder zu hören, ihr holdseliges Antlitz wieder zu sehen, vergißt er Alles, was ihm ihretwegen Schlimmes widerfahren und preist sich glücklich, seine Seele zu ihren Füßen auszuhauchen.

Es treten auf: Tamerlan mit dem gefangenen Sultan, Zenokrate's Vater; Techelles, Theridamas u. A.

Der Sultan erwartet gefaßt seinen Tod,

allein Tamerlan begnadigt ihn, indem er seine geliebte Zenokrate zur Herrin über sein Schicksal macht. Die Freude der Tochter, ihren Vater retten zu können, ist grenzenlos. Tamerlan sagt: Jetzt, da ich erreicht habe, was ich gewollt, ist die Stunde gekommen, mein Reich mit Zenokrate zu theilen, meine Geliebte zu meiner Gemahlin zu erheben. Bisher hatte ich ihr zu wenig zu bieten, und nicht eher sollte sie die Krone tragen, bis ich sie zur Herrscherin einsetzen konnte über den besten Theil der Erde. Ich bin die Geißel der Welt; ich darf nicht verzeihen, aber Zenokrate darf es.

Der Sultan erkennt in Tamerlan einen wahrhaftigen, gotterkorenen Herrscher und preist sich glücklich, seine Tochter als Gemahlin des Gewaltigen zu sehen, der ihm seine Besitzthümer zurückgibt und noch andere Länder dazuschenkt.

So nimmt Alles einen fröhlichen Ausgang und den Schluß bildet eine Anrede Tamerlan's an Zenokrate:

Nun steig auf Deinen Thron, Du göttlich Weib,
Daß wir als unsre Königin Dich krönen,
Zur Herrscherin Dich über alle Reiche
Und Völker setzen, die mir unterthan.
Wie Juno nach dem Sturze der Titanen
Die himmelstürmend Jupiter erlagen.
So triumphirend schaut jetzt meine Liebe
Auf die besiegten Feinde Tamerlan's.
Zenokrate zu huldigen sollen Boten
Von allen Völkern ihr Geschenke bringen,
Egypter, Perser, Mohren, Babylonier,
Die Völker von des Ganges heiligen Ufern
Bis zu den fernsten Grenzen Afrikas.
Um unsre Hochzeit würdig zu begehen,
Will ich mit aller Welt heut' Frieden schließen.
Erst soll Dein todter König von Arabien
Mit königlichem Pomp bestattet werden,
Dazu der Kaiser Bajasid und seine
Gemahlin, einst in stolzer Schönheit strahlend;
Und wenn die ernste Trauerpflicht vollbracht,
In Pomp und Ehren, wie es Fürsten ziemt,
Dann soll das Krönungsfest gefeiert werden!

Der große Beifall, welchen sein Stück fand, veranlaßte Marlowe, einen zweiten Theil des Tamerlan zu schreiben, der nicht mindern Beifall fand, aber an poetischem Werth dem ersten nicht ganz gleichkommt. Doch geht durch das Ganze ein Zug von sprudelndem Uebermuth, wie dergleichen dem Dichter nur in einer begeisterungsfähigen, thatenlustigen Zeit gelingt. Möge hier ein Zug dieser Art für viele sprechen:

Verschiedene mächtige Fürsten haben sich verbündet, um Tamerlan zu stürzen und seine Macht zu vernichten; allein er bleibt Sieger im Kampf und die Könige werden von Tamerlan's Söhnen gefangen genommen. Wie sie nun vor den Gewaltigen geführt werden, bittet ihn einer seiner Söhne, Amyras, um die Erlaubniß, die Gefangenen wieder frei zu lassen, damit er sie nochmals schlagen und gefangen nehmen könne und damit sie nicht glauben, der bloße Zufall sei Schuld an ihrem Unglück.

Der erste Theil endet mit Tamerlan's Triumph und der Krönung Zenokrate's. Im zweiten Theil werden die Kriegszüge wieder aufgenommen, das Glück bleibt an Tamerlan's Fersen gebannt; doch plötzlich erkrankt Zenokrate; an ihrem Schmerzenslager offenbart er eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit, welche uns ahnen läßt, daß ihr Tod auch sein Tod sein werde. Sie stirbt und mit ihr stirbt alle menschliche Regung in ihm. Auf's Neue zieht er verheerend durch die Lande, bis er in Schmerz und Verzweiflung untergeht.

Nach diesem flüchtigen Umrisse des Ganzen müssen wir noch auf eine Scene zurückkommen, welche nicht bei der Darstellung, wohl aber bei der Kritik absonderlichen Anstoß gegeben hat und deren Anführung den Tadlern immer genügte, ein Verdammungsurtheil in Bausch und Bogen zu fällen. Ich meine die dritte Scene des vierten Actes, welche, aus dem Zusammenhange gerissen, allerdings ungeheuerlich und lächerlich erscheinen muß, in organischer Verbindung mit dem Ganzen aber eine ganz andere Wirkung macht.

Wir wollen erst das Schlimmste anführen, was über diese Scene, wie über den ganzen Tamerlan, gesagt ist; wir wollen dann die anstößige Stelle in treuer Uebersetzung geben und endlich den Versuch machen, ob sich nicht Einiges zu ihrer Rechtfertigung beibringen läßt.

Charles Lamb sagt (in seinen Specimens of Engl. Dram. Poets Bd. I. S. 18) nach Mittheilung zweier Bruchstücke aus dem ersten Theile des Tamerlan: „Ich hatte einige (oder richtiger: sehr viel) Schwierigkeit bei dem Bemühen, einige gesunde (vernünftige) Zeilen aus diesem Drama herauszufinden. Die Hirnausbrüche sind vollständige Hundstagstollheit. Nebukadnezar's Anmaßungen sind reine Bescheidenheit, verglichen mit den donnernden Forderungen und Prahlereien dieses scythischen Schäfers. Er fährt einher, gezogen von unterworfenen Königen, und wirft diesen „gemästeten Mähren Asiens" vor, daß sie nur zwanzig Stunden des Tages ziehen können! Bis ich diese Stelle mit meinen eigenen Augen sah, glaubte ich nicht anders, als daß es ein schlechter Witz sei, den man mir aufgebunden hätte. Aber ich versichere meine Leser, daß sie wirklich in einem Drama vorkommt, welches ihre Vorfahren ganz ernst nahmen. Ich theile sie hier mit, wie sie ist, zum Ergötzen meiner Leser."

Tamerlan erscheint in einem Wagen, gezogen von den Königin von Trapezunt und Syrien, in seiner Rechten eine Peitsche schwingend.

„Vorwärts, Ihr fetten Mähren Asiens!
Könnt Ihr nicht mehr ziehen, als zehn Meilen täglich,
Und habt solch' stolzes Fuhrwerk hinter Euch,
Dazu den großen Tamerlan als Kutscher,
Her von Asphaltis, wo ich Euch besiegt,
Bis hin nach Byron, wo ich so Euch ehre?
Die Rosse, die den Sonnenwagen ziehn
Und Morgenglühn aus ihren Nüstern schnauben,*)
Auf feurigen Bahnen über Wolken gleitend,
Sind nicht in ihrem Führer so geehrt
Als Ihr in dem gewaltigen Tamerlan.
Die Thrazierrosse, die Alcides zähmte,
Die Aegeus fütterte mit Menschenfleisch,
Daß sie voll Uebermuth die eigne Kraft
Erkennen lernten, wurden nicht gebändigt
Durch Kräfte, göttlicher, als ich sie fühle,
Euch bändigend mit unbesiegtem Arm.
Euch kirr und wild zu machen, wie ich's liebe,
Will ich mit rohem Fleisch Euch füttern lassen,
Den stärksten Muskateller sollt Ihr trinken;
Wenn Ihr so leben könnt, dann lebt und zieht
Mich schneller, als die schnellsten Wolken ziehen;
Wenn nicht, so sterbt gleich Thieren, zu nichts nütze,
Als gieriger Kräh'n und Raben Fraß zu werden.
So bin ich recht des höchsten Gottes Geißel
Und seh' das Vorbild meiner Würdigkeit,
Davon ich Majestät und Namen trage."

Dies ist allerdings die an Wahnsinn grenzende Sprache eines hochfahrenden, aus dem Geleise gekommenen Geistes, aber als solcher wird uns Tamerlan hier, am Schluß des vierten Actes, kurz vor seinem Untergange, auch vorgeführt. So spricht und handelt kein gewöhnlicher Mensch, auch kein Held gewöhnlichen Schlages, wohl aber ziemen solche Worte einem Manne, dessen Gang die Welt erbeben machte und dessen Fußtapfen den Untergang der mächtigsten Reiche seiner Zeit bezeichneten. Tamerlan's letzte Wallungen und Reden sind nicht wie das Aufflackern einer Kerze, die dem Verlöschen nah, sondern wie das letzte Prasseln eines verlöschenden Weltenbrandes. Es läßt sich darüber streiten, ob eine solche Titanengestalt darstellbar sei; allein, diese Möglichkeit zugegeben, läßt sich kaum eine großartigere Durchführung solchen Charakters denken, als wir sie bei Marlowe finden. Wie unrecht thut man einem so bedeutenden Dichter, die angeblich schwächste Stelle seines Werkes aus dem lebendigen Zusammenhange zu reißen und das verstümmelte Glied zum Maßstabe der ganzen Schöpfung zu machen!

Herr Charles Lamb, dessen Verdiensten wir bei jeder Gelegenheit die freudigste Anerkennung gezollt haben, muß bei der Beurtheilung des Tamerlan selbst nicht in ganz „gesunder" Stimmung gewesen sein, wenn es ihm so schwer geworden ist, ein paar „gesunde" Verse aus dem ganzen ersten Theile des Dramas herauszufinden, von dessen schlimmsten Versen man wohl sagen könnte, daß sie von Gesundheit strotzen, aber nicht, daß sie Mangel daran leiden. Und was den zweiten Theil anbetrifft, so gibt Herr Lamb deutlich genug zu verstehen, daß er Nichts davon gelesen, als die angezogene verpönte Stelle. Bei einem ähnlichen Verfahren könnte jeder handfeste Kritiker, auf die Worte eines noch handfesteren Vorgängers schwörend, die erhabensten Tragödien Shakspeare's als Werke des Blödsinns hinstellen, wie das denn bekanntlich auch oft und lange genug geschehen ist. (S. den Aufsatz: Shakspeare's allmäliges Bekanntwerden in Deutschland ꝛc. in Kobersteins: „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik," 1858.) Man schlage nur den König Lear auf und reiße auf's Gerathewohl ein paar beliebige Reden des tragischen Helden aus dem Zusammenhange:

„Du schuftiger Büttel, weg die blutige Hand!
Was geißelst Du die Hure? Peitsch Dich selbst!
Dich lüstet heiß, mit ihr zu thun, wofür
Dein Arm sie stäupt. Der Wucherer hängt den Gauner . . ."

„Da könnte wohl der Mensch in salzige Thränen
Vergehn, wie Kannen seine Augen brauchend,
Des Herbstes Staub zu löschen . . ."

So wenig ein mit Shakspeare's Werken Unbekannter aus diesen Versen den König Lear kennen lernt, so wenig lernt man aus den früher angeführten Versen Marlowe's Tamerlan kennen. Und doch haben sich die meisten Beurtheiler des Tamerlan damit begnügt, ihre Weisheit aus Charles Lamb zu schöpfen, dessen irreleitende Worte sie mit einer Pietät nachgebetet, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

*) Nach Virgil's:

. . . cum primum alto se gurgite tollunt
Solis equi, lucemque elatis naribus efflant.
Aen. XII. 114.

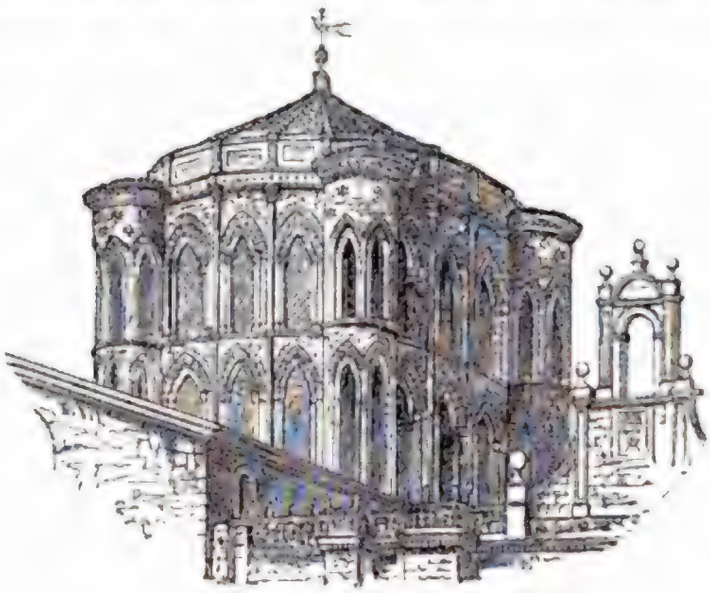
Literarisches.

Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Caveda. Aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse, herausgegeben von Franz Kugler. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

Der Herausgeber hat in seiner kurzen Vorrede ganz richtig hervorgehoben, daß dieses Werk um so mehr auf eine genauere Beachtung von Seiten des deutschen Publicums Anspruch habe, als es, seiner besonderen Aufgabe nach, in bestimmt abgeschlossenem Rahmen die reichste Wechselfülle der Erscheinungen vom classischen Alterthum bis auf die Gegenwart herab umfaßt und hiermit ein großes land-

schaftliches Gesammtbild gewährt, in einer Weise, wie bis jetzt überhaupt kein zweites vorhanden sei. Der genauere Einblick in das Werk läßt die Wahrheit dieses Ausspruchs klar erkennen. Grade in Spanien läßt sich die Geschichte der Baukunst von der römischen Herrschaft bis zur Gegenwart vorzugsweise in ihren mannigfaltigsten und erhabensten Denkmälern verfolgen, indem dort abwechselnd jede Periode die wunderbarsten Meisterwerke zum Schmuck der berühmten alten Herrschersitze geliefert hat.

Aus der Zeit der Römer sind namentlich Brücken, Triumphbögen, Amphitheater, Basiliken und Bäder erhalten, und aus ihnen spricht



Kuppelthurm der Stiftskirche zu Toro.

noch immer der große Geist einer untergegangenen Welt. „Als aber dieser überladene Koloß unter seiner eigenen Wucht zusammenbrach, in Stücke ging und aus seinen zerschlagenen Gliedern sich ebensoviel neue, selbständige und freie Nationen bildeten, traten die localen Einflüsse an die Stelle der centralen Macht des Kaiserthums. — Unabhängigkeit im Staat, Unabhängigkeit in den Künsten, die Emancipation des Genies, das nun seinen eigenen Eingebungen überlassen ist, und die Nothwendigkeit, dieselben zu versuchen, folgten auf die ausschließliche Macht, die schwer über der geknechteten Welt lag.“ — So entwickelte sich in Spanien der lateinische Stil bereits als gothische Baukunst, und kam bald in größeren selbständigen Werken zur Anwendung, von denen jedoch nur die Namen geblieben sind. Auch nach der arabischen Invasion erhielt sich dieser Stil in den ersten christlichen Königreichen, bis die ersten Anklänge byzantinischen Stils vor dem elften Jahrhundert der Baukunst in Spanien ein neues Element zuführten. Der Kampf zwischen den Elementen der römischen und byzantinischen Architektur erhielt hauptsächlich unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, durch welche griechische Architekten nach den Hauptstädten des abendländischen Reiches berufen wurden, eine bestimmte Gestalt. In Spanien war es ein welthistorisches Ereigniß, welches auf die Kunstentwicklung entscheidend einwirkte. Als nach feierlichen Verträgen D. Alonso VI. die Tochter eines Kalifen auf den Thron erhob, Münzen mit arabischer und lateinischer Umschrift geprägt, die öffentlichen Urkunden in beiden Sprachen abgefaßt wurden, die Galanterie und der chevalereske Geist der Ommijaden in die Paläste der christlichen Fürsten eindrang, viele Wörter der entstehenden Volkssprache arabisch waren und Waffen, Stoffe und Filigranarbeiten aus Damascus und Bagdad von den Paladinen Aragons und Castiliens eifrig gesucht wurden, konnten die schönen Künste der Araber unmöglich mehr ein Gegenstand der Abneigung und Verachtung sein, die schönen Künste, deren Glanz die abendländischen verdunkelte, die durch ihre Neuheit anzogen und das Gepräge jenes Orientalismus hatten, der schon in ganz Europa Anklang gefunden und sich überall dem herrschenden Geschmack ohne Zwang anzupassen wußte. Den nahen Beziehungen der Aragonesen und Castilianer verdankte damals die Baukunst die Hufeisenbögen, die gedoppelten Fenster, die bunten Zinnen, die Zickzacks und andere Einzelheiten. Zuerst entstand die Verschmelzung zweier Richtungen, und aus ihr trat der römisch byzantinische Stil selbständig hervor, dessen Weiterentwicklung ihn dann langsam dem gothisch germanischen entgegenführte. Interessant ist es, diesen Uebergang in einzelnen Bauwerken zu beobachten; zu sehen, wie sich Kuppeln und Thürme nach und nach erheben, und die heitere orientalische Ausschmückung der Gebäude sich den strengeren Formen anschmiegt. Die Kathedralen von Zamora und Salamanca

und die Stiftskirche von Toro zeigen auch bereits die Anfänge der Anwendung des Spitzbogens, dessen Gebrauch bei den Spaniern früher als bei andern abendländischen Völkern sich findet. In einigen Kirchen des elften Jahrhunderts kommt er bereits planlos als ein bloßer Einfall des Künstlers vor, während er seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts

Porticus des Generalife zu Granada.

mit künstlerischem Bewußtsein als ein nothwendiges Glied der ganzen Construction eingeführt wird und damit einen Hauptschritt zum Uebergang in die Formen des gothisch germanischen Baustils bildet.

Während dieser Periode, als in dem christlichen Theile Spaniens der römische Baustil durch orientalische und germanische Einflüsse seine Umgestaltung begann, ging auch in dem von den Arabern beherrschten südlichen Spanien die Fortentwicklung eines Baustils vor sich, der, aus dem Orient stammend, seinen ursprünglichen Charakter nicht verleugnete. Die Städte Cordoba, Granada und Sevilla wurden mit den wunderbaren Werken desselben, mit Moscheen und Palästen, geschmückt. Aeußerlich zeigen diese maurischen Paläste schmucklose, völlig nackte Mauern, die dem Mohamedanismus entsprechend bei dem Volke ein Gefühl der Furcht erwecken sollen; im Innern dagegen sind sie mit üppiger Pracht und Fülle beladen. Der Zauber dieses Glanzes wird dann durch die kahle Außenseite erhöht und erscheint um so geheimnißvoller und um so üppiger. — Aus der Vermischung des byzantinischen und arabischen Stils entfaltet sich nun die eigentliche Blüthe der maurischen Baukunst, wie sie namentlich in vielen Gebäuden in Granada, in der Casa del Carbon, der Münze, der Generalife und dem Palast der Alhambra zu Tage tritt. Leider nahmen die Araber wenig dauerhaftes Material zu ihren Bauwerken, weshalb der Verlust des größten Theils ihrer bedeutenderen Bauten zu beklagen bleibt. Das Holz war ein Hauptbestandtheil der maurischen Bauten. Zu den Festungswerken verwendeten sie eine thonartige Erdart, der sie durch eine Zuthat von Kalk, kleinen Steinen, Binsen und Holzsplittern eine erstaunliche Dauerhaftigkeit gaben. Ferner benutzten sie auch den Gips, sowohl als Bindemittel im Mauerwerk wie zur Innendecoration.

Eine neue Periode der Baukunst in Spanien begann nun mit der Einführung des Spitzbogenstils, der von Deutschland aus sich über die übrigen Länder Europas verbreitete. Nachdem der heilige Ferdinand die beiden Kronen von Leon und Castilien vereinigt hatte, erhielten auch die Künste in Spanien einen neuen Aufschwung. Dies war, so berichtet der Verfasser, die Epoche, in welcher die Spitzbogen-Architektur, kurz nachdem sie sich in Deutschland mit einer charakteristischen Physiognomie gezeigt hatte, in Frankreich auftrat, durchaus verschieden von dem römisch byzantinischen Stil, obwohl immer noch in einigen Zügen und Einzelheiten an denselben erinnernd. Ihre reißenden Fortschritte und das Interesse, das die Neuheit und Anmuth ihrer Erscheinung erweckten, waren für unsre Halb-

Digitized by Google

insel nicht verloren. Mit Nothwendigkeit mußten die Zustände und Ereignisse jener Zeit und die Machtverhältnisse der damaligen Reiche des Südens sie auch in Spanien einführen, denn niemals sah sich dieses durch festere Bande an Frankreich geknüpft, nie waren die Beziehungen beider Länder zu einander, die aus der politischen Lage herrührten, so wichtig für beide. Man kann sagen, daß die Pyrenäen sie nicht mehr trennten. Familienbande, dynastische Ansprüche, feudale Erbfolgen, religiöse Motive, gemeinsamer Haß gegen die Ungläubigen und die Nothwendigkeit, sie völlig aus ihren europäischen Besitzungen zu verdrängen, nährten fort und fort diesen gegenseitigen Verkehr, und selbst die Art der Civilisation, die die Völker unterschied, bewirkte einen Austausch der beiderseitigen Erfindungen. — Nicht allein auf die römisch byzantinischen Bauwerke, sondern auch auf die maurische Architektur übte der Spitzbogenstil bedeutenden Einfluß aus, bis er endlich fast ausschließlich in Spanien zur Herrschaft kam. In den erhabensten Schöpfungen kann man den allmäligen Uebergang bis zur reinsten Gothik verfolgen. Der Verfasser theilt diese Entwicklungszeit in drei Perioden, und gibt dann darauf folgend die ausführliche Beschreibung mehrerer Kathedralen, die im reinsten Spitzbogenstil erbaut sind. In die zweite Periode fällt die Kathedrale von Toledo, die sich besonders durch ernste imponirende Majestät auszeichnet.

An die Geschichte des Spitzbogenstils reiht der Verfasser eine trefflich gehaltene Darstellung der Einführung gemalter Fenster im sechzehnten Jahrhundert. — Auf diese Schilderung folgt unter dem allgemeinen Titel: „Die wichtigsten Denkmäler des Spitzbogenstils in Spanien" die genauere Beschreibung der Kathedralen von St. Leon, Burgos, Toledo und Sevilla. Diese Zergliederungen solcher einzelnen Werke, mit feinem Verständniß geschrieben, sind besonders instructiv und werthvoll. In jeder dieser Kathedralen ist ein Stück Geschichte verkörpert und die Einzelheiten ihres architektonischen Werthes führen den Leser in das Verständniß mancher welthistorischen Begebenheit ein. Die herrliche Kathedrale von Burgos, an welcher zwei Jahrhunderte hindurch gebaut wurde, fand ihre Vollendung unter einem berühmten deutschen Baumeister, Johann von Cöln, welcher im Jahre 1442 das Werk über-

Kathedrale zu Burgos.

nahm. Die beiden herrlichen Thürme sind das glänzendste Zeugniß seines Talentes, seiner fruchtbaren Phantasie und zugleich seines Ruhmes. Hier und da findet sich an einzelnen Theilen der verschiedenen Bauwerke späterer Zeiten eine Wiedererweckung von Elementen aus früheren Perioden. So ist der Capitelsaal der Kathedrale von Sevilla, zu welchem im Jahre 1530 der Entwurf gemacht wurde, im strengsten römisch byzantinischen Stil erbaut. Ganze Gruppen von Baumeistern zeichneten sich in zwei verschiedenen Perioden im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch die Restauration der römisch byzantinischen Architektur aus, welcher Erscheinung wieder viele ausgezeichnete Werke ihre Entstehung zu verdanken haben. Vor diesen beiden Restaurationsepochen liegt die Zeit des Renaissancestils. „Als im fünfzehnten Jahrhundert eine Reihe der merkwürdigsten Ereignisse jene wunderbare Umgestaltung im Leben der Völker verursachte, waren die bildenden Künste nicht die letzten, die diese überraschende Wandlung der Ideen, Institutionen und Stimmungen an sich erfuhren. Die dreihundertjährige Herrschaft des gothischen Stils unterlag fast plötzlich einem neuauftauchenden von ganz verschiedenen Principien und völlig anderm Ursprung, welcher neuerwachten Bedürfnissen zu entsprechen im Stande war. Dies war der sogenannte Renaissancestil, dessen erste Keime in Italien zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts unter Arnolfo di Lago, Giotto, Gaddi und Orcagna aufsproßten, den im fünfzehnten Jahrhundert Brunelleschi und Alberti reifen und sich befestigen ließen, bis er wenig später mit seinen antiken Reminiscenzen und seiner Hinneigung zu orientalischen Formen in die christlichen Staaten Europas eindrang, wo sein Vorgänger ohne Nebenbuhler herrschte. Alles half mit zu der Begründung einer neuen Existenz, zum Sturz der gothischen Traditionen. Der Feudalismus und die Communen hatten ihr Geschick erfüllt. Dahin war jene kriegerische Begeisterung, die Lust an kolossalen Unternehmungen, die Priesterherrschaft, und jene individuellen Richtungen, die unter den einzelnen, durch Vermischung der germanischen Stämme mit den Trümmern des römischen Reichs gebildeten Völkern sich entfaltet hatten. Ein gemeinsamer Impuls schien jetzt alle christlichen Nationen des Orients zu durchdringen, sie auf gemeinsame Ziele hinzuweisen und ihnen bei gleichen Bedürfnissen gleiche Mittel der Regeneration an die Hand zu geben.“ So auf der Grenzscheide zwischen zwei großen Lebensaltern der Welt entwickelte sich die Renaissance.

Wir haben unsern Lesern einige der wichtigsten Epochen aus Caveda's Geschichte der Baukunst in Spanien ausführlich vorgeführt, um die Bedeutung seines Werkes in das rechte Licht zu stellen und den besten Beweis zu führen, daß dasselbe mit tiefer Kenntniß des Gegenstandes und historischem Geiste erfüllt ist. Allerdings bürgen schon die Namen des Uebersetzers und Herausgebers dafür, daß hier etwas Ausgezeichnetes vorliegt; die Kritik muß daher mit dankbarer Anerkennung für das Gebotene davon Abschied nehmen.

Gedichte von Adolf Strodtmann. Leipzig. Magazin für Literatur. (E. Keil.)

In diesen Gedichten von Adolf Strodtmann bekundet sich außer einer sehr beachtenswerthen Gewandtheit der Form vor allen Dingen ein nicht hoch genug anzuschlagendes Pathos, das mit einer Art von Fülle und Macht breit und stolz, gleichsam mit geschwellten Segeln auf den rhythmischen Wogen unsrer wahrhaft majestätischen Sprache daher gezogen kommt. Es ist nichts Kleinliches, nichts Weichliches und Verzärteltes in den Versen, sondern ein gewisser Zug von Größe, der die Seele des Lesers ergreift und begeistert mit fortreißt, freilich nicht immer auf die Höhe des Parnasses, sondern manchmal in's Blaue und Unbestimmte hinein, weil der Dichter von seinem eigenen Enthusiasmus berauscht, Ziel und Richtung und damit den wohl zu bemessenden Austrag seines Gedankens mehr als erwünscht aus dem Gesicht verliert. Er läßt sich zu Zeiten von dem bacchantischen Strom seiner eigenen Worte zu weit von den Gestaden der eigentlichen Grundidee in seinen Poemen hinwegreißen, und die Folge davon ist, daß der Inhalt derselben entweder gar nicht oder nur in höchst ermattetem und abgetriebenem Zustande wieder an's Land kommt. Auch geschieht es ihm wohl, daß er etwas Geringfügiges und Unbedeutendes mit großem Schwunge erfaßt, und um sich keine poetische Blame zu geben, diesen Schwung auch noch dann fest hält, wenn gleich das Untergeordnete ihm längst schon eingeleuchtet hat oder doch haben könnte. In solchen Fällen hat seine Poesie etwas von der Manier jener Jongleure, die ungeheure Gewichte zu tragen gewohnt sind und dann wohl auch einmal eine Spielerei wie einen Centner heben. Adolf Strodtmann, der sich so gern als gereiften Mann, als fertigen Menschen in seinen Gedichten darstellt, documentirt sich darin doch noch als sehr jung, denn es braust und rauscht ein voller, gährender Inhalt in ihnen. Will unser Dichter nicht schon jetzt auf Lorbeeren ruhen und sich der Meinung hingeben, daß ihm der Kranz auf dem Capitol der deutschen Dichtung bereits voll und ganz gebühre, schafft er vielmehr rüstig und strebsam weiter, so werden wir einst einen guten Poeten in ihm besitzen. Das Zeug hat er entschieden dazu.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Charakter der Landschaft, Landbau und Bewässerung in Egypten.

Von W. Reil.

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen; gewiß, die Palmen sind schön, sie erheben das Bewußtsein dessen, der sie betrachtet, und wirken wie mit magischem Zauber auf den Ankömmling; aber nur Palmen und nichts als Palmen zu sehen, wird auch langweilig.“

Diese Worte meines verehrten Lehrers Burmeister haben sich auch meinem Gefühle vollkommen bewahrheitet, als sich der Reiz des Neuen, den die egyptische Landschaft auf mich ausübte, verloren hatte und ich ruhig genug geworden war, um Vergleiche mit der Heimath anstellen zu können, welche nur zu bald zu Gunsten der letztern sich entschieden.

Schon der erste Eindruck, welchen die egyptische Küste auf den Ankömmling macht, wenn er sich dem Hafen von Alexandrien nähert, ist kein angenehmer, freundlicher; es fehlt eigentlich alle landschaftliche Staffage, wenn man nicht die Masten des Hafens, den Leuchtthurm, mit den umgebenden größeren Gebäuden, die Pompejussäule und die „Nadel der Kleopatra“ als solche betrachten will. Lange vorher, ehe man den schmalen gelben Saum des niedrigen Wüstengestades rechts von Alexandrien erblickt, heben sich die eben erwähnten Punkte von dem flimmernden Wasserspiegel ab, und erst wenn man ganz in den Hafen eingelaufen ist, erinnern einzelne über den Häusern hervorragende Dattelpalmen daran, daß man im Begriff steht, einen andern Continent zu betreten. Der gänzliche Mangel eines Hintergrundes bedingt den Eindruck von Flachheit und Oede, den ein Blick auf Alexandrien hervorruft; denn wenn nur wenigstens solche Felsenabhänge, wie der Mocattam bei Cairo, sich hinter den platten Dächern der flach hingestreckten Stadt erhöben, würde das Auge doch einen Ruhepunkt haben und das rechts und links verschwimmende Bild würde wenigstens nach hinten zu abgeschlossen sein.

Aber, so tröstet man sich, es gibt ja viele flache und sandige Küsten, die in ihrem Innern doch eine schöne Landschaft bergen; darum fort von diesem trostlosen Anblick in's Innere hinein, wo am Nil der Lotus und Papyrus vom Dome der Palmenwälder beschattet wird!

Hat man nun Alexandrien hinter sich, eilt man auf der Eisenbahn, von der aus man eine weitere Fernsicht über die Landschaft genießt, als von der Nilbarke aus, durch das fruchtbare Delta über Canäle, die beiden Arme des Nil dem Süden, Cairo zu: so wird man allerdings anfangs für den kahlen und fahlen Anblick der egyptischen Küste entschädigt, aber nur darum, weil man Grünes sieht, nicht etwa, weil der Wechsel der Landschaft durch immer neue Bilder fesselt. Man erblickt Nichts als grüne Felder von bald dunklern, bald helleren Tinten, unbeweglich oder wogend, je nachdem Klee, Getreide, Zuckerrohr, Mais oder Reis dem Boden entsprießen. Nur in der Nähe der zerstreut liegenden, aus schmutzigem Nilschlamm erbauten Fellahdörfer oder einzelner, ein wenig besser aussehender und durch Minarets ausgezeichneter Städte stehen größere

Bäume: Dattelpalmen, Lotusbäume, Akazien, Sykomoren; oder eine Gruppe von drei bis vier solcher Bäume bezeichnet unweit eines Dorfes die Stelle, wo ein kleines weiß betünchtes Kuppelgrab eines Scheich befindlich ist.

Zahlreiche größere und kleinere Canäle durchschneiden das fruchtbare Land in der Richtung von Süd nach Nord und die Dämme zu ihrer Seite dienen ebenso zum Schutze und zur Controle des Wassers als zur Communication. Hie und da deuten die über die Dämme und die grüne Landschaft hervorragenden Spitzen der Masten, Segelstangen und Segel, bisweilen auch der rauchende Schlot eines Dampfschiffes die Nähe des Nil oder eines größeren Canals an, und während zahllose Schwärme von Flamingos, Störchen, Pelikanen, Gänsen, Enten, Möven und Strandläufern die Canäle, Tümpel und Gräben bevölkern, eilen lange Züge von Kameelen, Heerden von Ziegen und Schafen, kleine Gruppen von Büffeln, Wanderer zu Fuß, Reisende zu Pferde, Esel oder Kameel auf den Dämmen entlang. Dazu kommen die an den Canälen mit Wasserschöpfen oder auf den Feldern mit Säen, Hacken, Pflügen oder Ernten beschäftigten Fellahs, die im fetten Klee ruhenden und äsenden Thiere aller Art: kurz man hat das Bild einer fruchtbaren Marschgegend vor sich und würde dieselbe am Besten mit der reisbauenden Gegend um Mantua vergleichen können, wenn ihr nicht die freundlichen Häuser und Villen Oberitaliens fehlten, und wenn nicht Turban und Fez, Kameel und Büffel an einen südlicheren Himmel erinnerten. Schön ist aber die Landschaft dennoch nicht zu nennen, sie ist einförmig im höchsten Grade und erst in der Nähe von Cairo gewinnt sie etwas an Abwechslung. Hier bilden nämlich die felsigen Wüstenerhebungen der arabischen und lybischen Seite bisweilen einen Hintergrund von graugelben und röthlichen Tönen hinter der grünenden Aue, und größere Gruppen von Dattelpalmen und anderen dunkleren Bäumen verleiten zu der Annahme, daß man sich einer mit Wald und Feld abwechselnden Gegend nähere. Man wird aber bald genug seinen Irrthum einsehen, denn was man für Vorhölzer und Wälder ansah, verkleinert sich im Näherkommen zu unregelmäßig gepflanzten Olivenplantagen, zu Orangengärten, zu Alleen von Akazien und Sykomoren und einigen größeren Anpflanzungen von Dattelpalmen. Die in der Nähe von Cairo hie und da aus den Orangenhainen und hinter den Cactushecken hervorblickenden gelb, weiß, roth oder blau bemalten Häuser mit flachen Dächern, budenähnlichen Windfängen darauf und dicht nebeneinander befindlichen hohen Gitterfenstern: die Sommerwohnungen und Harems der Vornehmen, beleben zwar die Scenerie etwas, welche noch durch den größeren Verkehr auf den zur Hauptstadt führenden Landstraßen gehoben wird: aber schön wird die Landschaft auch dadurch nicht; nur das Neue fesselt für kurze Zeit.

Das, was der egyptischen Landschaft einen so besondern Stempel der Einförmigkeit aufdrückt und was dem Fremdling am meisten auffällt, ist der gänzliche Mangel an Wäldern.

Man hört und liest zwar von den schönen Dattelwäldern bei Gizeh, bei Memphis, in Oberegypten, aber wenn man sich die aus der Ferne allerdings stattlich aussehenden Gruppen in der Nähe besieht, kommt es Einem nicht in die Gedanken, sie mit einem Wäldchen, geschweige denn mit einem Walde zu vergleichen. Ein Wald, mag es nun ein Buchenwald der dänischen Inseln, der deutsche Eichenwald, der Kiefernwald der Haiden, der Tannenwald der Alpen oder der Urwald der Tropen sein, setzt immer ein in unregelmäßiger Vertheilung massenhaftes Vorhandensein hoher Waldbäume, mehr oder weniger mit Unterholz und Buschwerk oder doch mit wildwachsenden Gräsern und Pflanzen bedeckten Boden voraus. Von alle Dem bieten die Dattelpalmenwälder Egyptens keine Spur. Die vierzig bis achtzig Fuß hohen Palmen von ganz gleichmäßiger Dicke und kahlen Stämmen, die nur oben auf der Krone ihr Dach fächerartig ausbreiten, stehen in schnurgraden Linien, Rechtecke oder verschobene Parallelogramms bildend, einer fünfzehn bis zwanzig Fuß hinter dem andern; sie sind sämmtlich gepflanzt, ihre Wurzeln werden, wo es nöthig ist, sorgfältig durch kleine Umwallungen geschützt und nur wo das Alter einen unbrauchbar, d. h. nicht tragbar genug gemacht hat, wird er zu Bauholz gefällt und durch einen jungen ersetzt, dessen stachliche Blattrispen ihm mehr das Ansehen eines Strauches, eines riesigen Ananasbusches, als eines Baumes geben. Ueberall aber blickt die Sonne zwischen den Kronen hindurch, und einen so dichten Schatten, wie ihn unsre Wälder bieten, sucht man unter den Dattelpflanzungen vergebens. Der Boden, auf welchem die Palmen stehen, ist auch nicht sich selbst überlassen geblieben, sondern er wird ebenso sorgfältig cultivirt wie das übrige Feld und trägt, begünstigt durch den geringen Schatten, alle Arten von Getreide und Gemüse in üppigster Fülle. Wir vermissen also das niedere Buschwerk und Unterholz, ja sogar die natürliche Vegetation des Rasens.

Egypten ist ein entschieden holzarmes Land. Zwar könnte man bei dem schnellen Wachsthum der Sykomoren und Akazien (Acacia Lebec und Acacia Nilotica) und Tamarisken einigermaßen dem Mangel abzu-

helfen suchen, wenn man die Dämme besser mit dergleichen Bäumen bepflanzte, nach einer gewissen Zeit diese Bäume fällte und durch neue ersetzte: allein dies würde kaum den Bedarf an Geschirrholz decken, nicht aber den an Feuerungsmaterial. Zum Theil werden auch die Holzanpflanzungen auf diese Art genutzt, besonders die sogenannten Sunthölzer, strauchartige zehn bis zwanzig Fuß hohe Büsche der Acacia Nilotica, welche zum Schutze des bebauten Landes gegen das Verwehen durch Sand, in Streifen von mehr als hundert Schritt Breite und in regelmäßiger Anlage längs der Wüstengrenze angepflanzt werden. Nach mehreren Jahren werden sie zu Brennholz ausgerodet und durch neue Anpflanzungen ersetzt. Die Dattelpalme bietet wohl ein sehr dauerhaftes, weil zähes, elastisches und in der trocknen Atmosphäre unzerstörbares Bauholz zu Balken und Bedachung der Häuser, aber es brennt nicht und ist überhaupt selten, da eine Dattelpalme nur dann umgehauen wird, wenn sie gar nicht mehr trägt. Das Holz der Sykomore eignet sich zu Brettern und Gefäßen — die alten Sarkophage wurden nur daraus geschnitzt — das Holz der Acacia Lebec zu Rädern der Mühlen, Sakiehen, zu Sätteln ꝛc.; die Schoten der Acacia Nilotica, von der das arabische Gummi stammt, enthalten viel Gerbstoff und werden ausschließlich zum Gerben benutzt. Es wird daher zu Bauten und zur Verfertigung von Möbeln und Geräthschaften sehr viel Holz nach Egypten aus dem schwarzen Meere, Griechenland, Oesterreich und Frankreich importirt. In Beziehung auf das Brennmaterial aber müssen sich die Egypter ziemlich kümmerlich behelfen mit den Stengeln der Baumwollenpflanze, des Hibiscus, des Holcus Sorghum, des Mais, Schilfrohrs, kleinerer Schilfarten und dem mit Mist und Lehm zu flachen Kuchen geformten zerkleinerten Stroh. Selbst die Kalköfen werden nur durch reines hechselförmig zermalmtes Stroh geheizt.

Mit dem Mangel an Wäldern geht auch der Mangel an Singvögeln Hand in Hand. Die Bäume beherbergen nur Raubvögel, Raben und Tauben; auf den Feldern zirpen nur einzelne kleine Grasmücken, im Schilfe Rohrsänger; keine Lerche schwingt sich singend zum Himmel empor. Auch der natürliche Rasen fehlt in Egypten gänzlich; es gibt keine blumenreichen Wiesen, wie bei uns, denn die Ueberschwemmung würde den Graswuchs verschlämmen und zu langsam wieder hervorsprossen lassen; das für das Vieh nöthige Grünfutter spendet der Klee auf den Feldern in reichlichstem Maße.

Von Cairo an bis nach Nubien hin ändert sich der landschaftliche Charakter Egyptens nur insofern, als das Nilthal schmaler wird und die felsigen Grenzen der beiden Wüsten einander näher rücken; sonst bleibt Alles dasselbe, grünende Felder, Dattelpflanzungen, Dämme, Canäle, schlechte Dörfer. Aber es tritt nun doch ein Element hinzu, welches wohl geeignet ist, der Landschaft einen gewissen Reiz zu verleihen und den Blick des Reisenden zu fesseln, nämlich das monumentale Element. Dies beginnt mit den Pyramiden von Gizeh rechts, dem Obelisk von Heliopolis links und begleitet die den Nil aufwärts Reisenden ununterbrochen bis Philae. Kaum eine Tagereise vergeht, ohne daß sich dabei dem Auge bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer des Stromes am felsigen Rande des Wüstenplateaus die herrlichen, unübertroffenen Bauwerke der Pharaonen präsentiren. Aber auch sie, so sehr sie auch den Besucher mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen und den Archäologen entzücken, sind doch nicht im Stande, den Charakter der Landschaft wesentlich zu verändern; sie bilden da, wo sie stehen, wohl eine schöne monumentale Staffage, aber sie stehen kahl, todt, ohne grünen Hintergrund da und strecken ihre riesigen Pylonen und kolossalen Säulen starr empor, nicht wie die heimischen Burgen von Epheu umrankt.

Zu diesen Mängeln der egyptischen Landschaft tritt noch ein Umstand hinzu, welcher die Einförmigkeit der Gegend zu erhöhen geeignet ist, nämlich die eigenthümliche Beschaffenheit der Luft und des Himmels; erstere ist ungemein rein, durchsichtig und trocken, letzterer meist gänzlich ohne Wolken; die Sonne sendet ihre erwärmenden und erleuchtenden Strahlen in einem ganz anderen Winkel als bei uns, der Boden erhitzt sich rasch, und die heißen Luftschichten verursachen ein stetes bewegtes Flimmern des Horizontes, wodurch entferntere Conturen verloren gehen oder sich verrücken; auch die Entfernungen lassen sich bei der großen Reinheit der Luft schlecht taxiren, und das Grelle des Sonnenlichts blendet bei der Einförmigkeit der Farbentöne das Auge. Am frühen Morgen, besonders während der kühlen Wintermonate, entspricht die Beleuchtung durch die ersten noch schräg auffallenden Sonnenstrahlen unserm europäischen Auge am besten, und unvergleichlich sind die in allen Nüancirungen des Orange spielenden Farbenveränderungen eine Stunde nach Sonnenuntergang; namentlich heben sich an diesem gelben Abendhimmel die dunklen Kronen der Dattelpalmen sehr scharf und fein ab.

Wer die egyptischen Landschaften in allen ihren Farbentönen und mit allen vorkommenden Abwechselungen der Staffage in einem Blick überschauen will, dem rathe ich, eines Morgens im Winter die Citadelle von Cairo zu besteigen und von der hohen Terrasse an der westlichen Seite hinunterzublicken auf die

mächtige orientalische Stadt mit ihren Hunderten von Minarets, ihren Palästen und Lehmhütten, Moscheen und Gärten, auf die grünen Baumgruppen in ihrer unmittelbaren Nähe, die saftige Aue vom Nil durchflossen, hinüber nach der lybischen Wüste und den Pyramidengruppen als Hintergrund und nach Osten zu den felsigen Kuppen des Mocattam, des rothen Berges und der Wüste von Suez.

Drei Monat im Jahre verwandelt Egypten seine Landschaft in ein Seestück. Der ausgetretene Nil überfluthet dann die ganze tragbare Aue von einer Wüste zur andern. Wie Inseln ragen die stets erhöht liegenden Dörfer hervor, und Schlangen gleich winden sich die Dämme, die einzige Communication während dieser Zeit, durch die weite Wassermasse.

Wenn aus den hieroglyphischen Abbildungen sowohl, wie aus den geschichtlichen Quellen eines Plutarch, Diodor, Herodot u. A. unzweifelhaft hervorgeht, daß Egypten in den ältesten Zeiten ebenso durch Viehzucht als durch Ackerbau ausgezeichnet war: so findet in der gegenwärtigen Zeit dieses Verhältniß nicht mehr statt, wenigstens nicht mehr in dem Maße wie früher. Man braucht nicht grade eine Zählung des vorhandenen Viehes anzustellen, um sich zu überzeugen, daß der Ackerbau im heutigen Egypten die Viehzucht um ein Bedeutendes überwiegt. Der Grund dafür liegt nicht in den veränderten Bodenverhältnissen, sondern in der verminderten Volkszahl und in deren geringerem Bedürfniß für Fleischnahrung. Die alten Egypter verzehrten mehr Fleisch als die heutigen, zu den Opferfeierlichkeiten wurden große Mengen von Ochsen, Schafen und Ziegen geschlachtet, während die Hauptnahrung der jetzigen Fellah und Beduinen aus Vegetabilien besteht. Wenn die Bevölkerung Egyptens zunehmen und sich ein größeres Bedürfniß nach Fleischnahrung herausstellen sollte, so würde sich den gegebenen Bedingungen des Bodens nach sehr bald ein vortrefflicher Viehstand an Rindern entwickeln können. Jetzt sind Rinder in der Minderzahl vorhanden, sie reichen grade zum Ackerbau als Zugthiere aus, wogegen zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen überall angetroffen werden. Daß die jährliche Ueberschwemmung dem Viehstande kein Hinderniß in den Weg legen kann, beweist das Vorhandensein ungeheurer Heerden im Alterthum, wo der Nil seine Herrschaft mindestens ebenso weit über die Aue ausdehnte und ebenso lange eine Benutzung derselben verhinderte.

Wie vor viertausend Jahren, so ist auch heute die weltberühmte Fruchtbarkeit des so schmalen Egypten lediglich von der befruchtenden Kraft des Nil abhängig, und noch heute gilt der Ausspruch Herodot's II, 5, daß es ein „Geschenk des Nil" sei. Es ist bekannt, daß man die durch Sedimentbildung aus dem Nilwasser seit Jahrtausenden hervorgegangene Erhöhung des Landes wie des Flußbettes geologisch benutzt hat, um annähernd das Alter gewisser Schichten unsrer Erdrinde zu schätzen. Die mit ihren Sockeln und Grundmauern zum Theil vom Auenboden, d. h. vom Nilschlamm bedeckten Monumente haben eine solche Nachforschung erleichtert, und wenn wir die bei Burmeister, Geologische Bilder I, S. 55 angegebene Bodenerhöhung zu 3⅓ Zoll für jedes Jahrhundert annehmen, so würde das für jedes Jahr eine Erhöhung von nur $^4/_{10}$ Linie ergeben. Diese Stärke ist eine so verschwindende, daß von ihr allein die Dungkraft des Bodens nicht abzuleiten ist; wir müssen diese vielmehr in der qualitativen chemischen Beschaffenheit des abgesetzten Materials einerseits und der Durchtränkung des Bodens andrerseits suchen.

Der Nilschlamm, wie er sich aus dem Wasser zur Zeit des höchsten Wasserstandes abscheidet und wie man ihn entweder im Zimmer in den porösen Gefäßen, welche das Wasser zum Trinken reinigen, gewinnen oder aus dem Nilmesser auf der Insel Rhoda holen kann, wo er auch frei von zufälliger Verunreinigung sich absetzen kann, bietet folgende Eigenschaften. Frisch und feucht hat er ein braunschwärzliches Ansehen, ist milde und seifig beim Anrühren und gleicht einem feinen eisenhaltigen Thon. Getrocknet ist er sehr hart, eisenartig, feinkörnig im Bruch und mit feinen Glimmerplättchen schillernd, klebt auch leicht an der Zunge. Nach den Analysen von Lassaigne, Girard und Vogel ist sein specifisches Gewicht 2,385, nachdem der anscheinend trockene Schlamm bei 100° drei Stunden lang erhitzt wurde und 8,5 % seines Gewichtes an Wasser verloren hatte. Er enthielt dann nach Lassaigne:

Kieselerde	42,50
Aluminium . . .	24,25
Eisenperoxyd . . .	13,65
kohlensauren Kalk .	3,85
kohlensaure Magnesia	1,20
Magnesia	1,05
organische Materie .	2,80
Wasser	10,70
	100

Vogel fand in 100 Theilen:

Kieselerde und Thonsilicat . .	50
Eisenoxydul und Schwefeleisen	30
Thonerde	14
kohlensauren Kalk	4
organische Beimischung . .	2

Den Stickstoffgehalt berechnete er zu 1,1 und 1,25 %.

Dieser Analyse nach ist der Nilschlamm

als ein Thonsilicat zu betrachten, dem reichlich Eisenoxyd und andere Salze beigemischt sind, und ist es besonders die Kieselsäure, welche wegen der den Stengeln und Körnern nöthigen Quantität dieses Stoffes die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens bedingt.

Außerdem aber enthält der Ackergrund des Nil nun noch beträchtlich viel Natron. Dasselbe crystallisirt bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade in Folge der Verdunstung aus dem Boden heraus und ist an vielen Stellen, namentlich an den Orten, wo früher die berühmten Städte des Alterthums standen, in Form weißer Krusten zu sehen. Aus den Schutthügeln dieser Städte wird es noch jetzt durch Auslaugen gewonnen und zwar bald als kohlensaures, bald als salpetersaures Natron, z. B. bei Bedreschin auf den Ruinen von Memphis; bei Cairo ist die Salpeterfabrik wieder eingegangen. Dieses Natron wird als Düngemittel besonders für die Wassermelonen benutzt.

Die natürliche, jedes Jahr zu bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehrende Ueberschwemmung des Aubodens durch den Nil ist schon in den ältesten Zeiten künstlich ausgebeutet und für das Land noch nutzbarer gemacht worden. Zwar ist uns der Name des Herrschers nicht aufbewahrt worden, der etwa zuerst die Canäle graben und die Dämme aufwerfen ließ, durch welche nach Belieben die Befruchtung geregelt werden konnte, allein wir erfahren aus der Bibel, daß zur Zeit des Jesaias und Ezechiel ein ausgedehntes Canalsystem schon vorhanden sein mußte. Als eine göttliche Strafe droht der Prophet Jesaias Cap. 19 Vers 5 — 7 eine Trockniß in Egypten mit den Worten:

5. „Und das Wasser in den Seen wird vertrocknen, dazu der Strom wird versiegen und verschwinden.

6. Und die Wasser werden verlaufen, daß die Seen an den Dämmen werden geringe und trocken werden, Beides, Rohr und Schilf, verwelken.

7. Und das Gras an den Wassern verstieben und alle Saat am Wasser wird verwelken."

Eine ähnliche Drohung enthalten die Verwünschungen Egyptens durch Ezechiel Cap. 30 Vers 12:

„Und ich will die Wasserströme trocken machen."

Offenbar sind hierunter nur die Canäle zu verstehen, nicht der Nil selbst.

Auch die griechischen Schriftsteller sprechen an verschiedenen Stellen von den großen Canal- und Dammbauten, die egyptische Könige ausführen ließen; am bekanntesten ist die Anlage des Fajum mit dem Moerissee, der große Bahr Jusuf, welcher sich unweit Amorna vom Nil abzweigt und erst weit unter Cairo den Rosettarm des Nil wieder erreicht, ferner die Angabe Herodot's II, 99, daß König Menes den von Cairo aus durch die lybische Wüste gehenden westlichsten Stromarm abdämmen und zu einem mehr östlichen Lauf zwingen ließ. Wirklich heißt noch jetzt die einem Flußbett höchst ähnliche Thalsohle, welche von Gizeh aus nordwestwärts durch die Wüste nach den Natronseen verläuft, Bahr bela Ma, Fluß ohne Wasser.

Daß die späteren Eroberer Egyptens, besonders die Araber, die vorgefundenen Dämme, Canäle und Brücken nicht absichtlich zerstört haben werden, läßt sich wohl annehmen; allein sie haben auch nicht viel zu ihrer Erhaltung beigetragen, wenngleich von einem der arabischen Feldherrn Manches für die bestandene Verbindung des Meerbusen von Suez mit dem Nil geschehen sein soll. Von der Römerherrschaft, die den Arabern voraufging, läßt sich dagegen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß sie der Bewässerung die sorgsamste Aufmerksamkeit schenkte. Es liegt mir zu fern, über die frühere Beschaffenheit der egyptischen Bewässerung historische und archäologische Untersuchungen anzustellen, vielmehr wende ich mich sogleich zu den Einrichtungen, wie man sie noch heutigen Tages sieht.

Man darf sich den Nil durchaus nicht als einen in seinen Umgebungen und Ufern malerischen Fluß denken. Von Oberegypten an, wo er aus den ihn hart bedrängenden Felsenthoren Nubiens heraustritt und eine wenn auch schmale Aue zu beiden Seiten hat, hat ihn die Cultur schon vor mindestens viertausend Jahren durch Dämme an seinen Ufern begrenzt, welche nöthig waren, um sein voreiliges Ueberfluthen der Ebene zu verhindern. Diese Dämme befinden sich dicht am Flußrande, haben auf der Landseite mehr oder weniger tiefe Gräben oder Canäle, als Reste der den Damm bildenden Ausgrabungen, und auf der Flußseite fallen sie anfangs in schräger Böschung, dann steiler zum Wasser ab, und zwar tritt diese Steile um so mehr hervor, je tiefer der Fluß gefallen. Eine besondere Cultur und Erhaltung des Dammes durch künstliche Berasung, durch Buhnenbau ꝛc. findet man nirgends, nur hie und da werden die Dämme mit Acazien oder Tamarisken bepflanzt, und eine Erhöhung durch Aufschüttung tritt nur da ein, wo die letzte Ueberschwemmung ergab, daß der Damm sich erniedrigt, abgenutzt hatte und das Wasser ihn überfluthen konnte. So ging vor mehrern Jahren die schöne Anlage Ibrahim-Paschas auf der Insel Rhoda zu Grunde, weil der Nil die Dämme überfluthete.

Von Zeit zu Zeit zweigen sich nun Canäle aus dem Nil ab, die anfangs in schräger

Richtung divergirend mit dem Strom nach dem Wüstengebirge hin laufen, dann aber sich letzterem parallel verlängern, oft sich blind endigen, oft auch in ein ähnliches Canalsystem, das sich weiter unten vom Nil abzweigte, übergehen. Der Anfang eines solchen Canals, d. h. sein Ursprung am Nil, ist so lange durch den Hauptnildamm verschlossen, als der Nil steigt. Aehnlich nun, wie sich die Canäle links und rechts aus dem Nil abzweigen, senden auch die beiden Hauptdämme Fortsetzungen im rechten oder stumpfen Winkel in die Aue nach der Wüste zu und kreuzen auf ihrem Wege die obenerwähnten Canäle. Sie haben den Zweck, das in die Canäle ergossene Wasser aufzustauen, um die anliegende Ebene ganz und gleichmäßig zu bedecken und zu durchtränken; denn erst, wenn dies geschehen, werden sie an den Durchlaßstellen durchschnitten, oder die an den Schleusenbrücken eingehängten Thore werden herausgenommen, das Wasser stürzt durch die Oeffnung hindurch und ergießt sich in das südliche Carrée, bis es von einem zweiten Damme aufgehalten wird, der es abermals aufstaut. Hiernach erscheint das ganze bebaute Land zu beiden Seiten des Nil durch Querdämme, welche vom Hauptdamme am Nil ausgehen, in viereckige Flächen getheilt, welche in einer von Süden nach Norden gehenden Reihenfolge durch die geöffneten Canäle unter Wasser gesetzt werden. Im Delta verhält sich die Sache ganz ebenso, nur ist daselbst wegen Theilung des Nil sowohl das Canal- als das Dammsystem complicirter. Wie die beiden Hauptdämme dicht am Nil das zu frühe Uebersluthen verhindern, so hemmen sie natürlich auch den Rückfluß des Wassers in das Strombett; das Wasser muß daher so lange stehen bleiben, als der Querdamm ihm eine Schranke setzt oder bis es sich in den Boden eingesogen hat und verdunstet ist.

Da in Oberegypten der Nil seinen höchsten Wasserstand früher erreicht als in Unteregypten und im Delta, so werden natürlich die Dämme in Oberegypten früher durchstochen, und die Uebersluthung der Aue beginnt früher als weiter unten. Für die Gegend um Cairo ist die Zeit der Dammdurchstechung gewöhnlich zwischen dem 8. und 12. August, wo an einem durch Ausrufer bestimmten Tage bei Durchstechung des bei Altcairo vom Nil abgehenden und die Stadt durchströmenden Canals Chalig el halig eine große Feierlichkeit entfaltet wird.

Der Nilschlamm, welcher den ganzen Alluvialboden Egyptens bildet, bleibt, einmal durch und durch befeuchtet, sehr lange gesättigt, und das Erdreich zeigt in seinen Sprüngen selbst im Zustande der höchsten Trockenheit immer eine feuchte Unterlage. Hierauf beruht die so enorme Tragfähigkeit des Bodens, indem die große Sommerwärme doch nicht im Stande ist, die Feuchtigkeit an den Wurzeln des Getreides vollständig zu verdunsten. Ja, an den tiefer gelegenen Stellen, im Delta, in den Canälen selbst, welche von Jahr zu Jahr mehr verschlammen, geht der Boden vor dem Trockenwerden in einen Zustand von Morast über, welcher für gewisse Saaten, z. B. Reis, ganz besonders günstig ist. In dem Maße, als das Wasser zurückweicht, der Boden trocken und zugänglich wird, findet nun die Bestellung statt, so daß kurz vor dem Wiederbeginn der Nilanschwellung selbst die Sohlen der meisten Canäle mit Ausnahme einzelner tiefer Pfützen bestellt werden und grünen.

Wie sehr nun auch der Auboden durch die Ueberschwemmung durchtränkt und befruchtet ist und wie lange sich auch seine Feuchtigkeit erhält, so ist sie doch nicht ausreichend, um die Saaten gedeihen oder der ersten Ernte eine zweite und dritte folgen zu lassen. Dazu ist an vielen Stellen eine fortdauernde Berieselung nöthig, die in großartigem Maßstabe durch ganz Egypten hindurch eingerichtet ist und ausgeführt wird. Diese Berieselung geschieht dadurch, daß durch verschiedene Vorrichtungen das Wasser aus dem Nil oder aus den später stagnirenden und nicht mehr fließenden Canälen gehoben und in Canälen en miniature, Rinnen, gebildet durch einfache Furchenziehung im bündigen Boden, weiter geleitet wird. Es wiederholt sich hier im Kleinen auf jedem Felde, was die Damm- und Canaleinrichtung der Aue im Großen bietet. Das ganze zu berieselnde Feld — Getreidefelder im eigentlichen Sinne, Weizen und Gerste, werden seltner berieselt — ist in Quadrate von 10 Fuß getheilt durch kleine einen Fuß hohe Dämmchen oder Aufschüttungen, und ein Rieselcanal hat vielleicht 3—4 solche Quadratreihen zu seinen beiden Seiten; ist nun das Wasser in ihm bis an das Ende gedrungen, so öffnet der die Aufsicht habende Feldarbeiter das dem Canal zunächst gelegene Quadrat einfach mit seiner Hacke und läßt das Wasser hinein; ist dieses Quadrat voll, so öffnet er das nächste, an dieses schon bewässerte stoßende u. s. w., und wenn die letzte Reihe hinlänglich befeuchtet ist, so werden die in den kleinen Dämmen gemachten Oeffnungen zugestopft, und eine der Wasserquelle nähere Quadratreihe kommt daran; so geht es fort, bis alle Quadrate berieselt sind. Je nachdem es die Umstände erfordern, wird diese Berieselung wiederholt; der bündige Schlammboden begünstigt diese einfache Bildung von Rieselcanälen außerordentlich. — Für den Jagdliebhaber ist aber die Sache oft sehr störend, denn man versinkt bisweilen bei einem Schritte tief in den Boden, dessen Weiche man

nicht ahnen konnte, weil man kurz vorher auf tief zerklüftetem Erdreich ſtand und weil der üppige Kleewuchs die Gegenwart des Waſſers verdeckte.

Die Apparate nun, welche das Waſſer bis zu der nöthigen Höhe heben, ſind folgende:

1. Der Schaduf.

Derſelbe beſteht aus zwei ungefähr 5 Fuß hohen Pfoſten von Holz (Dattelſtämmen), Mauerwerk oder bloßem Nilſchlamm und Binſen, die 3—6 Fuß von einander entfernt ſtehen und oben durch ein Querholz von ziemlicher Stärke verbunden ſind; an dieſem Querholz hängt in Stricken aus Dattelfaſern ein dünner Hebebaum, deſſen dickeres Ende mit einem Gewichte, oder einem Stein z. B. auch einem bloßen Erdklumpen beſchwert iſt, während an dem ſpitzen, dem Waſſer zugekehrten Ende eine dünne Stange auch an Stricken herabhängt, die unten das aus Korbgeflecht oder Leder beſtehende muldenförmige Waſſerſchöpfgefäß trägt. Das Ganze ähnelt alſo unſerm Ziehbrunnen und wird nun dergeſtalt gehandhabt, daß ein unten am Waſſer ſtehender Mann vermittelſt des an der Stange hängenden Schöpfgefäßes das Waſſer ſchöpft, es mit Leichtigkeit — wegen des Gewichtes am Hebel — bis zu ſeiner Bruſthöhe hebt und über eine Partie Binſen oder Stroh in ein Reſervoir ausgießt, von welchem aus das Waſſer in die Rieſelcanäle läuft. An manchen größeren Schadufs ſind, wie wir in beiſtehendem Bilde ſehen, zwei Männer beſchäftigt; aber oft iſt das zu berieſelnde Terrain, beſonders, wenn der Waſſerſtand immer mehr abnimmt, ſo hoch gelegen, daß mehrere, bis fünf Schadufs übereinander nöthig ſind, um das Waſſer zu der nöthigen Höhe zu heben. Das unterſte ſchöpft das Waſſer aus Nil oder Canal und gießt es in ein Reſervoir, welches dem zweiten Schaduf zur Waſſerquelle dient, das aus ihm ſchöpft und ein drittes oberes Reſervoir füllt u. ſ. w. Bisweilen ſind die einzelnen Schadufs, die zu einem Syſteme

Ein Schaduf in Oberegypten.

gehören, auch durch Canäle, die das Waſſer den Reſervoirs zuführen, von einander entfernt; genau übereinander können ſie ohnehin nicht ſtehen.

2. Die Katweh

iſt nur da anwendbar, wo das Waſſer nicht hochgehoben zu werden braucht oder wo man ein Reſervoir für eine der unten zu nennenden Anlagen füllen will. — Katweh bezeichnet eigentlich nur das muldenförmige Schöpfgefäß, auch aus Strohgeflecht oder Leder, von größerem Umfange als das beim Schaduf gebräuchliche. An ſeinem Rande befinden ſich vier Stricke, zwei und zwei einander gegenüber, und zwei einander gegenüberſtehende Männer handhaben dieſe Katweh dergeſtalt,

Digitized by Google

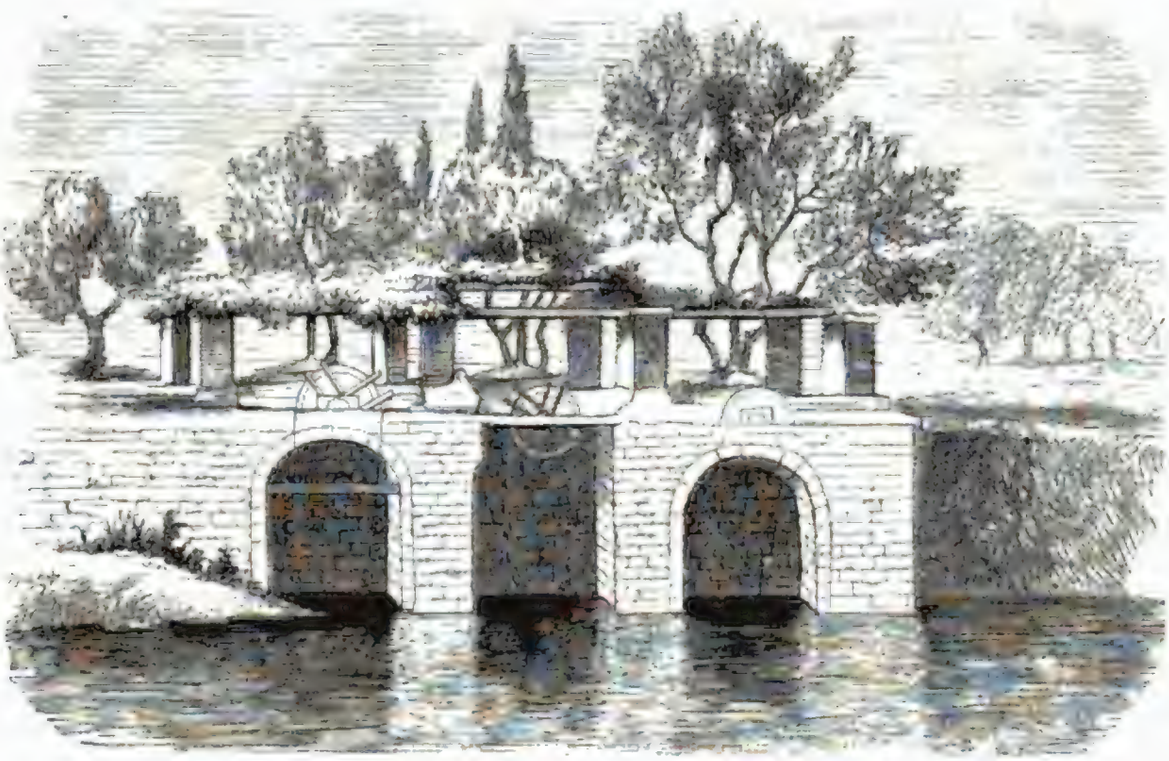
daß Jeder in jeder Hand das eine Ende eines Strickes hält, und so schöpfen sie schaukelnd das Wasser mit dem Gefäß und gießen es einige Fuß höher und weiter aus. Diese Arbeit ist sehr mühsam und beschwerlich.

3. Die Sakieh.

Die Sakieh oder das persische Wasserrad wird nicht von Menschen, sondern von Ochsen oder Pferden in Bewegung gesetzt. Um ein verticales Rad hängen in fortlaufender Kette eine Anzahl durch Stricke an einen Hauptstrick festgebundene thönerne Schöpfgefäße; wie sich das Rad dreht, tauchen die Gefäße, die Oeffnung nach unten gerichtet, in das Wasser, kommen gefüllt an der andern Seite empor und ergießen, wenn sie oben angekommen sind und sich überstürzen, ihren Inhalt in ein Reservoir, von wo aus das Wasser weiter fließt. Die Bewegung des verticalen Rades wird dadurch bewerkstelligt, daß von seinem Centrum ein Balken ausgeht, an dessen Ende sich ein Kammrad befindet, in dessen Kämme die Kämme eines horizontal auf einem Zapfen sich bewegenden zweiten Kammrades eingreifen. Dieses zweite Kammrad, dessen Balken unten und oben in Zapfen sich dreht, wird vermittelst einer vom Balken ausgehenden Stange von einem im Kreise herumgehenden Thiere bewegt.

Dies ist die allgemeine Construction jeder Sakieh. Obige Abbildung bietet die Ansicht einer der bessern Sorte, wie sie sich am schmalen Nilarm auf der Insel Rhoda, dem Hôtel Belle vue gegenüber, befindet. Der Nildamm ist hier von Mauerwerk mit einspringenden Nischen, deren drei neben einander sich befinden; in jeder dieser Nischen bewegt sich eine Schöpfkette um das verticale Rad; mehrere gemauerte Pfeiler stützen ein rohes Holzgerüst, das von Schlingpflanzen umrankt wird, welche im Verein mit den daneben stehenden Bäumen für Menschen und Vieh Schatten geben.

Auf dem folgenden Bilde, eine im Felde fern vom Nil stehende Sakieh darstellend, die ihr Wasser aus einem mit dem Nil in Verbindung stehenden Canale oder einem aus letzterem übriggebliebenen Wassertümpel schöpft, hat man einen Einblick in den Mechanismus; die ganze Anlage ist viel roher, aber auch



Eine Sakieh auf der Insel Rhoda.

hier fehlt nie der Schatten, den einige Bäume geben; besonders häufig findet man Lotusbäume, Zizyphus lotus oder Rhamnus spina Christi an Sakiehen gepflanzt.

4. Der Tabût

ist nur eine modificirte Sakieh, von der er sich dadurch unterscheidet, daß er anstatt des Rades mit den Töpfen ein großes Rad mit hohen schaufelförmigen Kasten hat, die das Wasser heben, ähnlich wie die Schaufelräder oberschlächtiger Mühlen oder der chinesischen Wasserräder. Der Tabût ist aber nur anwendbar, wo das Wasser nicht hoch gehoben zu werden braucht; man sieht daher ihn sowohl wie die Katweh vorzugsweise im Delta, während Sakiehen in Mittelegypten und Schadufs in Oberegypten vorherrschen. Eine Sakieh ist wohl im Stande, vier bis fünf

Eine Sakieh im Felde.

Morgen dauernd zu bewässern; die Thiere müssen bisweilen auch die ganze Nacht hindurch ihren Kreisgang machen, wenn entweder die Hitze am Tage so groß ist, daß das Thier ermattet, oder wenn das Land sehr vertrocknet ist und viel Wasser gebraucht. Die knarrende Melodie, welche eine Sakieh während der Bewegung ihrer Räder von sich gibt, da von Schmieren nicht die Rede ist, kann Einen wirklich zur Verzweiflung bringen durch ihre Monotonie.

Seit einigen Jahren haben die Prinzen, welche großen Länderbesitz in der Nähe von Cairo haben, angefangen, diese Plantagen, Gärten und Felder durch am Nil stehende Dampfmaschinen bewässern zu lassen; eine solche Maschine steht unweit Casr el Ainin, eine andere auf der Nilinsel bei Bulak, auch bei Schubra und in der Nähe der Abassijeh. Natürlich schafft eine Maschine mit Dampfkraft weit mehr als zehn gewöhnliche Sakiehen zusammen und die so bewässerten Strecken sind außerordentlich wohl im Stande. Nur ist das Feuerungsmaterial etwas kostspielig. Dennoch verdient diese Anlage von Dampfmaschinen zu dem angegebenen Zwecke Nachahmung. So würde es einer geordneten Regierung bald gelingen, ganz Egypten in den Garten zu verwandeln, den es vor 3000 Jahren darstellte.

Wie man mir sagte, hat die Regierung früher — ich weiß nicht, ob das noch jetzt geschieht — aus der Bewässerung des Landes einen Modus für die Besteuerung hergenommen. Danach war nämlich dasjenige Land am höchsten besteuert, welches ohne die geringste besondere Mühe lediglich durch die natürliche Nilüberschwemmung alljährlich ordentlich inundirt wurde, dann kam das durch Sakieh bewässerte Land, weil diese Art der Bewässerung Ochsen, mithin schon einigen Wohlstand voraussetzte, und am geringsten besteuert war Land, das durch einen oder mehrere Schaduf's bewässert wurde. — War einmal durch einen ausnahmsweise niedrigen Wasserstand des Nil ein Theil der Aenger nicht überschwemmt worden, so brauchte der Pächter oder Besitzer dafür auch keine Steuer zu zahlen. Das dadurch der Staatscasse erwachsene Deficit deckte der Vicekönig auf eine sehr empfehlenswerthe Weise dadurch, daß er sämmtlichen Beamten einen Viertel-, einen halben oder einen Monat, selbst mehr von ihrem Gehalt inne behielt. Wirklich sehr weise; man wird dabei unwillkürlich an den weinenden Jungen erinnert, der sagte: ist meinem Vater schon recht, daß ich friere, warum kauft er mir keine Handschuhe!

Diese künstliche Bewässerung bringt es aber mit sich, daß man in Egypten durchschnittlich zwei bis drei Ernten hinter einander machen kann, die sich auf neun Monate vertheilen, da in den drei übrigen Monaten Alles eine See ist. Man unterscheidet nun die Felder in die „Nei"-Felder und in die „Scharaki"-Felder. Erstere sind allein der natürlichen

Bewäſſerung ausgeſetzt und werden auch oft nur einmal in den acht Monaten bebaut. Sobald ſich nämlich das Waſſer ſoweit verlaufen hat, daß der Boden für die nackten, bis zum Knie einſinkenden Füße eines Fellah gangbar iſt, wird der Same: Weizen, Gerſte, Linſen, Erbſen, Lupinen, Lein oder Klee daraufgeſtreut. Die Körner ſinken durch ihre eigene Schwere etwas in den Schlamm und entziehen ſich ſo den Nachſtellungen der unzähligen Taubenſchwärme; in wenigen Tagen ſchießt das üppigſte Grün hervor. Natürlich werden die höchſt gelegenen Flächen am erſten beſäet, die niedrigeren oft vier Wochen ſpäter, darum dehnt ſich auch die Ernte dieſem entſprechend aus.

Säen ſowohl als Ernten geht in Oberegypten früher vor ſich als weiter unten, weil dort oben die Ueberſchwemmung früher eintritt und ſich früher verläuft. Was an dieſen aufgezählten Früchten im October und November geſäet wird, iſt März und April zur Ernte reif, in Oberegypten weit früher. Der Klee beſonders wird zu wiederholten Malen — nicht geſchnitten, ſondern abgerupft und in die Städte zum Verkauf gebracht, ſonſt meiſt auf freiem Felde dadurch abgehütet, daß die Thiere: Kameele, Büffel, Schafe, Ziegen, Eſel, Pferde (oft ganze Cavallerieregimenter) Tag und Nacht dort angepflöckt werden und ſoweit abgraſen, als ſie kommen können; iſt ein Stück abgeweidet, ſo rückt man weiter vor, bis die erſte Stelle hinreichend nachgewachſen iſt, um wieder zur Weide zu dienen. Der Koth der Thiere düngt dann zugleich den Boden.

Iſt dieſe erſte Ernte, zu deren Beſtellung kein Pflug verwendet wird, abgenommen, ſo bleibt in ſeltenen Fällen der Boden für die übrigen vier Monate unbebaut, nur dem Vieh zur Weide, oder, was in der Mehrzahl der Fälle geſchieht, der Pflug reißt ihn in großen Schollen um und es wird die zweite Ernte: Durrah (von Holcus Sorghum) oder Durah (von Zea Mais) geſäet.

Bei den Scharakiſeldern, welche einer ſteten künſtlichen Bewäſſerung fähig ſind, werden mindeſtens zwei, gewöhnlich drei Ernten gemacht. Die erſte beſteht auch in Weizen oder Gerſte und heißt Schitawi, d. h. Winterernte. Auf ſie folgt die Sejfi oder Sommerjahrszeit mit Holcus, Mais, Indigo und Baumwolle, und endlich die Demireh, Herbſtjahreszeit, wo der Nil zu wachſen beginnt, und ſie noch einmal Klee, Hirſe oder Mais tragen.

Die Gegenden, wo Reis und wo Zuckerrohr gebaut wird, alſo das nördliche Delta einerſeits und von Cairo an Oberegypten andererſeits, haben eine andere Eintheilung, weil dieſe Pflanzen weit längere Zeit zu ihrer Entwickelung brauchen. Während der Reis nur im Waſſer wächſt, bedarf das Zuckerrohr nur eine periodiſche Benetzung der Wurzeln. In der Nähe von Cairo wird zwar viel Zuckerrohr gebaut, jedoch nur zum augenblicklichen Rohconſum für die armen Leute, die den ganzen Tag ihr Zuckerrohr kauen, das Stengelweiſe verkauft wird. Dagegen wird das in Oberegypten gebaute und wegen der größeren Wärme weit zuckerreichere Rohr an Ort und Stelle ausgepreßt und der Saft in die Raffinerie nach Cairo geſchafft.

Reis wird beſonders bei Damiette gebaut; er iſt etwas hart, aber ſchmackhaft.

Am Rande der Wüſte, wo der Boden größere Beimiſchung von Sand hat, werden beſonders die Kürbis- und Melonenarten, namentlich die Waſſermelonen gebaut; ſie verlangen einen nicht ſo bündigen, aber ſtets feuchten Boden, eine beſondere Düngung und etwas Schatten. Erſteres gewährt die künſtliche Bewäſſerung, den Dünger liefern die Tauben, denn dieſer egyptiſche Guano kommt in ganzen Schiffsladungen beſonders von Oberegypten herunter, wo jedes Dorf förmliche

Egyptiſcher Pflug.

Taubenburgen hat. Schatten liefern entweder die Dattelpflanzungen, in deren Nähe jene Früchte besonders gern gebaut werden, oder künstliche, schräg in die Erde gestellte Zäune von Durrahstroh, an denen sich die Kürbisse und Melonen zugleich etwas heraufranken.

Die Felder in der Nähe der großen Städte, besonders von Cairo, sind noch besser cultivirt, und tragen die gangbarsten Gemüsesorten in mehreren auf einander folgenden Ernten, z. B. Hibiscus esculentus, Malva rotundifolia, Arum Colcassia, Solanum lycopersicum, Melongena, Brassica, Cynara scolymus, Lactuca sativa u. s. w.

Der Pflug, dessen sich die Egypter heut zu Tage bedienen, ist von derselben Construction, wie vor mehreren Tausenden von Jahren. Beistehendes Bild zeigt seine höchst einfache Construction.

Eine einfach spitze Pflugschaar bildet die Spitze eines kurzen Balkens, dessen hinteres Ende mit einem längeren Balken unter einem spitzen Winkel verbunden ist. Während an dieser Vereinigung zwei Stöcke in die Höhe gehen, die dem Sterz an unserm deutschen Pfluge entsprechen, befindet sich am äußersten aufsteigenden Ende des langen Balkens ein beweglich mit Stricken befestigter Querbalken, an welchen die Ochsen mit den Hörnern gespannt werden. Räder sind nicht vorhanden; auch Eggen unbekannt. Grade so sind die Pflüge auf den Hieroglyphen auch abgebildet und der alte römische Pflug ist ein treues Contrefei dieses egyptischen.

Dagegen scheint die Art der Körner- und Strohgewinnung im Alterthume eine andere gewesen zu sein als gegenwärtig. Denn während die Wandgemälde zu Beni-Hassan die Gewinnung der Körner so darstellen, daß immer eine Hand voll Aehren durch ein hechelartiges Instrument gezogen wurde, dann Thiere diese Aehren auf Tennen zertraten und man später durch Wurfschaufeln die Spreu von den Körnern trennte, bedienen sich die jetzigen Egypter des sogenannten „Norag", eine Art Dreschschlitten, zwischen dessen Kufen sich drei mit scharfen eisernen Scheiben besetzte Axen befinden; diese Scheiben schneiden, indem der mit Ochsen bespannte Schlitten auf dem dicht zusammengehäuften Getreide im

„Norag," egyptischer Dreschschlitten.

Kreise herumfährt, Stroh sowohl wie Aehren in ganz kleine Massen, die Beine der Ochsen helfen die Körner aus den Aehren quetschen und durch Wurfschaufeln werden die Körner später aus der ganzen hechselartig zermalmten Masse herausbefördert. Sogenanntes „Langstroh" gibt es daher in ganz Egypten nicht und dieses zermalmte Stroh wird besonders als Brennmaterial in Kalköfen oder zur Anfertigung der Brennfladen benutzt.

Die Versammlung deutscher Volkswirthe in Gotha.

Auf dem zweiten Wohlthätigkeitscongreß, welcher im vorigen Jahre zu Frankfurt am Main abgehalten wurde, machten die deutschen Mitglieder einige unangenehme Erfahrungen über den mehr europäischen als nationalen Charakter dieser Zusammenkunft. Nicht nur, daß die französische Sprache eine unziemliche Gleichberechtigung mit der deutschen durchsetzte; die Belgier und Franzosen herrschten auch übrigens so unumschränkt über diese zweite Gestaltung einer von Brüssel ausgegangenen Idee, daß der große Zweifel zwischen gesetzlicher und freier Armenpflege gar nicht erörtert wurde, weil er den belgischen Liberalen augenblicklich nicht in den politischen Kram

paßte, und daß der Wunsch der Herren Lette und Schulze-Delitzsch, eine eigene Abtheilung für die auf Selbsthülfe beruhenden Mittel zur Hebung der arbeitenden und capitallosen Classen gebildet zu sehen, mit glatten Worten beseitigt werden konnte. Dieser doppelte Abfall von der Wirthschaftslehre, begangen auf deutschem Boden trotz des Widerspruchs der deutschen Theilnehmer, mußte zu einem mehrfach begründeten Gegenschlag führen. Dem immer noch etwas zweideutigen Gepräge des Wohlthätigkeitscongresses setzte man die Wirthschaftslehre in ihrer Reinheit als leitende Richtschnur entgegen; und der vielleicht verfrühten Einberufung von Weltversammlungen ließ man nationale Reichstage folgen, denen es soviel leichter werden muß, Erfolge zu machen. Man erließ einen Aufruf zur Gründung volkswirthschaftlicher Vereine in Deutschland, in dessen weiterem Hintergrunde die Hoffnung lag, aus Vertretern solcher Vereine und aus andern freiwilligen Liebhabern demnächst Versammlungen deutscher Volkswirthe hervorgehen lassen zu können.

Nun war zwar die Rechnung auf volkswirthschaftliche Vereine in Frankfurt einigermaßen ohne den Wirth gemacht. Man hatte vergessen, zu sagen, ob diese Vereine bloß einzelne Städte oder gleich ganze Länder umfassen sollten. Man wies auf die Anlehnung an bestehende landwirthschaftliche und gewerbliche Vereine hin, aber ohne deren genauere Möglichkeit zu bezeichnen. So hat sich denn binnen Jahresfrist kaum ein eigentlicher Volkswirthschaftsverein gebildet, nur hier und da ein Gewerbeverein erklärt, daß er im Sinne jenes Frankfurter Aufrufs wirthschaftlich wirken wolle. Wo die Gewerbevereine unter tüchtiger zeitgemäßer Leitung standen, war ohnehin längst die Wirthschaftslehre ihre unsichtbare Seele geworden. Allein wenn dieser Keim vorläufig keine Wurzeln schlug, so desto mehr jener andere, der in dem Versprechen einer volkswirthschaftlichen Nationalversammlung lag. An diesen hing sich die stille Hoffnung mehr als eines handelnden oder lehrenden Volkswirths. Diesen entwickelte Schulze-Delitzsch öffentlich weiter zu einem Genossenschaftstage für Deutschland, und der Berliner Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen unter Lette's geschicktem Vorsitz schloß sich eifrig an. Es fand daher auch die vielseitigste Zustimmung, als der Geschäftsführer der Frankfurter Freunde von 1857, Dr. Böhmert vom Bremer Handelsblatt, der mit seinen näheren Freunden den Gedanken gleichfalls fortgenährt hatte, zu einem in Gotha abzuhaltenden Tage deutscher Volkswirthe öffentlich einlud. Beinahe überall, wo er auf Unterstützung rechnete, fand er die bereitwilligste. In Gotha trat auf der Stelle ein Ortsausschuß von tüchtigen und angesehenen Männern zusammen. Hätte dieser Ortsausschuß es nicht für seine Pflicht gehalten, die vom Dr. Böhmert aufgestellte bestimmte Tagesordnung durch eine andere mit bloßen Formsachen zu ersetzen, was sich dann leider nicht mehr in's Gleiche ziehen ließ, so wäre nicht zu zweifeln gewesen, daß eine zahlreiche und auserlesene Gesellschaft sich vom 20. bis zum 24. September in Gotha zusammengefunden hätte.

Auch so hat der Besuch durch seine Stärke und die geistige Bedeutung der Theilnehmenden die Träger des einigenden Gedankens wahrhaft überrascht. Wenn an der Betheiligung der Zeitungen am wenigsten zu zweifeln war, nachdem sie während der letzten Jahre meistens sich wirthschaftlich ergänzt oder umgewandelt haben, so war die vorhandene doch mehr als erhofft. Von Tagesblättern waren die Nationalzeitung, die Vossische Zeitung, die Ostseezeitung, die Frankfurter Postzeitung, die Zeitung für Norddeutschland, die Gothaische Zeitung unmittelbar, viele andere durch besonders beauftragte Berichterstatter vertreten; von Zeitschriften die Volkswirthschaftliche Monatsschrift, das Bremer Handelsblatt, der Arbeitgeber, die Deutsche Gewerbezeitung, die Frankfurter Handelszeitung durch ihre Leiter. Der Staat hatte sich keineswegs spröde ferngehalten. Aus der Stadt Gotha und der Gothaischen Regierung zunächst war Alles da, was zum höheren Staatsdienst zählt. Die hannoversche, die oldenburgische und die eine oder andere thüringische Regierung schienen für einen eignen Berichterstatter Sorge getragen zu haben. An freiwilligen Staatsmännern des Jetzt oder Einst begegneten sich die Preußen Lette, Schulze-Delitzsch und von Kirchmann mit den Hannoveranern von Bennigsen und von der Horst, dem Badenser-Gothaer Mathy, dem Nassauer Braun, dem Weimarer Fries. Neben Präsident Lette, dem Vorsitzenden des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen in Preußen, stand Rewitzer aus Chemnitz, Vorsitzender des dortigen Gewerbevereins und als solcher Führer der sächsischen Gewerbevereine. Für die badischen Gewerbevereine war Pickford, für die thüringischen Biedermann, für die hannoverschen Lammers da. Schulze-Delitzsch vertrat natürlich die ganze fröhliche Schaar der deutschen Genossenschaften, während V. A. Huber sich als der einzige gründliche Kenner der englischen und französischen Genossenschaften geltend machte.

Eine Vorversammlung am Abend des 19. September ließ zuerst die persönlich vertretenen Gegensätze aufeinander platzen. Es zeigte sich, daß nicht wenige Anwesende sich für das Bild des herzustellenden Nationalcongresses nach

einem Vorbild umgesehen und kein anderes als die englische Anticornlawleague gefunden hatten. Die Meisten von ihnen dachten sich, man werde sich vorläufig zu einem Feldzug gegen alle in Deutschland noch aufrechtstehenden Beschränkungen der Gewerbefreiheit anschicken; Einige wünschten dasselbe zu Gunsten der Handelsfreiheit. Wären wirthschaftlich gebildete Landwirthe da gewesen, warum hätten sie nicht mit demselben Rechte erwarten sollen, die Versammlung werde die Fahne der freien Theilbarkeit des Bodens aufpflanzen? Warum sollte von Hamburg aus nicht Freiheit des Unterrichts oder von Hannover her nicht Selbstverwaltung der Gemeinden als gemeinschaftliches Feldgeschrei anempfohlen werden? Die Wahrheit ist, daß alle diese Auffassungen zu unmittelbar praktisch sind, um in unserm Vaterlande recht praktisch, ausführbar und heilsam zu sein. Wir stehen mit unsern Forderungen nicht einer einzigen Gesetzgebung gegenüber, sondern einem Bündel von dreißigen. Die eigentlich praktische Agitation muß daher in jedem deutschen Einzelstaat besonders verlaufen. Aus einem nationalen Sammelpunkt kann sie allerdings eine regelmäßige Stärkung, Erfrischung und Läuterung empfangen, aber nicht die Richtung. Was die einzelnen Hindernisse der Entwicklung betrifft, so sind sie in den verschiedenen Ländern auch von verschiedener Wucht und Bedeutung. In Baiern und Hannover steht der Gewerbefreiheit mehr im Wege als in Preußen; im Zollverein der Handelsfreiheit mehr als in den Hansestädten; in Oesterreich der Selbstverwaltung und der Unterrichtsfreiheit mehr als in unserm protestantischen Norden. Es ist daher unthunlich, die Kraft aller deutschen Volksstämme gegen einen einzelnen dieser Schlagbäume zusammenzufassen. Was thunlich erscheint, ist das Aufgebot der befreienden Wissenschaft, der Wirthschaftslehre gegen alle Hemmnisse zugleich, d. h. der Reihe nach, wie sie sich zu dringlicher Hinwegräumung darbieten. Heute die Gewerbefreiheit, morgen die Handelsfreiheit, übermorgen die freie Theilbarkeit durchsetzen — das wird eine Beschäftigung sein, welche den wohlthätigen Anstoß allmälig jedem Gebiet des Nationallebens mittheilt und durch naturgemäße Abwechselung den Zusammenkünften der deutschen Volkswirthe den Reiz einer gesunden Mannigfaltigkeit zu bewahren verspricht. Auch dürfen wir annehmen, daß in dieser Anschauungsweise zuletzt die verständigsten Theilnehmer der Gothaer Tage sich begegnet sind.

Den Herren Schulze-Delitzsch, Lette, Böhmert, Mathy, Michaelis, Biedermann und Wichmann war es in der Vorversammlung übertragen worden, aus mehreren Vorarbeiten dem Congreß ein Statut zu entwerfen. Das Ergebniß ihrer Berathungen wurde am 20. September ohne Weiteres zum Beschluß erhoben. Es constituirt einen Verein zur thatsächlichen Ausführung der Lehren der Wirthschaftskunde, der in jährlich wiederkehrenden Congressen thätig wird. Der Congreß hinterläßt jedesmal eine Deputation, welche seine Beschlüsse, soweit noch nöthig, ausführt, seinen Nachfolger vorbereitet, Ort und Zeit desselben bestimmt, soweit die Versammlung nicht selbst darüber eine Wahl trifft. Die Deputation, neun Mitglieder zählend, soll zu zwei Dritteln gewählt werden und sich zu einem Drittel selbst ergänzen. Ein Unterschied zwischen den Congreßmitgliedern soll nicht weiter stattfinden, als daß die Unterzeichner des Statuts jedesmal besonders eingeladen werden.

Den Vorsitz in der Versammlung führte Rechtsanwalt Dr. Henneberg aus Gotha, der schon den Ortsausschuß leitete, unterstützt durch Finanzrath Hopf aus Gotha und Präsident Lette aus Berlin. Mit der Schriftführung wurden Dr. Guido Weiß und Dr. Otto Hübner aus Berlin, August Lammers aus Hannover, Assistent Gorbauch und Regierungsrath Mönich aus Gotha beauftragt. Sämmtlicher Herren Leistungen wurden durch ausdrücklichen Dank anerkannt.

Den ersten Stoff lieferte die Gewerbefreiheitsfrage. Wir plagen uns in Deutschland leider noch mit Einengungen des Erwerbs und des innern Verkehrs, von der die gesitteten Länder sonst meistens Nichts mehr wissen. Eine Befreiung von Zünften, Concessionen und Schulzwangseinrichtungen muß bei uns daher der Befreiung von Schutzzöllen vorausgehen. Der Befreiung arbeitet Aufklärung mächtig in die Hand. So begann man denn, eine Blumenlese von Zunftgräueln und Zunftschnurren zu vernehmen. Dr. Böhmert, der eben erst eine vortreffliche Schrift gegen das Zunftwesen „Freiheit der Arbeit“ vom Stapel gelassen hat, begann mit seiner Stadt Bremen. „Eine Gewerbefreiheitsfrage,“ sagte er, „gebe es nur in dem zünftigen Deutschland; anderswo sei es außer aller Frage, daß Freiheit alle Interessen versöhne. Aber in Bremen selbst, dem starr zünftigen Bremen, seien der verantwortungsvolle Großhandel, der Schiffsbau als das gefährlichste aller Gewerbe, überhaupt alle bedeutenderen und kunstmäßigeren Gewerbe frei, nur das kleinere und leichtere Handwerk zünftig noch gebunden. Mancher unentschlossene Volkswirth im Binnenlande überlege sich noch, ob die Bauhandwerker wirklich wohl sich selbst überlassen werden dürften; er komme nur an's Weserufer und sehe, wie der Schiffsbau aller Fesseln spotte und grade dadurch sich zu einer ebenbürtigen Höhe mit demjenigen freierer Länder hinaufgeschwungen habe. Man brauche, um sich

der Ueberflüssigkeit der Zunftbande bewußt zu werden, im Grunde nur die freien Gewerbe den zünftigen gegenüberzustellen." Der Redner las darauf die hübsche Zusammenstellung vor, welche er seinem Buch „Freiheit der Arbeit" einverleibt hat. Als er mittheilte, wie unter Andern die Töpfer gebunden und die Topfwaarenfabrikanten frei, die Schuhmacher gebunden und die Handschuhmacher frei, die Filzhutmacher gebunden und die Seidenhutmacher frei, die Bäcker gebunden und die Conditoren frei, die Buchbinder gebunden und die Papparbeiter frei seien, unterbrach ihn häufig herzliche Heiterkeit. Seinen bremischen Schilderungen trat R. D. Wichmann aus Hamburg für die größte der freien Städte Deutschlands vollkommen bei.

Etwas ausführlicher erging sich, gern gehört, Rechtsanwalt Dr. Malß aus Frankfurt am Main. Dort haben die Zünfte keinen geringen Antheil an der öffentlichen Verwaltung, und die erste Person des Staats ist lediglich ihre Streitigkeiten zu schlichten berufen. Die Folge ist, daß zu einem einfachen Ofen ein halbes Dutzend oder mehr verschiedene Handwerker Hand anlegen müssen; daß die Brücke der Main-Neckar-Bahn mit erträglicher Wohlfeilheit nicht anders zu bauen war, als daß der Senat auf Regimentsunkosten einen Gesellen Meister werden ließ, der dabei ein reicher Mann und natürlich ein hartnäckiger Vertheidiger der Vorrechte seiner Zunft wurde; daß der Bürgerverein seine Tausende von Stühlen einem Frankfurter Meister, seinem Mitgliede, mit je drei Gulden bezahlen mußte oder aus Vaterlandsliebe bezahlen wollte, der nicht anstand, sie in Mainz für das halbe Geld fertig zu kaufen. „Sie sehen," schloß er seine Rede, „daß Sie künftiges Jahr nach Frankfurt kommen müssen, um allzu üppiges Unkraut auszuraufen." Erheiternd war gleichfalls, was Dr. Rieke aus Nordhausen über Torgau mittheilte. In dieser vormals sächsischen Stadt gab es bis 1846 noch Reste ungerechten Erwerbsrechts: einen Bierzwang und einen Sauregurkenzwang, die der preußischen Gewerbefreiheit in's Gesicht schlugen. Von jenem befreite die Soldateska, von diesem das ehrsame Seilergewerbe die Stadt Torgau, indem sie Sonderrechte vorgaben, welche dem Soldaten einen Seidel fremdes Bier und dem Seiler eine saure Gurke von auswärts erlaubten. Einmal durchlöchert, seien beide Schranken bald gefallen. Also soll man fleißig durchlöchern, was Einem im Wege steht.

Einen Zwischenfall veranlaßte ein Handwerker aus Leipzig, Buchbinder Crusius. Er beklagte sich, daß Dr. Böhmert das Handwerk schlecht gemacht habe; aber Prince Smith und R. D. Wichmann gaben ihm die naheliegende Belehrung, daß es im Gegentheil dem wackern Leiter des Bremer Handelsblattes, indem er an schlechten Schranken rüttle, erst recht um des Handwerks Ehre zu thun sei.

Weniger mit malerischen Einzelheiten als mit Uebersichten wurde der Stand der Sache geschildert von Präsident Lette, Stadtrath Woeniger und einem Barbier Beck aus Magdeburg für Preußen; von Ernst Engel, F. X. Newitzer aus Chemnitz, Biedermann und Böhmert für Sachsen; von Kreutzberg aus Prag für Oesterreich; von Biedermann auch für Weimar; von Lammers für Hannover; von Braun für Nassau; von Boldt aus Rostock für Mecklenburg. Aus Preußen, Hannover und Nassau war darzustellen, wie der falsche Freiheitsrausch der Handwerker im Jahre 1848 die Gesetzgebung ebenfalls verfälscht und rückwärts gedrängt habe; von Sachsen und Hannover aber auch, wie der Handwerkerstand sich jetzt innerlich frei mache von allen zünftigen oder polizeilichen Vorurtheilen, und bald Freiheit fordernd vor den Gesetzgeber hintreten werde. Als das Mittel zu dieser wundervollen Umstimmung wurden freie, aus Kunden und Handwerkern gemischte, unter einander verbundene Gewerbvereine bezeichnet Der Berichterstatter aus Rostock wunderte sich, daß bei ihm daheim der Schiffsbau zünftig gebunden sei und doch blühe; eine Erscheinung, deren Grund Otto Hübner ihn bat im preußisch-deutschen Zollwesen und nicht im mecklenburgischen Zunftwesen zu suchen, da die Eisenzölle des Zollvereins die preußische Rhederei auf mecklenburgischen Werften ihre Schiffe bauen zu lassen nöthigten. Derselbe Hübner stellte die Verhältnißziffer der unehelichen Geburten in Preußen mit den Rückschritten der preußischen Gewerbegesetzgebung zusammen: 1 auf 23 eheliche Geburten, so lange vollkommene Freiheit herrschte; 1 auf 17, seit 1845 der erste, und 1 auf 14, seit 1849 der zweite größere Rückschritt begangen wurde. Diese Art statistischer Nutzanwendung fand aber im Privatgespräch ein anderer anwesender Statistiker von Ruf, Ernst Engel, nur geeignet, abzuschrecken und die Wissenschaft herabzusetzen. Wenigstens hätten gewisse nothwendige Mittelglieder des Schlusses nicht unterdrückt werden dürfen, meinen wir. Präsident Lette wurde durch eine mißverständliche Aeußerung des Stadtraths Woeniger bewogen, sich in eine beredte Vertheidigung der Freizügigkeit, als der Grundlage und Lebensbedingung Preußens, einzulassen.

Soviel über die thatsächlichen Mittheilungen. Die Streitverhandlung, soviel von dieser noch übrig war, verlegte ihren Sitz in die Abtheilung für Gewerbefreiheit, deren Vorsitzenden und Berichterstatter Böhmert machte. Auch da wurde nur über zwei Punkte ge-

stritten: über den Fähigkeitsnachweis, den Senator und Schneider Döll nebst dem Buchbinder Crusius und dem Barbier Beck festhalten wollte, während die gelehrten Mitglieder sowohl in der Abtheilung wie in der Gesammtversammlung ihn einstimmig fallen ließen; und über die unterste Altersgrenze als Bedingung selbständigen Gewerbebetriebs, auf welche sich nur Engel steifte.

Der Gesammtversammlung empfahl die Abtheilung, eine Erklärung abzugeben, welche die Hauptstützen des Zunftgebäudes mit Namen enthielt und so beseitigte. Allein die Versammlung zog eine Erklärung für Gewerbefreiheit kurz und gut vor. Sachlich sollte darin kein Unterschied liegen; man huldigt nur der erfahrungsmäßigen Nothwendigkeit, den Massen ein einfaches Wort als Fahne aufzupflanzen. Zugleich wurden die Herren Böhmert, Braun und Lammers beauftragt, die gewerbsrechtlichen Zustände Deutschlands unter dem Beistande hinzugenommener Auskunftszeugen zu untersuchen und bis über's Jahr zu veröffentlichen. Ein weiterer Wunsch der Abtheilung, daß auf ein allgemein deutsches Gewerbegesetz hingewirkt werden möge, ging an die ständige Deputation zur Berücksichtigung.

Die Genossenschaftsbewegung, der zweite Stoff des Congresses, war vor Allen durch ihren deutschen Führer Schulze-Delitzsch und ihren Beobachter in andern Ländern V. A. Huber vertreten. Auch ihr wurde eine eigene Abtheilung gebildet, die von allen wohl die fleißigste war und in sämmtliche Einzelfragen der Sache des Gründlichsten einging. Schon in der ersten Sitzung dieser Abtheilung setzte V. A. Huber, der kein Mann der parlamentarischen Debatte ist, es durch, daß man ihm zur Berichterstattung eine besondere Zusammenkunft verschaffe, an der außer den Congreßmitgliedern auch das Publicum von Gotha theilnehmen könne. Das geschah in der Weise, daß man den Gewerbeverein und den Arbeiterbildungsverein am Abend des 21. September um Huber und Schulze-Delitzsch als sich ergänzende Berichterstatter versammelte. Aber nachdem Huber anderthalb Stunden mit einem viel zu eintönigen Bericht aus England und Frankreich verschlungen hatte, fühlte Schulze-Delitzsch mit dem Tact eines alten Kammermitgliedes heraus, daß die Geduld an ihrem Ende angelangt sei. Er versuchte daher, den Beschluß des Congresses von demselben Morgen in's Populäre zu übersetzen. Und es war der glücklichste Versuch von der Welt. „Ihr Zünftler, die Ihr Euch auf die Vorfahren beruft" — wandte er sich über die Anwesenden hinaus an die Handwerker deutscher Nation — „auf die herrlichen Männer, welche die Zünfte gründeten, Ihr müßt vor ihnen erröthen, und die Geister dieser Helden des freien Bürgerthums verleugnen Euch, wenn Ihr die zufällig noch erhaltene Form mißbraucht, um gegen dieselbe Freiheit zu hadern, zu deren Schutz sie ursprünglich unter so ganz andern Weltverhältnissen geschaffen war. Jene Väter der Zunft rangen sich gegen einen herrischen und beutelustigen Adel siegreich empor, und brachen Raubburgen; Ihr aber wollt neue Raubburgen bauen — Ihr seid des gegenwärtigen Jahrhunderts Raubritterschaft — Ihr haltet mit dennoch ohnmächtigen Waffen den wohlthätigen Fortschritt auf, der durch Großbetrieb und Genossenschaft zur Vergeistigung der menschlichen Arbeit führt. Entsagt der Zunft, die Ihr so traurig mißversteht; erkennt in der freien Genossenschaft endlich überall die allein lebensfähige Zunft der Zukunft." Als dies mit allem Nachdruck volksthümlicher und doch edler Beredtsamkeit in weniger als einer Viertelstunde herausgesagt war, fühlte Jeder, daß dergleichen dem Tag der deutschen Volkswirthe noch gefehlt habe.

In der dritten Sitzung des Congresses am 22. September riß wiederum Schulze-Delitzsch durch einen stundenlangen Vortrag über den Stand der deutschen Genossenschaftsbewegung hin, der die andächtigsten Zuhörer und kaum in einem Punkte Gegner fand. Viele Genossenschaften, kündigte er schließlich an, hätten ihn beauftragt, auf dem Tage der deutschen Volkswirthe ihr Vertreter zu sein. Er bringe dieser Versammlung damit die erste Anerkennung ihres Berufs, aus welcher sie höhern Muth und zuversichtliches Vertrauen zu ihren Kräften schöpfen möge. Allerdings sei er nicht gesandt, damit er um Hülfe bettele: die freie Genossenschaft sei ja Fleisch gewordene Selbsthülfe. Aber es gebe etwas Anderes, was den Genossenschaften nicht bloß in Deutschland noch ziemlich mangele, und was die durch ihn vertretenen Vereine jetzt von den versammelten Volkswirthen heischten: die Bestätigung, daß sie auch unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte auf rechten Wegen wandelten. Die Weihe der Wissenschaft müsse zu den Erfolgen des thatsächlichen Versuchs noch hinzukommen. Unter vielstimmigem lebhaften Beifall begab der Redner sich auf seinen Platz. Der Vorsitzende Dr. Henneberg bekannte, persönlich durchaus unter dem gewaltigen Eindruck dieses Vortrages zu stehen; gleichwohl fordere er zuversichtlich auf, dem Redner durch Erhebung von den Sitzen noch einmal ausdrücklich zu danken. Die ganze Versammlung erhob sich, und gern auch zum zweiten Mal, als am Schluß der ganzen Genossenschaftsverhandlung Biedermann auftrieb, jetzt nicht mehr dem Berichterstatter des Congresses, sondern dem Vater der vaterländischen Genossenschaften für seine vorzüglichen Ver-

dienste um Vaterland und deutsches Volk zu danken!

Die von der Abtheilung empfohlenen Entschließungen, welche im Einzelnen über Vorschußvereine, Rohstoffskaufvereine, Lebensmittelvereine, wenn sie auf Selbsthülfe ruhen, ein günstiges Urtheil fällen, wurden mit wenigen die Fassung sichernden Verbesserungen von Prince Smith, welche Schulze sich aneignete, im Ganzen so gut als einstimmig angenommen. Keinen Beifall fand Finanzrath Hopf, der die Hülfe des Staats nicht ausdrücklich ausgeschlossen wissen wollte, was Präsident Lette dem Staatscommunismus die Thore aufzuthun schien; keinen Beifall Dr. Adami aus Bremen, als er die Gefahren der solidarischen Haftbarkeit, die ihm im großen Welthandel entgegengetreten waren, auf dem wirthschaftlichen Grenzgebiet zwischen Verfall und Gedeihen wiederfinden wollte; keinen Beifall endlich und nur halbes Gehör Herr von der Leyen aus Hamm, der die verderbliche Lehre predigte, der Nothleidende müsse die Hülfe nehmen, in welcher Gestalt sie sich ihm immer anbiete. Der letzte Theil der zum Beschluß erhobenen Entschließungen beauftragte übrigens die ständige Deputation, eine Statistik des deutschen Genossenschaftswesens anzustellen und dem öffentlichen Gebrauch zugänglich zu machen.

Die Deputation, die Trägerin der Congreßidee, die Erbin des einen und die Mutter des andern Congresses, wurde an dem gleichen Tage aus den Herren Präsident Lette aus Berlin, Schulze-Delitzsch, Procurator Dr. Braun aus Wiesbaden, Dr. Pickford aus Heidelberg, von Bennigsen aus Bennigsen bei Hannover, Finanzrath Hopf aus Gotha zusammengesetzt, die sich verfassungsmäßig um drei weitere in den Herren Rewitzer aus Chemnitz, von Patow in Berlin und Georg Varrentrapp in Frankfurt am Main ergänzten. Der Letztgenannte wurde mit der Rücksicht darauf erkoren, daß Frankfurt der Ort des nächsten Congresses sein sollte. Präsident Lette wurde Vorsitzender und sein Wohnort Berlin zum Sitz der ständigen Deputation.

Einen dritten sachlichen Stoff lieferte dem Congreß ein Antrag von Dr. Wolff aus Stettin und Genossen, daß man einen Ausschuß beauftrage, dem nächsten Congreß einen auf Finanzzöllen ruhenden Mustertarif für den Zollverein vorzulegen. Nachdem der Antrag ebenfalls durch eine Abtheilung gegangen war, geschah im Ganzen, was mit ihm bezweckt ward. Aber unterwegs rieben sich an ihm die Gegensätze. Wie gemäßigt immer die Antragsteller ihre freihändlerischen Wünsche ausgedrückt hatten, es fehlte nicht, daß halbe und ganze Schutzzöllner einen Schalk dahinter zu merken meinten. Dr. Kreutzberg aus Prag, der mit einem offenherzigen Glaubensbekenntniß für „List und Schutzzoll" begann, warnte vor einem Tarif, dessen Devise nicht diese sei: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Staatsrath Mathy schilderte eindringlich die Gefahren, denen der junge Congreß sich aussetzen werde, wenn er mit einem specifisch freihändlerischen Tarif die Knoten der vaterländischen Zollfrage zu lösen unternehme. Die Versammlung überließ es dem Ausschuß, zwischen der mehr und der minder entschiedenen Fassung zu wählen. Da aber der Ausschuß aus dem Hauptantragsteller und seinen nächsten Freunden, den Herren Wolff, Michaelis und Prince Smith bestehen, ein weiteres Dutzend nur als Auskunftszeugen ohne Stimme diesen beistehen sollten, so einigte man sich zuletzt für Herrn von Bennigsen's Antrag, es der ständischen Deputation vertrauensvoll anheimzustellen, ob sie den ihr mitgetheilten Tarif ganz oder theilweise dem Congreß zur Annahme vorlegen wolle oder nicht. Niemand war froher über diesen Ausweg, als die guten Patrioten, die in der Sonne des Freihandels zunächst nur die Nebelflecken wahrnehmen. Zum Glück aber besteht die Deputation vorwiegend aus so überzeugten Freunden der Freiheit, daß sie so leicht vor der Arbeit der Herren Wolff, Michaelis und Prince Smith nicht erschrecken wird.

Aber der Leser fragt nach dem Gesammteindruck der Versammlung, und wir sind verbunden, ihm Bescheid zu geben. So fürchten wir denn keinen begründeten Widerspruch, wenn wir behaupten, er sei bei allen denen, welchen die Sache warm am Herzen liegt, der beste und hoffnungsvollste gewesen. So Viele wir über diesen Punkt gesprochen haben, und darunter fast alle anwesenden Männer von Bedeutung, sind ihre Erwartungen bei Weitem übertroffen. Hat sich zwar auch zu diesem menschlichen Thun alsbald der Affe gefunden, der nachahmend das Gesicht verzerrt und die Glieder verrenkt, wenn er uns Menschen vernünftig reden hört, so dient das doch höchstens zur weitern Bekräftigung, daß die Tage von Gotha nicht müßige, leere Tage waren. Der Versuch ist gelungen, die deutschen Volkswirthe unter einen Hut zu bringen; der Gedanke, welcher vor Jahr und Tag von der alten Kaiserstadt am Main ausflog, hat in der Stadt des trefflichen Herzogs eine Stätte gefunden, die ihn die ersten Stürme des Lebens glücklich bestehen läßt, und über's Jahr nach Frankfurt zurückkehrend, wird man unfehlbar mit einem durch Erfolg genährten Vertrauen an's Werk gehen können.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Die ruſſiſche Courierſtraße aus Oſtaſien.

Als vor Kurzem die Verträge von Tientſin abgeſchloſſen wurden, erregte es Staunen und in England ein Gefühl eiferſüchtiger Beſorgniß, daß die erſte Nachricht von den diplomatiſchen Vorgängen am Peiho über Moskau und Petersburg in London ankam. Friedrich Auguſt Lühdorf, von dem wir ein gutes Buch über Japan beſitzen (acht Monate in Japan nach dem Vertrage von Kanagawa) gibt jetzt in einem Briefe an unſern Geographen Petermann eine Beſchreibung der Straße, auf der die ruſſiſche Regierung ihre Nachrichten aus dem fernſten Oſten empfängt. Die erſte Wegſtrecke legte unſer Landsmann übrigens nicht auf dem Wege zurück, der den ruſſiſchen Staatsboten vorgeſchrieben worden iſt. Dieſe fahren auf dem Amur aufwärts und erreichen Irkutzk auf dem kürzeſten und bequemſten Wege, während Lühdorf nach Ajan ſegelte und von da zu Lande einer ſogenannten Straße folgte, die zum Fluſſe Maja führt. Einſt beſtand dieſe Straße wirklich und wurde von der ruſſiſch-amerikaniſchen Geſellſchaft mit Sorgfalt im Stande erhalten. Seit 1853 hat die Regierung ſie übernommen, um ſie in der Art zu vernachläſſigen, daß ſie nicht mehr exiſtirt. Der Reiſende iſt auf der ganzen Strecke von Ajan bis zur Maja von der unwirthbarſten Gegend umgeben und muß ſich ſeinen Weg durch dichte Tannenwälder ſelbſt bahnen. Tunguſen ſind ſeine Führer; bald reitet er auf Rennthieren, bald ziehen dieſe nützlichſten Thiere des hohen Nordens den Schlitten, in dem er ſich gegen die Kälte zu ſchützen ſucht. Nachts lagert man im Schnee an großen Feuern. Von Ajan bis zur Maja rechnet man acht Tage, von dem Fluſſe bis Jakutzk ſind 800 Werſt. Auf der Amurſtraße durch Transbaikalien, welche die Couriere wählen, fehlen noch die Winterſtationen für Reiſende. Bei Irkutzk treffen ſich die beiden Wege. Man hat von dieſer aufblühenden Stadt bis Moskau 6000 Werſt zurückzulegen und braucht dazu in der Regel achtzehn Tage. Lühdorf machte den Weg in dreiundzwanzig Tagen, weil ihn der Unfall traf, mit dem Schlitten durch das Eis der Ilia zu brechen. Sein Gepäck wurde dabei durchnäßt, das Waſſer fror, und die Pferde wurden durch die größere Laſt aufgehalten. Von fündfundzwanzig Werſt zu fünfundzwanzig Werſt ſind Stationen errichtet, auf denen die Pferde gewechſelt werden. Die Gebühr iſt für jedes Pferd und jede Werſt auf 1½ Kopeken feſtgeſetzt, und außerdem ſind für den Reiſepaß, ohne den man keine Pferde bekommt, 1½ Kopeken pro Werſt zu entrichten. Die Einrichtungen, deren der Reiſende ſich bedienen kann, ſind ſehr urſprünglicher Natur. Lühdorf mußte dreiundfünfzig ſibiriſche Nächte unter Gottes freiem Himmel verleben, und zwar bei einer Kälte, die ſelten unter 20° Reaumür ſank, in der Regel zwiſchen 20° und 30° ſchwankte und einmal bis auf 38° ſtieg.

Was wir früher über die Wichtigkeit des Amurlandes geſagt haben, finden wir von Lühdorf beſtätigt, mit dem Unterſchiede jedoch, daß er die Ausführbarkeit einer Eiſenbahn von Nikolajeffski nach der Caſtries-Bucht, durch die man die neun Monate lang von Eis umſchloſſene Amurmündung umgehen will, zu bezweifeln ſcheint. Er ſah nicht den günſtigen Boden, der in den ruſſiſchen Berichten figurirt, ſondern Hügelketten und Berge.

Zanzibar als Schlüſſel zu Inner-Afrika.

Die Erfolge unſrer Glaubensboten Krapf und Rebmann haben ihrer Zeit große Hoffnungen erweckt und insbeſondere Zanzibar als den günſtigſten Ausgangspunkt für Entdeckungen im Innern erſcheinen laſſen. Auch Albrecht Röſcher, der ſich im Juni dem glänzenden Reigen deutſcher Entdecker in Afrika angeſchloſſen hat, denkt von dort aufzubrechen. Er meint, wenn die engliſche Regierung von jener Richtung aus Nichts unternommen habe, ſo liege der Grund darin, daß der Handel Hamburgs in Zanzibar überwiege. Die Thatſache iſt richtig, aber das Motiv der Engländer dürfte ein anderes ſein. Schon daß wir von dem angeblichen Schneeberge Kilimandſcharo, in deſſen Nähe die deutſchen Glaubensboten gelangt ſind, ſeit Jahren Nichts mehr gehört haben, erweckt Zweifel an der Zugänglichkeit des Innern. Jetzt erklärt Burton in Blackwood's Magazine, weshalb er ſo wenig ausgerichtet habe. Es ſei ohne bedeutende Geldmittel, ſo lautet ſeine Mittheilung, an ein Vordringen in's Innere nicht zu denken. Der Reiſende brauche gegen Räuber und gegen habgierige Häuptlinge eine Bedeckung von mindeſtens hundert Mann, und die koſte, die Woche zu hundert Pfund gerechnet, im Jahre 5200 Pfund Sterling. Der Weg zum Kilimandſcharo ſei jetzt durch Räuber verlegt, und leicht könne ein Menſchenalter verfließen, ehe er wieder geöffnet werde.

Dem Küſtenklima von Zanzibar ſtellt Burton nicht das günſtige Zeugniß aus, dem wir anderswo begegnet ſind. Es herrſchen Fieber, die an ſich bös ſind und noch böſere Nachwirkungen im Gefolge haben. So ganz eigenthümlicher Art ſind die Erſcheinungen, denen geneſene Fieberkranke unterworfen ſind, daß indiſche Muhamedaner Zanzibar in dem Glauben, ſie ſeien behext, in eiliger Flucht verlaſſen haben. Beſteht der Fremde die heimtückiſche Krankheit, ſo iſt er acclimatiſirt.

Die Dampfſchifffahrt im Mittelmeere.

Wir ſind im Frieden, aber es ſpielt ein grimmiger Krieg der Intereſſen. Sein Schauplatz iſt das Mittelmeer. Den deutſchen Verbindungen mit dem Oſten ſoll der Lebensnerv durchſchnitten werden, auf dieſes Ziel arbeiten Frankreich und Rußland gemeinſchaftlich hin. Zur Zeit iſt der Stand der dortigen Dampfſchifffahrt folgender. Von den dreiundzwanzig Dampfſchiffen der engliſchen Geſellſchaft befahren nur acht das Mittelmeer. Sie beſorgen zweimal im Monat den Dienſt zwiſchen Southampton und Alexandria. Spanien unterhält acht, Sardinien zehn, Toscana einen, Rom einen, Neapel einen, die Türkei acht Dampfer. In Frankreich iſt Marſeille der Ausgangspunkt von ſiebenundzwanzig Linien, für die dreiundſiebzig Schiffe thätig ſind. Oeſterreich verfügt dagegen, die Fahrzeuge ſeiner Donaugeſellſchaft mitgerechnet, über nahe an zweihundert Dampfer. Rußland hat ſiebzehn Dampfer auf dem ſchwarzen Meere, zu denen ſein Lloyd in Odeſſa achtzig mehr ſtellen wird. Trotzdem würde der deutſchen Schifffahrt der Vortheil bleiben, wenn die franzöſiſchen und ruſſiſchen Geſellſchaften nicht von ihren Regierungen in unerhörter Weiſe unterſtützt würden. Frankreich gibt ſeinen Messageries imperiales jährlich acht Millionen Franken, Rußland hat ſeinem Lloyd die Darſena von Villafranca für jährlich vier Millionen Franken gemiethet und verſpricht ihm für Schiff und Seemeile zwei bis vier Silberrubel. Gegen eine ſolche Concurrenz kann der öſterreichiſche Lloyd nicht aufkommen, wenn die Regierung die jetzige Unterſtützung von einer Million Gulden nicht beträchtlich erhöht.

Die Eingewöhnungs- (Acclimatiſations-) Geſellſchaften.

Europa beſitzt nicht mehr als fünfunddreißig Arten Hausthiere, von denen einunddreißig aus der alten Welt, vier aus Amerika ſtammen. Die meiſten dieſer Thiere ſind ſeit ſehr langer Zeit eingebürgert und haben gezähmt die älteſten Geſchlechter der Menſchen auf ihren räthſelhaften Wanderungen von Süden nach Norden, von Oſten nach Weſten begleitet. In der Zucht und Pflege des Menſchen haben dieſe Fremdlinge weſentlich ihre Natur verändert. Der Schakal iſt der wahrſcheinliche Urſprung unſers europäiſchen Hundes, aus dem Steinbock iſt die Ziege geworden, aus dem Eber das Hausſchwein, aus dem Muffelthier das Schaf. Das Pferd haben wir aus Centralaſien eingeführt, den Stier aus Indien und Egypten, die Ziege aus Perſien, das Huhn aus Hindoſtan, den Faſan aus Kolchis, das Perlhuhn und das Frettchen aus Afrika, den Truthahn aus Amerika. Seit Jahrhunderten iſt die Bereicherung unſrer Hausthiere durch fremde Arten in's Stocken gerathen, und doch fehlt es nicht an nützlichen Vierfüßern, Vögeln und Fiſchen, mit deren Eingewöhnung Verſuche zu machen, der Mühe verlohnte. Wir nennen beiſpielsweiſe das Elenn, deſſen Zähmung in England vollſtändig gelungen iſt, das Kameel und Dromedar, das Quagga, das Lama und Alpaka, den Tapir, das braſiliſche Waſſerſchwein, das Schafkameel, die Gazelle, den Hocko, der in Holland vor der franzöſiſchen Revolution bereits eingebürgert war, und den Pauxi. Alle dieſe Thiere beſitzen wir in einzelnen Exem-

plaren, aber das entscheidet Nichts; wir müssen uns die ganze Gattung sichern. Dies ist die Aufgabe der Eingewöhnungs-Gesellschaften, die sich in verschiedenen Ländern, auch in Deutschland (in Berlin) gebildet haben. Befolgen diese Vereine ein angemessenes System, so gestalten sie sich zu Stationen, die sowohl die Thiere aus dem Norden, als die aus dem Süden stufenweise aus einem ihnen verwandteren in ein fremderes Klima hinüberführen. Auch unsre Hausthiere sind etappenmäßig eingebürgert worden und haben dabei nicht verloren, sondern gewonnen.

Die Gesellschaften, von denen wir sprechen, haben sich vorzugsweise mit den Fischen beschäftigt. Daß diese sich in ein fremdes Klima versetzen lassen, beweisen unsre Goldfische, die aus China stammen. In neuester Zeit haben die Engländer und Franzosen mit Vierfüßern Versuche begonnen, die von höchstem Interesse sind. Eine Londoner Gesellschaft will das Alpaka in Australien heimisch machen. Im wilden Zustande und heerdenweise trifft man die Alpakas — die kleinste Lamaart — bloß auf Bergen und Hochebenen, die mindestens 10,000 Fuß über dem Meere liegen, gezähmt dauert es in den peruanischen Ebenen aus. Das Thier erträgt ohne Beschwerde längere Zeit eine Hitze, die unsrer Juli- und Augusttemperatur entspricht, und die größte Kälte schadet ihm nicht. Sein Fleisch ist so wohlschmeckend wie Wildpret, als Lastthier trägt es bis zu 150 Pfund, und die Gewebe, die man aus seiner Wolle fertigt, werden höher als seidene Zeuge geschätzt, da sie eben so schön und dauerhafter sind. In Irland und Schottland sind die Alpakas heimisch geworden, von einem Versuch, der 1844 in Sachsen gemacht wurde, haben wir weiter nichts gehört. Für Australien hat man die Gebirgslandschaften von Australia felix in's Auge gefaßt.

Das Lama wurde von Geoffroy St. Hilaire vor Jahren für den Atlas empfohlen. Der Prinz Napoleon hat die Idee aufgenommen und die ersten Vorbereitungen sind beendet. Die Beamten des Jardin des plantes haben die dortigen Lamas, bis auf eins, ganz gezähmt. Für den Atlas wäre die Erwerbung des ausgezeichneten Kletterers ein großer Gewinn. Auch das Lama trägt Lasten von 150 Pfund, sein Fleisch ist ein ganz erträgliches Nahrungsmittel und sein Haar sehr verwendbar.

Das Klima von Astrachan.

Die meteorologischen Ergebnisse sind noch so lückenhaft, daß jede sorgfältige Beobachtung eine wahre Bereicherung unsers Wissens ist, besonders wenn sie an einem so interessanten Orte wie Astrachan angestellt wird. Der Boden der Wolgamündungen war ursprünglich Meeresboden. Man hat dort eigentlich nur zwei Jahreszeiten, eine Periode der Wärme, die vom April bis zum October dauert, und eine Periode der Nässe, die sich vom October bis zum April fortsetzt. Im Sommer und bis in den Herbst hinein ist Mangel an Regen und im Juni und Juli herrscht der Südwestwind, der die Luft schwächend und unerträglich drückend macht. Temperaturwechsel sind häufig, bald hat man im Winter lange anhaltenden Frost, bald unterscheidet sich diese Jahreszeit wenig vom Herbste. Dr. Meyerson, der zehn Jahre in Astrachan lebte, macht folgende Angaben:

	niedrigste	mittlere	höchste Temper. nach Reaumur.
April	+ 3	+ 6	+ 22
Mai	+ 7	+ 13	+ 27
Juni und Juli	—	+ 18 — 20	+ 30
August bis Mitte September	+ 6	+ 14 — 18	+ 28
October	—	+ 8	—
November	—	+ 3	—
December	—	— 2	—
Januar	—	— 5	— 28
Februar	—	— 4	— 20 — 23
März	—	+ 0,7	

Daß das Klima sich geändert habe und kühler geworden sei, ist eine irrthümliche Behauptung der Eingebornen. Die Rebe gedeiht, liefert aber keinen guten Wein, weil sie unangemessen behandelt wird.

Briefe aus dem Kaffernlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutschen Legion.

(Schluß.)

VI.

Die deutschen Ansiedlungen.

Indem wir dem Zuge des ersten Regiments mit seinem Train von sechzig Ochsenwägen über's Gebirge und das wilde Thal des Keiskamma herab folgen, füge ich Ihnen hier noch eine ganz kurze Beschreibung der Art und Weise bei, wie man hier zu Lande in Ochsenwagen reist. Diese Wagen sind groß und geräumig, etwa zwölf Fuß lang, fünf Fuß breit, obenüber mit Leinwand bedeckt und mit zwölf bis vierzehn Ochsen bespannt. Vorn an auf dem Wagen ist eine Kiste, zum Wagen gehörig (waggon-box), worauf der Treiber sitzt und mit beiden

Händen ſeine ungeheure Peitſche ſchwingt. Dieſelbe iſt aus Bambusrohr, zwölf Fuß lang und ſpitz zulaufend. Am dünnen Ende ſind die langen Geißelſtricke, mit denen er bis an die vorderſten Ochſen reicht. Unbarmherzig appliciren ſie dieſelbe dem armen Vieh, von denen jedes ſeinen beſondern Namen hat. Die Treiber laſſen es auch ſonſt nicht an Ueberredungen fehlen, das Vieh anzutreiben. Schon in weiter Entfernung hört man nicht bloß ihr Knallen, ſondern auch ihr Geſchrei: „Ich soll you krae, skellum! Treck you duivell!“ und andere gewinnende Ausdrücke, die wenigſtens das zur Folge haben, daß die Ochſen, die gemeint ſind, ihre Schritte verdoppeln. Hinter den waggon-box iſt der Sitz für den Reiſenden, einige Bretter, welche mit Riemen an die beiden inneren Wagenſeiten befeſtigt und mit einem Polſter belegt ſind. Die Ochſen ſind völlig an den Wagen attachirt. Jeder weiß ſeinen Platz und ſeinen Gefährten. Die beiden ſtärkſten ſind an beiden Seiten der Deichſel angeſpannt, an deren Ende das lange Zugtau (trecktow) befeſtigt iſt. An dieſes Tau ſind nun mit Hülfe von gleichweit entfernten hölzernen Queerjochen die andern Ochſen je zwei und zwei geſpannt. An den Hörnern der beiden vorderſten iſt ein Riemen befeſtigt, an dem gewöhnlich ein Knabe (leader) ſie führt, während die übrigen ſo folgen müſſen. Die Ochſen ſtehen hoch im Preiſe, Wagen und Geſpann wird ſich auf 140 Pf. St. belaufen. Da die Straßen in Kaffraria nichts Anderes ſind als ausgefahrene Geleiſe, und ein Ochſenwagen nie mehr als vier (engl.) Meilen die Stunde geht, ſo iſt dieſe Art zu reiſen ſehr ermüdend und langweilig, ja ſchmerzlich durch fürchterliche Stöße, beſonders wenn es über eine Drift geht. Alle zwei Stunden muß ausgeſpannt werden (outspanned); man ſucht hierfür Plätze aus, wo Waſſer in der Nähe iſt. Die Nacht ſchläft man im Wagen, während die Treiber, ſich in ihre Decken hüllend, in tiefem Schlafe unter dem Wagen die Nacht verbringen.

Fünf Tage lang bewegte ſich der Zug des erſten Regiments ſchwerfällig genug auf elenden Straßen durch ein wildes, buſchiges Land. Die Weiber und das Gepäck waren auf die Wagen gebracht, unſre Leute waren mit ſcharfgeladenen Gewehren und Munition verſehen. Es fehlte dabei nicht an anmuthigen, höchſt maleriſchen Scenen. Die langen Reihen der Wagen, die weidenden Heerden, wenn ausgeſpannt war, die nächtlichen Bivouacfeuer, das geſchäftige Treiben und Kochen, das Gedränge an der Kanterne, die finſtere, undurchdringliche Natur, das Funkeln der neuen Sternbilder über uns — gab uns Manches zu beobachten und zu fühlen.

Ich komme nun auf die Bedingungen, unter denen unſre Leute herausgingen. Sie ſollten als Militärcoloniſten (military settlers) das Land bebauen und zugleich vertheidigen. Dreißig Tage im Jahre ſollten ſie ſich üben und exerciren, überhaupt in activen Dienſt treten, ſobald die Regierung denſelben bedürfen ſollte. Drei Jahre ſollten ſie half pay (halben Sold) nebſt Rationen für Ein Jahr beziehen. Jeder Mann ſollte in den zum Bau ausgeſteckten Ortſchaften eine Bauſtelle und fünf Acre Gartenland auswärts erhalten. Auf jenem hat er für die 18 Pf. St. ſeiner Abfindungsſumme, womit das Gouvernement in England die Legion entließ, ſein Haus zu bauen und empfängt das Geld hierfür in drei Raten, je nach dem Baufortſchritte ſeines Hauſes. Im Jahre 1860 wird das Haus mit all ſeinem Grund und Boden, ſowie das Gartenland, des Mannes Eigenthum. Stirbt der Mann vor dieſer Zeit, ſo wird Alles das Eigenthum der Seinigen. Der Officier erhält zwei Baugrundſtücke in der Stadt und dreißig Acre Gartenland außerhalb derſelben; ferner Baugelder nach ſeinem Range: ein Lieutenant hundert Pfund Sterling, ein Capitän hundertundfünfzig und der Oberſt zweihundert, deren Ausbezahlung ebenfalls nach dem Fortſchritte, den der Hausbau nimmt, in dreimaligen Raten geſchieht. Außerdem mag er ſich ein ſogenanntes Remiſſion-Land im Betrag von je 150, 200 bis 250 Pf. St. irgendwo wählen und darauf eine Farm errichten. Der Acre Land iſt verſchieden taxirt, zu fünf bis zehn Schillingen; ja, der Preis des Bodens iſt in der kurzen Zeit ſo ſehr geſtiegen, daß zum Beiſpiel in der anzulegenden Stadt Panmure, East London gegenüber, der Acre auf fünf Pfund Sterling geſtiegen iſt.

Dies waren im Allgemeinen die Bedingungen, unter denen unſre Legionäre ſich anzuſiedeln hatten, Bedingungen, deren ſich wahrſcheinlich wenige unſrer Auswanderungsluſtigen zu erfreuen haben. Die Regierung iſt ſichtlich für das Beſte der Colonie, ihr zukünftiges Wachsthum bemüht und bringt bereitwillig hierfür große Opfer. Wenn denſelben der Erfolg nicht entſpricht, ja wenn ſich herausſtellt, daß der Plan in ſeiner Anlage unausführbar iſt, wenigſtens bedeutende Modificationen zu erleiden haben wird, ſo iſt das nicht Schuld der Regierung, ſondern die Urſache liegt ſowohl in der Leitung als im Charakter unſrer Leute ſelbſt.

Es war der Winter vor der Thür — die trockenſte Jahreszeit — als die Regimenter nach ihren Hauptquartieren zogen. Dort ließ man ſie unbegreiflicher Weiſe noch lange in Unthätigkeit beiſammen, ſtatt ſie in Com-

pagnien auf die einzelnen Stationen zu vertheilen und nun gleich an's Hüttenbauen zu schreiten. Die Leute bezogen ihre volle Löhnung, wie sie es bis auf diesen Tag thun, denn ohne diese müßte man eine gänzliche Auflösung der Truppe befürchten. Jenes anfängliche Zögern, verbunden mit Unthätigkeit und dem langsamen Fortschritt des Ganzen, benahm Vielen Muth und Vertrauen, und es riß eine Ausartung und Entsittlichung ein, die eine traurige Zukunft für das Ganze weissagte. Es fielen Excesse vor, an denen freilich auch die Nachlässigkeit und Laxheit der Officiere einen großen Theil der Schuld trug. Von ihnen hängt Alles ab, von ihrer Umsicht, ihrem Verstand und ihrer Thätigkeit. Viele von ihnen aber verkannten ganz ihre Stellung und hatten nur ihr Privatinteresse im Auge, um alles Andere wenig oder gar nicht bekümmert. Das machte unter den Leuten schlechtes Blut. Manche hatten die besten und edelsten Absichten und wollten ihren Leuten mit Rath und That an die Hand gehen. Aber theils waren sie einer solchen Art von Praxis nicht gewachsen, theils hatten sie zu viel Vertrauen in ihre Leute, die sie nicht kannten, theils hatten sie sich in kühnem Unternehmungsgeist unvorherbedachter Weise in verwickelte Geldumstände, Verdrießlichkeiten, ja in den Tod gestürzt. Die Folgen davon waren nur immer größere Unordnungen. Die Leute fingen an zu desertiren; Häuser und Land zu bauen in der Wildniß, gefiel ihnen nicht, besonders unglücklich fühlten sich ihre Weiber; sie zogen es vor, in Städten zu leben, in King Williams- oder Grahamstown, wo man ihnen Etwas von gut bezahlter Arbeit vorspiegelte. Die Meisten von ihnen sind längst schon wieder zurückgebracht und als Deserteure abgeurtheilt worden. Man glaube ja nicht, es sei hier zu Lande so leicht, durchzukommen oder zu entwischen.

Freilich gab es viele Stationen, in denen die Officiere ihren Leuten mit den besten Beispielen vorangingen. Nicht bloß, daß ie selbst ihren Leuten Arbeit und Verdienst zukommen ließen, sondern sie brachten durch ihren richtigen Tact und praktischen Sinn, sowie durch persönliche Anweisung und Unterstützung die Leute dahin, daß sie mit Lust und Eifer arbeiteten und bald eine Fertigkeit im Häuserbauen erhielten, die wirklich in Erstaunen setzt. Ein Mann wird zwar nie im Stande sein, ein ganz vorschriftsmäßiges Haus aus Stein erbauen zu lassen. Dazu werden seine achtzehn Pfund nicht ausreichen. Es lag und konnte auch nicht im Sinne der Regierung liegen, dem Manne für achtzehn Pfund sein Haus aufzustellen. Das wäre ein schlimmer Ansiedler, der nicht selbst Hand anlegte, selbst Steine zuführe oder zuträge, selbst die Ziegeln brenne und selber die Maurerkelle in die Hand nähme. Deshalb haben sich denn auch in mehreren Ortschaften kleinere Gemeinschaften von fünf bis sechs Mann gebildet, die gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig ihre Häuser bauen. Außer dem nothwendigen Holzwerke, das der Einzelne etwa mit sechs Pfund zu bezahlen hat, kostet es dem Manne auch gar nichts weiter, und er hat nun den Vortheil, noch zwölf Pfund für sich in seine Börse zu stecken. Aber den Vortheil, den dieses Princip gewährt, sieht man an vielen Orten noch nicht ein, wo der Mann sich sein Haus gerne von Arbeitern bauen ließe, die Hände in den Schooß legte und nun unter vierzig Pfund es nicht fertig erhält, da der Tagelohn das Meiste verzehrt. Die Leute, wenn sie wollen, können sich auch sonst durch Arbeiten viel verdienen und ersparen. Dazu beziehen sie noch immer die volle Löhnung, die sie unmöglich völlig aufbrauchen, wenn sie sich nicht dem Trunke ergeben. So Mancher hätte seine fünf Acre Gartenland umarbeiten können, und was ihm dasselbe einträgt, damit kann ein Mann mit Frau und Kind wohl auskommen und seine Bedürfnisse decken.

Aber es fehlt an dem guten Willen der Leute im Allgemeinen; in ihrer Unwissenheit sind sie prätentiös, in ihrer Trägheit und Unlust ausschweifend, in ihrem Charakter unzuverlässig, in ihrer Rechtlichkeit und Ehrbarkeit zweideutig. Daß die Deutschen bei den Einwohnern im Allgemeinen und den Handelsleuten insbesondere wegen der oft wiederholten Schwindeleien, die sie trotz ihrer Ungewandtheit und Unfähigkeit sich zu Schulden kommen ließen, wegen mißbrauchten Credits, den man ihnen bereitwilligst gab, und wegen ihrer Ausschweifungen nicht im besten Ansehen und Renommé stehen, läßt sich wohl denken; obwohl bei Vielen manches Vorurtheil mit unterläuft und man nie vergessen soll, daß Legionäre manchmal sehr brauchbare und gute Soldaten, aber stets schlechte Colonisten sein werden, ja der schlechteste, unzuverlässigste Stoff, den man je zu einer solchen Unternehmung gebrauchen kann. An unsern Leuten scheitert der Plan. Die Regierung, die lange schwankte und nicht wußte, was sie mit ihnen anfangen sollte, scheint endlich auch zu dieser Ueberzeugung gekommen zu sein und an eine Reorganisation der Truppe zu denken. Die Leute werden allmälig wieder in's militärische Geleise hinübergelenkt, sie müssen zweimal in der Woche exerciren; ebenso wirbt man für die berittene Polizeimannschaft. Das wäre der beste und klügste Plan, der auch der Colonie am besten zu Statten kommen würde. In verschiedene Forts oder Stationen vertheilt, würden sie einer kommenden Immigration auch

den nöthigen militäriſchen Schutz gewähren. Der General von Stutterheim, der die Legion begleitete, iſt plötzlich um ſeine Entlaſſung eingekommen und nach Hauſe gereiſt, als kaum noch ſein Haus in Dohne gebaut war. Der Oberbefehl über unſre Truppe iſt nun in den Händen des Genereals Sir James Jackſon, der ganz energiſch den Wunſch ausgeſprochen hat, „unſre Leute zu Soldaten machen zu wollen."

Militäriſch wichtig ſind die Stationen des erſten Regiments am Keiskamma und im Peddie-Diſtrict. Denn ſollte es einmal wieder zum Kriege kommen, ſo ſind es die Grenzen der Colonie, die am erſten von den Kaffern heimgeſucht werden, die vielen Farmen, die hier ſich finden. Und dieſe zu ſchützen und zu decken, iſt die Aufgabe der militäriſchen Stationen. — Von Buſch und Hügel und Klüften rings umgeben, in einem wildromantiſchen Thalkeſſel gelegen, iſt das Hauptquartier Woolbridge an der Beka. Dort iſt eine Compagnie von fünfundachtzig Mann, unter Major Crompton. Der Ort ſelbſt ſcheint ſehr ungünſtig zu liegen: denn von Büſchen rings umgeben, iſt beim Ausbruch eines Krieges leicht alle Zufuhr abgeſchnitten. Zwar iſt dort ein Fort aus Erdwerken gebaut, auch eine befeſtigte Kirche ſteht in Ausſicht, aber die Bevölkerung iſt viel zu gering, als daß man an ein Aufblühen dieſes Ortes denken könnte. Wenn jedoch in Zukunft ein oder der andere Ort aufgegeben werden wird, wie es nothwendig geſchehen muß, ſo wird ſich allerdings die Bevölkerung hieher ziehen. Auch iſt für kommende Immigration noch ein großer Raum freigelaſſen, ſo daß, wenn dereinſt alle Baugrundſtücke beſetzt ſind, die Stadt eine Ausdehnung von anderthalb Meilen erhalten wird. Uebrigens ſind unſre Leute hier zur größten Zufriedenheit vorwärts gegangen, und ein Haus nach dem andern, aus Ziegeln erbaut, entſteht hier ſchnell und wohl ausgeführt. Unten am Bache und wo die Büſche vor den Winden ſchützen, ſind beſonders von Col. Woolbridge recht hübſche ergiebige Fruchtgärten angelegt, die Gemüſe jeder Art, allerlei Feldfrüchte, Melonen und Obſtbäumchen enthalten, die in dieſem Jahre ſchon in voller Blüthe ſtanden. In mercantiler Hinſicht haben aber dieſe Stationen den Nachtheil, daß ſie gänzlich außer allem directen Verkehre, weil zu weit ab von der Hauptſtraße, ſtehen und darum die Transportkoſten eine Höhe erreichen, die ſich natürlich auf alle Gegenſtände und die einfachſten Lebensbedürfniſſe ausdehnt. Zwar ſcheint man mit dem Projecte umzugehen, eine Straße von Eaſt London direct durch Patos Land, und den Keiskamma bei Ebb and Flow Drift durchſchneidend, hieher zu lenken, und von hier direct nach Grahamstown, — doch zweifle ich, ob es je in Ausführung kommt und von praktiſchem Erfolge iſt, da der Hafen von Grahamstown in Port Eliſabeth in Algoa Bay iſt und mit Eaſt London, das Kaffraria mit Zufuhr verſorgt, nicht in directer Verbindung ſteht.

Die Form der Häuſer iſt höchſt einfach. Der Eingang in der Mitte der Front führt in einen größern Raum, von dem aus man auf der einen Seite in ein Schlafzimmer, auf der andern in ein sitting room, wie ſie es nennen, gelangt. Auf der Rückſeite des Hauſes iſt die Küche angebracht. Das ganze Fundament iſt aus Bruchſteinen, die Mauern aus Ziegelſteinen; die ganze äußere Länge beträgt von ſechsunddreißig bis vierzig Fuß, die Höhe zwölf bis fünfzehn, die Tiefe fünfzehn bis zwanzig. An der Fronte iſt gewöhnlich eine Veranda, die bei der hier herrſchenden Hitze von großem Nutzen iſt. Das Dach iſt bisher gewöhnlich mit Gras (thatch) gedeckt, wie man es hier häufig findet. Mehrere aber zogen galvaniſirtes Eiſen, oder Zink, oder Segeltuch, mit Oelfarbe beſtrichen, vor. Beſonders unter den Officieren haben einige ganz hübſche, wohleingerichtete Häuſer. Was die andern Stationen betrifft, wie Bell, das zehn Meilen entfernt liegt, in einem heißen, offnen Lande, wo meilenweit kein Baum oder Strauch wächſt; ferner Bodian, in einer reizenden Lage am Ufer des Keiskamma, aber mit wenig oder ſchlechtem Waſſer, ſo bin ich der Ueberzeugung, daß man früher oder ſpäter dieſe Orte aufgeben muß. Hamburg, das an der Mündung des Keiskamma liegt, der hier drei- bis vierhundert Schritte breit iſt, wird als Sommeraufenthalt wegen der kühlen Seeluft und der Seebäder gewiß von Vielen beſucht werden. Man hat in den dortigen Büſchen mehrere ziemlich gute Quellen entdeckt, die denn auch gleich von reizenden Anlagen umgeben wurden. Liebhaber können mit einem Kutter den großen Keiskamma hinauf- und hinabfahren und ſich an ſeinen pittoresken, reizenden Ufern erfreuen.

Commerciell wichtiger wird die Buffalo-Linie werden, am linken Ufer des Buffalo, da ſich des leichteren Transports, der beſſern ungefährlicheren Straße und der größeren Sicherheit wegen der Handelsweg von Eaſt London auf das andre Ufer und von Berlin aus links ſich nach King Williams Town und rechts ſich nach dem Yellow River und die Amatolas ziehen wird. Auf dieſem Ufer ſind weit und breit keine Büſche zu ſehen, darum Angriffe von Seiten der Kaffern ſchwerlich zu beſorgen. Ueberall offnes ebenes Land und eine Ortſchaft in kurzen Zwiſchenräumen

der andern folgend. Schon werden in East London Pontons gebaut, um Waaren und Wagen den Buffalo hinüberzuschaffen, Fähren gehen hin und her, und ist überhaupt dort ein reges, geschäftiges Leben. Am linken Ufer erhebt sich dem alten East London gegenüber die ausgedehnte deutsche Stadt Panmure, die zwei und eine halbe Compagnie, gegen zweihundertundfünfzig Mann mit einer Menge von Weibern als Einwohner hat. Dies und die drei Meilen entfernte Stadt Cambridge, wo unser seliger Lacroix das Commando hatte, sind unter allen Ortschaften am weitesten vorgeschritten, besonders ist durch die Leitung und den Eifer, sowie durch die Art und Weise der Zucht, die Capitän Mischke in Panmure ausübte und womit er seine Leute zur Arbeit anhielt, Vieles in erstaunlich kurzer Zeit gethan worden, und was das Merkwürdigste an der Sache ist, mit sehr geringen Geldmitteln, wodurch den Leuten viel erübrigt wurde.

Von Cambridge führt eine schöne Straße über die englische Post Amelinda und Fort Jackson nach Potsdam, wo Major Scott commandirt, einem zum Landbau höchst geeigneten fruchtbaren Orte. Ohne alle Beziehung auf den Ort hatte man seinen Namen gewählt, und darum trifft man auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen. In drei Meilen Weges ist man im Hauptquartier des zweiten Regiments, Berlin, wo Col. v. Hacke stationirt ist. Obwohl er in letzterer Zeit ein wenig von seiner früheren Geistesfrische und Lebendigkeit verloren hat, beschämt er doch noch manchen Jungen und hat nur e i n Leiden, das nämlich, einer Thätigkeit zu entbehren, die ihm zusagte. Der alte Herr war der Erste, der sich ein großes, stattliches Haus gebaut, außerhalb des Ortes auf einem Hügel frei stehend, das von Ferne das Ansehen einer Burg hat. Ein schöner Garten, wie ich ihn in unsern Ansiedlungen nicht schöner traf, zieht sich in Terrassen den Hügel herab und liefert neben den nothwendigen Bedürfnissen einen großen Reichthum der feinsten Melonen. In Berlin sind gegen hundertunddreißig Mann stationirt und die Stadt hat eine beträchtliche Ausdehnung — ist übrigens für Landbau nicht günstig gelegen. Von Berlin führt nun die Straße links über Breitbach, wo Capitän Gonner wohnt, nach King Williams Town, wo neben der New Town die deutsche Ansiedlung in der Verlängerung am Ufer des Buffalo sich hinstreckt, ein hübscher, vielversprechender Ort, wo Major Wohlfarth's Thätigkeit und Umsicht und kluge Vertheilung der Arbeitskräfte Vieles gethan und in's Leben gerufen hat.

Rechts von Berlin zieht sich die Straße über Hannover nach Marienthal und Wiesbaden am Yellow River, wo am Ufer des Flusses das schönste Yellow Wood in ungeheuren Stämmen wächst. Ein Ort vortrefflich für Landbau, so günstig gelegen, so wasserreich, vielleicht in dieser Beziehung einer der besten. Dort commandirt Capitän Linsingen. Eine Stunde entfernt ist Frankfurt am Fuße des Hangman Hill, und hier beginnen schon die großen Forste, die unsre Colonisten nun auszubeuten wissen. Sie versehen nicht bloß die umliegenden Orte mit Bauholz, sondern schaffen dasselbe auch nach East London und setzen es dort mit bedeutendem Gewinn ab. Von Frankfurt ist der nächste Ort Ohlben etwa zwei Stunden entfernt; er liegt am Kapousi, darin der Amatolas entspringt. Den Amatolas sind wir aber jetzt schon so nahe gerückt, daß wir nur kurzen Weg noch zurückzulegen haben, so sind wir in ihrer Mitte. Hier ist aber bis an den Fuß des Gebirges das Land wieder gänzlich offen und baumlos. Grade am Eingange des Gebirges ist die alte Dohne Post, wo auch eine Missionärstation errichtet worden war. Hier siedelte sich an einem Platze, von reichen Wassercanälen durchzogen, ein Theil des dritten Regiments unter Col. Murray an, ferner eine Schwadron Cavallerie unter Capitän Hunt. Hier war auch das Hauptquartier des Generals von Stutterheim, durch dessen Entfernung der Ort viel verloren hat. Gleichwohl ist ein großer Conflux von Menschen und eine belebte Handelsstraße an den Thomas River, Queenstown und in die Orange Free States. Außerdem ist auch der Ort von militärischer Bedeutung, insofern die Amatolas von den Kaffern geräumt werden und sie sich mehr in's flache Land zurückziehen mußten. Von hier aus sind sie auch leichter zu controliren und jeder Einfall abzuwehren. Die Belebtheit und Größe des Ortes, die regelmäßigen Straßen mit ihren hübschen Häusern, in deren Mitte das Fort sich erhebt, die Nähe des Gebirges mit seinen großartigen Scenerien, seinen ungeheuren Wäldern, seiner durch die reichliche Bewässerung verursachten frischen und grünen Vegetation gibt der ganzen Gegend einen höchst interessanten Anblick. Oberst Murray residirt dort, Capitän Schulz und Capitän Gondard führen die Compagnien, während eine andere Abtheilung des dritten Regiments unter Major Claasen und eine Schwadron unter Capitän Douglas de Fensé in dem neun Meilen nördlich entfernten Grey Town stationirt sind. Ebenso ist eine Compagnie unter Capitän Lany in Keiskamma Hoek, an dessen Quellen, ebenfalls am Ausgange des Gebirges, sehr günstig stationirt. Dort befindet sich auch das Hauptquartier

des dreiundſiebzigſten Regiments. Von Keiskamma Hoek abwärts, ſieben Meilen von King Williams Town, iſt der Ort Jceli unter Capitän Münter, womit wir den Kreis der deutſchen Anſiedlungen beſchließen, von denen King Williams Town eigentlich den Mittelpunkt bildet. Dies iſt die Reſidenz des Chief Commiſſioners, Col. d'Urban, des Sohnes Sir Benjamin's, dem eine wichtige Aufgabe anvertraut iſt und von dem man erwarten darf, daß er ſich derſelben bewußt iſt und er ſie wohl mit derſelben Energie und Thatkraft durchführen wird, wie ſie ſein Vater in ſo kräftigen Zügen entfaltet hatte.

Bei allen ſeinen localen Nachtheilen iſt gleichwohl Kaffraria ganz vorzüglich für Coloniſation geeignet: Fleiß, Klugheit und Ausdauer können es hier zu Etwas bringen und werden ſicherlich nicht ohne Früchte für die Zukunft bleiben. Dabei kommt den Auswanderern das günſtige und geſunde Klima zu Statten. Die Temperatur deſſelben iſt gewöhnlich zwiſchen 70° und 85° Fahrenheit, aber fällt ſehr ſchnell mit der Sonne. Während der Wintermonate Mai, Juni, Juli ſind die Morgen und Abende nach Sonnenuntergang ſehr kalt, oft mit Froſt verbunden. Auf den Amatolas fällt dichter Schnee. Die Seewinde, die gewöhnlich des Nachmittags ſich erheben, ſind beſonders in den Sommermonaten November, December, Januar eine große Wohlthat für die Einwohner; die ſtarken und häufigen Gewitterſtürme kühlen die heiße Luft, deren Thermometer vor drei Uhr Nachmittags gewöhnlich zwiſchen 80° und 98° zeigt; weht der ſogenannte Deſert-Wind, ähnlich unſerm Sirocco, ſo erreicht die Hitze oft 118 und 120°, wobei nicht ſelten alles Pflanzenleben verdorrt. Am freundlichſten und gemäßigſten iſt das Klima im Frühling und Herbſt mit ihrem Früh- und Spätregen. Eigentlich epidemiſche Krankheiten finden ſich hier nicht, Rheumatismen und Dyſentrie ſind es allein, die durch den ſchnellen Wechſel der Temperatur, durch Vernachläſſigung oder ſchlechte Lebensweiſe leicht entſtehen.

Jeder, der die Lage und Beſchaffenheit des Landes genau erforſcht und ſich jahrelange Erfahrungen geſammelt hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß eine fähige und fleiſſige europäiſche Population in vergrößertem Maßſtabe, verbunden mit Handhabung britiſcher Geſetze und einer anſehnlichen Militärmacht, dieſem Lande nicht nur ſeine Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit gewähren, ſondern aus ihm noch viel gewinnreichere Reſultate ziehen würde, als es bis jetzt bei dem Mangel beinahe aller weißen Bevölkerung geſchehen iſt. Einige Ladungen Gummi, Häute, Horn und Elfenbein iſt Alles, was von hier aus exportirt wird. Welches Feld der Arbeit und des Gewinns aber würde fähigen und fleißigen Arbeitern ſich eröffnen, wenn einmal die weiten Forſten von den Aexten der Holzhauer erdröhnten oder die vielen fruchtbaren Strecken einer verſtändigen Anbauung und Cultur anheimgegeben würden. Jetzt freilich ſtaunt man über die Größe der Ausgaben, die die Unterhaltung dieſes Landes erfordert, ja es herrſcht in vielen Kreiſen die Meinung, daß, um die Colonie zu halten, man wohl Kaffraria aufgeben könne. Wohin man aber immer die Grenze der Colonie rücken würde, da würden auch die Kaffern ſein. Aber keine Grenze der Colonie iſt natürlicher als die des großen Kei River, an deſſen Ufern die Kaffern keinen Schutz finden, weil das ganze Land offener Grund iſt und ſie alſo gezwungen ſind, in beträchtlicher Entfernung nordwärts von der Kei-Grenze zu wohnen. Der ſichere Beſitz von Kaffraria iſt auch für das Beſtehen der Colonie von ungemeiner Wichtigkeit! Und welche Erleichterungen werden einem braven Auswanderer nicht durch den Vertrag dargeboten, den das hieſige Gouvernement mit dem Hauſe Godeffroy und Sohn in Hamburg abgeſchloſſen hat. Man ſieht daraus, welch ernſtlichen Willen und eifriges Beſtreben die Regierung an den Tag legt, durch Einführung weißer Bevölkerung die Cultur und Civiliſation auch in dieſem Theile der Welt weiter zu tragen, und wie ſie keine Opfer ſcheut, dieſen Plan auszuführen.

Der Vertrag wird Ihnen im Detail ſelbſt bekannt ſein und ich beſchränke mich nur darauf, Einiges wiederholend in's Gedächtniß zurückzurufen.

Jeder Auswanderungsluſtige von unbeſcholtenem Charakter und guter dauerhafter Geſundheit, jede Familie, die hieher auswandern will, hat ſich bei den Agenten in Hamburg zu melden. Eine hiefür niedergeſetzte Commiſſion wird die Fähigkeit und Brauchbarkeit, ſowie ihren Charakter prüfen. Die Einſchiffung geſchieht von Hamburg aus. Die Regierung zahlt für jeden Erwachſenen, der als tauglich befunden iſt, 12 Pfd. Sterl. 10 Sh. 6 P. für Tilgung der Ueberfahrtskoſten; zwei Kinder, die im Alter von ein bis zehn Jahren ſind, haben dieſelbe Summe für ſich in Anſpruch zu nehmen. Dabei verpflichten ſich Godeffroy und Sohn, die in East London landenden Auswanderer noch acht Tage nach ihrer Landung mit Lebensmitteln zu verſorgen, und für jeden Tag, den ſie etwa noch an Bord des Schiffes gehalten werden müßten, wird die Regierung 2 Sh. für jeden Erwachſenen zahlen.

In Brittish Kaffraria erhält jeder Kopf einer Familie in der Nähe der gegenwärtigen deutschen Ansiedlungen einen Bauplatz (building lot) frei; sowie jedes verheirathete Paar zwanzig acres gutes Ackerland, für jeden einzelnen Mann zehn acres und für jedes Kind über zehn Jahren zwei acres. Der Preis eines acre in Kaffraria wird mit einem Pfd. Sterl. für die Einwanderer bezahlt. Will Jemand das ihm angewiesene Land nicht nehmen, so hat er das Recht, innerhalb eines Jahres nach seiner Ankunft überall in Kaffraria Land zu kaufen, dessen Betrag nicht auf einmal, sondern in Raten abzubezahlen ist. Damit ein Mann den Vorschuß der Regierung (bounty-money), sowie den Betrag seines Ackerlandes zurückbezahlen kann, ohne dadurch gedrückt zu werden, so hat die Regierung beschlossen, daß ein Fünftel des ganzen Betrages nach dem vierten, das zweite Fünftel nach dem fünften, das dritte nach dem sechsten, das vierte nach dem siebenten, das fünfte nach dem achten Jahre zurückbezahlt werde. Es versteht sich von selbst, daß er den Rechtstitel auf sein Land erst nach der richtigen Zurückbezahlung erhalten kann. Niemand ist gehindert, je nach Vermögen und Umständen in kürzeren Terminen zu bezahlen. Die Regierung sorgt endlich für Transportmittel im Lande, damit die Bagage und Effecten, die ohnedies steuerfrei an's Land kommen, auch weiter an den Bestimmungsort geschafft werden können!

Wohl ist noch nie Auswanderern die Sache so leicht und sicher gemacht worden, als es durch diesen praktischen, das Wohl des Einzelnen wie des Ganzen in's Auge fassenden Vertrag geschehen ist. Oder wo in aller Welt werden ihnen solche Vortheile dargeboten, Vortheile, die grade beim Beginne, beim Landen als so ungemein wünschenswerth erscheinen müssen. Während die Meisten bei der bisherigen Weise der Auswanderung, wenn sie landeten, an ein Ufer gesetzt werden, das ihnen fremd, ungastlich ist, wo Niemand ihrer achtet, als vielleicht Schwindler jeder Sorte, die ihr weniges von der Seereise noch Erübrigtes ihnen aus der Tasche zu locken wissen, während der Anfang der Existenz so mancher Hunderte von Auswanderern dort sehr zweifelhaft, wenigstens mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden ist, der Fortgang ihren Erwartungen nicht entspricht und oft zu einem kläglichen, höchst kummervollen, traurigen Ende führt, so sehen wir hier die Regierung des Landes selbst die Auswanderer mit Interesse, mit Theilnahme empfangen, für sie sorgen; hier ist es keine Privataffaire, sondern eine öffentliche, und es liegt im Interesse der Regierung selbst, für das Blühen und gesunde Emporkommen dieser Colonien zu sorgen. Wie viele Auswanderer gelangen nur bis in die Hafenplätze Liverpool, Havre, London, Hamburg und wissen vielleicht gar nicht, wohin sie ihren Weg zu lenken haben, sind noch unschlüssig, sind vielleicht am Ende ihrer Baarschaft, noch ehe sie das Schiff besteigen. Wir wissen ja, welchen Schwindeleien sie dort überall ausgesetzt sind, und wie die Machinationen des Agententhums Manche sicherem Ruine entgegenführen. Hier ist aber der Name des Hauses selbst, das an der Spitze dieses Contractes steht, eine Gewähr für die Solidität desselben, für prompte und stricte Durchführung der Bedingungen, unter denen es seine Schiffe hieher sendet. Möchten doch das unsre guten Landsleute wohl bedenken und aus den ungeheuren Strömen der Auswanderung ein oder der andere Arm sich hieher lenken, wo ihnen eine großmüthige und liberale Regierung die Bürgschaft für das Gedeihen ihrer Zukunft gibt, vorausgesetzt, daß sie die ihnen dargebotenen Verhältnisse auch mit Eifer, Ernst, Bewußtsein und Ausdauer zu ergreifen und durchzuführen wissen!

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 27. December 1858.

Erste Abtheilung.

Dumme Streiche.

Erzählung

von

J. D. H. Temme.

I. Ein Deichselpaar.

Ein Fußreisender ging über Land.

Es war ein junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre; eine schlanke, aber kräftige Gestalt; ein hübsches, frisches Gesicht; in dem frischen Gesichte helle, fast muthwillige Freude; in allen seinen Bewegungen Ungezwungenheit, Leichtigkeit, Sorglosigkeit.

Ueber den Schultern trug er ein grünes Ränzel, in der Hand einen derben Knotenstock.

Er ging durch eine lebendige, anmuthige Landschaft, durch Thäler, über Berge, an Dörfern und Edelsitzen, an Busch und Wald, an Flur und Wiese vorbei.

Er nahm mit Behaglichkeit die freundlichen Bilder in sich auf, die sich ihm darboten.

Er sollte auch ein nicht freundliches Bild sehen, und er sollte sich freundlich hineinmischen.

Doch wir müssen dem geneigten Leser vorher berichten, wer der junge Mann war und wohin er wollte.

Er war einfach der Rechtspraktikant Rudolph Sander.

Rechtspraktikanten hießen in seinem „engeren deutschen Vaterlande" diejenigen jungen Männer, welche drei Jahre auf Universitäten Rechtswissenschaft studirt, dann das erste und darauf das zweite Examen gemacht hatten und nun bei einem Gerichte umsonst, das heißt ohne Entgelt, arbeiteten, bis sie das Glück hatten, eine Richterstelle mit Besoldung oder eine Advocatur zu erhalten.

Auch Rudolph Sander stand auf dieser Stufe der Bureaukratie seines Heimathlandes. Er hatte seine beiden Examina rühmlich bestanden. Bei dem Gerichte, an dem er arbeitete, wurden seine Arbeiten zu den tüchtigsten geschätzt. Dennoch konnte er weder eine Richterstelle mit Besoldung, noch eine Advocatur erhalten.

Er hatte Unglück.

Jene beiden Examina hatten bisher in seiner Heimath zur Befähigung für die juristische Laufbahn ausgereicht. So war es noch, als Rudolph Sander studirte, so noch, als er das erste Examen bestanden und zu dem zweiten seine Vorbereitungen gemacht hatte.

Da hatte die Regierung seines Landes von dem Ruhme der Bureaukratie in Preußen gehört, und wie dieser Ruhm und Glanz absonderlich durch die vielen Examina, welche die jungen Beamten in Preußen zu machen hätten, erreicht und bewahrt werde. Auch dem alten Justizminister war es durch den Kopf gegangen, und eines schönen Tages hatte er dem alten Fürsten des Landes ein Decret zur Unterschrift vorgelegt, nach welchem

künftig kein Rechtspraktikant als Richter oder Advocat angestellt werden sollte, wenn er nicht noch vorher ein drittes Examen wohlbestanden hätte. Dieses dritte Examen wurde, ebenfalls wie in Preußen, „die große Staatsprüfung" genannt, und die jungen Leute, die es bestanden hatten, erhielten den Titel Assessoren.

Der Fürst hatte das Decret unterschrieben, und das war wenige Tage vor dem zweiten Examen des Candidaten Rudolph Sander gewesen, und dieser, wiewohl er das zweite Examen glänzend bestanden hatte, war nun mit seinen Aussichten in die Zukunft ebenso weit, wie er vorher gewesen war, ja noch weiter, viel weiter zurück.

Das große Staatsexamen mußte nämlich nach demselben fürstlichen Decrete in der Hauptstadt des Landes abgelegt werden, und der Candidat mußte zu dem Zwecke, behufs Anfertigung der schriftlichen Prüfungsarbeiten und so weiter, mindestens ein halbes Jahr in der Hauptstadt sich aufhalten. Zu einem solchen Aufenthalte in der theuern Residenz gehörte aber Geld, viel Geld, und Rudolph Sander hatte gar kein Geld mehr.

Er war der Sohn eines redlichen Beamten, der daher arm gestorben war und ihm nur eben soviel hinterlassen hatte, daß er als Rechtspraktikant sich ausbilden konnte. Dies war jetzt in der That bis auf einige fünfzig Thaler verbraucht, und dem jungen Manne lebte kein Verwandter und kein anderer Mensch in der Welt, von dem er Unterstützung hätte erhalten können, vielleicht auch annehmen wollen.

Der alte Landesherr war nun zwar wenige Monate nach der Unterschrift jenes Decrets gestorben, und der junge Fürst hatte auch, wie junge Fürsten pflegen, neue Minister, auch einen neuen Justizminister, angenommen. Aber es ging mit dem dritten Examen, wie es mit dem theuern Brote oder Fleische geht. Der Preis ist schnell in die Höhe gegangen, aber er fällt nicht wieder, er bleibt, wenn auch das Ereigniß, das ihn in die Höhe trieb, mit allen seinen andern Wirkungen längst vorüber ist. Das dritte Examen blieb.

Das war das Unglück des Rechtspraktikanten Rudolph Sander.

Und leider war es nicht sein einziges Unglück.

Wo käme in der Welt ein Unglück allein?

Die Stadt, in welcher der junge Mann an einem Gerichte arbeitete, war eine große Provinzialstadt des Landes; denn dieses Land gehörte, im Vorbeigehen bemerkt, nicht eben zu den kleineren Fürstenthümern, Herzogthümern oder Großherzogthümern des deutschen Landes.

In dieser Provinzialstadt nun befand sich eine große und berühmte Pension für junge Damen, und in diese Pension sandten das Beamtenthum, das vornehmere Bürgerthum und der kleinere Adel der Provinz ihre Töchter zur weiteren Ausbildung.

Eine von diesen Töchtern hatte Rudolph Sander kennen gelernt. Sie hieß Elise, eigentlich Elisabeth Althaus und war die Tochter des dirigirenden Bürgermeisters von Andelfingen, einem zwar nicht großen, aber sehr wohlhabenden Landstädtchen der Provinz.

Wenn ein junger Rechtspraktikant und eine junge Pensionsdame sich kennen lernen, und zwar näher kennen lernen, so steht in der Regel die Liebe nicht weit hinter ihnen. Sie hat zuerst die nähere Bekanntschaft vermittelt und wächst dann wieder riesengroß aus ihr heraus. Zwei Verliebte aber haben gewöhnlich zu Nichts größere Eile, als Verlobte zu werden.

Rudolph Sander und Elise Althaus hatten sich kennen gelernt, hatten sich in einander verliebt und hatten sich dann verlobt.

Das war das zweite und das volle Unglück des jungen Mannes.

Aber Rudolph Sander verlor darum seinen heitern und — wir müssen es gestehen — auch seinen etwas leichten Sinn nicht.

„Zum Teufel," sagte er, „ich habe meine Sachen gelernt; ich habe Kraft zum Arbeiten; ich habe Muth. Das müßte ja kauderwelsch in der Welt hergehen, wenn nicht doch noch Etwas aus mir würde."

Es geht freilich oft genug kauderwelsch in der Welt her.

Auch seine Braut verlor den Muth nicht. Sie hatte einen ernsten Sinn, der aber zugleich stark und kräftig war.

„Laß uns nur auf Gott und auf uns vertrauen," sagte sie zu dem Verlobten, „dann können wir nicht zu Grunde gehen."

So trennten sie sich, als die Pensionszeit des jungen Mädchens zu Ende war und sie in ihre Heimath zurückkehren mußte.

Und in der That, schon nach vier Wochen schrieb sie ihm:

„Unser alter Stadtsyndikus ist gestorben. Die Stelle muß wieder besetzt werden. Sie bringt jährlich sechshundert Thaler ein. Der Magistrat der Stadt hat sie zu vergeben. Melde Dich zu ihr. Ich werde im Geheimen wirken."

Nur im Geheimen konnte sie wirken. Denn nicht ihrem Vater, einem strengen, geizigen, und nicht ihrer Mutter, einer hochmüthigen, mit ihrer Tochter hoch hinaus wollenden Frau, und somit keinem Menschen hatte sie ihre Liebe entdecken dürfen.

Rudolph Sander meldete sich zu der Stelle. Seine Meldung wurde nicht zurückgewiesen, er erhielt vielmehr von dem ehrbaren und

wohlweisen Magistrat der Stadt Andelfingen den Bescheid, daß er in Anbetracht seiner überreichten sehr günstigen Attestata in den Concurs aufgenommen sei, bevor aber über seine Wahl entschieden werden könne, sich persönlich vor ehrbarem und wohlweisem Magistrat der lobsamen Stadt Andelfingen zu präsentiren habe.

Seine Verlobte schrieb ihm dabei:

„Dein Herüberkommen ist unerläßlich. Unsre Magistratsherren sagen einfach, sie wollten keine Katze im Sacke kaufen. Komme nur ja sehr ehrbar hier an, denn die Herren sind erschrecklich steif, und unser Städtchen ist so klein. Am Besten wäre es, wenn Du es so einrichten könntest, daß Du gleich nach Deiner Ankunft hier zu allererst mich sprächest; ich machte Dich dann vorher mit den Persönlichkeiten bekannt, denen Du Dich vorstellen mußt, und gäbe Dir sonst noch manchen nützlichen Fingerzeig. Und zu dem Ende mache ich Dir folgenden nützlichen Vorschlag. Du kommst am 2. October des Morgens hier an, kehrest in dem Gasthof zum Bären ein, gibst Dich dort nicht zu erkennen und bist Punkt halb Zwölf, wenn die Leute in unserm Städtchen am Mittagstische sitzen, bei unserm Garten, der vor dem Thore liegt. Du kennst ihn aus meinen früheren Beschreibungen. Verfehlen kannst Du ihn nicht. Es ist der vierte Garten rechts vom Thore. Er hat eine Pforte mit einer Bürgerkrone oben auf, und gleich links neben der Pforte ist ein kleiner Pavillon mit grünen Jalousien. An die Pforte oder an eine Jalousie klopfest Du, und wir werden beisammen sein. Antworte mir vorher, ob Du Dich so einrichten kannst und einverstanden bist."

Er war einverstanden und konnte sich so einrichten. Er antwortete bejahend und machte sich zu rechter Zeit auf den Weg.

Es war am 1. October des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr, als er, sein leichtes Ränzel auf den Schultern und den schweren Knotenstock in der Hand, sich noch einige Meilen von der Stadt Andelfingen befand.

Er ging leicht dahin. Das Glück trägt sich immer leicht. Freilich ist es auch oft genug so leicht wie eine — Seifenblase.

„Sechshundert Thaler jährlich! Davon leben wir wie die Prinzen. Und wenn der alte Herr, mein künftiger Schwiegervater, einmal müde wird und abdankt, ah, wer wird es mir wehren, sein Nachfolger zu werden! In solchen kleinen Städten erbt sich Alles fort, Thorheit, Vermögen, Unsinn, Amt. Dirigirender Bürgermeister von Andelfingen! Teufel, dann bin ich ein gemachter Mann. — Könnte ich das verdammte dritte Examen machen, ich brächte es zwar weiter, ich könnte einmal Director, Rath, gar Präsident werden. Aber das geht nun einmal nicht, und man muß immer zufrieden sein."

Und fröhlich und zufrieden war er immer.

Er war in ein stilles, einsames Thal gekommen.

Es war ein warmer Nachmittag. Auch die Octobersonne kann noch heiß brennen. Sie brannte heiß.

Er lagerte sich unter einem Baum seitab vom Wege, um sich in dem Schatten auszuruhen und zu erfrischen.

Er hatte noch nicht lange gelegen, als die Stille des einsamen Thales unterbrochen wurde.

Jenes nicht freundliche Bild bot sich ihm dar, in dem er bald eine handelnde Rolle übernehmen sollte. Es war kein freundliches, aber doch ein so rührendes Bild.

Aus einem Seitenwege kam eine alte, zweirädrige offene Karre hervor. Sie wurde gezogen von einer Frau in der Mitte der dreißiger Jahre, und von einem Knaben, der elf bis zwölf Jahre zählen mochte. Die Frau war blaß und mager, der Knabe war schwächlich.

Auf der Karre lag ein ärmlicher Hausrath; zwischen diesem saß, mit Blumen spielend, ein Knabe von drei Jahren, und in einem alten Wiegenbettchen lag süß schlummernd ein Kind, das kaum ein halbes Jahr alt sein konnte. Diese beiden Kinder waren frisch und blühend, wie das junge Leben. Sie hatten wohl noch keinen Hunger gelitten, wie, vielleicht um ihretwillen, oft genug die blasse Mutter und der blasse ältere Bruder.

Der Weg, den das Gefährte nahm, führte nach einigen Schritten ziemlich steil in die Höhe. Die Frau fuhr bis an den Fuß der Anhöhe. Dann machte sie Halt.

Sie hob den dreijährigen Knaben von dem Handwagen und ließ ihn neben sich gehen.

„So wird es gehen," sagte sie.

Sie begann mit dem älteren Knaben wieder zu ziehen.

Aber es wollte so nicht gehen. Der Weg war zu steil, die Last zu schwer, die Kraft zu schwach.

„Wir wollen ein wenig ausruhen," sagte sie.

Sie zog die Karre in den Schatten eines Nußbaums und setzte sich mit den beiden Kindern in den Schatten. Der Schlummer des jüngsten Kindes war nicht unterbrochen.

Sie trocknete sich mit einem Tuche, das sie gegen die Sonne um den Kopf gebunden hatte, den triefenden Schweiß von der Stirne.

Dann zog sie aus der Tasche ein halbes Schwarzbrot hervor. Sie brach davon zwei Stücke für die Knaben neben ihr, ein drittes für sich.

Sie aßen alle Drei mit großem Appetit.

Nach einer Viertelstunde erhob sie sich mit den Kindern.

„Nun wird es gehen," sagte sie wieder.

In demselben Augenblick hatte sich auch Rudolph Sander, der junge Rechtspracticant, erhoben.

Er hatte schon vorher die Höhe der Anhöhe gemessen, die es hinaufging. Er hatte dann nach seiner Uhr gesehen.

„Zeit hätte ich schon," sagte er. „Und für die arme Frau und den kränklichen Burschen ist die Höhe doch mindestens viermal so hoch und so steil, wie für mich. Also vorwärts."

Er schritt zu der Frau hin, die dreißig bis vierzig Schritte von ihm war. Auf einmal blieb er stehen.

„Ah, die kommen ja grade zur rechten Zeit, wie gerufen."

Zwei Herren kamen das Thal herauf.

Ein schöner, junger Mann, mit einem aristokratisch geschnittenen Gesichte, einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen, einem Paar blitzender schwarzer Augen.

Ein schon etwas bejahrter Herr, groß, stark, steif, mit einem ungeheuren blonden Schnurrbarte in dem derben Gesichte.

Das Wesen Beider zeigte unverkennbar Stolz. Das des Jüngern den gewandten, unbewußten Stolz der höheren Stände. Das des Aeltern mehr den sich nie vergessenden, befehlenden Stolz eines alten Officiers.

Sie gingen langsam, nachlässig in das Thal hinein. Sie schienen sich ganz der stillen, einsamen Natur hinzugeben.

Rudolph Sander war stehen geblieben, als er sie sah. Die helle Freude in seinem Gesichte glänzte auf einmal heller auf, der Muthwille loderte empor.

„Ah, ah, gewiß ein alter, bequemer, gnädiger Herr mit seinem zarten, stolzen, verzogenen Muttersöhnchen. Die werden Gesichter machen."

Er ließ sie an sich herankommen.

Er hielt sie an.

„Meine Herren, eine kleine Bitte."

Der jüngere Herr sah ihn mit verwundertem, der ältere mit unwilligem Stolze an.

„Der ist dreist!" schien der Stolz des Jüngern zu sagen.

„Das ist ein unverschämter Bursch!" sagte deutlich der des Aelteren.

Der ältere Herr nahm das Wort.

„Was wollen Sie?" fragte er kurz, derb, beinahe grob.

„Meine Herren, darf ich Sie bitten, dort nach links zu sehen?"

Er zeigte nach der Karre der armen Frau und nach dieser und ihren Kindern.

Die beiden Herren sahen sie.

„Nun?"

„Der Karren, wie leicht er sein mag, ist für die arme, schwache Frau zu schwer."

„Nun?"

„Nun wollte ich Ihnen den Vorschlag machen, daß wir Drei der Frau den Karren den Berg hinan ziehen."

Der alte Herr wurde dunkelroth vor Zorn.

„Herr," rief er, „sind Sie ein —"

Aber mit einem plötzlichen, sonderbar besorgten Seitenblicke auf seinen Begleiter brach er mitten in seiner Frage oder Ausrufung ab.

Der jüngere Herr stand lächelnd da. Sein Lächeln war aber eigenthümlich. Es lag eine gewisse Schalkheit, eine kleine, gutmüthige Schadenfreude darin.

„Topp, mein Herr," sagte er zu dem jungen Rechtspracticanten.

Da war es, als wenn der alte, steife Herr sich überschlagen wollte. Aber er that es nicht. Er nahm sich zusammen. Er knurrte nur ingrimmig zwischen den Zähnen, aber so leise, daß man die Worte: Narr und Narrheit kaum verstehen konnte. Welchem von den beiden jungen Männern sie gelten sollten, blieb zweifelhaft; wahrscheinlich allen Beiden.

Rudolph Sander hatte Alles wohl bemerkt.

„Vater und Sohn sind das nicht," sagte er für sich. „Der Junge hat das Commando. Er ist wohl der eigentliche gnädige Herr, vielleicht ein junges Gräflein; vornehm und stolz genug sieht er aus; und der Alte wird so ein apanagirter Oheim sein, vielleicht ein verabschiedeter alter Hauptmann oder Major mit einer Pension, von der er nicht leben und bei der er nicht sterben kann, und da bekommt er von dem Neffen das Gnadenbrot und muß dafür mit ihm spazieren gehen, und den Damen das Garn halten und dergleichen Dienste leisten. — Warte, alter Baron, Hauptmann, Major, oder was Du sonst bist, heute sollst Du mir schwitzen, und einmal recht tüchtig schwitzen. Ihr alle Beide sollt es."

„Sie sind also bereit, mein Herr?" fragte er den jüngeren Herrn.

„Gewiß."

„So gehen wir."

Sie gingen zu der Karre.

Die Frau und der ältere Knabe hatten sie nur wenige Schritte voranzuziehen vermocht.

„Laßt uns einmal versuchen!" sagte Rudolph Sander zu der Frau.

Er hatte sie und den Knaben schon zurückgedrängt, ehe Beide sich besinnen konnten.

„So, mein Herr, jetzt ziehen wir Beide hier vorn an der Deichsel, und Sie, alter Herr, schieben hinten nach."

Der alte Herr wollte sich noch einmal überschlagen, aber er kam wieder nicht über das Knurren hinaus.

„Das sind Narrenstreiche!" knurrte er, aber nur ein klein, klein wenig lauter, als das vorige Mal.

Dann stellte er sich gehorsam hinter den Karren, um zu schieben.

Der jüngere Herr hatte die Deichsel schon angefaßt.

„Noch einen Augenblick Geduld," sagte der junge Rechtspracticant. — „Frau, setzt den kleinen Knaben wieder auf die Karre. Das Steigen auf den Berg wird ihm zu schwer."

„Aber was wollen die Herren denn?" fragte die Frau.

„Setzt den Knaben hinauf."

Die verdutzte Frau setzte das Kind wieder auf die Karre.

„Jetzt voran, meine Herren!"

Rudolph Sander faßte die andere Seite der Deichsel.

Die beiden jungen Männer zogen.

Der alte Herr schob nach.

„Großer Gott," jammerte die Frau, „solche vornehme Herren müssen mein Bischen Armuth ziehen."

„Ei," sagte Rudolph Sander, „die vornehmen Herren leben ja auch von dem Bischen Armuth der Armen."

Aber die Frau weinte ihre bittern Thränen.

Der junge Herr hatte die Bemerkung Sander's nicht überhört.

Er sah ihn mit einem leisen Mißtrauen an. Er schien sein Mißtrauen nicht bestätigt zu finden, und nun sagte er:

„Sie sprachen einen paradoxen Satz aus, mein Herr."

„Paradox, mein Herr?" erwiederte der junge Rechtspracticant. „Ich hätte eher den Vorwurf erwartet, er sei ein sehr alltäglicher."

„Mein Herr, das ließe sich vereinigen."

Der vornehme junge Herr sagte das so fein, daß der junge Rechtspracticant davon betroffen wurde.

„Teufel," sagte er für sich, „dumm scheint das Grafensöhnlein nicht zu sein."

„Mein Herr," sagte er laut, „Ihre letzte Bemerkung war so durchaus richtig, daß sie mich zugleich jeder Erläuterung meines Satzes überhebt. Ich sehe, daß Sie mich vollkommen verstanden haben."

Der Andere erwiederte Nichts darauf.

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt.

Die arme Frau ging nebenher, auf die Kinder in der Karre achtend. Sie weinte noch immer, aber still vor sich hin.

Nur der alte Herr konnte es sehen, der von hinten an ihrem „Bischen Armuth" nachschob.

„Was weint Sie denn, Frau?" fragte er noch halb voll Zorn, aber auch halb voll Mitleid.

Die Frau mochte wohl nur den zornigen Ton herausgehört haben. Das verwirrte ihre, durch das seltsame Ereigniß ohnehin unklar gewordenen Gedanken noch mehr.

„Ach, mein lieber Herr," sagte sie, „das hier ist Alles, was ich habe, meine Sachen und meine Kinder. Mein Mann ist vor drei Wochen gestorben."

Auch die beiden jungen Männer vorn an der Deichsel mußten unwillkürlich nach ihr hinsehen.

Die blasse, magere Frau hatte ihr Tuch wieder gegen die Sonnenstrahlen um den Kopf gebunden. Unter dem Tuche trug sie eine Mütze. Das Band der Mütze sah hervor. Es war ein schwarzes Band. Das war das einzige äußerliche Zeichen, womit die Frau um ihren Mann trauerte. Die Armuth hat nicht viel, womit sie trauern kann. Und doch! Konnte es denn eine tiefere Trauer geben, als die magere Gestalt, das abgehärmte Gesicht, die bitteren Thränen der armen Frau?

„Hm, hm," sagte der alte Herr, und der Ton seiner Stimme hatte Nichts mehr von Zorn, „und wohin will Sie jetzt mit den Sachen und den Kindern?"

Die Frau zeigte auf die Höhe, die sie hinangingen. Zwischen Bäumen sah man dort ein niedriges Moosdach.

„Dahin," sagte sie. „Da wohnt ein alter Ohm von mir, ein Köhler. Nach dem Tode meines Mannes konnte ich unten im Dorfe nicht mehr bleiben. Wir haben keinen einzigen Verwandten da."

„Und zu dem Ohm will Sie?"

„Er hat keine Kinder und will mich mit meinen Würmern aufnehmen."

Der alte Herr fragte nicht mehr.

Die Frau schwieg.

Der Zug ging schweigend weiter.

Aber das Ziehen und Schieben war für die Herren ungewohnte Arbeit, besonders für den corpulenten, steifen, alten Herrn. Er stöhnte schon, als wenn er im tiefsten Schlafe geschnarcht hätte; und er war doch so fleißig.

Rudolph Sander sah sich nach ihm um.

„Teufel, lieber Herr," sagte er, „Sie sind ja so gewissenhaft auf Ihrem Posten, als wenn ein commandirender General Sie dahingestellt hätte, um eine Schlacht zu gewinnen."

Da wurde der alte Herr wieder purpurroth im Gesichte.

„Herr," rief er mit einem Ingrimm, den er im Augenblicke nicht mehr zurückhalten konnte, „bleiben Sie mir mit Ihren Witzen—"

Aber er mußte ihn doch zurückhalten, seinen Satz und seinen Ingrimm.

Auch sein junger vornehmer Gefährte hatte sich nach ihm umgesehen, sehr rasch und nur sehr kurz.

Und der alte Herr schwieg plötzlich.

Rudolph Sander hatte den kurzen, raschen Blick nicht gesehen. Er war aber auch bei dem Zorne des alten Herrn völlig ruhig geblieben, und er hatte nur Mühe, sein Lachen zurückzuhalten.

„Mein lieber Herr," sagte er, „einen schlechten Witz wollte ich nicht machen. Ich wollte Sie nur bitten, daß Sie mit dem Schieben aufhören möchten. Sie sind ein alter, schon etwas steifer Herr —"

„Herr, das Donner —"

„Und das Schieben wird Ihnen schwer. Wir Beiden aber sind noch junge Leute und können mit dem leichten Kärrchen schon allein fertig werden."

„Meinen Sie nicht, mein Herr?" fragte er seinen Nachbar.

„Gewiß, gewiß," versetzte der junge Herr, „und ich bitte —"

Er stockte, als wenn er nicht sagen dürfte, was er auf der Zunge hatte, und nicht wisse, was er im Augenblicke statt dessen sagen sollte.

„Wir Beide ziehen allein," sagte er dann in einem halb befehlenden und halb bittenden Tone gegen den alten Herrn hin.

Aber der alte Herr schob nur um so eifriger.

„Ein curioses Verhältniß zwischen den beiden Menschen," sagte Rudolph Sander wieder für sich. „Sollte der hier an meiner Seite, der so tapfer mit mir an derselben Deichsel zieht, doch am Ende noch mehr als ein Grafensöhnchen sein? Aber was könnte er sein? — Pah, zuletzt ist er noch weniger. Ein paar Forstmänner aus der Gegend. Der junge Bursch ein armer und desto hochmüthigerer Forsteleve und der Alte ein Förster, der vor dem künftigen hochadligen Vorgesetzten schon jetzt einen Respect hat, über den er sich selbst ärgert. Das wird es sein. Aber sie sind dabei ein paar gutmüthige Seelen. Der Junge war sogleich bei der Hand, den Wagen zu ziehen, und der Alte hätte wahrhaftig beinahe mit der armen Frau weinen mögen. Ein paar Grafen hätten das nicht gethan. Ja, ja, der Alte ist ein Förster und der Junge ein Forstcandidat. Bürgerliches, höchstens halbadliges Blut. Darum noch diese bürgerlichen Gefühle!"

Dabei blieb er.

Sie hatten die Hälfte der Anhöhe erreicht.

Die Herren triefen doch alle drei von Schweiß.

„Meine Herren," sagte Rudolph Sander, „die Arbeit ist für uns Alle eine ungewohnte; ruhen wir ein wenig aus."

Keiner widersprach.

Der Karren wurde unter eine schattige Eiche gefahren.

Alle drei warfen sich in den Schatten.

Man hatte auf der Mitte des Berges eine schöne Aussicht. Die Höhe auf der andern Seite des Thales war niedriger; rechts waren gar keine Berge mehr. Man sah in eine weite Ebene. Sie schien eine sehr fruchtbare zu sein. Krause, dichte Waldung war mit unabsehbaren Fluren vermischt. Dazwischen lagen weite Dörfer und zahlreiche einzelne Landhäuser. Die Fluren ruheten unter den Stoppeln der eingescheuerten Ernte aus, oder waren durch den Pflug schon wieder neu bestellt. Auf manchen waren Pflüger und Sämann in voller Arbeit.

„Eine herrliche Gegend," sagte der jüngere Fremde. „Und ein reiches Land," setzte er hinzu.

„Und die Frau hier zu unsrer Seite," bemerkte Rudolph Sander, „kann auch Zeugniß von der Armuth ablegen, die darin ist."

Der Andere sah etwas unangenehm überrascht auf den Rechtspracticanten.

„Finden Sie vielleicht auch diese Bemerkung paradox?" fragte Rudolph Sander.

Aber der Ueberraschung des jungen Herrn war ein rasches Nachsinnen gefolgt.

„Leider nein," antwortete er.

„Es kann aber auch nicht wohl anders sein," erwiederte Sander.

„Aber es *sollte* anders sein, mein Herr."

„Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten! Können Sie das Gesetz aufheben?"

„Mein Herr, die sittliche Welt hat andere Gesetze, als die der bloß physischen Naturkräfte."

Diesmal sah der Rechtspracticant verwundert auf, freilich nicht unangenehm. Er mußte sogar laut lachen.

Das schien wieder den vornehmen jungen Herrn zu verstimmen.

„Sie finden das lächerlich, mein Herr?"

Aber Rudolph Sander rief:

„Verzeihen Sie mir, mein Herr. Ich mußte über mich lachen. Ich hatte Sie vorhin für einen Forstcandidaten gehalten und gemeint —"

Wie wurde der junge Herr über und über roth in dem feinen, aristokratisch geschnittenen Gesichte!

Der alte Herr aber, wie knurrte er! Die Aeste der alten Eiche über ihm hätten es nicht brummiger gekonnt, wenn der Sturmwind durch sie gefahren wäre.

„Das kommt von solchen —"

Aber, wenn er das Wort Narrenspossen auf der Zunge hatte, er sprach es nicht aus.

Rudolph Sander fuhr ruhig fort:

„Und da hatte ich gemeint, Rehe und Hasen und der Cubikinhalt von Buchen und Eichen sei Ihr hauptsächliches Gedankenrevier. Ich habe mich geirrt, und, setzte er mit ernster Herzlichkeit hinzu, ich freue mich, daß ich mich geirrt habe."

„Und diese Freude," versetzte der junge Fremde, „freut mich."

„So setzen wir in Freude unser Gespräch fort. Und auch von meiner Seite mit Ernst. Ich kann ihn haben, wenn es mir auch mitunter verzweifelt schwer wird. — Sie hatten Recht, mein Herr, die sittlichen Gesetze sollen andere sein, als die physischen. Sie sind

auch andere. Aber leider werden grade die vernünftigsten Gesetze im Leben am wenigsten anerkannt, und noch weniger ausgeführt."

„Und woran liegt die Schuld?" fragte der junge Fremde.

„An Allen. An Denen, welche der Gesellschaft, den Staaten die positiven Gesetze geben, und an Denen, für welche sie gegeben sind; an den Regierenden, wie an den Regierten. Freilich zumeist an jenen."

„An den Regierenden, mein Herr? Der Vorwurf ist alt, er wird in der neueren Zeit oft gehört. Man kann, man muß ihn dennoch zurückgeben. Eine Regierung kann Gesetze geben und ausführen, nur nach dem Bildungszustande des Volkes, der Massen. Sind diese leider noch ungebildet —"

„So bilde man sie," rief lebhaft der Rechtspracticant.

„Gewiß, mein Herr, und darum ist ein tüchtiger Volksunterricht die erste Aufgabe einer guten Regierung. Aber nur, wie durch diesen das Volk weiter gebildet wird, darf auch die Regierung mit ihrer Gesetzgebung allmälig weiter schreiten."

Die ernste Ruhe des Fremden machte auch den Rechtspracticanten wieder ruhiger.

„Mein Herr," sagte er, „Sie hätten Recht, wenn Sie nicht nach meiner Meinung Eins vollständig verkennten."

„Und das wäre?"

„Das großartigste und wirksamste Erziehungs- und Bildungsmittel für das Volk ist, die Gesetze so zu erlassen und zu handhaben, als wenn sie für die höchste Bildung der Welt bestimmt wären."

„Und welche endlose Verwirrung, mein Herr, würden Sie dadurch über ein ungebildetes Volk bringen?"

Rudolph Sander gerieth wieder in Feuer.

„Ei, mein Herr, das ist auch ein Wort, das man in neuerer Zeit täglich hört. Von oben her. Ich begreife es nicht. Wenn ich Regent wäre, ich würde wahrhaftig mich selbst zu sehr achten, um mein Volk immer nur eine rohe, ungebildete Masse zu nennen und es als solche zu behandeln. Ich würde meinen Stolz darein setzen zu sagen: Mein Volk ist gebildet; ich herrsche nicht über einen Haufen rohen Gesindels oder unmündiger Knaben. Und wahrlich, habe ein Herrscher nur den Muth, den stolzen Muth, das zu sagen und darnach zu handeln, und er ist der glückliche Regent eines gebildeten und freien Volkes."

Der junge Fremde war nicht wieder roth geworden, aber sehr ernst und still.

Rudolph Sander hatte keine Veranlassung, weiterzusprechen.

Der alte, steife Herr schien sogar etwas verlegen still zu knurren.

Der junge Rechtspracticant hatte Muße, über die allgemeine Stille seine Bemerkungen zu machen.

„Der junge Herr Graf — denn das scheint er doch wohl zu sein — ist pikirt geworden. Aber was geht es mich an? Solche junge Herren müssen auch einmal die Wahrheit hören."

Eine kleine Familienscene sollte ihm bald auch seine volle muntere Laune wiedergeben.

Das jüngste Kind der armen Frau, das bisher ruhig in seinem Bettchen auf der Karre geschlafen hatte, war erwacht. Als es erwachte, verlangte es nach seiner Nahrung. Seine Nahrung erhielt es von der Mutterbrust. Die Mutter setzte sich mit ihm auf die Seite, von den Männern weg, und reichte ihm die Brust.

Der zweite Knabe war allein auf dem Handwagen zurückgeblieben. Als er sah, wie sein kleines Schwesterchen hungrig und durstig war, meldeten sich bei ihm dieselben Gefühle. Ein Stück Brot konnte ihm die Mutter durch den ältesten Knaben wohl schicken. Aber zu trinken hatte sie für ihn nicht. Der kleine Bursch schrie unbändig darnach.

„Frau," sagte Rudolph Sander zu der Frau. „Ist hier Wasser in der Nähe?"

„Es muß eine Quelle da sein," antwortete die Frau. „Nicht gar weit; da rechts. Ich weiß nur den Ort nicht genau."

Sander sah seinen jungen Deichselnachbar an.

„Was meinen Sie? Suchen wir sie?"

„Warum nicht?" war der junge Fremde sofort bereit.

Aber der alte Herr erhob sich.

„Sollte ich nicht lieber gehen?" sagte er mit einer jener eigenthümlichen zurückhaltenden Ungewißheit, oder ungewissen Zurückhaltung, die er seinem jüngern Gefährten gegenüber bisher immer, manchmal vielleicht widerwillig genug, beobachtet hatte.

„Nicht doch," sagte der Andere kurz.

Aber der alte Herr schien sich diesmal nicht kurz wollen abfertigen lassen. Er trat an den jungen Fremden näher heran.

„Eure königliche Hoheit," sagte er leise, so leise, daß selbst der, an den die drei Worte gerichtet waren, sie kaum verstehen konnte.

Der junge Fremde wurde dennoch unwillig.

„Aber ich bitte Sie, Walther!" sagte er eben so leise.

Der alte Herr trat ehrerbietig zurück.

Rudolph Sander hatte den kleinen Zwischenfall nicht bemerkt. Er war an den Handwagen getreten und hatte unter dem Hausrathe der armen Frau zwei alte irdene Töpfe hervorgesucht.

Den einen behielt er für sich, den andern übergab er dem jungen Fremden.

„So, mein Herr. Wir gehen Beide nach rechts dort, aber in verschiedenen Richtungen.

So finden wir das Wasser am sichersten. Wer es entdeckt, ruft den Andern herbei."

„Sie sind praktisch, mein Herr," sagte der Fremde.

Sie wollten gehen.

Aber der kleine Knabe auf der Karre, bei dem der Durst sich wohl stärker melden mochte, geberdete sich auf einmal unbändiger.

Die Mutter mit dem jüngsten Kinde an der Brust konnte nicht zu ihm kommen.

Der schwächliche ältere Knabe konnte, zumal da die Karre ihm zu hoch war, nicht mit ihm fertig werden.

„Teufel, mein lieber Herr," sagte Rudolph Sander zu dem alten Herrn, „wenn der kleine Schreihals nicht Hals und Beine brechen soll, so werden Sie sich wahrhaftig seiner annehmen müssen."

Das schien denn doch das Aergste zu sein, was dem alten Herrn heute noch vorgekommen war, und es war ihm Manches vorgekommen, was einem alten tapfern General eben nicht alle Tage begegnet.

Eine solche Zumuthung! Er sollte Kinderverwahrer werden! Die Bonne spielen!

Sein Gesicht übergoß sich wieder mit der tiefsten Röthe des Zorns. Der Zorn zerriß diesmal auf einen Augenblick selbst den Respect vor seinem Herrn.

„Herr," rief er, „was verlangen Sie da von mir?"

Auch der junge Fremde schien ein wenig verlegen zu werden, für den alten Herrn. Er wollte Etwas sagen.

Aber Rudolph Sander kam ihm zuvor.

„Ich denke," sagte er zu dem alten Herrn, „weder etwas Unchristliches noch Unmenschliches. Wenn der kleine Bursch da, anstatt ein armes zerlumptes Bettelkind, ein junger Prinz wäre, ei, mein lieber Herr, würden Sie es sich nicht zur Ehre rechnen, ihn vor Unfall zu behüten? Und nun fragen Sie einmal den lieben Gott im Himmel, oder Ihr eigenes braves Herz, denn daß Sie das haben, haben Sie schon vorhin gezeigt — fragen Sie einmal, was denn vor Christenthum und Menschenthum für ein Unterschied da wäre?"

Der junge Rechtspraktikant hatte in seiner leichten Weise zu sprechen angefangen; er endete ernster, als er wohl gewollt hatte.

Seine Worte brachten einen sonderbaren Eindruck hervor.

Der alte Herr hatte den schreienden Knaben schon angefaßt, er hob ihn sacht von dem Wagen und ließ ihn auf dem weichen Grase nieder.

Freilich knurrte er dabei vernehmlich genug.

Der junge Fremde warf auf Rudolph Sander wieder einen mißtrauischen Blick; als er aber in dem klaren Auge des jungen Rechtspraktikanten nicht das leiseste Arg bemerkte, sagte er:

„Sie haben auch eine treffende Zunge, mein Herr."

Dann gingen beide junge Männer aus einander, nach der Wasserquelle zu suchen.

Rudolph Sander rief schon nach wenigen Minuten:

„Hierher, mein Herr. Ich habe eine herrliche Quelle gefunden."

Der junge Fremde war im Augenblicke bei ihm.

„Sie haben auch Glück, mein Herr."

„Wollte Gott es!" seufzte der Andere.

„Sie sagen das seufzend?"

„Ah bah! Wer seufzt nicht nach Glück? Lassen Sie uns die alten Töpfe füllen, dann zuerst selbst trinken und dann den herrlichen Trank den Andern bringen. Ich wette, er wird in diesem Augenblicke auch Ihrem alten Herrn besser munden, als der sprudelndste Champagner."

Sie thaten, wie er sagte, und kehrten zu dem Wagen zurück.

Der kleine Schreier war hier ganz still geworden. Freilich lag der alte Herr bei ihm im Grase und spielte so emsig mit ihm, als wenn der Bursch wirklich ein kleiner Prinz und er sein dienstthuender Kammerherr wäre.

„Teufel," sagte Rudolph Sander lachend zu seinem Begleiter, „Ihr alter Herr scheint sich wahrhaftig auf das Kinderwarten zu verstehen."

Der junge Fremde erwiederte hierauf Nichts. Aber er wurde etwas roth. War der alte Herr früher sein Kammerherr, Gouverneur oder dergleichen gewesen?

Der mitgebrachte Trank labte Alle.

„Nicht wahr, alter braver Herr, das mundet besser als Champagner? Ja, das kommt von dem wahren, echten Durst. Aber trinken Sie nicht Alles aus. Sehen Sie, da warten noch Zwei auf den Topf. Sie sind die stillsten, und doch sicher die durstigsten."

Er nahm von dem alten Herrn den Topf zurück und ging damit zu der armen Frau, zu der sich ihr ältester, kränklicher Knabe in den Schatten gelegt hatte. Er reichte der Frau den Topf.

Aber sie ließ zuerst den schwächlichen Knaben trinken. Dann erst trank die Mutter, und sie war gewiß durstiger, als der Knabe.

„Ah," sagte Rudolph Sander, „das schneidet Einem in das Herz und thut doch so wohl!"

Als der junge Fremde auf diese Worte seinen Deichselgefährten ansah, sah er Thränen in den Augen des Rechtspraktikanten.

„Er hat auch Gefühl!" sagte er für sich.

Die Frau war aufgestanden. Sie legte das kleinste Kind, das an ihrer Brust wieder eingeschlafen war, wieder in sein Bettchen und

ſtellte ſich dann mit ihrem älteſten Knaben an die Deichſel.

„Haben Sie vielen Dank, meine lieben Herren. Wir ſind jetzt geſtärkt.“

Aber diesmal war der junge Fremde der Erſte bei der Hand.

„Mein Herr, wir fahren ganz bis oben hinauf?“

„Verſteht ſich, mein Herr. Aber unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Der brave alte Herr ſoll nicht mehr ſchieben.“

„Es ſei. — Nicht wahr, Lieber —?“

Der alte Herr ſchob nicht mehr. Er knurrte deſto lauter.

Die beiden jungen Männer hatten ſich wieder vorgeſpannt.

Die Höhe des Berges wurde erreicht.

Bald auch die Köhlerhütte.

Aus der Hütte kam ein alter Köhler freundlich der Frau entgegen.

Die Frau dankte den Herren noch einmal. Sie hatte nur den Dank der Armuth: ihre Thränen und „Lohne es Ihnen Gott!“ Aber gibt es einen herrlichern und ſchönern Dank?

Auch dem jungen Fremden waren die Augen feucht geworden, und er hätte beinahe Eins vergeſſen. Er mußte der Frau nacheilen, um ihr Etwas in die Hand zu drücken.

Rudolph Sander ſah es. Er wurde roth. Er ſchwankte einen Augenblick.

„Teufel, was ich habe, reicht kaum für die Reiſe aus. Aber ich ſpare es mir ſchon anderswo ab.“

Er legte einen Thaler in die Hand der Frau.

Aber er wurde doch beinahe ſo beſtürzt, wie die Frau ſelbſt war, als er ihre ganze Hand voller Goldſtücke ſah.

„Alle Wetter, wer iſt der Menſch? Zum bloßen Renommiren war er doch zu anſtändig!“

Er konnte ſich die Frage nicht beantworten. Aber er ſollte auf eine andere Antwort geben.

Der junge Fremde nahete ſich ihm.

„Darf ich Sie fragen, mein Herr, wohin Ihre Reiſe geht?“

„Nach der Stadt Andelfingen, mein Herr.“

„Ich bedauere, daß wir uns dann trennen müſſen. Aber dürfte ich Sie vor dem Abſchiede um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Rudolph Sander.“

„Ihr Stand?“

„Ich bin Rechtspracticant.“

„Sie ſeufzten vorhin nach Glück.“

„Wer ſeufzt nicht darnach?“

„Nur derjenige nicht, dem es nicht fehlt. Es fehlt Ihnen alſo?“

„Ei, aber alle Wetter, ich hoffe, es noch morgen zu finden.“

„In Andelfingen?“

„In Andelfingen. Wenn ich es finde, bin ich morgen wohlbeſtallter Syndikus der guten Stadt.“

Er ſprach es leicht und ſcherzend, wie das Andere. Aber er mußte doch wieder dabei ſeufzen.

„Aber Sie ſeufzen ſchon wieder!“ bemerkte der Fremde.

„Ach, das iſt eine lange und zugleich einfältige Geſchichte.“

„Könnten Sie ſie mir dennoch mittheilen?“

„Warum nicht? Der chineſiſche Zopf regiert nicht allein in China, auch vielfach bei uns.“

Der alte Herr war herangetreten. Er wurde wieder dunkelroth vor Zorn. Zwiſchen den Zähnen ſchien er zu knurren: „Das iſt doch ein unverſchämt frecher Menſch!“

Der jüngere Herr hatte gleichwohl ein wenig mit dem Kopfe genickt.

Rudolph Sander fuhr fort:

„Früher konnte in unſerm Lande ein armer Rechtspracticant als Richter oder Advocat angeſtellt werden, wenn er ſeine zwei Examina beſtanden hatte. Mit dieſen war ich fertig. Auf einmal wurde vor Kurzem auch noch ein drittes gefordert, und zwar ein ſehr theueres. Nun war ich aber auch grade mit meinem Gelde fertig, und —. Da haben Sie meine Geſchichte. Sie iſt doch zum Glücke nicht ſo lang. Freilich, für mich lang genug.“

„Wollten Sie nicht das Umgekehrte ſagen?“ fragte der Fremde.

„Wie ſo, mein Herr?“

„Sie hatten ſich eine große, glänzende, lange Laufbahn im Staatsdienſte geträumt?“

„Ein junger Narr träumt ſich eine ganze Welt zuſammen.“

„Und die ſoll ſich nun auf den kurzen und engen Kreis eines Syndikats in einem kleinen Städtchen beſchränken.“

„Sie haben Recht, mein Herr.“

„Und das macht Sie doch unglücklich?“

„Nein, mein Herr, darin haben Sie nicht Recht. Sie ſagten mir vorhin, ich ſei praktiſch. Ich bin es wenigſtens inſofern, als ich früh gelernt habe, immer zufrieden zu ſein, auch mit dem Wenigſten. Sie ſehen, auch mein heiterer Sinn iſt nicht ausgegangen.“

„Freilich, freilich!“ lächelte der Fremde.

„Und nun,“ fuhr Rudolph Sander fort, „leben Sie wohl. In einer kleinen Stadt muß man doppelt pünktlich ſein, zumal wenn man ſein Glück darin ſucht. — Ah, darf ich auch um Ihren Namen bitten?“

Der Fremde beſann ſich einen Augenblick.

„Graf Bauland,“ ſagte er dann.

„Nun, leben Sie wohl, Herr Graf, und behalten Sie unſer kleines Abenteuer in freundlichem Andenken.“

Er hielt dem Fremden die Hand hin.

Der Fremde ergriff sie lebhaft.

„Leben Sie wohl, mein Herr, sagte er nicht minder lebhaft. Ich werde unser Abenteuer nicht vergessen. Sie haben mich durch dasselbe zu Dank, zu vielem Danke verpflichtet."

Rudolph Sander sah ihn überrascht an.

„Fragen Sie mich nicht, wofür, warum. Leben Sie wohl. So Gott will, haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen."

Er drückte die Hand des jungen Rechtspracticanten.

Rudolph Sander wollte ihn verwundert ansehen. Da stand der alte steife Herr vor ihm und machte ihm eine sehr vornehme Verbeugung und sagte kurz:

„Mein Herr, ich recommandire mich Ihnen."

Aber Rudolph Sander war nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ.

„Oh, alter Herr," sagte er.

Der alte Herr drehte sich ingrimmig um.

„Was beliebt?"

„Nun, nun, mein lieber Herr, langsam zum Zorn, sagt ein gutes deutsches Sprichwort. Daß Sie auch ein braves Herz haben, habe ich heute mehr als einmal gesehen. So scheiden Sie denn nicht mit bösem Herzen von mir. Nichts für ungut, alter Herr, und darauf geben Sie mir die Hand."

Der alte Herr knurrte, aber er nahm doch die Hand des jungen Mannes, und als er sie einmal gefaßt hatte, schüttelte er sie auch und dann knurrte er noch einmal, aber mit seiner vollen Gutmüthigkeit:

„Na denn, nichts für ungut!"

So schieden sie.

II. Eine Probe.

Nicht bloß die italienischen Städte des Mittelalters hatten ihre Scaliger und Visconti, Capuleti und Montechi. Auch in Deutschland war und ist noch jetzt kein kleines Städtchen, in dem nicht feindliche Familien sich die Herrschaft streitig machten. Bald ist die Familie des Gastwirths zum Widder mit Wuth erfüllt gegen die des Gasthofs zum Ochsen. Bald verfolgen die Schuhmacher und Pantoffelmacher einander auf den Tod. Bald haben zwei feindliche Aerzte ihre Kundschaften, bald zwei Advocaten die ganze Stadt gegen einander gehetzt.

In der Stadt Andelfingen bestand eine Feindschaft auf Leben und Tod zwischen den Krämern einerseits und den Fleischern andrerseits. Sie ging so weit, daß die Krämer ihr Fleisch nur auswärts kauften, und die Fleischer lieber meilenweit zu den benachbarten Städten reisten, als von ihrem nächsten Nachbar ein Pfund Kaffee oder Zucker zu entnehmen.

An der Spitze der Krämer stand der Herr Fürchtegott Althaus.

Das Haupt der Fleischer war der Meister Gottlieb Wurster.

Der Haß der beiden Gewerbe fand seine Spitze und Blüthe in den Mitgliedern dieser beiden Familien.

Er hatte sein Aeußerstes erreicht, als Herr Fürchtegott Althaus dirigirender Bürgermeister und Meister Gottlieb Wurster ältester Rathsherr von Andelfingen geworden war.

Wie sich die gute Stadt Andelfingen bei der Feindschaft dieser ihrer beiden höchsten Spitzen und ersten Vertreter stand?

„Schlägst Du meinen Juden, so schlage ich Deinen Juden," sagten bekanntlich die beiden Fuhrleute zu einander, die nicht gegenseitig ausweichen wollten. Die beiden Fuhrleute liebten eben die Juden nicht sonderlich.

Der Bürgermeister aber und der Stadtälteste Wurster waren gute Patrioten, und es hieß bei ihnen: „Schlägst Du meinen Juden nicht, so schlage ich auch den Deinigen nicht." Ihr Wetteifer bezüglich der Stadt ging deshalb nur dahin, einander in guten und nützlichen Vorschlägen und Einrichtungen zu übertreffen. Der Stadtsyndikus hatte dabei den Vermittler zwischen ihnen machen müssen. Freilich hatte sich der gute Mann darüber zu Tode geärgert.

Und das Geschäft sollte Rudolph Sander fortsetzen? So war allerdings der kühne Plan der verständigen Elise Althaus, nur allerdings mit der Maßgabe, daß ihr Verlobter sich nicht zu Tode ärgern solle.

Rudolph Sander war am Morgen nach seiner Begegnung mit den beiden Fremden, die er bald für Forstmänner, bald für Grafen, bald für Barone hielt, zu der von seiner Verlobten bestimmten Zeit in Andelfingen eingetroffen. Er war in dem Gasthofe zum Bären eingekehrt und hatte dort nicht seinen Namen abgegeben, sondern dem neugierigen Wirthe angegeben, er reise zu seinem Vergnügen und wolle einen oder zwei Tage in dem Städtchen verweilen, das ihm ein sehr interessanter Ort zu sein scheine. Hierin hatte er die Wahrheit gesagt, und im Uebrigen waren in Andelfingen zwar die Wirthe, aber nicht die Polizei neugierig. Er hatte dann einen Spaziergang vor die Stadt gemacht und war Glock halb zwölf Uhr am vierten Garten vor dem Thore gewesen, an dessen Thür eine hölzerne Bürgerkrone prangte und zwar, was Fräulein Elise Althaus ihrem Verlobten nicht geschrieben hatte, mit Lorbeer, allerdings gleichfalls von Holz, umwunden. Der Lorbeer sollte bedeuten, daß der Herr Fürchtegott Althaus der Bürgermeister von Andelfingen sei, zur Genugthuung der gesammten Krämerschaft der Stadt und zum Verdruß sämmtlicher Fleischer in derselben.

An die Thür oder an die Jalousie des

Pavillons nebenan hatte der junge Rechtspracticant übrigens nicht zu klopfen brauchen. Liebende Augen mußten ihn schon von Weitem erspäht haben. Als er der Thür sich nahete, wurde sie leise von innen aufgemacht; ein paar weiche Hände zogen ihn sanft hinein; hinter ihm verschloß sie sich wieder ohne Geräusch.

Drinnen waren dann zuerst aus sehr schönen Augen sehr schöne Thränen der Freude geflossen, die aber bald weggeküßt waren.

Darauf hatte die verständige Elise sehr verständig gesprochen.

„Ich hatte Dir doch geschrieben, daß morgen die Wahl des neuen Syndikus sein solle."

„Ja, morgen, am 3. October."

„Heute Nachmittag, so war meine Absicht, solltest Du Deine Besuche bei den Magistratsmitgliedern machen."

„Diese verdammten Besuche."

„Lieber Rudolph, vor Allem einen Rath."

„Und welchen?"

„Wenn Du Syndicus in Andelfingen werden willst, so darfst Du vor allen Dingen nicht fluchen."

„Ich werde nicht mehr, mein Engel. Fahre fort."

„Nun ist aber so eben eine Nachricht gekommen, in Folge deren weder morgen die Wahl, noch heute Deine Besuche stattfinden können."

„Teufel, das muß eine wichtige Nachricht sein."

„Rudolph!"

„Lieber Himmel, wollte ich sagen, mit welchem wichtigen Ereignisse, das selbst über meine Visiten bei dem wohlweisen Magistrate ginge, willst du denn die Stadt Andelfingen beglücken? Darf ich es, mein lieber Himmel, von deinem schönen Engel erfahren, der hier an meiner Seite sitzt?"

„Ich kann es Dir sagen, obgleich es in diesem Augenblicke noch ein Geheimniß ist."

„Ach, ein Geheimniß gar. Nun?"

„Der Großherzog kommt morgen hierher."

„Was? Was? Der —?"

„Nun ja, was verwunderst Du Dich? Der Großherzog, der junge Landesherr, will sein Land kennen lernen. Warum regt Dich diese Nachricht so auf?"

„Später, später. Erzähle Du jetzt. Also morgen ist nicht die Wahl?"

„Mein Vater wird noch heute die Sitzung abbestellen. Morgen Mittag kommt der Großherzog hier an. Er reist zwar nur durch und wird sich höchstens eine halbe Stunde aufhalten, aber mein Vater will doch großartige Anstalten zu dem Empfange des jungen Landesherrn treffen. Er ist schon in voller geheimer Berathung."

„Ihr treibt hier wohl Alles geheim. Auch der feierliche Empfang des Landesherrn soll am Ende ein geheimer sein."

„O nein, mein naseweiser Herr. Mein Vater beräth und arrangirt im Geheimen mit der Krämerzunft, damit nicht vorher die Fleischer sich einmischen."

„Ah, ich hatte nicht an Eure Montechi und Capuleti gedacht."

„So scheint es."

„Und die wohllöbliche Krämerzunft, den hochedeln Herrn Bürgermeister an der Spitze, will dem löblichen Fleischergewerke und damit auch dem Stadtältesten Meister Wurster, ganz wie in der allerhöchsten Diplomatie, ein fait accompli entgegensetzen?"

„So ist es, mein Freund."

„Und, meine theure Freundin, um von den großen Dingen auf etwas sehr Kleines zu kommen, wie wird bei dem neuen tödtlichen Haß, der dadurch die Väter Eurer Stadt von Neuem entzünden wird, unser Schicksal, Syndikat, Heirath und dergleichen weiter bestehen?"

„Ich denke, gut, mein Freund, und im Grunde segne ich diese Reise des Großherzogs."

„So? Ich wahrhaftig nicht. Aber laß hören."

„Meines Vaters und seiner Anhänger bist Du sicher. Deine sehr günstigen Zeugnisse haben ihn für Dich eingenommen, und er hat Dich vorgeschlagen. Er wird also unter allen Umständen, mit Gut und Blut, für Dich einstehen, und es kommt also nur noch darauf an, daß auch der Stadtälteste Wurster mit der Partei der Fleischer für Dich ist."

„Das ist die große Frage."

„Nun will zwar diese Partei ein neues Schlachthaus auf Stadtunkosten, und sie wird Dich als Syndikus genehmigen, wenn ihr das Schlachthaus zugestanden wird —"

„Alle —. Viel Ehre für mich."

„Allein Wurster hat doch schon verlauten lassen, zu dem Schlachthause kämen sie am Ende auch ohne Dich, und gar noch eher und leichter, wenn sie einen Syndikus von ihrer Partei durchbrächten."

„Die Leute sind verständig."

„Unsre Sache steht also noch immer zweifelhaft."

„Und der Großherzog, meinst Du, solle den Zweifel zu unsern Gunsten lösen?"

„Seine Anwesenheit wenigstens."

„Da bin ich neugierig."

„Zu Ehren des Tages wird die Stadt morgen unter Anderm einen großen Ball geben."

„Ah, eine der geheimen Anstalten Deines Vaters."

„Auf dem Balle wirst auch Du erscheinen."

„Ei, wie werden wir zur Ehre des Tages zusammen tanzen."

„Grade im Gegentheil, mein Freund."

„Wie?"

„Der Stadtälteste Wurster hat eine große, starke Tochter. Mit der wirst Du tanzen. Mit der allein, den ganzen Abend. Und dabei wirst Du auch dem Vater den Hof machen.“

„Aber sehe Einer! — Himmel, Himmel, fluchen darf ich nicht! Aber lieber Himmel, wenn deine schönsten, liebsten, reinsten Engel schon solche Intriguantinnen sind, wenn man das am grünen Holze erlebt —“

„Mein Freund, ex- und declamire nachher. Ich habe keine Zeit mehr. Punkt zwölf Uhr essen die Honoratioren Andelfingens zu Mittag. Daher nur noch ein paar Worte.“

„Laß sie hören.“

„Zuerst, mache der Fleischertochter doch nicht zu sehr den Hof. Sie ist wirklich hübsch.“

„Oh! Doch zugestanden.“

„Sodann, gib Dich heute noch nicht zu erkennen.“

„Meinetwegen auch morgen noch nicht.“

„Endlich, sei heute Abend um sechs Uhr wieder hier. Ich habe Dir noch Mancherlei zu sagen.“

„Das Letzte wäre das Beste.“

Sie trennten sich und gingen auf verschiedenen Wegen in die Stadt zurück.

Rudolph Sander wieder in den Gasthof zum Bären. —

Ein kleines Landstädtchen gleicht in gewöhnlichen Zeiten einer Einöde. Man sieht in den Straßen so wenige Menschen, daß man glauben kann, auch die Häuser seien ausgestorben.

Die Wirthshäuser in ihnen sind, wenigstens am Tage, kleine Einöden in der größeren. Der Abend vereinigt freilich in der Regel die Honoratioren des Städtchens zu Wein oder zu Bier.

Es war noch erst Nachmittag, und zwar früher Nachmittag.

Der Rechtspracticant Rudolph Sander saß einsam in der Wirthsstube des Gasthofs zum Bären in Andelfingen. Er hatte volle Muße, Betrachtungen anzustellen. Er stellte sie an.

„Himmeldonnerwetter!“ fluchte er, freilich leise genug. „Was ist das für eine verzweifelte Geschichte! Was habe ich da gemacht? Wo hatte ich auch nur meine Gedanken? Mußte mir nicht Alles an den Beiden sagen, daß das keine simple Edelleute waren? Und gar für einen Forstcandidaten hielt ich den Großherzog! Und den alten Herrn für einen Förster! Und es ist darauf zu schwören, es war der alte General Graf Walther, der frühere Gouverneur und jetzige erste Adjutant des Fürsten. Himmel, und wie habe ich ihn behandelt! Alter Herr, thun Sie das, vorn, alter Herr, thun Sie das, hinten. Und nun gar erst den Großherzog selbst! An die Deichsel habe ich ihn gespannt, und ich hatte meine Freude daran, daß das Grafensöhnlein stärker ziehen solle, als ich. Und — du großer Gott, ich sagte ihm gar in das Gesicht, der alte Herr scheine sich auf das Kinderwarten zu verstehen. Sein früherer Gouverneur! Noch vor wenigen Monaten! Nun, wenn das nicht Hochverrath ist! Und in seinem Lande herrsche vor allen Dingen der chinesische Zopf! Kann man ärgeres Mißvergnügen gegen eine Regierung zu erregen suchen? — Dieses verdammte Incognitoreisen! Auch der alte Herr fluchte in seinem Zorne genug darüber. Jetzt merke ich es. Jetzt, da es zu spät ist! — Zu spät! Könnte er, der Fürst, mir auch noch verzeihen wollen — er schien ein gutes Herz zu haben und auch mir nicht sonderlich gram geworden zu sein — den Alten habe ich gar zu toll maltraitirt, der verzeiht mir das in seinem Leben nicht. — Hoffentlich haben sie meinen Namen vergessen. Sander, es ist beinahe ein Name wie Schneider, Schröder, Müller, Schultze. Und bin ich erst Syndikus in diesem Winkel des Landes, so wird ihnen der Name schwerlich wieder jemals zu Ohren kommen. — Aber, Rudolph Sander, Rudolph Sander, keine dummen Streiche mehr gemacht. Dieser muß der letzte gewesen sein. Nun solide, ehrbar, keinen Grafensohn und keinen Philister mehr gefoppt!“

Bei diesem festen Entschlusse war er angelangt, als es auf einmal in dem Wirthshause und in der Wirthsstube lebendig wurde.

Wenn in ein kleines Landstädtchen ein unerwartetes Ereigniß einschlägt, so gleicht die ganze Einöde, mit allen ihren kleinern Einöden darin, urplötzlich einem hin- und herstürmenden, summenden und brausenden Bienenschwarme.

Zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Menschen stürzten in die Wirthsstube. Es waren kräftige, derbe Männer, und Alle hatten erhitzte Gesichter.

Der Gasthof zum Bären war der Versammlungsort der Fleischerzunft in Andelfingen und ihrer Anhänger.

„Habt Ihr es gehört, der Großherzog kommt morgen.“

„Er will sich die Stadt besehen.“

„Er will einen ganzen Tag hier bleiben.“

„Nein, drei Tage wird er bleiben.“

„Da muß etwas Großes geschehen.“

„Und von den Fleischern muß es ausgehen.“

„Die Fleischer müssen sich auszeichnen.“

„Die Krämer müssen wir in den Hintergrund stellen.“

Es kamen neue Mitglieder der Zunft.

„Habt Ihr schon die Schande gehört?“

„Welche Schande?“

„Es darf nicht geduldet werden. Es ist Verrath gegen die Stadt. Es ist ungültig, null und nichtig. Die ganze Bürgerschaft muß dagegen aufstehen.“

„Aber was habt Ihr denn?“

„Still, da kommt der Herr Stadtälteſte. Er iſt unſer Schutz, unſer Schirm. Er wird wiſſen, was zu thun iſt. Mit ihm wollen wir berathen, beſchließen.“

Es entſtand vollkommene Stille.

Der Herr Stadtälteſte Meiſter Gottlieb Wurſter war eingetreten.

Es war ein ſehr wohlgenährter, ſtarker Mann. Alles an ihm hatte ungeheure Dimenſionen; nur ſeine Stirn war etwas zurückgeblieben. Wenn man ihn anſah, mußte man unwillkürlich an den mardi gras denken.

Bei ſeiner Partei ſtand er ſichtlich in großem Anſehen. Er ſchien ihnen eine unbedingte Autorität zu ſein.

Es wurde ihm ein erhöhter Sitz eingeräumt. Er nahm ihn ein, mit dem Bewußtſein, daß er ihm gebühre.

Alles horchte auf ſeine kommende Rede.

Er redete.

„Ja, meine Zunftgenoſſen, meine Freunde, meine Mitbürger! Unſrer guten Stadt ſoll ein großes Heil widerfahren. Morgen wird unſer theurer Landesvater, Seine königliche Hoheit, unſer allergnädigſter Großherzog, der Stadt Andelfingen die Gnade erzeigen, in ihren getreuen Mauern ein Frühſtück und andere Pferde zu nehmen. Und an uns wird es ſein, unſern erhabenen Monarchen in einer der Stadt würdigen Weiſe zu empfangen. Aber ja, meine Freunde und Zunftgenoſſen, es iſt uns auch ſchon der entſetzliche Schimpf angethan, daß die Krämerzunft, mit dem Bürgermeiſter an der Spitze, indem dieſer Beamte die Nachricht von der Ankunft Seiner königlichen Hoheit geheim zu halten gewagt hat, einſeitig, hinter unſerm Rücken Verabredungen und Anſtalten zum Empfange des Monarchen getroffen hat.“

„Es iſt ein Schimpf und eine Schande!“ riefen die Anweſenden.

„Ja, meine Freunde, das iſt es. Aber es iſt auch Alles, was ſie beſchloſſen haben mögen, null und nichtig.“

„Null und nichtig, Herr Stadtälteſter! Das haben wir auch ſchon geſagt.“

„Und wir werden uns keinem Jota von den Beſchlüſſen dieſer Krämerzunft unterwerfen.“

„Bravo, keinem Jota!“

„Aber dagegen werden wir, die löbliche Fleiſcherzunft, andere Anſtalten zu einem würdigen Empfange des Landesherrn treffen, und wehe dem, der es wagen ſollte, ſie nicht zu reſpectiren.“

„Bravo, hurrah, wehe!

„Es kommt nun nur darauf an, was für Anſtalten wir beſchließen wollen. Und da, meine Freunde, will ich mich einzig und allein Eurer Einſicht und Eurem Rathe unterwerfen.“

„Welche edle Beſcheidenheit!“ riefen Mehrere.

Dadurch wurde der Redner noch beſcheidener.

„Ihr wißt Alle, daß ich nur ein einfältiger Fleiſcher bin, den bloß Eure Gunſt auf den hohen Poſten eines Stadtälteſten erhoben hat. Wenn das neue Schlachthaus, das wir projectiren, mit Gottes Hilfe zu Stande kommen ſollte, dann bin ich wohl der Mann, der wiſſen wird, was zu thun iſt. Dann werde ich einen großartigen Triumphzug der geſammten Bürgerſchaft nach dem neuen Gebäude vorſchlagen, und da wir im Magiſtrate zwei Fleiſcher haben, und ich vor keinem Menſchen Etwas voraus haben will, ſo werde ich den Antrag ſtellen, daß aus unſrer, des wohlweiſen Magiſtrats, Mitte ein Ochſe gewählt werde, welcher mit Lorbeer gekrönt der geſammten Bürgerſchaft würdig voran ſchreite.“

„Bravo, bravo! Unſer würdiger Herr Stadtälteſter hoch!“

„Ich danke Euch, meine Freunde. Aber wenn ich danach mich nun auch auf Schlachthäuſer und was ſonſt zu meinem Gewerbe gehört, verſtehe, ſo bekenne ich Euch doch gern und aufrichtig meine Unkenntniß in anderen höheren Staatsaffairen. Dagegen hoffe ich, daß Manche unter Euch mehr davon verſtehen und alſo mit guten Vorſchlägen zum Empfange Seiner königlichen Hoheit hervortreten werden. Darum bitte ich Euch nun.“

Der Redner ſchwieg.

Allein auch die Menge blieb auf einmal ſchweigend.

Sie hatten ſich wohl darüber entrüſten können, daß ihre Gegner ihnen zuvorgekommen ſeien. Sie wußten Alle wohl, daß ſie Etwas thun müßten, auch im Allgemeinen, was dies ſei, daß ſie den Landesherrn feierlich empfangen müßten. Aber über die Einzelnheiten, über das Wie weiß die Menge gewöhnlich Nichts, wußten auch ſie Nichts.

„Nun, meine Freunde, weiß denn Keiner Etwas?“

„Wir müſſen den Großherzog empfangen!“ rief endlich Einer muthig.

Sein Muth machte Andern Muth.

„An den Stadtthoren!“ rief ein Anderer.

„Ja, ja, an den Stadtthoren.“

„Aber,“ bemerkte ein Vorſichtiger, „die Stadt hat, Gott ſei Dank, wohl mehrere Thore, durch Eins kann er jedoch nur kommen.“

Der Gedanke war richtig und er brachte Verwirrung in die Köpfe.

Zum Glück fand Einer ein Auskunftsmittel.

„Wir empfangen den Herrn an der Grenze des Weichbildes der Stadt.“

Das war ein glücklicher Gedanke. Er zündete.

„Und reiten ihm bis dahin entgegen.“

„Wir Fleiſcher allein.“

„Es iſt ein altes Privilegium unſers Gewerkes.“

„Und wir übergeben ihm die Schlüssel der Stadt.“

„Aber, meine Herren,“ warf der Vorsichtige ein, „das muß ja der dirigirende Bürgermeister thun.“

„Nichts da, wir thun es.“

„Und wir halten eine Rede dann.“

„Wir Alle?“

„Unser Herr Stadtältester Wurster hält sie für uns Alle.“

„Aber auch das ist ja Sache des dirigirenden Bürgermeisters.“

„Nichts da. Wir thun es.“

„Der Bürgermeister kann ja auch nicht einmal sprechen.“

„Ja, ja, er stottert. —“

Das war allerdings ein eben so wahrer, wie wichtiger Umstand. Der dirigirende Bürgermeister der Stadt Andelfingen stotterte.

Die ganze Fleischerzunft triumphirte in diesem Augenblicke darüber. Schon nach dem Rechte mußte daher der Nächste nach dem Bürgermeister, der Stadtälteste Wurster, die Anrede an den Landesherrn halten.

Nur dem Herrn Stadtältesten Wurster selbst schien dabei nicht ganz wohl zu sein. Es ging ihm wie der Menge, zu der er ja gehörte. Seine persönliche Eitelkeit kam hinzu. Er wollte Alles als der Erste thun; jedes Einzelne schreckte ihn.

„Aber, meine Freunde,“ rief er, „ich kenne den neuen Landesherrn nicht.“

„Wir auch nicht.“

„Ich habe in meinem Leben noch keinen König oder Fürsten gesehen.“

„Wir auch nicht.“

„Wie macht man es denn, wenn man einen solchen Herrn anredet?“

„Man hält eine Anrede an ihn.“

„Was sagt man ihm?“

Das wußte Keiner. Man verstummte. Es entstand eine ängstliche Pause.

Der Rechtspracticant Rudolph Sander war während dieser Berathung ruhig an seinem Tische sitzen geblieben. Er war nur nicht mehr einsam und er hatte nicht mehr träumen können.

Neben ihm hatte ein alter, derber Meister Platz genommen, dem man es ansah, daß er unter seinen Zunftgenossen Etwas galt. Er sah, als auf die letzte Frage Niemand eine Antwort wußte, in trotziger Verlegenheit zuerst vor sich hin, dann seinen Nachbar an.

Rudolph Sander hatte sich noch vor einer halben Stunde zugeschworen, in seinem Leben keinen dummen Streich mehr zu machen. Was helfen alle Schwüre, wenn den Menschen der Kitzel sticht?

„Ich habe schon oft solchen Empfangsfeierlichkeiten beigewohnt,“ sagte er etwas leise zu seinem Nachbar.

Der alte Fleischer sah ihn an. Das hübsche, lebendige, offene Gesicht des jungen Mannes schien ihm zu gefallen.

Er rückte näher zu ihm.

„So?“ fragte er.

„Die Fleischergilden,“ fuhr der junge Mann fort, „haben überall den ehrenvollen Vorzug, den hohen Herrschaften entgegenzureiten und sie zu der Stadt zu geleiten.“

Er hatte mit einem Schlage das volle Vertrauen des alten Fleischers gewonnen.

„Ja, ja, Herr, so ist es. Aber wie haben sie sich dabei zu benehmen?“

„Das ist sehr einfach. Sie reiten nur paarweise. Nicht wahr, das ist leicht?“

„Kinderleicht.“

„Sie tragen Alle lange Stiefel mit Sporen.“

„Die haben wir.“

„Enge, gelblederne Beinkleider.“

„Die haben wir auch.“

„Blaue Röcke.“

„Auch die haben wir.“

„Runde Hüte.“

„Auch die, auch die.“

„So reiten Sie an den fürstlichen Wagen heran.“

„Begreiflich.“

„Sie stellen sich an diesem zu beiden Seiten auf.“

„Zu Pferde doch?“

„Zu Pferde. Der Anführer reitet an den Wagenschlag, versteht sich an den linken. Hier hält er seine Anrede.“

„Aber was redet er?“

„Er beginnt: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Großherzog, Allergnädigster Großherzog und Herr —“

„Halt, junger Herr,“ unterbrach den Rechtspracticanten auf einmal der alte Fleischer. „Bleiben Sie hier ein paar Minuten ruhig sitzen. Ich komme gleich wieder zu Ihnen.“

Er stand auf und ging graden Schrittes auf den Stadtältesten zu, der noch immer die schwierige Antwort auf seine letzte Frage erwartete.

Er sprach geheimnißvoll mit ihm.

„Gevatter Wurster, ein Wort.“

„Was steht zu Diensten, Gevatter Ochsner?“

„Da ist ein junger Mann hier, der weiß es an den Fingern herzuzählen, wie man die vornehmen Herrschaften empfangen muß.“

„Was, was, Gevatter Ochsner?“

Der Gevatter Ochsner wiederholte Wort für Wort seine Unterredung mit dem Rechtspracticanten.

Dem Stadtältesten leuchteten die Augen.

„Da haben wir unsern Mann, Gevatter Ochsner.“

„Das habe ich mir auch gedacht.“

„Führt den Mann zu mir, Gevatter Ochsner. Oder besser — die Alle hier brauchen

ja nicht zu wiſſen, was wir mit ihm verhandeln — geht mit ihm in ein anderes Zimmer. Ich folge Euch."

Der Gevatter Ochsner war damit einverſtanden.

Er kehrte zu Rudolph Sander zurück.

„Junger Herr, gingen Sie wohl auf einen Augenblick mit mir hier nebenan?"

„Warum nicht, lieber Herr?"

In dem Geſichte des jungen Mannes ſtrahlte wieder die helle Freude, mit der er am Tage vorher ſein Reiſeabenteuer eingeleitet hatte.

Er ging mit dem alten Fleiſcher in ein Nebenzimmer.

„Meine Freunde," ſagte der Stadtälteſte Wurſter, „um über unſern wichtigen Gegenſtand reiflicher nachdenken zu können, machen wir eine kleine Pauſe. Ich bin gleich wieder bei Euch."

Er ging in's Nebenzimmer.

„Ah, mein Herr, mein Gevatter hier hat mir Alles geſagt, was Sie mit ihm geſprochen haben. Fahren Sie jetzt, wenn ich bitten darf, in meiner Gegenwart fort."

Eliſe Althaus hatte dem jungen Rechtspraktikanten anempfohlen, dem Stadtälteſten Wurſter vor allen Dingen den Hof zu machen.

„Ich fange hier gleich an," ſagte er zu ſich.

„Sehr gern, verehrter Herr Stadtälteſter," erwiderte er. „Sie ſelbſt werden doch die Rede an Seine königliche Hoheit halten?"

„Verſteht ſich!" antwortete der Stadtälteſte, der ſeinen vollen Muth wiedergewonnen hatte.

„Sie beginnen alſo: Allerdurchlauchtigſter —

„Das kenne ich ſchon, mein Herr."

„Schön. Sie fahren dann fort: Die hohe Gnade, welche Eure königliche Hoheit heute unſrer Stadt erzeigen, iſt für die getreuen Bürger derſelben ein Ereigniß, welches für alle Zeit in unſern Herzen fortleben wird."

„Gut, gut!"

„Mit Flammenſchrift ſteht es in unſrer Bruſt eingegraben. In unſern ſpäteſten Tagen noch —"

„Halt, mein Herr — thäten Sie mir einen Gefallen?"

„Was wünſchen Sie, verehrter Herr Stadtälteſter?"

„Das iſt eine treffliche Rede. Schrieben Sie mir die wohl auf?"

„Sehr gern."

„Aber vollſtändig, bis zum Schluß."

„Bis zum Schluß."

„Und, nicht wahr, recht deutlich, damit man ſie auswendig lernen kann?"

„Auch das. Aber Sie können ſich ja auch ſo einrichten, daß Sie ſie unvermerkt ableſen können."

„Was? Unvermerkt?"

„Sie müſſen doch während der Rede Ihren Hut in der Hand halten."

„Gewiß."

„Nun laſſen Sie das Concept der Rede einfach inwendig in den Hut nähen."

„Herr, das iſt ein himmliſcher Gedanke. — Aber hören Sie, da fällt mir Etwas ein. Sie müſſen mir einen großen Gefallen erzeigen."

„Sehr gern, Herr Stadtälteſter."

„Wir müſſen den Herrn an der Grenze des Weichbildes empfangen."

„So iſt es."

„Was meinen Sie, wenn wir die Sache ſchon heute probirten? An Ort und Stelle?"

„Das iſt ein vortrefflicher Einfall."

„Wir reiten zu der Grenze hinaus. Einer macht dort den Großherzog. Sie machen ihn. Ich halte die Anrede, die Sie mir vorher aufſchreiben. Wir Alle rufen Hurrah. Wir begleiten den durchlauchtigſten Wagen zur Stadt. Wir überreichen die Schlüſſel. Wir machen Alles, wie es morgen ſein muß. Sind Sie dabei?"

Dem jungen Rechtspraktikanten lachte auch diesmal das leichtſinnige Herz im Leibe.

„Laſſen Sie anſpannen, lieber Herr," rief er.

„Anſpannen? Wir reiten ja."

„Der Großherzog ſitzt im Wagen. Einen Wagen, und zwar einen vierſpännigen, müſſen wir mitnehmen."

„Herr, Sie ſind nicht mit Gold zu bezahlen. Und Sie und ich wollen in dem Wagen hinausfahren, damit wir unterwegs noch Alles beſprechen können. Mein Pferd laſſe ich mir nachführen. Sind Sie auf der Stelle bereit?"

„Auf der Stelle."

„Darf ich Sie noch um Ihren Namen bitten?"

„Ich bin ein junger Reiſender. Nennen Sie mich Sanderus."

„Alſo, Herr Sanderus, ſchreiben Sie mir jetzt die Rede auf. Ich beſorge unterdeß alles Andere."

Der Herr Stadtälteſte kehrte zu ſeinen Freunden zurück. Er theilte ihnen mit, daß und wie, unter Anleitung eines jungen Reiſenden, der von Allem genau Beſcheid wiſſe, eine Empfangsprobe gemacht werden ſolle, und er forderte die Anweſenden auf, ſich ſofort bereit zu machen und ſo in einer halben Stunde vor dem Gaſthofe wieder zuſammenzutreffen. Dringend empfahl er ihnen aber, Keinem, der nicht zur Zunft gehöre, von der Probe und was ihr Ausreiten zu bedeuten habe, Etwas zu ſagen, damit die Krämer nicht irgend ein Hinderniß aufſtellen möchten. —

Die Befehle des Stadtälteſten wurden pünktlich vollzogen. In einer halben Stunde hielt die ganze löbliche Fleiſcherzunft Andelfingens vor dem ſchwarzen Bären. Es waren wirklich ſtattliche Figuren und wenn man ſie anſah, brauchte man ſich nicht mehr mit den deutſchen Gelehrten den Kopf darüber zu zerbrechen, wie und woher das faſt allgemeine

Privilegium der Fleischerzünfte entstanden ist, bei dem Empfange vornehmer Herrschaften diesen als geschlossene Körperschaft entgegenzureiten und den Wagen in die Stadt zu begleiten. Welche andere Gilde oder Zunft hätte eine solche präsentable Reiterschaar aufweisen können?

An der Spitze des Zuges hielt der Herr Stadtälteste Wurster in einer langbespannten vierspännigen offenen Kutsche.

Zu ihm mußte sich Rudolph Sander setzen.

So ging der Zug zu dem Thore des Städtchens hinaus.

Zu welcher Verwunderung der Bewohner, die nicht wußten, was das zu bedeuten hatte!

Zu welchem Schrecken der Krämer, die etwas Gefährliches ahnten, und das gefährliche Geheimniß nicht ergründen konnten! —

Der Zug langte an der Grenze des städtischen Weichbildes an; es befand sich dort an der Chaussee ein Wirthshaus. Unmittelbar vor dem Wirthshause sollte morgen der Empfang, also auch heute die Probe stattfinden.

Eine Menge Menschen hatte sich dort schon eingefunden. Sämmtliche Angehörige der Fleischerzunft, die nicht beritten waren. Sie sollten das zuschauende Publicum bilden und zur rechten Zeit Hoch, Hurrah und so weiter rufen. Auch die Damen des löblichen Fleischergewerkes fehlten nicht. Sie waren in Wagen vorausgekommen. Die große, starke Tochter des Stadtältesten war auch dabei. Und sie war gar nicht häßlich, und vor dem jungen Herrn Sanderus, der als der Landesherr zur Rechten ihres Vaters in dem Wagen saß, verneigte sie sich mit sehr verschämter Liebenswürdigkeit.

Der verständigen Elise Althaus hätte es doch einen Stich in das Herz geben können.

Rudolph Sander aber war wieder einmal in seiner vollsten übermüthigen Laune.

Der Stadtälteste wollte die Probe beginnen.

Rudolph Sander hielt ihn zurück.

„Noch ein Wort, Herr Stadtältester.“

„Herr Sanderus?“

„Man muß sich auf Alles gefaßt machen.“

„Löbliche Vorsicht, Herr Sanderus.“

„Es kann bei dem Empfange Jemandem ein Unfall begegnen. Man kann in der Rede stecken bleiben.“

„Das wolle Gott nicht.“

„Aber es kann passiren. Für den Fall empfehle ich Ihnen ein gutes Mittel.“

„Lassen Sie hören.“

„Sie nehmen vorher einen vertrauten Mann auf die Seite, der auf den ersten Wink von Ihnen das Publicum Hurrah, Hoch und dergleichen schreien läßt. Ein solches Schreien, besonders wenn es recht aus Leibeskräften kommt, setzt über alle Verlegenheiten hinweg.“

„Das ist ein köstlicher Rath, Herr Sanderus.“

„Und nun voran, Herr Stadtältester.“

Der Stadtälteste nahm seinen Gevatter, den alten handfesten Meister Ochsner, auf die Seite, sprach ein paar heimliche Worte mit ihm und commandirte dann:

„Aufgesessen!“

Sämmtliche Fleischer saßen auf und stellten sich zu zwei und zwei in Reihe und Glied. Er selbst ritt an ihrer Spitze.

„Der Wagen fährt vor!“

Die vierspännige Kutsche war gemeint, in welcher Rudolph Sander den Fürsten vorstellen sollte.

Der Kutscher mußte ihn eine Strecke weit aus dem städtischen Weichbilde hinausfahren, ihn dann umdrehen, und so vor dem Wirthshause vorfahren.

Er fuhr bis an die Fleischer, bis zu dem Stadtältesten an ihrer Spitze.

Zu beiden Seiten stand das zahlreiche Publicum. Alle, Publicum und Fleischer, hielten sich in einer feierlichen Stille.

Der Wagen machte Halt.

Die Fleischer und das männliche Publicum nahmen die Hüte ab. Der Stadtälteste ritt gravitätisch an den Wagen heran. Rudolph Sander bückte sich huldvoll zum Wagen hinaus.

Der Stadtälteste räusperte sich, warf einen Blick in seinen Hut, in dessen Innerem das Concept seiner Rede festgenäht war, und begann:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Großherzog!“

Die Stimme des Fleischers zitterte doch etwas.

„Lauter, lauter!“ flüsterte ihm Rudolph Sander zu.

Da entwickelte sich ihre ganze Kraft, und sie war kräftig, wie sein ganzer Körper.

„Allergnadigster Großherzog und Herr!“ schrie er, daß die Pferde beinahe scheu wurden.

„Herrlich, herrlich, Herr Stadtältester. Weiter.“

Der Fleischer fuhr fort:

„Die hohe Gnade, welche Eure königliche Hoheit heute unsrer guten Stadt Andelfingen erweisen —“

„Allmächtiger Gott!“ rief auf einmal Rudolph Sander, und er erblaßte.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Stadtälteste.

Zwei Herren waren aus einem Seitenwege auf die Chaussee gekommen.

Ein schöner junger Mann mit einem feinen schwarzen Schnurrbarte und mit blitzenden schwarzen Augen. Ein älterer Herr mit einem großen blonden Schnurrbarte und mit steifer militärischer Haltung.

Sie hatten die Menge Menschen, den ungewöhnlichen Aufzug mitten auf der Chaussee gesehen. Sie waren neugierig herangetreten, unter das Publicum, das der Empfangprobe beiwohnte.

„Allmächtiger Gott!“ rief der erblaßte junge Mann, der den zu empfangenden Fürsten vorstellte.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Stadtälteste. „Rede ich noch nicht laut genug?“

„Um des Himmelswillen, Herr Stadtältester —. Ich beschwöre. Weniger —“

„Noch lauter? O, ich kann meine Stimme noch mehr erheben.“

Und er wiederholte mit einer furchtbaren Stimme:

„Die hohe Gnade, welche Eure königliche Hoheit heute der guten Stadt Andelfingen —“

Man konnte es eine Viertelstunde weit hören.

Der junge Fremde sah seinen älteren Begleiter einen Augenblick mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung an.

Der alte Herr war fast braun im Gesichte geworden.

Dem jungen Rechtspracticanten rann der Angstschweiß von der Stirn.

„Leise, leise! Schreien Sie nicht so!“ rief er dem schreienden Stadtältesten zu. „Herr, ich beschwöre Sie, schreien Sie nicht so“

Der Stadtälteste sah ihn verwundert an.

„Fehlt Ihnen Etwas, Herr Sanderus?“ fragte er wieder.

„Nein, nein, aber, aber —“

Es wirbelte ihm im Kopfe.

Auf einmal kam ihm ein rettender Gedanke. Ein rettender, so meinte er.

„Lassen Sie Hurrah rufen!“ flüsterte er dem Stadtältesten zu. „Ich werde Ihnen nachher sagen, warum.“

Der Stadtälteste gehorchte. Er gab seinem Gevatter einen Wink.

Auch der Meister Ochsner hatte eine kräftige Stimme.

„Hurrah hoch!“ rief er mit dieser Stimme. „Unser durchlauchtigster Großherzog soll leben hoch! Hoch! Hoch!“

„Hoch, hoch! Unser durchlauchtigster Großherzog!“ rief das gesammte Publicum nach, und sie hatten Alle tüchtige Kehlen.

Der junge Fremde und der alte, steife Herr sahen sich mit neuem Erstaunen, dann mit Verlegenheit an.

„Sollte man uns erkannt haben?“ fragten sich ihre Blicke.

Der alte Herr warf dem Jüngern einen Wink zu, ob es nicht rathsam sei, sich still wieder zu entfernen.

Der Jüngere erwiederte den Wink bejahend.

„Gott sei Dank!“ holte Rudolph Sander tief Athem.

„Herr Stadtältester, lassen Sie noch immer zu schreien!“

Der Stadtälteste ließ noch immer zu schreien.

„Der Großherzog hoch! Hurrah hoch!“

Aber der junge Rechtspracticant hatte dennoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Der Meister Ochsner befand sich in der Nähe der beiden Fremden.

Er sah, daß diese nicht mit Hurrah, hoch, riefen. Er wurde zornig.

„Ihr Herren, warum ruft Ihr nicht mit?“ fuhr er sie an.

Der jüngere Herr antwortete mit seinem eigenthümlich lächelnden, der alte Herr mit seinem ingrimmigen Blicke.

Das verdroß den Fleischermeister noch mehr.

„Wollt Ihr gleich mit rufen, Ihr Herren?“

Nun aber wurde er grob; hier konnte endlich auch einmal der alte Herr seinem Zorn nach Herzenslust Luft machen.

„Zum Teufel, was gehen uns Eure Narrheiten an. Lasse Er uns in Ruhe!“

Er wollte sich mit seinem Begleiter entfernen.

Aber auch der alte Herr hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Der Meister Ochsner vertrat ihnen den Weg.

„Was?“ rief er zornig. „Was, Herr, Sie wollen unsern Großherzog nicht leben lassen? Im Augenblicke rufen Sie: Es lebe der Großherzog! Und laut sollen Sie es rufen. Und alle Beide sollen Sie es rufen! Im Augenblicke! Oder Ihr sollt erfahren, wie die löbliche Fleischerzunft in Andelfingen die schlechten Patrioten behandelt!“

„Ich bin doch verloren!“ sagte Rudolph Sander. „Nun soll er sogar sich selbst leben lassen.“

Aber der jüngere Fremde rief schon mit freundlichem Lächeln: „Es lebe der Großherzog!“

Und nun öffnete auch der alte Herr seinen Mund, um es gleichfalls zu rufen.

Und Rudolph Sander athmete noch einmal auf.

Da sollte er doch verloren sein, ganz, völlig verloren. —

Der Zug der Fleischer zu der Empfangsprobe an der Grenze des städtischen Weichbildes hatte in der Stadt Andelfingen kein Geheimniß bleiben können. Damen hatten ja darum gewußt.

Der Bürgermeister und die gesammte Krämerzunft geriethen in einen ungeheuren Zorn, als sie davon erfuhren.

„Das ist Hochverrath!“ rief der Bürgermeister. „Das ist ein Eingriff in die Majestätsrechte. Das ist ein Attentat gegen die geheiligte Person des Landesherrn selbst. Dem muß von der Polizei entgegengetreten, das muß von dem Gerichte bestraft werden!“

Er eilte zu dem Stadtrichter.

Der Stadtrichter war ein alter Mann. Er schlug das neue Strafgesetzbuch auf. Er machte ein bedenkliches Gesicht.

„Klar steht es nicht darin, Herr Bürgermeister. Man kann aus diesen neuen Gesetzbüchern Alles machen. Aber einigermaßen, ich wollte sagen gewissermaßen, könnte man

den Fall allerdings unter die Lehre vom Hochverrath zu ziehen gemeint sein mögen."

„Das ist mir genug, Herr Stadtrichter. Also voran!"

Der Vater der Stadt Andelfingen nahm berittene Gensd'armen und Polizeidiener zu Hülfe, so viele er deren in der Eile auftreiben konnte. Er warf sich selbst auf ein Pferd.

Sie sprengten nach der Grenze des städtischen Weichbildes.

Sie langten bei der Empfangprobe an.

„Im Namen des Gesetzes!" rief der Bürgermeister seinen Leuten zu. „Man arretire die sämmtlichen Rädelsführer!"

Eben hatte auch der alte, steife Herr gerufen: „Es lebe der Großherzog! Hoch!"

„Auch ihn! Auch ihn!" rief der Bürgermeister. „Wer hier Hoch! ruft, ist ein Hochverräther!"

Der alte Herr wollte sich verwundert nach ihm umsehen.

Da hielt ihn ein riesiger Polizeidiener fest.

„Hölle und Teufel, was ist denn das?" fluchte der alte Herr.

„Sie haben Hoch! gerufen! Sie sind ein Hochverräther!"

„Aber, alle Teufel, sind wir denn in Abdera oder in Schöppenstedt? Zuerst soll man ein schlechter Patriot sein, wenn man nicht Hoch! ruft, und dann gar ein Hochverräther, wenn man es ruft, wenn man es gar aus Leibeskräften ruft!"

Sein junger Begleiter hatte lange an sich gehalten. Er konnte es nicht mehr. Sein lautes Lachen platzte los.

Der Bürgermeister gerieth in neuen Eifer.

„Was, junger Mann, Sie wollen hier lachen? Wissen Sie, daß Sie sich dadurch des Hochverraths unmittelbar theilhaftig machen?"

„Nun, da hört doch wahrhaftig Alles auf!" rief der alte Herr.

„Herr," fuhr er den Bürgermeister an, „gegen wen sollen wir denn hier eigentlich Hochverrath begehen?"

„Gegen unsern allergnädigsten Großherzog."

„Hölle und alle Teufel, und wissen Sie denn, Herr, wen Sie da vor sich haben?"

„Einen Hochverräther!" rief der Bürgermeister.

„Den Großherzog haben Sie vor sich, Herr! Den Großherzog selbst! Und ich bin der General Walther. Und nun, Herr —"

Ich, der Erzähler dieser wahren Geschichte, kann meinen Lesern und mir nun einmal nicht anders helfen. Ein Fürst, auch wenn er incognito reiset, muß unter dem Staubmantel, dem Oberrocke oder einem andern Oberkleide seinen Ordensstern tragen und ihn zu der geeigneten Zeit sehen lassen.

Auch der junge Großherzog trug ihn, und er schug seinen Staubmantel zurück, und alle Welt sah den Orden und erkannte den Landesherrn, und der Bürgermeister —

Er hatte nicht gestottert, so lange er in Eifer war. Es geht manchen Stotternden so. Als er aber in Verlegenheit kam, konnte er kein Wort mehr hervorbringen.

Freilich konnte das auch kein Anderer. Alle waren wie plötzlich vom Donner gerührt.

Doch Einer nicht.

Der junge Rechtspraktikant Rudolph Sander war wie der Blitz aus dem vierspännigen Wagen gesprungen.

„Es lebe unser wirklicher allergnädigster Großherzog hoch!" rief er.

Und das ganze Publicum rief es ihm nach, laut, jubelnd, donnernd.

Und während sie es riefen, sprang Rudolph Sander zu dem Stadtältesten Meister Wurster.

„Ihre Rede gehalten, Herr! Vorwärts!"

„Jetzt? Jetzt, Herr?"

„Jetzt, jetzt, Herr! Vorwärts! Aber schreien Sie nicht so laut, wie vorhin."

Und der Herr Stadtälteste setzte mit feierlichem Gesichte sein Roß in Bewegung, und der ganze Zug der Fleischer folgte ihm, nicht minder feierlich, und sie ritten auf den jungen Landesherrn zu, und als der Stadtälteste bei ihm anlangte, begann er mit sicherer, und, wie der Rechtspraktikant ihn ermahnt hatte, nicht zu lauter Stimme seine Rede:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Großherzog!" Und so weiter, und er hielt sie ohne Stocken vom Anfange bis zum Ende, und als sie zu Ende war, rief er jetzt lauter: „Unser Durchlauchtigster Großherzog soll leben hoch!" Und noch einmal riefen es Alle mit, daß es kein Ende nehmen wollte.

Als es aber zu Ende war, sah man den jungen Großherzog gerührt, und auch der alte Herr, sein erster Adjutant, der General Graf Walther, mußte sich mit der Hand über die Augen fahren."

Der Landesherr sprach darauf aber freundlich:

„Meine lieben Herren, wir sind hier gegenseitig überrascht worden. Auf Ihrer Seite hat die Ueberraschung, wie ich sehe, nur frohe Gesichter zurückgelassen. Und was mich betrifft, ei, meine Freunde, ich wünschte, mein Schicksal behielte mir immer nur solche glücklichen Ueberraschungen vor."

„Hurrah, hoch, hoch!" jubelte die Menge.

Der Fürst fuhr fort:

„Ich hatte erst morgen hierher kommen wollen. Jetzt muß ich schon wohl bei Ihnen bleiben. Und — ich darf diesen Wagen besteigen, der ja für mich und doch wieder nicht für mich bestimmt war. Und Sie, Herr Bürgermeister, der Sie mich zu Ihrem Gefangenen machen wollten, Sie werden nun wohl als mein Gefangener zu mir einsteigen müssen. Und dann —"

Sein Auge ſuchte unter den Anweſenden umher. Es mußte lange ſuchen, bis es fand.

Rudolph Sander hatte ſich ganz, ganz nach hinten, in die letzten Reihen des Publicums gedrückt.

„Kommen Sie nur hervor,“ rief ihm der Fürſt zu.

Der junge Rechtspraktikant mußte hervorkommen.

„Verloren!“ ſagte er. „Auf mir allein wird der ganze Hochverrath hängen bleiben. Ich habe den Landesherrn geſpielt. Ich habe mir fürſtliche Ehren erweiſen laſſen. Und das Geſtrige kommt hinzu. Verloren! — Dieſe verdammten dummen Streiche!“

„Ah,“ empfing ihn der Fürſt, „Sie müſſen doch Ihren Platz wieder einnehmen. Keine Umſtände. Habe ich an Ihrer Seite die Deichſel ziehen müſſen, ſo können Sie ſchon an meiner Seite im Wagen ſitzen. Uebrigens habe ich mich ſeit geſtern nach Ihnen erkundigt. Ich wußte ja, daß ich Sie in Andelfingen wiederfinden würde. Die Nachrichten, die der Telegraph mir gebracht hat, ſind von der Art, daß ich Sie wohl ſchwerlich der guten Stadt Andelfingen als ihren Syndikus empfehlen dürfte. Das zeigt mir auch wieder das heutige Abenteuer. Haben Sie hier ſchon heute einen ſo eigenthümlichen Einfluß ausüben können, wie würde das werden, wenn Sie erſt Syndikus der Stadt wären! Dagegen werden Sie in der Reſidenz dem Zopfe Ihr Opfer bringen, der nun einmal noch in meinem Lande regiert, und wenn Sie Ihr drittes Examen glücklich beſtanden haben, ſo werden Sie hoffentlich noch lange mit mir an einer Deichſel ziehen, wie ich geſtern mit Ihnen gezogen habe. — Eingeſtiegen, meine Herren!“

Und der junge Rechtspraktikant mußte ſich an die Seite des Fürſten ſetzen, wie gebührendermaßen der dirigirende Stadtbürgermeiſter von Andelfingen an der Seite des Generals Walther ſeinem Landesherrn gegenüber ſaß.

So fuhr der Fürſt im feierlichſten Triumphzuge in die Stadt Andelfingen ein, und der Zug wurde immer größer, und immer zahlreicher mehrten ſich die überraſchten, aber auch die fröhlichen, jubelnden Geſichter. So hat noch kein Fürſt ſeinen Einzug gehalten.

Ein Geſicht jedoch war ſehr traurig und kummervoll.

Eliſe Althaus, die ſchöne Bürgermeiſterstochter, ſaß, die unglücklichen, treuen, blauen Augen voller Thränen, im Pavillon in dem Garten ihres Vaters vor dem Thore.

Was die ganze Stadt erfüllte, das entſetzliche Attentat der Fleiſcher, welches zu züchtigen ihr Vater mit Polizei und Gensd'armen ausgezogen war, und daß ein fremder, junger Reiſender an der Spitze des ſchändlichen Complots ſtehe, das hatte auch die arme Verlobte erfahren, und daß der Fremde eben ihr Verlobter und daß es jetzt mit Syndikat und mit Allem vorbei ſei, darüber hatte ſie keinen Augenblick in Zweifel bleiben können.“

„Verloren!“ rief auch ſie, unter ihren ſtrömenden Thränen, in dem einſamen Pavillon, in welchem ſie den auf ſechs Uhr beſtellten Geliebten erwartete. „Verloren! Wie kann ein verſtändiger Menſch aber auch ſolche dumme Streiche machen?“

Es war ſchon ſechs Uhr vorbei.

Da ſtürzte — ſie hatte das Gartenpförtchen offen gelaſſen; es war ja doch Alles verloren — da ſtürzte der Verlobte in den Pavillon, mit ſtrahlendem Geſichte, mit freudeſunkelnden Augen.

„Du kannſt noch lachen?“ rief ſie ihm entgegen. „Nachdem Du uns ſo unglücklich gemacht haſt? Du wirſt hier nie mehr Syndikus werden.“

„Aber ich werde mit dem Fürſten an einem Strange ziehen,“ jubelte er.

„Mein Gott, der arme Menſch hat den Verſtand verloren. Das iſt das Ende ſolcher dummen Streiche.“

„Nein, nein, mein Engel. Das Syndikat hier habe ich verloren. Aber wie viel Anderes habe ich dafür gewonnen! Der Fürſt ſelbſt läßt mich das dritte Examen machen; Dein Vater hat mir ſo eben beim Abſchiede die Hand gedrückt und mir Glück zu meiner neuen Laufbahn gewünſcht und ſich ſchon im Voraus meiner Protection empfohlen, und als ich ihm darauf ſagte, daß ich die Ehre hätte, ſeine Tochter zu kennen, mir erwiedert, die Ehre ſei auf Seite ſeiner Tochter; und —“

„Ei,“ unterbrach ihn das Mädchen, die ihm doch wohl anſah, daß er den Verſtand nicht verloren habe. „Ei, Du eitler Menſch, ſo was bilde Dir nur nicht ein.“

Und ſie umfing ihn mit ihren Armen, und mitten unter ihren Thränen jubelte und jauchzte ſie nun auch.

Als er ihr dann aber Alles hübſch ordentlich erzählt hatte, meinte die verſtändige Eliſe Althaus:

„Zuweilen kann der Menſch doch einen dummen Streich machen, er muß nur Glück darin haben.“ —

Uebrigens hat Rudolph Sander ſeitdem keine dummen Streiche mehr gemacht, ſein gutes Glück hat er aber behalten. Er bekleidet eine der höchſten Staatsſtellen ſeines Vaterlandes und arbeitet täglich mit ſeinem Fürſten, und wenn ſie mitunter Beide keinen Rath wiſſen, dann weiß ihn die verſtändige Frau Eliſe, die das Sprüchwort zu Schanden macht: Buchweizenſaat und Weiberrath gedeiht alle ſieben Jahre einmal.

Erinnerung an Heinrich Heine.

Von S—d.

Wohl hat nach Heinrich Heine's Tode manche Freundeshand sich bemüht, demselben den letzten Dienst zu erweisen und auch dem Andenken an seine Persönlichkeit eine recht freundliche Stätte bei seinen Landsleuten zu schaffen; schon vor der lange erwarteten Beendigung seiner schweren Leiden, wie auch nach seinem Tode war der kranke Dichter Gegenstand mehrfacher Besprechungen und biographischer Schilderungen, die, Werke der Pietät, großentheils der edlen Absicht ihre Entstehung verdanken, den Schwergeprüften vor Mißdeutungen zu schützen, die da und dort gegen ihn laut geworden waren.

Früher eigentlich als wir erwarteten und zugleich friedlicher und geräuschloser ist der Name des Dichters auf dem Markte der Tagesneuigkeiten verklungen. Das Urtheil über denselben scheint festgestellt und er selbst hiermit zur Ruhe gegangen zu sein, um nur noch in seinen Liedern fortzuleben. Wie dem auch immerhin sei, wir fürchten nicht im Geringsten, zu spät zu kommen, wenn wir erst jetzt mit einer uns liebgewordenen persönlichen Erinnerung an ihn hervortreten; dieselbe wurde nicht ohne Absicht längere Zeit zurückgehalten, denn wenn sie uns den berühmten Dichter und Literaten, dessen Name uns so manche stürmische Literaturfehde in's Gedächtniß ruft, in dem ruhigen Lichte einer nach friedlichem innern Abschlusse strebenden Persönlichkeit zeigte, so sollte sie auch der Oeffentlichkeit nur dann übergeben werden, wenn dies in einem Zeitpunkte geschehen konnte, wo eine leidenschaftliche Erregung über denselben sich in keiner Richtung kund gibt. Daß unsre Mittheilung nicht als eine verspätete mit vermindertem Interesse aufgenommen wird, dafür bürgt uns schon die unvergängliche Popularität des herrlichen Liedersängers, noch mehr aber die Hoffnung, daß wir unsern Lesern ein lebensträftiges Bild mit manchem interessanten Charakterzuge von ihm zu zeichnen vermögen.

Wenn das Mitzutheilende sich auch in den engen Rahmen einer einzigen Unterredung mit dem damals schon fast auf dem Höhepunkt seiner Leiden angelangten Dulder zusammendrängt, so ward uns doch das seltene Glück, daß derselbe vor uns nicht, wie er nach seinen eigenen Worten vor Fremden zu thun pflegte, sich in sein Schneckenhäuschen zurückzog und sein Gedankenkämmerchen absperrte, sondern wie es sich Freunden gegenüber ziemt, legte er offen und ohne künstlichen Schmuck sein reiches Innere dar, wie es je nach der Saite, die angeschlagen wurde, in Erinnerung an frühere Kränkungen leidenschaftlich erregt oder bei Betrachtung seines hülflosen Zustandes in wehmüthig entsagendem Schmerze erklingend, wie es innerlich beruhigender Gewißheit sich behaglich erfreuend oder in Zweifeln schwankend und nach Klarheit ringend, immer aber reich an Geist und tief gemüthlich sich offenbarte.

Als ich im Jahre 1851 meinen Aufenthalt in Paris nahm, gehörte es nicht zu den geringsten Wünschen, die ich dorthin mitbrachte, Heine kennen zu lernen, aber nicht bloß zur Befriedigung der Neugier, welche einen berühmten Mann zu sehen wünscht, um sein Bild sich einzuprägen, sondern einen Blick in diese zwiespältige, räthselhafte Dichternatur wollte ich thun, die so grelle Contraste oft geschwisterlich neben einander zu Tage bringt, die uns bald durch die lieblichsten Bilder, durch die zarteste, innigste Liebesseligkeit und Liebesklage an sich fesselt, um uns dann durch die Disharmonie einer nichts Hohes und Heiliges schonenden Satire hinauszustoßen in die kalte — und wir dürfen wohl sagen, manchmal selbst in die schmutzige — prosaische Welt.

Allein hatte ich mir auch die Erfüllung dieses Wunsches nicht leicht gedacht, so erwies sie sich fast als hoffnungslos, als ich, obwohl viel mit ausgezeichneten deutschen Persönlichkeiten in Paris verkehrend, dennoch längere Zeit nicht einmal zu erfahren vermochte, wo Heine wohnte, als ich vielmehr hierüber die verschiedenartigsten in's Irre leitenden Gerüchte zu hören bekam, die zum Theil an jene gänzlich aus der Luft gegriffenen Behauptungen erinnerten, nach welchen Heine in einer bedrängten äußeren Lage sich in ein Versteck zurückgezogen habe. Das absichtliche Sichverborgenhalten, auf welches ich aus diesem Verschollensein des Dichters in Paris zum mindesten, und wie ich später von ihm selbst erfuhr, mit Recht schloß, konnte zu meinem Unternehmen nicht ermuthigen, zumal ich zu demselben mit Nichts ausgerüstet war, als mit mündlichen Grüßen von einem ältern Bekannten und einer Anzahl junger Freundinnen des Dichters, welche letztere den Gedanken, dem sterbenden Aristophanes ihre Huldigungen unbekannter Weise darbringen zu lassen, mit Freude ergreifend, mich hierzu mit unbedingter Vollmacht versehen hatten, allerdings nicht ohne die ausgesprochene Hoffnung, daß der so Gefeierte ihre Gesinnungen durch die Uebersendung kostbarer Autographen von seiner interessanten Hand ehren werde.

Unsre Sache stand, wie man sieht, nichts weniger als glänzend, als dieselbe plötzlich durch die Dazwischenkunft eines ältern Gelehrten, dem wir bei seinem kürzeren Aufent-

halte in Paris uns nützlich erweisen konnten, eine andere Wendung nahm. Er beabsichtigte Heine, mit dem er früher in naher Beziehung gestanden hatte, wiederzusehen, und es war unbedenklich, mich ihm bei dieser Gelegenheit anzuschließen. Ein unsern Besuch ankündigendes Schreiben wurde in cordialer Weise einladend beantwortet, und so traten wir denn an einem schönen Herbsttage gegen Mittag unsre Pilgerfahrt zur Rue d'Amsterdam Nro. 50, wo Heine nahe am Versailler Bahnhofe wohnte, an.

Man kann sich denken, daß die Person, die wir aufsuchten, unterwegs der Gegenstand unsers Gespräches war; mein Begleiter, oder richtiger Führer, theilte mir Erinnerungen aus der Zeit mit, die er mit Heine in Berlin in interessanten Kreisen, namentlich bei Rahel von Varnhagen und Frau von Hohenhausen verlebt hatte. Heine, so berichtete mein Begleiter, war in unserm Kreise einer der Jüngsten, jedoch ohne jugendliche Heiterkeit und Frische. Ein körperlich frühverwelkter, geistig blasirter Jüngling, galt von ihm, daß er weniger durch eigenen Witz, als vielmehr Anderen zur Zielscheibe des ihrigen dienend zur Erheiterung beitrug; namentlich verfolgte ihn Eduard Gans mit schneidendem Hohn und erlaubte sich mit Heine's Eitelkeit und Lüsternheit manchen kühnen Scherz. Sein Benehmen in Gesellschaft war meist stumm zurückgezogen und ironisch beobachtend, um sodann plötzlich durch dazwischengeworfene beißende Witzworte und Bemerkungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und wo möglich eine gewisse Aufregung in der Gesellschaft zu verursachen; die Versuchung hierzu übte einen unwiderstehlichen Kitzel auf ihn aus und er erlag ihr ohne Scheu und Rücksicht. Seine hohe dichterische Begabung wurde schon damals (1821—1822) in unserm Kreise anerkannt, obgleich es nicht an Stimmen fehlte, welche über den Werth der Früchte seines Genius bei einem gewissen Mangel an sittlicher Haltung und Würde Bedenken äußerten.

An Heine's Hause angelangt, kamen wir über einen von Nebengebäuden umgebenen Hof und mußten im Hinterhause zwei ziemlich enge Treppen ersteigen, um zu Heine's Wohnung zu gelangen, welche, zwar bescheiden, aber behaglich und bequem, durch ihre Stille für den Kranken besonders geeignet war. Eine kleine unscheinbare Magd überbrachte unsre Karten in ein Zimmer, dessen Thür angelehnt blieb, eine kränkliche, gebrochene Stimme ertheilte einige Befehle, es wurde hastig im Zimmer noch Etwas geräumt, und wir sodann zum Eintritt eingeladen. Hier lag in einem kleinen zweifenstrigen Zimmer hinter einem hohen grünen Schirme Heinrich Heine. Einfache Möbeln, die Wände mit Kupferstichen nach Robert's Fischer- und Erntescenen geziert.

Wir näherten uns dem Bette und tiefes Mitleid ergriff uns bei der Erscheinung des Armen. Wir waren darauf vorbereitet, einen Gelähmten auf seinem Schmerzenslager zu finden, hier aber bot die Wirklichkeit auch dem an Aehnliches gewöhnten Auge einen unvergeßlich jammervollen Anblick dar, dessen Erinnerung mir denn auch frisch wie am ersten Tage geblieben ist. Wohl mochte der Contrast zwischen dem übermüthig neckenden Bilde, das wir von Heine uns unwillkürlich gemacht, mit dem schmerzlich gekrümmten Körper und dem durch Leiden vergeistigten Gesichte, das wir vor uns hatten, diesen Eindruck steigern. — Auf einem niedrigen Bette lag er unter einer dünnen Decke, welche die Stellung des Körpers deutlich erkennen ließ. Der Leib war etwas zur Seite gewandt, die Beine dagegen, stark gekrümmt, lagen ganz der Schwere nach auf der linken Seite, unbeweglich, lahm, eine Stellung, die auch nur ein Gelähmter längere Zeit aushalten kann. Oberleib, Arme und das Gesicht bewegte Heine frei, seine Augen aber waren in Folge einer Lähmung der Augendeckel, welche schlaff herabhingen, geschlossen; wenn er uns betrachten wollte, führte er die linke Hand über den Kopf weg und hob das rechte Augenlid, wobei ein mattes, dunkles Auge zum Vorschein kam, dann fiel das Lid seiner Schwere nach wieder herab. Diese ganze Bewegung hatte etwas äußerst Krankhaft-Fremdes, fast Unheimliches.

Heine's Physiognomie bot interessante, durch Leiden veredelte Züge dar, ein längliches Gesicht mit erkennbarem orientalischen Typus zeigte etwas jünglinghaft Unentwickeltes, zugleich aber und hiermit contrastirend einen Ausdruck tiefer Erschlaffung und Krankheit, welche Momente in ihrer Zusammenwirkung dem Gesichte in hohem Grade jenen schmachtenden, vergeistigten Charakter verliehen, den man im gewöhnlichen Leben öfter schlechtweg als interessant bezeichnen hört. Nur selten bewegte ein leichtes Mienenspiel, ein kurzes Lachen das magere bleiche Dulderantlitz, um dann wieder der früheren Ruhe Platz zu machen. Halblanges, dunkelbraunes, glattes Haar bedeckte etwas verworren reichlich den Kopf, ein feinwüchsiger Bart à la Henri IV., zu beiden Seiten des Kinnes mit stark von der sonst dunkeln Farbe abstechenden weißen Stellen, umgab den schöngeformten Mund. (Kurze Zeit nach unserm Besuche erschien im Buchhandel ein Brustbild von Heine, das in verkleinertem Maßstabe einer neuen Ausgabe seiner Gedichte beigegeben ist. Dasselbe stellt ihn auf dem Krankenlager dar und hat das Verdienst großer Aehnlichkeit.)

Von hoher Schönheit fand ich die Hände und den Mund des Dichters. Diese feinen weißen Hände von aristokratisch schlanker Gestalt und äußerst weichen Formen, wie sie in mäßiger ausdrucksvoller Bewegung die Rede begleiteten, entsprachen ganz dem Totalbilde einer feinfühlenden vergeistigten Dichternatur. Schwer wäre es, die feinen, weichen und doch kräftigen Lippen zu beschreiben, die sich in schönem Bogen aneinanderlegend, den herrlichen Mund zeichneten; eine lebhafte Erinnerung daran erwachte in mir, als ich bald nach unserm Besuche im Romanzero eine Stelle las, wo Heine die Gestalt des Jehuda ben Halevy, wie er sie im Traume erblickte, schildert:

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenstolzen Stirn,
An der Augen süßer Starrheit —
Sah'n mich an so schmerzlich forschend —
Doch zumeist erkannt' ich ihn
An dem räthselhaften Lächeln
Jener schöngereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Bewußt oder unbewußt, Heine hat hier seinen eigenen Dichtermund besungen, wie denn überhaupt sein an poetischen Schönheiten reiches Gedicht, Jehuda ben Halevy, welches diesen schwärmerischen levitischen Dichter in schön durchgeführtem Vergleiche als Minnesänger des Jerusalem darstellt, manche Mahnung an Heine selbst enthält.

Doch fast zu lange haben wir uns in Betrachtung von Heine's Aeußerem vertieft. Als wir zu ihm traten, empfing er uns mit lebhaftem Zurufe, meinen Begleiter als alten Bekannten herzlich begrüßend. Natürlich tauschten sie, als das erste Wiedererkennen vorüber war, einen kurzen Bericht ihrer Erlebnisse in den neunundzwanzig Jahren, in welchen sie sich nicht gesehen hatten, aus. Beide konnten, an der Scheidegrenze des Mannesalters stehend, sich gegenseitig zu einer mit Auszeichnung zurückgelegten Laufbahn Glück wünschen; schmückten unvergängliche Dichterlorbeeren die Stirn des Einen, so hatte der Andere als Gelehrter sich Ruhm erworben; aber wie verschieden hatte ihre Lebenslage sich gestaltet! Während Dieser in wohlgegründetem Glücks- und Hausstande schaltete und mit noch immer ungeschwächter Kraft in großem Wirkungskreise die Wissenschaft förderte und so gleichsam auf der Höhe des Lebensstromes einem sichern Hafen zusteuerte, hatte der Liebling der Musen nur wenig aus den Wogen des Lebens gerettet und siechte, fern von Vaterland und Genossen, als armer Schiffbrüchiger dem ersehnten Tode entgegen.

Was Heine, wehmüthig gestimmt durch solche Vergleichungen, uns mittheilte, war traurig genug. Schon drei Jahre waren es damals, daß ihm die untern Gliedmaßen den Dienst vollständig versagten und er beständig auf's Lager gebannt war; krampfartige Schmerzen ziehen in den gelähmten Theilen auf und ab und rauben den nächtlichen Schlaf. Keine Erlösung von diesen unleidlichen Qualen gibt es als den Tod. Heine brach, als er sich auf dem Tone des Klagens ertappte, rasch ab; länger von diesen Leiden zu sprechen, sei langweilig für ihn und uns. Zwei Mittel gibt es, sagte er, die großen Schmerzen zu bemeistern, das Opium und — die Arbeit. Erst jetzt verstehe ich jenen Ausspruch der Stoiker, daß Körperschmerz für sie nicht existire: in Reflexionen vertieft übersehen und vergessen sie ihn gänzlich.

Ich hoffte, den Gedanken des Dichters eine freudigere Richtung zu geben, wenn ich mahnte, daß er nicht vergebens gelebt habe, und so versuchte ich ihm zu schildern, mit welchem Beifall Alles, was er geschrieben, in seinem Vaterlande aufgenommen ist, wie seine Lieder, von den ersten Tonkünstlern in Musik gesetzt, bei den Gelagen fröhlicher Zecher und bei den Zusammenkünften der feinen Welt die Herzen mit Wehmuth und Freude erfüllen, wie keine andern; ja daß sie, zu Volksliedern geworden, neben jenen alten Weisen ertönen, deren Ursprung sich in die graue Vorzeit unkennbar verliert. Das Bewußtsein, so die Herzen seines Volkes gewonnen zu haben; das Hochgefühl

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt —

müßte ihm reichlich ersetzen, was ein neidisches Geschick ihm von leiblichen Gaben versagt. Allein hier zeigte sich Heine als Philosoph, d. h. als Freund und Bekenner der Weisheit, und zugleich als echter Dichter. Gar wenig Werth legte er auf jenen Beifall; was der schaffende Geist in ihn legt, das muß er gestalten und wieder ausströmen auf seine Weise. Das Wirken des Dichters wird nicht durch Beifall bestimmt, nicht durch Ruhm belohnt, sondern bestimmt durch innern Drang, belohnt durch innere Befriedigung — die größte Eitelkeit, sagte er, sei es, dem Nachruhm nachzujagen. Aus diesem Grunde, fuhr er fort, schreibe er auch an keiner Selbstbiographie. Er habe außerordentlich viel Geschriebenes daliegen, dessen Schicksal er nicht vorausbestimmen könne, schon Vieles habe er mit großer Mühe ausgesucht und dem Feuertode übergeben, damit es nicht in die Hände Unberufener falle und auch, um sich selbst der Versuchung zu überheben, in die er doch noch einmal gerathen könnte, dasselbe zu veröffentlichen. Das wolle er jedoch nicht aus dem Grunde so ängstlich verhindern, weil seine

Ansichten sich geändert — er sei sich immer treu geblieben! — wohl aber hätte sein Urtheil über Personen und Verhältnisse mannigfache Berichtigung erfahren.

Das Gespräch entwickelte sich anfangs langsam und zuweilen stockend, dann in raschem Strome dahingleitend, immer reicher und interessanter und mußte endlich von uns aus Rücksicht auf die zarte Gesundheit des Dichters wider dessen Willen abgebrochen werden. In allen Dingen hatten wir Ursache, Heine's rasche Auffassung und sein treffendes, durchdachtes, zugleich aber gemäßigtes Urtheil anzuerkennen. Sein scharfer Verstand und das warm fühlende Gemüth, die sich uns verriethen, legten hinreichend Zeugniß ab, daß die schweren Körperleiden des Dichters auf seinen Geist keinen zerstörenden, sondern mehr nur einen läuternden Einfluß ausgeübt hatten. Im Anfange allerdings schien es, als ob Heine durch die rasche Entwicklung des Gesprächs genirt sei, manches Wort mangelte seinem Gedächtnisse, Büchertitel und einzelne Ausdrücke der Gelehrtensprache waren ihm nicht sogleich gegenwärtig. Es war wie bei einem aus tiefem Schlafe Erwachten, der erst eine Frist der Ermannung bedarf, ehe er seine Sinne ganz auf die ihn umgebenden Gegenstände zu richten vermag. Bald ermunterte ihn das Gespräch völlig, und er übernahm dessen Leitung als gewandter liebenswürdiger Wirth.

Ueber den damaligen Zustand der Politik, so interessant er auch durch die kritischen Verhältnisse in Frankreich war, mochte Heine nicht sprechen, auf seinem Krankenlager waren ihm die Tagesinteressen fremd geworden; es war ihm gleichgültig, wer herrschte. Dagegen regte ihn die Erinnerung an Pierre Leroux und Proudhon, welch Letztern mein Begleiter in der Conciergerie, wo er damals gefangen saß, besucht und kennen gelernt hatte, an; mit den Systemen dieser Männer hatte Heine sich, wie er sagte, viel beschäftigt; doch setzte er keine Hoffnungen auf dieselben, sondern das Urtheil, über welches man bei dieser Erörterung übereinkam, lautete ungefähr dahin, daß ihre Seite der Ausbildung der socialistischen Idee zwar dem damaligen inhaltlos hin und herschwankenden französischen Republicanismus gegenüber einen der welthistorischen Ideenentwickelung entsprechenden Fortschritt enthalte, der aber in seiner praktischen Unausführbarkeit und Verwerflichkeit eben in letzter Consequenz das Schicksal des europäischen Republicanismus vorausverkündige. — Heine benutzte diese Gelegenheit, um sich über sein Verhältniß zu den deutschen Demagogen auszusprechen: Als ich, sagte er, durchdrungen von deutsch-demokratischen, burschenschaftlichen Ideen nach Frankreich kam, lernte ich den St. Simonismus kennen, der mich bald von jenen hohlen unpraktischen Träumereien heilte; mitleidig schaute ich nun von dem gewonnenen erhabenen Standpunkte auf das Treiben dieser Leute herab; wir verstanden uns nicht mehr und ich zog mich von ihnen zurück; allein dies hat mir viele Feindschaften zugezogen. Die Demagogen von Deutschland haben immer die Sitte gehabt, sich an mich zu wenden, indem sie voraussetzten, daß ich durch Dick und Dünn mit ihnen gehen werde; als ich mich hierauf nicht einlassen konnte, wurde ich mit unendlicher Feindschaft und Verläumdung verfolgt. Heine sprach noch weiter über diesen Gegenstand in einer Weise, welche eine noch immer fortdauernde leidenschaftliche Erregung über jene Männer erkennen ließ. Offen gestanden, mußten diese Aeußerungen bei uns in mehrfacher Hinsicht einen unvortheilhaften Eindruck hinterlassen; einmal war Heine in offenbarer Selbstüberschätzung befangen, wenn er andeuten wollte, daß er die ihm stillschweigend zugewiesene Rolle eines Parteiführers zurückgewiesen habe, und dann mußten diese kalt abschätzenden Urtheile in der Allgemeinheit, wie sie ausgesprochen wurden, verletzen; ohne Unterschied verwarfen sie den Weizen mit der Spreu und doch riefen sie uns auch so manche höchst ehrenwerthe Gestalt in's Gedächtniß, vor Allem L. Börne, dessen Manen nach dem ihnen von Heine angethanen Unrecht gerechte Sühne statt dieser Aeußerungen immer noch in ihm fortlebenden Grolles fordern durften.

Wir lenkten das Gespräch von diesem unerquicklichen Gegenstande ab, und man verbreitete sich über den wissenschaftlichen Bildungszustand der Franzosen, wobei folgende charakteristische Aeußerung Heinescher Selbstüberhebung Aufzeichnung verdient: Die Franzosen wußten und wissen nicht viel von deutscher Philosophie; Cousin hat sie hierüber getäuscht; er selbst versteht zu wenig davon, um competent zu sein. Das Meiste haben die Franzosen durch mich kennen gelernt, allein das Eigenthümlichste dabei ist die durchaus bestimmte praktische Richtung, welche jeder kleine Theil der Philosophie der Deutschen, auf französischen Boden verpflanzt, sogleich angenommen hat.

Die interessanteste Wendung des Gespräches entsprang nun aus Heine's plötzlich hingeworfener Frage: „Sagen Sie mir doch ganz offen Ihre Ueberzeugung, ob es eine persönliche Fortdauer nach dem Tode gibt oder nicht; sind wir unsterblich oder nicht? Diese Frage beschäftigt mich, seit ich auf dem Siechenbette mich befinde, immer ernstlicher und beunruhigender.“ Mein Begleiter, an welchen sie gerichtet war, gab eine kurze bejahende Antwort, fügte jedoch hinzu, dieses sein Ja!

könne Heine zu keiner Ueberzeugung verhelfen, die doch nöthig sei, um ihn zu befriedigen. Zur Auseinandersetzung des philosophischen Beweises der Unsterblichkeit aber dürfte die ihnen zugestandene Zeit zu kurz sein. Heine beruhigte sich hierbei nicht, sondern begann nun seinerseits über diesen Gegenstand zu sprechen und äußerte dabei namentlich, daß die Frage von der Unsterblichkeit untrennbar von der eines persönliches Gottes sei und daß eben die Schwierigkeit, welche er finde, über diesen mit sich in's Klare zu kommen, ihm doch zuweilen auch die Unsterblichkeit wieder zweifelhaft erscheinen lasse. Gegen diesen Satz trat mein Begleiter sofort mit der Behauptung auf, daß es im Gegentheil Sache einer philosophischen Behandlung dieser Frage sei, sie vom theologischen Gebiete auf das rein anthropologische herüberzuziehen, und grade eine solche von verwirrenden Nebenvoraussetzungen geläuterte rein physiologische und psychologische Forschung weise die persönliche Fortdauer nach dem Tode am befriedigendsten und unwiderlegbarsten nach. Dieser für Heine offenbar neue und überraschende Gedanke schien auf ihn einen mächtigen und überzeugenden Eindruck zu üben, und indem er diesen Satz sich wiederholte und ihn in einigen seiner weitern Beziehungen verfolgte, erfreuete er sich sichtbar an dieser gewissermaßen neugewonnenen Garantie der Unsterblichkeit. Jener fuhr nun fort, die Resultate jenes rein anthropologischen Systems zu skizziren. Heine, welcher mit großem Interesse folgte, konnte nicht umhin, seine Ueberraschung auszudrücken, als Jener mit dem Satze hervortrat, daß nicht nur eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern consequenter Weise auch eine Präexistenz vor dem Eintritt in das Sinnendasein anzunehmen sei; Präexistenz, irdisches Leben und Fortdauer nach demselben, dies Alles sei gleichsam als ein Strom zu betrachten, und in sofern lebten wir eigentlich schon hier in der Ewigkeit. Hiervon war und blieb Manches offenbar unverständlich für Heine und namentlich die behauptete Präexistenz, wie er anmerkte, jedenfalls eine bloß unbewußte, widersprach offenbar seinen bisherigen Anschauungen so sehr, daß hierdurch die kurz zuvor von ihm bekannte Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele in große Gefahr gerieth, wieder verloren zu gehen.

Das Gespräch führte nun zu den interessanten Fragen, welche an die Fortdauer der Seele nach dem Tode sich anknüpfen. Der Zustand, in welchem sich die abgeschiedenen Geister befinden, die Möglichkeit, sich den irdischen Sinnen bemerklich zu machen, die dunkeln Beziehungen der jenseitigen zu den noch auf Erden lebenden Geister unter einander wurden besprochen; man erkannte an, daß auch diese letztern, d. h. unsre noch an einen Sinnenleib gebundenen Geister, nach vielen glaubwürdigen Thatsachen zuweilen die Schranken des Raumes und der Zeit zu überspringen vermögen; die Ekstase, der visionäre Zustand und das zweite Gesicht wurden erörtert; schließlich kam man auf den animalischen Magnetismus zu sprechen, von dessen Wirkungen Heine in alten Scharteken die vollkommenste Beschreibung gefunden zu haben behauptete, ein Irrthum, der wahrscheinlich daher rührt, daß er mit vielen, namentlich französischen Aerzten den Tempelschlaf der Alten für übereinstimmend mit dem magnetischen Schlafe hält. Heine hatte sich mit dichterischer Neigung zum Wunderbaren, wie man sah, viel mit diesen geheimnißvollen Dingen beschäftigt und verweilte mit Vergnügen dabei, jedoch keineswegs etwa, um Stoff zu einer wohlfeilen Persiflage zu gewinnen, auch war er weit entfernt von jenem leichtfertigen Skepticismus, der das über den Bereich unsrer fünf Sinne Hinausgehende ein für allemal für unbegreiflich und zugleich hiermit sehr bequem für unmöglich erklärt, vielmehr hatte er die wissenschaftentliche Tragweite dieser Fragen erfaßt und war geneigt, sogar solchen Erscheinungen Glauben beizumessen, welche ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige beweisen würden. Alle, diese dunkeln Gebiete betreffenden Thatsachen, sagte er unter Anderem, müssen sorgfältig gesammelt werden, weil sie bei fortschreitender Civilisation immer mehr verschwinden; je mehr durch die letztere das reflectirende Bewußtsein der Menschen geweckt wird, um so mehr treten jene Erscheinungen der Nachtseite unsers Seelenlebens mit seiner unbewußten Thätigkeit zurück. Ich selbst, fuhr er fort, habe ein Beispiel von Hellsehen an mir beobachtet, das mich von der Existenz solcher Erscheinungen überzeugt hat. Unsrer Bitte um Mittheilung dieses Erlebnisses wurde entsprochen, und wir waren verwundert, als folgende halbkomische Geschichte zu Tage kam. Mir träumte einst, erzählte Heine, der Papagei meiner Frau habe lustig im Käfig Zucker geknappt und sei plötzlich todt zu Boden gestürzt. Meine Frau verfiel über diesen Verlust in heftiges Weinen. Bald darauf trat sie jedoch mit lachender Miene zu mir, den wiederlebenden Papagei auf der Hand tragend. So mein Traum, den ich Morgens meiner Frau erzählte. Nachmittags darauf saß ich mit derselben am Kamine, mit ihr den Anzug für einen Ball des nächsten Abends verabredend; der Papagei knappte im Käfig Zucker und fiel plötzlich todt hin; meine Frau brach in heftiges Weinen aus. Bald darauf schenkte man meiner Frau einen neuen Vogel, den sie mit Lachen zu mir

herein brachte; das war das wiederbelebte Thier! Wenn dies einen ganz gleichgültigen Gegenstand betreffende Factum religiöser Natur gewesen wäre, fügte Heine hinzu, so würde es gewiß Jedermann als eine religiöse Vision, eine Ekstase, bewundert haben. — Heine war so sehr von der Wichtigkeit dieser Geschichte überzeugt, daß er durch das Erzählen derselben wahrhaft in Feuer gerieth und am Schlusse drei Finger emporhebend ausrief: Ich schwöre beim Geiste meiner Mutter, daß ich die Geschichte so erlebt habe, wie ich sie erzähle.

Verschiedene ähnliche Thatsachen wurden erörtet, und so führte denn das Gespräch in natürlicher Folge auf Swedenborg, welcher nicht nur durch merkwürdige Erlebnisse vom zweiten Gesicht (er schaute und verkündigte bekanntlich einen in Stockholm stattfindenden Brand zur Stunde seines Ausbruchs, während er sich 60 Meilen davon entfernt in Gothenburg befand u. s. f.), sondern noch viel mehr durch seine Visionen abgeschiedener Geister berühmt geworden ist. Als Swedenborg genannt wurde, bemerkte Heine, er habe in frühern Jahren einmal eine Travestie auf Swedenborg's Paradies voll von Gold, Silber und Edelsteinen gedichtet, dieselbe jedoch vor Kurzem, damit sie nicht veröffentlicht werde, verbrannt. Wir konnten ihm unsern Beifall zu diesem Acte der Selbstentäußerung nicht versagen, indem wir geltend machten, daß der schwedische Seher doch wohl in jeder Hinsicht eine zu bedeutende Erscheinung sei, um dem Spotte preisgegeben zu werden. Nun gestand Heine, nur sehr Oberflächliches über ihn zu wissen und stimmte, als ihm auf sein Verlangen das Wichtigste über Swedenborg's Persönlichkeit und Lehre mitgetheilt wurde, mit unserm Urtheile überein. Wenn auch in Scandinavien, wie in Schottland, die Gabe des zweiten Gesichts nicht selten gefunden wird, so ist dies doch fast nur bei niedern Ständen mit ruhig träumerischem Geistesleben der Fall; hier aber entwickelte sich nicht nur das zweite Gesicht, sondern eine höchst ausgezeichnete Sehergabe unter erfahrungsgemäß hierfür äußerst ungünstigen Bedingungen: bei einem Manne von großer gelehrter Bildung nach einer vieljährigen Beschäftigung mit concretwissenschaftlichen Gegenständen. Aber eben die mit einem solchen Bildungsgrade nothwendig gegebene geistige Objectivität, eben so sehr aber der von Feind und Freund als tadellos anerkannte Charakter dieses merkwürdigen Mannes ertheilen dem von ihm Erzählten einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit. Folgt man nun der schon hierin liegenden Aufforderung, den Inhalt von Swedenborg's Visionen ohne sceptische Vorurtheile wissenschaftlich zu prüfen, so wird man durch den tiefen Sinn derselben überrascht und müßte, wenn man behaupten will, daß Swedenborg's Visionen nicht wirklich geschaute Objecte, sondern nur Producte seiner Phantasie gewesen seien, demselben statt einer unbewußten Sehergabe vielmehr das Verdienst tiefster psychologischer Einsicht und Divination zuerkennen. In jedem Falle also ist der scandinavische Seher ein sehr hoch stehender Geist. Dies waren die Resultate der über Swedenborg geführten lebhaften Verhandlung.

Unser Gespräch behielt seinen ernsten Charakter bei und ging nun sogar zu der höchsten Frage vom ewigen Gotte über. Hier war es denn besonders, wo Heine sich in gemüthlich weicher, fast kindlich naiver Weise äußerte. Er bekannte sich schlecht und recht als ein durch Leiden gläubig Gewordener. Unter Anderm sind seine folgenden eigenen Worte von mir aufgezeichnet worden: In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergißt man ihn. Doch wollen wir in Bezug auf seine weiteren Aeußerungen über diesen Punkt darauf verweisen, was er sehr kurze Zeit nach unserm Gespräche im „Nachwort zum Romanzero" über seinen Glauben an Gott und sein Christenthum öffentlich ausgesprochen hat. Freilich lugt fast aus jeder Zeile jenes Glaubensbekenntnisses der kichernde Schalk hervor, der uns zuzuflüstern scheint: Es ist Alles Spaß! aber wir wissen von Heine selbst: Diesmal war es ihm Ernst. Eins aber war uns an jenem Glaubensbekenntnisse besonders interessant; der Versuch meines Begleiters, ihm die Gewißheit der Seelenfortdauer nach dem Tode unabhängig vom Gottesglauben aus der Menschennatur selbst und allein zu deduciren, ist bei Heine vollständig gescheitert. Ja es scheint fast, als habe er dieses sein Glaubensbekenntniß, wie andere Theile jenes Nachworts zum Romanzero unter den nachwirkenden Eindrücken unsrer ihn mächtig ergreifenden Unterredung geschrieben, wenigstens klingt es, als wollte er jene von dem Philosophen mit dialektischem Zwange ihm aufgedrängte Theorie ausdrücklich von sich abschütteln, wenn er hier S. 305, nachdem er sich als einen durch's himmlische Heimweh zum persönlichen Gott Zurückgeführten bekannt hat, also fortfährt: Die Unsterblichkeit der Seele wird uns alsdann (nämlich wenn man Gott annimmt) gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Marknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeldlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Marknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind .... —

Doch Heine kannte auch noch eine andere Seite des göttlichen Wesens, als die, welche armen Siechen auf ihrem Lager erscheint: daß die Ideen, welche plötzlich zündend die Seele des Dichters zum begeisterten Schaffen entflammen, Eingebungen des göttlichen Wesens sind, dessen Allgegenwart und Allwirksamkeit sich hierdurch offenbart, dessen war er sich, wie er freudig zugestand, wohl bewußt. So zeigt sich Gott noch immer schöpferisch im Genius des Dichters, dessen Göttlichkeit Heine, die Dichterseele des Jehuda ben Halevy besingend, hochpreist:

— Als der Schöpfer sie erschaffen
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Lebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten
Ist das höchste Gut die Gnade —
Wer sie hat, der kann nicht sünd'gen,
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreichs ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke. — In der Kunst,
Wie im Leben, kann das Volk
Uns nur tödten, niemals richten. —

Und so war denn unsre Unterredung, zu immer höheren Gebieten emporsteigend, bei dem Gewaltigsten angelangt, was der Menschengeist erfassen und von dem er sich ergreifen lassen kann; sie hätte einen würdigern Abschluß nicht finden können. Eine geraume Zeit war uns bei dem mächtig erregenden Gespräche im Fluge dahin geeilt, es war hohe Zeit, an den Abschied zu denken, den wir uns durch die leider nicht in Erfüllung gegangene Hoffnung des Wiedersehens zu erleichtern suchten.

Dem Leser überlassend, aus den empfangenen Eindrücken sich ein Urtheil über H. Heine's Persönlichkeit zu bilden, schließen wir hiermit unsern Bericht; dagegen möchten wir demselben ein Nachwort folgen lassen.

Es waren mehrere Wochen seit jenem Besuche bei Heine verflossen, als mir jener Gelehrte, mit dem ich bei ihm war, einen Brief von ihm zustellte. Derselbe eignet sich zum Theil zur allgemeinen Mittheilung, schon damit die am Schlusse von Heine erzählte Anekdote nicht verloren geht; für uns aber hat er einen besondern Werth, da er sich eng an unser Gespräch mit dem Dichter anschließt. Er lautet wie folgt:

Paris, October 1851.

Wertheſter * *!

„Ich vermag es kaum zu sagen, wie sehr ich es bedauerte, daß ich Sie vor Ihrer Abreise nicht nochmals sehen konnte. Ihr Besuch erweckte in mir sehr wohlthuende Erinnerungen, die auch heiter und erfreulich in mir nachklingen. In einem Buche, welches in diesem Augenblicke zu Hamburg von mir herausgegeben wird, habe ich ganz brühwarm benutzen können, was Sie über Swedenborg sagten; kommt es Ihnen zu Gesicht, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtniß auffrischen. Mein Zustand ist leider noch immer derselbe, und es will mich sogar bedünken, als litte ich unleidlich mehr als früher. Ich muß nun zusehen, wie ich die Geduld bewahre, so eine schreckliche Heimsuchung mit Anstand zu ertragen."

Nun kommt Heine auf eine Geschäftsangelegenheit, eine projectirte Doctorpromotion, zu sprechen, und fährt dann fort:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen hier eine Anekdote zu erzählen, die noch heutzutage in Göttingen über mich in Umlauf und zufällig wirklich wahr ist. Als ich mich nämlich dort bei dem Justizrath Hugo meldete, um unter seinem Decanate Doctor Juris zu werden, überreichte ich ihm zugleich die siebenundzwanzig Louisdor der Promotions-Gebühr. Der alte Hugo wollte das Geld nicht gleich annehmen und er sagte zu mir: Wir müssen Sie ja erst prüfen. Hierauf antwortete ich ihm: Prüfet Alles und das Beste behaltet. — Ich muß gestehen, daß der Alte sich äußerst freundlich gegen mich betrug und als Decan bei meiner öffentlichen Disputation zwar nicht meine juristischen Kenntnisse, aber meine versificirenden Talente in einer sehr schönen lateinischen Allocution rühmte.

Ich grüße Sie herzlich und verharre mit ausgezeichneter Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit Ihr

Heinrich Heine,
50 rue d'Amsterdam."

Wie man sich denken kann, erwarteten wir mit Spannung das Buch, auf welches dieser Brief uns hinweist — es war der Romanzero, und was wir dort im Nachworte S. 309 ff. über Swedenborg lesen, ist allerdings eine ungefähre Wiederholung des Wesentlichen unsers Gespräches. Eins aber tritt davon hervor und ist für Heine ganz charakteristisch: frisch und scharf hat er das Mitgetheilte erfaßt, tief und ernst war der erste Eindruck, den es in ihm hervorbrachte, leicht und scherzend ist die Form, in der er es wiedergibt, verflacht und vernebelt ist das Wesentliche der Sache, die Beispiele aber, die er, bis auf den heiligen Antonius, aus eigener Erfindung, mittheilt, sind derb humoristisch und zum Theil

ſelbſt unanſtändig. Die Stelle aus dem Romanzero lautet:

„Doch beruhige Dich, wir werden uns wiederſehen in einer beſſern Welt, wo ich Dir auch beſſere Bücher zu ſchreiben gedenke. Ich ſetze voraus, daß ſich dort auch meine Geſundheit beſſert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieſer erzählt nämlich mit großer Zuverſicht, daß wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieſer Welt getrieben, ruhig fortſetzen, daß wir dort unſre Individualität unverändert bewahren, und daß der Tod in unſrer organiſchen Entwicklung gar keine ſonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg iſt eine grundehrliche Haut und glaubwürdig ſind ſeine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Perſonen ſah, die auf unſrer Erde eine Rolle geſpielt. Die meiſten, ſagt er, blieben unverändert und beſchäftigten ſich mit denſelben Dingen, mit denen ſie ſich auch vormals beſchäftigt; ſie blieben ſtationär, waren veraltet, roccoco, was ſich mitunter ſehr lächerlich ausnahm. So z. B. unſer theurer Doctor Martinus Luther war ſtehen geblieben bei ſeiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieſelben verſchimmelten Argumente niederſchrieb — ganz in derſelben Weiſe, wie der verſtorbene Baron Eckſtein, der während zwanzig Jahren in der allgemeinen Zeitung einen und denſelben Artikel drucken ließ, den alten, jeſuitiſchen Sauerteig beſtändig wiederkäuend. Aber, wie geſagt, nicht alle Perſonen, die hienieden eine Rolle geſpielt, fand Swedenborg in ſolcher foſſilen Erſtarrung: ſie hatten im Guten wie im Böſen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der andern Welt, und da gab es ſehr wunderliche Erſcheinungen. Helden und Heilige dieſer Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtſen herabgeſunken, während auch das Gegentheil ſtattfand. So z. B. ſtieg dem heiligen Antonius der Hochmuth in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Chriſtenheit zollte, und er, der hienieden den furchtbarſten Verſuchungen widerſtanden, ward jetzt ein impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenſtrick, der ſich mit ſeinem Schweine um die Wette in dem Koth wälzt.“

Die weitern von Heine aufgeführten Exempel dürfen und müſſen wir, als für zartere Leſer ungeeignet, unterdrücken.

„So närriſch ſie auch klingen, ſo ſind doch dieſe Nachrichten ebenſo bedeutſam wie ſcharfſinnig. Der große ſcandinaviſche Seher begriff die Einheit und Untheilbarkeit unſrer Exiſtenz, ſo wie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menſchen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode iſt bei ihm kein idealer Mummenſchanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menſchen anziehen; Menſch und Coſtüm bleiben bei ihm unverändert. In der andern Welt des Swedenborg werden ſich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einſt, als die däniſchen Miſſionäre ſie bekehren wollten, dieſe fragten: ob es im chriſtlichen Himmel auch Seehunde gäbe? —“

Guſtav Ricard.*)

Von

Moritz Hartmann.

Während ich, fern von Paris, den erſten Bericht über meine Beſuche bei Pariſer Malern aufzeichnete, lag einer derſelben, und zwar der bedeutendſte unter den genannten, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publicum an ſeinem Sarge gehalten, beſtätigte nur, was ich über Ary Scheffer geſagt habe. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die ſonſt nur einem Todten gegenüber leicht iſt, denn, ich darf es jetzt ausſprechen, was ich damals verſchweigen mußte, ich habe Ary Scheffer ſeit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er ſowohl wie ſeine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend, ſo hinreiten ſah, erinnerte er mich an jene Balladengeſtalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarerweiſe, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in ſo holden, poeſievollen Farben geſehen, war längſt in ihm geſtorben; es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren ſeine Geſtalten der letzten Zeit bloße Abſtractionen. Aber der Menſch, der edle, tief fühlende, künſtleriſche, etwas träumeriſche und immer wohlwollende Menſch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloſer ihn der Körper verrieth, deſto treuer hielt ihn der Geiſt aufrecht, der ihm durch Kunſtgenüſſe jeglicher Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich ſeine großen Verluſte an großen Künſtlern und edlen Charaktern, die es in den letzten zwei Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergeſſen; er gehörte mit zu jenem Kreiſe auserleſener Menſchen, die aus der Entfaltungszeit der Reſtauration ſtammend, dieſer und der Juliepoche ihren Glanz

*) Als Fortſetzung des Artikels in Nr. 23: „Wanderungen durch Pariſer Ateliers.“

verliehen und in der darauf folgenden Sittenverfallsepisode immer die Principien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten. Dieser Kreis, der auch im gesellschaftlichen Leben meist zusammenhielt und zu dem sich in den letzten Jahren der Venetianer Manin als ein würdiges Mitglied gesellte, ist heute beinahe ausgestorben und auf dem Père Lachaise zu seinen Vätern, zu Manuel, Foy, Benjamin Constant versammelt. Die Männer dieses Schlages leben heute nur noch sporadisch in Frankreich — oder im Exil — aber sie leben noch und werden wohl auch Nachkommen haben. Mit den Skizzen und Biographien, die wir in diesen Heften veröffentlichten, haben wir vorzugsweise das beweisen wollen, daß solche Männer im heutigen Frankreich noch athmen und daß Frankreich wohl noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoralische Treiben ist uns eben so verhaßt, wie den Moralisten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalte aburtheilen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; — aber eben diesen Moralisten und den noch moralischeren Zeitungsartikeln, den unendlichen, gegenüber, ist es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerksam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Actienschwindel und jeder fraudulöse Bankerott zur Würde eines historischen Sittlichkeitssymptoms erhoben wird.

Allein wir wollen uns hier nicht tiefer einlassen auf die „culturhistorischen Studien" — in Deutschland ist jetzt Alles Culturgeschichte — um uns nicht zu weit von unserm Gegenstande zu entfernen. Auch würden wir zu sehr in der Gegenwart, im Momente stecken bleiben, während ich den Leser, der mich auf diesen Wanderungen begleitet, zu einem Ausfluge in frühere Jahrhunderte aufgelegt wünsche. Wir sind an der Schwelle des Ricard'schen Ateliers stehen geblieben; einen Schritt über diese Schwelle und wir stehn in der guten Zeit der alten Malerschulen; mit dem einen Schritte haben wir zwei und drei Jahrhunderte zurückgelegt.

Gustav Ricard — der, wenn er eben in seiner Anachoretenstimmung ist, uns mit Gebrumm oder gar nicht, wenn er aber was Schönes gemacht hat, uns mit einem italienischen oder einem fürchterlich schlecht ausgesprochenen deutschen Gruße und mit einem Katarakt von Witzen empfängt — Gustav Ricard, heute ungefähr 34 Jahre alt, ist in Marseille geboren und stammt aus der florentinischen Familie Riccardi, welche vor drei Jahrhunderten in Folge politischer Unruhen ihre künstlerische Heimath verlassen hat. Sein schwach bemittelter Vater konnte bei einer zahlreichen Familie auf die artistische Erziehung des aufgeweckten und frühes Talent verrathenden Knaben nicht viel verwenden und er mußte sich mit einer kleinen Zeichenschule begnügen. Auf sich selbst und auf eine höchst ärmliche Farbenschachtel angewiesen, mußte sich Gustav Ricard so zu sagen die Malerei selbst erfinden, und machte er die ganze Entwicklungsgeschichte der Kunst, von der ersten Cimabueschen Naivetät bis zur vollendeten venetianischen und flandrischen Pracht an sich selber durch. In Marseille finden sich noch Studienköpfe, von welchen man glauben könnte, daß sie aus der Zeit vor Raphael, oder vor Massaccio stammen; Ricard hat sie in seinem fünfzehnten Jahre gemalt. Seit damals hat er andre Köpfe geliefert, welche ein wenig geschickter Fälscher in Titiane, oder auch in Van Dyk's verwandeln und als solche verkaufen könnte. — Die ersten bedeutenden Bilder, die ihm zu Gesicht gekommen, sind die Rubens in der Marseiller Galerie; diese im Verein mit dem mittelländischen Meere und dem provençalischen Himmel haben wohl viel dazu beigetragen, in ihm jenen hohen Farbensinn zu entwickeln, der ihn zum größten Coloristen Frankreichs macht. Vielleicht hat er alle Ursache, die Umstände zu segnen, die ihn verhinderten, eine andre Primär-Schule durchzumachen, die ihn nicht in das Atelier eines Pariser Malers brachten, wo er einen Dutzendunterricht erhalten und auf die Worte des Meisters schwören gelernt hätte, oder gar in die Akademie, die sein Auge geblendet und seinen Geist in Schnürstiefel eingeschnürt haben würde. Gezwungen, selbst zu sehen und zu prüfen, das Gesehene und Geprüfte mit selbstgefundenen, nicht überkommenen Mitteln wiederzugeben, hat sich sein Geist an eine Forschungsweise gewöhnt, die sich auf alle Gegenstände der Kunst und des Lebens erstreckte und aus ihm einen Künstler machte, der sich durch das auszeichnet, was den meisten seiner Zeit- und Lebensgenossen fehlt: durch Individualität, eigne Anschauungsweise, eigne Mittel und endlich — durch den Gedanken. Erst spät kam er nach Paris, wo er einige Ateliers durcheilte, um sich desto eiliger in seine eigentliche Schule, in sein eigentliches Vaterland, nach Italien zu flüchten. Florenz, Parma, Bologna, Venedig, Rom — arme unschuldige Künstlerseele, welche von einer Schule der andern, einer Theorie, einem Künstler dem andern zugeworfen wird wie ein Spielball. Das Faustische Suchen, Streben, Irren, Hoffen, Wissen, Zweifeln und Verzweifeln beginnt; Bilder, Bücher, Menschen und Natur müssen heran und Fragen auf Fragen hören — aber wie selten geben sie Antwort. Die Famuli Wagner haben es immer und überall gut, auch in der Malerei; sie wissen viel und

glauben Alles wiſſen zu können. Aber es gibt andre Maler, die mit dem Pinſel in der Hand, der Natur gegenüber ſo hochtragiſch anzuſehen ſind, wie Fauſt vor der Bibel, oder mit dem Meſſer das Lebensprincip ſuchend vor einer Leiche, oder wie ein Paracelſus vor ſeinen Retorten. Ja ſie haben es in vieler Beziehung ſchlimmer als alle die geängſtigten Gemüther, die ausrufen: Was iſt Wahrheit? denn ihrem ſuchenden Geiſte offenbart ſich eine Doppelerſcheinung, ſtellen ſich zwei mächtige Gewalten zugleich dar, die beide gleiche Rechte geltend machen; denen beiden er ſich als leib- und ſeeleneigen bekennen muß: Die Wahrheit und die Schönheit. Welch ein Kampf des ganzen Gedanken- und Seelenlebens, bis er die beiden vereint erblickt in dem Einen: im Ideal. Von der Theilnahme an dieſem rühmlichen Kampfe hat Ricard in ſeiner erſten Zeit in vielen Köpfen Zeugniß abgelegt. In Rom hinterließ er das Porträt des Herrn Landsberg, das die Künſtlerwelt in Aufregung brachte, und ging nach Venedig, um ſich dort zu dem Maler auszubilden, der in der Ausſtellung des Winters 1850 — 1851 mit dem Porträt der Madame Sabatier plötzlich eine Berühmtheit wurde. Der Schreiber dieſer Zeilen wohnte dieſem Triumphe bei und hat das intereſſante Schauſpiel mitangeſehen, wie man in Paris über Nacht une des gloires de la France wird. Das Bild war noch auf der Staffelei, als man ſchon in allen Ateliers von der Wiederauffindung der italieniſchen Farbe ſprach. Die Maler eilten herbei, um es zu ſehen, und um nicht zu geſtehen, daß ſie es ſtudiren wollten, wie man auf einer italieniſchen Reiſe ſtudirt. Meſſonier, jenen Maler der kleinen Bilder, die den Stempel der Unſterblichkeit tragen, habe ich vor dem Bilde in Extaſe geſehen. Die Ausſtellung machte dieſen Triumph in der Künſtlerwelt zu einem allgemeinen. Hebert's poetiſche, elegiſche „Malaria“ (heute im Luxembourg), Courbet's Epoche machendes „Begräbniß,“ welches die realiſtiſche Schule einweihte, konnten die Aufmerkſamkeit der Kenner von der Dame mit dem Hündchen auf dem Schooße, mit den klaren Augen, mit dem Stumpfnäschen nicht abziehen. Ricard hatte das Problem gelöſt, wie man ein Porträt mit jenem hiſtoriſchen Reiz, mit jener Unſäglichkeit ausſtattet, die ſonſt nur die Porträts der großen Zeit auszeichnet. Mit dieſem einen Porträt ſtellte er ſich hoch über die meiſten Porträtmaler unſers Jahrhunderts; er manifeſtirte ſich darin, wie die Giorgones, Titiane, Velasquez, Van Dyks, wie alle größten und wahrhaft großen Porträtiſten als Hiſtorienmaler. Der aber iſt der wahrhaft große Porträtiſt, der erkennt oder erfühlt, daß ſich in jedem Geſichte, wie die Sonne im Thautropfen, die ganze Zeit abſpiegelt; weiß er es mit dieſer Wiederſpiegelung wiederzugeben, dann hat er ſich zum Range eines Hiſtorienmalers aufgeſchwungen, und erzählt er uns und der Nachwelt mit einem Geſichte mehr als eine große Leinwand voll Haupt- und Staatsactionen zu erzählen vermag. Hat nicht Ingres mit dem Kopfe Armand Bertin's, des Beſitzers des Journal des Debats, mehr und deutlicher vom Triumph und Selbſtbewußtſein des Bürgerthums erzählt, als Louis Blanc's Geſchichte der zehn Jahre? — Solche Porträtirkunſt ſtößt in unſrer Zeit auf größere Schwierigkeiten, als man in den Zeiten Leonardo's, Giorgione's, Van Dyk's gekannt hat. Die zweite Hälfte des 15., die erſte des 16. Jahrhunderts, die Zeit der Wiedergeburt, des allgemeinen Erwachens, des Umſturzes aller alten Anſchauungen und Syſteme, des neuen Staatsweſens, der neuen Völkerwege und Ziele, der neuen Künſte und Wiſſenſchaften, bildete in allen Schichten ſo viele ausgeſprochene Charaktere aus, wie ſie in ſolcher Anzahl keine andre Epoche der Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Dieſe venetianiſchen Senatoren, welche Throne vergaben; dieſe Borgias, Roveres, Medicis auf dem päpſtlichen Throne; dieſe Braccianos, Colonnas, Trivulcis mit Genoſſen — Männer, die keine Schwierigkeiten kannten, wenn es ſich um Erreichung irgend eines Zieles handelte, welche den zarten Dichter, den großen Maler, den weiſen Platoniker und den Bravo gleich ſehr zu ſchätzen wußten, Männer der Gewaltſamkeit, der großen Pläne, des Verbrechens und der Kunſtſinnigkeit mußten ebenſo wie die Pulcianos, die Leonardos, Picos, Savonarola's ausgeſprochene Phyſiognomien haben. Und die Frauen, die die Dichter liebten, den Ehrgeiz der hunderttauſend Ehrgeizigen anſtachelten, voll Leidenſchaft und voll zarten Gefühles waren und dabei begabt mit der Fähigkeit Gift zu miſchen — wie die ausgeſehen, davon gibt uns die Mona Liſa Leonardo's ſichere Kunde. — Dem Jahrhundert des Erwachens und der Gewaltſamkeit folgte das Jahrhundert der großen Intrigue, dem die Jeſuiten in ihrer Blüthe Stimmung und Charakter gaben; „ihr Roman,“ wie es Michelet nennt, war in vollſter Entwicklung. Viele Nachzügler des früheren Jahrhunderts lieſen durch dieſes. Velasquez fand des Intereſſanten und Charakteriſtiſchen genug in den Habsburgiſchen Chilperichen Spaniens, Van Dyk in den Dogenabkömmlingen Genuas, und in den Cavalieren Karl's I., des Prädeſtinirten. In die ſiegreichen Niederlande hatte ſich die Freiheit gerettet, und wie Giorgione, Titian, Tintoretto die Republik malten, „welche,“ wie Jeſaias von

Tyrus sagt, „Kronen spendete, deren Kaufleute Fürsten waren und deren Händler die Geehrten der Erde," so fanden Rembrandt, Van Dyk, Hölst die großmächtigsten Generalstaaten, die klugen Diplomaten, Bürgermeister, Zünfte, Großpensionäre, ruhmvollen Admiräle, alle mit ihren behaglichen, wie holländische Häuslichkeit breit und gemächlich blickenden Hausfrauen, voll bürgerlich-patricischen Bewußtseins. Es war schwer, nicht Geschichte zu malen, wenn man ein solches Gesicht des 16. oder 17. Jahrhunderts abconterfeite. Wie schwierig ist es hingegen, ein bedeutsames, modernes Porträt zu liefern. Die demokratische Weltgeschichte ist auch in diesem Punkte consequent geblieben und hat auch in den Physiognomien nivellirt und gleich gemacht. Es ist gleich schwer in modernen Gesichtern das Individuelle herauszufinden, wie das für die Zeit allgemein Charakteristische. Die Maler klagen über das allerdings scheußliche Costüm — aber, wären nur die Gesichter anders, die Tracht würde als Nebensache verschwinden. — Nur der Künstler von sehr großem Genie kann aus einem modernen Porträt ein historisches machen; und diese dunkle Erkenntniß war es, die dem ersten großen Porträt Ricard's, jenem obengenannten der Madame Sabatier die große Anerkennung verschaffte. Wenn Ingres mit seinem Armand Bertin die Juliepoche, die Rue Lafitte und Chaussée d'Antin gemalt hat, so hat Ricard die Geschichte fortgesetzt und das Quartier Breda und mit diesem eine ganze herrschende Seite unsrer Zeit gemalt.

Wir halten uns bei diesem Bilde auf, weil es Ricard's Anfang gewesen und für ihn und seine ganze Richtung bezeichnend geblieben ist und weil wir uns natürlich auf die Beschreibung zahlreicher Porträts nicht einlassen können. Nach jenem Erfolge eilten natürlich die schönen, oder schön sein wollenden Weiblein dem Atelier Ricard's zu und es war Gefahr da, daß die Winterhalter und Dubufe's überflügelt werden. Aber Ricard, wie schön er auch Stoffe und Spitzen zu malen versteht, konnte sich nicht dazu hergeben, Illustrationen zu Modezeitungen zu verfertigen. Er verstand das Schöne anders als diese Damen und ihre Anbeter aus dem Café Tortoni und Winterhalter und Dubufe waren gerettet; die Bank und die alte und neue Aristokratie kehrten wieder zu ihnen zurück. Das war ein Glück für Ricard und seine Kunst. Er wählte seine Modelle und so entstand jene Reihe von Studienköpfen, die in dieser Zeit vergebens ihres Gleichen suchen. Ich nenne nur den sogenannten deutschen Studentenkopf, den vielbewunderten weiblichen Rothkopf, das Mädchen, das im Auslegekasten des Bilderhändlers in der Rue Lafitte Volksaufläufe verursachte, die beiden Medaillons der Töchter des Herrn Lafitte, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheimliche Dame, die auf der allgemeinen Ausstellung so viel Glück machte und das Motiv zu einem Romane wurde ꝛc. ꝛc. Wie einfach in den Mitteln, wie groß in der Ausführung und wie mannigfaltig im Charakter sind diese Bilder. Seine Neider und Feinde nennen ihn eben dieser Mannigfaltigkeit wegen einen Eklektiker, der sich an zu verschiedene Schulen anlehne. Wie thöricht! Als ob Van Dyk, nachdem er sich in der Welt umgesehen, nicht auch Flamänder, Italiener und er selbst zugleich gewesen wäre; als ob man einem Dichter einen Vorwurf daraus machen könnte, daß er in diesem Gedichte dieses Versmaß, in jenem jenes anwendete. Je nach dem Charakter seines Modells ist seine Malerei allerdings jetzt venetianischer, jetzt holländischer, manchmal sogar ein wenig à la Greuze — wie z. B. in dem Bildchen einer reizenden, vierzehnjährigen Wienerin, das uns eben von der Staffelei anlächelt — aber trotz Venetianern, Holländern und Franzosen steht immer die unabhängige, selbst sehende und schaffende Persönlichkeit des einen Künstlers hinter diesen Bildern.

Bezeichnend für einen Porträtmaler ist es, welches Publicum sich um ihn bildet, welche Clienten ihn vorzugsweise aufsuchen. Da ist es denn als ein ausgesprochenes Urtheil über Ricard zu betrachten, daß er vorzugsweise von Künstlern und künstlerisch gestimmten Menschen aufgesucht wird. Ich habe selbst die Porträts der ausgezeichneten Maler Hebert, Messonier, Chenavard auf Ricard's Staffelei gesehen — eben so die Porträts Ferdinand Hiller's, Theodor Gouvy's, Wilhelmine Clauß ꝛc. Frau von Calergi, von der schwer zu sagen, ob sie mehr Künstlerin oder schöne Frau ist, das trefflichste Modell für die größten Coloristen, die Heine so bizarr als weißen Elephanten, Theophile Gautier nicht weniger barock als Symphonie blanche besungen hat, malte Ricard zweimal, einmal wie sie, ein ander Mal wie er es gewollt. Das zweite Exemplar ist ein Bild geworden, dessen sich Paul Veronese gerühmt haben würde. Dort hängt es an der Wand und man begreift, daß sich der Schöpfer von einer solchen Schöpfung nicht trennen könne.

Bleiben wir mit diesem Bilde im Atelier und sehen wir uns um. Wir kommen in einem glücklichen Augenblicke; die Staffeleien sind auf's Reichste und Mannigfaltigste ausgestattet. Neben jenem reizenden Mädchen à la Greuze, der verkörperten Poesie des anbrechenden „Backfischthums", das so frisch in die Welt sieht, daß es der Maler „cinq heures du matin" nennt, das Bild einer

wunderherrlichen Frau, über deren Geſicht der Zauber ewiger Jugend und ewiger Weiblichkeit ausgegoſſen iſt; der Reiz inniger Lebensfülle, trotz dem leidenden Zuge um den Mund, von dem jene melancholiſche Stimmung ausgeht, die wir faſt bei jedem Kunſtwerke wünſchen. Welch einen Contraſt bildet dieſem milden Antlitz gegenüber der blondlockige, rundwangige Knabe, der ſich vor Jugend und Geiſt kaum im Rahmen halten kann — und dieſer herrlichen Gruppe gegenüber wieder welch ein Contraſt in dem Bilde des berühmten Banquiers Mſtr. Blunt! Es iſt das derſelbe Mſtr. Blunt, der Herrn Mires, welcher in einer Verſammlung von den barons de l'industrie geſprochen, geantwortet, er habe bis jetzt in dieſer Beziehung nur von „Chevaliers" ſprechen hören. Dieſe Antwort charakteriſirt ihn. Es iſt der engliſche Finanzmann, der die Phraſe wie den Schwindel haßt, ſicher auf ſich ſelber ſteht, unbekümmert, welchen Titel man ihm gebe, im Bewußtſein ſeines Berufes, ſeiner Macht und ſeiner Solidität. So ſteht er in dem Ricard'ſchen Bilde vor uns, die Poeſie der Poſitivität, die Poeſie unſrer Zeit und das herrſchende Princip. Klugheit, Ruhe, etwas Kälte, aber Sicherheit, die ein wohlthuendes Vertrauen einflößt und dem Ganzen eine gewiſſe Gemüthlichkeit verleiht, ſprechen aus dieſer Geſtalt, die ungenirt und in der ganzen Welt zu Hauſe, den einen Daumen in das Achſelloch der Weſte geſteckt, aus der Leinwand, wie aus der Thür des marktbeherrſchenden Bureaus tritt. — Mächtiger erweckt ein größeres und glänzenderes Porträt unſre Aufmerkſamkeit. Wir enthalten uns jeder Charakteriſtik, denn mit dieſem Geſichte müßten wir die ganze Zeit vom Staatsſtreiche bis auf unſre Tage und müßten wir vorzugsweiſe den franzöſiſchen Senat charakteriſiren, wozu wir uns nicht berufen fühlen. Es iſt das das Porträt des Mannes, der den Muth hatte, Tacitus Lügen zu ſtrafen, er, der ſelber ein großes Stück beſtätigenden Commentares des unglücklichen Römers darſtellt; es iſt das das Porträt des Präſidenten des Senates, des Herrn Troplong. Wir ſagen Nichts darüber, nur daß Ricard hier mit einem meiſterhaften Bilde zugleich ein ſo wahres Stück Geſchichte geliefert, wie irgend Jemand, der in dieſem Augenblicke im Geheimen taciteiſche Memoiren ſchreibt.

Sehen wir uns weiter um in dem Atelier. Eine Atmoſphäre von Poeſie durchweht die weiten Räume. Da iſt nichts Abſichtliches, nichts Arrangirtes, auch Nichts von dem induſtriellen Weſen, das ſo viele Pariſer Ateliers auszeichnet; wohl aber fühlt man ſich in einer Werkſtätte des Geiſtes. Alles ſagt: hier wird gedacht, geſtrebt, gekämpft und Schönes geſchaffen. Alte Tapiſſerien bedecken die hohen Wände; über dieſen hängen vielfache Freundesporträts, allerlei Meiſterwerke anderer Meiſter, wie z. B. ein Adrian Oſtade, ein höchſt merkwürdiger Studienkopf von Ingres, ein unbekannter Venetianer, welche alle Ricard, ein eben ſo trefflicher Kenner als Maler, in den Trödlerbuden aufgeſtöbert hat. Eine lange Reihe von Copien läßt uns einen Blick in die Studien thun, die Ricard durchgemacht hat, bis er auf dieſe Höhe gelangt iſt. Da hängen Copien nach Tizian, Veroneſe, Bonifaz, Rubens, Rembrandt (die nächtliche Ronde), Claude Laurain u. A., ſämmtlich Meiſterſtücke der Copie. Kein moderner Maler hat es verſtanden, ſo die Werke der alten großen Vorgänger nachzudichten, ſich ſo in ihr Weſen hineinzuleben, ſo ihre ſubtilſten und unfaßbarſten Geheimniſſe zu erfaſſen. Den alten Robert Fleury ſah ich in Begeiſterung vor einer Ricard'ſchen Copie eines Bonifaz ſtehen; er wußte nicht, von wem ſie herrührte und rief aus: Ich hätte nicht gedacht, daß ein Moderner das zu leiſten im Stande ſei! — In der That gibt es gewiß Farbenwunder, die heut zu Tage nur Ricard thun kann und dieſe Wunder werden noch wunderbarer, wenn man ſieht, wie er die Farbenmittel, mit denen er ſie vollbringt, immer mehr und mehr auf ein Minimum reducirt.

Es gehört mit zu den ſchönſten Genüſſen, in einem Winkel dieſes Ateliers zu ſitzen, ſeine Cigarre zu rauchen und zuzuſehen, wie Ricard mit der ſehr wenig bunten Palette dieſe Wunder thut und wie er zugleich durch ein geiſtvolles, immer anregendes Geſpräch das innerſte Weſen auf das Geſicht des Modells herauszuzaubern verſteht. Ricard iſt nämlich einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Geſellſchafter und Plauderer des heutigen Frankreich. Der Fremde glaubt in ihm das Modell jener Geſprächshelden und Meiſter zu erkennen, welche Frankreich ſo converſationsberühmt gemacht haben. Aber der Fremde irrt. Ricard's Geſpräch iſt von ganz anderer Natur: die Unterhaltung, das Sprechen iſt ihm nicht Selbſtzweck; eben ſo wenig will er glänzen. Er wiederholt ſich nicht, er hat kein Repertoir von Witzen und Geiſtreichheiten, er iſt nicht frivol, wie jene berühmten Meiſter der Converſation. Bei ihm ſtrömt das Geſpräch aus der Fülle des Geiſtes, des Gemüthes und der Phantaſie; er iſt in jedem Augenblicke neu angeregt und immer productiv. Derſelbe Menſch, der jetzt wie ein Kind gelacht, mit Kindern kindiſche Späße gemacht oder ein Feuerwerk ſprühender Witze hat aufſteigen laſſen, derſelbe Menſch kann einen Augenblick ſpäter, auf die kleinſte Veranlaſſung, die ſinnigſten Aphorismen über menſchliche Verhältniſſe, die tiefſten Theorien

über Kunst, die umfassendsten Aperçus über die höchsten Interessen aussprechen. Ist er jetzt der geistreichste Dialektiker, ist er wieder den Augenblick später das, was man seit Goethe „eine Natur" zu nennen beliebt — ist er jetzt der Kritiker, der die geheimsten Ursachen der räthselhaftesten Wirkungen aufzusuchen versteht, so ist er gleich darauf wieder der ursprüngliche, unbewußt schaffende Poet in aller Frische und Unmittelbarkeit, ohne die geringste angekränkelte Blässe des Gedankens. — Mit einem solchen geistigen Wesen und mit einer sehr einnehmenden Persönlichkeit ausgestattet — Ricard sieht so aus, wie sich ein Romantiker gern einen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts vorstellt — könnte er in der Pariser wie in jeder andern Gesellschaft große Eroberungen machen und sich leicht mit einem Kreise von Freunden, Bewunderern und Protectoren umgeben, wenn er nicht ein Anachoretencharakter und in vieler Beziehung ein Fremdling in unsrer Zeit wäre. Wenn die Klöster so wären, wie man sie gern schildert, wäre er wohl in ein Kloster gegangen; wenn sein strebender und hungriger Geist nicht immer neuer Nahrung bedürfte, wenn er nicht im Grunde ein Mensch wäre, der mit allen Nerven am ganzen Leben hängt, er hätte sich längst in die Einsamkeit oder in irgend eine geschlossene Brüderschaft zurückgezogen — wie einst Fra Angelo oder Fra Bartolomeo. — Am liebsten, sagte er einmal, möchte ich in einem Kloster leben und meine Brüder umsonst malen. — Aber damals saß ihm eine dicke Frau, die um jeden Preis sehr modern und elegant gemalt sein wollte. Man gebe ihm ein schönes und sinniges Modell und die Erde hat ihn wieder. — Sein Atelier, ein kleiner Kreis von Freunden, die interessanten Gesichter, denen er in der Straße begegnet, sind seine Welt; Malen, Lectüre, ein anregendes Gespräch, ein Ausflug nach Italien, oder in die Galerien Deutschlands und der Niederlande, eine Reise zu einem deutschen Musikfeste ist sein Leben. Mit einem Worte: Person und Wesen und Leben stimmen harmonisch mit den Schöpfungen; beide sind schön, beide eines großen Künstlers.

Wir verlassen das Atelier des größten französischen Porträtmalers. Verlassen wir es! — Denn wie viel wir noch über ihn und seine Art zu malen sagen könnten, wir können dem Leser doch keinen eigentlichen Begriff von seinen Bildern geben. Auf ihnen liegt jener unsagbare Reiz, jenes mit Worten Unausdrückbare, das jedes Werk eines echten Künstlers charakterisirt; das uns sogleich daraus entgegenweht und uns sagt: Siehe! Hier ist Schönes, Bedeutendes! — das nicht errathen werden kann, ehe es da ist und nicht analysirt, *wenn* es da ist. Der Kritiker kann jeden Pinselstrich beschreiben, jeden Vers zerlegen, jede Musiknote aufzählen — aber den gewissen Duft eines Kunstwerkes kann er nicht wiedergeben und am Ende muß er auf das Kunstwerk selbst verweisen: Sehet, Leset, Höret. Genug, wenn er der Herold des wahrhaft Schönen ist. — Aber, fragt der Leser erstaunt, dieser große Künstler Ricard hat Nichts gemalt als Köpfe? — Nichts als Köpfe oder auch ganze Gestalten; aber wahrlich, ich sage dir, o Leser, Giorgione wäre Giorgione, auch ohne die großen Leinwande, auf denen sich mehrere Figuren zusammenfinden, Van Dyk wäre Van Dyk auch ohne seine Heiligenbilder und Velasquez Velasquez selbst ohne sein großartiges Lanzenbild und selbst ohne das wunderbare Bild der Spinnerinnen. Das ganze berühmte Madonnenbild Murillo's in dem großen Saale des Louvres ist nicht so viel werth, als die wenigen bescheidenen Köpfe, die sich unten, links in einem Winkel des Bildes befinden. Und wahrlich, ich sage dir ferner: Wer einen Kopf so malen kann wie Ricard, der kann Alles.

Eine Festscene in Bengalen.

Von

Alexander Ott.

Jahre sind verflossen, seitdem mich Berufsgeschäfte nach Ostindien geführt, welches in jüngster Zeit der Schauplatz so denkwürdiger Begebenheiten geworden; doch umschweben mich noch immer die Erinnerungen an jenes wundervolle Land wie goldene Träume, aus deren Füllhorn ich meine daselbst gemachten Erfahrungen dem Leser in diesen Bildern mittheilen werde.

Obgleich die Hindus gewöhnlich für sehr religiös gehalten werden, so ist es doch Thatsache, daß, mit Ausnahme einiger wenigen Individuen aus den höheren und gebildeten Kreisen der Gesellschaft, ihre Feste und Ceremonien der Mehrzahl der Bevölkerung als ein Vorwand zur Trägheit und Ausübung aller nur möglichen Excesse dienen.

Die Zahl der Gottheiten in dem Hindu-Pantheon, in welchem sich jedoch nur die drei Hauptgötter Brahma, Vishnu und Sheva abspiegeln und die nach der Anschauungsweise der Eingebornen eine paradoxe Totalität bilden, soll sich auf 330,000 belaufen. Der vielen Gestalten und Charaktere zu Ehren, welche diese Götter annehmen können, werden zahllose Feste oder Poojas abgehalten, unter denen die vorzüglichsten der Doorga und ihrem Gatten Sheva, der zwei grau-

samsten und schändlichsten Gottheiten in dieser unsinnigen Mythologie geweiht sind. Von den vielen Tempeln, in welchen der religiöse Cultus der Doorga ausgeübt wird, befindet sich der größte und populärste drei Meilen von Calcutta, an einem Orte, welcher den Namen Khalee Ghaut führt. Diese Gottheit steht bei den Eingebornen in einer solchen Verehrung, daß ihr sehr viele Muhamedaner, selbst zum Christenthum übergegangene Hindus heimlich Opfer und Geschenke bringen. Das Götzenbild der Doorga, die immer als ein schwarzes Weib mit vier Händen dargestellt wird, ist aus schwarzem Marmor. Mit einem Kranze von Schädeln und einem Gürtel von Knochen geschmückt, steht sie auf dem Körper ihres Gatten, der gewöhnlich als ein weißer Mann erscheint. Ohne weiter auf die vielen unästhetischen Sagen, welche darüber existiren, einzugehen, will ich jetzt den eigentlichen Faden dieser Skizze aufnehmen.

Die Landschaft war kaum in das Frührоth der aufgehenden Sonne getaucht, während ein leichter Lufthauch durch das dunkelgrüne Laub der schönen Pisangbäume säuselte, als ich mit einigen Freunden über die Ebene fuhr, welche sich zwei Meilen südlich von Calcutta hinzieht. Ein Panorama entfaltete sich hier vor unsren Blicken, in welchem die verschwenderische Natur Alles gethan hat, was nur den Menschen entzücken kann. Unzählige Vögel, die sich durch die Pracht und Mannigfaltigkeit ihres Gefieders auszeichneten, wiegten sich entweder in den Lüften oder auf dem dichten Blätterwerke der Mangos, oder schmiegten sich wie liebkosend an die Gipfel der Cacaonußbäume und sangen anmuthige Weisen, indem die Luft mit dem wunderlieblichen Dufte der Stauden und Schmarotzergewächse erfüllt war. Prächtige bis zum Himmel anstrebende Palmen und Talipotbäume neigten ihre stolzen Häupter gleichsam als ein Zeichen stummer Andacht, und muntere Bäche murmelten ihr Loblied in der großen Symphonie der Natur.

Als wir bei dem Dorfe Allipore angelangt waren, wurde jedoch diese heilige Ruhe durch den Lärm von Trommeln, Cymbeln, Tam-Tams und andern eigenthümlichen Instrumenten und durch das Geschrei einer Menge von Männern, Weibern und Kindern unterbrochen, die aus den zerstreut liegenden Bambushütten herauskamen und sich wie unheimliche Kobolde nach dem Nullah, einem Nebenflusse des Ganges, zustürzten. In diesem Augenblicke hörten wir ein dumpfes, donnerähnliches Getöse, das dem fernen Brausen des Meeres gleichkam und aus der Stadt zu uns herüberdrang. Aller Augen wandten sich nach jener Richtung hin, wo wir auf der Heerstraße und auf der Ebene eine ungeheure Menschenmasse mit Pferden, Kameelen, Elephanten, Wagen und Palanquins wahrnahmen, die gleich einer kolossalen Lawine in ihrem Laufe Alles mit sich fortriß und immer näher zu kommen schien. Calcutta, die mächtige, stolze Stadt, hatte sich auf eine kurze Zeit eines großen Theils ihrer eingebornen Bevölkerung entledigt, um eine jener entsetzlichen, vom Fanatismus vorgeschriebenen Orgien zu begehen, gegen welche die Saturnalien der Römer Nichts sind.

Große Vorbereitungen waren getroffen worden, um den Festtag mit ungewöhnlichem Pompe zu feiern. Da solche Ceremonien einen wichtigen Theil der Hindu-Religion ausmachen, so ist, obgleich der eigentliche Ritus nur wenig Zeit einnimmt, doch der ganze Tag verschiedenartigen Lustbarkeiten gewidmet, mithin sind alle Arbeiten eingestellt, und Reiche wie Arme legen ihre festlichen Gewänder an, um sich dahin zu begeben, wo die meisten Vergnügungen geboten werden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn an solchen Feiertagen der größte Theil der eingebornen Bevölkerung einer Stadt wie Calcutta in das Freie eilt, um sich ihrem Gotte zu Ehren auf alle nur mögliche Weise zu belustigen.

Als diese ungeheure Menschenlawine jetzt so nahe war, daß wir die einzelnen Personen genau unterscheiden konnten, bot sich uns ein interessanter Anblick dar. Die Mohamedaner, Hindus, Parsees und verschiedene andere Nationalitäten waren in ihren eigenthümlichen, malerischen Trachten erschienen, die je nach dem Reichthume und der Kaste der Person mehr oder weniger kostbar waren, und unter denen sich vorzüglich die Frauen durch ihre Schmucksachen auszeichneten, da sie nicht nur Juwelen und Ringe in Ohren und Nase, an den Fingern und Zehen, sondern auch kostbare Halsketten, Armbänder und Spangen an den Knöcheln ihrer Füße trugen. In dem äußern Erscheinen der ganzen zahllosen Menge lag jedoch etwas Unheimliches, da ihre wild umherrollenden Augen, die bisweilen wie feurige Kohlen leuchteten, ihren Blicken einen ungemein dämonischen Ausdruck verliehen, der mit dem heisern Brüllen, das aus vielen tausend Kehlen ertönte, nur zu sehr verrieth, bis zu welcher gräßlichen Höhe der Fanatismus sich bei ihnen gesteigert hatte. Dieses Getöse wurde noch durch das Wiehern der Pferde, das trompetenähnliche Schmettern der Elephanten und durch das Heulen zahmer Schakale, die bei solchen Gelegenheiten im Gefolge der Reichen auch eine Rolle spielen, vermehrt. Während dieses gräßlichen Lärmens erschienen mit einem Male die Braminenpriester in ihren weißen, fliegenden Gewändern und forderten, den Bettelmönchen des Mittelalters ähnlich, die gläubige Menge mit lauter Stimme um milde Gaben zum Besten ihres Götzentempels auf. Die Ein-

nahmen bei solchen Festlichkeiten sollen der Priesterschaft bedeutende Summen abwerfen und nicht wenig zu ihrem Wohlstande beitragen.

Wir fuhren jetzt über die Brücke nach dem andern Ufer des Nullah, wo sich der zu den Festlichkeiten bestimmte, einer Arena ähnliche Platz befand. Eine starke Abtheilung englischen Militärs, das bei solchen Gelegenheiten auf Befehl des General-Gouverneurs zur Aufrechterhaltung der Ordnung abgeschickt wird, wartete daselbst schon der heranziehenden Menge. Bald zeigten sich die nackten, mit weißem Thone punktirten Gestalten jener Elenden, welche eine Hauptrolle in den entsetzlichen Festlichkeiten des Tages spielen sollten. Andere waren mit Halsbändern oder Blumenguirlanden behangen als ein Beweis, daß sie ihren Götzen reiche Opfer gebracht hatten.

Wir näherten uns jetzt mehreren großen Pagoden, deren malerische, schlanke Kuppeln aus lieblichen Palmenhainen hervorragten oder durch das dunkle Blätterwerk leuchteten. Da standen nun einige der bedeutendsten religiösen Institute des Heidenthums vor uns, in welchem von einer feilen, schlauen Priesterschaft die fluchwürdigen Banden für die abergläubische Menge geschmiedet werden. Die Braminen und Bajaderen oder Tänzerinnen beobachteten eben feierliche Ceremonien; es wurde nämlich unter Gebeten und mysteriösen Tänzen das Götzenbild von seinen ihm angetrauten Frauen in Rosen- und Gangeswasser gebadet. Außerhalb der Tempel standen prächtig geschmückte Pferde und Elephanten, die zu Ehren der heidnischen Gottheiten gehalten werden. — Plötzlich wurde der betäubende Lärm des Tam-Tam gehört, die Priester und Bajaderen erschienen an der Schwelle der Tempel und gaben das Zeichen zum Beginne der eigentlichen Festlichkeiten. Das Gedränge wurde nun fürchterlich, sodaß das Militär selbst mehrmals in Gefahr gerieth, von seinem Posten verdrängt zu werden und nur mit der größten Mühe Unglücksfällen vorbeugen konnte. Viele Tausende beiderlei Geschlechts und jeden Alters hatten sich auf dem großen Platze eingefunden, um Zeugen der nachfolgenden Ceremonien zu sein. Der Anblick dieser durch Leidenschaften und Glaubenswuth furchtbar aufgeregten, zahllosen Menge war entsetzlich. In allen Richtungen sahen wir jetzt Männer und Knaben, welche Bambusstöcke, lange, eiserne Stangen, Kronen mit scharfen, eisernen Nägeln und verschiedene andere Marterwerkzeuge trugen, andere hatten auf ihren Schultern Gestelle aus Bambusrohr, die mit roth und gelb bemalten, grob gearbeiteten Spielsachen behangen waren; während wieder andere Zuckerwerk in der Gestalt von Götzen, Priestern, Bajaderen und Pagoden feilboten. Gurus oder inspicirte Wahrsager, die bei den Gläubigen in großer Verehrung stehen, erklärten an etwas abgesonderten Orten mit lauter Stimme mystische Worte und Phrasen der Sanskritschriften und forderten die Menge auf, sich wahrsagen und einsegnen zu lassen. Jongleurs oder Taschenspieler, die, obgleich eine verachtete Kaste, doch im Rufe großer Geschicklichkeit stehen, zogen durch ihre merkwürdigen Kunststücke mit abgerichteten Schlangen, welche sich nach der Musik der Pfeifen langsam hin und her bewegten, viele Zuschauer herbei. Andere Gaukler erwarben sich den Beifall der neugierigen Menge durch das Laufen auf scharfen Schwertern und Dolchen, oder durch das Aufheben von Centnergewichten mit den Augenlidern; dieses letztere Kunststück beruht jedoch auf einer optischen Täuschung. Götzenbilder wurden auf festlich geschmückten Triumphwagen von den Gläubigen durch das Gedränge gefahren, wodurch sie sich ein besonderes Verdienst bei ihrem Gotte zu erwerben wähnten. Auch Glücksritter und Taschendiebe sind bei solchen Gelegenheiten anzutreffen, die dann gewöhnlich eine goldene Ernte machen.

Bald jedoch wurde die Aufmerksamkeit der schaulustigen Menge durch das Erscheinen einer seltsamen Procession, die langsam und feierlich herangezogen kam, gefesselt. Es waren die Helden des Tages, die sehnlichst erwarteten Gosawees und Sungasees oder religiösen Bettler, welche mit ihrem langen Haare, den gräßlich verzerrten Gesichtern und nackten, mit Asche bedeckten Körpern einen äußerst widrigen Eindruck machten.

Der ersten Gruppe voran schritt ein Mann mit einer großen Pfanne brennenden Harzes; hinter ihm kamen die sogenannten Geweihten, welche durch das Feuer Molochs gehen sollten. Jeder Mann hatte zwei große, eiserne Löffel voll Feuer, deren Griffe durch seine beiden Hüften getrieben waren; die Becken, deren Henkel sie fest in den Händen hielten, hingen an einer Schnur, die um den Hals ging. Die außerordentliche Hitze der brennenden Flüssigkeit drang natürlich schnell in die an den Hüften gemachten Einschnitte und muß fürchterliche Schmerzen verursacht haben, jedoch bemerkte man auch nicht die geringste Spur davon auf ihren Gesichtern, ausgenommen, daß ihre Lippen fest zusammengepreßt und ihre Augen ganz starr waren, als wenn sie jedes Gefühl hätten unterdrücken wollen. Die Opfer eines solchen schrecklichen Fanatismus waren meistens junge Männer von sechzehn bis achtzehn Jahren, die auf beiden Seiten von andern ihrer Secte geführt und beständig aufgemuntert wurden, diese Martern, die ihren Götzen äußerst wohlgefällig wären, standhaft und geduldig zu ertragen. Die nächste Gruppe hatte sich Seile durch ihre Hüften ziehen lassen und tanzte zwischen den beiden Enden, welche

von ihren Begleitern in fortwährender Spannung gehalten wurden. Andere wieder rutſchten auf dem Boden hin und her oder ſtanden während des ganzes Feſtes auf den Zehen.

Dann folgten dramatiſche Aufzüge, in welchen mehrere der Hauptgottheiten von Männern, die ihren ganzen Körper auf eine höchſt groteske Weiſe bemalt hatten und eine äußerſt ſonderbare, einer Biſchofsmütze ähnliche Kopfbedeckung trugen, dargeſtellt wurden. Einige ſteckten Eiſendrähte durch ihre Zungen, Andere wieder waren am ganzen Körper voller Nadeln; ein Mann hatte auf ſeinen Schultern eine Anzahl weiß und roth gefärbter Ruthen, die in Form eines Fächers gleichſam Strahlen um ſein Haupt bildeten; die Stiele drangen durch das Fleiſch am Unterleibe. Alle unterzogen ſich einer beſondern Marter, ſo daß die ganze Scene etwas ungemein Dämoniſches hatte. Ihre Lieblingstortur beſtand jedoch augenſcheinlich darin, eiſerne Ruthen, Bambusſtäbe oder lebendige Schlangen durch den fleiſchigen Theil ihrer Arme zu ſtecken und dieſelben unter Springen und Tanzen ſchnell hin und herzuziehen. Da ſich viele dieſer Leute mit der größten Gelaſſenheit unterhielten und in ihren Geſichtern ſogar etwas Komiſches lag, ſo kamen die anweſenden Europäer auf die Vermuthung, daß ſich dieſe Fanatiker auf irgend eine Weiſe zu dieſen Martern vorbereitet hatten, oder daß ſie betrunken waren; Opium wird ohne Zweifel bei ſolchen Gelegenheiten in ſtarken Doſen eingenommen. Wir ſahen noch verſchiedene andere Torturen. Einige tanzten nämlich mit bloßen Füßen auf einem Feuer und hielten glühende Ketten in ihren Händen. Das non plus ultra der Martern, welche nur die raffinirteſte Grauſamkeit und der höchſte Fanatismus erfinden können, ſchien die folgende zu ſein: Mehrere der vornehmſten Sunnyaſees hatten um ihr Haupt einen eiſernen Ring mit Nägeln, auf welchen kleine glühende Feuerbecken angebracht waren; die Adern ſchienen beinahe zu ſpringen, und es war uns unbegreiflich, wie ſie die furchtbaren Schmerzen ertragen konnten. Zu dieſer entſetzlichen Scene kam noch der betäubende Lärm der Trommeln, Cymbeln und Tam-Tams und das wilde Geheul des Hurree Bol, welches aus den Kehlen der Zuſchauer weithin über die Ebene erſcholl. Als wir weiter fuhren, ſahen wir, daß die Mauern und Dächer der Häuſer, welche den reichen Eingebornen gehörten, dicht mit Frauen und Kindern beſetzt waren; viele von den erſteren hatten ſich auf das Koſtbarſte gekleidet und gehörten wahrſcheinlich zu den Purdahs oder vornehmen Frauen, die von Fremden nur durch einen Purdah oder Vorhang geſehen werden können.

Das Gedränge, welches ohnehin ſchon fürchterlich war, wurde jetzt noch durch die vielen Wagen der Baboos vermehrt, ſo daß wir bisweilen weder vorwärts noch rückwärts konnten; unſre eingebornen Bedienten mußten daher erſt den Pferden, welche nicht wenig ſcheuten, einen Weg bahnen. Die dunkelrothe Farbe der Flaggen und Trachten der vielen Tänzer, denen das Auge überall begegnete; die geſchminkten Geſichter der Sunnyaſees und Gosawees, deren dunkle Geſtalten mit Blumenguirlanden bedeckt waren, während rothe und gelbe Blüthenzweige ihr langgekräuſeltes Haar ſchmückten; das dämoniſche Geheul und die entſetzlichen Geſticulationen der ungeheuren Volksmenge, die durch Aufregung und berauſchende Getränke beinahe toll geworden; der Lärm der ſchrecklich mißklingenden Inſtrumente, die vielen fliegenden Roßſchweife, das Rauchen des brennenden Harzes — Alles dies bildete eine Scene, die ſich kaum beſchreiben läßt.

Als wir uns dem Gebäude der Londoner Miſſionsgeſellſchaft näherten, welches dicht an der nach Calcutta führenden Straße ſteht, kamen wir endlich aus dem Gedränge und wurden in einigen Minuten der ſchönen Kathedrale von St. Paul, welche auf der ſüdlichen Seite der Ebene ſteht, anſichtig. Hier begrüßten uns wieder die majeſtätiſche Ruhe und Schönheit der chriſtlichen Kirche, und als wir vorüberfuhren, ſchlug der feierliche, weithinſchallende Chorgeſang der andächtigen Methodiſten an unſer Ohr.

Dieſes ſo eben beſchriebene Feſt dauert vier Tage, und während dieſer ganzen Zeit hört der entſetzliche Lärm der Trommeln, Cymbeln und Tam-Tams und das Geheul der fanatiſchen Menge nicht auf, ſo daß der in der Nähe einer ſolchen Scene wohnende Europäer nicht an Ruhe denken kann. Am Abend des vierten Tages finden die abſcheulichen, ſogenannten Schwingceremonien Statt, welche dem ganzen Feſte die Krone aufſetzen und darin beſtehen, daß unter den Schultern zwei Einſchnitte gemacht und in dieſelben zwei ſtarke, eiſerne Haken getrieben werden, mit welchen das Opfer des Aberglaubens an einen Querbalken gehängt wird, welcher an die Spitze einer Bambusrohrſtange befeſtigt iſt. Das eine Ende des Balkens wird vom Volke vermittelſt eines Seiles etwas niedergedrückt und ſchnell herumgedreht, ſo daß der Mann einen Kreis von ungefähr dreißig Fuß im Durchmeſſer beſchreibt. Während er ſo hängt, wirft er Früchte und Blumen unter das Volk, welches dieſelben gierig aufhebt und ſie als Amulets bei ſich trägt. Dieſe entſetzliche Ceremonie ſowie die damit verbundenen Proceſſionen ſind in der Stadt Calcutta verboten, jedoch trifft man in der unmittelbaren Nähe der Vorſtädte viele Schwingemaſten mit ihren Opfern an.

Die jauchzende Volksmenge hält diese letztere Ceremonie für die wichtigste des ganzen Festes. An demselben Tage wird noch ein anderer Ritus, der sogenannte Jhamp, beobachtet. Es werden nämlich Gerüste von Bambusrohr aufgeschlagen, von welchen sich die Sunnyasees auf Messer und eiserne Nägel, welche in Strohbetten stecken, herabstürzen. Es kommen bei diesen Gelegenheiten öfters sehr gefährliche Verwundungen vor. Es würde zu weit führen, die verschiedenen anderen Torturen zu beschreiben, welche bei solchen Festen vorgenommen werden, genüge es zu sagen, daß die Feier mit Processionen nach dem Ghaut, wo die Todten verbrannt werden, endet. Den Geistern der Verstorbenen werden dann von den Braminenpriestern verschiedene Opfer gebracht.

Dieses Fest soll von einem gewissen Raja Vanoo gestiftet worden sein, der, um den Zorn Schewa's zu besänftigen, sich allen dieser Martern freiwillig unterzog; und diejenigen, welche seinem Beispiele folgen, haben die Verheißung von dem Gotte, große Segnungen zu empfangen. Man scheint es jedoch gegenwärtig nicht für ein rein religiöses Fest zu halten, da sich dabei nur die untersten Classen und von denen wiederum nur diejenigen betheiligen, welche von Andern entweder des Vergnügens halber gedungen sind oder, um auf einem indirecten Wege solcher Segnungen theilhaftig zu werden, welche sie sich nicht selbst durch so furchtbare Martern erwerben mögen. Die Vergütigung für die Uebernahme einer so schrecklichen Rolle, deren Durchführung bisweilen den Tod zur Folge hat, beträgt ungefähr einen preußischen Thaler. Jedes Dorf schickt einen oder mehrere Geweihte als eine Deputation, je nach der Summe, die durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden.

Noch vor ungefähr zwanzig Jahren war es den Europäern durchaus nicht gestattet, bei solchen Orgien zugegen zu sein, und mehrere Missionäre, welche den Eingebornen das Unsinnige solcher Feste anschaulich zu machen suchten, wurden gesteinigt und entgingen nur mit genauer Noth einem gewaltsamen Tode; in der neuesten Zeit jedoch erhalten die Europäer nicht nur Einladungen, sondern man räumt ihnen auch noch die besten Plätze ein und gibt ihnen zu verstehen, daß für ein Geschenk an Gelde irgend eine Marter zu ihrer Belustigung würde vorgenommen werden.

Es ist zu hoffen, daß das löbliche Vorhaben der englischen Regierung, die Sonne europäischer Cultur über jenes umnachtete Land aufgehen zu lassen und solchen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen, Erfolg haben wird, da der bessere Theil der Hindu-Gesellschaft schon längst im Geheimen solchen Festen abhold ist und überhaupt den Götzendienst nur als eine bequeme Erwerbsquelle einer gewissen Priesterkaste und als ein Schutzmittel gegen den Atheismus ansieht.

Literarisches.

Aus der Heimath. Gedichte von Robert Prutz. Leipzig bei F. A. Brockhaus.

Wer den Ernst des Lebens recht versteht, der wird auch die heitere Seite desselben richtig erfassen, und wer stets zur That gerüstet ist, dem entgeht auch der rechte Lebensgenuß nicht, Gedanken und Empfindungen finden sich bei ihm im besten Gleichgewicht. Wenn daher Robert Prutz für die Kämpfe, die er allezeit so wohlgerüstet bestanden hat, unsre ganze Achtung fordern darf, so finden wir ihn hier als lyrischen Dichter unsrer höchsten Bewunderung werth, und die Fülle und Energie der Empfindung, die sich in seinen Liedern ohne Ausnahme kundgibt, sind eben charakteristisch für den wackern Streiter in allen kräftigen Unternehmungen. Nicht das zaghafte Werben des Jünglings, sondern das selbstbewußte, durch Leiden geläuterte Gefühl des Mannes spricht sich in diesen Gedichten aus; klar im Wollen, frisch und kräftig im Aufschwung, einfach in der Klage, so legt der Dichter sein inneres Leben darin nieder, und wir sprechen die Ueberzeugung aus, daß die erotisch-lyrische Poesie in Deutschland kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Viele der Gedichte sind so schwungvoll und tönend, dabei die Stimmung darin so sicher festgehalten, daß es scheint, als müßten die Melodien dazu beim ersten Lesen schon jedem Componisten entstehen. Welch eine Fülle von Klang z. B. in den Zeilen:

Lieblich wie ein Maienmorgen
Lacht der Liebsten Angesicht;
Flieht, o fliehet, düstre Sorgen,
Meine Seele kennt euch nicht.
Wie die Blume nach der Sonne
Ihren Kelch gerichtet hält,
Also bist Du meine Wonne,
Bist mein Alles, meine Welt!

Nach der ersten Abtheilung, die unter der Aufschrift „Zweite Liebe" einen Theil von des Dichters Leben wiederspiegelt, folgt ein Cyklus von Gedichten „Herzog Bogeslaw," dann folgt „Magdalena," eine Reihe von Liedern, in denen die Klagen um den Verlust und die Versöhnung mit der Geliebten enthalten. Den Schluß bilden „Vermischte Gedichte," unter denen namentlich die Sonette sowohl in Bezug auf die Schönheit der Form als auch auf die Gediegenheit der Gedanken ausgezeichnet sind.

Zweite Abtheilung.

Der Donati'sche Komet.

Von

Dr. Joh. Müller.

Wenn uns auch fast jedes Jahr einen oder selbst mehrere Kometen bringt, so sind es doch meist solche, welche nur durch Fernröhre wahrnehmbar sind. Kometen, welche mit bloßen Augen sichtbar sind, gehören immerhin zu den selteneren Erscheinungen. Ein Komet aber, wie der diesjährige, ist ein astronomisches Ereigniß. Er ist ohne Zweifel der ausgezeichnetste unter allen in unserm Jahrhundert erschienenen, da sein Schweif, bei ausgezeichneter Lichtstärke des Kopfes, eine Länge von 30° erreichte, während die des Kometen von 1811 nur 15° betrug. Der Komet von 1819 war weit kleiner, ebenso der von 1853, welcher nur einige Tage sichtbar, bald in der Abenddämmerung verschwand. Der Komet vom März 1843 hatte zwar einen längeren Schweif, allein gleichfalls nur wenige Tage sichtbar, war er bei Weitem lichtschwächer wie der gegenwärtige und obendrein der Kopf in unsern Gegenden nicht sichtbar.

Unser Komet ist ein wahrer Musterkomet, d. h. er zeigt alle normalen Erscheinungen der Kometen in ausgezeichneter Weise. Er bot ein so außerordentliches Schauspiel, daß man in den schönen Herbstabenden, welche uns das gegenwärtige Jahr in so reichlichem Maße werden ließ, allenthalben zahlreiche Gruppen von Neugierigen beobachten konnte, welche, alle den Blick nach der gleichen Richtung gekehrt, sich des großartigen Anblicks erfreuten, wobei man dann auch die erfreuliche Bemerkung zu machen Gelegenheit hatte, daß, wenigstens in unsern Gegenden, selbst in den untern Volksclassen der Komet nicht mehr als ein Unglücksbote gefürchtet wird; höchstens wird er von Manchen noch als mit guten Weinjahren in Beziehung stehend betrachtet.

Am 2. Juni d. J. entdeckte Donati auf der Sternwarte zu Florenz einen teleskopischen Kometen, welcher am 10. September zum ersten Male mit bloßen Augen sichtbar wurde und sich dann in kurzer Zeit zu einem so ausgezeichneten Phänomen entwickelte. Nach seinem ersten Beobachter wird er der Donati'sche Komet genannt.

Ich selbst sah den Donati'schen Komet zuerst am Abend des 12. Septembers in der Nähe von ν des großen Bären; der Schweif hatte ohngefähr eine Länge von zwei Vollmondsbreiten.

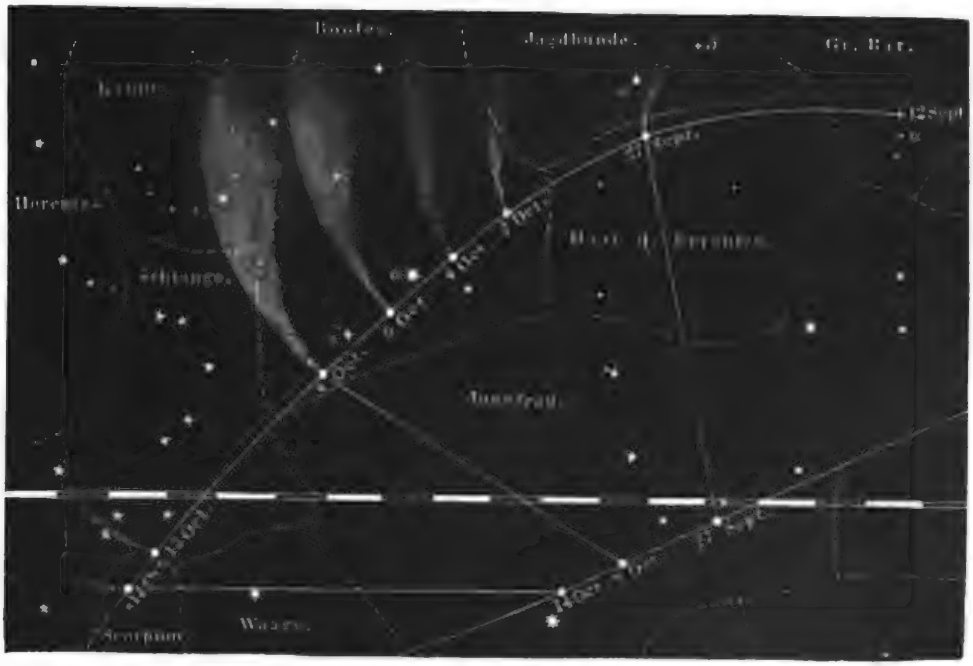
In den nächstfolgenden Tagen war nur ein geringes Fortschreiten und eine unbedeutende Zunahme der Länge des Schweifs zu beobachten.

Nun folgten einige trübe Abende; der nächste Abend, an welchem mir der Komet wieder zu Gesicht kam, war der des 27. Septembers. Er war unterdessen bedeutend fortgerückt und der Schweif hatte bereits eine stattliche Größe erlangt.

Von nun an beobachtete ich den Kometen regelmäßig an jedem Abend, an welchem er sichtbar war, mit möglichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Zunächst bestimmte ich, so genau es durch Schätzung möglich war, die Stelle, welche der Kopf des Kometen am Fixsternhimmel einnahm, sowie die Lage und die Ausdehnung des Schweifes und zeichnete diese Beobachtungen in eine Sternkarte ein, von welcher das Kärtchen Figur 1 eine verkleinerte Copie ist.

Sodann wurde der Kopf des Kometen einer teleskopischen Betrachtung unterworfen, zu welcher ein ausgezeichnetes 4füßiges Fern-

Fig. 1.



Bahn des Donati'ſchen Kometen

rohr von Fraunhofer diente, und zwar benutzte ich ein terreſtriſches Ocular von ohngefähr 70facher Vergrößerung, weil es ſich in dem vorliegenden Falle vortheilhafter bewährte, als das ſtärkſte zu dieſem Fernrohre gehörige aſtronomiſche Ocular, welches eine 120fache Vergrößerung gibt. Den Anblick, welchen der Komet, durch das Fernrohr betrachtet, darbot, ließ ich durch den Maler Lerch, welcher ſich gleichfalls mehrere Abende hinter einander an der teleſkopiſchen Beobachtung des Kometen betheiligte, unter meiner Leitung in großem Maßſtabe darſtellen, und von dieſem ſo entſtandenen Bilde iſt Figur 2 eine verkleinerte Copie. Endlich verſäumte ich es auch nicht, das Licht des Kometen durch das Arago'ſche Polariſkop zu unterſuchen, wobei ich jedoch nur negative Reſultate erlangte.

Die Ergebniſſe meiner Beobachtungen weichen vielfach von den Nachrichten ab, welche über den Donati'ſchen Kometen in den Zeitungen verbreitet wurden. Grade dadurch fühle ich mich aber auch aufgefordert, dieſelben zu veröffentlichen, damit nicht einſeitige Vorſtellungen Platz greifen, zu deren Berichtigung ſich vielleicht in einem halben oder ganzen Jahrhundert keine Gelegenheit wieder bietet.

Fig. 2.

Die Kometen gehören ohne Zweifel zu den räthſelhafteſten Erſcheinungen der Aſtronomie. Nur über ihre Bewegungsgeſetze ſind wir im Klaren; wir wiſſen, daß ſie dem Gravitationsgeſetze ebenſo unterworfen ſind, wie die Planeten; die phyſiſche Natur dieſer, ich möchte ſagen abenteuerlichen Geſtirne, iſt dagegen für uns noch immer in einen Schleier gehüllt, welchen die Wißbegierde des Menſchen ſo gerne lüften möchte. Kein Wunder alſo, wenn man ſich bald dieſe, bald jene Vorſtellung über das Weſen der Kometen bildet, deren Einfluß leicht geſtaltend auf die Beobachtung des ohnehin nicht ſcharf markirten Phänomens wirkt. Solche Einflüſſe erklären dann leicht, wie der eine Beobachter Dinge beobachtet, von denen der andre Nichts ſieht und wie daſſelbe Object von verſchiedenen Beobachtern oft ganz verſchieden aufgefaßt wird. Ich habe mich bei der Beobachtung des Donati'ſchen Kometen möglichſt von ſolchen Vorſtellungen frei zu halten geſucht und glaube wenigſtens ſie deshalb als möglichſt vorurtheilsfrei bezeichnen zu können.

Die ſcheinbare Bahn des Donati'ſchen Kometen iſt, wie bereits bemerkt wurde, in der Sternkarte, Figur 1, eingetragen und zwar vom 12. September bis zum 14. October. Die beobachtete Stellung des Kopfes und die Schweiflage iſt für den 12. und 27. September, für den 2., 4., 6., 8. und wieder für den 13. und 14. October aufgetragen.

Der Kopf des Kometen durchlief alſo, nachdem er das Sternbild des großen Bären (von welchem unſre Karte nur ein kleines Stück enthält) verlaſſen hatte, die Grenzregion zwiſchen dem Sternbild der Jagdhunde und dem des Haares der Berenice; trat alsdann in das Sternbild des Bootes ein und gelangte dann durch das ſüdweſtliche Eck der Schlange in das Sternbild des Skorpions.

Von den letzten Tagen des Septembers an war die ſcheinbare Bewegung des Kometen eine ſo raſche, daß er im Durchſchnitt täglich einen Weg von mehr als 4° am Himmel zurücklegte. Ja innerhalb einer ganz kurzen Zeit konnte man ſich ſchon von ſeinem Fortſchreiten überzeugen. Als ich am 7. October Abends um halb 7 Uhr den Kometen zu beobachten anfing, ſtand der Stern ζ des Bootes noch mitten im Schweif und bald nach 7 Uhr war er bereits aus demſelben ausgetreten. Aehnliches habe ich mehrmals auch an andern Sternen beobachtet.

Selbſt die kleinſten Sterne waren durch den Schweif hindurch vollkommen deutlich ſichtbar.

Am Abend des 5. October war der Himmel mit ſchweren Regenwolken überzogen, die alsbald auch einen heftigen Platzregen entſandten; an dieſem Abend ſah ich den Kopf des Kometen nur für wenige Augenblicke durch eine Wolkenlücke; der Kern ſtand ohngefähr eine halbe Vollmondsbreite unter dem Arcturus (α Bootis), welcher eben die linke Grenze des Schweifes berührte.

Die größte Lichtſtärke zeigte Kern und Schweif in den letzten Tagen des Septembers und in den erſten Tagen des Octobers. Der Schweif erreichte ſeine größte Länge am 6., 7. und 8. October.

Am 9., 10., 11. und 12. October blieb der Komet wegen der dichten Wolkendecke des Himmels unſichtbar, und als er am Abend des 13. zum erſten Male wieder geſehen werden konnte, war er bereits bis an die Grenze zwiſchen der Schlange und der nördlichen Scheere des Skorpions angelangt. Er war ſchon ſehr lichtſchwach, wozu allerdings auch ſeine größere Annäherung an die Zone der Abenddämmerung, ſo wie der helle Mondſchein (am 15. October trat der Mond bereits in's erſte Viertel) weſentlich beigetragen haben.

Daß der Schweif der Kometen ſtets von der Sonne abgewendet ſei, findet bei dieſem ſeine volle Beſtätigung. Um dies anſchaulich zu machen, habe ich auf unſerm Sternkärtchen, welches auch ein Stück der Ekliptik enthält, die Stellen des Himmels bezeichnet, an welchen die Sonne am 27. September, am 8. und 15. October ſtand und dann dieſe Sonnenörter mit den gleichzeitigen Kometenörtern durch eine grade Linie verbunden.

Der Schweif des Donati'ſchen Kometen erſchien gegen den Kopf hin weit mehr zugeſpitzt, als es die Abbildungen früherer Kometen zeigen. Er machte, namentlich vom 27. September bis zum 4. October, durchaus den Eindruck einer niederfallenden Rakete.

Der Schweif war nie grade, ſondern ſtets gekrümmt, und zwar war ſeine convexe Wölbung nach der Seite gerichtet, gegen welche er fortſchreitet, grade ſo alſo, als ob er durch ein widerſtrebendes Medium zurückgebogen würde, in welchem er ſich bewegt. Dabei war der Schweif auf der converen Seite entſchieden ſchärfer begrenzt als auf der concaven, ſo daß der obere Theil des Schweifes, welcher namentlich am 6., 7. und 8. October eine große Breite (bis zu 5°) erreichte, einige Aehnlichkeit mit der Fahne einer Feder zeigte. An den vorhergehenden Tagen war dies bei Weitem weniger der Fall, d. h. der Schweif hatte damals gegen ſein oberes Ende hin keine ſo bedeutende Breite und ein Unterſchied in der Begrenzung der beiden Seiten war weit weniger merklich.

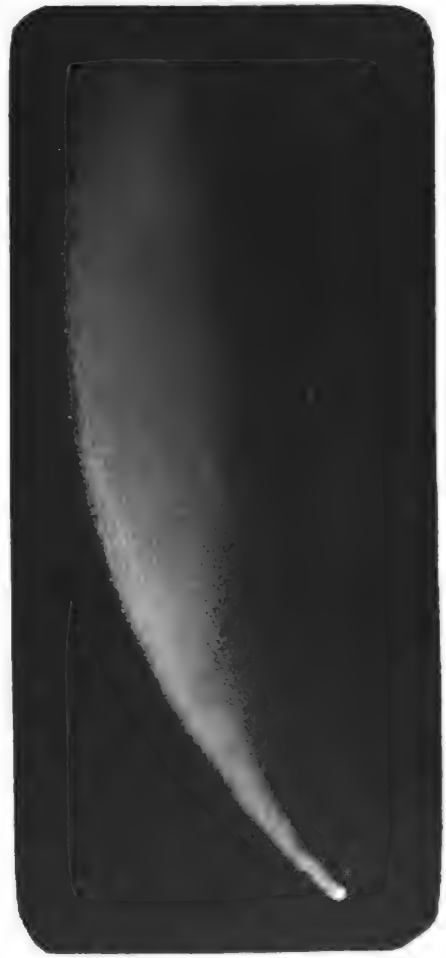
Figur 3 ſtellt das Anſehn des Kometen am 30. September, Figur 4 ſtellt es am 8. October dar, und zwar ſind beide Zeichnungen nach dem gleichen Maßſtabe entworfen.

Durch das Fernrohr geſehen, machte der Kopf des Kometen den Eindruck einer nicht

Digitized by Google

Fig. 3.

Fig. 4.

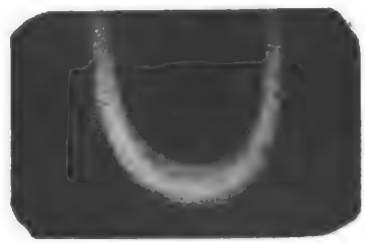


ſcharf begrenzten, in einer Nebelhülle ſchwebenden Kugel. Hinter der Kugel (d. h. nach der der Sonne abgewendeten Seite hin) zeigt ſich, wie dies bei den meiſten Kometen der Fall iſt, ein dunkler Streif, welcher in der Nähe des Kopfes wenigſtens den Schweif gleichſam in zwei Lichtſtreifen theilte. In größerer Entfernung vom Kopfe war dieſer dunkle Zwiſchenraum nicht mehr zu erkennen, wie er denn überhaupt nirgends, ſelbſt in der Nähe der Kugel nicht, die volle Dunkelheit des umgebenden Himmels hatte.

Man hat dieſen dunkeln Raum im Kometenſchweif früher wohl für einen Schatten des Kometenkernes gehalten; dagegen ſpricht aber ſchon der Umſtand, daß dieſer dunkle Raum unmittelbar hinter dem Kerne einen ungleich größern Durchmeſſer hat, als dieſer ſelbſt, wie dies die teleſkopiſche Beobachtung unzweifelhaft zeigte und wie es in Figur 2 zu ſehen iſt.

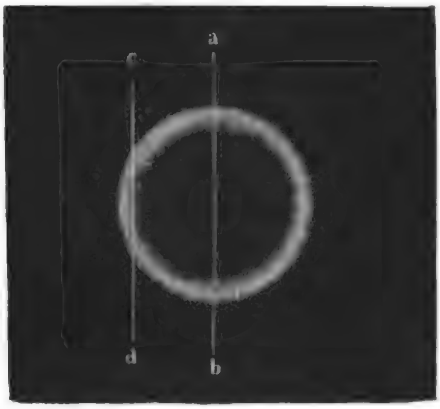
Die richtige Deutung dieſes dunkeln Raumes dürfte wohl, wie auch allgemein angenommen wird, die ſein, daß wenigſtens das Kopfende des Kometenſchweifes ein hohles Umdrehungsparaboloid ſei. Figur 5 ſtellt einen

Fig. 5.



durch die Axe, Figur 6 ſtellt einen ſenkrecht zur Axe gerichteten Durchſchnitt der räthſelhaften Nebelhülle dar. Es iſt nun klar, daß ein Geſichtsſtrahl, welcher in der Richtung ab durch die Nebelhülle hindurchgeht, keine ſo dicke Schicht derſelben zu durchlaufen hat, wie ein Geſichtsſtrahl, welcher mehr gegen den Rand hin in der Richtung der Linie cd hindurchgeht.

Fig. 6.



Von mancher Seite iſt behauptet worden, man beobachte am Donati'ſchen Kometen deutlich eine vom Kopf gegen die Sonne gerichtete Ausſtrömung, welche zu beiden Seiten gleichſam zurückgekrümmt in den Schweif überzugehen ſchiene. Eine auf ein ſolches Ausſtrömen hindeutende Geſtaltung ſoll der Halley'ſche Komet im Jahre 1835 wirklich gezeigt haben, an dem Donati'ſchen konnte ich aber Nichts der Art wahrnehmen und mehrere Perſonen, welche gleichfalls durch unſern Fraunhofer den Kometen betrachteten, ſtimmen mit mir darin überein, wie ſie denn überhaupt die Abbildung Figur 2 als eine möglichſt treue Darſtellung des Kopfes des Donati'ſchen Kometen anerkennen; nur ſollte nach ihrer Meinung der Kern weniger ſcharf begrenzt, mehr verſchwommen ſein, was ſich freilich in ſo kleinem Maßſtabe ſchwer ausführen läßt.

Eine Eigenthümlichkeit, welche ich am Donati'ſchen Kometen beobachtete und welche von den oben angeführten Perſonen gleichfalls beſtätigt wird, iſt die, daß der Kern auf der der Sonne abgewendeten Seite entſchieden am hellſten war, wie dies auch durch unſre Figur deutlich wiedergegeben wird. Das Licht der untern Hälfte des Kernes erſchien gleichſam wie durch einen vor ihm ausgebreiteten Schleier verdunkelt. — Ich begnüge mich damit, dieſe Thatſache einfach anzuführen, ohne es zu wagen, eine Hypotheſe zu ihrer Erklärung aufzuſtellen.

Was die Größe des Kernes betrifft, ſo ſchien mir derſelbe fortwährend abzunehmen, d. h. in den letzten Tagen des September und in den erſten des October ſchien mir der Kern größer zu ſein, als vom 6. bis 8. October, obgleich an jenen Tagen der Schweif noch bedeutend an Ausdehnung zugenommen hatte.

Eine vielfach ventilirte, aber nach meiner Meinung noch keineswegs definitiv entſchiedene Frage iſt die, ob die Kometen eigenes Licht haben oder ob ſie nur durch die Sonne beleuchtet ſind. Man hält zwar dieſelbe durch Arago's Verſuche mit dem Polariſkop zu Gunſten der letztern Anſicht für erledigt, allein trotz der Autorität Arago's habe ich an dem Donati'ſchen Kometen keine nur einigermaßen merkliche Polariſation bemerken können.

Es iſt hier nicht der Ort, das Weſen der Polariſation des Lichtes zu erläutern, ich will nur verſuchen, den äußern Vorgang des Arago'ſchen Verſuchs verſtändlich zu machen.

Arago's Polariſkop iſt in der Hauptſache ein achromatiſirtes Kalkſpathprisma, d. h. ein Kalkſpathprisma, an welchem die prismatiſche Farbenzerſtreuung durch die Combination mit einem gleichen, umgekehrt geſtellten Glasprisma aufgehoben iſt. Wenn man durch ein ſolches nach irgend einem Gegenſtande hinſchaut, ſo erblickt man zwei Bilder deſſelben.

Wenn der betrachtete Gegenſtand uns geſpiegeltes Licht zuſendet, ſo ſind die beiden Bilder ungleich hell. Dreht man das vor das Auge gehaltene Kalkſpathprisma um die durch den Geſichtsſtrahl gebildete Axe um, ſo wechſeln die beiden Bilder ihre Lichtſtärke, das, welches bisher hell war, wird dunkel, und umgekehrt wird das hell, welches bisher dunkel war. Dieſer Wechſel der Lichtſtärke iſt ein charakteriſtiſches Merkmal des polariſirten Lichtes; die Polariſation erhalten aber die Lichtſtrahlen durch Spiegelung auf der Oberfläche durchſichtiger oder doch durchſcheinender Oberflächen, alſo z. B. durch die Reflexion auf einer Waſſerfläche, auf Glas, auf der glänzenden Firnißſchicht, welche ein polirtes Holzſtück überzieht u. ſ. w.

Unvollkommen ſpiegelnde Oberflächen zeigen auch die Erſcheinungen der Polariſation weniger deutlich; durch das doppeltbrechende Prisma betrachtet, iſt für ſie der Unterſchied in der Lichtſtärke der beiden Bilder unſcheinbarer. Solche Körper endlich, welche das Licht gar nicht ſpiegeln, ſondern nur unregelmäßig zurückwerfen (diffundiren), wie z. B. die Wolken, ein Blatt nicht geglätteten weißen Papiers, eine übertünchte Mauer u. ſ. w. zeigen keine Spur von Polariſation; durch das achromatiſirte Kalkſpathprisma betrachtet, ſind die beiden Bilder ſtets gleich hell und zeigen keinerlei Helligkeitswechſel, wenn man

Digitized by Google

das Prisma vor dem Auge um seine Axe dreht. Dasselbe zeigt sich auch, wenn man das Licht eines selbst leuchtenden Körpers, etwa eine Kerzenflamme, eine glühende Kohle u. s. w. auf die angegebene Weise untersucht.

Die Polarisation ist demnach durchaus kein Kriterium, ob das Licht eines Körpers eigenes oder fremdes, sondern nur wenn letzteres der Fall ist, ob es regelmäßig gespiegeltes oder unregelmäßig zerstreutes (diffundirtes) Licht sei.

Während das Licht der Wolken durchaus unpolarisirt ist, zeigt der reine blaue Himmel eine zum Theil sehr starke Polarisation, ein Beweis, daß das Licht des blauen Himmels wenigstens großentheils durch wiederholte regelmäßige Reflexionen in unser Auge gelangt.

Arago hat sein Polariskop dadurch empfindlicher gemacht, daß er auf der dem Auge abgewendeten Seite des achromatisirten Kalkspathprismas ein dünnes Gypsblättchen (Frauneis) anbrachte. Es hat dies zur Folge, daß die beiden oben erwähnten Bilder, wenn man mit polarisirtem Licht zu thun hat, nicht ungleich hell, sondern verschieden gefärbt erscheinen und zwar sind die Farben der beiden Bilder stets complementär. Je nach der Dicke des Gypsblättchens ist das eine Bild grün und das andere roth, oder das eine blau und das andere gelb.

Nach Arago's Angaben soll nun sowohl der Komet von 1819 als auch der Halley'sche Komet im Jahre 1835 die Erscheinungen der chromatischen Polarisation gezeigt haben, d. h. durch das Polariskop betrachtet, sollen die beiden Bilder des Kometen complementär zu einander gefärbt gewesen sein.

In Betreff des Donati'schen Kometen berichtet Chacornac im Moniteur, daß seit dem 26. September das Phänomen der Lichtfärbung im Arago'schen Polariskop außerordentlich sichtbar geworden sei. Diese Beobachtung beweist, setzt der Beobachter der Pariser Sternwarte hinzu, daß das Licht der Kometen wirklich reflectirtes sei.

Ich habe das Licht des Kometen am Abend des 6., 7. und 8. October mit dem Polariskop untersucht, aber keine Verschiedenheit in der Färbung der beiden Bilder bemerken können. Ebenso wenig haben Andere, welche ich den Kometen durch das Polariskop betrachten ließ, einen Farbenunterschied zwischen den beiden Bildern beobachtet.

Wenn man nun aber selbst zugibt, daß das Licht des Kometen Spuren von Polarisation zeige, so würde daraus doch höchstens folgen, daß ein ganz kleiner Theil seines Lichtes in der Weise reflectirt sei, wie das Licht des blauen Himmels. Ob die überwiegende Menge des nichtpolarisirten Kometenlichtes aber eigenes oder von der Sonne stammendes sei, darüber kann das Polariskop keine Auskunft geben.

Die wahre Gestalt der Bahn unsers Kometen, die geringste Entfernung, bis auf welche er sich der Sonne und der Erde genähert hat, der wahre Durchmesser seines Kernes, die wahre Länge des Schweifes können erst durch astronomische Berechnungen ermittelt werden. Ich behalte mir vor, darüber in diesen Monatsheften Mittheilung zu machen, wenn die Resultate solcher Berechnungen in astronomischen Zeitschriften veröffentlicht sein werden.

Aus dem

Tagebuche eines Erdumseglers.

(Dr. C. Scherzer.)

II.

Die Chinapflanzungen auf Java.

Bekanntlich sind die Chinabäume in ihrem Mutterlande großen Verwüstungen preisgegeben, und bei dem geringen Schutz, welche der Staat unter den herrschenden unsichern politischen Verhältnissen ihrer Cultur zuzuwenden im Stande ist, kann man deren eilige Ausrottung an einigen Punkten Perus und Bolivias schon in nächster Zeit mit ziemlicher Gewißheit voraussagen.*) Unter solchen Umständen erschien es von um so größerer Bedeutung, Oertlichkeiten in andern Ländern aufzufinden, welche sich durch Analogie des Klimas und der Bodenverhältnisse zum Anbau des sogenannten Fieberrindenbaumes eignen, als der Verbrauch des aus seiner Rinde gewonnenen kostbaren Heilmittels mit jedem Jahre zunimmt. Als Wohlthäter der Menschheit mußte Jeder angesehen werden, welcher die Verbreitung des Chinabaumes und dessen Cultur zu fördern sich bemüht. Der holländischen Regierung gebührt dieses große Verdienst, welche mit ungeheurem Kostenaufwand eine eigene Expedition nach der Westküste Süd-Amerikas sandte, um die daselbst in ihrem Auftrag durch den Botaniker Haßkarl in Peru erworbenen Chinapflanzen überzuführen und diesen wichtigen Culturzweig zu den vielen auf der Insel Java bereits bestehenden hinzuzufügen. Haßkarl war um das Jahr 1853 nach Peru geschickt worden zu dem Zwecke,

*) So z. B. betrug nach Weddell die Menge der in dem einzigen Hafen von Cartagena an Bord gebrachten Rinde im Jahre 1806 noch 1,200,000 Pfund; heutzutage führt man mit Mühe einige Arrobas, kaum einen Centner aus.

den natürlichen Standort der Cinchonien in der Tropenzone durch persönliche Anschauung kennen zu lernen und die Regenmenge zu beobachten, sowie die Boden- und Temperatur-Verhältnisse gründlich zu untersuchen, unter welchen dieses kostbare Geschenk der Natur am besten gedeiht. Insofern es sich darum handelte, Chinapflanzen aus Peru nach der Insel Java zu bringen, war Herrn Haßkarl's Mission von gutem Erfolge gekrönt, denn es gelang demselben nicht nur, eine Anzahl von Cinchonaarten im gesunden Zustande nach Java zu überführen, sondern sie daselbst in Tjipodas am Fuß des herrlichen Vulcan Pangerango anzupflanzen. Weit weniger günstig waren die Resultate seiner ehrenvollen Mission in Bezug auf wissenschaftliche Untersuchungen an Ort und Stelle, auf Erlangung der so ungemein wichtigen Daten über die Quantität der an ihrem natürlichen Standorte jährlich fallenden Regenmenge, Feuchtigkeit und Temperatur der Luft, die geognostische Beschaffenheit des Bodens u. s. w., worüber man noch bis zur Stunde nichts Bestimmteres, Genaueres weiß. Wie wichtig, wie erleichternd wäre es für die Cultur der Cinchonie auf Java, wenn man z. B. genau darüber unterrichtet wäre, welches die obere und untere Vegetationsgrenze der verschiedenen, Rinde liefernden Cinchonaspecies, welches die Meereshöhe der Gegend ist, wo sie am zahlreichsten gedeihen, welche Bodenart sie am meisten lieben, in welchen Monaten sie blühen und in welchen sie reife Früchte tragen, wie viel Zeit vom ersten Erscheinen der Knospen bis zum Abfallen der Korollen und von jener Periode bis zum Aufspringen und völligen Reifen der Kapseln verstreicht? Blühen die Cinchonabäume auf Java zur nämlichen Zeit wie im Mutterlande, entwickeln sich die ersten Blüthen zu reifen Früchten mit keimfähigem Samen? Wie verhält sich der Alkaloid, namentlich Chiningehalt der Rinde, zur größern oder geringern Höhe des Standortes der Bäume über dem Meere, zur Temperatur des Klimas? Welches sind die natürlichen Feinde der Chinabäume in der Heimath und unter welchen Verhältnissen werden sie von schädlichen Insecten angegriffen? Ueber diese und viele andere wichtige Punkte scheint Herr Haßkarl trotz eines jahrelangen Aufenthaltes in Peru keine Auskunft gegeben zu haben, oder doch nur eine höchst mangelhafte, denn sie sind noch gegenwärtig für die Regierung und die dermalen mit der Cultur der Chinabäume auf Java betrauten Männer offene Fragen, obschon man berechnet, daß jede einzelne aus Peru gebrachte Chinapflanze der Regierung an dreitausend Gulden holländisch kostet. Je weniger aber noch auf Java über die klimatischen Verhältnisse und die geographisch-physikalische Beschaffenheit ihres ursprünglichen vaterländischen Bodens in Peru bekannt ist, desto verdienstlicher sind die schönen Resultate, welche bisher durch den berühmten Autor einer vortrefflichen Monographie Javas, durch Franz Junghuhn, erzielt wurden, dem seit Juni 1856 die Sorge und Leitung der Chinapflanzungen übertragen worden ist.

Es gibt dermalen auf Java drei Punkte, wo Versuche mit dem Anpflanzen von Chinabäumen gemacht worden sind:

1. In Tjipodas (sprich Tschipodas) am Fuße des Gonong-Gedeh, 4300 bis 4600 Fuß über dem Meere, ungefähr sechzig Pflanzen.

2. In Bengalengang am Abhange des Malábasgebirges 4 — 7000 Fuß über dem Meere, in einem prächtigen Eichenwald (Quercus fugifolia) ungefähr sechshundert Pflanzen nebst vielen Stöcklingen in Kisten.

3. In Besúki, im Gonong-Ayam-Gebirg, 6800 Fuß über dem Meere, in einer Anpflanzung, welche Dr. Junghuhn Wono Djampie (Wald der Arzneimittel) nannte, circa zwanzig Pflanzen.

Während meines Aufenthaltes auf Java besuchte ich die Chinapflanzungen zu Tjipodas, welche insofern ein doppeltes Interesse bieten, als sie einen Vergleich der ersten Versuche mit den in neuester Zeit angestellten und ihrer mehr oder minder günstigen Resultate zulassen. Merkwürdigerweise ist der Mutterbaum, eine Cinchona Calisaya, nicht von Peru gekommen, sondern durch W. Pahud, dermaligen General-Gouverneur von holländisch Indien, zur Zeit, als derselbe Minister der Colonie von Haer war, im Jahre 1852 in Paris im Jardin des plantes angekauft, nach dem botanischen Garten nach Leyden gebracht und von dort über Rotterdam nach Batavia gesandt worden. Dieser Baum ist gegenwärtig 16 Fuß hoch und gedeiht vortrefflich.

Als Dr. Junghuhn die Aufsicht über die Chinapflanzungen zu Tjipodas übernahm, waren daselbst 105 Bäumchen von 2½ Fuß Höhe gepflanzt, nämlich 41 Stück Cinchona Calitaya und 64 Cinchona Condaminea. Im October 1857 waren nur noch 95 Bäumchen in einer Höhe von 4—11½ Fuß vorhanden, dagegen 10 abgestorben. Dies war offenbar ein Zeichen, daß der Punkt der Anpflanzung den natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens nicht völlig entsprach. Die erste Pflanzung geschah nämlich auf Tuffboden, mit kaum ½ oder ¾ Fuß Humus-Erde, dicht an den Rümpfen abgehauener riesiger Liquidamber-Bäume, so daß der jungen Pflanze nicht hinreichend Raum zur Ausbreitung blieb und dieselben in dem Verhältniß zu kränkeln begannen, als ihre Kräfte sich entwickelten. Dazu kam noch, daß man eine große Strecke rings um die Anpflanzung völlig gelichtet

hatte, so daß die jungen Pflänzchen den ganzen Tag lang direct den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, indem ihnen ein kleines Dach aus Palmenblättern nur wenig Schutz gewährte. So gewagt und gefährlich auch das Experiment erschien, so blieb doch kein anderes Mittel als die schleunigste Verpflanzung der noch gesunden Exemplare nach einer ihnen mehr zusagenden Localität übrig. Mit größter Vorsicht, und nachdem Dr. Junghuhn sogar besondere Werkzeuge hatte construiren lassen, um beim Ausgraben möglichst die Wurzel der Pflanzen zu schonen, ging man an's Werk und versetzte an 80 Stück; während man eine Anzahl absichtlich am frühern Standort ließ, um desto leichter einen Vergleich anstellen zu können. Binnen sechs Monaten waren viele Bäumchen um 10—12 Zoll gewachsen, und zwar im Walde um 16—21 Zoll, im Freien um 9—10 Zoll, was am deutlichsten zeigte, daß der neue Standort der den Pflanzen zusagendere war. Im März 1858, wo die Bäumchen zuletzt gemessen wurden, hatten einzelne eine Höhe von 14—15 Fuß, während die Dicke des Stammes 3½ Zoll betrug.

Tropischer Urwald auf Java.

Die meisten Chinabäumchen auf Tjipodas stehen also dermalen im Walde, vereinzelt,

mitten unter herrlichen Ramasala-Bäumen (Liquidamber Altongiana) auf zum Theil ausgesonderten Stellen mit Ablaufgraben für das überflüssige Wasser versehen. Vortrefflich erhaltene Waldpfade führen zu den einzelnen Bäumchen. Im Juni 1857 zeigten sich an einer Condaminea die ersten Blüthen, und im darauffolgenden October befanden sich bereits 34 Bäumchen im Blüthezustand. Im Mai dieses Jahres zeigten in sämmtlichen drei Pflanzungen die meisten Bäumchen Blüthen, so daß Herr Dr. Junghuhn, wenn, wie vorausgesetzt, alle reifen, an 80,000 reife Früchte zu erhalten hofft. Jede einzelne Frucht enthält wieder vierzig Samen, was allerdings eine ungemein reiche und ergiebige Ernte ausmachen würde. Freilich entsteht noch immer die Frage, ob der gewonnene Same auch keimfähig und ob die Rinde des aus demselben gezogenen Bäumchens auch jenen kostbaren Heilstoff, Chinin, enthält, der allein deren Cultur so wichtig und wesentlich macht. Diese Frage dürfte wohl erst nach einigen Jahren entscheidend beantwortet werden können. Indeß ist schon gegenwärtig der Inspector für chemische Untersuchungen in Niederländisch-Indien, Dr. J. E. de Vry, mit der Untersuchung der von den Pflanzungen zu Tjipodas und Bengalengang gewonnenen Chinarinde beauftragt und wurde, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, von der holländischen Regierung mit der größten Munificenz mit allen jenen technischen Mitteln ausgestattet, welche zur Lösung dieser hochwichtigen Frage beitragen können. Herr Dr. de Vry scheint sich indeß nicht damit zu begnügen, die Bestandtheile der Rinde der auf Java gepflanzten Cinchonen zu analysiren, derselbe gibt sich sogar der allerdings etwas sanguinischen Hoffnung hin, durch seine chemischen Untersuchungen der Natur das Geheimniß abzulauschen, „wie sie Chinin erzeugt."

Als kleiner Beweis, mit welchen vielfachen Schwierigkeiten solche Acclimatisationsversuche im Allgemeinen zu kämpfen haben, möge das folgende Factum dienen: Nachdem die Ueberpflanzung der Chinabäumchen vom ersten Standort nach den verschiedenen ihnen weit mehr zusagenden schattigen Stellen im benachbarten Liquidamberwald als vollkommen gelungen betrachtet werden konnte, bemerkte Dr. Junghuhn bei seiner letzten Inspectionsreise, daß mehrere Bäumchen in kurzer Zeit abgestorben waren, ohne sich die eigentliche Ursache davon bei dem gedeihlichen Zustande der übrigen recht erklären zu können. Nach langer, mühsamer Untersuchung zeigte sich, daß ein ungemein kleiner, fast nur mit dem Mikroskope wahrnehmbarer Käfer die Pflanze in ihren edelsten Theilen benagt hatte. Ich erhielt eine Anzahl dieser Käfer, in welchen der Entomolog der Expedition eine Bostrichusart erkannte. Dieser Käfer ist glücklicherweise nicht mit den Cinchonien aus Peru gekommen, sondern ist auf Java einheimisch. Derselbe hat sich bisher bloß auf kränklichen Bäumen gezeigt. Gelingt es daher, die Bäumchen gesund zu erhalten, so wird auch dieses feindliche Insect wieder verschwinden.

Nachdem ich die Chinapflanzung in Tjipodas in allen ihren Einzelnheiten besichtigt hatte, drängte es mich um so mehr, ihren gegenwärtigen Leiter persönlich kennen zu lernen. Dr. Junghuhn wohnt fast noch zwei Tagereisen von Tjipodas entfernt, in Lembang, am Fuß des prachtvollen Vulcans Tankuban-Prahu. In jedem andern außereuropäischen Lande würde eine solche Reise im Berglande mit großen Schwierigkeiten und Ungemächlichkeiten verbunden gewesen sein. Auf Java mit seinen vortrefflichen Straßen durch die ganze Insel, unterstützt in der Erreichung meines Wunsches durch die Gastfreundlichkeit der holländischen Colonialregierung, ward dieselbe zu einer angenehmen Vergnügungstour. Unterwegs passirte ich Tjangoer (von tji, Wasser und angoer, schön), die damalige Hauptstadt der Preanger-Regentschaft mit 15,000 Seelen, und Tji-sokan, eine kleine Ortschaft, deren Bewohner sich hauptsächlich mit der Gewinnung eßbarer Vogelnester (sarang-burung von sarang Nest und burung Vogel) beschäftigten, welche in den benachbarten, ungefähr drei Wegstunden entfernten Kalksteinbergen gefunden werden. Diese Berge heißen in der Sprache der Sundanesen Gunung masigit (Moscheen), weil der Kalkstein, aus dem sie bestehen, mit seinen zackigen, eckigen Formen ihnen einige Aehnlichkeit mit jenen orientalischen Bauten verleiht. Die Orte, wo diese Schwalbennester gefunden werden, welche einen so werthvollen Ausfuhrartikel nach China ausmachen, sind keine eigentlichen Grotten, wie sie gemeiniglich genannt werden, sondern bloß Klippen, Spalten und Risse, in denen die Schwalben ihre Nester bauen und die meist nur mit Lebensgefahr erreicht werden können. Sie sind Eigenthum javanesischer Fürsten, welche aus deren Ausbeute einen sehr erheblichen Gewinn ziehen. Gegen zwölf Uhr kamen wir in Bandong an und nahmen im Hause des javanesischen Regenten Radhen-Atihipati Wira Nata Kusuma unser Absteigequartier, welches bereits für uns hergerichtet worden war. Es scheint mir ein vortreffliches System der holländischen Regierung, in jeder Residentschaft ihren Beamten zur Seite einen einheimischen Regenten fortbestehen zu lassen, welcher gleichsam als das Organ, der Vermittler zwischen Regierung und Volk angesehen werden kann und wodurch viele Maßregeln weit schneller ausgeführt

werden. Außerdem beſitzt derſelbe nur geringe perſönliche Macht und findet es um ſo mehr in ſeinem Intereſſe, den Wünſchen der holländiſchen Regierung ſich zu fügen, als dieſe die Mittel und die Gewalt hat, ihn ſeiner Stelle jeden Augenblick zu entheben, welche gemeiniglich mit ſehr bedeutenden Einkünften (2—400,000 Fl. holländiſch jährlich) verbunden iſt. In der Regel werden einheimiſche, mediatiſirte Fürſten zu ſolchen Aemtern gewählt, und es finden ſich unter ihnen zuweilen Männer von vielen Kenntniſſen. Der Regent von Bandong iſt zugleich ein großer Freund der Fremden. Sein ganzes Haus iſt nach europäiſcher Art eingerichtet, und Niemand würde beim Anblick dieſer eleganten wohnlichen Räume vermuthen, ſich in dem Hauſe eines mohamedaniſchen Fürſten auf Java zu befinden, wenn ihn nicht das orientaliſche reiche Coſtüm des Hauswirths und ſeines Gefolges, ſowie die in halb knieender Stellung mit goldner Betelbüchſe und rauchender Lunte ihren Herrn ſtets umgebenden javaneſiſchen Diener daran erinnern möchten. Die Aufmerkſamkeit der von uns beſuchten verſchiedenen Regenten ging ſo weit, daß uns ſtets, ſo lange wir uns in ſeinem Diſtricte befanden, ein jüngerer Verwandter in glänzender Tracht zu Pferd das Geleit gab.

Javaneſiſcher Prinz mit ſeinen Dienern.

Am nächſten Morgen brachen wir nach Lembang auf, wo wir nach einer Fahrt von circa zwei Stunden ankamen. Lembang liegt 4000 Fuß über dem Meere, und ſeine mittlere Jahrestemperatur iſt 16 — 17° Celſius. Junghuhn, welcher ein einſam gelegenes Haus am Fuß ſeines Freundes, wie er den Tankuban-Prahu nennt, bewohnt, hat ſich daſelbſt äußerſt gemächlich eingerichtet.

Bei unſrer Unterredung kam das Geſpräch auf die Chinapflanzungen in Java und er ſprach ſich nichts weniger als ſanguiniſch über die in den nächſten Jahren zu hoffenden Reſultate

in Bezug auf die Brauchbarkeit der gewonnenen Chinarinde aus, wenngleich er das Experiment der Einführung der Cinchonie auf Java als vollkommen gelungen betrachtet. Und darin ſtimmen auch die meiſten vorurtheilsfreien Männer auf Java überein, während leider Parteiverirrung ſowohl die hohe Wichtigkeit des Unternehmens als die weſentlichen Verdienſte ſeines dermaligen Leiters noch immer nicht gehörig würdigt. Mir ſcheint aber, daß man, um gerecht zu ſein, Herrn Haßkarl eben ſo ſehr das Verdienſt der erſten Importation von Chinapflanzen aus Peru, als Herrn Dr. Junghuhn das der Verbreitung und Acclimatiſirung dieſer koſtbaren Pflanze auf der Inſel Java zuerkennen muß.*)

Die Malteſen.

Von

W. Reinhold.

Dem Reiſenden an den Küſten des Mittelmeers fällt es unwillkürlich auf, in jedem Hafen, mag dieſer Europa, Afrika oder Aſien angehören, eine Menſchenraçe wiederzufinden, die zwar ſtets die Sprache des Landes mit der Fertigkeit eines Eingebornen ſpricht, deren charakteriſtiſche Geſichtszüge jedoch eine andere Heimath bekunden. Der ruhige, arbeitſame Charakter dieſer Leute, die mit unverdroſſenem Fleiße in brennender Sonnengluth die ſchwerſten Arbeiten verrichten und nur der arbeitenden Claſſe angehören, flößt bald dem beobachtenden Fremden ein reges Intereſſe für dieſelben ein, das ſich noch ſteigert, wenn er erfährt, daß ſie Einwanderer und hierhergekommen ſind, um ſich im Schweiße ihres Angeſichts einen kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben, den das eigene Geburtsland ihnen nicht zu geben vermochte.

Ein kahler Felſen, einſam im mittelländiſchen Meere gelegen und von ſeinen Wogen umbrauſt, verbrannt von einer afrikaniſchen Sonne, ohne Bäume, in deren Schatten man Schutz und Kühlung ſuchen könnte, iſt die Heimath dieſer Armen und dennoch mit rührender Innigkeit von ihnen geliebt. Ihr einziges Streben iſt, ſo viel zu erwerben, daß ſie einſt dorthin zurückkehren und ihr müdes Haupt im vaterländiſchen Boden zur Ruhe legen können. Malta, die von ſo vielen Wechſelfällen heimgeſuchte Inſel, die öde Klippe, um welche ſich im Laufe von Jahrtauſenden ſo viele Völker geſtritten und die in der Geſchichte der Chriſtenheit ſich einen ewig dauernden Ruhm erworben, iſt dieſe Heimath, die von ihren Kindern fior del mondo genannt, von ihnen als der einzige Punkt der Erde betrachtet wird, an dem ſie glücklich ſein können.

Man muß Malta geſehen und ſeinen nackten Boden, dem ſelbſt der eiſernſte Fleiß des Landmanns kaum ein Drittheil der für ſeine Bewohner erforderlichen Nahrung zu entringen vermag, bewohnt haben, um die rührende Anhänglichkeit des Malteſen an ſein armes Land ihrem wahren Werthe nach ſchätzen zu lernen und zu begreifen, welch geheimes Band den Naturmenſchen an die Scholle feſſelt, auf der er geboren, mag dieſe noch ſo traurig und von der Schöpfung vernachläſſigt ſein.

Die Inſel, welche nördlich von Sicilien auf dem 36° nördlicher Breite und dem 14° öſtlicher Länge von Greenwich gelegen, nur acht Quadratmeilen umfaßt, enthält auf dieſem Flächenraum eine Einwohnerzahl von nicht weniger als 100,000 Seelen, eine Uebervölkerung, wie ſie nicht einmal in China angetroffen wird und einzig in der Welt daſteht. Dieſe Erſcheinung, welche größtentheils eine Folge der ungeregelten ſocialen Zuſtände und des Mangels an Ehegeſetzen iſt, bedingt natürlich eine beſtändige Auswanderung, da die Inſel, wie bereits bemerkt, kaum ein Drittheil ihrer Bewohner ernähren kann, und ſo kommt es, daß die Hafenſtädte der verſchiedenen Mittelmeerküſten von Tauſenden dieſer Unglücklichen wimmeln, die Hunger und Kummer aus ihrem Vaterlande trieb.

Selten wohl hat ein Volk trübere Schickſale erlitten und eine längerdauernde Knechtſchaft ausgehalten, als die Bewohner von Malta. Soweit die Geſchichte reicht, erzählt ſie uns von fremden Eindringlingen, die die Inſel als Eigenthum ſich durch Liſt oder Gewalt erkämpft und unter deren Herrſchaft die Eingeborenen geſeufzt haben. Bald war dieſer Druck deſpotiſcher, bald milder, und am freieſten athmeten die Malteſen unter der Herrſchaft der Carthaginienſer und Römer. Leider folgten ihnen jedoch minder ſtaatskluge Völker, und die genoſſenen Privilegien ſchwanden eins nach dem andern. Ja, wie hart das Joch geweſen ſein muß, unter dem das Volk geſchmachtet, beweiſt das gänzliche Verlorengehen der malteſiſchen Schriftſprache, die zu erneuern man bis zu dieſem Augenblicke ſich vergeblich beſtrebt hat.

Natürlich mußten ſolche Verhältniſſe den Charakter des Volkes nahe berühren und auf ihn einen nachtheiligen Einfluß üben. Dauernde Sclaverei und Unterjochung können nie die geiſtige Entwickelung eines Volkes auch nur

*) Die beiden Holzſchnitte: Der tropiſche Urwald auf Java und das Porträt eines javaneſiſchen Prinzen, ſind getreue Copien der uns zu dieſem Zweck von unſerm geehrten Herrn Mitarbeiter eingeſandten Photographien von Junghuhn. Die Red.

auf derselben Stufe erhalten, geschweige denn fördern. Wenn jedoch trotzdem, wie bei den Maltesen, die Zeichen eines geistigen Aufschwunges sich Bahn brechen und wenn auch vereinzelt sich in glänzenden Resultaten kund geben, so ist dies gewiß das untrügliche Merkmal einer bewunderungswürdigen Elasticität und Frische des Geistes, die nur eines geringen Anspornens und einer schwachen Ermunterung bedarf, um gar bald hoch aufzublühen und hoffnungsvolle Früchte zu verheißen. Leider thun die jetzigen Herren der Insel, die Engländer, fast gar nichts für das sittliche und geistige Wohl der Bevölkerung; trotz ihrer vielgerühmten freisinnigen Institutionen und des Civilisationseifers, mit dem sie sich in ihrer Colonialpolitik der Welt gegenüber so gern brüsten, betrachten sie Malta nur als ein Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft im Mittelmeere, kümmern sich jedoch um das Volk gar nicht. Scheinbar lassen sie demselben alle möglichen Freiheiten, verweigern ihnen aber das kostbarste Gut eines Staatsbürgers, die Gleichberechtigung mit den englischen Einwohnern. Die Maltesen haben Richter, Priester und Beamte aus ihrer Mitte, allein zwischen Engländern und Maltesen besteht eine Schranke, wie sie ähnlich in Amerika zwischen Weißen und Schwarzen durch Selbstüberschätzung und hergebrachte Sitte, wie sie in vielen europäischen Ländern noch zwischen Christen und Juden besteht. Der Engländer sieht verächtlich auf den Maltesen herab, er hält den Umgang mit ihm für unpassend und eine Heirath in eine Familie der Insel für eine Mesalliance. Dies Verhältniß übt aber einen moralischen Druck auf die gebildeten Inselbewohner, der eben so schwer als Despotismus auf ihnen lastet und von dem sie sich nicht zu emancipiren vermögen.

Ohne sich in das Reich der Mythe zu verlieren, kann man die Maltesen als Abkömmlinge der Phönicier bezeichnen, die auf ihren unternehmenden Seereisen nach Norden in den vortrefflichen Häfen der Insel Schutz gegen die Wuth des Meeres und reichliche Wasserplätze fanden und bereits um das Jahr 1400 vor Christo hier eine Colonie gründeten, die sich bald zu der blühendsten des Mittelmeers emporschwang. Nach dem trojanischen Kriege wurden die Phönicier durch die Griechen, diese jedoch im Jahre 528 vor Christo durch die Carthaginienser wieder vertrieben, welche die bereits tiefgesunkene Colonie ihrer Stammväter durch eine weise Politik und Gewährung aller möglichen Freiheiten an die Bewohner zum alten Glanze erhoben. Malta erweckte den Neid Roms, und nach mehrmaligen mißlungenen Angriffen wurde es endlich durch den Consul Cornelius erobert und dem römischen Reiche im Jahre 242 vor Christo einverleibt. Auch die Römer versuchten sich durch milde Herrschaft die Sympathien der Einwohner zu erwerben, und zum letzten Male kehrte Wohlstand und Reichthum unter Letzteren ein. Als das große römische Reich unter der rauhen Hand der nordischen Barbaren zusammenbrach, wurde auch Malta im Jahre 454 nach Christo eine Beute der Gothen und zehn Jahre später der Vandalen, um im Jahre 533 durch Justinian's Feldherrn, Belisar, ihnen wieder entrissen und dem oströmischen Kaiserreiche angehörig zu werden. Dreihundertvierzig Jahre blieb es ein Besitzthum des letzteren, allein sein Glanz und Ruhm war für immer zerstört. Die Bewohner waren verarmt und von tiefem Haß gegen die Beherrscher erfüllt, die ihnen alle Freiheiten genommen und sie der Verzweiflung Preis gegeben hatten.

Ein Einfall der Araber im Jahre 870 war daher ein willkommener Zufall, sich von Letzteren zu befreien. Die Maltesen machten gemeinschaftliche Sache mit den Arabern und vertrieben die Griechen. Die neuen Herrscher waren klug und gewannen sich bald die Liebe ihrer Unterthanen, die sich am deutlichsten dadurch kund gab, daß die Maltesen die arabische Sprache annahmen und bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Malta wurde jetzt der Schrecken des Mittelmeers; die mit seinen kühnen Bewohnern bemannten Seeräuberschiffe der Araber trugen Angst und Verderben in alle Küstenlande, bis im Jahre 1090 die Normannen die Insel eroberten. Nach einander unter der Herrschaft der Deutschen, Franken und Spanier, schenkte Kaiser Karl V. Malta im Jahre 1530 den Rittern von St. Johannes von Jerusalem, die damals grade von Rhodus vertrieben und ohne Heimath waren. Diese blieben 270 Jahre lang im Besitz der Insel, und wenn auch durch ihre siegreichen Kriegszüge gegen die Türken Reichthum und Ueppigkeit herbeifloß und die Galeeren der Ritter hauptsächlich der Tapferkeit und Kühnheit ihrer maltesischen Bemannungen die Siege verdankten, sank die Bevölkerung in moralischer Beziehung immer mehr. Als mit der Einnahme der Insel diese Erwerbsquelle des legalisirten Seeraubs versiegte, sahen sich die Bewohner Maltas an den Rand des Verderbens gebracht und in einen so trostlosen Zustand versetzt, daß nur eine Auswanderung en masse sie vor Hungertod schützen konnte und die Zurückbleibenden kaum durch die anstrengendste Arbeit den bescheidensten Ansprüchen einer elenden Existenz zu genügen vermochten. Die kurze Anwesenheit der Franzosen auf Malta, welche alle Schätze und Kostbarkeiten der Insel, Privat- und Kircheneigenthum mit sich schleppten, verschlimmerte das Uebel natürlich noch mehr, und die Maltesen schlossen sich um so williger

den Engländern zur Vertreibung der Franzoſen an, als ſie darin allein eine Erlöſung aus ihrer verzweifelten Lage erblickten.

Wenn nun mit Eroberung der Inſel durch die Engländer auch dieſe Hoffnung verwirklicht und wenigſtens die materielle Noth der ärmeren Claſſen gelindert wurde, geſchah von Seiten der neuen Regierung nichts Nachhaltiges, um dem immer mehr um ſich greifenden Pauperismus für die Dauer Einhalt zu thun und die ſociale Lage der Malteſen zu verbeſſern. Seit den fünfzig Jahren der engliſchen Herrſchaft kämpfen zwei Drittheile der Bevölkerung mit dem traurigſten Elende, und wenn man trotzdem ſagen darf, daß man verhältnißmäßig nirgends weniger Bettler findet, als in Malta, ſo iſt dies ein neuer Beweis für den guten Charakter eines Volkes, das eher im Schweiße ſeines Angeſichts einen kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben, als durch arbeitsſcheues Betteln vielleicht ein reichlicheres Almoſen zu erſtreben ſucht.

Fort St. Elmo am Hafeneingange von La Valetta.

Es iſt vergebene Mühe, in den beiden Hauptſtädten der Inſel, Citta Vecchia und La Valetta, beſonders aber in der letzteren, den eigentlichen Typus des malteſiſchen Volkes zu ſuchen. Hier hat die Berührung mit den Rittern, die im letzten Jahrhundert ihrer Herrſchaft nichts weniger als keuſch und gottſelig lebten, ſowie das beſtändige Zuſtrömen von Fremden eine ganz neue Raçe von Miſchlingen geſchaffen, die zwar auf Malta geboren und inſofern Malteſen, von dem reinblütigen Volke auf dem Lande jedoch in Sprache, Sitten, Tracht und Charakter ſo verſchieden ſind, als gehörten ſie einem ganz anderen Stamme an. Wir werden deshalb auch nicht von dieſen, ſondern nur von den eigentlichen Malteſen ſprechen, deren Blut ſich rein und unvermiſcht erhalten und die in ihrer Originalität allein den Reiſenden intereſſiren können.

Alle Züge der malteſiſchen Phyſiognomien laſſen die arabiſche Abſtammung erkennen. Die gebogene Naſe, die breiten aufgeworfenen Lippen, die niedrige Stirn, das gelockte Haar, das ſchwarze, feurige Auge, die weiche, glänzende Haut, die muskulöſen Gliedmaßen, der feine Körperbau — Alles verräth die Barbareskenraçe und kennzeichnet die Malteſen. Körperliche Kraft und Gewandtheit ſind ihre hervorragendſten Eigenſchaften; ganz beſonderes Geſchick ſcheinen ſie aber für den Seedienſt zu haben, und ihre Kraft und Ausdauer in Handhabung der Ruder eines Bootes übertrifft alle Vorſtellungen. Wenn man ſieht, wie die Fiſcher und Lootſen meilenweit ihre Fahrzeuge durch die tobende Brandung rudern und ſiegreich gegen Wind und Wellen ankämpfen, erklärt es ſich leicht, daß die Galeeren der Ritter ſtets die ſchnellſten und beſtbedienten waren, nie von Feinden erjagt werden konnten, ſelbſt aber alle überholten. Dabei

schwimmen und tauchen sie wie Fische, und ohne den Beistand der maltesischen Schwimmer, welche der Großmeister La Valetta türkischen Pretonieren entgegenschickte und die nach blutigem Wasserkampfe den Feind besiegten, würde Malta in der denkwürdigen Belagerung von 1565 eine Beute der Türken gewesen sein. Eine beliebte Bettelei maltesischer Knaben ist das Tauchen nach blanken Silbermünzen. In kleinen, selbst verfertigten, oft kaum drei Fuß langen und höchst gebrechlichen Booten kommen sie in den Hafen zur Seite der Schiffe und bitten, Geldstücke über Bord zu werfen, um danach zu tauchen und sie aus einer Tiefe von dreißig Fuß und darüber vom Meeresgrunde heraufzuholen. In Betreff der moralischen Eigenschaften halten bei dem Malteſen die guten den schlechten die Wage. Er ist demjenigen treu, welchem er freiwillig dient; er ist thätig, ökonomisch, bescheiden, eifrig bei der Arbeit, muthig und kühn und so anspruchslos in seinen Bedürfnissen, daß er mit einem Stück Brot, einer Zwiebel und etwas gesalzenem Fisch vollständig befriedigt ist. Seiner rührenden Heimathsliebe haben wir schon Erwähnung gethan; dabei ist er wahrhaft fromm und erfüllt seine religiösen Pflichten mit andächtigem Eifer.

Andrerseits besitzt er jedoch alle jene Schattenseiten des Charakters, die bei den nordafrikanischen Stämmen so sehr hervortreten. Er ist heftig und geräth leicht in Wuth, ist unversöhnlich in seiner Rache, häufig unwahr, eifersüchtig bis zum Exceß und über alle Begriffe abergläubisch. Ein besonders hervorstechender Zug seines Charakters ist der kaufmännische und berechnende Geist. Die Liebe zum Gelde treibt ihn zu den gewagtesten Unternehmungen, die oft an Tollkühnheit streifen. Seitdem die Seeräuberei aufgehört, suchten die Malteſen vielfach Ersatz im Schmuggelhandel, und mit ihren offenen sechsrudrigen Booten machten sie nicht nur Reisen nach den benachbarten italienischen Küsten, sondern selbst über die Straße von Gibraltar hinaus nach den Nordküsten von Spanien, und man hat sogar Beispiele, daß sie bis Westindien gingen. Diese Gier nach Erwerb hat natürlich auch Einfluß auf ihren Charakter geübt, und das bekannte Wort „punische Treue“ bestätigt sich in vollem Maße bei diesen Nachkommen der alten Carthaginienser.

Die Engländer thun Unrecht, die geistigen Fähigkeiten der Malteſen so geringschätzend zu betrachten und ihnen jedes Erheben über das Niveau der Mittelmäßigkeit abzusprechen. Malta hat viele einheimische Künstler hervorgebracht, auf die es mit Recht stolz sein darf und deren Werke von Jedem bewundert werden müssen. Sie sind nur nicht im Auslande bekannt, aber die Gemälde, Statuen und Fresken, welche die maltesischen Kirchen und Privathäuser aufzuweisen haben, besonders aber die überaus prachtvollen Mosaikarbeiten, welche den ganzen Fußboden der Johanniskirche schmücken, geben Zeugniß von der hohen Stufe, auf welcher diese Leute standen. Ja, selbst in musikalischer Beziehung ist Vortreffliches geleistet, und ein Werk des maltesischen Componisten Azzupardi diente lange Zeit als Lehrbuch im Pariser Conservatorium. Dies ist aber gewiß um so mehr anzuerkennen, wenn man bedenkt, unter welchem entwürdigenden Drucke das arme Volk seit Jahrtausenden geschmachtet. Ein anderer Beweis für die geistige Regsamkeit der Malteſen ist die erstaunenswerthe Leichtigkeit, mit der sie fremde Sprachen erlernen. Wenn es schon auffallen muß, die gebildeteren Classen sich mit Fertigkeit in fünf bis sechs Sprachen ausdrücken zu hören, wundert man sich noch mehr, dasselbe Sprachtalent bei gewöhnlichen Bootsführern und Arbeitern vorzufinden, die in ihrem Verkehr mit fremden Schiffen sich in unglaublich kurzer Zeit vier bis fünf fremde Idiome aneignen, während dem Fremden die Erlernung der maltesischen Sprache, wegen ihrer vielen Gutturallaute, äußerst schwer fällt. Wir haben bereits weiter oben bemerkt, daß letztere arabischen Stammes ist. Am reinsten hat sich das Arabische auf Gozo, der Schwesterinsel Maltas, erhalten, während es in La Valetta kaum mehr als solches zu erkennen ist. Trotzdem fällt es selbst den Bewohnern dieser Stadt leicht, sich mit Arabern zu verständigen, und man geht deshalb auch damit um, die arabische statt der bisherigen gebräuchlichen italienischen Schriftsprache in den Schulen zu substituiren.

Die Frauen von Malta sind im Allgemeinen hübsch zu nennen, obwohl sie, bis auf die Hautfarbe, im Aeußeren den Männern sehr ähnlich sind. Wie die meisten Südländerinnen besitzen sie fast alle gewisse Reize, die selbst ein unschönes Gesicht angenehm machen: große braune Augen, schönes schwarzes Haar und blendend weiße Zähne. Erstere sind von langen seidenen Wimpern beschattet, die dem Blicke ein verführerisches Schmachten und eine unwiderstehliche Beredtsamkeit verleihen. Dabei ist ihr Teint schneeweiß, Hand und Fuß klein und die Taille graciös und elegant. Die auffallende Weiße des Teints, die im Gegensatz zu andern Südländerinnen dem Fremden bemerkbar wird, ist eine Folge der besondern Tracht der Malteserinnen, auf welche wir noch zurückkommen werden und die sie fast hermetisch vor den Sonnenstrahlen schützt.

Die Frauen der niederen Classen in Malta sind im Allgemeinen in moralischer Beziehung etwas leicht. Drückende Armuth, das heiße

provocirende Klima, mangelhafte Erziehung und die hergebrachte Gewohnheit aus den Zeiten der Ritter, welche ſich in dem letzten Jahrhundert mehr mit heimlichen Liebſchaften, als mit Kriegen gegen die Türken beſchäftigten und ſich das Brot, welches ſie den malteſiſchen Männern zu verdienen gaben, mit den Reizen ihrer Töchter, Frauen und Schweſtern bezahlen ließen, ſind die Hauptgründe der herrſchenden Sittenverderbniß, die durch den enormen Schiffsverkehr in La Valetta und den Zuſtrom von Fremden nicht verbeſſert wird.

Weit reiner haben ſich dagegen die Sitten in den höheren Claſſen und dem Adel erhalten. Die Eiferſucht der malteſiſchen Barone verdammte die weiblichen Glieder ihrer Familien zu einer förmlichen klöſterlichen Abgeſchiedenheit. Nie durfte ein Ritter oder Fremder die Schwelle ihres Hauſes überſchreiten, und noch jetzt gehört eine langjährige intime Bekanntſchaft dazu, in einer höheren malteſiſchen Familie Zutritt zu erhalten, wenn man nicht ſelbſt ein Eingeborner der Inſel iſt. Die Zurückgezogenheit der Frauen, die vielleicht auch etwas in ihrer orientaliſchen Abſtammung begründet ſein mag, ſcheint übrigens in letzterer Zeit etwas nachzulaſſen, da man ſie bereits häufig auf Bällen und in öffentlichen Geſellſchaften trifft.

Die Tracht der Männer in den Städten iſt meiſtens franzöſiſch; das Landvolk hat jedoch das Nationalcoſtüm beibehalten. Die Hauptbeſtandtheile deſſelben ſind Hemd, weite, durch einen farbigen Gürtel von Baumwolle oder Seide feſtgehaltene Beinkleider, eine gewöhnlich mit großen ſilbernen Knöpfen verzierte bunte Sammtweſte, bei der oft Viertelthalerſtücke oder blanke engliſche Schillinge die Stelle von Knöpfen verſehen, Sandalen von ungegerbter Ochſenhaut und eine lange wollene Mütze, die bis über die Schulter hinunterhängt und zugleich als Aufbewahrungsort für Geld, Tabak und andere Kleinigkeiten dient. Ein anderer langer Sack mit einer Oeffnung in der Mitte wird über der linken Schulter getragen und iſt der beſtändige Begleiter des malteſiſchen Landmannes, wenn er zur Stadt geht, um ſeine Producte zu Markt zu bringen oder Einkäufe zu machen.

Die Tracht der Frauen außer dem Hauſe iſt dagegen bei allen Claſſen dieſelbe, faſt bis auf den Stoff, und wie bei den Orientalinnen kann man auf der Straße weder Vornehme noch Geringe, Arme oder Reiche, Herrin oder Magd unterſcheiden. Auf den Fremden macht dies Coſtüm einen eigenthümlichen Eindruck, der zuerſt etwas Trauriges hat. Da die Farbe der Kleidungsſtücke unveränderlich ſchwarz iſt

Malteſiſche Landleute.

Malteser Frauen in der Onella.

und sie die Figur fast gänzlich verhüllen, glaubt man beim ersten Betreten der Insel nur Nonnen zu sehen.

Dies eigenthümliche Costüm besteht nur aus zwei Theilen, der Onella und der Halbonella. Ersteres ist ein Rock, der beim Ausgehen über die Hauskleidung gezogen wird, und letzteres eine Art Mantille, welche über den Kopf genommen wird und bis über die Hüften herunterhängt. In den einen Saum derselben ist ein Stück Fischbein von einigen Fuß Länge eingenäht, das über dem Kopfe einen Bogen bildet, das Gesicht frei läßt und die Rundung des Hutes herstellt. Der linke Arm wird davon bedeckt, und die rechte Hand hält den einen Saum nieder, um den Bogen zu bilden. In der beifolgenden Zeichnung ist die Halbonella etwas offen gelassen, um die Hauskleidung, die sich in Schnitt und Stoff übrigens wenig von der unsern unterscheidet, sehen zu lassen. Gewöhnlich ist letztere jedoch vollständig bedeckt und man sieht nur diese Oberkleider. Der Stoff ist meistens schwarze Seide; auch die ärmste Malteserin sucht so viel zu erübrigen, um in Seide gehen zu können, und Wolle ist verhältnißmäßig selten.

Die Frauen vom Lande tragen öfter nur die Halbonella, bisweilen aber auch Beides und dann noch zur Schonung des Rockes eine Schürze. Im ersteren Falle vertritt ein buntgestreifter Baumwollenrock mit unendlichen Falten die Onella. Die Vornehmeren tragen Schuhe, die Aermeren und Bauerfrauen gehen barfuß, obwohl der Besitz von ein Paar Schuhen eine Ehrensache für sie ist. Diese werden jedoch nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Taufen u. s. w. benutzt und erreichen nicht selten ein ehrwürdiges Alter.

Die Onella ist eine sehr bequeme Tracht, sie ersetzt alle Vortheile der Crinoline, ohne so viel Raum einzunehmen, d. h. sie verbirgt alle zufälligen oder immerwährenden Fehler der Gestalt und läßt, wenn es gewünscht wird, nichts als das Gesicht und die Fußspitzen sehen. Dabei ist sie keineswegs unkleidsam und verleiht, richtig getragen, der Figur eine gewisse Grazie, deren sich die Malteserinnen wohl bewußt sind.

Die Malteser sind bigotte Katholiken, und nirgends herrscht eine ärgere Priesterwirthschaft, als auf dieser kleinen Insel, die über

1200 ordinirte Geiſtliche zählt. Dies iſt eine große Plage für das Volk und in Verbindung mit der ſehr ſchlechten Erziehung und dem Schulmangel eine Haupturſache des Pauperismus. Ein Drittheil des Jahres bilden Feſttage, an denen nicht gearbeitet werden darf und daher auch der Verdienſt aufhört. Ein Glück iſt es, daß der kürzlich ernannte Biſchof, ein liberaler, gebildeter Mann, durch Errichtung von Schulen der gräßlichen Unwiſſenheit abzuhelfen ſucht. Leider wird er von engliſcher Seite nicht genug unterſtützt. Proceſſionen und Aufzüge begleiten die meiſten dieſer Feſte und faſt alle öffentlichen Vergnügungen der Malteſen ſind mit ihren religiöſen Ceremonien verknüpft. Der St. Paultag, d. h. der Jahrestag der Ankunft des Apoſtel Paulus auf der Inſel, ihres Schutzheiligen, nimmt die erſte Stelle unter allen den Feierlichkeiten ein. Die geſammte Bevölkerung der Inſel ſtrömt in der Hauptſtadt zuſammen, und man wird in dem Menſchenknäuel faſt erdrückt. Endloſe Proceſſionen winden ſich durch die Straßen der Stadt und tragen die Statue des Heiligen herum. Die Kirchen ſind auf das Prachtvollſte mit Blumen geſchmückt und erleuchtet; fünf Tage lang findet eine großartige Illumination der ganzen Stadt, die dann wie ein Feuermeer glänzt, ſtatt; überall ziehen heimiſche Muſikbanden durch die Straßen und zerreißen das Ohr mit ihren unmelodiſchen Tönen; vor der Stadt ſind Wettrennen, wo kleine Knaben ohne Zügel und Sattel auf Ponys reiten und trotzdem wie Centauren mit den Pferden verwachſen ſcheinen, und allabendlich ſchließt ein Feuerwerk die Feſtlichkeit, ohne das, wie überall im Süden, ſo auch hier, ein ſolcher Tag unvollſtändig ſein würde.

Die das Publicum unentgeltlich unterhaltenden heimiſchen Muſiker ſind höchſt originell und gewöhnlich paarweiſe, wie in der beigegebenen Zeichnung, gruppirt. Der Hauptacteur iſt dabei der Zackbläſer. Dieſer Zack iſt eine gegerbte und aufgeblaſene Hundehaut, die der Spieler unter dem linken Arm hält. Aus dem einen Beine kommt das Mundſtück und aus der Halsöffnung eine Art Clarinette, die mit beiden Händen geſpielt wird und höchſt unharmoniſche Töne zu Tage fördert, trotzdem aber das Lieblingsinſtrument des Malteſen iſt. Das Tamburin iſt der ſtete Begleiter des Zack, und bisweilen geſellt ſich noch ein dritter Künſtler mit einem Inſtrumente zu ihnen, deſſen Ton am meiſten Aehnlichkeit mit dem Grunzen der Schweine hat.

Malteſiſche Zackſpieler.

Dies ſonderbare Ding iſt ein mit einer Thierblaſe überzogener Topf. In der Mitte der Blaſe iſt eine Oeffnung, durch welche ein hölzerner Stab auf und nieder gerieben wird und jene ſonderbaren grunzenden Klänge von ſich gibt. Den Fremden kann wohl das Neue

Malteſen beim Takbilſpiel.

im Anblicke eines ſolchen Trios einen Augenblick feſſeln, für die gewöhnlichen Malteſen ſcheint die Muſik jedoch ein beſonderer Ohrenſchmaus zu ſein, da ſtets ein großer Schwarm andächtig horchender Zuſchauer dieſen Muſikern folgt, die in ebenſo originellen langſamen Bewegungen nach dem Tacte ihrer undefinirbaren Muſik durch die Straßen tanzen.

Bei Hochzeiten ꝛc. kommt noch eine Keſſelpauke außer dieſen Inſtrumenten in Thätigkeit, da das Geräuſchvolle mehr als das Harmoniſche von den Malteſen geliebt zu werden ſcheint. Vom Geſange ſind ſie große Freunde, und wenn derſelbe auch etwas wild klingt, entbehrt er nicht einer gewiſſen romantiſchen Schönheit und Harmonie. Der Text zu dieſen Geſängen iſt meiſtens improviſirt, und eine beliebte Abendunterhaltung auf dem Lande iſt das ſogenannte Takbil, ein improviſirtes Liederſpiel zwiſchen Einzelnen oder ganzen Gruppen, von denen Jeder eine Partie nimmt und ſie während des ganzen Spiels durchführt. Der Gegenſtand dieſer Improviſationen, zu denen die Malteſen wie die Araber ein ganz eigenes Talent beſitzen, iſt bisweilen epiſcher Natur, bisweilen Satire auf die Fehler der Mitſingenden oder Anderer, und die gewählten Stellungen ſind oft ſehr ſonderbar. Zuweilen ſitzen die Betreffenden auf Bäumen, zuweilen auf einer Schaukel, die ſie ſehr lieben, oder eine Gruppe ſteht zuſammen und hält ſich beim Singen die Hände an die Ohren, als ob ſie ſich vor ihrer eigenen Muſik fürchteten. Dann und wann begleitet auch ein Dorf-Arion dieſe Vaudevilles auf einer Mandoline, ohne ſich jedoch an etwaige Disharmonien viel zu kehren. Für den Fremden beſitzt dieſes Takbil-Spiel einen eigenen Reiz, und man hört gern wieder und wieder dieſen eigenthümlichen Tönen zu, die ein ſo ganz fremdes Gepräge tragen und doch dem Ohre nicht unangenehm ſind.

Auch die Liebeserklärungen eines jungen Mannes beſtehen in ſolchen Improviſationen, die er als Serenade der von ihm Erwählten bringt, obwohl bei den Heirathen gewöhnlich mehr das Intereſſe, als Liebe maßgebend iſt. In früheren Zeiten war eine malteſiſche Hochzeit mit vielen Ceremonien verknüpft, jetzt jedoch ſind dieſe faſt alle verſchwunden, und nur ſelten wird ſie in der alten Weiſe aus-

Digitized by Google

geführt. Von den Eltern wurde die Mitgift feſtgeſtellt und der Heirathscontract abgeſchloſſen; für die jungen Leute blieben gewöhnlich nur Formalitäten. Der Bräutigam ſchickte der Braut eine mit Guirlanden geſchmückte Schüſſel Fiſche, deren ſchönſter einen goldenen Ring im Maule hielt. Alsdann wurde der Tag der erſten Zuſammenkunft feſtgeſetzt und an ihm die geſammte eingeladene Verwandtſchaft mit Erfriſchungen regalirt. Einige Zeit vor dem Augenblicke der Zuſammenkunft begaben ſich die Mütter der beiden Verlobten in ein abgelegenes Zimmer, um eine Salbe von Anis, aromatiſchen Kräutern, Salz und Honig zu bereiten. Mit dieſer Miſchung wurden die Lippen der Braut eingerieben, damit die Worte ihres Mundes ſüß, weiſe und klug ſein ſollten. Hierauf wurde ſie in den Saal geführt, wo ihr Verlobter ihrer harrte. Dieſer beſchenkte ſie mit einem Ringe, auf dem zwei verſchlungene Hände gravirt waren, mit Armbändern und goldener Halskette, während ſie ein Spitzentaſchentuch dafür gab.

Alsdann wurde der Hochzeitstag feſtgeſtellt, an welchem die reich gekleidete und mit einer Sammtrobe geſchmückte Braut aus den Händen eines Verwandten ihres Bräutigams einen weißen Schleier erhielt, den ſie auf ihrem Kopfe befeſtigte. Dann ſetzte ſich der Zug zur Kirche in Bewegung. Unterwegs wurden von den dazu beſtimmten Perſonen candirte Nüſſe an die Verwandten und guten Bekannten ausgetheilt und auf dem ganzen Wege mit Specereien geräuchert. Der trauende Prieſter erhielt ein Geſchenk von einer Schüſſel, einem Taſchentuche und zwei Flaſchen Wein. Glockengeläute verkündete die Ankunft des Paares in der Kirche, die den Zug begleitende Muſik ſchwieg und die Trauung wurde vorgenommen, die nicht weniger als vier Stunden dauerte. Bei der Rückkehr aus der Kirche in das Haus ſtreute man dem jungen Paare Korn und kleine Geldmünzen als Symbol des zu erwartenden Reichthums auf das Haupt. Braut und Bräutigam ſuchten alsdann mit Aufbietung aller Kräfte zuerſt den Eingang in die Thür zu gewinnen, was gewöhnlich letzterem gelang, und wodurch er ſich nach dem Glauben des Volkes die Herrſchaft über ſeine Frau ſicherte, während das Entgegengeſetzte eintreten ſollte, wenn die junge Frau zuerſt die Schwelle überſchritt. Zum Hochzeitsmahle, das mit Tanz endigte, brachte jeder Gaſt ein Huhn als Geſchenk mit. Der jungen Frau wurde dabei in einer Ecke des Saales hinter einem Vorhange ſervirt. Nach der Hochzeit blieb ſie noch acht Tage im elterlichen Hauſe; alsdann wurde ſie mit großem Pompe in das Haus ihres Mannes geführt und der Tag durch Mahl und Tanz gefeiert.

Noch bizarrer waren die Begräbnißceremonien, die jedoch gleichfalls mehr und mehr verſchwinden. Bei dem Tode eines Malteſen wurden zwei Trauerweiber, ſogenannte Neviſchas, gemiethet, die unter Singen von Klageliedern durch alle Zimmer des Hauſes gingen, die Blumentöpfe in den Fenſtern umkehrten und Zimmerzierrathen zerſchlugen. Die Stücke der Letzteren warfen ſie in einen Topf kochenden Waſſers, thaten Ofenruß und Aſche dazu und beſtrichen mit dieſer Miſchung unter lauten Seufzern ſämmtliche Thüren des Hauſes. Den Pferden wurden Mähne und Schwanz abgeſchnitten und an die Verwandten gekochter Reis ausgetheilt. Dem Todten wurde ein Kopfkiſſen untergelegt, das mit Orangen und Lorbeerblättern geſtopft war. Wenn die Neviſchas in die von allen Möbeln entblößte und ſchwarz ausgeſchlagene Todtenkammer traten, umſtanden die weiblichen Verwandten, in ſchwarzſeidene Röcke und Schleier gekleidet, den Sarg. Erſtere knieten dann zu Füßen des Sarges nieder und ſangen Loblieder zu Ehren des Verſtorbenen. Am Ende eines jeden Verſes ſchlugen ſich die übrigen Frauen vor die Bruſt und ſchnitten ſich eine Hand voll Haare ab, die ſie über den Sarg ſtreuten.

Den Leichenzug bildeten ſtets die Verwandten im Traueranzuge, denen Muſik und Trompetenbläſer, ſowie die Neviſchas vorangingen. Ueber dem Grabe wurde ein Teppich ausgebreitet, den man einige Tage liegen ließ, um anzudeuten, es ſei verboten, darüber hinzugehen. Während drei Tagen wurde im Hauſe des Verſtorbenen kein Feuer in der Küche angezündet. Der entfernteſte Verwandte oder intimſte Bekannte ſchickte dafür den Hausbewohnern ein Mahl, das ſie, mit gekreuzten Beinen auf der Erde ſitzend, auf einer Matte einnahmen. Die Frauen der Familie des Todten blieben vierzig Tage lang eingeſchloſſen, die Männer dagegen nur ſieben Tage, und die Trauerzeit dauerte je nach dem Verwandtſchaftsgrade ein bis zwei Jahre.

Die
Oberöſterreichiſchen Bauernhöfe.

Von

Joſef Waſtler.

Die Touriſten, welche das ſchöne Oberöſterreich beſuchen, pflegen gewöhnlich den flachen, geſegneten Theil des Landes entweder zu Wagen oder mit der Eiſenbahn zu paſſiren. Sie ſcheinen ſtets die größte Eile zu haben, den eigentlich pittoresken Theil, das vielgeprieſene, oft beſungene Salzkammergut zu er-

reichen, um auf den Silberfluthen eines Gebirgssees eine Mondnacht zu verträumen, oder in einer Höhe von wenigstens 4000 Fuß — zu welcher im Winter am warmen Ofen noch einige tausend hinzugelogen werden — mit einer Almerin zu „jodeln," oder eine oder mehrere Nächte im Heu einer Almhütte zu verschlafen.

Das freundliche Linz wird kaum berührt, oder wenn es geschieht, gewiß nur, um mit dem ersten Eisenbahntrain es wieder zu verlassen. Und so sitzt man, den hellroth gebundenen Bädecker auf dem Schooße, in dem etwas holpernden Waggon, erbaut sich an den ebenso holperigen Holzschnitten des Buches, welche die Herrlichkeiten der nächsten Tage uns bildlich darstellen sollen, und sieht erst dann zum Waggonfenster hinaus, wenn das Reisehandbuch uns auf die Silhouette des Traunsteines aufmerksam macht, die das getreue Profil des unglücklichen Ludwig XVI. zeigt. Freilich bietet die passirte Welser-Haide wenig Erquickliches, und man athmet erst auf, wenn man auf der Höhe des Gmundnerberges angelangt, plötzlich Stadt, See und Gebirge wie ein süßes Mährchen vor sich erblickt.

Würde man mehrere Tage in Linz geblieben sein, und von da einen Ausflug in die Gegend zwischen St. Florian und Steyer gemacht haben, so hätte man Gelegenheit gefunden, Etwas zu sehen, was man in keinem andern Lande in der Weise wiederfindet; und das sind die großen oberösterreichischen Bauernhöfe.

Doch die Gegend, in welcher sie liegen, ist nicht malerisch; schwaches Hügelland, geackerter Boden, cultivirte Obstbäume und regelmäßig gebaute Bauernhäuser geben kein so malerisches Bild, als Felswände, Waldbäche und halbzerfallene Hütten, die, durch die künstlerische Hand eines Landschafters conterfeit, im Salon zu prangen bestimmt sind, während der stolze Bauernhof trotz seiner Größe unbekannt bleibt.

Es ist nun einmal so. Wo die Industrie ihren Sitz aufgeschlagen, fehlt die Poesie, und war sie früher da, so wird sie bald verschwinden. Wo Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit herrscht, dort wird das Malerische nie üppig wuchern, ein Umstand, von dem wir uns täglich überzeugen können. Wir wollen nun einmal auf das Pittoreske verzichten, und einem solchen Bauernhofe einen Besuch abstatten.

Oberösterreichisches Bauernhaus.

Auf einer gut erhaltenen „Bauernstraße" der Pfarre Hargelsberg bei Steyer fahren wir einem Dorfe zu. Zwei Reihen schöner, d. h. nicht vom malerischen, sondern vom ökonomischen Standpunkte aus, schöner Mostobstbäume schließen uns ein, die sich im fern sichtbaren Dorfe zu einem kleinen Obstbaumwalde auflösen, der das Dorf anmuthig umgibt, und durch dessen sanftes Grün uns weißrothe Mauerflächen und lange Strohdachflächen entgegenblicken. Das Gespann aus zwei schweren, in dieser Gegend vorherrschenden Pinzgauer (Holsteiner) Pferden bestehend, vermöge ihrer körperlichen Constitution eben nicht zum Schnellrennen eingerichtet, trappt langsam dahin, und nach einer Viertelstunde hält unser „Knabe Rosselenker" vor einem der drei monströsen Bauernhöfe, die mit ihren Nebengebäuden das Dorf bilden.

Betrachten wir eines der Hauptgebäude, so bemerken wir einen im Gevierte angelegten stockhohen Bau von 32 Klafter Seitenlänge

und einer Fronte von 18 Fenstern. Die kolossalen Dimensionen des Gebäudes imponiren uns, da wir schnell im Kopfe ausrechnen, daß die Grundfläche des Bauernhofes über 1000 Quadratklafter beträgt, der Baugrund also, wenn das Gebäude oder ein gleich großes in einer Stadt aufgeführt werden sollte, wo die Quadratklafter 400 fl. C. M. kostet, allein schon ein Capital von 400,000 fl. beanspruchen würde.

Die Façade ist im Rohbau gehalten. Der Sockel aus Bruchsteinen, das übrige Mauerwerk aus Ziegeln, deren Fugen nett verputzt sind, und an welchen an geeigneten Stellen der Witz eines Landbaupoliers manches nicht unschöne Ziegelornament schuf. Bedenkt man, daß kein Iktinos, sondern ein bäurischer Maurer den Bau leitete, daß nicht pentheliſcher Marmor und Cedern vom Libanon, sondern selbstgebrannte Ziegel und auf eigenem Grunde gewachsenes Fichtenholz das Material abgaben, so kann man sowohl mit dem architektonischen Schmucke als auch mit dem gesunden Sinne des Maurers zufrieden sein, der sich seines Materials nicht schämte, und einen Rohbau den mit Mörtel verputzten und blank geweißten Mauern vorzog.

Zwei riesige Einfahrtsthore mit je zwei Klafter Breite, und ein kleines zwischen beiden, mit soliden, aus Granit gemeißelten Thürgewänden schmücken die gegen die Gasse gekehrte Fronte, und ein weit vorspringendes Strohdach, wohl feuergefährlich, aber ökonomisch, da das Material jährlich am Felde neu nachwächst, schließen das Gebäude entsprechend ab. Die drei Thore der Straßenfaçade sind übrigens nicht die einzigen des Gebäudes, denn mit Inbegriff der beiden Tennenthore sind nicht weniger als acht Einfahrtsthore und eine in den Wohntrakt führende Hausthür vorhanden.

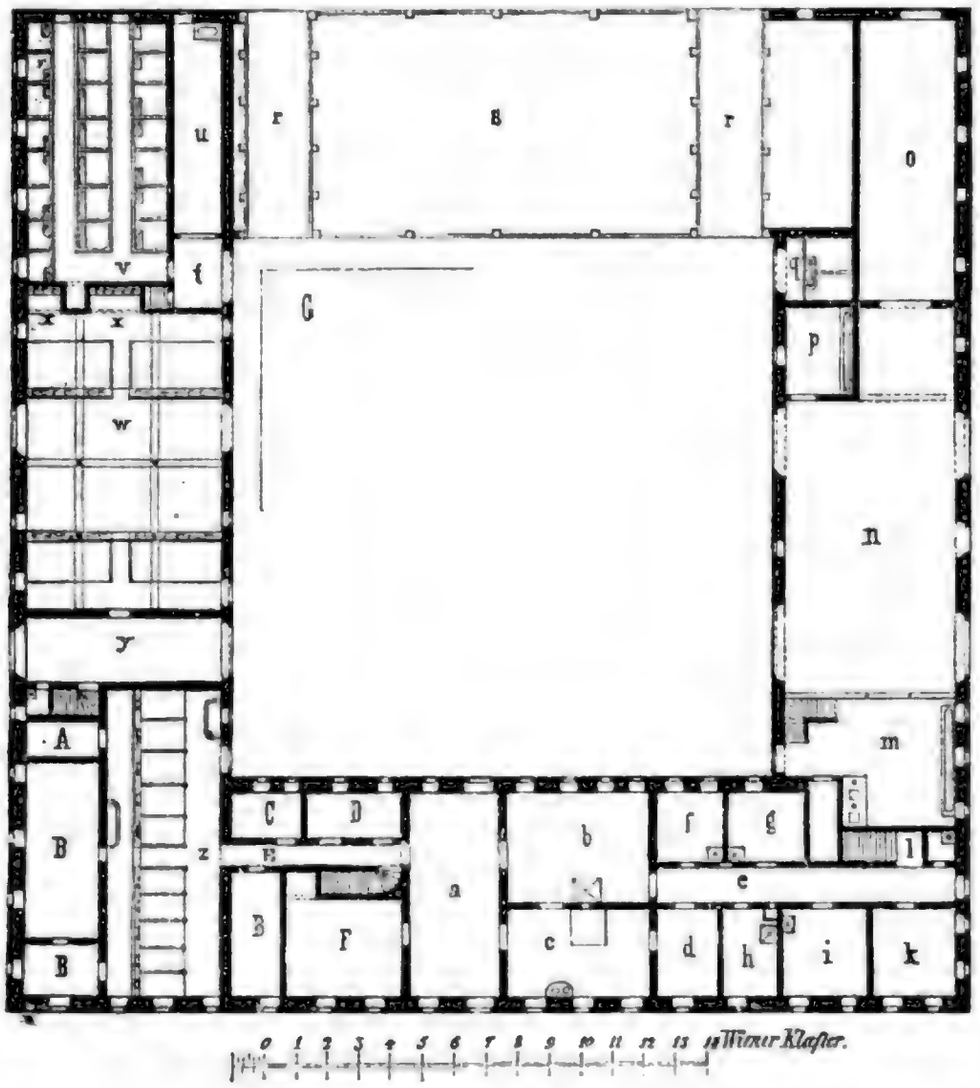
Wir wenden uns, um letztere zu erreichen, durch den Hausgarten dem von der Straße abgekehrten Wohntrakt zu. Nicht das Geräusch der Straße hat den Baumeister bewogen, den Wohntrakt gegen den Garten zu verlegen, denn Straßenlärm, Wagengerassel und Staub sind Dinge, die hier im ruhigen Dorfe ungekannt sind, sondern das Bedürfniß nach Grün und dem kühlenden Schatten, den die Obstbäume vor den Fenstern der Wohnzimmer bereiten. Die Hausflur steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Garten, und durch das geöffnete Fenster kann die Tochter des Hauses das Gedeihen ihres selbstgezogenen Nelkenstockes betrachten, dessen erste Blume ihrem Herzliebsten bestimmt ist, oder mit dem nie fehlenden Rosmarienstock kokettiren, dessen Zweige am Hochzeitstage den Busen der Braut schmücken werden.

Wir betreten das geräumige Vorhaus, wo uns die schlichte Frau des Hauses, die „Bäurin," empfängt und, da wir vom Herrn Pfarrer der Gemeinde recommandirt sind, herzlich willkommen heißt. Indem wir in die große gemeinschaftliche sogenannte „Meyrstube," dem Versammlungsorte der Hausleute zu Gebet und Mahlzeit, eintreten, machen wir die Bäurin mit unsrer Bitte bekannt, uns die Räumlichkeiten ihres schönen Hofes zu zeigen, und schon hat die rothwangige Tochter schäumenden Aepfelwein (Zider) und schmackhaftes Kornbrod, kaltes Selchfleisch, und da grade Schnittzeit ist, auch Krapfen und „Polsterzipfeln" am breiten Tische der Stube servirt. Nachdem wir, um die Geberin nicht zu kränken, von dem Dargebotenen etwas Weniges genossen, auch dem in der That guten, alten fünfjährigen Aepfelwein zugesprochen, tritt der „Bauer" ein, und indem er uns auf gut deutsche Art kräftig die Hand schüttelt, verspricht er uns gern seine Behausung zu zeigen, nur fügt er treuherzig hinzu: „Müssens ihna halt, mein Herr, nix Großes vorstelln, denn es is halt Alles bäurisch bei uns, und nöt so, wie in da Stadt."

Wir haben soviel Aufmerksamkeit, der Bäurin zuerst in die große reinliche Küche zu folgen, welche unmittelbar an die Meyrstube anstößt, und erfahren da, daß die Waschküche, der Backofen und eine Trockenstube in einem eigenen, im Garten befindlichen Nebengebäude untergebracht sind. Durch die Speisekammer kommen wir in einen Gang, der zu den Wohnzimmern führt. Wir finden da linker Hand das Zimmer der Bäurin, das des Bauern, rechts das Zimmer der alten Bäurin, das Zimmer der Töchter und am Ende ein Gastzimmer für Verwandte, die auf Besuch kommen und allenfalls hier übernachten.

Sämmtliche Zimmer sind einfach möblirt, mit manch altem Familienstück; z. B. große altväterische Kästen mit eingelegter Arbeit, eine große alterthümliche Stockuhr, im Zimmer des Bauern eine Sammlung geschnitzter Tabackspfeifen aus Holz und in einem Glaskasten eine Suite jener Uhrgehäuse, die aus Schildkröt, Horn oder Silber verfertigt, drei, vierfach die Sackuhren umhüllen und bei den Bauern Oberösterreichs einen beliebten Luxusgegenstand bilden.

Wir kehren durch die Meyrstube zurück, treten aus der Hausflur in den großen Hofraum, und indem wir uns rechts wenden, gelangen wir in das Preßhaus, worin jährlich die 800—1000 Eimer Obstmost erzeugt werden, die theils im Hause selbst consumirt werden, theils auch zum Verkauf dienen. Von da gelangen wir in die große Vorhalle mit den drei Einfahrtsthoren, der Wagenburg für die Leiterwagen und dann in die eigentliche Wagenremise, in welcher wir den Leibwagen



Erklärung des Grundrisses.

a. Hausflur. b. Wohnstube. c. Küche. d. Speisekammer. e. Gang. f. Zimmer der Bäuerin. g. Zimmer des Bauers. h. Zimmer der alten Bäuerin. i. Zimmer der Töchter. k. Gastzimmer. l. Stiege im ersten Stock. m. Preßhaus. n. Einfahrtshalle. o. Wagenremise. p. Stall für kranke Pferde. q. Stall für kranke Schweine. rr. Tennen. s. Pense. t. Vorraum u. Schafstall. v. Schweinestall. w. Kuhstall. x. Stall für die Kälber. y. Einfahrt vom Garten. z. Pferdestall. A Futterkammer BBB. Knechtekammer. C. Pferdegeschirrkammer. D. Fleischkammer. E. Gang. F. Mägdekammer. G. Düngerhaufen.

des Bauern, eine gewaltige Kalesche erblicken, welche bei Hochzeiten, Kindtaufen, überhaupt dann in Gebrauch kommt, wenn der Bauer in großer Gala ausfährt. Zu den Zwecken der Halbgala und zu einer gewöhnlichen Fahrt in die Stadt ist ein kleiner einspänniger „Steyrerwagen" vorhanden. Auch ein Schlitten mit bemalten und vergoldeten Kufen darf nicht fehlen, und in gewissen Gegenden, wo das Schlitten-Wettfahren gebräuchlich, wird in diesem Punkte ein bedeutender Luxus getrieben.

Nachdem wir die anliegenden beiden Ställe für kranke Pferde und Schweine besichtigt, und uns der Bauer deren Zweckmäßigkeit auseinandergesetzt, gelangen wir in den dritten Trakt des Gebäudes, den sogenannten „Stadl" mit zwei Tennen und der Pense. In den vierten Trakt eintretend, kommen wir von einem kleinen Vorraum in den Schafstall und dann in den Schweinestall. Der letztere ist eine große gewölbte Halle mit sieben Fenstern, in welcher die einzelnen eigentlichen Schweineställe, aus Granitplatten zusammengefügt, stehen. Wir haben nie einen solchen Luxus für das schmutzige Schwein auch nur im Entferntesten geahnt. Uebrigens täuscht man sich, wenn man glaubt, daß die Bewohner dieser kleinen Granitzellen etwa so aussehen, wie wir es an den Original-Exemplaren des Bakonyer-Waldes gewöhnt sind. Sie sind höchst reinlich, da sie häufig en masse im nahen Bache gebadet werden. Um übrigens der angebornen Leidenschaft dieser Thiere Rechnung zu tragen, ist für einen an den Stall anstoßenden Raum im Freien, einen „Saugarten" gesorgt, in welchem die Thiere zeitweilig, namentlich an heißen Sommertagen

ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Wühlen, ad libitum nachkommen können.

Wir treten abermals in den Hof und gelangen in den Kuhstall, dem Glanzpunkte des Bauernhofes und Stolz der Bäurin. Wir befinden uns in einer wirklich schönen Halle, welche durch zwölf Platzelgewölbe überwölbt ist, die auf Gurtbögen und sechs Granitsäulen toscanischen Styls ruhen. Vierundzwanzig tüchtige Kühe des schönsten Schlages stehen an den steinernen Barren, die symmetrisch vertheilt, so angebracht sind, daß die Thiere mit den Köpfen gegen einander zu stehen kommen und inzwischen ein großer freier Raum bleibt, in welchem eine Portion Grünfutter aufgeschichtet liegt. Der Fußboden ist mit kleinen Steinen gepflastert, die im freien Raume ein einfaches dreifarbiges Mosaik zeigen, und zwei gegenüberstehende Thore ermöglichen das Einbringen des frischen Klees direct vom Felde. In zwei seitwärts angebrachten Mauervertiefungen befinden sich die Barren für die Kälber.

Durch den Kuhstall, von dem wir uns wahrhaft ungern trennen, gelangen wir in eine Einfahrt vom Garten mit einer Stiege, welche in die unterirdisch angelegte Jauchegrube führt, dann abermals durch den Hof gehend, in den Pferdestall. Derselbe ist für zehn Pferde schweren Pinzgauerschlages bestimmt, und natürlich ebenfalls überwölbt. Anstoßend ist eine Futterkammer und zwei Kammern für die Knechte. Durch einen Gang, der vom Pferdestall in die Hausflur führt, gelangen wir links in die Pferdegeschirrkammer und rechts in eine dritte Knechtekammer. Weiter schreitend, besehen wir uns noch die Kammer zur Aufbewahrung des geräucherten Fleisches, von welchem wir ganze Massen erblicken, die die jährlich gezogenen fünfzig bis sechzig Schweine liefern, welche sämmtlich im Hause aufgezehrt werden. Die an die Hausflur anstoßende Mägdekammer bildet den Schluß der Räumlichkeiten des ebenerdigen Geschosses.

Zur Erreichung des ersten Stockes sind nicht weniger als fünf Stiegen vorhanden. Wir gehen abermals durch die Meyrstube und den Verbindungsgang der Wohnzimmer zur eigentlichen Hauptstiege, und gelangen durch dieselbe zu zehn Zimmern, die den ersten Stockraum des Wohntrakts einnehmen. Viele derselben sind als Fremdenzimmer eingerichtet und möblirt, da aber, wie leicht begreiflich, der größere Theil davon nie benutzt wird, so findet man in den letztern derselben am Fußboden Getreide, Obst, Hanf ꝛc. zur Aufbewahrung ausgebreitet.

In diesen Zimmern findet man einen merkwürdigen Conflict bäuerischer und städtischer Elemente. Es ist natürlich, daß bei dem Reichthum der Bauern ein gewisser Luxus und eine Prachtliebe eintrat, die, einmal vorhanden, nach Objecten greift, welche dem Bauernstande eigentlich nicht zugehören. Da aber, wie begreiflich, Reichthum und Geschmack in diesem Falle nicht immer Hand in Hand gehen, so kommt es, daß man polirte Möbel, Vorhänge, große Spiegel, ja selbst Sophas neben unangestrichenen Tischen und Stühlen aus weichem Holze, bemalten Truhen und dergleichen im bunten Durcheinander bemerkt. Während wir an einer Wand einen bekannten Stahlstich, ein österreichisches Kunstvereinsblatt unter Glas und Goldrahmen entdecken, wird nebenan unser Auge durch eines jener schrecklich gemalten Glasbilder beleidigt, das sich zu ersterem ebenso verhält, wie eine bemalte Bauernschüssel zu einer Porcellanvase der königlichen Fabrik zu Berlin.

Ein ähnliches Mißverhältniß existirt auch unter den Kleidern. Während der Bauer jener Gegend fast noch unverändert sein einfaches Nationalcostüm, seine blaue Tuchjacke (Spenser), enge über die Kniee reichende Lederstülpstiefel, den geschweiften „Florianer-Hut“ und zu Festlichkeiten den langen, kurzbeleibten Rock trägt, konnte das „schöne Geschlecht“ nicht umhin, Shawltücher, Spitzen, Volantes ꝛc. der Stadt zu entnehmen, und ihrem Costüm anzueignen. Diejenigen, welche wenigstens der Form im Anzuge treu bleiben, ändern doch das Material, indem sie dem einfachen Leinen und Cattun, Schafwolle, Seide und Atlas substituiren. Sehr komisch ist z. B. folgender Luxus. Es ist bekanntlich Sitte, daß am Tanzplatze der Bauernwelt beim gemüthlichen „Ländler“ sowohl von Seite der jungen Männer (Buben) als der Mädchen (Menscher) die Spenser ausgezogen werden und in Hemdärmeln getanzt wird. Da nun für den fortgeschrittenen raffinirten Luxus das gewöhnliche Leinen nicht mehr ausreichte, so ist es dahin gekommen, daß manches „randige Mensch“ (kokettes Mädchen) ihr Hemd mit eingesetzten Aermeln aus weißem Atlas versieht, um auf diese Weise ihre mit Leinwandärmeln versehenen Rivalinnen zu verdunkeln.

Wenden wir uns nach dieser Digression nochmals dem Gebäude zu, so haben wir noch zu bemerken, daß der übrige Raum des ersten Stockes von Getreidekästen ꝛc. eingenommen wird. Ueber dem Pferdestalle befindet sich entsprechend eine Hafer- und Futterkammer und oberhalb des Kuhstalles ein Raum zur Bereitung und Aufbewahrung des Kuhfutters.

Zu einem solchen Bauernhofe (der hier abgebildete gehört zwar zu den größern, wird aber noch von einigen namhaft übertroffen) gehört in der Regel ein Grundbesitz von 150 bis 200 österreichischen Joch Felder des besten Weizenbodens. Außerdem besitzen aber die meisten der größern Bauern noch eine soge-

nannte „Ueberländ," einen kleinern Bauernhof mit zugehörigen Grundstücken, welcher in einem nahen Dorfe derselben Pfarre gelegen, ganz selbständig vom Haupthofe, meist von einem der Söhne des Hauses verwaltet wird. Auch eine Mühle mit zugehöriger Oekonomie und zwei bis vier Pferden ist nicht selten dem Besitzthume eines solchen Bauern beizuzählen.

Der Bauer dieser Gegend ist im Allgemeinen intelligent, fleißig, besitzt in seiner Richtung einen klaren praktischen Blick und ist natürlich sehr reich. Er ist industriellen Unternehmungen nicht abgeneigt und opponirt durchaus nicht den neuen landwirthschaftlichen Maschinen, die er durch die thätige k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft Oberösterreichs, deren Mitglied er ist, kennen lernt, und deren manche er schon, trotz des im genannten Lande noch verhältnißmäßig geringen Arbeitslohnes auf seinem Hofe eingeführt hat. Uebrigens findet man öfters als Schattenseite seines Charakters einen durch seine freie unabhängige Stellung und Reichthum erlangten Hochmuth, mit dem er auf seine Collegen des ärmern Waldgebietes, ja selbst auf die weniger begüterten Handwerker der Stadt herabblickt.

Wir übrigens waren so glücklich, an unserm Hofe einen ebenso biedern als einfachen Mann und eine geistig gesunde, tüchtige Hausfrau zu finden, die im Verein mit den beiden blonden Töchterchen uns den Abschied fast schwer machten, als am späten Abend das Wiehern der bereits angespannten zwei feurigen Pinzgauer uns zum Aufbruch mahnte.

Literarisches.

Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen, von Dr. August Nathan Böhner. Mit drei lithographirten Tafeln. Hannover, bei Carl Rümpler.

Wir sind sehr gern geneigt, die achtungswerthen Intentionen anzuerkennen, von denen der Verfasser der angezeigten Schrift ausgegangen. Das Wort Oersted's, „jede gründliche Naturkenntniß führt zur Erkenntniß Gottes," zieht sich als der leitende rothe Faden durch seine Arbeit. Er beansprucht, daß jeder durchgebildete Forscher der Natur den Satz als die Grundlage des vernünftigen Denkens zu dem seinigen adoptire, daß ein persönlicher Gott lebt, welcher das Weltall nach dem ewigen Gesetz seiner Weisheit und Güte schafft und beherrscht, der die sittliche Weltordnung erhält und das Leben des Geistes über den Tod triumphiren läßt. Daß Böhner bei einer solchen Anschauung gegen Männer wie Vogt, Büchner, Moleschott u. s. w. in eine Polemik hineingerathen muß, liegt als nothwendige Consequenz auf der Hand. Die Berechtigung der Polemik soll von uns keinen Augenblick angezweifelt werden, uns will jedoch scheinen, es hätte Böhner's Leistung keinen Eintrag gethan, wenn er die Controverse mehr wissenschaftlich und mit weniger Leidenschaft, wenn er sie mehr scharf und schlagend, dabei weniger derb und zufahrend gehalten hätte. Mit dem wegwerfenden Achselzucken über die krankhafte Einseitigkeit und dünkelhafte Einbildung, welche den Stein der Weisen in den chemischen Stoffcombinationen entdeckt zu haben glaubt, oder mit der höhnenden Parallele, in welcher die fixe Idee eines bornirten Materialisten wie Büchner mit der fixen Idee eines Bewohners der Irrenanstalt zu Leyden in Verbindung gebracht wird, ist Nichts erreicht. Behauptungen im Tone der Invective bleiben immer auch für die gerechteste Sache eine schlechte Waffe, deren sich ein rüstiger Kämpfer nicht bedienen sollte. Im Ganzen dürfte Böhner mehr Theologe als Philosoph sein. Daß er, was die sprachliche Form betrifft, sich bestrebt hat, Fremdworte in den möglichst klaren deutschen Ausdruck zu übersetzen, wollen wir ihm bereitwillig als ein Verdienst einräumen, müssen jedoch auch hier bemerken, daß wir den oft wiederkehrenden Ausfall gegen „das wissenschaftliche Wortgeklingel des Materialismus" unterdrückt gewünscht hätten. Jede Wissenschaft hat nun einmal ihre bestimmte Terminologie. Dem Inhalt nach gliedert sich das Buch in sieben Hauptabschnitte. Der erste, S. 1—55, handelt von den Grundlehren des Materialismus nach dem gegenwärtigen Stand der Principienfrage, der zweite, S. 55—88, faßt das Hauptergebniß der neuern Naturwissenschaft zusammen, indem die Ergebnisse der einzelnen Fächer, der Astronomie, der Geologie, der Physik und Chemie, der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und der Zoologie gewissermaßen zusammenadirt werden. Im dritten Abschnitt, S. 88—158 werden die Zeugnisse der Culturgeschichte über das Wesen, den Entwicklungsgang und die Früchte des Materialismus gesammelt, und im vierten, S. 158—194, untersucht der Verfasser die physikalische Entwicklung des Planetensystems und die Schöpfungsperioden der Erde. Der fünfte Abschnitt, S. 194—224, beschäftigt sich mit der neuern physikalischen Atomenlehre, der sechste, S. 224—258, überschreibt sich „die vier möglichen Grundanschauungen vom Wesen der Dinge," im siebenten endlich, S. 258—306, werden die Hauptbelege des Verfassers für die Unwissenschaftlichkeit der materialistischen Hypothese zusammengestellt.

Dritte Abtheilung.

Das
Mauſoleum von Halikarnaſſos
und die
Reſte ſeiner Bildwerke im britiſchen Muſeum.

Von Gottfried Kinkel.

(Schluß.)

IV. Die neue Ausgrabung des Mauſoleums.

Die Stelle des Mauſoleums ſelbſt war indeſſen ſeit der Zerſtörung der Grabkammer im Jahre 1522 nicht mehr aufgegraben worden, ja, es herrſchten ſogar Zweifel über den Platz, wo man die Trümmer zu ſuchen hätte. Budrum iſt jetzt eine Türkenſtadt; den ganzen Raum zwiſchen dem Hafen und den vulcaniſchen Höhen im Norden deſſelben nehmen moderne Häuſer ein, die von großen Gärten umgeben ſind. Sowohl die Häuſer als die Trennungsmauern der Gärten enthalten zahlreiche Marmorblöcke, die Gärten ſind meiſtens mit Feigen bepflanzt. Außerdem iſt die Oberfläche des Bodens durch Natureinflüſſe vielfach verändert worden: der Regen hat große Maſſen von Dammerde von den nördlichen Höhen heruntergeſchwemmt und die tiefern Gegenden der alten Stadt damit ausgefüllt. Die großen Terraſſen, auf welchen die antiken Hauptgebäude ſtanden, erheben ſich mit ihren natürlichen Felſenmauern oder künſtlichen Quaderconſtructionen an einigen Stellen nur noch ein paar Fuß über den neuen Alluvialboden. An einer Stelle haben die Nachgrabungen erſt nach Bewältigung einer zwanzig Fuß tiefen Schicht Dammerde auf das antike Straßenpflaſter geführt.

Ueber die Lage des Mauſoleums herrſchten daher noch vor wenigen Jahren die verſchiedenſten Anſichten. Ein engliſcher Schiffscapitän, Herr Spratt, der in den vierziger Jahren ſich vielfach mit Unterſuchung des Platzes beſchäftigte, verlegte das Mauſoleum auf eine Erhöhung grade nördlich vom Caſtell San Pietro, ein wenig öſtlich vom Hafen. Roß dagegen entſchied ſich bei ſeinem Beſuch in Budrum vom Jahre 1844 für eine mehr nordweſtlich, dicht unter den vulcaniſchen Hügeln gelegene Plattform, wo ſich unzweifelhafte Fundamente eines großen Bauwerks, und ſogar auf der Oberfläche joniſche Säulentrümmer zeigten. Beide hatten ſich getäuſcht. Das Mauſoleum lag auf einer niedrigeren Stelle, grade unter dem ſüdlichen Abfall der letzterwähnten Plattform. Auf dieſe Stelle konnte ſo leicht Niemand verfallen, weil grade ſie durch Anſchwemmung rings herum ſo ausgefüllt war, daß ſie dem Auge nicht mehr als eine Terraſſe erſchien.

Seit vielen Jahren hatte Herr Charles Newton ſich mit Unterſuchungen über das Mauſoleum beſchäftigt: ſein Aufſatz im Claſſical Muſeum vom Jahre 1848, von welchem Gerhard dem gelehrten deutſchen Publicum einen Auszug gab, iſt ein Meiſterſtück vollſtändiger und beſonnener Forſchung; auch gibt er zum erſtenmal die wirkliche Lage des Mauſoleums richtig an. Gewiß war Niemand beſſer als Newton befähigt, das große Werk der Ausgrabung zu leiten, welches er endlich als britiſcher Vice-Conſul von Mytilene vor zwei Jahren begann, und deſſen glänzende Reſultate jetzt vorliegen in den eben aufgeſtellten Sculpturen, und in zwei im Frühling dieſes Jahres dem Parlament auf Befehl der Regierung im Druck mitgetheilten Memoirs, die ſeine officiellen Berichte enthalten.

Die engliſche Regierung hat ihren Beamten mit der hier landesüblichen großartigen Libe-

ralität unterstützt. Sie stellte zu der Unternehmung zwei kleine Kriegsschiffe, die Gorgo und die Dampfcorvette Desperate, endlich noch ein drittes Schiff, die Supply, um Provisionen zu bringen und die Fragmente zu verladen; die Mannschaften arbeiteten beim Ausgraben mit. Die Kosten waren sehr bedeutend: viele türkische Häuser mußten angekauft und abgetragen werden; wo das nicht anging, führte man Minen unter fremdem Eigenthum hin. Anfangs hatte man auch noch die Vorurtheile der moslemischen Bevölkerung zu besiegen, später jedoch trat zwischen den Seeleuten, welche die Ausgrabungen vorzüglich bewerkstelligten, und die Türken von Budrum ein freundliches Verhältniß ein.

Um eine Idee von dem Reichthum des kleinasiatischen Bodens als Fundgrube von Antiquitäten zu geben, wollen wir zuerst diejenigen Fünde aussondern, die mit dem Mausoleum nichts zu schaffen haben.

Zunächst zwei Gegenstände aus der spätern römischen Periode. Nordwestlich von der Stelle, wo man nachher das Mausoleum entdeckte, fanden sich unglaubliche Massen kleiner Figuren, jede fünf bis acht Zoll hoch, von gebrannter Erde. Manche derselben waren ganz übereins, so daß sie in einer Form gepreßt erschienen. Nahe dabei lagen ganze Ladungen unglasirter römischer Lampen. Die Thonfigürchen waren sortirt, so daß die gleichen Nummern immer zusammen lagen, wie in einer Fabrik oder in einem Verkaufsladen; übrigens sind sie handwerksmäßig gearbeitet und nur durch ihre große Zahl merkwürdig. Mehr als 200 derselben sind in's britische Museum abgesandt worden. Lampen und Figürchen scheinen der Periode zwischen August und Hadrian anzugehören.

In einem Garten westlich vom Mausoleum untersuchte man die Trümmer eines noch über der Erde sichtbaren Gebäudes in spätem und schlechtem dorischen Styl, das sich durch seine reichen Mosaikfußböden sofort als eine römische Villa erwies. Diese Villa ist hernach ganz ausgegraben worden; alles was sich von Mosaiken zu sehr zerstört fand, erhielt man wenigstens in colorirten Photographien; die besten Stücke aber wurden abgesägt und kamen nach England: ein ganzes Zimmer, vierzig Fuß lang und zwölf Fuß breit, ist, in einzelne Kisten gepackt, in's britische Museum gelangt. Im Ganzen bedeckten diese Mosaiken, die sich über eine Menge von Zimmern verbreiten, eine Fläche, deren Länge von Osten nach Westen hundertundachtzehn Fuß, die Breite von Norden nach Süden neunundachtzig Fuß betrug. Dem Styl nach sind diese Mosaiken nicht älter als Hadrian, und ergehen sich in den gewöhnlichen römischen Mustern, mit einer Menge von bildlichen Darstellungen der verschiedensten Gegenstände zwischen den Einfassungen. Sehr merkwürdig ist jedoch, daß einzelne Räume ganz abweichende, und zwar griechische Muster hatten; es scheint daher, daß die römische Villa theilweise auf den Grundmauern eines ältern Gebäudes errichtet worden ist, und man die noch gut erhaltenen Mosaiken beibehalten hat.

Unter diesem römischen Fußboden machte man einen sehr interessanten Fund. An einer Stelle war er eingesunken, und hier lag in einem Loche eine in zwei Stücke gebrochene weibliche Figur. Sie hatte dem römischen Baumeister nebst einer Menge andern Schuttes nur zur Ausfüllung unter dem Mosaikboden gedient: also ein Stück antiken Vandalismus. Diese Figur ist jetzt hier im Museum. Ihr Styl ist von allen Sculpturen des Mausoleums durchaus verschieden. Sie hat nur die natürliche Größe; die rasche, ja heftige Bewegung, das fliegende Gewand, die überschlanken und jugendlichen Formen erinnern vielmehr an die berühmten (jedoch feinern) Najaden oder Tänzerinnen von dem Harpagusmonument aus Xanthus; eine Verwandtschaft, die auch Newton sofort erkannte. Auch diese Figur tanzt. Das Obergewand ist so geschnitten, daß es, wie jetzt noch in Ostindien, grade den Busen frei läßt, welcher dann mit einem ganz dünnen Gewande bedeckt ist. Beide Arme sind vom Leibe weggestreckt, der rechte Fuß tritt vor, der andere folgt schwebend, das Gewand flattert, unten in einer Masse schlecht verstandener, unrein gezeichneter Falten nach. Blickt man von diesem übelproportionirten, schlecht drapirten Mädchen hinüber zu der danebenstehenden weiblichen Kolossalstatue vom edelsten Faltenwurf, so begreift man, daß diese einheimische Schule, wie sie sich im benachbarten Lykien ausgebildet hatte, vor den glänzenden Werken der fremden Athenienser rasch in Verachtung fiel.

Nunmehr nahm Newton diejenige Terrasse vor, welche, nordöstlich und landeinwärts vom Hafen gelegen, von Capitän Spratt als die Stelle des Mausoleums angenommen war.

Am 1. December 1856 begann er hier die Nachgrabung. Nördlich auf dieser Plattform lagen große Säulenstücke offen zu Tage. Man fand bald schöne griechische Mosaikfußböden; die einzelnen Stückchen des Mosaiks staken in einem Mörtel von zerstoßenem Marmor, darunter lag ein gemeineres Cement, von zerstoßenen Ziegeln und Kalk. Man fand hier auch viel bemalten Stuck und dünne Marmortafeln, welche zum Verkleiden der Wände gedient hatten. Das Ganze schien ein Palast gewesen zu sein, und da Plinius bemerkt, daß Ziegelwände mit Marmor verkleidet zuerst im Palast des Mausolus vorgekommen sind,

ſo läge der Gedanke nahe, hier jenes berühmte Gebäude anzuſetzen. Allein der Palaſt des Mauſolus lag dicht am Meer auf der weſtlichen Hafenſpitze, und wir müſſen uns daher beſcheiden, über jenes Gebäude auf Spratt's Plattform nichts weiter beſtimmen zu können. Wiſſen wir doch aus Inſchriften, daß in Halikarnaſſos noch lange nach ſeinen glänzenden Tagen und zu einer Zeit, wo es einmal mit dem egyptiſchen Ptolemäer-Reiche verbunden war, verſchiedene glänzende Gebäude für öffentliche Zwecke errichtet worden ſind.

Jetzt hätte die nördlichſte Terraſſe, wo Roß das Mauſoleum vermuthete, in Angriff ſollen genommen werden, allein der Zufall wollte, daß die dort wohnenden Türken zuviel für ihre Häuſer forderten. Erſt ſpäter ergab ſich, daß hier nicht das Grabmal, wohl aber der Marstempel geſtanden hatte. So begann Newton im Januar 1857 am ſüdlichen Fuße dieſer Terraſſe zu graben, an einer Stelle, wo der engliſche Architekt Donaldſon, jetzt Profeſſor der Architektur an der Londoner Univerſität, ſchon vor mehreren Jahren die Trümmer eines prachtvollen joniſchen Gebäudes gefunden hatte; auch waren die Haus- und Gartenmauern hier ganz mit Fragmenten eines feinen pariſchen Marmors durchbaut. Es entſchied ſich raſch, daß man hier auf der rechten Stelle ſei. Man entdeckte Fragmente deſſelben Frieſes, der längſt in London war, man fand einen koloſſalen Arm und Stücke eines der Löwen grade ſo wie die im Caſtell. Die Oberflächen waren überall beſſer erhalten als auf dem Londoner Fries. Die Säulen zeigten an der Baſis einen Durchmeſſer von drei Fuß neun Zoll, am obern Ende drei Fuß einen Zoll, und waren den Säulen vom Tempel zu Priene auffallend ähnlich, den der Baumeiſter des Mauſoleums errichtet hatte. Die architektoniſchen Ornamente zeigten noch vielfache Spuren von Bemalung, Zinnober und Ultramarin, oder Farben von gleicher Intenſität.

Hier kam denn auch bald der erſte, große Fund zu Tage, eine große koloſſale Reiterſtatue von weißem Marmor, außerordentlich ſchön. Das Pferd muß im Bäumen geweſen ſein: ein Vorderhuf hat nie auf einem Fußgeſtell geſtanden, während ein Hinterhuf ſich feſt an eine Platte drückt. Der Rumpf des Pferdes iſt vollſtändig erhalten; unter dem Bauche iſt ein großer Marmorblock weggebrochen, welcher der koloſſalen Maſſe offenbar ebenſo als Unterſtützung diente, wie die altarähnlichen Untergeſtelle es den gleichfalls bäumenden Pferdekoloſſen vom Monte Cavallo thun. Der Kopf des Pferdes und der ganze Obertheil des Reiters fehlt. Die Beine ſind mit den morgenländiſchen Anaxyrides oder perſiſchen Hoſen bekleidet. Aber die Figur iſt keine Amazone, denn die linke Hand, welche, feſt zur Fauſt geballt, das Pferd kraftvoll zurückreißt und ſo zum Bäumen bringt, iſt keine Frauenhand. Dunkel bleibt das Motiv des rechten Armes, da Kopf und Oberkörper fehlen: man möchte glauben, daß die Geſtalt Mauſolus ſei, der mit ſeinem Speer einen am Boden liegenden Feind durchbohrt. Trotz der ſtarken Beſchädigung athmet dieſe Gruppe, wie ſie jetzt wieder im Muſeum in der Stellung des bäumenden Pferdes aufgeſtellt iſt, das höchſte Leben. Sie muß unter Dach geſtanden haben, denn man ſieht keine Verwitterung, vielmehr iſt auf der Bruſt des Pferdes noch jeder Meißelſchlag deutlich zu unterſcheiden. Auf der Croupe des Thieres ſoll der griechiſche Buchſtabe S (Σ) ſtehen.

Bald ergaben ſich auch Aufſchlüſſe über das Fundament des Mauſoleums. Der Fels erſchien zu einer regelmäßigen Platte ausgehauen, als ein Bette, um die Grundmauern zu legen. Auf dieſe Weiſe war ein mächtiges Viereck in den lebendigen Felſen eingetieft, welches jetzt zwei bis ſechzehn Fuß unter der Oberfläche der umliegenden Felder liegt. Wo an den Rändern der Fels verſagte, da iſt der Einſchnitt als eine Mauer von mächtigen länglichen Blöcken fortgeſetzt. Indeſſen bot der Fels für dieſen gewaltigen Raum nicht überall eine gleiche Höhe. Einzelne Stellen ſind daher tiefer ausgehauen, aber ſo, daß die Oberfläche jeder einzelnen Platform immer ganz wagerecht liegt. Dann aber ſind die tiefern Platformen mit einem Pflaſter von großen flachen Blöcken deſſelben Steines ausgefüllt, welches an den tiefſten Stellen mehrere Lagen hat. Alle Platten dieſes Pflaſters ſind einen Fuß dick; manche ſind abgeräumt, denn die Rhodiſer nahmen für den Bau des Caſtells außer dem Marmor auch dieſe Steine des Pflaſters. Wo aber die letztern noch feſtliegen, da erſcheinen ſie noch jetzt durch eiſerne Klammern zuſammen gehalten. Das Geſtein, aus welchem das Pflaſter und der ganze dem Mauſoleum unterliegende Fels beſteht, bezeichnet Newton als einen groben grünen Stein; ob er aber damit einen Kalkſtein oder den vulcaniſchen ſogenannten Grünſtein, eine Art Baſalt, meint, geht aus ſeinen Briefen nicht hervor. Unter dem gewaltigen Pflaſter iſt der Fels von einer Menge unregelmäßig gehauener, enger Gänge durchzogen, in denen man brunnenähnliche Vertiefungen gefunden hat: vermuthlich Abzugsröhren für den Regen. Ueber dem Pflaſter endlich liegt eine Maſſe von Schutt, und in dieſem haben ſich die meiſten Sculpturfragmente gefunden. Schon am 3. April 1857 war man ſo weit, die ausgetiefte Plattform völlig berechnen zu können, denn mit Ausnahme des nordöſtlichen Winkels war ſie damals abgeräumt. Die

westliche Seite hatte 110, die südliche 126 Fuß; der ganze Umfang also 472 Fuß.

An der westlichen Seite des Fundamentbettes findet sich eine Treppe von zwölf Stufen, in den lebendigen Fels gehauen, welche vom Abhang des Theaterhügels zu dem Mausoleum herabführte. Die ganze Treppe lag unter einer Masse Erde, von den nordwestlichen Hügeln herabgeschwemmt, welche auf der untersten Stufe zwanzig Fuß tief war. Zwischen dem Fuß der Treppe und der Westseite des Vierecks fand man viele Alabasterkrüge von bedeutender Größe und Schönheit, wie man sie im Alterthum unter dem Namen Alabastra für Narden und köstliche Salben gebrauchte. Ebenfalls Figürchen von gebrannter Erde und Ochsenknochen, vielleicht, wie jene Krüge, mit Todtenopfern zu Ehren des Mausolus zusammenhängend. Die Felsentreppe wird also gedient haben, die Leiche, vielleicht in feierlichem Zuge, den Theaterhügel hinab in ihre Gruft zu tragen, denn an dieser Stelle war der Hauptzugang zur Grabkammer. Hier fand sich ein Stein von ungeheurer Schwere höchst planvoll und unerschütterlich in die Mauer befestigt. Newton veranschlagt den Stein auf zehn Tonnen oder zweihundert Centner. Er hat Rinnen an den Seiten, in welche Falze oder Leisten der Nachbarsteine schließen, und muß auf seinem Platze mit Maschinerie eingesenkt worden sein wie ein Fallgatter. Einmal auf seiner Stelle, ist er dann mit ehernen Riegeln befestigt worden. Diese Riegel sitzen in ehernen Löchern, welche in Marmorblöcke eingelassen sind. Aehnliche Erfindungen, um die letzte Wohnung der Todten gegen Raub zu sichern, findet man in egyptischen Gräbern. Die Sorgfalt dieser Vorrichtung läßt wohl keinen Zweifel, daß hinter diesem Steine, also unmittelbar über der Plattform, die Grabkammer des Königs gewesen ist. Wenn also die Ritter von Rhodus im Jahre 1522 von oben in diese Grabkammer eindrangen, so muß das durch einen innern Gang geschehen sein, der, ursprünglich nur Wenigen bekannt, dazu gedient haben mag, die prächtige Todtenkammer zu besuchen, nachdem sie durch die Senkung des großen Steines von der Außenwelt abgeschlossen war.

Manches bestätigt diese Ansicht über die Lage der Grabkammer *im untersten Geschoß des Gebäudes*. Lag die Grabkammer unten, so mußte man sie vor durchsickerndem Regen schützen. Nun aber kommt grade unter dem großen Stein hervor ein Seitencanal, der sich durch ein Gitter von Erz in den großen Wasserabzug ergoß, welcher das ganze Gebäude umlief. Dieses Gitter fand man noch auf seinem Platze, und es ist jetzt hier auf dem Museum: eine Bronceplatte, welche eine von kleinen Löchern, wie eine Seihe, durchbrochene Vertiefung hat. Noch überzeugender wird dieses durch den Umstand, daß unmittelbar hinter dem großen Steine die schönste und merkwürdigste der sämmtlichen Alabastervasen, nur in wenige Stücke zerbrochen, sich gefunden hat. Diese Vase hat nämlich eine doppelte Inschrift: die eine in Hieroglyphen, eingeschlossen in jenen ungefähr ovalen Rahmen, der überall in egyptischer Kunst einen Pharaonennamen umschließt; die andere ist vorderasiatische Keilschrift in drei Zeilen, sehr fein eingeritzt, und diese wird von Sir Henry Rawlinson als Khshayarscha naga wazarka, d. h. „Xerxes der Großkönig" gelesen. Wie kommt eine Vase aus des Xerxes Zeit, also damals 150 Jahre alt, in das Grab des karischen Königs? Müssen wir nicht annehmen, daß sie ein altes heilig gehaltenes Andenken der Familie war, vielleicht ein Geschenk jenes Xerxes an die erste Artemisia, die ihm die Kinder gerettet hatte nach der fürchterlichen Meeresschlacht? Wie aber hätte sich von einem solchen Schatze die Wittwe des Mausolus getrennt, wäre es nicht zum Zwecke gewesen, dem geliebten Todten grade das Allerwerthvollste als Mitgabe in die Gruft zu gönnen? Seltsam ist ja doch auch die Uebereinstimmung, daß die Ritter von Rhodus am Sarge des Mausolus wirklich eine Vase stehen sahen — und könnte sie nicht in jener wilden Nacht, als die Räuber in Eile und Furcht den Sarg aufbrachen, von den Letztern übersehen oder kurzweg zerschlagen worden sein?*)

Wir sahen oben, daß das Felsbett, in welches die Fundamente des Mausoleums eingefügt waren, laut dem letzten Bericht vom 10. December 1857 ganz abgeräumt war. Innerhalb desselben, und zwar nach allen vier Rändern hin, haben sich theils Friesplatten, theils mächtige Stücke von kolossalen Statuen, sowohl männliche als weibliche, jedoch keine Götterbilder, gefunden. Es ist folglich klar, daß das Mausoleum selbst, an dessen Außenseite diese Sculpturen gestanden haben, nicht ganz so groß gewesen ist als sein Felsbett,

*) Nur noch zwei andre Vasen sind bekannt, auf denen Keilschrift mit Hieroglyphen zusammen vorkommt. Eine, die Vase des Grafen Caylus, zeigt Keilschrift in drei Sprachen, begleitet von einer Uebersetzung in Hieroglyphen, ebenfalls: *Xerxes der Großkönig*. Die andre eine egyptische Vase von grauem Porphyr, im Schatz der St. Marcuskirche in Venedig; auch dreisprachige Keilschrift und Hieroglyphen, lautend: *Artaxerxes* (vermuthlich Ochus) *der Großkönig*. Es ist merkwürdig, daß schon vor der Entzifferung der Keilschrift Sir Gardener Wilkison, der bekannte Egyptiolog, in den Hieroglyphen der Vase den Namen *Artasharsscha* gelesen hatte.

denn ſonſt müßten dieſe Sculpturen über das letztere hinausgefallen ſein. Zugleich erklärt dieſer Umſtand vielleicht die merkwürdige Nachricht der Eudokia, daß das Mauſoleum in einem Sumpfe angelegt ſei. Sicherlich nicht von Anfang, das beweiſen die Bodenverhältniſſe; aber Eudokia hörte wohl die Glocken läuten und wußte nicht wo ſie hingen. Daß zu ihrer Zeit, ungefähr 1000 Jahre nach Chriſtus, die Umgebung moraſtig war, iſt nicht unmöglich. Alle Canäle unter dem Gebäude, die einſt zum Abzug des Waſſers gedient hatten, fand Newton mit angeſchwemmter Erde angefüllt. Sobald dieſer Zuſtand eintrat, mußte ſich das Waſſer auf der Oberfläche des Pflaſters um das Gebäude herum anſammeln, bis endlich die fortwährende Anſchwemmung alle Umgebungen mit Erde zudeckte. Wirklich ſcheinen auch einige der Koloſſal-Statuen, beſonders die von der Südſeite und zum Theil von der Oſtſeite, lange Zeit im Waſſer gelegen zu haben, daher ihre Oberfläche ſtark abblätterte. Jedenfalls ergibt ſich aus einzelnen Fundorten, daß rings um das Gebäude, außer den Reliefs des Frieſes, eine Menge ganzer Statuen ſtand, und zwar in beträchtlicher Höhe, denn ſonſt würden ſie nicht ſo ſehr vom Falle gebrochen ſein. An welcher Stelle des Gebäudes aber ſie angebracht waren, werden wir ſpäter ſehen.

Einige der neugefundenen Reliefs des Frieſes ſind viel beſſer erhalten als die zugehörigen Stücke aus dem Caſtell zu Budrum. Die Köpfe haben eine Feinheit der Behandlung wie eine Münze oder eine Camee. Ganz herrlich ſind vier Platten, welche man in einer Linie, und zwar entlang der öſtlichen Front des Mauſoleums, entdeckte. Eine dieſer Platten iſt ſechs Fuß lang, die andern ſind kürzer. Der Gegenſtand iſt hier, wie auf dem ganzen Fries, die Amazonenſchlacht, und beſonders zwei Amazonen, die eine ſtehend, die andere rückwärts vom Roß kämpfend, ſind von hinreißender Schönheit und Lebendigkeit. Sie ſind zugleich ſo wohl erhalten, daß ſie gewiß nie von dem Platze bewegt worden ſind, wo ſie einmal lagen. Und da nun Plinius ſo beſtimmt als möglich ſagt, daß Skopas an der öſtlichen Front gemeißelt habe, ſo haben wir hier ein zuverläſſiges, und zwar das erſte ganz zuverläſſige Werk von der Hand dieſes großen Meiſters.

Alles, was wir bisher berichteten, bezieht ſich auf Gegenſtände, entdeckt auf dem Fundamentboden des Gebäudes ſelbſt. Allein noch ein unerwarteter und höchſt bedeutender Fund iſt übrig, der auf einer Stelle gemacht wurde, wo gewiß Niemand ihn ſich hätte träumen laſſen.

Als Newton an der Nordſeite des Bauwerkes über das Fundamentbett hinaus graben ließ, ſtieß man auf eine regelmäßig gebaute Mauer von den ſchönſten weißen Marmorquadern, welche der Nordſeite des Fundamentbettes genau parallel lief. Dieſelbe Mauer wurde ſpäter auch an der Oſtſeite entdeckt und ergab ſich als eine, vermuthlich das ganze Gebäude umlaufende Einfaſſung, in Uebereinſtimmung mit einer Notiz bei Hyginus, daß der Peribolos, das heißt die das Mauſoleum umgebende Einſchlußmauer, 1300 Fuß im Umfang gehabt habe. Natürlich bot dieſe Mauer ſpätern Geſchlechtern noch mehr als das ſolide Hauptgebäude einen bequemen Steinbruch, und ſie ſcheint deshalb an keiner Stelle mehr vollſtändig, doch mag ſie etwa zehn Fuß hoch geweſen ſein.

Hiermit noch nicht begnügt, ging Newton mit den Ausgrabungen an der Nordſeite auch noch über dieſe Mauer hinaus, und da ſtieß man plötzlich auf eine Maſſe von flachen Blöcken, mit vielen Statuen dazwiſchen. An der Stelle, wo der größte Haufe dieſer Marmorfragmente ſich fand, war die Mauer erſichtlich nach Außen gewichen. Die Blöcke zeigten ſich ſofort als Stücke der Pyramide, die Statuen als Fragmente des großen Viergeſpanns, welches einſt die Spitze der letzteren krönte.

Dort fand man erſtens ein gewaltiges Roß in zwei Stücken, oder vielmehr Stücke von zwei verſchiedenen Pferden, einige Hufe, den Pferdekopf in zwei Stücken, deren jedes noch das eherne Gebiß mit ſeiner Roſette und einen Streifen Bronze enthielt, der einſt, wohl in Nachahmung des Lederwerks, vom Gebiß nach dem Ohr herauflief; Stücke von den Speichen der Räder und von der Deichſel des Wagens. Ob das Stück eines bärtigen Kopfes, in alterthümlichem Stile, eine Zierrath am Wagen geweſen, iſt ungewiß. Den Schwanz des großen Pferdes brach man etwas ſpäter aus einer modernen Gartenmauer heraus, die nicht weit von dem großen Fragmenthaufen zwei Felder ſchied.

Zweitens mehrere Löwen, faſt vollſtändig, und ſchön erhalten, ſowie ein Leopard über Lebensgröße von der Schulter bis zum Schweif. Er iſt ſo groß wie die Löwen, die Behandlung gleicht ſehr der des großen Pferdes, und Newton vermuthet, daß Beide von derſelben Hand ſeien. Der Leopard hat an der Seite einen Zapfen, vermuthlich um ihn mit einer Gruppe zu verbinden. Die Flecken ſind ſeltſam gezeichnet; tiefe, aber unregelmäßige Linien bilden ſpitzwinklige Vierecke über das ganze Fell. Ohne Zweifel ſind einſt dieſe Flecken durch Bemalung kräftiger hervorgehoben worden. Denn Bemalung iſt bei dieſen Figuren außer Zweifel: die Zunge des Pferdes und eines der Löwen fand man noch beim Aufgraben roth. Dieſe Thiere ſind

meisterlich gearbeitet und darauf berechnet, in einer großen Höhe gesehen zu werden. Damit stimmt überein, daß ihre Ausführung minder glatt ist als an den andern Sculpturen.

Drittens einige kolossale weibliche Figuren, alle in feine Gewänder drapirt, nebst mehreren Frauenköpfen, die jedoch nicht zu den Torsos zu gehören scheinen.

Endlich viertens einen Mannskopf über lebensgroß, oder vielmehr, strenggenommen, drei Viertel des Gesichtes, wovon der Hinterkopf abgesprungen war. Dieses Stück ist unverletzt, mit Ausnahme eines kleinen Bruches an der Seite der Nase. Auch hier waren Farbenspuren im Augenwinkel und Nasenloch übrig. Es lag nahe, hier den Kopf des Mausolus zu vermuthen, und dies hat sich bestätigt.

Fünftens zwei Säulenköpfe, einer davon ein Eckcapitell von der nordwestlichen Ecke des Gebäudes, ein Beweis, daß letzteres auf den vier Winkeln keine Pfeiler, sondern Rundsäulen gehabt hat. Auch noch einige Löwenköpfe, die aber nicht zu freistehenden Löwen, sondern als die gewöhnlichen Ornamentköpfe zu dem Dachgesims des Gebäudes gehört hatten.

Einzelnes von diesen Massen lag nicht weniger als 44 Fuß von der Nordgrenze des Fundamentbettes. Seltsamerweise fanden sich zur selben Zeit an der Südseite in 32 Fuß Entfernung vom Rande des Bettes große Stücke eines Rades von dem großen Wagen. Zwischen beiden einst zusammengehörigen Theilen, den Speichenstücken an der Nordseite, dem Rad an der Südseite, lag ein Zwischenraum von 150 Fuß. Hiernach ist es klar, daß eine schwingende Bewegung das Viergespann nebst einem großen Stück der Pyramidenspitze nach Norden hinuntergeschleudert hat; dort schlug die ganze Masse auf die marmorne Einfassungsmauer, die vor dem Stoß nach Norden auswich, und bettete sich dann an der Außenseite. Ein Rad blieb auf der Plattform stehen und stürzte damals oder später nach Süden herab. Dies muß geschehen sein, ehe man das Castell von Budrum zu bauen anfing, also vor 1400. Angeschwemmte Erde, bald von den folgenden Geschlechtern zu Gärten und Feldern verwendet, deckte den nördlichen Trümmerhaufen, und da über die Umfassungsmauer des Gebäudes hinaus gewiß Niemand Steine oder Schätze vermuthete, so blieb dieser Trümmerberg undurchwühlt bis auf unsre Tage. Newton, von der Wichtigkeit seines Fundes sofort überzeugt, sammelte auch das kleinste Fragment dieser Trümmer von der Nordseite und schickte es in besonders numerirten Kisten nach England. Dadurch ist das Wunderwerk gelungen, die wichtigste Figur der ganzen Gruppe des Viergespanns, obwohl aus mehr als fünfzig Fragmenten, fast ganz vollständig wieder herzustellen.

Was aber war es, wodurch das Viergespann stürzte und, eine der langen Seiten der Pyramide herunterrollend, so weit in die Felder hinausgeschleudert wurde?* Newton denkt an ein Erdbeben: die eine Schwingung hat dann wohl den Wagen nach Norden, die nächste das Rad nach Süden geschleudert. Ich glaube, ein Blitzstrahl, dem die 140 Fuß aufragende Pyramidenspitze gewiß sehr ausgesetzt war, konnte dieselbe Wirkung hervorbringen. In einem Hause unweit Manchester verschob der Blitz am 6. August 1809 eine Mauer zwischen einem Keller und einer Cisterne, die drei englische Fuß dick und zwölf Fuß hoch war, so daß der verschobene Theil an einer Seite vier Fuß, an der andern neun Fuß aus seiner Lage entfernt war. Man berechnete das Gewicht dieser verschobenen Backsteine auf 500 Centner, und dies war eine solide Mauer, nicht eine lustig gestellte Gruppe von Statuen.*)

Kehren wir auf diesem Punkte noch einmal zu Guichard's Erzählung von der Plünderung der Grabkammer im Jahr 1522 zurück. Seine Worte zeigen, daß damals der größte Theil der Pyramide noch stand, denn als man anfing, den zu Tage anstehenden Marmor für Kalk wegzubrechen, da wurden die Stufen nach unten zu breit und breiter, was nur bei der Pyramide, nicht bei der viereckigen Cella der Fall sein konnte. Damals, so scheint es, verschwand der Ueberrest der Pyramide ganz, und um so höher ist der Glückszufall anzuschlagen, der uns so viele Stufen von der Spitze der Pyramide rettete, ehe die systematische Zerstörung begann.

Denn diese Pyramidenstufen gewähren uns eine mathematisch ganz zuverlässige Berechnung der Höhe, Länge und Breite der Pyramide, woraus dann wieder die wichtigsten Angaben für die Reconstruction des ganzen Unterbaus sich ergeben.**)

Alle Blöcke der Pyramide haben die gleiche Dicke von 11¾ Zoll; die Breite ist mit strenger Regelmäßigkeit entweder zwei oder drei Fuß; die Länge wechselt, ist aber meist gegen vier Fuß. Die eine der langen Seiten, diejenige, welche 11¾ Zoll breit ist, ist jedesmal ganz polirt, die anliegende Langseite ist nur halb polirt; jene bildet die Stufe, diese mit ihrem polirten Theil den Tritt der Stufe; der nicht polirte Theil diente, um auf ihn die

*) Deutsche Monatshefte, Februar 1858. S. 536.

**) Das Folgende, soweit es sich auf die Masse bezieht, entnehme ich fast ganz aus dem Briefe des Genie-Lieutenant R. M. Smith, d. d. Budrum, 1. Juni 1857. Sein Aufriß des Gebäudes ist künstlerisch schwach, aber die mathematische Berechnung höchst scharfsinnig.

nächſt obere Stufe aufzulegen. Wo je zwei nebeneinander liegende Blöcke zuſammenſtoßen, um ſich zur Stufe zu verbinden, hat jeder ein Rändchen in der Form eines halben Spitzbogens, dies ſchloß ſich an das Rändchen des Nachbarſteins und bildete mit ihm eine Art Spitzdach, um den Regen am Einſickern zwiſchen die Platten zu verhindern. Die Steine jeder Stufe wurden mit kupfernen Zapfen feſt aneinander geſchloſſen. Jede Platte war außerdem mit der obern und untern durch genau gehauene Vertiefungen verbunden, in welche der Falz der Deckplatte ſchloß. Wir hörten, daß einige Stufen eine Breite von zwei Fuß, andere von drei Fuß hatten. Dieſes gab auf den breiteſten einen Tritt von 21 Zoll, auf den ſchmaleren von 17 Zoll. Der Grund dieſer Verſchiedenheit war, daß zwei Seiten der Pyramide etwas kürzer geweſen ſind als die andern; da nun an den kürzern Seiten die Pyramide auch nur vierundzwanzig Stufen hatte, ſo mußten die Stufen an den langen Seiten raſcher anſteigen, die Tritte folglich minder breit ſein. Dieſes iſt vollſtändig erwieſen, da ſich mehrere Eckplatten gefunden haben, welche den Tritt an einer Seite breiter als an der anliegenden andern haben. Man hat alſo die Pyramide ganz bequem und mit völliger Sicherheit hinaufſteigen können; die Stufen waren nicht ganz einen Fuß hoch, auf den ſchmalen Seiten 21 Zoll und ſelbſt an den längſten Seiten 17 Zoll breit. Die Pyramide ſtieg bei Weitem nicht ſo jäh empor wie eine gewöhnliche Treppe: auf einem ſicheren Pferde hätte man ſie hinaufreiten können. Sehr wahrſcheinlich konnte man alſo bis zum Viergeſpann kommen, und es von der Plattform, auf der es ſtand, ganz in der Nähe beſehen.

Sobald wir nun feſtſtellen können, wie lang und breit dieſe Plattform und wie hoch das Viergeſpann geweſen iſt, ſo haben wir alle Dimenſionen der Pyramide genau bis auf einen Zoll herunter.

Das große Pferd im britiſchen Muſeum iſt 10 Fuß lang, und aus der Größe des Rades vom Wagen des Mauſolus läßt ſich ſchließen, daß Wagen und Pferde zuſammen 20 Fuß Länge hatten. Geben wir 2 Fuß an jeder Seite zu, ſo ſtellt ſich die Länge auf 24 Fuß. Da die Pferde bei einem antiken Viergeſpann alle nebeneinander ſtehen, ſo iſt für die Breite der Plattform 18 Fuß nicht zu viel. Die Höhe der Gruppe kennen wir mathematiſch genau, ſeitdem die Statue des Mauſolus von den Arbeitern im Muſeum vollſtändig zuſammengeſetzt worden iſt. Das Rad hat 7 Fuß 7 Zoll im Durchmeſſer; Mauſolus ſtand auf der Achſe, alſo, den Boden des Wagens eingerechnet, 3 Fuß 8 Zoll vom Boden. Die Figur iſt nicht ganz 10 Fuß hoch, etwa 9 Fuß 9 Zoll, aber 10 Zoll müſſen wir zugeben, ſo dick iſt die Marmorplatte, auf der das ganze Viergeſpann ſtand; ein Stück derſelben mit einem Pferdehuf zeigt es. Das gibt zuſammen eine Höhe von 14 Fuß und 3 Zoll.

Nun die Dimenſionen der Pyramide. Die Weite der Tritte, 1 Fuß 9 Zoll an den zwei ſchmalen Seiten, gibt uns die Länge der Pyramide. Aus Plinius wiſſen wir, daß 24 Stufen da waren, das macht auf jeder Seite 42 Fuß, zuſammen 84 Fuß. Hierzu müſſen wir jedoch die Länge der Plattform addiren, auf der das Viergeſpann ſtand. Dieſes wird 24 Fuß ſein; die Länge der Pyramide iſt alſo 108 Fuß.

Ebenſo geben uns die Tritte der Stufen auf den Langſeiten die Breite der Pyramide. Jeder Tritt iſt hier 1 Fuß 5 Zoll breit, ebenſo viel auf der entgegengeſetzten Seite, das macht zuſammen 68 Fuß, und mit der Plattform, deren Breite wir 18 Fuß annahmen, iſt alſo die Breite 86 Fuß. Der Umfang der Pyramide am untern Ende, da wo ſie auf dem Pteron aufruhte, war demnach 388 Fuß.

Endlich die Höhe. Jede Stufe iſt 11¾ Zoll hoch, und 24 Stufen ſind es geweſen. Das macht 23½ Fuß. Fügen wir dieſem die Höhe des Viergeſpanns mit 14 Fuß 3 Zoll hinzu, ſo haben wir für den ganzen Theil des Mauſoleums oberhalb des Pterons 37 Fuß 9 Zoll. Nun ſagt Plinius auf das Allerbeſtimmteſte, daß dieſe Höhe 37 Fuß 6 Zoll geweſen ſei; eine Uebereinſtimmung, die an das Wunderbare grenzt.

Schreiten wir nun von dieſem mathematiſch zuverläſſigen Reſultat zu den Dimenſionen der untern Theile des Mauſoleums herab, ſo meldet Plinius, daß das Pteron ebenfalls 37½ Fuß hoch geweſen ſei. Schon vor vielen Jahren war der große Architekt, Richard Cockerel, der die Figuren von Aegina fand und mit Baron Stackelberg den berühmten Fries von Phigalia ausgrub, auf daſſelbe Reſultat gekommen. In den griechiſchen Säulenordnungen ſind (mit kleinen Abweichungen je nach der Entſtehungszeit der einzelnen Bauwerke) die Verhältniſſe der einzelnen Theile der Ordnung genau beſtimmt und geregelt. Aus jenen Friesplatten, die 1846 nach London kamen, berechnete Cockerel in einem Briefe an Newton, der im Classical Museum von 1848 abgedruckt iſt, die Höhe des Pterons, Säulen und Gebälk zuſammengenommen, gleichfalls auf 37½ Fuß. Jetzt ſind wir mit Stücken von jedem einzelnen Theile der Ordnung verſehen: mit Säulentrommeln vom obern und untern Ende der Säulen, mit Capitellen und Baſen, mit Architrav, Fries und Geſims, und die Rechnung ſtimmt zum dritten Mal.

Pyramide und Pteron waren zusammen 75 Fuß hoch, allein da die gesammte Höhe des Mausoleums nach Plinius 140 Fuß betrug, so bleibt noch eine dritte Dimension von 65 Fuß zu bestimmen. Unzweifelhaft wurde sie von einem massiven Unterbau eingenommen, denn einen solchen finden wir an den jonischen Gebäuden Kleinasiens, besonders wenn sie Denkmale, nicht Tempel sind, als eine ganz gebräuchliche Sache. Solch einen Unterbau hat das reizende Harpagusmonument von Xanthus, und ganz in der Nähe, in des Mausolus Geburtsstadt und früherer Residenz Mylasa, zeigt eine kleine Nachbildung des Mausoleums dieselbe Dreitheiligkeit: erst einen soliden, wenig verzierten Unterbau, dann eine Säulenstellung, endlich die Pyramide. Die Eleganz und Leichtigkeit des jonischen Stils verlangt dieses Bauglied, damit die zarte Säule nicht unmittelbar dem Boden entsprieße. Auch in Athen steht der jonische Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin hoch in der Luft, und das Monument des Lysikrates mit den eleganten korinthischen Säulchen, welches, beiläufig gesagt, dem Mausoleum fast gleichzeitig ist, hat wiederum seine entsprechenden drei Theile. Für Grabmonumente empfahl sich diese Form noch im Besonderen, indem dieser feste Mauerkern für das Grab die größtmögliche Sicherheit darbot; und wie in Mylasa die Grabkammer in diesem Unterbau lag, so kann es nach den obigen Untersuchungen über den ungeheuren, zu ebener Erde liegenden Schlußstein wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch Mausolus in diesem Unterbau und nicht, wie man früher vermuthete, in der Cella des zweiten Geschosses geruht hat. Dieses Basament bestand aus dem grünen Stein des Bodens, der sich noch in großen Massen von Quadern auf einigen Stellen des obenerwähnten Pflasters findet. Aus seinen Massen dürfte der größte Theil des Castells ursprünglich gebaut worden sein. Vielleicht war es ganz mit Marmorblöcken bekleidet, aus denen wohl auch die Cella bestand; auf dem Castell ist eine ganze Mauer mit diesen Marmorblöcken gebaut.

Auf diesem Unterbau erhob sich nun das Pteron, dessen sechsunddreißig Säulen auf dem Rande des erstern aufstiegen, und über dem Gebälk dieser Säulen lag die unterste Stufe der Pyramide. Die letztere hatte, wie wir oben sahen, 388 Fuß im Umfang. Nimmt man an, daß die Säulenfüße des Pterons drei Fuß vom obern Rande des Unterbaues einwärts standen, so ergibt sich für den Umfang des Unterbaues die Summe von 412 Fuß. Und dies sind die Worte des Plinius: „Das Mausoleum hat einen Gesammtumfang von 411 Fuß."

Solch einen ungeheuren Block von Mauerwerk aber, wie diesen Unterbau, hätte das Alterthum, wenigstens das griechische, schwerlich ohne alle Sculpturverzierung gelassen. Man hat daher angenommen, daß jener berühmte Fries mit den Amazonenkämpfen um diesen Unterbau herumgelaufen sei. Dies ist unmöglich. Die Zeichnung dieses Frieses, wie ich unten zu beweisen hoffe, thut dar, daß er auf eine große Höhe berechnet war. Auf alle Fälle muß doch über den Säulen des Pterons ein Fries gewesen sein, und dieser Raum, wo Bildwerk am schönsten sich zeigt, den die alten Architekten ausdrücklich den Bilderträger (Zophoros) zu nennen pflegten, der sollte beim Mausoleum, dem so verschwenderisch mit Bildwerk geschmückten, nichts als eine nackte Marmorplatte gewesen sein! Und da wir doch Stücke von sämmtlichen architektonischen Theilen haben, wie könnte dieser an 400 Fuß lange Fries gänzlich verschwunden sein? Endlich paßt nach der obigen Berechnung des Herrn Cockerel die Höhe der Friesplatten in London wie in Genua genau zu einer Säulenordnung von 37½ Fuß Höhe. Wollte man sagen, daß diese Reliefs in einer Höhe von beiläufig 100 Fuß nicht mehr erkennbar gewesen, so muß hier erwähnt werden, daß sie bemalt gewesen sind, wie man unter den neugefundenen Friesplatten von der Hand des Skopas noch deutlich an der innern Seite eines Schildes wahrnimmt.

Und doch hat auch der Unterbau seine Bildzierden gehabt. Es finden sich nämlich, obwohl durchaus nicht zahlreich, Fragmente eines größern Frieses, Reiter, Wettrennen, Kriegsscenen. Daß dieser Fries mehr gelitten hat als der obere, ist natürlich, da die Zerstörung des Monuments in der christlichen Zeit vielleicht schon sehr früh anfing, und dann gewiß an der bequemsten Stelle, nämlich der Marmorbekleidung des Unterbaues begann, während der feinere Fries des Pterons, so lange überhaupt das Gebäude noch aufrecht stand, durch seine Höhe geschützt war.

Leicht ergibt sich nun die Stelle für den größern Theil der kolossalen stehenden und sitzenden Statuen, welche rund um das Gebäude sich gefunden haben. Sie standen auf dem Rande des Unterbaues, zwischen den Säulen des Pterons: eine Anordnung, die sich auch, grade so wie der doppelte Fries, an dem Harpagusmonumente von Xanthos wiederholt. Ihre Höhe von acht bis zwölf Fuß hat ein gutes Verhältniß zu den etwa doppelt so hohen Säulenschäften, zwischen welchen sie standen.

Schwierig bleibt die Frage, wo die zahlreichen Löwen gestanden haben. Sie sind gut, aber doch mehr handwerklich gearbeitet als die andern Figuren, und ihre große Anzahl beweist, daß sie nur als Ornament, nicht als

ſelbſtändige Theile von Gruppen gedient haben. Herr Cockerel, von dem auf der diesjährigen Ausſtellung der Akademie eine Phantaſie-Darſtellung des Mauſoleums ſich befand, ordnete ſie auf kleinen Poſtamenten über einer Art von Attica an, die er zwiſchen das Gebälk des Pterons und die Pyramide legt. Sehr auffallend bleibt es, daß einige Löwen und der große Leopard ſich jenſeits der nördlichen Einfaſſungsmauer, unter den Trümmern der Pyramidenſpitze und des Viergeſpanns gefunden haben. Sollten ſie als königliche Begleitthiere auf der Plattform neben dem Wagen geſtanden haben, wie man ſie wohl auf Darſtellungen der alten Pharaonen findet? Auch die weiblichen Torſos, von derſelben Stelle, beweiſen, daß ganze Figuren noch über den Säulen müſſen in der Luft geſtanden haben: vielleicht beſiegte Städte auf den vier Ecken der unterſten Pyramidenſtufe, wie man denn ſolche Geſtalten auf einer Treppenpyramide auf der Rückſeite einer Münze ſieht, deren Vorderſeite den Kopf der Artemiſia zeigt.

So bleibt nur noch die letzte Frage übrig: wie konnte die Pyramide auf dem Pteron ruhen? Der Pteron war eine Säulenhalle und hatte, wenn wir die Säulen in gleichen Zwiſchenräumen auf die früher berechnete Fläche des Unterbaues vertheilen, elf Säulen an den langen, neun Säulen an den ſchmalen Seiten. Dieſe Säulen umſtanden einen feſten innern Mauerkern, die Cella, und auf dieſen ſcheint ſich die Angabe des Plinius zu beziehen, daß die Länge dreiundſechzig Fuß, die Breite etwas kleiner geweſen ſei. Der ſchwerſte, mittlere Theil der Pyramide, nebſt dem Viergeſpann ruhte daher ſicher genug auf der ſoliden Cella und durch ſie auf dem maſſiven Unterbau. Die Säulen und das Dach der Colonnade, zwiſchen ihnen und der Cella, hatten nur die nach unten leichter werdenden Pyramidenſtufen zu tragen. Wie aber dieſes Dach zwiſchen Säulen und Cella gegen den Druck der doch immer nicht unbeträchtlichen Laſt geſichert worden iſt, das läßt ſich nur vermuthen. Der engliſche Genie-Lieutenant Smith, der ſich an Ort und Stelle um die Berechnung der Dimenſionen großes Verdienſt erworben hat, nimmt an dieſer Stelle ein leichtes Spitzbogengewölbe an, ſo daß die letzten Stufen nach unten gar keinen feſten Mauerkern mehr haben. So ſeltſam dies nach den herkömmlichen Begriffen antiker Architektur erſcheinen mag, wird es doch durch das Beiſpiel einer ähnlichen Conſtruction in dem naheliegenden Mylaſa beſtätigt. Ja, bei einem Architekten von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen wie Pytheus, hat es nichts Unwahrſcheinliches, anzunehmen, daß die ganze Pyramide ſammt der Cella inwendig hohl, und nach dem Princip des zuckerhutförmigen Schatzhauſes von Mykene conſtruirt geweſen.

Laſſen wir nun zum Schluß noch einmal das Geſammtbild des reichen und zierlichen Werkes vor unſrer Phantaſie emporſteigen. Die Höhe iſt nur zwanzig Fuß mehr als die Länge. Innerhalb einer weitabſtehenden marmornen Einſchlußmauer erhebt ſich, auf die mächtigen Blöcke des Fundamentbettes breit hingelagert, das koloſſale Rechteck des Unterbaues, in der Größe und den Verhältniſſen eines kleinen Palaſtes, aber maſſenhaft, ungegliedert, mit ſenkrechten Wänden aufſteigend, wie ein zugehauener Block des lebendigen Felſens: nur am obern Rande zieht ſich ein bemalter Fries von weißem Marmor hin, von That und Kampf zeugend. Vom Unterbau ſchießen die ſchlanken, leichtgefärbten, joniſchen Säulen empor, die Capitäle, die Kranzleiſten und flachen Streifen des Gebälks, blau und roth, grün und gold mit Ornamenten bemalt: zwiſchen den Säulen mächtige Frauengeſtalten in herrlich gefalteten Gewändern, Reiter in reicher perſiſcher Tracht, das bäumende Roß vom Sprung in die Tiefe zurückreißend: auch dieſe in vollem Farbenſchmuck, als wären ſie in lebendiger Gegenwart gedacht, wandelnd in dem hohen Säulengange und hinausblickend auf den nördlichen Felſenkranz, auf die ſüdliche Meeresbucht. Ueber den Säulen, auf dem Kranze des Geſimſes, die königlichen Thiere mit offenem Rachen und ausgereckter Zunge, in mannigfaltiger Stellung um ſich blickend, wie der Reiſende ſie noch heute auf den hohen Schuttbergen Babylons ſtehen ſieht. Hierauf die Pyramide, nicht ſteil oder thurmartig, wie man ſie wohl früher gezeichnet hat, ſondern flach mit kaum bemerkbaren Stufen, nach Art eines Hausdaches aufſteigend. Endlich die Krone des Ganzen, der Herrſcher ſelbſt, vollkommen aufrecht und ruhig, in würdigem griechiſchem Gewand, das unbedeckte Haupt mit freundlichem Ausdruck des Geſichts leicht emporgehoben — und ebenſo ruhig, gezügelt von ſeiner feſten Kraft, die ſtehenden Roſſe; Leopard und Löwe, gleich königlichen Doggen, an den Seiten des Streitwagens: ſo ſtand unter der Sonne Joniens, unter dem blauen Aether des Mittelmeeres, ſchwebend in freier Luft, wie Martial es bezeichnet, die glänzende, doch durch Farbe der Natur genäherte Marmorgruppe auf dem Gipfel des gegliederten Berges.

V. Die Reſte der Bildwerke im britiſchen Muſeum.

Es iſt ſchmerzvoll, von der Vorſtellung deſſen, was dieſes Werk war, zu ſeinen armen Reſten hinabzuſteigen, die jetzt, ohne Ordnung und Zuſammenhang, in einem zeitweiligen

Glasverschlage unter der äußern Colonnade des britischen Museums aufgestellt sind, bis das Parlament die Gelder für einen neuzuerbauenden Flügel bewilligen wird. Uebrigens ist ein großer Theil der letzten Fünde noch nicht in England angelangt, und es wird daher der jetzt folgende, letzte Abschnitt dieser Arbeit später mancher Zusätze bedürfen. Gegenwärtig sollen hier nur die wichtigsten Sculpturen geschildert werden.

Ganz im Vorbeigehen sei hier noch einmal erwähnt, daß alle Sculpturen mehr oder weniger Reste von Bemalung zeigen; dasselbe ist der Fall bei dem architektonischen Ornamente. Zugleich erweisen die Ausgrabungen, wie es kommt, daß an so vielen andern monumentalen Bildwerken jetzt keine Farbenspuren mehr erkennbar sind. Newton sagt ausdrücklich, daß an einer großen sitzenden Frauenfigur von der Ostseite zwei Farben über den größten Theil der Oberfläche ganz deutlich zu unterscheiden waren; sie verschwanden aber schnell, als sie der Luft ausgesetzt wurden. Diese Figur lag sehr naß, und blättert stark ab.

Unter den zahlreichen Löwen sind sechs im März 1857 aus den Mauern des Castells herausgebrochen worden. Die Ritter hatten meist nur die Vordertheile als Büsten gebraucht. Im Mausoleum fand Newton fünf Hintertheile und viele Stücke von Beinen, Schwänzen und Klauen. So ist es seltsamerweise geschehen, daß einige dieser Bestien nach einer Trennung von vier Jahrhunderten ihre Hinterquartiere wiedergefunden haben. Sie sehen aus, als ob sie darüber ein großes Vergnügen empfänden: denn die Köpfe, meist sehr vollständig, nicht stylisirt, sondern ganz naturtreu, haben einen lebendigen und gutmüthigen Ausdruck. Einige Löwen fand man jedoch im Mausoleum selbst, und zwar an der Nordseite, jedoch nicht außerhalb der Einschlußmauer; diese sind bis auf die Füße vollständig. Einer hat als Zeichen ein griechisches *Γ*, der andere ein *Δ* eingravirt. Auch das Vordertheil eines Leoparden von dem Schloß ist mitgekommen. Aber die Löwen und der große Leopard von der Pyramidenspitze sind noch nicht angelangt.

Vergleichen wir nun die Reliefs des Frieses mit den kolossalen runden Statuen, so tritt sofort ein bedeutender Unterschied des Styls uns entgegen. Die Friesplatten, welche im Jahre 1846 aus dem Schloß von Budrum herausgebrochen wurden, standen bisher im britischen Museum aus Mangel an Raum an der Erde. Man sah daher auf die Figuren von oben herab, und dadurch verloren sie bedeutend. Jetzt sind sie zugleich mit den neu aufgefundenen etwas über der Höhe des menschlichen Auges aufgestellt, und es ist erstaunlich, wie viel an Leben sie dadurch gewinnen. Der Gegenstand ist bekanntlich der Kampf behelmter, griechischer Helden gegen Amazonen, die letztern meist zu Roß. Die Sage vom Amazonenkampf war nicht nur den Griechen theuer, als einer der vielen mythischen Siege Europas über Asien, sondern sie war noch ganz speciell eine stolze karische Nationalerinnerung. Die Streitaxt, welche Herkules in jener Schlacht der Hippolyta abnahm, gab er hernach der lydischen Omphale, aber den Lydiern nahmen die Karier sie im Kampfe weg und setzten sie als Triumphzeichen über ihre Stadtthore und auf ihre Münzen. An der Bewegung und den Verhältnissen der Figuren sieht man deutlich, daß die Bildhauer darauf gerechnet haben, sie dem Auge in großer Entfernung zu zeigen: denn sie bildeten, wie wir früher sahen, den obersten Fries und waren demnach mehr als hundert Fuß über dem Boden. In dieser Ansicht erscheint die menschliche Gestalt schon bedeutend verkürzt. Die Männer sind daher meist überschlank genommen, Füße und Arme verjüngen sich sehr stark, und der Effect der Compositionen wird gesteigert durch die Stellung der Körper, welche in heftiger Angriffsbewegung diagonal die Fläche durchschneiden. Die Scenen des Kampfes sind mannigfaltig und außerordentlich wild, die Bewegungen leidenschaftlich, an's Theatralische streifend. Auch Farbeneffect wurde angestrebt. Auf einer der neu angekommenen Tafeln sieht man den Schild eines Griechen inwendig roth bemalt. An den Pferdeköpfen hat die Wange ein rundes Loch, wo die broncenen Gebisse und Zügel festsaßen. Auch in den Körpern der Männer sieht man hie und da solche Löcher, um Schwertgehänge und Waffenstücke in sie zu befestigen, und die Schwertklingen in der Hand der Krieger waren zum Theil von Erz. Im Ganzen jedoch leisten diese Friese nicht, was man von dem Rufe ihrer Urheber erwartet hätte; sie stehen in Styl und Ausführung ungefähr dem Fries am Monument des Lysikrates zu Athen gleich, welcher kurz nach ihnen (334) ausgeführt worden ist und schon als ein Beweis von dem Verfalle der athenienſischen Schule gilt.

Viel höher freilich als jene längst bekannten Werke stehen die neuen Tafeln desselben Frieses von der Ostseite, dem Skopas angehörig. Krieger und Amazonen sind hier in demselben Verhältnisse als dort, nur die Pferde etwas größer genommen. Die Ausführung ist feiner, obwohl kaum kräftiger; man vergleiche an zwei berittenen Amazonen, die jetzt in fast gleicher Attitüde neben einander eingemauert sind, Mähne und Schweif der Pferde, Hand und Gewand der Frauen. Es sind vier dieser neuen Tafeln: erstens diese Amazone zu Roß, aber der Krieger,

mit dem ſie kämpfte, fehlt. Zweitens, eine Amazone auf dem nach links bäumenden Pferde, ganz grade in den Bügeln ſtehend, führt einen Streich gegen einen wieder nicht ſichtbaren Gegner; ein Jüngling, wehrlos und unbehelmt, in die Knie geſunken, ſucht ſich noch mit dem Schild gegen eine Amazone zu decken, die ihm den Todesſtreich verſetzt. Drittens, die Fortſetzung der zweiten Tafel, eine prachtvolle Gruppe: ein bärtiger Grieche greift mit Schwert oder Lanze eine ſtehende Amazone an, welche, mit dem Oberkörper zurückweichend, mit beiden Händen zum Schlage ausholt. Ihr Kopf iſt großartig, von der ſchönſten Aufregung beſeelt. Wir ſehen ſie von hinten; das Gewand, nur vom Gürtel unter der Bruſt gehalten, hat ſich verſchoben, und wir ſehen durch ein ebenſo neues als keckes Motiv Buſen, Rücken, Schenkel ganz bloß. Ihr rechtes Bein, das man ganz von hinten ſieht, ſtemmt ſich mit dem Knie in's Bild hinein, die Ferſe kommt ſtark heraus, ſo ſtark, daß hinter ihrem Fuße noch das Bein eines Griechen ſich einſchiebt, ohne daß beide ſich berühren. Denn ganze Körperſtücke auf dieſen Frieſen, Köpfe, Beine, Hände, treten ganz detachirt aus dem Grund hervor, was auch eine Urſache der argen Zerſtörung iſt. Noch ſteht auf dieſer Platte ein Grieche, der eine auf den Rücken geſtürzte Amazone tödten will. Endlich die vierte Tafel, wieder mit der vorigen zuſammengehörig, als Fortſetzung. Auf raſch nach rechts ſprengendem, wohl ſcheu gewordenem Roſſe, das mit hochgehobenem Kopfe und offenen Nüſtern ungezügelt dahinbrauſt, hat eine Amazone ſich herumgeworfen, das rechte Bein überſchlagend, und ſitzt alſo verkehrt auf dem Pferde, um rückwärts zu kämpfen; aber ſchwerlich den Bogen ſpannend, denn der rechte Arm ſtreckt ſich aus, während der linke dem Leibe nahe bleibt. In der Mitte ein Grieche, behelmt, ſtark zurückgebeugt, weil eine überaus kühne Amazone zu Fuß, von rechts mit wildfliegendem Gewand heranſtürmend, ihm mit der Linken unter den Schild greift; ihre Rechte ſchwingt den Tomahawk, um ihn dem Krieger mit einer Terz gegen deſſen rechte Schläfe zu hauen: eine complicirte, aber wunderbar verſtändlich ausgedrückte Attitüde. Die Axt ſelbſt iſt in Stein ausgeführt, der Stiel aber war Erz und ſtand von dem Grunde ab; die Axt hat ſichtlich ein Loch, in das er eingefügt geweſen iſt.

Es ſcheint dem Skopas eigenthümlich, daß ſeine Figuren viel, ja daß ſie zu viel mit ihrem Gewand zu ſchaffen haben. In ſeiner Niobegruppe bildet das ſchützend vorgehaltene, oder über den Kopf geſchwungene Gewand ein faſt allzuhäufiges Motiv. Eine Mänade wenigſtens ſollte über Toilette hinaus ſein; aber ſowohl ſeine Mänade mit dem Hinterviertel eines Rehes in der Hand, als die von Flaxman in den Zeichnungen zu ſeinen Vorträgen als Skopas bezeichnete, halten beide ihr Gewand ſo, daß ein zierlicher Effect entſteht. Auch bei ſeinem Apollo als Muſenführer fiel einem römiſchen Dichter das lange, weibliche Gewand auf. Selbſt die Venus von Milo, wenn ſie von ihm iſt, zeigt ein wenig von dieſer Coquetterie: das Gewand iſt ſo um die Hüften gelegt, daß es eben heruntergleiten würde, wenn der leicht eingezogene linke Oberſchenkel ihm nicht einen Halt gäbe. Sollte es zufällig ſein, daß eine ſeltſame Verſchiebung des Gewandes bei der zu Fuß kämpfenden Amazone dem greiſen Künſtler noch einmal ein neues und geniales Motiv darbot?

Der Stein an dieſen Frieſen ſcheint grobkörniger und bläulicher als der blendendweiße Marmor der großen Sculpturen. Die Zahl der Platten an allen vier Seiten muß ungeheuer geweſen ſein; ganze Körbe voll abgebrochener Arme und Beine, etwa zwölf Köpfe, viele Oberkörper und faſt vollſtändige Einzelgeſtalten beweiſen noch, wieviel davon auf ewig verloren iſt. Der Fries hat 2 Fuß 5½ Zoll Höhe, die Figuren ſind ungefähr ein Drittel lebensgroß.

Von ganz beſonderm Intereſſe waren mir beim Beſuch der Arbeitshalle, wo die Aufſtellung ſo eben vorgenommen wird, die Reſte des untern Frieſes, welcher den Unterbau umlief. Vier Stücke deſſelben ſind ausgeſtellt, zwei mit Kämpfen, wie es ſcheint; zwei mit Wagenrennen weiblicher Figuren; einige Stücke liegen noch unſichtbar in den Gewölben des Muſeums. Man erinnere ſich, daß dieſer Fries viel tiefer lag, alſo viel beſſer zu ſehen war als der andere, aber leider hat er auch mehr gelitten. Hier genügte flaches Relief, aber die Künſtler arbeiteten ſorgfältiger. Die eine Tafel, eine auf den Rand des Rennwagens vorwärts geſtemmte Frauengeſtalt, vor der ein Viergeſpann im vollen Sturm hinſauſt, iſt bei Weitem das ſchönſte aller Reliefs vom Mauſoleum; das Gewand, der Kopf, das feine Ohr ſind nicht gemeißelt, ſondern wahrhaft gravirt wie eine Camee. Dieſer Fries hat eine Höhe von 3 Fuß und etlichen Zollen, die Figuren ſind ungefähr halb lebensgroß.

Von jener Geſtrecktheit der Figuren auf dem Fries zeigen die runden Statuen keine Spur: ſie ſind im reinſten Verhältniß der athenienſiſchen Schule, ſo voll und ſchön in den Formen, wie die Karyatiden am Erechtheion. Man darf alſo nicht ſagen, daß die Mode, Figuren länger zu ſtrecken, welche Euphranor und Lyſipp einführten, ſchon am Mauſoleum herrſcht. Die Lyſippiſche Schule führte dies bei runden Figuren ein, um, wie

es heißt, Statuen ansehnlicher zu machen, und grade bei den runden Figuren am Mausoleum findet es sich nicht. Beim Fries streckte man also die Verhältnisse nur deshalb, weil er so hoch über dem Auge des Beschauers stand.

Nur einzelne dieser Rundfiguren, die für den Stil besonders charakteristisch sind, sollen hier noch erwähnt werden.

Der Reiter in persischen Hosen ist von überraschender Lebendigkeit; auch sein Pferd, wenn wir es vollständig hätten, würde eine sehr merkwürdige und künstliche Bewegung zeigen. Offenbar ist es im Begriff, nach links zu fallen, der rechte Hinterfuß scheint in der Luft geschwebt zu haben, nur der linke Hinterfuß stand noch fest auf den Boden gestemmt; vom Reiter zurückgerissen, sucht es sich jedoch zu halten und hebt die Brust so, daß der linke Vorderfuß doch wieder höher als der rechte schwebt. Die Beine sind am Bug weggebrochen, große Fragmente aber noch erhalten, und Einzelnes wird sich zusammenstückeln lassen. Die Falten der Haut, die Adern am Bauch sind genau ausgeführt, die Muskeln sehr breit behandelt. Die Hand des Reiters ist grob, knochig, auch an ihr jede Ader ersichtlich, das Gewand vorzüglich ausgeführt. Die Gruppe ist nicht viel über Lebensgröße. Das griechische „S", welches auf der Croupe des Pferdes stehen soll, habe ich nicht finden können.

Unter den verschiedenen Torsos ragt eine sitzende Frauengestalt hervor, von kolossalen Verhältnissen, an der Ostseite gefunden, also wohl dem Skopas angehörend: jedenfalls eine thronende Königin, also vermuthlich Artemisia. Zwei Farben, die bei der Ausgrabung viel stärker waren, decken noch heute das Gewand. Der okergelben, welche wie ein Eisenoxyd aussieht, traue ich nicht, denn sie verbreitet sich auch über die Brüche; aber das Blau ist unzweifelhaft, da es noch in breiten Massen das Gewand auf dem Schoße der Figur bedeckt; also wohl der königliche Purpurmantel, von jenem dunkeln Violblau, wie es im Alterthum Mode gewesen. Eine große Gewandfülle bedeckt die auf einem Kissen sitzende Gestalt: auf dem Rücken sind die Falten roh und kunstlos, offenbar nicht auf's Sehen berechnet, die Behandlung erinnert an die fast gleichzeitige, sitzende Bacchusstatue, vom choragischen Monument des Thrasyllus in Athen. Das Obergewand hängt in einem großen Bausch von der rechten Schulter herab, den schönen, vollen, mit Ausnahme der Hand erhaltenen Arm freilassend, und kommt dann unter dem Unterarm wieder herauf, wo es breit, mit tiefunterschnittenen Falten, auf den Schoß gelegt ist. Wie der Arm, so scheint, seltsamerweise für eine thronende Frauenfigur, auch der Rest eines Beines unter dem Knie nackt. Die Oberfläche blättert stark ab; dies und das Fehlen des Kopfes schwächt den Eindruck einer hohen Großartigkeit, der sonst diesem Torso eigen ist.

Im Vorübergehen bemerke ich einen Frauenkopf, wenig über lebensgroß, mit hübschen Zügen; eine seltsame Frisur, aus drei Reihen runder Löckchen gebildet, umgibt ihn. Dieser Kopf hat sehr vom Feuer gelitten, weil ein Türke ihn in das Kamin seines Hauses eingemauert hatte; daneben liegt das Fragment eines zweiten, ebenso frisirten Frauenkopfes. Einen schönen Mannskopf mit Bart, lebensgroß und wenig zerstört, nebst der Alabastervase mit der egyptischen und persischen Inschrift hat man vorläufig in einem Glaskasten unter den etruriſchen Alterthümern ausgestellt. Unermeßlich ist die Zahl der Fragmente, die noch in den untern Gewölben des Museums liegen; ich glaube, nach einer flüchtigen Durchsicht, alle großen und kleinen Marmorstücke zusammengerechnet, sie auf 2000 Stück anschlagen zu dürfen. Allein von Löwenschwänzen findet sich ein ganzer Kasten voll, aber es sind auch manche Köpfe, Gewandstücke und sehr schöne kolossale Hände darunter.

Aus jenem Marmorhaufen, welcher zusammen mit der Pyramidenspitze auf der Nordseite gefunden wurde, hat man drei kolossale Figuren wieder aufgebaut: eine stehende Frau, eins der Wagenpferde und die Portraitstatue des Mausolus.

Unter diesen ist die stehende weibliche Figur, obwohl ohne Kopf, artistisch die schönste, und wenig Gewandstatuen aus dem ganzen Bereich der griechischen Kunst halten den Vergleich mit ihr aus. Die einzigen nackten Theile waren die Arme und der sehr schöne rechte Fuß, welcher erhalten ist: er steht auf einer Sandale, ohne daß man sieht, wie er an sie befestigt ist, also waren die Riemen wohl aufgemalt. Das vielfach gefaltete Untergewand, nur um die Knöchel und an der Brust sichtbar, geht am Halse hoch hinauf. Der Mantel deckt den ganzen Rücken und den größten Theil der Vorderseite und ist über den aufgehobenen linken Arm geschlagen, der rechte Arm hing an der Hüfte herunter. Herrliche große Formen, das Gewand im reinsten Stil, am meisten an die Pallas von Velletri erinnernd. Man fand diese Statue dicht bei den Fragmenten des Mausolus; könnte sie mit auf dem Wagen gestanden haben? Man denkt an Artemisia; nach griechischen Begriffen hätte eine Frau solcher Kriegerehren kaum theilhaft werden können, aber die karische Königin, als Schwester des Mausolus auf dem Thron ihm folgend, kriegerisch und siegreich wie er, warum sollte sie seinen Streitwagen nicht getheilt haben? Da sie zwei Jahr nach ihrem Gemahl starb, so kann Pyramide und

Viergespann unmöglich bei ihren Lebzeiten fertig geworden sein, nach ihrem Tode aber mochte man sie einer solchen Apotheose höchst würdig halten.

Es scheint aber fast, daß diese Figur noch ein wenig kolossaler als Mausolus selbst ist; sollte sie eine Göttin gewesen sein, die aufgefaßt wurde, wie sie ihren Schützling in die Schlacht begleitete?

Ferner die großen Wagenpferde vor dem Viergespann. Newton hielt die beiden großen Fragmente für Stücke von einem und demselben Thier, aber sie gehören unzweifelhaft zwei Pferden an, denn sie sind nicht ganz entsprechend in der Größe. Der Vordertheil eines größern Pferdes ist nämlich an der Croupe abgebrochen, und dies Thier bestand vermuthlich aus Einem Block. Der Hintertheil des andern Pferdes aber war schon von dem antiken Meister mit einem verlornen Vorderstück durch metallene Schwalbenschwänze verbunden, und an ihm, aber nicht an dem Vordertheil des andern Pferdes, sind die Vertiefungen dafür noch zu sehen. Auch dieses Pferd, wie jenes bäumende der Reitergruppe, hatte eine künstliche Stütze unter dem Bauch. Zwei große Hufe, die noch übrig sind, gehören zu dem größern Thier, der Schwanz aber zu dem kleinern; doch ist der letztere jetzt sehr zerbrochen, da er in einer türkischen Gartenmauer gesessen hat. Der große Vorderrumpf gehörte zu einem Pferde, das rechts an der Deichsel (vom Wagenlenker aus gerechnet) stand, denn sein Körper ist links geneigt, und dahin geht auch das Haupt. Man wird sich denken müssen, daß zwei etwas größere Pferde an der Deichsel, zwei etwas kleinere außen liefen. Aus allen diesen Gründen hat man die zwei Stücke im Museum zwar zu Einem Rumpf zusammengestellt, aber nicht verkittet. Ueberhaupt hat man während der neun Monate, daß jetzt an diesen Fragmenten gearbeitet wird, sich des Restaurirens weislich enthalten und mit dem Zusammensetzen der Stücke und Stückchen begnügt, wie sie allmälig aus der Masse sich zusammenfinden; doch setzen sie jetzt den Pferden Beine von Gyps an. Es läßt sich hoffen, daß noch große Torsos aus der vorhandenen Fragmentenmasse sich zusammensetzen lassen.

Uebrigens zeigt dieses Pferd wiederum das malerische Princip der antiken Kunst, indem das noch vorhandene Gebiß, nebst einem Stück des Kopfleders, aus Bronce gearbeitet ist, also waren wohl auch die Zügel von Kupfer. Um die Brust liegt, in den Marmor gehauen, ein Band, und ein anderes um die Croupe hinter den Vorderbeinen; also ist es ein Wagenpferd, was man auch an der Race sieht; ohne schwerfällig zu sein, ist es doch kräftiger im Gliederbau als die meisten erhaltenen Reitpferde des Alterthums. Vergleichen wir den Kopf mit dem berühmten Pferdehaupt vom Parthenon, so ist der Unterschied schlagend. Jener ist naturalistisch, dieser idealisirt. Anstatt der glatten großbehandelten Flächen an den Seiten des athenienſischen Pferdekopfes waltet in dem hundert Jahr jüngern die runde Linie vor. Die bäumenden Pferde von Monte Cavallo, aus der spätern macedonischen Zeit, sind mächtiger bewegt, aber an Naturtreue stehen sie dem Pferde des Pythis nicht gleich.

Endlich die Statue des Mausolus selber, in Tunika und Mantel, fest aufrecht stehend, still und würdevoll, ist aus mehr als fünfzig Stücken zusammengewachsen. Nur der Hinterkopf fehlt und leider die Arme, so daß wir errathen müssen, wie er die Zügel hielt. Dies ist nicht schwer. Der rechte Arm, an der Schulter abgebrochen, stand vom Leibe ab, denn unter ihm liegt das Gewand ganz vollständig der Hüfte an, und dieser Arm faßt die Zügel kräftig zusammen, denn der Leib ruht auf dem rechten Bein, das linke ist leicht gebogen. Ein Mantel von schwerem Stoff (ein Himation) liegt auf der linken Schulter, kommt vom Rücken unter dem rechten Arm her, Bauch und untere Brust wie ein Plaid deckend, ist unter der linken Achsel zusammengenommen (dies setzt hier einen angedrückten Arm voraus), und fällt dann mit seinem Ende, das durch ein Bleiknöpfchen angedeutet wird, an der Seite herab. Die ganze Draperie ist über alle Begriffe lebendig. Prächtig vereint die Statue den Idealismus mit der Portraitwahrheit. Es ist ein tüchtiges, aber es ist kein ausgezeichnetes Gesicht: ein Gesicht grade wie der Mensch war — ungefähr die Intelligenz, die zu einem Premierlieutenant nöthig wäre. Von der Stirn steigt das Haar wie bei einem Zeuskopf löwenmähnig empor, aber die Stirn selbst bleibt nichtsdestoweniger niedrig. Die langen Locken, welche so voll an den Seiten niederfallen, daß kein Ohr sichtbar bleibt, sind leider unten abgebrochen. Ein kurzgeschorner, aber vollständiger Bart deckt Wangen und Kinn, nur der Schnurrbart ist voll und unverschnitten. Da die Statue um das Jahr 350 gearbeitet sein wird, so ist sie vielleicht unter den vollbeglaubigten griechischen Porträtstatuen die älteste.

So gleichsam furchtlos, auf die schwindelnde Höhe des Viergespanns gestellt, muß dieser Mausolus ganz einen Eindruck gemacht haben, jenen stolzen Worten entsprechend, die Lukian ihm in den Mund legt: „Schön und hoch von Wuchs bin ich gewesen, und tüchtig in der Schlacht.“ Nicht groß als Geist und Charakter, noch erfolgreich auf Jahrhunderte hinaus, und doch unsterblich, warum? Weil eine Frau ihn geliebt hat.

Die
Deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung
in München.

III. (Schluß.)

Wir unterſcheiden zwiſchen der Perſönlichkeit, die in ihrer Selbſtbeſtimmung ihre geiſtige Eigenthümlichkeit als etwas Originales erarbeitet, und in Thaten, die nur ihr angehören, ein Reich der Freiheit gründet, und zwiſchen dem Naturleben des Menſchen, das Allen gemein iſt und den Gattungscharakter unſers Geſchlechts in ſeinem Thun und Treiben auf eine mehr inſtinctive Weiſe ausprägt. Was dort geſchieht, iſt ſo nur einmal da, was ſich hier begibt, wiederholt ſich gleich dem Naturlauf. Darauf beruht der Unterſchied der Hiſtorien- und Genremalerei. Hiſtoriſch nennen wir, was ſich in ſeiner Beſonderheit ſo hervorragend, ſo bedeutend für die Entwicklung der Menſchheit erweiſt, daß ſie daſſelbe in der Erinnerung bewahrt, Perſonen und Ereigniſſe, die ſich darum einen Namen unter dem Volk machen, weil dieſes ſein Geſchick durch ſie bedingt ſieht. Dem entgegen ſteht dann das gewöhnliche Leben der Menſchen, wie ſie in der Sorge für ihr Daſein den Tag hinbringen und es den allgemeinen Normen gemäß ausfüllen; dem die Welt fortbildenden einzelnen Ereigniß treten die bleibenden Zuſtände gegenüber, das Herkommen der Sitte, die Naturbeſtimmtheit des Volks. Die echte Kunſt iſt ſtets Verſchmelzung des Beſonderen und Allgemeinen. Das Geſchichtsbild gibt den perſönlichen Charakter, die beſondre That, in ihr aber die concentrirte Geſammtkraft der Zeit, ein Vorbild und einen Höhenpunkt menſchlicher Weſenheit; das Genrebild ſtellt allgemeine Verhältniſſe dar, aber belauſcht grade in ihnen das Augenblickliche und Particuläre, die Situation herrſcht vor, die Abbildung des Aeußern erhält ein größres Gewicht. Der Hiſtorienmaler erfaßt die urſprüngliche Natur ſeines Helden, eines Alexander, eines Paulus, um von ihr aus Handlungen zu motiviren, die nur ihr angehören, in denen er aber einen der großen Grundgedanken des geiſtigen Lebens und ſeiner Entwicklung veranſchaulicht; der Genremaler wählt Verhältniſſe, Zuſtände, Lagen, in welchen der Prediger, der Krieger, der Diplomat, der Keſſelflicker, der Bauer nach ſeinem allgemeinen Begriff ſich kund gibt, er ſtellt nicht die Schlacht bei Salamis oder bei Waterloo dar, ſondern eine Kampfſcene, in der ſtatt der einzelnen beſtimmten That vielmehr die Thätigkeitsweiſe des Kämpfens, Angriff und Abwehr, Flucht und Sieg, zur Erſcheinung kommen, wie ſie in jeder Schlacht ſich wiederholen können. Am liebſten wählt der Genremaler das tägliche und gewöhnliche Leben der Menſchen, um es nach allen ſeinen Beziehungen in Freud und Leid vor uns zu entfalten und dadurch die allgemein menſchliche Natur auszudrücken. Daß Niemand dies gering achte! Denn was das Wohl und Wehe von Millionen ausmacht, was der Inhalt ihres Lebens und Strebens iſt, das muß auch ein würdiger Stoff des Künſtlers ſein, und die Malerei iſt erſt in den Vollbeſitz ihrer Mittel gekommen, als ſie dieſer unmittelbaren Wirklichkeit ſich anſchloß. Der Künſtler hat grade hier die Aufgabe, tiefer zu blicken als die Menge und in dem ſcheinbar Geringfügigen den großen Gehalt, im Gewöhnlichen eine neue und darum überraſchende Bedeutſamkeit zu erkennen und auszuſprechen. Dabei tritt der Humor in ſein Recht und läßt uns auch unter barocken Formen einen echten Gehalt, ein liebevolles Gemüth, auch im Lächerlichen den unverwüſtlichen Kern der guten Natur gewahren. Der Künſtler zeigt das Leben, wie es in naiver Sorgloſigkeit ſich entwickelt, wie es die Noth des Daſeins überwindet, ſei es durch ein harmloſes Sichfügen, ſei es durch keck aufſprudelnde Aeußerungen von Kraft und Luſt, bei deren ſich ſelbſt zerſtörendem Uebermaß die Weisheit des Darſtellers auch in der Schellenkappe ſich verkündigt. Oder er ſchließt ſich dem Gang der Geſchichte an und zeigt die Einwirkung, den Nachklang der welthiſtoriſchen Ereigniſſe auch im häuslichen Kreis.

Die Ausſtellung hat in einer Fülle von Genrebildern allerdings auch manches Gewöhnliche, aber daneben viel Vortreffliches, und zwar aus allen Schulen. Wir wollen nicht nach dieſen, ſondern nach einigen allgemeinern Geſichtspunkten die hervorragenden Meiſter und Werke erwähnen.

In Bezug auf unmittelbares Leben und Friſche der Empfindung verdient der Wiener Waldmüller den Preis. Wir ſehen zwei Bilder von ihm, eine Kloſterſuppe und ein Weihnachtsfeſt; beidemale ſind es die unteren Stände und namentlich deren Kinder, die durch den ungeſchminkten, ungehemmten Ausdruck der Natur in Mienen und Bewegungen ihre Gefühle kund geben. Die frohe Erwartung des Eſſens, das volle Behagen daran, die Luſt der Mittheilung ſpricht ſich auf mannigfache Weiſe in der Jugend aus, aber auch die Alten ſind in ihrer Art gleich gelungen. Aehnlich das andere Bild, wo die Theilnahme der El-

tern und Großeltern an der Weihnachtsfreude der Kinder in lauter individuellen Motiven trefflich bezeichnet iſt; es ſind nur Aepfel, welche die Kinder des Morgens in den Schuhen finden, ja ein Bube, der bös geweſen, vermißt ſie darin, aber Dank dem Idealismus der Menſchheit, es kommt auf die Größe der Gabe nicht an, ſondern auf den Sinn, mit dem wir ſie empfangen, die Beſcheerung der Armen iſt eher genußreicher, beglückender, als die der Reichen. Waldmüller componirt gut und modellirt ſeine Geſtalten zu voller Rundung; das Colorit des Weihnachtsmorgens iſt nicht zu tadeln, aber bei der Kloſterſuppe iſt es, als ob ſie mit Dinte untermalt wäre; das kalte Licht, ja das Düſtere eines Kreuzgangs hätte ſich anders wiedergeben laſſen; die Beleuchtung als ſolche iſt gelungen, aber die Farbe des Fleiſches iſt es nicht; der einzige Mangel des ſonſt bewundernswerthen Werks.

Peter Heß übertrug ſeine deutſche Gründlichkeit, welche an die Schule Van Eyks erinnert, von den Schlachtbildern auch auf genreartige kleine Gefechtsſcenen und auf ein prächtiges Bild friedlichen Lebens unter dem Thorbogen einer italieniſchen Stadt; beſonders ſind die Köpfe der beiden Mönche unübertrefflich. An Heß ſchließt Monten in geiſtvoller Auffaſſung ſich an, bleibt aber in der Ausführung hinter ihm zurück und wird von Heideck darin übertroffen, von dem wir gleichfalls eine Reihe von Soldatenbildern haben, vom ergreifenden Kampf auf Leben und Tod bis zum alten Stallknecht, der ruhig bei ſeinem Schimmel ſitzt, Alles gut empfunden und liebevoll dargeſtellt. Auch Johann Adam Klein mag hier genannt werden, der ſich indeß mehr dem Frieden als dem Kriege zuwendet, nicht elegant, aber tüchtig in der Charakteriſtik; ſeine Radirungen namentlich ſind durch glückliche Motive und ſichere Zeichnung eine Fundgrube für die Nachkommen geworden.

Ein andrer der Hiſtorienmalerei verwandter Zweig des Genre hält ſich an die Sonnenblicke im menſchlichen Leben und erfaßt das Volk in ſeinem eigenthümlichen Typus, ſodaß die einzelnen Geſtalten zugleich als die tüchtigen und hervorragenden Repräſentanten ihres Stammes gelten können. Eine hiſtoriſch ſtiliſirte Behandlungsweiſe iſt hier am Ort, und Leopold Robert hat in ſeinen römiſchen Schnittern, venetianiſchen Fiſchern ſeinen ganzen Schönheitsſinn entfaltet, in der Compoſition wie in einzelnen Geſtalten voll Anmuth und Würde, in der ernſten Stimmung des Gemäldes, die uns zugleich das Gemüth des Künſtlers abſpiegelt. Die Ausſtellung hat hier zwei Bilder von Philipp Foltz aufzuweiſen, die unſre Beachtung verdienen. Der Typus von Oberbaiern, nicht ſo reizend in der Form wie die Italiener, aber voll geſunder Kraft, die deutſche Natur in ihrer Klarheit liegt offen vor uns. Wohldisponirte Gruppen ſtehen, knieen, ſitzen auf freier Bergeshöhe in der Nähe eines Heiligenbildes, zu dem ſie in der Morgenfriſche hinaufgeſtiegen; der Einklang des Ganzen, wie die Mannigfaltigkeit des perſönlichen Thuns und Empfindens iſt gleich befriedigend. Auf einem andern Bild liegt die junge Mutter vor uns, wie ſie wonnevoll das Kind emporhebt, das ſie eben genährt, nachdem ſie ſelber das Mahl eingenommen mit dem Manne, der ſchon wieder zur Arbeit des Heumachens zurückkehrt; wir ſehen in der Ferne das Haus, das ſie bewohnen, das Kirchlein, wo ſie beten; die weitgedehnte Ebene iſt von den blauen Alpen begrenzt; der Himmel lacht heiter über ihnen, die Lerche ſteigt jubelnd empor als die Stimme des freudigen Dankes der Natur, der Menſchen. Die Ausführung erinnert mehr an den Fresco- als den Oelmaler; dieſer macht ſich auf einer Skizze geltend, Frauenlob im Helldunkel des Waldes zur Abendzeit mit Mainzer Jungfrauen und einigen liebenden Paaren; das reizende Bild möchten wir bald groß ausgeführt und vollendet ſehen. — Der Düſſeldorfer Jordan hat ſich Helgoland zu ſeiner Domäne erwählt; ich kenne namentlich ein Sturmbild von ihm, das voll Energie den Menſchen im ſittlich großen Kampf mit der Natur zeigt, wie er den Nothleidenden Hülfe bringt; dagegen iſt die ausgeſtellte Sonntagsruhe dieſer Schiffer doch etwas langweilig. — Salentin zeigt uns die Schwarzwälder Bauern in der Kirche. Dieſer Bauer in der rothen Weſte, dieſe beiden alten Schäfer, dieſe Buben müſſen wir geſehen haben, ſo echt und rein iſt aus einer Fülle wirklicher Menſchen ihr Stammescharakter herausgefunden und individuell dargeſtellt. Minder frei in der maleriſchen Behandlung, aber ſcharf und fein in der Zeichnung und reich im Ausdruck iſt die Schwarzwälder Verlobungsſcene von Kaltenmoſer. Das Bild Schön's nach Hebel's Karfunkel legt dem Gegenſtand gemäß mehr den Nachdruck auf die pſychologiſche als auf die nationale Charakteriſtik; beide durchdringen einander auf vollendete Weiſe in der jungen kurheſſiſchen Familie, der das Auswandern aus der lieben Heimath eine ſchmerzvolle Nothwendigkeit wird; wir blicken in ein tragiſches Verhängniß der neueren Zeit hinein, das ſeine Verſöhnung noch nicht in der Geſchichte gefunden hat; der Maler gibt uns die troſtvolle Zuverſicht, daß dieſen trefflichen Menſchen die neue Welt ein ſchönes neues Leben bereiten wird. Andere Bilder Schön's ſind heitrer Art.

Von Laufberger haben wir eine gelungene Anſchauung ungariſcher Natur und Lebensweiſe, frei und leicht gemalt. — In kleinerem

Maßstab schildert Pettenkofen den ungarischen Feldzug. Noch kleiner, an Wouvermann erinnernd, aber schärfer gezeichnet und tagig in der Farbe sind die Bildchen von Bürkel, mag er uns von einer Osterie aus den Blick auf Rom eröffnen, oder den Räuberüberfall eines englischen Reisewagens, oder eine deutsche Bauernrauferei vor einer Schenke vorführen; er charakterisirt das Nationale wie das Persönliche vortrefflich und ist dabei reich an guten Einfällen.

In eine weitere oder nähere Vergangenheit führen uns Kachel, C. Becker, Hagen und Geyer. Das Genrebild von Kachel ist eine Darstellung der Minne, ein Titelblatt für die Minnelieder, auch in der Behandlungsweise mit Recht der altniederländischen Schule angeschlossen. Jüngling und Jungfrau haben „in dem lüftensüßen Maien" die Stadt verlassen und ergehen sich am Gestade des Flusses im Freien; der hervorbrechende Frühling in der Natur hat dem Gefühl der Liebe in ihrer Seele auch zum Worte verholfen und licht und klar wie das junge Grün, wie die reine Blüthe liegt ein Herz vor dem andern da. C. Becker zeigt uns dagegen das glänzende Zimmer eines venetianischen Senators, und Hagen läßt die Rococcozeit in Tracht, Manier, Physiognomie und Umgebung seiner Conversationsbilder sich entfalten; er thut es mit Wohlgefallen, nur mit leiser Ironie, während Geyer in der Darstellung des fürstlichen Vorzimmers die Höflinge schärfer, satirischer kennzeichnet.

Das Tendenziöse schlägt bei Hübner vor. Zwar sind sein Wildschütz, seine schlesischen Weber, die ihn im vorigen Jahrzehend berühmt gemacht, nicht auf der Ausstellung, aber auch die schöngekleidete Verstoßene mit ihrem Kinde, die den adligen Geliebten mit einer stolzen Dame vorüberreiten sieht, zeigt mehr Tendenz als sittlichen Geist. Gelungener und unbefangen sind die heimkehrenden Söhne, ist der junge Seemann bei den Seinigen.

Durch den Nachdruck auf das Psychologische, durch klare Erzählung der Begebenheit mittelst der Situation und des Ausdrucks der durch sie hervorgerufenen verschiedenartigen Stimmungen ist Flüggen ausgezeichnet. Seine Proceßentscheidung erinnert an die Meisterwerke Wilkie's, und ich glaube nicht, daß ein Deutscher dem großen Briten auf solchem Gebiete näher steht. Aehnlicher Art sind einige ältere Bilder von Kirner, sein Raphael in der Kneipe Michel Angelo's, sein heimkehrender schweizer Soldat, der die Thaten erzählt, die er gethan, während die neueren Arbeiten freier, aber minder fein ausgeführt, sich lieber einem heitern Humor zuwenden, in den auch Flüggen mit eingeht. Haben wir noch wegen der sehr verständigen Erzählung des Vorgangs und des Empfindungsausdrucks das Bild von Rustige erwähnt, wie von Zigeunern geraubte Kinder durch die Eltern wiedererkannt werden, so wenden wir uns zu den Humoristen.

Hier sind Schrödter, Ramberg, Enhuber, H. Ritter, Kretschmar vorzugsweise zu nennen. Schrödter, der die unsterbliche Figur des Reichs-Piepmeier geschaffen und uns ihr Leben erzählt hat, unternahm es zumeist, als Zeichner mit den großen humoristischen Dichtern zu wetteifern, mit Cervantes und Shakspeare. Sein Don Quixote, über den alten Ritterbüchern sich die Phantasie erhitzend, ist ein bekanntes Meisterwerk. Von seinen Falstaffiaden sehen wir die kostbare Scene der Recrutenaushebung. Wir bewundern bei ihm die schöpferische Einbildungskraft, während uns Ramberg besonders durch sinnige Feinheit anzieht und eine Novelle zu seinen Bildern zu dichten anreizt. Die hübsche dralle Dirne, die sich vor dem durch's Fenster hereinblickenden Burschen neckisch meint verbergen zu können, ist das frischeste seiner liebenswürdigsten Bildchen. Vortrefflich sind die jungen Barönchen, die mit dem geistlichen Hofmeister spazieren gehen und sehen, wie die Proletarierkinder sich auf den Heuhaufen der Wiese herumtummeln; auch in jenen regt sich die gute Natur, sie möchten gleichfalls dorthin, aber der gravitätische Begleiter schiebt seinen Stock wie einen Schlagbaum vor. — Enhuber ergötzt sich am liebsten an den derberen Späßen der unteren Stände; er wetteifert darin glücklich mit einigen holländischen Meistern. Besondern Beifall verdient der Schneider, der im Wirthshaus unter den Tisch gekrochen, als er sein böses Weib scheltend herankommen hörte. Die Karten sind einem Handwerksburschen gegeben, der Hausknecht hält die blaue Schürze vor den Tisch, der Müller und der Schmied, die sich gegenseitig schwarz und weiß machen, suchen die gleichgiltigsten Gesichter zu schneiden, aber ein kleiner Junge, der die Mutter mit dem Maßkrug begleitet, um ihr Bier nach Haus zu holen, entdeckt den Verborgenen dennoch. — Henry Ritter zeigt uns die Aufschneiderei eines Matrosen unter seinen Genossen und gläubigen Landratten. — Hasenclever, dem wir die Gestaltung der Hauptscenen des Hieronymus Jobs als Student, Examinand und Schulmeister, verdanken, gibt uns eine Weinprobe im rheinischen Keller. — Kretzschmar's Geduldprobe zeigt einen prächtigen Jungen, der seiner Großmutter Garn halten muß, während ihn die Kameraden, der eine offenbar nicht ohne Spott, zum Spiele rufen.

Hausmann hat die drei großen Köpfe seiner Domherrn mit satirischem Humor behandelt, während die Mönche von Muhr uns zeigen, wie das Klosterleben in schöner Natur

bei Musik und Wein seine mehr geistigen als sinnlichen Reize haben kann. Zwei Bildchen von Ruben, der junge Mönch, der in die Abendlandschaft hinausblickt, das junge Mädchen, das über die Klosterschwelle geht, sind warm empfunden und gut gemalt, gleich dem vielfach nachgebildeten Ave Maria auf dem Chiemsee von demselben Meister. Es weht ein sentimentaler Hauch über diesen Gemälden, aber wer möchte ihn verbannen, wo er am Orte ist, weil schwächliche Geister damit Mißbrauch treiben? Ruben erscheint hier als sehr vielseitiger Künstler, der im kirchlichen und weltlichen Geschichtsbild wie im Genre Eigenthümliches und Mannigfaltiges leistet; möge seine Thätigkeit in Wien nicht bloß in der Leitung der Akademie und im Kunstunterricht aufgehen, sondern seine Kraft sich in eignen großen Schöpfungen concentriren. — Durch Innigkeit der Empfindung und Sinnigkeit der Erfindung sind auch die Bildchen von Schüz anziehend.

Buben aus dem Volk in der derberen Weise Murillo's in großem Maßstabe haben Gustav Müller, Cornicelius und Martin ausgeführt. Die etwas schwermüthige Art des Ersteren sagt der Behandlung und dem Stoff minder zu, als die kecke Lebenslust, mit welchem in der Kunstreiterbude die Jungen des Zweiten sich ergötzen, als die Verschmitztheit des Schusterbuben von Martin, der dem aus der Schule kommenden treuherzigen Kameraden sein Ei abgewinnt. Bei solchen Bildern wollen wir sehen, wie die Kindesnatur auch in Lumpen das Leben genießt, wie sie ohne Sorge und Verdrießlichkeit in ihrem Gott vergnügt ist.

Einen Contrast mit diesen Bildern machen andere Meister grade durch die Feinheit der Ausführung, die sie wiederum am rechten Orte anbringen. Hier ist vor Allen Meyerheim zu nennen. Sein Kirchgang, seine Mutter mit dem Kind sind aus deutschem Gemüth geboren, tragen den Typus norddeutscher Volksthümlichkeit und würden in der Ausführung vielleicht an die Glätte der Porcellanmalerei erinnern, wenn die Wärme der Empfindung nicht so vorwaltete. Geselschap und Vautier in Düsseldorf, Danhauser in Wien stellen sich ihm an die Seite, letzterer besonders durch psychologische Charakteristik, ersterer durch Schönheitssinn hervorragend. Knaus steht durch seine Schmiede, sein mit der Katze spielendes Mädchen technisch den alten Niederländern und ihren Vorzügen nahe. Eine freie flotte Manier des Malens, den neuern Franzosen und Belgiern ähnlich, zeigen Hausmann und Artaria. Moritz Müller beleuchtet durch Feuer und Kerzenlicht, er hat daher den Namen des Feuermüllers erhalten.

So bietet denn die Ausstellung in den genannten und vielen andern Bildern auch auf dem Felde der Genremalerei Vieles und Erfreuliches genug, um auch hier erkennen zu lassen, wie jeder eigenthümlichen Kraft und Begabung eine Sphäre offen steht, in der sie etwas leisten kann, das ihr ganz besonders angehört, das kein Andrer besser machen wird; es ist die Aufgabe des Menschen überhaupt, das zu finden, wo seine Originalität sich frei und voll bethätigt, und dann Er Selbst zu sein. Wer auf der Ausstellung nur seine Liebhaberei sucht, seine vorgefaßten Meinungen festhält, der betrügt sich selber um ihren besten Genuß; denn sie zeigt grade, wie das Schöne individuell und dadurch unendlich reich ist und in immer andern, immer neuen Offenbarungen aus der Tiefe des göttlichen Lebensgrundes hervorstrahlt. Dem einen Beschauer mag diese, dem andern jene Weise die verständlichste, die ansprechendste sein; die Freiheit und Höhe der Geistesbildung zeigt sich in dem Vermögen, auch dem Verschiedenen gerecht zu werden.

In der Porträtmalerei scheint die Kunst den Forderungen und Zwecken des Lebens dienstbar, aber sie scheint es nur; der Meister erkennt eben in jeder Individualität einen Strahl aus dem ewigen Urlicht, einen Gedanken Gottes; er schreibt nicht so sehr die vorliegenden Formen äußerlich ab, als er sie dem schaffenden Geiste nachbildet; er faßt die Gesinnung, den Charakter des Menschen auf und sucht diesen in den Zügen und der Haltung auszuprägen. Die bloß handwerklichen Copisten werden in neuerer Zeit mit Recht durch die Maschine verdrängt; daß aber das Daguerreotyp oder die Photographie in der Regel so wenig befriedigen, daß schöne und geistvolle Menschen uns darin gewöhnlich geistloser oder häßlicher vorkommen, beweist, daß die bloße Naturtreue des Augenblicklichen nicht genügt, daß wir ein Totalbild des Menschen sehen wollen, daß das Bleibende und Werthvolle seines Ausdrucks, seiner Züge hervorgehoben werden soll. Doch übertrifft die Maschine in der Hand des Künstlers, der die lebende Persönlichkeit in die ihr passende und dabei wohlgefällige Stellung zu bringen, ihren charakteristischen Ausdruck zu erlauschen, Draperie und Umgebung geschmackvoll anzuordnen versteht, die Maschine, sage ich, übertrifft in der Hand eines Hanfstängl die gewöhnlichen Bildnisse der meisten Porträtmaler.

Das künstlerische Porträt gibt das Gesicht als Gebilde der Seele; es schmeichelt nicht in dem Sinne, daß es alle scharfen Linien zu leerer Eleganz abschwächt und verflacht, das Gewand modejournalmäßig behandelt, wohl aber in jenem andern, daß es das Antlitz zum klaren Spiegel des Geistes durcharbeitet und den Menschen in der guten Stunde, im glücklichen Lichte, nach der positiven Seite sei-

ner Natur auffaßt. Radowitz nannte einmal das gute Porträt keine Beschreibung eines Gesichts, keinen gemalten Steckbrief, sondern ein Gedicht über das Gesicht.

Auf der Ausstellung ziehen zunächst die Bilder berühmter oder hochstehender Persönlichkeiten die Beschauer an. Da sind unter den Berliner Bildern Künstler und Gelehrte, die Friedrich Wilhelm IV. sich malen ließ, Schadow, Rauch, Cornelius, Humboldt und Johannes Müller, erstere von Karl Begas, der sich vorzugsweise im Porträt auszeichnete, das letzte von Oscar Begas, der darin seinem Vater mit Glück nacheifert. Zwei große Reiterporträts von Franz Adam und von Amerling stellen den Kaiser von Oesterreich und den General Windischgrätz dar; dem ersteren ist das Pferd vorzüglich gelungen, der andere hat den Krieger besser aufgefaßt als den Dichter Grillparzer. Die königliche Familie von Hannover hat Friedrich Kaulbach auf eine sehr elegante und feine Weise dargestellt, das umfangreiche Gemälde vergleicht sich ähnlichen Werken Winterhalter's, es ist glanzreich und harmonisch in der Farbe und alles Beiwerk reizend behandelt. Bernhardt, dessen Bilder überhaupt durch das unmittelbare Leben und seine kräftige Frische sich bemerklich machen, hat König Max von Baiern gemalt, Dürk, dessen Frauenbilder mit Recht gepriesen werden, hat in einem Brustbilde König Ludwig's das Momentane treu wiedergegeben, in den Formen des Alters aber, die er fast wie Denner bewahrt, ganz anders wie dieser zugleich die geistige Jugend festgehalten. Schrotzberg hat die jugendlichen Gestalten des österreichischen Herrscherpaares in gelungenen Brustbildern dargestellt, Stieler aber zu sehr der Mode gehuldigt, als er seine fürstlichen Porträts malte; sein betendes Mädchen ist in der einfachen Erscheinung viel anziehender. Man lernt Stieler's Verdienste in der Schönheitsgalerie des Königs Ludwig besser kennen; sein bestes Bild aber ist Beethoven.

Unter den Düsseldorfern stehen Sohn durch weibliche, Röting durch männliche Porträts oben an; es sind in den Individuen zugleich Gemüthsrichtungen, zugleich Geistestypen, was wir in ihren Bildern gewahren, Zeichnung und Farbe gleich preiswerth. Unter den Berlinern finden zwei weibliche Porträts allgemeine Bewunderung: das eine, Jenny Lind, von Magnus, ist besonders durch geistvolle Auffassung und Zeichnung herrlich, das andere, von Gustav Richter, ein Bild seiner Schwester, ist ein Triumph der Malerei, in den Fleischtönen, in der Gewandung, in der harmonischen Stimmung des Ganzen meisterhaft. Sinnig in der Charakteristik und trefflich in der Technik ist ferner auch Correns. Rahl und sein Schüler Gaul eifern mit entschiedenem Erfolg auch im Porträt den alten großen Venetianern nach, das Bildniß der Frau Hebbel vom ersteren, das einiger Mädchen vom zweiten, verdienen besondrer Erwähnung.

Die Landschaft ergreift das Naturleben in seiner Totalität, um in den Formen des Erdkörpers und seiner Vegetation, im Wechsel von Land und Wasser, von Luft und Wolken und in der Beleuchtung die charakteristische Weise bestimmter Gegenden oder einen Reflex menschlicher Gefühle, eine Seelenstimmung auszusprechen und ihren rechten Triumph zu feiern, wenn Beides zumal gelingt, wenn das Bild zugleich wie ein Gedicht wirkt und doch mit objectiver Naturwahrheit ausgestattet ist, wenn es die Seele des Künstlers so gut wie die der Landschaft selber enthüllt. Das Gefühl für landschaftliche Schönheit gehört der romantischen Welt an; ihre Darstellung selbst ist der am meisten zur Musik hingewandte Theil der bildenden Kunst. In der Natur wie vor dem gelungenen Bilde werden wir zu Stimmungen erregt, für die das Wort uns fehlt oder nicht ausreicht, die in ihrer Unsagbarkeit dem Reich der Töne verschwistert sind. Erst am Wendepunkt des Mittelalters und der neuern Zeit wandte der Mensch sich der Natur mit jener Aufmerksamkeit und Liebe zu, aus der allein eine Wissenschaft und Kunst hervorgehen konnte; er betrachtete die Außenwelt um ihrer selbst willen. Spinoza lehrte von der selbstsüchtigen Beziehung der Natur auf die Zwecke des Menschen absehen, da erschloß sich das Gesetz wie die Schönheit der Natur dem begeisterten Blick des Forschers und Bildners, und die freie Darstellung der Landschaft trat neben die Abbilder der Menschen und ihres Lebens.

Die Landschaftsmalerei unsrer Zeit ward durch Friedrich in Dresden und durch Koch in Rom der Herrschaft des Zopfs und seinem leeren Prunk entrissen. Friedrich ging von einer Stimmung aus und suchte sie durch echte, nicht versüßlichte, nicht übertünchte Formen der Natur darzustellen, er blieb lieber scharf und hart und wirkte durch einfache Betonung des Charakteristischen. Wir sehen seine drei kahlen Bäume im Schnee, seinen duftig klaren Berg vor Sonnenaufgang, und das winterlich Einsame, das Morgenfrische wird uns eben so klar wie die Schauer der nordischen Natur in dem Bilde der Schiffstrümmer zwischen den Eisblöcken am vegetationslos schroffen Felsengestade. Dieser mehr lyrischen Weise stellte Koch die objectivere, epische zur Seite; er ging von der Natur aus und suchte durch die Macht der Linie, durch die Schönheit von Berg und Thal, durch die sorgsam treue Durchbildung des Einzelnen zu wirken. Als Tyroler liebt er das Kühne und Schroffe, aber auch der breitgedehnte Zug

der italieniſchen Berge ward ihm zu eigen. Er zeichnet die Umriſſe vortrefflich und deutlich, und er iſt größer in der Silhouette als in der plaſtiſchen Durchbildung und in der Verſchmelzung der Farben. Er liebt eine bedeutſame Staffage, die Darſtellung einer Begebenheit, deren Hintergrund, deren geeigneter Boden dann die Landſchaft iſt; das ſtört mitunter die Einheit des Intereſſes und läßt keines zur vollen Wirkung kommen, weder die hiſtoriſche Scene, noch die Natur, denn die Natur ſoll doch die Hauptſache ſein, und die Staffage iſt ihr untergeordnet, aber zu werthvoll, als daß ſie nicht dem Beſchauer ſich vordrängen ſollte. Indeß bemüht ſich Koch, Beides zuſammen zu componiren, und ſo iſt ſeine Ruth, ſein Macbeth und die Hexen, ſein Opfer Noah's in Bezug auf Figuren und Landſchaften einheitlich empfunden und mit ernſter, ſtrenger Gediegenheit ausgeführt. Ein Genoſſe Koch's war Reinhard in Rom, mehr Zeichner als Maler, etwas hart, aber hell und klar, an Frescobilder erinnernd. Ideale Landſchaften, freie Compoſition italieniſcher Formen der Natur, der Vegetation, der Architektur in einer ſchon mehr maleriſchen Weiſe, namentlich mit dem Duft der Ferne, ſind von Steinkopf in Stuttgart, von Rhoden ausgeſtellt. Das Meer mit ſeinem Wellenſpiel ſtellte Rebell am beſten dar. Ernſt Fries ging auf der Bahn Koch's und Reinhard's weiter, hielt ſich aber mehr an die beſtimmte Erſcheinung italieniſcher und deutſcher Gegenden, und gleich groß in miniaturartig feiner wie in umfangreicher Darſtellung geſellte er zur trefflichen Zeichnung die Wirkung durch große Licht- und Schattenmaſſen.

Den Uebergang zum Stimmungsbilde in der immer noch ſtrengen Zeichnung machte Ludwig Richter. Wie innig hat er das Naturgefühl des warmen, klaren Sommerabends veranſchaulicht. Im Licht der untergehenden Sonne iſt die Gegend verklärt, die Menſchen ruhen im Schatten mächtiger Bäume, und das Glöcklein des Einſiedlers ruft ihre Seele zum Gebet. Hier iſt in der Staffage keine beſondere geſchichtliche Handlung, ſondern eine allgemeine, durch die Natur ſelbſt bedingte Situation des menſchlichen Lebens ausgeſprochen, und das iſt das Rechte, ſo geht Alles ungeſucht einheitlich zuſammen. In den Figuren aber zeigt ſich bereits die Anlage Richters zur Darſtellung des Deutſchgemüthlichen, des Familienhaften, des Gottinnigen, wodurch er dann, indem er noch eine Doſis geſunden Humors dazuthut, als Zeichner beſonders in der Illuſtration von Volksbüchern und Volksliedern ſo groß geworden iſt.

Endlich finden wir noch bei Marco die ältere Weiſe, welche nicht ſowohl die maleriſche Wirkung der Maſſen, als die ſorgſame Ausführung des Details namentlich auch beim Baumſchlag im Auge hat; doch modellirt Marco mehr und malt mit lebhaften Farben, ſodaß ſeine Bilder manchmal zu bunt werden.

An der Spitze einer zweiten Generation von Landſchaftsmalern ſtand Karl Rottmann in München. Die ganze Anſchauungsweiſe ward zunächſt objectiver, man malte nicht mehr den Baum als ſolchen, ſondern die Eiche, Buche, Pinie nach ihrer Eigenart, man unterſchied die Felsarten des Gebirges, man gewann die Beſtimmtheit der Gegenden, und wenn nun ſchwächere Geiſter ſich in die bloße Vedute verloren, die Meiſter wußten mit dieſer ſchärferen Naturtreue zugleich die Poeſie des Gemüths zu verbinden. Das Zuſammenwirken der vornehmlich durch die Beleuchtung und Farbe, durch den Ton der Luft und des Lichtes ausgedrückten muſikaliſchen Stimmung mit dem Zug der Linien und den plaſtiſchen Formen ward als das rechte Geheimniß landſchaftlicher Kunſt erfaßt. Die Maler machten nun ihre Studien in einer beſtimmten Landſchaft und componirten dann ein Bild, das den Geſammteindruck, wie er durch wechſelnde Anſichten dem Wanderer ſich bietet, vor's Auge bringt. Rottmann ging noch einen Schritt weiter; es gelang ihm durch die Darſtellung der Landſchaft auch die Geſchichte ahnen zu laſſen, die ſich auf dieſem Boden begeben hat, wie Karl Ritter aus der Natur des Bodens auf die Cultur des Volkes ſchließen lehrte. Rottmann, durch ſeine Auffaſſungsweiſe von Anfang an mehr auf die Schönheit des Erdkörpers als auf den Lebensodem der Natur in Baum und Wald hingewieſen, gab mit plaſtiſcher Klarheit die Bilder des claſſiſchen Bodens in Italien und Sicilien, die er al Fresco unter den Arcaden des Hofgartens in München ausführte, und nahm in den Oelgemälden griechiſcher Landſchaften auch den vollen Glanz, den Zauber der Farbe hinzu, um die Gluth des Abends, die Pracht des Morgens zu entfalten. Im Zuſammenwirken von Zeichnung und Beleuchtung, von Erde und Atmoſphäre zeigt er uns über der Marathoniſchen Ebene ein Gewitter, das der friſche Wind verjagt, ein Symbol der Schlacht, die hier für die Freiheit der Welt geſchlagen ward. Die zerklüfteten Höhen des Taygetus ſtemmen ſich zuſammen, hart, feſt, einträchtig wie die alten Spartaner ſelbſt, und ragen gleich ihnen muthvoll in den reinen Aether empor. Wie geheimnißvoll ſteht die Sonne hinter dem Wolkenſchleier, während ein magiſcher Schein auf der Ebene von Eleuſis liegt und die Menſchen dem Licht entgegenwandeln; es wird uns zu Muthe, als ſollten wir eben jetzt in die Eleuſiniſchen Myſterien eingeweiht werden. So wirken dieſe Bilder wie geſungene Lieder: wie da die Klarheit des Wortes

zur Melodie, ſo geſellt ſich die objectiv treue Form eines beſtimmten Landes, einer bedeutenderen Gegend zu der Stimmung in Luft und Licht, zur Harmonie der Farbe und deren Zuſammenklang mit dem Gedanken des Bildes.

Heinlein wählt ſich vorzugsweiſe die deutſchen Alpen und ihre Felſenmaſſen und Seen zum Gegenſtand ſeiner Bilder, um ſie nach ihrem Ernſte wie nach ihrer Heiterkeit, wie ſie bald die Seele durchſchauern, bald erheben, wirken zu laſſen. Der Kraft der Zeichnung geſellt er mit Vorliebe den Reiz und Glanz der Farbe, ſodaß manchmal ſeine Gemälde bunt werden und vorübergehenden Effecten nacheifern; andere aber, wie ſein Goſſauſee, ſein Galandagebirge machen den nachhaltigen Eindruck tiefer Poeſie. Chriſtian Morgenſtern hält ſich mehr an den freien, offenen Blick in die Ebene, ſtellt die Berge mehr in die Ferne, iſt aber grade ausgezeichnet in dieſem Abtonen der Mittel- und Hintergründe, der Luftperſpective, und im Darſtellen des Himmels mit ſeinen Wolken erſcheint er unübertrefflich, ebenſo im Mondſcheinbild des Nordens mit den wolkigen Nächten, während Stange den Zauber der wolkenlos klaren Mondnacht des Südens vor uns ausbreitet. Morgenſtern wirkt weniger durch die Farbe des Details, als durch den harmoniſchen Ton des Ganzen. Die Poeſie der Beleuchtung, wie ſie im Gegenſatz von Licht und Schatten in contraſtirenden Farben uns entgegentritt und der Landſchaft erſt den vollen Reiz gibt, hat Eduard Schleich meiſterhaft in ſeiner Hand; auch ihm iſt Sonne und Mond gleich vertraut. Es gehört auch dies zu den Vorzügen der Ausſtellung, daß ſie dieſe drei nun ſchon älteren Münchner Meiſter nach ihren beſten Werken und nach ihrem Entwicklungsgange zur Anſchauung bringt.

Der Rottmann'ſchen Weiſe, die Totalität einer Gegend durch den weiten Blick in die Natur wiederzugeben und an die Geſchichte zu erinnern, ſchließt Löffler ſich erfolgreich an mit ſeinen Bildern aus dem heiligen Land und von Delphi. Roß verband mit gleichem Streben zugleich den deutſchen Sinn für den Wald, für das Baumleben. Auf das Höchſte gerichtet, iſt er nicht ganz fertig geworden, man vermißt die feine Durchbildung auf ſeinen Bildern, aber der Intention nach und als Compoſition ſind ſie vorzüglich. Nach Hellas führt uns Eichhorn (in Berlin) mit einem Gemälde der Ruinen des Zeustempels zu Olympia. Neben ihm heben wir unter den Berliner Künſtlern Blechen, Hildebrand, W. Schirmer und Kopiſch hervor. Blechen iſt durchaus Romantiker, aber wenn er ſich in ſpätern Bildern in das unheimlich Spukhafte verlor, ſo gelang es ihm in ſeinen beſten Werken, die Seele der Natur zu ergreifen und mit wenig Mitteln ſinnig und fein wiederzugeben, ſodaß nicht ſowohl die plaſtiſche Realität des Einzelnen, als der muſikaliſche Zuſammenklang des Ganzen das Gemüth ergreift. Der Friede der Natur unter dem Schatten hoher Bäume im Kloſtergarten, die Campagne Roms mit dem Berg Soracte, Aſſiſi ſind Gemälde, die zu den Zierden der Ausſtellung gehören; es iſt nicht die Nachahmung der äußern Wirklichkeit, ſondern ihre Wiedergeburt in der Empfindung des Menſchen, was Blechen darſtellt. Hildebrand dagegen hält ſich an den Glanz des Lichts, an die Effecte des ſpiegelnden Waſſers und Eiſes und hebt die Geſtalten der Staffage, die er vortrefflich zeichnet, am liebſten dunkel von dem lichten Horizont ab, der ſie umfließt. Seine Winterlandſchaft mit dem warmen Mittagston über Eis und Schnee iſt höchſt vortrefflich. Wilhelm Schirmer hat in Claude Lorrain ſein Vorbild gefunden, die neapolitaniſche Küſte, die er einſandte, erinnert an dieſen im Zug der Linien, im klaren Duft der Ferne und im Glanz des Lichtes, nur daß er durch die Stärke dieſes letztern den Einklang des Accords nicht ſo völlig zum Ganzen verſchmilzt, ſondern grade den Ton vorwalten läßt, der in der Kunſt doch hinter der Natur zurückbleibt und daher von ihr mehr in der Stimmung des Ganzen als in der Nachahmung ſeiner Beſonderheit ausgedrückt werden ſoll. Das gilt noch mehr von dem Sonnenuntergang in den pontiniſchen Sümpfen, den Kopiſch, der geiſtreiche Maler und Dichter, wie im Wetteifer mit dem Außerordentlichen in der Natur dargeſtellt hat; der tiefen Gluth fehlt die Helligkeit der Leuchtkraft. Solche gelingt einem Münchner Künſtler beſſer. Zwengauer's Abendbilder aus den Mooren oder Mooſen der Hochebene ſind die Specialität dieſes Malers und in kleinen Variationen vielfach wiederholt und beliebt. Leider fehlen uns Landſchaften von Leſſing; ſie ſind mir ſeine liebſten Schöpfungen. Er gehört zu den Lyrikern, die in der Natur eine Gemüthsſtimmung ausdrücken, und die Poeſie der Waldeinſamkeit in der Morgenfriſche wie im Abenddämmer verſteht er wunderbar zur Erſcheinung zu bringen, fern von aller falſchen Sentimentalität und von aller Verſchwommenheit in ganz ſcharfen und naturtreuen Formen. Dieſe Verbindung von Idealismus und Realismus iſt auch J. W. Schirmer's Ziel. Schwerlich hat je ein Künſtler mehr Studien nach der Natur gezeichnet und gemalt als er, aber ſeine Werke gehen als Compoſitionen ſtets vom Gedanken aus. Das Naturleben in ſeinem Geſtaltungsdrang, in ſeiner bewegten Triebkraft ſpricht uns mächtig an, Schirmer iſt überhaupt eine mehr auf das Starke als auf das Zarte angelegte Perſönlichkeit, aber innerlich weichen Gemüths;

„sentimentale Eichen“ nennt Heinrich Heine einmal seine westphälischen Universitätsfreunde. Neben einer Reihe von Oelgemälden aus Süd und Nord, aus Gebirg und Ebene hat der Meister auch 26 Kohlenzeichnungen biblischer Landschaften ausgestellt. Hier soll durch die Natur nicht sowohl der passende Boden und Hintergrund für das geschichtliche Ereigniß gegeben, vielmehr eine Stimmung veranschaulicht werden, als deren klares und entscheidendes Wort die Staffage erscheint. Manche der Scenen selbst verlangen ein Mitwirken der Landschaft; so der Morgen im Paradies, die Wüste, in der Hagar verschmachtet, das gelobte Land, das der einziehende Abraham erblickt, die Sündfluth. Wenn dann unter altheiligen Eichen bei aufgehendem Mond ein Greis auf offener Bahre zur Bestattung getragen wird, wenn Liebende auf freier Höhe einander begegnen, so sind das allgemein menschliche Motive, deren Gefühlsgehalt in der Natur ein Echo findet und sich durch diese versinnlichen läßt, auch wenn wir davon absehen, daß hier Abraham's Bestattung im Hain vom Mamre, daß Isaal's Begrüßung Rebekka's dargestellt sein soll. Dagegen ist der Entschluß Abraham's, seinen Sohn zu opfern, und der Wendepunkt bessrer Einsicht, daß Gott an der Hingabe des Willens ein Genüge hat, so durchaus dem Sittlichen und Geschichtlichen eigen, daß hier die Gegend ohne innern Bezug zur Handlung steht, und ein Versuch, diese letzte landschaftlich auszudrücken, ebenso unmöglich glücken kann, als sich eine Localität finden wird, die durch jenen geistigen Vorgang, ihre Erklärung oder Verklärung fände. — Es ist von großem Interesse, wie ein andrer vortrefflicher Künstler, Preller in Weimar, jenes andere Grundbuch der Menschheit, das neben der Genesis ein herrliches Bild ihres jugendlich ursprünglichen Lebens bildet, die Homerische Odyssee erwählt hat, um landschaftlich uns die Züge der Natur zu zeigen, in der solch heroisches Geschlecht erwächst, solche Begebenheiten geschehen. Schirmer ist mehr lyrisch, Preller mehr episch; der Linienschwung von Berg und Meer ist seine Sache, und er hat dabei das vorzugsweise Romantische jenes classischen Gedichts, auf das auch Böckh einmal hinwies, sehr sinnig herausgefühlt; als Hintergrund für die Handlung auf einem historischen Bilde wird man diese Landschaften sich nicht besser denken können. Aber auch der Vorgang aus der Menschenwelt ist gut componirt, ja Preller wetteifert hier erfolgreich mit Meistern wie Flaxman und Schwanthaler, und wo das allgemein Menschliche dargestellt wird, das immer wiederkehren mag, die Gefahr und Rettung im Sturm auf dem Meer, die Begrüßung des Heimkehrenden, die Verwunderung des Unbekannten im fremdartigen Gebiet, das er im Traume gesehen zu haben glaubt, da stimme ich unbedenklich in den Preis ein, der von den Freunden des Alterthums diesen Zeichnungen gezollt wird. Dagegen, wo das Menschliche ganz eigenthümlich, ein so nur einmal Geschehenes ist, wie Odysseus' Begegnen mit Nausikaa oder mit Polyphem, da möcht' ich, daß das Historische zur Hauptsache auch durch die äußere Größe der Ausführung gemacht, die Landschaft nicht als das Dominirende behandelt wäre. Preller erinnert auch als Wellenzeichner an Rottmann; wie Leukothea aus der sich aufthürmenden Woge gleich einer Blüthe derselben aufsteigt und dem Odysseus die rettende Binde zuwirft, ist ein Meisterwerk, wo die Naturformen und die menschlichen Gestalten in den Linien herrlich zusammengehen. Wenn ich überhaupt bei Schirmer und Preller ein Bedenken äußere, so geschieht es, auf die Grenze aufmerksam zu machen und zu erinnern, wie eines immer im Kunstwerk herrschen muß, die Geschichte oder die Natur, während das andere dann, aber untergeordnet, harmonirt, sonst geht die Einheit verloren.

Solchen idealistischen Arbeiten steht Andreas Achenbach als genialer Virtuose naturalistisch vollendeter Durchbildung zur Seite. Er ist so sorgsam im Detail wie die Alten, aber er ist es nicht bloß in der Silhouette, sondern auch in der plastischen Ausführung, die den Dingen den Schein der vollen runden Körperlichkeit gibt, die Bäume modellirt, die Luftperspective wahrt; er ist daguerreotypartig genau, als ob er für den Botaniker oder Geologen zeichnete, aber das Alles macht sich weiter nicht bemerklich, das geht auf im Eindruck des Ganzen und ist vorhanden in einer Freiheit malerischer Behandlung, die es den Belgiern oder Franzosen gleichthut. Seine sicilianische Bergstadt, seine holländische Ebene, sein Strand von Ostende sind drei Perlen der Ausstellung. Auch hier ist ein Gipfel. Oswald Achenbach steht nicht ganz oben, behauptet sich aber neben dem Bruder auf einer bedeutenden Höhe. Ein Strandbild von Mevius hat einige zu grüne Wellen, zeigt jedoch sonst den glücklichen Nacheifrer Achenbach's.

Ueberhaupt beweist die Ausstellung, daß gegenwärtig die Landschaftsmalerei in der Blüthe steht, wenn auch ohne äußern, dann doch im innern Zusammenhang mit den Naturwissenschaften und der großartigen Pflege, die sie in unserm Jahrhundert finden. Wie diese zieht auch sie in der herrschenden Zeitströmung viele tüchtige Kräfte in ihr Bereich, wie diese findet auch sie die volle Empfänglichkeit des Publicums für ihre Leistungen. Denn ich habe eine ganze Reihe vortrefflicher Bilder noch gar nicht erwähnt. So die innerlich

und äußerlich großen Schöpfungen Albert Zimmermann's, des nach Mailand berufenen Meisters aus München. Er ging von idealen Compositionen aus, er malte dann wirkungsvoll Naturstudien, um nun durch den Sonnenuntergang und den Regensturm in den Alpen Erde und Himmel, Form und Beleuchtung im Einklang darzustellen und einen nach der innern Anschauung entworfenen Gedanken naturwahr und effectvoll auszuführen. Die Ausstellung zeigt diesen Bildungsgang und dies erreichte Ziel. Da ist Bernhard Fries, der von Studien der Realität ausgeht, aber die Natur in ihrer charakteristischen Schönheit zu belauschen und den Standpunkt zu finden weiß, von dem aus die Gegend sich wie von selbst zum wohlabgewogenen, sinnvollen Ganzen gestaltet. Da sind Haushofer, Julius Lange und Leu mit ihren Bildern aus der deutschen Alpenwelt, jener im Reichthum der Farben, diese in der Zartheit der Töne bewundernswerth. Da ist Gude, der uns den Ernst der Gletscherwelt und ihrer starren Größe empfinden läßt, während Kummer auf die montenegrinischen, A. Becker auf schweizerische Berge uns einen weiten Blick eröffnen, die riesigen Schneekolosse aber zugleich mit der Milde des Abendlichts rosig umziehen. Da ist Friedrich Müller mit frischer, großer Naturauffassung, aber etwas schreienden Farben, da ist Jungheim mit seinen grünen Baumgruppen, Weber mit seinen anspruchslos ausgeführten, aber nachhaltig befriedigenden Tageszeiten, da sind Gurlit, Bromeis, Holzer, Hansch, Grese und die beiden Seidel, welche eine Fülle von Kraft und Leben in großartig ausgeführten Bildern zeigen, während Max Zimmermann wie Ruisdael nur wenig Mittel, nur ein kleines Format braucht, um die Poesie der Natur nicht sowohl im Prachtgewand als im Hauskleid zu offenbaren, da ist noch Varoni und so viele Andere, und mit ihnen auch einige Thiermaler, welche die Landschaft auf höchst erfreuliche Weise mit hereinziehen, wie Kunz, Wagenbauer, Gauermann, Eberle, Voltz und Koller.

Der Pferde Krüger's und Franz Adam's haben wir schon anderwärts gedacht, Wild und Hunde malt Benno Adam mit besondrer Virtuosität, letztere ebenso Steffek. Die wilden Rosse Schmitson's sind minder fein in der Ausführung, aber voll Kühnheit und Feuer in der Bewegung. Unter den Aelteren sind Kunz und Wagenbauer durch die Sorgsamkeit der miniaturartig feinen Behandlung, unter den Neuern Voltz und Eberle in der idyllisch gemüthlichen Auffassung bei entschiedener Naturwahrheit die rechten Bukoliker. Koller liebt mehr das bewegte Leben, die Energie der Thierwelt, während die genannten die Ruhe der Weide aufsuchen. Gauermann zeigt uns Bären in der Höhle oder den in der Schlucht von den Jägern erbeuteten Hirsch. Sie alle wollen nicht bloß die Gestalt oder das Fell der Thiere copiren, sondern auch die Seele derselben, sei es im Behagen des ruhigen Seins, sei es im Ausdruck erregterer Thätigkeit darstellen.

Unter den Architekturbildern ragen die Innenansichten von Bayer, Ainmüller und Rundt hervor; von besondrer Klarheit und sinniger Poesie sind die des Ersteren, besonders ist auch die Verbindung einer genrehaften Staffage mit der baulichen Umgebung gelungen. Solche Staffage scheint bei Petzl das Erste zu sein, an das sich dann die Architektur als Hintergrund den Stimmungsausdruck vollendend anschließt. Werner führt uns die zauberische Pracht des ehemaligen, die stille und doch in den Ruinen so anziehende Melancholie des heutigen Venedigs vor, Gerhardt und Gärtner lassen uns einen Blick nach Spanien thun, der des ersteren in die Alhambra ist besonders fesselnd. Architektur im Mondschein zeigen Catel und Elsasser, Stange ist leider nicht vertreten. Ludwig Lange ist gleich Schinkel auch Landschaftsmaler, und wie er gleich diesem bei Bauten gern auf die Naturumgebung Rücksicht nimmt, so führen andrerseits uns seine hellenischen Tempelruinen zu den architektonischen Entwürfen.

Gewöhnlich beginnt die Kunst einer Nation oder einer neuen Epoche mit der Architektur, indem sie ihre Eigenthümlichkeit im Baustil durch allgemeine große Züge und Richtungen symbolisch darlegt und die Grundlage für die Entwicklung der Sculptur und Malerei bildet. Zu erfinden, zu machen aber ist ein neuer Baustil so wenig als ein Volksepos, sondern er wächst gleich diesem aus dem Geist des Ganzen allmälig hervor, er entwickelt sich durch die Gesammtthätigkeit im Lauf der Jahrhunderte, die einzelnen Meister sind von ihm getragen und führen nur die ihnen überlieferten Elemente zu feinerer und harmonischer Vollendung oder verwerthen sie für neue Aufgaben. Unsrer Zeit aber fehlt noch die Einheit des Bewußtseins. Das Reich des Geistes beginnt, die Individualitäten werden frei, die äußere Autorität ist gebrochen, aber die allgemeine Zustimmung zur erkannten Wahrheit, der Bund für die gemeinsamen Zwecke ist noch nicht vorhanden, vielmehr ringen die Gegensätze, die sich durchdringen und ergänzen sollen, noch in ihrer Einseitigkeit mit einander. Daß eine gottinnige Humanität, daß die Verbindung der sittlich-religiösen Wahrheit des Evangeliums, der Religion Christi mit der Natur- und Geschichtswissenschaft unsrer Zeit, daß die Erkenntniß und Darstellung des Waltens göttlicher Macht, Gerechtigkeit und Liebe, der mo-

ralischen Weltordnung, in allem Leben die Aufgabe und das Ziel der Gegenwart, ihrer Bildung und Kunst sei, das steht wohl für einige vorangeschrittene Geister fest,*) ist aber noch keineswegs in einer öffentlichen Meinung verwirklicht, vielmehr müssen wir sehen, wie die Feinde des Geistes, ein Dogmatismus und irrationaler Buchstabendienst auf der einen Seite, ein gottesleugnerischer, den Menschen zur Maschine erniedrigender Materialismus auf der andern, sich ausbreiten, wie im Wechsel von Reaction und Revolution die organische Entwicklung, die künstlerisch fortgestaltende, von Ideen geleitete Reform nur schwer eine Stätte findet. Die Malerei ist in diesen Wirren eine Taube mit dem Oelzweig, an den Werken der größten Meister können wir sehen, daß unsre Gedanken und Hoffnungen bereits ihre Verwirklichung finden: ein Cornelius predigt das Christenthum des Geistes, ein Kaulbach malt Gott in der Weltgeschichte, treffliche Landschaften zeigen uns ihn in der Natur, und das Bestreben nach einer Versöhnung von Idealismus und Realismus ist offenbar; an die Stelle des kirchlich Symbolischen und Mythischen oder des nur Weltwirklichen will eine historische Idealität treten, die in der Erscheinungswelt den ewigen Gedanken zeigt und der Idee die naturwahre, lebensfähige Gestalt gibt. Aber noch sind nur Einzelne die Diener und Priester des neuen Lebens, seiner Freiheit und seines Friedens; seinen architektonischen Ausdruck kann es erst finden, wann es Volksbewußtsein geworden ist. Für die Architektur bleibt unter solchen Verhältnissen die Aufgabe, daß sie die Formen und Weisen früherer Jahrhunderte ihrer Bedeutung nach verstehen, für die Bedürfnisse unsrer Zeit sinnvoll und zweckmäßig verwenden lernt. So hat die Literatur sich des Orients und Occidents bemeistert und ist in der Schule des Hellenenthums groß geworden. So haben unsre besten Architekten, die Schinkel und Klenze, die Zwirner und Ohlmüller, die Gärtner, Ziebland, Stüler, Lange, Hübsch, Semper, Stier, Hitzig, Voit, van der Nüll, Sicardsburg, Förster u. s. w. das Griechische, das Mittelalterliche, Romanisches wie Gothisches, die Renaissance studirt und dann nicht willkürlich, sondern dem Geist der ihnen gestellten Aufgaben gemäß das eine oder das andere verwendet, nicht bloß wiederholt, sondern mit den gegebenen Mitteln neue Aufgaben gelöst und diese Mittel selbst im Sinne der Gegenwart modificirt. Der individuellen Freiheit und dem historischen Geist unsrer Zeit thut dies auch ein Genüge, die gemeinsamen Ideen warten noch, daß das Volk sie erst erfasse. Außerdem können wir bemerken, daß sich ein Zug nach malerischer Schönheit gegenüber dem nüchternen Fabriken- und Casernenstil, der eben nur massige Logirkasten baut, geltend macht, wie das auch die Neubauten von König Max in München bekunden. Aber dringend müssen wir darauf hinweisen, daß man nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen baue, daß man nicht Façaden fertig mache und dahinter die Bewohner sich einrichten lasse, wie sie können, sondern daß die innere Einrichtung auch außen sichtbar werde und daß der Zweck des Gebäudes durch seine Form zur Erscheinung komme. Nur so ist das Werk organisch: die künstlerische That hat dann diese anschauliche Zweckmäßigkeit zugleich symmetrisch und wohlgefällig zu gestalten.

Neben den architektonischen Zeichnungen gedenken wir der Kupferstiche. Sie dienen zumeist in der Ausstellung, um das Bild der einzelnen Schulen und ihrer Meister zu vervollständigen. Auch hier hat der einfache strenge Sinn der Reformatoren der Kunst zu gediegener Zeichnung, zum Verschmähen des äußerlichen Prunks und bloßen Effects geleitet. Amsler begann im Anschluß an die altdeutsche, namentlich Dürer'sche Weise, seine selbständige Laufbahn mit Stichen nach Zeichnungen von Cornelius, ging aber auch zur Wiedergabe von Gemälden in der mehr malerischen freieren Weise fort. Wir erfreuen uns in der Ausstellung sehr gelungener Zeichnungen nach Raphael, die er leider nicht mehr seiner Grablegung und Münchner Madonna angereiht hat. Thäter gab vortreffliche Umrisse nach Cornelius, Stiche in Cartonmanier nach diesem, Schnorr und Kaulbach, und erfreut uns jetzt mit einem mehr das Farbige nachbildenden Cyklus des Schwind'schen Aschenbrödel's. Die vielen aus seiner Schule hervorgegangenen Blätter zeigen ihn als verdienstvollen Lehrer. Merz steht ihm namentlich mit dem jüngsten Gericht und der Zerstörung Trojas von Cornelius, der Zerstörung Jerusalems von Kaulbach würdig zur Seite. Felsing hat neben ältern Meistern sich besonders der Düsseldorfer Schule und ihrer weicheren malerischen Weise zugewandt. Keller ist der Overbeck der Kupferstecher; dessen Zeichnungen und Jugendwerke Raphael's hat er meisterhaft wiedergegeben, das große Blatt der Disputa aber ist leider etwas nazarenisirt; nur an einigen Stellen führt ein gemeinsamer Ton zur Massenwirkung, und nicht alle Köpfe zeigen die geistvolle Durchbildung des Originals. Dies muß bei aller Anerkennung der Verdienste dieses schon viel gepriesenen, vielleicht übersleißigen Werkes doch auch gesagt werden. Keller scheint eine Art Mitte zwi-

*) S. meine religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk, und das Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten.

schen Carton- und Farbenmanier als das für Fresco Geeignetste gesucht, aber nicht gefunden zu haben. — Zumpe hat die Rahl'sche Christenverfolgung in den Katakomben gut und wirksam wiedergegeben.

Plastische Werke sehen wir von den Altmeistern Gottfried Schadow und Rauch. Ersterer, der die Statue Friedrich's des Großen, des alten Dessauers und die Victoria auf dem Brandenburger Thore geschaffen, brach im Norden die Herrschaft des Zopfes auf realistische Weise, indem er dem Manierirten, Gespreizten, Ueberladenen die einfache Kraft naturtreuer Charakteristik entgegensetzte, während im Süden Canova und Thorwaldsen dem reinen und hohen Styl idealer Schönheit in den Werken der Griechen nacheiferten. Rauch ging auf Schadow's Bahn weiter; er übte sich auch erfolgreich in idealen Gestalten, wie seine Victorien in der Walhalla beweisen, aber am größten ward er, als er dem Schmerz des Vaterlandes im Bilde der frühverstorbenen Königin Luise, als er dem Dank für die Sieger der Befreiungskriege in ehernen Statuen eine würdige Anschauung zu geben hatte: da erschien Scharnhorst, der die Erhebung des Volkes und seine Waffnung sinnend erwägt, Bülow, der dem Feinde unerschütterlich widersteht, Blücher, der kühn vorwärts dringt, und in solchen Werken war der Beweis geführt, daß auch die Gewandung unsrer Zeit doch von dem Plastiker bewältigt werden kann, sobald er sich nur nicht an die Mode des Tages, sondern an das Allgemeine einer Epoche hält und es für seine Zwecke zu modificiren und zu verwerthen versteht. Wir sehen von Rauch das äußerst fein ausgeführte, in Erz gegossene Modell seines Friedrich-Denkmals, des umfassendsten plastischen Werkes unsrer Tage, das den Helden hoch zu Roß darstellt auf einem Piedestal, welches die Statuen der Krieger, Staatsmänner, Künstler und Gelehrten seines Volkes umgeben, deren Kraft er eben so zu der seinigen zu machen verstand, als sie gleich verschiedenen Ausstrahlungen seines Geistes die einzelnen Seiten seiner umfassenden Natur in voller Persönlichkeit darstellten. Man genießt das Ganze hier leichter und besser als angesichts der kolossalen Ausführung in Berlin, da dort der Unterbau die Statue des Königs allzuhoch erhebt und man schon für den Genuß der Durchbildung des Einzelnen zu weit entfernt stehen muß, wenn anders sich nicht zu vieles verkürzen soll bei dem Blick von unten nach oben.

Rauch's Büste von Rietschel ist bei Weitem das vollendetste plastische Portrait der Ausstellung, ja vielleicht der neuern Zeit, geistvoll in der Auffassung, leicht und sicher in der Behandlung, voll unmittelbarster Lebenswärme, den Greis in der ewigen Jugendkraft unalternder innerer idealer Wesenheit darstellend. Rietschel ist jetzt der Erste unter den Bildhauern, und wie die Büste den Realismus zeigt, der sich zu jener Vollendung erhebt, wo er ideal wird, so erscheinen vier Reliefs als eben so schöne wie naturwahre Darstellungen des Gedankens der Tageszeiten in vier Knabengestalten, des Morgens, dessen Fuß die Eule verscheucht, des Tages, der wie ein senkrechter Sonnenstrahl schwebt, des ruhigeren Abends und des still entschlummerten Nachtgenius.

Gleichfalls aus Dresden kommt die herrliche Statue Raphael's von Hähnel. Der Meister der Formschönheit steht hier voll all der jugendfrischen schlichten Anmuth, wie man sich ihn gerne denken mag, wie die Portraits, die er selber von sich gemalt, die Anleitung geben. Irre ich nicht, so sind auch Wittig's Ganymed und Hebe, wie der Eine den Adler des Zeus, die Andere die Pfauen der Juno füttert, aus der Dresdner Schule hervorgegangen. Aus Berlin kam Kalide's Knabe mit einem Schwan, ein sehr lebendiges und anziehendes Werk, und von August Fischer ein kämpfender Krieger, der Vertreter Englands auf dem Denkmal des Belle-Alliance-Platzes in Berlin, das aber der Ausführung noch wartet, eine Gruppe voll Feuer und großer Energie der Bewegung, die allerdings hart an die Grenze des plastisch Erlaubten herankommt, ohne sie indeß zu überschreiten. Wie der Krieger über dem Erschlagenen fortkämpfend steht, baut sich vortrefflich auf, nur der Leopard zu seiner Seite macht keine glückliche Linie. Von ihm sind ferner eine Reihe guter Medaillen vorhanden, von Affinger Portraitbüsten, unter ihnen die Ernst Moritz Arndt's. Sußmann's trunkner Faun ist ein Meisterwerk in der Darstellung weichen Fleisches im harten Marmor, aber weder der Gegenstand noch die Linie des gesenkten Kopfes im Verhältniß zur linken Schulter scheint mir lobenswerth; Weinseligkeit, meine ich, sollte immer zugleich von dionysischer Begeisterung begleitet sein. An der Spitze der Münchener Schule steht Schwanthaler, dessen antikisirender Zeichnungen ich schon gedacht, mit der Statue von König Ottokar von Böhmen und von Libussa, die den romantischen Sinn des Meisters und seine vorzügliche Behandlung mittelalterlicher Gestalten und Costüme bezeugen, indeß in der Nähe von Rietschel und Hähnel den Mangel an so eingehender Durchbildung und ein doch an sich sehr glückliches decoratives Gepräge nicht verleugnen können. Auf dem Wege antiker Formvollendung wandelt Brucker; seine Penelope, sein Achill und Chiron sind meisterlich entworfen und ausgeführt, weniger befriedigte

mich der Faun mit der Tigerin; von hinten angesehen, macht jener sogar eine unanständig häßliche Figur; in bedeutsamem Contrast steht dagegen sein Christus mit dem Versucher, letzterer in einer an Michel Angelo oder an Kaulbach'sche Dämonen erinnernden Formengröße behandelt. Auf Schwanthaler's Bahn im Streben nach einer ansprechenden eleganten Erscheinung gehen J. und A. Hautmann. Eine bacchische Gruppe von Hönig hatte viel Lobenswerthes im Aufbau und in den Naturstudien. Der tief und ausdrucksvoll aufgefaßten Sapphostatuette von Knoll wünsche ich die Marmorausführung im Großen. Christliche Gegenstände im Anschluß an mittelalterlichen Styl behandelten Lenz, Griesemann, Schwenke, Ruff und Entres; sie u. A. überragt Knabl mit einer in Holz geschnitzten Gruppe: Die heilige Anna und Maria; der religiöse Ernst, die lebendige Charakteristik, die liebevolle Innigkeit, die naturwahre Empfindung reihen das Werk dem Schönsten an, was in den Tagen der Schongauer und Vischer in Nürnberg gearbeitet worden ist. Mehr an italienische Meister, denen die Antike stets näher stand, erinnert die Pietas von Widnmann; man denkt an Sansovino oder an das Christusideal, wie es Leonardo da Vinci zeichnete. Eine Pietas von Rietschel wird mit Recht um der Tiefe des in ihr ausgesprochenen Gefühls und um der liebevollen Ausführung willen bewundert; aber der rechte Winkel, den die neben dem fast wagrecht ausgestreckten Sohne weinende schmerzreiche Mutter macht, läßt nicht verkennen, daß der Künstler den Rhythmus der Linien im Aufbau der Gruppe eben dem Empfindungsausdrucke geopfert hat. Widnmann dagegen hat jenen vorzugsweise im Auge gehabt und dadurch dem Rietschel'schen ein ebenbürtiges Werk zur Seite gestellt, dem die Marmorausführung sicherlich noch eine größere Feinheit in Form und Ausdruck geben würde; die Art und Weise, wie beide Gestalten zu einer pyramidalen Gruppe gebunden sind, scheint mir besonders preiswerth. Das Werk sollte als Vesperbild in unsrer Basilika stehen!

Der Bildhauer Müller in München setzt sich die Aufgabe, die nordische Mythe plastisch zu veranschaulichen. Ist dieselbe auch hin und wieder von Haus aus phantastischer, düsterer, wildkühner gedacht als die hellenische, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch in dieser Ungeheuerlichkeiten vorkommen, die aber die Künstler mieden oder umbildeten, und daß die anschauliche Klarheit der Götter großentheils das Werk der Plastiker ist; so mag denn auch der Deutsche unter den göttlichen Mächten, die seine Ahnen verehrten, und aus dem Sagenkreise derselben dasjenige auslesen, was darstellbar ist und dies zur vollen Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen in der Bestimmtheit der Kunstform bringen. Solche Gestalten sind die Nornen Müller's, eine wohlaufgebaute Gruppe, sind die Wesen, welche das Leben des Meeres, der Wasserwelt personificiren, als Zierrath einer Vase. Dem Künstler bietet sich hier Gelegenheit, seine Kraft an der Schöpfung neuer idealer Typen zu versuchen, und wenn er es versteht, Gegenstände zu wählen, in denen die nationale Phantasie einen ewigen und allgemein-gültigen Gehalt ausgeprägt hat, so kann er auch Werke schaffen, die sich dem allgemeinen Verständniß leicht erschließen.

Eine sehr sinnige ideale Gruppe ist Werner Henschel's Freud' und Leid. Die Dichterstatuetten Schaller's sind eine Verbindung des Portraits mit einer den geistigen Charakter ausprägenden freien Darstellung. Die Racenköpfe von Launitz geben Typen in einer auch für Naturaliencabinette genügenden Treue. Thiere, zahme und wilde, in charakteristischen Stellungen äußerst ausdrucksvoll und lebendig, bildet Habenschaden. Fortner endlich beweist durch seine Geräthe in oxydirtem Silber dem Beschauer, daß seine Münchner Freunde nicht Unrecht haben, ihn an Geist der Erfindung und Fleiß der Vollendung mit Benvenuto Cellini zu vergleichen.

Noch sind vier Schilde zu besprechen. Der eine, im Original ausgestellt, ward von der österreichischen Armee dem Grafen O'Donell für seine Vertheidigung des Kaisers gegen den Mordanfall verehrt; er ist von van der Nüll nach seiner architektonischen Gliederung entworfen, die Figuren hat Karl Mayer gezeichnet, die Ausführung in Erz Joseph Cesar vollendet. Die Disposition ist klar und einfach. Im runden Felde der Mitte bekämpft der Erzengel Michael den Drachen. Vier Kreuzarme erstrecken sich von da zum Rande, sie sind mit Waffen verziert; in den Feldern zwischen ihnen sind in vier Gruppen die Figuren von Muth und Stärke, Vaterlandsliebe und Treue, Einheit und Sieg, Ruhm und Ehre dargestellt. Nicht alle sind leicht zu kennen. Am Rande halten Kriegergestalten Felder mit dem Namen von Schlachten. Viel Phantasie ist weder in der Erfindung noch in der Ausführung sichtbar. Dagegen bewundern wir die Phantasie von Cornelius auf dem Entwurf des Taufschildes, den Friedrich Wilhelm IV. dem Prinzen von Wales als Pathengabe gesandt; indeß sind die im Kupferstich erschienenen Umrisse nach der Zeichnung des Meisters noch erfreulicher als ihre ausgestellte Modellirung. Die Stylisirung des Dampfschiffes, auf welchem der König ankommt, stimmt vortrefflich zu den biblischen Scenen, unter denen Christi Einzug in Jerusalem und die Stiftung des Abendmahls

ausgezeichnete Compositionen sind. Widnmann hat eine große classische Bildung in dem Heraklesschilde nach Hesiod bewährt; die Ausführung ist in der von Flaxmann angebahnten Weise nach den besten Vorbildern des Alterthums in echtgriechischen Formen. Romantisch dagegen muthet uns der Sängerschild an, den Knoll nach der Tannhäusersage modellirt hat: in der Mitte Venus und Tannhäuser liebend umschlungen; dann ein Kreis mit zierlichen Reigentänzen und einer mit der wilden Jagd; der äußerste mit Scenen aus dem Leben Tannhäusers. In der plastischen Veranschaulichung der wilden Jagd hat auch Knoll der nordischen Mythologie sich angeschlossen; seine Formengebung erinnert an Schwind, das beste Muster für solche Gegenstände, wie der zweite und vierte Kreis sie zeigt.

Es konnte meine Absicht nicht sein, die mehr als 2000 Werke der Ausstellung zu besprechen; ich konnte nur auswählen, was mir für die Kunst der Gegenwart charakteristisch erschien. Vieles, das für sich allein oder in einer gewöhnlichern Umgebung sicher die Aufmerksamkeit erregen würde, verschwindet hier in der Menge oder wird durch die überwältigende Nähe der epochemachenden Arbeiten des Jahrhunderts in Schatten gestellt. Es ist das Eigenthümliche der Ausstellung, daß grade diese ihr das Gepräge geben, daß man immer wieder zu ihnen zurückkehrt. Die Werke werden sich wieder zerstreuen, aber die Thatsache wird bleiben: Deutschlands Künstler haben sich genossenschaftlich geeinigt, und haben der Welt ein Zeugniß deutscher Art und Kunst gegeben: möge der nationale Styl, das Festhalten an Idee und Charakter neben der naturwahren Technik und formalen Schönheit auch dem heranwachsenden Geschlecht zu eigen bleiben. Dazu grade soll die Ausstellung wirken, ein Bild nationaler Kunst.

M. Carriere.

Literarisches.

Zeitlosen. Gedichte von Moritz Hartmann. Braunschweig. F. Vieweg und Sohn. Was diesen Gedichten im Allgemeinen eigen ist, die innige Verschmelzung von zarter, fast weiblicher Empfindung mit der kernhaften Kraft in der männlich klaren Anschauung, wird im Besondern durch die Wahl der Gegenstände, die bedeutende Gestaltungskraft, welche sich namentlich historischen Stoffen gegenüber trefflich bewährt, durch die edlen Bilder und die Meisterschaft in der Anwendung der verschiedenartigsten Formen gehoben und zur vollsten Geltung gebracht. Der geläuterte Sinn für das Reale, der sich bei allen Richtungen in Hartmann's Dichtergeist kund gibt, zeichnet den größten Theil dieser Gedichte aus; alle aber tragen sie den Stempel des reifen, geprüften und bewährten Charakters, des reichen und leichtbewegten Gemüthes, das für das Volk und seine Leiden und Freuden stets offen mitfühlt und immer auch das rechte Wort findet, um sein Verständniß kundzuthun. Hartmann hat durch seine weiten Fahrten und den längern Aufenthalt in fernen Ländern manchen werthvollen Einblick in fremde Culturverhältnisse gethan, er versteht es, sich in die charakteristischen Eigenthümlichkeiten fremder Nationalitäten leicht hineinzudenken und aus ihrem Geiste heraus schaffen zu können, und dieser echt historische Geist, wie ihn nur die größten und gereiftesten unsrer Dichterheroen, wie ihn Platen und Uhland in ihren Werken gezeigt, wie ihn neuerdings Lingg in vielen seiner ersten Gedichte so schlagend kundgab, stellt Hartmann unbedingt an die Spitze der gegenwärtigen poetischen Literatur und läßt uns mit voller Ueberzeugung in ihm freudig den echten Dichter erkennen. Die wahre Begeisterung spricht bei ihm in volltönenden, die innige Empfindung in einfachen, herzergreifenden Klängen. Man lese nur das „Lied", das in seiner einfachen Tiefe lebhaft an Uhland erinnert:

Ein Schloß ist halb verborgen,
Im grünen, grünen Wald,
Es glänzt so rosig am Morgen
Wie des Glückes Aufenthalt.
Es glänzet im Mondenscheine,
Da singet die Nachtigall,
Da tönen die alten Steine
Nachzitternd im Wiederhall.
Nach jenem weißen Schlosse
Blick ich von fern hinan,
Trab' ich auf schnaubendem Rosse,
Geh' ich als Pilgersmann.
Nicht sagt es die lichte Mauer,
Die Fenster sagen es nicht,
Daß dort ein Leben in Trauer
Wie hier mein Herz zerbricht.

Hier ist Alles vereint, was den lyrischen Dichter in der höchsten Vollendung kennzeichnet. — Von eigenthümlich schöner und erhebender Wirkung sind die rhythmischen Nachbildungen antiker Chöre, die hier als „Symphonien", als Musik in Worten uns geboten werden. Das Gedicht „Der alte Reitersmann" ist eine kernige Art von Tannhäusersage in kühner und selbständiger Auffassung. Die Wendung:

„Doch hab ich mich zu erlösen versucht,
Mit Beten und mit Singen,
Die Elfenfraue lachte verrucht:
„Das wird mich nimmer zwingen!
Gib dich zur Ruh, vom Bösen
Wird dich die Zeit erlösen."

Die Zeit, die that's. Mein Haupt ward grau,
Mein Antlitz voller Falten.
Da sprach zu mir die hohe Frau:

„Wir wollen dich nicht mehr halten.“
Und magere Elfen und bucklige Zwerge
Stießen mich fort aus dem Berge.

sowie die ganze kräftige Gestalt des alten Reitersmannes sind im Vergleich zu dem minne- und glaubenskranken Tannhäuser sehr originell und zeitgemäß. Ein Meisterstück ist „Die Lampe“; sodann verdient „Herrn Mannwelt's Woche“ die höchste Anerkennung. Doch wir müßten alle nennen, wollten wir keins der besten vergessen. Wie anders wirken die lyrischen Ergüsse, welche unter dem Gesammttitel: „Heimkehr und Flucht“, zusammengefaßt sind, im Vergleich zu ähnlichen Gedichten. Hier fühlt jeder einzelne Deutsche den Schmerz und die Klage des Verbannten doppelt, denn sie sind geheiligt und tragen die Palme der Aufopferung. Der Dichter leidet nicht für sich, er trägt sein Schicksal willig im Hinblick auf den hohen Zweck, der ihm vorschwebt, und seine Klage gilt nicht einem persönlichen Mißgeschick, wenn er singt:

Traurig ist es, so zu schleichen,
Vor den Menschen sich zu scheuen;
Gruß, Geplauder, Händereichen
Würden heut mich doppelt freuen.
Wahrlich, das ist nicht die Reise,
Wie ich sie geliebt vor Zeiten,
Und das ist nicht meine Weise,
Durch die off'ne Welt zu schreiten.

Hartmann hat sich bereits wiederholt in der Nachbildung volksthümlicher Dichtungen meisterhaft bewährt. Seine „Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen“, welche ebenfalls soeben gesammelt bei G. Westermann in Braunschweig erschienen sind und von denen früher einzelne bereits in den Monatsheften abgedruckt wurden, geben ein glänzendes Zeugniß für die liebenswürdige Einfachheit und den gesunden Humor, durch die sich Hartmann's Erzählertalent auszeichnet. Auch unter seinen vorliegenden neuen Gedichten finden sich mehrere poetisch erzählte Sagen aus fernen Landen, die zwar in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten und doch uns so ganz zu eigen geworden sind, daß man das Fremde wie Eignes genießt.

Neue Romane.

Die Unterhaltungsliteratur hat in der letzten Zeit beträchtliche Beiträge erhalten, die freilich nur theilweise von hervorragender Bedeutung und dauerndem Werthe sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß fast alle neueren Romane von einem freieren Blicke in Bezug auf allgemeine Verhältnisse das Zeugniß geben, und wenngleich der eigentliche Kunstwerth derselben gegen früher geringer geworden ist, so erhalten sie dafür als vermittelnde Träger der Intelligenz einen besonderen und zeitgemäßen Werth. Die historischen und socialen Stoffe sind vorwiegend, und da die Gestalten der neueren Romane größtentheils nicht um ihrer selbst willen, sondern als Vertreter allgemeiner Ideen und großer Zeitfragen da sind, so gewinnen dieselben selten ein recht anregendes originelles Leben, es sei denn, daß sie als geschichtlich gegebene Individuen ihre Eigenthümlichkeit mit in den Roman hereinbringen. Somit ist gegenwärtig der historische Roman im Vortheil und ihm wendet sich daher auch mit Recht vorzugsweise das Interesse zu. Vortrefflich in der Ausführung, wenn auch anfänglich etwas breit angelegt, ist der historische Roman „Drei Jahre von Dreißigen“ von L. Rellstab. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. Dieses Werk, welches bereits in zweiter Auflage erscheint, verdient vollkommen das lebhafte Interesse, mit welchem es begrüßt wurde, da es neben der historischen Gediegenheit das ausgezeichnete Erzählertalent des beliebten Verfassers glänzend bewährt. Man kann es füglich als Muster für die historische Richtung der gegenwärtigen Romanliteratur aufstellen. — Ein ganz unterhaltender, obgleich höheren Anforderungen nicht genügender Roman, der im Stil viel Geziertes enthält, ist: „Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit“ von Franz Carion, ebenfalls in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen.

Eine interessante Erscheinung ist: Bis in die Wildniß. Von Armand. Vier Bände. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. — Eine außergewöhnliche Sicherheit in der Auffassung äußerer Verhältnisse, verbunden mit ausreichender Herrschaft über die Form, vielseitige Kenntnisse und bestechende weltmännische Bildung, sind die Vorzüge; Mangel an Erfindung und Charakterisirungsvermögen die Schattenseiten des vorliegenden Werkes. Der Verfasser scheint seine Anlagen jedoch genau zu kennen, wie er denn über das Reale in sich und seiner Umgebung überhaupt sehr klar denkt; er hat deshalb sein Buch nicht einen Roman genannt, und wir sollen somit auch nicht das Recht erhalten, dasselbe als solchen zu betrachten. Einzelne Theile, so die in dem Buche enthaltenen Naturschilderungen, bekunden eine hinreißende Wärme des Gefühls, die Darstellungen der socialen Verhältnisse in Amerika geben von der gereiften Anschauung und dem Scharfblicke des Verfassers Zeugniß, ebenso sind mehrere episodische Vorfälle meisterhaft gezeichnet; man hüte sich aber ja, für das ganze Werk, oder vielmehr für die einzelnen vorkommenden Menschen, als das Geistige darin, jenes Interesse zu fassen, welches man Romanfiguren gewöhnlich entgegenbringt. Alle auftretenden Personen sind nichts weiter, als theils wohlerzogene, theils verwilderte gewöhnliche Menschen, ohne

jede Spur von Originalnat, die im ersten Bande ihrer Geschichte die schönste Poesie leben, um in den folgenden an der trivialen Wirklichkeit sich und den Leser wieder nüchtern werden zu lassen. Auch sind sie so kühl, klug, gebildet und zurückhaltend, daß sie den Leser nur besuchsweise an sich herankommen lassen und ihm nur oberflächlich und vorübergehend ihre Bekanntschaft von der besten Seite gönnen. Wenn Alles dabei glaublich bliebe, so wollten wir gern mit dieser Copie der gewöhnlichen Welt vorlieb nehmen, aber obgleich der Verfasser sein Buch nicht einen Roman nennt, so beweist doch gar Vieles darin, daß er nicht abgeneigt war, oder sich nicht ganz davon losmachen konnte, einen Roman schreiben zu wollen. Mehrere Gestalten, unter andern eine der interessantesten, Eugenie, die erste Geliebte des Helden, ist ganz oder theilweise ein Kind der Phantasie, und zwar, wie es anfänglich scheint, der Phantasie eines wirklichen Dichters. Bald jedoch entdecken wir, daß hierbei wohl nur die poetisch erregte Einbildungskraft eigne Erlebnisse der Jugendzeit verklärt geschildert hat, denn grade diese Gestalt, die uns zuerst so lebhaft angezogen, tritt schließlich in einer Weise auf, daß man sich des Interesses schämt, dessen man sie früher gewürdigt. Im Vorwort wird der Spruch Goethe's: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben, wo ihr es packt, da ist es interessant," auf das Buch angewandt. Wir stimmen dieser Anwendung in sofern bei, als die äußeren Mittel der Gegenwart dem Verfasser Gelegenheit gaben, tief und weit in's groß-, allgemeine Menschenleben hineinzufassen. So ist sein Buch sehr interessant geworden und bildet einen auffallenden Contrast gegen solche Bücher, die mit geringen Mitteln, mit dem einfachsten Apparat die größte innere Befriedigung gewähren, ohne deshalb in gewissem Sinne grade besonders „interessant" zu erscheinen. Den Griff in's volle Menschenleben hat der Verfasser gethan, aber „Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt," heißt's bei Goethe weiter, und eben dies im höheren Sinne schauen, den wahren Gehalt abgerundet, durchgeistigt und versöhnt erkennen, das, was den Dichter vom bloßen Darsteller wirklicher Ereignisse unterscheidet, mangelt hier, und dieser Mangel läßt doppelt bedauern, daß so reiche Mittel nichts Bedeutenderes bezweckt haben. Wir verlangten bisher von der Kunst, daß Alles darauf ausgehe, in der Darlegung rein menschlicher Empfindungen seinen Zweck zu finden; im vorliegenden Buche schildert der Verfasser die menschlichen Empfindungen nur zu dem Zwecke, äußere Verhältnisse durch dieselben zur Anschauung zu bringen. Als ein Spiegelbild unsrer Zeit zeigt sein Buch nur Massen, aber keine Persönlichkeiten, nur Verhältnisse, aber keine Charaktere, nur schöne oder eigenthümliche Natur, aber keine menschliche Größe; dies Alles allerdings mit einer Consequenz, einer Klarheit und bewußten Herrschaft, daß man es nur mit Bewunderung lesen kann. — Aber was ist dies Buch? müssen wir schließlich fragen, da wir doch einmal Deutsche und keine Amerikaner sind, also jeder neue Ankömmling sich über Stand und Charakter ausweisen muß. Es ist in's Leben getreten und wir fühlen in ihm den lebendigen Geist der Zeit; als echter Revolutionär paßt es jedoch in keine der einmal vorhandenen Kategorien, und wir müssen abwarten, ob es ihm gelingt, sich selbst als neue Form zu behaupten. Vor der Hand erscheint es noch fremdartig und seltsam, voller Verstöße gegen hergebrachte Begriffe und Erwartungen — indessen, wer weiß, ob es nicht der wahre literarische Ausdruck einer neuen Geisteserichtung ist, der die Zukunft gehört, die über alle unsre Einwendungen triumphirt und sie durch ihre Wirkung verspottet.

Zu derselben ultrarealistischen Richtung gehört „Wolkenkuksheim" von Hermann Presber. Frankfurt, bei Meidinger Sohn u. Co. Auch in diesem Romane tritt uns die Wirklichkeit in photographischer Genauigkeit ohne alle Retouche entgegen. Es kommt dabei nicht auf Abrundung und dichterischen Schmuck, sondern nur auf Treue und Gewissenhaftigkeit an. Wie uns Armand das großartig bewegte Treiben in einem durch die Entfernung interessanten Lande schildert, so zeigt Presber im kleinen Rahmen eines engen Einzellebens ein sauber ausgeführtes Genrebild voll gemüthlicher, aber auch kleinlich philiströser Züge. Beide Werke, so verschieden im Stoff und in der Auffassung von Einzelheiten, vereinigen sich in der principiellen Richtung der Verfasser.

Eine sehr bedeutende Erscheinung ist der Künstlerroman „Heinrich Falk" von Otto Roquette. Breslau, bei Eduard Trewendt. Der Stoff entbehrt zwar der Originalität und wir finden bei dem oft variirten Thema wenig Neues in den drei Bänden; die geistvolle und sorgfältige Ausarbeitung entschädigt jedoch einigermaßen für diesen Mangel und der geschmackvolle Ton des Verfassers wird sein Werk unter der gebildeten Lesewelt vielfach verbreiten.

„Leben und Lieben in Norwegen" von Theodor Mügge, Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. enthält vier meisterhafte Erzählungen, die voll Kraft und Frische in der Schilderung und dabei von edler Einfachheit in der Anlage sind. In demselben Verlage erschien „Marianne, oder um Liebe leiden," Roman von Heinrich König, dem eine wahre Begebenheit, die ihrer Zeit viel besprochen wurde, zu Grunde liegt. Es wird den schriftstellernden

Frauen oft der Vorwurf gemacht, daß sie die Männer allzu weibisch darstellen, gegen eine Charakterzeichnung wie die der Sidonie in König's Roman sollten alle Frauen protestiren, denn sie ist so gewagt als möglich und der ihr beigegebene Dr. Hoßbach erscheint ihr gegenüber ebenso unmännlich. Die übrigen Gestalten sind treffend und die ganze Ausführung sehr lobenswerth. Ferner erschien in demselben Verlage „Mozart," ein culturhistorischer Roman von Heribert Rau, an dem die vielen historischen Auszüge und Zusammenstellungen das Werthvollste sind.

Ein sehr hervorragendes Talent zeigt Ludwig Steub in seinem Roman „Deutsche Träume." Braunschweig, bei F. Vieweg und Sohn. Hier zeigt sich recht klar die Grenze des poetisch Möglichen. So achtenswerth die Gesinnung des Verfassers ist, so würde sein Talent in diesem Roman doch zu viel größerer Bedeutung gekommen sein und etwas ganz Ausgezeichnetes geliefert haben, wenn es ihm nur um künstlerisches Schaffen zu thun gewesen wäre und die Tendenz nicht der unmittelbaren Wirkung überall hemmend entgegenträte.

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung in unsrer Literatur ist M. Solitaire, dessen „Erzählungen bei Nacht," Leipzig, bei Heinrich Matthes, voll fremdartiger, oft bizarrer, aber meist sehr genialer Züge sind. Dieser Dichter macht fast den Eindruck eines Riesen, der seiner Kraft sich bewußt, aber seiner Glieder nicht ganz mächtig ist; überall erkennt man die Blitze der außerordentlichsten Begabung, nirgends aber sind die Stoffe vollständig bewältigt, und es bleibt etwas chaotisch Düsteres in allen seinen Arbeiten. Das Nachtstück „Die Hungermühle" ist für die Licht- und Schattenseiten des Dichters ein großartiger Beleg.

Als sehr unterhaltend und erheiternd, dabei nicht ohne tiefergehende Blicke in die Verhältnisse der Gegenwart, darf die launige Erzählung: Michel, Geschichte eines Deutschen unsrer Zeit von Johannes Scherr. Prag bei J. L. Kober, empfohlen werden.

Anspruchslos in ihrer behäbigen Geschwätzigkeit sind die „Bilder aus dem häuslichen Leben" von Karl von Holtei. Berlin, Eugen Mecklenburg. — Das californische Lebensbild „Gold" von Friedrich Gerstäcker, Leipzig, bei Hermann Costenoble, liefert einen neuen Beweis für des Verfassers altbewährten Ruf als trefflicher Volksschriftsteller. Als anregende Unterhaltungslectüre sind noch die „Erzählungen aus Niedersachsen" von Günther Nicol und die „Erzgebirgischen Geschichten" von Elfried von Taura, beide bei C. Rümpler in Hannover erschienen, zu empfehlen. Erstere vorzugsweise bilden eine Sammlung von einfachen, natürlichen und gemüthvollen Dorfgeschichten.

Ein in seiner Art einziges Druckwerk ist die soeben bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienene Prachtausgabe von Fr. Rückert's Liebesfrühling. 35 Bogen in groß Quart, reich verziert mit Schrödter'schen Initialen: jedem Strauße ein großes Blumenblatt in Farbendruck beigegeben, ausgeführt mit solcher Vollendung, daß etwas Aehnliches noch nicht erschienen ist; und in diesen kostbaren Rahmen die reinsten Perlen Rückert'scher Poesie eingefaßt, — da liegt wohl die Frage nahe: Welches zugleich sinnigere und kostbarere Geschenk kann ein Bräutigam seiner Verlobten zu Füßen legen, als — diesen Liebesfrühling?

Die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig hat wie in früheren Jahren auch diesmal einige sehr werthvolle Sachen für den Weihnachtstisch der Jugend geliefert. Geschichte und Naturwissenschaft sind in drei gut ausgestatteten und recht belehrend behandelten Büchern vertreten. Unter dem Titel: „Hellas, das Land und Volk der alten Griechen" gibt ein starker Band die Beschreibung und Geschichte des Landes, in dem das ewig jugendliche Volk der alten Griechen sein Dasein lebte, um in der Ueberlieferung seiner Sagen, Sitten und Kämpfe für alle Zeiten einen unerschöpflichen Schatz der Welt zu hinterlassen. Die Ausstattung dieses Bandes ist besonders geschmackvoll, und die vielen Illustrationen sind sehr zu loben.

Das Buch vom Feldmarschall Radetzky gibt einen Abriß neuerer Geschichte von der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart und macht denselben durch die Persönlichkeit des Helden, der den Mittelpunkt der Begebenheiten bildet, doppelt anziehend. Die Illustrationen, namentlich die Porträts, sind größtentheils vorzüglich.

Das dritte Buch: Dr. David Livingstone's Erforschungsreisen im Innern Afrikas gibt zuerst eine Uebersicht der Entdeckungsreisen in Afrika vor Livingstone und führt dann das Werk des Letzteren in einer zusammengedrängten und das Wichtigste enthaltenden Bearbeitung vor. Auch diesem Bande sind viele sehr belehrende Illustrationen beigegeben.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthſchaft in ihrer Geſammtthätigkeit.

Die Jagd.

Von A. Lammers.

Eine Geſchichte der Jagd wäre noch zu ſchreiben. Sie würde vielleicht ſchlagender als Verfaſſungswechſel und ſtaatliche Grenzverrückungen den wahren Sinn enthüllen, der in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts zu erblicken iſt. Da ſie aber ihren Mann noch nicht gefunden hat, abgeſehen von etwaigen ähnlich getauften Darſtellungen für Liebhaber des Jagens, ſo müſſen wir uns mit einzelnen Andeutungen und Winken begnügen, wenn es uns darum zu thun iſt, die wirthſchaftliche Bedeutung der Jagd für ein Volk von dem gegenwärtigen Bildungsſtandpunkt des deutſchen auf geſchichtlichen Grundlagen zu zeichnen.

Jeder von uns hat in ſeinem unbekannten Stammbaum einen Jäger. Jägervölker und Hirtenvölker iſt ſchwerlich ein Unterſchied, der gewiſſe Gruppen der Menſchenfamilie während ihrer ganzen Bewegung durch die Zeit von einander ſondert. Ein Stamm, den heute reichhaltige Jagdgründe dem rauheren Handwerk gewannen, wurde weiter wandernd zu wald- und wildärmeren Gegenden, Vieh zu weiden veranlaßt; und umgekehrt. Hat nicht grade jeder einzelne Zweig unſers Geſchlechts ſeinen Durchgang durch beide genommen, und ſich von einem Jäger in einen Ackerbauer umgewandelt, indem er eine Weile den Hirten ſpielte, ſo ſind doch alle Barbaren einmal Jäger geweſen, wie man mit Grunde vermuthen darf. Alle haben einmal ihren vorwiegenden Lebensunterhalt aus den Früchten der Jagd gezogen, und folglich gelebt wie es Jägern eigen iſt. Die leibliche Erhaltung iſt von jeher die vornehmſte Sorge des Menſchen geweſen; wie er ſich ihrer erledigt, das entſcheidet über ſein Weſen als Einzelner ſowohl, wie in den großen Verbänden der Völker und der Staaten. Ein Jägervolk iſt mit keinem Volk von Hirten oder Ackerbauern zu vergleichen. Indeſſen iſt es ſchon zu lange her, daß Deutſchland die Heimath zottigumhängter Nimrode war, als daß in dem Charakter ſeiner Bevölkerung noch wahrnehmbare Spuren dieſer Vorzeit zu entdecken ſein ſollten. Erinnern wir uns doch nicht einmal mehr der Zeit, wo unſer Vaterland ein nördliches Arkadien vorſtellte. Unter den Pfeilen der wilden Wanderer wurde des Roth- und Schwarzwilds immer weniger; die thieriſchen Urbewohner des Landes wurden ausgerottet, um ihre Nachfolger aus dem Zweihändergeſchlecht zu ſteigender Vermehrung ihrer Zahl und entſprechender Ausbreitung ihrer Sitze zu befähigen. Reichte nun der natürliche Reichthum des Waldes an nährendem Fleiſch nicht länger aus, ſo begann man Vieh zu zähmen und zu züchten — Jäger wurden Hirten. Aber auch dieſe Hülfsquelle genügte einem immer wachſenden Durſte nicht. Der Menſch, dem die näher verwandte Thierwelt den nimmer ſatten Magen nicht mehr füllte, verſtand ſich wohl oder übel zur Pflanzenkoſt. Was ihm nicht von ſelbſt zuwuchs, lernte er ſäen, aufziehen und ernten; wo in ſchon erſchöpftem Boden die Saat nicht auflief, gab ihm das Vieh ſeiner Ställe die Mittel künſtlicher Befruchtung noch außer Fleiſch, Milch, Leder und Wolle. Der Landwirth ſchob den Hirten in den Hintergrund und würdigte den

Rest dieses einst herrschenden Geschlechts zu seinem Knecht herab; der Landwirth nahm auch den geschichtlichen Kampf mit dem Jäger auf, aber nicht zu so raschem Erfolge. Während der Hirt sich geduldig auf die unterste Stufe der Gesellschaftsleiter hinabstoßen ließ, erhob sich der Jäger von der mittleren und breitesten, die er einst, noch eher als der Hirt, allein ausgefüllt hatte, vor dem andrängenden Nachfolger auf eine höhere, die ihn noch lange vor dem vollständigen Untergang zu sichern versprach. Aus einem volksthümlichen und allgemeinen Gewerbe wurde die Jagd eine noble Passion. Sie war damals Jedermanns gutes und allerdings unentbehrliches Recht gewesen; sie wurde jetzt das stolze Vorrecht des Edelmanns. Hatte sie früher die Wurzel der allgemeinen Ernährung ausgemacht, so wurde sie nun zum verzehrenden Unkraut auf dem Acker, dessen Früchte das Volk sättigten, und verminderte gewaltsam den Vorrath, aus dem Alle ihre Speise zu erwarten hatten.

Zu der natürlichen Ursache für den allmäligen Untergang der Jagd, dem Aussterben des Wildes, ist seitdem eine gesellschaftliche Ursache gekommen: die Nothwendigkeit, Wald und Feld vor dem Wilde oder dessen freundlichen Feinden zu schützen. Freundliche Feinde dürfen wir die Jagdliebhaber in Bezug auf das Wild wohl nennen. Ihre Leidenschaft besteht ja in der doppelten Sucht, das einzelne Stück zu tödten und gleichwohl die Gattung ewig fortgepflanzt zu sehen. Sie reibt das auf, woran sie sich ergötzt. Aber es ist eine aussterbende Leidenschaft: der Kreis der davon ergriffenen Personen verengert sich in demselben Maße, in welchem der Wildbestand abnimmt, Wald zu Forst wird, das Feld dem Walde Boden abgewinnt, und das landwirthschaftliche Interesse sammt der gesetzlichen Gleichberechtigung allen Gegnern und Widerständen über den Kopf wächst.

Es wäre schön, wenn statistisch-historische Untersuchungen darüber angestellt werden könnten, ob nicht die Erfindung des Pulvers in ihren allerdings etwas entfernteren Wirkungen dem vorhandenen Wildbestand in Deutschland einen harten Stoß versetzt habe. Zu vermuthen ist es auf jeden Fall, da sie ja auch dem Wilde unter den Menschen, den Raubrittern und Wegelagerern, die Suppe gründlich versalzen hat. Eine mörderische und auf den ersten Anschein höchst bedauernswerthe Erfindung hätte sich danach in doppelter Richtung dem Frieden und der Gesittung dienlich erwiesen.

Die Nothwendigkeit, Wald und Feld vor den Verwüstungen des Jagdwesens zu schützen, war eigentlich eher da, als man sie förmlich anerkannte. Schon war die Bevölkerung lange dermaßen angeschwollen, daß es auf ein sparsames Zusammenhalten auch der reichlichsten Ernte angekommen wäre; und doch wurde das Wild noch in zahlreichen Rudeln gehegt, durfte ungestraft von den meisten Fluren seine Atzung holen, und ließ sich über die ganze Flur hin zu Tode jagen, gleichviel ob das Korn überall geschnitten war oder noch nicht. Dies blieb der herrschende Zustand, solange der Bauer in Abhängigkeit vom Edelmann lebte. Das Vergnügen des gnädigen Herrn ging über das Recht der Bauern und das Interesse der öffentlichen Ernährung. Aber dem Bauern riß endlich der Geduldsfaden, und das Gemeinwohl begann einigermaßen zum Leitstern der Staatsgewalt zu werden. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben. Die milderen Formen von Abhängigkeit konnten nicht lange mehr bestehen, seit dieser schwerste Stein des Anstoßes einmal den Berg hinabgerollt war. Es ist eines der großen Erlebnisse der Menschheit im neunzehnten Jahrhundert, daß überall in Europa der Bauer ein freier Mann ward und noch wird, hier früher, dort später. Zwar war er dadurch nicht sofort auch fähig, alle nothwendigen Folgen seiner Befreiung zu erzwingen; und noch weniger wollten die Regierungen, von bevorrechteten Ständen anstatt von wahren Volksvertretungen umgeben, die Wohlthat der Rechtsgleichheit alsbald in aller ihrer Fülle über die Masse der ländlichen Bevölkerung ausschütten. Aber der Aufschub konnte gleichwohl nicht von Dauer sein. Der Ablösung aller persönlichen und sachlichen Lasten mußte die Aufhebung aller Schranken der Theilbarkeit und Veräußerlichkeit liegender Güter, mußte auch die Aufhebung der alten Jagdvorrechte schneller oder langsamer auf dem Fuße folgen. Die nächste gesellschaftliche Erschütterung, welche nach dem Acte der Befreiung eintrat, zog der Widerstandskraft entgegenstehender Interessen und Tendenzen soviel ab, legte der Angriffskraft des phlegmatischsten aller Stände soviel zu, daß wenigstens das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden im ersten Anlauf über den Haufen geworfen wurde. Auch erwies sich diese sittliche Eroberung von 1848 im Ganzen als eine dauerhafte. Der folgende Rückschlag der vorübergehend besiegten Mächte vermochte nicht, das „Horido und Hussassa" des Wildgrafen auf dem mühselig bestellten Acker des armen Bäuerleins wiederherzustellen. Gedrängt, dem einst bevorrechteten Stande ein Stück des entrissenen Vergnügens zurückzugeben, konnten die Regierungen doch nicht mehr die Augen gegen die Gefahr verschließen, der eine einfache Rückkehr zum Alten sowohl die volksernährende Landwirthschaft wie den ohnehin bedrohten Frieden der Gesellschaft aussetzen würde. Sie

versuchten es daher mit zaudernder Vermittlung des Unvereinbaren. So oft neuerdings auf deutschen Landtagen Jagdgesetze berathen sind, haben wir die Minister gewissermaßen unentschlossenen, getheilten Herzens schaukeln sehen zwischen ihrer alten Neigung für Jagd und Jäger und dem neuen steigenden Interesse an den Erfolgen des Landbaus und der Viehzucht. Andrerseits haben wir nicht selten äußerste Linke und äußerste Rechte, die einstigen Handelnden der unumschränkten Jagd mit ihren Leidenden sich verbünden sehen, um die Vorlagen nachmärzlicher Regierungen sich vom Leibe zu halten. Den Einen dünkte die Abschlagszahlung auf geraubte wohlerworbene Rechte zu gering; die Andern wollten nachgrade von keiner Zahlung auf eine so zweifelhafte Schuld mehr wissen. Aus diesem verworrenen Zustande muß endlich Land- und Forstwirthschaft als Siegerin hervorgehen, das jagdbare Wild außer den unverdienten Frieden des Gesetzes gestellt werden.

Die Formel dieses abschließenden Vertrages, dessen Bedingungen wie natürlich der Sieger auferlegt, ist nicht schwer zu finden. Eine dickleibige Jagdgesetzgebung wird dann auf wenige Sätze zusammenschwinden; es genügt, die Jagd auf wohleingehegte Wildgärten einzuschränken.

Von diesem Augenblick an sehen wir mit dem Wilde, vom menschlichen Standpunkt aus zu sprechen, dieselbe Umwandlung vor sich gehen, wie unter dem Druck gesellschaftlicher Nothwendigkeit schon früher mit dem Walde und dem Felde. Aus Wald ist in unsern Gegenden nachgrade überall Forst, aus Wüsteneien bebauter Acker geworden. So wird aus dem Wilde Vieh. Aus der zoologischen Sphäre werden die Hirsche und Hasen, die Sauen und Füchse in die wirthschaftliche Sphäre erhoben.

Solange das Wild frei umherläuft, von des Einen Kohl oder Laub sich nährt, von des Andern Flinte geschossen wird, hat es keinen Anspruch, zu den angeeigneten Gütern des Menschengeschlechts gerechnet zu werden. Im Buche des Nationalvermögens findet es keinen Platz. Unter dem wirthschaftlichen Gesichtspunkt ist der wilde Wolf der Cevennen, der die Heerden und mitunter sogar die Hirten schreckt, ein gar verschiedenes Thier von seinem eingefangenen Bruder, der im Pflanzengarten zu Paris einer wißbegierigen Menge zur Schau gestellt wird. Den Letzteren rücken wir getrost auf die Seite der Activa des französischen Nationalreichthums, während der Erstere ein nur zu gefräßiges Passivum ist. Gleichwohl braucht ihn nur eine glückliche Kugel zu erlegen, damit er mit seinem Pelz einen Theil der Schuld bezahle, die er bei Lebzeiten hat aufsummen lassen. Nicht anders ist es mit dem zahmeren Wilde, nur daß bei diesen zum Fell noch das Fleisch und andere kleine Nutzbarkeiten hinzukommen mögen. Aber immer bleibt es ein Zufall, ob die Kosten, welche die Gesellschaft an jene Thiere unfreiwillig verwendet hat, theilweise oder vollständig erstattet werden; immer bleibt es die Regel, so lange aus Wild nicht Vieh geworden ist, daß Hans den Braten mästet und Peter ihn verzehrt.

Wir brauchen also nicht einmal zu berechnen, wie viel Pulver auf der Jagd erfolglos verknallt wird, was allerlei Jagdgeräth kostet, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die Jagd in das Capitel vom Luxus anstatt in das von der allgemeinen Ernährung gehört. Nun aber zwingt uns die eherne Nothwendigkeit der Natur, das Buch von der Ernährung vor dem vom Luxus aufzuschlagen; und jeder Verstoß gegen die naturgesetzliche Reihenfolge der Bedürfnisse rächt sich durch Erkrankung des individuellen oder des socialen Körpers. Wo also zwischen den Interessen des Jagdvergnügens und denen der ernsten Bodenbenutzung Zwiespalt ist, muß jenes allemal weichen. Ist doch sein Schuldverzeichniß noch nicht einmal mit den Sünden gegen die Volkswirthschaft abgeschlossen — kommen doch sittliche und politische hinzu. Unter jenen fallen einige in das Gebiet der Vereine gegen Thierquälerei. Andre sind im ordentlichen Gefolge der Jagd wie jeder Verrichtung, die ein halber Müssiggang ist. Seit die Jagd keine Gefahren, nicht einmal Strapazen und ernsthafte Beschwerden mehr bietet, entwickelt sie nur noch faule Dünste ohne ausgleichende frische Luft. Die politischen Nachtheile der Jagd lasten hauptsächlich auf dem Stande, der die Reihen der Jagdliebhaber am stärksten füllt. Die Jagd ist der Zankapfel, in dem sich überall in Deutschland Adel und Bauernstand derartig verbissen haben, daß darüber ihre sonst zu erwartende Einigung dem geistigen Uebergewicht der Städte und dem wirthschaftlichen des beweglichen Besitzes gegenüber einstweilen noch ein frommer Wunsch bleibt. Und da der Bauernstand offenbar im geschichtlichen Aufstreben, der Adel eher im Sinken begriffen ist, so vermag jener leichter als dieser auf die Früchte rechtzeitiger Einigung zu verzichten.

Soll denn nun aber Nichts von dem edlen männlichen Vergnügen der Jagd auf Erden übrig bleiben? Was edel und männlich ist an der Jagd, wird durch die neuere Gesetzgebung zu Gunsten des gleichen Rechts Aller glücklicher Weise gar nicht mehr getroffen. Lange bevor der Staat dahin gelangt ist, die Jagd in seinen Bann zu thun, hat diese ihren einstigen Charakter von Gefahr und Kraftleistung verloren. Die Jäger unter

unſern Zeitgenoſſen ſind durchaus nicht grade die tapferſten, muthigſten und ausdauerndſten Menſchen, welche heute leben. Wo bricht die Mannheit aus bei einem Sonntagsjäger? Was noch von Nimroden über der Erde wandelt, das hat ſich mit ſehr richtigem Inſtinkt über die Grenzen der Geſittung hinausbegeben, dahin, wo es noch Urwälder und reißende Thiere gibt. Löwen und Rieſenſchlangen ſind in unſern Jagdgeſchichten an die Stelle der Bären und Eber getreten. Und um ſoviel gefährlicher das Gethier iſt, welches die heiße Sonne der Tropen ausbrütet, um ſo höher erheben ſich die Großthaten heutiger Löwentödter und Schlangenbezähmer über die, von denen wir in alten Chroniken leſen. So ſehr die alten Chroniken auch in dem Rufe ſtehen, die Romantik ritterlicher Thaten gepachtet zu haben; wir ſind geneigt zu glauben, daß eine neuere Zeitung oft im Laufe eines einzigen Jahres mehr bewundernswürdige Züge von Triumphen des Menſchen über das feindſelige Thier enthält, als ein Dutzend alter Chroniken zuſammengenommen.

Die Jagd wird alſo durch den Fortſchritt zu freieren und gerechteren Geſellſchaftsformen nicht etwa ausgerottet; ſie wird nur gleich ihrem finſtern Bruder, dem Kriege, dahin verbannt, wo ſie eine nützliche Rolle zu ſpielen hat, an die Grenzen des Reichs menſchlicher Bildung und Geſittung, und aus dem Innern dieſes Reichs gemach vertrieben, nachdem ihre einſt auch hier nützliche Rolle ſich längſt in eine nachtheilige verkehrt hat.

George Stephenſon.

Von

Paul Ingverſen.

Es liegt in den Eigenthümlichkeiten der engliſchen Nation und aller Verhältniſſe derſelben, daß ihre Unternehmungen weit mehr als die anderer Völker und Länder den Charakter des Koloſſalen annehmen. Die unermeßlichen Dimenſionen des engliſchen Reichs, die unverſiegbaren Hülfsquellen des europäiſchen Mutterlandes, der ſpeculirende Geiſt, die raſtloſe Strebſamkeit, die Selbſtſucht des Volks — das Alles treibt zum Extrem in dieſem Lande der ſchneidendſten Widerſprüche, in dem die Ideen ſo ſparſam ſind wie die ausführende Kraft unerſchöpflich und wo dieſelbe Idee, ſowie ſie Gewinn verſpricht, mit demſelben Ungeſtüm aufgefaßt, mit dem ſie bekämpft wird von allen Seiten, ſo lange mit dem Gemeinwohl zugleich nicht die Sonderintereſſen ihren Profit ſehen.

Bezeichnender hierfür iſt in der ganzen Entwicklung Altenglands, in der freilich, je ſpäter die Zeit, dieſer craſſe Subjectivismus nur deſto ſchärfer hervortritt, nichts als die Geſchichte der Ausbildung jenes vieltauſendmaſchigen Netzes unſrer modernen Verkehrswege, mit denen die Inſel in der kurzen Zeit von kaum einem Menſchenalter ſich ſo über und über bedeckt hat. So koloſſal nämlich iſt jetzt ſchon — und noch immer wird fortgebaut und Project auf Project gemacht — die Längenausdehnung ſämmtlicher im eigentlichen England beſtehenden Eiſenbahnen, daß wenn man regelmäßig über das Landesgebiet von Süden nach Norden und kreuzend von Oſten nach Weſten gleich weit von einander entfernt ſie ſich hingelegt denkt, von jedem entfernteſten d. h. dem Mittelpunkt jedes ſo gebildeten Quadrats nach allen vier Weltgegenden hin vier Bahnen zugleich auf nicht mehr als anderthalb (deutſchen) Meilen Wegs zu erreichen ſein würden. Das Capital, das auf dieſe Bahnen bereits verwandt worden iſt, betrug ſchon mit Abſchluß des vorletzten Jahres mehr als 300 Millionen Pfund, das iſt 2000 Millionen Thaler Preußiſch Courant oder 3000 Millionen Gulden öſterreichiſcher Währung — ſo viel, als zuſammen der ganze Werth aller Einfuhr und Ausfuhr Großbritanniens in demſelben Jahre. Auf etwa 24 Millionen Pfund beliefen ſich die Geſammt-Einnahmen des letztverfloſſenen Jahres — genug, um nach Beſtreitung des geſammten preußiſchen Ausgabe-Budgets noch eine Summe von 34 Millionen Thaler zur Verfügung zu laſſen. Die Strecke aber, welche die mehr als 120 Millionen Paſſagiere des Jahres mit einander zurückgelegt hatten, betrug an (engliſchen) Meilen über 1600 Millionen! Zu dieſer Rieſengröße iſt Ausdehnung und Verkehr der Bahnen, wie geſagt, in nicht mehr als kaum einem Menſchenalter herangewachſen; ſchon wiederholt aber, in dieſem verhältnißmäßig ſo kurzen Zeitraume, zuerſt im Jahre 1836, dann neun Jahre ſpäter ergriff eine wahre Manie, eine Bauwuth ganz England, wie der Südſee-, der Miſſiſſippi-Schwindel weitaus nicht damit zu vergleichen war, während anfänglich Jahre hindurch kein Vorurtheil zu abgeſchmackt, kein Einwand zu lächerlich war, um nicht dem beiſpiellos hartnäckigen Widerſtand faſt aller Claſſen und Stände der geſammten Bevölkerung Englands gegen die Höllenmaſchine und deren Teufelsſpuk als erwünſchte Stütze zu dienen.

Verſchrien als das Unternehmen unſinniger Wagehälſe, die, Unmögliches möglich zu machen, mit Geſundheit und Leben der Tauſende frevelhaft Spiel trieben, nur um ihren Beutel zu füllen, und die nächſtens Actien würden zeichnen laſſen für eine Reiſe zum Mann im Mond; behindert durch unſägliche Schwierigkeiten, die überall her ſich entgegenſtellten, ins-

besondere von Seiten Solcher, deren Privatinteressen gefährdet erschienen, unter ihnen der mächtigen Inhaber der großen Canal-Monopole; gehemmt aller Orten durch den entschiedensten Widerwillen der Grundbesitzer, ihre Ländereien zerrissen zu sehen, der Herzöge, Barone und Lords, die auf meilenweite Entfernungen den infernalischen Qualm der Maschine ihren Parks sich nicht nähern lassen, der Farmer und Landwirthe, die oft nicht unter hundertfacher Erstattung des Werths ihre Aecker und Wiesen hergeben wollten; ja zunächst beim Gesuch um die Genehmigung von Seiten des Staats selbst von den parlamentarischen Inhabern der Landeserbweisheit noch ab- und zur Ruhe verwiesen — trug doch die Idee, um die es sich handelte, endlich über Alles, was ihr in den Weg trat, glorreich den Sieg davon: die Idee einer dampfbefahrenen Eisen-Schienen-Verbindung zur regelmäßigen Vermittlung des großen und allgemeinen Landes-, Güter- und auch Personen-Verkehrs; und eröffnete, nicht volle 33 Jahre von jetzt, die Stockton-Darlington-Bahn die eigentliche Aera unsrer Eisenbahnen im heutigen Sinne des Worts. Denn obwohl ursprünglich allein den Kohlen- und den Transport anderer mineralischen Producte der Landschaft von den Plätzen, wo sie gewonnen wurden, bis an die Seeküste in's Auge fassend, adoptirten doch die Begründer der Bahn sehr bald die Pläne von Männern wie William James und Anderson, die schon seit Anfang des Jahrhunderts jene Idee zu propagiren versucht und in die eben damals bereits sehr lebhaft betriebene Liverpool-Manchester-Agitation, die gleichfalls nur zunächst auf den Gütertransport bedacht war, ihr Aufnahme zu verschaffen gewußt hatten. Und so geschah es in Folge einer Erweiterung des ursprünglichen Vorhabens zu dem Project eines regelmäßigen Communicationsmittels für den öffentlichen allgemeinen Verkehr, durch die Ausdehnung insbesondere auch auf den Personenverkehr, daß der entlegene Norden des englischen Insellandes mit Ausmündung in ein damals völlig obscures Fischerdorf das erste thatsächliche Beispiel einer Art von Verkehrs-Beförderung entstehen sah, wie sie im ganzen Gebiet der civilisirten Welt jetzt die herrschende ist. Zur Verbindung des größten britischen Seehafens am atlantischen Meere mit der in allen ihren wichtigsten Beziehungen auf das überseeische Ausland angewiesenen großen Fabrikstadt Lancashires ward dann, fünf Jahre später, die erste größere Eisenbahn Englands, die Liverpool-Manchester vollendet. Dann folgten Bahn auf Bahn jene Riesenunternehmungen, die die Berge in die Thäler tragend, die allein schon als Bauanlagen mit ihren Tunneln, Viaducten und Brücken die stolzesten Wegebauten der Römer in den Schatten stellen, bis gegenwärtig in einer Gesammtlänge von mehr als 9000 (engl.) Meilen sie über die britischen Inseln sich hinerstrecken.

Gäbe es in England einen Staat neben dem bunten Conglomerat der verschiedenartigsten Selfgovernments, dann hätte Einheit und Plan unter Benutzung der günstigen Stimmungen mit der Hälfte der Kosten ein Bahnnetz geschaffen, in dem Sinn und Verstand allen localen Bedürfnissen volles Genüge geleistet und auch die vernünftige Anordnung den Ländern des Continents hätte als Muster dienen können. Jetzt ist es ein wirres Durcheinander sich gegenseitig todtrennender Linien, auf denen gewisse Punkte des Landes mitunter auf sieben verschiedenen Wegen fast gleichzeitig von London z. B. erreicht werden können, während ganze Districte und Gegenden noch der Verbindung entbehren. Allein der Vorwurf trifft lediglich die Speculationswuth der Unternehmer; die Erbauer der Bahnen, deren erste Begründer, die Erfinder der Idee und die zuerst deren praktische Ausführung vermittelten, sind und bleiben um nichts weniger die Wohlthäter Englands, die Wohlthäter der Menschheit.

Denn zwar finden sich heute noch viele Individuen, die ihr Leben der Locomotive nicht anvertrauen; das aber sind Singularitäten, wie sie in allen Dingen sich finden. Thatsache ist, daß alljährlich bereits Millionen um Millionen mit dem „eisernen Roß“ nach allen Richtungen hin alle Culturstaaten der alten und neuen Welt durcheilen; denn in der Verbesserung ihrer Communicationen, oft von der Stufe des Knüppeldammes, wußten diese Länder dem Vorgange Englands rasch und entschlossen zu folgen, und ist nach und neben dem Buchdruck die Eisenbahn schon seit länger der wichtigste Hebel für die Verbreitung aller Cultur und Civilisation unter den Menschen. Wir beherrschen in ihr den Raum, und es fallen die Schranken, die er der menschlichen Thätigkeit hemmend entgegenstellt. Was an Entfernung gekürzt, wird gewonnen an Zeit. Um so viel als der Dampf alle andern Mittel der Communication an Kraft, an Ausdauer, an Geschwindigkeit übertrifft, um so schneller und sicherer schreitet der Gang der Entwicklung voran, und die heutige Generation, wie sie die voreisenbahnlichen Zustände überall nicht mehr zu begreifen vermag, hat schwerlich nur schon eine Ahnung von den unermeßlichen Resultaten, um die in Jahrzehenden bald wir um Jahrhunderte werden gefördert werden.

Vergleicht man mit diesen Erwartungen, die der ernsten Betrachtung sich aufdringen, vergleicht man mit den Erfolgen, die bereits thatsächlich vorliegen, die Aufnahme, die zuerst, in nur noch so kurz verflossener Zeit, die Sache bei der Menge fand, so ist der Contrast frap-

pant. Alles Neue indeß — so ist der menschlichen Dinge Natur — kommt unter Wehen an's Licht, und die Macht seines Berufs, darf man wohl sagen, ermißt sich sofort an der Kraft, mit der es sich Bahn brechen muß. Keine Idee aber zugleich, die neu hineintretend in die Welt sie umzugestalten unternimmt, wie simpel sie immer den Epigonen später erscheinen mag, springt fix und fertig aus dem Gehirn eines speculirenden Kopfes. Es ist ein Vorrecht der Götter, daß mit Helm, Harnisch und Speer aus dem Haupte des Zeus die Minerva gebiert: unten am Fuß des Olymp bereitet sich langsam vor, was auf dem Gipfel desselben mit einem Schlage ersteht. Alles was mächtiger eingreift in die Culturgeschichte der Menschheit, erreicht von Stufe zu Stufe den Höhepunkt, und so wenig wie Guttenberg einst, löste George Stephenson aus dem Stegreif das Problem, das ihm vorlag.

George Stephenson, sagen wir; denn er ist der Gründer der Eisenbahnen. Er war es, der die erste praktische Locomotive erbauete und ihr zum Sieg über die stehende Dampfmaschine verhalf; er war es, der das Wunder von Chadmos verrichtete, die ersten unsrer Bahnwege festete, die ersten Schienen auf ihnen legte; und im Fortgang des Werks, wie es heutiges Tages besteht und betrieben wird, führen auf ihn als ihren Urheber auch alle wesentlichsten Verbesserungen des Geleises und der Locomotive zurück. Eiserne Schienenwege zur Vermittlung des Mineralien-Transports von der Grube zum Lagerplatz existirten aber schon vor ihm, freilich unvollkommen genug, fast auf allen englischen Kohlenwerken. Auch waren Versuche, freilich mißglückte, schon wiederholt vor ihm gemacht worden, als Zugkraft auf diesen Wegen den Dampf zu verwenden. Ebenso war die Idee, dem öffentlichen Interesse, dem großen und allgemeinen Verkehr Dampf und Schienen dienstbar zu machen, keineswegs Stephenson's Eigenthum; wie die Technik des Eisenbahnwesens aber fand auch sie in ihm von Anbeginn an einen ihrer eifrigsten Förderer. Dieser einen Idee und der angemessensten Weise ihrer praktischen Durchführung war sein Leben gewidmet: und die Aufgabe dieses Lebens war glänzend gelöst und der Ruf seines Namens war schon längst durch alle Welt gedrungen, als er — geboren den 7. Juni 1783 in der ärmlichen Hütte seines Vaters, eines Kohlenwerk-Arbeiters — im siebenundsechzigsten Jahre seines thatenvollen Daseins auf seinem prächtigen Landsitze in Derbyshire das Zeitliche segnete.

Fast ein Decennium ist verflossen, bis unlängst George Stephenson in Samuel Smiles, seinem Landsmann, einen Biographen gefunden hat, der, nach dem einstimmigen Urtheile der englischen Presse, seine Aufgabe glücklich, mit Geschick und Tact gelöst hat. Der einzige Mangel seines Buches, wohl hauptsächlich entsprungen aus der Vorliebe des Verfassers, findet sich da, wo es um die streng technische Geschichte der Locomotive sich handelt, und eben in denjenigen Details dieser Geschichte, die gemeinhin mit Stephenson's Namen, doch mit Unrecht verknüpft werden. Allerdings war Stephenson selbst ein fruchtbarer Erfinder, und von den vielfachen Vervollkommnungen, die der Locomotive durch ihn zu Theil wurden, verdanken manche ihren Ursprung seinem persönlichen Genie; allein Vieles entnahm er auch den Erfindungen Anderer, die er gleichzeitig vortrefflich zu benutzen verstand. Er selber machte keineswegs ein Geheimniß aus seiner Methode, dies Fremde sich anzueignen und mit dem Seinigen zu combiniren und zu assimiliren, und dabei verkannte er nie die Verdienste Derer, denen er seine Idee entlieh. In dieser Beziehung mitunter geht die Biographie hinaus über Das, was Stephenson selber für sich in Anspruch nahm, und verfährt sie etwas unbillig mit den gerechten Ansprüchen Dritter.

Im Uebrigen verdient in der That in vollem Maße der Verfasser die ihm gewordene Anerkennung, und hat mit Recht seine Darstellung in den weitesten Kreisen in England die allgemeinste Beachtung gefunden. Diese Schrift zur Seite, wollen wir unsre Leser näher mit dieser bedeutenden Persönlichkeit bekannt machen. Zum Schluß dieser einleitenden Worte sei es uns verstattet, noch die Bemerkungen zuzufügen, mit denen der „Engineer", ein englisches Fachjournal, sich in Veranlassung jener Schrift äußert:

„Ueberblicken wir — sagt der „Engineer" — alle wichtigsten Erfindungen, die den Fortschritt des Menschengeschlechts bezeichnen, dann finden wir keine unter ihnen, die, was die Größe ihrer letzten Consequenzen betrifft, mit derjenigen könnte verglichen werden, die zuerst uns befähigte, den physischen Kräften der anorganischen Welt den Zügel anzulegen und unsern Zwecken sie unterthan zu machen.

Die Welt ist alt, weit älter, als die Vorstellung des Volkes vermeint, und die Zukunft, die vor ihr liegt, ist noch viel schwerer zu erfassen. So lange aber vernünftige Wesen auf der Erde existiren, wird das Zeitalter, das sich kennzeichnet durch die erste Verwendung des Fonds der in den Kohlenformationen aufgelagerten latenten Kraft zu den Zwecken der menschlichen Industrie, nie aufhören, als eins der interessantesten und wichtigsten betrachtet zu werden. Der Pflug, der Webstuhl, des Töpfers Rad, die Buchdruckerkunst — das waren Erfindungen, jede schwanger mit mächtigen Folgen für die Entwicklung der Menschheit, und mit Recht sind sie stets als besondere Epochen in der Geschichte der Civilisation abgrenzend betrachtet worden. Was aber ist

der Werth jeder für sich und aller zusammen im Vergleich mit jener andern Erfindung, welche ohne Hülfe der menschlichen Muskeln und Sehnen sie in Thätigkeit zu versetzen das Mittel verlieh?

Bis es entdeckt war, daß Kohle, durch Vermittlung der Dampfmaschine, benutzt werden könnte zur Entwicklung desselben Princips activer Kraft, die das Muskelsystem der Menschen und Thiere gewährt, waren alle menschlichen Anstrengungen auf dasjenige beschränkt, was vollbracht werden konnte durch die Arbeit der eigenen Hände. Man lebte und lebte fort in jenem primitiven Zustande der Dinge, in dem im Schweiß seines Angesichts sein Brod zu verdienen der Mensch verurtheilt war. Die Pyramiden Egyptens, das alte Babylon, Ninive waren errichtet allein durch Menschen Hände Arbeit; Beistand leistete höchstens die Stärke des Viehes — das Pferd, der Ochs, das Kameel, der Elephant. Heute erbauen wir Werke, gegen die jene Leistungen der alten Welt zu Bedeutungslosigkeit herabsinken, und unsre Aufgabe ist dabei lediglich die Leitung der Maschinerie, durch welche sie hergestellt werden.

Dieses großartige Resultat, obwohl es langsam und mühevoll sich herausgearbeitet hat während der letzten drei Jahrhunderte, wäre unvermeidlich erreicht worden, selbst wenn Männer wie Worcester und Savary, Newcoman Watt und Stephenson nie wären geboren worden. Diese Männer bezeichnen bloß den Gipfel der Woge, die auf ihrem Kamm sie trug. Bevor die Dampfmaschine erfunden und zu den verschiedensten Zwecken der menschlichen Industrie verwandt werden konnte, mußte in allen Hülfswissenschaften und Künsten auf deren Principien die Construction derselben beruht, eine lange und mühsame Lehrlingszeit ausgedient werden. Die Wissenschaft der Chemie mußte erst den Grad der Ausbildung erreichen, der das Verständniß der Phänomene der Verbrennung und der Evaporation sowie die Umwandlung der Principe derselben ermöglichte. Die Wissenschaft der Mechanik mußte gleichfalls erst zu jener Höhe sich entwickeln, welche so feine und exacte Structuren, wie die Verwandlung von Hitze, wie mechanische Kraft sie erfordert, zu verfertigen gestattete. Obschon unsre heutige Dampfmaschine fast genau dieselbe sein würde, die sie ist, wenn auch Männer wie Watt und Stephenson nie existirt hätten, betrachten wir doch mit nicht geringerer Bewunderung diese auserwählten Werkzeuge, durch welche unter dem Einfluß und der Leitung einer höheren Macht die Sphäre menschlicher Thätigkeit so erstaunlich erweitert ist." —

George Stephenson stammte — wie Watt — aus dem Kern, aus dem Herzen des englischen Volks. Beide verkörperten in sich die vorwiegenden Richtungen und Ansichten der Masse der Bevölkerung. Keiner von beiden war so hervorragend an geistigen Fähigkeiten, daß sie ihrer Zeit wären vorauf gewesen: sie gingen fort mit der fortschreitenden Intelligenz ihrer Tage, im Allgemeinen voran, aber nicht weiter als nöthig, um ihre Mitarbeiter einzuführen in dasselbe Gebiet industrieller Unternehmung. Nie oder selten geriethen sie der Menge aus dem Gesicht, welche die Welt der praktischen Tagewerkleute bildet.

Die Carriere George Stephenson's, von seiner Geburt in den niedrigsten Kreisen bis er sich zurückzog auf seinen Landsitz zu Tapton in Derbyshire, eines Mannes von bedeutendem Wohlstand und weltberühmt als Ingenieur, zeigt ihn stets als den Mann der Zeit und des Volks. Die Bewohner des nördlichen Theils von England sind immer bekannt gewesen als eine kühne, robuste Race, mit unverkennbaren Spuren ihrer nordischen Abstammung. Von seinem Vater und seiner Mutter erbte er Nichts als eine kräftige, gesunde Constitution und jene Eigenschaften der Frugalität, des Fleißes und der Ausdauer, die er so gut zu verwenden wußte in seiner so langen und erfolgreichen Laufbahn.

Seine Mutter war die Tochter eines Färbers von Ovingham, in der Nähe von Newcastle; sein Vater war Heizer der Pumpmaschine auf dem Kohlenwerk Wylam, in der Nähe von Ovingham. Außer George, dem zweitältesten, war die Ehe mit fünf Kindern gesegnet; sie wuchsen auf ohne Unterricht und Belehrung der Schule, weil die Mittel nicht reichten, aber in strenger häuslicher Zucht. Erst die jüngeren Geschwister, dann eines benachbarten Farmers Viehheerde zu hüten, waren George's erste Beschäftigungen. Seine Mußestunden benutzte er schon als kleiner Knabe mit der Bildung von Dampfmaschinen aus Thon und Lehm; die Maschine, bei der sein Vater seine Anstellung hatte, stand nahe dem Hause; der Schienenweg des Kohlenwerks führte dicht vor der Thür vorüber: mitten in seinem Element war der Eisenbahngründer geboren!

Später ward George zur Verrichtung geringerer Dienste im Kohlenwerk selber verwandt; vierzehn Jahr alt ward er mit einem Schilling Tagelohn Heizer; drei Jahre darauf avancirte er zum Maschinisten, über den Alten hinaus! und lernte Lesen und Zeichnen, auf eigene Kosten! Dann ward er Bremser mit einem Pfund die Woche und heirathete Fanny Henderson, eine ehrsame hübsche Dienstmagd von einem nahe belegenen Pachthof, nach vollendetem zwanzigsten Jahr. Sie gebar ihm seinen Robert und verstarb kurz darauf.

Neben der Sorge um sein Kind ward ihm nach dem Tod seiner Frau seine Maschine wieder sein Ein und Alles. Er studirte sie

aus der Praxis und aus der Theorie derjenigen Bücher, die er ſich zu verſchaffen im Stande ſah, auf das Allergenaueſte, und kannte die Conſtruction bald bis in die kleinſten Theile hinein. Dabei ſparte er fleißig, um die Koſten decken zu können, die ſeine ſich erweiternden Studien ihm verurſachen möchten. Auch trieb er zu dieſem Behuf mancherlei Nebenbenachbarten Killingworth, gleich in der Anfertigung derſelben verfehlt, ward ihm zum Umbau anvertraut, nachdem alle Kräfte des ganzen Diſtricts ſich vergebens an ihr verſucht hatten. Der Umbau gelang in der kürzeſten Friſt zur größten Zufriedenheit des Oberaufſehers Dods, und Stephenſon ward Maſchinenſchmied des großen Killingworth-Kohlenwerks.

George Stephenſon.

geſchäft: im Anfang befaßte er ſich mit dem Schuhwerk der Nachbarn, zuerſt mit dem Ausbeſſern, ſpäter mit der Anfertigung; dann ſchritt er vor zur Uhrenreparatur wie er ſelber ſie ſich erlernt hatte an der eigenen Uhr; endlich zum Zuſchneiden der Kleider für ſeine Mitarbeiter im Grubenwerk — „George Steevie's Schnitt" iſt noch im Dorf nicht aus der Mode!

So war ſein Leben ein Mühen und Plagen; aber der Körper war ſtark, und es wuchs der kräftige Geiſt in ſeiner energiſchen Ausdauer. Weit in der Umgegend hatte Stephenſon großen Ruf ſchon erlangt durch ſeine Kenntniß des Baues und Gangs der Maſchinen, und ſtets mit dem beſten Erfolg hatte er an ſeiner eigenen und fremden, wo er zu Hülfe gerufen ward, Schäden und Mängel verbeſſert. Eine atmoſphäriſche Pumpmaſchine auf dem

Dieſe Stellung befreite ihn in nicht geringem Maße von der Laſt perſönlicher Handarbeit; ſie erhob ihn zu dem Grade einer höheren Arbeiterclaſſe, und bot ihm natürlich viel mehr Gelegenheit als er vorher gehabt hatte, in der Mechanik ſich zu vervollkommnen. Seine genaue Bekanntſchaft mit der Dampfmaſchine erwies ſich für ihn jetzt von größtem Werth. Das praktiſche Studium, das er als Arbeiter ihr gewidmet und die Beharrlichkeit, mit der er ihre Conſtruction bis in die kleinſten Details hinein verfolgt und ſorgfältigſt unterſucht hatte, gab ihm volle Meiſterſchaft in ihrer Behandlung, ſoweit ſie zu Kohlenwerkzwecken verwandt wurde. Wie durch Intuition erfaßte er ihre verwickeltſten und ſchwierigſten Combinationen in Folge ſeiner natürlichen Einſicht und intimen Kenntniß all ihrer Theile und Kräfte.

Da er aus eigener Lebenserfahrung die Nachtheile kannte, die der Mangel einer ordentlichen Jugendbildung dem Weiterkommen in der Welt bereitet, war er entschlossen, seinem Sohn Robert die beste Erziehung, die er ihm nur immer verschaffen konnte, zu Theil werden zu lassen. Noch als Bremser daher war er bemüht gewesen, durch strengste Sparsamkeit und fleißiges Nebenarbeiten in den Stunden, die sein Geschäft ihm freiließ, in der Weise wie schon bemerkt, auch die Mittel, um seinen Sohn zur Schule schicken zu können, herstellig zu machen; und so erzählte er selber einmal später in einer glänzenden Gesellschaft, die ihm zu huldigen zusammengekommen war, wie er oft nach vollbrachtem Tagewerk an Uhren und Schuhzeug seiner Nachbarn herumgeflickt habe, um für seinen Robert das Schulgeld zusammenzubringen. Die Fortschritte des Knaben aber in wissenschaftlicher Kenntniß wußte George gleich wieder sich selber zu Nutze zu machen. So pflegte Robert, als er Zögling des Newcastler Literarischen und Philosophischen Instituts geworden war, jeden Sonnabend, wenn er zu seinem Vater nach Hause kam, einen Band der „Edinburgher Encyklopädie" oder des „Repertoriums für Kunst und Wissenschaft" mitzubringen, und bot der Inhalt dieser Bücher dann reichlichen Stoff für interessante und belehrende Unterhaltung während der Abendstunden. Die werthvolleren Werke der Newcastler Bibliothek durften zwar aus den Lesezimmern nicht mit fortgenommen werden; allein auch von ihnen profitirte der Vater durch Skizzen und Beschreibungen, die Robert für ihn machte. George instruirte dagegen wieder den Sohn in seiner praktischen Weise. „Ein guter Plan," pflegte er zu sagen, „muß sich aus sich selber erklären;" und so legte er Robert Zeichnungen von Maschinen vor, und ließ sich von ihm die Einrichtung und den Gang derselben aufweisen. Auch war der Sohn, wie der Vater, stets sehr eifrig darüber aus, das, was er aus den Büchern gelernt hatte, gleich praktisch sich zu erproben. So hatte Robert einmal die Woche über mit Franklin's Entdeckungen viel sich beschäftigt, und konnte er kaum den Sonnabend abwarten, um zu Haus Experimente vorzunehmen. Für seine Sparpfennige hatte er in Newcastle ungefähr eine halbe Meile Kupferdraht angekauft. Der Vater wollte ausreiten und der Pony stand vor der Thür, als Robert nach Hause kam. Er befestigte rasch seinen Draht an den Sattel des Pferdes, lief mit dem andern Ende davon und brachte grad in dem Augenblick, da George mit der Reitpeitsche in der Hand aus der Hausthür heraustrat, dem Thiere einen so starken elektrischen Schlag bei, daß es fast zu Boden sank. „Wart, Du Taugenichts!" rief der Vater dem Jungen zu, der lachend davon rann; innerlich aber freuete er sich und war er stolz auf seines Knaben so erfolgreiches Experiment.

In Killingworth brachte Stephenson gleich nach seiner Anstellung daselbst eine wesentliche Verbesserung in dem Maschinenwesen an. „Der ausführende Director des Kohlenwerks" — äußerte er später sich selber hierüber vor einer Commission des Unterhauses — „ersuchte mich, mit ihm in die Grube zu gehen, damit ich nachsähe, ob nicht vielleicht beim Herausschaffen der Kohle aus den niedriger belegenen Theilen der Mine der erforderliche sehr große Aufwand von Handarbeit und Pferdekraft durch Maschinerien ersetzt werden könnte. Wir fanden unten eine Maschine vor, bestimmt, das Wasser aus der Grube zu pumpen. In geringer Entfernung nämlich hatte schon bald nach Eröffnung des Kohlenwerks eine jener Dislocationen stattgefunden, die in Killingworth sehr häufig vorkommen. Die Kohle war um etwa vierzig Yard heruntergestürzt. Eine geraume Zeit hatte es in Anspruch genommen, einen neuen Schacht bis zu dieser Tiefe zu senken. Wir gingen hinab zu dem unteren Lager und es schien mir die Heraufschaffung der Kohle sehr wohl zugleich durch jene Maschine auf einer zu diesem Behuf anzulegenden geneigten Ebene bewerkstelligt werden zu können. Ich entwarf hierfür einen Plan; derselbe kam sofort zur Ausführung, und in der ganzen Bearbeitung des Werks trat in Folge dessen eine so wesentliche Veränderung ein, daß wir statt etwa hundert, wie früher, nur noch funfzehn oder sechzehn Pferde fernerhin zu gebrauchen hatten. Später besuchte ich mit dem Schauer den ganzen Bereich der Minen, nicht allein zu Killingworth, sondern auch zu Montmoor, Derwentcrook, Southmoor und wo sonst noch Lord Ravensworth Kohlenwerke in der Gegend besaß, und ward das ganze Maschinenwesen derselben unter meine Aufsicht gestellt."

Nach Beendigung jener Verbesserungen des Betriebs unter der Erde wandte Stephenson seine Aufmerksamkeit auf die Maschinerien an der Mündung der Grube. Die zu Tage geförderten Kohlen wurden auf einem jener üblichen Schienenwege, von denen oben die Rede war, durch Pferde nach den Ladeplätzen am Tyne hinuntergeschafft. Diese Weise der Beförderung war kostspielig und langsam zugleich, und so kam Stephenson zu seinem ersten Versuch als Bahningenieur: er meinte, statt der Pferdekraft müsse auch die natürliche Kraft der Schwere hier sich in Anwendung bringen lassen, und zwar durch Vermittlung einer Reihe geneigter Ebenen, über die ein Zug beladener Wagen von selber an einem über Räder laufenden Seil den Schienenweg herunterglitte, und zugleich einen an das andre Ende dieses Seils befestigten Zug leerer Wagen auf einem

Nebengleiſe wieder hinaufzöge. Das Experiment wurde ausgeführt, und mit dem beſten Erfolg. Allein ſelbſtverſtändlich konnte es nur angewandt werden, wo Grund und Boden geneigte Ebenen zuließen. Stephenſon ſuchte alſo nach einem andern, einem allgemein brauchbaren Erſatzmittel ſtatt der Pferdekraft für den Transport, und ſeine genaue Kenntniß der Dampfmaſchine und ſein auf dieſe Kenntniß begründetes Vertrauen auf das, was die Maſchine zu leiſten vermöchte, ließen es ſeinem praktiſchen Verſtande nicht lange zweifelhaft bleiben, daß doch dieſelbe Kraft, welche das Pumpenwerk trieb und die Kohlen aus der Mine heraufſchaffte, auch ſehr wohl müßte benutzt werden können, um ſie den Schienenweg entlang nach den Ladeplätzen zu bringen.

Mit der Erfindung einer Maſchine, durch die in der angegebenen Weiſe die Dampfkraft könnte verwandt werden, hatten auch ſchon Andre zu jener Zeit ſich verſchiedentlich wohl beſchäftigt, und grade zunächſt eben zum Zweck des Kohlentransports auf ſolchen Geleiswegen, wie dem zu Killingworth, die unſre heutigen Eiſenbahnen bereits in nuce in ſich enthielten. Früher wurden die Schienen dieſer Transportwege von Holz, um die Mitte vorigen Jahrhunderts ſchon von Eiſen gemacht, und nach einer Verbeſſerung Outram's, eines großen Kohlenwerkeigenthümers, erhielten die Wege dann allgemein den Namen der Tramroads. Schon Salomon Caus, der Märtyrer vom Bicêtre, arbeitete jener Erfindung vor, die nun auf den Tramroads zur Anwendung kommen ſollte. Ihm folgte Savary der Walliſer. Dann kamen Watt, Moore und Evans; dann Symington; dann Murdoch, deſſen Maſchine, als ſie auf gewöhnlichem Landwege probirt ward, dem Pfarrer des Kirchſpiels, dem ſie begegnete, als die Incarnation des Böſen erſchien. Thomas und Trevithik nahmen die Bemühungen ihrer Vorgänger auf; doch erſt bei Trevithik eigentlich trat der beſtimmte Gedanke hervor, die Locomotive auf jenen Geleiswegen in beſtändigen Gebrauch zu ſetzen. Nachdem er mit ſeinem „Drachen," wie er ihn nannte, einen Wegezolleinnehmer in Devonſhire dergeſtalt in Schrecken geſetzt hatte, daß derſelbe ſtatt das Wegegeld einzufordern mit Entſetzen davon lief vor dem „leibhaftigen Teufel," bauete er eine verbeſſerte Locomotive für den Merthyr-Tydvil-Schienenweg in Südwales. Wegen weſentlicher Mängel in der Conſtruction jedoch mußte Trevithik's Unternehmen ein verfehltes bleiben; denn dem ſonſt ſo ſehr geſchickten Ingenieur gebrach es zur Beſeitigung dieſer Mängel an Ruhe und Beharrlichkeit. Blenkinſop zu Leeds und die Chapmans zu Newcaſtle machten neue Verſuche, bis auf dem Tramroad des Wylam-Kohlenwerks Blackett 1812 eine zweite Locomotive Trevithik's den „Black Billy" in Gang ſetzte. Auch dieſe Maſchine war noch ſehr roh gearbeitet, ſo daß es äußerſt ſchwierig war, ſie in Gang zu erhalten und ſtets eine Anzahl Pferde in Reſerve bereit ſein mußten, bei den immer ſich wiederholenden Unfällen den Transport wieder zu übernehmen; auch ſchlich ſie verhältnißmäßig nur ſehr langſam voran. Was aber „Black Billy" und ſchon die Tydvil-Maſchine unwiderleglich bewieſen, war, daß doch die Reibung der Räder auf den glatten Schienen bedeutend genug ſei, um die Fortbewegung zu ermöglichen. Bis dahin nämlich hatten ſtets alle Männer von Fach das Gegentheil behauptet — ein Vorurtheil, das auch ſpäter bei den erſten eigentlichen Eiſenbahnunternehmungen ſehr ſtark noch ſich geltend machte trotz der gelieferten Gegenbeweiſe.

Wylam lag ganz in der Nähe von Killingworth und Stephenſon begab ſich hinüber, den „Black Billy" ſich anzuſehen. Er unterſuchte auch Blenkinſop's Leedsmaſchine, und ward nur beſtärkt in ſeiner Zuverſicht, daß durch ſich fortbewegende Dampfmaſchinen, durch Locomotive alſo, die Pferdekraft ſehr wohl erſetzt werden könnte, und zwar mit Erſparung von Koſten und Beſchleunigung des Transports. Sein ſinnender Geiſt beſchäftigte ſich Tag und Nacht mit den Verbeſſerungen, die anzubringen ſein möchten, um das Ziel zu erreichen. Sein nächſtes Augenmerk war nur auf die Herſtellung einer Locomotive für die Killingworth-Werke gerichtet, und er ſprach über die Sache mit Lord Ravensworth, dem Haupteigenthümer. Dieſer gab ohne Weiteres die nöthigen Gelder her, und Stephenſon bauete ſeine erſte Maſchine, die den Namen „My Lord" erhielt.

„My Lord" arbeitete viel erfolgreicher als der „Black Billy" von Wylam, und beförderte in einer Stunde eine Laſt von 30 Tonnen 4 (engliſche) Meilen weit. Allein dieſe Schnelligkeit, wie man ſieht, übertraf doch immer noch nicht den Schritt eines Pferdes, und die Koſten der Dampf- und der Pferdekraft blieben ſich noch weſentlich gleich. Blackett's Maſchine, erzählten ſich die Minenbeſitzer, die bis dahin allein ein Intereſſe für die Sache hatten, arbeite noch immer mit Verluſt. Zu Corbridge, zu Heaton, wo man gleiche Verſuche gemacht hatte, waren ſie aufgegeben als verfehlt und die Eigenthümer verloren die Luſt, weitere Experimente zu unterſtützen.

Stephenſon allein gab die Hoffnung nicht auf, während alle Anderen, die bis dahin mit der Sache ſich befaßt hatten, bereits vollſtändig verzweifelt waren. Er verharrte in ſeinem Vertrauen auf den großartigſten Erfolg; ja, er ging ſo weit, zu behaupten, daß „die Locomotive dereinſt jede andre Zugkraft noch überwältigen würde!" Man nannte ihn einen Schwärmer und ſeine Maſchine eine Spielerei; man ſchüttelte bedenklich den Kopf und weis-

sagte „eines Tags eine furchtbare Explosion!“ Indeß „My Lord“ that seine Arbeit, regelmäßig alle Tage und zuverlässig; Pferde und Werkleute wurden gespart, doch die Kosten verringerten sich nur immer noch um ein wenig. Wie der Betrieb ökonomischer hergestellt werden könnte, war daher die Frage, die Stephenson fortwährend im Sinne lag. Neben den Mängeln der Maschine kamen hier die Unvollkommenheiten des Wegs in Betracht, und es ließ ihm nicht Ruhe noch Rast, in beiderlei Hinsicht nachzuhelfen. Schritt vor Schritt ging er vorwärts, langsam aber sicher, und das Nächste, was er erreichte, ward jedesmal wieder die Grundlage fernerer Verbesserungen.

Für die Construction der Maschine war ein sehr wichtiger Punkt die Verbindung beider Räderpaare durch einen einfacheren Mechanismus als den bis dahin in Anwendung gebrachten (die „cogwheels“), sowie die einfache und directe Communication zwischen den Rädern und dem Cylinder. Wesentliche Vervollkommnungen erreichte hierin Stephenson in der im Jahre 1815 von ihm erbaueten zweiten Maschine, die zwar noch nicht besondere Schnelligkeit entwickelte, aber doch im Verhältniß zur Stärke ihrer Zugkraft mit weit weniger Kosten, als die Beförderung durch Pferde verursachte, in Gang zu erhalten war, überhaupt aber als der Typus der gegenwärtig noch gebräuchlichen Locomotive in der That sich betrachten läßt. Locomotive und Weg erschienen Stephenson schon damals wie „Mann und Weib“ und gleichzeitig sorgte er für Verbesserung des Wegs.

Alle Schienenwege insgesammt waren noch in sehr sorgloser Weise niedergelegt, und selbst bedeutende Ungleichheiten im Niveau wurden nur wenig beachtet; die Folge war großer Verlust an der zum Transport verwendeten Kraft und starker Verschleiß an Rädern und Schienen. Sehr hinderlich war auch die unvollkommene Verbindung der Schienen unter einander. Zu jener Zeit wurden die letzteren aus Gußeisen angefertigt in einer Länge von etwa drei Fuß, und man verwandte nicht eben besondere Sorgfalt darauf, die Verbindungspunkte genau in dieselbe Ebene zu legen. Die Stühle oder Piedestals, in denen die Schienen befestigt wurden, wie diese von Gußeisen, waren nach unten flach, so daß, wenn die Lage der sie tragenden Steinblöcke oder Balken nur irgendwie eine Veränderung erlitt, oft das Ende der einen Schiene hervortrat während das der andern sich senkte. Daher die beständigen Stöße und Sprünge, in Folge deren die Räder sehr häufig brachen und Maschine und Wagen aus dem Geleise herausgeworfen wurden. Diesem Uebelstand abzuhelfen, erfand Stephenson einen neuen Stuhl und eine ganz neue Methode, die Schienen darin zu befestigen. Statt daß bis dahin die letzteren glattabgeschnitten an den Enden nur einfach an einander gelegt wurden, ließ er vielmehr in der Weise sie anfertigen, daß die Enden übereinandergriffen und diese erhielten dann einen Stuhl, der unten eine Curve bildete; die Länge stellte er fest auf drei Fuß neun Zoll oder vier Fuß. Den ganzen Killingworth-Weg ließ er in dieser Weise von Neuem legen, und die Veränderung zeigte sich von sehr günstigen Folgen sowohl für die Wirksamkeit der Pferdekraft, die neben der Maschine noch in Anwendung blieb, sowie besonders für die Wirksamkeit der letzteren selber.

Auf diese Verbesserung der Form der Schienen und Stühle, sowie der Einrichtung der Locomotive, nahm Stephenson gemeinschaftlich mit dem Eisenfabrikanten Losh von Newcastle ein Patent, das vom 30. September 1816 datirt. Losh, ein wohlhabender und unternehmender Mann, der Vertrauen zu Stephenson und dessen Ideen hatte, gab für das Patent, dessen Erlangung in jenen Tagen noch ebenso kostspielig wie beschwerlich war, die erforderlichen Geldmittel her. Dasselbe umfaßte auch eine Verbesserung der Räder der Locomotive, die statt aus gegossenem, wie bisher, ganz oder zum Theil aus geschmiedetem Eisen gefertigt, viel leichter, viel dauerhafter und sicherer wurden. Die Hauptsache aber war die von Stephenson gemachte Erfindung, die sonst erforderlichen Federn durch einen von dem Dampf der Maschine getriebenen Apparat zu ersetzen — eine Einrichtung, in der schon lange bevor die Dampflocomotive ein Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden war, das wahre mechanische Genie des damaligen Maschinenschmieds sich auf überraschende und charakteristische Weise offenbarte.

Da die gebräuchlichen Schienen nämlich außerordentlich leicht waren, wurde das Geleis sehr bald ausgefahren und dadurch die Unebenheit der Spur nur noch vermehrt. Das ganze Gewicht der Maschine, statt gleichmäßig über alle vier Räder vertheilt zu sein, ruhte oft fast diagonal auf je einem der beiden Paare. Die hierdurch veranlaßten Stöße der Wagen verursachten häufig Brüche der Schienen und Stühle und damit Unterbrechungen des Betriebs, und diesen Unzulänglichkeiten abzuhelfen erfand eben Stephenson seine „Dampffedern.“ Er stellte den Kessel seiner neuen patentirten Locomotive auf vier von dem Rahmen der Maschine getragene Cylinder, die in das Innere des Kessels sich öffneten; dieselben waren inwendig mit Pistons versehen, die niederwärts gingen und auf die obere Seite der Achsen drückten; der Dampf des Kessels drückte wieder auf die obere Seite der Pistons, und da dieser Druck einem Viertel des Gewichts der Maschine nahe kam, hatte jede Achse in jeder Stellung nahe gleich schwer zu

tragen und war das ganze Gewicht ſtets gleichmäßig über die vier Räder der Locomotive vertheilt. So vertraten die vier in der Schwebe gehaltenen Piſtons die Stelle der Federn in Ausgleichung des Gewichts der Maſchine, das im Verhältniß zu dem urſprünglich für eine viel leichtere Art Wagen berechneten Weg doch nicht unbedeutend ſich vermehrt hatte. Die Erfindung blieb im Gebrauch, bis der Fortſchritt der Mechanik die Anfertigung von Stahlfedern von genügender Stärke verſtattete.

Die Erfolge der neuen Locomotive und des verbeſſerten Weges bewährten vollkommen, was Stephenſon bei der Patentnahme in Ausſicht geſtellt hatte, größere Regelmäßigkeit nämlich und Wohlfeilheit des Transports und die Ueberlegenheit der Locomotive im Vergleich zu der Zugkraft der Pferde trat auf's Klarſte hervor. Dabei verdient es bemerkt zu werden, daß dieſelben Maſchinen, die Stephenſon 1816 erbauete, noch heutiges Tages auf dem Killingworth Tramroad in regelmäßiger Thätigkeit ſind, ſchwere Kohlenzüge mit der Geſchwindigkeit von fünf bis ſechs (engl.) Meilen die Stunde befördernd, mit einem Koſtenaufwand nicht höher als die jetzt gebräuchlichen vollkommneren Locomotiven ihn erheiſchen.

Nur ſehr langſam indeß kam die ſo erfolgreiche Anwendung gleich der erſten Killingworth-Maſchine zur allgemeineren Anerkennung; eine Reihe von Jahren verfloß, bis das Beiſpiel Nachahmung fand, und ein zweiter Locomotiven-Schienenweg für Kohlentransport errichtet wurde — auch dieſer dann wieder durch Stephenſon.

Einer der Gründe, welche die Sache ſo ſehr in die Länge zogen, war wohl der Umſtand, daß die Anlage eines geeigneten Eiſenſchienenweges und die Anſchaffung von Locomotiven oder wo ſie nöthig waren, von ſtationären Maſchinen ein ſehr großes Capital erforderten, größer als den gewöhnlichen Minen-Eigenthümern zu Gebote ſtand, während das Publicum im Allgemeinen wenig Intereſſe für die Sache hatte und die großen Capitaliſten von der Anlage ihrer Gelder in Unternehmungen dieſer Art durch das Vorurtheil der Nichtrentabilität derſelben abgehalten wurden. Die Hetton Coal Company, deren Gruben nicht weit von Killingworth lagen, beſaß die erforderlichen Mittel; ſie entſchloß ſich, dem Vorgange Lord Ravensworth's zu folgen, und engagirte Stephenſon als ihren Ingenieur. Er erhielt Urlaub von der Killingworth Compagnie, die ſich ſelber geſchmeichelt fühlte, daß ihr Minen-Ingenieur auserwählt worden war zur Anlage eines ſo bedeutenden Werkes, wie des Hetton-Schienenweges, des längſten unter allen in der ganzen Gegend bis dahin erbaueten. Denn er erſtreckte ſich von dem Hetton-Kohlenwerk, ungefähr zwei (engl.) Meilen ſüdlich von Houghton-le-Spring in der Grafſchaft Durham, bis zu den Ladeplätzen am Ufer des Wear in der Nähe von Sunderland; ſeine Länge betrug ungefähr acht (engl.) Meilen und in ſeinem Lauf paſſirte er den Warden Law, einen der höchſten Hügel der Gegend. Der Charakter der letztern war überhaupt ſehr uneben, ſo daß, um Steigungen zu vermeiden, ſehr bedeutende Arbeiten erforderlich geweſen wären; dazu aber war das zur Verfügung ſtehende Capital nicht ausreichend; es verſtattete nur wenig Abweichung von der natürlichen Formation. Stephenſon, obwohl ſeine Perſon mehr und mehr mit jedem Schritt, den er vornahm, um die Nützlichkeit der Locomotive zu erhöhen, mit den Erfolgen derſelben ſich identificirte, ließ doch hier ſo wenig wie in andern Fällen von ſeinem Enthuſiasmus zu koſtſpieligen Mißgriffen ſich verleiten; er beobachtete ſtreng die Grenze zwiſchen ſolchen Fällen, in denen die Locomotive mit Nutzen angewandt werden konnte, und denjenigen, wo die ſtationäre Maſchine ſich vortheilhafter ausweiſen mußte. Dies veranlaßte ihn öfter, wie hoch er im Uebrigen auch die Vorzüge der ebenen Bahn ſchätzte, da wo die Gegend es mit ſich brachte, Steigungen zuzulaſſen, welche die Kraft der Locomotive jener Zeit nicht zu überwältigen vermochte, und dann ſtehende Maſchinen an ihrer Statt anzuwenden. Im gegenwärtigen Fall hielt er in der erfolgreichſten Weiſe dies Verfahren ein. Fünf geneigte Ebenen, auf denen die vollen Wagen die leeren hinaufzogen und zwei Steigungen mit ſtationären Maſchinen von ſechzig Pferdekraft jede wurden auf der urſprünglichen Hetton-Linie angebracht; die übrigen Strecken wurden mit der Locomotive betrieben, „dem eiſernen Roß," wie das Volk in der Nachbarſchaft ſich ausdrückte. Am Tage der Eröffnung, den 18. November 1822, waren Maſſen von Zuſchauern von allen Seiten herbeigeſtrömt, um Zeugen der erſten Operationen dieſer ingeniöſen und mächtigen Maſchinerien zu ſein. Fünf von Stephenſon's Locomotiven waren an jenem Tage auf der Bahn in Arbeit, unter der Leitung ſeines Sohnes Robert, der bei der Anlage als Local-Ingenieur fungirt und die perſönliche Aufſicht über die Ausführung der Werke geführt hatte. Ohne Unfall gelangte die Ladung an den neuen Lagerplatz der Compagnie am Wear; die Schnelligkeit der Locomotiven betrug etwa vier (engl.) Meilen die Stunde; jede Maſchine hatte einen Zug von ſiebzehn Wagen hinter ſich zum Gewicht von vierundſechzig Tonnen.

So war ein weiterer wichtiger Schritt vorwärts zur allgemeinen Adoption des Eiſenbahnſyſtems mit dem beſten Erfolge gethan. Denn „Eiſenbahnen" waren doch in der That auch ſchon jene Kohlenwerk-Schienenwege, und um ſie zu Dem zu machen, was wir heute

mit dem Worte bezeichnen, fehlte nach Anwendung des Dampfes und der Locomotive als Zugkraft nur noch ihre Benutzung zur Vermittlung des großen allgemeinen und öffentlichen Verkehrs. Auch die Idee dieser Benutzung der dampfbefahrenen Eisengeleise fand in George Stephenson einen so eifrigen und thätigen praktischen Vertreter, daß mit der Geschichte seines Lebens nunmehr, da die ersten eigentlichen Eisenbahnen in Angriff genommen wurden, die Geschichte der Bahnen in England sich auf's Engste verknüpft. In seinen desfallsigen Unternehmungen fand er eine kräftige Stütze in Robert, seinem Sohn, dessen Erziehung und Ausbildung, sowie seine Mittel sich mehrten, er immer sorgfältiger pflegte.

Robert war, noch sehr jung, praktisch beschäftigt in der Nähe seines Vaters auf den Killingworth-Werken; er hatte schon eine gute Stellung und die besten Aussichten, sobald seine Lehrlingszeit beendet sein würde. Seinem Vater genügte indeß der Unterricht nicht, den er bis dahin ihm hatte ertheilen lassen können. Robert mußte daher seine Stelle als Unterschauer der Westmoorgrube aufgeben, um die Edinburgher Universität zu besuchen; denn von den Collegien zu Zwecken wissenschaftlicher Ausbildung im eigentlichen England war nicht sehr bemittelten jungen Leuten jener Zeit keines zugänglich. Auf dem Edinburgher Colleg studirte er freilich nur ein einziges Semester; mit so viel Eifer und Interesse indeß machte er sich an die Sache und so reif zur Aufnahme wissenschaftlicher Kenntniß war sein jugendlicher Geist, daß er in der That in dieser kurzen Periode mehr lernte, als die meisten Studirenden im dreijährigen Cursus profitiren. Die Sache verursachte seinem Vater achtzig Pf. St. Kosten, damals noch eine beträchtliche Ausgabe für ihn; allein sie trug reichliche Früchte, als Robert — 1822 — nach Killingworth zurückkehrte, ausgezeichnet durch den mathematischen Preis, den er auf der Universität gewonnen hatte.

Um diese Zeit begannen praktisch die eigentlichen Eisenbahn-Unternehmungen in England, und damit der zweite und wichtigere Lebensabschnitt in George Stephenson's Leben, den wir zum Schluß nur kurz berühren wollen. Noch in die erste Periode fällt seine Erfindung der Sicherheits-Lampe, deren Details bekannter sind, als was er für die Eisenbahnen geleistet hat. Mit der drohendsten Lebensgefahr experimentirte Stephenson persönlich mit dem von ihm erfundenen Grubenlicht, und erwies es sich sofort als jeder Anforderung entsprechend. Andere, insbesondere der gelehrte Sir Humphry Davy, machten die Erfindung ihm streitig; doch war in Killingworth die „Geordy-Lampe" des einfachen Maschinenschmieds schon in Gebrauch, ehe es eine „Davy-Lampe" gab, und diese sind bis auf den heutigen Tag die beiden einzig brauchbaren.

Im Jahre 1825 wurde die erste, für den allgemeinen Verkehr bestimmte Eisenbahn von Stockton nach Darlington gebaut, hierauf erbot sich Stephenson, für die Eisenbahn Manchester - Liverpool einen Dampfwagen herzustellen, der die erforderliche Schnelligkeit erreichen würde, um zehn englische Meilen in der Stunde zurückzulegen. Der Parlamentsausschuß behandelte dies Project als sinnlos, aber Stephenson übertraf noch sein Versprechen, indem die von ihm gelieferte Locomotive fünfzehn englische Meilen in der Stunde zurücklegte. Von nun an war sein Ruhm gesichert; er errichtete zu Newcastle eine Maschinenbauanstalt, erwarb dort in Verbindung mit seinem Sohne Robert ein bedeutendes Vermögen, brachte die Dampfwagen zu ihrer jetzigen Vollkommenheit und lieferte dieselben für England, Amerika und den europäischen Continent. Zuletzt war er noch Eigenthümer mehrer Kohlengruben und Eisenwerke und starb zu Taptonhouse bei Chesterfield am 12. August 1848.

Literarisches.

Im Verlage von Ferdinand Hirt in Breslau ist ein dreibändiges stattliches Werk erschienen: Atlas der Naturgeschichte, in welchem die drei Reiche der Natur, das Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich, jedes abgesondert und mit einer großen Anzahl von ganz vortrefflichen Holzschnitten geziert, behandelt sind. Der Text versieht ungefähr die Stelle eines erläuternden Führers in einem Naturaliencabinet; er ist kurz und bündig, nur das Wichtigste hervorhebend und überall den Bildern angepaßt. Von einzelnen Erscheinungen ausgehend, kommt er in jedem Theile auch auf die Schilderung allgemeiner Naturbilder, so folgt der Abtheilung für Mineralogie ein geologischer Abriß und bei den botanischen Darstellungen findet sich der Hinblick auf Waldgruppirungen und landschaftliche Reize. Die Illustrationen verdienen ihrer sorgfältigen Ausführung wegen besonders hervorgehoben zu werden und da sie den Hauptheil des Werkes ausmachen, so ist damit das Ganze empfohlen. Jeder Band wird separat abgegeben.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Die Inſel Formoſa.

Der Vertrag von Tientſin iſt für uns eine Aufforderung, die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer auf eine Inſel zu lenken, die bei den neu entſtehenden Verkehrsverhältniſſen eine Rolle ſpielen wird. Formoſa hat die glückliche Inſellage nahe vor einem Continent, die, wie wir an England ſehen, den Handel ungemein begünſtigt. Bloß eine zehn deutſche Meilen breite Straße trennt ſie von der chineſiſchen Provinz Fokien. Dieſe Straße, die aus dem chineſiſchen Meer in das öſtliche oder Meer von Korea führt, iſt übrigens gefährlich und wird von Wirbelwinden (Cyklonen) heimgeſucht. 1840, während des Streits mit England, ſcheiterten hier zwei oſtindiſche Schiffe, Anna und Nerbudda. 197 von der Bemannung, meiſtens Hindu, retteten ſich auf die Küſte, aber die chineſiſchen Behörden behandelten die Unglücklichen als Gefangene, führten ſie auf eine Ebene in der Nähe der Hauptſtadt Taiwan-fu und enthaupteten ſie alle. Auch die Porpoiſe, ein Schiff des amerikaniſchen Geſchwaders unter Ringgold und Rodgers, ging muthmaßlich in der Straße von Formoſa verloren (1854). Von andern neuern Schiffbrüchen erzählten die Chineſen, als die Porpoiſe ohne Erfolg geſucht wurde.

Formoſa iſt 53 deutſche Meilen lang, 15 breit und hat einen Flächenraum von 1062 Geviertmeilen. Nur der nördliche und weſtliche Theil gehört den Chineſen, im Süden und Oſten wohnen ſogenannte Ureinwohner, die aber eingewanderte Malayen ſind. Eine Bergkette, deren höchſte ſchneebedeckte Spitzen bis zu 12,000 Fuß aufragen, trennt die beiden Gebiete. Die Chineſen der Inſel ſtehen im Ruf einer hohen literariſchen Bildung, weshalb viele reiche Familien aus Fokien ihre Söhne von ihnen erziehen laſſen. Um ſo roher ſind die Malayen, wenn ſie auch den Namen von Menſchenfreſſern, den der chineſiſche Haß ihnen anhängt, nicht verdienen. Ihr Gebiet iſt rauh, gebirgig, unfruchtbar, und ſie finden es naturrechtlich begründet, daß ſie aus den fruchtbaren Ebenen der Chineſen holen, was ihnen fehlt. Sie haben dort eine reiche Auswahl, denn der Norden und Weſten beſitzt alle europäiſchen Hausthiere, Reis, verſchiedene andere Getreidearten, Zuckerrohr, Guaven, Ananas, Cocosnüſſe, Arekanüſſe, Orangen, Feigen, Trauben, Kaſtanien und Melonen in Fülle. Durch ihre Furcht vor den Malayen werden die Chineſen der Inſel an das Hauptland geknüpft, und auch ihr Handelsintereſſe legt ihrer ſtarken Vorliebe für Aufſtände Zügel an. Dennoch ſtehen ſie häufig gegen die Regierung in Waffen, und vor dem Aufſtande der Ming-Leute ſollen nirgends mehr Hinrichtungen politiſch Verdächtiger vorgekommen ſein, als auf Formoſa. Sie führen Kampher, Salz, Schwefel, Mais, Früchte und Bauholz nach Fokien, beſonders aber Reis von vortrefflicher Beſchaffenheit, mit dem jährlich 300 Schiffe befrachtet werden. Daraus ergibt ſich, auf welche Rückfrachten europäiſche Fahrzeuge, die ſich mit wollenen und baumwollenen Stoffen zu verſehen haben würden, rechnen dürften.

Engliſche Schriftſteller haben in den chineſiſchen Jahrbüchern die Notiz gefunden, daß die Chineſen Formoſa nicht früher als 1403 beſetzt hätten. 1624 erhielten die Holländer Erlaubniß zu einer Niederlaſſung und behaupteten ſich bis 1653, in welchem Jahre die Inſelchineſen ſie vertrieben. Die Sieger gedachten unabhängig zu bleiben, wurden aber

1683 von Fokien aus unterworfen. Die Holländer schätzten die Zahl aller Einwohner auf 2½ Millionen, und so berechnen sie auch unsre heutigen Handbücher. Neuere Nachrichten gab Benjowsky, der 1790 landete und manche Abenteuer erlebte. Welchen Glauben seine Mittheilungen verdienen, geht aus dem Umstande hervor, daß die Ostküste, in deren schönen Häfen er mehrmals vor Anker gegangen sein will, durch zusammenhängende vorliegende Klippen, an denen das Meer mit furchtbarer Gewalt brandet, unzugänglich gemacht wird.

Der Vertrag von Tientsin öffnet dem Handel die Hauptstadt Taiwan, nach der die Chinesen die ganze Insel benennen, und gestattet ihnen, dort Grundbesitz zu erwerben. Die Amerikaner streben nach einem andern Hafen, Kelung, den sie bei wiederholten Besuchen in den Jahren 1854 und 1855 ihren Zwecken entsprechend gefunden haben. Er liegt in der Nähe der nördlichen Spitze von Formosa, ist zwei englische Meilen lang und von hübschen freundlichen Ufern umgeben. Fremde Schiffe können sich reichlich mit Ochsen, Hühnern, Enten, Gänsen, Gemüsen und den edelsten Früchten versorgen. Seinen höchsten Werth erhält der Hafen durch die nahen Steinkohlenlager. In der Umgegend zeigen sich überall Spuren des Minerals, das die modernen Schiffe beflügelt. Theils stehen die Schichten zu Tage, theils liegen sie dicht und drei Fuß mächtig unter der Oberfläche. In einer rings geschützten Bucht bedürfte es bloß des Baues einer Eisenbahn von hundert Ellen Länge, um sie rasch in die ankernden Schiffe zu schaffen.

Wilhelm Heine's deutsche Ausgabe der „Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commodore Ringgold und Commodore Rodgers" (Leipzig bei Costenoble) bringt im Anhange zum zweiten Bande eine Denkschrift des Commodore Perry, in der kein Hehl daraus gemacht wird, daß die Nordamerikaner die Intiative ergreifen wollen, auf der herrlichen Insel Formosa, die dem Namen nach eine Provinz China's, in der That aber unabhängig sei, einen bessern politischen und bürgerlichen Zustand herbeizuführen. „Wenn," sagt der glückliche Unterhändler mit Japan, „wenn eine amerikanische Niederlassung in Formosa begründet ist, so würde die sociale und politische Macht derselben, die Grundfläche ihres Landbesitzes und demzufolge auch ihr Reichthum und Nutzen allmälig zunehmen. Keine der europäischen Regierungen könnte gegen ihre Fortschritte mit Recht etwas einwenden; es würde im Gegentheil ihrer Politik gemäß sein, diese Ansiedlung zu pflegen und zu beschützen, da sich diejenigen ihrer Unterthanen, welche im Osten Handel treiben, eines gleichen Genusses der Vortheile, welche für den allgemeinen Verkehr dieser Gegenden daraus entstehen könnten, ebenfalls erfreuen würden."

Die Bonin- und Baily-Gruppe.

Neunundachtzig Inseln, zum kleinsten Theil groß und fruchtbar, meistens nichts als steile Felsenriffe und hohe Sandbänke, bilden im stillen Meer von 16° 50′ bis 27° 44′ 35″ nördlicher Breite eine Gruppe. Die Spanier und Holländer kannten sie unter den Namen Islas de Arzobispo und Woest Eiland, die geographische Wissenschaft hat den Namen Bonin-Inseln (Bonin-Sima, d. h. menschenleere Inseln) adoptirt. Die Baily-Inseln unter 26° nördlicher Breite und 160° östlicher Länge sind der südlichste Theil der Gruppe. Die Japaner benutzten sie eine Zeit lang als Deportationsorte für Verbrecher, gaben sie aber aus unbekannten Gründen auf, und auch eine englische Besitznahme von 1826 blieb ohne weitere Folge. Die Inseln sind indessen von Werth, da sie den Walfischfängern, welche die angrenzenden Meere stark besuchen, und den zwischen Californien und China segelnden Schiffen einen Zufluchtsort bieten und den Dampfern, sobald im großen Ocean regelmäßige Linien eingerichtet sein werden, zum Kohlendepot dienen können. Gegenwärtig besteht auf der Peelinsel, der nutzbarsten von allen, eine nordamerikanische Colonie mit Verfassung und Regierung. Ein Matrose, Nathaniel Savory, ist der Gründer des kleinen Staats, dessen kaum nach Hunderten zählende Bevölkerung gleichwohl eine bunte Mischung aufweist: nordamerikanische und europäische Matrosen, Kanakas, Tahitier und Leute von den Marquesas.

Die Peelinsel besitzt einen guten Hafen, Port Lloyd genannt. Sie ist vulcanischen Ursprungs und scheint, nach der Form der Berge und andern Anzeichen zu urtheilen, selbst einen thätigen Vulcan besessen zu haben. Trappfelsen, auf denen alte Korallenformationen lagern, bilden die Basis sowie die höchsten Gipfel der Berge; Basaltsäulen durchsetzen Sandschichten, Mandelstein und Grünstein finden sich in beträchtlichen Mengen, an den Küsten und in tiefen Felseinschnitten zeigt sich verwitterte Lava. Auch auf eine Schwefelquelle und auf Eisenschwefelkies ist man gestoßen. Auf der Seite von Port Lloyd steigen die Berge stufenförmig an, an der entgegengesetzten Küste fallen sie in steilen Abstürzen nieder. Sie sind so dicht mit Wald und Unterholz bekleidet, daß sie nur mit höchster Mühe erstiegen werden können. Der Pflanzenwuchs trägt den vollständig tropischen Charakter. Vielleicht ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß die Peel-Insel im Bereiche

der Paſſatwinde liegt und deshalb dem Einfluſſe der kalten Winde und Strömungen entgeht, von denen die chineſiſche Küſte geſtreift wird. Die meiſten Bäume ſind Palmen, zwiſchen denen ſich Schlinggewächſe von Stamm zu Stamm ſchwingen, während unten auf dem Boden Baumfarrn von 10—12 Fuß Höhe wuchern. Grasarten gibt es wenige, und die Mehrzahl eignet ſich nicht zum Futter. Die angepflanzten Gemüſe, Bataten, Brotwurzeln, Taros, Bohnen, Schoten, Rüben, Rettige, Zwiebeln, Kürbiſſe und Melonen, ſind unvergleichlich. Zum Anbau des Zuckerrohrs iſt die Inſel wie geſchaffen; es erreicht eine ungewöhnliche Höhe und bedarf faſt keiner Arbeit. Die vierfüßigen Thiere ſind verwilderte Schweine und Ziegen, einheimiſche Vögel gibt es wenige: einige Gattungen Finken, Krähen, Falken, Tauben und Strandläufer. Schlangen kommen nicht vor, wohl aber Iguana's und kleine Eidechſen. Große braune Landkrabben kriechen in ſtaunenerregender Menge umher. In den feuchten Betten der kleinen, von den Bergen herabkommenden Bäche ſcheint der Boden zu leben, ſo dicht bedecken ihn dieſe Thiere. Die zahlreichen Schildkröten erreichen eine bedeutende Größe, der Fiſchfang an den Küſten iſt in hohem Grade ergiebig.

Von den Bailys beſitzt allein die größte, früher die Fiſcherinſel, jetzt Hillsborough genannt, Häfen, zwei an Zahl. Sie iſt wenig bewohnt, felſig und nur zum kleinſten Theil, da wo ein ſchwarzer Lehmboden die Oberfläche bildet, zum Ackerbau geeignet. Holz und Waſſer iſt in genügender Menge vorhanden. Das einzige vierfüßige Thier iſt das verwilderte Schwein, die Vögel werden durch einige Tauben und Amſeln vertreten. An Fiſchen und Schildkröten iſt kein Mangel, und der Hökerwalfiſch, dem eifrig nachgeſtellt wird, beſucht die Ufer vom November bis zum Mai, um zu kalben.

Eine franzöſiſche Dampferlinie im rothen Meere.

Die Nachrichten, die aus Frankreich über den Stand der Frage des Suez-Canals eintreffen, ſind ſo günſtiger Natur, daß ſie uns einigermaßen überraſchen. Wir entnehmen aus ihnen, daß Herr von Leſſeps ſeiner Sache gewiß genug iſt, um in Egypten den Anfang der Arbeiten perſönlich betreiben zu wollen. Der Süßwaſſercanal aus dem Nil ſoll binnen einem, der große Canal von Meer zu Meer binnen ſechs Jahren vollendet ſein. Ein Theil der durch Actienzeichnung aufzubringenden Summe iſt denjenigen vorbehalten, welche ſeit vier Jahren ſich deshalb aus eigenem Antrieb und unmittelbar an Herrn von Leſſeps gewendet haben, ein zweiter Theil iſt den bedeutendſten Bankhäuſern beſtimmt, und der dritte und größte endlich wird zur allgemeinen Unterzeichnung ausgelegt.

Die franzöſiſche Regierung ſchickt ſich ſchon jetzt an, im rothen Meer den Engländern Concurrenz zu machen. Zwiſchen der Inſel Reunion und Suez iſt eine Packetbootlinie mit einer Hauptſtation auf Zanzibar im Werke. Der Staat entſchädigt die Geſellſchaft (Messageries imperiales) für jedes verloren gehende oder beſchädigte Schiff, bezahlt die Verſicherung und gewährt für die Erhaltung des Perſonals eine ſtarke Geldunterſtützung. Die Nachricht, daß England auf Perim mit Caſernen und Magazinen fertig iſt und eine Beſatzung von 200 Sipahis dort unterhält, iſt der Sporn dieſes Eifers. Was Frankreich außer der Wahrnehmung ſeiner politiſchen Zwecke im rothen Meer anſtrebt, iſt die Erweiterung ſeines Sclavenhandels oder vielmehr, um gegen den amtlichen Euphemismus nicht zu verſtoßen, der Anwerbung freier ſchwarzer Arbeiter. Dem Auswanderungsgeſchäft ſoll ein bewaffneter Schutz gewährt werden, dazu iſt die Station auf Zanzibar beſtimmt. Die portugieſiſche Regierung findet bei ihren Bemühungen, in ihren oſtafrikaniſchen Beſitzungen die Freiheit der Neger zu ſchützen, bei ihren Beamten keine Unterſtützung. Der engliſche Conſul M'Leod in Mozambique wurde ein Gegenſtand der abſcheulichſten Verfolgungen, ſeit er den Behörden Vorſtellungen gegen ihre Verbindung mit den Sclavenhändlern gemacht hatte. Kein Bedienter blieb im Hauſe und die Tafel war ohne Speiſen. Die Bäcker wagten ihm weder Brot noch Mehl zu liefern, ein Fleiſcher, der ihm Fleiſch geliefert hatte, wurde in's Gefängniß geworfen. In ſein Zimmer flogen Steine, kein Arzt beſuchte ſeine Familie. Als Herr M'Leod endlich verwundet wurde, nahm er ſeine Flagge herab und ſagte dem Lande Lebewohl. Am Zambeſi ſind die Portugieſen von den Negern, denen ſie das Joch der Sclaverei auferlegen wollten, verjagt worden.

von Tſchudi's Uebergang über die Anden.

Wir ſind gewohnt, die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen unſrer Reiſenden wie einen unſrer Wißbegierde gezollten Tribut hinzunehmen und überſehen nur zu leicht die Leiden, durch die ſie erkauft wurden. Bezahlt ein Forſcher mit dem Leben, nun ja, dann erinnern wir uns, daß Reiſen in fernern Welttheilen gefährlicher als Feldzüge zu ſein pflegen. Einen ſolchen Feldzug im Dienſte der Wiſſenſchaft hat Herr von Tſchudi durch ſeinen Uebergang über die Anden mitten im Winter ausgeführt. Er war von Braſilien nach Montevideo gegangen und hatte den Weg durch die unermeßlichen

Pampas über Rosario und Cordova nach Catamarca glücklich zurückgelegt. Die nächsten Andenpässe waren aber verschneit, und er mußte 131 Leguas nördlich bis Molinos gehen. Am 29. Juni begann er die Gebirge zu ersteigen, am 5. August war er an der Küste des stillen Meers. Oben auf den Bergen war die Kälte manches Mal so grimmig, daß er und seine Begleiter glaubten, das Fleisch müsse ihnen in Stücken vom Leibe fallen. Sieben Nächte lang schlief er unter freiem Himmel, mehrmals ohne Feuer, sodaß er nicht einmal Schnee schmelzen konnte, um seinen bis zum Wahnsinn gesteigerten Durst zu löschen. Auf einer Höhe, wo wegen des verminderten Luftdrucks das Athmen ohnehin beschwerlich ist, schnitt ein furchtbarer Sturm beinahe die Respiration ab. Weiter unten waren die Nächte eisig kalt, die Tage ebenso heiß. Zu der ganzen Reise von 448 deutschen Meilen brauchte er 66½ Tage.

Skizzen aus New York.

Von F. Schütz.

Werden mich die Leser als feigen Deserteur behandeln und das Standrecht über mich ergehen lassen, wenn ich jetzt beim Beginne unsrer Wintercampagne meinen Posten verlasse und statt den Tumult des Schlachtfeldes zu schildern, mich selbst mit der Erinnerung an die herrlichen Bilder erquicke, welche eine Fahrt den Hudson hinauf dem genießenden Auge und Gemüthe entrollt? — So fragte ich mich stets gedrängter, während um mich her Zeitungsausschnitte, Notizen, Auszüge, Bemerkungen sich häuften. L'embarras des richesses! — seufzte ich verzweiflungsvoll. October, der Herbstmonat, ist zu ergiebig; es geht mir wie dem armen Winzer, der nicht Tonnen genug hat für das Uebermaß der Ernte. Was soll ich anfangen mit der Masse von großen und kleinen, tragischen und komischen Ereignissen? Wie denselben den wahren Gehalt auspressen? Da kam mir der Gedanke, einmal aus dem betäubenden Getümmel der Metropolis zu entfliehen und Ihre Leser den majestätischen Hudson hinauf nach Westpoint, auf die hohen Kaatskill Mountains und in das fromme, ruhige Dorf der Shakas zu führen. Aber die Furcht vor der Schmach, als feiger Deserteur zu gelten, hält mich wie schon manchen nachträglichen Helden auf dem Schlachtfelde zurück und so will ich denn versuchen, mich so gut als möglich durch die Quarees zu schlagen, welche die aufgehäuften Zeitungen jetzt auf Tisch und Boden um mich her bilden.

Mit einem Unglück begann der an Ereignissen so reiche Monat October. Gleich einem Vulkan brach am 5. Abends der Krystallpalast in Flammen aus; weit hin über die Metropolis zog die Brandwolke; großartig, Bewunderung erregend war der Anblick des brennenden Gebäudes; angstvoll hörten die Tausende der tiefbewegten Zuschauer das furchtbare Krachen der einstürzenden Eisen- und Glasmassen. Wie viele Opfer von Menschenleben wird dieses schrecklich schöne Schauspiel kosten? — so fragte sich Jeder. Und ein Wunder ist es, daß von den zwei Tausend Besuchern des Krystallpalastes nicht Einer in der schrecklichen Verwirrung eines Brandes umkam, der in weniger als einer halben Stunde aus einem stolzen Gebäude einen Haufen rauchender Trümmer gemacht hatte. Einige Stunden später würde dieses Ereigniß den Tod von Hunderten, ja Tausenden verursacht haben; denn es sollte ein Concert in dem Palaste gegeben werden, in dessen vielfach gewundenen Räumen sich dann wenigstens zehn Tausend Personen gedrängt haben würden. Der Gedanke, daß eine so schreckliche Katastrophe nicht über die Stadt hereinbrach, tröstet nun auch die Bevölkerung über die Vernichtung eines Gebäudes, daß, wenn auch nicht eine besondere Zierde, doch von wirklichem Nutzen für manches Bedürfniß des öffentlichen Lebens war. Der Verlust an Capital, den dieses Ereigniß verursachte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Die Errichtung des Gebäudes selbst hatte 700,000 Dollars gekostet; der Werth der Gegenstände, welche die jährliche Ausstellung des „American Institute's" daselbst versammelt hatte, wird von den Einen auf eine Million, von Andern auf 500,000 Dollars berechnet. Unter den Kunstwerken befanden sich die Gypsabdrücke der Thorwaldsen'schen Gruppe, welche Christus und seine Apostel darstellte, und die Amazone von Kiss in Zink.

Das „Excitement," welches der Brand des Krystallpalastes hervorrief, verschwand fast ebenso rasch als die rothe Gluth, welche die Flammen desselben über die Metropolis verbreiteten. Mit voller Gleichgültigkeit sah in den folgenden Tagen die Masse der Neugierigen dem Hinwegräumen des schwarzen Schuttes zu und jetzt erinnert nur noch die leere Stätte daran, daß daselbst einmal ein Gebäude stand, auf das der New Yorker stolz war.

Kaum war die Vernichtung des Krystallpalastes vergessen, als schon Hunderte sehnsuchtsvolle, sorgende Blicke nach dem Ocean warfen. Die „Austria" war nicht angekommen. Tage vergingen und die Angst wurde

verzweiflungsvolle Vorausſicht eines ſchrecklichen Ereigniſſes. Die Preſſe und die ganze Bevölkerung beſprachen angſtvoll alle Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten, bis endlich die grauenhafte Gewißheit kam. Der Eindruck, den die Mittheilungen über dieſe Kataſtrophe machten, war tieferſchütternd. Es hing über New York eine ſchwere Wolke der Trauer, des Schmerzes. Doch auch ſie iſt raſch dahingeweht worden von dem wechſelnden Sturme des hieſigen Lebens. Die „Auſtria“ mit den Hunderten von verunglückten Vätern, Müttern, Kindern, Brüdern und Schweſtern liegt tief auf dem Meeresgrunde und über ſie hin rollen ſpurlos die Wogen des Oceans. So iſt es mit dem Geiſte der Bevölkerung New Yorks. Für die große Maſſe derer, welche perſönlich nicht einen Theil dieſes ſchrecklichen Schmerzes zu tragen haben, iſt die „Auſtria“ mit ihren Opfern ſchon tief in Vergeſſenheit geſunken.

Andere Dinge, hochwichtig für den Augenblick, nehmen jetzt verſchiedenartig die Theilnahme des Publicums in Anſpruch. Der morgige Tag, der 20. October, iſt für Viele ein Tag der höchſten Spannung. Zwei Boxer werden morgen in Canada um die Palme des Fauſtkampfes ringen. Beide ſind amerikaniſche Bürger; der Eine, Morriſey, von Geburt ein Irländer, der Andere ein Eingeborner; ſein Name iſt Heenan, bekannter aber iſt er als Benicia Boy. (Der Beniciaburſche, ſo genannt von einem Orte in Californien, wo er ſich aufgehalten hatte.) Die Geſetze des Staates verbieten bei Zuchthausſtrafe ſolche Kämpfe; darum begeben ſich die beiden Parteien nach Canada. Seit Monaten berichten alle Zeitungen über die Fortſchritte, welche die beiden Rivalen in ihren Leibesübungen für den bevorſtehenden Kampf machten. Regelmäßige Bülletins erſchienen über ihre Lebensweiſe, ihren körperlichen und geiſtigen Zuſtand. Nicht nur in New York, ſondern durch das ganze Land hin wuchs von Tag zu Tag das „Excitement“ für dieſen Fauſtkampf. Geſtern war es für Tauſende eine Schreckensbotſchaft, als das Gerücht ſich verbreitete, Morriſey ſei kampfunfähig; mit Jubel wurde die telegraphiſche Depeſche empfangen, welche dieſes Gerücht verneinte.

Buffalo, der Sammelplatz der Freunde und Bewunderer der edlen Kunſt des Fauſtkampfes iſt voll von begeiſterten Anhängern der beiden Helden.

„Die Stadt iſt voll von ihnen,“ berichtet heute eine telegraphiſche Depeſche, „von Havana, von New Orleans, Californien ſind zahlreiche Adepten dieſer Kunſt angekommen. Deputationen aus allen Theilen des Landes ſind eingetroffen.“ Auch beſchränkt ſich die Theilnahme nicht auf die beſondere Claſſe der Liebhaber des Fauſtkampfes. Ein ſehr großer Theil des Publicums intereſſirt ſich lebhaft dafür. Der Benicia Boy repräſentirt den Amerikanismus gegen das fremde Element. Sein Sieg wird als ein Triumph des jungen Amerika erwartet. Hundert Tauſend Dollars wenigſtens ſind auf den Ausgang des Kampfes gewettet. Der Sieger für ſich wird 5000 Dollars haben — vielleicht als Lohn für einen begangenen Mord, denn ſchon mehrmals und erſt ganz kürzlich noch endeten ſolche Kämpfe mit dem Tode des Schwächeren — ſelbſt mit dem des Siegers. So hatte, als moderne Spartanerin, vor einigen Jahren eine Frau ihren Sohn zu dem Kampfplatze geſandt mit den Worten: „Kehre nimmer oder kehre als Sieger zurück.“ Der Held kam ſiegreich zurück, ſtarb aber faſt unmittelbar darauf an innerer Verblutung. — Solcher Art iſt jetzt das Ereigniß, das heute vor Allem die öffentliche Stimmung erregt. Mit Billigung oder Mißbilligung — nimmt Jeder einen gewiſſen Antheil daran; es iſt unmöglich, das Ereigniß zu ignoriren. Hätte der Telegraph heute Abend eine große nationale That zu berichten, es würde ihm nicht mit größerer Spannung gelauſcht werden, als dies für den Ausgang dieſes Fauſtkampfes geſchieht.

Mit nicht geringerer Aufregung ſieht ein anderer Theil des Publicums dem nächſten Tage entgegen. Fräulein Piccolomini erſcheint morgen zum erſten Mal auf der New Yorker Bühne. Einen triumphirenden Einzug in die Metropolis hat ihr der Unternehmer Ullman nicht bereitet. Der Barnum's Humbug hat dieſes Mittel längſt abgenutzt. Nichts deſtoweniger iſt die Aufregung in gewiſſen Kreiſen ſehr groß. Geſtern fand der Verkauf der reſervirten Plätze in dem Opernhauſe ſtatt. Der Andrang der Kaufluſtigen, beſonders der Damen, war gewaltig; es bedurfte der ordnenden Polizei, um die aufgeregte Maſſe etwas in Reih und Glied zu bringen und einen überwältigenden Sturm gegen das Büreau zu verhindern. Morgen alſo werden wir den erſten Ausbruch des Piccolominifiebers haben. Die Speculation hat ſich bereits des Namens bemächtigt: unter dem Namen „Piccolomini-Bouquet“ hat ein Parfümeur der Sängerin ein neues Product ſeiner Kunſt gewidmet und mit enthuſiaſtiſchen Worten ihr überſandt.

Ernſterer Bedeutung ſind die in den letzten Wochen gehaltenen Feierlichkeiten der katholiſchen Kirche. Am Ende des vergangenen Monats fand hier die Grundſteinlegung einer Kathedrale ſtatt, welche an Größe und architektoniſcher Bedeutung alle andern Kirchen in Amerika zu übertreffen beſtimmt iſt. Ein Sonntag war für die Ceremonie gewählt; Erzbiſchof Hughes, umgeben von mehreren

Bischöfen und einer zahlreichen Geistlichkeit, fungirte und hielt von einer Tribune eine Rede an die versammelten Gläubigen, deren Zahl auf Hunderttausend angegeben wurde und meistens aus Irländern bestand. Außer dieser Feierlichkeit fanden auch noch die Einweihung eines katholischen Kirchhofes und die fünfzigjährige Gedächtnißfeier eines katholischen Seminariums statt. Den Amerikanern rufen diese religiösen Acte die Thatsache mit stets ernsterer Bedeutung zu, daß der Katholicismus in der Republik eine Macht wird, welche durch ihre Einheit und Energie dem zersplitterten Protestantismus gefahrdrohend entgegentritt. Die andern religiösen Gemeinschaften, sagt der „New York Herald," müssen sich ermannen und ihre innern Zwistigkeiten aufgeben, wollen sie nicht von der katholischen Kirche überholt werden.

Ob die protestantischen Secten es für nöthig halten werden, mit verdoppeltem Eifer im Innern aufzutreten, muß die Zukunft zeigen; gegenwärtig nimmt das neueröffnete China ihre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Vor einigen Wochen schon reisten mehrere Missionäre der Methodisten nach China ab. Bei der Abschiedsfeierlichkeit sprachen sich mehrere Redner mit Enthusiasmus für ein mächtiges Bekehrungswerk der Bewohner des himmlischen Reiches aus. Einer derselben sagte: „Wollt ihr China belehren, so genügt es nicht, hier zu predigen und zu beten. Wir bedürfen 350,000 Missionäre und jährlich 60,000 Ersatzmänner, um China zu bekehren. Außerdem sind 3,000,000 Lehrer nöthig, um das Werk mit Hoffnung auf Erfolg zu beginnen." — Der „New York Herald" bemerkt halb ironisch, halb ernst, daß diese drei Millionen Lehrer mit Büchsen und Säbeln die Propaganda des Evangeliums beginnen müßten, um den Predigern das Feld zu bereiten.

Eine andere, eigenthümlich interessante religiöse Feierlichkeit war die Einweihung eines Neger-Bischofs für die amerikanische Colonie freier Neger in Afrika. Religiöse und politische Propaganda gehen gleichthätig von dem Hafen dieser Welthauptstadt aus. So haben die Irländer dieser Tage ihrem Stamme in der Heimath ein Zeichen des Bündnisses und des treuen Festhaltens an der Nationalität gesandt. Dem Capitän des irländischen Steamers „Prinz Albert" wurde von einer Anzahl von Damen eine prachtvolle Fahne überreicht, auf der das Symbol der Republik mit dem Irlands vereint ist. Eine andere Feierlichkeit fand kürzlich hier statt, welche ebenfalls daran erinnert, wie sehr New York der wirkliche Centralpunkt des amerikanischen Continentes ist.

General Paez, der exilirte Präsident von Venezuela, hatte die Jahre seiner Verbannung hier verlebt und hier suchte ihn die Deputation der Nationalversammlung von Venezuela auf, um ihn in sein Vaterland zurückzurufen. Die Ceremonie der Ueberreichung des betreffenden Decretes fand in dem Metropolitan-Hotel in Gegenwart von zahlreichen Bürgern von Venezuela und unter dem Andrange vieler New Yorker statt. An einem der folgenden Tage sprach die Deputation in öffentlicher Versammlung dem Gemeinderath den Dank ihres Staates aus für die Gastfreundschaft, welche er dem verbannten Patrioten erwiesen hatte.

— Auch einen Kriegsboten sandte dieser Tage unser Hafen aus. Die Fregatte „Sabina" fuhr von hier mit dem Commissär Bowlin nach Paraguay ab, um die Differenzen zwischen diesem Staate und der Republik zu einem hochwahrscheinlich kriegerischen Ausgange zu bringen. Mehr als in irgend einem Theile der Union ist die New Yorker Bevölkerung gestimmt, allen diesen in der Ferne reisenden Expeditionen Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken. Das beständige Drängen von Ereignissen aller Art verhindert dabei natürlicher Weise die längere Dauer irgend eines Eindrucks. Man kann wirklich sagen, daß New York keine Vergangenheit hat und stets nur in der Gegenwart lebt. —

Aus der Unmasse kleinerer Ereignisse, welche in den Monat October fallen, will ich nur hervorheben, daß die unsterbliche Lola Montez wieder einmal die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publicums zu fesseln wußte. Sie hatte zur Wiedererbauung einer Kirche, dessen Pastor als besonders mildthätig bekannt ist, sich erboten, eine öffentliche Vorlesung zu halten. Die protestantische Geistlichkeit erhob aber ein Zetergeschrei ob der Sünderin, die zu heiligem Werke sich dränge. Darauf erwiederte Lola Montez mit einem geistreich giftigen Briefe und einer Vorlesung, in der sie „über christliche Pharisäer" mit ungemäßigter Schärfe sich erging. Ihr Publicum spendete den Anathemen, die sie ausrief, lebhaften Beifall und New York sprach wieder einmal von der unermüdbaren Gräfin Landsfeldt.

Unser Staten Island Kriegszustand dauert in gemüthlicher Weise fort. Ein Regiment nach dem andern fährt hinunter, um den Bau der neuen Quarantäne zu schützen, und zwischen den Rebellen und den bewaffneten Repräsentanten des Gesetzes herrscht das innigste Trinkverhältniß. Der Gouverneur erntet dabei wenig Ruhm, aber mehr Hohn. So veröffentlicht jetzt der New York Herald eine Spottpetition, in welcher die Bewohner eines andern Theiles der Insel ihn ersuchen, ihnen doch auch die Genüsse eines Belagerungsheeres zu schenken, da sie ja auch verruchte Re-

bellen ſeien und als ſolche eben ſo viel Anſprüche hätten auf die Vortheile, welche Wirthe, Fleiſcher, Bäcker ꝛc. von der Gegenwart der Truppen zögen. Ein amerikaniſcher Belagerungszuſtand iſt nun einmal ein anderes Ding als ein europäiſcher. —

Das herrliche Herbſtwetter, unſer Indian Summer, begünſtigt übrigens dieſe idylliſchen Militärexpeditionen nach Staten Island und nicht weniger die martialiſchen Ausflüge der zahlreichen Schützengeſellſchaften. Die Straßen der Metropolis ertönen gleich denen einer kleinen deutſchen Reſidenz vom Trommelſchlag und rauſchender Militärmuſik. Die Sonne ſcheint glänzend und warm herab auf das fröhliche, bunte Treiben, das lebendiger als je die Stadt durchtobt.

Die Engliſchen Verbrechercolonien in Auſtralien.

Von Dr. F. von Holtzendorff.

Die Entwicklung der engliſchen Verbrechercolonien in Auſtralien bildet eine Epiſode in der menſchlichen Culturgeſchichte, wie ſie in ähnlicher Weiſe nicht wieder aufzufinden iſt. Kaum eine Seite des geſchichtlichen Fortſchritts gibt es, welche nicht während weniger Decennien in dieſen anfangs unbedeutenden, gegenwärtig zur Blüthe herangediehenen Gemeinweſen entwickelt worden wäre.

Auch für das Strafrecht ergibt dieſe Epiſode den reichſten Stoff zum Nachdenken. Jene Verbrechercolonien verdanken einer Strafe ihre Entſtehung, welche in Deutſchland nur dem Gelehrten bekannt, über welche ſelbſt von dieſen ebenſo wenig und ebenſo kurz gehandelt worden iſt, als von der Todesſtrafe ausführlich und genau.

England in neuerer Zeit und Rom im Alterthum ſind diejenigen Staaten, welche den Schwerpunkt der ſtrafenden Gewalt in eine Strafe verlegten, welche ihnen vorzugsweiſe dem Zweck der Sicherung vor dem Verbrecher zu entſprechen ſchien; ja die Deportationsſtrafe, durch welche der Verbrecher von ſeiner Heimath losgetrennt und in ein anderes Land verſetzt wird, bezeichnet für das Alterthum den Schlußſtein der römiſchen Strafrechtsgeſchichte. Den erſten Anfängen und dem jugendlich ſinnlichen Charakter aufkeimender Nationen erſcheint es nämlich eigenthümlich, das Verbrechen nur in ſeiner Beziehung zu der Perſon des unmittelbar Verletzten aufzufaſſen und die tiefere ethiſche Grundlage des ſtaatlichen Geſammtlebens in den Hintergrund zu drängen. Der natürliche Zuſammenhang unter den einzelnen Mitgliedern einer nach Außen ſcharf abgegrenzten Nationalität iſt ſo ſtark, daß in den Ueberſchreitungen des Rechts eine Gefährdung der Geſammtheit noch nicht erkannt werden kann; das Eingreifen der ſtaatlichen Gewalt hat, von wenigen Fällen abgeſehen, kaum eine andere Grundlage als die Summe der Einzelrechte, welche durch das Verbrechen verletzt worden ſind.

Dieſer ſinnlichen Anſchauung des Verbrechens entſpricht gleichzeitig die ſinnliche Natur der Strafmittel, die das verletzte Recht wieder herſtellen ſollen. Weigert ſich der Uebelthäter der Sühne an den Verletzten, oder iſt er außer Stande, den Werth des verſchuldeten Unrechts in Geld abzutragen, ſo wird die unmittelbare Perſönlichkeit des Thäters angegriffen und vernichtet. In jenen älteſten Zeiten laufen daher das mildeſte und das härteſte Strafmittel neben einander parallel: Entweder Geldſtrafe oder der Tod, mindeſtens Verſtümmelung. Der friſchen Natürlichkeit junger Volksſtämme, um nicht zu ſagen ihrer Rohheit, liegt es fern, die Freiheit durch Gefängnißſtrafe zu beſchränken. Ihr erſcheint es undenkbar, daß die freie Perſon auch nur zeitweiſe oder vorübergehend gehemmt werden könnte. Die Freiheit exiſtirt entweder voll oder gar nicht; ſie kann vernichtet, aber nicht verkümmert werden.

Mag man dieſe in der Geſchichte des Rechts ſo häufig wiederkehrende Erſcheinung aus einer maßlos hohen Veranſchlagung perſönlicher Freiheit oder aber aus der geringen Achtung des Lebens herleiten, welches erſt mit der Mannigfaltigkeit des Lebensgenuſſes an Werth gewinnt — gleichviel, dieſelbe Thatſache kehrt immer wieder, daß die größten, ungeheuerſten Verbrechen häufig mit Geld bezahlt, die geringſten Straffälle dagegen mit dem Tode geſühnt werden.

Indem die Reflexion indeſſen allmälig die Oberhand gewinnt über das Natürlich-Inſtinctive im Staatsleben, ſetzt ſich die Geſammtheit in ein anderes Verhältniß zum Uebelthäter. Sie veranſchlagt ihre Wohlthaten und den Werth des geordneten, nationalen Zuſammenlebens und erkennt in der Entziehung der Mitgliedſchaft im Staate ein hartes Uebel, geeignet, das Verbrechen im Keim zu unterdrücken. Neben die Todes- und Geldſtrafe tritt daher allmälig die älteſte Form der Freiheitsſtrafe: die Verbannung. Wo das anmaßende Selbſtgefühl einer Nationalität gegenüber einer andern ſcharf ausgedrückt iſt wie im antiken Staate, wo der bewußte Gegenſatz zwiſchen eingebildeter oder wahrer Cultur und einer vermeintlichen Barbarei anderer Völker in jedem Einzelnen lebt wie im Griechenthum oder bei den Römern, da iſt der Verbannte mindeſtens

so hart gestraft, als Derjenige, welcher den Tod erleidet. Er rettet zwar das physische Leben, aber nach jenen Anschauungen ist es außerhalb des Staats und ohne Bürgerrecht leer und entwerthet.

Das griechische Alterthum und die römische Republik schließen daher mit diesen Strafen ab. Ein Unterschied bei beiden Nationen konnte nur insofern vorhanden sein, als den starren Römer der Kernzeit die Strafe der Verbannung härter treffen mußte als den leicht beweglichen Griechen, der sich leichter in der Ferne heimisch machte, an fremden Höfen die Rolle des geistreichen Gesellschafters spielen mochte und niemals die Hoffnung aufgab auf eine günstige Wendung in dem Charakter seines Volkes, auf dessen leichten Sinn er selber leichten Sinnes vertraute.

Während der römischen Kaiserzeit trat zu diesen alten Strafen eine neue hinzu. Die Eifersucht und die Furcht der Imperatoren konnten sich damit nicht begnügen, daß ein Verbannter wie früher nach Neapel in die Seebäder oder nach Tivoli in den Schatten der Sabinergebirge wanderte. Augustus führte zuerst die Strafe der Relegation in seiner umfassenden Gesetzgebung ein, eine Strafe, nach welcher die Auswahl des Aufenthaltsorts nicht mehr dem Verbrecher ausschließlich selbst überlassen, sondern vielmehr dem Richter oder der höchsten Staatsgewalt anheimgegeben wurde, um zu erwägen, an welcher Stelle der Verbannte am wenigsten nachtheilig zu wirken vermöchte.

Auch diese Strafe, die übrigens dem Verbannten keinen directen Zwang auferlegte, erschien indessen als ungenügend. Immer blieb noch Möglichkeit, daß sich der Verbannte gegen den Ausweisungsbefehl ungehorsam erweisen möchte, daß er die Flucht ergriff oder den Versuch machte, zu feindlichen Nationen zu entkommen, die Legionen in den Provinzen aufzuwiegeln, oder sich zu rächen für eine Strafe, die in den meisten Fällen aus politischen Motiven dictirt wurde und vorzugsweise die angesehensten und bedeutendsten Männer traf. Aus der Relegation entstand daher die Deportation oder die zwangsweise Fortschaffung eines Verbrechers an einen Ort, an welchem er zeitlebens zur Strafe verweilen sollte. Ein Deportirter war also für immer von Rom entfernt, ohne Hoffnung, jemals zurückzukehren, sogar ohne Hoffnung, daß selbst die Asche des Todten jemals die vaterländische Erde berühren durfte; getrennt für immer von seiner Familie, seines ganzen Vermögens beraubt, ohne Aussicht, von einer einsamen Insel des ägäischen Meeres zu entkommen.

Diese Strafe, von welcher namentlich Diejenigen betroffen wurden, welche irgend Etwas an den römischen Fiscus zu verlieren hatten, und die während der ganzen Kaiserzeit die wichtigste, am häufigsten vorkommende Strafe war, erhielt sich von den Zeiten des Tiberius bis zu den spätesten Zeiten der byzantinischen Kaiser, wo sie mit dem Vordringen der Sarazenen, welche die Flotten der Griechen aus dem mittelländischen Meere verjagten, unausführbar wurde und unterging.

Dieselbe Entwicklung und denselben Fortschritt im Strafsystem erkennen wir auch in England. Aus der Strafe der Verbannung, deren bittres Leid Shakspeare im Richard II. so ergreifend schildert, bildet sich allmälig die Transportationsstrafe, nicht nur unter verschiedener Bezeichnung, sondern auch mit gänzlich verschiedenen Resultaten im Vergleich zur römischen Deportation. Während in der Deportation der Römer sprachlich die bloße Entfernung vom festen Lande im Verhältniß zur See ausgedrückt liegt, bezeichnet Transportation den kühnen Blick des Seefahrers auf ein fernes überseeisches Land; in jenem liegt das einfache, vorläufig ziellose Verlassen des festen Landes, in diesem das Streben nach einem durch das Meer geschiedenen Continent; jenes ist das bisher in den romanischen Sprachen erhaltene Wort der größten erobernden Nation zu Lande, dieses das insulare Wort der größten erobernden Nation zur See.

Der Unterschied in den Erfolgen war indeß bedeutender als der in dem Ausdruck des Wortes. Während die Römer und Byzantiner ein Jahrtausend hindurch Verbrecher auf die Inseln des mittelländischen, schwarzen und rothen Meeres, an die Küsten Sardiniens, Afrika's und Kleinasiens hinstreuten, ist für die Culturgeschichte kein einziges bemerkenswerthes Resultat erreicht worden. Nicht eine einzige Stadt verdankt der Arbeit des reuigen Verbrechers ihre Entstehung. Kein großer Gedanke ist aus der einsamen Gefangenschaft so vieler angesehener, man könnte sagen, ihrer Verdienste wegen deportirter Römer entsprungen. Trotz ihrer Deportationsstrafe hatten die Römer dennoch keine Verbrechercolonie gegründet, weil die Machthaber jener Zeit die Vereinigung mehrerer Verbrecher an einem und demselben Punkte zu fürchten schienen.

England ging von vorn herein auf ganz bestimmte praktische Zwecke und von praktischen Anschauungen bei der Transportationsstrafe aus. Ein Verbrecher, welcher sich daheim auf das Gröbste am Gemeinwesen vergangen hatte, mochte nach ihrer Ansicht auf einem fremden Boden nutzbringend gedeihen und, indem er fremde Interessen verstehen lernte in seinen eigenen, mit Denjenigen versöhnt werden, die er angegriffen hatte. Er mochte Besitz und Eigenthum vertheidigen, das er früher vor sich selbst verleugnet hatte. Während die Sicher-

heit der beſitzenden Claſſen durch Wegführung der Verbrecher in ein fernes Land zu gewinnen ſchien, mochte gleichzeitig ein unbekannter Continent von dem neuen Ankömmling Nutzen ziehen. England ordnete die Strafe der Transportation dem Gedanken an die Coloniſation unter. Schon in dem gegen die Vagabunden und Landſtreicher erlaſſenen Verbannungsgeſetze aus der Regierungszeit Eliſabeth's ſchimmert dieſer Gedanke hindurch, der von Jacob I. genauer erfaßt wurde, indem er 1619 die Transportation liederlicher Perſonen anordnete, ohne übrigens die einzelnen Merkmale dieſer Kategorie genauer zu bezeichnen. Einzelne derartige Transporte gingen auch wirklich unter Segel, trafen aber bei ihrer Ankunft in Amerika auf ein entſchiedenes Widerſtreben der Coloniſten, welche bemüht waren, ihre ſtreng presbyterianiſchen Genoſſenſchaften von allen Miſchungen freizuhalten.

Die erſte genauere geſetzliche Beſtimmung über die Transportationsſtrafe ſtammt aus der Regierungszeit Karl's II., unter welcher die Richter durch eine Parlamentsacte ermächtigt wurden, die Räuber (moss-troopers) aus den Mooren von Cumberland und Northumberland auf Lebenszeit nach Amerika transportiren zu laſſen. Da ſchon der Diebſtahl nach dem damaligen engliſchen Rechte genügend war, die Todesſtrafe nach ſich zu ziehen, ſo dürfen wir annehmen, daß Karl II. keineswegs die Abſicht hegen konnte, jenen Räubern eine Wohlthat angedeihen zu laſſen. Die Transportation in die amerikaniſchen Colonien erſchien als eine Strafe, die ſich mit dem Galgen meſſen konnte.

Der Mißbrauch, welcher ſpäter, beſonders unter Jacob II. nach dem Aufſtand des Herzogs von Monmouth, mit der Transportation getrieben wurde, iſt von Macaulay in lebendigen Farben geſchildert worden. Wie man heute in Briſtol auf Palmöl ſpeculirt, ſo ſpeculirte man in derſelben Stadt damals auf Transporte von politiſchen Verbrechern, die durch den Verkauf an die weſtindiſchen Coloniſten auf Barbadoes einen einträglichen Handelsartikel ausmachten. Sollen ſich doch die Hofdamen des Königs, ja ſogar Wilhelm Penn bei dieſen Geſchäften betheiligt haben. Die einen befanden ſich in Uebereinſtimmung mit der Mode, der andere glaubte beweiſen zu müſſen, daß ein Quäker auch gefällig ſein kann.

Während des achtzehnten Jahrhunderts erhielt dieſe Strafe eine ausgedehntere Anwendung. Die Zahl der Verbrechen, die dadurch abgebüßt werden ſollten, mehrten ſich. Die Transporte nahmen indeß wieder vorzugsweiſe ihre Richtung nach Nordamerika, wo ſich die religiöſen Vorurtheile alter engliſcher Auswanderer allmälig mit der Möglichkeit ausgeſöhnt hatten, durch eine billige Zwangsarbeit verurtheilter Landsleute einen erheblichen Geldgewinn zu erzielen. Nach dem Syſteme jener Zeit wurden nämlich die Transportirten bei ihrer Ankunft in der neuen Welt an Grundeigenthümer in eine zeitige oder lebenslängliche Sclaverei verkauft, wie dies ſchon unter Jacob II. der Fall geweſen war. — Die Auflehnung der amerikaniſchen Colonien gegen ihr Mutterland mußte dieſem Zuſtande ein Ende machen. Unter den mehr ſcheinbaren, aber dennoch energiſch hervorgehobenen Beſchwerden, die bei der Unabhängigkeitserklärung geltend gemacht wurden, befand ſich auch die Transportation engliſcher Verbrecher nach Amerika, in welcher man eine Beleidigung zu erkennen vorgab. Franklin fragte in ſeiner Entrüſtung die Engländer:

„Was würdet Ihr dazu ſagen, wenn wir Euch in Erwiederung auf Eure Verbrechertransporte regelmäßige Sendungen von Klapperſchlangen zukommen ließen?“

Mit dem Erfolg der amerikaniſchen Waffen erreichte alſo die Transportation nach Amerika ihr Ziel. Durch die Hemmung in der Ausführbarkeit dieſer Strafe ward die engliſche Regierung in große Verlegenheit geſetzt. Es trat eine Verſtopfung der alten Abzugscanäle ein, durch welche der Auswurf der engliſchen Städte entfernt worden war. Mannigfache Projecte zur Abhülfe tauchten empor und wurden wieder aufgegeben. Howard hatte unter großem Beifall ſeiner Zeitgenoſſen Erbauung von Zuchthäuſern nach einem verbeſſerten Syſteme vorgeſchlagen. Die Koſtſpieligkeit ſeiner Pläne ſchreckte indeß die leitenden Staatsmänner ab. Andere ſchlugen eine Coloniſation der afrikaniſchen Weſtküſte vor, ohne an das Klima jener Gegenden zu denken, welches noch vor nicht langer Zeit binnen Jahresfriſt die Hälfte aller europäiſchen Anſiedler fortraffte. Endlich entſchloß ſich das Cabinet Georg's III., eine Empfehlung Cook's zu berückſichtigen, welcher eben von ſeinen Weltumſegelungen zurückgekehrt war. Er hatte einen Platz an der vor ihm unerforſchten Oſtküſte Neuhollands, welchen er aus naturhiſtoriſchem Intereſſe Botany-Bay getauft hatte, als geeignet für eine britiſche Anſiedlung bezeichnet und die Vorzüge des Landes auf das Eindringlichſte hervorgehoben. Ohne daß eine ſorgfältige Prüfung der Einzelheiten und der Mittel zur Ausführung eines ſolchen Plans veranlaßt wurde, ſegelte am 13. Mai 1787 die erſte Flotte, beſtehend aus elf Schiffen mit etwa 600 männlichen und 250 weiblichen Sträflingen unter dem Oberbefehl des Capitäns Philipp aus England ab und langte nach achtmonatlicher Fahrt über Rio Janeiro und das Cap im Januar 1788 in Botany-Bay an.

Kaum ſiebenzig Jahre ſeit dem Geburtstage der erſten engliſchen Anſiedlung in Auſtralien

sind verflossen; ein Zeitraum, welcher eine Entwickelung in jenem Continente hervorgerufen hat, die an Mannigfaltigkeit von keiner andern übertroffen wird. Das Klima und die Bodenbeschaffenheit Australiens sind die Basis derselben, indem Beide geeignet erscheinen, die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens, die sonst zeitlich und räumlich getrennt erscheinen, neben einander zu verwirklichen. Der Ackerbau in den Thälern weniger im Sommer nicht austrocknender Bergströme, der Handel in einer Anzahl die gefahrvolle Ostküste einschneidender Häfen, der Bergbau auf fast sämmtliche Mineralien, vom Gold herab bis zur Steinkohle, ein nomadisirendes Hirtenleben, das sonst nur den Anfängen historischer Stammesbildung eigen zu sein scheint, hier aber durch die Erwägung ökonomischer Vortheile von den Sprößlingen einer verfeinerten und verdorbenen Civilisation reproducirt ist — alle diese verschiedenen Culturstufen finden sich auf dem bisher zugänglich gewordenen Theile des australischen Festlandes neben einander. Das Klima gestattet in einer unendlichen Reihe allmäliger Abstufungen vom Aequator bis in die mittlere gemäßigte Zone den Anbau fast sämmtlicher Culturgewächse. Der Weinstock und die Baumwollenpflanze, welche wenig Freundschaft für einander haben, stehen nachbarlich neben einander.

Am 20. Januar 1788 war Alles freilich gänzlich von dem heutigen Zustande verschieden. Damals stiegen noch undurchdringliche Gummibaumwälder bis an den Meeressaum hinunter; kein einziges dem europäischen Hausthiere vergleichbares Thier fand sich in den Einöden vor, welche der Fuß der wenig zahlreichen Eingebornen nur selten durchschritt; keine einzige Pflanze, die dem Menschen dauernden Stoff der Ernährung bot, war zu entdecken. Der Hafenplatz, welchen Cook gerühmt hatte, entsprach allerdings seiner wissenschaftlichen Bedeutung, indem er einzelne seltsame, bisher unbekannte Pflanzenformen aufwies, aber er war für den Anbau völlig ungeeignet. Die erste und wichtigste Bedingung für eine dauernde menschliche Niederlassung, das trinkbare Wasser, fehlte auf einem sandigen, ausgedörrten Boden. Die eingeborne Race, die scheu an den Küsten umherschweifte, schien nicht geneigt, mit den neuen Ankömmlingen in Verkehr zu treten.

Die Verzweiflung begann sich der ersten Engländer zu bemächtigen, als der Capitän Philipp eine Entdeckung machte, welche ihm wenige Tage später sicherlich durch den Franzosen La Pérouse vorweggenommen worden wäre, der auf einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise fast gleichzeitig mit den Engländern in Botany-Bay eingetroffen war. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Botany-Bay entdeckte Philipp den in der Nähe gelegenen Hafen Jackson, welcher geeignet war, den besten Häfen in der Welt den Rang streitig zu machen und alle diejenigen Bedingungen zu einer Niederlassung enthielt, welche bei Botany-Bay fehlten. Sidney, die jetzige Hauptstadt von Neu Süd-Wales, wurde gegründet unter der Hand von Sträflingen, die ohne irgend eine Berücksichtigung technischer Fertigkeit oder gewerblichen Geschicks aus den Straßen Londons fortgeschafft worden waren, von Männern, die meistentheils bisher nur die Nachschlüssel geführt hatten und von denen nur ein einziger Maurerarbeit zu verrichten verstand.

Die ersten Jahre jener neuen Gründung bieten wenig Interesse für Denjenigen, welcher nach glänzenden äußeren Ereignissen sucht und von ihnen seine Theilnahme abhängig macht. Sie sind Nichts als ein beständiger Kampf gegen Mühsal und Hungersnoth, die zu verschiedenen Malen wiederkehrt und dennoch niemals die Aufmerksamkeit Englands, das mit den Ereignissen der französischen Revolution beschäftigt ist, auch nur kurze Zeit zu fesseln vermag. Wenn man bedenkt, daß ein praktischer Kopf, wie derjenige des ersten Gouverneurs Philipp, auf den Gedanken kam, ein in Port Jackson zurückgebliebenes Transportschiff zur Hülfe für eine hungernde Bevölkerung auf die Schildkrötenjagd zu senden, so überzeugt man sich, daß die Schilderungen des damaligen Elends nicht übertrieben sind. Beständiger Hunger und beständige Peitschenhiebe wechselten bei den Sträflingen selten ab. Erst mit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts waren die Rodungen und der Anbau in Neu Süd-Wales so weit vorgeschritten, daß das Nothwendigste an Getreide gewonnen werden konnte. Trotz der allmälig nachrückenden Verbrechertransporte bleibt es indeß immer für uns wunderbar, daß unter den damaligen Verhältnissen dieses Resultat überhaupt erreicht wurde. Nur der Energie der beiden ersten Gouverneure, welche Machtvollkommenheiten erhalten hatten, wie kein andrer englischer Gouverneur in englischen Colonien vor oder nach ihnen, und der gleichzeitigen, unbeugsamen Zähigkeit verbrecherischer Naturen kann ein solcher Erfolg beigemessen werden. Die Schilderungen harter Entbehrungen, die nach Europa gelangten, genügten wenigstens, um vorläufig die freie Einwanderung ernstlich zurückzuschrecken. Bis in das zweite Decennium dieses Jahrhunderts bestand die weiße Bevölkerung Australiens aus einer schwachen Garnison, aus wenigen Beamten und aus entlassenen Sträflingen.

Kurze Zeit nach der Gründung von Sidney wurde von dort aus eine zweite Verbrechercolonie nach der Insel Norfolk abgezweigt, welche zweihundert Seemeilen nordöstlich in geringerer Entfernung von Neu Seeland gelegen ist. Es fanden sich unter den Sträflingen

in Sidney einzelne, welche weder bei der Arbeit ausdauern, noch durch Strafe gezähmt werden konnten. Für dieſe Elite unter den Verbrechern von Sidney, für die Verbannten unter den Verbannten wurde jene Inſel auserſehen als ein Gefängniß, das von der See aus durch Brandungen unzugänglich, auf ſeiner kleinen Bodenfläche aber für den Anbau reiche Früchte verſprach. Auch auf dieſen Punkt hatte Cook aufmerkſam gemacht durch die Behauptung, daß der neuſeeländiſche Flachs daſelbſt gedeihen würde.

Von viel größerer Bedeutung als die Inſel Norfolk war die Coloniſation von Van Diemensland oder Tasmanien, welche von Sidney aus im Jahre 1804 begonnen wurde. Kaum waren die erſten regelmäßigen Straßen in Sidney abgeſteckt, ſo dachte man bereits an Anſiedlungen auf anderen Punkten, von denen keiner glücklicher gewählt ſein konnte als Van Diemensland; eine Inſel, welche nur um den vierten Theil kleiner als Irland, im Klima vor allen übrigen engliſchen Niederlaſſungen in der ſüdlichen Halbkugel bevorzugt iſt. Tiefe, den Seeſchiffen zugängliche Flußthäler durchſchneiden ein Land, welches weder von der Dürre des auſtraliſchen Feſtlandes, noch von dem naſſen Winter Altenglands heimgeſucht wird. Van Diemensland, das in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts von dem Holländer Tasman entdeckt worden war, wurde nächſt Neu Süd-Wales die zweite und ſpäterhin ſogar die größte aller engliſchen Verbrechercolonien. Beide theilten übrigens bis zum Jahre 1838 ein gemeinſames Schickſal in ihrer äußeren Entwickelungsgeſchichte, indem Van Diemensland gänzlich von Sidney abhängig blieb und nicht einmal die wichtigeren Criminalfälle an Ort und Stelle aburtheilen durfte. Die glücklichere, waſſerreiche Bodenbeſchaffenheit und die früheren Erfahrungen der erſten Anſiedler erſparten indeſſen den Sträflingen auf Van Diemensland das Elend, welches in Neu Süd-Wales ſo lange Zeit geherrſcht hatte.

Mit dem Jahre 1838 iſt der erſte Act der auſtraliſchen Verbrechercoloniſation geſchloſſen. Ein Parlamentscomité unter dem Vorſitze des jetzt verſtorbenen, als Staatsmann wie Gelehrten berühmten Sir William Molesworth, das theilweis aus bekannten und hervorragenden Perſönlichkeiten, wie Lord John Ruſſel, Sir George Grey und Sir Robert Peel zuſammengeſetzt war, berichtete im Jahre 1838 über den Zuſtand der Verbrechercolonien, verwarf die Transportationsſtrafe im Allgemeinen und verlangte beſonders die Abänderung des bisher beobachteten Syſtems der Ausführung. Nach dieſem ſogenannten Aſſignationsſyſteme wurde jeder Sträfling, ganz wie in den erſten Zeiten der Transportationsſtrafe, bei ſeiner Landung gewiſſen Privatperſonen, namentlich Ackerbauern, überwieſen. Ein von der colonialen Regierung abgeſchloſſener Contract regelte die gegenſeitigen Anſprüche zwiſchen dem freien Arbeitgeber und dem zwangsweiſe arbeitenden Sträfling. Die Intereſſen des letztern wurden keineswegs einer einſeitigen Anſchauung über die Strafzwecke aufgeopfert. Immer behielt man den Geſichtspunkt im Auge, nach welchem der Sträfling bei verbüßter Strafe der Geſellſchaft wiedergewonnen werden ſollte. Grade darauf baute das Parlamentscomité den für die Ohren der Engländer ſo nachhaltig klingenden Vorwurf, daß die Transportationsſtrafe in den Colonien nicht abſchreckend wirken könne. Mit Entrüſtung vernahm man die Mittheilung, daß ein Londoner Dieb in den Colonien eine reichere Koſt erhielt, als der engliſche Arbeiter in den Fabrikdiſtricten, daß jener zu einer Arbeitszeit von nur neun Stunden verpflichtet war und wegen jeder Stunde über dieſe Zeit hinaus mit einem Lohne entſchädigt werden mußte, deſſen Höhe ſich lediglich nach dem Bedürfniß richtete und bei den mangelnden Arbeitskräften in Auſtralien für die Engländer in Europa um ſo außerordentlicher ſchien, als ſie niemals die höheren Preiſe der Lebensbedürfniſſe in Auſtralien zu veranſchlagen pflegten. Die großen Vortheile des Aſſignationsſyſtems, welche darin beſtanden, daß eine individualiſirende Behandlung jedes einzelnen Verbrechers in räumlicher Abgeſchiedenheit von ſeines Gleichen möglich wurde, daß der Verbrecher aus einer verführeriſchen Genoſſenſchaft herausgeriſſen und an die Umkehr zu einem ehrenhaften Lebenswandel allmälig gewöhnt wurde, überſah man gänzlich. Man verlangte eben weiter Nichts als Abſchreckung überall, bei jedem Einzelnen und an allen Orten. Jeder Brief, in welchem ſich ein transportirter Verbrecher zufrieden über ſeine Lage in Auſtralien äußerte, oder die Seinigen zur Auswanderung aufforderte, waren unumſtößliche Beweismittel für die beantragte Abſchaffung der Transportation.

Das ſtatiſtiſche Material jenes Parlamentsberichts liefert folgende Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Zahlenverhältniſſe in den damaligen Colonien. Bis zum Jahre 1838, alſo innerhalb eines Zeitraumes von fünfzig Jahren, waren 75,200 Perſonen nach Neu Süd-Wales transportirt worden. Die Anzahl der Sträflinge im Dienſt betrug 1836 25,254 Männer, 2577 Frauen. In Van Diemensland befanden ſich 14,914 Männer, 2054 Frauen, auf der Inſel Norfolk im Ganzen 1200 Perſonen. Aus dieſen wenigen Zahlen läßt ſich bis zu einem gewiſſen Grade die Criminalſtatiſtik Englands erſchöpfen und ein Maßſtab für die Geſammtzahl der Verbrechen entnehmen. Nächſt der Todesſtrafe war nämlich die Transportation für ſämmtliche ſchwere Verbrecher faſt ausſchließliche Strafgattung. Die Durchſchnitts-

zahl der jährlichen Transportationsurtheile ergibt also gleichzeitig diejenige der Verbrechen, mit Ausnahme der todeswürdigen. Unter den verschiedenen Theilen Großbritanniens war übrigens Irland in den obigen Zahlen besonders vorwiegend vertreten. Eine große Anzahl politischer Verbrecher verfiel in Irland während der unruhigen Perioden der Transportation.

Nächst dieser mehr allgemeinen Bedeutung der angeführten Zahlen fällt in ihnen außerdem das große Mißverhältniß der Geschlechter auf, das übrigens in England noch nicht einmal in dem Maße zu Gunsten des weiblichen Geschlechts ausfällt, wie in andern europäischen Ländern. Dennoch war die geringe Anzahl der transportirten Frauen beständig ein Gegenstand aufmerksamer Sorge für die coloniale Regierung. Unter die wesentlichen Bedingungen einer gedeihlichen Entwickelung rechnete dieselbe von jeher Erleichterungen in der Eheschließung entlassener Sträflinge. Man bot Alles auf, durch freie Passage für die hinterbliebenen Familien der Sträflinge ein größeres Gleichgewicht unter den Geschlechtern herbeizuführen und versuchte eine besondere weibliche Einwanderung unter den verlassenen und verkommenen Elementen der englischen Hauptstädte zu organisiren. Erst sehr allmälig hat dieser Zweck erreicht werden können. Im Jahre 1838 wurde aber grade das eben bezeichnete Verhältniß des weiblichen Geschlechts als Hauptgrund gegen die Fortdauer der Transportationsstrafe angeführt, um daraus die Unmöglichkeit herzuleiten, ein geordnetes Familienleben unter solchen Umständen zu begründen. Die Eheschließungen wurden in den Colonien als ein Privilegium Weniger betrachtet; eine gegenseitige Auswahl war aus eben denselben Gründen nicht denkbar.

Innerhalb des fünfzigjährigen Zeitraums von 1788 bis 1838, auf welchen sich die Untersuchungen des Parlamentscomités erstrecken, liegt ein historisches Drama des Verbrechens voll unerwarteter Entwickelungen und unglaublicher Lösungen. Das Studium dieser Zeit, in welcher eine verbrecherische Bevölkerung eine Entwickelung ohne Gleichen erfuhr, macht uns geneigt, der alten Sage zu glauben, nach welcher die Herrscherin der alten Welt von einer Räuberbande gegründet wurde. Verbrecher, welche in England unfehlbar am Galgen geendet haben würden, kehrten in Australien im Hinblick auf eine ehrenvolle Zukunft von ihren bisherigen Pfaden zurück und erwiesen sich theilweis als Wohlthäter einer neuen Gemeinschaft. Der berüchtigte Taschendieb Barrington erwarb sich Verdienste in seiner neuen Heimath. Innerhalb der Verbrecherclasse vollzog sich im Laufe der Zeit ein merkwürdiger Ausscheidungsproceß. Gegenüber den Sträflingen, welche ihre Strafe arbeitend verbüßten, stellten sich in schroffer Opposition die sogenannten Emancipisten, das heißt diejenigen Personen, welche ihre Strafe abgebüßt hatten und nunmehr bemüht waren, ihre verbrecherischen Traditionen nicht nur der Vergangenheit zu überliefern, sondern durch energisches Streben nach einem bestimmten, achtungswerthen Lebensziel auszugleichen. Die freien Einwanderer standen in Allem, was Unternehmungsgeist und Ausdauer betraf, hinter ihnen zurück; ja sogar der kaufmännische Credit bevorzugte lange Zeit hindurch die entlassenen Sträflinge vorzugsweise. Grade sie hatten ein Interesse, auch den Schein der Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten.

Am interessantesten ist indeß die Feindschaft zwischen den Emancipisten und den wirklichen Sträflingen selbst. Jene waren die heftigsten Agitatoren für die Abschaffung der Transportationsstrafe, der sie ihr Glück verdankten, jene waren die ersten, welche es als einen Rechtssatz aufstellten, daß England nicht das Recht habe, von seinen Colonien die Aufnahme von Verbrechern zu beanspruchen, in welcher eine beleidigende Zumuthung erkannt werden müsse. Die Emancipisten vergaßen damit offenbar, daß Neu Süd-Wales als eine Colonie für Verbrecher gegründet worden war und diesem Zwecke seine Entstehung verdankte, daß die freie Bevölkerung von Hause Nichts war, als ein zufälliger Bestandtheil der Einwohnerschaft, welcher durch sein Verbleiben an dem Straforte seine Einwilligung zur Fortführung einer Gemeinschaft gegeben hatte. Grade sie fürchteten für ihre Nachkommen den nachtheiligen Einfluß eines durch das Assignationssystem vermittelten Umgangs mit verbrecherischen Naturen, und sie waren mit dem bittern Hasse des Renegatenthums gegen diejenigen thätig, welche in ihre Fußtapfen getreten waren.

Neben den glänzenden Erfolgen, welche viele Emancipisten auf allen Gebieten ihrer industriellen Thätigkeit erreichten, kann allerdings nicht geleugnet werden, daß unter den Sträflingen viele waren, welche ihre moralische Selbstvernichtung unumstößlich in sich selbst beschlossen hatten und allen Versuchen der Besserung gegenüber standhaft behaupteten. Was konnte indeß daraus gefolgert werden? Offenbar nichts anderes als ein Beweis für die Freiheit des menschlichen Willens und seine Zurechnungsfähigkeit, welche den Entschluß zum Verbrechen selbst nach seiner Ausführung in Mitte der Strafen und Züchtigungen fort und fort festhält und anerkennt. Keine Strafe, so weise sie im Allgemeinen sein mag, kann sich rühmen, eine unfehlbare, sich immer gleich bleibende Wirkung auf das Individuum hervorzubringen.

Der Comitébericht vom Jahre 1838 bewirkte dennoch, daß durch königlichen Geheimrathsbefehl vom 20. Mai 1840 Transportationen nach Neu Süd-Wales definitiv eingestellt wurden.

Nachdem man ſomit in wunderbarer Haſt die Coloniſation der Verbrecher auf dem auſtraliſchen Feſtlande aufgegeben hatte, ohne irgend etwas Anderes an deſſen Stelle zu ſetzen, ergoß ſich der ganze Strom der Transportirten über Van Diemensland. Nur ein unbedeutender Bruchtheil der Transportirten fiel ſpäter auf die jüngſte der auſtraliſchen Verbrechercolonien an der Weſtküſte. An dieſer zeigte ſich in der Folge eine ganz entgegengeſetzte Richtung im Vergleich zu Neu Süd-Wales. Weſtauſtralien oder die Niederlaſſung am Schwanenfluß war urſprünglich im Jahre 1829 als eine Colonie für freie Einwanderer gegründet worden. Jeder entlaſſene Verbrecher ſollte von dieſem Punkte ſorgfältig entfernt gehalten werden. Die Tugend verlor indeß ihre Arroganz, ſobald ſie ſich überzeugte, daß ohne künſtliche Zuführung von Arbeitskräften das Fortbeſtehen der Colonie gefährdet war. Die Anſiedler am Schwanenfluß erſuchten ſpäterhin die engliſche Regierung unaufgefordert, ihnen durch Verbrechertransporte zu Hülfe zu kommen. Die ungünſtigen Bodenverhältniſſe haben dieſer Niederlaſſung indeß bisher keinerlei Einfluß auf die Geſammtentwicklung Auſtraliens geſtattet.

Van Diemensland hatte inzwiſchen von der maßloſen Zuführung von Verbrechern furchtbar zu leiden. Aus einer im Aufblühen begriffen geweſenen Colonie ward nach dem Jahre 1840 plötzlich ein einziger großer Sumpf des Verbrechens. Weil die freien Anſiedlungen außer Verhältniß zu der Zahl der jährlich Transportirten ſtanden, wurde es unmöglich, entlaſſenen Sträflingen angemeſſene Beſchäftigung zu gewähren. Zu dieſem großen Uebelſtand der Ueberfüllung trat noch ein anderer hinzu. An die Stelle des Aſſignationsſyſtems war das ſogenannte Gangſyſtem geſetzt worden, nach welchem die Sträflinge zu Rotten vereinigt und gemeinſchaftlich mit öffentlichen Bauarbeiten beſchäftigt wurden. War augenblicklicher Mangel an Arbeit vorhanden, ſo lagen Maſſen von Verbrechern unthätig neben einander aufgehäuft. Wie der Zuſtand der Dinge in jener Zeit auf Van Diemensland beſchaffen war, entnimmt man aus einer kurzen Stelle des Berichts, welchen der geſetzgebende Rath der Inſel im Jahre 1846 erſtattete:

„Was Wunder, daß derartige Verbrechervereine eine einzige Maſſe verweſender Verworfenheit bilden und zu Pflanzſtätten namenloſer und ſchrecklicher Verbrechen werden, zu tief gewurzelt und zu weit verbreitet, um der Strafgerichtsbarkeit dieſes Landes erreichbar zu ſein?“

Eine Sprachweiſe, die man ſicherlich in den officiellen Documenten angelſächſiſcher Zunge zu finden nicht gewohnt iſt.

Jetzt erſt war der Zeitpunkt gekommen, wo man eine Vergleichung zwiſchen dem alten ſo heftig angegriffenen und getadelten Syſtem von Neu Süd-Wales und demjenigen von Van Diemensland anſtellen konnte. Jedes von dorther nach England zurückkehrende Schiff brachte Proteſtationen der angeſehenſten Männer und des Gouverneurs gegen die Fortführung des Gangſyſtems. Die wundervolle, großartige Naturſcenerie von Van Diemensland war Nichts weiter als eine Staffage für das Verbrechen. In den Maßnahmen der Localregierung erkennt man faſt das Aufgeben jeglichen Plans zur energiſchen Handhabung der Disciplin. Eine glaubwürdige Perſönlichkeit berichtet, daß damals ein Declamator angeſtellt wurde, um die Sträflinge Abends in Schlaf zu leſen.

Um das Maß des Uebels zu häufen, waren zu Anfang des Jahres 1851 die Goldfelder Auſtraliens entdeckt worden. Der jüngſte Continent hatte dadurch einen neuen Reiz für die Europäer gewonnen, welchem nicht einmal Beamte in ihren Bureaux zu widerſtehen vermochten. Alles ſtrömte auf einen Punkt zuſammen, um Reichthümer zu ſammeln. Unter ſo bewandten Umſtänden einen Sträfling nach jenen Gegenden zu ſenden, hieß offenbar nichts Anderes, als das Verbrechen belohnen und einem Uebelthäter die Reiſekoſten erſparen, die ein armer Emigrant nicht beſtreiten konnte.

Für die engliſche Regierung war hiermit die Nothwendigkeit gegeben, entweder eine neue Verbrechercolonie zu gründen oder aber die bisherige Strafgeſetzgebung zu ändern. Das Erſtere war augenblicklich unmöglich, weil alle Colonien, insbeſondere das Capland, die Aufnahme von Verbrechern verweigerten. Auch Neu Süd-Wales hatte alle Anerbietungen, welche eine neue Gründung im Norden bezweckten, wiederholt zurückgewieſen. Die Aenderung der Geſetzgebung war ſchwierig, weil eine zahlreiche Partei im Parlamente, namentlich auch ein Oberhauscomité vom Jahre 1847 ſich für die Beibehaltung der Transportationsſtrafe ausgeſprochen hatte. Dennoch wurde im Jahre 1852 die Transportation im adminiſtrativen Wege vorläufig eingeſtellt, wodurch augenblicklich 6370 verurtheilte Sträflinge in engliſchen Gefängniſſen untergebracht werden mußten. Indem der Richter alſo ein Urtheil auf Transportation fällte, ſprach er eine Strafe aus, von der Jedermann wußte, daß ſie unausführbar geworden. Durch eine Parlamentsacte vom Jahre 1853 wurde zuvörderſt die Transportation auf die ſchwerſten Verbrechen eingeſchränkt und endlich im Juni 1857 vollſtändig abgeſchafft. An ihre Stelle trat die ſogenannte Strafknechtſchaft (penal servitude), eine Strafe, welche aus den verſchiedenartigen Beſtandtheilen der Einzelhaft, der gemeinſamen öffentlichen Arbeit und der ſogenannten Urlaubsperiode zuſammengeſetzt iſt. Unbemerkt und unbeſprochen verſchwand die bisher ſo be-

deutsame Transportation aus dem Gebiet des englischen Strafrechts in demselben Augenblicke, wo Frankreich am eifrigsten damit beschäftigt ist, neue Deportationspläne zur Ausführung zu bringen und sich für deren Ausführbarkeit auf die Erfahrungen Englands beruft. England gab sein System auf, welchem es die Erwerbung von Australien verdankt. Die Bedeutung und das Interesse der bisherigen Verbrechercolonien sind indeß um nichts vermindert. Denn, wenn auch der Richter nicht mehr auf eine Strafe erkennen darf, deren Vollziehung zuweilen von Wind und Wetter abhängig ist, so hat sich die englische Regierung dennoch die Befugniß vorbehalten, Gefängnisse an jedem überseeischen Punkte anzulegen und vorläufig beurlaubte Sträflinge an solche Orte zu schaffen, wo sie brauchbar verwendet werden können. Die Frage ist also fernerhin nicht mehr so zu stellen: Welche Colonie soll verpflichtet sein, den Abschaum englischer Verbrecher bei sich aufzunehmen? sondern vielmehr: An welcher Stelle kann ein entlassener Sträfling am wirksamsten gebessert werden durch Gelegenheit zur Arbeit und zur Beschäftigung? Wo läßt sich die Vergangenheit des Verbrechers am schnellsten und sichersten in eine ökonomisch gesicherte Zukunft absorbiren? Die Fortführung der Verbrecher an einen andern Ort ist daher fernerhin keine Folge der strafenden Richtergewalt, sondern eine politisch-ökonomische Maßregel der verwaltenden Thätigkeit. Es läßt sich daher denken, daß ein Verbrecher aus Canada nach England geschafft würde, wenn er grade in England vortheilhaft verwendet werden könnte und gleichzeitig in Canada keine Aussicht vorhanden ist, einen ehrlichen Erwerb für ihn zu sichern.

Aus der Geschichte der englischen Verbrechercolonien in Australien lassen sich übrigens für den Staatsmann zwei große Lehren ziehen. Zunächst, daß die productiven Gründe, welche das Verbrechen erzeugen, von den gewählten Strafmitteln ziemlich unabhängig sind, daß kein Strafmittel die unumgänglich nothwendige Wirkung hat, Jedermann von der Begehung des Verbrechens abzuschrecken. Zweitens erfahren wir aber auch, daß ein Verbrecher, welcher unter gewöhnlichen Verhältnissen unrettbar dem Untergange preisgegeben sein würde, durch Verpflanzung in eine veränderte sociale Stellung gerettet werden kann und häufig gerettet wird. Ueber diese beiden Erfahrungssätze haben sich sowohl die regierenden Staatsmänner Englands als auch die Colonisten Australiens vielfach getäuscht. Diese beanspruchten, daß ein jeder Sträfling innerhalb einer Woche nach seiner Ankunft durch reichliche Kost gebessert werden sollte, jene waren erstaunt, daß der Gedanke an eine weite Fahrt und die Seekrankheit nicht bewirken konnte, einen Taugenichts in den Schranken des Gesetzes zu halten.

Eine unparteiische Würdigung des Geschehenen muß die großen Vortheile einer Colonisation der Verbrecher anerkennen. In Neu Süd-Wales ist die gesellschaftliche Analyse des Verbrechens bereits vollkommen vollzogen. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern aus dem Jahre 1788 brauchen den Vergleich mit den Abkömmlingen der frömmsten Quäker Pennsylvaniens nicht zu scheuen. Das Maß des Verbrechens ist auf seinen normalen Zustand zurückgeführt. Selbst Van Diemensland, das Land des Schreckens und der Verwilderung, ist in den wenigen Jahren, seitdem die verbrecherische Ueberfluthung aufgehört hat, der Cultur wieder gewonnen. Die Heerden der Ansiedler weiden dort eben so sicher, wie in Yorkshire oder Kent. Der Colonist, welcher mit gespanntem Revolver, von Vorurtheilen befangen, an das Land steigt, greift nach wenigen Tagen zum Spazierstock. Die Klagen aus der Ansiedlung am Schwanenfluß sind verstummt. Die Insel Norfolk endlich hat aufgehört, Scenen des Entsetzens darzubieten. Nach Fortführung der dort zurückgehaltenen Verbrecher ist sie den früheren Einwohnern der Pitcairn Insel kürzlich übergeben worden, jenen Nachkommen einer meuterischen Schiffsmannschaft, deren Verbrechen und Gräuelthaten die Welt in Erstaunen setzten, und deren jetzige Sprößlinge dennoch von den eifrigsten Zeloten der presbyterianischen Kirche das Zeugniß einer tadellos religiösen Gesinnung erhalten.

Jene siebzig Jahre seit der Gründung Sidneys bieten dem Geschichtsforscher ein merkwürdiges Schauspiel dar. Durch Verbrecher hat England in der südlichen Halbkugel die Eroberung eines ganzen Continents bewerkstelligt, welcher in grader Richtung von der Mündung der Themse beinahe 13,000 englische Meilen entfernt ist. Die Punkte eines weiten Küstensaums, welche der Cultur zugänglich scheinen, sind in seinem Besitz. Aus kleinen Anfängen ist ein Reich entstanden, welches nach seinem bisherigen Aufschwung möglicherweise berufen ist, den Glanz des alten Hindureiches zu verdunkeln, um dessen Besitz seit dem Beginn geschichtlicher Ueberlieferung so blutige Kämpfe geführt worden sind. Der gesittende Einfluß der angelsächsischen Race wird seinen Stützpunkt, seine Operationsbasis für die Völkerschaften Polynesiens in Australien finden. Das Gelingen der größten Eroberungszüge alter und neuer Geschichte, die Beispiele eines großen Erfolges für ein mit geringen Mitteln begonnenes Unternehmen verschwinden im Vergleich zu dem maritimen Glücksstern Englands, welcher jenen ersten Transport von Verbrechern in eine ferne Weltgegend begleitet hat. Aus Männern, deren England sich mit

Aufopferung geringer Mittel entledigen wollte, weil ſie unverſöhnliche Feinde der Geſellſchaft zu ſein ſchienen, ſind Gründer eines neuen Gemeinweſens entſtanden, denen die Achtung des Mutterlandes die Selbſtverwaltung ihrer Angelegenheiten und ein Maß von politiſcher Unabhängigkeit eingeräumt hat, deſſen Zugeſtändniß ehemals vielleicht den Abfall der amerikaniſchen Colonien gehemmt haben würde. Die Küſte Auſtraliens, welche bis zum Jahre 1798 noch nicht vollſtändig bekannt war und damals in einer Fahrt von ſechs Monaten kaum erreicht werden konnte, iſt dem Dampfer gegenwärtig in ebenſo viel Wochen zugänglich. Nirgends in dem weiten Kreiſe engliſcher Beſitzungen, welche durch alle Zonen hindurch die Erdoberfläche bedecken, iſt engliſches Weſen ſo treu feſtgehalten worden wie in Auſtralien, deſſen erſte Anſiedler nur mit Bitterkeit an ihre Heimath denken konnten. Die Inſtitutionen des öffentlichen Lebens in Schule und Kirche, Gewohnheiten der Geſelligkeit, Sitten des Verkehrs, ſelbſt Vorurtheile und Vergnügungen, finden ſich in völliger Uebereinſtimmung in zwei Ländern wieder, welche ſich geographiſch als Antipoden entgegengeſetzt ſind. Während der Miſſionär, die Fruchtloſigkeit ſeiner Mühe erkennend, die Bibel bei Seite legte, wich der ſchwarze Urbewohner Auſtraliens von den Küſten in das Innere zurück vor der ſtätig fortſchreitenden Energie von Männern, welche entweder ſelbſt oder durch Erbſchaft ihrer Vorfahren in der Schule ſtrafender Gerechtigkeit geſtählt worden waren.

Nachtrag. — Literariſches.

Die Sanſara. Roman in vier Bänden von Alfred Meißner. Leipzig. F. L. Herbig. Mit dem vorliegenden Roman, deſſen erſter Band in einem der letzten Jahrgänge von Kober's „Album" als ſelbſtändiges Ganzes erſchienen, tritt uns Meißner, von dem wir in jedem Falle nur Bedeutendes und Bezeichnendes zu erwarten berechtigt ſind, abermals auf einer weitern Entwicklungsſtufe ſeines reichbegabten, vielgeſtalthaften Talentes entgegen. Wie nur bei wenigen unſrer modernen Poeten nämlich liegt in Meißner's bisherigem Schaffen die organiſche Erhebung vom lyriſch Subjectiven bis zum objectiven Ueber- und Einblick in die gegebene Welt, deſſen Ergebniß für den Dichter nothwendigerweiſe das Drama in ſeiner höchſten Vollendung oder der Zeit und Leben umfaſſende Roman ſein muß, klar und offen vor uns. So iſt denn auch der Held ſeines jüngſten Romans ein durch und durch ungewöhnlicher Menſch, eine Erſcheinung, deren Wollen und Thun nach den üblichen geſellſchaftlichen Begriffen und nach den Reflexen, welche deren Handlungen nach außen um ſich werfen, ohne Weiteres und auch ganz gewiß nicht ohne Recht zurückgewieſen werden müßte. Und dennoch iſt all' dieſes Wollen und Thun, das ſo ſehr den herkömmlichen Satzungen widerſpricht, das ſo vielſeitig verletzt, ſo vieles und ſchweres Unheil anrichtet, nur der Ausfluß des edelſten Strebens, — des Strebens, das eigene Glück mit dem fremden in harmoniſchen, beſeligenden Einklang zu bringen, und ſomit berechtigt und gerechtfertigt. Daher kam denn auch die abweichende Beurtheilung, welche der erſte Band des Romanes erfuhr, in welchem der Held als negatives, zerſtörendes Princip, als rückſichtloſer Egoiſt in die Satzungen der gegebenen Welt einbricht, — eine Beurtheilung, die nun, da das eigentliche Weſen des Helden post tot discrimina et adversa geläutert und verſöhnend hervortritt, ſich weſentlich anders geſtalten muß. Daß er auf dieſem Wege zu ſeiner Läuterung in einer Welt, wie ſie nun einmal iſt, nicht ohne Schuld davonkommen kann, das eben iſt die Sanſara, die Welt, in die hinein wir alle geboren ſind, die Welt der Luſt, der Hoffnungen, des Glücks und der Liebe, in welcher auf jede Luſt immer eine ſchwere Buße folgt, die Hoffnungen in Nichts zerrinnen, das Glück ein ewiger Traum bleibt, und an der Liebe der Zauber ſo flüchtig, und die Wunde, die ſie zurückläßt, ſo ſchmerzhaft und nicht ſelten unheilbar iſt; die Welt der Sünde, des Vergehens und Verbrechens oder des Selbſtbetrugs und eines hohlen, gaukleriſchen, glitzernden Scheines. Der Weiſe, nach oſtaſiatiſchen Begriffen, flieht ſie, und zieht es vor, in der Welt der Abkehr, der Lebensverachtung und Reſignation ſein Heil zu ſuchen. Nahe an dieſe Reſignation ſtreift auch der Held des Meißner'ſchen Romans, der Freiherr von Hoſtivin. Allein er iſt eben kein Hindu, ſondern ein Sohn der europäiſchen Cultur, und rafft ſich deshalb empor, um ſein Heil in der Löſung und Beſeitigung der Widerſprüche zu finden, in denen ſein Ich zur Poſitivität der Welt ſteht. Er hatte zuvor nur die „wilde, gewaltſame Schweſter der Liebe gekannt, die Entzückungen hat, aber keine Seligkeit, Rauſch, nicht aber Glück." Nun lernt er „die wahre Liebe kennen, die opfervolle, reine, verzehrende," deren Weſen es iſt, nicht für ſich, ſondern für ein Anderes zu leben, deren Sein in einem zweiten Sein die feſtklammernden Wurzeln hat; alſo allerdings auch eine Art Nirvana als Gegenſatz der Sanſara, nur nicht die, welche die Arme ganz ſinken läßt, ſondern ſie dem Rechten zuwendet. Man ſieht, daß der Vorwurf, welchen Meißner zu ſeinem Romane ſich genommen, nichts weniger

als ein gewöhnlicher, ſondern vielmehr ein tiefer, vielumfaſſender, weitgreifender iſt. Daß die Löſung dieſes Vorwurfes nicht ohne Mängel möglich war, liegt in der Natur der Sache. Nichts von Allem bürgt uns dafür, daß die Umwandlung des Helden wirklich eine vollſtändige, dauernde ſei. Wir haben den Roman zu Ende geleſen und können uns ganz wohl eine Lockerung des abſchließenden Knotens und unter Beitritt neuer Menſchen und neuer Verhältniſſe ein neues Stück Sanſara denken. Wie geſagt aber, liegt dies in der Natur der Dinge ſelbſt. Das Leben ſelbſt hat eben auch kein Ende, und wir müſſen uns mit dem Vertrauen begnügen, das wir in die Charakterſtärke des Helden ſetzen, die ſich uns ja ſo vielfach bewährt. Sehen wir hievon ab, ſo können wir den Meißner'ſchen Roman nur als eine der beachtenswertheſten Erſcheinungen im Gebiete unſrer erzählenden Literatur höchſt willkommen heißen. Das Bereich, in welchem er ſich bewegt, iſt ein durchaus wahres und intereſſantes, die Atmoſphäre, in welcher ſeine zahlreichen Geſtalten leben und handeln, eine erhöhte, durchweg poetiſch geſtimmte. Es iſt keiner der geringſten Vorzüge Meißner's, dieſer poetiſche Hauch in allen Schichten des Lebens, durch die er ſeine Helden führt, von der Hütte des Aelplers bis in die Salons der höchſten Kreiſe. Selbſt die minder edlen, ja verwerflichen Charaktere entbehren nicht dieſes tiefern Kerns, der mit ihnen ausſöhnt. Glänzend iſt das Geſchick Meißner's in der Ueberraſchung durch unvorhergeahnte Wendungen, in der ſtrammen, oft dramatiſchen Geſtaltung der Situationen, in der leichten, feinen, geiſtvollen Führung eines lebendigen Dialogs.

Durch einfache und geſchmackvolle Ausſtattung empfiehlt ſich das „Neue Düſſeldorfer Künſtler-Album," welches bei M. Schauenburg u. Comp. in Lahr, unter der Redaction von Dr. Ellen erſchienen iſt. Daſſelbe enthält artiſtiſche Beiträge von den bedeutendſten Künſtlern der Düſſeldorfer Schule und Literariſches aus allen deutſchen Ländern. Unter den Zeichnungen ſind namentlich die von Hasenclever, Tidemand und die Leſſing'ſche Landſchaft intereſſant. Von den Gedichten ſind uns mehrere recht unbedeutend erſchienen. Originell iſt die einer Anekdote nachgedichtete poetiſche Erzählung „Ehrenbauer und Ehrenkaiſer" von L. Scheſer. Auch das kleine Gedicht „Der Frevler" von O. F. Gruppe verdient ſeiner Einfachheit und draſtiſchen Wirkung wegen hervorgehoben zu werden.

Auf der Düne. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover bei Karl Meyer. Wie wir Alles gern leſen, was Hermann Grimm ſchreibt, obwohl man nur ſelten mit voller und ſatter Befriedigung von der Lectüre dieſes ſo geiſtreichen Schriftſtellers kehrt, ähnlich ergeht es uns mit Spielhagen. Bei Grimm übt die Vollendung einer claſſiſchen Formſchönheit, welche an die beſten antiken Muſter erinnert, einen beſtechenden Reiz und Zauber aus, auch feſſelt die Feinheit und Freiheit einer durchaus ariſtokratiſchen Welt- und Lebensauffaſſung; aber dieſer Eindruck wird faſt immer durch die abgekühlte Reſignation, die ſich als Grundton durch die Dichtungen hindurchzieht, mehr oder minder abgeſchwächt. Die Energie der Leidenſchaft, das männliche Mark fehlt in der Regel den Charakteren, die Grimm zeichnet. Das Letztere gilt auch von Spielhagen. In Bezug auf die Form ſteht er zu H. Grimm im entſchiedenen Gegenſatz; während jener den claſſiſchen Stil zum Vorbilde nimmt, gehört Friedrich Spielhagen der romantiſchen Schule an. Dagegen haben beide Autoren in Bezug auf den materiellen Inhalt nach der bezeichneten Richtung hin viel Gemeinſames. Der Held der Novelle, welche dieſe Bemerkungen veranlaßt, ſpricht es an der einen Stelle grabezu aus, daß Reſignation das Endreſultat aller weltmänniſchen Erfahrung und jedes philoſophiſchen Studiums; zu der Kraft der Leidenſchaft vermag er ſich nie zu erheben, alle ſeine Gefühle und Empfindungen, ſein Denken und Handeln iſt abgeblaßt und verwäſſert durch die Reflexion. Man kann für derartige molluskenartige Charaktere keine Theilnahme, höchſtens ein ſehr relatives Intereſſe empfinden, mögen ſie immerhin noch ſo geiſtvoll die Unterhaltung führen, noch ſo tactvoll in der Geſellſchaft ſich bewegen. Und nach dieſer Seite hin hat Spielhagen allerdings ſeinen Helden überreich ausgeſtattet. Es ſind eine Menge der feinſten Züge auf Doctor Paul übertragen, welche die Ariſtokratie ſeines Geiſtes, den Adel ſeiner Intelligenz außer Frage ſtellen. — Die techniſche Compoſition der Novelle, als ein Ganzes betrachtet, gefällt uns wenig; ſie hat etwas genrehaft Zerhacktes; bald erhält man Briefe, bald dramatiſchen Dialog und dramatiſche Scenen, dann wieder wird der Faden im Tone der gewöhnlichen Erzählung aufgenommen. Der Tadel ſchließt nicht das Eingeſtändniß aus, daß einzelne Stellen theils mit wahrhaft dichteriſcher Vertiefung angelegt, theils in einem ſehr wirkſamen Colorit gehalten ſind.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Weſtermann.

Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 28. Januar 1859.

Erste Abtheilung.

Die Glocke.

Von Moritz Hartmann.

Jetzt läutet's — es ist Mittagszeit;
Einst scholl's so hold in dieser Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von tausend Dörfern in der Runde.

Ach, das ist nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch sie ward älter und zersprang —
Sie läutet sich ihr Grabgeläute.

(Zeitlosen.)

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutschland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauses, als ich meine daselbst im Jahre 1849 zurückgelassenen Papiere zusammensuchte, um sie in die Fremde mit fortzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Packet mit der Ueberschrift: Max. — Als sie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergessene Geschichte in mir auf und es war mir, als hörte ich eine melancholische Dorfglocke läuten. Ich las sie durch und fand, daß sie zusammenhängend eine ganz sonderbare, etwas räthselhafte Geschichte erzählten und ich copirte sie und ließ Manches weg und gebe sie jetzt dem Leser, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das ist das Recht des Novellisten. Nach vollendeter Lectüre wird es vielleicht den Leser interessiren, wenn ich ihm sage, daß diese Briefe von einem Jünglinge geschrieben sind, der jetzt, als einer der größten Unternehmer, als einer der besten Köpfe der hohen Industrie Oesterreichs berühmt ist.

Den 8. April 184..

Mein Freund! Wenn wir es dereinst mit unsern Liebesschwüren nicht ernster nehmen, als mit unsern Freundschaftseiden, dann bedauere ich unsre zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter Studentenschwüre ebenso wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald schreiben! riefst Du mir noch in den Wagen nach und ich legte die Hand auf's Herz, als ob ich sagen wollte, daß ich das als die heiligste Pflicht anerkenne und siehe da, nun sind Monate vergangen, Du hast meine Schrift, ich habe Deine nicht gesehen. Ich weiß, was Du zu sagen hast: Du warst mit Deinem Examen beschäftigt. Wisse Du, daß ich indessen auch manche schwere Prüfung bestanden. Ich will es Dir in wenigen Worten sagen. Mein Bruder ist todt. Als ich das Schreiben erhielt, in welchem mein Vater mich von der Universität abberief, war der gute Bruder schon seit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß setze, auch nicht, daß ich früher nach Hause komme, da sie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hause ersparen

wollte. Die Rückberufung sollte, wie Du Dich erinnerst, nur auf einige Monate gemeint sein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, sah ich wohl ein, daß ich der Wissenschaft, oder vielmehr der Universität und Euch, Ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl gesagt habe. Die juristische Carriere, zu der mich mein Vater bestimmt hatte, war zu Ende, ich sollte nun meinen geschiedenen Bruder ersetzen, meinem Vater in seinem Geschäfte und in der Verwaltung der Eisenhämmer beistehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geschäft und Gut dermaleinst als einziger Erbe zu übernehmen. Auch soll ich die Leere, die im Hause entstanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter trösten. Das ist Alles nur verständig und billig und meine gebieterische Pflicht ist es, mich dem Schicksal und den Anordnungen des Vaters willig und mit gutem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer Altersunterschied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechnischen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Universität zu beziehen. So sah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, wenn er, in meinen Jünglingsjahren, wenn ich auf Ferien nach Hause kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verursachte. Sie ist aber, bei allem weichen Gefühl, ein starker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen versteht. Der äußerliche Umstand, daß sie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, sie seit meiner Heimkunft die entstandene Lücke weniger schmerzlich fühlen zu lassen. So ist denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder so ziemlich in's Gleiche gekommen und es ist zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben sind. Meinen Vater beschäftigte es auf wohlthuende Weise, mich in die Geheimnisse seines Geschäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimnisse, die leicht zu durchschauen sind, der gute, alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geschäft und Verwaltung sind so gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von selber geht und ich — Nichts, sage gar Nichts zu thun habe — und dieser höchst unangenehmen Muße — gestehe ich's nur offen und unverschämt, — verdankst Du diesen ersten Brief. — Hast Du, lieber George, seit unsrer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortschritt in der unerfreulichen Kenntniß des menschlichen Herzens gemacht, so hast Du auch schon errathen, daß ich Dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte Dich um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher und zwar nicht um Romane oder dergleichen, sondern um echte wissenschaftliche Bücher. Seit ich die Wissenschaft verlassen, ist sie mir theuer geworden — nicht eben die Juristerei, die ein caput mortuum ist, wenn sie nicht von einem Professionisten getragen wird, aber die Wissenschaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geschichte, die Literaturen der Völker studiren — denn ich lebe in der beständigen Angst, zu verbauern und ich langweile mich. — Im Hause ist es noch immer etwas düster und von einem Umgange außer dem Hause ist nicht die Rede. Dorf und Thal liegen mitten im Walde und sind nur von stumpfsinnig gewordenen Bauern und von rohen Eisenschmieden bewohnt. Umsonst habe ich diese ganze Zeit nach der Poesie des Dorflebens gesucht; umsonst bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe ich nach Bauerngenies à la Hofschulze und Buchmeier geforscht. Ich glaube nicht an diese Poesie. Unser Bauer ist in Armuth und Arbeit stumpf geworden; was ihm an Geist übrig geblieben, hat sich in List verwandelt. Er ist viel unmoralischer als der verschricene Städter. Nur an Sonn- und Feiertagen sehe ich Leute, die wie civilisirte Menschen aussehen — aber auch nur aussehen. Es sind das die kleinen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern aus der benachbarten kleinen Stadt, die uns als den Reichen der Gegend den Hof machen. In ihrer Gesellschaft sehne ich mich nach den Bauern, die ich soeben verleumdet habe. — Weißt Du, was mir an diesen Leuten vor Allem fehlt? — Die Anmuth! — Die Anmuth, die, wie uns die Poesie einreden will, sich vorzugsweise auf dem Lande finden soll, denn sie sei die Schwester oder erstgeborene Tochter, oder Gott weiß, welche nächste Verwandte der Naivetät. Die Beamtentöchter und Frauen sind in ihrem Benehmen geziert, oder steif und immer lächerlich; in ihrem Gemüth kleinlich, boshaft, neidisch, klatschsüchtig. Die Bäuerinnen sind plump, roh an Körper, Geist und Gemüth, wenn von Geist und Gemüth überhaupt die Rede sein kann. Weiß der Himmel, wie ich jene Episode, die jedem Menschen meines Alters aufgespart ist, ich meine die Liebe, hier in diesem verödeten Erdwinkel durchmachen werde! O mein Freund! wie sehr steigen alle die Putzmacherinnen, mit denen wir so lustige Donnerstage beim Tanzmeister zugebracht haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, Adele, Tine, Olympia, wo seid Ihr? Selbst die dicke Rosalie, oder das ellenlange Julchen erscheint mir in der Erinnerung wie der Charitinnen eine. — Mir bleibt nur die eine Hoffnung, daß ich unglückseliger Städter selber verbauere; aber Du begreifst, daß man sich gegen eine solche Metamorphose so lange als möglich sträubt. Dieses Sträuben soll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich

habe bemerkt, daß Menſchen, die ſich mit Abſtractem beſchäftigen, leſen, allerlei Studien treiben, ſelbſt auf dem Lande und in der ungebildetſten Umgebung etwas ſtädtiſch Feines bewahren; ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben ſchön und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Alſo, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirſch nach Waſſerquellen, ſchreie ich nach Büchern. Erlöſe mich aus dieſer Langenweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu ſein Dein Freund Max.

Den 28. April.

Du biſt ein guter Freund! Ich hungerte und ſchrie auf zu Dir und Du reichteſt mir ſchnell, was mir damals das Brot des Lebens ſchien. Wie wirſt Du Dich verwundern, daß ich alle Deine Hiſtoriker und Dichter, die Du mit ſo viel Geſchmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumſtößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müſſe, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genoſſin eines Beatus ille procul negotiis ſei — Alles das iſt heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengeſetzte Theſis mit aller in mir zu Grunde gegangenen Advocatenberedtſamkeit und mit aller Poeſie Deiner mir überſandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch ſchon erkannt, daß man keine Wahrheit als die abſolute hinſtellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus ſein Leben beſtimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntſchaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgeriſſen, die Dich aus meinem letzten Briefe mit weit aufgeriſſenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um ſich zu zerſtreuen, wird der gelangweilte Menſch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und ſtreifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unſern patriarchaliſchen Verhältniſſen zugleich, wie Byron ſagt, the tocsin of the soul iſt — das heißt, zum Mittagstiſche einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingsſonnenſcheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuſer ſtehen.“ Daß doch alle Abenteuer dort anfangen, „wo die letzten Häuſer ſtehen!“ — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichſten, verführeriſchſten Liebkoſungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, Du guter Kerl! — Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, Du böſer Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!“ Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und ſah ein allerliebſtes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke auf's Feld und auf einen Baum ſah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als beſagter Jakob, Kobi auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus ſeinem Gekrächze, das ſich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, erſah, ein zahmer Rabe, der ſeiner Herrin entflohen war. — Soll ich ſchießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie das Mädchen und ſah beſtürzt zu mir auf. Er wird ſchon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem ſie ſo geſprochen, erröthete ſie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, ſie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich inſtinktmäßig mit dem Raben zu beſchäftigen anfing. Es intereſſirte ſie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten und ſie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das poſſirliche Thier vom Baume herunter ſchickte, als ich ihn von demſelben in den Garten zurückzujagen ſtrebte. Am liebſten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, ſeiner Beſitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett geſungen und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem ſchönen Geſchöpfe die zärtlichſten Arien zu ſingen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, ſchüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kolben meiner Büchſe und da er ſich trotz all dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieſer ganzen Zeit wurden zwiſchen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathſchläge, Proteſtationen, Dankſagungen, Ausrufungen gewechſelt. Endlich ſaß ich rittlings auf einem Aſte, dem Raben grade gegenüber und ſtreckte die Hand aus, ihn zu fangen und hoffte ſchon auf Verwirklichung jener Opernpoeſie, als der Rabe ſich vor meiner Naſe erhob und graden Weges ſeiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, ſtreckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verſchwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes ſah ich eine reizende Geſtalt, raſch und anmuthig wie ein

Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hause zulaufen und darin verschwinden. In demselben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißen Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeister — denn dieser, der Glöckner des Dorfes war es — und saß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, wie mir geschehen war und nicht, mit wem ich es zu thun hatte und es schien mir, als stünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längst zu läuten aufgehört; die Eltern erwarteten mich zu Hause und ungern stieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tische so munter zu sehen, während ich nur etwas aufgeregt war und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr so einsam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beschäftigte, war vorerst die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Gesicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, selbst ihre Aussprache, Alles so ganz anders, als wie man es in hiesiger Gegend findet — Alles an ihr so fein, zart, gebildet. Den Mann, bei dem sie wohnte, den Wachtmeister, kannte ich wohl. Er ist ein Sohn dieses Dorfes und zog sich nach beinahe dreißigjähriger Dienstzeit als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Pension hierher zurück und bekleidet nun, wie es sein herkömmliches Recht als eines ausgedienten Soldaten ist, alle kleinen Gemeindeämter, die so wenig als möglich einbringen; er ist Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magistrats der nächsten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdiction wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonst sieht und hört man ihn nicht. Er sitzt den ganzen Tag zu Hause, bearbeitet seinen Garten und liest Bücher, alte Geschichten des Landes und Allerlei. Man spricht nicht von ihm, aber man respectirt ihn und die stolzesten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem sie doch jedes Jahr eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen Kuchen in's Haus schicken müssen. Jeder Andere würde unter diesen Umständen von ihnen mit aristokratischem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß also etwas Rechtes, so was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm stecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich interessirte es, zu wissen, wer das holde Mädchen war, das in seiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentrost neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beschloß in der Nacht, mich an die beste Quelle, an sie selbst zu wenden. Aber wie das anfangen? Offenbar kam auch sie aus ihrem Bezirke nicht heraus, sonst hätte ich sie in dem Dorfe schon sehen müssen und so in's Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeister, der auf dehors sieht und sich stolz vor aller Welt verschließt. Aber er ist ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens steht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelstunde — ich habe also im Ganzen über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzusuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieselbe Stunde, da ich heute die Bekanntschaft gemacht, sollte sie fortgesetzt werden.

Wie beschlossen, so ausgeführt. Gegen Mittag saß ich, wie König Artus oder Marke lauschend in demselben Baume, in dem ich gestern gesessen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unsers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war sie nicht poetisch mit Blumen, sondern offenbar höchst wirthschaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beschäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte sie vorn aufgeschürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeschoben. Ich sah ein kleines Füßchen, einen sanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenso wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, sinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob sie und richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirn und sah zum Himmel auf, der schon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer schönen Zukunft. — Ich versichere Dich, lieber Freund, ich fing an, mich über diese Hecke hinüber zu sehnen, als wüchse in diesem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verschwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorsichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gesträuch auseinanderbog, um an derselben Stelle, wo sie gestern ihren Kopf herausgesteckt, heute den meinigen hineinzustecken. Sie hörte die Bewegung, sah darnach und meine Augen trafen sofort mit den ihrigen zusammen. „Guten Morgen!“ rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Position mag ihr etwas komisch vorgekommen sein, denn sie lachte auf, faßte sich aber doch schnell, ließ das Kleidchen fallen, streifte die Aermel ab und fuhr sich in jenem bekannten Eitelkeitsinstinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während sie den Spaten im Boden stecken

ließ. — „Kann ich heute mit Nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar Nichts!“ erwiederte sie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit,“ sagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und stand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerst Du Dich, daß Ihr mich schon vor Jahren unverschämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengesellschaft, auf Bällen und bei Thee bewegte? Dieser Euer unverschämter Freund stand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieses Mädchen bei meiner jetzigen Unverschämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor sich hin sah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entschuldigen, und so standen wir Beide da, mit niedergeschlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; sie lächelte; ich streckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; sie wollte es nicht sehen, und so fragte ich, ohne zu wissen, was ich fragte und mit sehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie sah mich einen Augenblick an und sagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die Glocke läutete und läutete. Der Spaten, der halb aufgerichtet gestanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr; Marie nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte sich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb sie stehen und ich sagte: „Man sieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ sagte sie.

„Ich auch!“ versetzte ich.

Marie sah mich erstaunt an: „Wie, sind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbesitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einsam.“

Sie sah mich mit einem Blicke voll Verständniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb stehen, als ob ich ihr etwas zu sagen hätte, und ich sagte Nichts. Da hörte die Glocke auf zu läuten; wir fuhren Beide zusammen; die Zeit war so schrecklich schnell vergangen. „Leben Sie wohl!“ sagte ich und hätte gern: „Auf Wiedersehen!“ hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hause.

Ich war sehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch sehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter schreiben und lasse den Brief abgehen, obwohl noch viel zu erzählen ist, denn auf diesen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubst Du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem Du ausrufst: Er ist verliebt! so mache ich Dir die Priorität streitig, denn diese Entdeckung habe ich längst gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, sondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; so ging ich graden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da stand sie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittagsessen. Und wieder am folgenden Tage stand ich neben ihr am Herde. Ich will es Dir nicht erst beschreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwischen Thür und Herd durchmessen und besiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich schmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will Dir nur sagen, was ich von Marie über sie selbst erfahren und welche Umstände mir die Annäherung erleichterten.

Marie ist die Nichte des Glöckners, die Tochter seiner Schwester, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieser, damals Wachtmeister, war glücklicher als er und brachte es zum Officier und wurde später Postmeister in einem kleinen Städtchen. Postmeister, das ist ein Mann, der an seiner Thür einen Briefkasten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und dessen Inhalt er an die nächste wirkliche Poststation sendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieser Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Functionen sind, wie Du siehst, nicht sehr bedeutend, aber der Mann, der sie ausübt, ist trotzdem kaiserlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Postmeister genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend oder, wie man sich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrschaften, und wenn er eine Tochter hat, so ist diese Tochter ein Fräulein. Als ein solches Fräulein ist Marie aufgewachsen, hat sie zur vornehmen und gebildeten Gesellschaft ihrer Gegend gehört und ist sie, von Natur an Leib und Seele zart gestaltet, und da sie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Tacte benutzt hat, in der That ein Mädchen geworden, das sich leicht mit unsern liebenswürdigsten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des

Benehmens betrifft, messen könnte, nicht zu gedenken der Sinnigkeit ihres Wesens, das sie vor den gebildetesten Städterinnen voraus hat. Ein solches Wesen muß sich hier sehr einsam fühlen, und sie war gezwungen, sich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern starben und der Glöckner ihr einziger Verwandter auf Erden ist. — Merkst Du's, daß wir zwei Einsamen einander nothwendig sind? Fühlst Du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte Dich herzlichst, mache Dir das klar, stelle Dir das ganze Unglück der Verlassenheit in den wahrsten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geschöpfe ist, sich anzuschließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß Du nicht den leisesten beleidigenden Gedanken in Dir aufkommen lässest, wenn ich Dir sage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde sind, deren höchstes Glück sich in der kurzen Stunde des Glockenläutens concentrirt. Mache Dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des Anschließens in mir gewesen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieses Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geschöpf ist ja waffenlos gegen solche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerstreuung und der geistigen Beschäftigung für sie. Wäre die Tugend, die ein solches Zusammenleben verbieten wollte, nicht sehr grausam? Und doch müssen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beschränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen wegen der zu frühen Stunde und des Abends nicht wegen der Dämmerung. Ist unser Glück ein Geheimniß, so sieht es doch der helle Tag; es soll sich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verstecken. So ist das Gefühl Marie's, und ich will auf Nichts bestehen, was ihrem überaus sensitiven Seelenleben widerstrebt.

Nun weißt Du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte Dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Max.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe ist schweigsam wie der Tod. Vielleicht sind Beide so, weil sie viel zu viel zu sagen hätten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderschönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umstandes, welche große Veränderung kann sie in unserm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenschwelle hat mich um tausend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt sitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es Dir nicht ausdrücken, welch unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich so in der kleinen Stube dasitze oder den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen Raum umherwandle und mich mit allen Gegenständen vertraut mache, die sie jeden Tag und jede Stunde ansehen. Es ist so nett, so lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält so rein." — Die Möbel unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen Möbeln in unsern Dorfhäusern: ein massiver, etwas ausgeschweifter brauner Tisch mit einer kleinen, sehr ursprünglichen Malerei in der Mitte; dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolsterter Lehnstuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein schwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmspitze im Jesuitenstile endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, so einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, schöngefälteten Vorhängen umschattet. An den Wänden in schwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzschnitt, welche eigentlich nur Illustrationen zu den ringsumher in gothischer Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen sind. Da ist der Prinz Eugen der edle Ritter mit der Belagerung von Belgrad, da ist der General Laudon und sein Ueberfall der Preußen bei Ollmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder sind da mit einem kleinen Weihkesselchen und einigen frischen Zweigen von Ostern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkesselchen eben so sehr, wie die Resedatöpfe vor den Fenstern, welche klein und niedrig nur ein dämmeriges Licht hereinlassen. Wir sind in der Wohnstube; die Schlafstube Mariens ist unter dem Dache. — Da sitze ich nun und die Glocke läutet und ich bin sehr glücklich. Das ist mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal so lange; denn sobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Marie an Abschied zu nehmen und mit Schmerzen sage ich oft: Ave Maria, gratia plena..., was sie mir als eine Blasphemie strenge verweist. Sie ist überhaupt fromm, und wie klug, wie verständig und klar sie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie schnell sie auch bei der kleinsten Andeutung Alles erräth, was zur geistigen Bildung beitragen kann, so beharrlich treu bleibt sie Allem, was sie in ihrer Kindheit

lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dies Symptom auf unsre Liebe zu übertragen. Indessen umwölkt dieser Mysticismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht sie sich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweise gehen diese Schatten schnell vorüber, denn sie sagt sich selbst, daß diese Vorwürfe nur aus Gewohnheit entspringen und daß sie sich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindesten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke sündhaft fühle. Ernsthafter sind die Gewissensbisse, die sie sich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann selber das Zeichen geben müsse zu unserm heimlichen Glücke, das scheint ihr hinterlistig und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, ist es auch so; ja es hat sogar etwas Komisches, das einem so braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber ist das Alles unsre Schuld? — Würde er, wenn er um unsre Liebe wüßte, uns so ruhig und glücklich zusammen lassen? würde er nicht jeden von uns wieder in seine traurige Einsamkeit und Verlassenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unser so reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und sollen wir dieser kleinen Rücksicht unser so großes, so ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer stände in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du siehst, daß in unserm lichten Gemälde auch kleine Schatten sind. Aber wo sind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerst mit Schatten malte, hat die Kunst auf den höchsten Gipfel gehoben, denn sie machen das Licht erst zum Lichte. Und so will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir diese Liebe so viele Erfahrungen über mich selbst und über das menschliche Gemüth, lehrt sie mich das Schöne der Beschränkung und des Maßes — lehrt sie mich ihre hohe Alchymie, die aus scheinbar Geringem pures Gold und Edelsteine schafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen besitze. Außerdem ist das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einsamkeit, nur zu Zweien konnte ich so glücklich werden; in der Welt hätte mich eine so heiße Liebe, bei meiner eifersüchtigen Natur, in beständige, häßliche Unruhe versetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über Nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns scheidet.

Alles, was zu dieser Liebe gehört und in der kaum sechs Wochen alten aber unendlich reichen Geschichte meiner Liebe eine Rolle spielt — Alles ist schön, selbst der Ton der Glocke, der unsre Reden und — unsre Küsse begleitet. Er ist bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernst und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewissen Verhältnissen der Atmosphäre zittert er lieblich und melancholisch über die Hügel und Wälder hinweg bis in die benachbarten Dörfer, die uns um diesen Schatz beneiden. Es ist auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie ist das Geschenk eines Prager Fürsterzbischofs, der im siebzehnten Jahrhundert in unserm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbischof! Gott habe ihn selig. Wie viele Generationen hat sein Geschenk schon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Absicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen und dachte nicht im Traume daran, daß seine Glocke eine Liebe einläuten und begünstigen und hold durchtönen sollte. Möge ihn die theilweise Verfehlung seines Zweckes und die Profanation in seiner Gruft zu St. Veit nicht beunruhigen — meine Liebe ist so innig, wie das gläubigste Gebet und die Liebe Mariens ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erst recht zu Hause, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir scheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen sei... Lebe wohl....

Den 10. Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube sitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat Dich aufgeschreckt und Du kommst mit Warnungen, Du treuer Eckart. Du bist ein guter Freund, thust Deine Pflicht und hast in Deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil sie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommst mit Deiner Warnung zu spät und wärest Du früher gekommen, sie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderstehlichen Lauf, wie das Schicksal. Die Umwege macht oder sich durch Verstand, Rücksichten oder äußere Verhältnisse den Weg verlegen, die sich irgendwie in der Mitte abschneiden läßt, die ist es nie gewesen. Ihr höchstes Streben ist die Vereinigung; erst mit der Vereinigung ist der Kreis geschlossen, ist das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das diesen Namen verdient. Alles Vorhergehende ist nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entschlüsse zu fassen und zu handeln. Das fühlt das Weib und sie gibt sich als Opfer hin und wehe dem, dem sie in diesem Augenblicke und von

diesem entscheidenden Augenblicke an nicht heilig ist. Ich bin ein anderer Mensch, ich weiß, daß Marie mein ist; ich bin ein Mann und ich durfte nicht erst Entschlüsse fassen. Es ist Alles fertig in mir. Nenne Du Marie immerhin meine Geliebte; sie ist es, sie ist mein Weib. Ich erwarte Deine Antwort mit Ruhe.

Den 15. Juni.

Freilich will ich sie heirathen! Es ist nicht wahr, daß man „eines solchen Verhältnisses" müde wird. Was Du von „Achtung," „Reinheit," „Profanation" ꝛc. sagst, ist dummes Zeug. Du bist ein unerfahrener Mensch, der sich auf seine negative Tugend etwas zu Gute thut und seine Weisheit aus schlechten moralischen Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die schönste Menschlichkeit verleumden. Müde werden? „Verlöschen?" Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß selbst, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem beständigen Empfangen die Rede wäre, ich getrost bis in das späteste Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?" — Welch ein reines Weib ich an Marie besitze, weiß ich erst, seit ich sie besitze. Ich bitte Dich, sprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne steht und wir sagen nach hergebrachter Weise, sie geht auf und unter. In der moralischen Welt sind die Täuschungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine tugendhafte Studentenliebe, an Adele, die zu mir sagte: Seien wir wie Bruder und Schwester! und mit der innigsten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Mariens. Was ich immer denken mag, der Gedanke an sie steht immer daneben; er ist der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, sei nicht tugendhaft, wie es geschrieben steht und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum hast Du mich der Unannehmlichkeit ausgesetzt, nach jedem Deiner Sätze ein innerliches Connu! Connu! auszurufen, als hätte ich ein banales Buch gelesen? — Was sprichst Du mir pathetisch von Vater und Mutter? Ich soll ein vortreffliches Geschöpf, das besser ist als alle Schwiegertöchter, die sich meine Mutter aussuchen könnte, das sich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich soll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber diese Vorurtheile besiegen? — Das hast Du nicht gewollt, mein Schweizer! Geh in Dich und thue Buße und schreibe mir in Deiner liebenswürdigen Weise, daß Du Deine Pflicht gethan, wie's hergebracht und daß Du eine Dummheit gemacht hast.

Ich will Dir erzählen, auf daß Du erkennest, wie Alles zwischen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unsre Liebe, ebenso wie sie holdestes Glockengeläute durchtönt, in Allem auf die geheimnißvollste, fast möchte ich sagen, mystische und große Weise durchweht ist.

Es war ein tropisch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden vierzehntägigen dichten Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten besorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikanischen Wüste. Plötzlich verwandelte er sich in das schwefelhafteste Gelb und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereignisse entgegenginge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelsten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umschlossen war und die glühendsten Strahlen herabschickte. Die Wolken rückten immer höher und es sah aus, als ob sich Heere sammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verschiedensten Seiten, rollte schon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes sammelten sich, wie immer, wenn sie rathlos sind, vor dem Hause meines Vaters und sahen stumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Rest ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerstreuen? Und sofort setzten sich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Mensch wollte ich Einspruch thun gegen diesen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie sehen konnte, und zwar etwas länger als sonst, und ich ließ sie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie seit vier Tagen nicht gesehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geschäftsreise heimgekehrt und meine Sehnsucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müssen. Ich ließ also die Bauern bei ihrem Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hause des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräser zitterten; dort und da neigte sich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein besonderes

Leben; das Vogelgezwitſcher war überall verſtummt; graden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verſpätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte Angſt. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, ſenſitive Marie Angſt haben müſſe, ſie, die ſich ſo gern in die Schauer alles Unerklärlichen verſenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und ſie zu beruhigen. Mit den erſten Tönen, die die Glocken von ſich gaben — man läutete beide, die ſchöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — ſprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indeſſen ganz dunkel geworden, ſo daß ich die Gegenſtände in der Stube des Glöckners kaum unterſcheiden konnte. „Marie!“ rief ich — keine Antwort — ſie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da ſtand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich an's Geländer und aufgeregt wie ich war — durch die Gewitterluft, durch das ganze meteorologiſche Phänomen, durch die Hoffnung des Wiederſehens und durch die Zaghaftigkeit, ſie in ihrer Stube aufzuſuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Gärten, die ich eben kopfſchüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzuſteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerſchlag und er war noch nicht verhallt, als ich ſchon in Mariens Stübchen ſtand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fenſterchen und ſah entſetzt hinaus in die ſchauerliche Welt, die Untergang drohte. Mit einem Freudenſchrei wandte ſie ſich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß Du gekommen biſt,“ ſagte ſie mit blaſſen Lippen; „ich wäre vor Angſt vergangen. Das iſt ja ein ſchrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr.“ — So ſprechend ſchloß ſie mich mit ſolcher Inbrunſt in ihre Arme, ſchmiegte ſie ſich ſo eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte, wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Troſt — und ich ſchwor mir, es ihr immer zu ſein. — Ich ſtreichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie ſah mich an und mochte wohl ſo was in meinem Auge entdeckt haben, und lächelte und der ſeligſte Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergeſſen. — Dann ſah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als ſo eine kleine Stube eines armen, ſchönfühlenden Geſchöpfes; ſo ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet ſind. Die Blumen waren vom Fenſterbrett vor dem Gewitter gerettet und ſtanden in einem Winkel, den alten Freund Jacob verbergend, der ſich hinter ihnen verſteckte und nicht wagte, einen unharmoniſchen Ton hören zu laſſen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt; an einem Balken des Dachſtuhles ein kleines Spiegelchen, kaum ſo groß wie Mariens Geſicht; doch verſuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu ſehen. „Jetzt haſt Du auch hineingeſehen,“ ſagte ſie, als ob ſie ſagen wollte: Jetzt iſt der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demſelben Sinne hinzu: „Jetzt biſt Du auch in meiner Stube geweſen.“ — Links, dem Fenſter gegenüber, ein kleines, kleines Bett von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tiſchchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleiſtift, den ich in einem der Bücher hatte ſtecken laſſen. Wieder einen Kuß für dieſen Ehrenplatz, den der Bleiſtift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da ſaßen wir, vor dieſem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tauſend Schlachten und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellſten Lichtſtröme und die Glocken läuteten wie raſend und wir hörten Nichts und ſahen Nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer ſeligen Inſel — die Welt vergeſſend und vergeſſen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hatte Dir noch Vieles zu ſagen, aber denke ich jenes Nachmittags, ſchwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit ſeinem Abend hat ſo große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erſchöpft habe; erinnere ich mich ſein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am wenigſten ihn zu beſchreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten und Alles, was darauf folgte, iſt ſeiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni.

Du fährſt beharrlich fort, ein Philiſter zu ſein. Ich verzeihe Dir, weil Du dieſe Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundſchaft übſt. Du findeſt Leichtſinn, Frivolität darin, daß wir ſo glücklich ſein, daß wir Alles vergeſſen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menſchen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tauſender bedroht waren. Das klingt ſehr ſchön, beſonders in

einer Predigt. Aber ich bedaure Dich, daß Du den hohen Ernst, der mit einem hohen Glücke verbunden ist, noch nicht kennst. Wahrlich, ich sage Dir, Nichts so rein, so hoch, so erhebend wie das Glück. Des schönsten Glückes Kern ist gewiß der schönste Ernst. Ueber Deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie ist heiter. Das ist mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Secunde, auf dem reinen Spiegel dieser Seele hätte sich eine Trübung geäußert. Aber sie ist heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre Du fort mit Deinen Ermahnungen, wie Du willst; aber Eines verbiete ich Dir mit dürren Worten. Keine, auch nicht die leiseste Verdächtigung gegen Marie; erlaube Dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei diesem uneigennützigsten, hingebendsten Geschöpfe vorauszusetzen. — Sie liebt, das ist Alles. — Du hast gut von Opfern sprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das so leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit ist und jedes dargebrachte zurückweist. — Als ich ihr von Heirath gesprochen, schüttelte sie den Kopf. — „Die Verhältnisse," sagte sie, „sind zu verschieden; sind nicht nach Heirath."

„Glaubst Du, daß ich den Widerstand meiner Eltern nicht besiegen könnte?"

„Gewiß könntest Du das, aber Du sollst für mich keine Hindernisse besiegen; Du sollst nicht in den geringsten Widerstreit gerathen um meinethalben; ich soll in Deiner Familie, in Deinem Leben nicht das kleinste Wölkchen erstehen machen."

„Hast Du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für Dich thue und dulde?"

„Ja, ich habe dieses Recht und ich schenke es Dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle die häßlichen Sachen? Sind wir nicht so glücklich?"

Kenntest Du sie, mein Freund, sähest Du ihr nur eine Secunde in's Auge, Du wüßtest, daß das Alles so wahr ist, wie das Lallen eines Kindes — leider zu wahr für mich, denn ich bin entschlossen, sie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hindernisse nur von ihrer Seite. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entschluß, den sie faßt, schlägt so schnell und so starke Wurzel, umrankt ihr ganzes Wesen mit einer solchen Energie, daß sie ihm angehört und sich seiner Herrschaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß sie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, so fürchte ich, daß sie von unserm Glücke, wie es jetzt ist, nicht lassen kann, daß sie irgend eine andre Form desselben nicht annehmen würde. In der That ist es so schön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichste Weise verlebt.

Der alte General Graf P... hat auf sein sechs Meilen von hier gelegenes Schloß zu seinem siebenzigsten Geburtstag alle in dieser Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeister Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit seinem Kreuz auf dem Invalidenrock marschirte er ab, nachdem er seine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O diese fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichsten Genüsse.

Gleich am ersten Tage verabschiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologischen Wanderung, und ging zu Marien. Mit dem ersten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er an's Land sprang. Ich schob den Riegel vor die Thür und meine Welt war abgeschlossen. — Ein glücklicheres Paar ist wohl selten zu sehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönste war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zusammenseins genügte uns. Die Grundmelodie unsres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis saßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne scheinen, die Blüthen dufteten und die Vögel singen. Was wir so lange vergebens gewünscht hatten, uns ruhig, ohne Beschränkung der Zeit, ohne Hast ausplaudern, Eins das Andre in Ruhe genießen, ansehen, anhören zu können, Etwas mit einander zu lesen, das Alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Auch den hohen Genuß schweigend und sinnend, sich in sein Glück vertiefend neben einander zu sitzen, haben wir gekostet. Wie oft dachte ich Dein mit einer gewissen Schadenfreude, Dein und Deiner Bedenken, ob ein solches Mädchen vom Lande mit seiner Bildung und seinem Benehmen zu mir und in die Gesellschaft, in der ich zu leben bestimmt bin, passe. Die Dichter, die ich ihr vorlas, nahm sie mit einem Verständniß auf, daß ich mir hundertmal sagte, wie sie nach kurzer Zeit alle die Damen Eurer gebildeten Gesellschaft beschämen würde. Ihre Anmuth, um die sie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längst bekannt — diese Bildungsfähigkeit, oder besser, diese ursprüngliche Bildung des Geistes und des Gemüthes dazu und ich fordere diese ganze Gesellschaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die

Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man ſich, ſo lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man ſich nicht zu trennen brauchte. — Dann ſaß ich vor einem ſchön gedeckten Tiſche und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen laſſen. Wir aßen beide mit friſchem Appetit, wie Kinder, wenn ſie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tiſche ſtiegen wir hinauf in das liebe, kleine Stübchen, das ich ſeit jenem Gewittertage, ſeit jenem glücklichen Tage nicht geſehen hatte. Ich mußte mir ſagen, daß ich heute noch glücklicher bin und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der dieſe höchſte Poeſie des ruhevollen Glückes verſteht, weshalb er ſo oft mißverſtanden wird von den Leuten, die nicht wiſſen, daß Ruhe ſo viel bedeute, wie Tiefe — daß nur im Maße ſich das Unendliche faſſe, und daß die unruhige Leidenſchaft nur das Vergnügliche, das Momentane darſtelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß ſie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh', wie junge Liebe denkt,
Daß ſie nach erſtem Kuß ſich niederſenkt —

ſolche tiefe Ruhe, ihrer ſelbſt bewußt, deshalb doppelten und dreifachen Genuſſes fähig, gab unſern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchem von ihnen der Preis gebührt; erzählbar iſt nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, ſchon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich ſie ſchon angekleidet und zum Aufbruch gerüſtet. Wir wollten ungeſehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefſten Schlafe, als wir an den letzten Häuſern dahinhuſchten; nur die Brunnenröhre murmelte und die Schwalben zwitſcherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudenſprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war ſo friſch und blühend, wie ich ſie noch nicht geſehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte ſie eine Art von ſchwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das ſie nach der Weiſe unſrer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zuſammenband. Schwarz und blau ſcheint mir die ſchönſte Farbencombination, beſonders ſeit ich ihr blaues Auge mit den ſchwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn ſie hat ſchwarze Wimpern und ſchwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir in's freie Feld, wo ſchon die Lerchen ſangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch ſo laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, ſo fern als möglich vom Dorfe zu kommen und ſprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit anſahen und lachten und die gute Idee dieſer Wanderung nicht genug preiſen konnten. Jeder ſuchte das Verdienſt der Erfindung dem Andern zuzuſchieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überſchauten die Gegend und unſer Dorf. Unſre Gegend iſt nicht ſchön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte ſie doch etwas Romantiſches und Friede wehte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und dem blechernen Thürmchen ragte ſtolz aus dem Dorfe hervor, ſtolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang ſeine Hämmer mit dem großen, alten Verwaltungsgebäude, das noch, vom vorigen Jahrhundert her, roth und weiß angeſtrichen iſt und mit breiten Rundbogenfenſtern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte ſich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum iſt. — „Siehſt Du," ſagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „ſiehſt Du, das Alles ſoll Dein ſein!" — „Weiche von mir, Verſucher!" liſpelte ſie und zuckte die Achſel und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; dieſem Zeichen konnte unſre holde Gewohnheit nicht widerſtehen und ſie lag in meinen Armen, ſo lange die Glocke läutete — zum erſten Mal bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verſchwand und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unſrer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein ſchöner Laubwald, der uns in ſeine Dämmerung verſchlang, eben als die übrige Welt in der ſchönſten Morgenſonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederſchein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen huſchte, raſchelte und ſang es. Käfer und Mücken ſuchten den Weg in die Sonnenſtrahlen und ſummten ungeduldig, daß ſie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raſchem Entſchluſſe erhoben ſie ſich plötzlich und fuhren laut ſummend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie ſah und hörte Alles; nicht der geringſte Vorgang im Leben der Blätter, Gräſer und der kleinen Thierchen entging ihr; ſie errieth alle ihre Wünſche und Schickſale und ſprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer mährchenhaften Einſicht, als wäre ſie die kluge Frau des Waldes. Nie war ſie

wegen der Erklärung irgend welcher Erscheinung in Verlegenheit und brachte so manchen holden Unsinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte sie nur und der holde Unsinn wurde zu ganzen Mährchen, die sich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameisen auf unserm Wege fortspannen. — Es ist wunderbar, wie in ihr, neben dem klarsten Verstande, Phantasie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und sei es das Aeußerlichste und Zufälligste. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Diese starb, weil sie bei einem Besuche am Grabe ihres Mannes stolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und starb in demselben Jahre, nachdem sie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ sie die Regel, sich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieser, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar seien. Es gebe Menschen, die gewaffnet seien gegen die gewaltigsten Ereignisse, andre erliegen einem Stecknadelstiche, ja dem Glücke sowohl wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unsrer Bekanntschaft gewesen, hat ihr schon manche trübe Stunde gemacht, und der arme Vogel hat ihre Freundschaft verloren und ist endlich verschenkt worden. Umsonst arbeite ich gegen diese Art, die Dinge zu sehen; sie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was sie einmal in sich aufgenommen. Hätte ich sie als verständiger und vorsorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematische Erziehung gegeben, um diesem Wesen ein Gegengewicht zu bieten und sie vor sich selbst zu schützen.

Doch das schreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren symbolisirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; sie berauschten mich, sie umwoben mich mit einer Atmosphäre, daß ich in einem Mährchen zu leben glaubte; sie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß sie mir lieb wurde, daß ich sie in einem Lichte sah, wie niemals.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden und sie war früh aufgestanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Brust, plauderte immer weiter und während sie plauderte, näherte sich der Schlummer, den sie diesen Morgen zu früh verlassen hatte, machte seine Rechte geltend und drückte sanft seine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während sie schlief, hatte ich mit Anschauen des holden Gesichtes genug zu thun — aber je länger ich es ansah, desto trauriger wurde ich, ohne zu wissen warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämonischerweise kam mir einmal über's andre der Gedanke: So würde sie aussehen, wenn sie todt wäre. Und im vollsten Genusse meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieses Leben erfüllt oder bedroht, und da schien mir ein solcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünschenswerth, für mich und für sie. Wie der Chor in der griechischen Tragödie, der beim höchsten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und Jene selig preist, die ausgekämpft — so stand Etwas neben mir und außer mir, das solche Lieder sang. Ich schüttelte mich vor Schauer und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die unbehagliche, unheimliche Stimmung verschwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geisterstunde des Mittags, da die Gegenstände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erscheinen, so zu sagen, abstract. Alles schwieg; die hohen Saatfelder rechts und links standen aufrecht und ruhig und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderbursche mit dem Gesicht zur Erde gedreht und schlief; auf der Schläfe, die sichtbar war, standen große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußspitzen, schloß sich enger an mich und wir wandten uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden versteckt lag. Unter einem der Bäume waren Tisch und Bänke angebracht; dahin setzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübschen jungen Frau, so einer Goetheschen Pächterin, sehr gastlich empfangen. Ich stellte uns als Bruder und Schwester vor und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geschichte, im übermüthigsten Tone, wie unser Vater, Verwalter des Grafen P..., von einem Gute auf das andre versetzt sei — die Pächterin hatte richtig von der Versetzung sprechen hören — wie unsre Habseligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das schöne Land abseits von der Straße zu wandern, um bei dieser Gelegenheit die Ruinen des Schlosses Kaiser Karl's IV. zu sehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advocatur bestimmt gewesen, nun auch in die Landwirthschaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Universität tolle Streiche gemacht und Nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die sie

mit ausgelassenster Phantasie ersann und in deren Aufzählung sie sich durch Nichts stören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantischer Held, der das Unerhörteste gethan und sich immer für seine Freunde aufs Großmüthigste geopfert. So nimmt in diesem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernsthaftesten und Romantischen. — Für diese Mährchen bewirthete uns die gute Frau so gut sie konnte mit Allem, was eine solche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte sie uns noch ihr Kind, einen hübschen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie sofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie sie ihn auf dem Schooße hielt, sah sie aus wie eine Vor-Raphaelische Madonna, und wie sie mit ihm spielte und ihm Geschichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernsthafte und schöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt sie im Spielen und Erzählen inne, sah den Knaben lang und ernsthaft an und erröthete, ohne sich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen; wir nahmen herzlichen Abschied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien schrie. „Na, sieh mal das Kind!“ sagte sie gerührt und blieb mehrere Mal stehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an dessen Ende unser Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin sagte, unsre Absicht gewesen, das Schloß Kaiser Karl's IV. zu besuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reisezweckes und keines äußern Gegenstandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unsrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; sobald ich aber auf unsre Zukunft kam und mit ihr schwärmen wollte, von den Tagen, die da kommen sollten, lenkte sie das Gespräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns dessen versahen, aber wir hatten keine Ursache, deshalb schneller vorwärts zu schreiten. Wir schlenderten so fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erst spät in der Nacht am Dorfe an. Ich stand mit Marien an der Thür ihres Hauses; sie griff unter die Schwelle, wo der Schlüssel versteckt war und schloß auf. In der Thür stehend legte sie beide Arme auf meine Schultern und sagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —“ Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; ich wollte sie beruhigen, aber bevor ich ein Wort gesprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeschoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre schrecklich, wenn jene schönen Tage der Höhepunkt unsers Glückes gewesen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das ist eine der traurigsten Seiten unsers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringste Sicherheit gibt! Das ist ein Gemeinplatz, aber wenn man selber die Erfahrung macht, ist sie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich nichts Positives zu diesen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich Dir geschrieben, habe ich Marie kaum gesehen. Der Ohm kam von seinen Invalidenfesten und dem langen Marsche ganz ermüdet zurück und überließ sein Glöckneramt auf unbestimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich stehe am Fenster und ärgere mich, so lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen diesen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu sprechen, und da hatte sie mir auch Nichts zu sagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf P. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter seines Lieutenants da sei, und will nun für sie sorgen. Seine Tochter, die Baronin L., soll sie zu sich in die Stadt nehmen, und zwar schon nächsten Winter — für ihre Bildung sorgen, ihr vielleicht einen Mann verschaffen. — Freilich ist das Alles so in die Luft gesprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß sich fremde Menschen und Pläne in unser Leben drängen, und schrecklich ist es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was sie zu alle dem denkt. — Als ich sie fragte, antwortete sie nur mit gebrochenen Sätzen: — „wer weiß — es wäre vielleicht am besten“ — „wenigstens für Dich“ — „denken wir nicht an die Zukunft.“ — Dann mußte sie mich wieder verlassen und ich sitze da und ärgere mich und kann es nicht erwarten, sie wieder zu sehen, sie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all' der Tage in einen glücklichen Moment zu versenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geschwiegen und doch schreibe ich Dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlösung, aber er war vom Zufall schlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Ge-

legenheit wieder ſein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer verſetzt. Eine junge, ſchöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichſten Verhältniſſen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein verſetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeſchlagenheit; überall Klagen und Weinen, das ſich wiederholte, als ſich ſechsunddreißig Stunden ſpäter beide Glocken in Bewegung ſetzten, um mit ihrem Heimathsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächſten Stadt gebracht wurde, da wir in unſrer kleinen Gemeinde ſelbſt keinen haben. Das Geläute dauert bei ſolcher Gelegenheit ſo lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt erkennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da ſich ein ſolcher Zug ſehr langſam bewegt. — Ich hatte Marien ſeit ſo vielen Tagen nicht geſehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie ſie dieſelben aufnahm, Alles das beunruhigte mich, verſetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteſte Aufregung, ſo daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an Nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erſcholl und da ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich ſogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verſchloſſen, und als ich pochte, öffnete ſich das Fenſter und Mariens lieber Kopf erſchien hinter den Reſedatöpfen.

„Ich wußte, daß Du kommſt, ſobald die Glocken läuten," ſagte ſie in vorwurfsvollem Tone, — „und ſeien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeſchloſſen. Heute darfſt Du nicht herein, lieber Max — ſieh, die gute, ſchöne Marianne wird begraben."

„Wie!" rief ich, „nachdem ich Dich ſo viele Tage nicht geſehen und geſprochen, kannſt Du mich hier vor Deiner Thür ſo ſtehen laſſen? — ſchiebſt Du mir den Riegel vor?"

„Ach," ſeufzte ſie und legte die Hand auf's Herz, „das ganze Dorf iſt ſo traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt jetzt an Tod und Kummer, und wir ſollen glücklich ſein — das iſt ſo herzlos, ſo hart."

Wie ſie ſprach, ſah ſie ſo unſäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durch's Fenſter entgegenſtreckte, aber ſie zog ſich in die Stube zurück und unwiderſtehlich angezogen, ſprang ich ihr durch das Fenſter über die Reſedatöpfe nach. Voll Angſt, daß ich bei dem haſtigen Sprunge falle, fing ſie mich mit beiden Armen auf und halb lächelnd, halb grollend ſagte ſie: „Das iſt nicht recht, Max, das iſt gewiß nicht recht."

„Böſes Mädchen!" rief ich, ganz glücklich, ſie wieder in meinen Armen zu halten — „kannſt Du mich nach ſo vielen Tagen der Trennung ſo behandeln? — nachdem ich all' die Zeit auf's Schmerzlichſte über Deine Kälte, mit der Du mir die Pläne des alten Grafen mittheilteſt, gebrütet habe! Haſt Du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abſchiedstag?"

Obwohl das Alles ſcherzend geſagt war, erkannte ſie doch die innere Bewegung, die mich dieſe Worte ſprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war ſo glücklich, wieder bei ihr zu ſein! Ich war wie berauſcht; ich nahm ſie auf meine Arme und trug ſie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß," wiederholte ſie, „es iſt nicht recht, ſo glücklich zu ſein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Iſt das nicht eine Sünde?"

„Kannſt Du nicht auch ſündigen für mich?" fragte ich.

Gegen dieſes Wort war ſie waffenlos. Ein dunkler Wunſch, mich zu überzeugen, daß ſie mir nicht verloren ſei — nachdem ſie mir all' die Tage ſo fern gerückt ſchien, ſie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir ſelbſt als den Herrn aller ihrer Aengſtlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewähren, und der Rauſch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzuſammenſeins verſetzte, machten, daß ich mich ganz, und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rückſichten ebenſo ſehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als ſie mich eine Stunde ſpäter zur Thür hinausdrängte, ſagte ſie auf der Schwelle ſtehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich."

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwiſchen uns aufkommen. Marie war ſchwermüthig. Sie ſetzte ſich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und ſchwieg, ſo lange die Glocke läutete. Mir iſt ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorſtände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir fortwährend, es iſt ein Unglück. Es geſchah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — ſie war wieder heiter. Sie ſtand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein

ſchauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war geſprungen! Marie fuhr zuſammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Geſichte, ſie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und ſah mich ſtarr an mit entſetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Ich faßte mich ſchnell und ſuchte ſie zu beruhigen, aber ſie hörte nicht und antwortete nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Siehſt Du's nun? Siehſt Du's? — Ich nehme Alles auf mich.“ So ſprechend ging ſie ruhig in die Stube. Ich ſtürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, ſein ſchönſter Schatz war ja dahin! Alles ſtürzte der Kirche zu, um den kaum ſichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud' des Dorfes geklungen. Seit Stunden ſpricht man nur von dem Unglück und jeder knüpft ſeine Betrachtungen daran und Niemand weiß, was ſie mir geweſen — und mir iſt, als wäre ein ſchöner Ton aus meinem Leben geſchieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke iſt gräßlich. Man fährt fort ſie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal verſucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zerſprungene Glocke, wie das Ave Maria-Glöckchen — ich erinnere lieber an ſeine heiterere Beſtimmung — geben den Ton unſrer Liebe an, ſind die Stimmgabeln für unſere Harmonie geworden. Iſt das nicht ſchrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Iſt es die geſprungene Glocke, denken wir Beide, daß unſer Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht ſagen; iſt es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim iſt verdrießlich geworden, denn es hat ſich im Laufe der Jahre zwiſchen ihm und der ſchönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet und er kann ihren Tod nicht verſchmerzen. Er bildet ſich ein, Mariens Traurigkeit entſpringe aus dem langweiligen Leben mit ihm und ſpricht davon, ſie nächſtens dem alten Grafen vorzuſtellen, daß er ſie nach der Stadt zu ſeiner Tochter ſchicke. — Ich habe Marien vorgeſchlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entſchluß, ſie zu heirathen, mitzutheilen. — Um Gotteswillen nicht! — rief ſie entſchieden — warum den Kummer Deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?

„So biſt Du unglücklich, Marie?“ —

„Nicht durch Dich, nicht durch unſre Verhältniſſe; ich bin es durch mich. Du biſt es auch ſeit einiger Zeit und Du biſt es durch mich. Siehſt Du, ſo wäre unſre Ehe; ſie iſt nicht gut eingeläutet! Darum ſoll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne Dich nicht leben.“

Sie ſchwieg; dann fuhr ſie fort: „Erinnerſt Du Dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin geſpielt habe? Das Glück der Pächterin iſt mir nicht beſchieden, — vielleicht iſt das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß.“

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimſten Gedanken, denen ſie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem ſo innigen Zuſammenleben ängſtigen würde, ängſtigt ſie im entgegengeſetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene ſündhaft-glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken ſpielen ineinander und es entſteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, ſie aus dieſem Zuſtande zu reißen, ſind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt ſich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr myſtiſch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke und da die Subſcriptionsliſte zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angelegenheit ſo ſchnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erſt das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt ſind, die uns geſpenſterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem friſchen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich der alte Ton wird es nicht wieder ſein; das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. Auguſt.

Wieder habe ich lange geſchwiegen und diesmal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs weil ich einen Entſchluß gefaßt hatte und Dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat ſich leider nicht verwirklicht und ich fürchte, Dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer ſchwermüthiger. Nur ein entſcheidender Schritt, ſagte ich mir, kann ſie aus dieſem Zuſtande reißen; es hat ſich immer als heilſam bewährt, wenn man ſchwankende Zuſtände in feſte, genau umſchriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es ſind heute

fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte gesprochen hatte und erwartete den Oheim festen Fußes. Marie sah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erstaunt, zog seine alte Soldatenmütze und rief sein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache soldatisch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und sah seine Nichte an, die ruhig in der Thür stand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte sie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Officiers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung ist mir nicht bange, wenn Sie nur erst die Ihrige versprochen haben.“

Der alte Wachtmeister strich sich den Schnurrbart, sah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen, Parbleu! Aber ist Mariens Affäre —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und schloß die Stube hinter sich. Sie schlang beide Arme um meinen Hals und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ schluchzte sie, „aber höre, was in mir fest steht und unerschütterlich. Du wärest nicht glücklich mit mir. Ich habe Dich durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne Dich besser, als Du Dich selber kennst; Du mußt in der Welt leben, Du mußt das Leben genießen und thätig sein im Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen. Anders ist kein Glück für Dich; ich bin für die Einsamkeit gemacht, nur für den, den ich liebe und für mich. Wir können nicht zusammengehn. Wie Du Dich hier, bis wir uns zusammenfanden, gelangweilt hast, so würdest Du Dich bald mit mir langweilen. Das Alles sehe ich klar. Aber es ist noch Vieles da, das ich nicht klar sehe und das eben so wichtig ist und uns eben so sehr, vielleicht noch stärker trennt. Was ich an Glück in dieser Welt genießen sollte, habe ich genossen; was davon noch übrig ist, werde ich genießen, dann wird es aus sein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehn. Dir danke ich Alles — so viel Glück, als Andre in einem langen Leben nicht kennen lernen, und wenn Du mich jetzt von Dir stießest, anstatt um mich zu werben, ich wäre Dir dankbar bis zum Tode. — Mache Dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen.“

„Welche Schuld?“ fragte ich erschüttert.

„Ach, schweigen wir davon, nennen wir es nicht — es ist ja Alles gut“ — sagte sie abwehrend. — „Wir werden,“ fuhr sie fort, „noch so glücklich sein und noch so lange, als es geht. — Du kannst jetzt kommen, so oft und wann Du willst — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einst wirst Du heirathen und glücklich sein, ich verspreche es Dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück Deiner Jugend gewesen zu sein; das war meine Bestimmung.“ — Sie brachte das Alles so schnell, so aufgeregt und doch so entschieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr in's Wort zu fallen. Endlich, da sie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Brust fallen ließ, sagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche bösen Träume plagen Dich?“

Sie erhob ihren Kopf, sah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und sagte, indem sie sich wie im Frost schüttelte: „Denkst Du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waisen waren in unsrer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesschauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erschüttert — wir vergaßen Gott und Menschen, alle Gesetze, alles Leiden der Andern und wir freuten uns und waren glücklich. Ist das keine Schuld? Das ist schlimmer als ein Mord — gewiß, das muß gesühnt werden. Das ist gewiß, o so gewiß!“

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieser zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverstand den Ausdruck meines Gesichtes und sagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getrost! das Sühnopfer ist gefunden und auserwählt.“

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er sein zartes Gespinnst hängen wollte, macht keinen zweiten Versuch, hinaufzusteigen; er rollt sich in sich zusammen und stirbt. Eben so thut er, wenn man sein zartes Gespinnst unsanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß sie den Bau ihrer Nester unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen störenden oder unreinen Gegenstand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die sich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Gespinnst ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld ist. Ja es ist genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannst mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, Du kannst sie nicht aufwecken

zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur und sie geben ihr Nest auf und ihr Leben.

Und so schreibe ich Dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, Dir als glücklicher Verlobter schreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück sollst willkommen sein, kommst du nur allein! Ein Sprichwort ein Wahrwort. Aber das Unglück wächst nur in Familien wie gewisse Bäume. Wo eines aus dem Boden sprießt, kann man sicher sein, bald ein anderes nachwachsen zu sehen! Es war für Marien an jenem unglückseligen Begräbnißtage und an der gesprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerst Du Dich der schönen Pächterin, von der ich Dir geschrieben und die wir vor zwei Monaten auf unsrer glückseligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß Dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die gesprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der gesammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geschickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauschen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verschleiertes, ein dunkel verschleiertes Glück. Wir sind ja beide nicht mehr so hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja selbst immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schicksal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich sie wieder dieselben Wege führte und ich schlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu besuchen, von dem sie immer mit Liebe gesprochen hatte. Sie nahm den Vorschlag mit Freuden an und ich richtete es so ein, daß Alles so war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich suchte dieselben Wege auf und es war ein eben so heiterer Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da sahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens und Marie erzählte nicht so viele Mährchen. Wir sprachen viel und ernst — über Gegenstände, die uns Nichts angingen. Wir fühlten beide den Unterschied zwischen einst und jetzt, und trotz manchem Scherz waren wir beide gedrückt. Wie um mich um Verzeihung zu bitten gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu sagen, daß sie mir jetzt nicht ferner stehe als damals, drängte sie sich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte sie mich mit den liebevollsten Namen. — Um Mittag saßen wir wieder auf der Bank unter der Linde. Wir schlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war sie verändert — blaß, eingefallen, um zehn Jahre gealtert. — „Was ist Ihnen geschehen," rief Marie erschrocken und eilte auf sie zu — „wo ist Ihr Kind?" fragte sie rasch weiter...

„Sie haben es schon errathen," antwortete die Fau, indem sie resignirt die Hände ineinander legte. — „Mein Kind ist todt. Es starb kaum vierzehn Tage nach Ihrem Besuche..."

Marie wandte sich mit Heftigkeit zu mir und aus ihren Blicken erkannte ich, daß sie das Unglück wieder auf sich bezog. Sie schüttelte bitter lächelnd den Kopf und setzte sich, die Hand der Frau ergreifend, mit dieser auf die Bank. — Schweigend saßen wir lange da, schweigend nahmen wir Abschied und schweigend wanderten wir nach Hause. Bei hellem Tage kamen wir am Dorfe an; Marie ließ sich dadurch nicht beirren; sie bemerkte es kaum und an meinem Arme schritt sie durch die heimkehrenden Männer und Frauen, die uns erstaunt betrachteten und lächelnd grüßten.

„Ein schönes Paar!" rief eine Gevatterin; „auf wann die Hochzeit?"

Marie hörte es nicht; sie war in sich versunken, blaß und stumm.... Mein Freund, ihr Gemüth ist gefährlich krank und unglückseligerweise kommt so jeden Augenblick etwas hinzu, die Gefahr zu steigern. Die ganze Luft scheint mir voll von unsichtbaren bösen Geistern. Schon ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Krisis, vielleicht sogar eine regenerirende Krankheit zu wünschen wäre. Doch nein! Gott bewahre. Dieses zarte Gebäude würde einem unholden, tobenden Gaste nicht widerstehen können. Ich bitte Dich herzlichst, schreibe mir bald und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenschaften, mit Unverstand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber diese Ahnungen, diese Schwermuth, diese Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hülf- und waffenlos. Verdammt sei die Romantik unsrer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern steckt und die einem Blätterrauschen, einem Quellenmurmeln, einem Glockenton mehr Gewalt einräumt, als dem vernünftigsten Gedanken. Kämpfe Du mit Schatten, die unsterblich sind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, sich wieder aneinander schließen. Lebewohl!

Den 20. September.

Du drängst und willst Nachrichten und ich habe Dir eigentlich Nichts zu sagen; oder vielmehr, was zu sagen ist, weiß ich nicht in Worte zu fassen. Es kommt der Tag und der Tag vergeht und Nichts verändert sich,

nur daß es immer herbstlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und sanfter und dabei immer starrer, immer verstockter in ihren fixen Ideen. — Da stehen wir am Fenster, sie an meinen Arm gelehnt und sehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat sich nämlich, als man die alte Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenstuhl morsch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An diesem arbeitet man jetzt im Thurme und die Axt des Zimmermanns erschallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indessen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hause aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die losen Herbstblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Diesem Spiele sehen wir vom Fenster aus zu; wahrlich, es ist nicht erheiternd. Da hast Du unser Leben.

Den 2. October.

Nun wissen auch Andere, was ich längst gewußt habe, daß Marie sehr krank ist, denn sie liegt im Bette und sieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geschichte meiner letzten sechs Monate erzählt und die gute Frau sitzt mit mir am Krankenbette und pflegt sie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns in's Haus nehmen, um besser für sie sorgen zu können, aber sie will ihr Stübchen nicht verlassen. — Mein Freund, welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es ist nicht auszudrücken. Es ist mir manchmal, besonders wenn Marie so liebevoll und so voll Hoffnung für meine Zukunft spricht, als müßte mir das Herz zerspringen und ich warte und harre, daß dies geschehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim sieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er sagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich schlecht. —

Den 15. October.

Wenn Du kommen kannst, wie kannst Du noch fragen, ob Du sollst? — Ich werde Dich nicht mehr Freund, ich werde Dich Wohlthäter nennen. Du wirst mir theuer sein mein ganzes Leben, wenn Du sie gesehen hast, wenn sie Dir, den sie seit so lange kennt, die Hand gedrückt hat. — Dein Onkel soll die ganze Klinik im Stiche lassen und mit Dir kommen. Er kennt meinen Vater sehr genau; sage ihm, es handle sich um dessen Schwiegertochter, meine Braut. — Aber beeile Dich; komme bald!

April 184..

Viel Glück, mein Freund, zum überstandenen letzten Examen. Nun ist es Zeit, mit dem Vorschlag herauszurücken, den ich seit lange in petto habe. Die Carriere, die Du erwählt hast, ist Nichts für Dich; Du bist arm und müßtest Dich durch Jahre voll Entbehrung schlagen, bis Du zu einem nur halbweg erträglichen Looſe gelangtest. An mir hast Du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten so viel gethan, daß ich es Dir mit einem sorgenlosen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur schlecht bezahle. Ich werde immer Dein Schuldner bleiben und ich sträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verschuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommst zu uns; wir stehen an der Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der Du mit Deinen juristischen Kenntnissen uns und Dir nützlich sein kannst. Halte Dich an das Positive, mein Freund; nur im Positiven, nur im Schaffen, das einen directen, ausgesprochenen Zweck hat, ist das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbestimmten, vor all den Gemüths- und Phantasiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'sche Kain im Bodenlosen und Leeren. Ich halte mich an das Nächste und studire Landwirthschaft, Geologie, Hütten- und Maschinenwesen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, besonders in Deiner Gesellschaft. Komme bald! Heute ist es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachsen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu Deinem Max.

Vereinsleben und Schaubelustigungen in Belgien.

Von Friedrich Oetker.

II.

Preisvertheilungen. Festlichkeiten und Uebertreibungen. Oeffentliche Ehrenbezeugungen. Feierliche Einzüge. Ein Tanzbuch.

Alle Ausstellungen und Preisvertheilungen finden unter gewissen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten Statt. Die Säle werden geschmückt, die Landes- und Stadtfarben entfaltet, die Bildnisse des Königs und der königlichen Familie aufgestellt u. s. w. u. s. w. Vor allen Dingen aber wird geredet und beim Reden wird Patriotismus entwickelt. Ohne Rede keine Feierlichkeit und ohne Patriotismus keine Rede. Da nun jede patriotische Wendung

und Anspielung stets eifrigst beklatscht wird, so kann man sich denken, wie Viele alljährlich in Belgien reden, und wie Viele klatschen !!

Die Namen der Sieger und Redner werden natürlich öffentlich bekannt gemacht. Es sind das immer willkommene Bissen für die Unzahl von Zeitungen, die während der politischen Windstillen häufig nicht wissen, womit sie die Spalten anfüllen und namentlich den Artikel „Verschiedene Vorfälle" anziehend machen sollen, wenn ihnen nicht ein Junge den Gefallen thut, in's Wasser zu fallen, oder ein Betrunkener sich die Nase zerstößt, oder ein altes Weib plötzlich stirbt, oder ein vornehmer Pflastertreter heirathet, was Alles ausführlich berichtet und in Dutzenden von Blättern nachgedruckt wird. Sind die Sieger verkündet, so beeifern sich Freunde und Genossen, dem Gefeierten ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Der Bekrönte wird feierlich beglückwünscht oder noch feierlicher „eingeholt;" man veranstaltet Festessen und Ständchen, man macht ihn zum Ehrenmitgliede eines Vereins, dem er noch nicht angehört, man läßt Denkmünzen schlagen oder man ersinnt sonst eine Aufmerksamkeit. Daß dabei wiederum Reden gehalten werden, versteht sich von selbst. Ist der Gefeierte wohlhabend oder besonders hochherzig, so gibt er nun seinerseits ein Fest, wobei sich das Redenhalten abermals von selbst versteht; und so ist man mitunter wahrhaft unerschöpflich in gegenseitiger Anerkennung und Dankbarkeit. Und nebenbei immer vergnügt, oder, wie es im Vlamischen heißt, geestig oder blygeestig! Denn der Vlaming stellt die heitere Lust und den fröhlichen Spaß so hoch, daß geestig bei ihm nicht geistig oder gar geistvoll, sondern lustig bedeutet und ein geestigaert ein rechter Spaßvogel ist.

Auch glaubt man nicht leicht, des Guten zu viel thun zu können. Ich habe in einer kleinen Stadt eine ganze Straße mit Fahnen, Teppichen, Blumengewinden und Ehrenpforten in einer Weise geschmückt gesehen, als habe es sich um den Durchzug einer hohen Fürstlichkeit gehandelt; und das geschah Alles einem Knaben zu Ehren, dem in einem der gewöhnlichen Schulwettstreite der Gegend ein Preis zugefallen war. In Gent wurde vor einiger Zeit der ganze Freitagsmarkt erleuchtet, aus keinem andern Grunde, als weil daselbst ein Athenäumsschüler wohnte, der beim allgemeinen Concurse einen hervorstechenden Sieg davon getragen hatte. Im Frühjahr 1858 wurde eine Straße mit Flaggen behangen, weil ein Metzger darin wohnte, der einen gekrönten Ochsen gekauft und geschlachtet und bei der Gelegenheit seinen Laden mit lockenden Blumen und Fähnlein geschmückt hatte. Da kann es denn freilich nicht Wunder nehmen, wenn auch siegende Künstler und Schriftsteller eine Aufmerksamkeit erregen, die einen Deutschen wahrhaft in Erstaunen setzen muß, und die leicht zu bedenklichen Folgerungen Anlaß geben könnte. In St. Nikolaus wurde jüngst ein junger bekrönter Dichter, Namens Billiet, in einer Art gefeiert, wie es anderswo den allerhervorragendsten Geistern nicht widerfährt. Er hatte bei einem Wettkampfe, der 1857 von der literarischen Gesellschaft Vriendschap zu Rousselaere ausgeschrieben worden war, mit einem Dichtstück: „Ein ausgezeichneter Belgier", den ersten Preis gewonnen, bestehend in einer vergoldeten Ehrenmünze und 200 Franken in Geld, während der zweite von einer Frau, Wittwe Courtmans, mit einem Gedichte „über das Papstthum" erlangt wurde. Als er von der festlichen Preisaustheilung zurückkam, ward er am 12. April 1858 von seinen Stadtgenossen in feierlichem Zuge eingeholt und beglückwünscht. Ueber dreißig Vereine mit fliegenden Fahnen und Standarten nahmen daran Theil, gegen 40 Wagen fuhren ihm entgegen, die Behörden, die Bürgergarde, die Garnison, waren vertreten, die Straßen verziert, viele Häuser mit Inschriften versehen, eine Ehrenpforte errichtet ꝛc. ꝛc. So ward „der Prophet im Vaterlande" empfangen und wie im Triumphe nach der Schaubühne der Gesellschaft Rhetorica, wo er sein Gedicht vortragen mußte, geführt, und demnächst nach seiner Wohnung geleitet. Abends war eine Vereinigung im Local des Burgerkrings, wo dem Gefeierten eine vergoldete silberne Feder überreicht wurde.

Man muß gestehen, daß solche Lebhaftigkeit in Theilnahme- und Freudenbezeugungen, selbst bei offenbaren Uebertreibungen, etwas sehr Schönes und Ansprechendes hat. Doch wird man sich zu hüten haben, dabei, soweit die Menge in Betracht kommt, ein allzuhohes Interesse an der Sache selbst, namentlich an Kunst und Wissenschaft, zu unterstellen. Es ist weniger der Antheil am Geleisteten oder das Verständniß für die Bestrebungen des Gefeierten, als vielmehr der alte genossenschaftliche Geist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nach Straße und Stadttheil, was die Leute zum Jubel stimmt. Sie erblicken im Siege des Einzelnen einen Sieg der Gesammtheit. Noch mehr aber ist es der unerschöpfliche Hang zu Lust und Schaugepränge, was die Straßen schmückt und die Lichter und Pechtöpfe flammen läßt. Es brauchen nur Einige einen Anstoß zu geben, aus Höflichkeit oder Gefälligkeit oder um sich selbst hervorzuthun, und die Andern folgen schleunig nach. Viele Schwierigkeiten sind ja nicht zu überwinden. Hundert Ueberlieferungen geben das Nöthige an die Hand. Jedes Haus hat gewissermaßen seinen herkömmlichen Posten, seinen üblichen Schmuck, namentlich

in den Straßen, welche die jährlichen Sacraments- oder sonstigen Umzüge, die wir demnächst noch näher kennen lernen werden, berühren: Fahnen, Blumenkronen, Kränze, Bänder, Alles ist längst vorhanden, oder steht leicht zu erneuern und zu vermehren; und so genügen wenige Minuten, um einen ganzen Stadttheil zu schmücken, wenn auch nicht immer geschmackvoll, doch immer heiter und lustig.

Ich erinnere mich, in deutschen Schriften der Meinung begegnet zu sein, daß in Belgien die Kunst eine ganz andere Stellung einnehme, als in Deutschland. Belgien sei das „nationalste Land der Welt." Jedermann, vom Könige bis zum Letzten des Volkes, bestrebe sich, einem Künstler, der sich auszeichne, sofort seine Anerkennung zu zollen und ihm gleichsam, wie für eine nationale Ruhmesthat, zu danken ꝛc. Daran ist etwas Wahres. Man wird aber doch sehr wohlthun, dergleichen nicht allzubuchstäblich zu nehmen, oder eine gar zu große Bedeutung für Kunstleben und Kunstsinn darauf zu legen. Es gilt hier, wie in so vielen Stücken, der Satz, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Man darf nicht übersehen, daß in Belgien neben vielem Tüchtigen auch sehr viel Schein, sehr viel Gemachtes und außerordentlich viel Zeitungstugend besteht. Belgien hat seit 1830 Außerordentliches geleistet; man kann dies mit Bewunderung anerkennen, wenn auch von den Lobeserhebungen, welche gang und gebe geworden sind, ein gut Theil hinweggestrichen werden muß. Nicht jede Medaille ist echt! und selbst die echten haben zuweilen ihre ungefälligen Kehrseiten. Echt aber, unverwüstlich echt, ist das Behagen und die Freude an glänzendem Aufputz und öffentlichen Schaustellungen.

Welcher Eifer! welch' kirchlicher Sinn! möchte man zuweilen ausrufen, wenn man die rege Theilnahme gewahrt, welche an manchen Orten bei religiösen Umzügen und Festlichkeiten sich kund gibt. Welche Liebe zum Königshause! welche Anhänglichkeit und Dankbarkeit! hat man oft wiederholt, als 1853 und 1856 Millionen aufgewendet wurden, um die Vermählungs- und Jubiläumsfeierlichkeiten glänzend zu begehen. Und sicher, die Belgier sind noch vielfach religiös! sie haben auch ohne allen Zweifel viel Liebe zum Königshause, und sind ihrem Fürsten unendlich verpflichtet! Aber dennoch und bei alle dem würde man sich sehr irren, wenn man alle Umzüge und alle Millionen auf Rechnung der Liebe zur Kirche und zum Könige setzen wollte.

Ganz abgesehen von den Einflüssen der Eitelkeit und des Eigennutzes Einzelner, ist es hauptsächlich die Neigung des gesammten Volkes zu Aufzügen und Schaugepränge, welche in Anschlag gebracht werden muß. Man ist 1853 und 1856 einem uralten Zuge gefolgt, als man jene endlosen Cavalcaden veranstaltete und jenen feenhaften Festglanz entwickelte, der alle Welt in Erstaunen gesetzt hat. Zu allen Zeiten haben die Belgier und namentlich die Brabanter und Vlamingen, ihren Fürsten solche Einzüge und solche Festlichkeiten bereitet, oft aus Neigung, öfterer vielleicht aus Berechnung, immer aber mit zweifellosem Behagen am eigenen Werk. Selbst auswärtigen Herrschern, von König Philipp dem Schönen bis auf Kaiser Napoleon und Kaiser Alexander, sind zuweilen sehr glänzende Feste gegeben worden. Als Philipp der Schöne von Frankreich mit seiner Gemahlin 1301 Gent besuchte, „trachtete Jeder den Andern in allerhand Köstlichkeit zu übertreffen" und die Stadt verwandte an 27,000 Gulden. Die Brügger, die in den nächsten Monden alle Franzosen in ihrer Stadt erschlugen und ein Jahr darauf dem königlichen Herrn in der berühmten Sporen-Schlacht bei Kortrik eine vernichtende Niederlage beibrachten, zeigten nicht minder „Freude und Triumph;" die schönen Brüggerinnen erschienen in solchem Glanz, daß die Königin Johanna voll Neid und Aerger ausgerufen haben soll: „Ich wähnte, hier allein Königin zu sein, aber es scheint, als seien Alle Königinnen, die ich hier sehe."

Sogar in bösen Zeiten und bei arger Behandlung von Seiten ihrer Fürsten vermochten die Flanderer den tiefen Hang nicht lange zu unterdrücken. So schnell und selbstvertrauend sie zu den Waffen griffen, so gern kehrten sie doch zum Geschäft zurück und so vergnüglich vertauschten sie das Kriegsbanner mit dem Wappenschilde der Feste, wenn man „dem gestrengen und durchlauchtigen Herrn" nicht anders beikommen konnte. Philipp der Gute verfuhr 1453 gegen die empörten aber geschlagenen Genter mit solcher Strenge, daß ihm 2000 der Vornehmsten baarhäuptig und baarfüßig, zum Theil in bloßem Hemde, eine halbe Meile weit entgegen gehen und knieend um Vergebung anflehen mußten, ehe er sie wieder zu Gnaden aufnahm; alle Banner und Standarten mußten abgeliefert werden, das Thor, durch welches man ausgerückt war, ward für alle Zeiten vermauert, viele Rechte gingen verloren ꝛc. Allein das alles hinderte nicht, daß ihm wenige Jahre darauf der glänzendste Empfang bereitet wurde. Bei seinem Einzuge 1458 wurde er „mit solchem Triumphe und mit solcher Würdigkeit bewillkommt, eingeholt und gefestirt, daß es nicht wohl möglich wäre," sagt ein Chronist, „Alles zum Vollen zu beschreiben."

Ein anderes Jahrbuch hat viele Einzelheiten überliefert; die Aufzählung der verschiedenen Schaugebilde, Inschriften, Beleuch-

tungen, Verzierungen ꝛc. füllt über 40 Seiten aus. Eines der Schaugerüste enthielt die Darstellung des verlorenen Sohns mit der gewiß bezeichnenden Inschrift: pater peccavi! Vor dem Thore harrten die Deken und Geschworenen der Gewerke mit brennenden Fackeln oder großen Kerzen, und knieten nieder, als der fürstliche Zug heranahte. Alle Straßen, durch welche der Einzug ging, waren zu beiden Seiten mit Tuch in den Farben des Herzogs, schwarz, grau und roth, behangen und mit 760 brennenden Kerzen besteckt.

Noch leichter nahmen es die Brügger. Sie machten schon 1437 ihren Frieden mit dem Herzoge und verstanden sich dabei zu dem demüthigsten Verhalten. Vor allen Dingen mußten sie Buße thun, nachzahlen ꝛc. Und doch baten sie bereits 1440, daß der Fürst, der noch grollen mochte, „zum Zeichen wahrhaftigen Friedens" ihre Stadt mit seiner Gegenwart beglücken wolle. Auch hier zogen alle Würdenträger und die angesehensten Personen, 1400 an der Zahl, dem Herzoge weit entgegen, fielen „auf beide ihre Kniee, baarfüßig, baarhaupts, und mit schwarzen Keerels umgürtet, überreichten die Schlüssel der Stadt, und flehten mit beiden Händen und mit lauter Stimme allesammt um Gnade."

Erst schwieg Philipp; auf Fürbitten des Herzogs Karl von Orleans aber sprach er ihnen freundlich zu und gab die Schlüssel zurück, worauf „Alle, das ganze Feld hindurch, mit überlauter Stimme riefen: Noël! Noël!"

Dann folgte der Einzug in die Stadt und acht Tage lang, vom 11. bis zum 19. December, eine Entfaltung von Glanz und Herrlichkeit, wie Gleiches noch nicht vorgekommen war.

Brügge stand damals auf dem Gipfel der Fülle und des Ansehens. Wenige Städte der Welt thaten es ihm gleich, noch wenigere zuvor. Von dem schweren Schlage, der ihm 1382 von den Gentern versetzt worden war, hatte es sich erholt, und die Geschicke, welche später seinen Handel vernichteten und Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt erhoben, lagen noch im Schoße der Zukunft. Alle bedeutenden Handelsvölker hatten damals in Brügge ihre Niederlagen und Vertreter.

Natürlich unterließen es die fremden Handelsherren, die gar oft auf die Politik der Brügger bedeutenden Einfluß übten, nicht, an den Huldigungen und Freudenbezeugungen, welche dem Landesfürsten dargebracht wurden, sich glänzend zu betheiligen. Voran standen „die Kaufleute von der deutschen Hansa." Sie zogen unmittelbar nach der Geistlichkeit, die den Herzog am Thore mit einem Tedeum empfing und dann in feierlicher Procession voranschritt, während „alle Glocken und Schellen" der Stadt, vom Belfried bis zum kleinsten Capellchen, in jubelndem Geläut ertönten. Die Hanseaten waren sämmtlich zu Pferde, 136 an der Zahl; sie waren gleichmäßig in rothen Scharlach gekleidet, mit schwarzen gehäkelten Mützen, worüber schwarze Filzhüte getragen wurden. In der Mitte zog „Meister Hermann" mit vier Pagen und zwei Herolden unter kaiserlichem Wappen; sein Pferd war „von oben bis zur Erde" mit dem Reichswappen behangen.

Auf die Hanseaten folgten die Spanier, 48 Mann, ebenfalls beritten; sie trugen Kleider von rothem und grünem Tuch, „gelb durchschnitten von oben bis unten", und wurden von acht Pagen begleitet, die in Seide von gleichen Farben gekleidet waren. Dann kamen die Mailänder, 40 an der Zahl, gleichfalls zu Pferde, in „Lila Scharlachtuch," die Diener in Lila Laken, mit einem Herold unter dem Wappen des Herzogs von Mailand an der Spitze.

Hierauf folgten die Venediger, in gleicher Zahl, mit violett-seidenen Gewändern; demnächst die Lucaner, in grau-seidenen Stoffen, mit großen Filzhüten von gleicher Farbe; sie hatten ihre ähnlich gekleideten Diener zu Fuß neben sich und an der Spitze einen Boten, der statt des Hutes eine weißrothe kaproon nach den Farben von Lucca trug.

Darauf ritten die Genueser, 36 an der Zahl; dann folgten die Florentiner, die Catalonier, und zuletzt die Portugiesen. Die Genueser waren sehr hervorstechend in grauen Damast gekleidet und hatten ihre Diener, in grauen Tuchgewändern, zu Fuß neben sich. Der Florentiner waren 22; sie trugen sämmtlich blauen Damast, ihre Diener blaues Tuch, dazu graue Laken-Kaprunen und breite Filzhüte von gleicher Farbe. Die Spanier hatten Kleider von violettem Scharlach, die Diener von violettem Tuch; als Herold ritt ein Maure einher, in Grau, Lila und Blau, mit dem Wappenschilde von Arragon in den Händen. Die Portugiesen endlich trugen „Seidenlaken" nach den Farben ihres Landeswappens.

Auf diesen Zug folgten die Würdenträger und Beamten der Stadt: zunächst der landesherrliche Amtmann und die Schultheißen, dann die Bürgermeister, die Schöffen, die Räthe, die Schatzmeister, die Hauptleute ꝛc.

So führte man den Herzog und sein glänzendes Gefolge durch die Hauptstraßen der Stadt bis zur alten Hofburg der Grafen von Flandern.

Die Häuser zu beiden Seiten waren überall mit rothem Tuch und mit allerlei köstlichen Teppichen geschmückt; eben so war der große Marktplatz mit rothen, blauen und weißen Lakenstücken behangen und an vielen Stellen

mit den Wappen verschiedener Nationen verziert. An den Straßeneinmündungen waren Ehrenpforten und mancherlei sonstige Zierrathen errichtet.

An zahlreichen Plätzen hatte man Trompeterbanden und andere Spielleute mit Harfen, Lauten, Flöten, Schalmeien, Tamburinen ꝛc. aufgestellt, die natürlich alle ihr Bestes thaten, um ihre Kunst zu zeigen und die von der Stadtbehörde ausgelobten „Preise“ zu gewinnen. Ueber dem Eingangsthore z. B. ließen 80 silberne Trompeten und Posaunen nach beendigtem Tedeum „ein solches plaisant ende melodieux gheclanck erschallen, daß sich ein Jeder darüber freuen und vergnügen mochte, der es hörte.“ Sie eilten alsdann dem Zuge voraus und empfingen den Herzog wieder bei den Hallen mit einem so außerordentlich lustigen Stück, „das es ein Wunder anzuhören war.“

Etwas, was noch „nie zuvor in Flandern angewendet worden,“ waren die bildlichen Darstellungen mit stummen Personen und erläuternden Inschriften, welche man auf mehreren Bühnen und Gestellen an den Straßenecken angebracht hatte. Einige davon müssen ungemein ausdrucksvoll und naiv gewesen sein. So sah man unter andern Vater Hiob, in allem Elend, nackt auf einem Misthaufen sitzen, „drei Spielleute an der einen Seite und sein zänkisches Eheweib an der andern, während eine Rolle in seiner geduldigen Hand besagte: Dominus dedit, Dominus abstulit, sicut Domino placuit, ita factum est,“ was nach der Erläuterung des Jahrbuchschreibers Despars, der freilich über hundert Jahre später schrieb, andeuten sollte, daß die von Brügge in ihrer „meeste miserie“ auf Niemand mehr vertrauen mochten, als auf das Wohlwollen ihres natürlichen Herrn und Fürsten.

An einer andern Stelle war Maria Magdalena, dem Herrn zu Füßen fallend, aufgestellt, mit dem Zettel: Dimittuntur ei peccata multa, quia dilexit multum, was natürlich ebenfalls eine Anspielung auf das sündhafte und reuige Brügge sein sollte.

Ferner sah man Johannes den Täufer in der Wüste, mit dem Rufe: parate viam Domini — ein Bild, das die besondere Aufmerksamkeit des Herzogs erregte. An drei andern Stellen waren je vier Propheten mit allerlei anspielenden Bibelstellen angebracht. Auch die Königin Esther und ihr Gebieter, König David mit der Harfe, Jesus und Zachäus und viele andere Persönlichkeiten und Gegenstände waren dargestellt. Die Hanseaten hatten „drei Seeruderer (zeerudders) und eben so viele Meerweibchen so natürlich, wie es nur irgend möglich war, nach dem Leben (!) abbilden und bemalen lassen,“ welche in dem Wasserbecken des Marktbrunnens umherschwammen. Ueber dem Brunnen war ein Gerüst angebracht, worin einige Chorknaben und andere Kinder saßen und so uytnemende melodieuselick sangen, als wären es leibhaftige Engelein gewesen. Das haarsträubende Gegenstück dazu war ein Seiltänzer, der in schwindelnder Höhe zwischen den beiden Thürmchen des Hallengebäudes die halsbrechendsten Sätze machte.

Besonders bemerkenswerth und willkommen war auch die Freigebigkeit und die Art und Weise, wie man Tag und Nacht allen durstigen Lippen die erquickendsten Getränke spendete. Vor einer Herberge war ein Springbrunnen eingerichtet, der in zwei Röhren Nichts als Rheinwein sprudelte, und zwar in so großer Fülle, daß der köstliche Saft bis mitten in die Straße floß.

An einer andern Stelle saß ein kleiner Mohr mit einer Flasche, aus der fortwährend gute rommenie strömte. An einer dritten Stelle sprang Rheinwein aus der Keule eines wilden Mannes. Auch ein kleines Männlein war da, daß in derselben Weise Tag und Nacht trefflichen hypocras spendete, wie das weltberühmte manneken-pis zu Brüssel einfaches Wasser liefert. Ooc stont er een aerdich vroukin, ghevende van zelfs melck uyt beede haerlieder boesems; ten andern cant stont een zotkin, pissende deurgaens goeden rijnschen wijn.

Des Abends war die Stadt glänzend erleuchtet. An den höchsten Thurmspitzen waren große „sackförmige Laternen“ mit Kerzen angebracht, welche die ganze Nacht brannten und weithin über Land und Meer gesehen wurden. Der Herzog machte mit seinem Hofstaate und allen anwesenden Herren und Frauen einen Ritt durch die Straßen, wobei immer neue Zeichen von Lust und Jubel auftauchten; der Darstellungen, Tänze, Gesänge, Musikleistungen, battementen (wir werden später sehen, was darunter zu verstehen ist), war kein Ende.

An den folgenden Tagen veranstaltete der Herzog mehrere Turniere auf dem Markt; auch in hohen Kriegssätteln ward gestochen, wobei afgriselicke groote Waffenthaten verübt wurden.

Dann nahm er ein glänzendes Mittagsessen, woran die Frauen und Jungfrauen Theil nahmen, auf dem großen Saale des Schöffen- oder Rathhauses an.

Am 17. December kam der Sohn des Herzogs, Graf Karl von Charolays, später der Kühne geheißen, nebst Gemahlin von Brüssel, was zu neuen Aufzügen und Freudenbezeugungen Veranlassung gab, bis endlich ein weiteres Stechen in Kriegssätteln die Festlichkeiten schloß.

Die besondere Sorge für öffentliche Getränkespendung findet man auch schon bei frühern Gelegenheiten. Als Herzog Philipp der Gute seine dritte Gemahlin, Isabella von Portugal, heimführte und, nach dem Beilager in Damme, am 10. Januar 1429 feierlich in Brügge einzog, war vor der Hofburg eine Löwe angebracht, der, in Anspielung auf den herzoglichen Wahlspruch, Stahl und Feuerstein, woraus Rheinwein sprang, in den Klauen hielt. Innerhalb des Hofes saß ein Hirsch, dem aus der rechten Vorderpfote zu Jedermann's Belieben herrlicher „Rothwein von Bayonne" quoll. Der Fürstin waren dies „Neuigkeiten", an denen sie großes Behagen fand. Noch mehr aber war sie erfreut und erstaunt, als sie in dem für die Hochzeitsfeierlichkeiten auf hohen Mastbäumen erbauten Saal trat und dort ein Einhorn fand, dem aus dem Vorderhuf köstliches Rosenwasser floß, während aus dem Horne nach und nach die herrlichsten Weine hervorsprudelten, als: hypocras, malviseije, romenie, muscandeel, ende andere.

Es ist bekannt, daß Philipp bei dieser Gelegenheit auch den berühmten Orden vom goldenen Vlies, mit 24 Rittern, von denen jeder 1000 Gulden jährlich bezog, errichtete. Die festliche Einweihung geschah indeß erst später, denn nun hatte der Herzog, wie der Chronist meint, „mit der Hochzeitsfeier genug zu thun, wobei keine Kosten gespart wurden; acht Tage lang mochte Jedermann kommen um zu essen und zu trinken, den es gelüstete."

Noch glänzender ging es her, als Karl der Kühne nach der Bezwingung Lüttichs (1466) seinen Einzug hielt und zwei Jahre darauf mit Margarethe von York sich vermählte.

Beim Hochzeitsmahle wurden die Speisen in vierzehn silbernen oder vergoldeten Schiffen verschiedener Form, mit Masten und Takelwerk ꝛc., auf die Tafel gebracht; jedes Schiff hatte vier vergoldete Böte, die als Schüsseln dienten. Dreißig, oder nach Andern vierzig Gerichte wurden aufgetischt. Dabei kamen allerlei Darstellungen und Späße vor: ein vergoldeter Thurm mit Geflügel, ein Einhorn an goldener Kette mit einem Leoparden ꝛc. ꝛc. Beim Nachtische erschienen Amoretten mit Räucherfässern, ein Geschenke spendendes Seraphimchen auf einem Dromedare und dergl. mehr. Und dann erst die Weine!! Kurz das Gastmahl von Antonius und Kleopatra und die sechshundert Straußenköpfe, welche Heliogabalus auftischen ließ, meint der gelehrte Sanderus in seinem „verherrlichten Flandern", waren in Schatten gestellt.

Auch unter Maria und Maximilian und unter der kurzen aber glänzenden Regierung Philipp's des Schönen fanden zahlreiche und prächtige Festlichkeiten Statt. Vor Allem jedoch war es die Zeit der vielbewegten und ruhmreichen Herrschaft Karl's V., welche die pracht- und schaulustigen Belgier mit Aufzügen, Wettkämpfen, theatralischen Darstellungen und sonstigem Fest- und Schaugepränge aller Art, überschüttete.

Karl ist der volksthümlichste Fürst der Niederlande gewesen. Besonders in Flandern, und namentlich in Gent, ist er, wie Friedrich der Große in Preußen, ein Gegenstand von zahlreichen Geschichten und Späßen. Die große Leutseligkeit des Kaisers, bei allem Stolz und mancher Härte, macht das erklärlich. Er kannte und schätzte seine Genter wie wohl Keiner zuvor; er war unter ihnen geboren und aufgewachsen; in ihm erschien ihnen seit länger als zwei Jahrhunderten einmal wieder ein Graf, der geläufig und gern in der Landessprache zu ihnen redete. Und dabei war er kein Fürst, der dem heitern Sinne und der Schaulust des Volkes abgeneigt oder entgegen gewesen wäre. Wenn sie nur die alten und neuen Freiheitsgedanken vergaßen und seinen Geldanforderungen genügten, mochten sie im Uebrigen ihren Gewohnheiten und Neigungen leben; er verkümmerte ihnen nicht leicht einen Umzug oder eine Feierlichkeit; im Gegentheil, sein ganzes Leben, von der Wiege bis zur Thronentsagung, war ein unaufhörlicher Anlaß zu Festzügen und Begrüßungen, zu Huldigungen und Schaugenüssen aller Art. Gleich die Geburt, am 24. oder 25. Februar 1500, wie wurde sie jubelnd durch's ganze Land gefeiert! In einem kleinen Zimmer des „Prinzenhofes" zu Gent, das noch gegenwärtig gezeigt wird, soll der Knabe, der bestimmt war, schon im jugendlichsten Alter den reichsten Ländern der alten und neuen Welt zu gebieten, der Erbe jener Reiche, in denen die Sonne nicht unterging, das erste Lebenslicht erblickt haben. Welche Hoffnungen, welcher Freudentaumel, welche Schätze an seiner Wiege! Der glückliche Vater machte ihn zum Herzog von Luxemburg und zum Ritter des goldenen Vließes; die Genter verehrten ihm ein Schiff von Silber, 50 Pfund schwer; Margarethe von York, seine Stiefurgroßmutter, schenkte ihm eine goldene Tasse mit kostbaren Steinen, Margarethe von Oesterreich, seine Base, eine goldene Schale voll Perlen; der Fürst von Chimay, Karl von Croy, überreichte einen silbernen Helm mit einem goldenen Phönix, Johann, Herr von Bergen-op-Zoom ein vergoldetes Schwert, und die Geistlichkeit ein kostbares Evangelienbuch mit der Aufschrift: Scrutamini Scripturas, durchgründet die Schrift!

Die öffentliche Tauffeierlichkeit fand am 7., nach Andern am 9. März 1500, in der jetzigen St. Baafs- oder Bavo's-Kirche, damals noch St. Johannes geheißen, Statt.

Man hatte dazu vom Fürstenhofe bis zur Kirche, also eine volle Viertelstunde weit, eine Galerie gebaut, überall mit prächtigen Teppichen belegt, mit 1800 brennenden Fackelkerzen besteckt und mit „drei köstlichen Pforten" versehen, wo zahlreiche Trompeter und Schalmeier standen und allerlei sinnreiche Schildereien angebracht waren. Die Pforten hatten besondere Namen: die erste hieß die Pforte der Weisheit, die zweite die Pforte der Gerechtigkeit, die dritte, am Fuße des alten Belfried oder Bolfroot, die Pforte des Friedens.

Die Schöffen und die angesehensten Männer der Stadt eröffneten den Zug; dann folgte der Hof; Margarethe von York, von zwei Herren geleitet, trug das Kind.

Nach der Taufhandlung wurden drei Mal goldene und silberne Münzen unter das Volk ausgeworfen: zuerst von Seiten Philipp's, dann auf Anordnung der Stadtbehörde, und endlich von der Tochter eines reichen Tuchhändlers. Dieser hatte vor seinem Hause, wie erzählt wird, eine Arche errichten lassen, worin fünfzig Männer mit brennenden Fackelkerzen standen, das hübsche Kind in der Mitte, welches ein Theilchen der Schätze des Vaters mit vollen Händen ausstreute. Dem Prinzen wurde im Vorbeitragen eine goldene Tasse verehrt.

Unter dem sonstigen Schaugepränge, welches bei diesen Tauffesten Statt fand, wird ein Stück erwähnt, das recht eigentlich zeigt, bis zu welchen Einfällen man sich bei solchen Gelegenheiten verstieg, selbst wenn es nur einen geringen Kern von Wahrheit haben sollte. Man hatte vom Belfried bis zum St. Nikolausthurme, also an 150 Schritte weit, hoch über Häuser und Straßen hinweg, Seile gespannt, solche mit Brettern belegt und auf diese Weise eine luftige Galerie errichtet, welche Abends beleuchtet und bewandelt wurde. „Und der Mann, der dies alles phantasirte, der war der Ziegeldecker Marten von Gent." So erzählt, im Einklange mit einer alten noch vorhandenen Schilderei, eine Handschrift, die sich auf den Großvater des Schreibers als Augenzeugen beruft.

Daß übrigens die Neigung zu kühnen Wunderlichkeiten auch noch jetzt nicht ganz erloschen ist, zeigt der Gebrauch, den man neuerdings von der Windfahne des Belfried, dem alten berühmten Drachen gemacht hat. Derselbe gewährt zwischen seinen gehobenen Flügeln und in der Höhlung seines Bauches einigen Raum, zwar nicht allzu einladend, aber doch auch für sichere Füße nicht unzugänglich. Diesen hatte man zur Aufstellung von brennenden Pechtöpfen, zur Abschießung von Feuerpfeilen, zum Schwenken einer Fahne ꝛc. benutzt.

Von den Schätzen und Geschenken, welche bei der Taufe Karl's prunkten, scheint wenig erhalten zu sein. Der Taufkessel, in Form einer blauen, besternten, von einer Schlange umwundenen Weltkugel, steht im linken Kreuzschiff der St. Baafskirche; die Wiege aber befindet sich gegenwärtig nach mancherlei Fahrten und Geschicken in der vor einigen Jahren neueingerichteten Sammlung von Alterthümern und Waffen im Haller-Thorgebäude zu Brüssel. Daselbst ist auch ein anderes Ueberbleibsel ehemaliger Schätze zu sehen, mit dem die Wiege lange Zeit in gleicher Vergessenheit zubrachte — der Federmantel des Montezuma.

Noch in der Wiege fast, im September 1501, wurde Karl mit Claudia, Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, verlobt, was natürlich zu neuen Festen Veranlassung gab. Aber das Werk der Staatsberechnung hatte keinen Bestand. Schon im Jahre 1507 fand eine anderweite Verlobung mit Maria von England Statt, die zwar ebenfalls nicht zur Ehevollziehung führte, die aber wiederum mit gewissenhaftem Eifer gefeiert und verherrlicht wurde.

In demselben Jahre ward der Einzug Karl's mit seinem Großvater und Vormund, Kaiser Maximilian, gefeiert. Im Jahre darauf gab der Frieden von Kamerik (Cambray) zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich Veranlassung, öffentliche Festspiele und Freudenbezeugungen zu veranstalten. Selbst in kleineren Städten fanden dergleichen Vergnügungen Statt. In Audenarde z. B. setzte der Stadtrath vierundvierzig Kannen Weins aus als Preise für „Dialoge und ebattementen," die von sieben Rhetorikvereinen, die wir später genauer kennen lernen werden, bei der Gelegenheit aufgeführt wurden.

Dann kam die Volljährigkeitserklärung Karl's und seine feierliche Einhuldigung, dann seine Wahl, seine Krönung zum Kaiser, seine Vermählung, die Geburt seines Sohnes, sein bewegtes Reise- und Kriegsleben, kurz ein Jubelanlaß nach dem andern; denn kein Auszug, kein Sieg, kein Friedensschluß, keine Heimkehr, blieb so leicht ohne Feier. Besonders hoch ging es 1529 nach dem Frauenfrieden von Kamerik her, wo feierliche Umzüge, Freudenfeuer, Bilderdarstellungen (figuer vertooningen), Preiskämpfe und andere Lustbarkeiten sonder Zahl Statt hatten.

Wie zahlreich aber auch die Veranlassungen waren, welche die staatlichen Verhältnisse zu allgemeinen Vergnügungen unter Karl's Regierung darboten, sie genügten den Lust- und Jubelbedürfnissen der Belgier noch keineswegs. Fast in jedem Jahre wird, abgesehen von den örtlichen Festlichkeiten, noch

von größeren Zusammenkünften zu Preisschießen oder sonstigen Wettspielen berichtet, die in einer der bedeutenderen Städte und Dorfschaften unter tage- ja wochenlangen Feierlichkeiten veranstaltet wurden. So war 1509 ein „Ebattementsfest" zu Wervicke, 1510 ein Preiskampf zu Kortrik, 1511 eine viertägige Passionsdarstellung zu Audenarde, 1512 ein Rederykerfest zu Kortrik, 1517 ein gleiches zu Brügge u. s. w. u. s. w.

Ein besonders glänzendes Schaubühnen-Wettringen, landjuweel geheißen, fand 1539 zu Gent mit ausdrücklicher Genehmigung der Landesregierung Statt; 19 Vereine von Rederykers nahmen daran Theil, und die Bühnenspiele allein dauerten vom 12. bis zum 23. Juni. Alles suchte den höchsten Glanz an den Tag zu legen. Von Audenarde z. B. kamen nicht allein die mitstreitenden Vereinsgenossen, sondern auch eine große Anzahl „Edelleute, vornehme Bürger, Kaufleute und andere Einwohner und Nachbarn;" sie schlossen sich, wie es heißt, „zur Ehre der eigenen Stadt und um Gent als Hauptstadt von Flandern zu ehren," dem Zuge an, der am 6. Juni seinen „feierlichen Eintritt" hielt. Die Audenarder Stadtbehörde trug freigebig zu den Kosten bei; es wurde eine Summe von mehr als 2280 Pfund Parisis — ein für jene Zeit und für einen so kleinen Ort gewiß höchst ansehnlicher Betrag — in Rechnung gebracht und gutgeheißen.

Kurz darauf brachen heftige Unruhen aus. Die Genter, die keine Ausgabe scheuten, wenn es sich um Festlichkeiten und Freudenbezeugungen handelte, waren keineswegs sehr geneigt, dem Kaiser alle Zeit zu willfahren, wenn er zu seinen unaufhörlichen Kriegszügen Beisteuern verlangte. Und andere Städte dachten eben so. Es entstanden gährende Bewegungen; man berief sich auf beschworene Rechte und Freiheiten, und als Worte Nichts verschlugen, empörte man sich.

Aber die alten Zeiten waren längst vorüber, Karl ward der Widerspenstigen leicht Meister. Die Genter mußten einmal wieder knieend und baarfüßig, und zwar das Mal zum Theil mit Stricken um den Hals, Vergebung erflehen, was ihnen für alle Zeiten den Spottnamen der stropdragers (Stricträger) einbrachte, während sie bisher unter den Spitznamen, die fast allen flandrischen Städten ankleben (z. B. die Müßiggänger von Audenarde, die Buttereſſer von Dixmude, die Schläfer von Veurne, die Kabeljaufresser von Nieuport, die Lügner von Ardenburg, die Senffresser von Ostende, die Kaninchenfresser von Dünkirchen, die Großsprecher von Thorout, die Pasteteneſſer von Kortrik, die Nußknacker von Orchies, die Kinder von Ypern u. s. w.) den hochklingenden Beinamen der „Herren von Gent" geführt hatten. Karl beschnitt ihre Freiheiten, gab ihnen in der Constitutio Carolina von 1540 einige neue Einrichtungen und ließ mehrere der Hauptanstifter hinrichten; andere wurden verbannt, z. B. Jakob van Hacke nach Cypern, Anton van Hele nach Rom ꝛc. Ja selbst der große Roland ward verurtheilt, nämlich die größte Glocke des Belfried, welche so oft zu den Waffen gerufen und auch dies Mal zum Aufruhr gestürmt hatte, und welche die Inschrift führte:

Myn naem is Roelant,
als ic cleppe dan is't brant,
als ic luide is het storm in Vlaenderlant.

Sie ward abgenommen und nebst manchen andern Gütern für verfallen erklärt.

Aber lange dauerte der Unfrieden nicht. Karl wußte wohl, was er an den „harten vlamischen Köpfen," wie er seine Landsleute nannte, hatte. Als ihm einst gerathen wurde, Gent der Vernichtung Preis zu geben, soll er den Herzog Alba wortspielend gefragt haben: Combien de peaux d'Espagne fallait-il pour faire un tel Gant? Und bekannt ist sein Scherzwort zu Franz I.: Je mettrai votre Paris dans mon Gant (Gand). Die Genter ihrerseits waren zu lebenslustig und nebenbei auch zu versöhnlich — eine Eigenschaft, die ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben zu sein scheint — als daß sie lange hätten zürnen können. Schon im Jahre 1544 ward der alte Roland begnadigt und unter Jubel wieder aufgehängt; und als im Herbst desselben Jahres der Frieden von Crespi zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossen und durch ganz Belgien wegen Beseitigung der französischen Ansprüche auf Flandern und Artois mit besonderm Eifer gefeiert wurde, blieb man auch in Gent nicht stumm.

Noch lauter ging es 1547 her, als die Nachricht von den Siegen des Kaisers in Deutschland eintraf. Einige Zeit später ward der Thronfolger, der künftige Philipp II., bei den Niederlanden eingeführt, und da schien vollends Alles vergeben und vergessen zu sein.

Nur das widrige Stricktragen ließ sich nicht so leicht aus den Gedanken bringen. Zwar hatte die Stadtbehörde schon 1544 unter Trommelschlag und Trompetenklang verkünden lassen, daß Niemand bei schwerer Leibesstrafe aengaende de stropen te dragen schimpfen solle; allein was konnte das verschlagen? Aus allen Ecken und Winkeln erschollen Anklänge und Anspielungen. Noch 1598 wurde Pieter de Meyere wegen einer solchen „intolerabeln Injurie," die er gleichsam allen Eingesessenen angethan habe, auf drei Jahre verbannt, zunächst aber ange-

halten, baarfüßig nnd kniefällig, mit einer brennenden Kerze in der Hand, zu büßen und laut zu bekennen, daß es ihm „herzlich leid sei," was er gethan habe. Nur selten waren Auswärtige so rücksichtsvoll wie der Brügger Poet Eduwaert de Dene, der noch um 1560 in seinem „langen adieu" an seine Landesgenossen den alten Beinamen, die Herren von Gent, beibehielt.

Besonders lebhaft waren die Festlichkeiten, die 1553 bei der Heimkehr des Kaisers nach der Belagerung von Metz veranstaltet wurden; der Magistrat lobte 3 bis 8 Lämmer und 20 bis 32 Töpfe Wein als Preise aus. Und doch zog Karl diesmal nicht als Sieger, sondern als Zurückgewichener ein. Zwar hatte er, wie es heißt, geschworen, vor der Festung zu sterben oder sie zu nehmen; allein er sah zuletzt keinen andern Ausgang und keine andere Ausrede, als den Scherz: Das Glück sei ein Weib, das dem Alter den Rücken kehre. — Seine Genter und Brüsseler aber wollten gar nicht glauben, daß der Kaiser selbst die Belagerung habe aufgeben können: sie hielten ihn für todt, und eine außerordentliche Bewegung ergriff die Gemüther bei der blitzschnellen Verbreitung dieses Gerüchts.

Doch Karl lebte wirklich noch und die bekümmerten Belgier überzeugten sich bald davon, als er in wohlberechneter Benutzung der herrschenden Stimmung einen feierlichen Einzug hielt, und gleich darauf eine — bedeutende Kriegsbeisteuer in Anspruch nahm.

Das leibliche, ja freundliche Verhältniß, welches in der Regel zwischen Karl und den Niederländern bestand, war großentheils dem klugen und wohlwollenden Benehmen seiner Tante, der geistvollen Tochter Maximilians, die in Belgien als Regentin Hof hielt, beizumessen. Zwar hatte Margaretha, die als Frühverlobte des französischen Dauphins in Frankreich erzogen worden war, eine unverkennbare Vorliebe für französische Sprache und Sitte und stand in sofern den Vlamingen ferner als Karl; allein sie war milden und fröhlichen oder zum mindesten humoristischen Sinnes und kannte die Belgier zu gut, als daß sie hergebrachten Anschauungen ohne große Noth entgegengetreten wäre. Sie förderte gewiß manchen Scherz und Jubel. Ihr eigene Hofhaltung war vielleicht die heiterste und geist- und lebensvollste in Europa. Sie lud die berühmtesten Männer der Wissenschaft zu sich ein, liebte Kunst und Poesie und war selbst voll ungewöhnlicher Begabungen. Durch ihre Dichtungen wie durch ihr Leben geht zwar ein Zug von schmerzlicher Trübe und Enttäuschung.

Mes chantz sont de dueil plains ....
Dueil et ennuy me persecutent ....
Secretz regretz de nature ennemis ....

So lauten einige der von ihr bewahrten Gedichte. Aber dann heißt es auch wieder:

Apres regretz il se fault resjoyr!

Und das war sicher im Geschmack der Belgier.

„Nach dem Bekümmern, nach dem Bereuen,
Muß man von Neuem des Lebens sich freuen."

Mögen auch nicht alle Gedichte, welche man Margarethen zugeschrieben hat, und worin z. B. auch ihr Geschick, trotz der frühen Verlobung verschmäht worden zu sein, beklagt wird, von ihr herrühren, so ist doch sicherlich manch' bedeutsames und scherzhaftes Wort und manche Anregung von ihr ausgegangen. Als sie 1495 in ihrem 17. Jahre zum zweiten Male verlobt und durch Stellvertreter vermählt ward, diesmal mit Don Juan von Arragonien und Castilien, und bei der Ueberfahrt nach Spanien von einem heftigen Sturme überfallen wurde, soll sie sich folgende Grabschrift gemacht haben:

Ci git Margot, la gente Damoiselle,
Qu'eut deux maris et si mourut pucelle.

In einem der streitigen Gedichte wird den Vlamingen bedeutungsvoll zugerufen:

O mes Flamens, estes-vous endormiz?
Vous estes ceulx qui me y avez miz,
En ce dangier dont de peur je fremis,
Craignant user en douleur mon eage.
Tous les Franchois vous tenez pour amis
Que vous devez tenir pour ennemis,
Car faussé vous ont ce qu' ilz vous ont promis.

Dann wird den schönen Flamänderinnen folgender Rath gegeben, der wohl auch für andere Schönen noch nicht bedeutungslos ist:

O vous, dames, damoiselles et pucelles,
Vous, bourgeoises, gentilles damoiselles,
Vous, marchandes riches, et toutes celles
A marier, prenez cy exemplaire;
N'alliez pas vos faces, qui sont belles,
A hommes nulz qui vous soient rebelles!

Die burgundische Bibliothek, jetzt die Handschriftenabtheilung der Staatsbücherei zu Brüssel, bewahrt einige merkwürdige Ueberbleibsel von der berühmten Frau. So einen handschriftlichen Erinnerungsvers:

Panses a moy ma cousine,
C'est Margot qui fit la rime.

Ferner ein Tanzbuch, Le Livre des Basses-danses, das in ihren Kreisen benutzt worden sein soll und das sicher zu den seltsamsten Stücken aus jener Zeit gehört.

Leider muß ich hier abermals eine schmähliche Unkunde bekennen; denn ich bin in die Geheimnisse der Tanzkunst noch weniger eingeweihet, als in die Tiefen der Kanarienvogelzucht. Aber Eins ist mir doch sofort einleuchtend gewesen, nämlich dies: daß kein anderes Werk der alten Bibliothek, kein Missale, kein Gebetbuch, keine Chronik vordem so fleißig und erfolgreich benutzt worden ist, als jenes Büchlein der fröhlichen Lust. Durch

wie viel reizende Finger mag es geglitten sein, wie viel strahlende Blicke mögen wißbegierig darauf geruht haben!

Zum Glück sind die Blätter nicht schwach gewesen und der Grund war schon von Haus aus schwärzlich oder gar schwarz, während die geheimnißvollen Zeichen von dauerndem Silber und Gold sind; allein es hat doch große Mühe gekostet, die vergriffenen Reste wieder auszubessern und zusammenzuhalten.

Da nicht alle meine lieben Leser und Leserinnen Gelegenheit haben werden, das goldene Buch an Ort und Stelle kennen zu lernen, so ist es manchen vielleicht nicht unangenehm, noch Einiges darüber und daraus zu erfahren.

Das Werk hat die Form eines länglichen Notenbuchs und besteht aus einigen und zwanzig Blättern. Die ersten sechs enthalten allgemeine Anweisungen und Regeln über die basses-danses, worunter die feineren und gemesseneren Tänze der vornehmen Welt, im Gegensatze zu den rauschenden Volks- und Waffentänzen, also wohl Menuetten und dergleichen, zu verstehen sein werden. Pour l'art et l'instruction de basse-danse, heißt es unter Anderm, il est a noter que la basse-danse tout premier est en trois parties divisées, c'est a savoir en grande mesure, en moienne mesure et en petite mesure.

La grande mesure pour entrée de basse-danse se doibt marchier par une desmarche, puis par ung branle, puis par deux pas simples, puis par chincq pas doubles, puis par deux pas simples comme devant, puis trois desmarches, puis faut faire ung branle.

La moienne mesure se doibt marchier par deux pas simples, puis par trois pas doubles, puis par deux pas simples, puis par trois desmarches, puis faut faire ung branle.

La petite mesure se doibt marchier par deux pas simples, puis ung pas double, puis deux pas simples, puis trois desmarches, et puis un branle.

Ich nehme an, daß dies Alles dem tanzkundigen Leser und der tanzkundigen Leserin vollkommen einleuchtend ist, wenigstens einleuchtender als mir, und füge daher meinerseits nur noch die weitere Auskunft hinzu, daß rücksichtlich der Zeitdauer deux pas simples = 1 pas double = 1 démarche = 1 branle sind.

Auf die allgemeine Anweisung folgen dann die einzelnen Tänze in Noten, 59 an der Zahl. Die Noten sind von Silber, die Linien von Gold; darunter stehen allerlei Bemerkungen ebenfalls in Gold und Silber.

Die Tänze sind besonders bezeichnet, z. B.:

La non pareille, bestehend aus 30 notes et 3 mesures.

Va-t-en mon amoureux desire — 34 notes et 4 mesures.

Filles a marier — 32 notes et 4 mesures.

Le mois de May etc. etc.

Einige führen nationale Namen, als: La Franchoise, La Florentine, La Barcelonne etc.

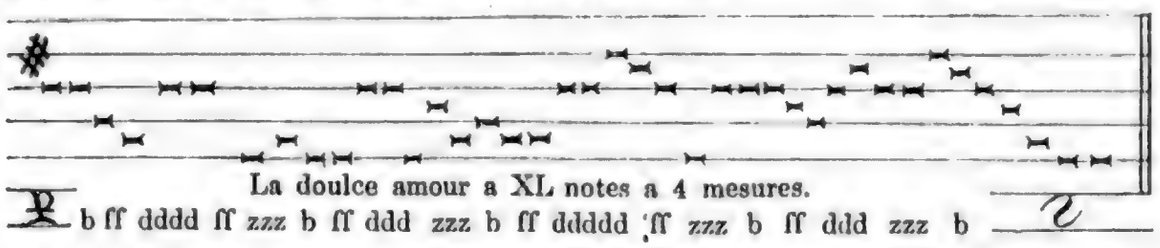
Ein Tanz hat den Wunsch oder Ausruf zur Ueberschrift: Une fois avant que mourir!! Er besteht aus 44 Noten und 6 mesures, ist also gewiß innig gemeint.

Kürzer ist La doulce amour; er hat nur 40 Noten und 4 mesures.

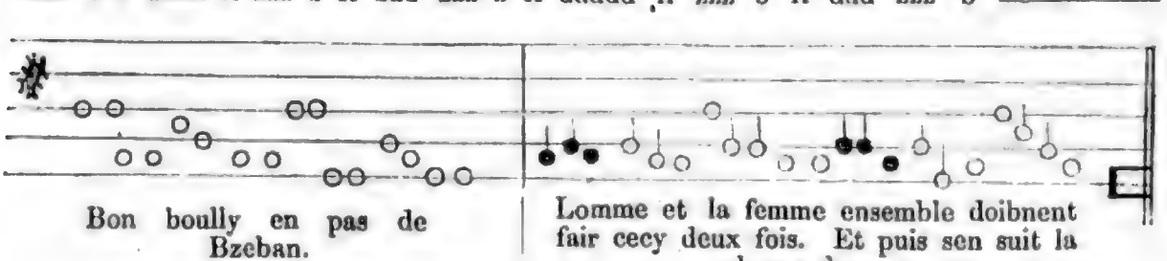
Ein Tanz führt den Namen Margarite, vielleicht der Fürstin selbst zu Ehren. Ein anderer heißt Le joieux de Brucelles, ohne Zweifel in Anerkennung des lustigen Jubellebens in der belgischen Hauptstadt.

Zum Schluß gebe ich noch folgende wichtige Regel: Il est a savoir que jamais ny a que deux pas simples ensemble selon l'art de bien danser.

Dann überlasse ich den Lesern und Leserinnen ohne Weiteres, La doulce amour oder auch Bon boully joyeux, die ich ihnen zu Liebe abgezeichnet habe, vom Blatte weg zu tanzen.



La doulce amour a XL notes a 4 mesures.



Bon boully en pas de Bzeban.

Lomme et la femme ensemble doibnent fair cecy deux fois. Et puis sen suit la basse danse.

Das erste Zeichen unter den Noten, das 𝔏, deutet nach Baron de Reiffenberg „la révérence de début“ an, b les branles, f les pas simples etc. Kennte ich nicht meine Schwäche, ich würde meinerseits die Vermuthung wagen, daß in dem letzten Zeichen 𝔏 die Mahnung zur Schlußreverenz der Tanzenden zu finden sei. Doch habe ich Nichts dagegen, wenn die geneigte Leserin eine andere Mahnung vorzieht.

Goethe's Antheil
an den
landwirthschaftlichen Anlagen in Weimar.

Von H. Jäger.

Es ist Gebrauch geworden, die unbedeutendsten Dinge und Beziehungen aus Goethe's Leben und Wirken als etwas ungemein Wichtiges wiederzuerzählen, und somit bedarf es keiner Entschuldigung, wenn ich über eine Sache berichte, die nicht nur Interesse für die Kunst hat, sondern auch eine neue, bisher noch nicht besonders beleuchtete Seite des großen Dichters zeigt.

Es ist bekannt, daß Goethe in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar bis zur italienischen Reise, obschon bereits die Wirksamkeit eines ersten Ministers ausübend, die erst freiwillig übernommene Sorge für die Vergnügungen des lebhaften jungen Herzogs Karl August und seiner noch jungen, lebenslustigen Mutter, der verwittweten Herzogin Amalie, später oft unfreiwillig ausüben mußte, weil er sich auch in dieser Hinsicht unentbehrlich gemacht und den durch und durch geistreichen Hof an künstlerische, besonders poetische Unterhaltungen gewöhnt hatte. Tiefurth und Ettersburg sind ja classische Namen durch die dort aufgeführten dramatischen Spiele geworden. Obschon Goethe von dem damals in der ersten Blüthe stehenden berühmten Park von Wörlitz sehr entzückt war, so hatte er doch schon das Gefühl, daß man es mit den damaligen Parkanlagen übertreibe, daß sich die Gartenkunst in Spielereien und Scheinscenerien verirrt habe, denn in einer seiner genialsten „Tollheiten (wie Goethe selbst sagt), dem Caricatur-Drama die „geflickte Braut,“ welche im Sommer 1777 im Wald bei Ettersburg mit vielem Pomp vom Hofpersonal und einigen andern befähigten Personen (die Schauspielerin Corona Schröter, der Tänzer Aulhorn, Bertuch und einige Andere waren unentbehrlich geworden) aufgeführt wurde, machte er neben der Gefühlsschwärmerei, Empfindelei und Mondscheinschwärmerei der damaligen Zeit auch die Parkmanie in folgenden, wie man sieht nicht schön zu nennenden Versen lächerlich:

„Sonst dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat.
Aber hier? Sechs Meilen herum sind keine
Zu finden mehr, wir haben es noch nicht satt.
Damit verschütten wir den Boden
Wo das weichste Gras
Die liebsten Blümchen blüh'n und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein frischer Wald, eine feine Wiese,
Das ist uns alles alt und klein;
Es müssen in unserm Paradiese
Auch Dorn und Disteln sein.
Dafür aber graben wir in dem Haine
Elysiums die schönsten Bäume aus,
Und setzen sie, wo wir es eben meinen
An manche leere Stelle,
Herüber in die Hölle
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Capelle.
Denn Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal sein.
Und salva venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinestall hinter einen Tempel,
Und wieder ein Stall — versteht mich schon,
Wird gradewegs ein Pantheon.
Die Sache ist, wenn ein Fremder dann spaziert,
Daß Alles wohl sich präsentirt.
Wenn's dem hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch aus.
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens, wo es stinkt.“

Aber schon ein Jahr darauf sahen wir den Spötter selbst Felsen aufbauen und Einsiedeleien einrichten, romantische Plätzchen und endlich einen Park anlegen. Die nächste Veranlassung dazu war ein Fest, welches er zum Namenstage der Herzogin am 25. August 1778 veranstaltete. An einer schattigen, kühlen Stelle des linken Ilmufers ließ er unter einer schönen Gruppe von Eschen einen Platz ebenen, davor aber eine geräumige Hütte von Baumrinde, Stroh und Moos, vulgo Einsiedelei bauen, das nachmalige „Kloster“ oder Rindenhäuschen im Park, worin sich später Karl August so wohnlich einrichtete, daß er Tage und Nächte darin zubringen konnte. Goethe empfing den Hof mit mehrern andern Hofherrn in geistlicher Ordenstracht an der Thür der Einsiedelei. Nachdem die hohe Gesellschaft auf die frugalste Weise mit Milch aus irdenen Schüsseln in dem kleinen Raume bewirthet worden war, und sich in den Mienen der Eingeladenen keineswegs angenehme Ueberraschung zeigte, öffnete sich die Hinterwand, und auf dem schönen Platze zeigte sich die wohlbesetzte Hoftafel, an der nun auch die falschen Mönche ihren Fasttag vergaßen.

In dem zu diesem Fest vom Kammerherrn von Seckendorf gedichteten Dramolet heißt es von Goethe:

„Und dieser ist der Pater Decorator,
Der all' unsern Gärten und Bauwerk steht vor;
Der hat nun beinahe drei Nächt' nicht geschlafen,
Um uns hier im Thale ein Paradies zu schaffen,
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald g'rad' aus, bald zickzack der Breit und der Länge;
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert."

Aus diesen Worten ist zu schließen, daß Goethe schon Versuche mit Parkanlagen gemacht hatte. Gewiß ist, daß von diesem „Kloster" aus sich die Parkanlage nach und nach weiter entwickelte, und er das schöne waldige Ufer der kleinen stillen Ilm mit angenehmen Wegen durchzog, hie und da pflanzen ließ, Felsen und Grotten thürmte und sich mit dem größten Interesse bei allen Arbeiten betheiligte. Es ist ja bekannt, daß Goethe Alles können wollte, und sein Genie ihn über vieles Fachwissen hinweghob. Der Wörlitzer Park diente ihm als Vorbild, und er ritt selbst mit dem Herzog dahin, um diesen zu studiren. Dennoch hielt er sich von Nachahmungen fern und wußte seine landschaftlichen Schöpfungen „dem Genius des Ortes," dem er später einen Denkstein setzte, so anzupassen, mit andern Worten, er wußte das gegebene Material so gut zu benutzen, daß er eine liebliche Anlage und manche gelungene Scene schuf. Wieland nannte diese Anlagen „Goethe'sche Gedichte," ein Vergleich, den sich jeder Gartenkünstler gefallen lassen kann. Zuweilen ließ Goethe bei Festlichkeiten oder indem er eine auserwählte Gesellschaft wie zufällig an einen geeigneten Platz führte, einzelne Scenen und Gruppen in Rembrand'scher Weise beleuchten. Man erzählt sogar, daß er mit dem fürstlichen Freunde in antiker Tracht am felsigen Ufer auf- und abgegangen sei, während die Sängerin Corona Schröter in Tricot als Nymphe gekleidet, auf einer Rasenbank ruhend, gesungen habe. Als man auswärts gar zu viel Geschrei über solche geniale Freiheiten machte, entschuldigte Wieland öffentlich, es sei ja am hellen Tage gewesen, also habe man schwerlich etwas Lichtscheues gethan. Eine weitere Veranlassung zu einer neuen Parkscene wurde der Tod eines jungen überspannten Mädchens, Christel von Laßberg, die „Werther's Leiden" bei sich tragend, aus dem Wasser gezogen wurde.

Goethe errichtete ihr in tiefer Abgeschiedenheit nahe an der Ilm, worin sie den Tod gesucht und gefunden, ein Andenken, und sagt über seine Betheiligung selbst: „Ich höhlte mit dem Hofgärtner ein gut Stück Felsen aus. Wir haben bis in die Nacht hinein gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis an ihre Todesstunde." Dies war im Januar 1780.

Seinen kleinen Garten an dem so berühmt gewordenen kleinen Landhause, dem „römischen Hause" gegenüber, legte er selbst sehr sinnig, ganz nach Laune in Form eines gruppirten Wäldchens an, wobei er selbstthätig mit Hand anlegte. Es ist bekannt, daß Karl August später selbst viel Geschmack an Parkanlagen und Gärten fand und bis an sein Ende bewahrte.

Die erste

Aufführung von Schiller's Räubern.

Kunstgeschichtliches Sittenbild

von Franz Dingelstedt.

Der Geburtstag der Räuber ist eigentlich auch Schiller's Geburtstag. Denn am Ende wird der dramatische Poet, der berufene und auserwählte, nicht an dem Tage geboren, den das Kirchenbuch verzeichnet: ein Tag, der bekanntlich schon vor eines Jahrhunderts Umfluß bei Schiller unbestimmt zu werden, zwischen dem 10. und 11. November zu schwanken drohte; sondern er wird geboren an dem Abend, wo er das Lampenlicht der Bühnenwelt erblickt. Mit dem ersten Beifallsruf, der die gefüllten Zuschauerräume erschüttert, beschreit er sein wahres Vaterhaus. Er gehört von diesem Augenblicke an jenem dämonischen Zauberkreis, welchem Niemand entrinnt, der ihn einmal glücklich überschritten, sei es dichtend oder darstellend überschritten hat. Daß Schiller selbst die Wahrheit dieses Satzes empfunden, beweist sein prägnanter Ausspruch, den wir, dem Verlaufe unsrer Erzählung vorgreifend, an deren Spitze stellen. „Wenn Deutschland," so schreibt er einige Tage nach der Aufführung der Räuber, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir besitzt, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Aber nicht allein in Schiller's Leben hat sein dramatischer Geburtstag große Epoche gemacht: auch die Theatergeschichte verzeichnet ihn unter ihren Haupt- und Staatsactionen, bei den folgereichen Schlacht- und Siegesabenden, welche als Wendepunkte einer ganzen Kunstrichtung, als die Grenzsteine verschiedener Perioden auf ewige Zeiten fest und hoch stehen bleiben. Ein solcher Schlacht- und Siegestag war die erste Aufführung des Cid; denn damals schlug der romantische Held aus

Spanien die altclassische französische Tragödie auf das gepuderte Antikenhaupt. Ein solcher Tag war die erste Aufführung des Tartufe: denn damals trat die moderne Komödie vor dem versammelten Hofe Ludwig's des Vierzehnten das dunkle Gespenst des vom Hofe begünstigten Muckerthums in den Staub. Ein solcher Tag war die erste Aufführung von Figaro's Hochzeit; denn in dem Scheermesser des lustigen Barbiers wetterleuchtete von fern die Guillotine. Ein solcher Tag war die erste Aufführung des „Ernani," — der 25. im verhängnißreichen Februarmonat, 1830 — denn damals schlug wiederum eine junge Romantik die alte Classik aus dem Felde, ja aus ihrem eignen Feldlager, dem Théâtre français, heraus.

Die Oper, — um auch die verwandte Kunst in unsern Parallelen zu berühren, — kennt dergleichen rasche Siege gar nicht oder höchst selten. In so vielen anderen Stücken dem Schauspiel überlegen, vom Publicum dem letzteren vorgezogen, mit ungleich drastischeren Mitteln wirkend als dieses, dringt sie doch mit bahnbrechenden Neuerungen minder leicht und minder schnell durch, vielleicht weil sie weniger verständlich, vielleicht auch weil sie weniger beweglich ist. Weder Gluck noch Mozart haben an einem Abend gesiegt, ja sie haben an ihren ersten Abenden und mit ihren besten Werken nicht einmal gefallen, wie es in der Kunstsprache des Parterre heißt. Auch unser Freund Tannhäuser ist auf seiner Pilgerfahrt aus dem Venusberge nach Rom langsam an's Ziel gelangt, und wenn die Stumme von Portici mit einem einzigen Balletsprunge oben auf war, so that wohl die neue Politik, die aus ihren Gebärden sprach, mehr zu diesem Siege als die neue Musik.

Denn, — stellen wir es als herrschenden Gesichtspunkt unsrer Betrachtungen fest, — alle diese, im Kalender der Bühnenwelt Epoche machenden Abende stehen keineswegs außer Zusammenhang mit den Ereignissen auf der Weltbühne. Es sind keine Statistenscharmützel, auch keine poetischen Spiegelfechtereien, welche in so kritischen Stunden über die Bretter poltern oder gaukeln: nein, es sind Gesichte, Vorzeichen, Spiegelungen des Weltgeistes, der sich in der höchsten und machtvollsten aller Kunstformen, in der Form dramatischer Dichtung und Darstellung bedeutsam ankündigt, ehe er fertig und offenbar in die Sinnenwelt der Erscheinungen und der Thatsachen eintritt. Oder hat vielleicht der Eleve Schiller in der Mansarde der hohen Karlsschule die Titanenstürme seines Karl Moor zufällig geträumt, hat er seine Räuber künstlich erfunden, höchstens künstlerisch gestaltet? Gilt der beispiellose Erfolg, der das Stück auf der Bühne empfing und wie ein Wirbelwind durch Deutschland trug, sogar nach Frankreich hinüber, wo die deutsche Schaubühne damals noch ein unentdecktes Land war, — gilt dieser beispiellose Erfolg dem Kunstwerke des Dichters, dem Meisterspiele seiner Darsteller allein und zuletzt? Nicht doch, wer genauer hört, der erkennt es, daß in den Applausen der Mannheimer Galerie der erste Donner des Gewitters grollt und dröhnt, das, volle sieben Jahre später, in die Bastille einschlug! Diesseits wie jenseits des Rheins zucken die ersten Stöße des noch nicht beruhigten Erdbebens im Theater, das ja, wie Vater Shakspeare sagt, dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt zeigen soll. In diesem Sinne ist es keine kritische oder rhetorische Pointe, es läßt sich vielmehr Zug für Zug nachweisen, daß Karl Moor und Figaro poetische Zwillinge sind, die dramatischen Dioskuren der Revolution; Karl Moor ist ihre tragische Maske, Figaro die komische, — Karl Moor ihre ethische, philosophische, idealistische, mit einem Worte ihre deutsche Seite, Figaro die praktische, reale, sociale, wiederum mit einem Worte, die französische Gegenseite. Bedürfte es noch eines äußeren Beweises für diese innere Wahlverwandtschaft, so würde er unwidersprechlich darin liegen, daß kein Anderer als Beaumarchais, der Dichter des Figaro, die Uebersetzung der Räuber in das Französische veranlaßt hat. (Robert, chef des brigands. Imité de l'Allemand par le Citoyen la Martelière. Paris, 1793.)

Ruhen wir auf diesem Satze einen Augenblick aus. Wir sind mit demselben auf der Höhe unsrer Betrachtung angekommen; auf einem Umwege freilich, über die französische Bühne zur deutschen: allein der Umweg war nöthig, um denjenigen Standpunkt zu erreichen, von welchem die wunderbare Erscheinung, welche uns beschäftigt, im vollsten Lichte, in ihrer culturhistorischen Bedeutung, sich darstellt.

Wenn wir nunmehr von dieser Höhe herabsteigen und unsre Darstellung in's Einzelne führen, müssen wir aus ihrem Gesichtskreis Alles entfernen, was nicht unmittelbar zu unserm Stoffe gehört: die Geschichte der ersten Aufführung der Räuber. Wir setzen also als bekannt voraus: sowohl den Dichter, als das Stück, um welches es sich handelt, die persönlichen Drangsale und Kämpfe, unter denen es entstanden, die Schwierigkeiten, die es zu überwinden gehabt, ehe es im Selbstverlage des Dichters vom Stapel gelaufen. Die Räuber liegen fertig hinter uns, sie liegen gedruckt vor; wie gelangen sie, wo und wann auf das Theater?

Auch bei Beantwortung dieser Frage brauchen wir uns bei oft genannten Namen

und viel beschriebenen Dingen nicht lange aufzuhalten: Bekanntlich ist Mannheim die Wiege des Riesenkindes gewesen, der Intendant Dalberg sein Pathe, der Buchhändler Schwan der Gevatter-Bitter. Sehen wir aber zu, wie bedeutungsvoll und einflußreich grade diese drei Namen für die Erscheinung der Räuber geworden sind.

Das Mannheim von 1780 war, wie Schiller selbst gesagt, „das Paradies der Muse." Sein enthusiastischer Landsmann Schubert schildert es in der deutschen Chronik folgendermaßen: „Wenn Apoll und die Musen sich in Deutschland niederlassen wollten, so würden sie gewiß Mannheim wählen. Welch ein Platz für sie! Den gnädigsten und einsichtsvollsten Fürsten zum Beschützer; sanftes Klima, wie unter griechischem Himmel; hier der stille Neckar, dort der majestätische Rhein; echter deutscher Wein zur Begeisterung und die prächtigste Bibliothek; eine reiche Galerie, mit den größten Meisterwerken der Kunst geschmückt, und dann der prächtige Antikensaal, der den Embryo eines neuen Winkelmann's aus dem Schlummer wecken kann! — Können's die Musen auf ihrem Pindus besser haben?" Allerdings hatten die Mannheimer Musen den Musenhof Karl Theodor's an München verloren, und zwar schon vor 1780; allein ihr Theater war ihnen geblieben, und diesem ein empfängliches und bewegliches Publicum, dem Schauluſt und Theaterbedürfniß im Blute liegt, vielleicht als ein überrheinischer Tropfen. Keine Stadt that und thut bis zur Stunde aus eigenen Mitteln für ihre Bühne so viel wie Mannheim, das nicht bloß in Kriegsstürmen und Revolutionszeiten mit Verlusten und Opfern seinem Theater hold und treu bleibt, sondern das ihm auch in den schlimmeren Zeiten des allgemein stagnirenden Interesses und materieller Abziehungen mit gleichmäßiger Theilnahme folgt.

An der Spitze dieses Theaters stand damals und noch lange nachher, von 1779 bis 1803, sein Gründer, Heribert von Dalberg, der Intendant wie er sein soll, und, leider, nicht immer oder nicht mehr ist, ein Mann, bei dessen Andenken noch heutzutage mancher junge Dichter, mancher strebsame Schauspieler den verklungenen Ruf der Reichstage sehnsüchtig, aber vergebens wiederholt, den Ruf: „Ist kein Dalberg da?!" Seine Verwaltung hat, wie wir wissen, Epoche gemacht in der deutschen Theatergeschichte: er riß die Initiative im Bühnenleben, die bis dahin Hamburg unter Schröder besessen, die später Weimar durch Goethe geerbt, mit einem ebenso kühnen als sichern Griffe an sich, er bildete aus den Trümmern der Gotha'schen Bühne, einer Schöpfung des verstorbenen Echof, und aus den Ueberresten der am Rhein gescheiterten Seyler'schen Gesellschaft ein Personal, das an Frische wie an Mannigfaltigkeit seines Gleichen sucht, er baute ein Repertoire auf, welches Schiller's und Goethe's Jugendwerke, Lessing und Shakspeare, die bürgerlichen Schauspiele von Schröder und Iffland, Kotzebue's Débuts umfaßt.

Eines Mannes wie Dalberg, einer Stadt wie Mannheim nur, und grade ihrer bedurfte Schiller, bedurften die Räuber, um ihre theatergeschichtliche Mission zu erfüllen. Setzen wir in Gedanken einmal den Fall, die Räuber wären dem ehrlichen, aber alternden Schröder in die Hände gerathen, welcher Hamlet und Othello in glücklich ausgehende Familiendramen zuschnitt, sie wären in ähnlich verstümmelter Gestalt zuerst vor dem specifisch schweren Hamburger Publicum aufgeführt worden: wie sähe es um ihre Erscheinung, ihre Verbreitung, ihre Wirkung so himmelweit anders aus! Wiederum ein Beispiel, wie viele Factoren nöthig sind, wie sie grade im rechten Augenblicke und an rechter Stelle zusammenwirken müssen, um die für die Geburt eines dramatischen Messias günstige Constellation herbeizuführen!

Daß Schwan als Geburtshelfer gedient, ist bereits erwähnt worden. Er war ein Theater-Agent, wie Dalberg ein Theater-Intendant, ohne eignes Interesse, voll von jener Theater-Leidenschaft, die damals in Mode kam, wie sie jetzt außer Mode ist, dabei geschäftskundig, weltklug, erfahren. Wie er früher Lessing und Echof für die Mannheimer Bühne zu gewinnen gesucht hatte, die freilich dem Rufe nicht Folge leisteten, so führte er ihr diesmal mit glücklicherem Erfolge Schiller zu. Heil und Dank dafür dem wackern Schwan! Er ist es, der den gefangenen, gebannten Gralsritter im leichten Nachen den Neckar hinab über den Rhein gezogen hat, an ein Land, das für den glücklichen Entdecker und Eroberer eine neue Welt zu werden bestimmt war!

Sonntag den 13. Januar 1782 betrat Schiller den Boden dieser Welt. Freitag den 11., bei Nacht und Nebel, war er von Stuttgart entwischt. Das Stück selbst, 1777 begonnen, 1780 vollendet, 1781 gedruckt, hat ein Jahr gebraucht, um aus der Presse auf die Bühne zu kommen. Nathan und Faust sind noch weit langsamer gereift, und auch in unsern Tagen sollen, so jammern wenigstens die dramatischen Dichter, für Theater-Manuscripte noch keine Eisenbahnen und Telegraphen erfunden worden sein.

Gehen wir nun zusammen in das Mannheimer Schauspielhaus — vor ein paar Jahren war es noch Arsenal —, um die Räuber zu sehen. Erst lesen wir am großen Brunnen auf dem Marktplatz den Komödienzettel:

„Sonntag den 13. Jänner 1782 wird auf der hiesigen Nationalbühne aufgeführet: Die Räuber, ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser, Hrn. Schiller, neu bearbeitet."

Hier kehren schon Einige von unsrer Gesellschaft kopfschüttelnd um: „Ein Trauerspiel in sieben Handlungen," das heißt auf deutsch Acten. Fünfe sind ihrer schon zu viel; und nun sieben!

Obendrein: Unten auf dem Zettel steht, gleichsam als Warnungstafel: „Wegen Länge des Stücks wird heute präcise fünf Uhr angefangen." Bei diesem Donnerwort fällt eine zahllose Menge von Publicum ab, wenn nicht vor Schrecken um; präcise fünf Uhr muß der erste Rang diniren, der zweite Rang Kaffee trinken, das Parket spazieren gehen, und die Galerie, die arme Galerie hat um fünf Uhr noch nicht einmal Feierabend, es sei denn eben Sonntag. Unmöglich: ein Trauerspiel, das um fünf Uhr anfängt und sieben Aufzüge hat, ist verloren, ist todt geboren. Umgekehrt: Anfang um sieben Uhr, fünf Aufzüge, die aber zusammen nur bis halb zehn spielen dürfen, das ist unser modernes Maß!

Anno 1782 dachte man anders, wenigstens in Mannheim, und nicht in Mannheim allein. Hören wir, was Schiller's jugendlicher Reise- und Leidensgefährte, was der treffliche Spielmann Andreas Streicher schreibt: „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer u. s. w. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit gaben und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheurer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten. Der kleine Raum des Hauses nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde, eine Loge zu erhalten, ihre Sitze schon Mittags um ein Uhr zu suchen und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte!"

Beschäftigen wir uns, ehe die Ouvertüre beginnt, mit dem Stück. Dasselbe hat wesentliche Veränderungen erlitten, theils von des Dichters eigener Hand, theils von fremder. Wer die gedruckte und die dargestellte Ausgabe mit einander vergleicht, wird beinahe zwei verschiedene Werke finden, von denen aber, nach des Verfassers eigener Ansicht, die Theaterausgabe auch nach poetischer Seite der Literaturausgabe vorzuziehen ist. Schiller hat in der unglaublich kurzen Zeit von August bis October 1781 die „Umschmelzung" seiner Dichtung, deren „Theatralisirung" vollendet. Wie er dabei zu Werke gegangen, beweist uns, daß er von Haus aus nicht allein ein dramatischer Dichter, sondern auch ein Theaterdichter gewesen, daß er instinktmäßig, intuitiv die innern wie äußern Anforderungen und Gesetze der wirklichen Bühne erkennt, die der Pfuscher niemals, der Handwerker nur nach jahrelangem Experimentiren lernt, und daß der vorherrschende Zug seiner Natur ihn unwiderstehlich auf das Theater treibt. Der erste Griff, den der noch nicht zwanzigjährige Jüngling thut, zeugt für eine Meisterhand. Die Räuber: da ist ein Stoff, der in der Luft, in der Stimmung der Zeit liegt, ihr Grundton, welcher, nachdem er auf der Bühne einmal angeschlagen worden, in zahllosen Romanen nachklingt. Karl Moor: da ist ein Held, den der Dichter, selbst ein gefesselter Prometheus, zum Träger seiner revolutionären Weltanschauung machen kann, in welchem bei aller Objectivität des Stoffs seine Subjectivität vollkommen aufgeht! Franz Moor: da ist ein Gegensatz, wie ihn das Drama als wirksamstes Motiv bedarf, wie er ganz speciell in einer Menge früherer und gleichzeitiger Stücke, in Klinger's Brüdern, bei Leisewitz, freilich unvergleichlich schwächer, benutzt worden. Und diesen Stoff, diese Charaktere erschafft der Zögling der hohen Karls-Schule, der Regimentsmedicus, der vom Leben Nichts gesehen hat als Stuttgart, obendrein mit der Perspective auf den Hohen-Asperg! Diese beiden Rollen, welche für Helden- und Charakterspieler eine neue Aera bezeichnen, deren Grenze jetzt noch nicht übersprungen, deren Tiefe bis heute nicht erschöpft worden ist, es schreibt sie ein Poet, welcher außer französischen Operetten, aufgeführt vor einem frivolen Hof und einer morschen Gesellschaft, und außer den Fest- und Gelegenheitsspielen der Eleven und der Demoiselle, kaum einer spanischen Darstellung beigewohnt, der sich sogar einmal selbst als Mitwirkender bei einer solchen Gelegenheit unsterblich blamirt hatte! Welche Riesenschritte legt der Genius, einmal auf seine eigene Bahn gebracht, zurück! Zuerst: er nimmt seinen Stoff aus einer magern Novelle im Schwäbischen Magazin, die er sofort als dramatisch erkennt, sofort in's Drama umsetzt. Unter welchen wesentlichen Veränderungen der beibehaltenen Grundzüge geschieht dies?

In der Novelle geht Karl, von der Universität entlaufend, unter die Soldaten, hernach gar als Knecht zu einem Bauern; als solcher rettet er des Vaters Leben und wird glorreich restituirt. Franz, der vater- und brudermörderische Bösewicht, erhält, nachdem er entlarvt ist, vom Vater Verzeihung, vom

Bruder sogar eine Pension und wird Pietist. Was für eine barocke Historie! Lag nicht die Gefahr, namentlich für den jungen und den deutschen Dichter nahe genug, ein rührendes Familienstück daraus zu machen? Statt dessen, welches echte Drama hat Schiller daraus geschaffen! Und wiederum: aus diesem echten Drama, das er selbst nicht für das Theater geeignet hielt, welches feste Bühnenstück schafft er daraus, sobald ihm das lebendige Theater entgegenkommt! Nicht genug, daß er die Hälfte streicht, vorweg einmal alle lyrischen, mit so viel Liebe eingelegten Bestandtheile, mit Ausnahme des Räuberliedes, der harmlosen Marseillaise des Bruder Studio: nein, er ändert vielfach die Charakteristik, die Oekonomie des Stückes, er schiebt neue, stärkere Motive unter, er erfindet eine andre, viel bessere Katastrophe, er wirft müßige Figuren und Scenen, wie Pfarrer Moser, kurzer Hand zum Tempel hinaus. Franz, in erster Anlage ein räsonnirender Bösewicht, wird mehr in Handlung und Bewegung gesetzt; er erhält meisterhafte Monologe, wie den im vierten Acte. Hermann's Gegenintriguen, seine große Scene mit Franz werden so gut wie neu gemacht. Die Verurtheilung Franzens, wie die Aufopferung Amaliens durch den Geliebten sind in der Umarbeitung Bilder, wie sie, so sagt Schiller selbst, auf keinem Schauplatz erlebt worden.

Alle diese Veränderungen, zu welchen Dalberg's Erfahrung Wünsche und Winke hergibt, werden von Schiller ausgeführt mit einer Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, die nicht alle dramatischen Anfänger besitzen, auch wenn sie im Uebrigen keine Schiller sind oder werden. Der junge Dichter bewährt darin, dem mächtigen Hof- und Weltmann gegenüber, in der That jene Anlage zu praktischen Geschäften, die der feine weibliche Blick einer Freundin in seiner sonst so hoch und idealistisch gearteten Natur herausgefunden hat. Während er in Hauptsachen, in so zu sagen principiellen Fragen, vom Rechte der Poesie nicht um ein Haar breit nachläßt, zeigt er sich in formellen und äußerlichen Dingen fügsam und gelehrig. Ja, er schmeichelt sogar dem „Reichsfrey Hochwohlgeborenen, insonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheime-Rath" mitunter mehr, als eben billig oder nöthig ist. Eine Einlage von Dalberg, die in Wahrheit als schwach und unhaltbar sich herausstellt, findet er „fürtrefflich." Nach Dalberg's Ansicht soll sich Amalia eigenhändig erstechen. Schweizer sagt zum Schlusse, als Moor sie fortbringen heißt: „Weib, wo sollen wir Dich hingeleiten?" Worauf Amalia mit fast komischem Pathos ausruft: „In die Ewigkeit," einem Räuber den Dolch entreißt, sich selbst durchbohrt und den Geliebten ersucht, er möge ihr bald nachfolgen. Von dieser Reichsfrey Hochwohlgeborenen Intendanz-Variante schreibt Schiller, er würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben. Dabei ist der Schelm aber doch klug genug, bei der Ermordung Amaliens durch Karl stehen zu bleiben; er ändert nur, auf Dalberg's Rath, das Mordgewehr. Statt des ursprünglichen Dolchs wird die Pistole genommen; Dalberg meint, das sei „räubermäßiger." Darüber läßt sich am Ende rechten, ob ein Stilet oder ein Terzerol zum Banditen besser paßt; aber sicher ist, daß der Schuß romantischer wirkt, als ein Stich. Der Dolch ist die Waffe der classischen Tragödie; die Romantik braucht Gift oder Pulver und Blei.

Dergleichen einzelne Züge zeigen uns, wie sorgfältig und bis in jede Einzelheit erstreckt die gemeinsame Arbeit des Dichters und des Theaterdirectors ausgeführt worden. In Schiller's Briefen an Dalberg, die gedruckt vorliegen, ein kleines, aber höchst lehrreiches Buch, stehen die unvergänglichsten Spuren jener geheimnißvollen Wechselwirkung zwischen dem Dramatiker und der Bühne. Er ist Nichts ohne sie; erst auf den Brettern gelangt er, wie zu voller Wirkung, so auch zum Bewußtsein seines eigentlichen Berufs; er wird, wie Schiller es gesagt hat, auf der Bühne erst geboren, er wird, fügen wir hinzu, durch und für die Bühne erzogen. Der Abstand von den Räubern zu Wallenstein mag unsre Behauptung beweisen. Die Bühne ihrerseits — ist Nichts ohne den Dichter, den strebenden, lebenden Dichter; ihr Zögling zuerst, wird er zuletzt ihr Meister, der Demiurgos der vollen, bunt bewegten Welt zwischen Podium und Soffiten.

Und nun, nach diesen zur Orientirung nöthigen Bemerkungen, ziehen wir den Vorhang auf; die fünfte Stunde, Schiller's Geburtsstunde, hat geschlagen. Athemlose Stille im brechend vollen Hause. Der Schauplatz ein alterthümliches Gemach, das Porzellainzimmer im Mannheimer Decorationsinventar geheißen. Rechts der Lehnstuhl des alten Moor, Herr Kirchhöfer. Darüber lehnt ein junger, schmächtiger Mann, mit blassem Gesicht, schlichten, dunklen Haaren; eine weiche, die Worte etwas dehnende Stimme setzt ein: „Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß!" Respect vor dem Manne: er heißt Iffland und er spielt den Franz Moor. Jedoch ist das nicht der Iffland, welchen wir aus Berliner Costümbildern, wenn nicht mehr aus eigener Anschauung kennen, wohlbeleibt aussehend, wie ein lebendig gewordenes Portrait aus seinen Familienstücken: nicht dieser Iffland ist unser Franz Moor, sondern der sechsundzwanzigjährige Jüngling, welcher mit dem dreiundzwanzigjährigen Beil und dem

siebzehnjährigen Beck, eben aus Gotha, aus Eckhof's Schule, angekommen, in Mannheim die Blüthezeit seiner eigenen Künstlerschaft und eines Freundschaftsbündnisses mit jenen Beiden feierte, das in der Theatergeschichte ohne Beispiel steht. Franz Moor ist eine seiner besten Rollen, seine Gastrolle geworden. Am ersten Abende spielte er sie, nach Schiller's eigener Aeußerung, über dessen Erwartung; Schiller und Streicher versichern, daß seine Darstellung alles Uebrige weit überragt habe, und daß erschütternd, ja zermalmend der Eindruck gewesen sei, als er, nach der Erzählung seines Traumes vom jüngsten Gericht, bei den nur halblaut gesprochenen, gepreßten Worten: „Ja, Ja, es richtet Einer über den Sternen," zusammensank, die Lampe in der Hand, welche sein geisterbleiches Gesicht beleuchtete. Die spätere Kritik hat dies Lob nicht unbedingt unterschreiben können: sie fand, daß Iffland das schrankenlose Uebermaß, die dämonische Verruchtheit der Rolle nicht zu erreichen vermochte und deswegen einen kalten, raffinirenden Bösewicht gab, indem er die Steigerung des Effects durch psychologische Uebergänge und namentlich durch seine malerische Declamation herausbrachte.

Karl Moor war Böck. Schiller erschrak beim Anblicke seines Helden. Er hatte sich ihn groß und hager gedacht und siehe da, eine kleine, untersetzte Figur, ein volles Gesicht mit einer Stumpfnase stürzte auf ihn herein. In der Folge versöhnte das hinreißende Feuer seiner Rede und seines Spiels mit der ersten Enttäuschung, und eine sichere Theaterroutine, worin Böck Meister gewesen sein soll, brachte die Rolle zur vollkommensten Geltung.

Beck, fast noch ein Knabe, hoch aufgeschossen, mit reinen, kindlichen Zügen, war wie geschaffen zu Kosinsky, und Beil, der dritte im Freundesbunde, ein trefflicher Schweizer, Meyer kein besonderer Hermann, aber ein ausgezeichneter Regisseur.

Vom alten Moor und von Amalien versichert der gegen sich selbst unerbittlich strenge Dichter, es sei seine Schuld, nicht die der Darsteller, wenn nicht Viel aus diesen zwei Personen geworden. Amalia, — eine von jenen Rollen, bei denen jede Schauspielerin mit einem unbeschreiblichen Blick gen Himmel und in die Intendanzloge fragt, warum grade sie verurtheilt sei, „so Etwas" zu spielen, — Amalia gab Frau Toscani, eine im Tone etwas larmoyante Darstellerin. Sie hielt sich an die sentimale Seite des Charakters, die heroische fallen lassend. Im Allgemeinen hat es, vermuthlich wegen der traditionellen Undankbarkeit der Rolle, wohl kaum eine Amalia gegeben, die deren Bedeutung vollkommen durchschaut und zur Anschauung gebracht hätte; die Räuberbraut ist nicht so unbedeutend, so passiv wie sie, auch in des Dichters Augen, aussieht.

Von anderen Darstellern als den genannten schweigen wir; ihre Namen sind vergessen, modern im Löschpapier des Theaterzettels. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze."

Zur Aufführung übergehend, haben wir zuerst eines Gewaltstreiches von Dalberg zu erwähnen, gegen welchen seine Schauspieler und selbst der Dichter Zeter schrien, ohne Erhörung zu finden. Dalberg verlegte das ganze Stück, so modern es gedacht, in Charakteristik und Sprache gehalten ist, um dreihundert Jahre zurück, indem er mit großen Buchstaben auf den Zettel drucken ließ: „Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete." Der Regieausschuß remonstrirte hiergegen folgendermaßen: „Wir halten uns verpflichtet, Eure Excellenz zu benachrichtigen, daß die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Costüm der Räuber sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir im Fall einer nicht ganz erwünschten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Costüm habe die Wirkung gemindert. Wir wollen nicht erwähnen, wie schwer es halten wird, die Charakteristik der Räuber in denen altdeutschen Kleidern auszudrücken. Allen jenen Kleidern, wenn sie auch mit noch soviel Geschmack angeordnet sind, würde man es ansehen, daß sie neu sind gemacht worden. Wir erwarten hierüber Ew. Excellenz Befehle." Dalberg rescribirte hierauf die wahrhaft goldenen Worte:

„Mag die allgemeine Stimme sagen, was sie immer will; Urtheil des Publicums über Stücke kann nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erst vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Vorurtheil einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen von Theatereffect nicht anders als mit idealistischem Anstrich und älterem Costüm gegeben werden. Denn, wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsern jetzigen politischen Umständen sich eine solche Begebenheit zutragen könne? Das Stück in unsrer Tracht wird Fabel und unwahr."

In Bezug auf die Räubercostüme schrieb er lakonisch: „Für das Romantisch-Passende wird gesorgt werden."

Vergeblich wendete Schiller gegen diese, allerdings den Kern seines Werkes treffende Veränderung ein, daß die Sprache aller seiner Personen für Maximilian's Zeiten zu modern

klinge, daß viele kleine und große Züge, sogar Charaktere aus dem Schooße der gegenwärtigen Welt hervorgegangen seien, daß so wenig Franzens metaphysisches Bösewichtsthum, wie die Liebesepisode Amaliens in die Ritterzeit passe. Auf alle diese und ähnliche Gründe schickte ihn Dalberg nur mit seiner Erfahrung und mit Scheingründen, aber so scharfsinnig heim, daß sich der Dichter überwunden bekennen mußte. Freilich konnte er selbst, Schiller, als man ihn um seinen positiven Rath fragte, keine andere Anweisung für den Costümier geben, als Karl Moor solle edel ohne Zierung, nachlässig ohne Leichtsinn gekleidet sein, auch einen Federbusch auf dem Hut und einen Stock in der Hand tragen. Dalberg lächelte über den naiven Räuberhauptmann mit dem Stock in der Hand und ließ es beim Altdeutschen, bei 1495, wohinein sich denn auch Schiller zuletzt so völlig fand, daß er in dem Bemühen, das Stück nachträglich mit einigen Zeitfarben zu coloriren, ein paar der glücklichsten und glänzendsten Züge in der Exposition hinzuthat, so namentlich die so oft wiederholte Apostrophe Karl Moor's gegen den Frieden.

Die Aufführung bewährte Dalberg's praktischen Blick auf das Glänzendste. Fortgerissen durch den Strom der Handlung, durch das Feuer der Sprache, dachte das Publicum keinen Augenblick an den Widerspruch zwischen Inhalt und Gestalt der Dichtung. Der Anachronismus schadete dem Erfolg so wenig, daß vielmehr, in den halbdunklen Hintergrund des verendenden Mittelalters zurückgestellt, das Nachtstück einen viel schauerlichern Eindruck machte, wie wenn es im Modecostüm des Tages, in Puder und Escarpins, vorgeführt worden wäre. Den Versuch, die Räuber in dieser Gestalt zu restauriren, hat in der Neuzeit meines Wissens noch keine Bühne gewagt. Er dürfte auch ein ebenso verlorener sein, als wollte man auf die ursprüngliche Ausgabe des Stücks zurückgreifen. An Beides hat der Dichter selbst, auch in späteren Jahren, nie gedacht.

Wenn Dalberg das Costüm der Räuber eigenmächtig bestimmte, sorgte er aber auch für dessen reiche und geschmackvolle Herstellung, wie überhaupt für eine wahrhaft prächtige Ausstattung, die damals noch nicht als Monopol der Oper galt. Schiller rühmt, daß Alles neu und eigens für sein Stück gefertigt worden sei: die sämmtlichen Costüme, zwei Decorationen, der Wald der Räuber und die freie Gegend an der Donau, die Gemälde in Moor's Familiengalerie, ja sogar die Zwischenacts-Musiken. Er freut sich beinahe kindlich darüber, daß ein wirklicher, wandelnder, bewegter Mond, sichtbar aufgehend und hinter Wolken verschwindend, an ihn gewendet worden sei. Glücklicher Dichter, glücklicherer Theatermeister! In jenen goldenen Zeiten waren Poet und Publicum mit Mondschein zufrieden zu stellen; heute läßt man seine Prophetensonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, ohne irgend Jemandem recht thun zu können. — Wir wissen aus den Mannheimer Hauptbüchern genau, wie viel außerordentliche Ausgaben die erste Aufführung der Räuber veranlaßt hat: für Decorationsmalerei 45 fl. 54 kr.; für Schreinerarbeit 50 fl. 45 kr.; für Schlosserarbeit 5 fl. 25 kr.; für zwei Gemälde 14 fl. 24 kr.; für Statisten, Vorstellung und Proben 28 fl. 55 kr. Gegenüber stehen die Einnahmen des Stücks: das erste Mal 233 fl. 42 kr., das zweite Mal 180 fl. 30 kr.; beträchtliche Summen, wenn man bedenkt, daß die Aufführung im Abonnement stattfand, daß das Haus und der Eintrittspreis klein waren, ein Gulden der erste Platz, acht Kreuzer der letzte.*)

In den Ziffern der Einnahme spricht sich der äußere Erfolg der Aufführung aus. Der innere, der Eindruck im Publicum, war kein geringerer; er stellte sich aber — eine merkwürdige Erscheinung — nicht gleich vom Anfang, sondern erst vom vierten Aufzuge an fest. Die drei ersten, nach der damaligen Eintheilung bis zu dem wunderbar schönen Selbstgespräch Karl Moor's an der Donau gehend, das Schiller in einem Briefe an Körner als die Spitze des Ganzen ansieht, verliefen still, in einer unheimlichen Schwüle, so daß die Darsteller, welche, wie wir in ihrer Eingabe an Dalberg gesehen haben, das Gefährliche des Wagnisses vorhergesehen, schon bedenklich die Achseln zuckten und hinter den Coulissen unzufriedene Monologe improvisirten.

Woher erklärt sich dieser Mangel an Beifall? Sind die ersten Theile des Stückes minder gelungen als die Mitte oder das Ende? Im Gegentheil: Grade die rasche, reiche Exposition, die Scene in Moor's Haus, die Studenten-Scene, die Scene in den böhmischen Wäldern, sie erscheinen uns wenigstens ebenso wirksam als die spätere Folge. Aber das Publicum mußte sich, so meinen wir, erst förmlich gewöhnen an das Neue, das Unerhörte, Ungeheuere der Erscheinung, die Schauspieler selbst erst warm werden in einem Element, von welchem sie bisher keine Ahnung gehabt. Erinnern wir uns an die deutsche Bühnen-Literatur von damals. Allerdings hatte Lessing das Theater bereits kritisch gereinigt und befreit, Schröder es hauswirthschaftlich eingerichtet, Eckhof künstlerisch bebaut; der klare, kühle Ton aus Emilia Galotti, der

*) Diese einzelnen Angaben sind dem Verfasser durch die Güte des Herrn Oberregisseurs Wolf in Mannheim mitgetheilt worden.

einfach-kräftige Styl des Götz, die Sprache Clavigo's waren nach Weise's, Gotter's, Engel's, Jünger's Plattheiten, nach Cronegk's harttrabenden Alexandrinern bereits vor das Publicum, noch lange nicht in das Publicum gedrungen.

Aber was war dies Alles gegen das geistestrunkene Pathos Schiller's, gegen seine dithyrambisch fortstürmende Leidenschaft, gegen das prasselnde, blendende Feuerwerk seiner Bilder, gegen den dröhnenden Wasser- und Felsensturz seiner, der von ihm geschaffenen, Sprache? Mußten Hörer und Spieler nicht betäubt stehen, nicht scheu und irre werden? Doch ehe sie zur Besinnung gekommen, ehe sie sich Rechenschaft gegeben über ihre Stimmung, hatte sie der Poet, der allmächtige, bereits in seine Welt hinübergerissen. Im vierten Aufzuge, in der Bilder-Galerie, brach das Eis. Der erste Beifallsdonner erschütterte das Haus. Und nun Schlag auf Schlag, Sturm über Sturm, bis im sechsten Aufzug, der Schloßbrand und Franzen's Traum, im siebenten, das Gericht der Räuber im Wald, die Spitze erreicht war. Das Theater, sagt ein Augenzeuge, glich einem Irrenhause: rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraume, fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, der Ohnmacht nahe, zur Thür, es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht, ein Flüssigwerden aller Begriffe, aller Gefühle, ähnlich dem furchtbar-schönen Augenblick, wo im vollendungsreifen Gusse eines Riesenwerkes das glühende Erz sich selbst befreit und laut zischend in des Meisters feste Formen strömt.

Aber der Meister selbst, der Schöpfer der neuen Welt, der Dichter, Schiller, unser Schiller, wo ist er geblieben, wo steckt er? Da er nicht herausgerufen worden, man denke, nicht ein einziges Mal gerufen, — diese Ehre widerfuhr damals nur dramatischen Künstlern, nicht Dichtern, — so haben wir ihn, — das ist Dichterloos, — über seinem Werke vergessen. Suchen wir ihn auf!

Während von Mittag an Stadt und Land in's Schauspielhaus sich drängen, hat sich der Dichter — abermals Dichterloos — verspätet. Die indiscrete Literatur-Geschichte raunt uns zu, er habe nicht bei Zeus im Olymp sich verweilt, sondern bei einem Reiseabenteuer mit der schmucken Kellnerin im Schwetzinger Wirthshause. Da soll er die Stunde seiner Geburt beinahe versäumt haben, ungefähr wie de Thou die seiner Hinrichtung beim Schachspiel. Was geht uns das an? Sicher ist, daß er, wenige Minuten vor Beginn der Vorstellung, nicht früher, auf seinem Platze eintrifft. Dieser Platz ist nicht im Parterre gewesen, obgleich er vor wenig Jahren noch, vor der Restauration des Hauses in seine jetzige Gestalt, frommen Reisenden daselbst gezeigt wurde; wie hätte man auch an solchem Abend im Parterre einen Platz reserviren können? Nein, Schiller's Platz war in der dunkeln Parterre-Loge seines Freundes Schwan. Da steht er, hinter dem Stuhle von dessen Tochter, Margarethe Schwan, nicht aufrecht, mit dem verklärten Siegerblick gen Himmel fliegend, wie er heute in Meister Rietschel's Abbilde vor uns steht, sondern gebeugt, wie ihn Thorwaldsen erblickte, das Haupt gesenkt gegen die zukunftsschwangere Brust. Was seine Seele bewegt, die in unnennbaren Vaterwonnen himmelhoch jauchzende, in unnennbareren Mutterwehen zu Tode betrübte, das spricht keine Zunge aus. Aber vor seinem geisterhaften Auge steigen gewiß, mitten unter seinen, auf der Bühne Fleisch und Bein gewordenen Creaturen, die Schatten neuer Schöpfungen auf: Fiesco, Louise Millerin. Der Titan hat seine Mutter Erde berührt, der Dichter die Bühne: nun ist er unüberwindlich. Der junge Cäsar hat den Rubicon überschritten, aber ehe er noch am römischen Ufer steht, sieht er bereits im Geiste seinen Triumphzug auf's Capitol!

Das ist für Schiller die innere, entscheidende Folge der großen Stunde. Sollen wir auch des äußeren Ertrags erwähnen? Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. In dem Mannheimer Hauptbuche findet sich, unter den Schreiner- und Schlosser-Rechnungen, folgender Posten: „Vor die Reißkösten des Verfassers der Räuber 44 fl." Hofcammerrath Schwan hat die vier Carolin vorgeschossen; Dalberg weist die Theatercasse zum Ersatze an. Die Original-Quittungen sind noch vorhanden. Vierundvierzig Gulden Reichswährung! Ist das heute zu wenig, so war es damals mehr als genug. Ja, Dalberg brauchte gar Nichts zu geben, denn Bühnen-Honorare an Dichter waren in jener Zeit noch nicht erfunden. Auch gegenwärtig, wo wir internationale Verträge zum Schutze des geistigen Eigenthums besitzen und Tantième-Verordnungen dazu und concessionirte Theater-Agenturen, auch gegenwärtig gibt es in Deutschland zwar keine Räuberstücke mehr, aber noch Stück-Räuber genug.

Wir stehen am Ende unsrer theater-geschichtlichen Wanderung. Nur das sei noch flüchtig erwähnt, daß die Räuber ein- und durchschlugen wie kein Drama vor ihnen. Mannheim wiederholte die Vorstellung nach sechzehn Tagen, 29. Jänner, und dann in demselben Jahre noch drei Male. Hamburg und Leipzig folgten gleichzeitig nach, am 20. und 21. September 1782. In Leipzig verbot der Magistrat das Stück, weil während

der Aufführungen in der Michaelismesse so entsetzlich viel gestohlen wurde. Dasselbe ereignete sich im laufenden Jahre 1858, ohne daß der Magistrat die Spitzbubenposse Robert und Bertram verboten hätte, welche Schiller's Räuber auf vielen Theatern glücklich ersetzt hat. Berlin und Wien ließen sich Zeit, ehe sie mit dem Stück nachrückten, und als sich Berlin dazu entschloß, brachte es am Neujahrstag 1783 eine jammervolle Verballhornung, Bearbeitung genannt, vom Theaterdichter der Döbbelin'schen Gesellschaft, Meister Plümicke, zu Markt. In derselben, die in zwei Auflagen sogar gedruckt worden, erstickt Schweizer am Schlusse seinen Hauptmann und dann sich. Noch unverantwortlicher vergriff sich ein anderer Bearbeiter, Thomas, dessen Machwerk in Rostock, Stralsund und auf anderen norddeutschen Bühnen Furore machte: ihm war die Katastrophe unnatürlich, allzumordvoll und wirkungslos erschienen, weshalb er sich erbarmte, Karl und Amalie am Leben und glücklich werden ließ, den Alten in's Kloster schickte und nur Franz umbrachte. Ueberhaupt wuchsen einerseits die Bearbeitungen und Aufführungen, andererseits die Protestationen der Moral, Polizei und Kritik dem Dichter dergestalt über den Kopf, daß er sich mit dem Plan trug, selbst eine Fortsetzung des Stücks zu schreiben, wie er selbst auch die beste Kritik darüber geschrieben hatte. Es sollte ein einactiges Melodram werden: Räuber Moor's letztes Schicksal, und die sittliche, wie die dichterische Rechtfertigung des Verfassers und seines Helden bringen. Der Gedanke, von Schiller glücklicherweise nicht ausgeführt, verfiel unglücklicherweise einem Blaustrumpf, Frau von Wallenrodt, die eine sechsactige sogenannte Tragödie strickte und Anno 1801 in Mainz und Hamburg erscheinen ließ unter dem Titel: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini." Auch sie ließ, wie Meister Thomas, Papa Moor, Amalien und Karl'n am Leben. Letzterer wurde vom Gerichtshofe zwar zum Feuertode verdammt, aber nicht nur begnadigt durch den Kaiser, sondern auch zu einer Art von Geheimen Ober-Polizeiinspector ernannt, mit dem angenehmen Geschäftskreis, im heiligen römischen Reich umherzuziehen, die Gerichtshöfe zu visitiren und Seiner Majestät darüber Bericht zu erstatten.

Ebenso lustig, wie diese Nachgeburten des Riesenkindes, nehmen sich im Lichte unsrer Tage die Nachspiele der damaligen Kritik aus. Sie beeiferte sich, mit Spritzen und Wassereimern dem entfachten Bühnenfeuer dienstfertig den Garaus zu machen. Fast allgemein war das Verdammungsurtheil, welches in Mannheim, in Leipzig, in Berlin losorakelte; in Mannheim setzte die aristokrätelnde Tendenz-Recension des französischen Modejournals „Le Potpourri" ihrer eignen Seherweisheit ein Denkmal, indem sie prophezeihte, daß nach noch einigen Vorstellungen von fünfstündiger Dauer das Parterre selbst Gerechtigkeit an diesem Räuber- und Mörderwerk üben, das heißt auf ewige Zeiten es beseitigen würde. Wo ist das Potpourri heute, und wo sind die Räuber nicht? Wo aber sind, da es an ähnlichen Kritikern bis zur Stunde nirgends mangelt, wo sind die Dichter wie Schiller — ? —

(Seite 390, Spalte 2, Zeile 19 v. u. lies: scenischen statt spanischen.)

Literarisches.

Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Regierung bis zur Abtretung an Hannover. Von 1744 bis 1815. Von Dr. Onno Klopp. Hannover, C. Rümpler, 1858.

Der wissenschaftliche und sittliche Ernst der Darstellung, die forschende Gründlichkeit der umfassendsten und eingehendsten Detailstudien, achtungswerthe Vorzüge, welche die früheren Arbeiten Klopp's über die Geschichte seines engeren Vaterlandes im hohen Grade auszeichneten, sind auch seinem jüngsten Werke eigen, das sich gewissermaßen als Abschluß jenen Leistungen anreiht. Mit Befriedigung kehrt man von der Lectüre des interessanten Buches. Die Anerkennung gilt dem Ganzen; sie schließt nicht aus, daß die Kritik gegen Einzelnes ihre Bedenken erhebt. Klopp vertheilt seinen Stoff auf fünfzehn Abschnitte. Die sieben ersten behandeln Ostfriesland unter der Regierung Friedrich's II. Wir haben vollen Beifall für die sorgfältigen Studien, die hier bis auf die untergeordnetsten und geringfügigsten Nebendinge herab verwandt worden sind, vollen Beifall für die Sauberkeit und Eleganz der Toilette, in welche die Resultate jener Studien sich kleiden. Diese lebhafte Anerkennung wird aber durch die Wahrnehmung beeinträchtigt, daß der Verfasser mit unverkennbarer Kälte über den großen König urtheilt, fast in dem Sinne von Macaulay, und nicht über ihn allein: nach Klopp — das ist der Grundgedanke, der sich als rother Faden durch das Werk hindurchzieht — ist unter der preußischen Regierung die gedeihliche Entwicklung Frieslands in keiner Weise gefördert worden. Die gedeibliche Entwicklung, erhofft der Verfasser in den Schlußzeilen, werde „von dem Welfenhause ausgehen, welches das Erbe der Cirkfena, dem Willen dieses Geschlechts gemäß, empfangen." Was

uns mit der Polemik — als solche gibt sich das Urtheil an den meisten Stellen — einigermaßen ausföhnt, ist der Umstand, daß sie sich stets maßvoll vorträgt und leidenschaftslos, daß sie sich vor der Macht der geschichtlichen Thatsachen beugt, und nicht etwa übergeht und verschweigt, was und wo ein Uebergehen und Verschweigen ihre Behauptungen und Auslassungen unterstützen würde. Obwohl Klopp, wie bemerkt, sehr langsam und zurückhaltend in seiner Beurtheilung der preußischen Verwaltung in Friesland, so verschweigt er doch keineswegs die allgemeinen und lauten Kundgebungen, welche sich in dem Lande äußerten, als die königliche Cabinetsordre vom 28. September 1815 bekannt wurde, in der König Friedrich Wilhelm III. die Abtretung an Hannover aussprach; er verschweigt nicht die wiederholten Versuche und Bemühungen, welche von der Provinz gemacht wurden, um die Folgen der geheimen Artikel der Convention von Reichenbach zu vereiteln; wir lesen S. 407 „wie die Herstellung der preußischen Regierung, als der Major Friccius im November 1813 mit dem Königsberger Landwehrbataillon in Ostfriesland einrückte, den Ostfriesen gleichbedeutend gewesen mit Frieden, Glück, Wohlstand und Allem, was man bislang so schmerzlich entbehrt. Eben darum erschien der König von Preußen als der verkörperte Inbegriff alles Guten und Edlen."

Der 8. und 9. Abschnitt beschäftigt sich mit Friesland unter Friedrich Wilhelm II., die beiden nächsten Capitel erzählen die Geschicke des Landes bis zu dem Zusammenbrechen der Monarchie der Hohenzollern im Frieden von Tilsit, der 12. Abschnitt überschreibt sich „die holländische Zeit," der folgende „die französische Zeit." Der 14. Abschnitt berichtet von der Lage und dem Schicksale Frieslands während des Freiheitskrieges und von der Betheiligung des Landes an demselben; der 15. Abschnitt endlich behandelt die Abtretung an Hannover. Ein Anhang bringt die Nachweise der Quellen, Noten und Anmerkungen.

Sollen wir einzelne Partien des Buches besonders hervorheben, so möchten wir uns für den 2., 3. und 4. Abschnitt entscheiden. Der letztere bietet eine höchstgelungene Abhandlung über den Seehandel von Ostfriesland unter Friedrich II. Man findet hier des Neuen und Anziehenden viel. Auch kann man an dieser Stelle den Bemerkungen Klopp's gegen Friedrich II. zum Theil beitreten; an dieser Stelle sind die Bemerkungen meistens begründet. Bekanntlich hatte der König, als man ihn auf die Wichtigkeit Frieslands für eine Marine hinwies, sich dahin geäußert, es gebe Staaten, die vermöge ihrer Lage und Verfassung Seemächte sein müssen. Dergleichen wären England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark. Diese wären von der See umgeben, und die entfernten Colonien, welche ihr Eigenthum, nöthigten sie, Schiffe zu haben, um die Verbindung und den Handel zwischen dem Mutterlande und jenen abgesonderten Gliedern zu unterhalten. Es gebe aber auch andere Staaten, wie Oesterreich, Polen, Preußen und selbst Rußland, von denen einige eine Flotte entbehren könnten, und die übrigen einen unverzeihlichen Staatsfehler begehen würden, wenn sie ihre Macht theilten und Truppen in See gehen ließen, welche sie höchst nöthig auf dem Lande gebrauchten. Der König vertritt in der Behauptung die Ansicht, als ob eine Kriegsflotte Kräfte verzehre, ohne Ersatz dafür zu bringen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Es wird von Klopp treffend nachgewiesen, wie nicht der Handel die Kriegsflotten seit Wilhelm von Oranien und Elisabeth geboren. Die Kriegsflotten von England und Holland gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind eher groß und mächtig gewesen, als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem Schutze, unter dem beschirmenden Schatten der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten empor, erdrückten die deutsche Hansa und machten fortan jede Concurrenz, die nicht ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Colonien, um deren willen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kriegsflotte nöthig erschien, waren diesen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Himmels, sondern auch die Anlage oder Erwerbung derselben war nur möglich gewesen durch eine Kriegsflotte. Unter dem Schutze ihrer Kriegsflotten wurden die holländischen und englischen Kaufleute reich und ihr Wohlstand ergoß sich in tausend Canälen über das Land. Die deutschen Kaufleute wurden die Krämer der Engländer und Holländer und darum vergleichsweise arm. Alles in Allem, Klopp's Deduction ist schlagend, wenn er es als einen Irrthum in der Politik Friedrich's II. bezeichnet, daß dieser nicht nach der Erwerbung Frieslands den Gedanken des großen Kurfürsten einer Geltendmachung der preußischen Macht zur See wiederaufnahm.

In den beiden andern Abschnitten, die wir nannten, in dem zweiten und dritten, erhält man aus und nach Localquellen eine lebhaft colorirte Schilderung der Leiden und Drangsale, deren Ostfriesland durch die Einfälle und Streifzüge der Franzosen im siebenjährigen Kriege ausgesetzt war. Man glaubt von den Unthaten der Mansfelder oder Wallensteiner zu lesen, wenn man von den Brandschatzungen und Verwüstungen der Conflans und Cambfort liest.

Zweite Abtheilung.

Die Pyramiden- und Todtenfelder Egyptens.

Von W. Reil.

Die Pyramiden, diese den Ureinwohnern Egyptens ganz eigenthümlichen und nirgends anderswo gefundenen Formen für Grabmonumente von Königen, haben, wenn auch seit hundert Jahren von abendländischen Forschern besucht und untersucht, doch noch lange nicht aufgehört, Gegenstand archäologischer Forschung zu sein, und wenn in dieser Hinsicht nichts mehr an oder in ihnen zu entdecken und zu entziffern sein wird, werden sie noch viele Jahrhunderte lang den staunenden Blicken der zahlreichen Besucher ausgesetzt bleiben, die sich diesen ehrwürdigen Denkmälern an der Wiege der Menschengeschlechter bewundernd nahen. Mit dem Fortschreiten der Cultur, welche auch Egypten in nicht zu ferner Zeit in den Kreis ihrer jungen Staaten aufnehmen wird, hört die Besorgniß auf, daß zerstörende Menschenhände diese Menschenwerke vernichten; sie werden vielmehr bewahrt und geschützt werden, solange als der nagende Zahn der Zeit sie verschont, und daß für ihn diese Steinkolosse doch eine zu harte Nuß sind, das müssen wir aus ihrer verhältnißmäßigen Unversehrtheit trotz viertausendjährigem Alter schließen. Soviel ist gewiß, daß die jetzt besterhaltenen und zugleich wahrscheinlich die ältesten Pyramiden, nämlich die von Gizeh, recht gut noch ebenso lange sich erhalten können, als sie stehen. Möge es wahr werden!

Wohl schwerlich möchte es auf der Welt Jemand geben, dessen Blasirtheit so pyramidal wäre, daß er selbst vor den Pyramiden sich achselzuckend abwendend sagte: Wenn es weiter Nichts ist! Es kann nicht anders sein, als daß sie auf den gebildeten Besucher einen überwältigenden Eindruck machen, der sich um so tiefer einprägt, je öfter man ihn einwirken läßt und je mehr man sich in die Wunder des innern und äußern Baues und der sepulcralen Umgebung der Pyramiden versenkt. Auch dem Schreiber dieses, der, nicht Archäologe, sondern nur mit einem empfänglichen Gemüth für Hohes und Schönes aus der Geschichte der Natur und des Menschengeschlechtes begabt, die Pyramiden besuchte, ist es so gegangen. Auch ich konnte mich, je öfter ich zu ihnen hinüberritt und mich in ihren Umgebungen vertiefte, desto schwerer von ihnen trennen, und lange noch werden sie die wachen Träume phantasiereicher Erinnerung bilden. Wenn daher der freundliche Leser in den folgenden Schilderungen die Tiefe archäologischer Forschung und gelehrter Deutung vermißt, so mag er es mir zu Gute halten, da ich nur die Absicht habe, meinen Landsleuten daheim ehrlich und naturgetreu die Eindrücke zu schildern, die das Land der Pharaonen auf mich machte, und etwa spätere Besucher auf Dieses und Jenes aufmerksam zu machen.

Die Pyramiden stehen fast nie ganz vereinzelt, sondern stets in Gruppen, zu mindestens zwei, oft zu zehn bis fünfzehn auf einem Terrain von höchstens einigen Stunden Umfang zusammen. Diese einzelnen Gruppen haben daher auch besondere Namen, meist nach nahegelegenen Ortschaften erhalten, und die neuere Topographie der Pyramidenfelder theilt nicht selten wieder die einzelnen Gruppen ab. Nun gibt es zwar selbst in Nubien Pyramiden, und zwar von besondrer Construction, und eine andere Gruppe umfaßt die Landschaft Fajum und den nördlich davon gelegenen Strich: allein die hauptsächlichsten, schönsten

und bekanntesten Pyramidengruppen befinden sich unweit Cairo auf dem linken Ufer des Nil, und von ihnen soll hier besonders die Rede sein, zumal ich nur sie aus eigner Anschauung kenne.

Nicht ohne Absicht habe ich in der Ueberschrift die Bezeichnungen: Pyramiden- und Todtenfelder gewählt, welche auch von Andern gebraucht worden sind. Denn wie die Pyramiden selbst durch ihr gruppenweises Zusammenstehen auf einer Ebene dieser den Namen eines Pyramidenfeldes geben: so ist auch dasselbe Feld, d. h. die Umgebung aller Pyramiden in bald engerem, bald weiterem Kreise mit einer unzählbaren Menge von Gräbern oberhalb und unterhalb der Erde besät, welche diese Flächen recht eigentlich zu Todtenäckern oder Todtenfeldern machen.

Die Pyramiden- und Todtenfelder in der Nähe von Cairo scheinen sämmtlich als Begräbnißstätten derjenigen Herrscher und ihrer Untergebenen gedient zu haben, welche Jahrhunderte lang das nicht weit davon am linken Nilufer gelegene Memphis mit den zugehörigen Orten bewohnten. Diese Stadt soll ja nach dem einstimmigen Zeugnisse aller griechischen Schriftsteller einen ungeheuren Umfang gehabt und sich nicht nur weit am Nil hinunter, sondern auch von ihm bis an die Wüste erstreckt haben. Wenn nun diese Größe im Verein mit den in dieser Stadt vorhandenen Heiligthümern und Tempeln für eine große Einwohnerzahl spricht und aus dem langen Bestehen uud Blühen dieser berühmten Stadt sich ein Schluß auf die in Jahrhunderten bedeutend anwachsende Zahl ihrer Todten machen läßt, werden wir uns auch nicht über die große Ausdehnung wundern, welche die Begräbnißstätten dieser Todten am Rande der Wüste einnehmen. „Setzt man (so berechnet Parthey, Wanderungen II, S. 134) die Blüthe von Memphis in den Zeitraum von Moses bis Alexander (1500 bis 300 v. Chr.), so hat man 1200 Jahre zur unausgesetzten Thätigkeit im Mumisiren der Gestorbenen. Nimmt man ferner die Bevölkerung, gleich der heutigen von Cairo, etwa zu 300,000 Einwohner und die Sterblichkeit bei der anerkannt gesunden Lage und der Milde des egyptischen Himmels nur zu $^1/_{30}$ an, so kommen auf ein Jahr 6000 Todte, welche alle nach der Verschiedenheit ihres Standes und Vermögens mit mehr oder weniger Sorgfalt einbalsamirt wurden. Dies gibt in 1200 Jahren über sieben Millionen Mumien, zu deren Aufbewahrung man den 4 — 5 deutsche Meilen langen Bergrand nicht zu groß finden wird. Ist die Zahl der Bevölkerung, worüber es an allen Nachrichten fehlt, auch nur auf's Gerathewohl und vielleicht zu groß angenommen, so war dagegen Memphis gewiß schon vor Moses eine bedeutende Stadt, und die Mumisirung kann man bis in die römischen Zeiten hinab nachweisen. Auch wurden nicht bloß menschliche Körper einbalsamirt, sondern man findet in den Mumienbrunnen von Sakarah alle Arten von heiligen Thieren auf das Sorgfältigste in endlose Leinwandstreifen eingewickelt: den Ibis, den Geier und andere Vögel zu Hunderten, ganze Flötzschichten von Katzenmumien und große, fest verkittete Töpfe, deren jeder mehrere Tausende der kleinen, drei Zoll langen Nilfische, Namens Sir, enthält. Für alle diese verschiedenen Gattungen von Mumien wurden besondere Felskammern ausgehauen, und der jährliche Zuwachs langte immer weiter in den Berg hinein; man konnte nicht, wie auf unsern Kirchhöfen, den alten Raum nach Verwesung der Leichen zu frischen Gräbern benutzen; der durchaus trockene Stein bewahrte die zubereiteten Leiber in vollkommner Erhaltung, daß sie bis auf unsre Tage ohne Veränderung herüberdauern konnten."

So Parthey, der vor 36 Jahren Egypten besuchte. — Noch jetzt ist die Zahl der überall in Folge der Gräberdurchwühlung seitens der Idole suchenden Beduinen herumliegenden Menschengebeine so massenhaft, daß man sich nur dadurch von ihr eine Vorstellung machen kann, wenn ich versichere, daß z. B. bei Sakarah viele Haufen davon aufgeschichtet lagen, die durch Kameele nach Bedreschin an den Nil transportirt wurden, und daß ich an letztem Orte ganze Berge von solchen Knochen fand, die der Nilbarken zum Einschiffen nach Cairo warteten, wo sie zu Knochenkohle verbrannt werden sollten, um — merkwürdiges Spiel des Schicksals — in der Zuckerfabrik verwandt zu werden!

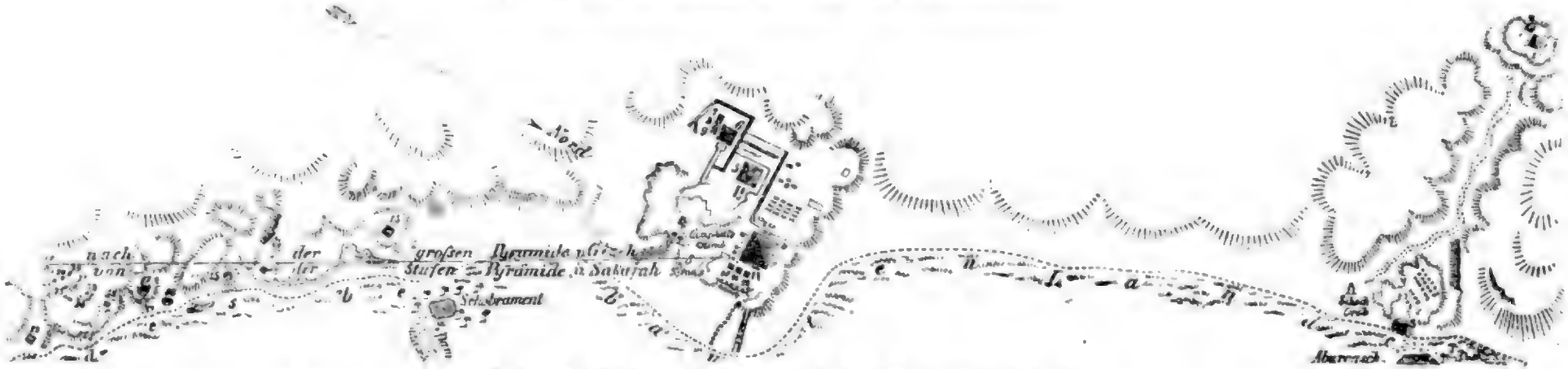
So helfen die Gebeine der Pharaonen und ihrer Zeitgenossen nach dreitausend Jahren einem verweichlichten Epigonengeschlecht das Leben versüßen!

Die verschiedenen Pyramidengruppen in der Nähe Cairos sind, von Norden nach Süden gezählt, die von Aburoasch, Gizeh, Abusir, Sakarah und Daschur. Sie stehen fast alle auf dem sich 80 — 100 Fuß über die Nilaue erhebenden ersten felsigen Absatz des libyschen Wüstenplateaus, zum Theil nahe dem Rande und vorzugsweise auf besonders dazu geeigneten Vorsprüngen, zum Theil einige hundert, selbst tausend Schritt in die Wüste hinein, aber dann immer in der Nähe einer zugänglichen Thalsenkung der Wüste, zum Theil noch auf der sandigen Ebene, die die fruchtbare Aue von der steinigen Wüste abgrenzt. Das Material, aus welchem sie gebaut sind, ist in den meisten Fällen Stein, selten an der Sonne erhärtete, nicht gebrannte Mauersteine aus Nilschlamm. Die Steine zu den Steinpyramiden wurden fast sämmtlich von

Die Pyramidenfelder Egyptens.

Südliche Hälfte des Planes der Pyramidenfelder.

47 — 58 Gruppe der Pyramiden von Daschur (56 Knickpyramide, 47 Nördliche Ziegelpyramide). 35 — 46 Südliche Gruppe von Sakarah (43 Mustabat El Faraun).
29 — 34 Nördliche Gruppe von Sakarah (32 Stufenpyramide).



Nördliche Hälfte des Planes der Pyramidenfelder.

13 — 28 Pyramiden von Abuſir. 4 — 12 Pyramiden von Gizeh (4 Cheops, 5 Chefren, 6 Mycerinos). 1 — 3 Pyramiden von Aburoaſch.
NB. Die Entfernung von Schobrament und den Pyramiden von Gizeh iſt 6 mal ſo groß, als hier angegeben.

der arabischen Seite herübergeholt und zeichnen sich dann durch ihre Härte und die Uebereinstimmung an Petrefacten mit dem Kalkstein des Mocattam und Torah aus; einige Pyramiden scheinen ihr Steinmaterial auch von der libyschen Seite selbst genommen zu haben. Bei den besterhaltenen Pyramiden bilden aber diese Kalksteine nur den groben Kern der Pyramide; mächtige, rothe und grünschwarze Granitblöcke, aus Syene und weiter her stammend, Granitprismen, die um und an einzelnen Pyramiden liegen, liefern den Beweis, daß dieses feste und kostbarere Material nicht selten die äußerste Steinlage und die Bekleidung der Stufenecken bildete. Die Gänge im Innern der Pyramide sind fast durchgängig aus Granit und Alabaster. — Die Pyramiden aus Nilschlamm, die man gewöhnlich Ziegelpyramiden nennt, haben in ihrem Innern stets einen massiveren Kern, zu welchem eben so oft ein natürlicher hügelartiger Fels benutzt wurde, als man ihn künstlich aus festen Blöcken herstellte.

Die Zahl sämmtlicher Pyramiden von Aburoasch bis Daschur beträgt über vierzig, allein kaum die Hälfte markirt sich auf eine größere Entfernung in pyramidaler Form, die andere Hälfte bildet nur hügelartige Trümmer, manche sind bis auf die untersten Steinlagen verschwunden, die meisten Nilziegelpyramiden stellen nur noch unförmliche schwarze Massen dar, und wohlerhalten sind eigentlich nur ungefähr sechs bis zehn größere und kleinere Steinpyramiden, von denen die drei von Gizeh, die Stufenpyramide von Sakarah und die Knickpyramide von Daschur die bekanntesten sind.

Wenngleich die Zeit wohl manche Benagung der Pyramiden hervorgebracht haben mag und wenn namentlich die Ziegelpyramiden bei ihrem leichten Material allmälig dem mehr als tausendjährigen Einflusse von Sonne, Wind und gelegentlich auch von Gewitterregen erlegen sind, so waren es doch hauptsächlich Menschenhände, welche die Pyramiden zerstörten, durchwühlten, ihres Granitschmuckes entkleideten und manche Pyramiden von geringeren Dimensionen buchstäblich vom Boden verschwinden machten. Es ist historisch bekannt durch die glaubwürdigen Berichte arabischer Geschichtschreiber, daß zur Zeit der Chalifen alle steinernen Neubauten in Fostad und Cairo aus den Steinen von Pyramiden hergestellt wurden; so soll die Moschee des Sultan Hassan in Cairo allein eine kleine Pyramide verschlungen haben, und die beiden großen, alten Brücken zwischen den Pyramiden von Gizeh und Abuterdasch stammen ebenfalls von Pyramiden her. Es war auch den arabischen Bauherrn und Baumeistern zu bequem gemacht; die schönsten regelmäßig behauenen, oft polirten, kolossalen und kleineren Würfel aus Kalkstein, Alabaster und Granit lagen so mundrecht da, brauchten nicht erst aus den Steinbrüchen gebrochen und bearbeitet zu werden, sondern verlangten nur den Transport wieder jenseit des Nil, wo sie meistentheils 2000 Jahre früher hergekommen waren! Noch bis in die neuere Zeit hinein hat dieser Vandalismus der Mohamedaner gewährt; man braucht nur Parthey „Egypten“ und Lepsius „Briefe“ zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Beide Reisende sahen mit eignen Augen die herrlichsten Statuen und Säulen zerschlagen in die Kalköfen wandern, und Letzterer konnte seine für den König von Preußen gemachten Ausgrabungen manchmal mit knapper Noth vor den gierigen Händen der Kalkbrenner retten. Auch gehört kein besonders scharfer Blick dazu, um in den Moscheen und Häusern der Großen die mit Hieroglyphen bedeckten alten Steine und Säulen zu entdecken, die zum Bau verwandt wurden. Von den nahe an 300 Säulen in der berühmten Amr-Moschee bei Altcairo ist gewiß nicht eine einzige von arabischen Werkleuten ausgemeißelt worden; alle sind zusammengestohlen und, oft die Capitäle als Sockel, hier in Reih und Glied zu Ehren des Propheten aufgestellt worden.

Welche Tragweite das jetzt seit Abbas-Pascha, dem vorigen Vicekönige, geltende Verbot von Antikenausfuhr und Nachgrabungen ohne vicekönigliche Erlaubniß haben und ob dem Zerstören der Baudenkmäler in Egypten im Allgemeinen dadurch ein Ende gemacht werden wird, steht noch dahin. Der sehr lobenswerthe Vorsatz des jetzigen Vicekönigs, ein großartiges egyptisches Museum in Egypten selbst und zwar in Cairo anzulegen, wird, da er von Franzosen eingegeben worden ist, wohl schwerlich ausgeführt werden.

Zu allen obengenannten Pyramidengruppen gelangt man von Cairo aus in verschieden langer Zeit, je nachdem die etwa vorhandene Nilüberschwemmung, während welcher man von dem Wüstenplateau aus eine großartige Wasserlandschaft überschaut, einen oft sehr bedeutenden Umweg auf den Dämmen nöthig macht. Jedesmal aber muß man bei Altcairo am Nilmesser vorbei über die ganze Breite des Nil nach Gizeh übersetzen, einem früher sehr bedeutenden, zur Mamlucken- und Franzosenzeit fortificatorisch befestigten, jetzt sehr gesunkenen und nur als eine Art Getreidestapelplatz benutzten Dorfe. Von hier aus erreicht man die drei nach diesem Dorfe benannten Pyramiden zur Frühlingszeit in 1½ Stunden; während der Ueberschwemmung braucht man auf einem der links oder rechts abgehenden Dämme wohl 3—4 Stunden. Ebenso weit ist es von Gizeh nach Abusir

und auch 1—2 Stunden weiter nach Sakarah und Daſchur, ſo daß man zur Beſichtigung der vielen Sehenswürdigkeiten auf den letztgenannten Pyramidenfeldern wohl thut, in Sakarah zu übernachten. Dagegen reicht bei den Pyramiden von Gizeh ein Tag vollkommen aus, um ſich einen Totalüberblick des dortigen Gräberfeldes zu verſchaffen und hie und da auch einen Blick in's Innere zu thun.

Die Pyramiden von Aburoaſch.

Nur ſelten verſteigt ſich ein Reiſender nach dieſen zwar kaum noch den Namen von Pyramiden verdienenden, aber dennoch intereſſanten Denkmälern. In den Reiſehandbüchern werden ſie nur ganz oberflächlich erwähnt, und nur Murray's Egypten widmet ihnen einige empfehlende und beſchreibende Worte. Nach der Angabe dieſes Autors ſollen dieſe Reſte nordweſtlich zwei Stunden weit von den Pyramiden von Gizeh entfernt liegen. Ich will verſuchen, ihre Lage und den dahin führenden Weg deutlicher und genauer zu beſchreiben. Von jedem Höhepunkte bei Cairo aus, z. B. von der Citadelle oder einem der mit Windmühlen beſetzten Schutthügel bemerkt man, wenn man nach Weſten ſchaut, wie der Felsrand der libyſchen Wüſte, auf dem die großen Pyramiden von Gizeh ſtehen, ſich gen Norden hin zu einem nicht unbeträchtlich höheren und ſcheinbar ſehr ſchroff zur Aue abfallenden Felſengrat erhebt; dieſer Punkt bildet ſo zu ſagen das Ende der libyſchen Wüſte, wenigſtens ſieht man von Cairo aus ihre Erhebungen nicht mehr, theils weil ſie zu niedrig ſind, um mit den Augen verfolgt werden zu können, theils weil hier, wo das Delta beginnt, der Wüſtenſaum ſeine frühere nördliche Richtung mit einer nordweſtlichen vertauſcht. Grade dieſer Felſengrat trägt einen Theil der Pyramidenreſte von Aburoaſch, ja ich glaube, ſeine Oberfläche ſieht deswegen ſo grade und regelmäßig aus, weil ſie von den Mauern der Pyramiden gebildet wird.

Der berühmte Egyptologe Dr. Brugſch, mit dem ich in Cairo zuſammenzuleben das Vergnügen hatte, erweckte in mir durch eine beiläufige Erwähnung jener Reſte die Luſt, ſie zu ſehen, und ich ſtand um ſo weniger an, einmal eine Partie dorthin zu unternehmen, als meine häufigen Jagdausflüge grade nach dieſer Gegend hin gerichtet geweſen waren und ich bei dieſer Gelegenheit ſchon mehr als einmal meine Augen neugierig nach jener Felswand gerichtet hatte. Eines Tages im März 1858 nahm ich mir vor, eine ähnliche in Begleitung eines Freundes, Baron v. H., unternommene Jagdpartie zum gleichzeitigen Beſuche der Pyramiden von Aburoaſch zu benutzen. Ich theile die Beſchreibung derſelben nach meinem Tagebuche um ſo lieber mit, als ein kleines Abenteuer mit dieſer Partie verbunden war, das mir leicht das Leben hätte koſten können.

Wir rückten noch im Zwielicht kurz vor Sonnenaufgang von Altcairo aus und ſchlugen von Gizeh aus den ſchon oft benutzten Damm ein, welcher ſich in Krümmungen etwas nordweſtlich an zwei Dörfern vorbei der Wüſte zuwendet. Das letzte der Dörfer liegt kurz vor den beiden großen Brücken, die man von den Pyramiden von Gizeh aus unter ſich und etwas nördlich in der Aue bemerkt; wir paſſirten, das Dorf rechts laſſend, die erſte, einige hundert Schritt dahinter liegende Brücke und wandten uns unmittelbar hinter ihr rechts ab, immer an einem noch reichlich mit Waſſer verſehenen und von zahlloſen Enten, Tauchern, Möven, Strandläufern, Flamingos und Pelikanen bevölkerten Canal entlang bis zu dem am Rande einer ziemlich großen Dattelpalmenpflanzung gelegenen, rings vom Waſſer umgebenen und gleich einer Feſtung hochgebauten Dorfe Abukerdaſch. Der mehrſtündige Ritt hatte in unſerm nüchternen Magen ein lebhaftes Hungergefühl erregt, das wir, im Schatten einiger junger Dattelpalmen gelagert, durch die mitgenommenen Delicateſſen an kaltem Braten, Orangen und Dattelwurſt nicht ohne Erfolg zu bekämpfen ſuchten. Das, wenn auch trübe, doch ſchmackhafte Waſſer aus einem nahen Tümpel — denn Canal konnte man den Feſtungsgraben von Abukerdaſch nicht mehr nennen, half den mitgenommenen Ungarwein gehörig verdünnen, daß er uns nicht zu Kopfe ſtieg, was bei der nicht unbeträchtlichen Sonnenhitze bedenklich geweſen wäre. Unſre Eſel ließen ſich ihren Perſihm (Klee) gut ſchmecken, und die Eſelbuben kauten ihre Maisbrotfladen abwechſelnd ebenfalls mit friſchem Klee, das heißt, ſie ſuchten ſich aus dem Eſelfutter die gelbblühenden Sorten heraus, die, wie ich mich überzeugte, aus Trigonella foenum graecum beſtanden und wirklich gar nicht ſo ſchlecht, etwas vanillenartig oder wie Waldmeiſter ſchmeckten. Einige Dorfbewohner, die mit der intereſſanten künſtlichen Befruchtung der weiblichen Dattelpalmen hoch in den Kronen beſchäftigt geweſen waren, geſellten ſich uns zu und nahmen dankbar eine Pfeife unſers Latakiah an, während drei bis vier junge Burſchen von zwölf bis vierzehn Jahren daneben hockten und nach dem Orangenvorrathe lungerten. Großmüthig theilten wir ihnen von unſerm Vorrathe mit, und ich engagirte zwei von ihnen, die mich nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Aburoaſch zu geleiten verſprachen. Während nun Freund v. H. dem edlen Waidwerk obliegen wollte und mich ſpäter an derſelben

Stelle zu erwarten versprach, brach ich mit Zurücklassung meines Esels zu Fuß in Begleitung meiner beiden Beduinenknaben auf. Der Weg führte auf einem Fußwege unter Dattelpalmen und über sandigen, mit Wassermelonen oder hie und da mit Lupinen bepflanzten Boden nordwestlich, und bald waren die ersten Häuser des Dorfes Aburoasch vor uns. Kurz vor denselben ging ein kurzer Weg an einer Mauer entlang links ab, den Felsen zu, und ich befand mich plötzlich vor einem großen, schwarzen Trümmerhaufen, der sich an einen isolirt aus dem Wüstensande aufsteigenden Kalksteinfelsen lehnte.

Anfangs konnte ich gar nicht begreifen, was die Beduinen veranlaßt haben könnte, außerhalb ihres Dorfes an diesem Felshügel ihre Schwalbennester anzukleben, und bald stiegen einige Zweifel in mir auf, ob ich, trotz deutlich sichtbarem Mauergefüge aus Nilschlammsteinen, Reste menschlicher Wohnungen vor mir habe. Aus meinen jugendlichen Begleitern war Nichts herauszubekommen, und als ich die Spitze des ungefähr 40—60 Fuß hohen Felsens erklettert hatte und von oben herab die schwarzen Massen und ihre Grenzen betrachten konnte, wurde mir mit einem Male die Sache klar: ich hatte die Nilziegelpyramide von Aburoasch vor mir. Deutlich erinnerte ich mich der Abbildungen in Lepsius' großen Ansichten der Pyramidenfelder, die ich nur einige Wochen zuvor im egyptischen Museum zu Cairo gesehen hatte: der mohamedanische Kirchhof am Fuße des Felsens, die viereckige Form der Grenzen, welche die Nilziegelreste einnahmen, die Häuser des Dorfes: Alles traf zu. Wie gesagt, ist an diesen Resten eine pyramidale Form absolut nicht mehr zu erkennen. Man sieht nur unförmliche, hie und da Mauergefüge zeigende, mit einander theils verbundene, theils durch den zu Tage stehenden Fels unterbrochene Erdhaufen, an und in denen stachliche Wüstenpflanzen wuchern und zahllose Eidechsen, Geckos und Scorpione hausen. Von der Spitze des den Kern dieser Nilziegelpyramide bildenden Felsens erblickte ich westlich auf dem letzten der sich allmälig erhebenden Felsplateaux genau die Mauerreste der Steinpyramiden, scheinbar ungefähr eine Stunde von meinem Standpunkte entfernt, und entdeckte auch einen schmalen, an einem Steinbruche vorbei sich dort hinaufschlängelnden Fußweg. Ich verließ daher meinen Standpunkt, kletterte in die Ebene hinab und wollte mich mit meinen Begleitern auf jenem Fußwege zur Höhe begeben, als die Jungen, wie sie mein Vorhaben merkten und von mir gehört hatten, ich wollte auf jene Berge, sich plötzlich mich zu begleiten weigerten und baten, ich möchte sie unten lassen. Dazu hatte ich nun keine Lust, denn die Burschen trugen meine Botanisirtrommel, Spiritusgefäße, Jagdtasche und Patrontasche; ich hieß sie also ernstlich und drohend, mitzugehen. Die Folge war, daß sie sich eiligst aus dem Staube machen wollten. Was nun thun? Mit vieler Mühe und Aufbieten aller arabischen Redensarten, die mir zu Gebote standen, und Aufstecken einer humanen lächelnden Physiognomie, machte ich meine abtrünnigen Jungen wieder so ziemlich zutraulich, so daß sie sich auf zehn Schritt näherten und mir nun auf mein Befragen erklärten: sie fürchteten sich, auf die Berge zu gehen, denn dort gebe es „taban ketir u kobir", „viele große Schlangen", und es sei schon Mancher von ihnen gebissen worden. Obgleich ich eigentlich überzeugt war, daß mir die Jungen nur Etwas vorschwindelten und aus Besorgniß vor den Verletzungen ihrer bloßen Füße durch die scharfen Felsen nicht mitgehen wollten, so freute sich mein naturhistorischer Sammelgeist doch auf die Ertappung irgend einer kleinen Schlange, ich steckte daher ein Spiritusglas in die Tasche, die Flinte auf den Rücken, mit einigen Patronen versah ich mich ebenfalls und wanderte den Fußweg allein in die Höhe, nachdem ich die Buben bei meinen übrigen Sachen mit der Weisung zurückgelassen hatte, dort unten auf mich zu warten, bis ich wiederkäme. Das schien ihnen sehr recht zu sein, und ich sah sie sich sofort hinter einem Vorsprunge des Felsens niederlegen und dolce far niente spielen.

Mein Weg führte mich nach kurzem Steigen von einigen Minuten auf die schräg von West nach Ost abfallende Oberfläche des ersten Felsvorsprunges. Zu meinem nicht geringen Erstaunen war sie ganz von regelmäßigen Gräberreihen besetzt, die bald niedrige, schrägwandig aufsteigende Mauern, wie die bei den Pyramiden von Gizeh bildeten, bald halb oder ganz verschüttete Grabschachte darstellten, welche sowohl senkrecht als seitwärts in den Fels getrieben waren. Dadurch bekam das ganze Terrain ein unregelmäßig hügeliges Ansehen, indem jene oberirdischen mehr oder weniger unversehrten Grabbedachungen mit muldenförmigen Vertiefungen der Grabschächte abwechselten. Eine gewisse reihenförmige Anordnung der Grabreihen war jedoch nicht zu verkennen. Ob die Grabschächte schon einmal durchwühlt waren, ließ sich nicht erkennen; Gebeine und Mumienreste lagen nur wenige umher; an den oberirdischen Grabdecken war keine Spur einer frühern gewaltsamen Eröffnung zu entdecken, und ich glaube, daß Nachgrabungen zu einem guten Resultate führen würden.

Indem ich nun, so in dem Betrachten der einzelnen Gräberreste versunken, von Hügel zu Hügel über die Löcher und Gruben hinweg-

ſchritt und eben vom wallartigen Rande eines ſolchen Grabtrichters aus in letzteren hinabſteigen wollte, erhob ſich plötzlich nur ſechs bis acht Schritt vor mir hinter einem mitten im Grunde der Grube liegenden großen Steine eine große Schlange wohl drei Fuß empor und gebot mir mit drohend aufgeblaſenem Halſe und hin- und herwiegendem Oberkörper Halt!

Daß ich ganz mechaniſch wegen der drohenden Gefahr die Flinte herunter und an die Wange riß, mag mir wohl Jeder glauben: zugleich retirirte ich rückwärts den Rand der Grube in die Höhe und konnte nun etwas ruhiger und ſicherer, nicht einen ſchimpflichen weitern Rückzug antreten, ſondern einen Angriffsplan auf den Feind unter mir entwerfen. Ein Blick reichte hin, um in der Schlange, welche ſich um den Steinblock herumwand und augenſcheinlich einen Schlupfwinkel ſuchte, der aber hier nicht vorhanden war, eine der größten und gefährlichſten Giftſchlangen Egyptens, nämlich eine Naja Haje von ungewöhnlicher Größe und Stärke zu erkennen. Ich hatte auf den Plätzen Cairos die Gaukler oft mit einer ſolchen Naja Kunſtſtücke machen ſehen, auch ſchon von meinem Schlangenfänger Mohamed ein mehrere Fuß langes Exemplar gekauft; allein auch dieſem fehlten, wie bei allen von ihm gebrachten Schlangen, die Giftzähne. Hier hatte ich nun Gelegenheit, welche zu bekommen; aber wie? Das war die Frage.

Außer dem ſehr dünnen und kurzen Ladeſtock meiner Zündnadelflinte hatte ich gar keinen Stock, mit dem ich etwa durch einen gut gezielten Schlag auf den Nacken die Schlange hätte betäuben und dann in die Botaniſirbüchſe ſperren können; lebendig wollte ich ſie doch gern haben, ſonſt hätte ich ſie ja nur zu ſchießen brauchen; aber ich fürchtete durch einen Schuß das Thier zu ſehr zu zerſtückeln und die Haut zu verderben. So überlegte ich wohl zehn Minuten und ließ während dem die Schlange unter mir nicht aus den Augen. Sie verhielt ſich ſo lange ganz ruhig hinter ihrem Steine, ſo lange ich oben ruhig ſtand; ſobald ich aber mit einem Steinchen nach ihr warf oder einen Schritt näher zu ihr herunter that, hob ſie ihren S-förmig gekrümmten Körper wiegend hin und her und züngelte. Da ich nun keine Möglichkeit ſah, das Thier lebendig zu fangen und doch wenigſtens den Kopf mit den Giftzähnen unverſehrt haben wollte, ſo fiel mir der ganze vier Zoll breit im Affect aufgeblaſene Halstheil als Zielpunkt ein; das mit grobem Schrot geladene Gewehr an der Wange, näherte ich mich in kleinen Schritten; die Schlange hatte ſich bei dem dadurch verurſachten Geräuſch ſofort aufgerichtet und präſentirte mir ihren Hals auf's Beſte; als ich bis ſechs Schritt herangekommen war, zielte ich genau auf dieſen einen Augenblick ruhig gehaltenen Theil und drückte ab. Wie ich gehofft, ſo war es eingetroffen; der auf dieſe Nähe wie eine Kugel wirkende Schrotſchuß einer Patrone hatte den Kopf am obern Halstheile gänzlich vom Rumpfe getrennt und in furchtbaren Windungen peitſchte der kopfloſe Rumpf den Boden, bis einige tetaniſche Zuckungen auch ſein Abgeſtorbenſein andeuteten. Nun ſchob ich den Kopf in die Spiritusbüchſe, hing den 5½ Fuß langen Rumpf über die Flintenläufe und fuhr — durch dieſes unerwartete Ereigniß vorſichtig gemacht, mit zögernden Schritten und entſchieden geringerer den Antiquitäten zugewandten Aufmerkſamkeit im Unterſuchen des Terrains fort. Zu meinem großen Verdruſſe bemerkte ich bald, daß der Felsvorſprung, auf deſſen Oberfläche ich mich befand, ganz iſolirt ſich erhob und auch weſtwärts, dem übrigen Wüſtengebirge zu, nicht einmal mittelſt eines ſchmalen Grates mit dem Felsplateau zuſammenhing, auf dem die Steinpyramidenreſte thronten und welches von hier aus geſehen noch mindeſtens 1½ Stunden entfernt, auch von hier gar nicht, ſondern nur auf einem Umwege, zu erreichen war. Nachdem ich vergeblich am rings ſteil abfallenden Rande des Felſens umhergewandert war und mich zur Umkehr wandte, hörte ich Menſchenſtimmen und erblickte in der Entfernung auf den erſten Abhängen des Plateaus mehrere kleine und zwei große Geſtalten, verſtand auch das „hawage“ „Fremder“ und die winkenden Geberden. Bald erkannte ich an der Botaniſirbüchſe meine ungetreuen, nun aber getreuen Beduinenburſchen, die ſich auf mein Winken bald näherten. In ihrer Begleitung befanden ſich noch 2 Burſchen ihres Alters und zwei erwachſene Beduinen. Meine beiden jungen Bekannten theilten mir durch Geberden und Sprache mit, daß ſie mich hätten ſchießen hören und dann Nichts weiter vernommen; beſorgt, es möchte mir Etwas zugeſtoßen ſein, wären ſie in's Dorf gelaufen und hätten Succurs geholt, mit deſſen Hülfe ſie ſich aufgemacht, um mich aufzuſuchen. Neben einer unverhohlenen Freude, mich unverletzt und eine große Schlange getödtet zu ſehen, leuchtete ein gewiſſer Triumph aus den Augen der ganz intelligenten Burſchen, indem ſie laut wiederholten: „taban kebir u ketir“ mit einem Blick auf mich, als wollten ſie ſagen: Haben wir es Dir nicht vorhergeſagt, Du Dummkopf?

Mein Vorhaben, die übrigen Pyramidenreſte von Aburoaſch zu ſehen, mußte ich der nichtgeahnet weiteren Entfernung derſelben wegen aufgeben. Ehe ich aber den Rückweg nach Abuterdaſch einſchlug, folgte ich noch den neuhinzugekommenen Beduinen, welche ich nach „Antiken,“ dieſe ihnen wohlbekannten Zau-

berworte der Engländer, gefragt hatte, zu einigen unbedeutenden Grabschächten am Fuße des von mir erkletterten Felsens. Sie kratzten emsig darin herum und förderten eine Unmasse kleiner, tellerförmiger Thongefäße, vom Umfange eines Zweithalerstücks, sowie Menschengebeine, aber keine Idole zu Tage; einige Schmucksachen aus Achat und Carneol, die ich ihnen abkaufte, wollten sie auch in den dortigen Gräbern gefunden haben; neues Fabricat schienen sie allerdings nicht zu sein.

Nicht auf dem früher eingeschlagenen Wege, sondern quer durch den Wüstensand und ein mit Salsola-Arten dicht bedecktes feuchtes Terrain schlugen wir, d. h. meine früher engagirten Burschen und ich, die Richtung nach Abukerdasch ein. Die anderen beiden jungen und älteren Beduinen aus Aburoasch hatte ich durch ein Bakschisch von einigen Piastern sehr glücklich gemacht und entlassen. Possierlich war es aber zu sehen, wie sich meine jungen Begleiter mit dem Schlangenrumpf herumquälten, den ich zur Benutzung des Felles durchaus mitnehmen wollte. Da das Thier zu groß war, um in die Botanisirbüchse gestopft zu werden und die Jungen um keinen Preis dazu zu bringen waren, den Cadaver mit den Händen anzugreifen, so oft ich es ihnen auch vormachte: so hatten sie denselben über einen starken Stengel von Durahstroh gehängt und trugen ihn so, wie weiland die beiden Israeliten die große Traube aus dem Lande Canaan. Durch das Schleudern verlor das Thier aber natürlich oft die Balance und stürzte herunter: augenblicklich stoben die beiden Jungens schreiend auseinander, als hätte sie ein Scorpion gestochen, und ich mußte ihr Tragzeug selbst in Ordnung bringen.

Unter den Palmen von Abukerdasch angekommen, fand ich an unserm Frühstücksplatze weder meinen Freund v. H. noch meinen Esel nebst Treiber vor; da ich aber jenseit des Dorfes Schüsse hörte, so vermuthete ich Ersteren da und ging mit meinen Begleitern durch das Dorf. Das war aber keine leichte Aufgabe, ungefährdet hindurchzukommen, nicht wegen meiner Person, sondern wegen meiner Schlangenbeute. Das ganze Dorf gerieth in Aufregung und ehe ich 50 Schritt darin oder vielmehr auf dem an demselben herum führenden Damme gemacht hatte, war ich so von den herumlungernden Männern, besonders aber Frauen umringt, daß ich stehen bleiben mußte, um ihren Fragen Rede zu stehn. Wie die Furien fuhren sie mit Stöcken über das todte Thier her, so daß ich Noth hatte, es ihnen zu entreißen und mir dadurch etwas Luft schaffte, daß ich lachend die Schlange am Schwanze faßte und sie um mich im Kreise schwang. Das half, kreischend fuhren die Weibsleute und Kinder aus meiner Nähe, gänzlich unbekümmert, ob der Schleier und das blaue Hemde ihre Gesichter und andere reizende Partieen nur mangelhaft vor meinen Blicken verhüllten. Ein gesetzter und recht freundlicher Beduinenscheich, der mich kannte und mir früher bei meinen Jagdpartien sein Haus zum Nachtlager angeboten hatte, klopfte mich wiederholt auf die Schultern und ergoß sich in gewiß höchst schmeichelhaften Ausdrücken, die ich im Augenblick nicht verstand, die aber der italienisch sprechende Eseltreiber des Barons von H., der während des allgemeinen Spectakels mit seinem Herrn herbeigekommen war, verdolmetschte. Allerdings hatte der Scheich meinen Muth höchlichst belobt und der allgemeinen Freude der Dorfbewohner über die getödtete Schlange Ausdruck gegeben. „Denn, hatte er gesagt, dieses Thier hat schon viel Menschen getödtet und zwar immer am Chamis (d. h. Donnerstag), heute aber ist Mittwoch und Du hast es getödtet, Segen über Dich, denn morgen wird keiner von uns gebissen werden."

Die auf der Stelle abgezogene Haut maß bis zur Afteröffnung fünf Fuß und ich verehrte sie meinem Freunde v. H. zur Erinnerung an die Pyramide von Aburoasch.

Soweit mein Tagebuch.

Die aufgeschobene Besichtigung der steinernen Pyramidenreste von Aburoasch oben auf dem letzten Felsplateau habe ich leider nicht nachholen können und gebe hier nur eine von Wilkinson gelieferte kurze Beschreibung im Auszuge. Man gelangt übrigens am besten zu ihnen, wenn man von einem südwärts ungefähr eine halbe Stunde von Aburoasch dicht am Wüstensaume noch im Thale gelegenen Grabmal eines Scheich der Sohle eines Gebirgsbaches in ihren Windungen folgt; so steigt man allmälig immer höher und kommt von Norden her an die letzte Felserhebung, auf welcher die Reste der Pyramide befindlich sind.

Diese bestehen aus den fünf oder sechs untersten Stufen einer großen Pyramide; die Länge jeder Seite soll nach den Messungen von Vyse 320 Fuß betragen; an der Nordseite befindet sich der Eingang zu einem unterirdischen in einem Winkel von 22° abwärts führenden Gange von 160 Fuß Länge, an dessen Ende man in eine Grabkammer gelangt, welche 40 Fuß lang und 15 Fuß breit ist und wie in allen Pyramiden ein kleines Gemach über seiner Decke hat.

Westlich von diesem Pyramidenreste befinden sich andere Steintrümmer, deren frühere Bedeutung unbekannt ist, aber ein 4950 Fuß langer und 30 Fuß breiter Steindamm führt von Norden — der zugänglichsten Seite — her auf sie zu. Viele Granitstücke, welche

überall zerſtreut liegen, beweiſen, daß dieſes Material an den nun in Ruinen liegenden Bauwerken, vielleicht zur Bekleidung, verarbeitet geweſen iſt. Die Ausſicht von dieſer hohen und wegen ihrer Iſolirtheit von Wilkinſon „Halbinſel“ genannten Felſenpartie der libyſchen Wüſte ſoll ſehr ſchön und, weil man die ſüdlich gelegenen Pyramiden in einem Blick überſchauen kann, reichhaltiger ſein als die von den Pyramiden von Gizeh aus.

Ueber das Alter dieſer Pyramidereſte von Aburoaſch gibt keine einzige hieroglyphiſche Inſchrift Aufſchluß; man hält ſie für älter als die von Gizeh, mit welchem Rechte, weiß ich nicht; auch iſt nicht bekannt, wer ſie zerſtörte und ob aus ihrem Material etwa die beiden in ihrer Nähe befindlichen über den Canal in der Nilaue führenden Brücken erbaut ſind, welche ich vorhin erwähnte und welche laut den arabiſchen Inſchriften 1318 und 1480 n. Chr. aufgeführt wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Das Herz.

Von

Dr. Fr. Dornblüth.

Die Wechſelbeziehungen zwiſchen Körper und Geiſt im lebendigen Organismus aufzudecken, ihre Mittel und Wege nachzuweiſen, iſt eine der ſchönſten Aufgaben der Phyſiologie, der „Lehre vom Leben.“ Wohin von der einen Seite die Chemiker und die Phyſiologen des Stoffwechſels vordringen, die ſtofflichen Bedingungen des thieriſchen Lebens erforſchend; dahin kommen ihnen von der andern Seite die Ergründer der Nervenkräfte entgegen, die Glieder erörternd, welche den Organismus zur Einheit verbinden, die Mittel aufdeckend, durch welche ſeine Theile ineinandergreifen, die körperlichen Bedingungen erforſchend, welche den geiſtigen Vorgängen zu Grunde liegen, die Wege aufſpürend, auf welchen der Geiſt in der Körperwelt wirkt. Schwinden manche Illuſionen von der Leuchte der Erfahrungswiſſenſchaft, welche nur die Wahrheit als Ziel kennt, ſo iſt das gewiß kein Nachtheil für unſre geiſtige und ſittliche Bildung. Mit täglich vervollkommneten Hülfsmitteln und Methoden erforſchen wir den Körperbau bis in ſeine feinſten Einzelheiten, chemiſch-phyſikaliſche Unterſuchungen erweiſen die Herrſchaft und Wirkungsart der allgemeinen Naturkräfte im Leben, und ſogar die geheimnißvollſten der Lebensvorgänge, die Nervenkräfte, werden als elektriſche feſtgeſtellt. Schon liefert der lebendige thieriſche Organismus den Phyſiologen ein Inſtrument zur Prüfung elektriſcher Ströme, welche auf andere Weiſe ſchwer oder gar nicht nachzuweiſen wären, und in der Lehre vom Leben dürfen wir ſchon wagen, gewiſſe Körpertheile als ähnliche Inſtrumente des lebendigen Organismus zu betrachten, wenn ſie auch in ihren Leiſtungen, ſowohl in Betreff des zu Prüfenden, als auch des Prüfungsmittels, unendlich vollkommener ſind. Das Inſtrument der Phyſiologen iſt ein Muskel mit ſeinen Nerven; eins der intereſſanteſten Prüfungsinſtrumente des lebenden Organismus iſt ebenfalls ein Muskel mit ſeinem Nervenapparat: das Herz.

Die Muskeln, jene eigenthümlich faſrigen Gebilde des thieriſchen Körpers, welche als Fleiſch den bedeutendſten Theil unſrer Nahrung ausmachen, haben im lebenden Körper die Aufgabe, durch zeitweilige Verkürzung ihrer Faſern, Bewegung hervorzurufen; indem durch dieſe Verkürzung die Endpunkte der Muskeln mit den beweglichen Theilen, an welchen ſie befeſtigt ſind, einander genähert werden. Ein Muskel z. B., deſſen Faſern in der Schläfe am Schädel angewachſen ſind, geht mit ſeinem andern Ende an einen hebelartigen Knochenvorſprung der Kinnlade, und hebt, vermittelſt ſeiner Verkürzung, die letztern zum Beißen gegen den Oberkiefer. Wir fühlen eine Veränderung in dieſem Muskel, der bei der Zuſammenziehung feſter und dicker wird, wenn wir beim Kauen einen Finger an die Schläfen legen. In ähnlicher Weiſe können wir leicht an den Gliedmaßen das Spiel arbeitender Muskeln beobachten.

Im lebenden Organismus erfolgen Verkürzungen der Muskeln nur auf Veranlaſſung der Bewegungsnerven, welche wenigſtens jeden unter der Herrſchaft des Willens ſtehenden Muskel mit dem Gehirn oder Rückenmark verbinden. Dieſe Nerven, ſo weit ſie dem bloßen Auge ſichtbar ſind, dem ſie als weiße, rundliche Stränge erſcheinen, beſtehen nach den Aufſchlüſſen des Mikroſkops aus äußerſt dünnen Fädchen, welche von ſogenannten Nervenzellen im Gehirn oder Rückenmark entſpringen und in Geſellſchaft mit mehr oder weniger andern Fädchen — wo ſie dann in Maſſe auch dem unbewaffneten Auge ſichtbar ſind — zu ihren Muskeln hingehen, in welchen ſie mit zahlreichen Zweigen ſich ſo ausbreiten, daß anſcheinend jede Muskelfaſer an irgend einer Stelle ihres Verlaufes mit einem Nervenfaden in Verbindung tritt. Die centralen Nervenzellen, ſehr kleine, bläschenartige Körperchen (die größten haben etwa $^1/_{17}$, die kleinſten $^1/_{500}$ Linie im Durchmeſſer) mit einem weichen Inhalt, ſtehen durch ſehr zarte Fäſerchen vielfach unter einander und wohl auch mit anderen Theilen der Centralorgane

des Nervensystems in Verbindung, wodurch mancherlei Verknüpfungen in der Wirksamkeit von Nervenfäden, welche in ihrem Verlaufen weiter keine Verbindung mit einander haben, erklärt werden, so u. A. die Thatsache, daß ein Willensantrieb nicht einzelne Fasern eines Muskels, sondern den ganzen Muskel oder wohl auch mehrere, die sich in ihrer Wirkung unterstützten, gleichzeitig zur Verkürzung anregt.

Wenn ein solcher Muskelnerv im lebenskräftigen Thier irgendwo in seinem Verlaufe gereizt wird, sei es durch mechanische, sei es durch mancherlei chemische oder elektrische Einflüsse von hinreichender Stärke, so ist damit keine Empfindung verbunden, aber der Muskel verkürzt sich augenblicklich. Nach Durchschneidung solcher Bewegungsnerven bewegt sich der von ihnen versorgte Körpertheil nicht mehr willkürlich, wohl aber, wenn das zu den Muskeln gehende Nervenstück gereizt wird, so lange es noch lebenskräftig ist: nämlich verschieden lange Zeit nach der Durchschneidung sowie auch nach dem Tode des Thieres. Reizung des mit dem Gehirn oder Rückenmark zusammenhängenden Nervenstückes hat hingegen gar keine Folgen, und die Centralorgane haben jeglichen Einfluß auf die Muskeln verloren, deren Nerven durchschnitten sind.

Seit einigen Jahren wissen wir, daß jeder Nerv aus unzähligen und unendlich kleinen elektrischen Elementen besteht, welche in lebenskräftigen Nerven elektrische Ströme erzeugen, die durch ihre Einwirkung auf die Richtung der Magnetnadel des Multiplicatorapparats erkannt werden; wir wissen, daß diese Einwirkung um so stärker ist, je kräftiger der geprüfte Nerv; wir wissen, daß mit jeder Lebensthätigkeit des Nerven — z. B. mit Erregung einer Muskelzuckung durch denselben — eine Veränderung in dieser elektrischen Erscheinung vorgeht, deren Größe ebenfalls in grabem Verhältniß zu der Stärke der lebendigen Leistung steht; und wir schließen aus der Gesammtheit der hierauf bezüglichen Beobachtungen, daß die elektrischen Vorgänge in den Nerven wirklich das Wesen ihrer Lebensthätigkeit ausmachen.*)

Der Multiplicator besteht bekanntlich im Wesentlichen aus einer Magnetnadel, welche vielfach von einem Draht umkreist wird, durch den die zu prüfenden elektrischen Ströme geleitet werden. An der Abweichung der Nadel aus ihrer Ruhelage erkennt man die Richtung und Stärke des durch den Draht kreisenden elektrischen Stromes. Dies Instrument läßt uns aber völlig im Stich, wenn es sich um die Prüfung elektrischer Ströme handelt, welche in schnellem Wechsel in entgegengesetzter Richtung fließen, weil die Nadel, außer Stande, den in äußerst schneller Folge nach entgegengesetzten Richtungen wirkenden Bewegungsantrieben zu folgen, stillsteht, als wirke gar keine Elektricität auf sie ein. Ebenso wenig vermag die trotz aller Vervollkommnung immerhin verhältnißmäßig träge Magnetnadel elektrische Ströme von sehr kurzer Dauer überall oder in dem ihrer Stärke entsprechenden Grade anzuzeigen. In diesen Fällen gibt ein Muskel mit seinen Nerven ein ausgezeichnet fein prüfendes Instrument.

Nämlich grade durch solche elektrische Ströme, welche sehr schnell ihre Richtung oder Intensität verändern, wird der Bewegungsnerv in denjenigen Zustand versetzt, welcher anhaltende Muskelzusammenziehung veranlaßt. Wenn also ein Theil eines mit seinem Muskel noch verbundenen, recht lebenskräftigen Bewegungsnerven von den zu prüfenden elektrischen Strömen durchflossen wird, so zeigen sich letztere auch bei sehr geringer Intensität durch Zuckungen des Muskels an.

Ein solches Präparat liefert der Frosch, jenes allgemeine Orakel der Naturforscher, wo es sich um Fragen über die Lebenseigenschaften der Nerven handelt, auf welche er in der Regel deutlichere Antworten gibt als die meisten andern leicht herbeizuschaffenden Thiere. Sonderbare Ironie: grade eins der stupidesten Geschöpfe aus der ganzen Reihe der Wirbelthiere belehrt uns über die feinsten der geheimnißvollen Lebensvorgänge, deren Verknüpfung mit den irdischen Stoffen seit jeher die scharfsinnigsten Denker beschäftigt hat! Unser Thier verdankt seinen Vorzug erstens der Leichtigkeit, es zu den Versuchen vorzubereiten, und sodann der unschätzbaren Eigenschaft, verhältnißmäßig lange nach seinem Tode in seinen Theilen zu einigen der bemerkenswerthesten Leistungen thierischen Lebens fähig zu bleiben. Zu den Unterschenkelmuskeln des Frosches begibt sich ein starker Nerv, der von dem enthäuteten Schenkel (des eben geköpften Thiers) leicht herausgelöst, durch Abtrennen der zum Unterschenkel gehenden Weichtheile und des Schenkelknochen selbst ganz von dem übrigen Körper befreit und nebst dem von ihm beherrschten Unterschenkel auf einer Glasplatte isolirt wird. Dies Muskel-Nervenpräparat bewahrt lange seine lebendige Erregbarkeit und wird deshalb zu unserm Versuche benutzt.

Wird der Nerv mit einem Stück Kupfer und einem Stück Eisen berührt, so zuckt der Unterschenkel in dem Augenblick, wo die an-

*) Wegen dieser und einiger anderen, der Natur der Sache und der nothwendigen Raumbeschränkung halber hier nur andeutungsweise berührten Gegenstände erlaube ich mir auf meine Schrift „die Sinne des Menschen. Populär-wissenschaftlich ꝛc. Leipzig. O. Wigand 1857.“ Bezug zu nehmen.

dern Enden der Metalle an einander gelegt, und wieder, wenn sie von einander entfernt werden, d. h. sobald die durch die Metalle und den Nerven (als leitendes Verbindungsglied) gebildete Volta'sche (oder elektrische) Kette geschlossen und wieder geöffnet wird: Beginn und Aufhören des in den Metallen erregten und durch das eingeschlossene Nervenstück kreisenden elektrischen Stromes wird durch eine Muskelzuckung angezeigt. Durchfließt den Nerven eine Reihe sehr kurz dauernder elektrischer Ströme, so daß also Schließung, Oeffnung, Schließung u. s. w. der Kette äußerst schnell auf einander folgen, so entsteht aus der Summe der Zuckungen eine für die Dauer der Reizung anhaltende Muskelzusammenziehung, und ebenso wenn durch geeignete Vorrichtungen in schneller Folge die Richtung oder in nicht zu unbeträchtlichem Grade die Stärke der durch einen Abschnitt des noch lebenskräftigen Nerven geleiteten elektrischen Ströme geändert wird. Auf diese Erfahrung gründet sich die Benutzung des genannten Präparats als Mittel zur Prüfung elektrischer Ströme, welchen ein Theil des Nerven ausgesetzt wird. Es pflanzt sich aber bei diesen Versuchen nicht der elektrische Strom selbst zum Muskel fort, sondern es wird, wie unzweifelhaft erwiesen ist, der Nerv — und zwar nur der lebendige, lebenskräftige — in denselben Zustand innerer elektrischer Veränderungen versetzt, welcher im lebendigen Thiere vom Gehirn oder Rückenmark aus, z. B. durch den Willen, hervorgerufen wird.

In gewisser Weise können die meisten Muskeln des lebenden Körpers als solche Prüfungsinstrumente angesehen werden, indem sie die Wirkung innerer Erregungen der im Rückenmark und Gehirn vereinigten Nervenmassen durch ihre Verkürzungen anzeigen, mögen diese Erregungen ohne Seelenthätigkeiten durch die Einwirkung gereizter Empfindungsnerven auf die Centralorgane, mögen sie in diesen letzteren selbst durch jene dunkeln Vorgänge, welche den Willen oder andere Seelenregungen begleiten, veranlaßt sein. Nur weil der Wille in seiner Intensität so unberechenbar ist, hält man sich lieber an die ohne seine Mitwirkung zu Stande kommenden Bewegungen, und da erinnern wir uns gleich, daß wir im täglichen Leben die Mienen und Gesten, das Beben der Stimme, das unwillkürliche Lachen, den Schrei vor Schmerz, Angst, Zorn und andere oft durch alle Gegenwirkung des Willens nicht zu hemmenden Ausbrüche von Bewegungen als Maßstab unsers Urtheils über die veranlassende innere Erregung benutzen. Das feinste, an sich selbst so wie durch seine Verbindungen mit den Centralmassen des Nervensystems und seine Unabhängigkeit von den Einflüssen des Willens vollkommenste Instrument dieser Art ist aber das Herz; jenes räthselhaft lebendige Wesen in unsrer Brust, das zuerst sich regt von allen Theilen des werdenden Keimes, und zuletzt von allen des altersmüden, absterbenden Leibes, das alle Regungen des Gemüthes, Lust und Schmerz, bange Furcht, frohe Hoffnung und muthige Zuversicht im Wechsel seiner stärkeren und schwächeren, schnelleren und langsameren, bebenden und gleichförmig sicheren Schläge darstellt, verrätherisch das Blut in die Wangen treibt und dem Gewissen seine unermüdliche, unbestechliche Stimme leiht.

Das Herz ist bekanntlich der Mittelpunkt des Blutlaufs. Seine aus Muskelfasern gewebten Wandungen treiben durch rhythmische Zusammenziehungen den flüssigen Inhalt seiner Höhlen, das Blut, in die Schlagadern (denen hierdurch der Pulsschlag mitgetheilt wird), aus welchen zurückzuströmen es durch ventilartige Klappen verhindert wird, so daß ihm nur der eine Ausweg in das Canalsystem der Blutgefäße bleibt, welche es nach vollendetem Umlauf durch die Organe als Blutadern wieder in das Herz zurückführen. Während der jedesmaligen Erschlaffung der Wandungen in die Vorhöfe und aus diesen in die Kammern des Herzens eingeströmt, wird es an den Eingängen der letzteren ebenfalls durch Ventilklappen verhindert, die Richtung seines Stromes zu ändern. Kraft und Häufigkeit des Herzschlages bedingen die Schnelligkeit und Stetigkeit der Blutströmung, und können hierdurch mitbestimmend auf mancherlei Lebensthätigkeiten einwirken.

Das Blut ist der flüssige Nahrungs- und Bildungsstoff des lebendigen Leibes, die Quelle seiner Kraft und Leistungsfähigkeit, der Boden, aus welchem die Organe die zu ihren Verrichtungen erforderlichen Stoffe entnehmen. Ohne Blut keine Verdauung, keine Athmung, keine Wärme, keine Muskelbewegung, keine Nerventhätigkeit, kein Fühlen, kein Denken, kein Wollen. Hemmung des Blutflusses macht die Gliedmaßen schnell kalt, gefühl- und bewußtlos; ein Druck auf die Schlagadern des Halses, und das Gehirn, seiner Nahrungszufuhr beraubt, versagt seine Dienste: die Sinne umnebeln sich, Bewußtsein und Willen schwinden, und der Tod schließt die Scene, wenn nicht schleunigst die Hemmung entfernt wird. Das Blut vermittelt den Stoffwechsel, die nächste Bedingung thierischen Lebens: allen Körpertheilen Nahrung bringend und zugleich Verbrauchtes mitnehmend, um es in andern Organen zur weitern Umwandlung oder zur Entfernung aus dem Körper auszuscheiden. In den Wänden des Verdauungscanals nimmt es die flüssig gemachte Nahrung auf, welche neues Blut bildet; in den

Lungen tauscht es Sauerstoff, die Lebensluft, gegen Kohlensäure ein, um jenen dem Gehirn, den Nerven, den Muskeln und allen andern ebenfalls in stetem Wandel begriffenen Körpertheilen zuzuführen, wo sich in langsamer Verbrennung auf Kosten des Sauerstoffs Kohlensäure bildet, die endlich wieder in den Lungen entweicht. Die Blutgefäße mit ihrem Inhalt werden somit nicht unpassend dem Bewässerungssystem eines Fruchtfeldes verglichen, welches in tausend und aber tausend Canälchen den Boden durchzieht und den Wurzeln die aufgelöste Nahrung zuführt, aus welcher jedes Pflänzchen das ihm Gebührende und Erforderliche entnimmt. Das Herz ist das Pumpenwerk, welches diese flüssige Nahrung umtreibt. Durch beschleunigte und kräftige Herzschläge in rascheren Lauf gesetzt und deshalb in schnellerem Wechsel die Lungen durchströmend, nimmt das Blut mehr Sauerstoff auf und steigert mit dem beschleunigten Stoffwandel die Wärmebildung; und wie dem kräftig vollen Pulse mit normaler Ernährung das gesunde Kraftgefühl, Klarheit der Empfindungen und Sinneswahrnehmungen und ruhig stetiger Fluß der Gedanken entspricht, so entzieht übermäßige Steigerung mit gewaltsamer und bald aufreibender Anspannung aller Lebensverrichtungen die Muskeln der genauen Herrschaft des Willens, während Lichterscheinungen, Flimmern, Funkeln und Blitzen im Auge, Klingen und Brausen im Ohr, Undeutlichkeit und hastige Flucht der Vorstellungen und Gedanken, besonnene Ueberlegung und Entschließung störend, wilde Träume, Phantasien und Fieberwahn die Ueberreizung des Nervensystems bekunden: Erscheinungen, welche je nach dem Maß vorhandener Kraft früher oder später allgemeiner Erschlaffung und Abspannung Platz machen. Andererseits nennt das Sprichwort als Ursache körperlicher und geistiger Trägheit und Kälte den trägen Blutstrom, von langsamen Herzschlägen durch den schlaffen Körper getrieben. Was brauchen wir noch ärztliche Erfahrungen aufzuzählen, in denen etwa durch Krankheiten des Herzens bedingte Schwäche oder Unregelmäßigkeit der Herzbewegung Körperschwäche, ängstliche Stimmung, Schreckhaftigkeit oder Leidenschaftlichkeit mit sich führen, und welche die Beschaffenheit dieser Blutpumpe als körperliche Ursache mancher geistigen Eigenthümlichkeit, mancher Gemüths- und Charakterbeschaffenheit kennzeichnen?

Immerhin ist aber wie das Blut, so auch das Herz nur eine entferntere Ursache jener geistigen Lebensvorgänge; die nächste Ursache, der Sitz aller Fähigkeit und Thätigkeit der Seele und somit alles desjenigen, was wir als Gemüth zu bezeichnen pflegen, ist lediglich in den Nervenmassen des Gehirns. An diese ist alle geistige Thätigkeit gebunden, und nur durch das Gehirn kann das Herz, sei es vermittelst der Blutbewegung, sei es durch Anregung von Empfindungen, auf die Seele einwirken.

Wir nennen das Gehirn den Sitz der Seele: denn nur durch Einwirkung auf das Gehirn bringt die gereizte Nervenfaser Empfindungen zu Stande, niemals wenn der Nerv vom Gehirn getrennt, oder wenn das Gehirn — etwa durch Blutmangel oder Druck, durch Vergiftung oder Entartung — unfähig ist, durch Nerveneinfluß verändert zu werden; nur im Gehirn und unter derselben Bedingung gesunder Nervenleitung und Hirnthätigkeit geschieht die Anregung der Bewegungsnerven zur Einleitung von gewollten und gewußten Bewegungen; nur bei gesunder Beschaffenheit des Gehirns — d. h. immer der für das Einzelne wichtigen Theile, denn das Gehirn ist ein sehr zusammengesetztes Gebilde, — gibt es Bewußtsein, Empfinden, Vorstellen, Wollen, Urtheilen, Denken, und das Gehirn verknüpft die verschiedenen Theile und Thätigkeiten des Organismus zur lebendigen Einheit.

„Aber im Herzen fühlen wir die Schmerzen des Kummers, den Jubel der Freude, im Herzen die Regungen der Liebe und die Mahnungen des Gewissens!“ Wenn das nicht ein Irrthum ist. Zunächst sind es immer nur Bewegungen des Herzens, die wir fühlen, und zwar nicht die gewöhnlichen, ordnungsmäßigen, sondern deren Veränderungen, die, wie wir bald sehen werden, auf verschiedene Weise durch Nerveneinfluß hervorgerufen werden können. Sodann aber *scheint* uns jede Empfindung am Ende einer Nervenfaser und bei den höheren Sinnen sogar außerhalb des Körpers zu liegen, obgleich sie doch nur im Gehirn selbst entsteht: denn wenn Empfindungsnerven zwischen ihrem äußeren Ende und dem Gehirn durchschnitten werden, so macht kein Eindruck auf den abgetrennten Theil des Nerven noch Empfindung; dagegen glaubt man auch unter solchen Umständen noch in den empfindungslosen Theilen zu fühlen, sobald eine Einwirkung auf den noch mit dem Gehirn verbundenen Theil des Nerven oder auf dessen Ursprung im Gehirn ausgeübt wird. So können Blinde von Lichterscheinungen, Amputirte Jahre lang nach der Operation von Schmerzen in den verlorenen Gliedern heimgesucht werden. Wem im Traum oder im Fieberwahn das Gehirn erregt ist, der glaubt, daß seine Empfindungen an den Orten entstehen, wo er erfahrungsmäßig sie zu finden gelernt hat, in der Haut, vor den Augen, den Ohren ꝛc., und wenn kleine Stellen des Gehirns verletzt sind, können weit entfernte Körpertheile empfindungs-

los oder ſchmerzhaft werden, ohne daß ſie ſelbſt irgend wie von Verletzung oder Krankheit betroffen ſind. Der ſcheinbare Ort einer Empfindung beweiſt alſo Nichts für den Sitz derſelben. Auf die durch Mangel an Nerven oder durch Unterbrechung der Nervenleitung empfindungsloſen Theile kann aber jede Einwirkung geſchehen, ohne daß eine Empfindung entſteht: die Seele, wie ſie nur durch Hirn und Nerven auf den Körper einwirkt, erfährt auch nur durch Nerven und Hirn von körperlichen Vorgängen.

Das Herz ſteht nicht durch andere Mittel unter dem Einfluß der Seele, wie andere Muskeln auch, d. h. es kann ihre Einwirkung nur durch Nerven erfahren. Und daß ſeine Bewegungen vorwaltend durch Gemüthsbewegungen verändert werden, gibt keinen Grund, Herz und Seele zu identificiren, man müßte denn auch dem Cyniker geſtatten, die Seele des Hundes in demjenigen Organ dieſes treuen und klugen Thieres zu ſuchen, deſſen Wedeln ſo genau ſeinen Stimmungen entſpricht. Und das Herz ſteht in der That nicht in einer beſondern Beziehung zur Freude, zur Angſt, zum Kummer, zur Liebe, ſondern es wird durch alle heftigen Erregungen des Gehirns berührt, namentlich durch alle ſtärkeren Leidenſchaften, gleichwie die ebenfalls nicht durch Willen zu hemmenden Thränenwerkzeuge, die auch durch jede Leidenſchaft, Aerger, Zorn, Freude, Bewunderung, Rührung, Traurigkeit, Schrecken, Angſt, Furcht und Liebe, Sehnſucht und Abſcheu, zum Thränenguß veranlaßt werden können, ohne daß darum Jemand die Thränendrüſen und die beim Weinen bewegten Muskeln als Sitz dieſer Gemüthsbewegungen anſehen würde. Die Leidenſchaften haben vielmehr ihre körperliche Grundlage, die nächſte nothwendige Bedingung ihres Entſtehens, in den Nervenmaſſen des Gehirns und folgen ſowohl in ihrer Entſtehung, als auch in ihrer Ausbreitung auf andere Theile des Nervenſyſtems, in ihrem Wirken nach außen — auf bewegende und abſondernde Organe — den allgemeinen Geſetzen der Nerventhätigkeit.

Die Nerven, welche den Seeleneinwirkungen unmittelbar zugänglich ſind und ſie auf körperliche Verrichtungen übertragen, treten paarweiſe, je einer für die entſprechenden Theile jeder Körperſeite, von der unteren Fläche des Gehirns und von beiden Seiten des Rückenmarks hervor, welches letztere vorläufig als ein Stamm vieler nebeneinandergelagerter Nervenfaſern, die aus dem Gehirn entſpringen und auf dieſem geſchützten Wege ſich ihren Bezirken nähern, angeſehen werden kann; obwohl hier Wechſelwirkungen unter den verſchiedenen Faſern ſtattfinden, welche in den eigentlichen Nervenſtämmen, nachdem ſie die Centralorgane verlaſſen haben, nicht mehr vorkommen. Die Phyſiologie ſchließt aus vielfältigen Erfahrungen, daß die Seelenerregungen in den oberen Theilen des Gehirns ihren Sitz haben, und lehrt, daß die Erregungen der Nerven von hier aus nach unten längs des Grundſtamms im Gehirn und des Rückenmarks fortſchreiten, ſo daß am leichteſten die zu oberſt entſpringenden Nerven in Thätigkeit verſetzt werden. Mit dem Wachſen der centralen Erregung ſteigert ſich nun nicht bloß die Wirkung auf beſtimmte Nervenbahnen, ſondern breitet ſich auch in ſtetem Fortſchritte auf die weiter abwärts entſpringenden Nerven aus. Es ſind die Nerven der Augenmuskeln, welche am leichteſten erregt werden, daher iſt das Auge — durch ſeine Bewegungen — der Spiegel der Seele. Dann folgen die Nerven der Thränenwerkzeuge, der Kaumuskeln (Zuſammenbeißen und Klappern der Zähne, Offenſtehen des Mundes), der Geſichtsmuskeln, welche dem Antlitz ſeinen mimiſchen Ausdruck verleihen; die Nerven des Schlingapparats (krampfhafte Schlingbewegungen, Steckenbleiben des Biſſens im Halſe), der Stimm- und Athmungswerkzeuge nebſt gewiſſen Nerven des Herzens, und der Sprache; des Nackens, der oberen Gliedmaßen, des Rumpfes und endlich der unteren Gliedmaßen. Zugleich entſpringen längs des Rückenmarks Nerven, welche auf die Blutgefäße, das Herz, die Baucheingeweide einwirken.

Ein zweiter Erfahrungsſatz lautet, daß diejenigen Muskeln am leichteſten den Erregungen Folge leiſten, welche überhaupt der geringſten Energie der Bewegungsantriebe bedürfen, ſei es wegen ihrer geringeren Maſſe, ſei es wegen geringen Kraftforderniſſes bei Leichtbeweglichkeit ihres Anſatzpunktes oder unbedeutendem Widerſtand, ſei es durch Uebung oder Gewohnheit. Daher der Vorzug der Muskeln des Augapfels, der Geſichtszüge, des Stimmorgans vor den Armen, an denen wieder die Finger leichter folgen als der ganze Arm im Schultergelenk; endlich aller dieſer vor den großen Muskeln des Rumpfes und der untern Gliedmaßen. Dieſe Reihenfolge ſehen wir bei leidenſchaftlichen Aufregungen. Auch bei Träumenden ſprechen zuerſt die Geſichtsmuskeln die Erregungen des Schlummernden aus, bei größerer Intenſität folgen die Sprach- und Stimmwerkzeuge, deren Lispeln noch ſpäter durch Theilnahme der großen Ausathmungsmuskeln zum Schlafreden ſich ſteigert; dann geſellen ſich Geſticulationen hinzu und im höchſten Grade der Erregung treten die Ortsbewegungen des Schlafwandlers auf. Wie viel zum Auftreten beſtimmter Bewegungen die Uebung thut, lehren in höchſt bezeichnender Weiſe die Träume der unterrichteten Taubſtummen, welche mit

Fingerbewegungen statt in Worten vorgehen. (Vgl. die anziehende Schilderung der taubstummen und blinden Laura Bridgeman in Dickens' „Amerika," und Burdach's „Blicke in's Leben, Bd. 3 Sinnesmängel und Geistesnacht.")

Ein dritter Erfahrungssatz lehrt, daß übergroße Erregung vorübergehende und in seltenen Fällen auch wohl dauernde Lähmung der Nerven herbeiführt. Der gelindeste Grad solcher Lähmung zeigt sich durch Unsicherheit der Bewegungen, und auch hier finden wir dasselbe Fortschreiten von oben nach unten: schwankende und zitternde Augenbewegungen und das gebrochene Auge, Herunterſinken der Kinnlade, Beben der Lippe, das (im Schreck) erstarrte Gesicht, Zittern der Stimme, Stottern, zuletzt Zusammenbrechen der Kniee ꝛc.

Die Beziehungen des Herzens zum Gehirn und Rückenmark sind nun freilich nicht so einfach als diejenigen der anderen Muskeln, welche bei den so eben aufgeführten Bewegungen betheiligt sind. Alle diese Muskeln, auch die wie die Athemmuskeln rhythmisch arbeitenden, bewegen sich im Leben nur auf Anregung ihrer von den großen Centralorganen des Nervensystems entspringenden Nerven, und verlieren ihre freien — d. h. aus inneren Ursachen eintretenden — Bewegungen und nach kurzer Zeit auch ihre Bewegungsfähigkeit, wenn diese Nerven durchschnitten oder durch andere Verletzungen leitungsunfähig geworden sind. Das Herz dagegen kann seine rhythmischen Bewegungen eine Zeit lang nach Aufhebung aller Nervenverbindung zwischen ihm und dem übrigen Körper fortsetzen; ja das Froschherz pulsirt viele Stunden lang, nachdem es aus dem Körper herausgenommen ist. Jene anderen, aus den gleichen Elementen wie das Herz zusammengesetzten Muskeln werden durch Reizung ihrer Nerven zu einer, entweder schnell vorübergehenden, oder auch während der Gesammtdauer sehr schnell auf einander folgender Reize — z. B. durch fortwährend unterbrochene elektrische Ströme — anhaltenden Zusammenziehung veranlaßt; beim Herzen dagegen läßt sich durch Einwirkung aus der Ferne, vermittelst der Nerven, nur die Häufigkeit und Kraft der Schläge auf längere Zeit verändern. Bei andern Muskeln zucken auf örtlich beschränkte Reizung ihrer Masse nur die getroffenen und nächst angrenzenden Faserbündel, — das Herz macht im Ganzen schnellere Schläge, und wenn es bereits stillstand, begrenzt sich die Wirkung selten in örtlicher Zuckung oder einmaliger Zusammenziehung, sondern es pflegt auch in dem gänzlich vom Körper getrennten Herzen eine Reihe von regelmäßigen Bewegungen zu erfolgen, welche genau in derselben Art und Weise, wie im lebenden Körper von den Vorhöfen, in welche die Blutadern einmünden, auf die Kammern, aus welchen die Schlagadern entspringen, fortschreiten. Nur wenn das Herz bereits im Absterben begriffen ist, treten auch wohl ungeordnete Bewegungen auf, aus deren Erscheinen sich schließen läßt, daß nicht etwa in der Anordnung der Muskelfasern oder überhaupt in dem Bau des Herzens die Ordnung seiner Bewegungen begründet ist. Vielmehr sieht man daraus, daß das ordnende Princip früher abstirbt als die einzelnen beweglichen Theile, und da wir nun überall geordnete Bewegung von Muskeln nur aus der Mitwirkung von Nerven hervorgehen sehen, so sehen wir uns auch für das Herz nach einem ordnenden und leitenden Nervenapparat um, der nur innerhalb dieses Organs liegen kann, da es auch ohne Zusammenhang mit dem übrigen Körper seine regelmäßigen Bewegungen zu machen im Stande ist. In der That finden sich Nervenzellen, ganz ähnlich denjenigen, von welchen die Bewegungsnerven im Rückenmark und Gehirn entspringen, innerhalb der Herzwandungen, besonders zahlreich an einer bestimmten Stelle, und zwar, wie es scheint, — denn die Untersuchung dieser zarten und so verborgenen mikroskopischen Gebilde gehört zu den schwierigsten — theils solche ohne Fortsätze, theils solche mit Fortsätzen, aus denen eine oder zwei Nervenfasern hervorgehen. Diese Nervenzellen, vielleicht durch Fortsätze unter einander verbunden, werden als Erreger und Ordner der Herzthätigkeit angesehen, indem es wenigstens nach Versuchen an Fröschen scheint, daß geordnete Zusammenziehungen bestehen können, so lange die Stelle der Herzscheidewand, an welcher die Hauptanhäufung der Zellen sich findet, unverletzt ist und mit dem übrigen Herzen oder selbst nur mit Stücken desselben, welche unter diesen Umständen noch regelmäßig zucken können, in Zusammenhang steht. Und wenn auf Reizung jeder Stelle des Herzens geordnete Zusammenziehungen des ganzen Organs erfolgen, so schließt man, daß durch den Reiz erregte Nervenfasern jene kleinen Centralorgane zur Hervorrufung der Bewegung veranlassen, grade wie solches durch Vermittlung des Rückenmarks in den sonst vom Willen abhängigen Muskeln ohne oder sogar trotz der Einwirkung des Willens geschieht, wenn z. B. ein Kitzel in der Nase unwillkürliches Niesen, im Kehlkopf Husten zu Wege bringt.

Dieser eigenthümliche Nervenapparat des Herzens, so scheinen die Erfahrungen der Physiologen gedeutet werden zu müssen, entwickelt unter Beihülfe des in den Blutgefäßen der Herzwände kreisenden sauerstoffhaltigen Blutes durch den lebendigen Stoffwechsel jene (wahr-

ſcheinlich elektriſche) Kraft, welche die Herzmuskeln zu rhythmiſchen Zuſammenziehungen veranlaßt. Wie aber dieſe ununterbrochen erzeugte Nervenkraft in Unterbrechungen auf die Muskelfaſern wirken könne, das ſuchen wir durch ein Bild uns zu veranſchaulichen. Wenn dem mit Elektricität geladenen Conductor einer Reibungselektriſirmaſchine ein Elektricitätsleiter in eine gewiſſe Nähe gebracht wird, ſo ſpringen von Zeit zu Zeit Funken über, obwohl durch fortwährende Drehung der Glasſcheibe der Maſchine dem Conductor fortwährend Elektricität zugeführt wird: die Elektricität muß ſich zu einer gewiſſen Menge, zu einer gewiſſen Spannung angeſammelt haben, ehe ſie in Geſtalt eines Funkens den Abſtand zu dem Leiter zu überſpringen, den Widerſtand der iſolirenden Luftſchicht zu überwinden vermag. Es ſteht frei, ſich ähnliche Vorgänge in den Nervenzellen thätig zu denken, um ſo mehr, da die lebendigen Kräfte der Nerven ſich weſentlich als elektriſche zeigen. Man mag ſogar diejenigen Nervenzellen, welche nicht durch Fortſätze unmittelbar in Nervenfaſern übergehen, mit dieſer Vorſtellung in Verbindung bringen, indem es leichter denkbar erſcheint, daß die rings geſchloſſene zarte Hülle iſolirend wirke, als der für das Auge gleichförmige Inhalt der Faſern. Doch haben wir in dieſer Anſchauung Nichts weiter als ein Bild, das einſtweilen die Vorſtellung erleichtern ſoll, bis es gelungen iſt, die Anordnung der elektriſchen Molecüle in den Nerven und Nervenzellen zu erforſchen.

Beim erwachſenen Menſchen ſchlägt das Herz bekanntlich ungefähr ſiebenzig Mal in der Minute. Sowohl die Häufigkeit als die Kraft der Herzbewegungen, ſo weit letztere ſich durch den Aderſchlag oder Puls (d. i. die Wirkung der bei jedem Herzſchlage in die Adern gepreßten Blutmenge) und durch die Erſchütterung der Bruſtwand am Herzen ſchätzen läßt, werden nicht nur durch den Ernährungszuſtand des Herzens, die Blutbeſchaffenheit und mancherlei Verhältniſſe der Blutſtrömung, ſondern auch, was uns beſonders intereſſirt, durch zahlreiche Einflüſſe verändert, welche nur durch Nervenverbindung auf das Herz einwirken können.

Faſt von jedem Körpertheil aus kann durch Reizung ſeiner Empfindungsnerven die Häufigkeit und auch wohl die Kraft der Herzſchläge vergrößert werden: ſtarke Hautreizung, ſchmerzhafte Verletzungen, ſehr viele auf einzelne Theile beſchränkte Krankheiten haben dieſe Wirkung. Sie erfolgt durch Vermittlung des Rückenmarks, ohne Mitwirkung des Gehirns, namentlich ohne Mitwirkung von Seelenthätigkeiten, wie Empfindung, Bewußtſein, Willen. Im Schlafe, in manchen kranthaften Zuſtänden, ſelbſt bei eben geköpften Thieren, wo keine Empfindung oder ſonſtige (bewußte) Seelenthätigkeit ſtatthat, können dieſe Wirkungen erfolgen; nicht aber wenn durch Verletzung oder Krankheiten der Nerven oder des Rückenmarkes ſelbſt die leitende Verbindung zwiſchen dem gereizten Theile, dem Rückenmark und Herzen aufgehoben iſt. Derartige Reflexbewegungen — Bewegungen durch Zurückſtrahlung der Nervenkraft — ſehen wir ſehr häufig in willkürlich beweglichen Muskeln ſogar trotz der Gegenwirkung des Willens eintreten. Wenn eine Fußſohle gekitzelt wird, ſo gerathen bei den meiſten Menſchen, namentlich bei Kindern und überhaupt bei reizbaren, ſogenannten ſenſibeln Perſonen, zunächſt die Muskeln deſſelben Beines, dann auch ſolche entfernterer Körpertheile, z. B. diejenigen der Athmung beim Lachen, in unwillkürliche, krampfhafte Zuckungen. Der auf die Empfindungsnerven ausgeübte Reiz wirkt erregend auf das Rückenmark, innerhalb deſſen die Erregung ſich den Urſprüngen der Bewegungsnerven mittheilt, welche dann die von ihnen abhängigen Muskeln in Bewegung verſetzen. Je weiter die Erregung ſich im Rückenmark ausbreitet, — und die Ausbreitung wächſt, wie wir bereits erwähnt haben, im Allgemeinen mit der Stärke des Reizes — deſto mehr Muskeln gerathen in Reflexbewegungen, und zwar um ſo leichter, je weniger der Wille, ſei es abſichtlich, ſei es im Schlafe oder in andern bewußtloſen Zuſtänden, ihrem Eintreten widerſtrebt. Werden durch eine kräftige Willensanſtrengung, oder etwa durch Anſpannung andrer Muskeln die zunächſt zu Reflexbewegungen ſtrebenden Muskeln gehindert, dieſem fühlbaren Streben Folge zu leiſten, ſo ſcheint es, als breite die erregte Nervenkraft um ſo leichter ſich auf andere Nervenurſprünge aus, als müſſe ſie einen andern Ausweg ſuchen, um die innere Spannung in's Gleichgewicht zurückzuführen. Daher die gleichſam entlaſtende Wirkung des Schmerzensſchreies, des Zuſammenbeißens der Zähne. Dieſe bedeutungsvolle Thatſache werden wir auch an den Herzbewegungen beſtätigt ſehen.

Auf ähnlichen Wegen kommen Reflexbewegungen nach Seelenerregungen zu Stande. Letztere, z. B. durch Sinneseindrücke hervorgerufene Vorſtellungen, etwa ein Erſchrecken, haben ihren Sitz in den Nervenmaſſen des Gehirns, deren Erregung ſich bei hinreichender Stärke bis auf die Urſprungsſtellen bewegender Nerven ausdehnt und nun bald eine Bewegung einzelner Muskeln oder Muskelgruppen, etwa ein Zucken des Geſichts, einen Ausruf oder Schrei u. dgl. m. hervorruft, bald ſich auf die meiſten oder alle Muskeln ausbreitet: Zuſammenfahren, Zuckungen, Krämpfe oder gar allgemeine Erſchlaffung, ſelbſt Lähmung hervorbringt.

Diesen psychischen, vom Gehirn aus erregten Reflexbewegungen nahe verwandt sind die Mitbewegungen, d. h. das Hinzutreten nicht gewollter zu beabsichtigten Bewegungen. Wir wollen die Nasenflügel heben: zugleich runzelt sich die Stirn; wir wollen einen Finger beugen oder strecken: die Nachbarn streben, die Bewegung mitzumachen; wir wollen eine Last heben, zugleich verziehen wir das Gesicht, spannen die Athemmuskeln und machen andere unnütze oder unzweckmäßige Bewegungen; wir springen: und viele andere Muskeln, des Gesichts, der Arme u. s. w. ziehen sich ohne unsern Willen zusammen. Alle diese Bewegungsantriebe, in den Mitbewegungen wie in den Reflexbewegungen, folgen den Nervenbahnen und deren Verbindungen im Rückenmark und in der Verlängerung desselben an der Grundfläche des Gehirns: die Mittheilung der Erregung geschieht niemals innerhalb der Stämme und Aeste der Nerven, wo die Fasern, jede von einer eigenen Hülle bekleidet, ohne unmittelbare Verbindung neben einander herlaufen, sondern nur innerhalb der Centralorgane, wo den Fasern die Hüllen fehlen, und wo außerdem die Verzweigungen der Nervenzellen, von welchen die Nervenfasern entspringen, zahlreiche Wege der Mittheilung von Erregungszuständen darzubieten scheinen. Uebrigens gelten für die Ausbreitung der Erregung auch die oben (S. 409 ff.) mitgetheilten Erfahrungssätze.

Auch das Herz nimmt an Mitbewegungen wie an Reflexbewegungen Theil. Keine Gemüthsbewegung, keine irgend stärkere Geistesaufregung geht ohne Veränderung des Herzschlages einher; und daß zu heftigeren, mit einiger Anstrengung verbundenen Körperbewegungen beschleunigte und verstärkte Herzschläge — als Mitbewegungen — sich gesellen, ist eine Sache der alltäglichen Erfahrung. Wir können nicht laufen, tanzen, springen, Lasten heben und tragen, mit den Armen schlagen, Holz hacken, fechten, turnen u. s. w., ohne schnellere und stärkere Herzschläge zu fühlen, sei es durch die bloße Erschütterung der vorderen Brustwand, sei es, indem wir eine Hand auf die Gegend des Herzschlages auflegen. Aber sogar mit geringen Bewegungen ohne bedeutenden Kraftaufwand, z. B. mit dem Aufstehen vom Liegen oder Sitzen, mit langsamem Gehen u. dgl. m., wird die Herzbewegung um Etwas beschleunigt; bei Belastung des Armes steigt schon die Häufigkeit des Pulses; etwas mehr, wenn der Arm bis zur Ermüdung ausgestreckt gehalten wird; noch mehr, wenn man ein Gewicht möglichst rasch hin- und herschwingt; ja, bei manchen Menschen genügt schon die Kieferbewegung beim Kauen, um den Herzschlag zu beschleunigen.

Die Mittheilung dieser centralen Erregungen auf das Herz geht vom obern Theil des Rückenmarks aus; aber ihre Wirkung ist durch die nämliche Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, welche überhaupt die Anregung von Herzbewegungen durch Reize kennzeichnet, daß nämlich auch einer möglichst schnell vorübergehenden Erregung nicht eine einzelne Zuckung, sondern Beschleunigung und Verstärkung der Herzschläge folgen, welche nach verschieden langer Zeit ganz allmälig wieder in die gewöhnliche Gangart übergehen. Bei den rhythmischen Athembewegungen, deren leitendes Centralorgan sich in der obern Fortsetzung des Rückenmarks befindet, sehen wir durch schnell vorübergehende Erregungen, z. B. durch einen plötzlichen Schreck, nur eine einmalige Muskelzusammenziehung erfolgen, welche sich etwa durch einen jähen Schrei oder kurzes Stillstehen des Athems ausspricht, während nur anhaltend wirkende Erregungen eine dauernde Beschleunigung des Rhythmus der Athembewegungen herbeiführen. Wir lernten bereits oben als Ursache dieser Besonderheit der Herzbewegungen den im Herzen selbst gelegenen Nervenapparat ansehen, der in noch helleres Licht gestellt wird durch den bewegunghemmenden Einfluß gewisser vom Gehirn, oder genauer ausgedrückt, vom verlängerten Mark, dem öfter erwähnten Verbindungsgliede zwischen Hirn- und Rückenmark, zum Herzen gehender Nerven.

Vor ungefähr zwölf Jahren wurde die wissenschaftliche Welt von den Gebrüdern E. H. und Ed. Weber in Leipzig durch eine Entdeckung überrascht, welche allein die Namen dieser ausgezeichneten Forscher verewigen würde, wenn auch nicht durch unzählige andre Verdienste um die Wissenschaft ihr Ruhm bereits fest begründet gewesen wäre, — die Entdeckung, daß elektrische Reizung (vermittelst des fortwährend unterbrochenen Stromes magnet-elektrischer Apparate) einer beschränkten Stelle des verlängerten Markes, so wie eines aus jener Gegend entspringenden Nervenpaares, welches in zwei Stämmen zu beiden Seiten der Luftröhre am Halse heruntersteigt und außer zu zahlreichen andern Theilen, von denen ihnen der Name Lungen-Magen-Nerv oder der noch gebräuchlichere des herumschweifenden, nervus vagus, zu Theil wurde, auch dem Herzen Endäste zuschickte — daß diese Reizung das in voller lebendiger Bewegung begriffene Herz für die Dauer der elektrischen Einwirkung zum Stillstand bringt, und zwar nicht im Zustande der Zusammenziehung, wie man nach der bekannten bewegungerregenden Wirkung dieser Art Reizung auf andre Muskelnerven vermuthen sollte, sondern in gänzlicher Ruhe. Dieser Stillstand geht mit dem Aufhören der

elektrischen Erregung alsogleich wieder in geordnete Bewegungen über und kann daher nicht auf Erschöpfung beruhen; er macht ferner, ganz im Gegensatze zu den bis dahin bekannten Erfolgen der Reizung von Muskelnerven, von selbst neuen Bewegungen Platz, wenn diese Nervenerregung zu lange fortgesetzt wird, d. h. wenn die elektrisirten Nerven durch Ueberreizung in Erschöpfung gerathen. Es ergab sich im weiteren Verfolgen dieser Versuche durch die Entdecker und viele andere Physiologen, daß nur der fortwährend unterbrochene elektrische Strom diese Bewegungshemmung durch die Herzäste des herumschweifenden Nerven bewirkt und zwar (bei Reizung der Nervenstämme) einerlei, ob die Nerven noch mit ihrer Ursprungsstelle zusammenhängen, oder ob sie oberhalb der gereizten Stelle durchschnitten sind: zum Beweise, daß eine directe Wirkung durch die Nerven selbst, nicht eine indirecte durch das Gehirn oder Rückenmark zur Frage steht; ferner, daß nicht Fortpflanzung der Elektricität auf das Herz selbst, sondern Erregung der Nerventhätigkeit das Wirkende ist: denn Zusammenschnüren des Nerven durch einen feuchten Faden zwischen dem Herzen und der elektrisirten Stelle verhindert den Erfolg, der feuchte Faden als guter Leiter der Elektricität kann jedoch nicht die Fortpflanzung elektrischer Ströme, wohl aber diejenige der Nervenerregung hindern, wie sich an jedem andern lebenskräftigen Nerven mit Leichtigkeit nachweisen läßt. Ueberdies macht der elektrische Strom auf das Herz selbst geleitet nicht Ruhe, sondern beschleunigte und verstärkte Bewegung desselben, oder sogar starrkrampfartige Zusammenziehung der elektrisirten Stelle. Im Gegensatz zu dem fortwährend unterbrochenen elektrischen Strom, welchen seine Einwirkung auf Bewegungs- wie auf Empfindungsnerven als Erreger der Nerventhätigkeit kennzeichnet, hat der constante elektrische Strom der galvanischen Batterie die Eigenschaft, die in einer kurzen Strecke durchströmten Bewegungsnerven für die Dauer der Einwirkung in ihrem ganzen Verlaufe zu lähmen: unterzieht man eine Strecke des herumschweifenden Nerven am Halse dieser Behandlung, so steht das Herz nicht still, sondern schlägt schneller. Werden endlich (bei Thieren) diese beiden Nervenstämme am Halse durchschnitten, so tritt eine große Beschleunigung der Herzbewegungen ein, welche letztere anfangs kräftig sind, allmälig aber immer schwächer und schwächer werden, und im Verlaufe höchstens einiger Tage erfolgt — wie es scheint durch Erschöpfung der Herzkraft — der Tod. Demnach ist es Erregung der herumschweifenden Nerven, was die Herzbewegung hemmt, Lähmung oder Erschöpfung derselben, was sie beschleunigt und verstärkt, und der Vagusnerv mit seinem Centrum im verlängerten Mark ist recht eigentlich ein Lenker und Mäßiger, ein Regulator des als Anreger der Bewegung anzusehenden eignen Herznervenapparats zu nennen. Und in der That sind Fasern des Vagus bis zwischen die Nervenzellen verfolgt, deren mit Fortsätzen versehener Theil den eigentlichen Bewegungsnerven des Herzens zum Ursprung zu dienen scheint. Derselbige Nervenzellenapparat des Herzens ist es, durch dessen Vermittlung, wie wir vermuthen, das Rückenmark auf die Herzbewegungen einzuwirken vermag, und aus dessen Zwischentreten man erklärt, daß alle Versuche, durch Reizung des Rückenmarks und der außer dem Vagus zum Herzen tretenden Nerven auf dies Organ einzuwirken, im Ganzen sehr unsichere Ergebnisse liefern.

Es ist uns leicht, in dieser eigenthümlichen Stellung des Herzens zum Nervensystem eins jener weisen Mittel zu bewundern, welche die Natur überall anwendet, wo es sich nach unserm der Erforschung ursächlichen Zusammenhanges unter den Erscheinungen zugewendeten Denkvermögen darum handelt, ein wesentliches Princip von zufälligen Einflüssen möglichst unabhängig zu machen. Ein solches wesentliches Princip ist die ungestörte und möglichst gleichmäßige Erhaltung oder gemäß den Körperbedürfnissen mit Nothwendigkeit gesteigerte Kraft und Schnelligkeit des Blutlaufs. Schafft die als Mitbewegung vergrößerte Herzthätigkeit den angestrengten Muskeln vermehrte Zufuhr an Sauerstoff und Nahrung, so wäre doch häufig die Gesundheit und selbst das Leben den bedenklichsten Störungen ausgesetzt, wenn körperliche oder geistige Einflüsse in dem Grade der Reflex- und Mitbewegungen oder der willkürlichen Bewegungen andrer Muskeln auch das Herz in seinen Bewegungen beherrschten. Eine äußerst kurze Unterbrechung des Blutlaufs im Gehirn genügt, um das Leben unwiederbringlich zu vernichten; ein übermäßig heftiger Herzstoß kann durch Sprengung eines zarten Blutgefäßes an wichtiger Stelle, etwa im Gehirn, lebenslängliches Siechthum, Lähmungen oder Geistesstörungen herbeiführen. Die unabhängige Stellung der bewegenden Herznerven, welchen centrale Erregungen auf zwei Wegen mit entgegengesetzter Wirkung, hemmend oder treibend, zugeleitet werden, sichert den Organismus in hohem Grade vor übermäßiger Herzerregung mit ihren bedenklichen Folgen. So unfruchtbar es für die menschliche Erkenntniß ist, sich in Speculationen über die Zweckmäßigkeit einer natürlichen Einrichtung zu ergehen, so belehrend ist es, die natürlichen (chemischen, mechanischen u. s. w.) Mittel zu betrachten, welche mit Nothwendigkeit die uns vor Augen tretenden Folgen herbei-

führen. Von diesem Gesichtspunkt aus erwägen wir noch den Mechanismus der Herznerven.

Man sollte glauben, das Herz, dies leichtbewegliche, weder durch directen Willenseinfluß, noch durch Gegenwirkung zu hemmende Organ, müsse bei seiner großen Neigung, durch alle centralen Erregungen und Bewegungsantriebe in Mitbewegungen zu gerathen, immer leichter und in immer gesteigertem Maße solchen Anregungen folgen. Denn im Allgemeinen kehren Mitbewegungen mit jeder absichtlichen oder unabsichtlichen Wiederholung um so leichter wieder, so daß man schließlich nicht selten, z. B. bei den zusammengesellten Bewegungen beider Augen, zweifelhaft ist, ob durch Nervenverbindung nothwendig begründete Vergesellschaftung zweier Bewegungen, oder ob eingeübte oder angewöhnte Mitbewegung vorliegt. Das durch oftmalige Wiederholung erleichterte Eintreten der Mitbewegungen erklärt manche Eigenthümlichkeit im Minenspiel, in den Gesticulationen u. dgl. m., und wird absichtlich benutzt beim Einüben vieler mechanischer Fertigkeiten. Die unter der Herrschaft des Willens stehenden Muskeln haben in diesem eine gewisse Schranke gegen Reflex- und Mitbewegungen, und so lernen wir auch durch Uebung eine Menge natürlicher Mitbewegungen vermeiden. Beim Kinde spielen auf jeden Bewegungsantrieb fast alle Muskeln, und es bedarf vieler Uebung, um die gewollten Bewegungen von den nichtgewollten Mitbewegungen zu isoliren, so daß die Hand das Erstrebte ergreift, ohne daß zugleich die Füßchen strampeln, und daß später die Füße zum Gehen sich anschicken, ohne daß Gesicht und Hände mitarbeiten. Bei jeder einzuübenden Fertigkeit wiederholt sich dasselbe Spiel, namentlich durch erforderliche Kraft oder Geschicklichkeit schwierigere Bewegungen sind anfangs stets von einer Menge von unwillkürlichen Mitbewegungen begleitet, was wir beim Turnen, Exerciren, am Clavier und der Geige wie beim Singen täglich beobachten können. Wir müssen eine gewisse Kraft aufwenden, um diese Mitbewegungen zurückzuhalten, grade wie es eine gewisse Anstrengung erfordert leidenschaftlichen Erregungen keinen Ausdruck durch Bewegungen zu geben. Besonders die leichtbeweglichen Muskeln der Augen und der Gesichtszüge, so wie überhaupt solche, welche bei ihrer Verkürzung geringe Widerstände zu überwinden haben, werden schwer der strengen Herrschaft des Willens unterworfen, und es ist lange Zeit und viel Erfahrung nöthig, um die beweglichen Gesichtszüge des Kindes, in welchen jede leiseste Seelenregung sich abmalt, in das verschlossene Antlitz des Welterfahrenen zu verwandeln, mag hier der entschieden einer bestimmten Richtung zugewendete Wille sie starr in Fesseln halten, oder in eingelernter Beweglichkeit sie benutzen wie die Sprache, um die Gedanken zu verbergen.

Das Herz ist nicht in solche Fesseln zu zwängen. Es spottet unsers Willens. Und Uebung würde es nur in gesteigertem Maße alle Körperbewegungen begleiten lassen, wenn nicht andere, mechanische Verhältnisse dem vorbeugten. Wenn die Centralorgane in einem Bewegungsantrieb erregt sind, so findet die gespannte Nervenkraft am leichtesten da einen Ausweg, wo ihr die größte Bereitwilligkeit zur Bewegung entgegenkommt: die dem Willen unterworfenen Bewegungsnerven mit ihren Muskeln in diesen Zustand der Bereitwilligkeit zu führen, ist die Aufgabe der Uebung. Je schwerer ein solcher Ausweg gefunden wird, desto leichter und desto ausgebreiteter treten Mitbewegungen ein; je leichter die Nervenkraft ihre Bahn findet und auf dieser gesammelt bleibt, desto weniger erfolgen Mitbewegungen. Bei kleinen Kindern werden die unbedeutendsten Erregungen, die gewöhnlichsten Körperbewegungen von beträchtlich häufigeren Herzschlägen begleitet: gesunde Erwachsene spüren kaum anders als bei schweren Anstrengungen, namentlich bei solchen ungewohnter Art, eine beträchtliche Steigerung ihrer Herzthätigkeit, und selbst die Beschleunigung des Pulses, welche eine genauere Beobachtung entdeckt, steht doch in keinem Verhältniß zu der bei Kindern gefundenen. Sehr auffallend ist es aber, wie das Herz bei ungewohnten Arbeiten, z. B. wenn der Bewohner des Flachlandes zum ersten Mal einen auch nur mäßigen Berg ersteigt, so überaus heftig und häufig schlägt, während binnen kurzer Zeit einige Uebung diese lästige Begleitung fast verschwinden läßt. Manche Personen machen auf Bällen die überraschende Erfahrung, daß bei den ersten Tänzen das Herz arbeitet als wolle es die Brust zersprengen, bis nach einiger Zeit — natürlich mit dazwischen getretenen Erholungspausen — wo die Leistung der im Tanze bewegten Muskeln nicht geringer ist, es mit einer mäßigen Beschleunigung und Verstärkung der Herzbewegung weitergeht. Diese Erfahrungen fügen sich durchaus der Deutung, daß die Nervenkraft nach einmal ausgefundenen Bahnen weniger auf andere Theile übergreife, und diese Erklärung wird von einer andern Seite her durch die Thatsache bestätigt, daß geistige Erregungen um so gewaltiger auf die Herzbewegung einwirken, je weniger sie andere Auswege finden. Wenn durch den Willen oder durch äußere Umstände die Körpermuskeln gefesselt werden, dann wendet sich die ganze Nervenkraft den nicht vom Willen be-

herrschten Theilen zu, vor allen dem Herzen, das nun in stürmischem Jagen und mit gewaltsam die Brust erschütterndem Pochen der inneren Erregung Ausdruck gibt.

Die durch Seelenerregungen hervorgerufenen Nerventhätigkeiten nehmen ihren Ursprung in den oberen Nervenmassen des Gehirns und passiren auf ihrem Wege zu den Muskeln alle oder wenigstens größtentheils das verlängerte Mark, wo sie auf den Centralpunkt der Hemmungsnerven des Herzens einwirken können. Die erste Folge heftiger Erregung ist in der That (wenigstens zuweilen) Anhalten des Herzschlages durch die Vagusnerven, und es entspricht völlig der Sache, wenn wir vom ersten Augenblicke eines Affects sagen: das Herz stand mir still. Plötzlicher Tod würde die Folge sein, wenn die Herzbewegung nicht alsbald wieder anfinge. Können heftige Gemüthsbewegungen plötzlich durch Herzlähmung tödten, so mag es auf diese Weise geschehen; solche Fälle sind aber, wenn sie überhaupt vorkommen, jedenfalls zu selten und zu wenig genau beobachtet, um als erwiesen angenommen werden zu dürfen. In der Regel hält die Hemmung nur äußerst kurze Zeit der treibenden Kraft des Herznervenapparats die Wage, um so weniger als nun die fortschreitende Erregung vom Rückenmark aus zu schnelleren und kräftigeren Schlägen zu treiben beginnt. Uebermaß der Erregung kann aber auch sogleich die Hemmungsnerven durch Lähmung außer Thätigkeit setzen, und dann stürmt das Herz in ungefesseltem Lauf seiner endlichen Erschöpfung entgegen, wenn nicht inzwischen die Hemmung sich wieder zur Wirksamkeit erholt. Nicht wenige Krankheiten, in welchen das Gehirn der vorwaltend leidende Theil ist, geben überraschend deutliche Bilder dieser Vorgänge: während Reizungszustände, besonders die sogenannten Entzündungen anderer lebenswichtiger Organe von großer Beschleunigung der Herzschläge begleitet zu sein pflegen, haben solche Zustände des Gehirns, wo die Reizung sich auf die Ursprünge der hemmenden Nerven erstreckt, durchaus einen langsamen Puls im Gefolge; sobald aber im schlimmeren Falle Erschöpfung und Lähmung des Gehirns sich einstellt, wird der Puls außerordentlich beschleunigt und durch die eintretende Erschöpfung des Herzens allmälig schwächer und schwächer.

Die Wechselwirkung, so zu sagen das Balanciren, zwischen Hemmung und Antreiben der Herzthätigkeit macht die Untersuchung dieser Verhältnisse außerordentlich schwierig, und oft entziehen sie sich durch die Verwicklung mannigfacher miteingreifender Bedingungen vollkommen jeder Deutung. Wir müssen uns hier darauf beschränken, die Vorgänge im Allgemeinen zu schildern. Mit dem Ablauf der centralen Erregung, sei sie auf dem Wege des Reflexes durch Empfindungsnerven erweckt, sei sie durch den Willen oder durch Leidenschaften veranlaßt, kehren auch die Herzschläge zu ihrer regelmäßigen Häufigkeit und Stärke zurück. Wir können nur durch Hinwegräumung der Ursachen auf die veränderte Herzbewegung einwirken, durch Entfernung eines Nervenreizes, durch Ruhe des Körpers, durch Beruhigung des Gemüthes. Wenn wir erwägen, daß auch Leidenschaften sich nicht durch einen unmittelbaren Willensact unterdrücken lassen, sondern dadurch gebändigt werden, daß man den Vorstellungen einen andern Inhalt, den Gedanken und dem Wollen eine andere Richtung gibt, so erkennen wir, wie wahr man das Herz mit dem Gemüth als gewissermaßen unabhängig dem Verstand und Willen gegenüberstellt. Die Sprache ist sehr natürlich dahin gekommen, das Gemüth in das Herz zu verlegen, oder gradezu Gemüth und Herz zu identificiren: denn von den Vorgängen im Gehirn fühlen wir Nichts, wohl aber die Erschütterung der Brustwand durch den Herzschlag. Wie leicht uns aber die Empfindung täuscht, sehen wir auch darin, daß ein gewisses in der Gegend des Herzens empfundenes Gefühl auf dies bezogen wird, während es in Wirklichkeit seinen Sitz in den Athmungswerkzeugen hat. Es gibt hierfür keinen Grund, als daß die Theile, in welchen es entsteht, ohne anatomische Kenntnisse uns gänzlich unbekannt sind, während das Herz durch sein Klopfen sich Jedem bemerkbar macht, und in der Regel grade mit größrer Gewalt, wenn das fragliche Gefühl entsteht. Die Athmungswerkzeuge haben den ordnenden und leitenden Mittelpunkt ihrer Bewegungen in derselben Gegend des verlängerten Markes, aus welcher die Regulatoren der Herzbewegung entspringen, und beiderlei Bewegungen stehen theils von hier aus, theils durch gegenseitige mechanische Einflüsse zwischen den Athembewegungen und dem Blutlauf in sehr inniger Beziehung zu einander. Dieselbe centrale Erregung, welche auf den Herzschlag einwirkt, beschleunigt das Athmen oder stört die regelmäßige Thätigkeit der Athmungsmuskeln. Besonders wenn das Zwergfell, welches durch seine Zusammenziehung die Luft in die Lungen einsaugt, seine Dienste versagt, dann stellt sich ein Gefühl der Beengung in der Herzgegend ein, und „es lastet mit Centnerschwere auf der Brust," bis mit dem Wiedereintreten der ordentlichen Bewegung die krampfhaft bedrückte Brust frei wird, „als fiele ein Stein vom Herzen."

Wir haben vorhin bereits angedeutet, daß das Herz mancherlei Rückwirkungen auf den Körper, und sowohl durch angeregte Gefühle, als durch Veränderungen der Blutströmung

auf das Gehirn ausübt. Aber auch hier wird von der volksthümlichen Redeweise Manches dem Herzen zugeschrieben, wobei es höchstens einen Theil der wirkenden Kräfte, und noch weniger die eigentlichen Grundursachen liefert. So ist es mit dem Wort: das Herz treibt das Blut in die Wangen. Während die centrale Erregung sich längs des Rückenmarks ausbreitet, gehen von hier aus auch Bewegungsantriebe auf die Häute der Schlagadern über, durch welche diese Röhren verengert werden. Besonders lebhaft wirken die obern Theile des Rückenmarks auf die Adern des Gesichts und Halses, welche der bedeckenden Haut vermittelst des durchschimmernden Blutes ihre Färbung verleihen. Die Verengerung der Gefäßröhren vermindert natürlich die in ihnen enthaltene Blutmenge, sowohl durch das Auspressen des Inhalts, als auch durch den erschwerten Zufluß, Letzteres um so mehr, jemehr gleichzeitig durch die Hemmungsnerven die Herzthätigkeit beschränkt ist: das Gesicht erblaßt im Schreck, im Zorn, überhaupt meistens im ersten Augenblicke jeder leidenschaftlichen Erregung. Sobald sich nun aber die Herzthätigkeit wieder frei entwickelt — und gewöhnlich setzt sie nach der Pause der Hemmung mit recht kräftigem Schlage wieder ein — und das einen Augenblick aufgestauete Blut mit vermehrter Kraft in die Adern treibt, so geben besonders die feineren, aus den dünnsten Häuten gebildeten Gefäßchen dem stärkeren Blutandrang nach, das Antlitz, der Hals und nicht selten der ganze Körper werden roth und, durch die stärkere Blutströmung in der Haut erwärmt, von brennender Hitze übergossen. Am auffallendsten sind diese Vorgänge stets im Gesicht, besonders in den Wangen, wo ein dichtes Gefäßnetz, eine zarte Haut und zahlreiche, sehr empfindliche Nerven zusammentreffen; aber es kann, wie die Erregung das Rückenmark hinuntergeht, ein Schauer den ganzen Körper überlaufen, und wenn dann der Gefäßkrampf sich löst, der „das Blut zum Herzen zurücktreten“ ließ, ein Gefühl der Wärme und des Prickelns von den Schläfen bis in die Zehenspitzen hinunterfließen. Es bedarf nicht vieler Worte, um zu erklären, wie mit dem Wechsel der mannigfachen in die Handlung eingreifenden Bedingungen das Gesammtbild verschiedene Gestaltung zeigen muß, so daß bald mit dem Vorherrschen des ersten Acts die Bläße, bald mit dem zweiten die Röthe überwiegt, bald auch wohl beide mehrfach mit einander abwechseln können. Ferner ist es offenbar, daß diese Veränderungen in der Weite der Blutgefäße, in dem Drucke, welchen sie auf die Umgebungen ausüben, und in der Blutströmung nicht unbemerkt an den Empfindungsnerven und dem Gehirn vorübergehen können, wovon eben jenes Frösteln und Brennen, Kälte- und Hitzeschauer die auffallendsten Zeichen sind; es macht sich aber auch die Veränderung des Herzschlages selbst, wie viele Veränderungen sonst unbemerkter Lebensvorgänge, mit großer Bestimmtheit fühlbar. Und hier kommt nun besonders jene Eigenthümlichkeit des Herzens zur Wirkung, durch einmalige, vorübergehende Erregung nicht zu einer oder einmal verstärkter Zusammenziehung veranlaßt zu werden, sondern durch bloße Beschleunigung und größere oder geringere Verstärkung seiner Schläge auf längere Zeit hin die geschehene Erregung anzuzeigen.

Es gibt kein kräftigeres Mittel, eine Vorstellung in der Seele zu unterhalten oder wieder zu erwecken, als das Fortdauern oder Wiedereintreten empfundener Bewegungen, welche zuerst durch jene Vorstellung hervorgerufen wurden: darum glätten wir die Stirn mit der Hand, um leichter einen trüben Gedanken zu verjagen, der jene in Falten zog; darum begleiten wir, ohne noch die schallerzeugende Luft auszustoßen, mit Bewegungen unsrer Stimm- und Sprachwerkzeuge die Laute und Worte lebhafter Gedanken. Aber keine solche Empfindung ist so aufdringlich und hartnäckig, wie das ewig erneuerte und unsrer Willenseinwirkung unzugängliche Klopfen des Herzens, welches scheinbar unabhängig jeder Seelenbewegung zur Seite tritt. Da vermuthen wir in diesem Organ eine Macht, welche unserm Wollen und Entschließen nicht unterworfen, als Gefühl dem Verstande zur Seite tritt; und wenn aus dem Ringen zwischen Vernunft und Neigung, aus dem Kampf der Leidenschaft mit dem natürlichen, angebornen Streben nach harmonischer Entwicklung und Einheit unsers Wesens, dem Widerstreit gegen die durch Erziehung und Bildung gewonnene ethische Gesammtmasse unsrer Vorstellungen, aus dem Streit zwischen Freiheit und Knechtung unsers rechten Wesens die Erregung dem Herzen sich mittheilt, dessen wiederkehrende Schläge immer wieder den Ausgangspunkt des Streites wachrufen und in immer neuen Gedankenreihen das alte Thema widerhallen lassen, dann fühlt der Mensch im Herzen eine sittliche Macht, er ahnt einen Richter seiner geheimsten Gedanken und hört im Herzen die Stimme des Gewissens, welche ihn festigt und zurückweist auf den Weg des Rechts und der Pflicht, auf die Bahn der harmonischen Gestaltung und Entwicklung seines Wesens.

Das Herz ist ein so aufmerksamer Belauscher der verborgensten Vorgänge im Gehirn, daß kaum eine Regung dort vorgeht, ohne sich ihm mitzutheilen, mag sie noch so dunkel im Hintergrunde weilen und wieder

verſchwinden, ohne klar in's Bewußtſein zu treten. Dunkle, halblebendige Vorſtellungen des Erlebten, der allgemeinen Tagesereigniſſe, des Inhalts geleſener oder gehörter Erzählungen, ſelbſt erinnerungsloſe Träume und mancherlei verſteckte Körperzuſtände wirken oft gleichſam heimlich auf die Gemüthsſtimmung und auf die Herzbewegung ein, welche nach ihrer Art in verſtärkten Schlägen oder in gleichſam ängſtlichem Beben die innere Spannung wiederſpiegelt. Finden wir in uns ſchauend nicht die Urſache und mit ihr die Löſung der Spannung, die wie eine Frage der Seele vorſchwebt, dann harren wir wohl bangend der Zukunft entgegen, ob ſie uns das Räthſel löſen werde. Und da mag es denn nicht ſelten ſich begegnen, daß ein Ereigniß eintritt, welches wie eine Löſung des Räthſels die Erregung zu beſtätigen ſcheint, die als dunkle Vorahnung ihr voraufgegangen iſt. Wer hat wohl nicht ſchon dieſen „Schatten kommender Ereigniſſe“ gefühlt? Eine ſcheinbare Beſtätigung gilt dem glaubensdurſtigen, ſtets dem Geheimnißvollen zugewendeten Menſchenſinn mehr als hundertmaliges Ausbleiben der Erfüllung, das bald in Vergeſſenheit verſinkt! Dieſe alltägliche Erfahrung beſtätigt ſich auch an dem ſogenannten Ahnungsvermögen des Herzens. Beſonders wer durch Krankheit und Mißgeſchick niedergebeugt iſt, gebrochenen Muthes in die Zukunft blickt, mit Vorliebe ſich trüben Stimmungen, wohl gar der Wolluſt des Schmerzes hingibt, überall Unglück ſieht und ängſtlich grübelnd das Eintreten des geahnten erwartet, dem wird es auf dem niemals ganz geebneten Lebenswege freilich ſelten an Ereigniſſen fehlen, in welchen er eine Erfüllung ſeiner Ahnungen finden kann. Wer aber mit einiger Aufmerkſamkeit und Unbefangenheit ſich ſelbſt beobachtet, dem wird es gewiß nicht lange entgehen, daß ſolchen Ahnungen vielleicht meiſtens die Erfüllung fehlt, und es wird ihm ſelten — um ſo weniger, je mehr er ſich in ſolcher Beobachtung übt — fehlſchlagen, die voraufgegangene Urſache ſeiner Ahnungen zu entdecken. Das Herz ſpricht nur aus, daß das Gehirn, daß die Seele erregt iſt. Wenn hier Ruhe und Frieden iſt, hat auch das Herz ſeinen gleichförmigen, dem Körperzuſtand angemeſſenen Gang. Wo in Gleichgültigkeit der Kampf der Vorſtellungen ſchweigt, da hat auch das Herz keine Stimme, das Ringen anzufeuern; wo die Vorſtellungen in träger Maſſe ruhen oder langſam und kraftlos neben einander her gehen, da wird auch das Blut von langſamen und kraftloſen Herzſchlägen umgetrieben; wo keine Leidenſchaft den Geiſt anfeuert, kein Sturm der Gedanken und Gefühle das Hirn erregt, da hat auch das Herz den einförmigen Gang des Uhrwerks, ein todtes mechaniſches Pumpwerk, ohne Spannkraft, ohne Feuer, der wahre „Stein im Buſen.“ Wo niederdrückende Leidenſchaften und Stimmungen, Kummer und Sorge, Gram und Furcht die Geiſteskraft beugen, da zeichnen ſchwache, in Angſt zu ſchnelleren und vorübergehend heftigen Schlägen geſteigerte Herzbewegungen den energieloſen und doch oft ſo flüchtigen Wechſel der Geiſtesbilder; der Freude mit raſch wechſelnder Mannigfaltigkeit lebhafter Bilder, der gehobenen Stimmung überhaupt entſpricht dagegen mit raſchen, vollen Athemzügen der kräftige, volle Pulsſchlag, bald entſchieden, wie es dem feſten Wollen geziemt, bald in hüpfendem, tanzendem Rhythmus, den innigen Dankes- und Jubelchor begleitend und immer wieder neu anregend.

So ſehen wir in der That im Herzen jenes Prüfungsinſtrument der Phyſiologen in vollkommenerer Geſtalt; ein Prüfungsmittel für die lebendigen Hirnerregungen, welche alle geiſtigen Vorgänge begleiten, meiſtens allein dem Betheiligten fühlbar, aber feiner, ſchneller und ſicherer wirkend, als die dem fremden Beobachter ausgeſetzten, ſo oft gehemmten oder verſtellten Bewegungen äußerer Muskeln; ein Prüfungsmittel, das die geheimſten Seelenregungen in ihren leiſeſten Abſtufungen und Uebergängen gar oftmals früher andeutet, als ſie dem Bewußtſein ſelbſt klar werden, ſei es in banger Vorahnung drohender Zukunft, ſei es in den erſten Wallungen ſchüchtern keimender junger Liebe, das erſte Mahnen jener gewaltigen Macht, die bald das ganze Weſen beherrſchen und das Herz mit den ſüßeſten Gefühlen erfüllen ſoll; ein Prüfungsmittel, das ſelbſt rückwirkend den Weg zeigt im Sturm des Lebens, der ſichere Compaß auf wogendem Meer!

Der Chryſopras.

Von

Dr. Jakob Röggerath.

Unter den kieſeligen oder quarzigen minder koſtbaren Schmuckſteinen, ehemals ſogenannten Halbedelſteinen, iſt der Chryſopras einer der beliebteſten, da er eine ſehr ſchöne apfelgrüne Farbe von ſehr verſchiedenen Nüancen beſitzt, angenehm durchſcheinend iſt und eine vortreffliche Politur annimmt, wozu ſich noch die Eigenſchaft geſellt, daß er in größern rein gefärbten Stücken ziemlich ſelten iſt. Jedermann kennt ihn und er wird häufig zierlich geſchliffen in Siegelringen, Bruſt-,

Arm- und Gürtelspangen und Schlössern, in Diademen und andern Schmucksachen getragen. Manche seiner besondern Eigenthümlichkeiten sind aber vielleicht weniger bekannt und verdienen einer nähern Anführung. Dahin gehört zunächst, daß der Chrysopras bei längerm Gebrauche, namentlich zum Siegeln, seine Farbe theilweise verliert, nach und nach verbleicht; Wärme und Sonnenlicht entziehen ihm die Farbe. Es rührt dies von dem ihm eigenthümlichen färbenden Principe her, welches aus Nickeloxyd besteht. Der Chemiker Klaproth fand letzteres zuerst auf, zugleich aber auch, daß der Chrysopras eine geringe Quantität Wasser enthält. Das Nickeloxyd ist daher wahrscheinlich mit Wasser verbunden als ein sogenanntes Hydrat in dem Chrysopras vorhanden, und viele Metalloxyde erscheinen in ihren Färbungen anders und oft viel schöner, wenn sie Wasser enthalten. Geht ein Theil des Wassers durch den Einfluß der Wärme in den Steinen verloren, so verschwindet ihre ursprüngliche schöne Farbe mehr oder weniger. Chrysoprase, welche in jener Weise ihre Farbe eingebüßt haben, erlangen sie wieder, wenn sie einige Zeit in feuchte Erde eingegraben oder in befeuchtete Baumwolle eingewickelt aufbewahrt werden. Noch leichter kann man aber ihre Farbe wieder herstellen, wenn man sie mit einer erwärmten salpetersauren Nickelauflösung behandelt. Die Achatschleifer von Oberstein an der Nahe, wo bekanntlich die Achatindustrie in großer Blüthe steht, wissen es sehr gut, daß die sämmtlichen kieseligen Schmucksteine, Achate, Onyxe und dergleichen im Allgemeinen von der Schönheit ihrer Färbungen verlieren, wenn sie scharf austrocknen; deßhalb vergraben sie ihre Steinvorräthe immer so lange in die Erde, bis sie dieselben zum Schleifen verwenden. Sie sind überhaupt große Virtuosen im Färben der Steine und stellen auch jetzt auf künstlichem Wege aus gewöhnlichen weißen Chalcedonen Chrysoprase dar, welche den natürlichen ziemlich ähnlich sind. Ein Kenner wird aber doch immer diese künstlich gefärbten Steine von den echten unterscheiden können. Mit Recht könnte man den Chrysopras den preußischen oder specieller den schlesischen Nationalstein nennen, da man diesen grünen Stein bisher in seiner eigenthümlichen Färbung durch Nickeloxyd bloß in Schlesien bei Kosemitz, Gläsendorf, Grochau und Baumgarten unweit Frankenstein in einem aufgelösten, fast erdigen Serpentinfels gefunden hat. Häufig spült der Regen auf den Grochauer Bergen Chrysopras los oder die Pflugschar bringt ihn zu Tage. Er kommt im Serpentin, und zwar in größern schönen Stücken ziemlich selten, in plattenförmiger Gestalt in Adern und Trümmern in Begleitung von einigen andern Mineralien vor. Diese sind vorzüglich Quarz, Hornstein, Chalcedon, Opal, Pimelith (die beiden letzten Mineralien erscheinen in der Farbe des Chrysoprases und sind ebenfalls durch Nickeloxyd gefärbt), Asbest, Talk, Steinmark, Grünerde und Speckstein. Man nennt den mit dem Chrysopras vorkommenden grünen Opal auch Chrysopal. Der Pimelith scheint eine Umbildung des Chrysopras und Chrysopals zu sein. Die Steinschleifer zu Warmbrunn in Schlesien verarbeiten den meisten Chrysopras. Man sagt, daß ein preußischer Officier den Chrysopras zuerst im Jahre 1740 bei einer Mühle auf den Kosemitzer Bergen entdeckt habe. Damals mochte der Fundort des Chrysoprases unbekannt gewesen sein, denn seine Verwendung ist eine viel ältere. Die kostbaren Steinmosaikwände der St. Wenzelscapelle in der Domkirche St. Veit zu Prag, welche aus dem vierzehnten Jahrhundert herrühren, enthalten große prachtvolle Stücke von Chrysopras in Menge. Friedrich der Große schmückte seine Schlösser damit aus, und in dem Königlichen Schloß zu Potsdam befinden sich zwei Tische, deren Platten aus Chrysopras bestehen.

Er wird in derselben Weise verarbeitet und geschliffen wie Onyxe, Chalcedone, Carneole und Achate; man schleift ihn eben, auch wohl gewölbt und mit Facetten am Rande versehen. Beim Schleifen darf man ihn nicht zu heiß werden lassen, weil er dadurch leicht splittert und auch in seiner Farbe unrein wird. Die Fassung geschieht gewöhnlich à jour, aber auch in Kasten, und oft legt man grünen Taffet zur Folie unter. Mineralogisch betrachtet ist der Chrysopras nur eine Varietät des Chalcedons, von diesem allein durch seine Nickeloxydfärbung verschieden. Sein Bruch pflegt gewöhnlich mehr splitterig zu sein, als derjenige des Chalcedons.

Plinius führt schon den Namen Chrysopras unter den Gemmen an, die bekanntlich im Alterthum einen viel ausgedehntern Begriff hatten, als den unsrer heutigen Edelsteine. Der römische Naturforscher erzählt uns, daß man aus dem Chrysopras Gefäße fertige und der Stein in großen Massen in Indien vorkomme. Offenbar hat Plinius damit nicht unsern Stein gemeint. Der alte Name Chrysopras ist zuerst von dem Bergrath Lehmann gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts für den Kosemitzer Stein gebraucht worden. Lehmann eröffnete nämlich den Wiederbetrieb der Kosemitzer Chrysoprasgräbereien für die preußische Regierung. Mit andern kieseligen oder quarzigen Schmucksteinen von grüner Farbe kann der Chrysopras nicht leicht verwechselt werden, nicht mit dem Prasem, welcher dunkel-, lauch- und olivengrün, und nicht mit dem Heliotrop,

welcher ſeladon- und lauchgrün und mit blutrothen oder gelben Flecken gezeichnet iſt. Das gras- und lauchgrüne Plasma kommt kaum bei dieſer Vergleichung in Betracht, da man es faſt nur in antiken geſchnittenen Steinen kennt. Es werden zwar alle dieſe Steine zu ähnlichen Zwecken geſchliffen wie der Chryſopras: die Farbe des letztern iſt aber für das Auge viel angenehmer, und die Chryſopraſe ſtehen in einem viel höhern Werthe ihrer größern Seltenheit wegen, beſonders wenn ſie von reiner Farbe, nicht wolkig und von einiger Größe ſind. Ein Schmuck von Chryſopras bleibt immer etwas Schönes, mag er auch noch ziemlich weit hinter einem ſolchen von viel koſtbarern durchſichtigen und ſtrahlenden Smaragden zurückſtehen.

Geographiſches.

Mitgetheilt

von Gottfried Kinkel.

Erſteigung des Vulcans Demavend.

In der erſten Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft, am 8. Nov. v. J., wurde ein Auszug aus einem ſehr intereſſanten Aufſatz vorgeleſen, den Herr Murray, britiſcher Geſandter am perſiſchen Hofe zu Teheran, dem Miniſterium eingeſchickt hatte. Herr Thompſon, Attaché jener Geſandtſchaft, nebſt einem andern jungen Beamten deſſelben Faches, hat Ende Juli v. J. von Teheran aus den Demavend, die gewaltige Vulcanſpitze des Elburz-Gebirges, beſtiegen, welcher über die niedrige Senkung von Mahanderan hinweg nach Norden über's kaſpiſche Meer hinſchaut. Im Süden lagert ſich dem großen Gebirgszuge die Hochebene Perſiens an, wo Teheran auf einer Meereshöhe von 3600 Fuß liegt. Von hier erſcheint daher die Elburzkette mit ihrem meiſt flach geſtreckten Rücken weniger imponirend, obwohl ſie ſteil wie eine Mauer anſteigt; aber allgewaltig wird der Anblick der Demavendſpitze von Mahanderan und vom kaſpiſchen Meere aus geſchildert. Starre Klüfte, von Laven gebildet, zerſpalten den Pfad des Wanderers; Gletſcher fallen in tiefe Schluchten, die mit vulcaniſchem Getrümmer theilweis gefüllt ſind; und an einer Stelle war ein ſo ſteiles und glattes Lavafeld, daß die Reiſenden es nur mittelſt Stücken von Ochſenhaut erklettern konnten, die ſie ſich um die Stiefel ſchnürten. An einzelnen Stellen begegneten ſie Baſaltblöcken; große Strecken beſtanden aus einem Gemeng von Schwefel mit Kalkſtein, dazwiſchen lagen reine Schwefelkryſtalle. Bis zur Höhe von 18,500 Fuß reichten die Inſtrumente für Meſſungen aus; von da bis zum Gipfel konnte die Anſteigung nur muthmaßlich beſtimmt werden, und ſo bleibt die ungeheure Höhe von 21,500 Fuß (Engliſch), welche Thompſon zuverſichtlich feſtſetzt, doch noch einem Zweifel unterworfen. Der Krater, meiſt aus Kalk und Schwefel gebildet, hat ungefähr 120 Fuß im Durchmeſſer. Man fand ihn jetzt, in der Mitte des Sommers, unten noch mit Schnee gefüllt, auf den man ſich nicht wagen durfte. Die Anſtrengung, die Spitze zu erreichen, war ſehr groß, aber die Ausſicht wurde durch ein Schneegeſtöber gehindert. Trotz der Stürme und kalten Luft blieben die Reiſenden anderthalb Stunden oben, und ſtiegen dann auf demſelben Wege, nämlich nach Südoſten, wieder hinab, da ſie von oben ſich überzeugt hatten, daß dieſe Seite die allein wegſame iſt. — An dieſen Bericht knüpfte dann Sir Henry Rawlinſon, der berühmte Orientaliſt, einige intereſſante mythologiſche Notizen über den Demavend, als heiligen Berg der Perſer. Nach der perſiſchen Sage ward der Zauberer Zohak (Aſtyages), der Repräſentant der mediſchen Race, hier bezwungen von Feridun, dem griechiſchen Perſeus, welcher der Nationalheld der Arier iſt. Feridun wirft über den gebändigten Feind den Demavend, welcher ſeitdem Feuer ſpeit; eine Analogie mit der Sage von Enkelados in Sicilien, der ebenſo durch den Aetna von Zeus erdrückt ward. Rawlinſon verbreitet ſich auch über die Frage, wiefern durch die nun ermittelte Höhe des Demavend der früher für den Monarchen Weſtaſiens gehaltene armeniſche Ararat in Schatten geſtellt werde. Nach der Localüberlieferung iſt der armeniſche Ararat keineswegs der Ararat der Bibel, und Rawlinſon glaubt, daß für ihn der Name Ararat überhaupt erſt ſeit 500 Jahren aufgekommen ſei. Den bibliſchen Ararat finden noch heute die Euphratvölker im Gebirge nördlich von Mohul, wohin aus dem ganzen Thal die Gläubigen wallfahrten und Stückchen Holz von der Arche Noä herabbringen. Rawlinſon, natürlich ohne an die Arche zu glauben, hat ſelbſt hundert ſolcher Holzſplitter in den Händen von Pilgern geſehen; dieſer Ararat aber iſt noch von keinem Europäer beſucht worden.

Die Erforſchung des innern Auſtraliens

iſt im vergangenen Jahre ſtark gefördert worden; die centrale Wüſte verengt ſich auf der Karte zwiſchen den Linien, längs deren die Expeditionen vorgedrungen ſind, und bald wird Leichardt's kühner Plan, quer durch's Innere von Oſten nach Weſten hindurchzu-

wandern, von glücklicheren Nachfolgern vollführt sein. Vier Brüder Gregory, Ansiedler vom Schwanenfluß, mit australischem Leben und australischen Gefahren wohl vertraut, haben unermüdlich ihre Entdeckungen fortgesetzt. August Gregory machte im letzten Jahre die große Reise von Sydney nach der Nordküste und ging dann nach Süden den Victoriafluß hinauf, der hundert englische Meilen aufwärts mit einem Schooner befahren worden ist. Jene Expedition fand in diesem tropischen Strich des Continents ein trockenes und gesundes Klima, gewaltige Strecken reichen Graslandes und mehr fließendes Wasser als in den meisten Theilen Australiens, so daß die Blicke des englischen Publicums sich auf diese Gegend, als eine mögliche neue Verbrechercolonie richten. Derselbe Gregory hat nunmehr mit einem seiner Brüder und wenigen Begleitern eine zweite Expedition mit vielem Glücke vollendet. Er bediente sich dazu der Reitpferde, welche er für ein viel besseres Fortschaffungsmittel als Wagen hält; denn ein Reitpferd geht über wegloſen Boden grade doppelt so schnell, als ein Wagen. Der Zug wurde von Moreton Bay, nördlich von Sydney, unternommen, um erst der Spur zu folgen, wo Leichardt verloren ging, und dann irgend einem Wasserlauf im Innern folgend, auf einem andern Wege die westliche oder südliche Küste zu erreichen. Die wenigen Männer, aus denen die Truppe bestand, hatten Jeder fünf Pferde, eins zum Reiten, die andern für Provisionen. Jedes Packpferd hatte 150 Pfund zu tragen. bestehend aus gedörrtem Ochsen- und Hammelfleisch, geräuchertem Speck, Mehl und Thee, besonders aber großen ledernen Schläuchen, deren jeder fünf Gallons Trinkwasser enthielt. So vortrefflich waren sie versehen, daß noch für zwei Monat Vorräthe übrig waren, als sie die erste Pflanzung in Südaustralien erreichten; auch hatten sie nur ein Pferd verloren, obwohl die Thiere in der heißen, meist grasloſen Wüste sehr litten. Dem Zuge Leichardt's folgend, drang man erst ganz westlich vor, und schon tief in der Wüste fand man einen Baum, in welchen der Buchstabe L achtzehn Zoll lang eingeschnitten war; von da schwindet jede Spur, und Gregory meint, daß Leichardt in einem Moment, wo sich mehr Wasser im Innern fand, hier angelangt und so weit fortgewandert sei, daß endlich vor und hinter ihm das trügerische Element verdampfte. Von diesem Punkte wandte man sich erst nach Norden und kam auf eine Entfernung von 10 engl. Meilen dem Wendekreise nahe; man wollte irgend einen Wasserlauf finden, der an die Nordküste führte. Umsonst, hier war Alles Wüste; ein steinhartes Bett von Lehm, nicht einmal Staub, auch keine Spur, daß je Regen darauf niedergeströmt, keine Risse, keine Flußbetten, keine Pflanze. Auch nach Westen ließ sich nicht weiter vordringen, also wandte man sich nun nach Süden, und folgte einem Wasserlauf, der unter dem Namen Barke River schon bekannt war: ein Flußbett, manchmal zwölf Stunden breit, das aber nur hier und da Tümpel enthielt. Diesem nachgehend kam man nach Cooper's Creek und verband dieses ebenfalls schon früher bekannte Wasser zuletzt mit einem Ausläufer, der in den großen Sumpfsee Torrens mündete. Von da war es leicht, Südaustralien zu erreichen: eines Tages, am 8. August 1858, sah man über die gelbe Wüste in der Entfernung von anderthalb Stunden einen rothen und einen weißen Fleck, der rothe war eine Hütte, der weiße das Pferd eines Constablers: Ackerbau und Polizei bezeichnen also auch hier, 70 engl. Meilen nördlich von Adelaide, die Grenzmark der Civilisation. Das ganze Innere war ihnen als eine furchtbare, regenlose Felsen- und Lehmfläche erschienen. — Ungefähr um dieselbe Zeit ritt Frank Gregory, ein dritter der Brüder, von Westaustralien her in's Innere heraus, einem Flusse folgend, den man mit zwei Nebenflüssen nach dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Murchison, Roderick und Impey benannt hat. Auch dieses Unternehmen fiel glücklich aus, man verlor keinen Mann und kein Pferd. Frank Gregory fand ungefähr eine Million Morgen gutes Grasland, mit vielen Wasseradern und einzelnen Hügeln, sogar mit Früchten und eßbaren Knollen, und drang so weit nach Nordosten vor, daß er hofft, bei einem nächsten Zuge von diesem seinem nördlichsten Punkte bis zum südlichsten seines Bruders August am Victoriafluß vorzudringen und so West- und Nordaustralien zu verbinden. Beide Expeditionen haben also das schon früher gewonnene Resultat nur bestätigt: um die Küsten dieses Welttheils liegen noch manche unerforschte bewohnbare Strecken: das Herz aber ist eine trost- und hoffnungslose Wildniß.

Der Ober-Mississippi.

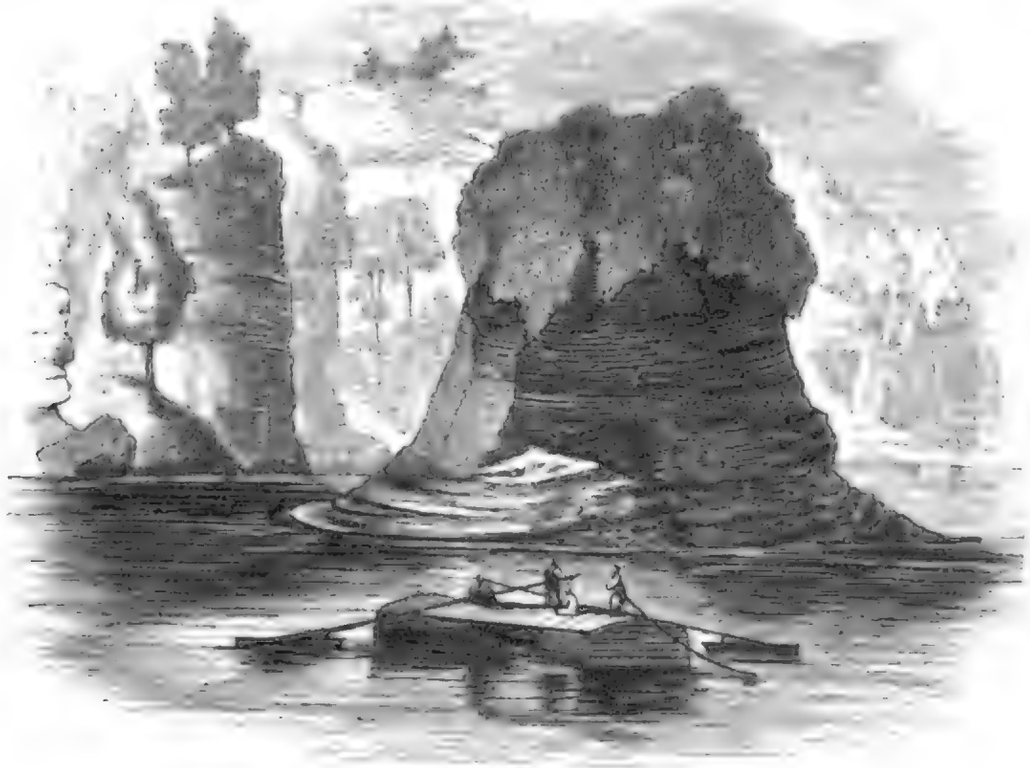
Mehr als drei Jahrhunderte sind verflossen, seit Ponce de Leon, ein Reisegefährte von Columbus, später Gouverneur von Porto Rico, in der neuen Welt die „magische Quelle der Jugend" zu entdecken suchte, die man tief in den amerikanischen Wäldern vermuthete. Nachdem er sich einige Wochen an der Küste

aufgehalten und die feindliche Stimmung der Indianer kennen gelernt hatte, kehrte er entmuthigt zurück. Unterwegs ſah er Cap Florida und die ſpaniſche Regierung ernannte ihn ſpäter zum Dank für ſeine Entdeckungen zum Gouverneur von Florida. Nur wenige Jahre ſpäter, 1541, landete Fernandez de Soto, ein kühner ſpaniſcher Abenteurer, welcher Pizarro nach Peru begleitet und ſich bei den dortigen Kämpfen ausgezeichnet hatte, an der Florida-Küſte und drang weſtwärts vor, bis er, ſtets im Kampfe mit den Indianern, die Ufer eines breiten und trüben Stromes erreichte. Er ſuchte nach Edelſteinen, Gold und den Reichthümern unbekannter Städte, aber er fand an ihrer Stelle nur dichte Wälder, weite Sümpfe und Moräſte, und einſame Prärien. Er überſchritt den breiten Strom und forſchte weiter, da ereilten ihn Krankheiten und Tod, und ſein Körper ward in die Tiefen des Miſſiſſippi geſenkt, den er entdeckt hatte.

Ein Jahrhundert ſpäter durchdrangen franzöſiſche Jeſuiten die Wildniß weſtlich von Canada, und ſuchten dort die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren. Im Jahre 1671 ward der nordweſtliche Theil von den Franzoſen in Beſitz genommen und zwei Jahre ſpäter, 1673, fuhren zwei Canoes von Birkenholz mit ſieben Männern, fünf Franzoſen, unter welchen ſich Marquette und Joliet befanden, und zwei Indianern, von Michilimacinac ab. Dieſe Miſſionäre hatten von dem großen Strom gehört, an deſſen Ufern ſie wilde Indianer, fürchterliche Ungeheuer, raſende Dämonen und ſengende Hitze finden würden; aber voll Eifer, Seelen nach ihrer Methode zu retten, drangen ſie weiter vor, den Namen Gottes auf den Lippen und Verachtung der Gefahr im Herzen.

Sie gingen durch die Green-Bai und den Fox River hinab, bis ſie in einem Dorfe der Kickapoos Zeichen von civiliſirten Menſchen fanden. Dort hatte Allonez gepredigt und dort, in der Mitte einer indianiſchen Stadt, ſtand „une belle croix," bedeckt von Fellen und Gürteln, Opfern der dankbaren Jäger des neuen Gottes. Im Juni verließen ſie dieſe freundlich geſinnten Indianer und überſchritten die Prärien, bis zu einem neuen Strome, dem Wisconſin. Sechs Meilen landeinwärts trafen ſie ein Dorf, welches am Ufer des Fluſſes Moingana in Jowa lag. Die dortigen Indianer, welche ſich Illinois, d. h. Menſchen nannten, bewirtheten die Franzoſen und gaben ihnen ein Ehrenmal, bei welchem Hundefleiſch das Hauptgericht bildete.

Am 17. Juni gelangten die kleinen Barken in den Miſſiſſippi „mit einer Freude, die ich nicht auszudrücken vermag," ſagt Marquette. Außer dem Wunſche, Indianer zu bekehren, brannten die Herzen dieſer Männer in unbezwinglicher Sehnſucht nach Abenteuern und Entdeckungen. Der raſche Strom trug ſie dahin, und ſie ſahen Wild und Büffel und flügelloſe Schwäne und große Fiſche, welche beinahe eines ihrer Canoes zerſtörten. Dann kamen ſie abermals zu Städten der wohlge-



Der Teufelsthurm.

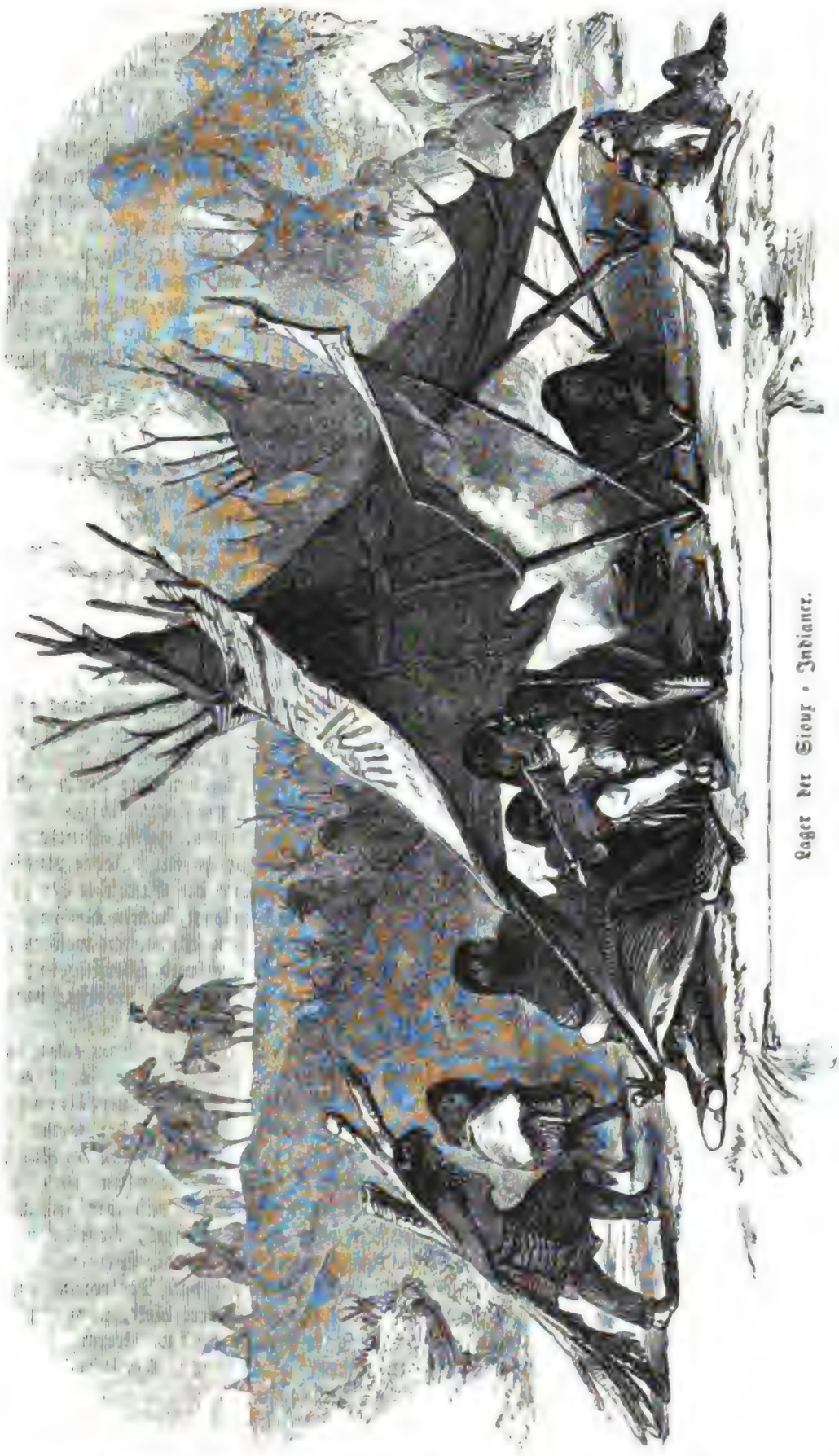
Der Teufelsbackofen.

stalteten und gutgesitteten Illinois; sie fuhren längs der pictured Rocks und der Mündung des trüben Missouri, dem Teufelsthurm und Teufelsbackofen, Felsen, vor deren Gefahren sie gewarnt waren, sodann an der Mündung des Ohio vorüber; sie wurden wüthend angegriffen von Mousquitos und Indianern; aber ihr Leben ward gerettet, denn, sagt Marquette, „Gott rührte ihre Herzen.“ Sie scheinen die Mündung des Arkansas erreicht zu haben, als sie — mit Korn und Hundefleisch versehen, sich nochmals nach Norden wandten.

La Salle und Hennepin von der französischen Missionsniederlassung an der Green-Bai folgten im Jahre 1678; aber sie mußten nach langen Mühen und mehreren wichtigen Entdeckungen den Hauptzweck ihrer Reise, die Erforschung des Ober-Mississippi, aufgeben. 1680 ward Hennepin von dem zurückkehrenden La Salle entsandt, um allein nördlich zu den Quellen des Flusses auf Entdeckungen auszugehen. Er wurde auf seiner Fahrt von den Sioux-Indianern ergriffen und gefangen fortgeführt, bis er im Monat Mai an einen großen Wasserfall kam, den er nach der allgemeinen Sitte jener Zeit St. Antoniusfall zur Ehre seines Schutzheiligen nannte, welchen Namen er noch trägt. Oberhalb dieser Fälle beginnen jene tausend Seen, jene klaren Quellen ewiger Jugend (welche Ponce de Leon nicht fand), die den lachenden Kataraft nähren und den breiten Strom bilden, der sich in den Golf stürzt.

Der Strom ist hier durch eine Insel getheilt; der westliche Arm, durch welchen die größere Wassermasse fließt, ist etwa 310 Yards (930 Fuß) breit, während die perpendiculäre Höhe des Hauptfalles nur 17 Fuß ist.

Den Engländern in Pennsylvanien und Virginia war es lange ein Dorn im Auge gewesen, daß die Franzosen im Besitz des Mississippi-Thales waren und Anspruch machten auf alles Land westlich vom Alleghany-Gebirge. Streitigkeiten über die Grenzbestimmung gingen dem Ausbruch ernsthafter Feindseligkeiten voraus; englische Emissäre reizten die Indianer im Süden gegen die Franzosen in Louisiana auf und schon im Jahre 1750 bewogen sie die Choctasindianer zu wirklichen Angriffen. Diese kleineren Feindseligkeiten traten jedoch in den Hintergrund, als 1753 am obern Ohio der Hauptkampf zwischen Franzosen und Engländern zum Ausbruch kam. Die Franzosen erklärten nämlich den Indianern, daß sie gesonnen seien, vier Forts zu bauen und dies wurde den Engländern hinterbracht. Die gesetzgebenden Versammlungen von Pennsylvanien und Virginia traten zusammen, um über ihre Vertheidigung zu berathen und Commissare aus Pennsylvanien, unter welchen sich auch Benjamin Franklin befand, schlossen im October 1753 mit mehreren indianischen Stämmen ein Bündniß. Der Gouverneur von Virginia aber sandte George Washington zu den Franzosen, um ihnen eine Botschaft zu überbringen. Washington sah hier die Rü-



Lager der Sioux-Indianer.

ſtungen der Franzoſen und kehrte mit den ungünſtigſten Nachrichten zurück. Im Frühjahr 1784 begann der eigentliche Krieg, wobei die Frage unerledigt iſt, ob die erſten Angriffe von Seiten der Franzoſen oder von Seiten Waſhington's ausgingen. Der Krieg zog ſich bis zum Jahre 1757 hin, worauf Pitt der engliſchen Politik und dem nord-

amerikanischen Krieg eine neue Wendung gab. Er achtete die Freiheiten der amerikanischen Colonien, und setzte den Krieg energisch fort, bis dieser mit dem Verdrängen der Franzosen aufhörte und nur noch in Canada fortgeführt wurde. Im Jahre 1759 fielen auch Ticanderoga, Crown-Point, Niagara und endlich, durch Wolf's mit seinem Tode erkauften Sieg, auch Quebec in die Hände der Engländer, und am 8. September 1760 gab Vaudreuil, der französische Gouverneur von Canada, ganz Canada auf.

Schon 1764 veranlaßte die Frage über die Ansprüche, welche England auf die Besteuerung der Niederlassungen habe, die Erklärung, daß das britische Parlament kein Recht und keine Gewalt habe, den Colonien Steuern aufzulegen. Der Streit wurde durch die Abgabe auf Thee erneuert, und seit 1771 bestanden in mehreren Provinzen revolutionäre Ausschüsse. Aber erst 1774 wurde in Philadelphia der erste Congreß versammelt und am 19. April 1775 kam es zu dem ersten Gefechte zwischen den königlichen und amerikanischen Truppen. Die völlige Lossagung von England erfolgte am 4. Juli 1776 auf dem zweiten Congresse. Die wichtigste Begebenheit für das Mississippithal war dabei die Eroberung von Illinois durch den Oberst Georges Rogers Clark. Louisiana kam durch einen geheimen Tractat von Spanien an Frankreich und wurde 1804 von Napoleon an die Vereinigten Staaten, unter dem Präsidenten Jefferson, verkauft. Im Jahre 1845 sagte sich auch Texas von Mexico los, um sich den Vereinigten Staaten anzuschließen. —

Als Hennepin (1680) den Wasserfall entdeckte, traf er mit streifenden Stämmen jagender und kämpfender Indianer zusammen. Von diesen Stämmen sind nur noch wenige vorhanden; die verschlagenen Händler, welche ihnen Rum gegen Felle vertauschten, waren ihr Verderben. Genauere Untersuchungen haben es nun außer Zweifel gesetzt, daß alle amerikanischen Ureinwohner, von den Eskimos bis zu den Patagoniern und Feuerländern, ein und derselben Race angehören. Scheidet man jedoch die nördlichsten und südlichsten Stämme aus, so haben alle Indianer von Canada bis Chili und Brasilien dieselbe charakteristische braunrothe Hautfarbe, schlichtes schwarzes Haar, wenig Bart und langgeschlitzte Augen. Damals wie jetzt lebten und schützten sie sich in erbärmlichen Hütten gegen ein rauhes Klima. Ihre Beschäftigung ist ihnen nun genommen, Wild und Büffel sind verschwunden, Arbeit ist dem „edeln Wilden" unerträglich; so gelangen die weißen Arbeiter in den vollen Besitz der Gegend und das Geschlecht der Eingebornen ist beinahe erloschen. Ungeachtet der Unreinlichkeit und Armseligkeit des wirklichen Lebens der Wilden, hat es dennoch manche Reize, und es ist im Vergleich mit dem Elend und der Entwürdigung einiger Theile von London und New-York, diesem bei Weitem vorzuziehen.

Das Leben der ersten Ansiedler kam dem Treiben der Wilden sehr nahe; sie kamen bald im Frieden, bald im Kriege mit den Indianern zusammen, mit denen sie sich häufig durch Heirathen verbanden. Manches wilde Abenteuer und manche gefährliche Rettung hat den Romanerzählern Stoff geliefert; zuletzt bewiesen sich die Weißen als stärker und listiger als die Wilden, die ihnen den Platz räumen mußten.

Man hat oft über eine merkwürdige Frage gesprochen und gestritten, die jetzt ziemlich erledigt ist: über die Ausdauer und Kraft des Wilden im Vergleich mit dem civilisirten Menschen. Wunderbare Geschichten über die Stärke des Wilden wurden einst erzählt und geglaubt: er könne Tag und Nacht unermüdet wandern, könne Tagelang ohne Nahrung leben, könne verstümmelt werden, bis das Leben unmöglich schien, doch heilten seine Wunden wieder und er würde augenblicklich wieder genesen sein; sein Geruchssinn sei wunderbar und sein Gesicht und Gehör unglaublich; man meinte, er sei fähig von irgend einem Punkte grade aus, gleich dem Bienenfluge durch verwirrte Wälder und über pfadlose Gebirge direct zu einem andern Punkte, selbst Hunderte von Meilen entfernt zu gehen. Jeder Knabe hat mit tiefem Interesse die Geschichte der „Letzten der Mohikaner" gelesen, worin die Fähigkeiten der Eingebornen den civilisirten weißen Mann bedeutend übertreffen und überflügeln; selbst der zähe und scharfsinnige Lederstrumpf kann sich nicht mit ihnen messen.

So ist es in jener und mancher andern wunderbaren Geschichte; aber so ist es nicht in der Wirklichkeit. Eine genauere Untersuchung der Frage hat gezeigt, daß der weiße Mann dem rothen überlegen ist selbst in Kraft und Ausdauer. Capitän Franklin und andere Polarreisende fanden, daß die indianischen Führer eher unter Mühsal, Arbeit und Entbehrung unterlagen als die Weißen. Er und viele andere fanden, daß Matrosen, die man viel stärker als Officiere hielt, noch vor diesen erschöpft waren. Hieraus lernen wir, daß der Körper allein nicht Alles ist, daß der Geist auch dazu gehört, den physisch starken Menschen zu bilden. Dessen ungeachtet ist es ein echt königlicher Instinkt, welcher uns hinweg führt vom blassen Ladenhüter, dem schwachäugigen Gelehrten und dem zitternden Geizhals, zu dem rauhen, ungeschulten, obdachlosen Sohne der Wälder. Nach den Feldern und Wäldern müssen wir beständig

blicken, wenn wir neues, friſches Blut ſuchen; zu ihnen zurückkehren, wenn unſer eigenes dünn wird und unſre Nerven zu zittern beginnen. Wir können uns unſrer zweifachen Natur nicht entziehen, jener Verbindung von Körper und Geiſt, des materiellen und ſpirituellen Elements, welche erforderlich iſt, den wahren Menſchen zu geſtalten.

Wandernde Indianer.

Es iſt übrigens ein Irrthum, vorauszuſetzen, daß der Indianer ſtets einer guten Geſundheit ſicher war, weil deren Hauptbedingung reichliche friſche Luft iſt. Die hatte er freilich; aber ihm fehlte faſt alles Andere; und von den vielen Geborenen waren ſtets nur Wenige, welche ein hohes Alter erreichten. Sie ſind gewöhnlich vielen Krankheiten unterworfen, wie Rheumatismen, Zahnweh und Fieber.

Der amerikaniſche Continent iſt verändert; die wilde Natur in Menſch und Urwald iſt verſchwunden; der Wald iſt gefallen und des Indianers Pfad wird jetzt vom Rade der unermüdlichen Locomotive befahren.

Wenig Länder ſind ſo zur Entwicklung der Cultur geeignet als das Miſſiſſippithal. Die Schätze an Holz, Steinkohlen und Metallen ſind gradezu unerſchöpflich; namentlich übertrifft der Kohlenreichthum den von Großbritannien und jedem andern bekannten Lande bedeutend. Das Flußgebiet des Miſſiſſippi iſt bereits ſeit Jahren das Ziel der Mehrzahl aller deutſchen Auswanderer, und gewinnt immer mehr an Bedeutung durch ſeine große landwirthſchaftliche Productivität, die einen beträchtlichen Handel mit Bodenerzeugniſſen veranlaßt.

Wo der Indianer und das Rothwild einſt frei ſchweiften, ſind ihre Spuren verſchwunden; der Schall des Kriegsgeſchreis und der Knall der Büchſe haben dem Schlage der Axt und dem Ruf des Viehtreibers Platz gemacht. Die lachenden Gewäſſer drehen die geſchäftige Mühle und das Gekreiſch der wilden Ente iſt durch das Blaſen des Dampfers — welcher ſich dem Strome bis zum Fuße des Falles entgegenſtemmt — zum Schweigen gebracht. Die weiten Prärien werden jetzt von den Rädern der wogenden und arbeitenden Emigranten durchſchnitten, welche gute Stellen für ihre künftige Heimath ſuchen. Weiber, Söhne, Töchter und kleine Kinder ſind mit Güterladungen zugleich aufgeſtapelt und Neu-England breitet ſich vom fernen Oſten zum fernen Weſten aus. Der kühne Geiſt der Normannen lebt noch — nicht um die Welt zu erobern, ſondern die Wildniß in friedliche Gefilde zu verwandeln, und diejenige Freiheit zu verbreiten, welche Segnungen, aber auch Pflichten in ſich enthält, die Jedermann zum König über ſich ſelbſt macht, einen Fürſten im eignen Hauſe und einen wahrhaftigen Menſchen.

Aber warum wandern Völker aus? Warum wenden ſo viele Tauſend ihren Rücken der Heimath zu, reißen ihre Verbindungen und Sympathieen bei der Wurzel aus, die Ausſaat einer ganzen Lebenszeit, welche ſich an jeden Quell, jeden Baum, an Zimmer und Ecke des alten Heimathplatzes feſtgeheftet hatte? Warum verlaſſen ſie alte Nationen, die ſich obendrein einer Vergangenheit und einer Geſchichte rühmen? und mehr als Alles, warum verlaſſen ſie alte Freunde, um hin-

Auswanderer.

aus zu ziehen nach unbekannten Orten, zu unbekannten Gefahren und Beschwerden, und um unter Fremden ein neues Experiment zu beginnen? Jeder, der dieses an der Seite eines stillen Herdes in seinem gewohnten Sitze liest, wird beim Gedanken, sie zu verlassen und hinzugehen, um mit der ungezähmten Natur zu kämpfen, schaudern. Aber bevor ein weiteres Jahr verstreicht, geht vielleicht auch er dorthin! und warum?

Digitized by Google

Es iſt das Geſetz Gottes! Die Welt muß Beſitzer und Unterwerfer haben, und der civiliſirte Menſch muß ſie beſitzen und unterwerfen. Aus dieſem Grunde werden Menſchen in fremde Länder getrieben; nicht bloß, weil ſie ruhelos und ungeduldig um augenblicklicher Uebel willen ſind.

Warum ſollten wir mit der bloßen Exiſtenz uns begnügen? Unſre Herzen hängen an bequemen Häuſern, anſtändigen Kleidern, Kirchen, Schulen, Pianos, Magazinen, Zeitungen, Seidenſtoffen, Spitzen und Reifröcken, und wollen ſie beſitzen. In dem Augenblicke, wann die Bevölkerung ſich im Raum beengt zu fühlen beginnt, und die Lebensmittel gehörig eingetheilt werden müſſen, drängen ſie ſich hinaus zu neuen Ländern, glücklich im Bewußtſein, daß es noch neue Länder gibt, wohin man ſich verfügen kann.

Die Sonne geht im goldnen Weſten unter, aber wahrſcheinlich iſt ſie da nicht goldner, als an dem Orte, wo wir ſtehen und ſie ſehen. So auch dürfen wir ſchließen, daß jeder Ort ſeine Nachtheile wie ſeine Vortheile hat. Als die erſten Einwandrer nach Neu-England zu ihrem Weſten kamen, fanden ſie Land, aber weiter Nichts; ſie waren genöthigt, ſich von England Hühner, Glocken, Bücher, Pulver, Fibeln, Krappſamen und Geiſtliche kommen zu laſſen. Alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten einer alten Niederlaſſung mangelten nun wieder in der neuen Welt. Alles muß erſt geſchaffen werden. Wirthshäuſer gibt es nicht. Beim Anbruch der Nacht ſieht man Partien von Emigranten, die ihren Weg in langen und langſamen Reihen über die unebene Prärie (oder Parara, wie die Grenzer ſie gern nennen) machen, um nach den Ufern eines Fluſſes zu forſchen, wo ſie Waſſer für ihr Vieh und Holz für ihr Feuer finden können. So weit das Auge über den Horizont hinſchweift, ſpricht ein kräuſelnder Rauch hier und da von benachbarten Lagern. Die Wagen ſind zu einem offenen Wall geordnet, in deſſen Mitte Frauen kochen, Kinder ſchreien, aber keine Semmel, kein Kuchen, keine Milch, keine Stachelbeeren, keine Stühle, kein reines Gedeck zu finden iſt. Kuchen von zerſtampftem Mais, in Aſche gebacken, eingeſalzenes Schweinefleiſch am Ende eines Stabes geröſtet, ein wenig trüber Thee muß für den hungrigen Magen genügen. Die Kinder freuen ſich anfangs über die Neuheit und Aufregung der Freiheit, aber: „der müden Natur ſüßer Freund, der balſamiſche Schlaf“ kommt, und wo ſind die Wiegen, in denen ſie zur Ruhe gewiegt wurden? wo die friedlichen Betten voll friedlichen Schlafes? Wie oft wurden die Einöden der Prärie vom eigenſinnigen Geſchrei manchen müden Kindes beunruhigt, deſſen Bett endlich zwiſchen den Bündeln von Haushaltsplunder in den Winkeln des Wagens verborgen gefunden wurde. Wenn die Thiere geweidet haben, werden ſie in die Einzäunung der Wagen zuſammengetrieben und angebunden, um ſie gegen den auf Raub ausgehenden Wolf oder gegen die Indianer zu ſchützen, die ſelbſt jetzt ſogar noch in Jowa oder Minneſota angetroffen werden; und ſodann erſt ſuchen Männer und Weiber die Ruhe, welche die erſchöpfte Natur begehrt. Dem weiblichen Wanderer iſt das Leben hart, denn das Weib iſt zart, wenngleich zähe; ſie bedarf mehr Bequemlichkeiten als der Mann, aber in dieſem neuen Leben hat ſie noch weniger. Sie muß hart arbeiten und ein Leben der gewöhnlichſten Wirklichkeit führen, ohne den Troſt des heitern Geſchwätzes bei dampfenden Theetaſſen, der tröſtenden Verſicherungen ihres langgeprüften Freundes und Arztes, ohne jene tauſend kleine Unterſtützungen und Genüſſe des feinen Geſchmacks, der Anmuth und Nettigkeit der Kleidung, welche dazu dienen, die Unebenheiten des Lebens zu ebenen.

Wer mag wohl ein Frauenzimmer mit ungekämmtem Haar, lumpigen Kleidern und zerriſſenen Schuhen, mit einem überarbeiteten ermüdeten Blicke gern ſehen? Ich glaube Niemand! Nicht Einer, nicht einmal ihr eigner Mann. Aber das Weib kann durch alles Dieſes ſich durcharbeiten, wie Madame Kirkland uns in ihrem wackern Buche „Eine neue Heimath; Wer will mit?“ gezeigt hat. Sie kann Alles thun und mehr, wenn ſie durch Liebe gekräftigt wird, wenn nur das Feuer auf dem häuslichen Altar hell erhalten werden kann. Mögen deſſen die Männer eingedenk ſein!

Anſiedler ſollten, wenn es nur irgend möglich iſt, in Geſellſchaften hinausziehen, zu gegenſeitiger Hülfe und Beiſtand. Organiſirte Niederlaſſungen, beſtehend aus Bauern, Handwerkern, Feldmeſſern, Schullehrern und Handelsleuten, haben die Gewißheit des Erfolgs. Die erſte Arbeit, die geſchehen muß, iſt, eine Art Haus aufzurichten, hinreichend für die gegenwärtigen Bedürfniſſe, und indem dies zu Stande gebracht wird, ſtellen ſich die Vortheile, in Gemeinſchaft zu arbeiten, offenbar heraus. In einer baumreichen Gegend werden die erſten Cabinen von Blöcken gebaut; in Prärien von Brettern und Schindeln; dieſe ſtehen oft Jahre lang, werden inzwiſchen verbeſſert und vergrößert, bis — nach und nach — beſtändiger Fleiß den Ackerbauer mit reichen Ländereien, reichen Ernten und gefüllten Scheunen belohnt; wonach ſich gute Häuſer in der ganzen Gegend erheben. Arbeit iſt demjenigen ſüß, welcher ſieht, daß er ernten kann, wo er geſäet hat; und wenn der Farmer des Nordweſt ſeinen ſtarken Pflug ſchwer durch den zähen Raſen treibt und den fetten

schwarzen Boden umwendet, erfreut er sich seiner Arbeit, denn das Auge seines Geistes sieht im Voraus die Aecker mit gelben Kornwogen bedeckt, welche er gewiß einernten wird. — Emigranten sollten immer sanguinisch sein, aber nicht übersanguinisch; und wir wagen deshalb die Andeutung, daß es einige kleine Täuschungen selbst in diesem fruchtbaren Westen gibt. Es ist nicht angenehm, seine Geduld von den Klauen des kalten und heißen Fiebers zerreißen und die Grundlagen der Gesundheit und des Genusses so unterminiren zu lassen. Möglich, daß man diesem nicht entgehen kann, aber in jedem Falle ist es rathsamer für Jeden, welcher den Werth der Gesundheit kennt, die Nacht- und Morgenluft, so wie starken Kaffee, schweres, unausgebackenes Brot und Whisky zu vermeiden. Patent-Medicin-Händler überlaufen den Westen mit vierspännigen Wagen und verbreiten mit ihren Arzneien Zerstörung rechts und links: sie füllen ihre Taschen und die Kirchhöfe.

Ein andres Uebel, welches schwer auf dem Farmer des Nordwest lastet, ist der lange und harte Winter; sowohl Mensch als Vieh müssen, um sechs Monate lang ernährt zu werden, sechs Monate des Sommers der angestrengtesten Arbeit widmen. Dessenungeachtet ist die schönste Frucht aller Civilisation, gut entwickelte Männer und Frauen, allgemeiner in kühlen und gemäßigten Klimaten, als in warmen und üppigen zu finden.

Das Emporkommen der westlichen Städte, welche jetzt an des Stromes Ufer liegen, ist erstaunlich, fast unglaublich.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Nach Jerusalem! Von L. A. Frankl. Leipzig. Baumgärtner's Buchhandlung. 2 Bände. 1858.

Im Jahre 1855 „am Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich" erklärte Frau Elise Herz, geborene Edle von Lämel, dem Vorstande der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, daß sie Willens sei, gleich wie sie mit ihren Geschwistern durch wohlthätige Stiftungen das Andenken an ihre Mutter für eine ferne Zukunft dankbar begründet, so auch ihrem verewigten Vater in Jerusalem ein Denkmal zu errichten, nicht ein solches, das prunkt, sondern das wirkt, edel macht und bildet, nämlich eine Schule. Sie bestimmte zu diesem Zwecke fünfzigtausend Gulden. Als ihren Boten erwählte sie den Dr. Frankl in Wien, und die vorliegenden beiden Bände sind ein Bericht des Dr. Frankl über seine Reise und sein Wirken in der ehrwürdigen Stadt.

So seltsam nämlich es klingt: so ist es doch schon aus anderen Berichten bekannt und wird grade aus Frankl's Berichten dargethan, daß nirgends auf der Erde die Juden sich in so sittlichem und leiblichem Elende befinden, wie grade in Jerusalem, und zwar nicht, *obwohl* vom Abendlande aus so viel für sie gethan wird, sondern *weil* das geschieht. Die Unterstützungen nämlich von dort werden ihnen zu Theil in der Gestalt des Almosens und vernichten daher alle sittliche Kraft. Kaum der vierundzwanzigste von den 6000 Juden in Jerusalem arbeitet, die andern leben müßig, sittlich und leiblich verkommen, von den Spenden des Abendlandes und — studiren Talmud ihr Leben lang. Aber eine Schule besitzen sie nicht. Diese ihnen zu gründen, war die Aufgabe des Dr. Frankl. Er erzählt uns seine Reise, nicht um das oft Beschriebene wieder zu beschreiben, sondern das, was er selber erlebt, und offenbart bei einer Fülle von Kenntnissen einen scharfen Blick der Beobachtung, warmen Eifer für Menschenwohl und Menschenglück, und eine lebensfrische Stimmung der Seele. Rasch entrollt er uns ein Bild nach dem andern und dennoch haften die einzelnen in unseer Seele. Wir kehren mit ihm in Griechenland ein, und schauen das edle Königspaar, horchen begierig auf sein Gespräch in Constantinopel mit Omer Pascha, wandern mit ihm über den Libanon und nach Damaskus zu Abdelkader, dem Emir der Wüste, der fern im Morgenlande harrt, bis seine Stunde wiederkehrt. Wir begrüßen mit Frankl die alte heilige Stadt, theilen im Stillen seine Gefühle der Rührung, der Erhebung, als er sie erschaut, und folgen dann mit warmer Theilnahme den Kämpfen, die er mit der Dummheit und vor allen Dingen mit der Habgier und dem Eigennutze zu bestehen hat, bis das Geschenk der edlen Wohlthäterin nur nicht zurückgewiesen, nur angenommen wird. „Wir bedürfen keiner Schule für unsre Kinder: sie studiren den Talmud. Andre Kenntnisse sind im besten Falle unnütz und überflüssig, wahrscheinlich aber schädlich für die Religion."

Der Grund der Opposition scheint aber wesentlich der Instinkt gewesen zu sein, daß bei einer solchen Verwendung der Gaben des Abendlandes in Zukunft der faule Müßiggang auf Kosten der thörichten Wohlthätigkeit schwer bedroht sei. — Um so erfreulicher ist es, daß es Frankl dennoch gelingt, die Mehrheit für den Plan zu stimmen, und daß er befriedigt heimkehren kann, ihr den Erfolg seiner Sendung zu melden.

Dritte Abtheilung.

Die

Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

im Verhältniß zur

religiös-sittlichen und politischen

Entwicklung des deutschen Vaterlandes.

Von

Dr. Hermann Fischof.

„Briten sind Briten, und Dänen sind jetzt auch dänisch; — wo gäb' es Menschen auf Erden wohl noch, wären die Deutschen auch deutsch?" Baggesen.

Als den Zweck der nachfolgenden Mittheilung betrachte man nicht eine Charakteristik der einzelnen deutschen Dichter der Gegenwart, insofern dieselben religiös-sittliche oder politische Richtungen ausdrücklich verfolgen. Der leitende Grundgedanke ist vielmehr einfach und principieller Natur.

Der Dichter bildet kein Orakel, welches den Ausspruch einer Gottheit verkündet, die als fremde dämonische Macht über dem Geschlechte steht und deren Sprache zu verstehen dem Letzteren das eigene Organ mangelt, so daß es eines Priesters als Dolmetschers bedarf. Die Idee des Schönen ist dem Menschen eingeboren; denn für deren Empfindung und selbstthätige Darstellung haben, wie die Einzelnen ohne Ausnahme, so alle Völker Sinn und Neigung. Diese ästhetische Kraft bedarf nur, wie jede dem Menschen angeborene Fähigkeit, der Erziehung und Bildung, damit sie in der Erkenntniß der ihrem Wesen eigenthümlichen Gesetze eine selbstbewußte werde. Die Entwicklung der Idee ist jedoch verschieden nach Charakter und Stufe der allgemeinen Bildung eines Volkes. Denn es ist eine zwar noch nicht erklärte, aber unleugbare Thatsache, daß gewisse Nationen auserlesen sind, vor andern als die Träger einer bestimmten ideellen Richtung aufzutreten; man erinnere sich an das Hervorbrechen der reinen Kunstform in Egypten und noch mehr an die plötzliche Entwicklung der schönen Individualität in Griechenland. So viel ist indessen über allen Zweifel erhaben, daß derartige Erscheinungen in dem eigenthümlichen nationalen Charakter wurzeln; denn der Geist eines Volkes ist, wie der des einzelnen Menschen, ein geschlossenes Ganzes, nicht zusammengewürfelt aus fremdartigen Bruchstücken, zwischen denen kein Zusammenhang bestünde, sondern die Einheit des Centrums offenbarend in der Wesensgleichheit verschiedener Radien. Wie nun bei dem Individuum oft sich ereignet, daß eine einzelne Seite seines geistigen Wesens, z. B. die Phantasie, in excentrischer Weise sich überstürzt, so kann irgendwelche Verirrung auf dem Gebiete des Geistes auch zum Fatum eines Volkes werden. Das Abnorme und Krankhafte liegt somit immer in der Disharmonie zwischen dem innern Gesammtcharakter und einem Theile seiner Selbstoffenbarung. Wird das Gesagte auf den poetischen status quo unsers Vaterlandes angewendet, so hat derjenige, welcher über das Verhältniß der Dichtkunst zu der gleichzeitigen Entwicklung der übrigen geistigen Richtungen sich klar zu machen sucht, die Grundgedanken unsrer Poesie zu erforschen und den gefundenen Charakter im Lichte des nationalen deutschen Wesens zu spiegeln. In der Harmonie oder Disharmonie beider Elemente liegt ein Kriterium für die Beurtheilung unsrer schönwissenschaftlichen Zustände, welches zwar noch mehr oder weniger nicht angewendet worden, aber ohne Zweifel richtig ist, weil begründet in der Natur der Sache selbst.

Der eigentliche Typus unsrer modernen Poesie wurde schon auf das Allerverschiedenste definirt; Jeder fand in ihr „ein Haar," dessen Färbung den abenteuerlichsten Nuancen unterlag. Diese Uneinigkeit wurzelt nur in dem Zufälligen des Standpunktes, von welchem aus die Betrachtung unternommen wurde. Offenbar ist aber für die Beurtheilung einer Kunst nur ein Standpunkt zulässig, welcher in der letzteren eigenem Wesen besteht. Die Natur aller Kunst ist die vollendete Ausprägung einer ewigen unbeschränkten Idee in beschränkter zeitlicher Form. Herder nannte dies „die Bedeutung innerer Vollkommenheit." Der Einklang dieser sich scheinbar entgegengesetzten Elemente bildet jenes unaussprechliche Etwas, welches man den göttlichen Odem oder das Geheimniß der Kunst zu nennen pflegt. Alle Disharmonie, welche in der Betrachtung stört, läßt sich deshalb nur auf die unvollkommene Darstellung oder Ineinsbildung der zwei das Kunstwerk gestaltenden Elemente zurückführen. Gehalt und Form, Natur und Kunst, das Ideale und das Reale, das Romantische und das Antike, man mag die Gegensätze taufen, wie man will, sie sind die Angelpunkte unsrer poetischen Bildung, und alle Zeitalter verirrten sich, welche sich ausschließlich der einen Seite zuwandten. *)

Seit Goethe und Schiller, oder der classischen Periode unsrer Literatur, machten sich in letzterer zwei Richtungen bemerklich, deren eine ihren Ausdruck in der Romantik fand, während die andere in der Schule des jungen Deutschlands ausgebildet wird. Das beiden auf gleiche Weise Eigenthümliche besteht in dem Gegensatze gegen das classische antike Ideal.

Als Nestoren der Romantik sind die beiden Schlegel zu betrachten. Zwar konnte man schon früher das neue Gestirn weissagen, indem Klopstock zum erstenmale das Germanische und Christliche mit dem Antiken zu verschmelzen trachtete; allein es war nothwendig, daß Fichte in Jena auftrat, um den Romantikern das Bewußtsein der Schule einzuflößen. Fichte's Lehre vom reinen Ich, welches das reale Dasein als Denkproduct aus sich hinaussetzt, um zu dem Bewußtsein des eigenen Selbsts zu gelangen, bildet die historische und metaphysische Grundlage der modernen Romantik, wie in den „Gesprächen über die Poesie" von Schlegel selbst anerkannt wird. Die wörtliche Uebertragung jenes Princips auf das Wesen der Poesie rief den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit hervor, welcher den Grundcharakter der neuen Richtung bildet. Nicht ohne Grund erinnert Julian Schmidt an den Idealismus eines Ritters von der traurigen Gestalt; die Romantik fand dessen Narrheit darin, daß er seine Ideale in die Wirklichkeit einzuführen suchte, während letztere der directe Gegensatz gegen das Ideal bilde. Das Reich des Dichters ist nicht von dieser Welt; seine Heimath ist eine transcendente Fata Morgana und den Boden, welcher seinen Schöpfungen Raum gibt, bildet der Spiritualismus ewiger Mysterien; darum bezeichnet Schlegel die „Poesie der Begeisterung" in der Form des Hymnus als die Spitze der Kunst. Dieser Unglauben an den poetischen Inhalt der Erdenwelt erinnert an die Lehre von den zwei Staaten, von einem Babel und einem Jerusalem. Der letztere Staat ist der himmlische, weil Eins mit der unendlichen Gemeinde der Himmelsbürger. Die Erde umfaßt nur mehr Söhne Babylons: sie ist der Staat des Teufels. Man könnte offenbar die Chronisten, welche jenen Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal ihrer Geschichtschreibung zu Grunde legten, die Romantiker der Historiographie nennen.

Ein derartiger Gegensatz versetzt nun das Gemüth in eine krankhafte Stimmung und bildet die nothwendige Quelle des sogen. Weltschmerzes. Die Erde ist dem Menschen eine fremde Wüste und der Weg zur Heimath führt durch das Thor des Grabes. Die Sehnsucht ist eine dichterische Stimmung der Seele, wenn sie auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet wird, auf etwas Concretes, in dessen Anschauung sich der Dichter verliert. Allein für die Romantik ist die Sehnsucht Selbstzweck, weil einziges Object der Kunst; denn „alle Poesie ist tiefes Klagen, ist des gefangenen Adlers Flügelschlagen, ein Wächteraufschrei bei des Morgens Grauen: sie stirbt, wenn wir des Lichts Erfüllung schauen!" Damit ist der Kunst jedweder positive Inhalt entzogen; die Sehnsucht bildet bloß ein negatives Gefühl und die Sentimentalität ist nicht schöpferisch. Eine Seele, die beständig zwischen Himmel und Erde schwebt, muß zuletzt der monotonen Schwärmerei müde werden; man kann nicht immer Hymnen produciren. Eine Spannung des Geistes, welche künstlich genährt wird, zerflackert am Ende wie Strohfeuer. Ueber kurz oder lang fragt man: „Wer bist Du und was fehlt Dir, Du fremder, kranker Mann?" Heine antwortet: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land;" aber der zuletzt genannte Theil der Frage bleibt unerledigt. Der Romantik fehlt die Grenze der Pflicht, welche nur im Kampfe mit irdischen Verhältnissen sich bethätigt. Der Wille findet keinen Boden, den er bearbeiten könnte. Wo liegt das Ziel menschlichen Strebens? So entwickelt

*) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie. 1854. I., S. 432.

ſich aus der inhaltsloſen eine Poeſie ohne ſicheres Princip und ohne Klarheit des Zweckes. Die Romantik mußte in den Skepticismus münden, weil ſie von dem Boden der Wirklichkeit abgeirrt war in das Reich der Träume; Lord Byron erinnert an jenen Rieſen der Mythe, welcher nur ſo lange unüberwindlich war, als er mit den Füßen auf dem feſten Boden verharrte. Nicht mit Unrecht wurde die Romantik (ſelbſt in der edlern Geſtalt) nur dem idealen Aufſchwunge und dem unreifen Weſen des erſten Jünglingsalters gleichgeſtellt. „Die Begeiſterung, welche ſich auf das Unmögliche richtet, führt zur Unthätigkeit und die dunkeln Triebe ſuchen in einem unklaren Schauen, in phantaſtiſchen Träumen und in einer weichen Sentimentalität Befriedigung. Auf dieſer Stufe ſoll der Menſch nicht ſtehen bleiben.“ Hegel glaubt, daß an ſolchen Stimmungen nur erſchlaffte Zeiten in ihrer Schönſeligkeit Gefallen finden und bezeichnet den Trieb, zu handeln, als die Eigenthümlichkeit einer wahrhaft ſchönen Seele.

Aus dem Labyrinthe dieſes heimathloſen Bewußtſeins, aus dem „Nihilismus einer grundloſen Klage und der ſtoffloſen Sehnſucht,“ war ein doppelter Ausweg möglich.

Der eine eignete ſich nur für tiefangelegte und von Natur aus melancholiſch geſtimmte Seelen. Jenes Traumleben der Romantik hatte die geheimſten Faſern des Menſchen, ſeinen Glauben, ſeine Liebe und ſeine Hoffnung in eine fieberhafte Ueberreizung verſetzt. Der plötzliche Rückſchlag zerſtörte allen Inhalt des idealen Daſeins und alle Nahrung der Seele. Was war das nothwendige Reſultat? Sehr ſchön entwickelt Goethe im Taſſo die Gefahr des ſubjectiven Phantaſielebens und Carriere*) bemerkt hierzu treffend: Wer vorzugsweiſe in der innern Bilderwelt lebt, wird blind für die äußere Wirklichkeit, ſpinnt ſich in ſeine Vorſtellungen ein und hält ſie für das einzig Wahre; je lebhafter die Phantaſiegeſtalten vor dem Auge des Geiſtes ſtehen, deſto mehr entrücken ſie den Menſchen aus der unmittelbaren Gegenwart und ziehen ihn in ihr Reich, daß er alles Andere vergißt und träumend ſich in ſie verſenkt; und wenn ſie nun ſo lebhaft erſcheinen, daß der Dichter an ihre Objectivität glaubt, wenn er ihren Zug nicht mehr beherrſchen kann, ſondern das Bewußtſein von ihnen fortgeriſſen wird, ſo verliert es ſich ſelbſt in ihnen, und ſtatt der ihrer ſelbſt mächtigen Vernunft lagert ſich die Nacht des Wahnſinns über die Seele. Nikolaus Lenau, „der nach dem Höchſten und Tiefſten rang und in dem Kampfe unſrer Zeit eine melodiſche Stimme war,“ mag ſein eigenes Schickſal geahnt haben, als er lange vor dem Ausbruche ſeines Irrſinns dichtete: „O Schickſal, ſag', was hat dir dieſer Menſch gethan, daß mit des Wahnſinns bangen Finſterniſſen Du ihm verſchüttet haſt die Lebensbahn, aus ſeiner Seele ſeinen Gott geriſſen?“ —

Allein dieſe Verzweiflung hätte die Romantik nie überwunden. Es lag etwas Großartiges und Tragiſches in dieſem blendenden letztmaligen Zucken ihres Geiſtes. Das Schauerliche übte von jeher einen geheimen Zauber auf die Geiſter aus. Der Schwan der Sage ſingt am Schönſten, wenn er zu ſterben wähnt. Sollte dem romantiſchen Principe ein Ende gemacht werden, ſo mußte das auf einem andern Wege geſchehen.

Dieſen zweiten Weg betrat Heinrich Heine und ſang „das letzte freie Waldlied der Romantik.“ Es ſei uns erlaubt, über den mehr als talentvollen Geiſt an dieſer Stelle einige Worte zu reden. Man glaubte in ſeinen Liedern jene geheimnißvollen Töne zu vernehmen, von denen Mährchen erzählen, daß ſie in ſtiller Mondnacht aus Bergeshöhlen oder aus dem Grunde der Wellen erklingen; Andere behaupteten, Heine ſchreibe auf ſogenannte heilige Gegenſtände ein mainächtliches Hexenkreuz. Die Söhne Belial's beteten den verlorenen Sohn an; er entzückte die Kinder des Lichts. Woher dieſe Sympathien der entgegengeſetzten Heerlager? Alle denkbaren Gegenſätze des Lebens und der Wiſſenſchaft bieten ſich die Hand in den Schöpfungen des Dichters: kindlicher Glaube, verwilderter Unglaube, ruhvolle Liebe, raſtloſer Haß, glühende Begeiſterung, froſtige Empfindungsloſigkeit, ideale Höhe der Anſchauung und blöde Trivialität der Betrachtung. Aber die Gegenſätze ſind nicht entwickelt zu ruhigem Bewußtſein, ſondern geſpannt in fieberhafter Leidenſchaft. Alle Gefühle zucken wie elektriſche Funken von einem Pole zum andern. Die Quelle dieſer dämoniſchen Stimmung bildet eben das Verhältniß, in welchem Heine der Romantik gegenüberſteht. Den Schlüſſel hierzu bietet ein Gedicht deſſelben:

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang' als ein Komödiant
Mit dir geſpielt die Komödie.

Die prächt'gen Couliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Style.
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Komödie.

*) Das Weſen und die Formen der Poeſie. Leipzig, 1854. S. 88.

Ach Gott, im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

Heine hat mit lechzendem Munde den Schlaftrunk der Romantik eingesogen. Er erwacht aus seinem traumvollen Schlummer und sieht, daß es in seiner Seele Tag geworden ist. Aber er haßt das grelle Licht, welches so eigenthümlich absticht gegen die sanfte Dämmerung der Vergangenheit. Zwei Seelen bemächtigen sich der einen Brust, „die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen; die andre hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen." Daher der eigenthümliche Zwiespalt in Heine's Sinn und Dichtung.

Man kennt die ewig schönen Perlen, welche das Buch der Lieder und die andern Werke enthalten, so daß Heine wohl mit Recht der letzte zauberische Abendstrahl der Romantik genannt wird.

Allein die Ueberwindung der Romantik durch Heine ist für den Geschichtschreiber der Kunst höher anzuschlagen, als der Cyklus seiner edelsten Lieder. Dadurch wurde einer neuen Richtung Bahn gebrochen, welche schon oben als die Schule des jungen Deutschlands bezeichnet wurde. Sie ist das letzte philosophische Resultat und zugleich der erste geschichtliche Gegensatz der Romantik.

Beobachten wir den Uebergang Heine's aus der einen in die andere Schule, so ist in der Stimmung, welche demselben zu Grunde liegt, bereits der Charakter des jungen Deutschlands gekennzeichnet. Heine betrachtet seine Ideale als eine „blöde, süße Jugendeselei." Die Kritik konnte über die Romantik den Stab brechen, aber die Execution blieb unvollzogen; die Waffen der Gegner waren ungleiche. Heine bekämpfte die Dichtung mit Schöpfungen der Kunst, ihm wurde die Romantik zum humoristischen Ideal und — wie die des Persius oder Juvenal — belächelt seine Satire die Ruinen einer vergangenen Welt. Man nannte ihn in diesem Sinne einen Hanswurst, der mitten unter den Raritätenkram der Romantik hüpfte, mit seinem hölzernen Schwerte rechts und links um sich schlug und durch seine possenhaften Sprünge im Volke jene Heiterkeit erregte, die allein im Stande war, den trüben umwölkten Blick aufzuhellen. So kam Heine und mit ihm die deutsche Literatur dem größeren Theile nach aus der eigentlichen Welt der Romantik hinaus. Allein wo öffnet sich dem Blicke eine neue Aussicht?

Dem Dichter sinkt eine Welt in Trümmern zusammen, ohne daß er zur Gründung einer neuen befähigt ist. Das Bewußtsein, welches die ganze Hohlheit eines entschwundenen Phantoms erkennt, umklammert die Seele und zertrümmert die Altäre der Götzenbilder. Aber der Heiligenschein, welcher sie umgab, — der Quietismus überirdischer Schwärmerei ist nicht erloschen. Die Stimmung des Geistes bleibt der Form nach dieselbe und offenbart sich im Widerwillen gegen das Endlich-Reale. „Die Träger der neuen Richtung — könnte man sich leicht versucht fühlen — mit der romantischen Schule in Parallele zu stellen, es ist derselbe geistreiche Dilettantismus, dasselbe Coteriewesen, dieselbe Geringschätzung gegen die Masse und deren Repräsentanten, die Philister, dasselbe Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, dasselbe Uebergewicht der Intention über die Ausführung." *) Aber Grund und Effect des Weltschmerzes haben sich geändert und in Gegensätze umgeschlagen. Die Sehnsucht der Romantik entfloh der Erde, um sich selbst zu vergessen in der Anschauung eines Höhern; sie haßte die weltlichen Schranken nicht aus Sucht nach Schrankenlosigkeit, sondern im Drange nach jener Freiheit, welche alle n herrscht, weil sie das allein herrschende Gesetz als das eigene betrachtet und erfüllt: Sie wollte aufgehen in Gott und göttlicher Nothwendigkeit, — und man kann sie in diesem Sinne Pantheismus nennen. Anders Heine und seine Schule. Sie definiren die Freiheit als Willkür. Die Illusionen der Romantik haben den Sinn und die Liebe für das concrete Leben und dessen Pflichten abgestumpft; das erwachte Bewußtsein bannt den Dichter mit Bleigewichten an die Erde fest. Er bezieht Alles auf sich und seine subjectiven Gelüste, in welchen er das Kriterium des wirklichen Lebens findet. Die moderne Dichtung huldigt wesentlich dem Princip des Egoismus, sie sieht in den objectiven Schranken des Rechts der Sittlichkeit und der materiellen Mittel nur den Engel vor Paradiesespforten, ist pessimistischer Natur und richtet das Augenmerk nur auf die schlimme Seite der Dinge.

Sehr richtig bemerkt ein Neuerer, daß die Romantiker von dem Spiritualismus, von einem Höhern ausgingen, welchem gegenüber die Welt, das Menschenleben mit Allem, was das Herz bewegt, eine Farce sei, die keinen Ernst verdiene, daß Heine's Nihilismus sich dagegen auf die Kritik des im niedrigsten Elemente befangenen Verstandes gründet, und daß nur die gemeine Prosa, deren er nicht Herr werden kann, in seine dichterischen Anschauungen eindrang. Daher stammt jene Entgötterung der Natur, welche einst in seligen Mährchen und mit geheimnißvollem Blicke zu der Menschenseele sprach:

*) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur. III. 4. Auflage.

Es glotzen mich an unheimlich und blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Walde herum.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todtblaß und stumm, wie ein Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt sie auf und sieht mich an
Und sie entflieht mit entsetzlichen Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Denn auch die Natur ist in der Schönheit ihrer Gebilde dem unverständlich, welcher deren Zauber nicht grade an jene ewigen Gesetze bindet, die im bunten Farbenspiele den Einklang des Lichts, im Blühen und Welken den Zusammenhang des Lebens, in allem Wechsel die göttliche Einheit offenbaren. — Daher stammt aber auch jene Dichtung, welche man die Stimme des Rufenden in der Wüste des Herzens nennen möchte, weil ihr Grundmerkmal in dem Infernalen, in dem Unmenschlichen menschlicher Gefühle liegt. Durchgehen wir einmal die dichterischen Schöpfungen der Schule, welches sind die Helden, die denken, reden, handeln? Auf der einen Seite steht der Auswurf der Gesellschaft, bei dessen Schilderung sich auch nicht die geringste Perspective in das Reich des Idealen eröffnen läßt, weil der Sinn für Letzteres in den Bestien erstorben ist; auf der andern erblicken wir unschuldige Lämmer, welche durch die Bosheit zur Schlachtbank geführt werden, so daß der Glaube an den Gottesfrieden der Geschichte und an die Allmacht der Gerechtigkeit zum Spotte wird.

Als das zweite Merkmal unsrer modernen Literatur wird in der Regel neben dem Weltschmerz deren weltumfassender Umfang, das Weltbürgerliche derselben erwähnt. Man hat schon Verschiedenes und von verschiedenen Standpunkten aus über diesen Charakter gedacht und geschrieben. Die Verfechter namentlich der sogenannten politischen Dichtung ärgern sich, daß wir stolz darauf sind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen selbst nicht mehr wissen, ob sie Chinesen und Brahmanen oder Deutsche sind,*) und man Alles in deutschen Büchern findet, von der Palme auf brennender Felsenwand bis hinab zur Laus im Felle des Löwen, deutsches Leben und seine Zustände, dessen Leiden und Hoffnungen ausgenommen. In der That ist auch das Weltbürgerliche der Charakter derjenigen Schule, welche sich als das junge Deutschland den Romantikern gegenüber gestellt hat. Ein Weiser des Alterthums nannte sich einen Weltbürger, und „der große Heide unsers Jahrhunderts," Goethe, betrachtete die Idee des Weltbürgerthums als die vollendete Blüthe deutscher Literatur. Aber der antike und der deutsche Genius verstanden unter dem Charakter des Weltbürgerlichen nicht die Selbstverleugnung nationaler Eigenthümlichkeit, nicht das Absterben des individuellen Volksgeistes im gemeinen Sarkophage eines körperlosen Begriffes, sondern die Auferstehung des erstern in der Erscheinung des schönen Individuums. Als Goethe vor Napoleon trat, rief dieser: „Vous êtes un homme!" Darin liegt die sinnige Anerkennung jenes eigentlichen und berechtigten Weltbürgerthums, der in beschränkter irdischer Form sich spiegelnden ewigen schrankenlosen Idee. Grade diesen Gedanken mag Heine im Auge gehabt haben, als er einstens sagte: „Wenn Goethe die Hand ausstreckte, so war's, als ob er mit irdischen Fingern den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben wollte."

Das Weltbürgerliche unsrer Literatur bezieht sich auf ein rein materielles Verhältniß, auf die Benutzung und Bearbeitung ausländischer Stoffe einerseits, andrerseits auf die Einführung und Uebersetzung fremder Werke. Die Begründung des letztern Punktes findet sich zur Genüge in den Leipziger Meßkatalogen; in erstrer Beziehung erinnern wir besonders an Freiligrath und dessen Nachahmer, welche sich von ihrem Meister nur dadurch unterscheiden, daß dieser mit Rückert'scher Virtuosität in Behandlung der Sprache eine tiefpoetische Auffassung des Gegenstandes verbindet und mit Fug singen konnte: „Düster durch versengte Halme wall' ich der Wüste dürren Pfad; wächst in der Wüste nicht die Palme?" Zwar sind wir weit entfernt, in Freiligrath einen Anhänger des jungen Deutschlands zu betrachten; allein jene Reiselust und der Hang nach Neuem, nie Gesehenem und noch nicht Besungenem hat sich auch derjenigen Dichter bemächtigt, welche in dem Boden der Romantik wurzeln. Denn die Gegensätze der Principien spiegeln sich selten auf vollendete Weise im Leben ab und unvermerkt zerfließen einzelne Farben in einander. Es ist dies namentlich mit der hier zu besprechenden Eigenthümlichkeit der Fall, weil die materiellen Grundlagen des Lebens, Industrie und Handel, in dem unendlich erleichterten Verkehr einen solchen Einfluß auf den Austausch der Ideen äußern, daß jener zähe und theilweise bigotte Patriotismus der Freiheitskriege dem heutigen Geschlechte mehr und mehr zum Räthsel wird. Allein aus dieser äußerlichen Thatsache ließe sich die Vertilgung der nationalen Physiognomie in unsrer heutigen poetischen Literatur nicht begreifen. Wir bemerken einen analogen ungewöhnlichen Wanderdrang der edelsten und begabtesten Geister im sechzehnten Jahrhundert, welcher nur in der Um-

*) Prutz im literarhistor. Taschenbuch. 1843. S. 26.

wandlung einer den ganzen Menschen umfassenden Anschauung seine Erklärung findet. Der Logiker kann des Irrthümlichen einzelner Consequenzen, die er aus seinem Systeme zog, überwiesen werden, ohne daß dadurch in seinen Verhältnissen zur Außenwelt auch nur die leiseste Veränderung hervorgerufen wird. Allein die Enttäuschung, durch welche das Leben, sein Ziel und Ende zu ganz neuem Lichte entschleiert wird, ist verschiedener Natur, und in dieser äußern Universalität, in dieser „Vertiefung in die Wirklichkeit," wie Julian Schmidt sich ausdrückt,*) spiegelt sich nur „die Unruhe und der Mißmuth eines Lebens, dessen Ideale der Wirklichkeit entgegenstehen, die fliegende Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück und die Flucht aus dem ewigen Einerlei der Selbstanschauung, die man als Qual empfindet."

Wird auf die zwei besprochenen Gegensätze der Romantik und des jungen Deutschlands das Kriterium des reinen Kunstbegriffes angewendet, so begegnet man einer höchst eigenthümlichen Erscheinung. Jede der beiden Schulen leidet an Einseitigkeit und hat mit beinahe excentrischer Vorliebe nur das Eine jener zwei Momente erfaßt und ausgebildet, in deren Harmonie die Grazie oder die schöne Individualität zu Tage tritt, welche den Inhalt aller Kunst bildet. Der Romantik mangelt die richtige Auffassung des Ewigen und Unendlichen, indem Letzteres durch eine unübersteigbare Kluft vom Irdisch-Menschlichen getrennt wird; sie hat vergessen, daß Inhalt und Ziel des irdischen Lebens in der Ineinsbildung menschlicher Freiheit und göttlicher Nothwendigkeit enthalten ist und vom Evangelium das Reich des Menschensohnes auch als das des Gottessohnes verkündet wird. Die Romantik ist denkbar ohne das Christenthum und auch nicht als dessen Schöpfung zu betrachten. „Das Abendland hatte eine Romantik, ehe das Evangelium gepredigt wurde, und sie fehlte auch nicht den heidnischen und mohamedanischen Orientalen."**) Wo zu irgend einer Zeit die Gedanken und Ahnungen des Unendlichen und Paradiesischen die Seele mit ungewöhnlicher Energie belebten und durchdrangen: erweckte der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit eine Messiassehnsucht der Nation, welche das Uebernatürliche des Gedankens in der Ueberschwenglichkeit des Bildes fesselte. Das Christenthum war mehr als jede sonstige Religion für seine Selbstoffenbarung in künstlerischen Gestaltungen geeignet. Aber die Romantik versündigte sich an dem Realen, welches im Christenthume vollberechtigt ist, und predigte: Real ist nur das Ideale. —

Das Dogma der neuen Schule aber lautete: Real ist nur, was dem Idealen widerspricht. Wurde früher der Begriff des Idealen falsch aufgefaßt, so mißverstand das junge Deutschland den Sinn und die Bedeutung des Realen, insofern letzteres ein integrirendes Moment der Kunst bildet. Lag ersterer Irrung die Verachtung des Endlichen zu Grunde, so basirte die zweite auf dem Unglauben an das Unendliche. Das Individuum, welches das materielle Substrat des Kunstwerks bildet, ist nicht das Erste, sondern wird in der Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung durch die Auffassung bestimmt, in welcher der Künstler die Richtung, die Bedeutung und Geltung der darzustellenden Idee sich fixirt hat. Nun ist aber unbestritten, daß die nationale Verschiedenheit, wie in Tracht und Geberde, so vorzüglich in den Begriffen zu Tage tritt. Bedenkt man den wesenhaften und unzertrennlichen Zusammenhang zwischen Geist und Sprache eines Volkes, so muß sogar behauptet werden, daß — wenn auch die allgemeine Bildungsstufe zweier Nationen als durchweg eine und dieselbe erscheinen möchte — dennoch die völlige Uebereinstimmung Beider auch nur in einem Begriffe so lange undenkbar ist, als das sprachliche Idiom eine Differenz in der Bildlichkeit des Gedankens begründet. Daraus folgt mit absoluter Nothwendigkeit, daß die wahre Kunst immer eine nationale ist. Auch der echte Dichter wird die vaterländische Anschauung niemals verleugnen können, ja er vielleicht am allerwenigsten unter allen Künstlern, weil schon das Organ der Darstellung, die Sprache, sich dagegen sträuben muß. Jene Vertiefung in die Wirklichkeit, welche sich als die Weltliteratur des jungen Deutschlands geoffenbart hat, verleugnet allen nationalen, individuellen und deutsch-charakteristischen Typus.

Die Aufgabe, welche vom Standpunkte der ästhetischen Kritik an den heutigen Dichter gestellt werden muß, besteht offenbar in der Versöhnung beider Gegensätze, in der richtigen Erkenntniß und künstlerischen Ineinsbildung des Idealen und Nationalen.

Wir bezeichneten aber gleich anfangs als den Zweck dieser Abhandlung, nicht sowohl das Verhältniß unsrer schönwissenschaftlichen Literatur den Anforderungen der Kunst gegenüber zu untersuchen, als vielmehr den Zusammenhang der erstern mit der politischen und sittlich religiösen Entwicklung Deutschlands darzustellen. Zwar könnte man vom Standpunkte der Philosophie aus sogleich einwenden, daß das wahrhaft Schöne auch zugleich das Gute und Nützliche sei und daß somit der Grad künstlerischer Vollendung die Summe

*) Vergl. Gesch. d. deut. Literatur. Leipzig 1855. III. S. 4.

**) Cholevius, a. a. O. S. 606.

dessen bezeichne, was durch die Kunst Gutes und Nützliches geleistet werde. Allein unsre Frage bezieht sich nicht auf die bloßen Resultate bisheriger Poesie, sondern auf die Zukunft und die Entwicklung derselben. Der Einfluß, welchen die Romantiker und die Jungdeutschen auf Politik und Sitte ausüben, spiegelt natürlich nur die faulen Flecken, welche beide Schulen kennzeichnen; die Einen entnerven den Sinn für die Wirklichkeit, die Andern stumpfen das Gefühl für das Ideale ab. Die Ueberwindung dieser Gegensätze muß durch die Kunst als die Versöhnung in höherer Einheit gefeiert werden. Welcher Weg ist zu dem Ende einzuschlagen? — Darüber besteht zur Stunde eine noch unerledigte Controverse.

Ein trefflicher Aufsatz der deutschen Vierteljahrsschrift verbreitet sich über „die neuere philosophische und politische Poesie der Deutschen.“*)

„Warum diese Zusammenstellung?“ kann man fragen. „Was hat die philosophische Poesie mit der politischen zu schaffen?“ Die Antwort lautet: Die philosophische Poesie steht allerdings unter einem gewissen Gesichtspunkte der politischen gradezu entgegen, aber beide haben doch auch, je nachdem man die Begriffe faßt, manche Berührungspunkte, und indem die Untersuchung, um beide Sphären unter einer zusammenfassenden Einheit zu begreifen, sich auf einen höhern Standpunkt stellen muß, wird sie durch die ihr begegnenden Analogien sowohl, als Gegensätze beider, jede klarer und schärfer zu beleuchten im Stande sein. Mit diesen Worten sucht der Verfasser der erwähnten Abhandlung seine Zusammenstellung zu vertheidigen. Die Grundlage der Rechtfertigung liegt aber tiefer und ist in der geschichtlichen Thatsache enthalten, daß die philosophische und politische Poesie, welche Arten der Dichtkunst sich in der Neuzeit mit ungeheurem Nachdrucke geltend machen, bewußt und unbewußt gegen jene Gegensätze gerichtet sind, die wir als die charakteristischen unsrer schönwissenschaftlichen Literatur kennen gelernt haben.

Die philosophische Poesie sucht das religiös-sittliche Ideal in directer Entwicklung der Principien dem erschlafften Bewußtsein unsers Geschlechtes darzulegen. Die politische Dichtung besteht in der künstlerischen Behandlung von Stoffen, welche dem öffentlichen politischen Leben der Gegenwart angehören. Das beiden Richtungen auf gleiche Weise Eigenthümliche liegt in der Tendenz, unmittelbares Interesse zu pflegen; die Unterschiede knüpfen sich nur an das Object, welches auf der einen Seite die ideale, auf der andern die reale Welt repräsentirt. Es entspinnt sich ein Kampf gegen den Spiritualismus der Romantik und gegen den Materialismus des jungen Deutschlands.

Prüfen wir zuerst diejenige Poesie, welche sich gegen das unnationale Weltbürgerthum wendet.

Prutz erklärt es gleich im Eingange zu seinem Aufsatze über die politische Poesie der Deutschen*) als eine bekannte Thatsache, daß bei uns Poesie und Politik als entschiedene und durchaus unversöhnbare Gegensätze betrachtet werden, und daß dem gemäß politische Poesie in unserm Vaterlande meist für ein Ding gelte, welches entweder, als unmöglich, nicht existire, oder, als unberechtigt, doch nicht existiren sollte. Er definirt die politische Poesie als diejenige, welche sich der gleichzeitigen Ereignisse des öffentlichen Lebens, welche sich der politischen Zustände, Begebenheiten und Personen ihrer Zeit als ihres Inhalts zu bemeistern, ihnen zu dienen oder sie zu bekämpfen, und in Ernst oder Schimpf, in Lob oder Tadel als eine öffentliche Macht auf die Geschichte einzuwirken strebt. Man muß übrigens eine historisch politische und paränetisch-politische Poesie unterscheiden.**) Schlachten- und Sieges-Lieder wird es immer geben. Deutschland hat einen Körner, Arndt und Schenkendorf; Griechenland rühmt sich eines Stigos, Trikupis und Kodinalis. Die Modernen verlangen das sociale, das historisch-politische Gedicht. Der Begriff wird aber noch enger definirt dadurch, daß das politische Lied ein Lied der Freiheit, d. h. des Republikanismus sein soll.

Herwegh, Wackernagel und Prutz sind bekanntlich die Hauptvertreter dieser Richtung.

Die philosophische Poesie ist entweder reines Lehrgedicht, Darstellung eines Systems in Versen, oder aber dessen Symbolik in Allegorien. Jeder Dichter, wie der Künstler überhaupt, trägt eine bestimmte Anschauung über das All der Dinge in sich, welche auf sämmtliche Schöpfungen ihren gestaltenden Einfluß ausübt. Wir kennen Hamlet's melancholische Jünglingsträume und Faust's titanenhafte Himmelsstürmerei. Allein die Belehrung tritt hier in den Hintergrund und ist keine unmittelbare, während das Charakteristische der philosophischen Poesie im engern Sinne grade die Absicht des Belehrens bildet. Man denke an Sallet, Gottschall, Jordan, Scheser. In gewissem Sinne ist auch Oskar v. Redwitz hierher zu rechnen. Alle Empfindung verzehrt sich in den Formen, und die ganze Dichtung der Amaranth ist eigentlich nur die Allegorie eines siegenden Katholicismus. Der

*) A. a. O. 1843. III. Heft. S. 154—282.

*) A. a. O. S. 251. flg.

**) Vgl. Vischer bei Prutz, Taschenb. 1844. S. 95.

Sieg selbst ist aber ein rein äußerlicher. Es ist nicht der sittliche Lebensinhalt des Dogmas, welchen das Individuum in sich aufnimmt, um, gestärkt durch die heilige Labung, in der reuevollen Rückkehr zu dem Ideal oder im Triumphe ethischer Selbstvollendung die Glorie des ewigen Gesetzes zu beten. Redwitz zeichnet überhaupt keine concrete Menschen, sondern nur Symbole gewisser religiöser Richtungen. Der endliche Sieg oder Untergang dieser verkappten Unsterblichen wurzelt nicht in ihrem Charakter, vielmehr wird deren dogmatische Devise zum Fatum ihres Lebens.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Dichter in ihren Schöpfungen zu beurtheilen, um ihre Erfolge damit zu vergleichen. Uns interessirt zunächst nur die Thatsache ihres Daseins und der Begriff ihres poetischen Wirkens.

Für die Geschichtschreibung machen sich zweierlei Fragen mit Nachdruck geltend. 1. Ist diese Tendenzpoesie mit den reinen Principien und Grundsätzen der Kunst vereinbar? 2. wenn nicht: Entbehrt letztere derjenigen Momente, die mittelbar das religiös-sittliche und politische Leben fördern? —

Schon Kant behauptete, daß jedes Interesse, d. h. jedes Wohlgefallen, welches die Existenz des Gegenstandes als solche zur Bedingung hat, durch das ästhetische Wohlgefallen ausgeschlossen werde; denn die Frage nach der Schönheit eines Objects beziehe sich nicht auf unser Begehrungsvermögen, sondern beantworte sich aus der bloßen Betrachtung. Zwar ist die subjective Begründung des Satzes durch die Aesthetik überwunden worden. Der eigentliche Grund, welcher das sinnliche und sittliche Interesse vom Schönen ausschließt, liegt vielmehr in des Letztern objectiver Natur, die alle Stoffe nur insofern zuläßt, als sie aus der Verbindung empirischer Existenzen heraustreten und sich zum reinen Ausdrucke der Ideen vergeistigen. Wo das Seiende mit dem Gedanken des fühlenden Menschen sich eint, da weiß er sich heimisch und erhoben zugleich. Seine Stimmung ist eine freie Lust am Schönen, für die weder ein pathologisches Interesse am Stoff, noch die Rücksicht auf die äußere Zweckbeziehung der Dinge erfordert wird.*)

Wo je die Vertheidiger des politischen Liedes in die Dogmen der Aesthetik sich eingelassen haben, offenbarte deren eigene Argumentation die innere Unhaltbarkeit der Ansicht. Daher deren Ingrimm gegen das Dogma der politischen Unbeflecktheit, der olympischen Selbstgenügsamkeit der Dichtung. Sie lassen den Grundsatz unbestritten, daß die Aufgabe aller Kunst in der Darstellung der schönen Individualität gelegen sei und daß, ohne zu dieser sich erhoben zu haben, weder ein Volk noch eine Literatur etwas Eigenes und Wahrhaftes leisten könne. Als Untersatz wird die Natur des Individuums aufgestellt, welches, als persönlich gewordener Geist, sämmtliche Formen des Geistes oder seiner selbst in seiner Allgemeinheit, als ein Besonderes in sich zurück und aufnimmt. Auch diesen unermeßlichen Inhalt werde das schöne Individuum, sobald es ihn adoptirt hat, künstlerisch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Mensch und in denen ganze Nationen diesen Inhalt in sich aufnehmen und sich bewußt und thätig wieder außer sich setzen, seien die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) sowohl des Menschen, als des Menschengeschlechts. Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geistes und daß solchergestalt zwischen dem Staate, als einer Form des Geistes und dem Individuum, als dem persönlich gewordenen Geiste, dessen Wesen es ist, überall den Geist im Allgemeinen, als sein eigenes Ich, in sich aufzunehmen, ein unzerstörbares Band der Verwandtschaft, ein unveränderliches Recht des Individuums am Staate nothwendig ausgesprochen sei, das Alles werde wohl Niemand in Zweifel ziehen. Wenn nun ein Mensch oder eine Nation so weit gediehen, daß sie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalte machen, so werde auch der Ausdruck dieses Inhalts am Schönen, also die künstlerische Darstellung des Staates und seiner Beziehungen, d. h. die politische Poesie, nicht ausbleiben. Umgekehrt könne dieser Inhalt nirgends in der Kunst wirklich zur Darstellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden; — „und dies ist die einzige wohlbegründete Bedenklichkeit gegen unsre bisherige politische Poesie und die Klippe, an der unsre bisherigen Versuche meist gescheitert sind.“*) — An diese Eine wohlbegründete Bedenklichkeit erinnert Schmuhl als Chorus in der „Verhängnißvollen Gabel,“ wenn er sagt: „Mündig sei, wer spricht, vor Allem; wird er's nie, so sprech' er nie; denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie, welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt, eines reingestimmten Busens innere Musik enthüllt?“ Die natürliche Folge des fraglichen Mangels besteht in dem Streben, ihn aufzuheben, kurz in dem Tendenziösen der politischen Poesie; letzteres ist von ersterem gar nicht zu trennen. Daraus erklärt sich die historische Thatsache, daß Nationen, welche in der Geschichte der Dichtkunst überhaupt zu irgend einer Zeit eine

*) Vgl. Carriere a. a. O. S. 10. Siehe auch Vischer in Prutz' Taschenbuch. 1844. S. 97.

*) Prutz, a. a. O., S. 273.

hervorragende Stellung einnahmen, zu allen Kunstschöpfungen, welche die Interessen und Momente des öffentlichen Lebens darstellen, die Stoffe nur einer politischen Vergangenheit entnommen haben. Das Epos Homer's, die Tragödie des Sophokles, Pindar's Hymnen — sie erzählen, veranschaulichen und preisen ein entschwundenes Heroenleben.*) Die großartigste Kunstschöpfung des Mittelalters ist das Nibelungenlied; seine Helden gehören in das Reich der Sage. Zwar hat auch Walther von der Vogelweide und mancher Andere politische Lieder geschrieben; aber der Inhalt derselben ist didaktischer Natur und ihre künstlerische Vollendung steht hinter den übrigen Producten desselben Dichters zurück.

Die politische Poesie fand vorzüglich bei zwei Volksstämmen eine eigentlich naturwüchsige Entwicklung; bei den Neugriechen und Provençalen.

Gleich das älteste unter den neugriechischen Volksliedern war ein politisches, die Wehklage über Adrianopels Fall, welche noch jetzt im Munde der Nation lebt. Allein die Reflexion ist noch heute wie früher in jedem politischen Liede der Neugriechen wiederzufinden. Prutz sucht zwar in dem mehrfach citirten Aufsatz über die politische Poesie der Deutschen nachzuweisen, daß unsre Literatur bereits seit Jahrhunderten, sei es nun mit Recht oder Unrecht, erlaubter oder unerlaubter Weise, genug, daß sie seit Jahrhunderten thatsächlich in der Entwicklung zu politischer Poesie begriffen ist und daß unsre Nation zahlreiche Anfänge und Versuche einer politischen Poesie bereits thatsächlich besitzt. Allerdings finden sich überall Ansätze und Proben; wenn aber seit Jahrhunderten noch keine befriedigenden Resultate erzielt wurden, so mag darin wohl wenig Beweis für die Entwicklungsfähigkeit des Gegenstandes liegen.

Die politische und philosophische Poesie überschreitet also das Gebiet der Kunst, erstere nähert sich demagogischer Rhetorik, letztere gereimter Didaktik. Der einen wie der andern mangelt die ästhetische Freiheit, welche in der Selbstgenügsamkeit der Kunst zu Tage tritt. Man drückte diesen Uebelstand der beiden Dichtungsarten auch schon durch das Wort „Reflectirtheit" aus, indem jede Tendenz durch Reflexion bedingt wird.

Die echte Kunst ist undenkbar ohne Nährung des religiös-sittlichen und politischen Lebens, indem die beiden Momente, welche in jedem Kunstwerk unterschieden werden, jene zwei Seiten des moralischen und rechtlichen Daseins zu vollkommnem Ausdruck bringen.

*) Aristophanes kann hier vermöge der Art seiner Poesien nicht in Betracht kommen. Vergl. Vischer, im lit.-histor. Taschenbuche von Prutz. 1844. S. 95.

Was ist denn Religion und Sittlichkeit? — Die erste verhält sich zur zweiten, wie die Form zum Inhalt. Religion ist der Glauben an Gott. Wir kennen Gott aber nur in seinen Eigenschaften, welche sich zusammenfassen in den Ideen des Wahren, Guten und Schönen. Indem der Mensch diese zugleich als ideale Grundtheile seines Selbsts inne wird, concentrirt sich der Glauben an ihre Realität und Allmacht in der Anbetung des persönlichen Gottes als Religion. Letztere ist demnach nur der äußere Erfolg, die Offenbarung, die Form des Bewußtseins einer sittlichen objectiven Basis. Diese göttliche Erbschaft wird zum individuellen Eigenthume, wenn der Einzelne mit freier Selbstbestimmung die in jenen Ideen enthaltenen Gesetze erfüllt. Die Sittlichkeit ist der Inhalt der Religion, das Ursprüngliche, in der Reinheit des Bewußtseins — das Kriterium für die Wahrheit der Letzteren.

Die Stellung, welche, wie die Kunst überhaupt, so namentlich die Poesie den dargestellten Begriffen gegenüber einnehmen muß, ist unschwer zu entwickeln.

Das Ideal der Sittlichkeit, der Einklang zwischen Können und Sollen, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, bildet die Substanz eines jeden Kunstwerkes. Dadurch unterscheidet sich die Poesie von der Geschichte einerseits, andrerseits von der Philosophie, daß jene zunächst nur die Wirklichkeit — letztere die Nothwendigkeit, die Dichtung aber in den Schöpfungen der Phantasie die zur innern Nothwendigkeit verklärte Wirklichkeit betrachtet; so sonderte schon Aristoteles ein Daß, ein Wie und ein Warum der Dinge. Indem nämlich der Dichter seinen Stoff von jeder Unvollkommenheit entkleidet, welche den reinen Ausdruck der Idee zu trüben im Stande wäre, offenbart er die Realität und die Allmacht der letzteren: Ihre Realität, indem sie in der concreten Gestalt des wirklichen Lebens dem Auge gegenüber tritt und sich befähigt zeigt, Fleisch und Blut anzunehmen; ihre Allmacht, indem selbst das Atom der Form im Dienste der Idee steht, um sie zu vollendetem Ausdrucke zu bringen. Der nothwendige Einklang des zeitlichen und ewigen Elementes liegt darin, daß keines ohne das andere und nicht das eine oder das andere anders gedacht werden kann, ohne das Kunstwerk zu zerstören. Dadurch lernt die Seele in allen Gegenständen des wirklichen Lebens ein Gleichniß des Ewigen zu finden; Natur, Gemüth und Geist entschlagen sich des trüben Bannes, durch welchen das junge Deutschland auch das Unvergängliche mit der Larve des Todes bedeckte. Die Mysterien der Unsterblichkeit, der ewigen Bestimmung des einzelnen Menschen und der endlichen Allversöhnung entschleiern sich der

Seele in dieser Poesie des Glaubens. Letztere ist aber unzertrennlich von der Poesie der Liebe. Denn wenn das Ideale nicht dargestellt und empfunden werden kann ohne die irdische Form, welche aus der objectiven Umgebung gegriffen ist, so wird damit dem Geiste der Weg in das Reich des Phantastischen abgeschlossen. Wir bemerken, daß wie die ewigen Gesetze mit denen des Naturschönen zusammenfallen, so der Wille des Menschen in der Unterwerfung an das Ideal seinen schönsten Sieg feiert: wir vergessen den Wahn, als gäbe es eine Schönheit ohne Gesetz und Pflicht, und in der bewußten Aufhebung dieses Gegensatzes besteht die Liebe.

Erinnern wir uns an den oben aufgestellten Begriff der sittlichen Individualität, so ist deren Erzeugung oder Beförderung weder durch die Romantik noch durch das junge Deutschland möglich. Letzterem fehlt das Gesetz, erstere kennt kein objectives Gebiet zu dessen Erfüllung; jenes ist glaubenslos, diese baar der Liebe. Alle Einwirkung, welche durch den Dichter auf die Sittlichkeit unsers Geschlechtes ausgeübt werden kann, besteht darin, daß er es lehrt, dem Gesetze aus freiem Willen zu dienen. „Die Schönheit ist Bürgerin zweier Welten, sie verknüpft Denken und Empfinden, sie leitet den sinnlichen Menschen zur Vernunft und führt den geistigen zur Materie zurück.“ (Schiller.) Die Kunst erfüllt diese Sendung, indem sie den Menschen gewöhnt, die Unvollkommenheiten des irdischen Daseins nur in der Disharmonie zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zu finden. Platen singt ja so schön: „Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt besiegen lehrt; wißt, daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt: Um den Geist empor zu richten von der Sinne rohem Schmaus, um der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott die Dichter aus.“

Schließlich möge eine treffliche Aeußerung Carrieres*) für unsre Ansicht in die Schranken treten: Die Kunst stellt die Idee, deren Strahl in der Vielheit der Dinge sich trübt und bricht, in einem Einzelbilde rein und ganz dar, sie concentrirt den Reichthum der Erscheinungswelt in einem einzelnen Werk, dessen Umfang wir zu fassen vermögen, dessen Inhalt aber unendlich und unerschöpflich ist, wie der Aether klar und tief. Die Kunst ist die Verschönung der Natur, sie befriedigt die Paradiesessehnsucht der Menschheit; „das Werk der Kunst ist die Krystallgestalt des Lebens.“ Es sind dieselben Elemente, die aber nicht mehr wirr und wüste durcheinander liegen und trüb aufgähren, sondern sie sind geordnet nach ihrem eingebornen Gesetz und darum durchsichtig dem Auge und farbenhell in freudigem Lichte. Das Reich der Kunst ist der Festsaal der Menschheit, in welchem sie die Bilder ihres Seins und ihrer Entwicklung in schlackenlosem Metallglanz aufstellt; der tiefste Gehalt des Geistes, die religiöse und sittliche Weltanschauung eines Volkes wird von Bildnern und Dichtern ausgesprochen, die wie im Spiel das Räthsel der Welt zu lösen scheinen, die seine Lösung für die Anschauung hinstellen, lange bevor die Philosophie sie für die denkende Vernunft vollzieht. Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht vor dem erstaunten Blick die Schöpfung der Kunst, und doch ist ihre Mutter das Herz, das alle Wehen und Wonnen der Zeit in sich durchlebt, dessen subjectivster Stimmung sie entspringt, wenn sie von eigner Schwere getragen nur um ihrer selbst willen da zu sein scheint. „Schönheit ist das Weltgeheimniß, das uns lockt in Bild und Wort —“ singt Platen; die Kunst offenbart dies Geheimniß, sie hebt den Isisschleier vom Antlitz der Natur, auf daß wir in ihr den beseelenden Gottesgeist erkennen; in ihrem Werk zeigt sie uns als in einem leuchtenden Punkte, daß der Einklang des Unterschiedenen, daß die Versöhnung der Gegensätze, daß das Schöne wirklich ist; und wie die Noth der Welt, wie der Schmerz der Endlichkeit auch unser Gemüth gefesselt hält, in diesem einen Punkte erheben wir uns wie erlöst vom finstern Bann in das göttliche Leben, sehen die Dinge, wie sie im Lichte der Ewigkeit vor Gott stehen, und glauben wieder an die Macht der Liebe, nehmen wieder das Leid als den Schatten im Gemälde unsers Geschicks und freuen uns wieder der Harmonie der Sphären, die uns allwärts umrauscht.

In dieser erlösenden Kraft, in dieser friedeverleihenden Seelenreinigung ist die Kunst religiös, und indem sie einfach nur das Schöne sucht, fällt es ihr von selber zu, daß sie den Geist bildet und das Herz veredelt.

Gehen wir zur politischen Dichtung über:

„Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Goethe'n,
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten;
Doch anders dachte das Vaterland,
Das will von der Dichterinnung
Für den verbrauchten Leierstand
Nur Muth und biedre Gesinnung.“

Muth nach Außen und biedere Gesinnung bilden allerdings die Grundlagen jeder gesunden staatlichen Entwicklung. Ob jene Eigenschaften sämmtlichen oder wenigstens grade den Hauptvertretern der politischen Dichtung zukommen, möge unerörtert bleiben.

Man erinnere sich an Heinrich Heine's Worte: „Ich kann nicht genug wiederholen,

*) Carriere, das Wesen und die Formen der Poesie. Leipzig, 1854. S. 13.

ich predige nichts Anderes, als: Sie haben mein Volk an's Kreuz geschlagen, sie haben ihm Hände und Füße gebunden und haben sein Land wie ein Gewand unter sich getheilt. Aber es kommt der Tag der Freiheit ganz gewiß; sie ist eingegangen im Herzen einer getreuen Jugend und wird gedeihen. Ein edler Zorn hat sich unsers Busens bemächtigt, als wir den Frühgesang der Freiheit, jenen göttlichen Völkermarsch hörten; wir haben die Dreifarbenblume mit heißer Inbrunst an's Herz gedrückt: Aux armes, citoyens!"

Während aber der Dichter diese klingenden Pfeile nach den Thronen Deutschlands abschoß, spitzte der Söldling Guizot's seine Feder, um die Despotie des Bürgerkönigs um viertausend Franken zu vertheidigen. G. Herwegh, der für die Freiheit sterben wollte und sich rühmte, der Kugel vom alten guten Blei ein ander Haupt entgegenzutragen, als Arndt, hat im Frühjahr 1848 selbst durch das Verhalten während der republikanischen Bewegung im baden'schen Oberlande den Stab über seine Ruhmredigkeit gebrochen.

Möge letzterem gegenüber ein Dichter reden, dem Keiner unter Jenen die Schuhriemen aufzulösen würdig ist. Göthe's Ansicht war folgende:

Wir Neuern sagen jetzt besser mit Napoleon: Die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber, mit unsern neuesten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehn.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie er soll er denn da poetischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stellen.

Ich hasse alle Pfuscherei, wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen Nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um Das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich mir es mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für Nichts geachtet wird, eben, weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen. — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe.*)

Worin besteht denn der Patriotismus, der allein des Dichters würdig und von künstlerischem Standpunkt aus möglich ist? Julius Mosen singt einmal: „Der Dichter wurzle tief in seinem Volke und steig' empor, frisch, wie ein Tannenbaum; mag dann er brausen mit der Wetterwolke und auch sich wiegen in des Lenzes Traum." Derselbe Schriftsteller erklärt an einem andern Orte: „Die Zeit und der Geist, welcher in ihr liegt, beherrscht einen Jeglichen mehr oder weniger, am meisten aber den Dichter. Ihm ist aber auch kein höheres Ziel gestellt, als die letzte Idee seines Volkes in der Weise, welche ihm gegeben ist, überall zu verklären." Der Hauptpunkt mußte schon oben erörtert werden. Der Dichter sei der ideale Ausdruck seines Volkes. Die schönern

*) Eckermann'sche Unterhaltungen II. 856. Vergl. a. a. O. I. 66, 118, 306, 340. II. 92. Vergl. Gervinus V. 363 f., IV. 499, 517.

Eigenthümlichkeiten, welche die eine Nation in Sinn und Handeln von der andern unterscheiden, spiegeln sich auf vollendete Weise in dessen künstlerischen Schöpfungen, während die Auswüchse und Unarten eines Volkes nicht im Stande sind, ihre flüchtige Spur dem für die Ewigkeit Geschaffenen einzuprägen. Wir kennen die Tugenden, welche einen Tacitus zum Panegyriker der Germanen machten. Jene Eigenschaften offenbaren sich nicht nur bei der einen oder andern Handlung, sie umfassen das ganze Seelenleben des Menschen, sie bilden unsre Grundstimmung und gestalten unsre gesammten Anschauungen. Unnational wäre der deutsche Dichter, welcher die französische Galantrie verherrlichte; wer möchte Uhland's Ernst von Schwaben nicht national nennen? Und um grade auf jene Dichter des Republicanismus zu kommen, wo sind — den Einen Herwegh ausgenommen — ihre Erfolge? Wir haben herrliche Dichtungen, welche die Treue und die Liebe zum Fürsten preisen und die Einlaß in Palast und Hütte gefunden haben, während die Lieder, welche „Aufruhr läuten," zwar stürmen, aber ohne in den Herzen nachzuhallen.

Nur ein Vorwurf könnte gedacht werden, welcher vom Standpunkte gegebener Verhältnisse aus gegen das an sich Richtige in die Schranken tritt. Jedes Volk ist in steter Entwicklung begriffen. Letztere erscheint aber nicht immer als eine harmonische, indem sie bald mehr nach Außen geht, bald die Blüthe der Wissenschaft oder Kunst entfaltet. Die Römer und Griechen erklären in ihrer eigenthümlichen Bedeutung den fraglichen Gegensatz. In einem Volke, welches kaum die Spur von Sinn für das Ideale offenbart, dagegen alle denkbaren Strömungen des politischen Lebens in sich concentrirt, möchte der Politiker versucht sein, die Tendenzdichtung für Sitte und Staat vorzuziehen. Die Erfolge des Augenblicks werden günstigere sein, als die der wahren Kunst, deren Orakel nicht verständlich sind. Die wirklichen Verhältnisse erlauben niemals eine Wahl; wohl aber ist der Gedanke für den Geschichtschreiber bedeutungsvoll, ob nach den Anlagen der deutschen Nation die Möglichkeit des reinern Kunstverständnisses und die Empfänglichkeit für dessen Genüsse vorhanden seien? oder ob in der That — wie Stahr behauptet, die Gestalten eines Goethe, Schiller, Shakespeare nur zu Medusenhäuptern metamorphosirt werden, welche der keimenden Dichtung unsrer Tage Blut und Leben versteinen? —

Die Geschichte kennt nur ein Volk des Alterthums, in dessen Genius das Allgemeinmenschliche mit dem besondern Charakter der Nation sich auf so vollendete Weise assimilirt hat, daß grade die Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute dasselbe von andern Völkern unterscheidet. Jener Sinn des Hellenen für reine Schönheit ist keineswegs aus dem Zusammenwirken zufälliger Ereignisse erklärbar. Zwar begünstigten die Künstler Griechenlands die Reize der Natur, die Herrlichkeiten der Mythologie, die nationale Erinnerung und die Freiheit des Lebens; allein aller Zauber der wirklichen Umgebung ist bedeutungslos, wenn nicht ein angeborenes Organ aus der flüchtigen Erscheinung die ewigen Gesetze herausfindet. Die Kunst entstand in Egypten, welches durch Natur und Schicksal bestimmt war, die Regeln der strengen Schönheit aus der Einsamkeit der eigenen Phantasie zu schöpfen. Ja Wilhelm von Humboldt bewundert die Tiefe und den Ernst des griechischen Kunstsinnes grade deshalb, weil er durch die oberflächliche Anmuth der Außenwelt nicht zur Willkür verlockt wurde und die egyptische Strenge nur durch gründlichere Kenntniß des organischen Baues erhöhte. Wer anders in der Geschichte nicht den blinden Zufall walten läßt, erkennt deshalb in dem Humanismus des griechischen Volkes eine ewige Bestimmung.

Dieselbe Sendung sollte unsre Nation „im Mittellande Europas" erfüllen: „Briten sind Briten und Dänen sind jetzt auch dänisch; wo gäb' es Menschen auf Erden wohl noch, wären die Deutschen auch deutsch?" Dem Deutschen ist eigenthümlich, alle Gegenstände des Lebens, alle Producte der Kunst und Wissenschaft nach reinen Gesetzen zu prüfen. Selten hat bei uns ein Dichter langdauernden Beifall seines Volkes genossen, der nicht von classischem Bewußtsein getragen wurde. Dies anerkennen auch die Vertheidiger der politischen Poesie. Sie zunächst ärgern sich, daß Deutschland als „die weise Frau der Weltgeschichte" den Begriff der Freiheit zuerst richtig definirt hat, ohne an deren Einführung in's Leben zu denken. Irrungen sind auf keinem Gebiete zu vermeiden. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo in Deutschland „allein Saalbader in Schutz, Saalbader in Gunst" genommen wurde; allein Platen hat sich an der Geschichte versündigt, wenn er singt: Durch Deutschland ist, die Latern' in der Hand, nach Menschen zu suchen, so mißlich. Die allzugroße Bitterkeit über das eigene Schicksal preßte dem Dichter jenen Ruf der Klage aus:

Wehe Jedem, der vertrauend unter ein Geschlecht sich mischt,
Welches heute klatscht der Thorheit und der Wahrheit morgen zischt;
Ein Geschlecht, das gern die Mühe, Großes zu versteh'n, erspart,
Ach, und dem den Sinn des Schönen nie ein Gott geoffenbart!

Auch Cholevius nennt die Deutschen das glückliche Volk, welches nicht einer charakteristischen Nationalität den idealen Humanismus unterordnet, sondern umgekehrt in der Aufnahme und Durchbildung aller Beweise idealer Menschlichkeit seinen nationalen Beruf sieht, welches jenes Ebenmaß zwischen dem Humanen und dem Nationalen herzustellen sucht und lieber der Besonderheit entsagt, als die höhern Rechte des Allgemeinen verkürzt.

Darum mögen unsre Dichter von dem Versuche abstehen, durch künstliche Reizmittel einen Erfolg herbeizuführen, der nur durch die echte gesunde Kunst erzeugt werden kann. Jene vermögen höchstens eine vorübergehende Stimmung zu exaltiren und wirken nur durch Rhetorik auf den Verstand und durch Form und Bilder auf die Phantasie. Was mit bezwingender Macht in die Tiefe des geistigen Lebens dringen soll, um „der dunkeln Gefühle Gewalt" zu wecken, „die im Herzen wunderbar schliefen;" das muß, weil bestimmt, Ewiges zu bewältigen — selbst ewiger Natur und durch die Weihe künstlerischer Vollendung geheiligt sein. „Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch; nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch."

Die wahre Kunst tritt immer absolutistisch auf. Sie buhlt nicht um den Beifall der Menge, sondern beherrscht diese; sie entwürdigt sich nicht zum Modejournal ästhetischer Grillen, sondern läutert die Verkehrtheit des Geschmackes in der Anschauung des Ideals. Dadurch vergeistigt sich der Despotismus der Kunst zur Theokratie.

Jene dogmatisch-politische Propaganda erinnert lebendig an den Choragus der Schlachtenmaler und der Ritter vom Geiste. Als Gutzkow im Beginne seiner belletristischen Thätigkeit über deren ideales Ziel nachdachte, nahm er sich vor, die Menschheit auf Alpenhöhen zu bringen, wo sie geblendet die Augen aufschlagen würde, ohne zu wissen, welche Wunder sie umgeben. Die Sterne, prophezeit er, tanzen ihren poetischen Reigen über Eurem Haupte, die Sonnen rauschen mit donnernden Klängen an einander vorüber, die Ewigkeit mit ihren Zaubern kennt die Ideale nicht mehr. Ihr werdet staunen, daß das Unvollendete unsers mikroskopischen Welttheils in der Milchstraße in Erfüllung ging; daß im großen Bär die Widersprüche gelöst werden, welche im kleinen Bär nicht vereinbar schienen; daß Alles harmonisch in einander greift und alle Dinge einen höhern Zweck haben, als die Beglückung zweier Liebenden, die Entdeckung eines Cassendefects, die Anerkennung eines tugendhaften Justizraths. — Die phantastische Maske dieses Ideals ist zwar weniger ästhetisch; allein da als Träger des mythischen Traumlebens erst der große Bär erscheint, so ist damit für unsern Planeten wenigstens die Gefährlichkeit beseitigt. Das Gefährliche liegt vielmehr in der Methode, welche Gutzkow anwendet, um sein Publicum auf die Alpenhörner zu transportiren. Der Weg ist ein indirecter. Der Novellist nimmt sich vor, fünf lange Jahre dem abscheulichsten Geschmacke des Publicums zu schmeicheln und mit der Schminke conventionellster sittlicher Begriffe seine Helden zu überfirnissen, bis er der vergötterte Löwe des Tages geworden ist. „Man liebt mich, man bewundert mich, man ist von meinem sittlichen Gefühle durchdrungen, man ist bereit, mir über Berg und Thal zu folgen. Ich habe dann das Publicum in meiner Gewalt, besinne mich und stecke es — in einen Sack." Die Welt ist nun gefangen und dem Dichter eröffnet sich ein zweites Stadium künstlerischer Thätigkeit. Das Publicum wird im Sacke „in die Nähe des Firmamentes, in ätherische Regionen, in andere Sphären, Ideen" — mit Einem Worte, zu den bewußten Hörnern erhoben. Dies der Weg, welchen Gutzkow einschlägt, um die Nation für seine Ideen zu begeistern.

Die Politik, welche den Dichter leitet, erinnert durch ihre lächerliche Färbung an die sieben fetten und darauf folgenden sieben magern Jahre Egyptens.

Freilich in unserm Falle erröthet man über die sittliche Heuchelei, welche dem ganzen Gedanken zu Grunde liegt und man empört sich gegen die degradirende Rolle, welche deutschem Geiste und Charakter in dieser Höllenfahrt des ästhetischen Bewußtseins zukommt. Das Heillooseste liegt jedoch darin, daß der an und für sich komische Einfall eines talentvollen, aber sich überstürzenden Geistes zum Princip einer Schule geworden ist; denn der Kern des Pudels ist die Tendenzpoesie.

Der Riesenthurm
auf der Insel Gozo.

Von W. Reinhold.

Eines der großartigsten Ueberbleibsel vorgeschichtlicher Bauwerke, das jedoch trotz seiner Zugänglichkeit nur wenig bekannt zu sein scheint, ist der von der Volkstradition sogenannte Riesenthurm auf Gozo, der Schwesterinsel Malta's und von dieser nur durch einen schmalen Wasserstreifen getrennt.

Seit Jahrtausenden halb verschüttet und nur in Gestalt von unförmlichen Felsblöcken aus dem umgebenden Erdreich hervorragend, haben neuerliche Ausgrabungen es möglich

gemacht, die Grundzüge dieses kolossalen Gebäudes näher zu bestimmen, und seine ursprüngliche Form zu erkennen.

Die Ruine dieses für die Kunstgeschichte so merkwürdigen Baues liegt etwa eine halbe Stunde vom Meeresufer entfernt auf einer Anhöhe und in der Nähe eines Dorfes, das den Namen Cacal Shaara führt. Sie besteht aus einer nahezu kreisförmigen Ringmauer, die aus ungewöhnlich großen Felsblöcken aufgeführt ist. Die Zusammenfügung der Letzteren erinnert an mehrere in Sicilien, Schottland, England und Dänemark vorhandene cyklopische Ruinen; Formen und Einzelheiten der Construction sind jedoch von allen bisher bekannten Baumonumenten gänzlich abweichend. Die dazu verwandten Steine haben eine Länge von 8, 10 und 12 Fuß. Die unterste Lage ruht unmittelbar auf dem Felsboden und die Steine derselben sind weder behauen noch durch irgend einen Mörtel mit einander verbunden. Die der oberen Lagen sind etwas regelmäßiger auf einander gefügt, jedoch gleichfalls nicht durchgängig behauen und abwechselnd der Länge und der Quere nach über einander gelegt.

In das Innere des Gebäudes, dessen äußere Ansicht wir in Figur 1 und dessen Grundriß wir in Figur 2 gegeben, führen zwei Thore, die durch vier aufrecht stehende Steine von 18 Fuß Höhe, 10 Fuß Breite und 5 Fuß Dicke gebildet werden. Jedes der Thore leitet in einen besondern Raum, der von dem andern durch eine Zwischenmauer getrennt ist. Beide Abtheilungen sind in Construction und Form sich sehr ähnlich, nur ist die zur Linken die größere und auch am besten erhalten. Jede derselben hat die Gestalt eines doppelten Kartentreffe und ist wieder in zwei Räume geschieden, die durch ähnliche Oeffnungen wie die Hauptthore mit einander in Verbindung stehen. Die halbkreisförmigen Ausbuchtungen A, B, G, F, C, D (Fig. 2) haben sämmtlich einen um 1½ Fuß erhöhten Boden, der mit großen behauenen Quadern gepflastert ist. Auf den hochstehenden Kanten der letztern sieht man rohe Spuren einer Ornamentik, die in einer Menge ausgemeißelter kleiner Löcher bestehen. Diese bilden weder eine Zeichnung, noch ist in ihrer Stellung die geringste Symmetrie zu entdecken.

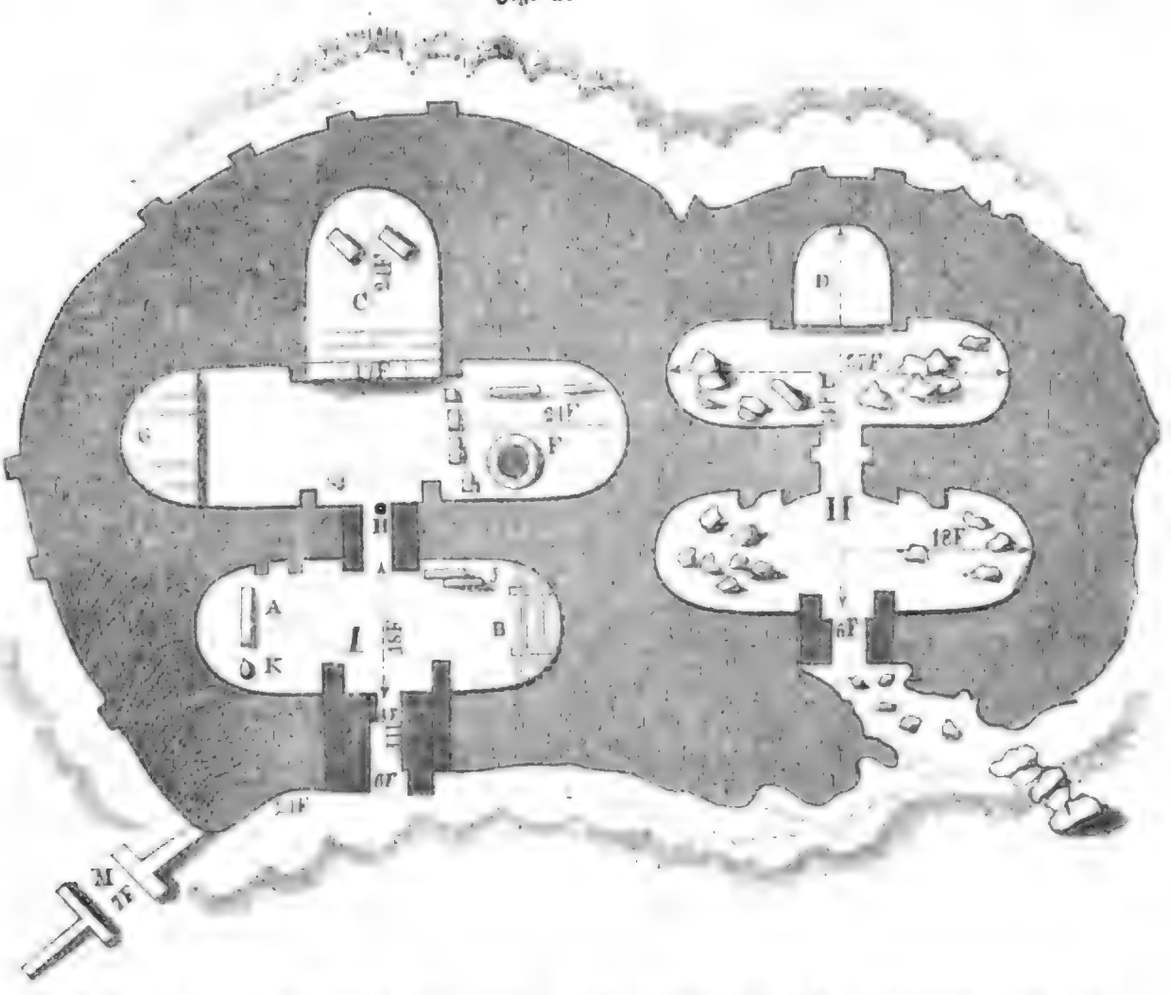
In dem großen Raume I zur Linken zeigen sich bei A die Ueberreste eines Ofens, dessen Herd von rothbraunem Thon hergestellt ist. Unweit desselben bei K erblickt man einen stumpfen Kegel von 2½ Fuß Höhe und 1 Fuß Durchmesser. Er ist aus hartem Granit angefertigt, sehr regelmäßig und sauber gearbeitet und das best erhaltene Stück des ganzen Baues (Figur 3, g).

Zur Rechten des zweiten Raumes befindet sich bei F im Fußboden eine kreisförmige

Fig. 1.

Aeußere Ansicht des Riesenthurms.

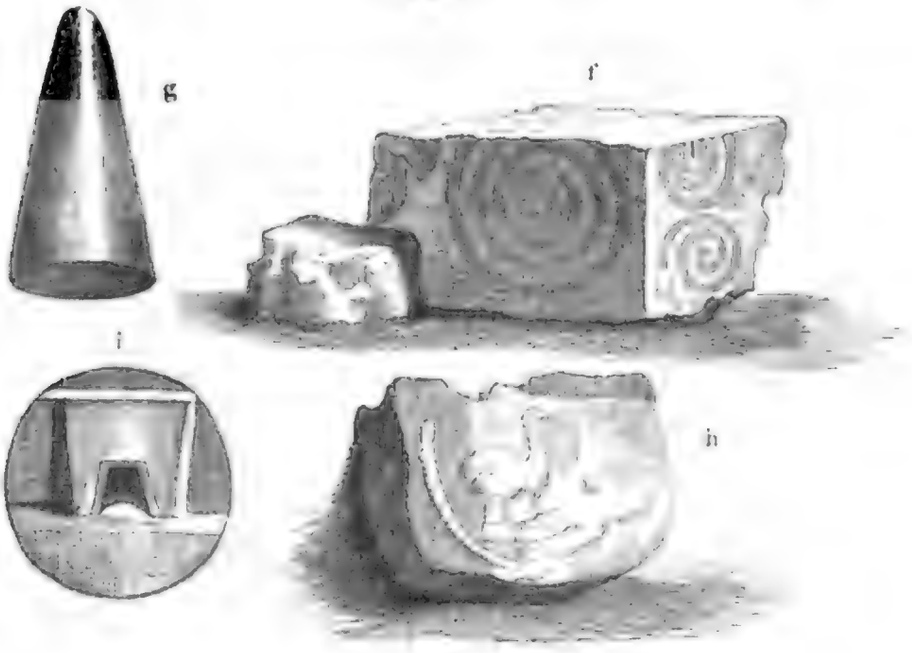
Fig. 2.



Vertiefung von 6 Fuß Durchmesser mit einer erhöhten Einfassung. Eine ähnliche, obgleich bedeutend kleinere Vertiefung von nur 1 Fuß Durchmesser ist noch am Eingange bei H.

Ganz in der Nähe derselben erblickt man in der Mauer einen Stein von 4½ Fuß Seitenfläche, in dessen Mitte eine tiefgehende viereckige Oeffnung gehauen ist (Figur 3, i). Auf der entgegengesetzten Seite dieses Raumes bei G (Figur 2) ist der Fußboden zwar auch erhöht, jedoch sind hier die Fliesen ohne alle Ordnung und Symmetrie über einander gethürmt und bieten eine höchst unregelmäßige Fläche. Ob dies ursprünglich so war oder erst in späterer Zeit geschehen, läßt sich schwer bestimmen; jedoch läßt sich das letztere annehmen, da man an dieser Stelle Spuren neueren Mauerwerks und die Ueberreste eines

Fig. 3.



Altars erblickt, wo die christlichen Bewohner der Insel, zu Zeiten der arabischen Herrschaft, ihren Gottesdienst verrichtet haben sollen.

Die beiden mit J bezeichneten Steine, welche früher wohl aufrecht standen und die speciell Figur 3, f noch einmal abgebildet sind, sind die einzigen des ganzen Gebäudes, welche architektonische Verzierungen besitzen. Die Flächen aller übrigen sind entweder gar nicht oder nur glatt behauen, meistens jedoch schon sehr verwittert und nur die Blöcke, welche die verschiedenen Thore bilden, besser erhalten, da sie ebenfalls aus Granit und nicht wie das übrige Baumaterial aus Sandstein angefertigt sind.

Der kleinere Raum (Figur 2, II) rechts unterscheidet sich, wie schon bemerkt, nur durch seinen geringeren Flächeninhalt von dem zur Linken und ist außerdem bedeutend mehr beschädigt. Eine Menge von der Ringmauer herabgestürzter Felsblöcke erschwert den Ueberblick desselben und manches Werthvolle mag noch unten begraben liegen. Nahe am Eingange der zweiten Abtheilung desselben ist bei L in einem Steine eine Schlange roh ausgehauen, das einzige Merkmal von Sculptur in diesem Raume.

Die bei den angestellten Nachgrabungen aufgefundenen Antiquitäten sind sehr dürftig und beschränken sich nur auf fünf bis sechs Gegenstände.

Die beiden Köpfe (Figur 4, a und b) sind fast von natürlicher Größe und nicht sehr fein gearbeitet. Ohne den eigentlichen egyptischen Typus zu besitzen, nähern sie sich demselben und als charakteristisch fällt besonders der traurige Ausdruck auf, der sich in beiden Gesichtern kundgibt.

Figur 4, c ist ein noch gut erhaltener Topf aus demselben rothbraunen Thon gebrannt, aus welchem der obenerwähnte Herd gefertigt ist.

d sind drei kleine zusammenhängende Kugeln aus Stein gehauen, jedoch sehr verwittert.

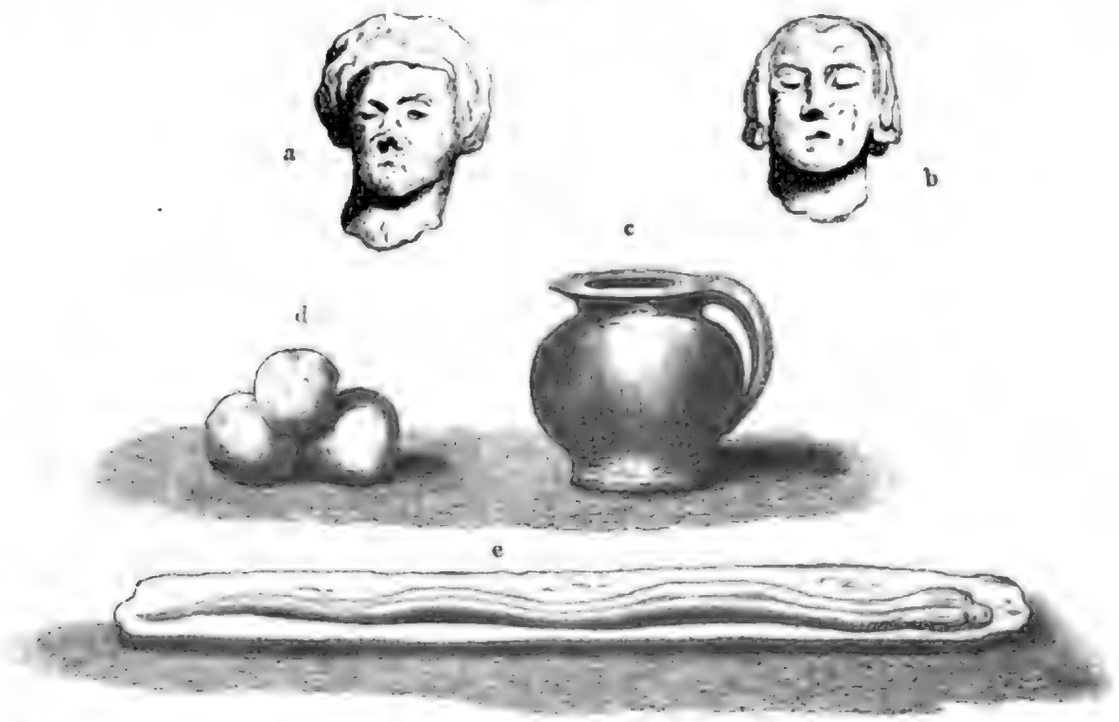
e ist eine in Stein ausgehauene Schlange, die viel Aehnlichkeit mit der bereits erwähnten besitzt, jedoch besser sculptirt ist.

Figur 3, h ist ein Stein von 9 Zoll Höhe, in den ein Vogel eingegraben ist, der wahrscheinlich einen Ibis vorstellen soll.

Wie in Figur 2 angegeben, sind an sich zu beiden Seiten der Hauptthore Spuren einer Fortsetzung der Ringmauer, und das noch ziemlich erhaltene Thor bei M läßt darauf schließen, daß das Gebäude einst noch eine größere Ausdehnung hatte und vielleicht sogar mit dem in Figur 5 gegebenen und etwa 10 Minuten entfernten cyklopischen Bauwerke in Verbindung stand. Letzteres ist jedoch zu sehr verfallen, um seine ursprüngliche Form wiederzuerkennen und nur die beiden aufrecht stehenden Thürpfosten, welche gleichfalls 18 Fuß hoch sind, lassen vermuthen, daß es eine ähnliche Bestimmung wie der Riesenthurm hatte.

Daß diese Bauwerke einer sehr frühen Zeitperiode angehören, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und da sie weder mit griechischem noch römischem Style Aehnlichkeit haben, darf man mit ziemlicher Gewißheit ihren Ursprung auf ein Paar tausend Jahre vor Christo zurücksetzen.

Fig. 4.



Sowohl die Geſchichte als andere unverwerfliche Beweiſe lehren uns, daß die Phönicier ein Jahrtauſend lang Beherrſcher Maltas und Gozos, ja wahrſcheinlich überhaupt die erſten Bewohner der Inſel waren und ſo viel uns von dieſem thätigen, induſtriellen Volke bekannt iſt, dürfen wir mit Sicherheit den Rieſenthurm als eine Hinterlaſſenſchaft deſſelben und als ein Monument phöniciſcher Kunſtfertigkeit und Civiliſation betrachten.

Eine andere intereſſante Frage iſt jedoch der urſprüngliche Zweck dieſes koloſſalen Gebäudes und es dürfte für Archäologen keine undankbare Mühe ſein, dieſelbe näher zu erörtern. Daß es ein dem Dienſte einer Gottheit geweihter Tempel war, läßt ſich kaum bezweifeln, nur ſind die bisher darüber ausgeſprochenen Anſichten verſchieden. Während einige Gelehrte ihn der phöniciſchen Venus oder Aſtarte geheiligt, wollen andere ihn dem Feuerdienſte erbaut ſein laſſen und einen Sonnentempel in ihm erblicken.

Es iſt gewagt, aus den ſparſam aufgefundenen Reliquien das eine oder andere mit Sicherheit herleiten zu wollen, jedoch hat letztere Anſicht jedenfalls die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich. Schon die Conſtruction des Tempels, der unbedacht iſt, und, nach der Dispoſition der Räumlichkeiten zu urtheilen, auch wohl nie ein Dach gehabt hat, ſpricht dafür. Die oben erwähnten Abbildungen der beiden Schlangen deuten gleichfalls darauf hin. Bei vielen der älteſten Völker und unter ihnen auch bei den Phöniciern war die Schlange das Symbol der Sonne, in dem letztere verehrt wurde.

Der aufgefundene Kegel iſt ein weiterer Beweis für den Sonnendienſt. Bei den alten Egyptern war der Kegel das Symbol der Sonne und wurde ohne Zweifel von den von ihnen abſtammenden Phöniciern in den Götterdienſt übertragen. Auch der Ibis erinnert daran, daß der phöniciſche Götzendienſt Vieles mit dem egyptiſchen gemein hatte.

Die halbkreisförmigen und erhöhten Abtheilungen des Tempels waren unſtreitig die nur den Prieſtern zugänglichen Sanctuarien, in welchen die Myſterien gefeiert wurden. Wahrſcheinlich konnten ſie durch Thüren von dem übrigen Raume abgeſchieden werden, und drei in gleichen Zwiſchenräumen in jede der Platformen gehauene Löcher dienten wohl zur Aufnahme und Befeſtigung der Thürpfoſten.

Ebenſo ſind in die Seitenpfeiler der verſchiedenen Haupt- und Verbindungsthore an beiden Seiten correſpondirend große Löcher gehauen, welche jedenfalls zur Aufnahme der Thürangeln oder auch von Querhölzern zum Verſchluſſe der Thore dienten.

Die große bei F (Figur 2) angegebene Vertiefung mit erhöhtem Rande mag wahrſcheinlich als Reſervoir für das Blut der Opferthiere beſtimmt geweſen ſein; vielleicht wurden darin auch die Reſte der letztern verbrannt.

Die zweite kleinere Aushöhlung bei H hat verſchiedene gleich unwahrſcheinliche Deutungen erfahren. Der Archäologe de la Marmora,

Fig. 5

Fig. 6

Innere Anſicht des Rieſenthurms.

welcher den Tempel beſuchte, läßt ſie als Trinkgefäß für die der Aſtarte geweihten Tauben figuriren. Ebenſo exiſtiren verſchiedene Anſichten über den (Figur 3, i) abgebildeten Stein mit der viereckigen Oeffnung. Nach Einigen wurde durch dieſe Oeffnung eine Communication mit dem nebenliegenden Tempel vermittelt, nach andern wurden durch ſie die Orakel ertheilt und wieder andere erblicken nur die vordere Seite eines Ofens darin. Letzteres iſt jedenfalls das Natürlichſte und auch wohl Richtige, und de la Marmora iſt der Anſicht, daß darin kleine Brote oder kleine Kuchen für den Tempeldienſt gebacken wurden.

In nächſter Zeit beabſichtigt die engliſche Regierung weitere Nachgrabungen in der Nähe des Tempels anſtellen zu laſſen. Vielleicht liefern ſie noch beſſeres Material, um Aufſchluß über dieſen koloſſalen Bau zu geben, der einzig in der Kunſtgeſchichte daſteht und ſich würdig den antiken Monumenten der Pyramiden, Obelisken und egyptiſchen Katakomben an die Seite reiht.

Literariſches.

Die deutſche Heldenſage und ihre Heimath. Von Auguſt Raßmann. Zwei Bände. Hannover bei Karl Rümpler.

Auch in der Natur findet der alte Gemeinplatz ſeine Beſtätigung, nach welchem die Menſchen am meiſten Das vermiſſen und am eifrigſten Dem zuſtreben, was ſie ſelber nicht beſitzen. Die Naivetät des urſprünglichen Lebens iſt der culturgetränkten und reflexionsdurchſättigten Gegenwart abhanden gekommen; der Rückſchlag der Thatſache auf die Literatur, und zumal auf die poetiſche, hat nicht ausbleiben können, er hat ſich wiederholt in nur allzu fühlbarer Weiſe geltend gemacht. Wenn man will, iſt die Theilnahme und das Intereſſe, welches eine Zeitlang dem Genre der Dorfgeſchichten ſo lebhaft entgegenkam, das Eingeſtändniß und der Beweis, wie die Einſeitigkeit und der Mangel der Poeſie des Raffinements tief empfunden wurde, und wie allgemein der Wunſch, das urſprüngliche Leben ohne künſtleriſchen Lack und Firniß in einfacher Darſtellung vorgeführt zu erhalten. Eben weil die Dorfgeſchichte ſpäter ausgeartet, weil ſie in der Folge lediglich das Parfüm aus dem Salon nach dem Kuhſtall und die Glaceredensarten aus dem Munde der Penſionatfräulein in den Mund der baarfüßigen Gänſemädchen verlegte, eben daher das geminderte Intereſſe, mit welchem allgemach die Leiſtungen auf dieſem Gebiete aufgenommen wurden. Noch deutlicher aber als die Gunſt der Dorfgeſchichte ſpricht

Digitized by Google

für die Popularität der bezeichneten Tendenz die Hingabe und der Beifall, deſſen ſich alle Unternehmungen, die Reichthümer des deutſchen Liederhorts und des nationalen Mährchen- und Sagenſchatzes zu heben, bis auf die gegenwärtige Stunde zu erfreuen haben. Die erfolgreichſten Studien ſind durch dieſe Beſtrebungen angeregt worden und ihnen bereits die achtungswertheſten Reſultate zu verdanken. Das Werk, das wir hier zur Anzeige bringen, nimmt in dem Kreiſe ſolcher Arbeiten einen hohen Rang ein; es iſt das gediegene Werk eines vieljährigen mühevollen Sammler- und Forſcherfleißes, und die liebevolle Pietät, mit welcher der Verfaſſer ſeinen Stoff nach allen Seiten hin durchdrungen, läßt vorausſichtlich ſeiner Leiſtung eine eben ſo warme Aufnahme Seitens des Publicums, nicht bloß in ſeiner ſpeciellen Heimath Heſſen, verſprechen.

Die Schrift iſt keineswegs durch den vor Kurzem neuentbrannten Streit über unſre Nibelungen veranlaßt worden; ſie ſtand, lange bevor derſelbe anhob, in ihren Reſultaten feſt. Mit der Urgeſchichte der Germanen und des chattiſchen Volkes insbeſondere beſchäftigt, faßte Raßmann zugleich unſre Heldenſage, vor Allem ihre nordiſchen Quellen in's Auge; eine weitere Veranlaſſung war ihm die bekannte Nachricht des Abtes Nicolaus von der Geitahaide, nach der dieſe ſagenberühmte Stätte ohne Zweifel in das Heſſenland fällt, und der ſich, wie Jedem einleuchtet, welcher die eddiſchen Heldenlieder oder die Woelſungaſage ſowie die Thidricksſage geleſen hat, faſt der geſammte Schauplatz der Wölſungen- und Häflungenſage und größtentheils auch derjenige der Thidricksſage anreihen muß. Auf dieſe Weiſe erſchloß ſich dem Verfaſſer unter den Forſchungen aus jenen nordiſchen Ueberlieferungen auf oberheſſiſchem und dem benachbarten weſtphäliſchen Boden, ſowie am Rhein und an der Moſel faſt der geſammte Schauplatz unſrer Heldenſage, und wir begreifen vollkommen die patriotiſche Genugthuung, mit welcher Raßmann ſich an die Bewohner ſeines eignen Vaterlandes wendet, denen ſich in den Heldenſagen eine Vergangenheit aufſchließt, welche die faſt aller Völker Germaniens überſtrahlt.

Unterliegt es ſchon ſeinen kaum lösbaren Schwierigkeiten, über die bis in das höchſte Alterthum hinaufreichenden Marſen (die weder verſchwunden, noch in den Sigambern aufgegangen ſind, da ſie in den Hunnen unſrer Sage wiedererſcheinen) eine ſichere hiſtoriſche Auskunft zu geben, ſo liegt ein faſt noch undurchdringlicheres Dunkel auf allen Völkern Germaniens von dem Verſtummen römiſcher Hiſtoriographen an bis zu den fränkiſchen Annaliſten. Da tönt uns in unſrer Heldenſage eine Stimme mitten aus den deutſchen Gauen entgegen, das Dunkel beginnt ſich, wenn auch nur für einen kleinen Theil, aufzuhellen, und wir ſehen die Völker noch in uralten Sitzen, die ſie inne hatten, als die römiſchen Legionen über ſie hereinbrachen; wir ſehen ihre Stammkönige, wie ſie mit ihren Mannen in's wilde Schlachtgetümmel dahinziehen, oder ſich auf die fröhliche Brautfahrt begeben, oder ſich das geliebte Weib durch kühne Heldenthaten erringen; wir ſehen, wie ſie in Kämpfen mit Rieſen und Ungeheuern ihre gewaltige Heldenkraft erproben, wie die Schmiede ihnen die koſtbarſten und ſagenberühmten Waffen anfertigen und Odin und ſeine Walküren ihre Geſchicke lenken. Zwar tönt uns dieſe Stimme nicht mit heimiſchen Lauten entgegen, ſondern in denen des fernſten Nordens, aber deſſen ungeachtet iſt ſie eine echt heimiſche, da die Thidricksſage, ältere nordiſche Quellen ausſchließend, ausdrücklich deutſche, insbeſondere ſächſiſche Lieder und Sagen als die ihrigen nennt, und ſelbſt jene ältern nordiſchen Quellen vom deutſchen Boden ſtammen. Deshalb hat Raßmann auch die vollkommene Berechtigung, unſre Heldenſage nicht eine germaniſch-ſcandinaviſche, ſondern gradezu eine deutſche zu nennen. Auch darin hat man ihm völlig beizuſtimmen, wenn er auf die Wichtigkeit hinweiſt, daß die nordiſchen Ueberlieferungen der Sage von den Wölſungen und Häflungen urſprünglich ein einziges großes Ganzes, ja ſogar ein vollſtändiges Epos gebildet haben, das ſich mit Leichtigkeit wieder zuſammenfügen laſſe; denn hieraus geht nicht nur der Urſprung des nordiſchen Epos vom deutſchen Boden am ſicherſten hervor, ſondern es ergibt ſich auch auf das Ueberzeugendſte, daß ganze Theile der Sage, welche man bisher als ſpätere Auswüchſe zu betrachten pflegte, wie z. B. die Helgilieder, urſprünglich dazu gehört haben, und ſodann klären ſich eine Menge der dunkelſten Einzelheiten in leichter und ungezwungener Weiſe auf. Raßmann unternahm daher ihre Zuſammenfügung, und zwar auf dem Wege der Ueberſetzung. Die Ueberſetzung der eddiſchen Lieder gab er in Proſa, weil er dadurch dem Urtexte näher zu kommen glaubte, als durch die Beibehaltung der Alliteration. Daß durch die Zuſammenfügung der Lieder und deren Ergänzung aus den proſaiſchen Ueberlieferungen natürlich der individuelle Urcharakter beider ſtark alterirt werden mußte, der Einſicht kann ſich der Verfaſſer ſelbſt nicht verſchließen; er rechtfertigt ſich damit, daß es darauf ankam, die Sage, wie ſie einſt im Epos lebte, als ein zuſammenhängendes Ganzes wiederzugewinnen. Dem Zwecke des Buches entſprechend iſt es, daß Raßmann die mythologiſchen und das altnordiſche Leben betreffenden Beziehungen, ſowie den Zuſammenhang der ganzen Sage in beſondern Auseinanderſetzungen erklärt; von einer Polemik gegen

Andere hat er sich dabei, was ihm nur als Vorzug anzurechnen, meistens fern gehalten.

Ein ausführliches Eingehen auf die Details eines so umfangreichen Werks (der erste Band enthält 27 Bogen, der zweite gar 44 Bogen) liegt außer der Möglichkeit der Raumverhältnisse dieser Zeitschrift. Wir müssen uns bescheiden, dem Leser angedeutet zu haben, was er ungefähr in diesem schönen Zeugniß deutschen Gelehrtenfleißes vorfindet; eine weitere Empfehlung des Buchs macht sein Werth überflüssig.

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Erster Band. Berlin. Verlag von Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandlung).

Niemals hat man sich mehr und eifriger mit unsrer vergangenen großen und glänzenden Literaturepoche beschäftigt, als gegenwärtig. Indem wir uns der Zeit nach immer weiter von ihr entfernen, ist uns doch in der That, vermittelst verschiedener literarischer Darstellungen, als wenn sie uns wieder näher träte, als wenn das ganze vorige Jahrhundert mit seinen vielen edlen und anziehenden Gestalten auf's Neue vor uns lebendig würde. Unter allen diesen Gestalten ist wohl Niemand, der ein allseitigeres Interesse, einen begeisterteren Antheil zu erregen vermöchte, als unser großer vaterländischer Dichter Friedrich Schiller. Und grade von diesem hat uns bisher eine treue und lebendige Biographie gefehlt, erst dem uns vorliegenden Werke war es vorbehalten, dieser Aufgabe in jeder Beziehung zu genügen; hier erst empfangen wir ein wahres Bild, eine ebenso unparteiische als scharfsinnige Charakteristik unsers Dichters, hier erst lernen wir ganz sein wechselvolles und an romanhaften Verwicklungen reiches Leben kennen. Der Verfasser hat das Glück gehabt, daß ihm eine Reihe ganz neuer Aufschlüsse über vieles bisher dunkel Gebliebene in Schiller's Leben zugänglich geworden; Herr Wendelin von Maltzahn, Frau von Gleichen, die Tochter Schiller's, Fräulein Edda von Kalb, die Tochter der edeln Charlotte von Kalb, und noch mehrere Andere haben ihm die wichtigsten und bedeutendsten Mittheilungen gemacht. Dieser reiche und interessante Stoff konnte aber auch keinen Biographen finden, der mehr dazu geeignet gewesen wäre, als Emil Palleske. Gründlichkeit, Sorgfalt, Fleiß und Gewissenhaftigkeit sind Eigenschaften, die man bei solchen Arbeiten an unsern deutschen Gelehrten oftmals schon zu rühmen Gelegenheit gehabt hat; seltener ist es aber, wenn zu den genannten Vorzügen noch eine geschmackvolle Darstellung, die stets das gespannteste Interesse rege hält, und ein Talent der Schilderung sich gesellt, wie es hier der Fall ist. Nur ein Dichter — und ein solcher ist unser Verfasser, der sich bereits durch mehrere Dramen einen geachteten Namen in unsrer Literatur erworben — konnte uns mit solchem Feuer und solcher Wahrheit das innerste Fühlen und Denken unsers Schiller wiedergeben: wir sehen ihn in seinem Schaffen, in seinen vielfachen Kämpfen mit dem Leben, in seinen Liebesneigungen und Freundschaften nicht immer ohne Fehl, aber wie den glänzenden Helden eines Dramas, der uns stets Liebe und Mitgefühl abfordert.

Man hat uns schon vielfach den jungen Schiller auf der Karlsschule und in seinen Beziehungen zum Herzog Karl Eugen von Würtemberg geschildert: durch die strenge Zucht in der ersteren, durch den starren Despotismus des letzteren hat man das Entstehen jenes kühnen Freiheitssinnes zu erklären gesucht, welchen das junge Genie in den „Räubern" an den Tag legte. Bei Palleske begegnen wir einer ganz andern Auffassung! Dieser läßt dem Herzog mit sammt seiner Karlsschule eine Gerechtigkeit widerfahren, welche ihnen die Geschichte bisher versagte; in seiner ebenso pikanten als lebendigen Charakteristik dieses Fürsten weist er schlagend nach, daß er, wenn man die damalige Zeit in Betracht zieht, als Chef der Karlsschule eher menschlich und aufgeklärt als das Gegentheil genannt zu werden verdiente, und daß diese selbst, wenn sie nicht frei war von den Schattenseiten der gemeinsamen Erziehung für das vorige Jahrhundert und als Schöpfung eines Fürsten, der eine Vergangenheit hatte wie Karl Eugen, außerordentlich war. „Also nicht aus der Akademie als solcher," bemerkt Palleske, „sog Schiller seine Empörung, und dies ist der Anfang seiner Größe! Er haßte alle Selbstverzärtelung, alle schlechte Subjectivität, er lernte schon damals das Höchste seines Wesens: mit sich, wie mit einem Fremden umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Instituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauschen, die ihm der Wind zutrug von draußen, von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit eine Schlacht ohne Gleichen begann. Sein scharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampflust brauste in wüthendem Jubel durch seine Adern. Er las wahrscheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit jenem Instinkt des Genius genau, wohin die Geister des Jahrhunderts wollten. Zwischen seiner Liebe zum Herzog, die er überschwenglich aussprach, und dem revolutionären Geist, den er arglos aus seiner Liebe zur Menschheit empfing, war kein Unterschied. Darum das spätere gegenseitige Mißverstehen und die um so schmerzlichere Trennung." — Noch viele andere Partien in Schiller's Leben, wie zum Beispiel das schlechte Be-

nehmen des Freiherrn von Dalberg gegen ihn, wie die Idylle in Bauerbach, des Dichters Verhältniß zu der liebenswürdigen Frau Henriette von Wolzogen und deren Tochter finden hier zum ersten Male eine richtige Beleuchtung. Unter allen den mannigfaltigen Persönlichkeiten, die mit Schiller in Berührung treten, tritt uns keine mit glanzvolleren und herrlicheren Farben entgegen als seine Freundin Charlotte von Kalb, jene wunderbare Frau mit dem tiefsinnigen Geiste und dem flammenden Herzen, die seine Muse wurde und die Palleske mit Recht als die phantasievollste von allen Frauen bezeichnet, die den Festzug unsrer großen Dichter begleiteten. Die Liebe, welche Schiller und Charlotte verband, erscheint uns, wie wir sie hier zuerst dargestellt finden, als ein großes tragisches Gedicht, welches alle Herzen erschüttern muß! — Wir dürfen nicht vergessen, auch auf die geistvolle Analyse und Beurtheilung der drei ersten Dramen des Dichters, der „Räuber," des „Fiesco" und der „Cabale und Liebe" aufmerksam zu machen, die jeden Leser, möge nun seine Ansicht eine abweichende oder zustimmende sein, anregen wird. Hier ist ein weiter Raum zu den verschiedensten Urtheilen. Um so besser! möchten wir ausrufen: je mehr Discussionen darüber, je willkommener, denn zuletzt müssen sie uns doch immer mehr dahin führen, einen Genius anzuerkennen, der es verdient, unser Stolz und unsre Freude zu sein.

Das uns vorliegende Werk hat sogleich nach seinem Erscheinen bereits vielfache Anerkennung gefunden, auch ausländische Blätter haben es bereits erwähnt. Es wird mehr als „Goethe's Leben" von Lewes in alle Kreise dringen. „Dies ist eine Biographie," hörten wir einen geistvollen und feinsinnigen Kritiker darüber äußern, „wie jeder große Mann sich wünschen muß, daß sie von ihm gemacht werde!"

Neuere Gedichte.

Zwischen der Fluth von Gedichtsammlungen, die uns vorgelegt worden, greifen wir einzelne Erscheinungen auf. Wir begegnen vorwiegend Producten der Reflexion, die als sentenciöse Lyrik vorgetragen, oft in kraftvoller und formell trefflicher Weise ausgeführt sind, denen jedoch meistens jener Hauch der Unmittelbarkeit abgeht, der die wahre lyrische Poesie kennzeichnet. Erfolgreicher zeigt sich das Gebiet der erzählenden Poesie in einzelnen Proben vertreten, und wir können nach dieser Richtung hin namentlich Mehreres aus der Sammlung „Freud und Leid, Lieder und Bilder von C. Dräxler-Manfred, Hannover bei C. Rümpler," lobend anführen. Die ganze Sammlung enthält erstens lyrische Gedichte, darunter einige sehr wohlgelungene Sonette, dann poetische Erzählungen, Gelegenheitsgedichte, Sprüche und Parabasen, in welchen der Dichter den literarischen Unfug unsrer Zeit geißelt. Als besonders anerkennungswerth erschienen uns unter den erzählenden Dichtungen „Die Brüder" und „Der Muselmann," die einfach in der Form und dabei edel gehalten sind. Unter den Sprüchen sind uns einige recht drastisch wirksam erschienen.

In demselben Verlage erschien „Ein weltlich Liederbuch von Christian Hoeppl," ebenfalls vorwiegend der reflectirenden Richtung angehörend. Viele der Gedichte tragen den Stempel frischer Sinnlichkeit, und sind dabei von sprudelnd kecker, oft etwas gewagter Weltanschauung erfüllt.

Unter dem Titel „Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken, in Reime gebracht von Karl von Holtei," ist in Breslau bei Ed. Trewendt ein artiges Bändchen erschienen, welches den Freunden und Freundinnen solcher Blumenlesen sehr willkommen sein und jedenfalls durch die Tiefe des Gehalts besondere Befriedigung gewähren wird.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau werden gegenwärtig die Symphonien von Haidn und Mozart, für Pianoforte und Violine arrangirt von Georg Vierling und Heinrich Gottwald, herausgegeben und sind bereits einzelne davon zu dem billigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. erschienen. Solche Unternehmungen, deren Erfolg auf den Sinn für gediegene Musik basirt ist, verdienen die allseitigste Unterstützung, denn indem sie die Meisterwerke der classischen Meister Jedem zugänglich machen, wirken sie nach beiden Seiten fördernd, und bahnen den unsterblichen Werken aus der musikalischen Glanzperiode den Weg zum Herzen des Volkes, den die neueren Bestrebungen schwerlich finden werden.

Das rühmlich bekannte „Düsseldorfer Künstler-Album", welches für 1859 unter Chr. Hoeppl's Redaction im Verlage der Arnz'schen Kunstanstalt glänzend ausgestattet erschienen ist, bietet eine reiche Auswahl von trefflichen Zeichnungen der berühmtesten Düsseldorfer Künstler, wie Sonderland, Achenbach, Lessing u. A. Dabei ist auch der literarische Theil diesmal besonders reichhaltig. Er enthält eine sehr gelungene Novellette von F. Wehl, Gedichte von Brachvogel, Meißner, Gottschall, Rodenberg, Mörike u. A.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Zuckercultur Venezuelas.

Von J. Gustav Klemm.

Das Zuckerrohr, Saccharum officinarum, Caña dulce, ist nächst dem Kaffee die Pflanze, die in Venezuela am häufigsten angebaut wird. Es ist eine Grasart, wird von der Wurzel bis zur höchsten Spitze 12 bis 16 Fuß hoch und hat eine gegliederte, mit vielen Wurzelfasern versehene Wurzel, aus der sich mehrere Halme entwickeln. Dieselben sind gegliedert, haben Absätze von 6 bis 10 Zoll Entfernung, sind 1 bis 2 Zoll dick und im Zustande der Reife von Farbe gelb oder violett. Um den Halm sitzen die 4 bis 6 Fuß langen Blätter, sie sind gegen 2 Zoll breit, der Länge nach linear gestreift, haben einen starken Mittelnerv, sind am Rande schneidend und stehen in zwei Reihen am Halme, wo sie aus den etwas abstehenden behaarten Blattscheiden hervortreten.

Die Blüthe des Zuckerrohrs besteht in einer 2 bis 3 Fuß langen Rispe auf einem Halme, erstere ist aus sehr zahlreichen befiederten Aehren zusammengesetzt.

Das Zuckerrohr wird in sehr bedeutender Menge in Venezuela angebaut, aber fast sämmtlicher erzeugte Zucker als Rohzucker verwendet und nur wenig gelangt zum Raffiniren.

Zur Anlage einer Zuckerplantage sucht man so viel als möglich ebenes Land aus und richtet die ganze Anlage so ein, daß das Siedehaus und die Mühle in die Mitte derselben kommt. Von hier aus legt man zum Fahren eines Karrens hinreichend breite Wege an, und richtet zu beiden Seiten derselben die Felder ein, welche tablones heißen und gewöhnlich 300 Fuß lang und ebenso breit hergestellt werden. Ein jeder solcher Tablon ist vom andern durch einen Weg getrennt, der zum Transport des geernteten Rohrs dient.

Die Felder werden durch Umackern zum Bepflanzen vorbereitet. Dies geschieht mit einem einfachen Pfluge, Figur 1, der mit alleiniger Ausnahme der Pflugschaar, die aus Eisen besteht, ganz aus Holz construirt ist. Er wird gewöhnlich von einem Joch Ochsen gezogen. Der Pflug geht höchstens 2 bis 3 Zoll tief und mit ihm wird das Feld erst der Länge nach, dann nach der Diagonale und zuletzt querüber gepflügt. Dann zieht man mittelst desselben Pfluges grade Furchen, eine von der andern $1\frac{1}{2}$ bis 2 Ellen entfernt.

Nun werden Leute angestellt, welche mit eigenthümlichen Hacken, Figur 2, azadas genannt, diese Furchen vertiefen, indem sie von beiden Seiten Erde nach dem Rande derselben ziehen. Diese Azadas sind von beistehender Gestalt, etwa 8 Zoll breit und

Fig. 1.

Fig. 2.

eben so hoch, das Blatt ist etwas gekrümmt, und in dem Oehre steckt ein 1½ bis 2 Ellen langer Stiel.

Ist das Feld soweit vorbereitet, so erfolgt das Pflanzen des Zuckerrohrs.

Dies geschieht durch einzelne Stücken Rohrs (Semilla) von dem obern Ende des Halms, an denen sich noch unentwickelte Augen für Blätter befinden. Beim Ernten des reifen Zuckerrohrs wird das oberste Stück jedes Halmes stets abgehauen, weil sich in ihm noch zu wenig Zucker befindet. Das untere Ende jeder solchen abgehackten Spitze wird nun wieder in der Länge von 10 bis 12 Zoll abgeschnitten und dient als Steckling zum Pflanzen. Es geschieht dies, indem man diese Stücke in regelmäßigen Entfernungen von zwei Ellen in die vorbereiteten Furchen legt und mit Erde bedeckt.

Die hohen und breiten Rippen zwischen den einzelnen Furchen benutzt man, so lange das Zuckerrohr noch niedrig steht, zum Anpflanzen von Maiz. Geschieht die Anlage solcher Felder im Frühjahr, d. h. beim Eintritt der Regenzeit, so ist vorläufig weiter Nichts dabei zu arbeiten. Legt man die Felder aber zu Ende der Regenzeit an, so muß das junge frischgepflanzte Zuckerrohr öfters künstlich bewässert werden, da es besonders zu Anfange ziemlich viel Feuchtigkeit braucht. Auf gut eingerichteten Plantagen werden dann die Felder alle zwei bis drei Monate vom Unkraute gereinigt und die Pflanzen mit Erde angehäufelt, was ebenfalls mit oben erwähnter Azada geschieht. Im Gebirge, wo nur wenig ebene Stellen von größerer Ausdehnung vorhanden sind, pflanzt man das Zuckerrohr an die Abhänge der Thäler; hier fällt natürlich das Ackern weg und man gräbt dort nur für jede Pflanze ein Loch von etwa zwei Quadratfuß Größe. Die Mühlen befinden sich hier auf dem Boden der Thäler, wodurch man erreicht, daß das Zuckerrohr mit möglichst wenig Kosten dahingebracht werden kann, indem man es nur den Abhang hinabrutschen zu lassen braucht.

Je nach der mehr oder minder günstigen Lage der Plantage und nach der Art des Zuckerrohrs wird dasselbe in 18 bis 24 Monaten reif. Es kommen dann die Blätter immer weiter nach der Spitze des Halms heraus und lassen den untern Theil frei, da die, die dort gesessen haben, abfallen. Den Zeitpunkt der Reife erkennt man daran, daß der Halm an einer glatten Stelle zwischen zwei Absätzen den Eindruck des Fingernagels annimmt. Nun tritt die Ernte ein. Die damit beauftragten Arbeiter führen eine Art Säbel ohne Parierstange, Figur 3, welcher machete heißt, mit diesem schlagen sie das Rohr dicht an der Wurzel ab, trennen dann die vertrockneten noch daran sitzenden Blätter und Blatthülsen und hacken die Spitze ab; diese dient, nachdem das zum Pflanzen bestimmte Stück davon getrennt ist, als Futter

Fig. 3.

für die Ochsen, aber auch als Dachmaterial für die Schuppen und für die Mühle. Ist das Feld ganz abgeerntet, so bleibt es, nachdem es nöthigenfalls noch einmal bewässert worden, 1½ bis 2 Monate liegen; während dieser Zeit treiben die in der Erde verbliebenen Wurzelstücke neue Schößlinge. Ist dies in ausreichendem Maße der Fall, so läßt man sie, ohne nochmals zu ackern stehen, und hat auf diese Weise mit der wenigsten Mühe ein neues Feld. Treiben aber die Wurzelstöcke nur wenige und unregelmäßig vertheilte Schößlinge, so ackert man das ganze Feld wieder um und bepflanzt es von Neuem. Ist solches Feld mit aus den Stöcken nachgetriebenem Rohre bestanden, so wird es jedoch, wenn letzteres geerntet ist, jedenfalls umgeackert, weil dann die Kraft der Wurzelstöcke erschöpft ist.

Das Abhauen des reifen Zuckerrohrs beschleunigt man so viel als möglich und läßt nie großen Vorrath von geerntetem Rohre aufkommen, weil das vom Stocke getrennte Zuckerrohr leicht in Gährung übergeht und dadurch sehr an Werth verliert. Je nach seiner Qualität wird das abgeschlagene Zuckerrohr entweder zur Zuckerbereitung oder zum Branntweinbrennen benutzt. Das beste nimmt man zum Zuckersieden; zum Branntweinbrennen verwendet man entweder das auf dem Stocke überreif gewordene, oder auch das durch die Angriffe eines Rüsselkäfers bedeutend beschädigte Zuckerrohr. Diese Käfer bohren nämlich dasselbe, wenn es der Reife sehr nahe ist, gewöhnlich bei einem Knoten an, gehen dann in dem Rohre fort, oft durch zwei bis drei Absätze und verlassen es schließlich wieder. Rings um den vom Thiere ausgefressenen Canal ist die markige Substanz des Zuckerrohrs blutroth gefärbt und viel ärmer an Zucker als das unbeschädigte Rohr.

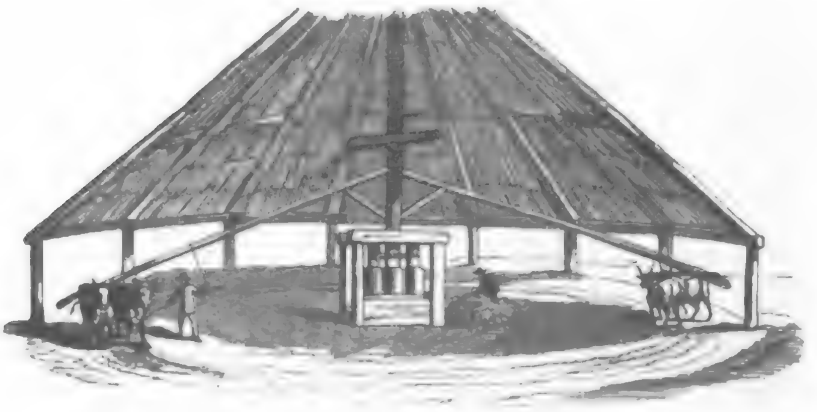
Es ist dies wohl dieselbe Erscheinung, die vor einigen Jahren die Zuckerproduction in den südlichen Theilen der vereinigten Staaten von Nordamerika so sehr gefährdete.

Fig. 4.

Das abgehauene Rohr wird auf Karren geladen und in die Mühle, trapiche, transportirt. Die wichtigſten Theile bei jeder Mühle ſind drei große Cylinder, durch deren Gewalt der Saft aus dem Zuckerrohre gepreßt wird. Man hat zwei hauptſächlich verſchiedene Arten von Mühlen, ſolche mit ſtehenden und ſolche mit liegenden Cylindern. Erſtere, welche man bei Weitem am häufigſten findet, wird meiſt von Thieren, mitunter auch wohl durch Waſſerkraft getrieben, letztere, die erſt in neuerer Zeit aufgekommen und darum noch nicht ſehr verbreitet iſt, hat viele Vorzüge vor der ältern Art, ſie wird meiſt nur durch Waſſer-, öfters auch durch Dampfkraft in Bewegung geſetzt.

Bei den Mühlen älterer Conſtruction, Figur 4, beſtehen die Preßcylinder aus Balken von ſchwerem Holz, die mit einem Cylinder von etwa 1 bis 1½ Zoll ſtarkem Gußeiſen oder Meſſing umgeben ſind. Der mittelſte Cylinder wird durch Zugkraft bewegt und theilt ſeine Bewegung den beiden Seitencylindern durch verzahnte Räder mit. Dieſe Verzahnung iſt ſehr einfach; in den mittlern Stamm werden oft nur Pflöcke von Holz eingetrieben, die in eingemeißelte Löcher der beiden Seitencylinder eingreifen. Der Stamm des Mittelcylinders verlängert ſich nach oben, wo zwei ſchräge Arme angebracht ſind, die bis faſt auf den Boden reichen, an dieſe werden die Zugthiere, meiſt Ochſen, angeſpannt. Figur 5. Gewöhnlich wird ſolche Mühle durch zwei Paar Ochſen getrieben. Im Fußgeſtelle unter den Cylindern ſind Rinnen ausgeſpart, die

Fig. 5.

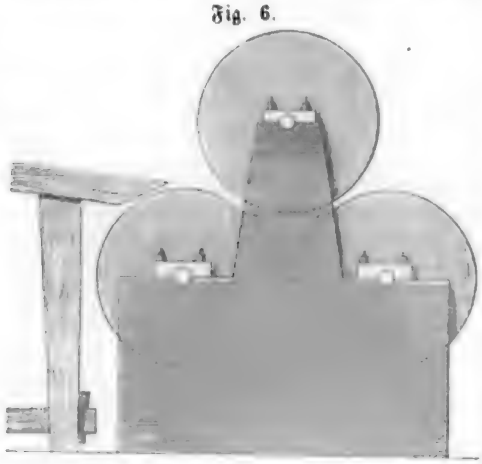


den ausgepreßten Saft durch ein Sieb in einen Sammelkaſten leiten.

Das geſchlagene Zuckerrohr wird nahe bei den Cylindern aufgeſchichtet, von wo es ein Arbeiter wegnimmt und zwiſchen den erſten und mittelſten Cylinder und zwar allemal 4—6 Stangen auf einmal, ſteckt. Indem es durch dieſe beiden Cylinder gezogen wird, drücken dieſe den größten Theil des Saftes aus; ein auf der Rückſeite ſtehender Arbeiter ergreift darauf das zum Theil gepreßte Rohr und bietet es dem mittelſten und dritten Cylinder dar; letztere beide ſtehen näher beiſammen als die erſten beiden und drücken daher den noch im Rohre verbliebenen Saft vollends aus. Das gänzlich ausgepreßte Rohr fällt auf den Boden, wird aus der Mühle geſchafft und der Sonne ausgeſetzt, worauf es, wenn es völlig getrocknet iſt, in großen Schuppen aufbewahrt wird, um beim Verſieden des Zuckerſaftes als Brennmaterial zu dienen.

Die neuere Art, die Maſchinen mit liegenden Cylindern, Figur 6, bieten vor den oben beſchriebenen ziemlich viele Vortheile. Zuerſt

Fig. 6.



vermindern ſie die Gefahr, da hier der Arbeiter nicht genöthigt iſt, das Zuckerrohr den Cylindern mit der Hand darzubieten. Dann arbeiten ſie ſchneller und erſparen einen Arbeiter, da die Maſchine das einmal gepreßte Zuckerrohr ſogleich ſelbſt zwiſchen dem zweiten und dem dritten Cylinder durchführt.

Die Cylinder liegen in einem Dreieck, zwei unten neben einander und der dritte oben zwiſchen ihnen. Vor dem erſten Cylinder liegt eine Tafel, auf welche die Arbeiter das Zuckerrohr bringen, von welcher die Cylinder es faſſen und zwiſchen ſich ziehen. Hinter dem zweiten Cylinder fällt das ausgepreßte Zuckerrohr auf den Boden.

Dieſe Maſchinen ſind alle viel beſſer gearbeitet als die der alten Art; die Verzahnung beſteht ſtets aus gegoſſenen eiſernen Rädern und häufig iſt das bewegende Waſſerrad auch aus Eiſen conſtruirt. Die Maſchinen kommen alle in einzelnen Theilen aus England oder Nordamerika. Auch bei dieſer Art läuft der ausgepreßte Saft in einen Sammelkaſten. Iſt dieſer ziemlich gefüllt, ſo beginnt das Sieden.

War man genöthigt, das Zuckerrohr in ſchon etwas überreifem Zuſtande zu vermahlen, ſo neutraliſirt man die im Safte vorhandene Säure mittelſt etwas gelöſchtem Kalk, den man in den Sammelkaſten ſchüttet.

Den wichtigſten Theil einer Zuckerplantage bildet nächſt der Mühle das Siedehaus. Hier iſt es, wo aus dem rohen Zuckerſaft das verkäufliche Product bereitet wird. In dem Siedehauſe ſteht eine Reihe Keſſel, calderas, eingemauert in einem etwa 1½ Ellen hohen Herde, bateria; unter jedem Keſſel befindet ſich eine Feuerung, doch iſt die Einrichtung getroffen, daß die Hitze des erſten Keſſels auch unter allen übrigen wegſtreicht, ehe ſie nach dem Schornſtein gelangt. Die Keſſel liegen mit dem Rande tiefer als die Herdfläche und letztere iſt ſo gemauert, daß ſie überall eine Neigung nach dem Keſſelrande hat, damit alles Verſchüttete wieder in den Keſſel fließen kann. Die Zahl der Keſſel wechſelt nach der Größe der Plantage, doch ſind nicht leicht weniger als vier vorhanden, von denen drei ſtets im Gebrauch ſind und der vierte als Reſerve dient. Größere Plantagen haben wohl auch zwei Herde und zwei Reihen Keſſel. Letztere ſind meiſt von Gußeiſen, einige auch von Kupfer, die erſten ſind die größten, etwa 3 Ellen weit und 1 Elle tief. Der erſte Keſſel dient dazu, den Saft vorzuwärmen, wobei ſich auch Unreinigkeiten und grünes Satzmehl abſetzen, im zweiten wird der Saft eingekocht und dabei der Schaum fleißig abgenommen, was mit einem großen an einer Stange befeſtigtem Stück durchlöcherten Kupferbleches, Figur 7, geſchieht. Dieſer Schaum kommt wieder in den erſten Keſſel zurück. Das Uebertragen des Saftes aus einem Keſ-

Fig. 7.

Fig. 8.

sel in den andern geschieht mit einem Löffel, cuchara, aus einem großen hartschaligen Kürbiß (tapara) an einer Stange, Figur 8. Ist der Saft hinreichend rein, so kommt er in den letzten Kessel, worin er so lange bleibt, bis er anfängt, am Rande zu erstarren; dann wird er in einen etwa 4 Ellen langen, 1 Elle breiten und tiefen Trog, batea, übergeschöpft und darin mit einer hölzernen Schaufel beständig umgerührt und durchgearbeitet, bis die ganze Masse in einen Brei von kleinen Körnern sich verwandelt hat.

Jetzt beginnt der letzte Proceß, das Formen. Neben dem Troge steht ein Tisch mit runden Löchern, in welche die aus gewöhnlichem rothen Thon gebrannten und vor dem Gebrauch durchnäßten Formen eingesetzt werden. Die Arbeiter nehmen eine Form nach der andern, füllen sie mittelst kleiner Schöpfer aus einer andern Art Kürbis (tortuma), Figur 9, und setzen sie zum Abkühlen

Fig. 9.

Fig. 10.

in den Formtisch. Nach 2 oder 3 Stunden ist der Zucker so fest, daß die Formen umgestürzt werden können. Solcher Hut Zucker ist 15 bis 18 Zoll hoch, unten 3—4 Zoll dick, wiegt 3 — 5 Pfd. und heißt papelon. Figur 10. Er ist je nach der Stärke der angewandten Hitze hell- oder dunkelbraun und hält sich, da noch der ganze Schleimzucker des rohen Zuckersaftes dabei ist, in dem heißen Klima Venezuelas nicht lange. Zum Verkauf werden diese papelones zu 32 in einen viereckigen Kasten von Leder, petaca, verpackt, zwei solcher Kästen, die also 64 Hut Zucker enthalten, bilden eine carga, d. h. eine Eselsladung, und haben verschiedenen Werth nach dem jedesmaligen Stande des Zuckerpreises, der oft von 8 bis 25 Thaler pro carga schwankt.

Die Venezuelaner gebrauchen fast nie andern als solchen Zucker; den weißen raffinirten wenden sie nur zu Heilmitteln an. Im ganzen Lande gibt es nur zwei oder drei Raffinerien, die aber den weißen Hutzucker zu einem bedeutend höhern Preise verkaufen als es hier in Deutschland geschieht, es geht derselbe selten unter 5 real, d. i. 20 Neugroschen für das Pfund herab. Dies kommt daher, weil die Regierung die Zuckercultur Venezuelas dadurch hat heben wollen, daß sie alle Einfuhr von Roh- oder raffinirtem Zucker absolut verboten hat, so daß also die Zuckerproducenten Venezuelas ohne alle Concurrenz von außen arbeiten und natürlich unter sich stets auf einen möglichst hohen Preis halten.

Auf vielen, fast den meisten größern Plantagen sind Vorrichtungen vorhanden, das schon schlecht gewordene Zuckerrohr noch zu Branntwein zu verwerthen. Es bestehen dieselben aus einer Anzahl Gährungsbottiche, welche mit dem gepreßten Zuckersaft aus dem schlechtern Zuckerrohr gefüllt, einige Tage stehen bleiben, bis der ganze Zuckergehalt der Flüssigkeit in Alkohol übergegangen ist. Von hier aus wird diese Flüssigkeit in die Brennblase, alambique, geleitet und destillirt. Der Zuckersaft, dessen Zuckergehalt erst zum Theil in Alkohol übergegangen ist, bildet ein Lieblingsgetränk der ganzen niedern Bevölkerung Venezuelas unter dem Namen Guarapo fuerte; dies ist der analoge Zustand für den Zuckersaft, wie der Most für den Wein.

Vor der Brennblase steht eine Kühlvorrichtung, gewöhnlich ein Schlangenrohr.

Der erhaltene Branntwein, aguardiente de caña, ist indeß sehr schlecht und hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Zuckerbranntwein oder Rum der westindischen Inseln; es fehlt ihm das Bouquet desselben, an dessen Stelle er eine bedeutende Beimengung von Fusel hat. Trotzdem wird er in ziemlich beträchtlicher Menge producirt, da er ebenfalls unter den niedern Ständen allgemeines Lieblingsgetränk ist.

Das älteste

Buch über Landwirthschaft.

Von Dr. K. Fraas.

Eine Erscheinung für den Geschichtschreiber der ältesten Cultur von höchster Bedeutung ist in neuerer Zeit wieder besprochen worden — es betrifft das von Quatremère an die gebührende Stelle der Geschichte eingesetzte Urvolk der Nabatäer am Doppelstromsystem des Euphrat und Tigris. Von den Tauruszügen herab zogen in der Urzeit, wie aus Mittelasien die arischen Stämme — so hier die aramischen, sich mischend mit den arischen, und setzten sich in den syrischen Höhen und Niederungen fort bis nach Arabien und nicht minder im Stromgebiet des Euphrats fest, autochthone Völker, als Nabatäer oder Assyrier und Babylonier, als Priesterstamm der Chaldäer und als Eroberer, später (630 v. Chr.) Perser und Mesopotamier über-

haupt in Mischung. Jene im Gebirgsland blieben Hirten, ständige Nomaden, Kaufleute an der Küste, Halbbauern im Stufenlande. Diese im fetten Alluvium bildeten einen mächtigen Ackerbaustaat, der wohl mit unterjochten Leibeigenen wirthschaftete, wie darauf die ἑορτὴ Σακέα, die 5 Tage dauerte, an denen alle Sclaven die Herren spielen durften — deutet, desgleichen ihre von der spätern chaldäischen verschiedene Zeitrechnung (Lepsius).

Obgleich man einen Nichtorientalisten kaum wird bekehren können, ihn über neue Einstellungen in die Geschichte zur Rechenschaft zu ziehen, so bemerken wir doch zur eigenen Befriedigung schon, daß außer unsrer naturhistorischen Ansicht von der Art und Weise der ersten Bevölkerungsbildung unsers Planeten auch die Zeugnisse alter Geographen und Historiker nicht mangeln. Die Griechen rechneten Kappadocien, sowohl den Theil des Taurus, wie jenen am schwarzen Meer (Leuko-Syri!) zu den Syrern, d. h. Aramäern, — die Assyrer noch entschiedener. „Der Name Syrer," sagt Strabo (XVI. pag. 737.), „scheint in alten Zeiten von Babylonien bis zum issischen Meerbusen, d. h. bis zum innersten Winkel des mittelländischen Meeres bei Cilicien und von da bis zum schwarzen Meere gereicht zu haben." Nach Herodot war selbst das lydische Reich eine babylonische Colonie. Die reichen Zeugnisse vieler alter Schriftsteller, der Araber zunächst, deuten darauf, daß ackerbautreibende Nabatäer unter dem großen Nimrod, d. h. also in mythischer Zeit, denn ein streng geschichtliches Bewußtsein kann bei den Babyloniern wohl nicht viel über 2400 Jahre v. Chr. zurückverfolgt werden, schon bis auf ihren letzten König Ackfourschah (der durch den Canal Nahr-Almelik den Euphrat mit dem Tigris verband) den Ackerbau und alle ihm entsprießenden Künste und Wissenschaften pflegten, in der Architektur sich auszeichneten, Ländervertheilung einführten, Bäume pflanzten, Canäle gruben, Musik übten, Quellen auffanden und andere abgruben, Magie trieben und — Amulette erfanden. Noch in später Zeit arabischer Herrschaft fanden sich Reste derselben in den Sümpfen zwischen Wasit und Basrah, obgleich nach den schrecklichen Kriegen und verheerenden Zügen über dieses fruchtbare Land — die Zielscheibe so vieler Eroberer — endlich ein wohl früher schon ausgewanderter Theil dieses Volkes in Nordarabien als Handelsvolk sich großen Ruhm erwarb und zum letzten Mal unter römischen Kriegszügen im schwachen Scheine einer auf den Handel gegründeten Unabhängigkeit verschwand. Reste der nabatäischen Urbewohner des untern Babylonien scheinen sich in den Jezidis noch zu finden, bei denen sogar noch weiße Ochsen zum Opfertode genährt wurden. Wie bei keinem Volke des höhern Alterthums feierte die Landwirthschaft, dazumal die fast allein bevorzugte hauptsächlichste Quelle der Gütererzeugung, ihren Ruhm und ihre Lehre so sehr, wie bei den Nabatäern, welche so viele landwirthschaftliche Schriftsteller zählen. Sagrit schrieb schon in den dunkelsten Zeiten der Geschichte ein Werk über Landwirthschaft in Versen in nabatäischer Sprache, welches eine Aufzählung der den verschiedenen Ländern eigenthümlichen Pflanzen enthielt, ebenso wird Adam eine Schrift über nützliche und schädliche Pflanzen, über die Natur der Bodenarten, eine Agronomie, zugeschrieben, und als der Verfasser der eigentlichen nabatäischen Landwirthschaft, die Ebn Wahschiiah übersetzte (291 der Hedschira), schrieb, existirte diese älteste Schrift noch! Maschi-Nehri schrieb über die Verschiedenheit des Klima's in Syrien und Babylonien, und Kamasch-Nehri wieder über den Ackerbau insbesondere.

Das einzige literarische Denkmal von so vielen aus dieser großen nabatäischen Culturzeit ist das von Ebn Wahschiiah in's Arabische übersetzte Werk über nabatäische Landwirthschaft, dessen Autor nach Einigen für anonym, nach Andern als Kouthaii bezeichnet wird (vergl. die Colonie der Kouthäer in Judäa!) und dessen Alter sicher in die Blüthezeit Babyloniens, dessen großartige Bodencultur es beschreibt, also in das graueste Alterthum hinaufsteigt. Selbst Ninives wird von dem Autor als noch bestehend gedacht und Quatremère hält dafür, daß dieses Werk in dem Zeitraume zwischen der Befreiung Babyloniens vom Joch der Meder durch Belesis und der Eroberung durch Cyrus verfaßt worden sei. Sein Werth wird bezeugt durch die große Autorität, welche alle spätern arabischen Schriftsteller ihm verleihen und der bis zur Erklärung der Unfehlbarkeit geht. Selbst das große Werk von Ebn-Awam über Landwirthschaft, spanisch erschienen zu Madrid, ist größtentheils nur ein Auszug des nabatäischen Werkes, das sich durch Gedankenfülle neben erprobter Erfahrung, — nicht minder auch durch abergläubische Meinungen auszeichnet. Es enthält nach Quatremère, der nur zwei Bücher von den neunen sah, im zweiten Buche einen landwirthschaftlichen Kalender, d. h. die nach Monaten geordneten Verrichtungen der Landwirthschaft, und im dritten eine Aufzählung der Nutzpflanzen, welche auf Feld und Garten gebaut werden. Den genaueren Inhalt wiederzugeben, ist Gegenstand unsrer Sehnsucht, aber Aufgabe der Orientalisten.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Der Cunene.

Als Galton im Jahre 1850 mit Anderſon von der Capſtadt aufbrach, um den ganzen Landſtrich zu erkunden, der vom engliſchen Südafrika bis zu den portugieſiſchen Anſiedlungen im Weſten und bis zum See Ngami reicht, traf er nördlich von den Damaras auf die Owampo, einen Stamm intelligenter und gutmüthiger Neger, welche in einem ſehr fruchtbaren Lande leben und dem Ackerbau große Sorgfalt widmen. Seinen Plan, bis zum Ngami vorzudringen, mußte er aufgeben, dagegen machte er eine Entdeckung, die er für ſehr wichtig hielt. Er ſah einen Fluß, der ſo voll und breit ſeine Wellen dahinrollte, daß er zu einer Verkehrsader tief in's Innere geeignet zu ſein ſchien. Die Glaubensboten Hahn und Rath folgten demſelben Wege, den Galton eingeſchlagen hatte, ermittelten aber nichts Näheres über den Cunene. Nangoro, der in der neueſten Zeit oft genannte Häuptling von Ondongo, verweigerte ihnen den Durchzug, und auf dem Rückwege legten ihnen die „gutmüthigen," in der That aber verrätheriſchen Owampos einen Hinterhalt, dem ſie mit genauer Noth entkamen (1857). Den obern Lauf des Cunene ermittelte der abenteuerliche Ladislaus Magyar, deſſen Reiſeberichte in nächſter Zeit zu erwarten ſind. Inzwiſchen iſt die Mündung des Cunene unterſucht worden. Das Reſultat theilt ein Brief Fernando da Coſta Leal's an Petermann mit. Der portugieſiſche Officier ging von der Großen Fiſchbai, die etwas nördlicher liegt, zu Lande an den Cunene. Der Boden war waſſerarm, aber nicht ohne Pflanzenwuchs, und wurde von Rehen, Antilopen und Ziegen beweidet. Selbſt Elephanten zeigten ſich. Die Mündung wurde unter 17° 51′ aufgefunden und als gänzlich untauglich zu Schiffahrtszwecken erkannt. Eine Barre trennt ſie in der trockenen Jahreszeit vom Meere. Innerhalb dieſer Schranke iſt der Fluß ſo ſeicht, daß er nicht einmal ein Boot mit flachem Boden zu tragen im Stande iſt. Coſta Leal ging 21 Meilen am Cunene aufwärts, wozu er wegen des von Schluchten zerriſſenen Bodens viel Zeit brauchte. Waſſerfall folgte auf Waſſerfall, und war der portugieſiſche Reiſende auch der Meinung, daß die Hinwegräumung der Felſenriffe denkbar ſei, ſo erkannte er in den hohen Sanddünen des linken Ufers, die bei Hochfluthen jedesmal die Barre vor der Mündung vermehren helfen, ein nicht zu bewältigendes Hinderniß der Schiffbarmachung. Wie gewaltig die Hochfluthen in der Regenzeit auftreten, zeigen die vielen Baumſtämme, die am Ufer des Meeres dreißig Meilen weit zerſtreut ſind. Der Cunene hat ſie aus dem nahen Gebirge, das man von Norden gegen Süden ziehen ſieht, mit ſich fortgeführt.

Der Boden im Meere von Ochotzk.

Es gilt als Regel, daß die Bodenbildung des Landes im angrenzenden Meere ſich fortſetze. Vor einer ſteil aufſteigenden Küſte iſt das Meer tief, vor einem flachen Ufer erreicht das Senkblei den Grund ſehr bald. Das Meer von Ochotzk macht eine Ausnahme. Von den La Perouſe-Straßen bis zur Küſte von Kamtſchatka erſtreckt ſich ein großes unterſeeiſches Tafelland, über dem man bei ununterbrochenem Auswerfen des Senkbleies kaum einige Fuß Unterſchied in der Waſſer-

tiefe findet. Die Proben, die der Apparat in die Höhe bringt, bestehen gewöhnlich aus Schlamm und Sand, Muschelschalen und kleinen Steinen. Die Muscheln enthalten oft einen sonderbaren, in einer achteckigen Schale eingeschlossenen Wurm, der sich heftig auf dem Verdeck herumschnellt, wenn man ihn aus seiner Hülle losbricht. In der Nähe der Küste zeigt sich in den Sondirungen eine auffallende Regelmäßigkeit, in welche die größere oder geringere Höhe des Landes, in dessen Nähe man sich befindet, keinen Wechsel bringt. Mag nun die Küste nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegen, oder mag sie aus kühnen Vorgebirgen bestehen, die Tiefe des Meeres ist immer zwischen zehn und zwölf Faden. In unmittelbarer Nähe der Küste sind neptunische Formationen vorherrschend, im Innern ziehen Gebirge, die ausgebrannte Vulcane sind. Mit der Regelmäßigkeit der Bodenbildung steht die Heftigkeit in Contrast, mit der Ebbe und Fluth auftreten. Bei der Ebbe erfolgt das Fallen des Wassers so rasch, daß die Schiffe fast im Nu auf dem Trocknen sitzen. Auch die Strömungen des Ochotk'schen Meeres sind gewaltig und werden von den Wallfischfängern nicht wenig gefürchtet.

Der Ili.

Der Balkasch-See bildet in doppelter Beziehung eine Scheidelinie. Hier endet die große Kirgisensteppe, die, wenn sie auch keine völlig flache Ebene, wie das ganze westsibirische Gebiet zwischen dem Ural und dem Altai ist, doch in ihrem dürren und salzhaltigen Boden, in ihrer Baumlosigkeit, ihrer Armuth an fließenden Gewässern und der geringen relativen Höhe der vorhandenen Hügelgruppen alle übrigen verwandtschaftlichen Züge der aralisch-kaspischen Niederung besitzt. Hier beginnt die großartige Alpenlandschaft Centralasiens, und so rasch ist der Uebergang, daß der Reisende, indem er die niedrige Wasserscheide des Balkasch-Beckens überschreitet, sogleich mächtige Gebirgsketten vor sich aufsteigen und Flächen mit ewigem Schnee die Strahlen der Sonne zurückwerfen sieht. Auch eine Grenze des Thierlebens ist der Balkasch-See. In seinen Schilfwäldern hat der Tiger seine letzten festen Wohnsitze, nur hier findet man noch die südlicheren Formen der Stachelschweine, Schildkröten, Fasanen, Scorpione und Phalangien.

Der Balkasch stand einst mit den beiden Alakul-Seen in Verbindung. Eine flache, niedrige Steppe von sechs deutschen Meilen Breite, die zwischen Sandhügeln und Dünen mit eingestreuten Wasserlachen und Schilfwäldern ostwärts gegen die Seen läuft, ist offenbar ein ausgetrockneter Seeboden. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist der Balkasch noch beinahe neunzig deutsche Meilen lang und da, wo er seine Gewässer am weitesten ausdehnt, nicht viel über elf deutsche Meilen breit. Eine von Südosten nach Nordwesten weit vorgeschobene Landzunge, der die nördliche Steppe kleinere Spitzen entgegenschickt, verengt seinen Raum an einer Stelle auf eine deutsche Meile. Man hat ihn lange Zeit für einen Salzsee gehalten, aber nur an den Rändern der Buchten und in Untiefen, die auf einem Salzboden liegen, hat sein Wasser einen salzig-bittern Geschmack. Seine höchste Tiefe ist zu 70 Fuß ermittelt worden. In den letzten Tagen des November bedeckt sich seine Oberfläche mit Eis und erst im April sprengen die einmündenden Flüsse, deren vermehrte Wassermenge das Niveau des See's um eine bis zwei russische Ellen erhöht, die durch die Sonnenstrahlen gelockerte Decke.

Von den Zuflüssen des Balkasch ist der von Südosten kommende Ili der bedeutendste. Er ergießt sich durch drei Mündungen in den südwestlichen Theil des Sees und hat an seinem Ausflusse ein niedriges, mit Schilf bedecktes Delta von einer Meile Breite gebildet. Im December friert er zu, im März thaut er auf. Sein Hauptfahrwasser ist 70—150 Fuß breit, doch wird die Nutzbarkeit desselben durch eine Barre beeinträchtigt. In der Nähe seiner Mündung liegt eine Insel mit einer offenen Bucht, die als Rhede benutzt werden könnte, und ein geschützter Hafen wird durch einen halb abgeschlossenen Theil des See's dargeboten.

Von der alten Geschichte des Flusses erzählt kein Denkmal, wenn man nicht den Tamgaly Tass oder gedruckten Stein dafür halten will, einen Porphyrfelsen, den ein großes und mehrere kleine Bilder des auf der Lotosblume ruhenden Buddha, von tübetanischen Inschriften umgeben, schmücken. In den Jahrbüchern des Ostens erscheint das fruchtbare und breite Ilithal als eine Station der Völkerwanderung. Die einem mächtigen Triebe folgenden Horden der Steppe sammelten sich hier, um entweder nordwestlich gegen Europa, oder südwestlich auf den nach Turan, dem Süden und Westen des Erdtheils führenden Straßen vorzubrechen. Die Granitfelsen der Steppe, in denen der Ili sein Bett ausgehöhlt hat, könnten von den Yue-Tschi und Usun, von den Mongolen und Oelöth erzählen. Längst ist diese asiatische Völkerfluth zur Ebbe geworden, und jetzt spielt das Ilithal die Rolle einer Stufe, auf die das Slavenreich des Nordens den Riesenfuß setzt, um sich zu dem Thianschan, der centralsten Bergkette Asiens, aufzuschwingen. Auch hier wird der Dampf zu seiner culturerweckenden

Thätigkeit berufen. Seit 1854 besteht eine russische Dampfschifffahrtsgesellschaft für den Balkasch-See und den Ili. Durch ihre Mittheilungen sind die Angaben über den See gewonnen worden, die wir oben mitgetheilt haben. Den Ili hat sie auf einer Strecke von 74 deutschen Meilen bis Iliisk befahren. Von dort bis Wiernoje, einer russischen Colonie und Militärstation am Fuße des Alatau jenseits des Ili, sind noch sechs deutsche Meilen. Wiernoje ist von Taschkend und Kaschgar 43, von Kuldscha, der Hauptstadt des westlichen China's, etwa 60 Meilen entfernt. Durch den Ili gewinnt man den bequemsten Weg nach China und andern Staaten Centralasiens, und es ist sogar Hoffnung vorhanden, daß der Fluß bis Kuldscha schiffbar sein wird. Ein einziger Punkt, wo die den See Issyk Kul umgebenden Berge und eine nördlichere Kette dicht an den Ili herantreten, erregt Bedenken.

Lord Elgin in Jeddo.

Ein wenig ruhige Unverschämtheit hat genügt, binnen wenigen Jahren in Japan ziemlich allen den Boden wiederzuerobern, der seit der großen Christenverfolgung von 1611 unwiederbringlich verloren zu sein schien. Russen, Nordamerikaner und Engländer haben sich mit der Miene der Unschuld in japanische Häfen einquartiert und keinen wegweisenden Wink, keinen zornigen Befehl verstanden. Sie sind zollweise vorgedrungen und schließlich hat Lord Elgin sogar die geheiligte Grenzlinie in der Bucht von Jeddo überschritten, vor der Perry und Putiatin bescheiden Halt gemacht hatten (12. August). Wie immer fügten sich die Japaner der freundlichen Zudringlichkeit und nahmen den Lord, der auf keine Weise fortzubringen war, in Jeddo auf. Er bewohnte dort einen Tempel, der die prachtvollste panoramische Aussicht über die ungeheure Stadt gewährt. Der Blick umfaßt dort ein reiches Bild, dessen hervortretendster Punkt das kaiserliche Schloß ist, ein Riesenbau mit breiten Gräben, hohen grünen Böschungen und Cyklopenmauern, die von Cedern beschattet werden. An das gewaltige Schloß reihen sich die Paläste der 360 erblichen Fürsten, denen die japanische Politik einen Aufenthalt unter den Augen des Kaisers zur Pflicht macht, und weiterhin folgen malerische Tempel und ein Häusermeer mitten unter Gärten, die der Busen von Jeddo mit seinen Bergreihen als Hintergrund einrahmt. In diesem Tempel mit der Aussicht ohne Gleichen hat Lord Elgin einen neuen Handelsvertrag abgeschlossen. Ein englischer Gesandter darf von nun an in Jeddo residiren, zu den bereits geöffneten Häfen Hakodade, Kanagawa und Nagasaki kommen Niigaba auf der Westküste von Nipon, Hiogo und später Jeddo und Osaca, der freieste Verkehr in diesen Plätzen ist gestattet, das fremde Geld wird dem japanischen gleichgestellt, die Eingangszölle sind theils aufgehoben, theils ermäßigt, die Ausgangszölle auf 5 % vom Werth festgesetzt worden. Graf Putiatin ist dem englischen Unterhändler auf dem Fuße gefolgt, und geht es in der bisherigen Weise fort, stellt jeder spätere Vertrag den Verkehr auf eine freiere und breitere Basis, so ist Japan in wenigen Jahren ein völlig erschlossenes Land.

Sir William Reid.

Am 31. October starb in London ein Mann, der dem oceanischen Schiffsverkehr Dienste geleistet hat, die seinen Namen im ehrendsten Andenken erhalten werden. Reid war ein alter Soldat des Halbinselkriegs, und der letzte Zug, an dem er Theil nahm, war der des Lord Exmouth's gegen Algier. In den Civildienst übergetreten, verwaltete er die Bermuden auf eine musterhafte Weise. In den letzten Jahren seines Lebens war er Befehlshaber in Woolwich, Präsident des Vollziehungsausschusses der großen Industrieausstellung und Statthalter von Malta. In Barbados, wo er den Wiederaufbau von Gebäuden zu leiten hatte, die ein Tornado zerstört hatte, faßte er den Entschluß, die Gesetze der Luftströmungen zu erforschen, und sein längeres Verweilen auf den vom Sturm gepeischten Bermuden erleichterte seine Beobachtungen sehr. Ist sein Werk „Das Gesetz der Stürme" auch bloß ein Weiterbau auf der Basis, die unser Dove gewonnen hatte, so ist es doch auch ein wissenschaftlicher Fortschritt, indem es den Beweis führt, daß das Drehungsgesetz, das Dove bei den gewöhnlichen Luftströmungen erkannt, bei den Nortes, Tornados, Cyklonen und Typhons der südlichern Meere wiederkehrt, und zugleich vom wesentlichsten praktischen Nutzen, da der Schiffer, der Reid's Regeln befolgt, es fast immer in seiner Gewalt hat, einem Orcan auszuweichen.

Skizzen aus New-York.

Von F. Schütz.

Allerdings sagen Sie, in Bezug auf Ihre Monatsschrift, „ein politisch Lied ein garstig Lied," und doch werde ich es diesmal ein wenig summen. Aber seien Sie ohne Besorgniß; ich beabsichtige nicht, Ihre Leser in das an manchen Stellen so schmutzige Labyrinth der amerikanischen Politik zu führen.

Ich will nur für einen Augenblick die Schaubühne vor Ihnen aufbauen, auf der die Wahlkomödie ſtattfindet. Wir hatten im Anfange dieſes Monats die Staatswahlen und werden in den erſten Tagen des Decembers die der Väter der Stadt haben. Seit vielen Wochen alſo treibt ſich die Politik mit Trommelſchlag und lärmender Muſik, mit fliegenden Bannern und koloſſalen Deviſen auf den Straßen herum; ob man will oder nicht, man muß ihr begegnen, denn bis ſpät in die Nacht hat ſie Beſitz genommen von der Stadt. Illuminationen, Feuerwerke, discordante Nachtmuſiken und tobende Reden erinnern auch den gleichgültigſten Nichtpolitiker daran, daß New-York in der Wahlepoche ſich befindet und dem Beobachter eine neue Scene des ſo wechſelvollen Panoramas darbietet. Der Wahltag ſelbſt war theilweiſe ein Schlachttag; nicht mit Stimmzetteln allein, auch mit dem Meſſer und dem Revolver wurde hier und da über das Wohl des Landes entſchieden. Ob ſchön oder nicht, das Bild der Metropolis während dieſer Epoche iſt zu bedeutend, um nicht eine Skizze zu verdienen. Trotz des ſtets regen Lebens und der faſt nie unterbrochenen Reihenfolge von Excitements erſcheint doch immer New-York in den erſten Tagen nach einer Wahlſchlacht etwas todt und leer, ſo ſehr füllt es die Politik mit ihrem öffentlichen Treiben an, wenn die Volksmaſſen von den Parteiführern in Bewegung geſetzt werden. Der faſt gänzliche Mangel an öffentlichen Feſtlichkeiten für das Volk macht es natürlich, daß daſſelbe begierig die Gelegenheit der politiſchen Agitation erfaßt, um in die Monotonie des Arbeitslebens und die äußere Strenge der religiöſen Sitte Augenblicke der Aufregung zu bringen. Die Wahlagitationen ſind daher in dem ganzen Lande eine Art politiſchen Carnevals, deſſen ungebundene Freiheit alle Ausbrüche der Volksluſt geſtattet, und dies nicht weniger als das politiſche Intereſſe führt auf dem Lande die Bevölkerung meilenweit zu den Verſammlungsorten, an denen die Stumpredner ſich hören laſſen. — In einer Parentheſe mag es vielleicht gut ſein, zu bemerken, daß Stumpredner einen Redner bedeutet, der von einem Baumſtamme herab ſpricht, wie dies denn auch urſprünglich geſchah und in manchen Theilen des Landes jetzt noch üblich iſt. Daher kommt auch der Ausdruck to stump, oder wie die amerikaniſirten Deutſchen ſagen, ſtumpen, mit der Bedeutung: „Volksreden halten.“ Dieſes „Stumpen“ wird nicht nur von den Wahlcandidaten und ihren Freunden betrieben, ſondern jene oder deren Partei miethen förmlich Individuen, welche die Wahldiſtricte zu „ſtumpen“ haben. Aber die Hauptarbeit des Stumpens muß von dem Candidaten ſelbſt verrichtet werden, denn die Maſſe verlangt, daß die Wahlkomödie nicht von den Comparſen, ſondern von den Hauptacteuren geſpielt werde. Kein anderes Ereigniß kann das Intereſſe in den Hintergrund drängen, welches die Bevölkerung an einem durch die Perſönlichkeiten bedeutenden Wahlkampf nimmt. So folgte während Monaten das Volk der ganzen Union mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und Theilnahme dem bekannten Senator Douglas — der „kleine Rieſe“ genannt, auf ſeinem Feldzuge gegen Buchanan, der mit der ganzen Präſidentenmacht deſſen Wiedererwählung als Senator von Miſſouri verhindern wollte. Mitten in dem athemloſen Hinſtürzen von einer Aufregung zur Andern verlor doch ſelbſt der New-Yorker nie den unermüdlichen, kühnen und glänzenden Stumpredner aus den Augen, der dort in dem fernen Miſſouri Tauſende von Meilen und Hunderte von Reden zurücklegte. The little giant war für die ganze Union der Lion des Tages. Ein Freund, der zur Zeit dieſes Wahlfeldzugs im Staate Mittmai ſich befand, ſagte mir, daß man nur durch die Anſchauung einer ſolchen Volksaufregung ſich einen vollſtändigen Begriff von dem amerikaniſchen Wahne machen könne. Der Amerikaner ſei ihm da mit der ganzen Wärme und Luſt für die Aeußerlichkeiten erſchienen, welche der Deutſche in der Heimath zu Volksfeſten bringt. Die ganze Wahlagitation habe ihn recht lebhaft an das Treiben und den Taumel deutſcher Kirchweihen erinnert.

Der ſchlaue little giant hatte ſich aber auch für ſeinen Feldzug einen Adjutanten beigelegt, der gewiß nicht wenig dazu beitrug, Verwirrung in die Gemüther der Gegner zu bringen und wohl auch Manchen zum Ueberläufer machte. Frau Douglas begleitete nämlich ihren Mann auf ſeiner Wahlreiſe und erſchien neben ihm auf der Tribüne. Eine wahre Juno, hat ſicher das quos ego! ihrer Augen die unſicher hin und her wogende Maſſe der Demokraten nicht weniger beherrſcht, als die Beredtſamkeit des Stumpredners. Gewiß iſt jener Deutſche, der öffentlich erklärte, er verlaſſe jetzt die demokratiſche Partei, weil Douglas zu einem ſolchen niedrigen Hülfsmittel ſeine Zuflucht genommen habe, als einziger moderne Bruder des bibliſchen Joſeph's den Wahlumtrieben der ſchönen Senatorin entflohen. Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß das Beiſpiel, welches ſie gegeben hat, den künftigen Wahlfeldzügen einen neuen und gewiß nicht weniger ſchönen Charakter geben könnte. Es fehlt den amerikaniſchen Frauen weder an Intelligenz noch Muth und ohne eben eine Bloomer zu ſein, möchte manche Frau mit Freuden eine ſolche Gelegenheit ergreifen, der in ihr glühenden Energie und Thatluſt einmal freie Bahn geben zu können

und dabei als Muster einer edlen Gattin — und vielleicht auch als ein Modell von Schönheit bewundert und weithin berühmt zu werden.

Aber ich gerathe in Gefahr, durch die schöne Senatorin auf die weitabführende Bahn philosophisch-politischer Betrachtungen über das Recht und den Einfluß der Betheiligung der Frauen an den Wahlen gebracht zu werden.

Kehren wir zurück zu dem Wahlkampf in New-York. Da werden uns nicht schöne liebenswürdige Frauen in Versuchung führen, die Partei und das Vaterland zu verrathen; Rowdies, gar nicht schön und noch weniger liebenswürdig, stehen da bereit, den Unerleuchteten oder Schwankenden auf dem Wege nach der allein seligmachenden Wahlurne zu erhalten. Doch ist es billig, im Voraus hinzuzufügen, daß sich seit Jahren die Dinge in dieser Beziehung bedeutend gebessert haben. Gewaltthätigkeiten an den Wahlurnen waren früher die Regel, sie sind jetzt schon Ausnahmen geworden und bleibt die Politik mit ihrem geheimen und öffentlichen Treiben hier immer noch ein Geschäft, von dem Viele sagen, kein Gentleman wolle es treiben, so ist doch wenigstens hier die Form etwas besser geworden. New-York kann sich eines Fortschritts rühmen, während in andern Städten, Baltimore voran, die Herrschaft des Rowdiethums mit jedem Jahre absoluter und scheußlicher wird. Plug Uglies, Rip-Raps, Blak-Snakes (die schwarzen Schlangen) so nennen sich dort die Capulets und Montagues des Rowdiethums, die ihre ritterlichen Fehden nur augenblicklich beilegen, um vereint ihre Tyrannei über die achtbare Bevölkerung auszuüben. Blickt man daher auf die Wahlen in Baltimore, so mag man beinahe die Ruhe und Ordnung derer von New-York rühmen und begreifen, was unlängst ein hier eingebürgerter, aber politisch-unbetheiligter Freund mir sagte: „Etwas Lärm, Rohheit und eine Keilerei an dem Wahltage hat Nichts zu bedeuten; es gehört das ja eben so zu diesem politischen Festtage, wie zu einer deutschen Kirchweihe.“ — Ich schreibe jetzt keinen politischen Artikel, habe mich daher auch nicht mit der Vertheidigung der demokratischen Principien zu befassen, denen man oft die rohen Auswüchse des amerikanischen Lebens allein zuschreibt, doch will ich dem Gesagten und dem Folgenden eine Thatsache eigner Erfahrung beifügen, welche als Vergleichungsbeispiel zeigen wird, daß nicht die politischen Institutionen, sondern die Bildung der Volksclassen deren Benehmen bestimmt. Nach vierzehnjähriger Abwesenheit befand ich mich einmal auf einer Kirchweihe eines rheinhessischen Dorfes, das mir noch mit dem vollen Ruhme seiner Kirchweihkeilereien im Andenken geblieben war. Diesmal sah ich die männliche Jugend in Ballanzug mit Glaceehandschuhen die friedlichen Schönen ganz fein zum Tanze führen. Meiner erstaunten Bemerkung antwortete der Bürgermeister: „Das haben die Musikvereine zu Stande gebracht; unsre Jugend ist durch die Musik gesittet worden.“ Und so wird auch wohl nach und nach die Harmonie der Bildung die rohen amerikanischen Massen durchdringen und veredeln. Es verneinen das Viele unbedingt, mir erscheint es aber hier wie überall die nothwendige Entwicklung der Dinge, nur wird es in Amerika mehr Zeit dazu brauchen. Es ist da eine unendliche Masse roher Stoffe in freier Gährung; kein Polizeichemiker überwacht und leitet den Proceß. Doch endlich ohne weiteres Umherirren zu den Wahlurnen von New-York.

Voran die Bemerkung, daß die äußerlich bedeutende, lebhafte Betheiligung der Massen an der Wahlagitation und dem Abstimmen nicht den Schluß zu ziehen berechtigt, es bestimme wirklich der Volkswille das Resultat dieses politischen Actes. Von keinem Souveräne kann man mit mehr Recht sagen: il règne mais il ne gouverne pas, als von dem souveränen Volke Amerikas. Die Parteiorganisation und Maschinerie hat sich nach und nach so ausgebildet, daß wie bei einer mächtigen Dampfmaschine, welche alle Webstühle einer großen Fabrik in Bewegung setzt, die Hand eines Einzigen den Druck ausübt, der die schaffende Kraft losläßt. Die Räder schnurren, das Webschiffchen fliegt hin und her, Menschen regen und bewegen sich geschäftig, ein unendliches Getriebe herrscht in den weiten Räumen, — aber der Maschinist steht einsam, ungesehen am stillen Orte, der das Herz des Ganzen enthält, — an ihn denkt Niemand beim Anblick der tobenden Arbeiterwelt und doch ist es dieser stille, ungesehene Mann, von dem das ganze Leben und Treiben ausgeht. So ist es hier mit der politischen Agitation. Alle Parteien sind so organisirt, daß die Leitung und Entscheidung alles politischen Thuns zuletzt nur in den Händen von ein paar Individuen, oft nur eines Einzigen liegt. Zur Bezeichnung der leitenden Agitatoren hat nun der Amerikaner, dessen Talent politische Beinamen zu erfinden, so bedeutend ist, den bezeichnenden Ausdruck Wirepuller (Drahtzieher) erfunden. Wer sieht dabei nicht sogleich die Masse der Marionetten springen und tanzen, wie der Drahtzieher es will? Wohl denen, die dennoch des süßen Wahnes sind, sie bewegten selbst die Füße in diesem politischen Tanze. Wer das nicht glaubt und ein unabhängiger Wähler sein will, sieht bald ein, daß er wohl stimmen, aber Nichts bestimmen kann. Um wirklicher Wähler zu sein, muß jeder Amerikaner einer Partei angehören.

Von den drei jetzt bestehenden Parteien, der demokratischen, republikanischen und amerikanischen, ist die erstere die älteste, bestorganisirteste, und war auch bis zu dieser Zeit die mächtigste. Sie ist „die katholische Kirche" der amerikanischen Politik. Strenge Orthodoxie, Zucht und Unfehlbarkeit gelten in ihr wie in ihrer römischen Schwester. Extra ecclesiam nulla salus! Natürlich fehlt es ihr, und besonders in neuerer Zeit, nicht an kühnen Ketzern. Da hat der little giant jetzt sich gegen Papst Buchanan erhoben.

Wie die römische Kirche, so hat auch die amerikanische Demokratie ihre geheiligten Sitze, denen statt der Reliquien von Heiligen die Triumphe der Vergangenheit besondere Macht und Autorität geben und nicht weniger Wunder thun für die gläubige Menge. Ohne daß es grade zu entschiedenen Schismen kommt, entstehen doch oft in der demokratischen Kirche Zwiste und Spaltungen, welche feindliche Fractionen bilden. In einem solchen Fall gilt jene Fraction für die orthodoxe, welche sich in dem heiligen Orte halten kann. Rom macht den Papst und so macht hier in New-York Tammany Hall die rechtgläubige Demokratie. Wer im Besitze dieser heiligen Halle ist, übt die päpstliche Gewalt über die Partei aus; wären auch die Abtrünnigen die Mehrheit, sie sind und bleiben Schismatiker, werden nicht zu der alleinseligmachenden, d. h. Aemter vertheilenden Kirche gerechnet und müssen erst Buße thun, wollen sie wieder in deren Schoß zurückkehren. Jetzt ist jene Fraction der Demokratie, welche die soft shells (weiche Schalen) heißt, im Besitze von Tammany Hall, während die hard shells (die harten Schalen) als Abtrünnige ohne Tempel umherirren. Das Gebäude, das diese Parteiwichtigkeit hat, ist ein gewöhnliches Hotel, dem Park gegenüber und durch Nichts bemerkbar als durch die mystische Gewalt, welche es denen gibt, die darin als Partei thronen. Im Unterstock Barroom, ist es Heiligthum im mittlern. Der Name Tammany Hall ist dem eines indianischen Häuptlings entnommen und so heißt auch der Versammlungsort der reinen Demokraten der Wigwam und der Mitglieder des leitenden Ausschusses die Sachems.

In Tammany Hall wird von den Sachems der Feldzugsplan der Demokratie ausgearbeitet und die Ausführung den Officieren, Unterofficieren und dem Troß des Heeres übergeben. Ganz ähnlich handeln die andern Parteien. Sind die Befehle gegeben und die zu wählenden Candidaten den Führern mitgetheilt, dann beginnt die Komödie der Volkssouveränetät. In den verschiedenen Wards — Stadtvierteln — treten die Politiker von Profession zusammen, berufen das Volk zu s. g. Primärwahlen, um Mitglieder eines Wahlcollegiums zu ernennen, welches den Candidaten der Partei aufzustellen hat. Von selbst versteht es sich, daß die Prätorianer der Partei, die Rowdies, Niemand zu diesen Wahlen zulassen, der nicht Gewißheit gegeben hat, daß er die vorausbestimmten Männer erwähle. Gasthöfe vierten und fünften Ranges sind gewöhnlich die Versammlungsorte dieser Convente; an ihnen betheiligt sich nur die plebs infima der Partei. Die lärmendsten, rohsten und nicht selten offen gewaltthätige Scenen charakterisiren diesen Pseudoact der Volkssouveränetät. Eine kleine Anzahl von geschäftsmäßigen Politikern, Leute, gewöhnlich ohne wirklichen Beruf, unterstützt von ihren Rowdies, ernennen die Wahlmänner, welche den Candidaten zu ernennen haben; dieser ist daher auch stets der von dem leitenden Comitee der Partei angegebene. Ist der Candidat ernannt, dann beginnt die große Repräsentation, welche Wochenlang die Stadt mit ihren Decorationen und ihrem Lärme füllt. Die Mauern werden überklebt mit ungeheuern Wahllisten voll des Ruhmes der ernannten Candidaten, die Zeitungen füllen sich mit preisenden Anzeigen; an Seilen über die Straße von einem Hause nach dem andern gespannt, hängen kolossale Wahllisten von Leinwand, decorirt mit den Emblemen der Partei oder des Clubs und mit ermuthigenden Motto's die Vorübergehenden für der erwählten Candidaten werbend. Broadway besonders, diese Hauptarterie der Metropolis, bot einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Sah man dessen weithinreichende Perspective hinauf, so schien es, als wenn New-York eine große Stadtwäsche gehalten und jetzt seine Betttücher zum Trocknen aufgehängt hätte; so war es in allen andern Hauptstraßen.

Der Abend brachte während der ganzen Periode der Wahlagitation das große politische Schauspiel. Die verschiedenen Clubs zogen dann unter Trommelschlag und Musik, mit fliegenden Fahnen und Sinnbildern und brennenden Fackeln aus, um zuerst durch die Hauptstraßen einen tüchtigen Lärm zu Gunsten ihres Candidaten zu machen und dann zu den Versammlungsorten sich zu begeben, wo die freieste und nicht selten frechste Stumpberedtsamkeit dessen hohe Verdienste um das Vaterland pries und zeigte, welches Ungeheuer von Verruchtheit oder welches Modell von Dummheit der Gegencandidat sei. Solche Meetings werden bei Annäherung des Wahltages stets zahlreicher und besuchter; sie finden dann auf freien Plätzen oder an Kreuzstraßen statt. Musik, Getrommel, Raketen, Fackeln, Freudenfeuer auf der Straße, welche mancher Nachbar benutzt, um Stroh oder altes Ge-

rümpel zu verbrennen, auch wohl Feuerwerke verherrlichen diese Scenen des Wahlfeldzugs. Das Hurrahgeschrei des Janhagels tönt weit hin durch die nächtlichen Straßen; es ist das der Carneval des Volkes. Die gebildeten Classen sind unterdessen in der Oper oder verschließen sich in ihren eleganten Wohnungen vor dem Lärm, aus dem ihre künftigen Gesetzgeber, Gouverneure, Stadträthe hervorgehen. „Kein Gentleman beschäftigt sich mit Politik" — sagte mir unlängst eine höchst verständige Dame mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung für dieses „Handwerk," denn als solches wird es von dem größten Theile — ich dürfte wohl sagen beinahe der Gesammtheit der gebildeten Classen bezeichnet. Ein angesehener amerikanischer Advocat, der mir oft sagte: Wir sind Parias unter dem gegenwärtigen System, gab mir neulich als Beleg seiner Verachtung für Politiker folgendes Gespräch zwischen ihm und einem Clienten: „Ich beziehe mich auf den Honorablen Herrn N. (Honorable heißt jeder, der in einer legislativen Versammlung gewesen war.) „Grade darum will ich von der ganzen Sache Nichts wissen," war die Antwort, „denn der Mann muß ein Schurke sein." — „Wie, mein Herr, kennen Sie Ihn?" — „Nein, es genügt mir, daß er ein Honorable ist." — Das ist allerdings auch Uebertreibung einer gerechten Erbitterung über die wirklichen politischen Uebelstände, aber es charakterisirt dies Alles die Lage der Dinge in den großen Städten: Erbitterung, Ekel und Unthätigkeit der gebildeten Classen und unbeschränkte Herrschaft der Intrigue im Namen des Volkes. Es ist nicht hier der Ort zu zeigen, wie Fehler von allen Seiten diesen Zustand herbeigeführt haben und wie guter Wille und Weisheit den Strom der Volkssouveränetät in ein besseres Bett leiten könnten.

So kommt denn unter stets steigendem Lärm der Wahltag heran. An den vorhergehenden Tagen überschwemmen alle Parteien die Stadt mit ihren gedruckten Wahlzetteln. Ganze Packe derselben werden in jedes Haus gebracht; wie Schneeflocken fallen Einem diese Papierschnitzel aus den Händen, öffnet man den Umschlag, unter dem man oft einen erwarteten Brief vermuthet. Die Agenten der Parteien müssen eine genaue Volkszählung von Haus zu Haus anstellen, denn auch dem Nichtbürger kommen die richtig adressirten Wahlzettel zu.

Am Morgen des Wahltages herrscht dann in der stets so belebten Metropolis eine gewaltige Bewegung. In den elegantesten Theilen der Stadt sieht man diejenigen der bessern Classen, welche ihre Stimme abgeben, so früh wie möglich zu den Wahlbureaux eilen, um nicht in das Gedränge der Massen zu kommen, deren Wohnungen gewöhnlich hinter den glänzenden Straßen des Reichthums und der Eleganz liegen. Vor den Wahlbureaux selbst hat jede der Parteien eine kleine Bude aufgeschlagen, in der sie den Ankommenden ihre Stimmzettel anbietet. Das Aeußere dieser Wahlagenten zeigt deutlich, daß sie in den letzten Reihen des politischen Heeres dienen. Da keine Wählerlisten bestehen und beim Abgeben der Stimmen Niemand seine Befähigung durch irgend Etwas zu beweisen hat, so ist die Theilnahme gänzlich Unberechtigter ein sehr gewöhnliches Parteimittel. Einige Wochen vor den Wahlen werden Tausende zu Bürgern gemacht, die eben erst gelandet sind; aus der Ferne werden Schaaren von Arbeitern nach der Stadt expedirt, um die Stimmen der Partei zu vermehren. Der Sieg ist oft nur das Facit eines Rechnungsexempels, das zu lösen hat, wie viele hundert Stimmen aus der Ferne zu verschreiben sind. In Philadelphia bedurfte vor Jahren die demokratische Partei einer solchen Hülfstruppe. Man telegraphirte nach New-York an einen Herrn, der das Depot hatte: Please send so many hundred pipes (Senden Sie gefälligst mir so viele Hundert Röhren.) — Die List wurde entdeckt und seitdem heißen die Lieferanten von falschen Wählern: pipelayers — Röhrenleger. Das Verfälschen der Wahlzettel der Gegenpartei ist eine ganz gewöhnliche Taktik. Am Vorabende der letzten Wahlen konnte man an allen Straßenecken und Bäumen einen großen Anschlagzettel sehen, auf dem es hieß: Herr W. ein Fälscher. — „Eine Deputation indignirter Demokraten hat sich gestern Abend auf sein Zimmer begeben und dort Tausende von verfälschten Stimmzetteln gefunden." — Und natürlich zum Schluß Ehrentitel wie Schurke u. s. w. — Ob wahr oder nicht — ist gleichviel. Schimpfen und Verleumden gehört zu den Freiheiten des Wahlcarnevals, wie Scherz und beißender Witz zu dem fröhlichern Treiben einer Maskerade. Diese einmal eingeführte Sitte des schmählichsten Verleumdungssystems in dem Wahlkampf scheint Vielen so natürlich, daß die Freunde eines Zeitungsbesitzers, der in seinem Blatte einen andern Redacteur verleumdet hatte, ganz naiv meinten, es bedeute das ja gar Nichts: man thue das auch gegen die Präsidentschaftscandidaten.

Der diesjährige Wahlkampf ging übrigens im Allgemeinen mit Anstand vorüber. Daß in den Stadtvierteln, in denen die Dead Rabbots (die todten Kaninchen) und ähnliche Gesellschaften des Rowdiethums hausen, es zu blutigen Köpfen kam, daß Revolver abgefeuert wurden und einige Verwundete

das Schlachtfeld bezeichneten, wird nicht als ſehr erheblich angeſehen, da dieſe Ereigniſſe nur in den verrufenſten Theilen der Metropolis vorkamen. Im Vergleich mit den Vorgängen früherer Jahre waren die letzten Wahlen ausgezeichnet durch Ruhe und Ordnung. Ein Vorfall komiſcher Natur verdient aber erwähnt zu werden. Ein Candidat, den Buchanan, der Papſt der allein ſeligmachenden demokratiſchen Kirche, beſchützte, ſchien in Gefahr, von ſeinem Gegner, einem demokratiſchen Schismatiker, beſiegt zu werden. Zu ſeiner Unterſtützung wurde eine Anzahl von Soldaten von Governor's Island nach der Wahlurne beordert. Die Anhänger des Gegencandidaten wollten ſie zuerſt nicht landen laſſen. Als den Soldaten dies doch gelungen war, ſtellte ſich ihnen der Volkshaufen hindernd und drohend entgegen. Die Polizei wurde berufen und der Mayor ſelbſt eilte herbei, um den Soldaten die Ausübung ihres Bürgerrechtes zu ſichern. Seine Beredtſamkeit und Autorität hatten keinen Erfolg. Die Zeit verſtrich, der Augenblick nahte, an dem die Wahlurne geſchloſſen werden ſollte. Nun galt es, den Sieg durch einen Schnellauf zu erringen. Auf und davon ging es: die Soldaten, die Polizeidiener und — voran der hochherzige Mayor — hurrah! hurrah! hinten nach in ſauſendem Galopp das Geſindel! — Da ſtemmte ſich plötzlich den Wettrennern ein anderer Haufen entgegen, den Weg nach der Urne ſperrend und nun kam es zum Kampfe. Der Mayor ſelbſt wurde höchſt unſanft von einem ſtämmigen Kerl in ſeinem patriotiſchen Wettlauf aufgehalten. Der Majeſtätsverletzer wurde verhaftet und am andern Tage zur Aburtheilung vor den Mayor gebracht. Mit ſchlauer Unſchuld erklärte er da, er habe ſich geirrt und nicht den Mayor in ſeinem edlen Lauf hindern, ſondern ihm behülflich ſein wollen. Daß er ſich vergriffen habe, ſei Folge ſeiner damaligen Unbekanntſchaft mit der Perſon des Vaters der Stadt geweſen. Der Mayor war hochherzig genug, ſeinen nun gemachten Freund lächelnd und ohne Strafe zu entlaſſen.

Die herannahenden Wahlen der Stadträthe haben bis jetzt noch nicht bedeutenden Einfluß auf das öffentliche Treiben geäußert. Der Sturm der Staatswahlen iſt kaum vorüber und Windſtille herrſcht auf dem politiſchen Ocean. Für New-York ſind dieſe Wahlen von höchſter Wichtigkeit. Acht Millionen zahlen die Bürger jährlich, um in Schmutz und Unſicherheit zu leben. Um den Broadway gereinigt zu haben, beſteuern ſich die Hauseigenthümer dieſer Hauptſtraße des eleganten Geſchäftes ſelbſt. Es iſt ein öffentliches Geheimniß, daß ein Drittel der acht Millionen des Stadtbudgets eskamotirt wird. Unterſuchungen haben die Thatſache bewieſen und die ſchmachvollſten Betrügereien und Unterſchleiſe dargethan — aber die wirklichen Schuldigen findet man nicht — oder will ſie nicht finden. — Ob die Bewegung gelingen wird, welche beabſichtigt, aus den Taxenzahlern eine von der Politik unabhängige Partei zu bilden, welche den Augiasſtall des Gemeindeweſens reinigen ſoll, werden uns die Wahlen zeigen — an den Erfolg glaubt Niemand ernſtlich. Die politiſche Organiſation der Parteien iſt zu mächtig und die Gutgeſinnten ſind zu lau und träge. Es iſt ihnen viel bequemer, mit Verachtung zu ſagen: Das iſt kein Geſchäft für einem Gentleman. Wie wenig die Anſchauungsweiſe der Maſſe ein Streben und Zeitverwenden begreift, die nicht zählbaren Gewinn bezwecken, mag folgende Aeußerung eines meiner amerikaniſchen Bekannten, — und er iſt ein Mann von nicht niederem Stoff — zeigen.

„Ich habe," ſagte er mir, „heute Etwas mir ganz Neues geleſen. Profeſſor Agaſſiz in Boſton hatte eine Aufforderung erhalten, für eine bedeutende Summe eine Vorleſung zu halten. Er ſchlug es ab. Man erhöhte die Summe. Neue Weigerung. „Warum aber wollen Sie denn nicht ſelbſt die Summe beſtimmen?" — „Ich habe nicht Zeit, Geld zu verdienen," — war die Antwort des Gelehrten. „Nicht Zeit, Geld zu verdienen! Das iſt mir etwas Neues!" — rief mit faſt tragiſchem Erſtaunen mein Bekannter aus. — Darum auch iſt für die Wahlen ſo wenig von den redlichen, achtbaren Leuten zu erwarten, die mit der Politik nicht Geld verdienen wollen. Dieſe haben ihre Zeit beſſer anzuwenden. Die Metropolis wird alſo wohl wieder in Hände kommen, die beſſer die Stadtcaſſen als die Stadtſtraßen zu reinigen verſtehen.

Briefe aus dem Kaffernlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutſchen Legion.

VII.

Ich ſchreibe Ihnen hier, unter dem 33° ſüdlicher Breite, im Salon des Capitän M. in Panmure an der linken Seite des Buffalo-Ausfluſſes — mit der Ausſicht auf das große, weite Meer. Lachen ſie nicht, wenn ich von Salons ſpreche. Mein Freund beſitzt wirklich eine Art hiervon. Sonſt wohnt man freilich in kleinen niedrigen Häuschen, mit Stroh gedeckt, mit engen Räumen, in denen man ſich nicht rühren kann, und einer Be-

randa außen, die wenig Tageshelle hineinläßt. Wird der mit Kalk und Erde beworfene First schadhaft, oder sind die Grasschichten nicht ganz richtig auf und aneinander gelegt und gebunden, so bringt wohl der Regen durch und färbt die mit weißem Kalk angestrichene Calico-Decke des Zimmers scheckig-bunt. Ach, von Comfort weiß man hier zu Lande überhaupt wenig, man muß ja nur zufrieden sein, wenn man mit schwerem Gelde die nöthigsten Bedürfnisse decken kann. — Das Haus meines Freundes ist jedoch fest und solid aus Bruchsteinen erbaut, mit hohen Giebeln, eisengedecktem Dache, Boden- und Kellerräumen — und einer unvergleichlichen Lage. Innen sind hohe lustige Zimmer, in denen man doch aufathmen kann, mit Dielen und Teppichen, kurz was wir bei unsern bescheidnen Ansprüchen Comfort nennen, so selten aber genießen. Eine große Flügelthür öffnet sich nach der Vorderseite auf die Veranda hinaus — und das Meer mit seiner ewig rollenden Brandung, die Mündung des Buffalo, — wenn man überhaupt bei unsern Flüssen von Mündung sprechen kann — und East London mit dem Fort Glanmorgan am jenseitigen Ufer liegt vor unserm Blicke. — Dieses ewig-große, immer neu- überraschende Meer, das man tagelang betrachten könnte, ohne müde zu werden, als hätte man es nie gesehen: wie in weiter Ferne aus unbekannten bewegten Tiefen die Woge auftaucht, heranrollt, sich bricht und schäumend überstürzt und rieselnd dann ihr Gewässer den feinen, flachen Sand am Ufer hinaufrollt und endlich wieder in den allgemeinen Ocean abläuft — ein stets neues Schauspiel, dessen donnerndes Getöse und Brausen man bei gutem Winde besonders zur Zeit der Voll- und Neumonds-Springfluthen wohl 25—30 Meilen tief in's Land hinein vernehmen kann. Der Ankerplatz auf der Rhede von East London ist besonders gefährlich, wenn die Südostwinde wehen. Denn die Ankerketten reißen dann, und das Schiff wird unfehlbar und unrettbar an den Strand getrieben. So strandete im vorigen Jahre die Brigg „Lady Canoway," die einige hundert „irische Mädchen" und die delicatesten Weine an Bord hatte. Ein Theil dieser schönen Ladung, die Mädchen nämlich, war schon einige Tage vorher ausgeschifft worden, ehe das Unglück — wenn es ein solches war — geschah. Drei Ankerketten waren schon zerrissen — die Gewalt der Winde war zu heftig — wir sahen die Brigg mit der Brandung immer näher und näher heranrollen — es war keine Rettung mehr da — Endlich fuhr sie krachend an dem Strande auf — und legte sich auf die Seite, so daß sie grade vor dem Ausfluß des Buffalo zu liegen kam. — Es lief Alles ganz ruhig und der Ordnung gemäß ab — kein Menschenleben ward verloren — die Weinladung an's Land gebracht und um billige Preise losgeschlagen — nur für uns war das Ganze ein höchst amüsantes Schauspiel! — Besonders für die sogenannten Serfboats ist dieses Wasser gefährlich. Diese bringen, wie bekannt, aus den 2—3 Meilen entfernten Ankerplätzen Passagiere und Schiffsladungen an's Land. Wenn die langen dicken Seile, an denen sie sich an's Land ziehen, reißen, was nicht selten der Fall ist, so sind sie unrettbar verloren, stranden oder zerschellen am Felsen. Um überhaupt die Ausschiffung zu erleichtern, war deshalb im vorigen Jahre unter den Auspicien des Generals von Stutterheim und mehrerer Anderer eine Schleppdampfschifffahrts-Gesellschaft beabsichtigt worden. So viel ich mich erinnere, betrug die niedrigste Actie 5 Pfund St. Der General verließ uns im December und der Gesellschaft ward nicht ferner mehr gedacht. Zu solchen Unternehmungen, wenn sie dem Einzelnen Gewinn, dem Ganzen Credit bringen sollen, gehören Capitale, die man bei unsern Colonisten nicht suchen darf, die sich hier zu Lande nur bei bedeutendern Speculanten finden, in deren Hände natürlich zuletzt aller Gewinn fallen muß.

East London ist trotz der Flauheit, die jetzt im Verkehre existirt, der Stockung und Lähmung so vieler Geschäfte in diesem Lande, den Folgen einer Geldkrisis, die von England aus in immer weitern Kreisen zuletzt auch hier fühlbar wurde — doch einer der wichtigsten Plätze an diesen Ufern, jedenfalls von großer Bedeutung für Kaffraria und weiter hinauf. Es ist, wenn man so sagen will, der Hafenplatz für King-Williams-Town und Queens-Town (unter dem 32° südlicher Breite und dem 27° östlicher Länge von Greenwich aus gerechnet). Auch hat der Verkehr von hier aus nicht mit solchen Schwierigkeiten der Natur zu kämpfen, wie sie anderwärts sich finden z. B. von Port Elisabeth in der Algoa Bai aus nach Grahams-Town und Graaf Reinett ꝛc., wo die Straßen im fürchterlichsten Zustande sind — steil und zerrissen. — Hier aber sind die Straßen ganz vortrefflich — eben, offen und frei — durch die zahlreichen Locationen der Deutschen, die sich hier an einander reihen — völlig gesichert — und selbst in der Nähe der Kapoosie-Berge (eine Fortsetzung der Amatolas), wo sie sich den bedeutenden Hangman's Hill hinaufwindet, ist sie so richtig angelegt, mit unbedeutenden Erhebungen aufsteigend — das Material ist so solid, der Grund so fest, daß sie wahrlich unsern Straßen nur wenig nachsteht. Der ganze Paß wurde unter Leitung der Royal-Engineers durch Kaffer-Arbeitercommandos ausgeführt. Hinter den Kapoosie-

Bergen beginnen dann wieder die großen, ungeheuren Flats, wellenförmige Flächen, die dem Verkehr wenig Schwierigkeiten darbieten.

Wie es mit dem Schleppdampfschiff ging, so scheint auch das Project eines auf dem Papiere großartig angelegten, viel besprochnen sichern Hafens bei East London auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen zu sein. Jedenfalls wäre der Kostenaufwand ungeheuer gewesen, dabei erschien die ganze Unternehmung so riskant, in ihren Erfolgen so problematisch, daß man die Idee vor der Hand aufgab, und nur froh sein muß, wenn es gelingt, die ohnedies nur für kleine Schoner zu befahrende Oeffnung des Flusses zu unterhalten. Wer diesen Fluß im vorigen Jahre, als wir landeten, beobachtet hat, und kommt jetzt wieder dahin, der wird eine gewaltige Veränderung im Bette desselben gewahr werden, und über die reißend-schnelle Zunahme der Versandung erstaunen müssen. Schon baut man an beiden Ufern Dämme, um das Bette zu verengern, und eine schnellere Strömung zu verursachen. So z. B. baute man gegen Ende des vorigen Jahres eine Pontonbrücke, und eine noch größere steht in Aussicht. Ich selbst sah sie im vergangenen October noch ihren regelmäßigen Curs hin und her nehmen ohne Schwierigkeit. Als ich im darauffolgenden März wieder jene Gegend besuchte, hatte sich an ihrem Landungsplatze eine Sandbank gebildet, von der aus sie sich jetzt nur während der Fluthzeit in Bewegung setzen kann. So schnell geht hier der Proceß der Versandung vor sich. Man hofft jedoch auf eine große Fluth, die, aus dem Innern des Landes kommend, diese ganze Sandmasse wieder in's Meer hinauswälzt und auf diese Weise den Fluß für einige Zeit reinigt. Jedenfalls die beste Chance, die man haben könnte, und die übrigens bei den lange anhaltenden Regen im August, September und October, bei der Natur der Flüsse, der steil abfallenden Kloofs und Schluchten, die alle ihre schnell anwachsenden Gewässer in den Hauptstrom senden, sehr wahrscheinlich ist.

Doch ich muß Sie noch einmal in meinen „Salon" zurückführen. Von einem Seitenfenster desselben aus können Sie die Ufer des Flusses eine ziemliche Strecke aufwärts verfolgen. Sie mahnen mich, ich weiß nicht, wie, an die Landschaft mancher kleinen Flüßchen im mittleren Deutschland, mit ihren kleinen, buschigen Ufern, von Hügeln eingeschlossen. Es fehlen hier die wilden grotesken Formen der steil und rauh aufsteigenden Ufer anderer Flüsse, z. B. des Keiskamma und großen Fish-River. In den Seiten-Kloofs finden sich allerliebste Stellen, reizende Scenerien, die zu Picknicks wie geschaffen sind. Man fährt dahin, an einem schönen Sonntagnachmittag, bei günstigem von der See her wehendem Winde mit einigen guten Freunden und herzlabenden Sorgenbrecher im kleinen Segelboote, etwa 2 oder 3 Meilen aufwärts. Die Luft ist in diesen Monaten, März, April, Mai und Juni, so mild und erquickend, der Himmel ein ewiges Blau — die Sonne so klar, die Gegenstände alle so bestimmt und transparent — dabei herrscht eine so tiefe Stille ringsum, daß man Nichts hört, als wie der Kiel des kleinen Fahrzeuges die Wasser durchschneidet. Dann biegt man in ein kleines Seitenthal hinein — befestigt das Boot an einem alten umgestürzten Baumstamme, der seine Krone in den Wasserspiegel taucht — steigt aus — einige Schwarze tragen die Vorräthe — ein Fußpfad führt hinan — die Felswände der Kloof treten enger zusammen — endlich gelangt man an eine Mulde, die ein vom Felsen stürzender Bach bildet. Hier haben schon vorher einige Freunde einen Platz ausgehauen und bereitet — einen Herd gebaut — und nöthige Vorkehrungen getroffen. Das frische Wasser ladet zum Baden ein — und so gestärkt, sitzt man zusammen, plaudert, vergißt der Sorgen — und wenn der Abend kommt, kehrt man im Vollmondscheine wieder zurück. So gewöhnlich und alltäglich das Alles klingen mag, — in unserm wilden, einsamen Leben sind solche Stunden stets anmuthige, wenn auch seltene Ereignisse. Und doch fehlt Etwas dabei, das den Werth solcher Stunden um Vieles erhöhen würde und die uns umgebende Wildniß, die uns mit allerlei fremdartigen Gewächsen und Büschen, mit tiefglühenden Blumenaugen anblickt, uns, so zu sagen, heimlicher machte. Es ist die Anmuth, die aus einem schönen, edlen Frauenauge uns entgegenleuchtet; die zarte, edle Weiblichkeit, die das rauhe, wilde Gemüth des Mannes bändigt und in Schranken hält, ihn über sich und sein hartes Dasein erhebt, ihn herausreißt aus den ewigen Plackereien, in die ihn die Sorge um seine Existenz, eine dira necessitas der Wirklichkeit einwickelt. Einem armen Teufel, dem noch sein Herz auf dem rechten Flecke steht und dessen Sinn nicht völlig und ausschließlich auf Ochsenwagen und Backsteine, auf Kartoffel und Hafer gerichtet ist, ist es wahrlich nicht übelzunehmen, wenn ihm noch nicht alle Sehnsucht nach dem Schönen verloren ist, vor dem ja bekanntlich zuletzt „auch der Weise sich beugt." Ach ja, sie fehlen uns leider ganz, die schönen, edlen Frauen!

Vor einigen Monaten wohnte ich einer Colonial-Abendgesellschaft bei. Der Mann und Herr des Hauses, der uns zu sich lud, war, was sie so nennen, ein Country-Gentleman, hatte einige schöne, reizende Töchter, die

in Paris einige Jahre lang erzogen, von Paris und dem französischen Leben wahrscheinlich weiter Nichts sahen, als was sie von den vier Steinwällen ihres Instituts aus sehen konnten. Doch waren sie hübsch und sprachen ungewöhnlich gut französisch. Ihre Mutter war, nach dem hier zu Lande gewöhnlichen Ausdruck, eine Africaanderin, d. h. sie stammte, ich weiß nicht, im wie vielten Gliede, von den Hottentotten ab. Eine große Anzahl englischer und deutscher Officiere, kurz Alles, was hier zu Lande auf den Namen eines Gentleman Anspruch machen kann, war zu dieser Gesellschaft geladen, der ich mit großer Spannung entgegensah. Wir mußten eine ziemliche Strecke zu Pferde zurücklegen, bis wir endlich in der Dunkelheit des Abends dort ankamen. Niemand empfing uns; wir waren genöthigt, unsre Pferde irgend wo an einem Pfahle selbst anzubinden und abzusatteln. Der Anfang versprach nicht Viel. Bei unserm Eintritte in's Haus sahen wir eine große Gesellschaft von beinahe 40 Herren und 6 oder 7 Damen in zwei verhältnißmäßig kleinen Räumen zusammengedrängt, und wirklich nicht im Stande, sich frei zu bewegen. Meine Augen suchten nach dem weiblichen Theile der Gesellschaft: Alas! Da saß die Frau des Hauses im Armstuhle und ließ sich vorstellen, ohne sich zu regen; da saßen die schönen, viel bewunderten Töchter, in einem wunderlichen Anzuge, der in meinen Augen ihren Reizen großen Abbruch that. — Dann war da noch eine kugelrunde Person — und einige andere Fräuleins, vor denen man sich hüten mußte, in's Gespräch sich einzulassen, weil man entweder gar keine Antwort erhielt oder fürchten mußte, so angeschnauzt zu werden, daß man es für klüger hielt, still zu schweigen. In großem Ennui drehte sich Alles durcheinander, und als man noch zu einer Fiedel zu tanzen anfing, da wollte mir schier das Herz brechen. Das war Colonialgesellschaft und socialer Ton. Diese eigenthümliche Art zu tanzen habe ich selbst in England nie gesehen, wo doch die Damen bekanntermaßen tanzen, „als ob sie auf Eseln ritten.“ Ich mußte manchmal laut auflachen, während ich im Gedränge stand. Ein beliebiger Bummler, den das Ganze zu interessiren schien, weil er wahrscheinlich nichts Besseres kannte, stand neben mir und schaute mich verächtlich von oben herab an und strich seinen Moustache. Gott verzeihe mir — das nennt man hier gesellschaftliche Unterhaltung! — Die guten Leute hatten übrigens ihr Möglichstes gethan — ich will sie nicht tadeln. In einem großen Zelte war ein köstliches Souper aufgetischt. Während die übrige Gesellschaft draußen sich befand, und es sich wohl schmecken ließ, und die Champagnerpfropfen krachten, nahm einer von uns ein altes verstimmtes Fortepiano in einem Winkel des Zimmers vor, und fing nun an, darauf herumzuspielen — und ich glaube — es war die Marseillaise — was er sang. Nachdem die Gesellschaft auseinandergegangen, mußten wir in stockfinstrer Nacht unsre Pferde und Sättel, die in Unordnung gekommen waren, suchen, und keine freundliche Seele half uns in dieser Noth. — Diese sociale Verwilderung läßt sich jedoch hier zu Lande leicht begreifen. Ich nehme freilich die größren Städte, z. B. Grahams-Town, hierin aus. Dort ist das Hauptquartier des Generals Sir James Jackson, dort ist ein größrer Zusammenfluß von bedeutenderen Familien aus dem Militär- und Kaufmannsstande. Aber etwas ganz Anderes ist es mit unsern Verhältnissen auf dem Lande. Hier ist natürlich Jeder zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er noch auf Andere merken sollte. Die Bevölkerung des Landes, die ohnedies sehr gering ist, besteht meistens aus Farmern, von denen Jeder für sich allein lebt — auf seinem Gute abgeschlossen, den Acker bauend oder den Wagen treibend. Für Schulen und Unterricht ist so gut wie gar nicht gesorgt — die Kinder lernen nur das Allerdürftigste — die Bemittelteren schicken sie etwa in irgend eine Schule nach King-Williams- oder Grahams-Town, wo ihnen ebenfalls nur eine höchst nothdürftige Bildung zu Theil wird. Aber das sind seltene Fälle. Gewöhnlich wächst der Junge auf ohne irgend einen Schulunterricht, übt sich aber schon frühzeitig im Reiten und Schießen, hilft seinem Vater in allen seinen Geschäften, reitet mit ihm zu Markte oder steht hinter dem Ladentische. Die Mädchen lernen frühzeitig im Hauswesen sich umsehen und können von Allem, was auf der Farm vorgeht, von Ackerbau und Viehzucht, von Ochsen und Pferden eine gute Auskunft geben. Ein kräftiger, robuster, arbeitsamer Menschenschlag, der sich, meist mit Wenigem beginnend, durch Arbeit und Speculationen emporzuschwingen weiß, ohne doch eigentlich je zu bedeutenderem Wohlstande zu gelangen. Ich traf hier noch nie einen Farmer, der bloß durch seine Farm reich geworden wäre. Mit dem größeren Besitz von Vieh, Ochsen, Kühen und Pferden sind gewöhnlich auch große Verluste verbunden, die durch Diebstahl oder Krankheiten erzeugt werden. Etwas Anderes ist's mit der Schafzucht, die in einigen Districten gut gepflegt wird, wohl gedeiht und dem Besitzer nach und nach bedeutende Erträge einliefert. Die Districte, in denen die Schafzucht besonders getrieben wird, sind Fort Beaufort, Sommerset und Cradock. Durch die Auswanderung der Dutch Boers aus der Colonie hatte dieselbe viel verloren:

ſie nahmen ihr oft ſehr bedeutendes Beſitzthum an Vieh mit ſich fort — beraubten das Land ſeiner beſten thätigen Kräfte und ließen es öde und wüſte hinter ſich zurück. Das Land hätte noch viel mehr Hülfsquellen in ſich ſelbſt; es fehlen nur die Arbeitskräfte, die ſie zu heben verſtänden. Jedenfalls verdienen unſre öſtlichen Provinzen vor denen des Weſtens den Vorzug, was Culturfähigkeit, Ergiebigkeit und Reichthum des Ertrages betrifft.

Vor kurzer Zeit las ich in der Allgemeinen Zeitung, der ich in mehrfacher Beziehung beſſere Ueberſetzer in ihren auswärtigen Berichten wünſchte, von jener Hinrichtung einiger griechiſcher Matroſen in Swanſea, wobei ſich gegen 20,000 Menſchen aus Nah und Fern verſammelten, um dieſe bloody Foreigners hinrichten zu ſehen. Der Berichterſtatter beliebt dieſen Ausdruck mit „blutdürſtigen Fremdlingen“ zu überſetzen, was nur völlig falſch iſt. Es gibt keinen kräftigeren Fluch, als dies d — — bloody, und das gemeine Volk wendet ihn überall da an, wo es ſeinen tiefgefühlteſten ſouveränen Abſcheu ausdrücken will. A bloody foreigner — das iſt das Endurtheil jedes engliſchen Mannes ohne Bildung über Fremde — und drückt er damit ſeine innigſte, lebhafteſte Ueberzeugung und Meinung aus, die er ſich von allem Fremdländiſchen angeeignet. Eigentlich iſt hier kein Unterſchied: der gemeine Mann flucht, wenn der Gebildete es denkt — es iſt dies ein Nationalgefühl — und wir in der Legion haben grade oft Gelegenheit genug gehabt, uns hiervon zu überzeugen.

Die Londoner Volksfeſte im November.

Von Julius Rodenberg.

Sobald mit dem ſcheidenden Sommer London ſich all ſeiner unbequemen Fremden entledigt hat, und nach den ſchwülen, ſchlaffen Tagen des Auguſt der kräftige Oſtwind vom deutſchen Meer herüber die alte Sachſennatur im Engländer wieder aufweckt: dann beginnt auch in London das luſtige Leben wieder, das ein Nachhall der alten, guten Zeit iſt, wo man noch an Temple-Bar Freudenfeuer machte und der große Galgen noch in Hydepark ſtand. Die Freudenfeuer ſind verſchwunden und Temple-Bar ſelbſt wird wohl auch bald verſchwinden; und wo der große Galgen ſtand, da ſtehen jetzt die prachtvollen Gebäude von Parklane, in denen die Lords vom Oberhaus und die fremden Geſandten wohnen. Aber Mancherlei iſt noch geblieben; und wenn die prachtvollen Gebäude von Parklane zugeſchloſſen werden, wenn über Hydepark der Nebel ſteht und die Blätter gelb und verwittert in den Squares herumraſcheln: dann beginnt das Volk, das in den kleinen Gäßchen wohnt, ſich zu regen; dann kommt die Zeit für die gemeinen Leute, die Dienſtboten und die Kinder — dieſe letzten Paladine des Mährchenhaften und Wunderbaren, dieſe unerſchütterlichen Parteigänger alles deſſen, was der vernünftige Mann einen lächerlichen Ueberreſt altväteriſcher, verjährter Gebräuche, und die Polizei Scandal und Unfug nennt. — Wenn nun der Herbſt kommt und mit dem Herbſt der Nebel, der London von aller Welt ablöſt, ſo daß es wie eine Inſel im Nebelmeere ſchwimmt: dann ſcheint der Londoner ſich zum erſtenmal in ſeiner Stadt heimiſch zu fühlen, er öffnet ſeine Thür, ſein Herz und in ſchönen Stunden auch ſeine Börſe. Das excluſive Familienleben entfernt ſich für einen Augenblick von der „Feuerſeite,“ um auf die Straße zu blicken, und die ganze Zeit vom Guy-Faux-Tag bis zum Tag des heiligen Valentin iſt eine Feſtzeit von ganz ſpecifiſch engliſchem Charakter.

Guy-Faux-Tag iſt ein Kinderfeſt geworden; aber es war vor Jahren ein Feſt, das große Menſchen mit allem Ernſt und Eifer feierten. Das Haus der Gemeinen von 1606 verordnete, daß der 5. November — an welchem im Jahre 1605 die Abſicht des katholiſchen Fanatikers Guy Faux, König Jakob I. und ſein Parlament durch Pulver in die Luft zu ſprengen, glücklich vereitelt ward — für alle Zukunft als ein Dank- und Freudenfeſt begangen werden ſollte. Ich hätte Etwas darum gegeben, London vor 200 Jahren am Guy-Faux-Tage ſehen zu können! Da gab es Scenen voll Tumult und Bewegung, die man heut nur noch in alten Bilderchroniken findet. So ein ganzes Volk auf den Straßen zu ſehen und ſchreien und jubeln zu hören — und Glockengeläut — und hoch über den Haufen die tragikomiſchen Holzpuppen im phantaſtiſchen Anzug, die „guten Guys“ — und am Abend von Straße zu Straße, von Platz zu Platz die Freudenfeuer, und in den Freudenfeuern die tragikomiſchen Holzpuppen im phantaſtiſchen Anzug, die „guten Guys.“ Der „gute“ Guy Faux ward zwar auf dem offenen Platze vor dem Parlament nebſt vier ſeiner Freunde am 31. Januar 1606 an den Galgen gehängt; aber das Volk hat ihn obendrein zum Feuertod verurtheilt und verbrennt ihn ſeit jenem Tage Jahr um Jahr, nun ſchon zum 243. Male. Ein ganz beſonders ſchöner Scheiterhaufen ward alljährlich in Lincoln's-Inn-Field's errichtet, dem Hauſe gegenüber, wo der Herzog von Newcaſtle wohnte. Er wird wenig Ruhe gehabt haben am Tage

und am Abend des 5. Novembers, der edle Herr! Den ganzen Tag lang wurde Brennmaterial herangefahren: alte Leute erinnern sich, daß an 200 Karrenladungen zu den Freudenfeuern herangeschafft wurden, und daß in den vier Stunden von acht Uhr bis Mitternacht mehr als dreißig Guys darin verbrannt wurden. Auch die ehrsamen Metzgermeister von Clare-Markt pflegten diesen Tag in einem ganz besondern Style zu celebriren. Einer von der Zunft nämlich, der den Guy Faux vorstellte, ward in eine Karre gesetzt, ein Gesangbuch in der Hand und Priester und Henker neben ihm, und so wurde er rückwärts durch die Straßen gefahren, als ob es zum Galgen ginge, während Andre von der Zunft mit Markbeinen und Schlachtmessern bewaffnet, als Wache officiirten und noch Andre von den Leuten am Fenster und den Vorübergehenden Geld sammelten. Das Geld ward am Abend in aller Fröhlichkeit verschmaust. — Der Herzog von Newcastle wohnt nicht mehr in Lincoln's-Inn-Fields, und die lustigen Metzger von Clare-Markt liegen schon lange zehn Fuß unter Erde — „levis sit huic potatori.“ Aber der „gute Guy“ florirt noch an jedem Morgen des fünften Novembers, und wird noch an jedem Abend desselben Tages feierlich verbrannt, freilich nur noch auf den Haiden von Greenwich und Hampstead — ziemlich weit von Londons letzten Häusern, dafür aber auch desto höher!

Schon früh am Morgen des denkwürdigen Tages beginnen die seltsamen Aufzüge, welche — wie die „Times“ sich vor zwei Jahren ausdrückte, das Andenken „an einen elenden und teuflischen Verschwörer“ für immer aufrecht erhalten sollen. Puppen in Lebensgröße, mit vergoldeten, ungeheuern und spitzen Mützen — welche die päpstliche Tiare vorstellen sollen — mit Masken und phantastisch aufgeputztem Anzug werden über die Straße gefahren und getragen, Trommler nebenher, Knaben, die die Historie vom „guten Guy“ absingen, hinterdrein und ringsum die schreienden Kinder. Auf dem Wagen oder der Tragbahre stehen vor dem Guy regelmäßig zwei Pulverfässer; und ebenso regelmäßig hält er in der Hand eine Laterne oder ein Bündel Schwefelhölzer, oft Beides zusammen. Es sind besonders die Public-Houses, welche die Guys ausstatten, um Gäste heranzuziehen; und der Schauplatz der feierlichen Umzüge sind die kleinern Straßen und ruhigen Plätze der Stadt. Da halten sie vor jedem Hause, wo nur ein Fenster sich öffnet und ein Kopf sich herausstreckt, singen ihren alten Reim und sammeln dann Geld dafür.

Remember, remember
The fifth of November
Gunpowder treason and plot,
For I see no reason,
Why gunpowder treason
Should ever be forgot.
Holla boys! Holla boys! Huzza!

Der Sinn dieses Reims ist ungefähr folgender:

Gedenket, gedenket
Des fünften Novembers,
Und seines Schaffots;
Denn ich sollte meinen
Grund haben wir keinen
Jemals zu vergessen des Pulvercomplots!
Holla Jungens! Holla Jungens! Hussa!

Das sind die allgemeinen Züge und äußeren Umrisse, welche der Erfindungsgeist der Londoner Bierhäuser je nach den letzten Leitartikeln des „Morning Advertiser“ zu individualisiren weiß. Gewöhnlich nimmt sich der Volkswitz irgend eine politische Größe, ein sociales Ereigniß der Zeit zum Vorwurf für seine Fratze. Guy Faux ist der Allerweltssünder; für Alles, was in und außer Ilium verbrochen wird, muß er brennen. Vor drei Jahren wurde der Kaiser von Rußland durch die Gassen geschleppt; an dem schwarzen Frack und Stern des Guys von anno 1856 wollte man Louis Napoleon erkennen. Der Guy Faux, der in diesem Jahr über meinen Square gefahren wurde, saß auf einem zweirädrigen Karren, gar gewaltig anzuschauen — riesenhoch, mit langem, grauem Zottelbart und fürchterlichen Augen, die er verdrehte, und einem Munde, der — durch heimliche Fäden regiert — auf- und zuwackelte; er hatte eine rothe Montur und lange Reiterstiefeln an, mit welchen die hohe, spitze Tiare von Goldpapier hochtragisch contrastirte; er trug hinten einen Mantel von schillerndem Zeuge, in der Linken eine Laterne und in der Rechten einen Reitersäbel, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Guy Faux des Goldensquares nicht den Herzog von Malakoff vorstellen sollte. Der Herzog von Malakoff mit dem langen Bart und der spitzen Tiare ward von einem dünnen Eselchen gezogen, das ängstlich mit dem Schwänzchen um sich schlug. Mitzog ein Bursche, der vor den Bauch eine große Pauke geschnallt hatte, die er mit beiden Händen schlug, und auf der Brust eine Rohrpfeife trug, über die er mit den Lippen hinstrich. Es war eine Musik, deren sich der Erynnienchor einer griechischen Tragödie nicht hätte zu schämen gebraucht. Es war englische Nationalmusik in des Worts verwegenster Bedeutung. — In einer Nebenstraße des Strandes begegnete ich einem Guy, der ganz in Schwarz gekleidet war, und rings um ihn auf Pulverfässern saßen kleine Puppen in Crinolinröcken — unzweifelhaft eine Anspielung auf die „schönen

Damen von Notting-Hill“ und auf die Buß-exercitien des Reverend Mr. Poole! — In allen Fällen, wo es nichts Andres gibt, muß der Papſt paradiren; und es iſt wegen dieſer evident feindlichen Tendenz, daß es am Guy-Faux-Tage oft zu ernſtlichen Reibungen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken gekommen iſt, und daß die Letzteren ſchon mehrfach um Unterdrückung dieſer höchſt ärgerlichen Aufzüge petitionirt haben. Aber „Gott verhüte,“ hat der fromme Biſchof Sanderſon vor langen Jahren gepredigt, „Gott verhüte, daß weder wir ſelbſt, noch die Unſern es je erleben, den fünften November vergeſſen, und ſeine Feier verſtummt zu ſehen.“ Und ſie werden es nicht erleben, ſo lange es in London noch müßige Strolche gibt, die einen Guy ausputzen und herumſchleppen, Kinder, die Hallo! ſchreien und Huſſa! rufen können, und pfeifende Schuſterjungen, die ſich der Proceſſion anſchließen, wenn ſie vorüberzieht. Und das Geſchlecht der müßigen Strolche, der Kinder und pfeifenden Schuſterjungen iſt glücklicherweiſe in London und in der ganzen Welt unſterblich! —

Vier Tage nach dem Tage des Guy Faux iſt die Lord-Mayors-Schau. **Lord Mayor's-Show!** — welch eine Fülle von verrauſchtem Jubel und vergilbter Pracht weht dem Beſchauer aus dieſen drei Worten entgegen! Ich gehe niemals durch das ſchwarze Thor von Temple-Bar, ohne mir die alten, dicken Eichenthüren mit ihren verroſteten Nägeln und Spangen wehmüthig anzuſehen. Ich gehe niemals am Inner- und Middle-Temple vorbei, ohne mir die gebräunte Säulenfaçade, die Steintreppen im Innern, auf denen Shakſpeare gegangen iſt und Goldſmith gegangen iſt, wehmüthig anzuſehen. Ich gehe niemals an dem Spiegelladen in Fleetſtreet vorbei, ohne die alten Embleme der Wände und die Goldinſchrift über dem zweiten Stock: „Früher der Palaſt von Heinrich VIII. und Cardinal Wolſey“ wehmüthig anzuſehen. Inmitten des ewigen Umreißens und Wiederaufbauens ſtehen dieſe Gebäude als letzte Erinnerungen an die alte Zeit da. Ich ſage nicht, die „gute“ alte Zeit; denn ich weiß nicht, ob ſie gut, und glaube nicht, daß ſie beſſer war, als die unſre. Aber es iſt die „alte“ Zeit und es glüht doch nun einmal eine Art von Heiligenſchein um das Vergangene; jener Goldreifen, den das Bedürfniß und die Sehnſucht geſchaffen hat, Etwas zu haben in dieſer ewigen Flucht, in dieſem ewigen Vorwärts, das nur negirt und zerſtört .... etwas Schönes zu haben, was da hinten liegt! In St. Paul's Churchyard, da wo die Straßen des Weſtendes und vom Strand her zuſammentreffen und nun in der gewaltigen Hauptader des Londoner Welthandels, Cheapſide und Poultry, hinunter zur Bank und Börſe laufen — gegenüber dem Rieſendom von St. Paul's, deſſen Kuppel ſich majeſtätiſch in den Wolken wölbt — da ſteht ein Eckhaus, halbrund, der Straße zugekehrt, und in großen Zügen lieſt man auf den halbrunden Böſchungen: „Spielſachen! Spielſachen!“ Vom Dach bis an die Grundmauer iſt es mit Puppen und Schaukelpferden und Hampelmännern und Fratzen behängt. Dies Haus ſpielte einſt eine andere Rolle. Bei der Beſchreibung einer von Hogarth gezeichneten Lord-Mayors-Schau aus dem vorigen Jahrhundert, ſagt Thackeray: „... Seine Majeſtät der König ſchaut herab von ſeinem Königlichen Balcone, mit ſeinem Band auf ſeiner Bruſt, und ſeine Königin und ſeinen Stern an ſeiner Seite, in dem Eckhaus von St. Paul's Churchyard, wo jetzt der Spielſachenladen iſt...“ In dieſen Worten iſt die ganze Hiſtorie der Lord-Mayors-Schau erzählt — — ein Spielſachenladen! Pferde mit Schabracken und Federbüſchen — die Sheriffs in Purpur, der Lord Mayor in Brocat — Schaukelpferde, Hampelmänner und Fratzen für die Straßenjugend der City und die Dienſtmädchen von ganz London.

Und doch macht dieſer Tag noch immer vielen Spectakel in London und gibt dem ungeheuren Leben und Treiben der City für einige Stunden eine andre Form und eine veränderte Richtung. Lange Polizeipatrouillen — Conſtabler hinter Conſtabler im Gänſemarſch — durchpilgern die Straßen; Fleetſtreet, Ludgate Hill, Gracechurchſtreet und viele andre Straßen, die Häuſer feſtlich mit Fahnen und Teppichen geſchmückt, ſind ganz geſperrt und der unermeßliche Strom des Geſchäfts, der nach der City hinunterbrauſt, iſt in Holborn zuſammengedrückt, ſo daß um dieſe Zeit Holborn Hill und Snow Hill dermaßen mit Karrengäulen und Omnibuſſen gefüllt ſind, daß ſich Eines hinter dem Andern nur mühſam herſchieben kann, und die Paſſage der Fußgänger oft fünf Minuten lang unterbrochen wird. In dieſem Getöſe und Gedränge wird dann wacker geſtohlen. Ich ſelber fühlte diesmal eine zarte Hand in der Taſche meines Ueberrocks. Ich faßte die zarte Hand und ſagte der hübſchen Beſitzerin derſelben, daß es nur ein Buch ſei, das ich in der Taſche hätte. „I beg your pardon, Sir“ ſagte das Weſen mit der zarten Hand und ich ſah es ihr wohl an, wie aufrichtig ſie es meine. Denn am Lord-Mayors-Tage *Bücher* zu ſtehlen, verlohnt ſich in der That der Mühe nicht. — Alsdann kommen die Jungen, welche die Proceſſion des Lord Mayor, auf langen Papierſtreifen maleriſch dargeſtellt, für einen Penny verkaufen. Das ganze Gemälde beſteht aus drei Farben: him-

melblau, okergelb, rosa. Der Lord Mayor, die Aldermen, die Sheriffs, die Kutscher und die Polizei sind okergelb; Wagen und Pferde sind himmelblau. Alles Uebrige, sammt Himmel und Erde, ist rosa. — Einen rosa Himmel für einen Penny, guter Gott, das ist wohlfeil genug! — Endlich öffnet sich der Fußweg, und nun sind es die Fußgänger, die in dichten Massen über den Weg stürzend, den Wagen die Passage hemmen. Kurz — ein Lärm macht dem andern, eine Unordnung der andern Platz. Da schallt vom Ende der Straße herauf Hurrahgeschrei und Tusch — Alles drängt nach dem Ende der Straße — Spalier auf beiden Seiten und in der Mitte zieht die Procession vorbei. Voran „Polizei-Constabler, um den Weg frei zu machen" — hinterdrein „Trommeln und Pfeifen der königlichen Miliz von London" — „Schiffsjungen von der königlichen Marine" — „Jungen aus der königlichen Militärschule mit Musik" — „Wassermänner mit den Bannern der ehrbaren Zünfte der Stellmacher, Pflasterer, Maler, Glaser, Zimmerleute, Wachslichtzieher, Tuchwirker, Fischhändler, Gewürzkrämer, Kleinhändler, Talglichtzieher, Schenkwirthe" — „die Land- und Marinebanner des Vereinigten Königreichs" — „das Musikcorps der Coldstream-Garden" — „die Sheriffs in ihren Wagen" — „Trompeter zu Pferde" — „die Aldermen in ihren Wagen" — „der gewesene Lord Mayor" — „der City-Kämmerer zu Pferde" (und ein reizendes Bild ist es, den City-Kämmerer zu Pferde zu sehen!) — „die Lady Mayoreß in ihrem Staatswagen" — „des Lord Mayors Dienstmannen in ihren Staatslivreen zu Pferde" — „der City-Marschall zu Pferde" — ein „Mann in ritterlicher Rüstung" (wie mag der arme „Mann in ritterlicher Rüstung" keuchen!) — „der Schwertträger zu Pferd" — „Trompeter" — und endlich, endlich . . . von sechs Pferden gezogen, von drei Kutschern und sechs Männern zu Fuß geführt der Staatswagen mit den goldnen Krönchen und den goldnen Flügelchen, — ein Staatswagen, dem jeder unebne Stein im Straßenpflaster Schmerzen verursacht, der bei jeder Wendung seufzt und ächzt — ein morsches Gebäu aus vergangenen Jahrhunderten, das die Mauern von St. Pauls gesehn hat, als noch kein Moos darauf wuchs. „Alter Rumpelkasten, lebst Du noch?" sagen die Mauern von St. Paul's, wenn der sogenannte Staatswagen vorbeikeucht; und die Glocken von St. Paul's, die dann geläutet werden, fragen: „Wie lang' noch? Wie lang' noch? Wie lang', wie lang', wie lang' noch?" „Ich weiß es nicht!" erwiedert der Staatswagen, indem er vorbeihumpelt, und „der recht Ehrbare, der Lord Mayor" guckt heraus und grüßt das Volk und zeigt seinen hübschen Mantel, aus dem alle Jahr einmal der Staub und die Motten herausgeklopft werden und das Volk schreit Triumph, wenn es den Lord Mayor und seinen hübschen Mantel sieht. Und neben dem Lord Mayor reitet sein Caplan, und der City-Ausrufer, und der Wasser-Bailiff und seine Ehrengarde — und so gehts den Strand hinunter nach Westminster, die Polizei voran und die Straßenjungen hinterher, und obendrüber die flatternden Banner der Wachslichtzieher und der Talglichtzieher und das Dröhnen der Glocken von St. Paul und Westminster. Schöne Zeit, da dem „City-König" noch die beiden Holzriesen Gog und Magog in Procession voranschritten — da noch die Mohrentänzer voranstelzten, da noch Zigeuner und Lustigmacher im Zuge mitgingen, und Schaugerüste mit „sonderlichen Aufführungen und Moralitäten" an allen Straßenecken den Zug aufhielten — schöne Zeit, wo noch die City ihren Laureaten und ihre Historiographen hatte!

In einem Punkte steht die moderne Feier der alten nicht nach: nämlich in dem Punkte, wo es heißt: „exest commercium, initium fidelitatis" d. h., wo der Lord Mayor aus seinem „Staatswagen" steigt und sich zu dem „glänzenden Bankquet" niedersetzt, das ihn in Guildhall erwartet. Mit ihm setzen sich an 1300 oder 1400 Personen, Herren und Damen, nieder, und nach dem, was Augenzeugen und die „Times" versichern, ist „die Ausschmückung der Tische, die verschwenderische Fülle der Speisen, das Arrangement der Gesellschaft, die brillante Beleuchtung, die Musik, die Decorationen und der Alles beherrschende Frohsinn eins der begeisterndsten Schauspiele, das die City bieten kann." — Wahrlich — es muß sehr begeisternd sein, den Lord Mayor und seine Gäste zweihundert Ochsen und dreitausend Fische verspeisen zu sehen — es muß sehr begeisternd sein, nach der Melodie des Todtenmarsches aus Verdi's „Trovatore" über den Tod so vieler nützlichen Thiere nachzudenken und sich zu wiederholen, daß in diesem Augenblicke „der recht Ehrbare, der Lord Mayor" und seine Gesellschaft damit beschäftigt ist, für 20,000 Thaler Rind- und andres Vieh zu verdauen . . . Und da der Engländer die Maxime hat, nicht bloß Viel zu essen, sondern auch Viel zu trinken, so hat auch Vater Goethe in diesem Falle nur halb Recht, wenn er sagt: „Zum Teufel ist der Spiritus!"

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 29. Februar 1859.

Erste Abtheilung.

Herzenswandlungen.

Von

F. Wehl.

Die glückliche Ehe des reichen und angesehenen Kaufmanns Fahrentrop war nur von zwei Mädchen, Agathe und Natalie, wie man sie getauft hatte, gesegnet worden. Zur Zeit, in der unsre Novelle beginnt, ist die ältere, Agathe, eben achtzehn und die zweite, Natalie, dreizehn Jahre alt geworden, so daß also die Eine noch als Kind behandelt wird, während die Andere schon die Rechte und Vortheile einer jungen Dame von Welt genießt, d. h. in Gesellschaft geht, das Theater besucht, Bälle mitmacht und sich die Aufmerksamkeiten alter sowohl wie junger Herren zugewendet sieht.

Agathe war, wie selbst Neid und strengster Schönheitssinn ihr zugestehen müßten, ein feines und reizendes Geschöpf. Sie erschien zwar nicht hoch, aber doch schlank und voll gewachsen, besaß kleine, zarte Hände und Füße, blondes, starkes Haar, große, blaue Augen, ein ovales, rosig überhauchtes Gesicht mit edlen, offenen Zügen, weißen Zähnen und einer allerliebsten kleinen Stumpfnase.

Ihre Schwester, die sich langsam entwickelte, war um die Zeit, in der Agathe schon vollkommen ladylike, wie die Engländer zu sagen pflegen und gleichsam in der ganzen Blüthe ihrer Jugend dastand, ein hochgeschossenes, mageres, eckiges Wesen mit stark ausgeprägten, scharfen Zügen, die für die Zukunft durchaus keine Schönheit zu versprechen schienen. Sie glich mehr ihrem Vater, während Agathe die verjüngten und verschönerten Formen und Linien der Mutter aufwies und schon aus diesem Grunde von den Eltern und der ganzen Familie besonders bevorzugt und ausgezeichnet wurde.

Fahrentrop liebte seine Frau Amalie von ganzem Herzen und aus diesem Grunde natürlich denn auch das erneuerte Abbild derselben. Frau Amalie selbst aber, die sich in Agathe gewissermaßen wiedergeboren sah, empfand, da man allgemein dieselbe als ihr sprechend ähnlich oder wie es im Munde der Leute heißt: ihr aus den Augen geschnitten erklärte, alle Artigkeiten und Schmeicheleien, die man der Tochter zollte, gewissermaßen auch sich selber dargebracht, und daß in Folge dessen ihr Herz sich eben dieser Tochter grade mit besonderer Hinneigung zuwandte, ist also keineswegs zu verwundern und würde wahrscheinlich auch wohl bei jeder andern und selbst einer Mutter von mehr geistiger Begabung, als sie sich deren rühmen durfte, der Fall gewesen sein.

Frau Amalie, aus einer aus geringem Stande in die Höhe gekommenen Kaufmannsfamilie der Stadt herstammend, war eine

treuliebende Gattin, eine tüchtige Wirthin und herzensgute Frau. Ihr Bildungsgrad ging jedoch über das Maß der Alltäglichkeit nicht hinaus, wie auch der ihres Gatten im Ganzen genommen nicht viel höher war. Weite Reisen, vielfacher Umgang mit Menschen von Kopf und Geist, Lectüre und Theaterbesuch hatten ihm allerdings einen gewissen Schliff und Schick, kurz einen immerhin wohlthuenden und äußerlich angenehm berührenden Hauch vom großen Weltton, aber doch nicht so viel geistige Innerlichkeit gegeben, daß er damit die Tiefe einer Menschenseele zu ergründen vermochte hätte oder in den Stand gesetzt worden wäre, die eigenthümlichen Anlagen und Naturgaben seiner zweiten Tochter erkennen und in ihrer Entwicklung befördern zu können.

Natalie galt den Eltern wie allen Anverwandten und Freunden der Familie für ein sonderbares, scheues Kind, an dessen Fortschritten in den Unterrichtsstunden man sich freute, die man aber weiter nicht viel beachtete und neben der glänzenden und freundlichen Agathe ganz gern in der Zurückgezogenheit ließ, zu der sie sich selbst zu verurtheilen liebte. War sie doch eben noch Kind und nur erst die ältere Schwester in die Jahre getreten, in denen die Mädchen ebenso wie ihre Eltern und ganze Umgebung die Blicke nach einer passenden und zweckmäßigen Partie nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt umzuthun pflegen.

Weder Agathe selbst noch ihre Eltern und Verwandten beabsichtigten, dieses Umthun außer Acht zu lassen.

Die junge Dame war reich, hübsch, anmuthig und lebhaft, wie also hätte es da an Combinationen, Vermittlungen und allerlei Bewerbungen fehlen können? Es fehlte denn auch in der That ganz und gar nicht daran und wenn Agathe gewollt hätte, so würde sie schon im ersten Jahre ihres Eintrittes in die Welt mehr als zehnmal sich haben verheirathen können. Allein Agathe war wählerisch und das mit allem Grund. Sie wußte selbst nur zu gut, daß sie eine große Mitgift mitzubringen und ihrem Gatten also eine glänzende Aussicht in die Zukunft zu eröffnen hatte. Sie fühlte sich gewissermaßen im Besitz des goldenen Schlüssels, der heut zu Tage in den Augen der Welt fast allgemein die Pforte des Glücks aufschließt und in dem Gefühl dieses Besitzes war es denn eben durchaus nicht leicht, ihr zu genügen.

Sie verlangte einen Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, einen Mann von stattlichem Ansehen, von hervorragender Stellung, von imponirender Bildung und einigem Geist, kurz, einen Gatten, mit dem sich einiger Staat machen ließ. Von ihrer Kindheit an daran gewöhnt, um seidene Kleider, um Perlen und wer weiß was sonst beneidet zu werden, wollte sie um jeden Preis jetzt an der Seite ihres Gemahls dasselbe Gefühl bei Andern erregt und sich selbst das Bewußtsein verschafft sehen: die Krone und den Preis der männlichen Jugend gewonnen zu haben.

Eine lange Zeit galt ein Herr Irmenthal, der Sprößling eines alten und weitberühmten Handlungshauses, für den vorzugsweise Begünstigten. Und in der That verdiente diese Begünstigung nach seiner eigenen wie nach der Ueberzeugung vieler Andern auch Niemand mehr, als eben er.

Eduard Irmenthal war ein hochgeschossener, nicht uninteressant aussehender junger Mann nach englischem Muster. Er hatte in einem der ersten Häuser Londons einige Zeit als Volontair gestanden und von da an mit dem englischen Backenbarte zugleich auch das Wesen und die Manieren eines wahren Gentleman angenommen. Er trug sich stets nach der Londoner Fashion, las die „Times," die Romane von Bulwer, Thackeray und nach seiner Versicherung sogar „The history of England" von Macaulay. Daß er sich daneben ein englisches Reitpferd hielt und es für ein Verbrechen angesehen haben würde, beim Essen des Fisches statt der Brotkruste sich eines Messers zu bedienen, versteht sich natürlich von selbst.

Seit er von England zurück, war Agathe das Ziel aller seiner Wünsche geworden. Agathe war reich, war hübsch, war angesehen, wie er: welche bessere Partie konnte er wünschen? Und Agathe, war dasselbe nicht auch bei Agathe der Fall? Wahrhaftig, die beiden Menschen erschienen wie für einander bestimmt und zwar so sehr, daß sich bald alle Welt, das betreffende Paar nicht ausgenommen, gewöhnte, hier eine stillschweigende Verlobung anzunehmen.

Es mochte vielleicht nur wenige Tage vor der factischen Versprechung der beiden jungen Leute sein, als plötzlich ein gewisser Herr von Altdorf in der Gesellschaft der Handelsstadt erschien, in der unsre Geschichte spielt.

Er war früher Officier in der königlich preußischen Armee gewesen, hatte diesen Stand aber quittirt und sich der Bildhauerkunst zugewendet, für die er ein unleugbares Talent besaß und für welche er sich nun, da seine eigene Familie verarmt und mittellos war, auf Kosten seines ihm in Gnaden gewogenen Monarchen in Italien weiter ausbilden sollte. Ehe er diese Ausbildungsreise antrat, hatten ihn die Aerzte nach einem weit und breit berühmten Seebade geschickt, um zunächst seinem etwas leidenden Körper eine stärkere Gesundheit und damit seinem Streben und Fleiß größeren Nachdruck zu verleihen.

In dem Seebade hatte er einige einflußreiche Personen unsrer Handelsstadt kennen gelernt und war nun, von diesen eingeladen, auf seiner Rückreise in die Hauptstadt seiner Heimath auf den Schauplatz unsrer Erzählung einige Zeit zu Besuch gekommen.

Selbst der Neid mußte Alexander von Altdorf eingestehen, daß er ein bildschöner und dabei nicht nur vornehm, sondern distinguirt aussehender junger Mann war. Er war, wenn auch nicht groß, doch hoch und schlank gewachsen, von edlen und schönen Formen, denen die Haltung eines wahren Cavaliers und ein geniales, nicht zu sagendes Etwas im Ausdruck des Auges, im Ton seiner Stimme, in der männlichen Anmuth seines Benehmens einen unwiderstehlichen Reiz verlieh.

Wo er erschien, zog er die Blicke und zwar ohne alle Ostentation, gewissermaßen nur allein durch den Adel seiner Erscheinung auf sich. Die meisten Menschen mußten ihm gleich und von vornherein eine Art von Uebergewicht über sich einräumen und daß sie trotz dessen sich zu ihm hingezogen fühlten, seine Bekanntschaft und seinen näheren Umgang suchten, darf sicherlich als ein starker Beweis von der Liebenswürdigkeit seines Charakters gelten.

Daß ein solcher Mann im wahren Sinne des Worts in der guten Gesellschaft unsrer Stadt Epoche machte, wird begreiflich erscheinen und um so mehr, als man sich wohl denken kann, daß alle andern jungen, heirathsfähigen und um Agathe von Eduard Irmenthal vernachlässigten und zurückgesetzten Damen mit wahrer Leidenschaft darauf brannten, diesem gegenüber einen sogenannten Löwen der Salons und Gesellschaften zu „creiren," der ihm Stand zu halten oder gar ihn in Schatten zu stellen vermögend war.

Keine drei Tage dauerte es, so war Alexander von Altdorf der Abgott und die Schwärmerei aller coketten jungen Frauen, aller bräutigamverlangenden Töchter und Mütter und zwar in einem solchen Grade, daß überall, wo man hinkam, nur von ihm gesprochen und gefabelt wurde.

Man wollte von allerlei Abenteuern, Duellen und von unglücklicher Liebe wissen. Man phantasirte von einer hohen Dame in D...., die an der Seite eines erlauchten Gemahls, dem sie mehr die Politik als die Neigung ihres Herzens zugeführt, ein glühendes Gefühl für unsern Helden empfinde. Diese Empfindung, hieß es in dem überall heimlich erzählten und von Ohr zu Ohr gelispelten Romane weiter, werde von Altdorf erwiedert und da er keine Hoffnung habe, die Geliebte je erringen zu können, so habe er sich dem Genius der Kunst in die Arme geworfen, um vermöge ihrer, wenn auch nicht die Angebetete selbst, doch wenigstens ein theures Abbild von ihr in carrarischem Marmor sich aneignen zu dürfen.

Was von alle dem wahr oder nicht wahr sei, wollen wir dahingestellt sein lassen und hier nur anführen, daß natürlich auch Agathe von diesem Abgott in Frack und weißer Cravatte hörte und nicht wenig begierig war, seine Bekanntschaft zu machen. War sie nun freilich auch schon klug genug, sich im Innern zu sagen, daß bei diesem beflissenen Aufdenschildheben des Fremden ohne Zweifel etwas Rancüne gegen sie und Eduard Irmenthal im Spiele sein werde, so fühlte sie sich zugleich doch auch viel zu viel Weib, als daß sie sich nicht für einen Mann hätte interessiren sollen, der einer so allgemeinen Bewunderung genoß.

Nachdem sie mehrfach schon den Wunsch ausgesprochen, Gelegenheit zu erhalten, ihm irgendwo zu begegnen, ward ihr dieselbe endlich im Irmenthal'schen Hause selbst zu Theil.

Eduard Irmenthal, der zu den Elegants der Stadt gehörte, hatte natürlich Alexander von Altdorf kennen gelernt und da er sich Agathens sicher glaubte und wohl wußte, daß ihm die Gesellschaft in diesem neuen Ankömmling gewissermaßen einen ebenbürtigen Nebenbuhler zu erwecken bemüht war, so brannte er darauf, diesem gegenüber mit der Dame seines Herzens Staat zu machen. Er wollte zeigen, daß er vor diesem die Segel nicht zu streichen brauche, sondern sich vor ihm zu behaupten vermöge. War doch Altdorf nicht jünger, nicht hübscher, nicht fashionabler als er. Und für das Talent, das jener besaß oder besitzen sollte, denn Niemand hatte Proben desselben gesehen, besaß er Vermögen und zwar viel Vermögen. Das, meinte er, müsse bei Agathe doch am Ende den Ausschlag geben. Sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, in einer Handelsstadt geboren und erzogen, und demnach also wohl im Stande, den Werth des Geldes abzuschätzen. In Reichthum und Wohlleben aufgewachsen, gewohnt, alle ihre Wünsche befriedigt und sich überall vom glänzendsten Luxus umgeben zu sehen, konnte es ihr, seiner Voraussetzung nach, niemals einfallen, die Gattin eines armen Künstlers werden zu wollen.

Jeder unbefangene und vernünftige Leser wird dieser Voraussetzung beizustimmen und zu bekennen haben, daß sie weder eine unberechtigte noch müssige war. Indeß welche Voraussetzung — und wenn sie auch noch so weise begründet erscheinen mag — wäre am Ende nicht schon an einem Mädchenherzen zu Schanden geworden? Auch die Eduard Irmenthal's wurde es, wie wir zu unserm Leidwesen einzugestehen haben.

Kaum nur hatte Agathe Alexander von Altdorf kennen gelernt, als sie es sich auch sogleich angelegen sein ließ, seine Eroberung zu machen.

Alexander von Altdorf war, wie wir bereits gemeldet, ein junger, schöner Mann und hatte von Natur und in Wahrheit das Vornehme und Chevalereske, was Eduard Irmenthal sich künstlich und nur äußerlich anzueignen so auffallend bemüht war. Dabei gaben das Geniale seines Wesens und die Mährchen, die man von seinem Herzen erzählte, ihm noch einen ganz besondern Reiz in den Augen der Damen und auch in denen Agathens, die im Ton seiner Stimme, im Blick seines Auges viel Sympathisches für sich entdecken wollte. Und in der That war diese Entdeckung auch nicht ohne Grund.

Alexander von Altdorf hatte auf einem Spaziergange Agathe an sich vorüberfahren sehen und von ihrem feinen, eleganten und artigen Aussehen frappirt, sich bei seiner Begleitung nach ihr erkundigt. Die Mittheilungen, die man ihm von ihr gemacht, waren eben nicht der Art gewesen, seine Theilnahme für sie zu verringern und als er später erfahren, daß die junge Dame mit Eduard Irmenthal so gut wie versprochen sei, konnte er nicht umhin, denselben laut glücklich zu preisen, im Stillen aber zu beneiden.

Agathe Fahrentrop konnte in ihrer graziösen, lieblichen und rosigen Erscheinung wohl das Ideal eines Künstlers abzugeben im Stande sein. Sie war, wie wir das bereits berichtet haben, allerdings durchaus keine eigentliche Schönheit, aber die Lieblichkeit und die blühende Jugend, die über ihre Erscheinung ausgegossen lagen, gaben ihr etwas so Bezauberndes, Glückliches und Herzgewinnendes, daß sie alle Männerseelen leicht für sich einnahm und nur die wenigsten, einmal von ihr bestrickt, in sich selbst zu der Erkenntniß zu gelangen vermochten, daß hinter dem reizenden Aeußern des Mädchens eigentlich kein tieferes Innere, kein Geist und keine Empfindung, ja nicht einmal das liege, was man heut zu Tage allein noch mit der Bezeichnung Bildung zu belegen das Recht haben dürfte.

Agathe hatte Sprachen, Musik, Zeichnen, kurz alles Das gelernt, was heut zu Tage junge Mädchen zu lernen pflegen, aber in Nichts war sie bis zu einiger Fertigkeit gelangt. Sie sprach französisch, englisch, italienisch, ja sogar etwas spanisch: jedoch nur in der gewöhnlichsten Weise; in der Musik war sie nicht weiter gelangt, als etwa ein paar leichte Tänze spielen zu können und was das Zeichnen, was Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft und Literatur betraf, so waren das Dinge, die sie gewissermaßen mit den Kinderschuhen ausgelaufen hatte.

Bälle, Gesellschaften, Toilette und Theater, das waren die Gegenstände, die sie in Anspruch nahmen und zwischen denen ihre Psyche sich leicht wie eine Libelle her und hin bewegte. Lectüre und jede andere geistige Beschäftigung waren ihr ganz zuwider. Gedichte liebte sie nicht und so kam es, daß sie von Goethe, Schiller, Heine, Platen, Uhland, Geibel eigentlich nur dasjenige kannte, womit sie sich zur Zeit ihrer Unterrichtsstunden hatte beschäftigen müssen. Die ganze neuere Poesie war ihr fremd bis auf die Namen der Poeten, die sie etwa zufällig in der Gesellschaft gehört oder in einem Modenjournal gelesen. Nur im Drama wußte sie, durch ihren häufigen Theaterbesuch dazu gebracht, einen oberflächlichen Bescheid. Sie hatte den Vorführungen der vorzüglichsten Stücke unsrer classischen Autoren und natürlich auch denen der meisten jüngeren Dramatiker von Gutzkow an bis auf Brachvogel und Tempelty beigewohnt und so also doch einige Kenntniß in diesem Zweige der Literatur erhalten, freilich ohne irgend wie ein anderes als das allergewöhnlichste Urtheil darüber zu haben. Noch viel weniger war sie auf dem Felde des Romanes zu Hause, wo sie, wenn sie ja einmal ihre Zuflucht dazu zu nehmen veranlaßt war, sich mit der gewöhnlichsten Leihbibliothekslectüre in französischer oder englischer Sprache begnügte.

Daß ein solches Wesen Alexander von Altdorf gefiel und gefallen konnte, ist seltsam genug, denn Altdorf war nicht nur hoch gebildet, sondern auch eine wahrhaft tiefe Natur, die sich, in allen Regionen des Wissens sich zu Hause fühlend, unabläßig, wenn wir so sagen dürfen, auf der vollen Höhe ihrer Zeit bewegte. Es gab keine hervorragende Frage der Religion, Politik oder Wissenschaft, an der er sich nicht betheiligte, keine Erfindung, keine Forschung, der er nicht seine Antheilnahme schenkte. Was nun vollends die Kunst betrifft, so besaß er auf allen Gebieten derselben eine Art Heimathsrecht. Bildhauer von vielversprechender Begabung, malte und zeichnete er zugleich recht artig, und was die Architektur betrifft, so hatte er hier so sorgsame Studien gemacht, daß er nicht nur mitsprechen, sondern überall die eingehendsten Erörterungen geben konnte. Außerdem dichtete er ein wenig, sang und verstand vortrefflich vorzulesen.

Mit solchen Talenten ausgerüstet, voller Kenntnisse, Intelligenz und Geist durfte er entschieden in Verbindung mit seinem edlen und einnehmenden Aeußeren zu den hervorragendsten Erscheinungen der jungen Männerwelt gerechnet werden und daß er als solche

von Agathe gefesselt und hingerissen werden konnte, würde man kaum zu begreifen im Stande sein, wenn man auf das Reinmenschliche zurückgehend, nicht auch in den begabtesten Naturen die kleinen Schwächen und geringfügigen Motive zu entdecken vermöchte, die sie in ihren Handlungen und Thaten mehr als glaublich und wünschenswerth zu bestimmen pflegen.

Gehen wir nun auf die Beziehung zurück, die Altdorf zu Agathen gewann, so haben wir da zunächst in Betracht zu nehmen, daß der Erstere mit dem ersten, günstigen Eindruck, den er erhalten, zugleich auch in Erfahrung gebracht, daß die Letztere allgemein für die Braut Eduard Irmenthal's gelte und daß er eben diesen Irmenthal als einen ziemlich leeren und unbedeutenden Menschen hatte kennen lernen, dessen Sucht, den Engländer zu spielen oder sich für einen solchen halten zu lassen, ihn nahezu lächerlich in seinen Augen erscheinen ließ.

Altdorf bedauerte also gewissermaßen Agathe und beneidete zugleich Irmenthal, und daß er das konnte, dürfte nicht schwer zu erklären sein.

Agathe umgab ein blendender Reichthum, die Anmuth und Frische der Jugend: also Dinge, die gar Vieles verdecken und es hier noch besonders thaten, da unsre junge Löwin durchaus nicht ohne einen gewissen natürlichen Verstand war, den sie für ihren Vortheil sehr glücklich zu verwenden verstand.

Da sie sehr bald erkannt hatte, daß Alexander von Altdorf kein gewöhnlicher Mensch und hochgebildet war, so fing sie alsbald an, die Wißbegierige zu spielen und sich für Dinge zu interessiren, nach denen sie früher nie gefragt. Sie erkundigte sich bei dem angehenden Bildhauer nach tausenderlei Gegenständen und klagte, indem sie es that, sehr reizend darüber, daß sich in ihrem Umgange so wenig Menschen befänden, die ihr Anregung und Auskunft zu ertheilen vermöchten.

„Unsre Gesellschaft ist geistlos, oberflächlich und einem allzu vorherrschenden Materialismus anheimgegeben", sagte sie. „Ich liebe allerdings auch den Luxus, den Glanz und den sinnlichen Reiz des Lebens, aber ich möchte das Alles gern durch etwas Höheres verklärt sehen. Wo dies Höhere in unsern Kreisen aber hernehmen? Bedeutende und in der Gesellschaft festen Fuß fassende, maßgebendes Ansehn behauptende Künstler besitzen wir in unsrer Stadt nicht. Man hat einige Mal theatralische Aufführungen veranstaltet und zur Leitung und Ueberwachung derselben den ersten, auch im sonstigen Deutschland bekannten dramatischen Autor hier am Ort dazu eingeladen. Aber abgesehen davon, daß die ganze Erscheinung des guten Mannes für unsre Zirkel nicht paßt, ist er leider auch so gestellt, daß er ein paar Louisd'ors für seine Bemühungen entgegenzunehmen nicht wohl unterlassen durfte. Ein andrer junger Autor, der hier noch lebt und wegen der Unabhängigkeit seiner Stellung so wie seinem ganzen Wesen nach für die Gesellschaft sich eignete, liebt es, den Sonderling und Menschenfeind zu spielen. Ein paar Maler, die wir besitzen, ziehen ein wüstes Wirthshausleben vor und so bleiben uns eigentlich nur die musikalischen Dilettanten und die Sängerinnen der Oper, die uns zwar viel mit Fortepianogeklimper und einer großen Masse italienischer Arien, dann und wann einmal mit einem kleinen Eclat und Scandal, aber wenig mit Geist versorgen."

Daß solche und ähnliche Reden auf Altdorf ihren Eindruck nicht verfehlten, wird man leicht sich denken können. Altdorf meinte in Agathe eine junge Dame gefunden zu haben, die mitten aus dem Reichthum, dem Wohlleben und dem Schimmer des äußeren Glücks sehnsüchtig die des Fluges ungewohnten Fittige ihrer Psyche gegen den Himmel erhob, der mitstrebenden Seele harrend, die sie ermunternd im Aufschwung begleite.

Diese Begleitung nun sollte sie in Altdorf's Künstlergemüth erhalten. Er schloß sich ihr in warmer Begeisterung an, widmete ihr seine ganze Aufmerksamkeit und kurz: er liebte sie.

Agathe schmeichelte das in hohem Grade. Alexander von Altdorf war der Lion der Saison geworden und diesen zu ihren Füßen zu sehen, bereitete ihr keinen kleinen Triumph. Auch amüsirte sie seine Huldigung — wenigstens auf einige Zeit. Alexander's Wissen und hohe Bildung boten ihr Abwechslung und Unterhaltung.

Eduard Irmenthal zog sich nun freilich sehr bald gekränkt zurück und unternahm, um seine Niederlage zu vertuschen, eine Reise nach England, von der er später mit einer jungen Engländerin als Gattin heimkehrte. Agathe, die ihn im Grunde nie geliebt, vermißte ihn nicht und fuhr fort, Altdorf zu bezaubern.

Dieser, glücklich über den Vorzug, den er erhalten, ward in seiner Werbung nun immer eifriger und befand sich in Folge dessen ganze Tage im Fahrentrop'schen Hause, in dem man ihn gern empfing, wenn auch der Alte einen reichen Bewerber schon bei Weitem lieber darin hätte aus- und eingehen sehen. Indeß: Agathe liebte nun doch einmal Alexander von Altdorf und Alexander von Altdorf war doch etwas Vornehmes und ein vom König von ..... protegirter junger Herr. Warum sollte man also viel Schwierigkeiten

machen? War Vater Fahrentrop doch selbst reich und im Stande, seinen beiden Töchtern ein großes Vermögen zu hinterlassen.

So ging denn das Verhältniß ruhig seinen Gang oder schien wenigstens denselben zu gehen, denn so gut sich dasselbe von Außen auch ausnahm, im Innern war es doch keineswegs ganz ungetrübt. Und wer sollte es wohl errathen, daß die Trübung von Natalie, dem dreizehnjährigen Kinde kam?

Sie kam aber in der That von ihm.

Natalie hatte Alexander erst kennen gelernt, nachdem derselbe schon eine geraume Zeit im Hause ihrer Eltern aus und eingegangen. Umlagert von Lehrern und Lehrerinnen, in Beschlag genommen von den verschiedensten Unterrichtsstunden und überdies scheuen und zurückhaltenden Wesens war sie nirgends zum Vorschein gekommen, ja dem Fremden wohl geflissentlich aus dem Wege gegangen.

Eines Tages jedoch, als sie im Garten, der hinter dem Fahrentrop'schen Hause lag, unter einem Baume saß und zeichnete, kam Altdorf, von Agathe, die sich umkleiden wollte, hinabgeschickt, unerwartet zu ihr.

Nataliens erster Gedanke, als sie ihn kommen sah, war: Reißbrett und Stift hinzuwerfen und fortzulaufen. Doch warum das? war ihr zweiter Gedanke; beißen wird er dich nicht, fügte sie bei sich selbst hinzu, und sehen willst du ihn doch auch einmal, der so unablässig von Vater, Mutter und Agathen erwähnt wird. Also bleib.

Und so blieb sie.

Alexander war unterdessen herangekommen, von Nataliens scheuem Blick, der verstohlen unter ihrer gesenkten Stirn hervorlugte, sorgfältig gemustert.

Hm, meinte sie, häßlich ist er nicht, aber gewiß ist er dumm, denn wie könnte er sonst Agathe und Agathe ihm gefallen.

Natalie, das dürfen wir nun zum Verständniß der Situation hier einzuschalten nicht vergessen, Natalie besaß nämlich einen wunderbaren kindischen Hochmuth und sah mit einer Art von Geringschätzung auf ihre Schwester Agathe herab und das wohl zum großen Theil darum, weil sie diese von den Eltern, den Verwandten und allen Bewohnern und Besuchern des Hauses sich fortwährend vorgezogen sah. Der scharfe natürliche Verstand, den sie besaß, ließ sie bald erkennen, daß dies nur wegen der größern Schönheit und der Unbedeutendheit des Wesens geschah, die Agathen eigen waren und sie den gewöhnlichen Menschen so angenehm machten. Natalie fühlte etwas Eigenes, Absonderliches in sich, und da sie sich darin von keinem Menschen verstanden und nur um so einsamer damit gelassen fand, so entstand ein seltsamer Dünkel und zugleich eine Art Haß und Widerwillen gegen die Menschen, besonders aber gegen Agathe in ihr, die ihr durchaus zuwider war und mit der sie stets, so zu sagen, auf gespanntem Fuße lebte.

Der frühere Verehrer und Anbeter Agathens, Eduard Irmenthal, war ihr gradezu verächtlich gewesen und mit Alexander von Altdorf, setzte sie nun voraus, werde dasselbe der Fall sein.

Das ist auch so Einer, meinte sie, und während sie diese Meinung in sich auszubilden beflissen war, war nun Altdorf plötzlich an sie herangetreten, das zu betrachten, was sie vor sich hatte.

Nachdem er dies eine Weile gethan, beugte er sich zu Natalien nieder und machte sie auf ein paar grobe Fehler in ihrer Zeichnung aufmerksam.

Natalie sah sich erst die Zeichnung, dann den Tadler und zwar mit Blicken an, die recht grimmig erschienen.

„Findet die kleine Zeichnerin nicht, daß ich Recht habe?“ fragte Altdorf.

„Ja,“ entgegnete kurz und barsch das Mädchen.

„Nun, warum ist sie alsdann so böse?“ forschte der Angefahrene weiter.

„Weil es mich ärgert, daß ich die Fehler gemacht oder nicht wenigstens selbst entdeckt habe. Ich laß' mich nicht gern corrigiren,“ fügte sie trotzig hinzu.

Alexander von Altdorf, den die Zeichnung, das Wesen und vor Allem das Benehmen Nataliens frappirte, hob sanft ihr Gesicht in die Höhe und sagte mit dem herzgewinnenden Lächeln, das ihm zu Gebote stand: „Das ist der Ehrgeiz einer wahren Künstlernatur. Hast Du wirklich Lust, im Zeichnen und Malen etwas Ordentliches zu leisten?“

„Ja,“ entgegnete Natalie, indem sie Altdorf fest in die Augen sah.

„Nun gut, so will ich Dir einige Stunden geben. Ist Dir das recht?“ fragte der Erstere.

„Wenn Sie weiter sind als ich und es gern thun, — ja!“ lautete die Antwort.

„Wie heißest Du denn?“ forschte Altdorf weiter, den das Mädchen mehr und mehr zu interessiren anfing.

„Natalie,“ antwortete dieses kurz.

„Agathens Schwester!“ rief unser angehender Künstler überrascht.

„Ja,“ hieß die Entgegnung.

„Warum habe ich Dich denn nicht schon früher gesehen?“ fügte er bei.

„Ich habe so wenig Zeit,“ sagte Natalie. „Ich muß viel arbeiten und lernen. Agathen mag ich überdies nicht leiden. Sie interessirt sich für gar nichts Ordentliches und ist im Grunde sehr oberflächlich.“

Altdorf erschrak vor dieser Aeußerung und

zwar in doppelter Beziehung. Einmal in Beziehung auf Natalie und dann auch in Beziehung auf sich selbst. Das Letztere, weil ihm hier auf einmal kurz und schlagend Etwas offen dargelegt und ungeschminkt bezeichnet wurde, was er im Stillen wohl schon manchmal selbst empfunden, aber sich noch nie hatte eingestehen oder bekennen wollen. Das Erstere, weil ihn die Härte und Lieblosigkeit erschreckte, in der sich ihm die Seele Nataliens zu enthüllen schien.

Er konnte nicht umhin, diese mit einem traurigen Blicke anzusehen und dann mit schmerzlichem Tone zu sagen: „Du sprichst sehr hart von Deiner Schwester!"

„Wenn es Ihnen wehthut," erwiederte etwas eingeschüchtert Natalie, „so will ich es nicht wieder thun." Wie, um sich zu entschuldigen, setzte sie hinzu: „Mein Religionslehrer, Herr Candidat Reuter, hat mir gesagt, daß das Lügen eine verächtliche Sache sei. Und ich will nie etwas Verächtliches thun."

Altdorf, der das Gespräch unterbrochen zu sehen wünschte, setzte sich nun neben Natalie, nahm Reißbrett und Stift und begann rasch zwei junge Mädchen zu zeichnen, die sich fest umschlungen hielten. In dem einen, dessen Gesicht man sah, gab er die Züge Agathens wieder, das andere hatte sein Antlitz an den Hals jener so angelegt, daß man nur den Hinterkopf zu erblicken vermochte.

Das Bildchen war nur flüchtig, aber anmuthig und geschickt gemacht.

Als er es, nachdem er es beendet, Natalien hinhielt, schaute diese es lange ernsthaft und prüfend an.

„Es ist sehr gut gemacht," sagte sie etwas altklug, indem sie gleich darnach bescheiden hinzusetzte: „So weit bin ich noch nicht."

„Willst Du also Stunden bei mir nehmen?" fragte Alexander.

„Ja," entgegnete Natalie. „Wenn Sie mir welche geben wollen und Agathe es duldet."

„Warum sollte es Agathe nicht dulden wollen?" äußerte Altdorf.

„Weil," sprach das seltsame Kind, „sie mich ebenso wenig mag als ich sie, und mein Lernen und Unterrichtnehmen ihr als eine Lächerlichkeit erscheint, der man, ihrer Meinung nach, nicht Vorschub leisten sollte. Sie kann nicht begreifen, was ein Mädchen mit all dem Plunder, wie sie Kunst und Wissenschaft zu benennen liebt, im Leben anfangen soll. Sie ist so . . . . ."

Hier erinnerte sie sich des Versprechens, das sie Alexander von Altdorf gegeben, Nichts mehr gegen Agathe zu äußern, und hielt deswegen plötzlich inne. „Sie ist so dumm," wollte sie aber sagen.

Altdorf gab Natalie das Reißbrett zurück und sie auf die Stirn küssend, sprach er: „Wir wollen morgen schon unsre Stunden beginnen. Wann hast Du Zeit?"

„Von zwei bis drei vor Tisch," lautete die Antwort.

„Gut, ich werde mich einstellen," meinte er, indem er der kleinen Zeichnerin die Hand gab und sich dann entfernte, um zu sehen, ob Agathe ihren Anzug noch nicht beendet.

Schon auf der Treppe kam ihm diese, in frischer und reizender Toilette für ein Morgenconcert, das sie beide besuchen wollten, entgegen. Einen Augenblick darauf saßen sie mit Frau Fahrentrop im Wagen und fuhren dem Apollosaale zu, wo sich Fußgänger und Carossen bereits in der engen und schmutzigen Straße, in der er gelegen war, zum Eingange hindrängten.

Als sie dem voranschreitenden und Platz machenden Diener die Stufen zu demselben hinauf folgten, hatte Altdorf rechts und links ziemlich laut geäußerte Bemerkungen über die Schönheit und Anmuth Agathens zu hören mannigfache Gelegenheit. Seltsamer Weise machten ihn diese aber durchaus nicht so glücklich, als Frau Fahrentrop, die gehoben und selig darüber, mit freudestrahlendem Gesicht in den Saal hineintrat, während ihm, dem sonst so beeiferten Cavaliere servente fortwährend das Wörtchen „Oberflächlich" so sehr im Ohre klang, daß er dadurch in seinem Ritterdienste nicht wenig zerstreut und säumig wurde.

Er wußte nicht, wie es kam, aber als er nun Agathe mit ihrer Mutter diese und jene Bemerkung über das versammelte Publicum, über die Toiletten der Damen, die Zusammenstellung des Programms und andre Dinge austauschen hörte, als nun einige bekannte Herren hinzutraten und die Damen begrüßten, sie nach Diesem und Jenem fragten oder ihnen Stadtneuigkeiten von ganz geringfügiger Art mit großer Wärme vortrugen und er dieselben ebenso aufgenommen fand, da überkam ihn eine Empfindung von sonderbar bedrückender und beklemmender Art.

Sie ist wirklich sehr oberflächlich, sagte er bei sich selbst und wenn er gekonnt hätte, würde er gern weggegangen sein und sich aus Scham vor sich selbst versteckt und verborgen haben. Aber das ging nun doch einmal nicht und er war des guten Tones wegen gezwungen, an der Seite der Damen auszuhalten, ja sich sogar in ihr Gespräch zu mischen.

Zum Glück war es eben dieses Gespräch, das, so unbedeutend und nichtig es auch sein mochte, ihn dennoch endlich aus seiner Verstimmung wieder herausriß. Agathe, die wohl gemerkt hatte, daß irgend etwas gegen sie in seinem Herzen vorging, bot Alles, was sie an Liebenswürdigkeit und Geist besaß, auf, dasselbe niederzukämpfen. Anmuthig und reizend, wie sie von Natur war, fiel es ihr

nicht schwer, diesen Vorsatz durchzuführen und zwar in einem solchen Grade, daß Alexander schließlich ganz ärgerlich auf Natalie und sich selber wurde.

Natalie ist ein altkluges, naseweises Mädchen, dachte er im Stillen bei sich und du selbst ein abgeschmackter Narr, daß du auf das achtest, was sie sagt. Was hast du an Agathe auszusetzen? Ist sie nicht schön, nicht gut, nicht bezaubernd und vor Allem liebt sie nicht dich wie du sie liebst?

Mit diesen bei sich selbst gemachten Beobachtungen gab sich Alexander von Altdorf zufrieden und ausgesöhnt mit Agathe und seinen Empfindungen für sie, begann er am andern Tage den Natalie versprochenen Unterricht in einer keineswegs sehr aufmunternden und liebenswürdigen Weise. Er sprach wenig und gab die Anleitungen in einem Tone, dessen Frostigkeit hundert Andre abgeschreckt haben würde und nur auf Natalie keinen Eindruck hervorzubringen schien.

Das junge Mädchen begann mit dem brennendsten Eifer und dem eifernsten Fleiße in seinen Studien fortzufahren und gelangte so bald zu auffallenden Resultaten darin, daß der Lehrer ebenso sehr davon überrascht als erfreut darüber, nach und nach seine Zurückhaltung aufgab und dem Talent der kleinen, angehenden Künstlerin die wärmste Aufmerksamkeit schenkte. Ehe er es selbst dachte und wußte, nahm ihre Entwicklung sein ganzes Interesse und zwar so sehr in Anspruch, daß er darüber fast an seine eigne vergaß, die nichtsdestoweniger nun doch endlich auch wieder aufgegriffen werden sollte.

Die Zeit, in der er seine Reise nach Italien antreten sollte, war gekommen und er mußte an den Abschied denken: ein Gedanke, der jetzt um so dringender wurde, als er es am Ende doch für seine Pflicht hielt, vor dem Verlassen seines Vaterlandes sich noch einmal seinem gnädigen Monarchen vorzustellen, um diesem seinen unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen.

Mit keineswegs leichtem Herzen fand er sich in das Unvermeidliche und nachdem er bei Herrn Fahrentrop ein weiteres Ausbildenlassen von Nataliens seltener Begabung durchgesetzt, seine Reiseanordnungen getroffen und in der Stadt seine Abschiede genommen, kam er am Vorabend seines Abganges in das Haus seiner Geliebten zurück, um mit ihr noch einige ruhige und genußreiche Stunden zu verleben.

Nachdem Agathe ihm auf ihrem Zimmer eine reizend schön von ihrer Hand gestickte Skizzenmappe verehrt, nachdem ihn Herr Fahrentrop noch dies und das in Bezug auf Nataliens Ausbildung gefragt und Frau Fahrentrop ihre Bedenklichkeiten gegen die Künstlerlaufbahn eines jungen Mädchens geäußert, begaben Alexander von Altdorf und Agathe sich noch einmal in den Garten hinab, da eine trauliche Stelle zu besuchen, an der sie manches liebe Mal gesessen.

Brust an Brust gelehnt, gingen sie hier noch einmal in der Erinnerung ihre Bekanntschaft und Liebe Schritt für Schritt durch, und voll seines Glücks sprang Alexander auf, um ein doppelt verschlungenes A in die Rinde eines Baumes zu schneiden, der den romantischen Sitz überschattete.

„Heut nach drei Jahren," rief er begeistert, „wollen wir wieder hier weilen, theuerste Agathe und dann an dieser Stelle den Bund für ewig besiegeln, den unsre Herzen geschlossen!"

„Heut nach drei Jahren" wiederholte Agathe, sich wie einen Schwur leistend mit überströmenden Thränen ihrem Geliebten an den Hals werfend, „heut nach drei Jahren an dieser Stelle, Alexander!"

Das Paar hielt sich noch fest umschlungen, als nun plötzlich Natalie kam, um auch ihrerseits Abschied zu nehmen.

Sie hatte die letzten Worte wohl schon mit angehört, denn sie sagte ziemlich scharf, indem sie Agathe dabei mit einem stechenden Blicke ansah: „Drei Jahre sind eine lange Zeit und verändern Viel. Was und wie sie aber auch Alles verändern mögen, mich, Alexander, wirst Du stets Dir dankbar und treu wieder finden. Lebewohl und vergiß mich nicht! Ich werde in Deiner Abwesenheit fleißig sein und Deinem Unterricht Ehre zu machen suchen. Ich habe mir Alles wohl gemerkt und denke, Du wirst zufrieden sein!"

Damit drückte sie Alexander ein kleines, goldnes Kreuzchen in die Hand und lief dann eilig davon.

„Sieh mir Einer den kleinen Tollkopf," sagte Agathe, als sie Alexander das kleine Andenken betrachten sah. „Dies Kreuzchen hat sie von der Großmutter Nanny zur Taufe bekommen und wenn diese erfährt, daß sie es verschenkt, wird die alte Frau untröstlich darüber sein, weil das Unglück bringen oder jedenfalls nichts Gutes bedeuten soll. Wenn Du mir einen Gefallen erweisen willst, Alexander," fügte sie hinzu, „so gib es ihr zurück. Sie selbst und die ganze Familie hält Viel auf dies Stück und es dürfte nur Aerger geben, wenn man es vermißt."

Altdorf, den das Geschenk rührte, sah es zwar mit strahlenden Blicken an, und hätte es wohl gern behalten, da er aber dem Wunsche Agathens nicht zu widerstehen vermochte, so begab er sich denn mit dieser in das Haus zurück und darin sogleich in das Gemach, das Natalie als das ihrige angewiesen erhalten hatte.

Er traf das Mädchen, in Thränen aufgelöst, am Fenster sitzen.

„Was hast Du, Natalie?“ fragte er sie.

„Was ich habe?“ entgegnete diese heftig, beinahe zankend; „nun freilich, Du gestattest wohl nur Agathen, wegen Deiner Abreise betrübt zu sein, oder wenigstens interessirt es Dich nur bei dieser. Wir Andern sind Dir gleichgültig?“

„Nicht doch,“ erwiederte Alexander, indem er das thränenüberströmte Gesicht des seltsamen Kindes sanft an seine Brust drückte, „nicht doch, Natalie. Es ist mir keineswegs gleichgültig, zu bemerken, wie nah Dir meine Abreise zu Herzen geht. Du bist eine gute, liebe Seele, die ich nie vergessen werde und von der zu hören mir stets Freude machen soll. Agathe wird mir von Dir schreiben . . . . .“

„Agathe!“ fuhr das Mädchen auf. „O, Agathe wird was Rechtes von mir wissen! Laß Dir von ihr über ihre Ballgarderobe, ihre Tänzer, ihre neuen Moden und Hüte schreiben, davon wird sie zu melden haben, von mir gewiß nicht.“

„Du bist ungerecht,“ unterbrach sie Altdorf.

„Und Du thöricht und blind,“ rief Natalie heftig, indem sie sich gegen Altdorf warf und seine Hüften mit ihren Armen umklammerte. „Agathe versteht Dich nicht und liebt Dich auch nicht!“ setzte sie schluchzend hinzu. „Sie wird Dich nicht so glücklich machen, als Du es verdienst!“

Alexander, von diesen Worten und dem Ausbruch des Gefühls bei dem Mädchen halb erschreckt und halb im Innersten ergriffen, riß sie mit einer Art von Leidenschaft in seine Arme empor, wo sie dann die ihrigen um seinen Hals schlingend, ihr weinendes Antlitz mit so nervöser Heftigkeit an seine Schulter legte, daß ihm fast der Athem darüber verging.

„Natalie, Natalie!“ rief er endlich, als er wieder etwas zu Luft gekommen war, „wie wehe thust Du mir!“

„Ich kann nicht anders,“ lautete die noch immer unter starkem Schluchzen hervorgebrachte Antwort. „Sei nicht böse, Alexander, ich kann nicht anders.“

Altdorf ließ sie nun von seinen Armen auf ihren Stuhl herab und indem er noch einmal die hohe, kalte Stirn des Kindes küßte, wendete er sich der Thür zu, um das kleine Zimmer zu verlassen.

An der Schwelle blieb er plötzlich stehen.

„Beinahe hätte ich vergessen, weswegen ich eigentlich kam,“ sagte er, sich zu Natalien zurückwendend. „Nimm hier Dein Taufkreuzchen zurück, liebes Herz. Agathe hat mir gesagt, daß die Deinigen es nur schmerzlich an Deinem Halse vermissen und glauben würden, daß Dir ein Unglück zustoßen müsse.“

„Laß sie glauben, was sie wollen,“ entgegnete Natalie. „Mich kümmert das nicht. Das Kreuzchen ist das einzige Kleinod, das ich besitze, und darum sollst Du es haben, nur Du, Alexander, Niemand sonst auf der ganzen Welt.“

„Deine Liebe rührt mich tief, süßes Kind,“ sagte Altdorf, „und nie in meinem Leben werde ich sie vergessen. Aber ich möchte den Deinen nicht gern Kummer machen; darum behalte das Kreuzchen!“

Mit diesen Worten entfernte er sich eilig.

Natalie aber, als sie sah, daß er sie verlassen, nahm ihr verschmähtes Kreuzchen in die Hand, küßte es viele Male und sagte dann, trotzig ihren Kopf zurückwerfend: „Du sollst es doch mitnehmen, das liebe Kreuzchen. Dafür will ich sorgen.“

Und in der That, Alexander von Altdorf nahm es mit. Als er nämlich am andern Morgen auf die Eisenbahn kam, wohin er seinen Diener mit dem Gepäck vorausgeschickt hatte, überreichte ihm dieser ein kleines Päckchen, das seinen Namen als Aufschrift trug.

Als er, es verwundert und unentschlossen in den Händen her und hindrehend, fragte, wer es ihm gegeben, antwortete der Bursche: „Das kleine Fräulein Fahrentrop hat es mir selbst gebracht. Sie wartete schon auf dem Bahnhof, als ich kam.“

Als Alexander es nun öffnete, fand er das Kreuzchen und die folgenden Worte von Nataliens Hand: „Nimm das Kreuzchen nur mit und behalte es als Andenken an mich. Ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn Du es mir wiedergäbst! Wäre es mir doch ein Zeichen, daß Du ganz und gar nicht liebst Deine Dir ewig verbundene Schülerin Natalie Fahrentrop.“

Die einfachen, fast rauh klingenden und wie er wußte, doch so viel tiefes Gefühl verbergenden Worte ergriffen den Abreisenden mit einer unbeschreiblichen Macht. Er küßte sie und das Kreuzchen mehrere Male und barg Beides dann sorgfältig in einem Portefeuille, daß er über dem Herzen zu tragen pflegte, weil eine Locke seiner theuren, frühverstorbenen Mutter darin ruhte.

„Drei Jahre sind eine lange Zeit und verändern viel!“ hatte Natalie damals gesagt und wie Recht sie mit diesem Ausspruche gehabt, empfand Alexander von Altdorf nur zu wohl, als er nach Verlauf derselben aus dem schönen Italien auf den Schauplatz seiner Liebe zurückgekehrt war.

Es war gegen die Zeit der Dämmerung, wie vor drei Jahren, als er sich mit Agathen im Garten verlobt und sie sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatten, sich nach die-

ser Zeit unter jenem Baume mit dem verschlungenen Doppel-A wiederzusehen, als er das Hotel verlassend, in dem er abgestiegen, den Weg nach dem Fahrentrop'schen Hause nahm.

Im Gehen überdachte er noch einmal mit blutendem Herzen das Geschehene und wie auf seinem Gange, so wollen wir ihn auch in seinem Denken begleiten, das zum Verständniß unsrer Geschichte durchaus nöthig sein möchte.

Alexander von Altdorf hatte in Rom in dem Atelier eines berühmten Bildhauers gearbeitet, und, angeregt von den unsterblichen Meisterwerken der Alten, welche die Sieben-Hügelstadt in sich schließt, und gefördert durch die Unterweisungen seines genialen Lehrers, in kurzer Zeit die überraschendsten Darlegungen von seinem Talente gegeben. Mehrere kleinere Statuen — ein schlafendes Mädchen — ein tanzender Faun — ein Kind mit einer Taube und Andres — hatten rasch die Blicke der Kenner auf ihn gerichtet und nachdem er ein reizendes Modell zu einem Brunnen entworfen, das er für eines der Lustschlösser seines Monarchen in Marmor auszuführen, den Auftrag erhalten hatte, durfte er seine Laufbahn als günstig eröffnet und seinen Ruf als Künstler gleichsam für begründet erachten.

Nach dieser Seite hin hatte er also allen Grund, mit sich selbst sowohl als seinem Geschicke zufrieden zu sein. Nichtsdestoweniger war er nicht glücklich und konnte es auch nicht gut sein, denn Agathe — um es kurz zu sagen — Agathe hatte ihn vergessen und einen reichen jungen Engländer, einen Mister Edwards geheirathet.

Ein Jahr lang war sie in emsigem Briefwechsel mit Altdorf geblieben, dann fingen ihre Briefe an, seltener und kürzer zu werden und endlich blieben sie ganz aus. Nach vielfachem Schreiben seinerseits an den alten Herrn Fahrentrop, an Frau Fahrentrop und einige ihm bekannte Freunde des Hauses, wurde ihm endlich die Anzeige des Ersteren, daß sich Agathe vermählt und mit ihrem Gatten nach England begeben habe.

Einer der von Alexander in Anspruch genommenen Hausfreunde, der den jungen Künstler aufrichtig verehrte und den Schmerz wohl zu ermessen im Stande sein mochte, der ihm durch die kurze Meldung des alten Herrn Fahrentrop erwachsen mußte, machte sich daran, dem Verlassenen die ganze Geschichte von Agathens neuer Liebe und seinem Unglück zu schildern.

„Ein Jahr mochten Sie etwa fort sein, mein verehrter, junger Freund," hieß es in dem Schreiben, „als hier ein Mister Edwards erschien, der ungeheuer reich und von angenehmem Aeußern, sehr bald der Löwe nicht nur der Börse, sondern auch der Salons und Boudoirs wurde. Er ließ sich hier in fabelhafte Kornspeculationen und nebenbei in manche galante Bewerbung ein, von denen sich sehr bald als die ernsthafteste gemeinte und eifrigste die um die Hand und das Herz von Agathen erkennen ließ. Eine Weile schien es, als ob diese nicht Lust habe, sie anzunehmen; schließlich mögen aber die Solidität, der Reichthum und das angenehme Wesen des Mannes, verbunden mit den Ueberredungskünsten der Eltern und Verwandten das Ihrige gethan und den Willen des jungen Mädchens geändert haben, denn kurz und gut, die Verlobung und bald darnach die Hochzeit erfolgten, noch ehe man recht über diese Ereignisse zur Besinnung gekommen.

„Jetzt weilt das junge Ehepaar nun schon seit Wochen in England und zwar in Liverpool, wo sich das Geschäft des Mannes befindet, das eines der großartigsten ist, die das mächtige Britannien aufzuweisen hat."

Dies und der sonstige, hier nicht weiter zu erörternde Inhalt des Briefes war es, was Alexander von Altdorf's Gedanken beschäftigte, als er den ehedem so oft und mit freudig klopfendem Herzen zurückgelegten Weg nach dem Fahrentrop'schen Hause abermals, aber diesmal in ganz entgegengesetzter Gefühlsstimmung zurücklegte.

„An welch' ein leeres, frivoles Wesen," sagte er still zu sich selbst, „hast du thöricht Verblendeter deine heiligsten Empfindungen weggeworfen! Elender Mammon, ein erträglich hübsches Gesicht und die Ueberredung der Familie genügten, es seinen Schwüren und Gelöbnissen untreu zu machen. O, wie habe ich nur von seinen erbärmlichen Künsten mich täuschen lassen können?"

„Ja, wie habe ich nur von Agathen mich täuschen lassen können?" wiederholte er, indem er jetzt plötzlich an Natalie und deren Warnung gedachte. „Das Kind war einsichtiger und klüger als ich," fügte er leise und vor sich hinmurmelnd hinzu. „Es hat mir ja gleich gesagt, daß sie mich nicht lieben und niemals glücklich machen werde. Ich Narr achtete nicht darauf und muß nun nur allzutief meinen Irrthum büßen."

So zu sich selber sprechend, betrat er das Fahrentrop'sche Haus grade im Moment, da es leise zu dämmern begann. Nach Herrn und Frau Fahrentrop fragend und erfahrend, daß sie aus seien, ging er, unter dem Vorgeben, sich einen Augenblick ausruhen zu wollen, in den Garten hinab, in dem er nun mit dem marternden Gefühl einer seltsamen Wehmuth die Gänge hinunter der Stelle zuschritt, an der er vor drei Jahren sich der Ungetreuen verlobte.

Als die Stille der schattigen Alleen ihn in ihre Dämmerung aufnahm, als er die Bäume

wieder leise rauschen und verschlafene Vögel, wie ehedem, darin piepen hörte, als er die alten, vertrauten Gartensitze, die Blumenbeete, die weißen Statuen, die kleinen Einsiedeleien und Grotten wiedererkannte, da überkam ihn eine so wehmüthige Empfindung, daß ihm die Thränen in die Augen traten und er nur mit mühsam unterdrücktem Schluchzen auf der bekannten Bank unter den eingeschnittenen Namenszeichen, den Kopf in die Hände verbergend, sich niederlassen konnte.

Sein ganzes Liebeleben von damals ging an seiner Seele vorüber; er fühlte noch einmal alles Glück und alle Wonne jener Tage und sah deutlich in all' seiner Lieblichkeit das verführerisch lächelnde Bild Agathens vor sich.

„O, Agathe! Warum hast Du mir das gethan?" rief er im Uebermaß seines Schmerzes endlich laut in den Abend hinein, indem er sich aufrichtend, nach dem Hause blickte, als wenn sie von daher zu ihm herangetreten kommen müßte.

Und in der That sah er — er wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit sei — eine weibliche Erscheinung die Gänge herauf sich entgegeneilen. Er glaubte ihre Gestalt, ihren Gang, ihr Haar und kurz seine Geliebte vor sich zu sehen, und in dem Wahn, daß ihre Untreue nur eine Verläumdung, eine Prüfung für ihn oder wohl gar nur ein Mißverständniß sei, stürzte er auf sie zu, und schloß sie, kaum erreicht, mit heißer Inbrunst an sein Herz. Er küßte ihr Haar, ihre Stirn, ihre Schultern, ihr Kleid, aber dies Alles, ohne ihren Kopf von seinem Herzen zu lassen.

„O, ich wußte es ja, daß Du mich nicht lassen würdest!" rief er endlich, ein wenig zu sich selber kommend. „Sieh' mich an, Agathe, und sage mir, sage mir, daß Du mich noch liebst und daß Dein Herz mir geblieben ist. Hier an diesem Baume und seinen eingeschnittenen Zeichen, die den Bund unsrer Herzen besiegelt haben, gib mir die beseligende Gewißheit seines unverletzten Bestandes. Blick' her," sprach er weiter, indem er sich umwandte und auf den hell vom Mond beschienenen Stamm der Linde sah, „blick her, hier ist noch ein Buchstabe in den andern verschlungen, noch ein A umrankt von einem andern . . . . . "

A, wollte er sagen, aber der Laut erstarrte ihm auf der Zunge, denn als er genau und deutlich zusah, war nur noch einer dieser Buchstaben da und aus dem zweiten mit geschickter Hand ein N gemacht, das sich kunstvoll in den ersten hineinrankte.

Nun erst kam er zur vollen Besinnung. Er trat einen Schritt von dem weiblichen Wesen, das er noch immer im Arm gehalten, zurück, und blickte es groß und mit verwunderten Augen an, nun gewahrend, daß es nicht Agathe sei.

„O mein Himmel, was that ich?" rief er erschrocken, indem er die Hände vor die Augen schlug.

„Nichts, was Sie zu bereuen hätten," sagte nun eine wohlklingende, volle Stimme neben ihm. „Es ist Natalie, Ihre Schülerin, die Sie zu begrüßen kommt, Natalie, die Ihnen Alles verdankt, Natalie, die arme, bei Seite gestoßene Natalie, die nur darauf sinnt, das Unrecht gut zu machen, das Ihnen die flatterhafte Schwester zugefügt."

„Natalie?" fragte Altdorf wie im Traume. „Natalie, das kleine, seltsame Mädchen von ehedem?"

„Das kleine, seltsame Mädchen von ehedem ist es, das jetzt ausgewachsen und großjährig vor Ihnen steht, vor Ihnen, Alexander, der Sie von je diesem Mädchen ein angebeteter Freund, ein Vertrauter und Seelenverwandter waren. O, Alexander," fuhr sie immer erregter werdend fort, „Sie erinnern sich wohl noch, wie ich Sie vor Agathe gewarnt, wie ich schon damals Ihnen gesagt, daß sie Sie nicht lieben und glücklich machen könne, wie Sie es verdienen. Damals waren es nur ein unklares Gefühl, ein dunkler Instinkt, die mir diese Worte auf die Zunge legten, heut wird es die volle Ueberzeugung, das klare Bewußtsein, die sie mich wiederholen lassen. Ja, Alexander, ja, Agathe ist nicht das Wesen, das Sie zu verstehen, das Sie zu würdigen wüßte. Sie ist ihrem ganzen Sein nach allzuviel in das weltliche Leben und Treiben, in die Freuden und Genüsse der Erde aufgegangen, ihr Herz ist zu sehr in den alltäglichsten Dingen befangen und ihr Geist zu aufschwunglos und leer, als daß sie Sie zu erfassen und zu begreifen vermögen sollte. Das vermag nur ich, Altdorf, die ich gleichsam von Ihnen gebildet, von Ihnen beseelt und gehoben worden bin. O, Alexander, ich bin groß geworden und erwachsen in verehrender und liebender Hingebung zu Ihnen. Ihnen haben die ersten Schläge meines erwachenden Herzens, alle Träume und Wünsche meiner einsamen, verlassenen Jugend gehört. Ich habe Sie von Kindheit an geliebt und nur ich, nur ich kann Sie glücklich machen!"

So sprechend, sank sie mit überströmendem Gesicht an Altdorf's Brust, der überrascht und staunend dastand und nicht wußte, wie ihm geschah.

War das Natalie, die kleine, wenig hübsche Natalie, Natalie, das mürrische, verdrossene Kind, das vor ihm stand? Wie er sie zurückdrängend im hellen Mondenschimmer betrachtete, konnte er es kaum glauben. Das junge Mädchen vor ihm war schlank und von den

edelsten Formen. Ihr früher fahlbräunlich, fast röthlich erscheinendes Haar, war völlig dunkel-schwarz geworden, mit einem Anflug von Dem, was man im Alterthum Purpur nannte; ihre Stirn zeigte sich hoch und frei gewölbt, ihre Augen groß und schwarz; ihre Nase, ihre Stirn und das Kinn erwiesen sich vom strengsten und edelsten Schnitte. Man konnte bei ihrer hohen, vollen Gestalt eine Antigone vor sich zu sehen meinen.

Altdorf stand wie geblendet vor dieser Erscheinung, als er sie so zergliedernd musterte. Er hätte fast wünschen mögen, sie gemeißelt und wie Pygmalion durch seine Küsse und Umarmungen belebt zu haben: so ideal, so fabelhaft schön erschien sie ihm.

„Natalie! Ist dies Alles denn kein Traum?“ rief er nach einer Weile, in der er gierig ihre Reize mit den Blicken eingesogen. „Bist Du es denn wirklich und liebst Du mich wahrhaft und im Ernst?“

„Wahrhaft und im Ernst!“ betheuerte Natalie, indem sie in seine Arme sinkend fortfuhr: „Sieh, nur Dich, nur Dich ganz allein habe ich geliebt; Du bist die erste und einzige Liebe meines Lebens, sein ganzes Glück, auf das ich gehofft, von dem ich geträumt, seitdem ich denken gelernt. O, Alexander, ich wußte, daß Agathe Dir nicht angehören konnte; ich wußte, daß nur ich Dich glücklich zu machen wissen würde. Daher habe ich denn auch damals, als Agathe ihre Hand einem Andern gab, in vorahnender Gewißheit das eine A in der Rinde des Baumes in ein N verwandelt. A und N, N und A sollen sich umschlungen und umschlossen halten, wie unsre Seelen und Herzen, Geliebter!“

Altdorf war entzückt und berauscht. Sein Herz, das so eben erst die Schmerzen des Allein- und Verlassenseins schwer genug empfunden hatte, gab sich nun um so schrankenloser dem Gefühl der neuen Liebe hin. Er konnte nicht satt werden, Natalie anzuschauen, sie an sich zu drücken, zu küssen und ihr das Haar zu streicheln. Er war nie glücklicher gewesen, als jetzt, wo er, nachdem er die volle Bitterkeit des Leids nur kaum erst ausgekostet, sich so unerwartet von neuer Seligkeit überschüttet sah.

Und diese Seligkeit schien eine wahre und beständige werden zu wollen, denn Natalie entfaltete mit jedem Tage, den er in ihrer Nähe war, immer höhere und schönere Eigenschaften.

Ihr künstlerisches Talent hatte sich herrlich entwickelt. Sie zeichnete und malte mit einer Meisterschaft, die weit den Dilettantismus überflügelte. Daneben war sie hoch gebildet, voll Anmuth und Geist, kurz ein ausgezeichnetes und in jeder Beziehung hervorragendes Wesen, ein Wesen, das die Erinnerung an Agathe bald so gänzlich in den Schatten gestellt hatte, daß es Alexander oft schien, als sei seine Empfindung für sie nur eine erträumte oder eingebildete gewesen. Er konnte sich gar nicht denken, daß er je eine Andere zu lieben vermocht habe, als Natalie. Natalie entsprach so ganz dem Ideale, das er von dem Weibe seiner Neigung im Herzen trug, daß ihm jetzt nachträglich die Liebe zu deren Schwester fast wie eine Verirrung und Abtrünnigkeit bedünken wollte, die er durch doppelte Hingebung und Wärme gegen die früherhin so thöricht Zurückgesetzte gut zu machen versuchte.

Aus diesem Grunde beeilte er auch, so viel als möglich, die Verbindung, gegen die von keiner Seite her ein Einwand erhoben wurde.

Alexander von Altdorf war jetzt ein Mann, der seine ehrenvolle Stellung in der Kunst-, wie in der wirklichen Welt für begründet ansehen durfte. Er besaß den Namen eines ausgezeichneten Künstlers und die Gunst seines Monarchen, die ihm viele Aufträge verhieß; außerdem bezog er den sehr anständigen Gehalt eines Professors an der großen Kunstakademie. Sein Loos durfte also als ein glücklich befestigtes gelten und die Fahrentrop'sche Familie keinerlei Besorgniß in dieser Beziehung hegen. In jeder andern beruhigte Nataliens Liebe und Altdorf's Charakter.

So ward denn die Einwilligung gegeben und das Paar getraut, das nach seiner Vereinigung sofort nach D...., dem neuen Bestimmungsorte desselben, aufbrach und sich dort für immer niederließ.

Käme es uns nur darauf an, unsern Lesern eine Erzählung mit versöhnendem Schlusse zu geben, so hätten wir allen Grund, hier zu schließen; aber wir wollen mehr und in unsrer kleinen Geschichte das Spiegelbild von Begebenheiten geben, wie sie in der Wirklichkeit sich ereignet, die oft weit über die artistische Concilianz hinaus aller Voraussetzungen spottet und uns Dinge erleben und erfahren läßt, die außerhalb auch der verwegensten Berechnung liegen.

Wer denkt, wenn er Alexander von Altdorf und Natalie Fahrentrop nach einem so begeisterten und schönen Liebeleben glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen sieht, daß in diesem erst die wahren und fürchterlichsten Stürme über sie und ihre Herzen hereinbrechen sollen.

Und doch war es so.

Nachdem der erste, schöne Rausch vorüber, zeigte sich doch, daß die Naturen der beiden Gatten nicht ganz so für einander geschaffen waren, als sie selbst und Andere es erwartet.

Natalie, die sich ziemlich selbst überlassen aufgewachsen war, war ein kecker, zugreifender,

aber auch etwas eigenwilliger Charakter geworden. Gewohnt zu thun und zu handeln, wie es ihr recht und gut dünkte, vermochte sie wenig sich unterzuordnen und in einen andern Willen zu fügen. Von Kindheit an Alexander von Altdorf als ihr und sich als sein Eigenthum ansehend, war er gewissermaßen das einzige Wesen geworden, zu dem sie sympathetisch sich hingezogen fühlte und in diesem Gefühl aufgehend, war Alles, was sie an Hingebung, Weichheit des Herzens und der Seele besaß, ihm in bacchantischer Begeisterung entgegengetragen worden. Es war ihr guter Wille, mehr, ihre fixe Idee: ihn zu lieben und von ihm geliebt zu sein und darum war ihr Nichts zu schwer erschienen, seine Liebe sich zu erobern und ihm die ihrige zu erkennen zu geben.

Nachdem dies aber einmal geschehen und der so lange zurückgehaltene Liebesaufschwung ihres Innern sich gelegt, begann auch wieder ihr determinirtes und selbständiges Wesen hervorzutreten. Sie vermochte zunächst nicht, das künstlerische Interesse ihres Mannes über ihr eigenes zu setzen oder auch nur mit diesem auf verständige Weise zu vereinbaren. Sie ging bald in der Kunst ihre eigenen Wege und ließ Altdorf die seinigen gehen. Die Sculptur und die Malerei, meinte sie geistreich, sind Künste, die wie Bruder und Schwester in einer Wiege gelegen haben, aber nachher so auseinandergehen, daß sie eigentlich sich nie wieder vereinigen können. Die eine braucht vom Geist nur so viel, als sich davon verkörpern oder doch durch den Körper ausdrücken läßt; die andere vom Körper nur so viel, als davon zu vergeistigen, d. h. zur Ausprägung und Erscheinung eines Affectes zu verwenden ist: der Vorwurf des Meißels, seine Aufgabe und Mission ist, die Bewegung da zu erfassen, wo sich ihr eine Grenze setzen läßt; die Malerei hingegen muß den Moment fixiren, der erst eigentlich die Handlung zuläßt.

Mit diesen und ähnlichen Definitionen, deren spitzfindige Gewagtheit wir nicht immer anzuerkennen im Stande wären, beschönigte sie die geringe Theilnahme, welche sie nach und nach für Alexander's artistisches Schaffen an den Tag zu legen begann, und wenn er den Mangel dieser schon schwer genug empfand, so empfand er doch noch mehr die geringe Lust und das wenige Talent, welche sie zeigte, ihm die Häuslichkeit angenehm zu machen.

Ihr Atelier war ihr Boudoir, das Museum ihr Salon. Wie es um Küche, Keller, Wohnstube und Eßsaal stand, darum kümmerte sie sich nicht. Nun hatte sie zwar eigenes Vermögen genug und Altdorf verdiente so viel, daß sie nicht nöthig hatte die Wirthschaft selbst zu führen. Köchin, Haushälterin, Diener und Kammermädchen befanden sich im Hause und daß dieses angenehm und einen wohnlichen Eindruck, namentlich für die Bewohner selber mache, dazu bedurfte es nur eines überwachenden Auges, eines Geistes, der über Alles und auch das Kleinste seinen eigen gestaltenden und waltenden Hauch ausbreite. Aber eben daran fehlte es. Natalie besaß dafür keinen Sinn. Die Hausfrau verschwand vor der Künstlerin, die stille Häuslichkeit vor dem Getreibe der Kunstwelt. Sie wollte Geltung, Namen, Anerkennung in der Menge haben und vor diesem Wunsch und Streben verlor sich das bescheidene und in der Stille verborgene Glück der Gattin in ein Nichts.

Wäre sie Mutter geworden, so würden möglicherweise die Pflichten einer solchen ihrem Wesen eine andere Richtung gegeben haben; da sie aber kinderlos blieb, so ward sie in der einmal eingeschlagenen nur bestärkt und weiter geführt, und zwar in einem Grade, daß Altdorf nur zu bald die traurigen Folgen davon in seinem Daheim zu empfinden Gelegenheit hatte.

Es erschien Alles glänzend und prachtvoll in seiner Behausung, aber es fehlte darin, was aller Pomp und Luxus nicht zu ersetzen vermag, die Behaglichkeit und jene Weihe der Häuslichkeit, die nur das Walten eines echt weiblichen Geistes über bewohnte Räume auszubreiten im Stande ist. Mag der Mann noch so viel Schönheitssinn, Geschmack und Lust an häuslicher Einrichtung haben, er wird elegante und immerhin für das Auge gefällige Zimmer herzustellen, aber in ihnen nie jenes anmuthende Arrangement zu verkörpern vermögen, das, wie es scheint, ausschließlich das Geheimniß einer weiblichen Seele ist und wohl auch für alle Zeit bleiben dürfte.

Natalie hatte zum Unglück von diesem Geheimniß keine Spur in sich. Ihre Zimmer wiesen durchaus nichts Eigenthümliches auf und die Möbel standen darin entweder ganz dem gewöhnlichen Gebrauch gemäß, oder an Stellen, an die sie, wie man sehr leicht merken konnte, nur der Zufall oder vollständige Unachtsamkeit gebracht hatten. Ein bestimmter Charakter oder eine gewisse Originalität sprachen sich in ihrer Umgebung nirgends aus.

Alexander von Altdorf empfand das schmerzlich genug und suchte wenigstens Symmetrie und Ordnung in den Räumen zu erhalten; da aber seine Frau sich darauf weiter gar nicht einließ, so konnte es nicht fehlen, daß die Einrichtung einen etwas steifen, frostigen und öden Eindruck machte.

Von diesem Eindruck ging im Lauf der Zeit immer mehr und mehr auf die Bewohner selber über und zwar in solchem Grade, daß nach dem Verlauf von einigen Jahren

die Ehe unsers Paares als eine keineswegs glückliche angesehen werden konnte.

Zwar stritten oder entzweiten sich Beide nicht, aber sie gingen, was bei Weitem schlimmer ist, beinahe gleichgültig und theilnahmlos nebeneinander hin. Jeder von ihnen lebte für sich und es war eben nur das äußerliche Band, das sie zusammenhielt.

Um diese Zeit erschien plötzlich Agathe wieder, die in England Wittwe geworden und nun mit ihrem sechsjährigen Sohne nach D..... kam, um sich da auf einige Zeit niederzulassen.

Wie es hieß, war auch ihre Ehe nicht glücklich gewesen und wer sich nur einigermaßen auf das Enträthseln menschlicher Gesichtszüge verstand, mußte die Bestätigung dieses Gerüchts aus ihren Mienen herauslesen können.

Mistreß Edwards hatte ihre Jugendfrische beinahe ganz verloren. Sie war abgemagert und bleich, und statt der lächelnden Lieblichkeit, die sonst ihr Antlitz verschönte, lagerte ein Hauch so unverkennbarer Wehmuth darüber, daß es fast unmöglich war, sie ohne Mitgefühl zu betrachten.

Aber nicht nur im Aeußern, auch innerlich hatte sich Agathe verändert. Sie war jetzt still, sprach wenig und das Wenige mit Bedacht und einem Ton der Stimme, der wie mit Schmerz umflort, auf ein tiefes und resignirtes Seelenleben hinzudeuten schien.

Alexander von Altdorf, der an den Frauen irre geworden war und ihr zuerst kühl und zurückhaltend begegnete, konnte auf die Länge diesem Ton, ihren leidenden Mienen und dem stillen Wesen doch nicht widerstehen und fand sich allmälig auf's Neue zu ihr hingezogen.

„Du hast dich in Agathen doch nicht ganz getäuscht," pflegte er wohl zu sich selbst zu sagen, wenn er mit ihr zusammengewesen war. „Sie ist früher allerdings oberflächlich und in den frivolsten Dingen der Welt befangen gewesen; allein sie trug warmes Gefühl und Bildungsstoff genug in sich, um sich an deiner Seite zu hingebender Liebe und einem höhern Leben aufzuschwingen."

Agathe selbst mochte wohl etwas Aehnliches empfinden. Nur zu bald erkannte sie, daß Alexander mit Natalie nicht glücklich war und warum er es nicht war. Unmerklich begann sie deshalb ihm einigermaßen Das zu ersetzen, was ihre Schwester ihm nicht zu geben verstand. Sie ordnete dies und jenes in der Einrichtung, brachte bessere Ordnung in die Aufstellung, und in sein ganzes häusliches Leben einen Anhauch von Gemüthlichkeit.

Da sie jetzt viel und mit Nachdenken las, in das Wesen der verschiedenen Künste sorgsam und verständnißvoll einging, Altdorf's artistischer Wirksamkeit das lebhafteste Interesse schenkte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mit diesem auch sofort die vielfachsten und intimsten Berührungspunkte fand.

Natalie bemerkte das wohl, beachtete es aber anfangs sehr wenig. Eines Tages jedoch, als sie sich in der Gemäldegalerie, wo sie ein Meisterstück Raphael's copirte, verspätet und Alexander und Agathe mit dem Mittagsmahl auf sich hatte warten lassen, trat sie in geräuschloser Eile grade in dem Augenblick in ein Nebenzimmer, in dem jene Beiden in ein äußerst lebendig geführtes Gespräch vertieft waren.

Schon auf der Schwelle, aber noch von einer Portière verborgen, hörte sie Agathe sagen:

„Die bittersten Lebenserfahrungen und eine von Grund aus unglückliche Ehe haben mich erkennen lassen, wie sehr ich gegen Sie gefehlt und was ich in Ihnen verloren. Meine Thorheit und Verblendung ist fürchterlich bestraft worden, aber diese Strafe ist gerecht und ich habe sie mit Ergebung über mich hingehen lassen. Aber Sie, Alexander, wodurch haben Sie verdient, so unglücklich zu sein, wie Sie es sind? Denn Sie sind es und zwar in hohem Grade, wie Sie mir nicht leugnen können. Als ich in England und bereits selbst tief unglücklich Ihre Verbindung mit Natalie erfuhr, bin ich mit weinender Inbrunst auf meine Knie gesunken, Gott zu bitten: Sie wenigstens an der Seite meiner Schwester glücklich werden zu lassen. Gott hat meine Bitte nicht erhört und Ihr Unglück verschärft nun erst das meinige so, daß ich es wie kreuzweis übereinandergelegte Messer wühlend in meinem Herzen fühle."

Da ihr bei diesen Worten schwere Thränen aus den Augen stürzten und ihre Stimme in Schluchzen erstickten, entstand nun ein peinliches Schweigen, das Alexander etwa folgendermaßen unterbrach:

„Es ist ein eigenes Mißgeschick, das über unsern Herzen gewaltet hat. Wer von uns am meisten dazu beigetragen, es auf dieselben niederzuziehen, wollen wir unerörtert lassen. Es ist nun einmal da und Jeder muß auf seine Weise suchen, sich damit abzufinden. Was mich betrifft, so habe ich gelernt, auf Glück zu verzichten. Natalie ist ein Weib von hoher Bedeutung und vielleicht, daß sie als Künstlerin dermaleinst noch eine epochemachende Stelle einnimmt. Sie besitzt ein großes Talent, seltenen Aufschwung des Geistes und ein Streben, das auch vor den höchsten Zielen nicht zurückschreckt. Daß sie sich mir vermählt, ist in Folge einer Jugendcaprice und wie ich annehmen muß ohne eine innere Nothwendigkeit ihres Herzens geschehen. Vielleicht ist die Liebe überhaupt

ein Gefühl von nur untergeordneter Bedeutung in ihr und daß sie mir grade es zutrug, geschah vielleicht nur aus einer Art von Widerspruch gegen Sie, Agathe, und aus einem gewissen Mitleiden für mich. Sie erinnern sich, daß sie in einem mädchenhaften Hochmuthe gewissermassen nur mit Geringschätzung auf Sie und Ihr damaliges Treiben herabsah. Noch als sie ein Kind und die Psyche gleichsam noch ohne Flügel in ihr war, athmete doch schon ein hoher Geist in ihr, der über Ihr tändelndes Beginnen von damals die Achseln zuckte, und zucken konnte, Agathe. Sie waren damals anders als jetzt: eine reizende Libelle, die über dem Strome des Lebens im Sonnenschein begünstigter Umstände gaukelnd auf- und niederschwebte. Nataliens brütender Geist und künstlerischer Instinkt sah tiefer und erkannte mich mehr, als Sie. Als Sie nun später mich aufgaben, beschlich sie ein Bedauern über meine Zurücksetzung und mit diesem ein Aufopferungsenthusiasmus, den sie irrthümlich für Liebe hielt. Dieser Irrthum, dessen schöne Seite ich nur zu wohl zu würdigen weiß, hat sie und mich zusammengeführt und in dieser Zusammenführung uns Beide unglücklich gemacht. Wen am meisten, mag Gott, der Allmächtige, wissen."

Nach dieser Rede, welcher Natalie mit der spannendsten Aufmerksamkeit zugehört und die eine wunderbare Helle über ihre Seele ausbreitete, schlug sie die Vorhänge der Thür auseinander und auf Altdorf zustürzend, rief sie:

„Nicht Gott, der Allmächtige, allein, auch ich weiß, daß von uns Allen Du am unglücklichsten bist, Du, armer Alexander, dessen großes und edles Herz ich nie zu würdigen gewußt habe, trotzdem ich meinte: es mehr als Andere zu verstehen. Verzeihe, Geliebter, und gedulde Dich. Dein Elend soll ein Ende haben."

So sprechend, eilte sie, nachdem sie den Gatten heftig in ihre Arme geschlossen, zur Thür hinaus und auf ihr Zimmer, aus dem weder Agathens noch Alexanders Bitten sie bewegen konnten hervorzukommen.

„Seid unbesorgt," rief sie den Drängenden hinter der verriegelten Thür hervor. „Ich werde nichts Schreckliches thun, aber was ich zu thun mir vorgenommen, auch trotz aller Einwendungen und etwaigen Hindernisse zur Ausführung bringen. Laßt mich also gewähren und ängstigt Euch nicht. Nur, wenn Ihr Euch meinem Handeln widersetzt, werdet Ihr mich zum Aeußersten bringen und die Folgen über Euch zu nehmen haben."

Da man jedes Aufsehn vermeiden und Natalie, deren Natur man kannte, durch Widerstand nicht reizen wollte, zog man sich endlich von der Schwelle ihres Gemaches zurück, und nachdem Agathe und Alexander in sehr gedrückter Stimmung zu Mittag gegessen, brach die Erstere nach ihrer Wohnung auf, während der Letztere in einer sehr eigenthümlichen Geistesverfassung in der seinigen zurückblieb und auf das harrte, was Natalie auszuführen beabsichtige.

Durch ihr Mädchen ließ sie ihm am Abend sagen, daß eine dringende Beschäftigung sie auf ihrem Zimmer festhielte und er daher den Thee allein nehmen möge. Später hörte er noch oft die Thüren gehen und vieles Her- und Hinlaufen im Hause. Endlich ward es still und auch Altdorf entschlief.

Als er am Morgen erwachte, fand er auf dem Tischchen neben seinem Bett einen Brief von Nataliens Hand und darin das kleine Kreuzchen, das sie ihm einst als Kind beim Abschiede gegeben und nach ihrer Verheirathung wieder zurückgenommen hatte.

Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Das kleine Kreuzchen, theurer Alexander, das Du schon einmal als Andenken von meiner Hand empfangen, empfange es hier zum zweitenmal als solches. Möge es Dich ohne allzutiefen Kummer an Die erinnern, die es Dir gegeben und Die Dich jetzt für ewig verläßt, weil sie nur zu wohl empfindet, daß sie Dich nicht glücklich zu machen vermag. Glücklich kann Dich nur eine Frau machen, die außer Dir nichts Anderes auf Erden hat. Ich aber hatte neben Dir meine Kunst. In der Ausübung derselben meinte ich Dir erst recht naherücken, mich ganz in Dich hineinleben zu können. Aber ach, wie sehr bin ich im Irrthum gewesen! Die Kunst isolirt und trennt uns im Leben. Ich fühle es: der wahre Künstler ist immer einsam, wenn sich die Liebe nicht in Magdgestalt zu ihm findet. Der Ruhm kann sich der Liebe, die Liebe dem Ruhm verschenken, nie aber können Beide gleichberechtigt ein Herz, wenigstens kein weibliches, füllen. Es muß nothwendig das Eine über dem Andern verlieren und so ist über meiner Kunst Deine Liebe mir verloren gegangen, Deine Liebe, die ich mit der Kunst erst recht zu erlangen hoffte und die allein mir nun übrig bleibt, um mich für den Verlust zu trösten. Wohl mir, daß ich diesen Trost noch habe und daß ich ihn Dir, Deiner Anleitung und Unterweisung verdanke! Dafür sollst Du aber auch mir Etwas zu verdanken haben und zwar Dein Glück, wenn auch nicht aus meiner Hand, doch aus der Agathens, die Nichts aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hat, als die Liebe zu Dir. Sie wird Dich glücklich machen. Eine harte Schule des Lebens hat sie für diese Mission herangereift. Erfülle sie dieselbe, wie ich die zu erfüllen hoffe, die ich jetzt für die mei-

nige ansehe. Ich kehre bis zu unsrer gerichtlich ausgesprochenen Scheidung in das Haus meiner Eltern zurück und wende mich dann für immer nach Italien. Lebe wohl, Alexander! Nichts in der Welt ändert meinen Entschluß. In ewiger Anhänglichkeit

Deine Natalie."

Als Altdorf diesen Brief gelesen, schellte er seinem Diener und erfuhr von diesem, daß seine Frau früh am Morgen abgereist. Wie betäubt erhob er sich, kleidete sich an und eilte zu Agathen, an die Natalie gleichfalls und in ähnlicher Weise geschrieben.

Hier können wir füglich unsre Erzählung schließen, denn ohne Zweifel wird jeder Leser im Stande sein, sich selbst zu sagen, was nun weiter geschah. Wir fügen nur noch an, daß Natalie jetzt bereits seit Jahren in Italien lebt und einen bedeutenden Ruf als Künstlerin genießt. Alexander von Altdorf und Agathe bewohnen in D . . . . . das Haus, das vordem jener auch mit seiner ersten Gattin bewohnte. Es ist das Bild der reizendsten Häuslichkeit, die man sich denken kann und von der schönen Eintracht und Liebe, die ihre Stätte darin aufgeschlagen haben, sind zwei lachende Mädchenköpfe die lebendigen Beweise, die einen älteren Knaben in anmuthigster Lieblichkeit umspielen.

Hollands erste vierhundert Jahre.

Von

Franz Löher.

(Schluß.)

IV. Herren und Bürger.

Alle Niederlande erbebten damals unter der Wuth der Parteiungen. Ueberall stand einer geharnischten Adelspartei, welche ihre historischen Vorrechte und Aemter vertheidigte, eine Volkspartei gegenüber, um rastlos und häufig mit Grimm und Wuth gegen die hochverschanzte Stellung des Adels anzustürmen. Dieser aber selbst war uneins, auch in seine Reihen drang hier und dort die demokratische Idee ein, welche die Pulsader war für die Massen. Eine hartnäckige Fehde unter vornehmen Geschlechtern führte in der Regel dahin, daß das meistbedrohte mit den Volksführern gemeinsame Sache machte: dann nannten sich die Parteien nach den adligen Häusern, aus welchen ihre vornehmsten Häupter hervorgingen. So in Utrecht die Lichtenberger und Lokhorsten, in Geldern die Heekeren und Brokhorsten, in Lüttich die Warour und Awans. In der Stadt Lüttich flüchteten einmal nach blutigem Gefechte Hunderte von Adligen in die St. Martinskirche, die sie rasch verrammelten; das wüthende Volk aber häufte feurige Stoffe um die Thüren und Mauern; über dem brennenden Gebäude stürzte der Kirchthurm zusammen und begrub zahllose Mörder und Verfolgte. In Brüssel erhob sich wiederholt die Bürgerschaft und dachte allem Adel den Garaus zu machen. Am grausamsten war der Kampf in den großen flandrischen Städten, hier trat die nationale Erbitterung hinzu, weil der größte Theil des Adels französisch gesinnt war: erbarmungslos wütheten Schwert und Keulen der Volksmänner, Klauwarts genannt, wenn sie über jene Franzosenfreunde, die Leliarts, herfielen. Unter den Städten selbst schwankte Krieg oder Genossenschaft, je nachdem gleiche oder feindliche Parteien in ihnen die Oberhand hatten.

Diese Kämpfe waren langwierig und Glück und Niederlage wechselten darin, wie Ebbe und Fluth: das Ergebniß aber war endlich überall dasselbe. Die Adelsreihen wurden immer weiter durchbrochen, die Magistrate gingen schließlich aus gemeiner freier Bürgerschaft hervor, und diese trat dem Fürsten stolzer und unabhängiger gegenüber. Es war einmal die Zeit, wo die Macht der geschichtlichen Strömung das Bestehende niederriß, soweit es neuen staatlichen Bildungen, die sich entfalteten, Licht und Luft versperrte: der Feudaladel wurde vom Bürgerthum zum erstenmale in seinen Grundfesten erschüttert.

Die flandrischen Städte gingen in solchen Dingen allen übrigen voran. Die holländischen kamen gewöhnlich erst ein Menschenalter später so weit. Sie hatten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die herrschende Stellung des Adels nicht geschwächt, sondern seinen Bestand gradezu zertrümmert. Fortan hatte er politische Bedeutung nicht mehr durch sich allein, sondern nur in Verbindung mit den Städten. Diese traten jetzt hervor als die Ersten und Bedeutendsten im Lande, wo es galt, die Landessachen zu ordnen. Das große Beispiel der deutschen Städte, deren Bündnisse im Interregnum des Königs Frieden gewahrt hatten, war für Holland nicht verloren gewesen. Der Adel mochte immer noch Führer sein, Geld und Truppen stellten hauptsächlich die Städte und zuletzt gaben sie die Entscheidung. Als die holländischen Städte dies erreicht hatten, nahm die Stellung der Parteien auch hier eine andere, eine schärfere Wendung. Der bloß politische Kampf zwischen Adel und Städten war abgemacht, er wurde jetzt ein socialer, zwischen Herren und Bürgern. Jener bewegte sich bloß zwischen zwei Gruppen, Großadel auf der einen, Bürger auf der andern Seite: dieser sociale Kampf dagegen suchte seine entscheidenden Wahlstätten in Mitte der Städte, ja im Schooße der Familien selbst.

Als den holländischen Adel die harten Stöße getroffen hatten, mit welchen das dreizehnte Jahrhundert von ihm Abschied nahm, begab sich allmälig in seiner eignen Mitte eine Scheidung. Ein Theil hielt fortan zu den Städten, weil er sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß das städtische Princip nicht mehr zu besiegen sei. Ein anderer Theil schloß sich, erbittert durch die Verluste, um so fester und heftiger zusammen und verfolgte mit Schmähreden diejenigen Adelsgeschlechter, welche aus Gemächlichkeit oder in Sorge um Hab und Gut, — so lautete der Vorwurf, — Ueberläufer geworden. Zu diesen erklärten Städtefeinden gehörten besonders viele von jenen, welche, der Verrätherei gegen Fürst und Land beschuldigt, ihre Güter verloren hatten. Holland, früher gesegnet mit reichbegütertem Großadel, der seine Selbständigkeit nur für das Land einsetzte, hatte jetzt das Leiden eines zahlreichen armen Adels zu ertragen, der ewig zwischen Principien und engherzigen Interessen schwankt und eine Krankheit ist für jeden Staat, der ihn nicht angemessen zu beschäftigen weiß.

Dieser Kleinadel, der stets geneigt war zu Verschwörungen und Aufständen, erhielt nun aus den Städten selbst einen Zuwachs. Unter der langen bürgerfreundlichen Regierung Wilhelm's des Guten vervielfachte sich die Volksmenge der Städte, Alles strömte hin nach diesen vielberühmten Plätzen, wo man durch gescheite Thätigkeit rasch zu Reichthum und Ansehen kam. Amsterdam z. B. erwuchs in weniger als einem Menschenalter aus einem Dorfe zu einer mächtigen Seestadt. Nun waren von jeher Aemter und Rathsstellen im Besitze der ältesten Familien der Stadt, welche ihre ritterliche Freiheit mitgebracht hatten und auch in Güterbesitz und großem Gewerbe in Stadt und Umgegend den reichen Adligen es gleich thaten. Die später Kommenden hatten anfangs vertragsmäßig oder stillschweigend dieses Verhältniß gern anerkannt. Als aber die neuen Bürger fünf- und siebenmal so zahlreich und nicht wenige ebenso begütert wurden, als die alten Raths- oder Schöffengeschlechter, da begann das Fordern und Drängen, daß jeder Bürger gleiche Rechte haben müsse. Damit hörte das frühere Wohlgönnen für beide Theile auf, die Bevorrechteten stellten sich den Angriffen schroffer und geschlossener entgegen, — hier der Patricier Hochmuth, dort Haß und Wuth der Menge, Beides schoß rasch empor. Viele der Schöffenbaren lebten jetzt die meiste Zeit draußen auf ihren Landgütern und sie wie ihre Genossen in der Stadt verbanden sich enger mit der auf dem Lande gesessenen Ritterschaft. Das adlige Bewußtsein schied jetzt seine Angehörigen viel schärfer als früher vom Bürger- und Bauernstande und fügte alten Häuptlingsadel mit dem Adel der bloß Schöffenbarfreien und der Rathsgeschlechter fest zusammen.

Auf diese Art bildeten sich in der Stille die Umrisse von zwei neuen großen Parteien. Die adlige wurde nicht wenig angefeuert, als die Hennegauer Grafen, welche die Nachfolger der alten holländischen Fürsten wurden, ihre adelsstolze ehrbegierige Ritterschaft mitbrachten und sie mit der inländischen in glänzenden Hoffesten vereinigten. All dieser Adel theilte in seinem Herzen die Hoffnungen und Leiden seiner Genossen in Flandern und den übrigen Niederlanden, während den Bürgern der Kamm höher schwoll bei jeder neuen Nachricht von den Siegen ihrer dortigen Freunde. Die Regierung Wilhelm's IV., des Nachfolgers Wilhelm's des Guten, dauerte zwar nur neun Jahre, allein bei der wilden Thätigkeit und bei dem ritterlichen Sinne des Fürsten war diese Zeit lang genug, um das Land tief in Kriege und Schulden und die Städte wie den Adel in größte Aufregung zu versetzen. Bei dem ersten Zusammenstoß der öffentlichen Interessen mußte sich alles Land und Volk in Parteien spalten, gleichwie auch in der unbelebten Natur die verschiedenen Stoffe, welche sich umbilden, lange Zeit in unklarer Mischung neben einander verharren, die verwandten sich unmerklich zu einander fügen und richten, bis plötzlich bei irgend einem Anlaß alles in Bewegung geräth und an verschiedene Krystallisationspunkte anschießt.

Dies Ereigniß kam für Holland, als bei Auftreten des neuen baierischen Fürstenstammes Mutter und Sohn sich stritten um Thron und Unterthanen.

Der letzte Graf aus dem Hennegauer Stamme verblutete wieder unter den Schlachtäxten der Friesen im Herbst 1345. Er hinterließ keine Erben, als seine Schwestern, die Kaiserin und die englische Königin. Die dritte Schwester, die Gräfin von Jülich, war gestorben, die vierte gleich ihrer Mutter nach des Gatten Tode in's Kloster gegangen. Der König von England, so wie des gefallenen Grafen Oheim, der kriegerische Johann von Beaumont, machten Ansprüche auf die reichen Herrschaften. Beide verbanden sich mit einander und fanden ihre Anhänger. Es war Gefahr, daß die Lande von einander gerissen wurden. Da hielt Kaiser Ludwig feierlichen Reichstag und stellte an die deutschen Fürsten die Frage: Was Rechtens sei hinsichtlich Hollands? Und sie gaben das Weisthum: Holland sei nach Recht dem Reiche anheimgefallen, da sein Graf ohne Kind gestorben. Also belieh der Kaiser am 15. Januar 1346 zu Nürnberg seine Gemahlin Margarethe „als

die echte nächste und älteste Erbin" förmlich mit den Landen und forderte alle deren Einwohner auf, ihr, als der Landesfrau, treu und gehorsam zu sein. Im Belehnungsbriefe versprach er zugleich: er werde ohne der Fürstin Billigung diese Lande weder einzeln noch zusammen jemals an Andere veräußern. Einige Monate später bekräftigte er dieses Versprechen noch mit dem Zusatze: daß er Hennegau, Holland, Seeland und Friesland niemals trennen wolle. Kaiser Ludwig sorgte durch dieses Versprechen eben so sehr für die theuersten Interessen des Reiches als seines Hauses. Die Engländer hatten schon längst auf die schönen Lande ein begehrliches Auge geworfen, hier hätten sie zu ihren Kriegen gegen Frankreich die trefflichen Festungen, Flotten und Kriegsleute gefunden. Daher strebte der französische König, die Ansprüche seines englischen Gegners in Holland zu lähmen, und es gelang ihm, Johann von Beaumont auf seine Seite zu ziehen. Jetzt wurde der Kaiserin, als sie bald nach ihrer Belehnung nach Holland eilte, allgemein gehuldigt, freilich mußte sie die Huldigung von vielen Städten erst erkaufen durch Vermehrung ihrer alten Freiheiten und Privilegien, und Gunstbezeugungen mit vollen Händen ausstreuen. Auch gelobte sie, keinen Krieg außer Landes zu führen außer mit Genehmigung der Stände. Rechte Treue fand die Fürstin von Anfang an bei den Brederode, Leck, Vinkhorst und andern alten und vornehmen Geschlechtern, welche sich jetzt schon als die Führer der Herrenpartei herausstellten. Aus diesen bestellte sie ihrem kaum sechzehnjährigen zweiten Sohne Wilhelm, ihrem erklärten Nachfolger, als ihr Gemahl sie noch im selben Jahre wieder nach Deutschland rief, einen Rath, in welchem auch Johann von Beaumont saß, der zugleich Statthalter von Hennegau war.

Der junge Fürst, voll Kriegs- und Lebelust, empfand ungern die Schranken, mit welchen ihn die von der Mutter bestellten Räthe umgaben. Deren Gegner, die reichen Barone Arkel, Egmond und Andere, machten sich an ihn heran und reizten ihn zum ungestümen Drängen, daß man ihn aller Fesseln ledig erkläre. Die Kaiserin widerstand. Allein unvermuthet starb ihr Gemahl und der erbitterte Gegner der baierischen Macht, Karl IV., wurde sein Nachfolger. Schon hieß es, er werde das holländische Erbe vertheilen an den englischen König und an die jungen Grafen von Jülich. Nach Holland aber konnte die Kaiserin nicht, zu viele Sorgen hielten sie in Baiern fest: da erklärte sie ihren Sohn Wilhelm im Januar 1349 förmlich zum Grafen von Holland, Seeland und Friesland. Auf der Stelle wechselte er seine Umgebung, nur seine Freunde, welche zugleich die Freunde der Städte waren, kamen in seinen Rath und die Kaiserin wartete vergebens darauf, daß der Sohn ihr die versprochenen jährlichen 100,000 Schildthaler auf Landeseinkünfte anweise. Jedoch die neuen Rathgeber des jungen Grafen triumphirten zu früh, ihre Gegner waren nicht minder stark und rührig, und noch hatten sich die Parteien nicht so schroff geschieden, daß durch ein geschicktes Bemühen sich nicht manche, deren Ansehen nicht zu verachten, hier oder dorthin ziehen ließen. Die Kaiserin wurde von ihren Anhängern mit Briefen und Boten beschickt; zu Anfang des Jahres 1350 zeigte sie sich wieder in Holland und gleich strömte ihr der alte Adel mit seinem Kriegsvolke zu. Mit einem Heere kam sie nach Dortrecht und berief dorthin ihren Sohn Wilhelm, sich zu verantworten. Vergebens rechtfertigte er sich mit der Schuldenlast, welche dem Lande nicht erlaubt habe, ihr das Jahrgeld zu zahlen: allein er hatte früher die Bedingung, bei Ausbleiben dieses Jahrgeldes das Land wieder abzugeben, öffentlich eingegangen; sein Wort konnte er nicht nichtig machen. Beschämt trat er ab und ließ sich von der Mutter, die ihn von seiner Umgebung entfernen wollte, nach Hennegau schicken. Ihr selbst gefiel es wenig in dem aufgeregten Lande, sie setzte die Brederode und deren Genossen wieder in die Regierung ein und erklärte einen andern Sohn, Herzog Ludwig, zum Statthalter. Dann ging auch sie nach dem Hennegau, der Statthalter aber blieb Holland fern.

Unterdessen fraß das Feuer der Zwietracht um sich und brach in helle Flammen aus, weil Keiner war, der es dämpfte. Auf den Marktplätzen der Städte und vor den Pforten der Schlösser wurde heftig verhandelt, man rüstete Fahrzeuge, Burgen und Verschanzungen und warb Kriegsvolk, Jeder verbündete sich mit seinen Gesinnungsgenossen und Einer nach dem Andern sagte den Gegnern Fehde an. Die Regierungspartei fiel zuerst aus und brannte ihren Feinden das Städtchen Naarden nieder, sofort aber entfalteten sich im ganzen Lande die Macht und der Haß der gestürzten Partei, Schloß auf Schloß der Feinde wurde angefallen, bestürmt und siebzehn gingen in Rauch und Feuer auf. Die Bedrängten riefen die Kaiserin zur Rache, die Sieger aber gedachten sich jetzt festzusetzen in der Landesregierung. Ein Bote von ihnen folgte dem andern zum Herzog Wilhelm, er widerstrebte anfangs, allein jede neue Siegesnachricht brachte sein Blut in Aufruhr. „Er solle nur kommen," — so rief man ihm zu, im vollen Chor, — „seine Treuen seien zahllos und ihre Macht unwiderstehlich, jetzt werde man der Herrschaft der Gegner für immer ein Ende machen, und frei und ruhig könne

er dann regieren. Was ihn noch hindere? Nach so vieler Mißhandlung sei er ja ledig aller frommen Rücksicht. Er allein sei Hollands rechter Erbe, der Kaiser selbst habe ihn dafür erklärt und seine Mutter habe wiederholt gezeigt, daß sie selbst nicht regieren könne und nicht wolle." Der junge Herzog entwich aus Hennegau und erschien in Gorkum bei dem Herrn von Arkel, dem Mächtigsten seines Anhanges. Da kamen die Dortrechter, Delfter, Harlemer und all' die Adligen und andern Städte zu ihm, welche sich gegen die Regierungspartei verbündet hatten. Mit großem Geleit und Jubel zog Herzog Wilhelm nach Dortrecht und den andern Städten und durch ganz Nordholland: es huldigten ihm zahllose Schaaren. Kein Brief der Kaiserin, in welchem sie den Sohn beschwor, von seinem Beginnen abzustehen, fand mehr Eingang. Die geängstigte Fürstin, gedrängt von ihren rachedürstigen Anhängern, warf sich dem Könige von England, ihrem Schwager, in die Arme und gelobte ihm auf einige Zeit Holland's Regierung und Einkünfte, wenn er ihr wirksam helfe. In Seeland sammelte sie Schiffe und Mannschaften aus England, Hennegau und von ihren Getreuen in Holland und Seeland. Wilhelm zog ihr siegesmuthig entgegen; kaum sahen sich die feindlichen Flotten, als sie schon auf einander eilten; nach blutigem Gefechte mußte Wilhelm sich nach Holland zurückziehen. Da schloß er am 25. Mai 1350 mit zwölf Städten, — es waren fast alle bedeutenderen dabei, — und dem gesammten Adel seiner Partei einen feierlichen Vertrag: daß sie die Anhänger der Kaiserin nicht in's Land lassen und keinen Frieden mit ihnen machen wollten, es sei denn, daß alle Verbündeten einwilligten. Die Städte aber, mißtrauisch gegen den Adel, verbürgten sich gegenseitig noch besonders gegen Gewalt und Schaden von Jedermann. Dies waren die ersten Urkunden in dem großen Parteikampfe unter den Holländern. Als sich jetzt die Flotte der Kaiserin der Mündung der Maas näherte, stand die holländische schon bereit, sie mit voller Macht zu empfangen. Am 4. Juli geriethen sie aneinander und kämpften mit aller Tapferkeit, die Haß und Grimm eingab: am Abend floh die Kaiserin mit wenigen Schiffen nach England, ihre besten Männer waren erschlagen oder gefangen. Drei Tage nachher, so erzählte man sich, flossen die Wellen der Maas noch blutgeröthet. Beide Parteien waren matt und zerschlagen. Der König von England trat jetzt als Vermittler auf und Wilhelm kam selbst zu ihm. Nach vielen Unterhandlungen thaten endlich vier Jahre später die gewählten Schiedsrichter Johann von Beaumont und Walrave von Luxemburg den Ausspruch: Herzog Wilhelm solle seine Mutter um Verzeihung bitten, diese aber sie auf freundliche Weise ihm gewähren und Holland, Seeland, Friesland abtreten gegen ein Jahrgeld. So geschah es und Herzog Wilhelm sprach zu Recht: daß in seinen Landen alle Fehde und Rache aufhören solle wegen der Frevel, die man sich in dem Kriege angethan. Nicht lange darauf starben die Kaiserin und Johann von Beaumont und auch Hennegau kam jetzt wieder an den holländischen Grafen.

V. Hocks und Kabeljaus.

Nach so furchtbarem Ausbruch schlief der Partheihaß nicht wieder ein. Die Holländer offenbarten auch hierin ihre friesische Natur, welche in ruhigem unerschütterlichen Phlegma beharrt, in Zeiten langen Dranges aber von cholerischer Wuth und Thatendrang ergriffen wird. Es waren feindliche Principien, welche tief im Volke wühlten, die noch scharf und frisch waren und erst nach langen Kämpfen sich abstumpfen konnten. Natürlich mischte sich bald viel Persönliches hinein, die Partei erbte von Vater auf Sohn und hatte gewisse Städte und Gegenden, in welchen sie für immer eingewurzelt schien. Dann dämmerte das Princip nur in allgemeinen Umrissen und Stadt und Adelsgeschlecht traten in ihrer Besonderheit in den Vordergrund, der Parteihaß wurde rein persönlich. Allein nicht selten drang mit unwiderstehlicher Gewalt plötzlich das entgegengesetzte Princip in eine Familie oder Bürgerschaft und warf sie auseinander wie ein grimmes Unthier. Die Hand des Sohnes erhob sich wider den Vater und mörderisch rasen Brüder sich auf den Schlachtfeldern. Das ist eben das Zeichen, daß Principien sich bekämpfen. Wie die Leidenschaft das höllische Feuer, das im Menschen schlummert, aufstört, bis es seine ganze Natur in Brand setzt: so vermag der Parteikampf, der die Volkskräfte in gesunder Spannung und Bewegung erhalten sollte, zu Zeiten ein ganzes Land in Gift und Galle zu tauchen, dann hat jeder die Hand gleich am Schwerte und ein Schmähwort auf der Zunge. Holland litt anderthalb Jahrhunderte an dieser Pest, und die Spuren davon trägt jedes Ereigniß und jede Person, welche von jetzt an bis auf Kaiser Karl V. in Hollands Geschichte erwähnt werden.

Parteien solcher Art fehlen niemals die Stichnamen und Abzeichen, welche mit jedem Jahrzehnt bedeutungsvoller werden. Ihr Ursprung ist gewöhnlich dunkel. Zufällig einmal klingt ein Wort, blickt ein Abzeichen hervor, das treffend ist, und sofort verbreitet es sich in die Weite, wie der Wind die Blätter im Walde bewegt. Wort und Zeichen bleiben, die kleine Veranlassung, welche sie

hervorbrachte, wird vergessen. So begegneten sich in jener Zeit, als die Bürgerkriege in Holland begannen, einmal zwei feindliche Schiffe. Das eine rief das andere an: „Wer seid Ihr?“ — „Wir haben Kabeljaus geladen.“ — „Ja wohl, Kabeljaus, wir werden die Kabeljaus schon haken.“ Das Wort blieb haften, denn der Kabeljau ist ein großer Fisch, der fett wird vom Einschlingen der kleinen Fische: so hießen nun die reichen Städte und Adligen, die Geldherren, Monopolbesitzer und Güterkäufer bei ihren Gegnern. Diese selbst nannten sich die Hoek's oder Angelhaken, denn mit den Haken fing man die Raubfische. Beide Parteien gefielen sich in dieser Bezeichnung. Nach einer andern Erzählung kamen die Worte bei einem Gelage auf, genug, die Bedeutung des Wortes ist klar. Ganz ähnlich entstanden die Namen für die verwandten Parteien in Friesland. Dort hießen die reichen Städter und Häuptlinge, welche den wohlangebauten Westergau bewohnten, Vettkooper, Talghändler, und waren Freunde der Kabeljaus. Die Anhänger der Hoeks waren ärmer und bewohnten den Ostergau, sie hießen Schieringer, weil sie nur den Schiering oder Aal hatten. Jene handeln mit Tonnen voll Thran und Fett, diese in ihrem ärmeren Lande müssen mit kleineren Fischen vorlieb nehmen: die Bezeichnungen erinnern aber daran, daß der reiche dicke Talghändler dem kleinen flinken Aal, der sich auch zu nähren und zu wehren weiß, Nichts anhaben kann.

Die Hoeks setzten sich einen rothen Hut auf, es bedeutete Trotz, Muth, Adelsstolz. Die Kabeljaus lachten sie aus und brauchten nun erst recht den bürgerlich bescheidenen grauen Hut. Man kannte sich schon von Weitem an den Hüten, und lag nach einem Gefechte eine Anzahl zu Boden, so schnitten die Sieger den gefallenen Feinden wohl den Kopf ab und setzten den Hut auf den Rumpf, das nannte der widrige erbarmungslose Parteiwitz „die Leber ausschneiden.“ Einige Jahre später verbreitete sich von Gent aus durch ganz Flandern die Verbündung der Weißhüter (der witten Capruynen), welche sich verschworen hatten, die Adelshäuser in der Stadt und auf dem Lande auszubrennen. In Lüttich trugen dagegen die Adeligen Hüte mit wehenden Borten, den Bürgern zum Trotz und sich zur Auszeichnung. Es erinnern diese Hutgeschichten an die germanische Bedeutung des Hutes, der das Zeichen des freien Mannes war.

Während der Kämpfe der nächsten Jahre befestigten sich die Parteien und bildeten sich klar heraus in *Bestandtheilen, Charakter und Verfahren.*

Den Hauptstock bei den Kabeljaus bildeten die großen Städte, bei den Hoeks der alte Adel.

Solche *Städte*, welche durch zuströmende Bürgermenge, durch Handel, Gewerbe und Schifffahrt mächtig und blühend geworden, waren regelmäßig auf Seiten der Kabeljaus, — andere Städte, welchen jene Zuflüsse mangelten und die deshalb hinter den andern zurückgeblieben, neigten sich mehr den Hoeks zu. In diesen kleinen Städten blieben Leute und Einrichtungen schlichter, ruhiger und anhänglicher an das Alte, in den großen Städten wogte es dagegen hin und her und Gesetze und Einrichtungen mußten sich dort umgestalten und fortbilden je nach den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit. In den kleinen Städten hielt der Adel noch seine ständigen Wohnungen und Versammlungen, die Bürger der Großstädte kümmerten sich wenig um den Kleinadel, ehrten aber die befreundeten mächtigen Adelshäupter durch Ertheilung des Ausbürgerrechts, welches kein Wohnen in der Stadt erforderte. Auch die Eifersucht der kleinen Städte auf die großen wirkte ein auf ihre Parteistellung. Denn jene gaben nicht gerne ihrer minderbegünstigten Lage oder dem schwächern Unternehmungsgeiste ihrer Bürger die Schuld, daß sie nicht gleich den größern Städten blühten, sondern sie suchten die Ursache dieser Verschiedenheit in den verhaßten Privilegien und Monopolen, welche sich die größern Städte zu verschaffen wußten. So war denn vor allen das reiche mächtige Dortrecht immerdar die Hauptstadt der Kabeljaus, Delft, Harlem, Amsterdam, Alkmar, Enkhuysen waren nicht minder fest, — dagegen Zierikzee, Gouda, Oudewater, Schoonhoven waren ein Sitz und Hort der Hoeks. Mehrere andere Städte schwankten und auch in den vorgenannten gewann die entgegengesetzte Partei gelegentlich die Oberhand, namentlich wenn ihre Freunde sich siegreich in der Umgegend ausbreiteten. Niemals ließ sich sagen, daß es in irgend einer Stadt nur Hoeks oder nur Kabeljaus gebe.

Seltener, jedoch nicht ausgeschlossen, war Schwanken oder Uebergehen von einer Partei zur andern in den *Adelsgeschlechtern*; denn in diesen wechselten die Häupter seltener und den Charakter band Ehre und Treue an die einmal gewählte Farbe. Die edelsten Familien des Adels waren unveränderlich die Säulen der Hoekspartei, so die Brederode, welche aus dem ältesten holländischen Fürstenhause stammten, die Wassenaar, welche sich das älteste Haus in Holland rühmten, nicht minder altberühmte Adelsgeschlechter waren die de Lek, die van der Bindhorst, Renesse, Duivenvoorde, ferner die Heemstede, Polanen, Poelgeest und andere. Als treue Hoeks bestand auch der größere Theil des kleinen Landadels, der störrig auf seine alten Rechte

wie auf seine gute Abkunft hielt, und des alten Schöffenadels der Städte, welcher sich von der Menge der reichen Neubürger verdrängt sah. Jedoch auch die Kabeljaus zählten vornehme Edelleute. Dies waren insbesondere die reichen weitverbreiteten Geschlechter, welche gediehen mit dem Emporkommen jeglicher Art Gewerbe. Es waren aber auch solche Dynastengeschlechter, welche sich dem Fürsten gegenüber selbst als möglichst ebenbürtige freie Herren darstellen wollten. Die beiden vornehmsten dieser Adelshäupter waren die Arkel und die Egmond. Jene, deren Hauptsitz ihre Stadt Gorkum war, hatten beinahe 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte, für die damalige Zeit Millionen gleich, die Vogteiherren aber der hochberühmten Abtei Egmond wurden wohl noch reicher geschätzt als die Arkel. Zu diesen beiden Geschlechtern kamen die reichen Borselen, welche zahlreich saßen auf allen seeländischen Inseln, die Waterland, Gaesbeke, Heemskerk und andere hinzu.

Auf die Bauern konnten die Hoeks eher als die Kabeljaus zählen. Denn theils war es die schlichte Gewohnheit, das ruhige Beharren in den alten Einrichtungen, theils der Haß gegen die Gewerbsmonopole und den Prunk der Städter, was den freien Bauer näher zum Adel hielt. Der gesunde Menschenverstand sagte häufig den Bauern, was dem Fürsten und Lande heilsam sei, und danach handelten sie öfter ehe man es dachte. Selten aber gaben sie den Ausschlag.

Nach der Zusammensetzung der Parteien, wie nach ihren Grundideen erhellt schon, daß man die Kabeljaus ungefähr mit Liberalen oder Whigs, die Hoeks mit streng Conservativen oder Torys vergleichen könnte. Jedoch bleibt der Vergleich nur ungefähr; denn heutzutage sind einestheils die Ideen mächtiger und einigender, die Persönlichkeiten aber und die Localinteressen minder gewichtig als damals; und anderntheils war im Mittelalter der Haß und der Kampf persönlicher, mehr Aug' in Auge, die Leute hatten noch keine Parlamente und Zeitschriften, sondern nur Schwerter und Schimpfworte. Die Stöße und Gegenstöße folgten sich rascher; wo sie sich sahen, sprangen die Parteien an einander und gaben keine Ruhe, bis ein Theil im Blute lag. Abgesehen aber von diesen gemeinsamen Neigungen machte sich in Benehmen und Charakter der Parteien ein Unterschied wohl bemerklich. Die Hoeks waren ritterlicher, aufopfernder für ihre Ideen, rascher und stürmischer in Angriff als die Kabeljaus. Diese achteten zuvörderst auf ihre Interessen, wollten leben und leben lassen, ließen sich häufig überraschen und es dauerte immer eine Weile, bis sie ihre Macht beisammen hatten. Sie waren meist geneigt, sich mit den Gegnern halbwegs zu einigen, da ihr Geld und Handel dennoch gedeihen mußte: die Hoeks waren störriger und gingen nur dann einen Vertrag ein, wenn sie ganz zerschlagen waren. Sie hielten streng auf Landesehre und treu zu ihrem Fürsten, die Kabeljaus setzten ihren Nationalstolz wohl einmal bei Seite und zogen das materielle Gedeihen des Landes vor.

Der Preis des Kampfes lag keineswegs bloß in der Befriedigung, welche die Sättigung des Parteihasses gewährt, der zum persönlichen und zum Familienhaß geworden. Es war ein wünschenswerther Besitz, aus dem die unterliegende Partei weichen mußte, nämlich aus den zahlreichen Aemtern am Hofe des Fürsten, in den Magistraten der Städte, in der Gerichts-, Zoll-, Forst- und gesammten Landesverwaltung. Jede dieser Stellen brachte nicht bloß Macht und Ehre, sondern auch wesentliche Einkünfte. Die Habsucht äußerte sich auf noch rohere Weise. In der Fehde wurde viel Gut geraubt und zu Gelde gemacht, viel Lösegeld erpreßt, und mußten endlich die Feinde in die Verbannung gehen, so wurden ihre Häuser und Güter wohlfeil und die Sieger erweiterten lachend ihre Besitzungen. Bürgerschaften aber, welche sich bekämpften, konnte nichts Froheres geschehen, als wenn durch den Krieg der Gegnerin Handel und Gewerbe gelähmt und nach der siegenden Stadt hingezogen wurde.

Um sich nun den Hergang in den Parteikämpfen anschaulich zu machen, muß man sich an Recht und Brauch der Fehden erinnern.

Irgend Jemand der letztunterlegenen Partei war ein klares Unrecht geschehen an Leib oder Ehre, an Gut oder Zins, „wider gute besiegelte Briefe," durch welche man jüngst den Frieden abgeschlossen hatte. Vielleicht war ein Herr auf offener Straße niedergeworfen von Leuten, die eines Gegners Farben trugen, oder es war in einer Stadt von Freunden der Gebannten ein Thor zerbrochen, durch welches die Vertriebenen eindrangen, so daß sie erst nach blutigen Gefechten wieder bewältigt wurden. Dann begehrte der Angefallene oder die beleidigte Bürgerschaft Genugthuung bei der herrschenden Partei im Rathe des Fürsten oder der Stadt. Nach vielen Reden und Widerreden erhielt der Kläger eine Antwort, welche ihm „sehr fremd" deuchte, so daß er klagte vor aller Welt, man könnte nicht mehr sein Recht erlangen, was doch schwer zu hören und noch schwerer zu erleiden sei. Deshalb werde er von der Noth dazu gezwungen, Leib und Gut zu schirmen, was Jeder müsse als christlich und ehrbar gelten lassen, und habe er sich deshalb

vereinigt mit seinen guten Freunden wider Gewalt und Unrecht. So etwa lautete der Eingang der Verbündnißbriefe, welche hier und dort die Parteihäupter mit ihren nächsten Anhängern abschlossen, wenn es wieder gute Zeit schien, den Gegnern einen Streich zu versetzen.

Unter sich aber vereinbarten die Fehdegenossen dabei schriftlich etwa folgende Stücke: Sie wollten zwei, drei oder fünf Jahre gute Freundschaft mit einander halten, es sei denn, daß Alles, worüber man zu klagen habe, früher gesühnt werde. Sie wollten während dieser Zeit sämmtlich Feinde sein von den namentlich genannten Beleidigern und deren Freunden, Knechten, Helfern und Allen, die diesen Herberge oder Beistand leisteten. Es solle Jeder dem Andern, der in Gefahr komme, zu Hülfe eilen auf seine Kosten und eigenen Gewinn und Verlust. Die Gefangenen, welche man machen werde, sollten dem bleiben, dessen Leute sie erworben; die Beute solle vor dem nächsten Schlosse eines Anführers vertheilt werden; Städte und Schlösser, die man durch Vertrag, List oder Gewalt gewinne, sollten während der Fehde zu gemeinem Nutzen dienen, um später darüber zu verfügen. Ferner solle Ritter, Knappe oder Stadt, die diesen Brief besiegeln oder ihr besiegeltes Transfix anhängen würden, angesehen werden als eingetreten in die Fehde und als berechtigt und verpflichtet auf alle diese Punkte. Endlich solle Niemand mit einem Feinde die geringste Sühne machen, es geschehe denn gemeinschaftlich von allen Fehdegenossen, und wenn mit Gottes Hülfe allen ihren Klagesachen Recht widerfahren sei, wollten sie auch dann noch treulich einander beistehen, damit einem Jeden zu Nutzen der Frieden vollzogen werde.

War dieser Vertrag geschlossen und bei den Freunden umhergeschickt, daß sie ihn besiegelten, so ritten eilends aus den Thoren der Städte und Schlösser die Boten und überbrachten die Absagebriefe. Damit ging der Tanz los. In den Städten wurden die Männer der Gegenpartei, welche noch nicht geflüchtet waren, angegriffen, erschlagen oder vertrieben, man belagerte und bestürmte die Schlösser und Thürme der Feinde und that ihnen und ihren Unterfassen allen möglichen Schaden durch Rauben, Sengen und Brennen, Saatverderben und Viehwegtreiben, Alles natürlich bloß deshalb, damit sie sich nicht länger weigerten, hinsichtlich der Klagestücke zu Rechte zu stehen. Dieser landverderbliche Kleinkrieg wüthete, während man die Städte belagerte; denn die Entscheidung hing hauptsächlich davon ab, daß man der Städte des Gegners Meister wurde. Endlich kam es zu ein paar mörderischen Schlachten, die Parteien waren erschöpft und ernannten Schiedsrichter, welche nach langen Unterhandlungen einen Spruch thaten, der angenommen und besiegelt wurde.

Ein solcher Sühnebrief begann mit der feierlichen Erklärung, daß fortan minnigliche Sühne, Freundschaft und Eintracht herrschen solle unter Allen, Einige vielleicht ausgenommen, die sich dem Sühnespruche nicht unterwarfen oder welche die Besiegten der Rache der Gegner opfern mußten. Verwiesene oder Gefangene ließ man erst Urfehde schwören, d. h. eidlich geloben, das ihnen angethane Leid in keiner Weise zu rächen. Ueber Herrschaften und Schlösser, Zölle und Geleite, welche zwischen Fürsten, Herren und Städten in Frage standen, wurde in der Regel ein Endbescheid gefaßt. Auch andere Klagesachen, die früher zur Fehde Anlaß gegeben oder während derselben sich erhoben hatten, wurden abgemacht gleichwie in einem richterlichen Erkenntnisse. Denn in allen diesen Dingen herrschte jene eigenthümliche Verschmelzung von öffentlichem und Privatrecht, wie man sie im Mittelalter nicht anders kannte. Die schwierigsten Fragen wurden insgemein verschoben auf einen bestimmten Rechtstag. Dann aber fehlte nicht die Haupt- und General-Clausel: „Item sollen alle Untersassen, Helfer und Helfershelfer von allen Seiten frei und gesühnt sein — jeder auf dem Seinigen, es sei Lehn oder Eigen, und nach ihren Briefen, die sie darüber hatten, gleichwie jeder vor der Fehde bestand und ehe jemand sein Lehen aufgesagt hatte — frei und gesühnt von Allem, was von dieser Fehde herrührt, Raub gegen Raub, Brand gegen Brand, Todte gegen Todte, Quetschungen gegen Quetschungen, und alle Heimsuchungen, wem es auch geschehen sei, Geistlichen oder Weltlichen, — und die Gefangenen von allen Seiten sollen quitt sein und Alles, was unbezahlt ist an Lösegeld, Gerichtsgeld und Brandschatzung, wie es auch versprochen und verbürgt sei zu bezahlen, soll quitt sein."

Seinen Schaden konnte also Jeder sich selbst bezahlen, Nichts sollte mehr zu einem Rechtsanspruche Anlaß geben. Es brauchte aber Keiner ein Jurist zu sein, um eben aus dem Sühnebriefe oder aus einem spätern Rechtstage einen neuen, immer höchst gerechten Grund zum Fehdeansagen herzuleiten. Man hielt Ruhe so lange, bis man sich wieder kräftig fühlte und die Gelegenheit, von Neuem loszuschlagen sich günstig zeigte.

VI. Die Wittelsbacher.

In diese aufgeregte Welt kamen die Wittelsbacher hinein. So lange sie in Holland regierten, — es war fast ein Jahrhundert lang — klirrten die Schwerter der Parteigänger vor den Thoren ihrer Schlösser und

setzte sich der Parteihaß mit ihnen zu Tische, bis die letzte Fürstin von Baiern-Holland, welche all das wilde Feuer und all den ritterlichen Glanz ihrer Ahnen vereinigte mit zarter Schönheit, schmerzlich zusammenbrach unter den Stößen des Bürgerkrieges. Die Geschichte deutscher Fürstenhäuser, welche auf fremden Boden verpflanzt werden, artet gewöhnlich verschieden je nach Art und Sitte ihrer neuen Völker. Unter Slaven erheben sie sich stets zu Gebietern, welche Zucht und Ordnung im Lande schaffen, — bei den verwandten Germanen finden sie leicht Verehrung und Anhänglichkeit, weil sie dem Ruhme und dem Wohlstand ihrer neuen Heimath tapfer und redlich dienen, — in romanischen Ländern aber kämpfen sie gewöhnlich eine Zeitlang mit dem dort eingewurzelten herzlosen Egoismus und gehen entweder frühzeitig unter in Leidenschaften und Ränken, oder sie übertreffen darin bald ihre Lehrmeister. Von den Wittelsbachern an der Nordsee läßt sich das Zweite wie das Dritte sagen, ihre Epoche ist in der holländischen Geschichte die vorzugsweise romantische.

Ein blutiger Krieg zwischen Mutter und Sohn war Wittelsbach's Beginn in Holland. Die Partei, welche den Sohn zu ihrem Bannerträger gemacht hatte, behielt die Oberhand und die Kaiserin waltete zurückgezogen noch zwei Jahre im Hennegau, dann starb sie, müde von Hoheit, Leid und Sorge. Nicht drei Jahre vergingen, da brachte man ihren Sohn auf dasselbe Schloß zu Quesnoy, er war unrettbar der Nacht des Wahnsinns verfallen. Die schreckliche Aufregung, in welcher er schon seine frühe Jugend zubrachte, hatte sein Blut in Flammen gesetzt, kriegerisch und unstät fuhr er umher und Ausbrüche rasenden Zornes nöthigten, ihn zu bewachen. Vielleicht trug seine Behandlung dazu bei, die Tobsucht zu steigern. Wenigstens benutzten seine Anhänger, die Kabeljaus, eilends des Fürsten Zustand, um die Regierung allein in die Hände zu bekommen, unter ihrer Führung sollte seine Gemahlin Mathilde, eine Prinzessin von England, Regentin sein. Die Hoeks aber blieben nicht müßig, laut ging ihr Rufen durch's Land: eine Schande sei es, wenn eine kinderlose Ausländerin regieren solle, — und da der unglückliche Fürst keine Kinder hatte, so sandten sie zu seinem Bruder Albrecht nach Baiern, der für diesen Fall urkundlich zum Nachfolger bestimmt war.

Albrecht war ein ruhiger, kluger Herr, der die Gefahr nicht aufsuchte, jedoch mit festem Nachdruck that, was nöthig schien. Es war ihm aus dem reichen Erbe des kaiserlichen Vaters der Straubinger Antheil zugefallen, und er ließ es sich angelegen sein, den Werth dieses Gebietes durch Bauten und Landesbesserung zu erhöhen. Als sich ihm aber die holländischen Aussichten eröffneten, verließ er sofort sein Erbland, wurde von allen Hoeks mit Freude bewillkommnet, und gestützt auf ihre Macht, nicht minder auf sein gutes Recht, gelang es ihm, die Kabeljaus zum Nachgeben zu bringen. Feierlich wurde er anerkannt als Ruwart des Landes, d. h. als Schirmer der Ruhe oder des Friedens, welche nur bestanden durch die Herrschaft von Recht und Gesetz. So mächtig aber waren die Städte bereits, daß sie bei der Huldigung sich zusagen ließen: der Fürst solle durch die guten Städte und nach dem Rathe derjenigen, welche er mit gedachten Städten dazu nehmen würde, das Recht handhaben. Zwei Jahre früher mußten die Fürsten in Brabant die vermehrten ständischen Rechte und Freiheiten noch mit dem Zusatze bekräftigen: daß Keiner dem Herzoge bei unbilligen Forderungen zu gehorchen brauche.

Herzog Albrecht's erste Sorge war, mit seinem Bruder Ludwig sowie mit dem König von England und den Erben von Jülich ein für allemal abzuschließen, damit sie ihre Ansprüche auf Hollands Erbe aufgaben. Zugleich machte er seinen Frieden mit dem Feinde seines Hauses, mit Kaiser Karl IV., dieser erklärte ihn förmlich zum Grafen von Holland und dessen Nebenlanden. Jedoch führte er den Grafentitel erst dann, als sein Bruder nach neunzehnjährigem Rasen gestorben war. Während Albrecht aber seine Rechte nach außen hin klar und sicher stellte, entfaltete er mit Ernst und Bedacht im Innern sein fürstliches Ansehen. Die Hoeks hob er empor zum Gleichgewicht mit ihren Gegnern. Nicht nur aus vielen Hof- und Landesstellen, sondern auch aus dem Schöffenrath einiger Städte entfernte er die Kabeljaus, welche dort bisher allein Meister gewesen und setzte statt ihrer Hoeks ein. Mit Bewilligung von Rechten und Freiheiten an die Städte war er nicht sparsam, Aufstände aber, welche die Kabeljaus erhoben, schnürte er langsam ein, bis die Empörung erstickte. Als er das sich sträubende Delft endlich eroberte, mußten tausend Bürger und fünfhundert Frauen mit entblößten Häuptern und Füßen vor ihm knieen, dennoch verlor die Stadt ihre Mauern und Privilegien. Am meisten kam ihm zu Hülfe, daß in den größern Städten die Kabeljaus von den Bürgern selbst in Schach gehalten wurden, denn die niedere Bürgerclasse breitete sich rasch aus und verdrängte die Patricier allmählig aus der Stadtregierung. Wo aber die Kabeljaus nicht Ruhe halten wollten, schickte sie der Herzog in die Verbannung.

War nun in Holland der Parteigeist unterdrückt, loderte er gewöhnlich desto heftiger

wieder auf in den Nachbarländern Utrecht, Geldern, Friesland. Herzog Albrecht griff auch dort ein und wußte seinen Vortheil wohl wahrzunehmen. Die ganze Welt war damals voll Krieg und Zwietracht, das Mittelalter leuchtete noch einmal auf in vollem Glanz, jedoch dieser Glanz verbarg die gewaltsamen Zuckungen nicht mehr, in welchen jenes Zeitalter anfing, langsam auszuathmen. Auch Herzog Albrecht beschied, wie vordem sein Bruder, den fürstlichen Gegner auf Tag und Stunde in's Blachfeld, um mit ihren Mannen ihre Sache auszukämpfen. In Geldern nannte man diese Zeit der blutigen Parteikämpfe recht bezeichnend den freien Krieg; denn es waren die Fehden so endlos und mannigfaltig, daß Keiner mehr daran dachte, sie erst noch anzusagen. Die verbrüderten „Weißhüter" zogen zu Tausenden stark durch Flandern und Brabant und zündeten die Adelsschlösser an. Als es einmal in Brüssel hieß, die vertriebenen Edelleute hätten einen Hauptmann der Weißhüter heimlich ermordet, stürmte das wüthende Volk auf's Stadthaus und warf siebzehn adelige Schöffen aus den Fenstern in die Spieße, welche ihnen unten wiehernde Rotten entgegenstreckten. Bei so rechtlosen Zuständen thaten sich zahllose ritterliche Räuber zusammen und führten auf eigene Hand offnen Krieg gegen Jedermann, ihre Verkettung zog sich unter dem Namen: „Die Linsarts" durch alle Niederlande. An den Küsten aber wurden die Kaufmannsschiffe von Seeräubern gejagt, welche sich Likedeelers (Gleichtheiler) nannten. Nur in Herzog Albrecht's Landen herrschte, unvermeidliche Kleinfehden abgerechnet, fast dreißig Jahre lang Ruhe und Frieden. Der Handel der deutschen Hansen und der Engländer verließ Flandern, um Holland zu seinem Hauptplatze zu machen. So sehr waren hier die Parteien versöhnt, daß auf einem Turniere Arkel's, des Hauptes der Kabeljaus, die Hoeks lustig mit tyostirten.

So erneute Herzog Albrecht an den Grenzküsten des deutschen Reiches die Ehren der Wittelsbacher. Diese waren neben den Habsburgern und Luxemburgern und den königlichen Häusern von Frankreich und England das vornehmste Fürstengeschlecht in Europa, denn wo die Kaiserkrone über einem Hause gestanden hatte, da ließ sie Länderperlen und erlauchte Hoheit zurück. Um diese Zeit aber blühte ein neues Haus empor zwischen Frankreich und Deutschland, dessen ritterliche Pracht und Kühnheit alle Fürstenschlösser verdunkeln sollte. Es war das burgundische, von königlicher Abstammung. König Johann von Frankreich belieh 1363 seinen jüngsten Sohn Philipp mit dem Herzogthum Niederburgund, dieser heirathete Margaretha von Flandern, die reichste Erbtochter der Welt, und machte seinem Namen „der Kühne" Ehre, indem er die Erblande seiner Frau den empörten Bürgerschaften aus den Händen riß. Das burgundische und das baierische Haus standen nun neben einander als die mächtigsten in den Niederlanden: eine staatskluge Regentin griff deshalb den lothringischen Gedanken wieder auf, alle Niederlande unter einem einzigen Fürstenhause zu vereinigen, welches Städte und Adel im Zaume und das Land im Gedeihen erhalte. Diese Frau war Johanna, Erbherzogin von Brabant, welche schon verheirathet gewesen zuerst mit Graf Wilhelm von Holland, dem Bruder der Kaiserin Margarethe, und dann mit Herzog Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiser Karl's IV. Sie hatte aber keine Kinder, ihr Land sollte einst an ihren Neffen Anton von Flandern kommen, den Bruder eben jener Margarethe des Burgunders. Auf unablässiges Betreiben der alten Herzogin kam nun 1390 eine Doppelheirath zu Stande zwischen den Erben von Baiern und Burgund. Jedes der beiden Häuser hatte eine Margaretha, diese Töchter tauschten sie aus an ihre Erbsöhne. Mit großen Festlichkeiten wurde die Doppelhochzeit gefeiert 1385 zu Cambray, auch der französische Hof verherrlichte den Tag durch seine Anwesenheit. Eine Erbverbrüderung besiegelte den Bund. Jetzt war Aussicht, daß die Lande sämmtlich nach und nach in eine Hand kamen und daß die Fürsten sich gegenseitig gegen Empörungen schützten, — der Gedanke war so staatsmännisch wie jemals ein anderer, für Baiern und Deutschland entwickelte er sich zuletzt feindselig und verderblich. Noch aber stand Herzog Albrecht auf der Höhe seines Ansehens. Eine zweite Tochter war Herzogin von Geldern, eine dritte Herzogin von Oesterreich, eine vierte Königin von Böhmen. Seinem jüngsten Sohne Johann verschaffte er das Bisthum Lüttich, obgleich dieser eben erst siebzehn Jahre alt und noch nicht geistlich war. Der zweite Sohn sollte Baiern-Straubing erben.

Herzog Albrecht war fünfzig Jahre alt, als seine Gemahlin starb: da spielte ihm die Liebe noch einen Streich, der das mühsame Gebäude seines Lebens — die Partei-Versöhnung in Holland — wieder aus den Fugen riß. Der Herzog war den Frauen hold, und ein schönes und kluges Fräulein, Adelheid von Poelgeest, gewann es bald über sein Herz und seinen Verstand. Und wie denn fürstliche Geliebten stets der Stachel schmerzt, daß ihre Macht und Ehre bloß ein Hauch der Gunst ist, und sie deshalb eifriger als legitime Fürstinnen danach streben, sich in Politik zu mischen und sich Anhänger zu

verschaffen: so that es auch die stolze Adelheid. Ihre Familie war entschieden kabeljauisch, und es dauerte nicht lange, so erhielten die Kabeljaus die einflußreichen Stellen, der Herr von Arkel wurde sogar Statthalter Hollands und regierte, während der Herzog in seinem Schlosse an Nichts dachte als an seine Schöne. Die Hoeks ergrimmten, dieses eine Weib hatte sie aus allen Sätteln geworfen. Der Erbprinz Wilhelm, fern gehalten im Hennegau, kochte vor Zorn über seine und des Vaters Schmach. Er kam nach dem Haag und verschwor sich dort mit den Hoeks, das Eisen solle den Zauber brechen, der den Herzog gefangen hielt. In der St. Moritz-Nacht des Jahres 1392, als der Herzog abwesend, reiten ein paar Hoeksche Edelleute vor das Schloß im Haag, erbrechen die Thore und stürmen nach Adelheid's Zimmer; ihr Hofmarschall Kuser springt vor, er wird niedergehauen und auch die schöne Adelheid verblutet unter den Säbeln der Wüthenden. Der Herzog schwur fürchterliche Rache, der Erbprinz und dreiundfünfzig Verschworene entwichen aus dem Lande. Albrecht aber hielt sich in den Formen des Rechts. Konrad Kuser trat auf mit gerichtlicher Klage und forderte von den Entflohenen Genugthuung für seinen erschlagenen Sohn. Der Herzog ladete sie vor, Keiner erschien, da verhängte er über sie die höchste Acht, welche ihren Leib vogelfrei und ihr Gut herrenlos machte. Jetzt kam Wilhelm mit den Seinigen um Gnade zu flehen, bei seinem Anblick aber erwacht die Wuth wieder im Herzog; der Prinz mit den Seinigen flüchtet und verrammelt sich in einem festen Hause; sein Vater läßt Brandstoff herbeischleppen, kein Flehen erweicht ihn, das Feuer soll das Haus und die Frevler verzehren. Da kommt noch zu rechter Zeit der Statthalter Arkel herbei, der Prinz ruft ihm zu und verspricht ihm alle Schätze der Welt, auf Arkel's kniefälliges Drängen gelingt es endlich, den Herzog zum Palaste zurück zu bringen. Die Geretteten aber flohen eilends nach der Burg Altena. Auf Befehl des Herzogs, den die Kabeljaus anreizten, begann jetzt Arkel mit Niederbrechen der Schlösser der Geächteten, Albrecht selbst setzte Altena hart zu, und erst als sein anderer Sohn, Johann I., der Erwählte von Lüttich, mit fast allen Vornehmsten des Landes in's Lager kam, brachte ihr Bitten es soweit, daß der Herzog den Belagerten freien Abzug gewährte, diejenigen ausgenommen, welche ihr eigenes Schwert in Kuser's und Adelheid's Blut getaucht hatten.

Noch lange suchte Wilhelm, bald hier bald dort sich aufhaltend, seines Vaters Gnade, und da es vergebens blieb, ging er an den Hof des Königs von Frankreich. Drei Jahre verweilte er dort und wollte zuletzt auf die Ritterfahrt nach Ungarn, zu welcher sein Schwager Johann rüstete. Denn die Ritter und Knappen im Hennegau wurden unruhig vor Streitlust und riefen Wilhelm zu: er solle mit und sie führen, man werde Wunder thun unter zwei so kühnen Degen, wie die jungen Fürsten von Holland und Burgund. Da ließ ihn der französische Hof, ohne Zweifel im Einverständnisse mit seinem Vater, durch eine feierliche Handlung erinnern, daß eine nähere Pflicht ihm obliege. Als Wilhelm nämlich Weihnachten an der Hoftafel saß, schritt der greise Herold der königlichen Ritterschaft würdevoll heran und schnitt mit dem Schwerte das Tischtuch vor dem Prinzen mitten durch, indem er ausrief: Kein Fürst dürfe an des Königs Tafel sitzen, dessen Schild nicht blank sei, Wilhelm's Großoheim aber liege noch ungerächt bei den Friesen. Es schien eben damals gute Zeit zum Kriege mit Friesland, denn das Volk war dort durch Parteien zerrissen, die ritterlichen Degen aber lechzten danach, sich endlich an den verhaßten friesischen Bauern zu wetzen. Der kluge Herzog Albrecht sah darin ein gutes Mittel, die Streitlust in seinem Lande nützlich abzuleiten. Er versöhnte sich vollständig mit seinem Sohne und mit sämmtlichen Hoeks. Nun wurde gerüstet aus allen Kräften, rings aus den Niederlanden und weit aus Deutschland, Frankreich und England zogen die Fähnlein herbei, Schiffe stellten die holländischen Städte, es gab eine Heerfahrt, wie sie niemals gesehen wurde in diesen Landen. Man schätzte damals die Kriegsleute auf nahe an zweimalhunderttausend Mann. Die Friesen kämpften und starben wie wilde Thiere, Uebermacht nahm ihr Land ein und die Partei der Vettkooper ging zu den Holländern über. Friesland huldigte dem Holländer, lieferte die Gebeine der zuletzt erschlagenen Fürsten aus und versprach von jedem Hause sechs Stüber Jahressteuer. Albrecht entließ sein prachtvolles Heer mit bestem Danke, allein in jedem der drei folgenden Jahre mußte er neue Heere und Flotten gegen Friesland schicken. Graf Wilhelm that Wunder der Tapferkeit, wo er erschien, unterwarf sich das Land, und die friesischen Häuptlinge holten sich bei ihm Belehnung und Ritterschlag. Hatte er aber den Rücken gewendet, war das Volk wieder im Aufstande. Die Holländer konnten zuletzt die Kosten so vieler Feldzüge nicht mehr aufbringen, und Herzog Albrecht mußte auf sechs Jahre Waffenstillstand machen und sich mit Staveren und dem Andenken vieler Siege begnügen.

Damit schloß das vierzehnte Jahrhundert, das vierte in Hollands Geschichte. Albrecht's Sohn und Nachfolger Wilhelm war gegen

seine Feinde ein Mann von Grimm und Stahl. Er verfolgte die Kabeljau's mit tief glühender Leidenschaft und ruhte nicht, bis er ihre Häupter, die Arkel's und Egmond's, von Haus und Hof vertrieben hatte. Am Ende seiner dreizehnjährigen energischen Regierung waren die Hoek's in allen einflußreichen Stellen des Landes befestigt, die holländische Ritterschaft voll stolzer Zuversicht wegen ihrer Siege über die Friesen und die flanderischen und lüttticher Bürgerschaften, in den holländischen Städten aber standen die Zünfte eifersüchtig den Patriciern gegenüber. Langer harter Kämpfe bedurfte es, ehe die Macht der Hoeks wieder gebrochen wurde und zwar so sehr, daß sie sich nicht wieder erholten. Diese Kämpfe erfüllen die Regierungszeit Jakobäa's, jener Fürstin, deren Leben schon so vielen Dichtern den Stoff gab. Selten hat ein junges Weib so wilde Abenteuer, so viel reizende Hoffnungen und so viel Unglück erlebt. Sie war voll Geist, Adel und Schönheit, kein Mann sah sie, dem nicht das Herz bebte vor dem Feuer ihrer Augen. Wenn sie vor den Schaaren der Hoeks die flatternde Fahne in den Kampf trug, stürzten ihre Ritter ihr begeistert nach und kämpften bis zum letzten Degenknaufe. Allein Jakobäa stritt für ein Princip, das von der Geschichte nicht mehr begünstigt wurde, und sie fand einen Gegner, der sie mit macchiavellistischer Politik und ruhiger Energie umzingelte und sie zuletzt in seinen Netzen erdrückte wie ein armes Vöglein. Ihre Leidenschaften gaben ihm nur zu viel Gelegenheit dazu. Dieser Gegner war Philipp von Burgund, genannt der Gute. Er stellte sich auf Seite der Kabeljau's, um Städte und Edelleute seiner fürstlichen Macht gleichmäßig unterthan zu machen, und erzwang von Jakobäa die Abtretung Hollands, welches der Schlußstein wurde zu jener burgundischen Macht, die Karl der Kühne, Philipp's Sohn, in's Feld führte gegen Deutschland.

Historische Volkslieder der Montenegriner.

Mitgetheilt von

Siegfried Kapper.

Während das historische Volkslied bei den meisten Völkern unsers Welttheils im Verlaufe der Zeiten von seiner einstigen Inhaltsfülle immer mehr herabgekommen und bei den meisten fast bis zur völligen Unbedeutendheit geschwunden, hat es sich bei den Südslaven bis auf den heutigen Tag in voller Blüthe und ungeschwächter Lebenskräftigkeit erhalten. Der Grund hierfür ist nicht sowohl in der vielfach hervorgehobenen vorzugsweisen Hinneigung der südslavischen Stämme zur epischen Gesangsform zu suchen, als in ihrer politischen Lage und in dem, durch diese bedingten Zurückbleiben ihrer Culturzustände hinter denen der Völkerschaften des übrigen Europa. Nicht etwa, weil die Deutschen, die Franzosen, die Nordwestslaven u. s. w. ein geringeres episches Talent besessen hätten, ist das historische Volkslied bei ihnen außer Curs gekommen; sondern weil mit der fortschreitenden Cultur auch die Pflege der Geschichte, und mit dieser die Summe der Mittel zunahm, die ihr dienen. Die Quellen erschlossen sich mannigfacher, reichhaltiger und verläßlicher; die historische Kenntniß drang durch tausend verschiedene Canäle in die Massen, und das historische Volkslied, als einer der primitiven Behelfe, die Kunde der Kenntnisse zu verbreiten und zu bewahren, wurde in demselben Maße entbehrlich, und starb, wie alles Ueberwundene in der Natur und im Völkerleben, immer mehr ab. Und auch nicht weil dem Volksgenius der Südslaven irgend ein besondrer homerischer Funken innewohnt, hat das historische Volkslied sich bei ihnen im Schwunge behauptet; sondern lediglich weil auf der Culturstufe, auf welcher das fortschrittsfeindliche Regiment des Türkenthums sie fünf Jahrhunderte lang niedergehalten, oder vielmehr, — gleich den Griechen, — noch tief darunter hinabgedrückt, auf dieser Art von Tradition die Rolle des Denkmals ruhen blieb, durch welches bei dem Mangel höherer Geschichtspflege das Volk selbst die Erinnerung an die Ereignisse, welche es betrafen, festzuhalten sich bemühte und zur Stunde noch sich bemüht. Der große Reichthum an historischen Volksliedern, welcher im Munde der Südslaven als volksthümliches Gemeingut lebt, ist somit weniger das Product einer besondern Begabung, als vielmehr das Talent ein natürliches Ergebniß der Zustände; zumal jenen Stämmen die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit und die Beschauung ihres gegenwärtigen Elends, ihre Leiden und Kämpfe durch und wider die barbarische Herrschaft der Osmanen zur Uebung dieses Talentes einen fortwährenden, unerschöpflichen Stoff bieten.

Am umfassendsten und kräftigsten indeß unter allen Südslaven hat die Pflege des historischen Volksliedes sich bei den Montenegrinern erhalten. Nie vollständig unterjocht, aber auch nie als unabhängig anerkannt, hat dieser Stamm seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart kaum zwei aufeinanderfolgende Jahre des Friedens gekannt. Von Zeit zu Zeit vor Allem kehrten

die großen Executionsarmeen wieder, welche die Sultane zu seiner Unterjochung aussandten, oder die Paschas von Albanien, Bosnien und Herzegowina zu demselben Zwecke auf eigene Faust rüsteten. Hatte er sich dieser erwehrt, so kämpfte er in den Zwischenzeiten an den unaufhörlichen kleinen Einzelkriegen gegen seine türkischen Nachbarn, bald angriffs-, bald vertheidigungsweise, je nachdem es der Lauf der Dinge mit sich brachte.

Eine historische, wie eine Literatur überhaupt hat das kriegerische Bergvolk, dessen Leben sich zwischen den Kampf und die Sorge um die unerläßlichste Nothdurft theilte, nie besessen. Alles, was unter den Crnagorcen auf diesem Gebiete versucht worden, steht ganz vereinzelt da und hat aus begreiflichen Gründen nicht vermocht, tiefere Wurzeln zu fassen. Die Lettern einer Druckerei, die einer ihrer Fürsten in Cetinje gegründet, mußten gelegentlich einmal zum Kugelgießen herhalten. Die chronikalen Aufzeichnungen, die sich hier und da in den Klöstern finden, harren noch der sichtenden Hand. Der kriegerische Stamm befindet sich daher ganz vorzugsweise noch immer auf jener Stufe der Cultur, auf welcher, wie wir oben erwähnten, die Aufgabe des Denkmals der mündlichen Ueberlieferung übertragen ist, und es hat ganz folgerichtig auch der Charakter wie die Bedeutung des montenegrinischen Volksliedes unter diesen Umständen ein wesentlich weiterer bleiben müssen, als selbst bei den andern Südslaven.

Es ist vor allem die lebendige, traditionelle Chronik des Volkes, deren Vermittler die überall willkommenen und gern gehörten Sänger sind. Kaum daß ein Kampf zu Ende gefochten, eine Begebenheit zum Abschluß gelangt ist, wird sie sofort zum Gegenstande des berichterstattenden Liedes, oft auch bloß der gesungenen, einfachen Berichterstattung. Die wandernden Rhapsoden, denen eine Fülle stereotyper Formen und Wendungen ihr Geschäft ungemein erleichtert, bemächtigen sich des Factums, und tragen die Kunde davon, mit genauem Eingehen in alle Details der Oertlichkeit und der Personen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und selbst bis weit hinaus zu den zerstreuten Stammverwandten in den türkischen Landen. Ihre Gesänge vertreten so gewissermaßen die Stelle der Zeitungen, und sind ebenso wie diese die Träger des Ruhmes oder der Schmach der bei einem Ereignisse Betheiligten. In ihnen mit Ehren genannt zu werden, gilt für eine Auszeichnung, für eine nationale Anerkennung, auf welche nicht nur die Familie sondern auch der ganze Stamm des Gepriesenen stolz ist. Ohne Lied gibt es für Niemanden eine Popularität, wird Niemand zum Volkshelden.

Aber es verbindet mit der Darstellung der Thatsachen auch noch seine politischen Zwecke. Es ist der Träger und zugleich der Leiter der öffentlichen Meinung, indem es ohne Unterlaß den Türkenhaß predigt und zum Kampfe für die Religion, für die Unabhängigkeit und in neuerer Zeit auch des serbischen Slaventhums anfeuert, und indem es, freilich nur zu oft in einer der gemeinhin gültigen Ansicht von Recht widerstrebenden Weise, die öffentliche Moral beeinflußt.

Ueber den Werth, welchen diesem gegenüber der Geschichtschreiber dereinst den historischen Volksliedern der Montenegriner, so weit sie der Vergessenheit entrissen werden sollten, wird beimessen dürfen, läßt sich nicht leicht aburtheilen. Unstreitig aber wenigstens ist ihr Werth als beredter Illustrationen zur Geschichte des Volkes, in dessen Anschauungen, Zustände und Leben sie einen tiefen, reichen Einblick gewähren, und dessen sprechender „Spiegel" sie sind, wie denn auch der Oheim und Vorgänger des Fürsten Danilo, der selbst poetisch begabte Wladyke Peter II., die von ihm veranstaltete und 1845 in Belgrad herausgegebene Sammlung der historischen Volkslieder seines Volkes „Ogledalo srbsko" nannte, aus der wir beispielsweise die nachfolgenden Stücke mittheilen.

Sämmtliche Lieder dieser Sammlung, die mit Ausnahme eines einzigen aus dem Anfange des XVI., nur die Zeit des vorigen und nicht ganz die Hälfte des laufenden Jahrhunderts umfassen, hat der Wladyke unmittelbar aus dem Munde der Sänger, wie sich diese zufällig im Kloster Cetinje bei ihm einfanden, niederschreiben lassen. Es sind ihrer nebst einem Nachtrage vom Jahre 1850, 63 an der Zahl, durchgehends größere epische Rhapsodien; und doch ist dies, wie der Wladyke bemerkt, nicht einmal der zehnte Theil des noch vorhandenen Schatzes. Ein einziges ausgenommen, welches einen, von den Montenegrinern im Jahre 1813 ausgeführten Ueberfall der Franzosen in den Bocche di Cataro zum Gegenstande hat, behandeln sie sämmtlich größere und kleinere Kämpfe mit den Türken. Der Wladyke merkt es als einen interessanten Zug an, daß die Crnagorcen eben nur von ihren Kämpfen mit dem Erbfeind der Christenheit singen, niemals aber von denen, die sie mit Christen, z. B. den Venetianern, zu bestehen gehabt, da es ihren religiösen Gefühlen widerstrebe, sich solcher Kämpfe zu rühmen, die ihnen als sündhaft und schmählich erschienen.

Das erste, das wir aus ihnen wählen, sei nun ein solches, in welchem die zerrütteten Verhältnisse und die traurige Verwirrung aller Rechtsbegriffe bei den Montenegrinern und das jämmerliche, schlaffe, ohnmächtige Regiment seitens der Türken sich am

schärfsten ausprägt. Es stammt aus dem zweiten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, da die Nahien der Brdi, welche erst 1788 von der Pforte abfielen und sich Montenegro anschlossen, noch zu Albanien gehörten, und hat zum Helden den bekannten Streifzugführer

Peter Boschkowitsch.

Vor Dolsani oder Podgovitsa [1])
Fällt der Pascha. An derselben Stätte
Breitet er zur Stunde noch sein Zelt aus,
Kreuzt die Beine unter'm schatt'gen Linnen,
Brennt den Tschibuk an, den langgeröhrten,
Fertigt aus ein weißes Blatt, und schickt es
In den Gau der Bjelopawlitschaner [2])
Nach Winitschi, Rado dem Wojwoden:
„Merke dies, Wojwode von Winitschi!
Daß Du eilends zu mir nach Dolsani
Kommst, und mit Dir Deinen Bundesfreund bringst,
Peter Boschkowitsch, den Slatinjaner!
Nimm mein Wort auf Türkentreu' und Glauben,
Arges nichts soll hier ihm widerfahren!"

Da das Blatt ersehen der Wojwode,
Schreibt er selber gleich ein weißes Schreiben,
Sendet es nach Slatina dem Freunde:
„Bundesfreund, o Boschkowitsche Peter,
Eile, daß einander wir begegnen!"

Peter aber, kaum daß er den Brief las,
Wirft behend sich auf's gezäumte Braunroß,
Eilt hinnieder an der Zeta Ufer.

Ihm entgegen eilet der Wojwode,
Schließt ihn in die treuen Freundesarme,
Küßt ihn, führt ihn in sein gastlich Wohnhaus.

„Was," frägt Peter hier, „o Freund, geschah doch?"
Und des Paschas Brief zeigt der Wojwode,
Sagt ihm Alles, was und wie's geschehen.

Also aber spricht zu ihm drauf Peter:
„Dorthin, Freund, darf nimmer ich Dir folgen,
Unter's Aug' dem Pascha nimmer treten!
Hast Du dies vergessen? Omer's ist das
Roß, des Dschehaitschen, das ich reite!
Nimmer lebend, Bruder, kehrt' ich heimwärts!"

„Fürchte nichts!" entgegnet der Wojwod' ihm.
„Lässest Du zurück das Roß nur, Bruder,
— Denn wohl weiß ich's, Omer's ist die Mähre,
Und des Paschas liebster Knecht ist Omer! —
Arges nicht kann Dir dann widerfahren!
Denn sein Treuwort gab mir so der Pascha."

„Nun, so wag' ich's!" spricht zurück drauf Peter,
„Und will hingeh'n, Bundesbruder, mit Dir,
Fürcht' ich sehr auch und besorg' im Herzen,
Daß mein schmälich Ende ich dort finde!"

Drauf zu Rosse schwangen sich die Beiden,
Ritten durch der Bjelopawlitschaner
Waldig Hochland bis vor Spusch, die Veste. [3])
Absaß hier von seinem Rosse Peter,
Ließ zurück es, ging zu Fuße weiter. —

[1]) Türkische Grenzfestung in Albanien, an der Moratscha.

[2]) Eine der vier Brdi (Gebirgsdistricte), im Osten der eigentlichen Crnagora, das ist Montenegros.

[3]) Türkische Grenzfestung in Albanien am Zetaflusse.

Bald im Felde sind sie vor Dolsani.
An sie treten hier des Pascha's Diener,
Fordern von den Rajah Roß und Waffen. [1])
Willig abgibt Beides der Wojwode;
Peter aber spricht: „Mein Roß? Ich hab' keins!
Meine Waffen? Diese geb' ich nimmer!"
Und bewaffnet tritt er vor den Pascha.

Um den Pascha ringsumher im Zelte
Stand von Türken ein gedrängter Haufe;
Alle bis zur Erde tief sich neigend,
Kreuzend an die Brust die beiden Arme,
Dem Gebieter Hand und Kleidsaum küssend.
Aufrecht aber schritt der Boschkowitsche
Vor ihn hin, küßt weder Hand noch Rock ihm,
Sitzt, gekreuzten Beins, zur Seit' ihm nieder.

Vortritt Omer Dschehaitsch von Schabljak; [2])
Vor nun tritt er, küßt des Pascha's Rocksaum,
Hebt, die Händ' erhebend, an zu jammern:
„Hilf, o Pascha, Deiner Knechte treu'stem,
Hilf von Peter Boschkowitsch, dem Frevler!
Meine beiden Brüder, weh, erschlug er,
Reitet mir zum Spotte nun mein Roß auch!"

Gegen Peter, da er Solches höret,
Wendet sich der Pascha, also fragend:
„Ist dem so? Sprich, Peter, treuer Diener!"

„Also ist es, Pascha und Gebieter;
Doch nicht schuldig wirst Du mich drum finden!
Ohnlängst in die Welt zwei Blinde sandt' ich,
Daß sie durch ihr Spiel das Volk erfreuen,
Durch ihr Lied der Helden Ruhm verkünden.
Als nach Schabljak sie, der Veste, kamen,
Fielen spottend über sie die Türken
Und ersäuften sie in der Moratscha.
Meine Brüder rächten nun die Sänger,
Tödteten um sie die Brüder Omers,
Nahmen ihm sein Roß und brachten mir es.
Wiegen nun die beiden Brüder Omer's
Auch nicht auf die beiden blinden Sänger,
Nicht das Roß die klangesreichen Gusle; [3])
Dennoch will ich's als beglichen ansehn.
Omer aber, Herr, bin ich Nichts schuldig!" —

Vortritt Osman-Agitsch-Beg, der Türk', nun,
Aus der türk'schen Veste Podgovitsa.
Er auch ringt die Hände, wehklagt also:
„Wehe! Wehe! Schaffe Recht, o Pascha,
Deinem Knechte vor dem kfaur'schen Böswicht!
Sieh, entführt hat er mein treues Weib mir,
Und zur Schmach mir ist sie seine Buhl' nun!"

Gegen Peter, da er solches höret,
Wendet fragend weiter sich der Pascha:
„Ist dem so, mein Diener, mein getreuer?"

„Ja, es ist so, Pascha und Gebieter;
Keiner Schuld jedoch wirst Du mich zeihen!
Eine Christin war das Weib geboren,

[1]) Bekanntlich widerspricht es dem türkischen Stolze, daß in Gegenwart eines Moslim ein Christ reite oder Waffen trage.

[2]) Türkische Festung an der Einmündung der Moratscha in den See von Skutari.

[3]) Das einsaitige, geigenartige Instrument, mit welchem die Sänger ihre Lieder begleiten. Ausführliches hierüber in meinen „Gesängen der Serben," Bd. I, Vorrede.

Ward geraubt und nahm den Türkenglauben.
Arg jedoch mißfiel ihr solcher Glaube;
Sie entfloh, sucht' bei mir Schutz, und fand ihn,
Ist nun Christin, wie sie's vor gewesen!"

Schwer ob Solchem wiegt sein Haupt der Pascha,
Und zusammen zieh'n sich seine Brauen.
Doch vor ihn, sieh', mit der dritten Klage,
Tritt der Türke Lisitschitsch, der Beg, schon!
Mit der Stirne wirft er sich zu Boden:
„Hilfe! Rache! Recht, Gebieter Pascha!
Meine beiden Söhn' erschlug das Scheusal,
Trieb mir aus der Hürd' fünfhundert Schafe!"

„Ist auch dem so?" frägt der Pascha finster.

„Ja, es ist so, Pascha und Gebieter,
Doch auch darum trifft mich kein Verschulden!
An den Türken selber liegt der Anlaß.
Auf dem ebenen Felde von Kopilje [1])
Dort erschlugen sie zuerst den Sohn mir;
Mehr werth war er, denn drei Eurer Bege!
Trieben fort dreihundert mir der Schafe;
Waren mehr werth, denn der Bege sechs sind!"

Der Schluß des Liedes erzählt nun die kühne Flucht Peter's aus dem Zelte des Pascha, der, müde der vielen Klagen, ihn sofort zu tödten gebietet, und schildert ausführlich die heldenmüthige Vertheidigung des Verfolgten, zu dessen Entsetzung fast die ganzen Brdi sich erheben. —

Die schwerste Heimsuchung, welche die Montenegriner von den Türken erfuhren, war unstreitig der große Kriegszug, den Selim III. gegen sie anordnete, um sich für den, Peter dem Großen in seinem Kriege mit der Pforte 1711 geleisteten Beistand, an ihnen zu rächen. Die erste Expedition, — auf sie wird im Beginne des folgenden Liedes angespielt, — endete mit einer furchtbaren Niederlage der Türken am Dreifaltigkeitstage des Jahres 1712. Nicht glücklicher war der Ausgang der zweiten, 1713. Erst im folgenden Jahre, wie es scheint, nicht ohne Einverständniß mit Venedig, gelang die beabsichtigte Züchtigung. Das folgende Lied berichtet über diese

Eroberung Montenegros durch den Vesir Duman Köprili.

(1714.)

Kund in Stambol wird's, in seinem Divan,
Auch dem Sultan, wie die Streitmacht umkam,
Die er jüngst entsendet zu verheeren
Das verhaßte Steinland Crnagora,
Das so viel des Kummers ihm bereitet,
Ihm so viel der Heere schon verschlungen,
Und er ruft Köprili, seinen Vesir:
„Höre mich, Köprili, Du mein Vesir!
Wozu war es nütz, daß ich mit hundert
Tausend Mann entsandt meinen Seraskier,
Meines Herzens schweres Leid zu rächen,
Das die Crnagoren mir bereitet,
Da sie in mein Land herniederfielen,
Beizusteh'n dem Moskovitersaren,
Als mit ihm ich kämpfte harte Fehde?
Sieh', nun kommt mir zu die Trauernachricht,
Schmälich sei mein Heer zu Schanden worden
Irgend dort in wüster Felsenwildniß, [1])
Aufgerieben von den Crnagoren,
Daß ein Bote kaum am Leben rückblieb!
Tief ob solchem Unglück beugt der Gram mich,
Raubt den Schlaf mir, läßt mich nicht genesen,
Eh' ich furchtbar nicht gerächt mein Kriegsheer.
Auf darum! Nimm neue hundert Tausend!
Nimm auch mehr noch! Nimm so viel Du selbst willst;
Klimm hinan die steile Crnagora!
Schleife Kirch' und Kloster von Cetinje,
Drin der Brief aus Rußland, [2]) uns zur Schande
Und zum Jammer, jubelnd ward begrüßet!
Seng' der Reih' nach um Dich her die Dörfer!
Tödte Klein wie Groß, was eben Mann ist,
Bring' gefangen nur die Weiber nieder!
Keinen Stein laß' liegen auf dem andern,
Keiner Kirche schone, keines Altars!
Rotte aus von Grund das böse Felsnest,
Mach's zur Wüste, das nur Schlangen brütet!"

Als die Worte der Vesir vernommen,
Stellt er auf ein unermeßlich Kriegsheer,
Hundert zwanzig Tausend stark an Anzahl,
Zieht damit heranwärts aus Albanien.

Nah' und näher rückt er stets den Grenzen,
Klimmt er auf zur steilen Crnagora.
Greis wie Knab', wer Waffen hat, der faßt sie,
Alles eilt an die bedrohten Grenzen,
Kämpfend ihm den Einbruch zu verwehren.
Doch vergebens des Gewalt'gen Andrang
Wirft sich die verwegne Schaar entgegen.
Weichen muß sie, muß es schau'n verzweifelnd,
Thatenlos die strammen Arme senkend,
Wie der Türk' emporklimmt aus der Tiefe,
Zwanzig Seiner gegen Einen Ihrer,
Zwanzig Säbel gegen einen Säbel,
Zwanzig Flinten gegen eine Flinte,
Und auch die des Blei's und Pulvers ledig!
Rückwärts in die dichten Waldgebirge,
Zu den nie betretnen Felsensteilen
Flieh'n die Unglückseligen, mit Steinen,
Baumesstämmen sich auch hier noch wehrend.

Rings im Kreis, so weit ein Auge schau'n kann,
Geht indeß in Flammen auf die Landschaft,
Bricht der Türke Kirchen ab und Klöster,
Reißt er Kreuze nieder und Altäre,
Und in Asche sinkt das Cetinjaner
Kloster, Ivan Crnojewitsch's Stiftung. [3])

Wohl war denen, die sich in die Steilen
Flüchteten, den Türken unerreichbar!
Schutz bei rauhem Fels ward ihrem Leben.
Weh jedoch den Aermsten, die den flieh'nden
Fuß hinnieder gen Cataro wandten
In's Gebiet des Dogen von Venedig,

[1]) Gegend im Gebirgsdistrict Piperi.

[1]) Im Jahre 1712, am Vlahinjafluſſe, zwischen den Bergen Vranja und Prschnik. Heute noch heißt die Stelle „Tsarev las," d. i. des Sultan's Holzschlag.

[2]) Die Aufforderung, die Peter der Große 1711 durch einen besondern Abgesandten an die Montenegriner ergehen ließ, sich gegen die Pforte zu erheben, und die der Gegenstand eines eigenen, höchst merkwürdigen Liedes ist.

[3]) Cetinje, die Wladykenresidenz, wurde 1485 von dem Fürsten Iwan Crnojewitsch gegründet, von den Türken aber zu wiederholten Malen verbrannt.

Hoffend in dem gläubig treuen Herzen:
Eingedenk der unzählbaren Dienste,
Die die Crnagorcen in den grimmen
Unzählbaren Fehden ihm geleistet,
Die er kämpfte mit dem Türkensultan
Und drin sie ihr Blut für ihn vergossen, —
Schirmen werd' er sie vor Türk'scher Unbill!
Arg hat ihr Vertrauen sie betrogen!
Ungehindert durch die ganzen Bocche,
Sein Gebiet, und durch das Land der Küste,
Ließ er rasen der Osmanen Mordlust,
Gab er preis die heimathlosen Flücht'gen
Der Verfolger nimmersattem Säbel,
Sah er zu, wie fortgeschleppt in's Joch ward,
Was, des Mordens satt, der Stahl verschonte.

Mit des Dogen eigenem Verstatten
Wandte drauf des blut'gen Säbels Schneide
Rückwärts durch Albanien der Vesir,
Und — nahm seinem lieben, treuen Freunde
Ganz Morea an dem salz'gen Meere; [1])
Dies zum Dank, zum Preis und zur Vergeltung
Für die Freundschaft, die er ihm bewiesen,
Da er ihm die Crnagorcen preis gab,
Ihn sie morden ließ in seinem Lande.
Hei, Verrath, wie weit ist deine Heimath!

Es brauchte lange, ehe die Montenegriner von dieser furchtbaren Niederlage sich erholten. Konnte die Pforte das Land auch nicht halten, so hatte sie doch die Genugthuung, es auf Jahre hinaus verwüstet und erschöpft zu haben. Die Folge davon war, sobald sie nur einigermaßen wieder zu sich gekommen, eine lange Reihe von Rachezügen seitens der Montenegriner, die mit der furchtbarsten Erbitterung und schaudererregender Grausamkeit geführt und von türkischer Seite ihnen ebenso erwiedert wurden. Ein grelles Bild der Verwilderung der Gemüther zu jener Zeit gibt das Lied von

Christinja Roganovitsch.

(1722.)

Einen Brief schreibt Ljubowitsch, der Bege,
Von der fernen Nevesinjer Ebne, [2])
Sendet ihn dem Pascha von Trebinje. [3])
Also zu ihm spricht er in dem Briefe:
„Denkst, o Hussein-Pascha, werther Oheim,
Denkst Du's, oder hast Du's schon vergessen,
Wie vor Jahren Köprili, der Vesir,
Zog verheerend durch die Crnagora?
An den Ufern der Sitnitsa [4]) damals,
Unterhalb Drahowo im Felde,
Schlug er nieder alle ihre Häupter;
Nichts als nackter Fels und blutgetränkte
Brandstatt blieb zurück nach ihm im Lande,
Wehklag, Darben, unermeßlich Elend.
Und nun sieh, wie schnell nach der Vernichtung,
Wieder sich, wie kühn erhob das Felsland!
Mir den Bruder tödteten sie gestern,
Mir den Bruder, Dir den Sohn der Schwester,
Da er in dem Bergwald von Somina [1])
Jagte, von der Diener Schaar umgeben!
Auf dem Thurm von Trnjina, der Veste, [2])
Kannst Du schau'n sein blutig Haupt nun prangen!
Welch ein Held war er! Du selber weißt es.
Bis zum Sultan gab's nicht seines Gleichen!
Auf darum, o arg beschimpfter Oheim!
Sammle Deine Schaaren, daß wir hinzieh'n,
Dieser Blutthat schnöden Hohn zu rächen,
Und vertilgt für ew'ge Zeiten werde
Die erlitt'ne Schmach von dieser Erde!
Doch allein soll dies uns nicht genügen;
Oheim, noch mit schlimmerer Beschimpfung
Zahlen heim wir den verübten Frevel!
Eine Frauen weiß ich in den Bergen,
Buk Roganowitsch, des Knesen, Ehfrau,
Gleich an Schöne des Gebirges Vilen,
Schlank, daß sie zwei Rosse überspränge.
Trefflich, Oheim, taugte Dir zur Buhlin,
Trefflich mir auch, Deinem Schwestersohn, sie!"

Da der Pascha diesen Brief gelesen,
Sprang empor sogleich er auf die Beine.
Noch zur Stund' erdröhnten seine Bomben,
Donnerten drei Tage und drei Nächte,
Bis ein mächtig Kriegsheer sich versammelt
Von Nikschitschi und von Korenitschi,
Von Trebinje und von Nevesinje,
Von Ljubinje und der Ebne Gatsko,
Dann von Kljutsch, von Ljubomir und Stolats,
Von der Veste Klobuk und von Mostar,
Und von Fotscha, und von Novipasar. [3])
Zwanzig Tausend Streiter, auserles'ne,
Stark stand auf dem Gatskofeld das Kriegsheer.
Brach dann auf und schlug die weißen Zelte
Auf der gras'gen Fläche bei Nikschitschi. —

Von des Bergwalds Höhen späht die Vila,
Schaut das Heer und hebt die leichten Schwingen,
Fliegt gen Tschevo, [4]) läßt daselbst sich nieder
Auf des wald'gen Lisats steilem Gipfel,
Ruft hernieder, ruft den Knesen [5]) Moisse.
Doch der Knes ist nicht in seinem Hofe,
Und es fragt Christinja sie, die Knesin:
„Was doch gibt es, Vila, Unheilkünd'rin?"

„Was es gebe?" spricht darauf die Vila.
„Mit dem Begler-Beg, dem Schwestersohne,
Stürzt der Pascha von Trebinje morgen
Sich auf Euer Trnjina, und zwanzig
Tausend Streiter, wohlgezählt, sind mit ihm!
Brechen will der Crnagora Schwing' er,
Trnjina, das unnahbare, schleifen.
Sprich, wo weilet Moisse Dir, der Knese,
Daß um sich er schaar' die Crnagorcen,
Kampfbereit den Gegner zu empfangen?"

„Weil' er, wo er weilt!" spricht drauf die Frauen,
„Doch wo fänd' er tapf're Crnagorcen?

---

[1]) 1715.
[2]) In der Herzegowina.
[3]) Türkische Veste in der Hezegowina.
[4]) Ein kleiner Fluß, der sich in die Moratscha ergießt.

[1]) Gebirge in der Herzegowina.
[2]) Grenzort gegen die Herzegowina, in der Nahia Katunska; zu wiederholten Malen der Schauplatz blutiger Kämpfe.
[3]) Sämmtlich Orte und Vesten in der Herzegowina mit Ausnahme des Gatskofeldes, einer Ebene daselbst.
[4]) Montenegrinisches Dorf in der Nahia Katunska.
[5]) Stammeshaupt, Gemeindeoberer.

Sind ſie nicht im Kampfe all' gefallen
Unter'm Schwerte Köprili, des Veſirs?
Wo es einen gab der Kriegeshäupter,
Zahlt' er mit dem Tod nicht ſeinen Glauben
Auf der Wahlſtatt am Sinitſa-Strome?
Wo es einen Helden gab im Lande,
Starb er unter'm Huf nicht türk'ſcher Roſſe?
Kinder nur, unſel'ge, ſchwache Mädchen,
Schwerbetrübte Wittwen hat das Land noch,
Klageweiber, ach, doch keine Kämpfer!"

Zu der Vila ſprach noch ſo die Frauen,
Sieh', da kam der Knes zu ſeinem Hofe!
Um ſich ſchaart ſogleich er die Tſchevaner,
Spricht zu ihnen, was und wie jetzt Noth thu',
Führt ſie nach der Ebne von Papratnja.[1])
Sendet eilends Boten in die Gaue;
Einen Vuk von Jabuke, dem Freunde:
„Auf, o Bruder! Auf mit den Genoſſen!
Trnjina bedräuen uns die Türken, —
Auf denn, und herbei zu neuem Kampfe!"
Einen zweiten Militſch, dem Woiwoden:
„Auf die Beine, wackrer Recke! Sammle
Deine Bjelitſaner und Tſudſaner[2]),
Daß wir einmal all' das Elend rächen,
Das von türk'ſchem Blutdurſt wir erfuhren,
Und Dir Gott vergönne, der Vergelter,
Deiner Brüder frühen Tod zu rächen,
Deiner neun, — gleich jenen Jugowitſchen,[3]) —
Die der Türken Säbel bei der heil'gen
Petka weißem Kirchlein Dir getödtet,
Draus ſie kampflos nimmer wollten weichen.
Es nicht eh'r den ſchänderiſchen Händen
Laſſend, bis des Letzten Blut verſtrömt war!" —

Kaum, daß kund der Aufruf ward von Tſchevo,
Da ſprang auf der jungen Crnagorcen,
Wo nur Einer war, und flog dem Kneſen
Zu mit ſeiner Waffe. Tauſend Flinten
Stoßen ihrer zu ihm All' in Allem.
Vor Papratnja bringen ſie die Nacht zu.
Doch noch in der Nacht, im tiefen Dunkel,
Eh' im Oſt die erſte Dämmrung aufglomm,
Fielen ſie vor Trnjina in's Blachfeld,
Warfen Brand in's ſchlummertrunkene Lager.
Taumelnd aus den hell aufloh'nden Zelten
Stürzt hervor der Türken ganzes Kriegsheer;
Doch zum Kampfe nicht, nur in Verwirrung
Mit des Lebens nacktem Gut zu fliehen.
Wenig läßt die Gluth zurück an Beute:
Eines Widders blutig Vließ, zwei Löffel,
Einen Hahn und Rogan's blinden Klepper!
Reicher aber denn die reichſte Beute
Lohnt das Kriegsglück die Verfolger heute.
Bis hinan zum Preſjekaner Hochfeld
Drängen ſie im Sturme die Entſetzten.
Aufflammt da ein Crnagoriſch Rohr,
— Vuk's iſt es von Jabuke, des Falken, —
Und getroffen ſinkt zur ſchwarzen Erde
Murtſchitſch-Dſuk, der türk'ſche Buljuk-Baſchi.
Zum Verderben ſinket er den Seinen!

Denn vom Hochfeld bis hinab zum Thalgrund
Oberhalb der Hügel von Prentina
Fallen ihrer an vierhundert Köpfe,
Und wol zweimal mehr noch von dem Thalgrund
Anwärts zu den waldbeſetzten Hügeln.
Doch noch auf den Hügeln ruft Held Janko:
„Linkshin, Brüder! Immer nach den Flieh'nden,
Daß für meines greiſen Vaters Leben
Auch kein Einz'ger ihrer mir entgehe!"
Und nach linkshin folgen ſie den Flücht'gen,
Drängen ſie hinan des Kokot Steile,
Die des Falken Fittig überſchwingt kaum,
Eines Menſchen Fuß nie überſtiegen.
Furchtbar iſt zu ſchau'n hier das Gemetzel,
Grauenhaft der blut'ge Türkenjammer!
Müd' des Tödtens werden nicht die Arme,
Bis am Fels verſtummt der letzte Wehruf.
Von Gefangnen vierundſiebzig führen
Heimwärts nur die Crnagor'ſchen Sieger,
Lauter Angeſehne, Vege, Agas;
Unter ihnen Huſſein-Paſcha voran
Mit dem Vegen, ſeinem Schweſterſohne.
Hand an Hand gekettet die Gefang'nen
Führen ſie, gewiß des reichen Löſ'gelds.

Doch, da ſie vor Tſchevo's Mauern kommen,
Sieh', da tritt heraus der Klageweiber
Lange Schaar, Chriſtinja an der Spitze!
Da den Zug ſie der Gefangnen nah'n ſieht
Und den Vegen Ljubowitſch erkennet,
Ruft ſie aus, vergießend heiße Thränen:
„Warum dieſen bringt Ihr mir am Leben?
Iſt genug nicht, daß aus meinem Hofe
Mit gewalt'ger Hand er mich geriſſen,
Fortgeſchleift vom Gatten, von den Kindern,
Als verwüſtend Köprili, der Veſir,
Zog durch unſre ſtein'ge Crnagora?
Nicht genug, daß er als niedre Sclavin
Mich ein Jahr lang hielt in ſchnöder Knechtſchaft?
Soll ich ſchau'n noch, daß für ſchmählich Löſ'geld
Frei er heimzieh', neuen Schimpf mir ſinnend?
Gebt ein Schwert mir, daß ich ſelbſt mich räche,
Da zu rächen Ihr mich habt vergeſſen!"
Und vom Gurt des Nikolitſchen Thomas
Reißt das Schwert ſie, ſchwingt es durch die Lüfte,
Und von Weiberhand entſinkt das Haupt ihm,
Der Entehrung zugedacht dem Weibe.
Nun auch ſanken ſeiner Freunde Häupter:
Huſſein's für die Kirche auf Cetinje,
Die verwüſtet Köprili, der Veſir; —
Djengitſch-Aga's für den Bruder Militſch's, —
Muritſch-Suk's für Vuk, den Manduſchitſchen, —
Suleiman's des Hodſcha, des Fotſchaners,
Für den Klepper, den einäug'gen, Rogan's, —
Und noch manches andern Begs und Agas
Für der edlen Crnagorcen Manchen,
Der dem Schwerte Köprili's erlegen,
Und für manches Roß, das er entführte.
Ungleich war die Abrechnung, die blut'ge,
— Zehn für Einen wurden hier gerechnet, —
Ungleich zwar, doch lang' nicht ausgeglichen! —

Zu den beliebteſten Liedern gehören die aus dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, die den Abfall der Brdi von der Pforte und die glückliche Abwehr der Anſtrengungen zum Gegenſtande haben, welche zu deren Rückeroberung türkiſcherſeits gemacht wurden, z. B. der wiederholten Ein-

[1]) Die Ruinen eines Kloſters in Bosnien unweit Zwornik.

[2]) Montenegriniſche Stämme in der Nahia Katunſka.

[3]) Der greiſe Jug Bogdan und ſeine neun Söhne, die Jugowitſche, gehörten mit zu dem Heldenkreiſe des letzten Serbenfürſten Lazar, der 1389 auf Koſovo fiel.

fälle der Türken in Piperi, Bjelopawlitschi, in der obern und in der untern Moratscha. Ein furchtbarer Feind aus diesem Anlasse war den Montenegrinern in Mahmud-Pascha von Albanien erwachsen, der, gleich seinem Zeitgenossen, dem herrschsüchtigen und grausamen Ali-Pascha von Janina, lange Zeit mit dem Plane umging, sich zum selbständigen Herrscher seines Paschalüks aufzuwerfen, das er durch Montenegro und ein Stück Dalmatien zu vergrößern gedachte. Der Abfall der Brdi war ihm ein willkommener Vorwand zur Verwirklichung dieser seiner Absicht. Zu wiederholten Malen seit 1789 bekriegte er Montenegro, bis er in dessen Schluchten endlich seinen Tod fand. Von seinem letzten Feldzuge singen die nachfolgenden Lieder.

Die Schlacht am Berge Visotschina.

(1796, 11. Juli a. St.)

Zur Versammlung bietet Mahmud Vesir
Auf nach Skadar am Bojanastrome [1])
All' die auserles'nen Türkenobern;
Zur Berathung lädt in seinen Divan
Er die Herrn, und spricht zu ihnen also:
„Diesmal oder nie, Ihr meine Helden,
Muß die Crnagora uns erliegen
Und mit ihr das ganze Land der Küste,
Bis hinab zur Veste von Ragusa,
Wie dies schon seit langem unsre Sehnsucht!
Günstig ist die Stunde: In den Wässern
Von Cataro liegt kein fürstlich Kriegsschiff;
Ausgezogen ist des Küstenlandes
Ganze Wehrkraft nach Italiens Ebnen,
All' zum Schutz Venedigs vor den Franken, [2])
Unsern Freunden, die uns beistehn werden,
Wie sie dies erst jüngsthin uns verheißen,
Da mit ihnen wir der Rücksprach' pflogen;
Zwietracht ferner herrscht in Crnagora,
Daß sie nicht zur Abwehr sich kann einen, [3])
Und der Freunde manchen zähl' ich oben,
Der für Gold sich gerne mir zeigt dienstbar,
Und willfährig jeglichem Begehren.
Eines nur, o Freunde, möcht ich sorgen:
Daß auf alle Wege der Brdjaner
Todestrotz'ge Haufen sich gelagert,
Sie mir sperrend, daß ich nicht Albaniens,
Nicht Herzegowina's Volk kann sammeln!
Will deshalb ein Heer zuerst entsenden,
Daß es die Brdjaner mir bezwinge,
Groß wie Klein fort in die Knechtschaft treibe,
Und das Land mit Feuersbrunst verwüste.
Selber dann mein Lager will ich schlagen
Bei Nitschitschi, und zum großen Angriff
Meine Heermacht nach drei Seiten theilen:
Ueber Novi, daß sodann die Einen,
Durch die Crnagora selbst die Andern
Niederdrängen an die Meeresküste,
Unterdeß auf schlankem Kiel die Dritten
An den Küsten Blei und Pulver landen,
Bomben und Karthaunen und was sonst Noth.
Meinen Bruder Ibrahim dann will ich
Setzen über Novi, daß er kund thu'
Und an ihm erkennen die Lateiner,
Was das wiege: „Mahmud-Pascha's Säbel;"
Mehmed aber, meiner Söhne jüngsten,
In Ragusa, daß er dort gebiete,
Aller Welt verkünde meinen Namen!"

Also sprach er, schrieb ein weißes Blatt dann,
Sandt' es durch's Gebirge nach Cetinje
In die Hände Peter's, des Wladyken.
Also in dem weißen Blatte schrieb er:
„Peter Petrowitsch, Freund und Wladyke!
Wohl dies weißt Du, hast's auch nicht vergessen,
Wie, seit sie bestehn, der Brdi Nahien [1])
Meinen Vordern dienstbar stets gewesen.
Doch nun sieh'! In trotziger Empörung
Werfen ab sie jeglichen Gehorsam,
Weigern alle Steuer, jede Abgab',
Zahlen nicht dem Sultan seinen Haratsch, [2])
Sondern überzieh'n mit blut'ger Fehde
Mir die Gau'n, verwüsten Höf' und Häuser,
Treiben d'raus die Rosse fort und Rinder,
Plündern Hürden, schlagen todt die Männer,
Und entführen frech die schönsten Weiber.
Aufgeboten hab' darum ein Heer ich,
Ausgerüstet es mit Feuerschlünden,
Daß es die abtrünn'gen Piperaner
Zücht'ge und die Bjelopawlitschaner,
Ihrem Herrn auf's Neu' sie unterwerfe.
So Du willst nun, daß wir Freunde bleiben,
Wolle ihnen Beistand nicht gewähren,
Schutz in Deinen Bergen nicht und Zuflucht.
Weis sie ab, sonst ist Dir Krieg verkündet!"

Da das Blatt gelesen der Wladyke,
Quollen heiße Thränen ihm vom Auge.
Von dem Aug' doch trocknet er die Thränen,
Sendet durch die Gaue seine Diener,
Ruft die Crnagora zur Versammlung,
Zu berathen mit ihr, was zu thun nun,
Und also in der Versammlung spricht er:
„Crnagorcen, theure, liebe Brüder,
Wieder ward uns unversehen Drangsal!
Seht, mit neuem Krieg droht Mahmud-Pascha!
Er, der erst die arme Crnagora
Heimgesucht vor Kurzem, und mein Kloster,
Während ich im fernen Rußland weilte,
Mir gelegt in Asche sammt der Kirche, [3]) —
Eure Zwietracht schau'nd faßt neuen Muth er,
Fordert der Brdjaner Unterwerfung!
So auch Euch Gott Hülfe nie versage,
Auf mit mir, vielwackre Crnagorcen!
Auf! laßt uns den Brüdern zieh'n zu Hülfe!
Daß an uns zu Schanden werde Mahmud!"

Da dies Wort die Crnagorcen hören,
Schwören insgesammt sie dem Wladyken:
„Nimmermehr verlassen die Brdjaner,
Treu und einig steh'n wir bei den Brüdern!"

---

[1]) Skutari.

[2]) Feldzug der Franzosen vom selben Jahre in Italien unter Napoleon Bonaparte.

[3]) Unter dem Wladyken Peter II. standen einander namentlich die russische und die österreichische Partei im Lande gegenüber.

[1]) D. i. Distrikt.

[2]) D. i. die von den Christen zu zahlende Kopfsteuer.

[3]) 1785.

So auch deß verſah ſich der Wladyke,
Und, da er die Einmuth ſchaut der Seinen,
Gibt dem Veſir dieſes er zur Antwort:
„Was Du mir, o Mahmud-Veſir, ſchreibeſt,
Daß ich ja nicht den Brdjanern helfe, —
Nimmer dies geſtattet mir mein Glaube!
Du auch weißt, und haſt's wohl nicht vergeſſen,
Wie Du, der gegeb'nen Treu zuwider,
Während ich in fernem Lande weilte,
Meine Crnagora überfallen,
Kloſter mir und Kirche warfſt in Trümmer!
Nicht vernarbt noch ſind die ſchlimmen Wunden,
Die Du damals ſchlugſt der Crnagora!
Laſſ' darum, laſſ' von den armen Brdi!
Reiß' nicht auf noch unverharrſchte Wunden,
Daß Du nicht ein Neſt von Drachen aufſtörſt!"

Mit dem Haupt nickt ob Solchem Mahmud.
Seine Schaaren ſammelt und erhebt er,
Fällt mit ihnen nieder vor Doljani,
Spannet aus hier ſeine weißen Zelte,
Schlägt ein mächtig Lager auf der Ebne.

Der Wladyke auf den ſteilen Höh'n der
Vertijelka [1]) löſ't auch die Kanonen,
Sendet Briefe an des Landes Häupter,
Heißt ſie eilends ſammeln ihre Schaaren.
Um ſich ſelber ſammelt er die Nächſten,
— Hundertfunfzig wackre Cetinjaner, —
Führt ſie zu den Bjelopawlitſchanern.

Da der Ruf durchſcholl die Crnagora,
Wem es doch zu ſchauen da vergönnt war,
Wie die Muth'gen ſprangen auf die Beine!
Wie ſie raſch die ſchlanken Rohre faßten,
Von den Müttern, von den Weibern ſchieden,
Im Gebirg' ſelbſt von der Heerd' die Hirten!
Wie mit Haſt ſie durch die Klüfte rannten,
Des Wladyken kleines Häuflein mehrend!

Aufhub Mahmud-Veſir jetzt ſein Lager,
Schlug es an des Berges Viſotſchina [2])
Abhang auf, der Veſte Spuſch genüber.
Aufbrach der Wladyk auch mit den Seinen,
Ueberſchritt der Zeta kühl Gewäſſer,
Schlug am Saum der Slatina [3]) ſein Zelt auf.
Zwanzigtauſend Streiter zählt der Veſir,
Kaum dreitauſend zählet der Wladyke.
Jeder aber von den Seinen gleichet
Einem grimmen Wolfe des Gebirges,
Jeder ſeiner kriegserfahr'nen Führer
Einem kühnen Aar des Felſenhorſtes,
Jeder ſeiner flinken Fahnenträger
Einem Falken, der die Luft durchſchwinget.

Einen Aufruf läßt in ſeinem Lager
Mahmud-Veſir nun ergeh'n, des Inhalts:
„Wer mir bringt lebendig den Wladyken,
Dem zu eigen ſei die Ebne Zeta [4])
Und darinnen die drei weißen Städte,
Und dazu noch drei Saumlaſten Reichthums!"

Vor ihn hin auch treten Serdarowitſch-
Jakub-Aga und Kokotli-Mehmed,
Sprechend: „Herr wir bringen ihn lebendig!"
Nur vergaßen Eines ſie zu ſprechen:
„So es Gott will!" Gott jedoch wollt' nicht es!

Einen Aufruf läßt ergeh'n im Lager
Der Wladyk auch; ſchaart um ſich die Seinen
Vor der weißen Kirche des Erzengels,
Segnet ſie und ſpricht zu ihnen alſo:
„Seid an Muthe gleich dem Königsſohne [1])
Und an Kraft gleich Janko von Sibinje!
Faßt auf einmal Alle Eure Meſſer,
Kreuzt Euch mit des Kreuzes heil'gem Zeichen,
Gott dem Herrn empfehlend Eure Seele,
Und beherzt ſo werft Euch auf die Türken!
Mit Euch dann wird ſein des Herren Beiſtand
Und der Sieg gelegt in Eure Hände!"

Weiſe darauf ordnet nach den Stämmen
Er die Männer und nach den Geſchlechtern,
Stellt erfahr'ne Krieger vor die Reihen,
Die mit Ungeduld des Kampf's begehren,
Dringend, mit den Türken ſich zu meſſen.

Donnerstags ſo ordnet er die Schaaren,
Freitags d'rauf, am elften Tag des Heumonds,
Hub die Feldſchlacht an am frühen Morgen.
Dunkel lag noch über den Gefilden.
Durch das Dunkel wie die Rohre blitzten, —
Brüder, wenn Ihr's ſaht, es ſprach wohl Keiner,
Eine Feldſchlacht ſei dies, die man ſchlage;
Nein! des jüngſten Tages Ausbruch ſelber!
Sechs Entſetzensſtunden heißen Kampfes
Auf der Wahlſtatt ſelbſt, wie rings um ſie her,
Währeten des Blutvergießens Gräuel
Ohn' Entſcheidung. Als jedoch die Sonne
Erſt empor war an dem Morgenhimmel,
Da begann der Türken Heer zu wanken.
Da dies ſchau'n die jungen Crnagorcen,
Jubeln ſie laut auf und rufen Gott an,
Kreuzen ſich noch einmal mit dem Kreuze,
Feuern ab auf einmal die Gewehre,
Zücken All' zugleich die Flammenmeſſer,
Werfen ſich mit Siegruf auf die Türken,
Sie zerſprengend und vor ſich her drängend.
Grau'nhaft um die Martinitſcher Mühle
War zumeiſt das Metzeln und das Fallen,
Ohne Maß der Türken Niederlage.
Hier war's, da in's Schwert ſie fliehend rannten
Boſchkowitſch Mihailo, dem Serdaren;
Hier, allwo des Krieges heller Glücksſtern
Sava Petrowitſch, den jungen Helden,
Des Wladyken jüngern Bruder, treffen
Ließ im Kriegslärm auf Kokotli Mehmed.
An den Kehlen faſſen ſich die Beiden,
Hin und her lang' ohn' Entſcheidung ringend,
Bis dem jungen Sava Gott und Kampfglück
Gaben, daß ihm Mehmed ſinkt zu Füßen,
Und das ſtolze Haupt er ihm zertrümmert.
Hier auch war's, wo Bego, des Wojwoden
Sohn, ſo viele Türken ſchlug zur Erde,
Daß man deren Zahl nicht weiß. Bedeckt ganz
War er ſchon von Blut, da wirft das Kriegsglück
Serdarowitſch-Jakub ihm, den Aga,
Mahmud-Veſirs Rechte, in den Weg noch.
Kaum einander ſchau'n ſie, und im grimmen

---

[1]) D. i. Schwindelhöhe, Bergſpitze in der Crnagora.

[2]) Anhöhe zwiſchen dem Crnagoriſchen Stamme Martinitſchi und der türkiſchen Veſte Spuſch.

[3]) Nebenflüßchen der Zeta.

[4]) Das Uferland des Zetafluſſes, das bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu Montenegno gehört hatte.

[1]) Marko Kraljewitſch, der Sohn des Serbenkönigs Wukaſchin, des Uſurpators der ſerbiſchen Krone nach Peter Duchan's Tode (1350), iſt den Südſlaven das Vorbild des Heldenthums. Ausführliches in meinen „Südſlaviſchen Wanderungen."

Kampfe ringen Beide mit einander.
Doch der Aga auch erliegt dem Starken
Und auch sein Haupt fällt dem Schwert des Helden!

Nie in einem Kampfe noch gefallen
Waren so viel Türken, wie in diesem! [1])
Von Brdjanern und von Crnagorcen
Fielen achtzehn ihrer nur in Allem,
Doch darunter drei der besten Helden:
Kertsun Savov von den Bjelitsanern,
Stanko, der Barjaktar [2]) von Ljubotin,
Bego, des Wojwoden Sohn von Brdi.
Sie wohl starben, — doch nicht ihre Namen!
Wie sie Mahmud, den Vesir, bezwungen,
Künden werden's ewig Sängerzungen,
Und vergessen wird der Ruhm auf Erden,
Den sie sich und uns erkämpft, nie werden.
Spende ihnen Gott des Himmels Frieden!
Fried' auch sei uns Lebenden beschieden,
Daß das Antlitz Peter's leucht' im Lande
Gleich der Frühlingssonn' im Mittagsstande!

Mahmud-Vesirs Untergang.

(1796; 22. September a. St.)

Mahmud-Vesir, seit im grausen Kampfe
Mit den Crnagorcen und Brdjanern
Eingebüßt er seine beste Kriegsmacht,
Geht umher in düstren Gram versunken.
Weder schläft er, noch ein Wörtlein spricht er,
Betet nicht und wäscht sich nicht die Hände,
Sinnt nur Rache Peter, dem Wladyken,
Um der Krieger ungemess'ne Anzahl,
Die ihm todt geblieben auf der Wahlstatt,
Um die vielen Agas und die Bege,
Kriegsberühmten Delis und Kulugli's,
Um die Ehr', die er an ihn verloren.

Sieben Tag' in Schweigen so verharrt er,
Fährt empor, schlägt mit der Hand an's Knie sich,
Spricht sodann die Worte zu sich selber:
„Weh', Allah! Weh' dreimal! Was doch that ich,
Und an wen verspielt' ich meine Ehre?
Doch — noch lieg' ich ganz ja nicht darnieder!
Ist nicht Geld genug in meinen Beuteln?
Gibt's nicht Krämer in der Crnagora
Auch, goldgier'ge Seelen, die zu Allem
Feil sind, und für Gold mir gern zu Willen?
Auf! Die sollen mir das Nest verrathen,
Und verwüsten will ich's bis zur Küste,
Bis hinab zum felsigen Ragusa!
Wider mich — was kann dann der Wladyke?"

Boten auch gleich sendet er, und bietet
Kriegsvolk auf aus allen Gau'n und Landen:
Albanesen bis vom fernen Epir,
Herzegovcen bis von Bosniens Marken;
Ruft zu Hülfe, wo er einen Freund weiß:
Ahmed-Mahmud-Begowitsch, den Pascha
Von Dukadschin und vom felsigen Rascien [3]),
Und den Beg von Kavaj [4]), seinen Vetter.

Auch verheißt den Tossken [1]) guten Sold er:
Einen Thaler blank jedwedem Mann an
Jedem Schlachttag, eines Thalers Hälfte
An den Tagen, da es keinen Kampf gibt,
Ueberdies die Zehrung und Geschenke
Und was sie erbeuten und erplündern,
Alles ohne Abzug und Verkürzung. —

Dreißigtausend sammelt er an Fußvolk
So und Reitern, auserles'ne Streiter,
Ungezählt die Streitschaar, die er ausschickt
An die Grenze wider die Brdjaner
Und die Crnagora nach vier Seiten,
Zu verwehren ihnen die Verein'gung
Und sie einzeln sich'rer zu bewält'gen;
Macht sodann sich auf und schlägt sein Lager
Bei Doljani ober Podgoritsa,
Spannt hier aus sein Vesirzelt, sein grünes.

Da jedoch die Türken bald gewahren
Unsern, ihrem eig'nen gegenüber,
Auch die beiden Crnagor'schen Lager,
— Auf dem eb'nen Triftengrund beim Wolfsbrunn,
Unterhalb von Sadjewats das eine,
Auf dem graf'gen Kruskahang das zweite, —
Faßt ein heimlich Grau'n sie bei dem Anblick,
Schweres Bangen vor dem Tag der Feldschlacht,
Und bekümmert schau't umher der Vesir.

Aber, — wer auch sah die jungen Recken
Und den Jubel hört' in beiden Lagern,
Wie sie sangen und vor Freuden sprangen,
Mannigfachen Scherz und Kurzweil trieben,
Sich an Spielen jeder Art ergötzten,
Jeden Tag mit Ungeduld begehrend
Auf der Türken Lager sich zu stürzen!
Und wer sah die Crnagor'schen Frauen,
Wie sie mit Gesang und Freudejauchzen
Speis' und Trank den muntern Helden brachten!
Keiner spräche, Frauen seien dieses,
Nicht an Herzen und auch nicht von Anseh'n,
Sondern Heldinnen an feur'gem Muthe
Und von Anseh'n des Gebirg's Haiducken; —
Nur daß sie die Rohre noch ergriffen,
Mit den Türken kühnen Streit begannen!

Fünfzehn Tag' einander gegenüber
Standen Crnagorcen so und Türken.
Da mit einem Mal erscholl die Kunde,
Mahmud-Vesir werde sich erheben,
Und das Lager auf dem Kruskaabhang
Denk' er zu berennen. Der Wladyke,
Da er's hörte, rief die Kriegesobern
Zu sich in sein Zelt, und hielt Berathung.
In drei Haufen theilt' er dann die Männer,
Setzte wackre Führer vor die Haufen,
Lauter Auserles'ne, Kriegeskund'ge,
Die mit Gier der Stund' des Kampfes harrten,
Trat dann selber in der Krieger Mitte,
Betete zu Gott erst, gab den Segen,
Sprach dann zu den Kriegern diese Worte:
„Crnagorcen, theure, liebe Brüder!
Nun dreihundert Jahre sind es eben,
Seit gekämpfet unsre großen Vordern,
Seit gekämpft sie und ihr Blut vergossen
Um des Glaubens, um der Freiheit willen,
Daß sie nicht in türk'sche Knechtschaft sänken,
Ihrer Freiheit kostbar Gut bewahrten.

---

[1]) Ihre Anzahl wird auf 8000—4000 angegeben. Mahmud selbst wurde von Radowan Stakow, dem Piperaner, verwundet.

[2]) Neben dem Knesen Oberhaupt eines Stammes; wörtlich: Fahnenträger.

[3]) Ehemals türkische Gebiete im Süden des heutigen Fürstenthums Serbien.

[4]) Kleine Festung in Albanien.

[1]) So heißen auch die Arnauten im südöstlichen Albanien.

Geht und hört, wie nun die Türken ſprechen,
Wie ſie um des Unglückstags Euch ſchmähen,
Da auf Koſovo der Brankowitſche
Seinen Herrn verrieth, und ſchlug in Trümmer
Unſers Reiches Macht für alle Zeiten! [1])
Geht und höret, wie ſich Mahmud brüſtet,
Seit er jüngſthin unſre Crnagora
Heimgeſucht, auf unſern Zwieſpalt bauend!
Kennte nicht der Türke unſre Berge,
Nimmer griff' er ſo an unſer Herz uns,
Nimmer wagte Mahmud ſich zu rühmen,
Ueberſchreitend unſre Crnagora,
Woll' ſein Roß er tränken an dem Meere,
Doch nicht eh'r, als bis er uns in's Joch ſchlug!
Nimmer wagt' er Solches auch zu ſprechen:
Nicht des Schwert's, des Goldes nur bedürf' es,
Daß uns ſeines Roſſes Huf zertrete!
Sprecht! Gibt's ſchlimm're Wunde wohl, als die iſt,
Die in's Herz mit glühendem Geſchoß dringt?
Dennoch iſt ſie nimmermehr ſo ſchmerzlich,
Traf ſie auch des Helden Herz zu Tode,
Schlimmer auch kein Weh ſonſt, keine Drangſal,
Als wie dieſe Schmach, wie dieſe Beugung!
Falkenhorſt, ſo nennt die graue Kunde
Unſre Crnagora bis zur Stunde,
D'rin in Freiheit kühne Falken leben,
Und davor ringsum die Nattern beben.
Wohl darum bedenkt, wer Eure Väter,
Weſſen Blut's Ihr ſeid und welchen Stammes,
Welchen Namens, ruhmbedeckt von jeher,
Und ſeid gleich an Muthe jenem Marko,
Und an Kraft der Rechten jenem Janko!
Bittet Gott und kreuzt Euch mit dem Kreuze,
Daß, wie Dieſen, er auch Euch ein Hort ſei,
Und Euch beiſteh', ſtark Euch zu bewähren!
Nicht gedenken will ich erſt der Thaten
Frührer Zeit all', die an unzählbaren
Stätten Eurer Väter Ruhm verkünden;
Nicht erinnern Euch, wie des Seraskiers
Rieſ'ger Uebermacht ſie ſich erwehret,
Ihren Stolz Euch laſſend zum Vermächtniß; [2])
Nicht, wie zwiſchen Kruta und Rovine
Sie bei Trnjina zu zweien Malen,
Später auch auf's Haupt den Feind geſchlagen; [3])
Nicht, wie ſie dreihundert beſte Türken,
Die ſie lebend fingen, frei nicht anders
Heimwärts ließen zieh'n, als gegen — Säue;
Nicht, wie ſie ein zweites Mal nach Tſchevo
Aus der Schlacht heimführten ſiebzig Agas
Und ſtatt Löſ'geld's ihre Köpfe nahmen:
Eurer eig'nen Thaten nur gedenket,
Die Ihr den Tſchaja ſchlugt, [4]) — von Bosnien
Wie auch von Rumelien die Veſire, [5]) —
Mehmed d'rauf, von Skutari den Paſcha,
Und wie ſelbſt mit Ruhm Ihr Euch bedeckt ſchon!
Und ſo wird es Gott der Herr dann wenden,
Daß an Euch auch Mahmud's Stolz wird enden!"

Als die Crnagorcen dies vernahmen,
Schlug' vor Freud' und glühn'der Kampfesſehnſucht
Jeglich Herz hoch auf. Die Barjaktaren
Rollten auseinander ihre Fahnen,
Und die Führer ordneten die Reihen,
Stamm zu Stamm, zu kluger Kampfbereitſchaft.

Tag's darauf, noch vor der Sonne Aufgang,
Bei der Morgenröthe erſtem Schimmern,
Hob empor ſich Mahmud-Veſir-Paſcha,
Ordnete der Breite nach ſein Kriegsheer.
Von des Hügels Viſotſchina Abhang
Bis Komani und Orahovitſa
Stand es da, drei volle Wegesſtunden
Dreißigtauſend wider kaum ſechstauſend.
Hin und her lang auf dem grünen Plane
Jagten blitzend die entflammten Rohre.
Mittags endlich, da die Sonne hoch ſtand,
Rieſen einmal noch die Crnagorcen
Auf zu Gott, entluden ihre Rohre,
Warfen all' zugleich ſich auf die Türken,
Drängten hier zurück ſie, hieben ein dort,
Einer ſtets ermuthigend den Andern,
Nun die böſe Drangſal all' zu rächen,
Die ſeit lang von Mahmud ſie erfahren.
Jetzt, wenn Ihr, o Brüder, ſie geſehen,
Dieſe wilden Crnagor'ſchen Falken!
Wahrlich, Marko's Herzens waren Alle,
Janko's des Woiwoden, ſtarken Armes!
Hui, wie ſie der Türken Heer verwirrten,
Auseinander fegten ihre Haufen,
Wölfen gleich, die durch die Hürde ſauſen!
Doch nur Dir, o Gott, gebührt die Ehre!
Wo nun war des großen Mahmud Brüſten?
Stark und ſtolz noch war zu ſchau'n er geſtern,
Flog umher auf hohem Schwanenroſſe
In der Feldherrnhand den blanken Säbel,
Schwang den Säbel blitzend durch die Lüfte,
Seine Völker wilden Ruf's aufmunternd:
Heute — ſieh' die jungen Crnagorcen,
Wie dort Einer Mahmud's blutig Haupt ſchwingt,
Hier ein Zweiter ſeinen reichen Turban,
Dort ein Dritter ſein geſchmückt Gewand trägt,
Hier ein Vierter ſeinen blanken Säbel,
Dort ein Fünfter ſeine ſchlanke Flinte
Und ein Sechster ſeine Goldpiſtolen,
Während hier ein Siebenter ſein Roß führt! —

Roth von Blut bis an der Arme Beugen
Kehren jetzt die Sieger zu den Lagern,
Und ein Jeder rühmt ſich ſeiner Beute.
Der trägt einen, Der zwei Türkenköpfe,
Mancher drei, und Mancher deren vier auch;
Flattern läßt ein grünes Banner Dieſer,
Andre tragen Säbel und Gewehre
Meiſt mit blankem Silber reich beſchlagen,
Andre auch Gewänder und Turbane,
Und gar Viele führen ſchmucke Roſſe.
Iſt dies nun ein Stolz der wackern Helden!
Doch vergißt auch Keiner Gott zu preiſen
Und zu rühmen des Allgnäd'gen Namen.
Denn es fiel der Türken beſte Blüthe
An dem Tag, der Schmuck der ält'ſten Höfe
Von Koſovo, Butſchitrn und Priſren,
Mitrovitſa, Djakowitſa, Ipek,
Priſepolje, Guſinje, Chas, Bihor,
Kolaſchin, dem ebnen Bjelopolje,
Boskopolje, Tiran, Lješch, Albaſan,
Kavaj, dann Valonja, Mokrin, Dibra,
Boden, Tepelen und von Dulcigno,
Auch von Skutari am Strom Bojana,
Von den Veſten Spuſch und Podgorizza.
Ibrahim, des Veſir's Sohn, der einz'ge
War dem Tod entronnen im Gewühle.

[1]) Den 15. Juli 1389, an welchem der letzte Serbenkſar Lazar gegen Murad I., verrathen durch ſeinen Schwiegerſohn Vuk Brankowitſch, Reich und Leben verlor.

[2]) 1712. — [3]) 1717. — [4]) 1750. — [5]) 1768.

Doch auch dieser sollte nicht entkommen!
Den Entflieh'nden führt sein böser Stern dem
Popen Lasar Kneschewitsch entgegen;
Dieser aber lädt ihn auf die Schultern,
Trägt ihn zum Gelächter durch die Lager.

Mit diesem Liede, welches den glücklichen Abschluß einer für Montenegro gefahrdrohenden Zeit zum Vorwurfe hat, und mit welchem wir zugleich bei dem Ende des vorigen Jahrhunderts angelangt sind, beschließen wir denn auch die diesmaligen Mittheilungen. Die Lieder des letztverflossenen halben Jahrhunderts geben uns vielleicht den Stoff zu einer zweiten Lese.

Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. 2 Bände. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1854 und 1858.

Wenn sich das historische Studium der Gegenwart vor allen andern Perioden der deutschen Geschichte dem achtzehnten Jahrhundert zuwendet, so hat das seinen sehr tiefen Grund. Aus der Periode dieses Zeitraums holen alle Parteien ihre Argumente, wenn es gilt, ihre Stellung zur Gegenwart und zur Zukunft zu motiviren; sowohl diejenigen, denen es daran liegen muß, den jetzigen Standpunkt der Regierungen in seinen Consequenzen mit geschichtlichen Gründen zu vertheidigen, als ihre Gegner, welche mit ihren Forderungen theils an frühere positive politische Verhältnisse anknüpfen, theils auf die Entstehung einer ganz neuen nationalen Bildung im achtzehnten Jahrhundert Bezug nehmen.

Die Gegensätze beider Hauptparteien sind ungeheuer, und eine feste Ueberzeugung wird neben der dieselbe ersetzenden Begeisterung nur ein gründliches Studium eben der genannten Periode gewähren können. In Frankreich zeigt die Geschichte der staatlich-nationalen Entwicklung während der ganzen neuern Zeit bei allem Ebben und Fluthen doch einen steten Fortschritt; in Deutschland dagegen bis auf die neueste Zeit einen unaufhörlichen Auflösungsproceß. Und merkwürdig! Grade die Bewegung, welche mehr alles Andre Deutschland für die Weltgeschichte so bedeutend gemacht hat, die Reformation, grade sie war eine Hauptursache, daß die nationalen Bande, welche das Volk umschlangen, immer mehr gelockert wurden. Die letzten Versuche deutscher Kaiser (Maximilian's I. und Karl's V.), einen das mannigfach getheilte Reich mehr einigenden Verfassungsorganismus zu begründen, fielen in eine und dieselbe Zeit mit jener Bewegung, gleichsam als wäre es der Wille der Vorsehung gewesen, jene Versuche im Keime zu ersticken.

In England übertrug sich die Befreiung des Individuums, welche durch die Reformation gefördert war, alsbald auch auf das staatliche Leben der Nation, und es ward damit den Engländern das in vielfacher Beziehung glückliche Geschick, daß sie ihre altangeerbte Verfassung in normaler Weise, fortschreitend ohne das gute Alte völlig abzuwerfen, entwickeln konnten. In Deutschland drängte die Reformation das Volk von jeder Theilnahme am Staate ganz einseitig in das Gemüthsleben zurück, und in Folge davon wurde es widerstandslos seinen Fürsten, dem Adel und fremden Mächten zur Beute. Um aber über dies Ergebniß die politischen Naturen beider Völker nicht zu verkennen, muß man sich freilich erinnern, daß in England der Einzelne von Alters her nur *einen* Oberherrn und König des Landes kannte, daß er dagegen in Deutschland zwei Fürsten ererbt hatte, von denen der kleinere ihn oft in seinen heiligsten Interessen, der Religion, gegen den mächtigern schützen mußte. Dies Verhältniß, zusammen mit vielen andern Ursachen, ließ den Bürger allmälig den Blick auf das große nationale Ganze verlieren und sein Interesse dann im beschränkten Gesichtskreis erstarren. Dieser elende Zustand erreichte im siebzehnten Jahrhundert, besonders nach den namenlosen Leiden, die der dreißigjährige Krieg den deutschen Landen schlug, die äußerste Höhe. Aber mit der Zeit des tiefsten Jammers bereitete sich auch hier die Wandlung zum Bessern vor. Nach dem langen Schlaf der edelsten Kräfte, welche die Reformation geweckt und gehoben hatte, beginnt sich im achtzehnten Jahrhundert mitten in und aus den Elementen der Zerstörung ein neuer Keim des Lebens, zunächst und vorherrschend auf rein geistigem Gebiete zu entwickeln, und rasch gestaltet er sich zu nie gesehener Blüthe. Die Einwirkung dieses neuen Lebens auf die staatlichen Verhältnisse erfolgte tiefer sichtbar, gründlicher und umfangreicher erst im gegenwärtigen Jahrhundert, und zwar in einer Weise, daß der Beobachtende immer nur von *Werden*, sehr wenig aber von fertig *Gewordenem* reden kann. Daher das Schwanken und die Unsicherheit bei so Vielen, die bei ihren Berechnungen stets nur mit abgeschlossenen Resultaten zu thun haben wollen.

Eine sehr umfassende Darstellung Deutschlands während des betreffenden Zeitraums bot zuerst *Schlosser's* „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts;" ein Werk, das für Jeden, welchem Tiefe, Kraft und Wahrheit in der Be-

handlung des Stoffes höher gelten als die Schönheit der äußern Form, zu den größten Werken gehört, die je geſchrieben wurden; wie wir Schloſſer denn überhaupt — immer von dem angedeuteten Standpunkte aus — den erſten Geſchichtſchreibern aller Zeiten an die Seite ſetzen müſſen. So bedeutend und mannigfach aber die Vorzüge ſeines genannten Werkes ſind, — der Charakter deſſelben theils ſchon als vorwiegend politiſche Geſchichte, theils als univerſal-hiſtoriſches Werk, das die Entwicklung eines beſondern Landes, wäre es auch das wichtigſte, nicht in erſchöpfender Ausführlichkeit und Allſeitigkeit behandeln kann, macht es einleuchtend, daß daſſelbe ein in allen Theilen vollſtändiges Bild Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert dem Leſer nicht bieten kann; um ſo weniger, wenn dieſer nicht ſchon mit der frühern deutſchen Geſchichte genauer bekannt iſt und daher kurze Andeutungen des Verfaſſers zu ergänzen verſteht.

Andere Werke, die theils einzelne Perioden des genannten Zeitraums behandelt, theils eine Darſtellung deſſelben bloß nach einzelnen Richtungen gegeben haben, können wir hier nicht berückſichtigen. Ein möglichſt allſeitiges Bild des deutſchen ſtaatlichen, geiſtigen, ſocialen und materiellen Lebens im achtzehnten Jahrhundert, ſoweit es wiederum ohne Darſtellung der politiſchen Geſchichte möglich iſt, erhalten wir erſt in dem Werke von Biedermann, welches uns zu dem vorliegenden Artikel die Veranlaſſung gegeben hat.

Die ganze Beſchaffenheit der Aufgabe, welche der Verfaſſer zu löſen hatte, brachte die Nothwendigkeit mit ſich, daß die verſchiedenen Theile des Werkes eine zum Theil weſentlich verſchiedene Phyſiognomie erhielten. Zunächſt kam es darauf an, den Leſer auf dem Boden des Beſtehenden, wie es im Laufe der Jahrhunderte geworden war, vollſtändig zu orientiren; nur von hier aus war ein gründliches Verſtändniß des neuen Werdenden zu vermitteln; und der erſte Band beſchäftigt ſich deshalb vornehmlich mit der Darſtellung des politiſch Zuſtändlichen oder Stetigen; er ſchildert den Umfang, die politiſche Eintheilung, die Verfaſſung, die verſchiedenen politiſchen Gewalten, das Gerichts-, Kriegs- und Finanzweſen, die politiſchen Parteien des Reichs, und geht ſodann auf die gleichen Gegenſtände in den Einzelſtaaten und ſchließlich auf die ſocialen und materiellen Verhältniſſe über, welche letztern Abſchnitte des Bandes naturgemäß einen vorwiegend ſtatiſtiſchen Charakter tragen. Im zweiten Bande tritt dagegen die Behandlung des Stoffes recht eigentlich beſtimmend, das Element der Wandlung und des Fortſchritts ein; und was äußerlich oft weit auseinanderliegend erſcheint, ſtellt ſich dem geiſtigen Auge als ein organiſch ſich zuſammenfügendes Bild einer neuen lebendig treibenden Entwicklung dar. Dieſer zweite Band enthält die Schilderung der geiſtigen, ſittlichen und geſelligen Zuſtände bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen.

So verſchieden indeſſen die beiden Bände in Bezug auf die Natur ihres Inhalts wie die Anordnung des verarbeiteten Stoffes ſind, ſo gleichmäßig zeugen ſie beide von dem ſeltenen Beruf, den der Verfaſſer zu ſeinem Werke mitbringt. Univerſale Bildung, gründliche Forſchung, ſcharfes Urtheil, ſtreng ſittlicher und patriotiſcher Sinn und eine anſprechende Darſtellungsgabe, die gleichweit von Nüchternheit und leerer Rhetorik entfernt iſt, — dieſe Eigenſchaften machen ſein Werk ebenſo gediegen wie unterhaltend.

Schon die obige ganz ſummariſche Inhaltsangabe muß den Leſer erkennen laſſen, welch' ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden waren, um den maſſenhaften, den verſchiedenartigſten Gebieten angehörenden Stoff, der überdies zum großen Theile aus ganz verſtreut liegenden Einzelheiten beſtand, ſo zu ſichten und zu ordnen, daß Alles den geeigneten Platz erhielt, um lichtgebend theils für den nächſten Kreis, theils für die einigende Idee des Ganzen zu dienen. Der Hauptſache nach iſt dies dem Verfaſſer jedoch in trefflicher Weiſe gelungen, wenn man auch mitunter Uebergreifen einer Kategorie in die andre oder hie und da Wiederholungen bemerken mag. Derartige kleinere Mängel waren indeſſen kaum zu vermeiden, und ſind um ſo weniger hoch anzuſchlagen, als Alles an dem betreffenden Orte ſeine Wirkung hat und nie der Leſer irgendwie ermüdet wird. Ueberall hat der Verfaſſer ſeinen keineswegs immer dankbaren Stoff im Lichte des Lebens zu behandeln gewußt.

Wir wollen nun den Leſer in das Biedermann'ſche Werk unmittelbar etwas genauer einzuführen ſuchen, indem wir aus den erſten Abſchnitten deſſelben die wichtigſten Punkte näher zuſammendrängen. Der Auszug wird das Weſen und den Werth des Ganzen lebendiger erkennen laſſen. Wir geben dabei, ſoviel immer möglich, die eigenen Worte des Verfaſſers wieder; wollen aber hier zugleich bemerken, daß wir uns vorbehalten, auch auf die übrigen Abſchnitte des Werkes ausführlicher zurückzukommen.

Der Umfang des deutſchen Reichsgebiets war im vorigen Jahrhundert trotz der vielen Schmälerungen, die daſſelbe ſchon ſeit langen Zeiten erlitten hatte, noch immer beträchtlicher als der des heutigen Bundesgebiets, da man neben kleinen Landesſtücken, welche einzelne Reichsſtände jenſeits des Rheins im Umkreiſe des franzöſiſchen Gebiets beſaßen, beſonders die öſterreichiſchen Niederlande (das ſ. g. Burgund) — das letztere Land übrigens unter

sehr unsichern staatsrechtlichen Verhältnissen — zum Reiche zählte. Das ganze Gebiet wurde damals auf 12.000 Quadratmeilen geschätzt. Auf diesem Flächenraume lebten aber nur 29 bis 30 Millionen Menschen, nach andern Angaben gar nur 26 Millionen, wogegen das heutige Deutschland 42 Millionen zählt. Jene Bevölkerung war vertheilt in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, etwa 100,000 Dörfern und 30 bis 40,000 Rittersitzen.

Viel größer und wichtiger als die Verschiedenheit des Umfanges war die der innern politischen Eintheilung des damaligen Deutschlands im Verhältniß zu dem heutigen. Wir klagen heutzutage über die Zerstücklung Deutschlands in einige dreißig Staaten; was aber will diese bescheidene Zahl sagen gegenüber einer Masse von beinahe 300 souveränen Territorien, welche noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts das deutsche Reich aufzuweisen hatte? Vor einigen fünfzig Jahren gab es in Deutschland, abgesehen von den 51 freien Reichsstädten mehr als 80 souveräne Territorien von nur 12 oder noch weniger Quadratmeilen; darunter wieder etwa ein Dutzend, die zwischen 1 und 12, einige dreißig, die 2 bis 8, fast ebensoviele, die nicht über 1 bis 2, ungefähr 80, die gar nur 1½, ja ¼ Quadratmeile umfaßten. Und dabei waren — was namentlich die administrativen und volkswirthschaftlichen Nachtheile der Vielstaaterei in jener Zeit noch unendlich erhöhte — selbst solche Ländergebiete, welche politisch ein Ganzes ausmachten, meist ihrer Lage nach und folglich auch in Bezug auf Verwaltung und Verkehr von einander, und oft auf die allerbizarrste Weise, gesondert.

Die ganze buntscheckige Ländermasse, welche den Namen des deutschen Reiches führte, war in zehn Kreise abgetheilt, deren jedem ein kreisausschreibender Fürst vorstand. Diese Organisation sollte dazu dienen, die Verfügung des Reichs über seine Glieder, die Handhabung der Reichsjustiz und der Reichspolizei und die Ausführung gemeinnütziger Maßregeln zu erleichtern. Die Physiognomie dieser Reichskreise war nach Zahl und Umfang der in den einzelnen enthaltenen Ländergebiete eine sehr verschiedene, und selbst bei ihrer äußern Abgrenzung schien dasselbe Princip der Willkür und Regellosigkeit maßgebend gewesen zu sein, welches im Allgemeinen die Gestaltung unsrer deutschen Zustände von frühern Zeiten an gekennzeichnet hat. Die Namen der Kreise waren der österreichische, der burgundische, der obersächsische und niedersächsische, der westphälische, der kurrheinische, der oberrheinische, der schwäbische, der vorderösterreichische und der bairische. Am buntesten unter diesen zehn Kreisen sah es im schwäbischen aus, welcher das damalige Markgrafthum Baden (und ein Theilstück des heutigen Großherzogthums, nämlich die Städte Durlach, Baden, Karlsruhe, Rastadt mit Umgegend), sodann die Landesstrecken, aus denen jetzt Würtemberg besteht, und endlich das heutige Schwaben umfaßte. Dieses Gebiet, gegenwärtig unter drei Souveräne vertheilt, gehorchte damals nicht weniger als 97 verschiedenen Herren, nämlich vier geistlichen Fürsten, den Bischöfen von Constanz und Augsburg, dem gefürsteten Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen, 14 weltlichen Fürsten, unter denen die ansehnlichsten der Markgraf von Baden, der Herzog von Würtemberg, die Fürsten von Hohenzollern, Fürstenberg und Oettingen waren, 23 Prälaten, 25 Mitgliedern der Grafen- und Herrenbank, endlich den Magistraten von 31 Reichsstädten, darunter ein paar stattliche, wie Augsburg und Ulm, zumeist jedoch kleine, zum Theil lächerlich winzige, wie Buchau mit 1000, Isny mit 1300, Bopfingen mit 1600 Einwohnern.

Um sich übrigens neben einem solchen Bilde von der Gruppirung der einzelnen Länder und Ländchen, in ihrem ganzen Umfange die ungeheuern Nachtheile vergegenwärtigen zu können, die aus der politischen und administrativen Sonderung dieser einzelnen Gebiete für den Verkehr, die Verwaltung und Gesetzgebung, vor Allem für die Entwicklung eines gemeinsamen deutschen Volksgeistes entspringen mußten, wird man zu den ungefähr 300 Gebieten, welche in die zehn Reichskreise vertheilt und deren Besitzer als wirkliche Reichsstände im Genusse der vollen Landeshoheit waren, noch jene weit zahlreichern hinzurechnen müssen, die zwar einer so vollständigen Souveränetät sich nicht erfreuten, nichts destoweniger aber beinahe ebenso in sich abgeschlossene und den Einwirkungen eines allgemeinen nationalen Staatslebens entzogene Körper bildeten. Außerhalb der Reichskreise nämlich und dieselben vielfach durchbrechend bestanden 30 reichsunmittelbare Herrschaften, meist von nur geringem Umfange, fünf gewerbschaftliche Orte, fünf freie Reichsdörfer, endlich eine Masse von nicht weniger als 1400 bis 1500 reichsritterschaftlichen Gütern. Diese Reichsritterschaft hatte eine ganz besondre Verfassung für sich. Sie war in drei Kreise abgetheilt, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, deren jeder in eine Anzahl von Cantons zerfiel. Der schwäbische Kreis enthielt in fünf Cantons 668 solcher Güter mit einem Gesammtgebiet von 70 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 160,000 Einwohnern. Der fränkische zählte in sechs Cantons 702 Güter, 80 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner. In den drei Cantons des rheinischen Kreises endlich, zusammen 40 Quadratmeilen groß, mochten auf etwa 150 Gütern einige 90,000 Einwohner leben. Im Ganzen nahmen diese kleinen Besitzungen einen

Flächenraum von etwa 200 Quadratmeilen ein, ſo daß alſo durchſchnittlich auf jede derſelben kaum mehr als 1/8 Quadratmeile kam. Gleichwohl übten die Beſitzer dieſer Duodezgebiete die meiſten Souveränetätsrechte mit derſelben Unbeſchränktheit aus, wie die „Stände des Reichs;“ ſie konnten den allgemeinen Verkehr ebenſogut durch Zölle, Handelsverbote oder Gewerbsmonopole hemmen, wie ihre mächtigern Nachbarn, die Churfürſten und Fürſten; ſie erhoben dieſelben Anſprüche auf den Gehorſam ihrer „Landesunterthanen,“ übten beinahe dieſelbe Macht, Steuern und Dienſte von dieſen zu fordern, und ſelbſt das höchſte landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, ſtand ihnen oft zu, wie die vielen, an den Sitzen reichsritterlicher Herrſchaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieſes hochgehaltenen Souveränetätsrechtes, bezeugten.

Erſt wenn man dieſen kläglichen Zuſtand von Getheiltheit, in welchem ſich unſer Vaterland noch vor kaum mehr als einem halben Jahrhundert befand, ganz kennen gelernt hat, wird man auch erkennen können, daß wir über die Napoleoniſche Herrſchaft keineswegs bloß Verwünſchungen zu haben brauchen, ſondern daß ſie uns auch unermeßlichen Segen gebracht hat, indem nur in Folge ihrer das Verſchwinden der Tauſende von Ländchen möglich wurde, über deren unzerreißbar ſcheinendes Grenzennetz hinaus ſelbſt ein Goethe, von Geiſt und Gemüth ein Deutſcher wie Keiner mehr, zu dem Gedanken an die Erreichbarkeit einer feſten Einigung der deutſchen Stämme zu einer Nation nicht gelangen konnte. Freilich kann uns erwiedert werden, daß die Zahl der ſouveränen Territorien jetzt allerdings auf einige dreißig zuſammengeſchmolzen ſei, daß wir dafür aber auch den letzten Reſt einer ſtaatlichen Form, welche wenigſtens eine Anerkennung der Zuſammengehörigkeit der deutſchen Länder zu einem Ganzen in ſich ſchloß, mit der Auflöſung des Kaiſerthums verloren haben. Der deutſche Bund, es iſt wahr, hat mit der geſchichtlichen Vergangenheit des tauſendjährigen deutſchen Reiches völlig gebrochen. Allein wenn man den Verfaſſungszuſtand des letzteren etwas genauer in's Auge faßt, ſo wird man doch zugeſtehen müſſen, daß mit jener Inſtitution eigentlich nur ein altehrwürdiger Name zu Grabe getragen iſt, der nur noch das todte Symbol einer längſt geſchwundenen Macht war, ein Name, der ſeine Inhaber höchſtens in den Stand ſetzte, ſeine Bedeutung zum Nachtheil, nicht aber zum Vortheil des Reiches zur Geltung zu bringen.

Um dem Leſer dies anſchaulich zu machen, brauchen wir nur einige Punkte in Betreff der Beſchaffenheit der Stellung des deutſchen Kaiſers zum Reiche hervorzuheben.

Daß derſelbe die Kräfte des Reiches nicht im einheitlichen Sinne weder zur Wahrung der Macht und Würde des Reichs gegen Außen richten, noch ſeine Macht zum allgemeinen Beſten im Innern verwenden konnte, dafür ſorgten nebſt jenem verhängnißvollen weſtphäliſchen Frieden die von jedem neu gewählten Kaiſer zu unterſchreibenden, vor dem Wahlacte jedesmal ſorgfältig revidirten, mit immer neuen Beſchränkungen der einheitlichen Gewalt und immer größern Anforderungen für die Selbſtändigkeit der Stände ausgeſtatteten Wahlcapitulationen. Es iſt bezeichnend, ſagt Biedermann mit Bezug auf die letztern in treffender Weiſe, für den Gang unſrer vaterländiſchen Verfaſſungsgeſchichte, daß alle die größern Grundgeſetze des deutſchen Reichs zwar Beſchränkungen der kaiſerlichen Gewalt enthalten, aber nur zum Vortheil einer herrſchenden Ariſtokratie, der Landesfürſten, niemals im Intereſſe der ganzen Nation und der allgemeinen Freiheit. England hat ſeine Magna charta, ſeine Bill of rights, ſeine Habeas-corpus-Acte, in denen nicht bloß den großen Baronen, ſondern allen Claſſen des Volks Rechte eingeräumt und Bürgſchaften verliehen werden. Die Geſetze und Verträge dagegen, auf denen unſer öffentliches Recht ſich auferbaut hat, haben insgeſammt einen ausſchließlich ariſtokratiſchen und particulariſtiſchen Charakter. — Was nun jene Wahlcapitulationen angeht, ſo mußte der neugewählte Kaiſer durch feierlichen Eid jedem Gedanken an die Erblichmachung der Krone in ſeinem Hauſe entſagen; ein zweiter Eid verpflichtete ihn, dem Papſte den ſchuldigen Gehorſam zu leiſten; er mußte ferner den Churfürſten neben allen hergebrachten Privilegien das Recht auf Bündniſſe unter ſich und mit fremden Mächten, ſowie das Recht der ſelbſtändigen Theilnahme an Verhandlungen des Reichs mit dem Auslande durch beſondere Geſandte neben den kaiſerlichen beſtätigen. Die Hoheitsrechte waren längſt von dem Kaiſer auf die einzelnen Fürſten übergegangen. Einheitliche Anordnungen in Bezug auf Zoll-, Münz- und Paßweſen, auf die Handelspolitik und überhaupt die Geſetzgebung des Reichs waren ſo gut wie unmöglich, da es immer erſt der einhelligen Zuſtimmung ſämmtlicher Churfürſten und aller ſonſt dabei intereſſirten Stände bedurfte, und der Widerſpruch eines Einzigen hinreichte, um die Ausführung der betreffenden Maßregeln zu verhindern. Dazu war in den Wahlcapitulationen ſorgſam Bedacht genommen, daß ſich der Kaiſer nicht verſucht fühlen möge, bei etwaigen Streitigkeiten zwiſchen einem Reichsſtande und ſeinen Landesunterthanen die letztern leichthin in Schutz zu nehmen. Den Standesherren war dagegen ausdrücklich das Recht gewahrt, „ſich bei ihren hergebrachten und habenden landesfürſtlichen und herrſchaftlichen Rechten ſelbſt

und mit Assistenz der benachbarten Stände um ihre Unterthanen zu manuteniren und sie zum Gehorsam zu bringen." So, sieht man dann, war die reelle Macht der Kaiser nach außen wie nach Innen fast auf Null reducirt; und diesem Maß der Beschränkung gegenüber war es nur zu entsprechend, wenn das Oberhaupt des einst erhabensten Reiches der Christenheit nicht mehr als Alles in Allem ungefähr 8000 Thaler jährlich bezog! Wer hätte es unter diesen Umständen den Kaisern verdenken wollen, wenn sie die Gewalt, die ihnen die Verfassung noch ließ, lediglich im Interesse ihrer Hausländer zu gebrauchen suchten!

Vielleicht hätte man die Ohnmacht des Kaisers in weniger trübseligen Folgen empfunden, wenn die Macht, welche ihm entging, dem Reiche zugewachsen wäre. Aber leider war die Vereinigung von Kaiser und Reich kaum weniger ohnmächtig als der Kaiser für sich allein; die Unbotmäßigkeit der Stände gegen ihre Gesammtvertretung kaum geringer als die gegen die monarchische Spitze. Die wichtigsten Angelegenheiten blieben nicht bloß Jahre, sondern Jahrzehntelang auf dem „Reichstagsansagezettel" stehen oder in den Acten vorberathender Commissionen begraben, ohne in das Stadium der wirklichen Verhandlung und Beschlußfassung im Schoße des Reichstags vorzurücken. Der Reichstag berieth in drei gesonderten Curien, dem Collegium der Kurfürsten, der Fürsten und der freien Städte. Nach strengem Rechte konnte kein Reichstagsbeschluß zu Stande kommen ohne die Uebereinstimmung aller drei Curien und die Zustimmung des Kaisers. In der Praxis hatte es sich indeß so gestaltet, daß einem gleichförmigen Votum der beiden obersten Curien die Curie der Städte sich regelmäßig unterordnete. Der eigentlich entscheidende Einfluß war bei dem Collegium der Kurfürsten, die es im Laufe der Zeit nicht bloß dahin gebracht hatten, eine Menge der wichtigsten Angelegenheiten des Reichs zu einem Monopole ihrer alleinigen ausschlaggebenden Entscheidung und sich dadurch zu einem obersten Senate des Reichs, einer Art von Mitregentschaft neben dem Kaiser, zu machen, sondern auch durch das Stimmrecht, das sie meist für ihre verschiedenen Besitzungen auch noch im Fürstencollegium ausübten, durch ihr Ansehn bei den kleinern Reichsständen u. s. w. einen großen Theil der 100 fürstlichen und der 51 Stimmen der Städte auf dem Reichstage beherrschten.

In vielen Fällen mußte aber jene Ordnung der Curien, welche meistens noch bindende Mehrheitsbeschlüsse zuließ, einer andern weichen, wobei der Reichstag in zwei schroff getrennte, jeder parlamentarischen Ausgleichung unzugängliche Theile aus einander trat. Bei allen Religionssachen nämlich hörte die Abstimmung nach Curien auf, und die beiden Religionsparteien, das Corpus Catholicorum und das Corpus Evangelicorum, standen einander als völlig selbständige, gleichberechtigte Körper gegenüber, ein jeder ausgerüstet mit dem unbedingten Veto gegen alle Beschlüsse des Reichstags, die er mit seinem Religionsinteresse unverträglich fand. Was aber eine Religionssache sei, darüber waren diese Parteien selbst Richter, und so konnte es nicht ausbleiben, daß auch das Fremdartigste bisweilen unter diese Formel gebracht und dazu benutzt ward, Verhandlungen oder Beschlüsse des Reichstags, welche einflußreichen Ständen nicht genehm waren, zu hintertreiben oder zu durchkreuzen. Je seltener der Reichstag unter solchen Verhältnissen dazu gelangte, sich mit den großen Anliegen der Nation und des Reichs zu beschäftigen, desto mehr Zeit widmete er den Privatangelegenheiten der einzelnen Stände, den Zwistigkeiten der Fürstenhäuser unter einander oder der reichsstädtischen Magistrate mit ihren Bürgerschaften und Zünften, nicht die wenigste auch den Rangstreitigkeiten seiner eignen Mitglieder, den unendlich weitschweifigen Formalien seiner Geschichtsordnung und den leeren Aeußerlichkeiten eines pedantischen und kleinlichen Ceremoniels. Von einer parlamentarischen Discussion war beim Reichstag nicht die Rede. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hörten die Fürsten ganz auf, in Person auf dem Reichstage zu erscheinen, der Geschäftsgang wurde furchtbar schleppend, und Jahre konnten vergehen, ehe eine Angelegenheit zum Abschluß kam. Kein Wunder, daß das Volk bei solchen Verhandlungen theilnahmlos blieb; ja die Theilnahme der Stände selbst schlief allmälig in der Weise ein, daß die Reichstagssitzungen zuletzt oft kaum aus einem Viertel Hundert Personen bestand! Und das nannte man die „Nationalversammlung des deutschen Reichs!"

Die Reichsgerichte (das Reichskammergericht und der Reichshofrath) konnten bei diesem allgemeinen Zuge zur Auflösung der Centralgewalt unmöglich in einer ihrer würdigen Verfassung bleiben. Die Beiträge zur Unterhaltung des erstern Gerichts, dessen Mitglieder von den Ständen gewählt wurden, die s. g. Kammerzieler, wurden so unregelmäßig entrichtet, daß die seit dem Jahre 1654 aufgelaufenen Rückstände sich über 526,000 Thaler beliefen. Statt der reichsverfassungsmäßigen 50 Kammergerichtsbeisitzer gab es aus Mangel an Geld selten über 18, bisweilen nur 12, ja eine Zeitlang bloß 8, und auch diese erhielten nicht regelmäßig ihre Besoldung. Dabei ging dann die Erledigung der Processe in ähnlicher Weise langsam wie die Verhandlungen auf dem Reichstage, und noch schlimmer. Ein einziger Proceß um eine reichsgräfliche Besitzung

hatte nicht weniger als 188 Jahre gedauert, und die Zahl der rückständigen Sachen war im Jahre 1772 bis auf 61,233 angelaufen. Gesetzt aber auch, der Proceßgang wäre rasch genug gewesen, so fehlte es ja dem Gerichte schließlich immer an der Macht, dem richterlichen Spruche Geltung zu verschaffen; diese war höchstens den kleineren Ständen gegenüber vorhanden, wenn dieselben keinen mächtigen Schützer besaßen.

Die geringe Achtung, die man unter diesen Umständen den Reichsgerichten zollte, hatte zur natürlichen Folge, daß diese selbst wenig auf ihre Würde und auf das Lob prompter und unerschrockener Rechtspflege hielten. Neben der Langsamkeit des Verfahrens traf sie auch der Vorwurf der Bestechlichkeit, und in politischen Entscheidungen namentlich hielt ihr Muth dem Trotze der widerspenstigen Stände selten Stich.

Solchem Zustande der constitutionellen Reichsgewalten gegenüber wird denn doch der Deutsche der Gegenwart wohl anerkennen müssen, daß eine Reform der Reichsverfassung nicht mehr möglich war, sondern daß erst das Alte völlig zerschlagen werden mußte, wie es durch Napoleon geschah, wenn die Nation die Möglichkeit erhalten sollte, sich die Existenz als solche zu sichern.

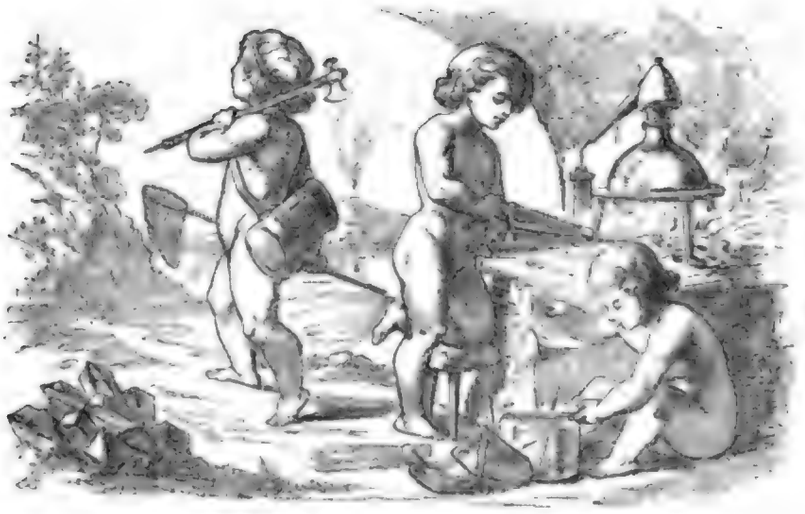
Literarisches.

Die deutsche Auswanderung und ihre culturhistorische Bedeutung von Julius Fröbel. Leipzig 1858.

Es ist eine im alten Deutschland vielfach erörterte Frage, ob es nicht möglich sei, auch jenseits des Oceans die eigenthümlich deutsche Cultur, Sitte und Sprache zu erhalten, mithin zu verhindern, daß dieselbe von dem Angloamerikanerthum assimilirt werde. Denn nur dahin ja, nach der Union, geht der eigentliche Strom der Auswanderung. Diese Ansicht und diese Hoffnung eines selbständigen Bestehens der Deutschen innerhalb der Union hat ihren wissenschaftlichen Ausdruck hauptsächlich in dem trefflichen Nationalökonomen Roscher gefunden. Die übergesiedelten Deutschen in Amerika selbst kümmerten sich viel weniger drum, was in dieser Beziehung daheim über sie berathen und besprochen ward, bis die Periode der fanatischen Knownothings ihnen selber die Frage aufzwang: ob es möglich sei, durch Zusammendrängen und festes Aneinanderschließen sich bleibend als Deutsche zu behaupten. Die deutsch-amerikanische Presse hat diese Frage dann vielfach erörtert, um sie schließlich fallen zu lassen mit der schweigenden Resignation: es ist nicht möglich. Das Angloamerikanerthum ist uns zu mächtig.

Julius Fröbel, der durch seinen Lebensgang, die Verhältnisse, in denen er gestanden, befähigt ist wie Wenige, um in dieser Sache ein competentes Urtheil abzugeben, ist ganz entschieden derselben Meinung. Das Deutschthum innerhalb der Vereinigten Staaten wird nach seiner Ansicht mit innerer Nothwendigkeit aufgehen müssen in das Amerikanerthum. Dennoch räth er die Vereinigten Staaten zur Auswanderung für thätige, rüstige, strebsame Deutsche auch fernerhin an, weil das, was für den Einzelnen immer und überall der durchschlagende Beweggrund des Thuns und Lassens in solchen Dingen ist, weil das eigene Interesse dabei seine Rechnung finde. In den Vereinigten Staaten waltet nämlich nach wie vor ein Verhältniß ob, das einem tüchtig kräftigen Manne eine gute Existenz in Aussicht stellt: wohlfeiles Land und theure Arbeit. Daß die Deutschen, welche diese Vortheile sich zu Nutze machen, früher oder später aufhören, Deutsche zu sein, betrachtet Föbel von seinem culturhistorischen Standpunkte nicht mehr als einen Verlust; denn nur durch die Verbindung des deutschen mit dem amerikanischen Elemente werde dies befähigt sein, seine große culturhistorische Aufgabe zu erfüllen.

Es gibt aber für diese Sache noch einen andern Standpunkt, nämlich den patriotischen, oder doch den nationalen. Auch den Forderungen dieses Standpunktes sucht Fröbel zu genügen. Er verweist für die Gründung eigentlich deutscher Colonien auf den La-Platastrom, und bespricht mit kurzen, scharfen Zügen, wie dort die geographischen, politischen, culturhistorischen Verhältnisse danach angethan sind, ein Neudeutschland erstehen zu lassen. Geographisch nämlich betrachtet ist das Land fruchtbar, wohl bewässert, gesund. Politisch sind die Institutionen von den deutschen nicht so sehr verschieden, als die nordamerikanischen. Culturhistorisch findet das deutsche Element, das im Norden dem angloamerikanischen sich nicht gewachsen zeigt, dort das romanisch-spanische vor, welches in sich abschwächend dem deutschen entschieden unterliegen muß. Fröbel meint, daß jene Gegenden mit Freuden Verträge mit deutschen Mächten abschließen werden, die ihnen eine solche Auswanderung in Aussicht stellen. Aber wird eine der deutschen Regierungen sich mit solchen Verträgen befassen, und den Schutz gewähren *können*, den jene Verträge bedingen müssen?



Zweite Abtheilung.

Die Cocos- oder Keeling-Inseln.

Von

A. Berghaus.

Die Cocos- oder Keeling-Inseln, die bekanntlich im Laufe des Sommers 1857 die Briten militärisch besetzt haben, in der Absicht, eine Kohlenstation für die Dampfschifffahrt zwischen den indischen und australischen Besitzungen daselbst zu begründen, liegen etwa 140 deutsche Meilen südwestlich des Caps Java oder der Sundastraße und bestehen aus einer Gruppe von mehreren Inseln und einem nördlich von dieser liegenden Eilande. Letzteres liegt nach der Karte der „Cocos or Keeling Islands surveyed by Capt. Fitzroy. 1836“ unter 11° 50′ südlicher Breite und 96° 49½′ östlicher Länge von Greenwich, während die Inselgruppe von 12° bis 12° 13½′ südlicher Breite und von 96° 50½′ bis 96° 58½′ östlicher Länge reicht, demnach der Länge nach von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 2¼ Meilen und der Breite nach von Osten nach Westen eine von 1½ Meilen einnimmt.

Auf der Karte der „Indischen See“ in dem Atlas von van Keulen, die „Nieuwe Groote Lichtende Zee-Fakkel“ genannt, vom Jahre 1680, finden wir diese Inseln, denen außerdem in derselben „Fakkel“ eine besondere Karte eingeräumt ist, die, wie die erstgenannte, die Lage der Eilande ganz richtig angibt. Da nun diese Eilande bereits seit Jahrhunderten unter dem Namen der Cocosinseln, insonderheit bei den niederländischen Seefahrern bekannt und auf allen holländischen Karten unter dieser Benennung angegeben sind, so kann man nicht begreifen, wie Horsburgh in seinem „Indian Directory“ dazu kommt, sie „Borneo-Koralleninseln“ zu nennen. Horsburgh wollte sie hierdurch von andern Cocosinseln unterscheiden, die man bei Andaman, nahe der Küste von Sumatra antrifft, die jedoch genugsam durch die dabei gelegenen größern Inseln unterschieden sind.

Die Cocosinseln werden von Nichtholländern auch Keelinginseln genannt, nach Wilhelm Keeling, der sie 1608 bis 1609 auf seiner Reise nach Ostindien um das Cap Hoorn besuchte, und Horsburgh sagt selbst, daß dieses der ursprüngliche Name ist, eine Meinung, der man aber nicht beipflichten kann, so lange sie nicht näher erläutert wird. Die Inseln der Gruppe, die Horsburgh Hare- oder Roß- und Scott's-Inseln nennt, sind bereits vor mehr als 90 Jahren auf holländischen Karten die „lange“ und die „östliche Insel“ genannt. Hätte Horsburgh in den oben genannten Atlas, die Zee-Fakkel, woraus er so oft sonst für seine hydrographischen Werke geschöpft, genauere Einsicht genommen, so würde er sogleich bemerkt haben, daß die Inselgruppe bereits deutlich genug angegeben war und somit auch Capitain Roß, auf den hier zurückzukommen sich Gelegenheit bietet, keineswegs der Entdecker der Bai, die die Inseln bilden, ist. Auf der Karte zu den „Beiträgen zur Hydrographie von A. J. v. Krusenstern“ wird die Gruppe die der „Kielingsinseln“ genannt.

Die südliche Gruppe besteht aus einer kreisförmigen Kette von Inseln, von denen die eine fast die andere berührt, und umschließt eine große Lagune oder Hafen, der den Namen Port Refuge (Zufluchtshafen) oder Port Albion erhalten und auf der nördlichen Seite eine Einfahrt für Schiffe hat. Diese, ungefähr ¾ Meilen breit, wird auf der Westseite durch die Horsburghsinsel, die nördlichste dieser südlichen Gruppe und in einiger Ent-

fernung von den andern Eilanden liegend, begrenzt, während die Ostseite der Einfahrt die ziemlich kahle Directioninsel bildet. Zerstreut liegende Felsen und ein ausgedehntes Riff, Turksriff genannt, erstrecken sich von der Horsburghsinsel in südlicher und südwestlicher Richtung, fast sich mit der langen oder Roßinsel vereinigend, die die nächste nach Südwesten ist und sich in einer halbkreisförmigen Gestalt nach Osten wendet. Kleinere Inseln, vier an der Zahl, liegen östlich von der Roßinsel und stoßen beinahe an die ebenfalls halbkreisförmig gestaltete, niedrige und dichtbewachsene Südost-, Selima- oder Fairleeinsel, die die Südost- und zum Theil auch Ostseite des Hafens einnimmt. Von dem nördlichen Ende der Fairleeinsel ist die Ostseite der Lagune durch eine Reihe dicht aufeinander folgender Eilande begrenzt, unter denen Gooseberry-, Water-, Clunie- und Prisoninsel, vorletzte als die größte, und das kleine 46′ hohe Inselchen zu erwähnen sind, das, nach einem darauf befindlichen Arbeitsschuppen Workhouseinsel genannt, zunächst der Directioninsel liegt.

Ein Kranz von Korallen umgibt sämmtliche Inseln, deren Höhe mit der einzigen eben erwähnten Ausnahme 6 bis 12′ über dem Hochwasserstand beträgt, die aber in Folge der vielen Cocos- und andern Bäume auf eine Entfernung von zwei Meilen sichtbar sind. Dieser Korallenrand ist bei der Ebbe trocken und besteht aus einem 3 bis 6′ breiten, abgerundeten und in zackige Spitzen auslaufenden Wall; 450′ von diesem Rande entfernt, nimmt die Tiefe allmälig bis zu 25 Faden (150′) zu, und jenseits dieser Tiefe stürzt sich die Seite der Inseln unter einem Winkel von 45° in das unergründliche Meer. Hinter dem genannten abgerundeten Wall kommt eine Korallenfelsenfläche, etwa 225′ breit, die bei der Fluth bedeckt wird, dann eine hervorstehende Terrasse von Korallenbreccie (Trümmer), die bei Hochwasser von den Wellen benetzt werden und endlich ein Abhang von zerbröckelten Massen, den die See nur bei heftigen Stürmen zu erreichen im Stande ist, während der höchste Theil, der, wie erwähnt, 6 bis 12′ über der Hochfluthsgrenze liegt, sich allmälig nach der Lagune, dem Port Albion, senkt.

Da die Korallen, zur Fristung ihres Lebens, beständig vom Wasser oder von der Brandung bespült werden müssen, so kann man die lebenden Korallen nur bei ungewöhnlich ruhigem Wetter erreichen; dieser äußere Theil besteht fast ganz aus Poriten, die große, unregelmäßig abgerundete Massen von 4 bis 8′ Breite bilden. Diese Massen trennen enge gekrümmte Canäle, die etwa 6′ tief sind und die Linie des Riffs in rechtem Winkel durchsetzen. Auf der Spitze der kleinen Hügel sind die Korallen meistens todt, und dieselben vergrößern sich daher nach den Seiten.

Zunächst den Poriten kommen die Millepora complanata und eine Nullipora am häufigsten vor, und diese sind es allein nur im Stande, der eigentlichen Brandung Widerstand zu leisten. Bis zu einer Tiefe von 10 bis 12 Faden (60 bis 72′) vom äußern Rande ist der Grund ungemein zackig und besteht aus großen Massen von lebenden Korallen, unter denen Millepora Alcicornis zu erwähnen ist. Außerdem leben hier wahrscheinlich noch Astraea und eine Madrepora, sowie in einer Tiefe von 12 bis 20 Faden (72 bis 120′) noch andere Korallen; in größerer Tiefe ist der Boden mit Sand bedeckt, während in einer Entfernung von 6000′ von der Brandung an gerechnet kein Grund mehr zu finden ist mit einer Lothleine von 7200′, so daß wohl diese Steilheit die eines jeden vulcanischen Kegels weit hinter sich läßt.

Das Korallenriff umschließt die Lagune, die aber, wie bereits erwähnt, eine Oeffnung an der nördlichen Seite hat, durch welche Schiffe einfahren können; bei Springfluthen stürzt das Wasser über einen großen Theil des Riffs in das innere Wasserbecken, ja selbst bei der gewöhnlichen Fluth weiß es seinen Weg durch die vielen engen und flachen Canäle auf der Oberfläche des Riffs in die Lagune zu finden; ein zurückgehender Strom fließt durch den Haupteingang aus dem Port Albion wieder heraus. Wenn aufgeworfene Trümmer eine kleine Insel gebildet haben, so füllen sich die Canäle und die Löcher darin mit cementirten Stücken und die Oberfläche verwandelt sich in eine harte, glatte Fläche, die die größte Aehnlichkeit hat mit einer auf Sandstein künstlich hervorgebrachten. Diese Fläche nimmt in der Breite von 300 bis 900′ zu und ist mit großen Korallentrümmern bedeckt, die bei stürmischem Wetter aufgerissen wurden. Ungemein schwer kann man der großen Härte wegen unterscheiden, wie viel davon in Folge mechanisch-chemischen Processes, wie viel durch das Wachsthum der Korallen entstanden ist. Die Inselchen auf dem Riff werden zuerst zwischen 600 bis 900′ von seinem äußeren Rande durch Anhäufung von Bruchstücken gebildet, die Stürme hier zusammengeworfen haben. Die gewöhnliche Breite ist unter einer Achtelstunde, die Länge wechselt von einigen Fußen bis über eine Stunde; die auf der Südostseite der Inselgruppe vergrößern sich nur allein durch das Hinzufügen von Bruchstücken auf ihrer äußern Seite, woher es kommt, daß die lockeren Korallenblöcke, die ihre Oberfläche bilden, sowie die mit ihnen vermengten Muscheln fast nur die Arten enthalten, die an der äußern Küste

leben. Der höchste Theil dieser Eilande, mit Ausnahme der Hügel von zusammengewachsenem Sande, von denen einige, wie schon oben ein Beispiel angeführt worden ist, 46′ hoch sind, befindet sich nahe an dem äußern Rande; die Hügel dachen sich allmälig nach der innern Seite ab, indem der niedrige Wellenschlag des Wasserbeckens Sand und Stücke feinerer Korallen unter dem Winde anhäuft und Land bildet, das nur sehr wenig über das Niveau des Meeres sich erhebt.

Der Korallenfels, unterhalb der Oberfläche liegend, wird durch das Durchsickern kalkhaltigen Wassers zu einem ungemein festen Fels gebildet, der in der Regel weiß, öfter aber auch röthlich, wie Eisenoxyd, gefärbt ist. Die ganze Masse theilt sich durch Klüftungen in Schichten, die nach dem Meere zu sich neigen. Der Lagune südlicher Theil ist fast mit Schlammbänken und todten wie lebenden Korallenfluren ausgefüllt, aber es gibt darin beträchtliche Becken, die 3 bis 4 Faden (18 bis 24 Fuß) und kleinere, die 8 bis 10 Faden (48 bis 60 Fuß) tief sind. Die hier lebenden Korallen sind dünnästiger und zartgebauter; es sind dies Mäandrinen, mehrere Arten Madreporen und Poriten. Der Niederschlag in den tiefsten Theilen des Port Albion hat im nassen Zustande die größte Aehnlichkeit mit der Kreide und ist in Säuren vollkommen löslich. Es wachsen hier viele Seetange und Seegräser, die den Schildkröten die Nahrung liefern, und einen dem erwähnten Niederschlag ähnlichen Kalkschlamm bildet an dem äußern Rande des Riffs auf mechanische Weise die Gewalt der Meereswellen. Außerdem trägt dazu noch eine andre merkwürdige Ursache bei: an der äußern Küste sowohl wie innerhalb der Lagune lebt nämlich eine Menge von Fischen, die sich von den hier vorfindenden Polypen nähren, ihre Eingeweide sind stets voll von Excrementen, die lediglich aus fein zertheilten Korallenfragmenten und feinem Kalkschlamm bestehen. Bringt man noch die ungeheuern Massen von Seewürmern und Mollusken in Rechnung, die den Korallenfels anbohren und zerkleinern, die Excremente der immensen Zahl von Holothurien, die sich ebenfalls von Korallen nähren, so läßt sich hinreichend die Bildung des feinen Kalkschlammes erklären.

Vergleicht man alte Karten von den Cocosinseln mit ihrer jetzigen Gestalt, so erkennt man deutlich, daß im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen derselben stattgefunden haben müssen. Die lange Insel auf der Südostseite war in mehrere kleinere Inseln getheilt, und man kann noch die ehemaligen Canäle nach der geringern Größe der Cocosbäume unterscheiden; dasselbe ist auch an den Enden der andern Inseln zu bemerken, an denen überall kleinere Bäume stehen. An der Südwestseite der Lagune breitet sich ein weites Feld todter Korallen aus, die bei niedrigem Wasserstande kaum vom Wasser bedeckt sind. In der Verschließung der Canäle findet man eine genügende Ursache dieser Erscheinung, ohne eine Erhebung der ganzen Inselgruppe annehmen zu müssen: ein starker Wind, der das Wasser in das Port Refuge hineintrieb, mußte dessen Niveau erhöhen, was jetzt nicht mehr stattfinden kann. Die Korallen, die vor Verschließung der Canäle die höchste Grenze ihres Wachsthums erreicht hatten, waren jetzt seltener vom Wasser bedeckt und starben ab. Auch sind Anzeichen vorhanden, daß die Inselgruppe an manchen Stellen nach außen gewachsen ist: Theile der Küste einzelner Inseln, die früher offenbar den Wogen ausgesetzt waren, werden jetzt durch neue Korallenbänke, die mit Cocosbäumen bestanden sind, gedeckt.

Neben diesen Anzeichen von Vergrößerung der Keelinginseln in gewissen Theilen zeigt sich in andern eine Verminderung des Umfangs. So sind an einigen Stellen der Küste, sowohl an der äußern wie an der innern, die Bäume unterwaschen und die Brandung hat begonnen, Theile der Küste zu zerstören: Palmenstrünke und Baumstümpfe stehen an Stellen, wo jetzt keine Bäume mehr wachsen könnten. In dem Erdbeben, das im Jahre 1832 die Inselgruppe heimsuchte und in den zwei leichteren Erdstößen während der zehn vorhergehenden Jahre muß die Ursache einer Senkung gesucht werden, die sämmtliche Inseln erfahren haben, die aber nur eine sehr geringe gewesen ist. Bei andern Koralleninseln weiß man von ungeheuren Fluthen, die über dieselben brachen und die von Erdstößen begleitet waren, und es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselben wohl stets in Niveauveränderungen und zwar in Senkungen ihren Grund hatten. Die Senkung der Keelinginseln ist gewiß nur eine sehr geringe gewesen, auch läßt sie sich schwer messen oder nur annähernd bestimmen wegen des gleichzeitigen Aufbaues und Vergrößerns.

Von den Erzeugnissen, die die Inseln liefern, muß man vor Allem die Cocospalmen erwähnen, die, wenn sie gehörig gelichtet werden, so ergiebig wie in irgend einem Theile der Welt werden können. Diese Palme ist hier so im Uebermaß vorhanden, daß man jede Insel einen Cocospalmenbusch oder eine Wildniß von Cocosbäumen nennen kann, die sich bis an die Linie des Hochwassers ausbreitet. Ferner ist ein Baum zu nennen, der hartes Holz von dunkler Farbe liefert, das nicht nur zur Feuerung, sondern auch zu Bauholz für kleine Fahrzeuge und Schiffe

bis zu dreihundert Tonnen brauchbar ist, dann ein Baum, dessen Laub in Größe und Form dem des Buxbaumes gleicht, mit hartem, schwerem Holze von röthlicher Farbe und zu kleinen Stücken bei Maschinenbau und zu Bauholz für Boote geeignet. Die Rinde, welche eine ungewöhnliche Menge Gerbestoff enthält, kann zur Gerberei und zur Aufbewahrung von Netzen gebraucht werden. Das Holz eines großen, grabegewachsenen Baumes, welcher Pfähle und Sparren zu Querbalken liefert, hält sich unter Bedeckung dauerhaft, ist aber einem schnellen Verderben unterworfen, wenn es den Einflüssen der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, wohingegen das eines ebenfalls großen und grade gewachsenen Baumes, mit Blättern und Früchten, die denen des Königsbaumes der westindischen Inseln gleichen, weich und von geringem Werthe ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Holze eines Baumes, häufig von großen Dimensionen, das schneller verdirbt als es trocknet. Seine Blätter jedoch können als Küchengewächs gebraucht werden, sie sind auch ein gutes Futter für Schweine und geben mit den Stämmen dem Boden eine beträchtliche Menge vegetabilischer Erde. Auch gedeiht hier der von Javanesen Waru genannte Baum, den sie bekanntlich seines Schattens und seiner Blüthen wegen vor ihre Häuser pflanzen. Das Holz ist brauchbar und dauerhaft, und die Rinde, wenn sie ausgewachsen ist, bietet ein gutes Material dar, um Bindfaden und Angelschnüre daraus zu machen. Ebenso kommt hier der Tschinkauen oder Dadup, mit weichem Holze und stachlicher Rinde, vor, der in Sumatra dazu dient, den Pfefferbaum daran zu ziehen. Unter andern zerstreut wachsenden Bäumen und staudenartigen Gewächsen, welche ziemliches Brennholz liefern und nahe an der Küste wachsen, ist noch eine Baumart zu erwähnen, deren Frucht, eingemacht, einen höchst angenehmen Geschmack gewährt. Seine Wurzeln geben, geschabt und in eine Lauge von Pottasche gelegt, eine Scharlachfarbe. Zahlreiche Species von Schlingpflanzen, von denen eine oder zwei in hohem Grade antiscorbutisch sind und zu Salat gebraucht werden können, und etwa vier Gräserarten, die jedoch sehr strenge sind und dem Vieh nicht behagen, gedeihen auf das Vortrefflichste.

Unter den Seevögeln sind außer denjenigen, die diese Inseln zuweilen besuchen, zwei Species des weißen Seeraben und der Fregattenvogel in großer Menge vertreten. Der Flug dieser Vögel, die besonders des Morgens von der Küste dem Meere zueilen, um am Abend wieder nach dem Strande zurückzukehren, ist für Schiffe, die die Cocosinseln anfahren wollen und diese entweder der großen Entfernung oder des nebeligen Wetters wegen, das hier oft statthat, nicht erblicken können, ein gutes Mittel, Richtung und Entfernung zu erkennen, in der sie sich vom Lande befinden. Einige Kraniche, bläulichgrau und weiß, Strandläufer und eine Rallenart, sind alle hier vorkommende Vögel ohne Schwimmfüße; eßbare Landkrabben, welche sich merkwürdig genug von Cocosnüssen nähren,*) finden sich ebenso zahlreich wie die hier lebende ganz ausgezeichnete Art Schildkröten, die oft ein Gewicht von 130 Pfund und darüber erreichen, und können ohne Schwierigkeit in allen Jahreszeiten gefangen werden. Die Jagd auf Schildkröten verlangt große Geschicklichkeit und ist höchst merkwürdig. In einem ganz leichten Boote begeben sich Malaien zu dieser Jagd auf die Untiefen und zwischen das Korallendickicht; sobald sie eine schöne Schildkröte gewahr werden, suchen sie dieselbe in flaches Wasser zu treiben und durch geschicktes Hin- und Herfahren so zu ermüden, daß sie ihr nahe kommen können; dann springt ein Mann der Schildkröte auf den Rücken, greift nach ihrem Halse und benutzt die erste Untiefe, auf der er festen Fuß fassen kann, seine Beute auf den Rücken zu legen. Viele Arten von Fischen, fast ohne Ausnahme wohlschmeckend, sind um alle Inseln und in allen Buchten in großem Ueberflusse vorhanden; verschiedene Sorten Schellfische findet man hier, unter ihnen auch die größte. Haifische kommen nicht sehr zahlreich vor, wohl aber häufiger eine kleine Species mit schwarzen Spitzen an dem Schwanze und den Flossen. Giftige Fische sollen sich ebenso wenig wie Schlangen finden, was aber in Hinsicht der letztern vom Capitän Driscoll bestritten wird. Dieser, Befehlshaber der Lonach, passirte auf seiner Fahrt nach Bombay am 24. November 1825 ganz nahe die Keelinginseln, und fertigte nach der Horsburghsinsel ein Boot ab, dessen Mannschaft bei ihrer Landung nicht nur einen in das Innere der Insel führenden Weg bemerkte, an dem die Zweige zertheilt waren und das Laub niedergetreten, sondern auch außer vielen Krabben und Seevögeln eine Schlange unweit eines großen Mastes mit einem Bugspriet, Ueberbleibsel eines Wrackes. Ebenso kann der Seemann, der mit seinem Fahrzeug nach diesen Inseln kommt, immerhin beim Genuß der sich hier vorfindenden Fische vor-

*) Der Boden der Inseln ist immer mit einer großen Anzahl vom Winde herabgeworfener und verhältnißmäßig weicher Nüsse bedeckt; die Krabbe, die die Größe eines tüchtigen Flußkrebses hat, faßt eine solche Nuß, bohrt sie an den Augen (jede Nuß hat drei Augen) mit einer ihrer langen und scharfen Scheeren an und saugt den Saft aus. (Vergl. Monatshefte Nro. 14. S. 158.)

sichtig handeln, wenigstens in Betreff derselben bei den Bewohnern der Eilande sich erkundigen und die Maßregeln anwenden, die die Vorsicht ihm an die Hand gibt. Zu erwähnen sind noch unter den Fischen einige merkwürdige Arten, die, wie schon oben angeführt, von Korallen leben; die Hunde stellen ihnen nach, springen in flachem Wasser auf sie und fangen sie. „Und als ob," sagt Capitän Fitzroy bei dem Bericht über diese sonderbaren Inseln — wo Krabben Cocosnüsse fressen und Fische von Korallen leben, wo Hunde Fische fangen, Menschen auf Schildkröten reiten und Riesenmuscheln (chama gigantea) als Menschenfallen gefährlich sind — „noch Etwas fehlte, um dem Berichterstatter die sichere Aussicht zu eröffnen, daß es ihm ergehen wird wie dem Sohne der alten Frau, als er ihr von fliegenden Fischen erzählte, — muß man noch hinzufügen, daß die meisten Seevögel hier auf Aesten rasten und daß viele Ratten*) sich auf dem Gipfel hoher Palmen ihr Lager zurecht gemacht haben."

Seit Errichtung der Niederlassung, auf die wir zurückkommen werden, hat man folgende Pflanzen und Thiere eingeführt, die zum großen Theil auch gediehen sind: — den Feigenbaum, den virginischen Maulbeerbaum, Pompelmusbaum, Flaschenbaum, Pomeranzenbaum, Citronenbaum, Langsap, Djambu, Alay, Tamarindenbaum, Granatbaum, Papayabaum, Mongua, Tandjung, Tschilies, Aloe, die Waldrebe, Howeang-Sträucher, mehrere Gewächse von Mauritius, Lemonien-Gras, fünf Arten von gutem Grase für das Vieh, die Baumwollenstaude von Bourbon, zwei Arten Zuckerrohr, sieben Arten Pisang und Bananen, Kladdy, eine höchst mehlige Art großer Pheben-Kürbisse, gemeinen Kürbis, Brindjals, Wassermelonen, Kartoffeln und verschiedene andere indische Pflanzen. Während die Sonne sich in der nördlichen Halbkugel befindet, treiben Lauch mit lilienförmigem Blatt, Petersilie, Sellerie, Salat, Endivien, Senf, Kresse, Rettig und Kohl; aber es soll bis jetzt noch nicht gelungen sein, Samen von ihnen zu erhalten. Der sehr ergiebige Mais blüht das ganze Jahr und gibt in dieser Zeit vier auf einander folgende Ernten. Kafferkorn, vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, wird beinahe fünfzehn Fuß hoch. Rindvieh, zahlreiche Ziegen und Schweine, Federvieh, Enten, Gänse und Truthühner sind auch eingeführt, man trifft sogar den Esel, der vor etwa 25 Jahren erst nach Java verpflanzt wurde.

Den größern Inseln fehlt's nicht an süßem Wasser; man findet es schon in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß und zwar oft in geringer Entfernung vom Gestade. In den Brunnen fällt und steigt das Wasser mit der Ebbe und Fluth. Das Regenwasser hält sich vermuthlich in den Poren des Korallenbodens, ohne sich mit dem schwereren Seewasser zu vermischen, das die tiefer gelegenen Zwischenräume erfüllt, und wird von den eindringenden Fluthwellen in die Höhe gehoben.

Das Klima ist, obgleich warm, vollkommen gesund und angenehm; ansteckende Krankheiten sind unbekannt. Die Schwankungen des Thermometers betragen in der heißesten Jahreszeit von 20,°3 R. bis 24° und in der kältesten von 17,°4 bis 21,°8. Die herrschenden Winde, von Süd bis Ost, sind wegen der Nähe des Nordwest-Monsuns, der vom Januar bis März währt, Störungen unterworfen, so daß nicht zwei Jahreszeiten seit der Bildung der Niederlassung gleich gewesen sind. Die Fluth tritt am Strande der Ansiedlung bei Voll- und Neumond etwa um ½ 5 Uhr ein. Ist die Sonne nahe dem Aequator, so sind beide Fluthen fast gleich und steigen 3½ bis 4'. Wenn die Sonne sich dem südlichen Wendekreise nähert, so steigt die Zenith- oder Abendfluth 5 bis 5½' und die Morgenfluth 1½ bis 3'. Das Gegentheil findet Statt, wenn die Sonne nahe dem nördlichen Wendekreise steht.

Nach dieser geographischen Schilderung der Inselgruppe sei es zur Aufklärung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Eilande gestattet, in kurzen Umrissen eine Geschichte derselben zu geben, wenn anders die Erlebnisse der beiden einzigen Ansiedler auf diesen Inseln die Geschichte derselben genannt zu werden verdienen. Im Jahre 1823 ließ sich ein englischer Abenteurer, Namens Hare, in Gesellschaft einer Anzahl malaischer und indischer Sclaven, welche ihm nach seiner Aussage auf seinen Reisen am Cap der Guten Hoffnung, an der afrikanischen Küste und auf dem indischen Archipel von Häuptlingen geschenkt worden waren, auf der südlichsten Insel der Gruppe nieder. Ein niederländischer Seeofficier, welcher die Ansiedlung im Jahre 1829 besuchte, schrieb diese freiwillige Verbannung auf diese bis dahin unbewohnten Inseln der eigenthümlichen Laune Hare's zu, sich jeder gesellschaftlichen Verbindung zu entziehen, um unumschränkt über seine Sclaven herrschen zu können. Drei Jahre später ließ sich ein anderer Engländer, Namens Roß, ebenfalls daselbst nieder. Dieser Mann, von den Shetlandsinseln gebürtig und von Vaters Seite her aus einem nicht unansehnlichen schottischen Geschlechte entsprossen, Seemann von Beruf, hatte schon frühzeitig die grönländischen und indischen Meere befahren und

*) Ratten und Mäuse gibt es im Ueberfluß; sie sind durch ein gestrandetes Schiff hierhergekommen. Eigentlich einheimische, vierfüßige Thiere finden sich nicht auf den Cocosinseln.

war zur Zeit, als die Briten Java in Beſitz hatten, im Colonialdienſt Befehlshaber einer Kriegsbrigg. Bald darauf wurde er Adminiſtrator einer engliſchen Colonie auf Borneo, bei welcher auch der eben erwähnte erſte Anſiedler der Cocos-Inſeln, Hare, einen Poſten bekleidete. Roß gebrauchte in ſeiner Stellung die ihm untergebenen Javanen, meiſt Verbrecher, welche im Hauſe und beim Ackerbau entbehrt werden konnten, zum Bau eines Dreimaſters, dem er den Namen Borneo gab. Dieſes Schiff, auf dem die engliſche Flagge aufgehiſſt wurde, führte Roß mehrere Jahre hindurch als Kauffahrteicapitän und trieb lange Zeit vor und in dem Jahre 1827 Handel auf der Pfefferküſte von Sumatra. Auf ſeinen Fahrten berührte er auch die Keeling-Inſeln und angezogen durch den trefflichen Hafen, welcher ſich ihm innerhalb der ſchützenden Korallenbänke aufthat, entwarf er mit einem engliſchen Handelshauſe in London den Plan, da der Preis des Pfeffers in Folge der Concurrenz der Amerikaner auf Sumatra bedeutenden Schwankungen unterworfen wurde, allen Pfeffer, ſobald der Preis deſſelben auf Sumatra ſehr heruntergegangen ſein würde, aufzukaufen und nach den nahen Cocos-Inſeln hinüberzuführen. Stiege der Preis des Pfeffers darnach wieder, ſo konnten die „Borneo“ und andere Fahrzeuge das aufgeſtapelte Gewürz von den Keeling-Inſeln raſch nach London bringen. Mit dieſer Abſicht betrat dieſer unternehmende Mann im Jahre 1827 mit Frau und Kindern das Land, um mit Hülfe der Schiffsmannſchaft der Borneo für ſich und die Seinigen eine Wohnſtätte einzurichten, und nach Beendigung der letzteren mit ein paar Leuten an das Aufſchlagen von Lagerräumen u. ſ. w. zu gehen. Unterdeſſen übernahm der erſte Steuermann auf der Borneo den Befehl, und fuhr nach etwa acht Tagen des angegebenen Zweckes wegen ab. Doch dies Alles ſollte nicht glücken. Das Handelshaus in London machte Bankerott und Roß ſah ſich von der übrigen Welt geſchieden. Zu dieſem Mißgeſchick kam, daß Roß ſeinen früheren Bekannten Hare auf den Inſeln traf, und es konnte, wenn letzterer auch — der durch Roß auf deſſen Fahrten mit den Cocos-Inſeln bekannt geworden und ſeinem Kameraden zuvorgekommen war in der Beſetzung der Gruppe — auf ihr beiderſeitiges Befremden erklärte, nur eine kurze Zeit hier zu bleiben, bei der willkürlichen Herrſchaft, welche er über ſeine Sclaven ausübte, nicht fehlen, daß es zwiſchen beiden Anſiedlern bald zu ernſten Mißhelligkeiten kam. Als Beiſpiel der Launen des Herrn Hare mag hier nur angeführt werden, daß er ſeine Sclaven nach Geſchlechtern geſondert auf verſchiedenen Inſeln der Gruppen wohnen ließ und ein Gefängniß erbaute, in das er nach Belieben bald Frauen, bald Männer auf längere oder kürzere Zeit ſteckte. Fitzroy erfuhr, daß er ſich auf einem der Eilande einen großen Harem angelegt hatte und daß ſeine Sclaven hauptſächlich deshalb ſo erbittert gegen ihn waren, weil er ihnen Weiber und Kinder wegnahm. Da der Platz, worauf Roß' Wahl gefallen war, bereits durch Hare eingenommen wurde, begab er ſich mit den Seinigen nach dem Südſtrande der Gruppe, um hier ſeine Wohnſtätte aufzuſchlagen und nannte letztere New-Selima. Allein da einige Zeit darauf Hare ſich die Erlaubniß auswirkte, auf Bencoelen wohnen zu dürfen und bald darnach ſtarb, ſiedelte ſich Roß in der Nähe des Eingangs zum Hafen an.

Auf den Inſeln war nun Roß nach Abzug Hare's Herr und Gebieter; die Indianer, von Hare zurückgelaſſen, erklärte er für frei, wodurch dieſe ſich, da er ihnen auch ein Stück Land überließ, für die glücklichſten Menſchen hielten. In den nächſten drei Jahren wurden die Inſeln von keinem Schiffe beſucht und Mangel an Gegenſtänden europäiſcher Induſtrie fing an, ſich bemerkbar zu machen, eben ſo an Reis, den der Korallenboden nicht hervorzubringen im Stande war. Dies wurde die Veranlaſſung, daß man ein Fahrzeug von etwa 50 bis 60 Laſten, den jetzt noch vorhandenen Schooner, zu bauen ſich entſchloß. Das erſte Schiff, welches ſich nach drei Jahren ſehen ließ und von welchem Roß glaubte, das Eine und das Andere zu bekommen, war eine niederländiſch-oſtindiſche Brigg, vom Cap der Guten Hoffnung nach Batavia beſtimmt. Leider war am Bord des Schiffes eine ſchreckliche Hungersnoth, herbeigeführt durch eine längere als urſprünglich berechnete und durch mannigfaches Mißgeſchick verzögerte Fahrt, ausgebrochen. Die Frau und die Kinder des Capitains nahmen an dieſem bejammernswerthen Looſe Theil. Zu ihrer Rettung fand die geſammte Mannſchaft der Brigg auf den Keeling-Inſeln, was ihr mangelte. Dieſes zeigte Roß allzudeutlich, von wie großem Belang die durch ihn bewirkte Bevölkerung und Coloniſation dieſer Eilande werden mußten, und beſtimmte ihn, zuſammen mit dem Hange zur Abſonderung und philoſophiſchen Betrachtungen, hier mit den Seinigen ferner zu leben und ſeine Tage zu beſchließen. Eine ſittſame, freundliche und nette Frau, drei Söhne und zwei gute und ganz hübſche Töchter, die freilich gänzlich jeder Menſchen- und Weltkenntniß baar waren, machten ſeinen Hausſtand aus. Zwei dieſer Söhne waren ſchon vor dem Jahre 1847 auf den Inſeln verheirathet, von denen der eine aber bald darauf verunglückte; eine Tochter wurde die Frau eines Mannes aus einem anſehnlichen Handelshauſe in Batavia. Was weiter ſein häusliches Leben an-

betrifft, so scheint die Wirksamkeit eines Jeden geregelt gewesen zu sein, und für Fremde war Roß gastfrei und in hohem Grade zuvorkommend.

Die Zeit, die dem alten Manne nach Besichtigung und Anordnung der Arbeiten, denen sich die Bewohner unterziehen mußten, übrig blieb, verwandte er unausgesetzt dem Studium, theils zu seiner Erholung, theils zu seiner Vorbereitung für den Unterricht, den er seinen Genossen ertheilte. Die Bibliothek, mit Himmels- und Erdgloben ausgestattet, enthielt schon vor zehn Jahren mehr als Tausend Bände; viele darunter sollen von gutem Geschmack und von bedeutender Gelehrsamkeit zeugen; naturwissenschaftliche, geschichtliche, philosophische, mechanische und andere Werke sind reichlich vertreten, nur theologische nicht in dem Maße, wie man doch von einem Engländer, besonders von einem Charakter wie dem Roß', erwarten sollte.

Die Bevölkerung der Inselgruppe, die sich im Jahre 1844 bereits auf 162 Seelen belief und aus Europäern, Afrikanern, Javanen, Malaien, Arabern, Chinesen u. s. w. besteht, bedient sich vorzugsweise der malaischen Sprache, obwol sich auch fast ein Jeder in dem Idiom seiner Genossen auszudrücken im Stande ist. Außer den bereits schon oben angeführten theils hier heimischen, theils hierher gebrachten Pflanzen und Thieren, genügt die Cocospalme in den Haushaltungen reichlich den Bedürfnissen und dem bedeutenden Handel, den die Bevölkerung mit den Producten dieses wichtigen Baumes seit einer Reihe von Jahren treibt. Mit einem Dutzend von Booten werden von den verschiedenen Eilanden die Nüsse geholt, und man macht selbst von Zeit zu Zeit eine Fahrt nach der nördlich und in ziemlicher Entfernung von der Gruppe gelegenen, aber, wie schon erwähnt, zu ihr gehörenden kleinen Insel. Die herangebrachten Nüsse werden durch die Frauen geraspelt und durch Waschen und Aufkochen ihnen das kostbare Oel entzogen.

Der Lohn wird einem Jeden täglich theilweise in Reis, theilweise in Bons ausgezahlt, die in Batavia von einem großen Handelshause eingelöst werden, wenn der Schooner im April und November das Oel hierher zu Markte bringt. Bei dieser Gelegenheit wird durch Roß und jetzt durch seinen Sohn eine große Menge Reis und andere Gegenstände eingekauft und stets auch soviel Gartenerde, als man in Batavia erlangen und in dem Fahrzeug unterbringen kann, von da nach den Inseln mitgenommen, behufs Vergrößerung und Verbesserung der schon vorhandenen oder Anlegung neuer Gärten. Daß die ganze Bevölkerung der Inseln diesen Zug nicht mitmachen kann, ist selbstredend, das Loos entscheidet, und für die Zurückgebliebenen kauft man auf Grund empfangener Aufträge allerhand Sachen, wie Baumwollenwaaren, Zimmermannsgeräthschaften u. a. m. Die Rückkunft des Schooners, der auch oft von Java aus neue Ansiedler für diese Eilande mitbringt, ist ein großer Festtag und wird durch Schmausereien und andere Festivitäten gefeiert.

Zur bessern Bequemlichkeit und größern Fabrication von Oel hatte Roß eine Windmühle bauen lassen, an der bis noch vor Kurzem die holländische Flagge wehte. Wenn auch schon nach den bestehenden Tractaten die Cocos-Inseln zu dem Kreise derjenigen Inseln des indischen Archipels gehörten, über welche die niederländische Regierung ihre Souveränetätsrechte auszuüben befugt ist, so wurde noch außerdem dieser kleine Staat Ende des Jahres 1841 oder am Anfange des darauf folgenden durch den Vicepräsidenten Mercus, der die Functionen eines General-Gouverneurs von Holländisch-Ostindien wahrnahm, mit Billigung des Gouvernements, unter den Schutz der niederländischen Flagge gestellt, ohne daß aber daraus für Roß und seine Gefährten irgend wie ein Vortheil erwuchs. Auf der Karte von Niederländisch-Ostindien, entworfen und gezeichnet von Derselben van Hinderstein und herausgegeben durch das Ministerium der Colonieen liest man in Betreff der Cocos-Inseln folgende Notiz: „Deze Eilanden, Als Van Ouds Nederlandsch Eigendom, Zijn In 1829, Uit Dien Hoofde, Weder Jn Bezit Genomen, En Maken Dus Een Gedeelte Uit Der Nederlandsche Bezittingen Jn Oost-Indie“ (diese Inseln, von Alters her niederländisches Eigenthum, sind 1829 dieserhalb wieder besetzt worden und machen somit einen Theil der niederländischen Besitzungen in Ostindien aus). Im April 1857 nun ankerte eine englische Corvette in der Bai der Inseln und da der junge Roß — der Vater, der ein hohes Greisenalter erreichte, ist inzwischen gestorben — die aufgezogene englische Flagge durch das Aufhissen der niederländischen Flagge aus den oben angeführten Gründen nicht begrüßen durfte, so begab sich der Capitän an's Land, händigte, nachdem er die nähern Umstände erfahren hatte, welche Roß abhielten, den üblichen Gruß zu erwiedern, demselben die englische Flagge ein und stellte somit die Inselgruppe unter den Schutz Großbritanniens. Ob der Capitän von Seiten seiner Regierung zu diesem Schritt autorisirt war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Ein berühmter Geograph der Neuzeit sagt bei Erwähnung dieser Occupation der Engländer: „Jedenfalls liegt der Besitznahme einer so kleinen Inselgruppe, welche unmöglich durch den Reichthum ihrer Erzeugnisse die Blicke Englands auf sich

ziehen konnte, ein wichtigeres Motiv zum Grunde. England muß bei dem jährlich zunehmenden Wachsthum seiner Colonien und Handelsverbindungen in dem Indischen und Stillen Ocean darauf bedacht sein, durch Anlegung von Zwischenstationen die directen Verbindungen der Colonien unter einander zu erleichtern. Eine solche Zwischenstation bilden aber die Cocosinseln mit ihrer trefflichen Bai. Denkt man sich eine grade Linie vom Cap der Guten Hoffnung nach der Sundastraße und eine gleiche von Ceylon nach dem Cap Leeuwin, der südwestlichsten Spitze des australischen Festlandes, gezogen, so liegen die Cocosinseln fast im Durchschnittspunkte beider Linien. Welche treffliche Lage für die vom Cap der Guten Hoffnung her durch die Sundastraße nach den chinesischen Meeren steuernden Schiffe, welche aus den auf den Cocosinseln anzulegenden Depots sich mit Steinkohlen versehen können, und gleicher Weise, welchen trefflichen Ruhepunkt bildet die Inselgruppe für den Telegraphendraht, welcher Ceylon mit Australien einst verbinden soll! Haben doch die Engländer bereits mit so glücklichem Erfolge sich in der Nähe der Holländer auf den großen und kleinen Sundainseln angesiedelt, warum sollten sie nicht ihre Oberhoheit über eine Inselgruppe erklären, auf welche die holländische Regierung ihr etwaiges Eigenthumsrecht durch gänzliche Nichtachtung und Nichtbenutzung gleichsam aufgegeben hat? Wie man auch das Verfahren der Engländer vom Standpunkte des Völkerrechts beurtheilen mag, so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen zu können, daß die bereits erhobenen Reclamationen der holländischen Regierung zu einem gütlichen Vergleich führen werden und die einmal aufgehißte englische Flagge zum Wohl des Handels auch ferner auf den Cocosinseln wehen wird."

Die

Pyramiden- und Todtenfelder Egyptens.

Von W. Reil.

Die Pyramiden von Gizeh, von Südost gesehen.

II.

Die Pyramiden von Gizeh und die Sphinx.

Diesen Namen führt eine Gruppe von drei großen und sechs kleinen Pyramiden, welche in grader westlicher Richtung von Gizeh auf dem steinigen Rande des Wüstenplateaus liegen. Die beiden größten von ihnen sind überhaupt die größten und am besten erhaltenen Pyramiden Egyptens und weithin sichtbar.

Wenn von Februar bis Juni das Wasser kein Hinderniß für den Besucher macht, so kann er von Gizeh aus direct in einer bis anderthalb Stunden zu den Pyramiden hinüberreiten; bei hohem Wasser aber, oder wenn zwar die Felder trocken, aber einige nicht überbrückte Canäle in der Nähe der Wüste noch voll Wasser und Schlamm sind, muß er einen weiten Umweg auf den Däm-

men machen, entweder rechts von Gizeh über die Brücken von Abukerdasch oder links von Gizeh bis zum Dorfe Schobrament; im ersten Falle nähert er sich von Norden, im zweiten von Süden her den Pyramiden.

Ich habe dem Besuche dieser Pyramiden fünf volle verschiedene Tage gewidmet und zwar in verschiedener Gesellschaft, von der die meines Freundes Dr. Brugsch unstreitig die lehrreichste war, weil sie besonders den Grabkammern gewidmet wurde. Eine andere Begleitung, die des Professor Unger, berücksichtigte die Wüstenflora und die Fauna an Eidechsen, Schlangen, Käfern und Fledermäusen. Ein anderer Tag wurde bloß mit Skizziren und Zeichnen verbracht: kurz Alles, was an, um und in den Pyramiden zu sehen und zu sammeln war, habe ich mit der besondern Vorliebe eines Dilettanten durchstöbert, so daß ich wegen meines öfteren Kommens den Beduinen des nahegelegenen Dorfes, diesen unvermeidlichen und nicht eben angenehmen Hütern der Pyramiden, eine bekannte Persönlichkeit geworden war, die ihnen hier und da nicht unwillkommen erschien, da ihnen durch meinen Eselbuben gleich anfangs mitgetheilt war, ich sei ein Hakim, ein Arzt. Was wurden mir da nicht manchmal für Gebrechen gezeigt, die ich heilen sollte!

Meinen ersten Besuch stattete ich diesen Pyramiden am 16. Januar 1858 ab. Zwar schon seit Mitte November ihnen so nahe, daß der erste Blick, den ich aus dem Fenster meines Hôtels in Altcairo nach Westen über die grüne Insel Rhoda warf, auf ihre von den Strahlen der Morgensonne vergoldeten Spitzen fiel, mußte ich doch meine Neugierde, sie in der Nähe zu sehen, zügeln, weil sich die Wasser noch nicht genug verlaufen hatten, um von Gizeh aus in grader Richtung zu ihnen zu gelangen. Der schöne sonnigwarme Morgen und die Erinnerung an die an diesem Tage gewiß in Schnee und Eis starrende Heimath, machten mir den Unterschied von dreiundzwanzig Breitegraden recht fühlbar; es war ein recht ruhiger und selbst für den egyptischen Januar ausnehmend heißer Tag, der es unbedenklich gestattete, im leichtesten Sommeranzuge durch die im üppigsten Grün prangenden Klee- und Weizenfelder zu reiten und sich im heißen Sande zu den Füßen der Sphinx auszustrecken. Meine Gefährten von der Partie, darunter auch eine Dame, waren ebenso heiter gestimmt als ich und als die Natur um uns, und selbst die kleinen Fatalitäten, die uns im Laufe des Tages betrafen, waren nicht im Stande, unsern guten Humor dauernd zu verscheuchen.

Schon an der Ueberfahrtstelle des jenseitigen Nilufer in Gizeh lauerten zwei junge Beduinen erwartungsvoll, ob wir den Weg nach den Pyramiden einschlagen würden, um sich dann unser gleich zu versichern und so ihren Kameraden zuvorzukommen. Das unmittelbar unterhalb der Pyramiden auf der Grenze des bebauten Landes und des sandigen Wüstenstrichs gelegene Dorf wird nämlich von Beduinen bewohnt, welche aus dem äußerst zahlreichen Besuche der Pyramiden eine Art Revenü ziehen. Die Regierung hat sie gewissermaßen zu Hütern dieser Denkmale und zu privilegirten Fremdenführern gemacht, auch ihnen eine Art Taxe vorgeschrieben, nach welcher sie ihre Dienstleistungen beim Besteigen und beim innern Besuche der Pyramide sich bezahlen lassen sollen. Natürlich wird diese Taxe auf das Exorbitanteste überschritten, wobei die alberne Freigebigkeit der Engländer die verführende Hauptursache abgibt. Die Beduinen oder vielmehr ihre Scheichs sind dagegen auch für die Sicherheit der besuchenden Personen und deren Eigenthum verantwortlich. Sobald die Wege zu den Pyramiden im ersten Frühjahr praktikabel werden, lauern die Beduinen auf die Besucher und laufen ihnen oft bis nach Gizeh entgegen, indem sie in einem schauerlichen Gemisch von Englisch, Französisch und Italienisch ihre Führerdienste und aus ihren Leinwandbeuteln im Busen die famosen „Antiken" zum Kauf anbieten.

Kaum hatten wir den Getreidemarkt und Bazar von Gizeh durchritten und waren in die schmale Gasse eingebogen, welche aus dem Dorfe hinaus zu dem Damm nach den Pyramiden führt, als die Beduinen ihrer Opfer gewiß sich an mich machten. Gewiß war es ein sehr glücklicher Umstand für sie, daß sie mir beide, der eine links, der andere rechts neben meinem Esel hertrabend, unter dem Namen Antiken flachrunde Gegenstände anboten, die ich zu meiner großen Freude und Ueberraschung als versteinerte Seeigel, Spatagnus, erkannte. Damit hatten sie mein naturhistorisches Sammelherz dermaßen gewonnen, daß ich ihnen nicht nur diese „Antiken" für vier Piaster das Stück abkaufte (später habe ich sie freilich billiger bekommen), sondern sie für diesen Tag zu meinen Leibbeduinen ernannte. Sie hießen Abdallah und Mohamed, wie tausend andere Araber, und blieben mir auch bei allen spätern Besuchen der Pyramiden treu und als dienstbare Adjutanten attachirt.

Der grade Weg nach den Pyramiden führt von Gizeh aus eine kleine Strecke auf einem Damm im Schatten von Acacia nilotica und Tamarix gallica nilaufwärts bis zu einem unbedeutenden Dorf, von da aber rechts durch eine Dattelpflanzung und nun grade in die Aue hinein. Auf halbem Wege liegt ebenfalls von Dattelpalmen umgeben

ein Beduinendorf, das wir umritten, und dann eilten wir dem nächsten und letzten Dorfe zu. Schon hier kamen uns mehrere Beduinen als Führer entgegen und in der Nähe des letzten Dorfes lagerte ein ganzer Trupp auf unserm Wege. Nicht gering aber war unsre Ueberraschung, als wir entdeckten, daß dieser Trupp durch einen breiten und schlammigen Canal von uns getrennt wurde, der unsern bis dahin ganz trockenen Weg kreuzte. Zwar hatten wir uns nicht nur in Gizeh, sondern auch unterwegs bei Abdallah und Mohamed erkundigt, ob „Mojeh," Wasser, uns den Weg etwa versperrte, aber die Kerle hatten klug genug diese Frage verneint, weil sie keinen Umweg machen und Etwas verdienen wollten. Nachdem wir eine kurze Berathung gepflogen, ob wir einen Umweg von ungefähr einer halben Stunde um den Canal herum machen oder uns durchtragen lassen sollten, entschlossen wir uns der Neuheit der Sache wegen für das Letztere. Ich stieg zuerst ab, wurde im Nu von meinen beiden Adjutanten auf ihre Schultern gehoben und durch die nur zwei Fuß tiefe und zwanzig bis dreißig Schritt breite Lache getragen und drüben wohlbehalten abgesetzt. Da hatte ich denn Muße, meine Leidensgefährten ebenfalls herüberschaffen zu sehen, und ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben nicht so gelacht habe, als über den Anblick, der sich mir bot. Um ihre schneeweißen Burnuse beim Durchwaten des schwarzschlammigen Wassers nicht zu beschmutzen, hatten sich die Beduinen in der Weise aufgeschürzt, daß sie dieselben förmlich über Hals und Schultern geschlungen trugen; da sie aber außer diesem Burnus und dem rothen Tarbusch auf dem Kopfe kein Kleidungsstück weiter am ganzen Körper hatten, so waren sie in dieser Draperie ihres Costüms von den Armen abwärts nicht im Entferntesten unsern Voreltern des Paradieses vor dem Apfelbiß unähnlich. Einer der kräftigsten Burschen hob ohne weitere Umstände die Dame vom Esel, nahm sie, wie man ein Kind zu tragen pflegt, trotz der widerstrebendsten Faltenbildung ihrer Crinoline auf die Arme und trug die sprachlos Erröthende zu mir herüber, wo er sie sanft in den Klee hinabgleiten ließ. Nicht minder lächerlich war der Aufzug meiner beiden männlichen Gefährten, von denen der Eine rittlings auf dem Nacken eines Beduinen saß, dessen Kopf zwischen seinen Schenkeln haltend und lustig den Stock schwingend, während der andere minder beherzt und mit einem wahren Armensündergesicht sich nur mühsam auf dem Rücken eines andern Arabers in Balance erhielt. Nach vielem Ziehen, Schreien, Toben und Schlagen hatten die Eseltreiber auch die störrischen Esel durch das Wasser getrieben, wobei leider der den Damensattel tragende eine Zeitlang im Schlamme stecken blieb und sich herumwälzte. Mit Hülfe von etwas grünem Klee wurde er so ziemlich wieder gereinigt, um seine zarte Last ohne Schaden für die Kleider aufnehmen zu können. Daß die Beduinen für ihre uns beim Durchtragen durch das Wasser gespendete Hülfe die unverschämtesten Forderungen machten und sich gar nicht über unsre angebliche Knickerei beruhigen wollten, versteht sich von selbst. Sie sind eben wie alle Araber, oder noch schlimmer: je mehr man ihnen gibt, um so unverschämter schreien sie, bis sie sehen, daß man allenfalls mit der Nilpferdpeitsche umzugehen versteht.

In gestrecktem Galopp ging's nun die kurze Strecke bis zum letzten Dorfe über einen weniger humusreichen, schon etwas sandigen und mit niedrigen blaublühenden Lupinen bedeckten Boden weiter, dann um das Dorf herum und auf den noch ungefähr tausend Schritt entfernten Felsabhang los, auf dem die Pyramiden thronen. Auf dieser letzten Stelle hemmt aber plötzlich eine lang sich hinstreckende Düne von fußhohem Wüstensand die Schritte der Esel und man hat Zeit, den Eindruck in sich aufzunehmen, den die merkwürdigsten Bauwerke der Welt in der Nähe machen.

Die von allen Besuchern der Pyramiden gemachte Beobachtung drängte sich auch mir auf, daß dieselben nämlich aus der Ferne gesehen, etwa von dem mittleren Dorfe an, viel größer erscheinen als später, daß sie immer mehr an Größe abzunehmen scheinen, je näher man dem Felsen kommt, auf dem sie stehen, daß Einem ihre riesigen Dimensionen aber erst dann wieder zum Bewußtsein kommen, wenn man dicht vor einer von ihnen steht und zu ihrem Gipfel hinaufzuschauen sucht.

Von jener Sanddüne aus bemerkt man zahlreiche größere und kleinere Löcher in der Felswand; es sind die in den Fels gehauenen Grabkammern, die den übernachtenden Reisenden und einzelnen Beduinen oft zum Nachtquartier dienen. Dicht an dieser schräg ansteigenden Felswand angekommen, sind die Pyramiden nicht mehr zu sehen. Der Weg windet sich über Schutt, Geröll und Sand etwas nach rechts in die Höhe, vor dem überraschten Auge öffnen sich rechts und links zahlreiche Grabschachte, deren früherer Inhalt in Form von Gebeinen, Schädeln und Mumienleinwand den Boden bedeckt; jetzt betritt der Fuß wieder den festen Felsen und mit jedem Schritt hebt sich die Spitze der großen Pyramide am nahen Horizonte empor, bis sie in ihrer ungeahnten massenhaften Größe vor uns steht. An dem mächtigen mannshohen

Eckblock ihrer Nordostecke machten wir Halt und verließen unsre Thiere.

Man braucht keinen Plan des Pyramidenfeldes in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß auch beim Erbauen dieser Pyramiden sorgfältig auf die passende Wahl und Benutzung der natürlichen Oertlichkeit Rücksicht genommen wurde. Ein kurzer Rundgang um die Nord- und Ostseite der großen Pyramide belehrt uns, daß der Felsrücken der Wüste, auf dem sie stehen, nicht unbeträchtlich, fast halbinselartig in die Ebene vorspringt. An seiner nordwestlichen Ecke tritt die sandige Ebene viel weiter zurück, so daß sich hier die Wüste erst allmälig hügelartig erhebt, während der Fels im Norden und Osten steil vor den Pyramiden abfällt; gegen Süden verflacht er sich zu einem schmalen muldenförmigen Thale, welches an seiner südlichen und südöstlichen Grenze abermals von steilen Wänden umschlossen ist, deren äußerster östlicher Ausläufer jene Thalsenkung hakenartig einengt. So war eines Theils für eine imposante und fernhin sichtbare Stellung der Baudenkmale gesorgt, anderen Theils die Herbeischaffung des Materials erleichtert, zu welchem Zwecke zwei mächtige Steindämme aus der Aue nach dem Felsenplateau erbaut wurden, deren Rudera noch deutlich vorhanden sind und die ich später beschreiben werde.

Aber auch die Stellung der drei größten Pyramiden konnte dem gegebenen Terrain nach gar keine andere sein; da die erste sehr nahe am nördlichen Rande des Felsenvorsprungs erbaut wurde und die größte Dimension des Plateaus von Nordost nach Südwest gerichtet eine Diagonale in der ideellen Grundfläche des Pyramidenfeldes bildet, so mußten die beiden übrigen Pyramiden auch in der Richtung dieser Diagonale erbaut werden. So stehen sie auch wirklich, wenigstens trifft die Linie, welche von der Nordostecke der großen Pyramide zu deren Südwestecke gezogen wird, in ihrer Verlängerung wieder genau auf die Nordostecke der zweiten Pyramide und die dritte Pyramide weicht nur in sofern von dieser Richtung ab, als eine entsprechend in ihre Grundfläche gezogene Linie nach Osten zu auf einige 50 Schritt parallel mit jener Verlängerungslinie läuft. Während nun die erste und die dritte Pyramide auf dem natürlichen glatten Felsen errichtet sind, machte die zwischen beiden befindliche Erhebung des Felsens es nöthig, daß an der Stelle, wo die zweite Pyramide thront, der Felsen zu einem an einzelnen Stellen 20 bis 30 Fuß tiefen Hofraum mit senkrechten Wänden künstlich ausgearbeitet und abgetragen wurde.

Die 6 kleineren Pyramiden liegen so vertheilt, daß drei von ihnen parallel mit der Ostseite der ersten großen Pyramide stehen, und zwar beginnt die erste von ihnen gegenüber der Mitte dieser Seite. Drei andere befinden sich sehr nahe und parallel mit der Südseite der dritten südlichsten der großen Pyramiden. Alle die vielen anderen pyramidal beginnenden Steinbauten auf dem Pyramidenfelde sind nicht etwa zerstörte Pyramiden, sondern die oberirdischen Decken von Grabkammern.

Das Material, welches den jetzt allein sichtbaren Kern aller Pyramiden bildet, besteht aus dem äußerst festen Numulitenkalkstein der arabischen Gebirgsseite, der Steinbrüche von Thora, Massarah und des Mocattam. Jeder Steinblock, aus welchem die einzelnen Stufen bestehen, ist 3 — 4 Fuß hoch und ungefähr eben so viel lang und breit. Wie die griechischen Geschichtschreiber uns mittheilen und wie man aus der noch platten Spitze der zweiten Pyramide erkennt, waren ursprünglich die Steinabsätze durch Steinprismen ausgeglichen und durch einen besonderen Ueberzug in eine einzige glatte Fläche verwandelt. Herodot, welcher Egypten ungefähr im Jahre 460 vor Christo, während der Besetzung durch die Perser, besuchte, wo also die Pyramiden schon 1600 Jahre standen, sagt II, 124 ausdrücklich, daß die große Pyramide aus geglätteten wohlgefügten Steinen bestehe, und Philon von Byzanz, welcher wohl jünger als Plinius der Aeltere ist, sagt in seinem Werke über die sieben Weltwunder, daß der ganze Bau der Pyramide so gut gefügt und geglättet gewesen sei, daß er wie aus einem einzigen Steine zusammengewachsen schiene; auch habe man Steine von verschiedenen Farben: weiße, schwarze, rothe, blaue, gelbliche mit einander abwechseln lassen. Aus einer Stelle desselben Autors geht noch hervor, daß man auch schon damals die Pyramide habe besteigen können, wahrscheinlich an einer absichtlich dazu eingerichteten Kante, denn er sagt: die Länge des Hinaufsteigens ermüde gleich einer Reise und das Stehen auf der Spitze verdunkle durch Schwindel die Augen des Hinabschauenden.

Vor den Seiten besonders der beiden größten Pyramiden haben sich durch Zerbröckelung des ursprünglichen Mantels und der Steine selbst hügelartige, an die Flächen der Pyramiden ansteigende Erhebungen angehäuft, welche die untersten Stufenreihen bedecken und namentlich an der Nordseite der großen Pyramide, wo man den Eingang suchte und fand, sehr beträchtlich sind.

Um in die Beschreibung des Pyramidenfeldes eine gewisse Ordnung zu bringen, werde ich mit den Pyramiden beginnen, sodann die Grabkammern besprechen und mit der Sphinx schließen. Die Eindrücke, welche die eigene öftere Anschauung in mir zurückließ,

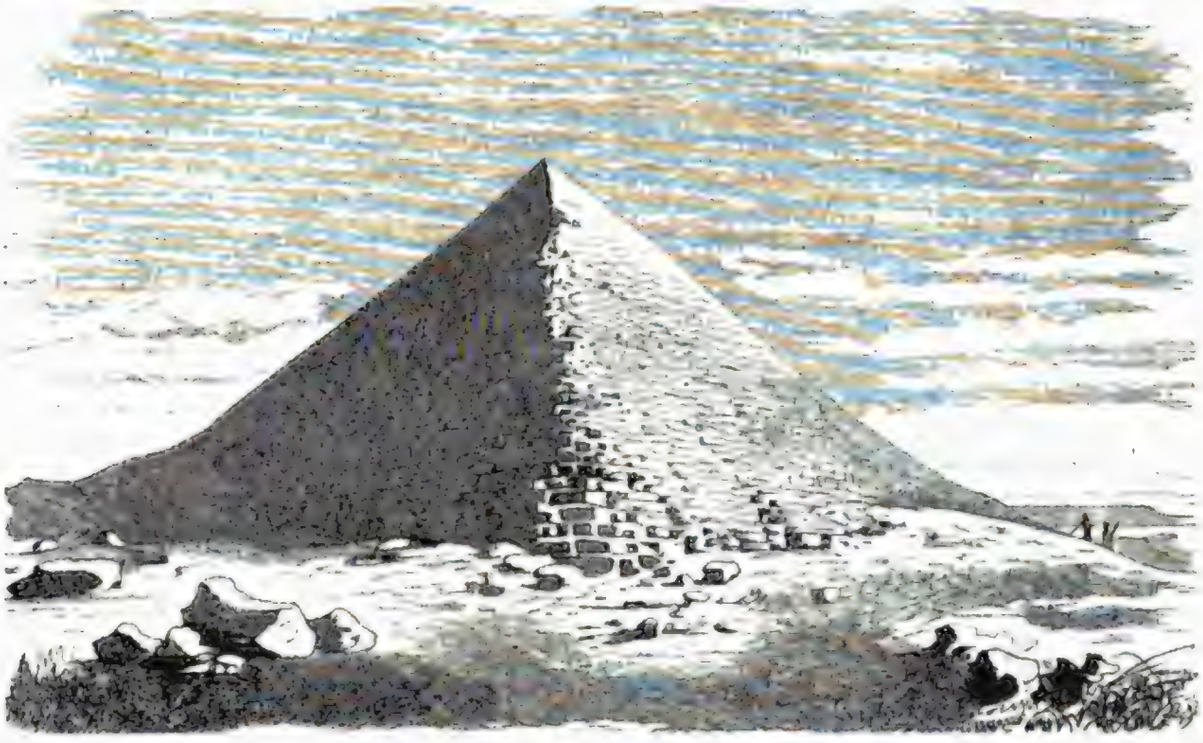
werde ich vielleicht nicht vermeiden können, hier und da zu ſchildern, doch hoffe ich dadurch der Lebendigkeit und Deutlichkeit keinen Abbruch zu thun.

Die erſte nördlichſte und größte Pyramide führt nach ihrem angeblichen Erbauer auch den Namen des Cheops. So berichtet Herodot, und wenn Diodor den Erbauer Chembis, Chemnis, die arabiſchen Quellen Saophis, Suphis nennen, ſo ſind dieſe Namen doch nur als Varianten des hieroglyphiſchen Namen Schuf oder Chufu anzunehmen, den man auf einzelnen Werkſtücken im Innern der Pyramide und in einigen Gräbern bei ihr findet. Ueber das wahrſcheinliche Alter derſelben werden wir wohl nie in's Klare kommen; hier genügt die Angabe Wilkinſon's, welcher ihre Erbauung um's Jahr 2123 vor Chriſto feſtſetzt. Bekannt ſind ferner die Mittheilungen Herodot's, daß ſie 20 Jahre bis zur Vollendung gebraucht und daß auf der Außenwand Notizen über die Maſſe von Nahrungsmitteln verzeichnet ſtanden, welche die Arbeiter während des Baues verzehrt hatten.

In Bezug auf die Höhe hält man bekanntlich die Pyramide des Cheops für das höchſte menſchliche Bauwerk der Welt; um darüber zu entſcheiden, bedarf es nur einer Vergleichung der bekannten Höhen von Thürmen mit den genaueſten Meſſungen der Pyramide. Sie iſt ſehr oft und auf verſchiedene Art gemeſſen worden und es iſt nicht ohne Intereſſe, die von den älteſten Zeiten an bis in dieſes Jahrhundert angegebenen Maße, wie ſie Parthey, a. a. O. S. 106 anführt, mitzutheilen. Danach fand

						Par. Fuß. (red.)
Diodor	im Jahre		60 v. Chr.	die Höhe		445
Plinius I.	„	„	60 n. Chr.	„	„	443
Abd-allatif	„	„	1197	„	„	441
Greaves	„	„	1638	„	„	433
Gemelli Carreri	„	„	1690	„	„	430½
Pococke	„	„	1738	„	„	425½
Nouet	„	„	1799	„	„	421½

Dieſelbe Höhe hat ſie noch jetzt. Dieſe verſchiedenen Angaben beruhen weder auf einem Rechenfehler noch auf Meßverſchiedenheit, ſondern auf der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zunehmenden Verkleinerung der Pyramide durch Verluſt an der Spitze. Aus der noch jetzt leicht meßbaren Länge jeder Seitengrundfläche, welche 716 Fuß betrug, und dem Kantenwinkel von 51° 33′ hat man die perpendiculare Höhe incluſive der jetzt fehlenden Spitze auf 451 Fuß berechnet. Dann wären allmählig gegen 30 Fuß perpendiculäre Höhe verloren gegangen, angenommen, daß die Pyramide in eine wirkliche Spitze auslief, was wohl zu bezweifeln iſt; gewiß befand ſich gleich anfangs eine wenn auch ſchmale Plattform oben, ebenſo wie gegenwärtig auf der zweiten Pyramide, welche an der Spitze ihre Bekleidung trägt. Auch die Breite der Plattform iſt von den älteſten Zeiten an gemeſſen worden. Diodor gibt ſie zu 6 egyptiſchen Ellen oder 9½ Par. Fuß, Plinius I. zu 15 römiſchen Fuß = 12½ Par. Fuß an. Somit wäre in dieſem Zeitraume von 120 Jahren die Plattform um 3 Fuß



Die große Pyramide des Cheops, von Nordoſt geſehen.

auf jeder Seite breiter geworden, hätte also wahrscheinlich zwei ganze Stufenlagen verloren, da auch die Berechnung der senkrechten Höhe einen Verlust ergibt. Abdallatif schickte einen Diener auf die Spitze und ließ die Fläche oben vermittelst dessen Turban nehmen; er fand jede Seite 10 Ellen oder 16½ par. Fuß. Bis jetzt bestand aber noch die glatte Bekleidung. Greaves jedoch, 1638, also nach 500 Jahren, fand die Bekleidung nicht mehr und jede Seite der Plattform 12½ Par. Fuß breit, eben weil die Bekleidung nicht mehr wie früher, mitgemessen werden konnte. Im Jahre 1690 gab Carreri die Fläche zu 16 Fuß im Quadrat an, also fehlte wieder bedeutend; Pococke fand 50 Jahre später 24 Fuß und Nuet 1799 30 Fuß. Gegenwärtig hält die Fläche auf jeder Seite 32 Fuß, nimmt also einen Flächenraum von 1024 Quadratfuß ein.

In dem Zeitraume, welcher zwischen Abdallatif, 1107, und Greaves, 1638, liegt, hat also die Pyramide am beträchtlichsten verloren, indem sowohl die Spitze in größerer Ausdehnung abgebrochen, als auch die Granitbekleidung gänzlich während desselben entfernt wurde. Dieser Zeitraum entspricht aber auch dem Zeitpunkte, wo die Bauten der Chalifen in Fostad und Cairo begannen oder im besten Ausführen begriffen waren, und zu ihnen wurden die den Pyramiden gestohlenen Steine fast ausschließlich benutzt.

Später soll es ein gewöhnlicher Scherz der Beduinen gewesen sein, zu Ehren der Besucher ganze mächtige Steincuben oben an der Spitze loszuhebeln und mit Donnergetöse die 203 Stufen herabtanzen zu lassen! Dabei mag auch mancher Riß in den Stufen und manche Lücke an der Spitze entstanden sein. Diese gefährliche und vandalisirende Spielerei ist aber schon seit Mehemet-Ali verboten und wird nicht mehr ausgeführt.

Halten wir uns nun an die letzte und sicherste Höhenmessung von 421 Fuß und vergleichen damit die Höhe der bedeutendsten Thürme inclusive ihrer Kreuze und Rosetten auf der Spitze, nämlich:

der Kathedrale zu Antwerpen mit	447	Par.F.
des Münsters zu Straßburg „	440	„
„ St. Stephan zu Wien „	415½	„
„ St. Peter in Rom „	405	„
„ Münster in Freiburg „	365	„
„ St. Paul in London „	326½	„
„ Doms in Magdeburg „	315	„
„ rothen Thurms in Halle „	268	„

so finden wir, daß allerdings die beiden zuerst aufgezählten Thürme höher sind, als die Pyramide jetzt ohne Spitze, daß sie aber der früheren Höhe mit unversehrter Spitze um 3 — 10 Fuß nachstehen. Noch weiter blieben die anderen Thürme zurück. Zugleich sei hier erwähnt, daß nach angestellten Berechnungen die Grundfläche der Pyramide einen Raum von mehr als 21 preußischen Morgen einnimmt, daß sich auf ihr die Grundflächen der 6 größten Kirchen Europa's verzeichnen lassen, daß ferner ihr cubischer Inhalt nach Joward: 74,760,602, nach Coutelle 78,669,305 Cubikfuß beträgt und daß man nach Joward aus ihrem Material eine Mauer erbauen könne, die bei 6 Fuß Höhe und 1 Fuß Dicke ganz Frankreich eingürten würde, dessen Umfang 600 geographische Meilen beträgt!

Wie hätte ich wohl als ein ganz gesunder und schwindelfreier Mensch der Versuchung widerstehen können, die Pyramide zu ersteigen. Thun es doch alljährlich Hunderte von Besuchern und bestimmt ein Fünftel davon sind Damen! Diese Besteigung ist, wenngleich bei eigener Unbeholfenheit etwas ermüdend, doch durchaus nicht gefährlich, da die Stufen 1½ — 2 Fuß breit und vollkommen fest sind und die Aussicht ist ebenso lohnend als die Erinnerung, auf der Pyramide des Cheops gestanden zu haben, das Herz mit einem verzeihlichen Stolz erhebend. Ich lasse die Beschreibung meiner Besteigung, welche ich am ersten Besuchstage bei der Pyramide ausführte, ebenfalls nach meinem Tagebuche folgen, wie ich sie am Abend noch unter der größten Frische des gehabten Eindruckes niederschrieb.

Meine beiden Leibdiener Abdallah und Mohamed, die immer auf den nächst höheren Stufen voranschritten, hielten mich bei den Händen, zwei andere Beduinen halfen an meinem Rückentheile schiebend nach, besonders bei den größeren Stufen, während ich selbst, so lange es die Elasticität meiner Gelenke hergab, durch einen Schwung mich hinaufbeförderte. Anders läßt sich die Sache nur sehr mühsam in's Werk stellen, denn da die einzelnen Stufen bis über den Unterleib reichen, so kann man sie nicht wie eine Treppe hinaufgehen, sondern man müßte, sich mit den Händen erst darauf stützend, turnermäßig sich darauf schwingen, oder, wie manche Besucher thun, einen kleinen Sessel mitnehmen, der die Stufen um die Hälfte erniedrigt. Jedenfalls ist aber diese Methode höchst langweilig. Munter ging die Reise beim tactmäßigen Ziehen, Heben und Singen meiner Beduinen immer auf oder dicht neben der Nordostkante der Pyramide in die Höhe. Nach ungefähr 50 Stufen wurde einen Moment gerastet, den ich benutzte, um den mir nachspähenden Begleitern am Fuße der Pyramide zuzujauchzen; noch erlaubte nämlich meine Lunge eine solche Extratour; aber unaufhaltsam eilten die Beduinen mit mir weiter. Etwas über der halben Höhe ist die Pyramidenkante

ziemlich 5 Fuß tief ausgebrochen und bildet daſelbſt einen höhlenartigen Ruhepunkt, den ich nach Weiſung meiner Führer zu einer abermaligen Erholung benutzte, wobei ſie meine Schenkel und Waden rieben und drückten. Ein zehnjähriger Knabe, der nachgeklettert war, bot mir die Kulle mit Nilwaſſer, um den trocken gewordenen Mund auszuſpülen, nicht ohne nachher ſofort ſein ominöſes Bakſchiſch zu flöten; ein anderer Beduine offerirte ſein Meſſer, damit ich meinen Namen zu den tauſend anderen Namen früherer Beſucher dieſes Ruhepunktes in den Kalkſtein ſchneiden ſollte, und Alle benutzten dieſe Raſt, um mir mit großer Geläufigkeit auf engliſch auseinanderzuſetzen, daß ich ihnen doch ja noch ein Extrabakſchiſch geben möchte, denn das mit dem Scheich verabredete Bakſchiſch (5 Franc) behielte dieſer doch für ſich, ſo ſehr er mir auch das Gegentheil verſichert und es zur Vertheilung an ſie beſtimmt erklärt hätte. Ich ließ mich von allen dieſen Offerten nur auf die erſte ein, d. h. ich ſpülte mir den Mund aus und gab dem Jungen 10 Para dafür, refüſirte das Meſſer und bedeutete den übrigen, ich würde ihnen nicht eher etwas geben, als wenn ich oben wäre. Dann entledigte ich mich der Hitze und der Beſchwerde beim Steigen wegen auch meiner Weſte, — den Rock trug ſchon ein Beduine — und das Klettern ging weiter. So gut aber wie bisher wollte es freilich nicht mehr gehn; meinen vom zweiſtündigen Eſelritte ſteifen Kniegelenken wollten die häufigen ſtarken Flexions- und Extenſionsbewegungen gar nicht mehr behagen, es wurde mir ſehr warm und kurzathmig und ich ließ mir die ziehende und ſchiebende Hülfe der Beduinen unbewußt und abſichtlich mehr gefallen als vorher. Noch ehe die Spitze erreicht war, mußte ich noch einmal Halt machen, um Athem zu ſchöpfen. Die Kerle laſſen Einem nämlich gar keine Zeit zum Ausruhen, man muß hinauf, man mag wollen oder nicht, denn ſie können ſich gar nicht denken, daß man ungewohntere Lungen hat, als ſie ſelbſt. Ein Blick, den ich hinunter in die ſchon beträchtliche Tiefe that, belehrte mich, daß mein Blut noch viel zu ſehr in Aufregung war, um, ohne Schwindel zu bekommen, etwas von der Ausſicht zu profitiren. Die Beduinen trieben zur Eile und ſo ermannte ich mich denn und war nach einigen 30 andern Stufen oben auf der Spitze, aber ſo erſchöpft, daß ich mich, ohne mich umzuſehen, ſofort auf den Rücken warf auf die von der Sonne erhitzten Steine, mich mit meinem Rock und Tuch bedecken ließ und alle Viere von mir ſtreckte, wie ein Froſch. Das Blut ſauſte mir von der Anſtrengung der letzten Tour in den Ohren und Schläfen, ich ſah Funken vor den Augen, das Herz hämmerte ungeſtüm und ich war gegen Alles ſo gleichgültig, daß mich weder das Bakſchiſchmurmeln der Beduinen, noch ihr Waſſeranbieten irritirte und ich ihr Muskelkneten ruhig geſchehen ließ, ſo unangenehm es mir auch war. — Allmählig beruhigte ſich mein Blut, ich erhob mich und ſah nun, daß ich grade vor den Füßen einer blaubebrillten blondlockigen, aber nicht mehr in den dreißiger Jahren befindlichen Engländerin gelegen hatte, die damit beſchäftigt war, ihre Gefühle und Gedanken ihrem Album einzuverleiben! „Murray's Egypt" im rothen Einbande lag neben ihr. Um mich in ihrer Nähe nicht zu erkälten, beeilte ich mich, einen behaglichen Platz zwiſchen den auf der Fläche noch herumliegenden großen Steinblöcken aufzuſuchen, kleidete ich mich an und befriedigte meine vier Quälgeiſter durch Spenden eines Bakſchiſch, deſſen Betrag ſie natürlich ſo unter aller Würde niedrig fanden, daß ſie ihn mit ſcheinbarer Entrüſtung an die Erde warfen. Dies Maneuvre war mir jedoch nicht neu; ich ſteckte mein Geld ruhig wieder ein und erklärte ihnen zu ihrem großen Verdruß: nun würden ſie erſt unten Geld erhalten und zwar noch weniger, ſollte ich auch bis zum Abend oben bleiben. Das half! Von dem Augenblick an waren ſie gefügig und ließen mich nicht nur in Ruhe, ſondern ſuchten auch durch andere Aufmerkſamkeiten mich günſtig für ſie zu ſtimmen. Köſtlicher hat mir aber wohl ſelten ein Trunk geſchmeckt, als jetzt das warme, ſchlammige Waſſer aus des Beduinenjungen ſchmutziger Kulle!

Obgleich ich nicht allein auf der Spitze war, ſondern eine Geſellſchaft von Engländern ſchon oben war und Ruſſen und Franzoſen folgten, ſo daß halb Europa einträchtiglich da oben vertreten war, ſo kümmerte ich mich doch nicht mehr weiter um ſie, ſondern ſchwelgte, während die Beduinen ruhten, in dem ungeahnten Genuſſe der vom reinſten Wetter begünſtigten Fernſicht.

Da ſtand ich denn auf dem älteſten Bauwerke der Welt, 420 Fuß über dem Erdboden und auf einer ſo ſichern Baſis, daß jeder Gedanke an Schwindel vergehen mußte, ſelbſt wenn ich dicht an den Rand trat; denn ich überſah ja Stufe für Stufe von den 200 Steinlagen bis hinunter auf die letzte. Mein Blick ſchweifte aber zunächſt in die Ferne; grade über von Oſten anfangend, ließ ich die Gegend wie ein Panorama an meinem Auge vorübergehen.

Am öſtlichen Horizonte erhob ſich das Mocattamgebirge, unter ihm die Citadelle mit der Alabaſtermoſchee Mehemet Ali's und die Stadt Cairo mit ihren Hunderten von Minarets, an welche ſich links Bulak, rechts unter den mit Windmühlen bekränzten Hü-

geln Altcairo und diesseits Gizeh anschließen; ferner weiter nach Süden zu die Steinbrüche von Thora, mit welchen der arabische Gebirgszug abzuschneiden scheint. Von Südost gegen Süd überschaute ich die Stätte, wo einst Memphis stand, jetzt durch einen dichten Dattelpalmenwald bezeichnet, daneben erhoben sich die Stufenpyramide von Sakarah und die Pyramiden von Abusir und Daschur, die bei der großen Reinheit der Luft von meinem Standpunkte aus in einer Stunde erreichbar schienen. Den weiten Raum von ihnen an bis Norden, also den ganzen südlichen, westlichen und nordwestlichen Horizont nahm die unendliche, hügelige, in allen Nüancirungen der gelben, grauen und braunen Farbe schimmernde libysche Wüste ein, die, hier am Fuße der großen Pyramide beginnend, als Sahara bis fast zu den Säulen des Hercules reicht. Ihre Thäler und Hügel, Einschnitte und Erhebungen, Sanddünen und Felsenkuppen unterscheiden sich von dieser Höhe gesehen nicht der Gestalt, sondern mehr der Farbe nach: ein trostloser, schauerlicher Anblick. Im Nordwest begrenzte ein steil abfallender Bergkegel — derselbe, auf welchem die Pyramidenreste von Aburoasch stehen, die Wüste, die sich hinter ihm verflacht und eine mehr nach links, westlich, gewendete Richtung einschlägt, indem sich hier das Nilthal wesentlich verbreitert und die Spitze des Delta zu bilden beginnt. Zwischen Nordwest und Nordost überblickt man Nichts als grünende Landschaft mit unzähligen Ortschaften, dunkle Sykomorengruppen und einzelne Dattelwaldungen. Hie und da blickt der Nil, den eine zahllose Menge weißer dreieckiger Segel belebt, gleich einem Silberstreifen hindurch, und das Wasser der vielen Canäle und der von der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Lachen bringt eine angenehme Abwechslung in die Scenerie, die, was Farbe anbelangt, sich nur in Grün auf der bebauten und Gelbgrau auf der wüsten Seite nüancirt.

Von der Ferne wendete ich nun den staunenden Blick auf die nähere Umgebung. Die regelmäßigen in verschiedenen Farben abwechselnden Felder der bebauten Aue erinnern lebhaft an heimische Gefilde; wirklich prachtvoll präsentirt sich besonders das Hellblau der großen Flächen blühenden Flachses, während alles andere Feld fast ausschließlich Grün zum Grundton hat. Burgartig erheben sich die Beduinendörfer aus den Feldern und gegen Norden zeichnen sich die weißen Gemäuer der hohen Bogenbrücken scharf vom Grün der Umgebung ab, von welchen die Geschichte erzählt, daß sie von Chalifen aus zerstörten Monumenten eigens dazu erbaut wurden, um die den Pyramiden entnommenen Steine zum Bau von Moscheen und Palästen hinüber nach Cairo zu bringen. Hier verloren auch die Mamlucken ihre letzte Schlacht gegen Mehemet Ali, um auf ewig unterzugehen.

Dicht unter mir um den Fuß der Pyramiden, besonders im Westen und Osten der großen, auf der ich stand, heben sich aus dem gleichfarbigen Sand und Fels die Conturen der zahllosen Gräber in regelmäßigen Reihen deutlich ab; auch die drei kleinen Pyramiden am Ostrande der großen sehen nicht anders aus; sie verschwinden gegen die Masse der beiden andern, während die zweite Pyramide der ersten, auch von dieser Höhe gesehen, an Größe Nichts nachzugeben scheint. Scheinbar gleich unter der Südostseite der Pyramide lag der riesenhafte Körper der Sphinx, das ruhige Steinantlitz gen Osten gerichtet.

Die Menschen schienen mir wie Würmer am Fuß der Pyramide zu krabbeln und die Züge der Kameele sahen aus wie eine Reihe hochbeiniger Wüstenameisen.

Daß, wie die Reisebeschreibungen sich gewöhnlich auszudrücken pflegen, die Weltgeschichte vor dem ausgebreitet zu liegen scheint, der auf der Pyramide steht, dieser Gedanke erfaßte unwillkürlich auch mich. Stehend auf der vier Jahrtausende alten Grabstätte eines mythischen Königs, die das größte und höchste Baudenkmal der Erde trägt, erbaut aus Kalkblöcken, deren jeder Tausende fossiler Schalthiere in sich birgt, sah ich unter mir die meilenlang nach Süden sich hinstreckenden Gräber einer urhistorischen Zeit, gegen Norden die Brücken, welche 3000 Jahr später dazu gedient hatten, die zerstörten Pyramiden nach Cairo zu schaffen, sah im Osten die Schutthügel der vor 900 Jahren zerstörten und verlassenen Stadt Fostad, sah die Baureste der Chalifen in Cairo und ihre wie der Mamlucken Kuppelgräber! Hier, zwischen den Pyramiden und dem Nil war es auch, wo Bonaparte die Schlacht an den Pyramiden gegen die Mamlucken gewann und dort auf der Citadelle von Cairo schaute 1811 Mehemet Ali der von ihm befohlenen Vernichtung der Mamlucken zu. Wie unendlich groß war nicht der Zeitraum, dessen Denkmäler ich an den Pyramiden bewunderte und in den modernsten Erfindungen der Neuzeit gleichzeitig erblickte; denn während ich einige Numuliten aus dem Kalksteinblock oben auf der Spitze, auf dem ich saß, loszubrechen bemüht war, trug mir der Wind den Donner der Kanonen zu, welche der Vicekönig zu Cairo abfeuern ließ, weil er einen toskanischen Orden bekommen, hörte ich das Pfeifen der Locomotive, welche, das Kameel verdrängend, die Wüste nach Suez hin oder das Delta nach Alexandrien durcheilt, sah ich die rauchenden Schlote der Nildampfer zwischen den Antei-

niſchen Segeln der urälteſten Form, und die dampfenden Schornſteine, wo in Fabriken theils der Saft des Zuckerrohrs verarbeitet, theils von Dampfmaſchinen die mühſame Bewäſſerung durch Sakieh und Schaduf erſetzt wurde.

Ermüdet, aber nicht geſättigt von dem vielen Sehen, denn ich hätte wohl tagelang oben verweilen mögen, machte ich mich von meinen ungeduldigen Führern gedrängt auf den Rückweg. Das Hinabſteigen iſt um Vieles leichter als das Hinaufklimmen, und auch mir kam es ebenſo gefahrlos als amüſant vor, indem man höchſtens die Fingerſpitzen der vorauskletternden Beduinen zu berühren braucht und getroſt auf jede niedere Stufe herunterſpringen kann. Nun merkt man erſt, wie hoch man geſtiegen war, beſonders an den beim Nahekommen ſich vergrößernden Geſtalten neuerer Beſucher oder der unten harrenden Leute.

Ungefähr auf der ſechsten Stufe von unten gerechnet führten mich meine Begleiter auf der Nordſeite der Pyramide nach dem Eingange zu, denn den Beſuch des Innern hat man für ein Geld, wenn man hinaufgeſtiegen iſt, ich war auch inſofern darauf vorbereitet, als ich mich mit einem halben Dutzend egyptiſcher Wachslichte verſehen hatte. Eine Abkühlung vor dem Einſteigen oder Einkriechen in den mir entgegen gähnenden Schacht war nicht nöthig, denn im Innern der Pyramide iſt Jahr aus Jahr ein nach vielfach angeſtellten Meſſungen eine Temperatur von 21½° Reaum., was ungefähr der mittleren Jahrestemperatur von Oberegypten entſpricht.

Unter dem ſpäter zu beſchreibenden Eingangsportal öffnet ſich auf einer geneigten Fläche, die dadurch entſtanden iſt, daß hier die zum Bau verwendeten Steinblöcke nicht horizontal, ſondern ſchräg nach dem Centrum geneigt liegen, der in die Tiefe führende Schacht. Derſelbe iſt 4 Fuß hoch, 3½ Fuß breit und ſenkt ſich in einem Winkel von 26° 41′ auf glattpolirten Alabaſterblöcken hinab, in welche von den Arabern rohe Löcher ausgehöhlt ſind, um den Fuß etwas einſetzen zu können. Dieſer erſte niederſteigender Gang iſt 80 Fuß lang, dann findet man ihn durch einen Granitblock verſchloſſen, welcher ſo mächtig und koloſſal iſt, daß die erſten Durchſucher der Pyramide um ihn herum das weichere Material mühſam losbrechen mußten, um eine Fortſetzung des Ganges zu ſuchen. Dieſe findet ſich auch hinter dem Block, wo der Gang in demſelben Winkel und derſelben Richtung nach Süden, aber ſtatt abwärts aufwärts in einer Länge von 102 Fuß führt. Nach Zurücklegung dieſer Strecke hat man eine Stelle erreicht, von welcher drei Wege weiter führen, nämlich ein brunnenartiger Schacht ſenkrecht herunter, deſſen Ende nicht erreicht wurde; man hat ſich 200 Fuß tief in ihn hinabgelaſſen, ohne eine Kammer zu finden, und er durchbohrt die ſolide Felsbaſis. Ein anderer Gang führt von dieſer obern Stelle, 136 Fuß lang bei 4 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite horizontal ſüdlich in's Centrum der Pyramide und endet im ſogenannten „Gemach der Königin," einem 18 Fuß langen, 16½ Fuß breiten, 14 Fuß hohen, von ſchräg an einanderſtoßenden Blöcken bedeckten Gemach, welches angeblich zur Leichenfeier gedient haben ſoll und weder Hieroglyphen noch Sarkophag enthält. Der dritte Gang führt in derſelben Richtung wie der urſprüngliche, das heißt in demſelben Winkel von 26° 41′ weiter aufwärts, allein ſtatt ſo niedrig und ſchmal fortzugehen, verbreitert und erhöht er ſich beträchtlich, ſo daß er 28 Fuß hoch und 5 Fuß breit wird und deshalb mit Recht den Namen „Galerie" führt, weil 3 Fuß über ſeiner Sohle eine Steinkante auf beiden Seiten ihn begleitet, welche 2 Fuß breit iſt und zur Paſſage dient, weil ferner die Decke nicht einfach mit Platten bedeckt iſt, ſondern ſich die Steine oben allmälig einander nähern, bis die beiden oberſten Steinreihen durch Platten geſchloſſen werden konnten. Dadurch erhält die Decke dieſer Galerie das Anſehen eines in mehreren Frieskanten vorſpringenden Gewölbes. Dieſe Galerie iſt 125 Fuß lang und an ihrem Ende tritt man durch ein kleines niedriges Vorgemach und eine ebenſo niedrige Thür, die man nur gebückt durchkriechen kann, in das eigentliche Grabgemach. Daſſelbe iſt 34 Fuß lang, 19 Fuß hoch und 17 Fuß breit und liegt nach angeſtellter Berechnung 138 Fuß über der Grundfläche der Pyramide und mitten in deren Centrum. Die Wände beſtehen aus glattpolirten koloſſalen Granitblöcken ohne jede Spur von Hieroglyphen und in dem ſüdweſtlichen Ende ſteht der einfache Granitſarkophag des Cheops, der 7 Fuß lang, 3 Fuß breit und 3 Fuß 6 Zoll hoch iſt. Seine Ränder werden von Jahr zu Jahr niedriger, weil jeder Reiſende ſich ein Stückchen abzuſchlagen ſucht. Meine arabiſche Begleitung war ſehr verdutzt, als ich dieſe Unſitte nicht mitmachen wollte. Ueber dieſer Grabkammer befinden ſich ein größerer und darüber mehrere kleinere und niedrigere hohle Räume, die wahrſcheinlich darin angelegt wurden, um die ungeheure über dem Grabgemach ruhende Laſt nicht ſo drückend zu machen. Zwei ſeitlich in die Oſt- und in die Weſtſeite der Sarkophagkammer einmündende, ſchräg nach oben und außen verlaufende Canäle von 1 Fuß Durchmeſſer dienten wahrſcheinlich zu Luftlöchern und ein ſchachtartiges Loch unweit des Einganges in die Kammer iſt wohl ſpäteren Urſprunges,

die Ehe unsers Paares als eine keineswegs glückliche angesehen werden konnte.

Zwar stritten oder entzweiten sich Beide nicht, aber sie gingen, was bei Weitem schlimmer ist, beinahe gleichgültig und theilnahmlos nebeneinander hin. Jeder von ihnen lebte für sich und es war eben nur das äußerliche Band, das sie zusammenhielt.

Um diese Zeit erschien plötzlich Agathe wieder, die in England Wittwe geworden und nun mit ihrem sechsjährigen Sohne nach D..... kam, um sich da auf einige Zeit niederzulassen.

Wie es hieß, war auch ihre Ehe nicht glücklich gewesen und wer sich nur einigermaßen auf das Enträthseln menschlicher Gesichtszüge verstand, mußte die Bestätigung dieses Gerüchts aus ihren Mienen herauslesen können.

Mistreß Edwards hatte ihre Jugendfrische beinahe ganz verloren. Sie war abgemagert und bleich, und statt der lächelnden Lieblichkeit, die sonst ihr Antlitz verschönte, lagerte ein Hauch so unverkennbarer Wehmuth darüber, daß es fast unmöglich war, sie ohne Mitgefühl zu betrachten.

Aber nicht nur im Aeußern, auch innerlich hatte sich Agathe verändert. Sie war jetzt still, sprach wenig und das Wenige mit Bedacht und einem Ton der Stimme, der wie mit Schmerz umflort, auf ein tiefes und resignirtes Seelenleben hinzudeuten schien.

Alexander von Altdorf, der an den Frauen irre geworden war und ihr zuerst kühl und zurückhaltend begegnete, konnte auf die Länge diesem Ton, ihren leidenden Mienen und dem stillen Wesen doch nicht widerstehen und fand sich allmälig auf's Neue zu ihr hingezogen.

„Du hast dich in Agathen doch nicht ganz getäuscht," pflegte er wohl zu sich selbst zu sagen, wenn er mit ihr zusammengewesen war. „Sie ist früher allerdings oberflächlich und in den frivolsten Dingen der Welt befangen gewesen; allein sie trug warmes Gefühl und Bildungsstoff genug in sich, um sich an deiner Seite zu hingebender Liebe und einem höhern Leben aufzuschwingen."

Agathe selbst mochte wohl etwas Aehnliches empfinden. Nur zu bald erkannte sie, daß Alexander mit Natalie nicht glücklich war und warum er es nicht war. Unmerklich begann sie deshalb ihm einigermaßen Das zu ersetzen, was ihre Schwester ihm nicht zu geben verstand. Sie ordnete dies und jenes in der Einrichtung, brachte bessere Ordnung in die Aufstellung, und in sein ganzes häusliches Leben einen Anhauch von Gemüthlichkeit.

Da sie jetzt viel und mit Nachdenken las, in das Wesen der verschiedenen Künste sorgsam und verständnißvoll einging, Altdorf's artistischer Wirksamkeit das lebhafteste Interesse schenkte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mit diesem auch sofort die vielfachsten und intimsten Berührungspunkte fand.

Natalie bemerkte das wohl, beachtete es aber anfangs sehr wenig. Eines Tages jedoch, als sie sich in der Gemäldegalerie, wo sie ein Meisterstück Raphael's copirte, verspätet und Alexander und Agathe mit dem Mittagsmahl auf sich hatte warten lassen, trat sie in geräuschloser Eile grade in dem Augenblick in ein Nebenzimmer, in dem jene Beiden in ein äußerst lebendig geführtes Gespräch vertieft waren.

Schon auf der Schwelle, aber noch von einer Portière verborgen, hörte sie Agathe sagen:

„Die bittersten Lebenserfahrungen und eine von Grund aus unglückliche Ehe haben mich erkennen lassen, wie sehr ich gegen Sie gefehlt und was ich in Ihnen verloren. Meine Thorheit und Verblendung ist fürchterlich bestraft worden, aber diese Strafe ist gerecht und ich habe sie mit Ergebung über mich hingehen lassen. Aber Sie, Alexander, wodurch haben Sie verdient, so unglücklich zu sein, wie Sie es sind? Denn Sie sind es und zwar in hohem Grade, wie Sie mir nicht leugnen können. Als ich in England und bereits selbst tief unglücklich Ihre Verbindung mit Natalie erfuhr, bin ich mit weinender Inbrunst auf meine Knie gesunken, Gott zu bitten: Sie wenigstens an der Seite meiner Schwester glücklich werden zu lassen. Gott hat meine Bitte nicht erhört und Ihr Unglück verschärft nun erst das meinige so, daß ich es wie kreuzweis übereinandergelegte Messer wühlend in meinem Herzen fühle."

Da ihr bei diesen Worten schwere Thränen aus den Augen stürzten und ihre Stimme in Schluchzen erstickten, entstand nun ein peinliches Schweigen, das Alexander etwa folgendermaßen unterbrach:

„Es ist ein eigenes Mißgeschick, das über unsern Herzen gewaltet hat. Wer von uns am meisten dazu beigetragen, es auf dieselben niederzuziehen, wollen wir unerörtert lassen. Es ist nun einmal da und Jeder muß auf seine Weise suchen, sich damit abzufinden. Was mich betrifft, so habe ich gelernt, auf Glück zu verzichten. Natalie ist ein Weib von hoher Bedeutung und vielleicht, daß sie als Künstlerin dermaleinst noch eine epochemachende Stelle einnimmt. Sie besitzt ein großes Talent, seltenen Aufschwung des Geistes und ein Streben, das auch vor den höchsten Zielen nicht zurückschreckt. Daß sie sich mir vermählt, ist in Folge einer Jugendcaprice und wie ich annehmen muß ohne eine innere Nothwendigkeit ihres Herzens geschehen. Vielleicht ist die Liebe überhaupt

ein Gefühl von nur untergeordneter Bedeutung in ihr und daß sie mir grade es zutrug, geschah vielleicht nur aus einer Art von Widerspruch gegen Sie, Agathe, und aus einem gewissen Mitleiden für mich. Sie erinnern sich, daß sie in einem mädchenhaften Hochmuthe gewissermassen nur mit Geringschätzung auf Sie und Ihr damaliges Treiben herabsah. Noch als sie ein Kind und die Psyche gleichsam noch ohne Flügel in ihr war, athmete doch schon ein hoher Geist in ihr, der über Ihr tändelndes Beginnen von damals die Achseln zuckte, und zucken konnte, Agathe. Sie waren damals anders als jetzt: eine reizende Libelle, die über dem Strome des Lebens im Sonnenschein begünstigter Umstände gaukelnd auf- und niederschwebte. Nataliens brütender Geist und künstlerischer Instinkt sah tiefer und erkannte mich mehr, als Sie. Als Sie nun später mich aufgaben, beschlich sie ein Bedauern über meine Zurücksetzung und mit diesem ein Aufopferungsenthusiasmus, den sie irrthümlich für Liebe hielt. Dieser Irrthum, dessen schöne Seite ich nur zu wohl zu würdigen weiß, hat sie und mich zusammengeführt und in dieser Zusammenführung uns Beide unglücklich gemacht. Wen am meisten, mag Gott, der Allmächtige, wissen."

Nach dieser Rede, welcher Natalie mit der spannendsten Aufmerksamkeit zugehört und die eine wunderbare Helle über ihre Seele ausbreitete, schlug sie die Vorhänge der Thür auseinander und auf Altdorf zustürzend, rief sie:

„Nicht Gott, der Allmächtige, allein, auch ich weiß, daß von uns Allen Du am unglücklichsten bist, Du, armer Alexander, dessen großes und edles Herz ich nie zu würdigen gewußt habe, trotzdem ich meinte: es mehr als Andere zu verstehen. Verzeihe, Geliebter, und gedulde Dich. Dein Elend soll ein Ende haben."

So sprechend, eilte sie, nachdem sie den Gatten heftig in ihre Arme geschlossen, zur Thür hinaus und auf ihr Zimmer, aus dem weder Agathens noch Alexanders Bitten sie bewegen konnten hervorzukommen.

„Seid unbesorgt," rief sie den Drängenden hinter der verriegelten Thür hervor. „Ich werde nichts Schreckliches thun, aber was ich zu thun mir vorgenommen, auch trotz aller Einwendungen und etwaigen Hindernisse zur Ausführung bringen. Laßt mich also gewähren und ängstigt Euch nicht. Nur, wenn Ihr Euch meinem Handeln widersetzt, werdet Ihr mich zum Aeußersten bringen und die Folgen über Euch zu nehmen haben."

Da man jedes Aufsehn vermeiden und Natalie, deren Natur man kannte, durch Widerstand nicht reizen wollte, zog man sich endlich von der Schwelle ihres Gemaches zurück, und nachdem Agathe und Alexander in sehr gedrückter Stimmung zu Mittag gegessen, brach die Erstere nach ihrer Wohnung auf, während der Letztere in einer sehr eigenthümlichen Geistesverfassung in der seinigen zurückblieb und auf das harrte, was Natalie auszuführen beabsichtige.

Durch ihr Mädchen ließ sie ihm am Abend sagen, daß eine dringende Beschäftigung sie auf ihrem Zimmer festhielte und er daher den Thee allein nehmen möge. Später hörte er noch oft die Thüren gehen und vieles Her- und Hinlaufen im Hause. Endlich ward es still und auch Altdorf entschlief.

Als er am Morgen erwachte, fand er auf dem Tischchen neben seinem Bett einen Brief von Nataliens Hand und darin das kleine Kreuzchen, das sie ihm einst als Kind beim Abschiede gegeben und nach ihrer Verheirathung wieder zurückgenommen hatte.

Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Das kleine Kreuzchen, theurer Alexander, das Du schon einmal als Andenken von meiner Hand empfangen, empfange es hier zum zweitenmal als solches. Möge es Dich ohne allzutiefen Kummer an Die erinnern, die es Dir gegeben und Die Dich jetzt für ewig verläßt, weil sie nur zu wohl empfindet, daß sie Dich nicht glücklich zu machen vermag. Glücklich kann Dich nur eine Frau machen, die außer Dir nichts Anderes auf Erden hat. Ich aber hatte neben Dir meine Kunst. In der Ausübung derselben meinte ich Dir erst recht naherücken, mich ganz in Dich hineinleben zu können. Aber ach, wie sehr bin ich im Irrthum gewesen! Die Kunst isolirt und trennt uns im Leben. Ich fühle es: der wahre Künstler ist immer einsam, wenn sich die Liebe nicht in Magdgestalt zu ihm findet. Der Ruhm kann sich der Liebe, die Liebe dem Ruhm verschenken, nie aber können Beide gleichberechtigt ein Herz, wenigstens kein weibliches, füllen. Es muß nothwendig das Eine über dem Andern verlieren und so ist über meiner Kunst Deine Liebe mir verloren gegangen, Deine Liebe, die ich mit der Kunst erst recht zu erlangen hoffte und die allein mir nun übrig bleibt, um mich für den Verlust zu trösten. Wohl mir, daß ich diesen Trost noch habe und daß ich ihn Dir, Deiner Anleitung und Unterweisung verdanke! Dafür sollst Du aber auch mir Etwas zu verdanken haben und zwar Dein Glück, wenn auch nicht aus meiner Hand, doch aus der Agathens, die Nichts aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hat, als die Liebe zu Dir. Sie wird Dich glücklich machen. Eine harte Schule des Lebens hat sie für diese Mission herangereift. Erfülle sie dieselbe, wie ich die zu erfüllen hoffe, die ich jetzt für die mei-

nige ansehe. Ich kehre bis zu unsrer gerichtlich ausgesprochenen Scheidung in das Haus meiner Eltern zurück und wende mich dann für immer nach Italien. Lebe wohl, Alexander! Nichts in der Welt ändert meinen Entschluß. In ewiger Anhänglichkeit

Deine Natalie."

Als Altdorf diesen Brief gelesen, schellte er seinem Diener und erfuhr von diesem, daß seine Frau früh am Morgen abgereist. Wie betäubt erhob er sich, kleidete sich an und eilte zu Agathen, an die Natalie gleichfalls und in ähnlicher Weise geschrieben.

Hier können wir füglich unsre Erzählung schließen, denn ohne Zweifel wird jeder Leser im Stande sein, sich selbst zu sagen, was nun weiter geschah. Wir fügen nur noch an, daß Natalie jetzt bereits seit Jahren in Italien lebt und einen bedeutenden Ruf als Künstlerin genießt. Alexander von Altdorf und Agathe bewohnen in D . . . . . das Haus, das vordem jener auch mit seiner ersten Gattin bewohnte. Es ist das Bild der reizendsten Häuslichkeit, die man sich denken kann und von der schönen Eintracht und Liebe, die ihre Stätte darin aufgeschlagen haben, sind zwei lachende Mädchenköpfe die lebendigen Beweise, die einen älteren Knaben in anmuthigster Lieblichkeit umspielen.

Hollands erste vierhundert Jahre.

Von

Franz Löher.

(Schluß.)

IV. Herren und Bürger.

Alle Niederlande erbebten damals unter der Wuth der Parteiungen. Ueberall stand einer geharnischten Adelspartei, welche ihre historischen Vorrechte und Aemter vertheidigte, eine Volkspartei gegenüber, um rastlos und häufig mit Grimm und Wuth gegen die hochverschanzte Stellung des Adels anzustürmen. Dieser aber selbst war uneins, auch in seine Reihen drang hier und dort die demokratische Idee ein, welche die Pulsader war für die Massen. Eine hartnäckige Fehde unter vornehmen Geschlechtern führte in der Regel dahin, daß das meistbedrohte mit den Volksführern gemeinsame Sache machte: dann nannten sich die Parteien nach den adligen Häusern, aus welchen ihre vornehmsten Häupter hervorgingen. So in Utrecht die Lichtenberger und Lokhorsten, in Geldern die Heekeren und Brokhorsten, in Lüttich die Waroux und Awans. In der Stadt Lüttich flüchteten einmal nach blutigem Gefechte Hunderte von Adligen in die St. Martinskirche, die sie rasch verrammelten; das wüthende Volk aber häufte feurige Stoffe um die Thüren und Mauern; über dem brennenden Gebäude stürzte der Kirchthurm zusammen und begrub zahllose Mörder und Verfolgte. In Brüssel erhob sich wiederholt die Bürgerschaft und dachte allem Adel den Garaus zu machen. Am grausamsten war der Kampf in den großen flandrischen Städten, hier trat die nationale Erbitterung hinzu, weil der größte Theil des Adels französisch gesinnt war: erbarmungslos wütheten Schwert und Keulen der Volksmänner, Klauwarts genannt, wenn sie über jene Franzosenfreunde, die Leliarts, herfielen. Unter den Städten selbst schwankte Krieg oder Genossenschaft, je nachdem gleiche oder feindliche Parteien in ihnen die Oberhand hatten.

Diese Kämpfe waren langwierig und Glück und Niederlage wechselten darin, wie Ebbe und Fluth: das Ergebniß aber war endlich überall dasselbe. Die Adelsreihen wurden immer weiter durchbrochen, die Magistrate gingen schließlich aus gemeiner freier Bürgerschaft hervor, und diese trat dem Fürsten stolzer und unabhängiger gegenüber. Es war einmal die Zeit, wo die Macht der geschichtlichen Strömung das Bestehende niederriß, soweit es neuen staatlichen Bildungen, die sich entfalteten, Licht und Luft versperrte: der Feudaladel wurde vom Bürgerthum zum erstenmale in seinen Grundfesten erschüttert.

Die flandrischen Städte gingen in solchen Dingen allen übrigen voran. Die holländischen kamen gewöhnlich erst ein Menschenalter später so weit. Sie hatten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die herrschende Stellung des Adels nicht geschwächt, sondern seinen Bestand gradezu zertrümmert. Fortan hatte er politische Bedeutung nicht mehr durch sich allein, sondern nur in Verbindung mit den Städten. Diese traten jetzt hervor als die Ersten und Bedeutendsten im Lande, wo es galt, die Landessachen zu ordnen. Das große Beispiel der deutschen Städte, deren Bündnisse im Interregnum des Königs Frieden gewahrt hatten, war für Holland nicht verloren gewesen. Der Adel mochte immer noch Führer sein, Geld und Truppen stellten hauptsächlich die Städte und zuletzt gaben sie die Entscheidung. Als die holländischen Städte dies erreicht hatten, nahm die Stellung der Parteien auch hier eine andere, eine schärfere Wendung. Der bloß politische Kampf zwischen Adel und Städten war abgemacht, er wurde jetzt ein socialer, zwischen Herren und Bürgern. Jener bewegte sich bloß zwischen zwei Gruppen, Großadel auf der einen, Bürger auf der andern Seite: dieser sociale Kampf dagegen suchte seine entscheidenden Wahlstätten in Mitte der Städte, ja im Schooße der Familien selbst.

Als den holländischen Adel die harten Stöße getroffen hatten, mit welchen das dreizehnte Jahrhundert von ihm Abschied nahm, begab sich allmälig in seiner eignen Mitte eine Scheidung. Ein Theil hielt fortan zu den Städten, weil er sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß das städtische Princip nicht mehr zu besiegen sei. Ein anderer Theil schloß sich, erbittert durch die Verluste, um so fester und heftiger zusammen und verfolgte mit Schmähreden diejenigen Adelsgeschlechter, welche aus Gemächlichkeit oder in Sorge um Hab und Gut, — so lautete der Vorwurf, — Ueberläufer geworden. Zu diesen erklärten Städtefeinden gehörten besonders viele von jenen, welche, der Verrätherei gegen Fürst und Land beschuldigt, ihre Güter verloren hatten. Holland, früher gesegnet mit reichbegütertem Großadel, der seine Selbständigkeit nur für das Land einsetzte, hatte jetzt das Leiden eines zahlreichen armen Adels zu ertragen, der ewig zwischen Principien und engherzigen Interessen schwankt und eine Krankheit ist für jeden Staat, der ihn nicht angemessen zu beschäftigen weiß.

Dieser Kleinadel, der stets geneigt war zu Verschwörungen und Aufständen, erhielt nun aus den Städten selbst einen Zuwachs. Unter der langen bürgerfreundlichen Regierung Wilhelm's des Guten vervielfachte sich die Volksmenge der Städte, Alles strömte hin nach diesen vielberühmten Plätzen, wo man durch gescheite Thätigkeit rasch zu Reichthum und Ansehen kam. Amsterdam z. B. erwuchs in weniger als einem Menschenalter aus einem Dorfe zu einer mächtigen Seestadt. Nun waren von jeher Aemter und Rathsstellen im Besitze der ältesten Familien der Stadt, welche ihre ritterliche Freiheit mitgebracht hatten und auch in Güterbesitz und großem Gewerbe in Stadt und Umgegend den reichen Adligen es gleich thaten. Die später Kommenden hatten anfangs vertragsmäßig oder stillschweigend dieses Verhältniß gern anerkannt. Als aber die neuen Bürger fünf- und siebenmal so zahlreich und nicht wenige ebenso begütert wurden, als die alten Raths- oder Schöffengeschlechter, da begann das Fordern und Drängen, daß jeder Bürger gleiche Rechte haben müsse. Damit hörte das frühere Wohlgönnen für beide Theile auf, die Bevorrechteten stellten sich den Angriffen schroffer und geschlossener entgegen, — hier der Patricier Hochmuth, dort Haß und Wuth der Menge, Beides schoß rasch empor. Viele der Schöffenbaren lebten jetzt die meiste Zeit draußen auf ihren Landgütern und sie wie ihre Genossen in der Stadt verbanden sich enger mit der auf dem Lande gesessenen Ritterschaft. Das adlige Bewußtsein schied jetzt seine Angehörigen viel schärfer als früher vom Bürger- und Bauernstande und fügte alten Häuptlingsadel mit dem Adel der bloß Schöffenbarfreien und der Rathsgeschlechter fest zusammen.

Auf diese Art bildeten sich in der Stille die Umrisse von zwei neuen großen Parteien. Die adlige wurde nicht wenig angefeuert, als die Hennegauer Grafen, welche die Nachfolger der alten holländischen Fürsten wurden, ihre adelsstolze ehrbegierige Ritterschaft mitbrachten und sie mit der inländischen in glänzenden Hoffesten vereinigten. All dieser Adel theilte in seinem Herzen die Hoffnungen und Leiden seiner Genossen in Flandern und den übrigen Niederlanden, während den Bürgern der Kamm höher schwoll bei jeder neuen Nachricht von den Siegen ihrer dortigen Freunde. Die Regierung Wilhelm's IV., des Nachfolgers Wilhelm's des Guten, dauerte zwar nur neun Jahre, allein bei der wilden Thätigkeit und bei dem ritterlichen Sinne des Fürsten war diese Zeit lang genug, um das Land tief in Kriege und Schulden und die Städte wie den Adel in größte Aufregung zu versetzen. Bei dem ersten Zusammenstoß der öffentlichen Interessen mußte sich alles Land und Volk in Parteien spalten, gleichwie auch in der unbelebten Natur die verschiedenen Stoffe, welche sich umbilden, lange Zeit in unklarer Mischung neben einander verharren, die verwandten sich unmerklich zu einander fügen und richten, bis plötzlich bei irgend einem Anlaß alles in Bewegung geräth und an verschiedene Krystallisationspunkte anschießt.

Dies Ereigniß kam für Holland, als bei Auftreten des neuen baierischen Fürstenstammes Mutter und Sohn sich stritten um Thron und Unterthanen.

Der letzte Graf aus dem Hennegauer Stamme verblutete wieder unter den Schlachtäxten der Friesen im Herbst 1345. Er hinterließ keine Erben, als seine Schwestern, die Kaiserin und die englische Königin. Die dritte Schwester, die Gräfin von Jülich, war gestorben, die vierte gleich ihrer Mutter nach des Gatten Tode in's Kloster gegangen. Der König von England, so wie des gefallenen Grafen Oheim, der kriegerische Johann von Beaumont, machten Ansprüche auf die reichen Herrschaften. Beide verbanden sich mit einander und fanden ihre Anhänger. Es war Gefahr, daß die Lande von einander gerissen wurden. Da hielt Kaiser Ludwig feierlichen Reichstag und stellte an die deutschen Fürsten die Frage: Was Rechtens sei hinsichtlich Hollands? Und sie gaben das Weisthum: Holland sei nach Recht dem Reiche anheimgefallen, da sein Graf ohne Kind gestorben. Also belieh der Kaiser am 15. Januar 1346 zu Nürnberg seine Gemahlin Margarethe „als

die echte nächste und älteste Erbin" förmlich mit den Landen und forderte alle deren Einwohner auf, ihr, als der Landesfrau, treu und gehorsam zu sein. Im Belehnungsbriefe versprach er zugleich: er werde ohne der Fürstin Billigung diese Lande weder einzeln noch zusammen jemals an Andere veräußern. Einige Monate später bekräftigte er dieses Versprechen noch mit dem Zusatze: daß er Hennegau, Holland, Seeland und Friesland niemals trennen wolle. Kaiser Ludwig sorgte durch dieses Versprechen eben so sehr für die theuersten Interessen des Reiches als seines Hauses. Die Engländer hatten schon längst auf die schönen Lande ein begehrliches Auge geworfen, hier hätten sie zu ihren Kriegen gegen Frankreich die trefflichen Festungen, Flotten und Kriegsleute gefunden. Daher strebte der französische König, die Ansprüche seines englischen Gegners in Holland zu lähmen, und es gelang ihm, Johann von Beaumont auf seine Seite zu ziehen. Jetzt wurde der Kaiserin, als sie bald nach ihrer Belehnung nach Holland eilte, allgemein gehuldigt, freilich mußte sie die Huldigung von vielen Städten erst erkaufen durch Vermehrung ihrer alten Freiheiten und Privilegien, und Gunstbezeugungen mit vollen Händen ausstreuen. Auch gelobte sie, keinen Krieg außer Landes zu führen außer mit Genehmigung der Stände. Rechte Treue fand die Fürstin von Anfang an bei den Brederode, Leck, Vinkhorst und andern alten und vornehmen Geschlechtern, welche sich jetzt schon als die Führer der Herrenpartei herausstellten. Aus diesen bestellte sie ihrem kaum sechzehnjährigen zweiten Sohne Wilhelm, ihrem erklärten Nachfolger, als ihr Gemahl sie noch im selben Jahre wieder nach Deutschland rief, einen Rath, in welchem auch Johann von Beaumont saß, der zugleich Statthalter von Hennegau war.

Der junge Fürst, voll Kriegs- und Lebeluft, empfand ungern die Schranken, mit welchen ihn die von der Mutter bestellten Räthe umgaben. Deren Gegner, die reichen Barone Arkel, Egmond und Andere, machten sich an ihn heran und reizten ihn zum ungestümen Drängen, daß man ihn aller Fesseln ledig erkläre. Die Kaiserin widerstand. Allein unvermuthet starb ihr Gemahl und der erbitterte Gegner der baierischen Macht, Karl IV., wurde sein Nachfolger. Schon hieß es, er werde das holländische Erbe vertheilen an den englischen König und an die jungen Grafen von Jülich. Nach Holland aber konnte die Kaiserin nicht, zu viele Sorgen hielten sie in Baiern fest: da erklärte sie ihren Sohn Wilhelm im Januar 1349 förmlich zum Grafen von Holland, Seeland und Friesland. Auf der Stelle wechselte er seine Umgebung, nur seine Freunde, welche zugleich die Freunde der Städte waren, kamen in seinen Rath und die Kaiserin wartete vergebens darauf, daß der Sohn ihr die versprochenen jährlichen 100,000 Schildthaler auf Landeseinkünfte anweise. Jedoch die neuen Rathgeber des jungen Grafen triumphirten zu früh, ihre Gegner waren nicht minder stark und rührig, und noch hatten sich die Parteien nicht so schroff geschieden, daß durch ein geschicktes Bemühen sich nicht manche, deren Ansehen nicht zu verachten, hier oder dorthin ziehen ließen. Die Kaiserin wurde von ihren Anhängern mit Briefen und Boten beschickt; zu Anfang des Jahres 1350 zeigte sie sich wieder in Holland und gleich strömte ihr der alte Adel mit seinem Kriegsvolke zu. Mit einem Heere kam sie nach Dortrecht und berief dorthin ihren Sohn Wilhelm, sich zu verantworten. Vergebens rechtfertigte er sich mit der Schuldenlast, welche dem Lande nicht erlaubt habe, ihr das Jahrgeld zu zahlen: allein er hatte früher die Bedingung, bei Ausbleiben dieses Jahrgeldes das Land wieder abzugeben, öffentlich eingegangen; sein Wort konnte er nicht nichtig machen. Beschämt trat er ab und ließ sich von der Mutter, die ihn von seiner Umgebung entfernen wollte, nach Hennegau schicken. Ihr selbst gefiel es wenig in dem aufgeregten Lande, sie setzte die Brederode und deren Genossen wieder in die Regierung ein und erklärte einen andern Sohn, Herzog Ludwig, zum Statthalter. Dann ging auch sie nach dem Hennegau, der Statthalter aber blieb Holland fern.

Unterdessen fraß das Feuer der Zwietracht um sich und brach in helle Flammen aus, weil Keiner war, der es dämpfte. Auf den Marktplätzen der Städte und vor den Pforten der Schlösser wurde heftig verhandelt, man rüstete Fahrzeuge, Burgen und Verschanzungen und warb Kriegsvolk, Jeder verbündete sich mit seinen Gesinnungsgenossen und Einer nach dem Andern sagte den Gegnern Fehde an. Die Regierungspartei fiel zuerst aus und brannte ihren Feinden das Städtchen Naarden nieder, sofort aber entfalteten sich im ganzen Lande die Macht und der Haß der gestürzten Partei, Schloß auf Schloß der Feinde wurde angefallen, bestürmt und siebzehn gingen in Rauch und Feuer auf. Die Bedrängten riefen die Kaiserin zur Rache, die Sieger aber gedachten sich jetzt festzusetzen in der Landesregierung. Ein Bote von ihnen folgte dem andern zum Herzog Wilhelm, er widerstrebte anfangs, allein jede neue Siegesnachricht brachte sein Blut in Aufruhr. „Er solle nur kommen," — so rief man ihm zu, im vollen Chor, — „seine Treuen seien zahllos und ihre Macht unwiderstehlich, jetzt werde man der Herrschaft der Gegner für immer ein Ende machen, und frei und ruhig könne

er dann regieren. Was ihn noch hindere? Nach so vieler Mißhandlung sei er ja ledig aller frommen Rücksicht. Er allein sei Hollands rechter Erbe, der Kaiser selbst habe ihn dafür erklärt und seine Mutter habe wiederholt gezeigt, daß sie selbst nicht regieren könne und nicht wolle.“ Der junge Herzog entwich aus Hennegau und erschien in Gorkum bei dem Herrn von Arkel, dem Mächtigsten seines Anhanges. Da kamen die Dortrechter, Delfter, Harlemer und all' die Adligen und andern Städte zu ihm, welche sich gegen die Regierungspartei verbündet hatten. Mit großem Geleit und Jubel zog Herzog Wilhelm nach Dortrecht und den andern Städten und durch ganz Nordholland: es huldigten ihm zahllose Schaaren. Kein Brief der Kaiserin, in welchem sie den Sohn beschwor, von seinem Beginnen abzustehen, fand mehr Eingang. Die geängstigte Fürstin, gedrängt von ihren rachedürstigen Anhängern, warf sich dem Könige von England, ihrem Schwager, in die Arme und gelobte ihm auf einige Zeit Holland's Regierung und Einkünfte, wenn er ihr wirksam helfe. In Seeland sammelte sie Schiffe und Mannschaften aus England, Hennegau und von ihren Getreuen in Holland und Seeland. Wilhelm zog ihr siegesmuthig entgegen; kaum sahen sich die feindlichen Flotten, als sie schon auf einander eilten; nach blutigem Gefechte mußte Wilhelm sich nach Holland zurückziehen. Da schloß er am 25. Mai 1350 mit zwölf Städten, — es waren fast alle bedeutenderen dabei, — und dem gesammten Adel seiner Partei einen feierlichen Vertrag: daß sie die Anhänger der Kaiserin nicht in's Land lassen und keinen Frieden mit ihnen machen wollten, es sei denn, daß alle Verbündeten einwilligten. Die Städte aber, mißtrauisch gegen den Adel, verbürgten sich gegenseitig noch besonders gegen Gewalt und Schaden von Jedermann. Dies waren die ersten Urkunden in dem großen Parteikampfe unter den Holländern. Als sich jetzt die Flotte der Kaiserin der Mündung der Maas näherte, stand die holländische schon bereit, sie mit voller Macht zu empfangen. Am 4. Juli geriethen sie aneinander und kämpften mit aller Tapferkeit, die Haß und Grimm eingab: am Abend floh die Kaiserin mit wenigen Schiffen nach England, ihre besten Männer waren erschlagen oder gefangen. Drei Tage nachher, so erzählte man sich, flossen die Wellen der Maas noch blutgeröthet. Beide Parteien waren matt und zerschlagen. Der König von England trat jetzt als Vermittler auf und Wilhelm kam selbst zu ihm. Nach vielen Unterhandlungen thaten endlich vier Jahre später die gewählten Schiedsrichter Johann von Beaumont und Walrave von Luxemburg den Ausspruch: Herzog Wilhelm solle seine Mutter um Verzeihung bitten, diese aber sie auf freundliche Weise ihm gewähren und Holland, Seeland, Friesland abtreten gegen ein Jahrgeld. So geschah es und Herzog Wilhelm sprach zu Recht: daß in seinen Landen alle Fehde und Rache aufhören solle wegen der Frevel, die man sich in dem Kriege angethan. Nicht lange darauf starben die Kaiserin und Johann von Beaumont und auch Hennegau kam jetzt wieder an den holländischen Grafen.

V. Hoeks und Kabeljaus.

Nach so furchtbarem Ausbruch schlief der Partheihaß nicht wieder ein. Die Holländer offenbarten auch hierin ihre friesische Natur, welche in ruhigem unerschütterlichen Phlegma beharrt, in Zeiten langen Dranges aber von cholerischer Wuth und Thatendrang ergriffen wird. Es waren *feindliche Principien*, welche tief im Volke wühlten, die noch scharf und frisch waren und erst nach langen Kämpfen sich abstumpfen konnten. Natürlich mischte sich bald *viel Persönliches* hinein, die Partei erbte von Vater auf Sohn und hatte gewisse Städte und Gegenden, in welchen sie für immer eingewurzelt schien. Dann dämmerte das Princip nur in allgemeinen Umrissen und Stadt und Adelsgeschlecht traten in ihrer Besonderheit in den Vordergrund, der Parteihaß wurde rein persönlich. Allein nicht selten drang mit unwiderstehlicher Gewalt plötzlich das entgegengesetzte Princip in eine Familie oder Bürgerschaft und warf sie auseinander wie ein grimmes Unthier. Die Hand des Sohnes erhob sich wider den Vater und mörderisch rasen Brüder sich auf den Schlachtfeldern. Das ist eben das Zeichen, daß Principien sich bekämpfen. Wie die Leidenschaft das höllische Feuer, das im Menschen schlummert, aufstört, bis es seine ganze Natur in Brand setzt: so vermag der Parteikampf, der die Volkskräfte in gesunder Spannung und Bewegung erhalten sollte, zu Zeiten ein ganzes Land in Gift und Galle zu tauchen, dann hat jeder die Hand gleich am Schwerte und ein Schmähwort auf der Zunge. Holland litt anderthalb Jahrhunderte an dieser Pest, und die Spuren davon trägt jedes Ereigniß und jede Person, welche von jetzt an bis auf Kaiser Karl V. in Hollands Geschichte erwähnt werden.

Parteien solcher Art fehlen niemals die *Stichnamen* und *Abzeichen*, welche mit jedem Jahrzehnt bedeutungsvoller werden. Ihr Ursprung ist gewöhnlich dunkel. Zufällig einmal klingt ein Wort, blickt ein Abzeichen hervor, das treffend ist, und sofort verbreitet es sich in die Weite, wie der Wind die Blätter im Walde bewegt. Wort und Zeichen bleiben, die kleine Veranlassung, welche sie

hervorbrachte, wird vergessen. So begegneten sich in jener Zeit, als die Bürgerkriege in Holland begannen, einmal zwei feindliche Schiffe. Das eine rief das andere an: „Wer seid Ihr?“ — „Wir haben Kabeljaus geladen.“ — „Ja wohl, Kabeljaus, wir werden die Kabeljaus schon haken.“ Das Wort blieb haften, denn der Kabeljau ist ein großer Fisch, der fett wird vom Einschlingen der kleinen Fische: so hießen nun die reichen Städte und Adligen, die Geldherren, Monopolbesitzer und Güterkäufer bei ihren Gegnern. Diese selbst nannten sich die Hoek's oder Angelhaken, denn mit den Haken fing man die Raubfische. Beide Parteien gefielen sich in dieser Bezeichnung. Nach einer andern Erzählung kamen die Worte bei einem Gelage auf, genug, die Bedeutung des Wortes ist klar. Ganz ähnlich entstanden die Namen für die verwandten Parteien in Friesland. Dort hießen die reichen Städter und Häuptlinge, welche den wohlangebauten Westergau bewohnten, Vettkooper, Talghändler, und waren Freunde der Kabeljaus. Die Anhänger der Hoeks waren ärmer und bewohnten den Ostergau, sie hießen Schieringer, weil sie nur den Schiering oder Aal hatten. Jene handeln mit Tonnen voll Thran und Fett, diese in ihrem ärmeren Lande müssen mit kleineren Fischen vorlieb nehmen: die Bezeichnungen erinnern aber daran, daß der reiche dicke Talghändler dem kleinen flinken Aal, der sich auch zu nähren und zu wehren weiß, Nichts anhaben kann.

Die Hoeks setzten sich einen rothen Hut auf, es bedeutete Trotz, Muth, Adelsstolz. Die Kabeljaus lachten sie aus und brauchten nun erst recht den bürgerlich bescheidenen grauen Hut. Man kannte sich schon von Weitem an den Hüten, und lag nach einem Gefechte eine Anzahl zu Boden, so schnitten die Sieger den gefallenen Feinden wohl den Kopf ab und setzten den Hut auf den Rumpf, das nannte der widrige erbarmungslose Parteiwitz „die Leber ausschneiden.“ Einige Jahre später verbreitete sich von Gent aus durch ganz Flandern die Verbündung der Weißhüter (der witten Capruynen), welche sich verschworen hatten, die Adelshäuser in der Stadt und auf dem Lande auszubrennen. In Lüttich trugen dagegen die Adeligen Hüte mit wehenden Borten, den Bürgern zum Trotz und sich zur Auszeichnung. Es erinnern diese Hutgeschichten an die germanische Bedeutung des Hutes, der das Zeichen des freien Mannes war.

Während der Kämpfe der nächsten Jahre befestigten sich die Parteien und bildeten sich klar heraus in Bestandtheilen, Charakter und Verfahren.

Den Hauptstock bei den Kabeljaus bildeten die großen Städte, bei den Hoeks der alte Adel.

Solche Städte, welche durch zuströmende Bürgermenge, durch Handel, Gewerbe und Schifffahrt mächtig und blühend geworden, waren regelmäßig auf Seiten der Kabeljaus, — andere Städte, welchen jene Zuflüsse mangelten und die deshalb hinter den andern zurückgeblieben, neigten sich mehr den Hoeks zu. In diesen kleinen Städten blieben Leute und Einrichtungen schlichter, ruhiger und anhänglicher an das Alte, in den großen Städten wogte es dagegen hin und her und Gesetze und Einrichtungen mußten sich dort umgestalten und fortbilden je nach den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit. In den kleinen Städten hielt der Adel noch seine ständigen Wohnungen und Versammlungen, die Bürger der Großstädte kümmerten sich wenig um den Kleinadel, ehrten aber die befreundeten mächtigen Adelshäupter durch Ertheilung des Ausbürgerrechts, welches kein Wohnen in der Stadt erforderte. Auch die Eifersucht der kleinen Städte auf die großen wirkte ein auf ihre Parteistellung. Denn jene gaben nicht gerne ihrer minderbegünstigten Lage oder dem schwächern Unternehmungsgeiste ihrer Bürger die Schuld, daß sie nicht gleich den größern Städten blühten, sondern sie suchten die Ursache dieser Verschiedenheit in den verhaßten Privilegien und Monopolen, welche sich die größern Städte zu verschaffen wußten. So war denn vor allen das reiche mächtige Dortrecht immerdar die Hauptstadt der Kabeljaus, Delft, Harlem, Amsterdam, Alkmar, Enkhuysen waren nicht minder fest, — dagegen Zierikzee, Gouda, Oudewater, Schoonhoven waren ein Sitz und Hort der Hoeks. Mehrere andere Städte schwankten und auch in den vorgenannten gewann die entgegengesetzte Partei gelegentlich die Oberhand, namentlich wenn ihre Freunde sich siegreich in der Umgegend ausbreiteten. Niemals ließ sich sagen, daß es in irgend einer Stadt nur Hoeks oder nur Kabeljaus gebe.

Seltener, jedoch nicht ausgeschlossen, war Schwanken oder Uebergehen von einer Partei zur andern in den Adelsgeschlechtern; denn in diesen wechselten die Häupter seltener und den Charakter band Ehre und Treue an die einmal gewählte Farbe. Die edelsten Familien des Adels waren unveränderlich die Säulen der Hoekspartei, so die Brederode, welche aus dem ältesten holländischen Fürstenhause stammten, die Wassenaar, welche sich das älteste Haus in Holland rühmten, nicht minder altberühmte Adelsgeschlechter waren die de Lek, die van der Binckhorst, Renesse, Duivenvoorde, ferner die Heemstede, Polanen, Poelgeest und andere. Als treue Hoeks bestand auch der größere Theil des kleinen Landadels, der störrig auf seine alten Rechte

wie auf seine gute Abkunft hielt, und des alten Schöffenadels der Städte, welcher sich von der Menge der reichen Neubürger verdrängt sah. Jedoch auch die Kabeljaus zählten vornehme Edelleute. Dies waren insbesondere die reichen weitverbreiteten Geschlechter, welche gediehen mit dem Emporkommen jeglicher Art Gewerbe. Es waren aber auch solche Dynastengeschlechter, welche sich dem Fürsten gegenüber selbst als möglichst ebenbürtige freie Herren darstellen wollten. Die beiden vornehmsten dieser Adelshäupter waren die Arkel und die Egmond. Jene, deren Hauptsitz ihre Stadt Gorkum war, hatten beinahe 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte, für die damalige Zeit Millionen gleich, die Vogteiherren aber der hochberühmten Abtei Egmond wurden wohl noch reicher geschätzt als die Arkel. Zu diesen beiden Geschlechtern kamen die reichen Vorselen, welche zahlreich saßen auf allen seeländischen Inseln, die Waterland, Gaesbeke, Heemskerk und andere hinzu.

Auf die Bauern konnten die Hoeks eher als die Kabeljaus zählen. Denn theils war es die schlichte Gewohnheit, das ruhige Beharren in den alten Einrichtungen, theils der Haß gegen die Gewerbsmonopole und den Prunk der Städter, was den freien Bauer näher zum Adel hielt. Der gesunde Menschenverstand sagte häufig den Bauern, was dem Fürsten und Lande heilsam sei, und danach handelten sie öfter ehe man es dachte. Selten aber gaben sie den Ausschlag.

Nach der Zusammensetzung der Parteien, wie nach ihren Grundideen erhellt schon, daß man die Kabeljaus ungefähr mit Liberalen oder Whigs, die Hoeks mit streng Conservativen oder Torys vergleichen könnte. Jedoch bleibt der Vergleich nur ungefähr; denn heutzutage sind einestheils die Ideen mächtiger und einigender, die Persönlichkeiten aber und die Localinteressen minder gewichtig als damals; und anderntheils war im Mittelalter der Haß und der Kampf persönlicher, mehr Aug' in Auge, die Leute hatten noch keine Parlamente und Zeitschriften, sondern nur Schwerter und Schimpfworte. Die Stöße und Gegenstöße folgten sich rascher; wo sie sich sahen, sprangen die Parteien an einander und gaben keine Ruhe, bis ein Theil im Blute lag. Abgesehen aber von diesen gemeinsamen Neigungen machte sich in Benehmen und Charakter der Parteien ein Unterschied wohl bemerklich. Die Hoeks waren ritterlicher, aufopfernder für ihre Ideen, rascher und stürmischer in Angriff als die Kabeljaus. Diese achteten zuvörderst auf ihre Interessen, wollten leben und leben lassen, ließen sich häufig überraschen und es dauerte immer eine Weile, bis sie ihre Macht beisammen hatten. Sie waren meist geneigt, sich mit den Gegnern halbwegs zu einigen, da ihr Geld und Handel dennoch gedeihen mußte: die Hoeks waren störriger und gingen nur dann einen Vertrag ein, wenn sie ganz zerschlagen waren. Sie hielten streng auf Landesehre und treu zu ihrem Fürsten, die Kabeljaus setzten ihren Nationalstolz wohl einmal bei Seite und zogen das materielle Gedeihen des Landes vor.

Der Preis des Kampfes lag keineswegs bloß in der Befriedigung, welche die Sättigung des Parteihasses gewährt, der zum persönlichen und zum Familienhaß geworden. Es war ein wünschenswerther Besitz, aus dem die unterliegende Partei weichen mußte, nämlich aus den zahlreichen Aemtern am Hofe des Fürsten, in den Magistraten der Städte, in der Gerichts-, Zoll-, Forst- und gesammten Landesverwaltung. Jede dieser Stellen brachte nicht bloß Macht und Ehre, sondern auch wesentliche Einkünfte. Die Habsucht äußerte sich auf noch rohere Weise. In der Fehde wurde viel Gut geraubt und zu Gelde gemacht, viel Lösegeld erpreßt, und mußten endlich die Feinde in die Verbannung gehen, so wurden ihre Häuser und Güter wohlfeil und die Sieger erweiterten lachend ihre Besitzungen. Bürgerschaften aber, welche sich bekämpften, konnte nichts Froheres geschehen, als wenn durch den Krieg der Gegnerin Handel und Gewerbe gelähmt und nach der siegenden Stadt hingezogen wurde.

Um sich nun den Hergang in den Parteikämpfen anschaulich zu machen, muß man sich an Recht und Brauch der Fehden erinnern.

Irgend Jemand der letztunterlegenen Partei war ein klares Unrecht geschehen an Leib oder Ehre, an Gut oder Zins, „wider gute besiegelte Briefe," durch welche man jüngst den Frieden abgeschlossen hatte. Vielleicht war ein Herr auf offener Straße niedergeworfen von Leuten, die eines Gegners Farben trugen, oder es war in einer Stadt von Freunden der Gebannten ein Thor zerbrochen, durch welches die Vertriebenen eindrangen, so daß sie erst nach blutigen Gefechten wieder bewältigt wurden. Dann begehrte der Angefallene oder die beleidigte Bürgerschaft Genugthuung bei der herrschenden Partei im Rathe des Fürsten oder der Stadt. Nach vielen Reden und Widerreden erhielt der Kläger eine Antwort, welche ihm „sehr fremd" deuchte, so daß er klagte vor aller Welt, man könnte nicht mehr sein Recht erlangen, was doch schwer zu hören und noch schwerer zu erleiden sei. Deshalb werde er von der Noth dazu gezwungen, Leib und Gut zu schirmen, was Jeder müsse als christlich und ehrbar gelten lassen, und habe er sich deshalb

vereinigt mit seinen guten Freunden wider Gewalt und Unrecht. So etwa lautete der Eingang der Verbündnißbriefe, welche hier und dort die Parteihäupter mit ihren nächsten Anhängern abschlossen, wenn es wieder gute Zeit schien, den Gegnern einen Streich zu versetzen.

Unter sich aber vereinbarten die Fehdegenossen dabei schriftlich etwa folgende Stücke: Sie wollten zwei, drei oder fünf Jahre gute Freundschaft mit einander halten, es sei denn, daß Alles, worüber man zu klagen habe, früher gesühnt werde. Sie wollten während dieser Zeit sämmtlich Feinde sein von den namentlich genannten Beleidigern und deren Freunden, Knechten, Helfern und Allen, die diesen Herberge oder Beistand leisteten. Es solle Jeder dem Andern, der in Gefahr komme, zu Hülfe eilen auf seine Kosten und eigenen Gewinn und Verlust. Die Gefangenen, welche man machen werde, sollten dem bleiben, dessen Leute sie erworben; die Beute solle vor dem nächsten Schlosse eines Anführers vertheilt werden; Städte und Schlösser, die man durch Vertrag, List oder Gewalt gewinne, sollten während der Fehde zu gemeinem Nutzen dienen, um später darüber zu verfügen. Ferner solle Ritter, Knappe oder Stadt, die diesen Brief besiegeln oder ihr besiegeltes Transfix anhängen würden, angesehen werden als eingetreten in die Fehde und als berechtigt und verpflichtet auf alle diese Punkte. Endlich solle Niemand mit einem Feinde die geringste Sühne machen, es geschehe denn gemeinschaftlich von allen Fehdegenossen, und wenn mit Gottes Hülfe allen ihren Klagesachen Recht widerfahren sei, wollten sie auch dann noch treulich einander beistehen, damit einem Jeden zu Nutzen der Frieden vollzogen werde.

War dieser Vertrag geschlossen und bei den Freunden umhergeschickt, daß sie ihn besiegelten, so ritten eilends aus den Thoren der Städte und Schlösser die Boten und überbrachten die Absagebriefe. Damit ging der Tanz los. In den Städten wurden die Männer der Gegenpartei, welche noch nicht geflüchtet waren, angegriffen, erschlagen oder vertrieben, man belagerte und bestürmte die Schlösser und Thürme der Feinde und that ihnen und ihren Unterjassen allen möglichen Schaden durch Rauben, Sengen und Brennen, Saatverderben und Viehwegtreiben, Alles natürlich bloß deshalb, damit sie sich nicht länger weigerten, hinsichtlich der Klagestücke zu Rechte zu stehen. Dieser landverderbliche Kleinkrieg wüthete, während man die Städte belagerte; denn die Entscheidung hing hauptsächlich davon ab, daß man der Städte des Gegners Meister wurde. Endlich kam es zu ein paar mörderischen Schlachten, die Parteien waren erschöpft und ernannten Schiedsrichter, welche nach langen Unterhandlungen einen Spruch thaten, der angenommen und besiegelt wurde.

Ein solcher Sühnebrief begann mit der feierlichen Erklärung, daß fortan minnigliche Sühne, Freundschaft und Eintracht herrschen solle unter Allen, Einige vielleicht ausgenommen, die sich dem Sühnespruche nicht unterwarfen oder welche die Besiegten der Rache der Gegner opfern mußten. Verwiesene oder Gefangene ließ man erst Urfehde schwören, d. h. eidlich geloben, das ihnen angethane Leid in keiner Weise zu rächen. Ueber Herrschaften und Schlösser, Zölle und Geleite, welche zwischen Fürsten, Herren und Städten in Frage standen, wurde in der Regel ein Endbescheid gefaßt. Auch andere Klagesachen, die früher zur Fehde Anlaß gegeben oder während derselben sich erhoben hatten, wurden abgemacht gleichwie in einem richterlichen Erkenntnisse. Denn in allen diesen Dingen herrschte jene eigenthümliche Verschmelzung von öffentlichem und Privatrecht, wie man sie im Mittelalter nicht anders kannte. Die schwierigsten Fragen wurden insgemein verschoben auf einen bestimmten Rechtstag. Dann aber fehlte nicht die Haupt- und General-Clausel: „Item sollen alle Unterjassen, Helfer und Helfershelfer von allen Seiten frei und gesühnt sein — jeder auf dem Seinigen, es sei Lehn oder Eigen, und nach ihren Briefen, die sie darüber hatten, gleichwie jeder vor der Fehde bestand und ehe jemand sein Lehen aufgesagt hatte — frei und gesühnt von Allem, was von dieser Fehde herrührt, Raub gegen Raub, Brand gegen Brand, Todte gegen Todte, Quetschungen gegen Quetschungen, und alle Heimsuchungen, wem es auch geschehen sei, Geistlichen oder Weltlichen, — und die Gefangenen von allen Seiten sollen quitt sein und Alles, was unbezahlt ist an Lösegeld, Gerichtsgeld und Brandschatzung, wie es auch versprochen und verbürgt sei zu bezahlen, soll quitt sein."

Seinen Schaden konnte also Jeder sich selbst bezahlen, Nichts sollte mehr zu einem Rechtsanspruche Anlaß geben. Es brauchte aber Keiner ein Jurist zu sein, um eben aus dem Sühnebriefe oder aus einem spätern Rechtstage einen neuen, immer höchst gerechten Grund zum Fehdeansagen herzuleiten. Man hielt Ruhe so lange, bis man sich wieder kräftig fühlte und die Gelegenheit, von Neuem loszuschlagen sich günstig zeigte.

VI. Die Wittelsbacher.

In diese aufgeregte Welt kamen die Wittelsbacher hinein. So lange sie in Holland regierten, — es war fast ein Jahrhundert lang — klirrten die Schwerter der Parteigänger vor den Thoren ihrer Schlösser und

setzte sich der Parteihaß mit ihnen zu Tische, bis die letzte Fürstin von Baiern-Holland, welche all das wilde Feuer und all den ritterlichen Glanz ihrer Ahnen vereinigte mit zarter Schönheit, schmerzlich zusammenbrach unter den Stößen des Bürgerkrieges. Die Geschichte deutscher Fürstenhäuser, welche auf fremden Boden verpflanzt werden, artet gewöhnlich verschieden je nach Art und Sitte ihrer neuen Völker. Unter Slaven erheben sie sich stets zu Gebietern, welche Zucht und Ordnung im Lande schaffen, — bei den verwandten Germanen finden sie leicht Verehrung und Anhänglichkeit, weil sie dem Ruhme und dem Wohlstand ihrer neuen Heimath tapfer und redlich dienen, — in romanischen Ländern aber kämpfen sie gewöhnlich eine Zeitlang mit dem dort eingewurzelten herzlosen Egoismus und gehen entweder frühzeitig unter in Leidenschaften und Ränken, oder sie übertreffen darin bald ihre Lehrmeister. Von den Wittelsbachern an der Nordsee läßt sich das Zweite wie das Dritte sagen, ihre Epoche ist in der holländischen Geschichte die vorzugsweise romantische.

Ein blutiger Krieg zwischen Mutter und Sohn war Wittelsbach's Beginn in Holland. Die Partei, welche den Sohn zu ihrem Bannerträger gemacht hatte, behielt die Oberhand und die Kaiserin waltete zurückgezogen noch zwei Jahre im Hennegau, dann starb sie, müde von Hoheit, Leid und Sorge. Nicht drei Jahre vergingen, da brachte man ihren Sohn auf dasselbe Schloß zu Quesnoy, er war unrettbar der Nacht des Wahnsinns verfallen. Die schreckliche Aufregung, in welcher er schon seine frühe Jugend zubrachte, hatte sein Blut in Flammen gesetzt, kriegerisch und unstät fuhr er umher und Ausbrüche rasenden Zornes nöthigten, ihn zu bewachen. Vielleicht trug seine Behandlung dazu bei, die Tobsucht zu steigern. Wenigstens benutzten seine Anhänger, die Kabeljaus, eilends des Fürsten Zustand, um die Regierung allein in die Hände zu bekommen, unter ihrer Führung sollte seine Gemahlin Mathilde, eine Prinzessin von England, Regentin sein. Die Hoeks aber blieben nicht müßig, laut ging ihr Rufen durch's Land: eine Schande sei es, wenn eine kinderlose Ausländerin regieren solle, — und da der unglückliche Fürst keine Kinder hatte, so sandten sie zu seinem Bruder Albrecht nach Baiern, der für diesen Fall urkundlich zum Nachfolger bestimmt war.

Albrecht war ein ruhiger, kluger Herr, der die Gefahr nicht aufsuchte, jedoch mit festem Nachdruck that, was nöthig schien. Es war ihm aus dem reichen Erbe des kaiserlichen Vaters der Straubinger Antheil zugefallen, und er ließ es sich angelegen sein, den Werth dieses Gebietes durch Bauten und Landesbesserung zu erhöhen. Als sich ihm aber die holländischen Aussichten eröffneten, verließ er sofort sein Erbland, wurde von allen Hoeks mit Freude bewillkommnet, und gestützt auf ihre Macht, nicht minder auf sein gutes Recht, gelang es ihm, die Kabeljaus zum Nachgeben zu bringen. Feierlich wurde er anerkannt als Ruwart des Landes, d. h. als Schirmer der Ruhe oder des Friedens, welche nur bestanden durch die Herrschaft von Recht und Gesetz. So mächtig aber waren die Städte bereits, daß sie bei der Huldigung sich zusagen ließen: der Fürst solle durch die guten Städte und nach dem Rathe derjenigen, welche er mit gedachten Städten dazu nehmen würde, das Recht handhaben. Zwei Jahre früher mußten die Fürsten in Brabant die vermehrten ständischen Rechte und Freiheiten noch mit dem Zusatze bekräftigen: daß Keiner dem Herzoge bei unbilligen Forderungen zu gehorchen brauche.

Herzog Albrecht's erste Sorge war, mit seinem Bruder Ludwig sowie mit dem König von England und den Erben von Jülich ein für allemal abzuschließen, damit sie ihre Ansprüche auf Hollands Erbe aufgaben. Zugleich machte er seinen Frieden mit dem Feinde seines Hauses, mit Kaiser Karl IV., dieser erklärte ihn förmlich zum Grafen von Holland und dessen Nebenlanden. Jedoch führte er den Grafentitel erst dann, als sein Bruder nach neunzehnjährigem Rasen gestorben war. Während Albrecht aber seine Rechte nach außen hin klar und sicher stellte, entfaltete er mit Ernst und Bedacht im Innern sein fürstliches Ansehen. Die Hoeks hob er empor zum Gleichgewicht mit ihren Gegnern. Nicht nur aus vielen Hof- und Landesstellen, sondern auch aus dem Schöffenrath einiger Städte entfernte er die Kabeljaus, welche dort bisher allein Meister gewesen und setzte statt ihrer Hoeks ein. Mit Bewilligung von Rechten und Freiheiten an die Städte war er nicht sparsam, Aufstände aber, welche die Kabeljaus erhoben, schnürte er langsam ein, bis die Empörung erstickte. Als er das sich sträubende Delft endlich eroberte, mußten tausend Bürger und fünfhundert Frauen mit entblößten Häuptern und Füßen vor ihm knieen, dennoch verlor die Stadt ihre Mauern und Privilegien. Am meisten kam ihm zu Hülfe, daß in den größern Städten die Kabeljaus von den Bürgern selbst in Schach gehalten wurden, denn die niedere Bürgerclasse breitete sich rasch aus und verdrängte die Patricier allmählig aus der Stadtregierung. Wo aber die Kabeljaus nicht Ruhe halten wollten, schickte sie der Herzog in die Verbannung.

War nun in Holland der Parteigeist unterdrückt, loderte er gewöhnlich desto heftiger

wieder auf in den Nachbarländern Utrecht, Geldern, Friesland. Herzog Albrecht griff auch dort ein und wußte seinen Vortheil wohl wahrzunehmen. Die ganze Welt war damals voll Krieg und Zwietracht, das Mittelalter leuchtete noch einmal auf in vollem Glanz, jedoch dieser Glanz verbarg die gewaltsamen Zuckungen nicht mehr, in welchen jenes Zeitalter anfing, langsam auszuathmen. Auch Herzog Albrecht beschied, wie vordem sein Bruder, den fürstlichen Gegner auf Tag und Stunde in's Blachfeld, um mit ihren Mannen ihre Sache auszukämpfen. In Geldern nannte man diese Zeit der blutigen Parteikämpfe recht bezeichnend den freien Krieg; denn es waren die Fehden so endlos und mannigfaltig, daß Keiner mehr daran dachte, sie erst noch anzusagen. Die verbrüderten „Weißhüter" zogen zu Tausenden stark durch Flandern und Brabant und zündeten die Adelsschlösser an. Als es einmal in Brüssel hieß, die vertriebenen Edelleute hätten einen Hauptmann der Weißhüter heimlich ermordet, stürmte das wüthende Volk auf's Stadthaus und warf siebzehn adelige Schöffen aus den Fenstern in die Spieße, welche ihnen unten wiehernde Rotten entgegenstreckten. Bei so rechtlosen Zuständen thaten sich zahllose ritterliche Räuber zusammen und führten auf eigene Hand offnen Krieg gegen Jedermann, ihre Verkettung zog sich unter dem Namen: „Die Linfarts" durch alle Niederlande. An den Küsten aber wurden die Kaufmannsschiffe von Seeräubern gejagt, welche sich Likedeelers (Gleichtheiler) nannten. Nur in Herzog Albrecht's Landen herrschte, unvermeidliche Kleinfehden abgerechnet, fast dreißig Jahre lang Ruhe und Frieden. Der Handel der deutschen Hansen und der Engländer verließ Flandern, um Holland zu seinem Hauptplatze zu machen. So sehr waren hier die Parteien versöhnt, daß auf einem Turniere Arkel's, des Hauptes der Kabeljaus, die Hoeks lustig mit tyostirten.

So erneute Herzog Albrecht an den Grenzküsten des deutschen Reiches die Ehren der Wittelsbacher. Diese waren neben den Habsburgern und Luxemburgern und den königlichen Häusern von Frankreich und England das vornehmste Fürstengeschlecht in Europa, denn wo die Kaiserkrone über einem Hause gestanden hatte, da ließ sie Länderperlen und erlauchte Hoheit zurück. Um diese Zeit aber blühte ein neues Haus empor zwischen Frankreich und Deutschland, dessen ritterliche Pracht und Kühnheit alle Fürstenschlösser verdunkeln sollte. Es war das burgundische, von königlicher Abstammung. König Johann von Frankreich belieh 1363 seinen jüngsten Sohn Philipp mit dem Herzogthum Niederburgund, dieser heirathete Margaretha von Flandern, die reichste Erbtochter der Welt, und machte seinem Namen „der Kühne" Ehre, indem er die Erblande seiner Frau den empörten Bürgerschaften aus den Händen riß. Das burgundische und das baierische Haus standen nun neben einander als die mächtigsten in den Niederlanden: eine staatskluge Regentin griff deshalb den lothringischen Gedanken wieder auf, alle Niederlande unter einem einzigen Fürstenhause zu vereinigen, welches Städte und Adel im Zaume und das Land im Gedeihen erhalte. Diese Frau war Johanna, Erbherzogin von Brabant, welche schon verheirathet gewesen zuerst mit Graf Wilhelm von Holland, dem Bruder der Kaiserin Margarethe, und dann mit Herzog Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiser Karl's IV. Sie hatte aber keine Kinder, ihr Land sollte einst an ihren Neffen Anton von Flandern kommen, den Bruder eben jener Margarethe des Burgunders. Auf unablässiges Betreiben der alten Herzogin kam nun 1390 eine Doppelheirath zu Stande zwischen den Erben von Baiern und Burgund. Jedes der beiden Häuser hatte eine Margaretha, diese Töchter tauschten sie aus an ihre Erbsöhne. Mit großen Festlichkeiten wurde die Doppelhochzeit gefeiert 1385 zu Cambray, auch der französische Hof verherrlichte den Tag durch seine Anwesenheit. Eine Erbverbrüderung besiegelte den Bund. Jetzt war Aussicht, daß die Lande sämmtlich nach und nach in eine Hand kamen und daß die Fürsten sich gegenseitig gegen Empörungen schützten, — der Gedanke war so staatsmännisch wie jemals ein anderer, für Baiern und Deutschland entwickelte er sich zuletzt feindselig und verderblich. Noch aber stand Herzog Albrecht auf der Höhe seines Ansehens. Eine zweite Tochter war Herzogin von Geldern, eine dritte Herzogin von Oesterreich, eine vierte Königin von Böhmen. Seinem jüngsten Sohne Johann verschaffte er das Bisthum Lüttich, obgleich dieser eben erst siebzehn Jahre alt und noch nicht geistlich war. Der zweite Sohn sollte Baiern-Straubing erben.

Herzog Albrecht war fünfzig Jahre alt, als seine Gemahlin starb: da spielte ihm die Liebe noch einen Streich, der das mühsame Gebäude seines Lebens — die Partei-Versöhnung in Holland — wieder aus den Fugen riß. Der Herzog war den Frauen hold, und ein schönes und kluges Fräulein, Adelheid von Poelgeest, gewann es bald über sein Herz und seinen Verstand. Und wie denn fürstliche Geliebten stets der Stachel schmerzt, daß ihre Macht und Ehre bloß ein Hauch der Gunst ist, und sie deshalb eifriger als legitime Fürstinnen danach streben, sich in Politik zu mischen und sich Anhänger zu

verschaffen: so that es auch die stolze Adelheid. Ihre Familie war entschieden kabeljauisch, und es dauerte nicht lange, so erhielten die Kabeljaus die einflußreichen Stellen, der Herr von Arkel wurde sogar Statthalter Hollands und regierte, während der Herzog in seinem Schlosse an Nichts dachte als an seine Schöne. Die Hoeks ergrimmten, dieses eine Weib hatte sie aus allen Sätteln geworfen. Der Erbprinz Wilhelm, fern gehalten im Hennegau, kochte vor Zorn über seine und des Vaters Schmach. Er kam nach dem Haag und verschwor sich dort mit den Hoeks, das Eisen solle den Zauber brechen, der den Herzog gefangen hielt. In der St. Moritz-Nacht des Jahres 1392, als der Herzog abwesend, reiten ein paar Hoeksche Edelleute vor das Schloß im Haag, erbrechen die Thore und stürmen nach Adelheid's Zimmer; ihr Hofmarschall Kuser springt vor, er wird niedergehauen und auch die schöne Adelheid verblutet unter den Säbeln der Wüthenden. Der Herzog schwur fürchterliche Rache, der Erbprinz und dreiundfünfzig Verschworene entwichen aus dem Lande. Albrecht aber hielt sich in den Formen des Rechts. Konrad Kuser trat auf mit gerichtlicher Klage und forderte von den Entflohenen Genugthuung für seinen erschlagenen Sohn. Der Herzog ladete sie vor, Keiner erschien, da verhängte er über sie die höchste Acht, welche ihren Leib vogelfrei und ihr Gut herrenlos machte. Jetzt kam Wilhelm mit den Seinigen um Gnade zu flehen, bei seinem Anblick aber erwacht die Wuth wieder im Herzog; der Prinz mit den Seinigen flüchtet und verrammelt sich in einem festen Hause; sein Vater läßt Brandstoff herbeischleppen, kein Flehen erweicht ihn, das Feuer soll das Haus und die Frevler verzehren. Da kommt noch zu rechter Zeit der Statthalter Arkel herbei, der Prinz ruft ihm zu und verspricht ihm alle Schätze der Welt, auf Arkel's kniefälliges Drängen gelingt es endlich, den Herzog zum Palaste zurück zu bringen. Die Geretteten aber flohen eilends nach der Burg Altena. Auf Befehl des Herzogs, den die Kabeljaus anreizten, begann jetzt Arkel mit Niederbrechen der Schlösser der Geächteten, Albrecht selbst setzte Altena hart zu, und erst als sein anderer Sohn, Johann I., der Erwählte von Lüttich, mit fast allen Vornehmsten des Landes in's Lager kam, brachte ihr Bitten es soweit, daß der Herzog den Belagerten freien Abzug gewährte, diejenigen ausgenommen, welche ihr eigenes Schwert in Kuser's und Adelheid's Blut getaucht hatten.

Noch lange suchte Wilhelm, bald hier bald dort sich aufhaltend, seines Vaters Gnade, und da es vergebens blieb, ging er an den Hof des Königs von Frankreich. Drei Jahre verweilte er dort und wollte zuletzt auf die Ritterfahrt nach Ungarn, zu welcher sein Schwager Johann rüstete. Denn die Ritter und Knappen im Hennegau wurden unruhig vor Streitlust und riefen Wilhelm zu: er solle mit und sie führen, man werde Wunder thun unter zwei so kühnen Degen, wie die jungen Fürsten von Holland und Burgund. Da ließ ihn der französische Hof, ohne Zweifel im Einverständnisse mit seinem Vater, durch eine feierliche Handlung erinnern, daß eine nähere Pflicht ihm obliege. Als Wilhelm nämlich Weihnachten an der Hoftafel saß, schritt der greise Herold der königlichen Ritterschaft würdevoll heran und schnitt mit dem Schwerte das Tischtuch vor dem Prinzen mitten durch, indem er ausrief: Kein Fürst dürfe an des Königs Tafel sitzen, dessen Schild nicht blank sei, Wilhelm's Großoheim aber liege noch ungerächt bei den Friesen. Es schien eben damals gute Zeit zum Kriege mit Friesland, denn das Volk war dort durch Parteien zerrissen, die ritterlichen Degen aber lechzten danach, sich endlich an den verhaßten friesischen Bauern zu wetzen. Der kluge Herzog Albrecht sah darin ein gutes Mittel, die Streitlust in seinem Lande nützlich abzuleiten. Er versöhnte sich vollständig mit seinem Sohne und mit sämmtlichen Hoeks. Nun wurde gerüstet aus allen Kräften, rings aus den Niederlanden und weit aus Deutschland, Frankreich und England zogen die Fähnlein herbei, Schiffe stellten die holländischen Städte, es gab eine Heerfahrt, wie sie niemals gesehen wurde in diesen Landen. Man schätzte damals die Kriegsleute auf nahe an zweimalhunderttausend Mann. Die Friesen kämpften und starben wie wilde Thiere, Uebermacht nahm ihr Land ein und die Partei der Vettkooper ging zu den Holländern über. Friesland huldigte dem Holländer, lieferte die Gebeine der zuletzt erschlagenen Fürsten aus und versprach von jedem Hause sechs Stüber Jahressteuer. Albrecht entließ sein prachtvolles Heer mit bestem Danke, allein in jedem der drei folgenden Jahre mußte er neue Heere und Flotten gegen Friesland schicken. Graf Wilhelm that Wunder der Tapferkeit, wo er erschien, unterwarf sich das Land, und die friesischen Häuptlinge holten sich bei ihm Belehnung und Ritterschlag. Hatte er aber den Rücken gewendet, war das Volk wieder im Aufstande. Die Holländer konnten zuletzt die Kosten so vieler Feldzüge nicht mehr aufbringen, und Herzog Albrecht mußte auf sechs Jahre Waffenstillstand machen und sich mit Stavern und dem Andenken vieler Siege begnügen.

Damit schloß das vierzehnte Jahrhundert, das vierte in Hollands Geschichte. Albrecht's Sohn und Nachfolger Wilhelm war gegen

seine Feinde ein Mann von Grimm und Stahl. Er verfolgte die Kabeljau's mit tief glühender Leidenschaft und ruhte nicht, bis er ihre Häupter, die Arkel's und Egmond's, von Haus und Hof vertrieben hatte. Am Ende seiner dreizehnjährigen energischen Regierung waren die Hoek's in allen einflußreichen Stellen des Landes befestigt, die holländische Ritterschaft voll stolzer Zuversicht wegen ihrer Siege über die Friesen und die flanderischen und lütticher Bürgerschaften, in den holländischen Städten aber standen die Zünfte eifersüchtig den Patriciern gegenüber. Langer harter Kämpfe bedurfte es, ehe die Macht der Hoeks wieder gebrochen wurde und zwar so sehr, daß sie sich nicht wieder erholten. Diese Kämpfe erfüllen die Regierungszeit Jakobäa's, jener Fürstin, deren Leben schon so vielen Dichtern den Stoff gab. Selten hat ein junges Weib so wilde Abenteuer, so viel reizende Hoffnungen und so viel Unglück erlebt. Sie war voll Geist, Adel und Schönheit, kein Mann sah sie, dem nicht das Herz bebte vor dem Feuer ihrer Augen. Wenn sie vor den Schaaren der Hoeks die flatternde Fahne in den Kampf trug, stürzten ihre Ritter ihr begeistert nach und kämpften bis zum letzten Degenknaufe. Allein Jakobäa stritt für ein Princip, das von der Geschichte nicht mehr begünstigt wurde, und sie fand einen Gegner, der sie mit macchiavellistischer Politik und ruhiger Energie umzingelte und sie zuletzt in seinen Netzen erdrückte wie ein armes Vöglein. Ihre Leidenschaften gaben ihm nur zu viel Gelegenheit dazu. Dieser Gegner war Philipp von Burgund, genannt der Gute. Er stellte sich auf Seite der Kabeljau's, um Städte und Edelleute seiner fürstlichen Macht gleichmäßig unterthan zu machen, und erzwang von Jakobäa die Abtretung Hollands, welches der Schlußstein wurde zu jener burgundischen Macht, die Karl der Kühne, Philipp's Sohn, in's Feld führte gegen Deutschland.

Historische
Volkslieder der Montenegriner.

Mitgetheilt von

Siegfried Kapper.

Während das historische Volkslied bei den meisten Völkern unsers Welttheils im Verlaufe der Zeiten von seiner einstigen Inhaltsfülle immer mehr herabgekommen und bei den meisten fast bis zur völligen Unbedeutendheit geschwunden, hat es sich bei den Südslaven bis auf den heutigen Tag in voller Blüthe und ungeschwächter Lebenskräftigkeit erhalten. Der Grund hierfür ist nicht sowohl in der vielfach hervorgehobenen vorzugsweisen Hinneigung der südslavischen Stämme zur epischen Gesangsform zu suchen, als in ihrer politischen Lage und in dem, durch diese bedingten Zurückbleiben ihrer Culturzustände hinter denen der Völkerschaften des übrigen Europa. Nicht etwa, weil die Deutschen, die Franzosen, die Nordwestslaven u. s. w. ein geringeres episches Talent besessen hätten, ist das historische Volkslied bei ihnen außer Curs gekommen; sondern weil mit der fortschreitenden Cultur auch die Pflege der Geschichte, und mit dieser die Summe der Mittel zunahm, die ihr dienen. Die Quellen erschlossen sich mannigfacher, reichhaltiger und verläßlicher; die historische Kenntniß drang durch tausend verschiedene Canäle in die Massen, und das historische Volkslied, als einer der primitiven Behelfe, die Kunde der Kenntnisse zu verbreiten und zu bewahren, wurde in demselben Maße entbehrlich, und starb, wie alles Ueberwundene in der Natur und im Völkerleben, immer mehr ab. Und auch nicht weil dem Volksgenius der Südslaven irgend ein besondrer homerischer Funken innewohnt, hat das historische Volkslied sich bei ihnen im Schwunge behauptet; sondern lediglich weil auf der Culturstufe, auf welcher das fortschrittsfeindliche Regiment des Türkenthums sie fünf Jahrhunderte lang niedergehalten, oder vielmehr, — gleich den Griechen, — noch tief darunter hinabgedrückt, auf dieser Art von Tradition die Rolle des Denkmals ruhen blieb, durch welches bei dem Mangel höherer Geschichtspflege das Volk selbst die Erinnerung an die Ereignisse, welche es betrafen, festzuhalten sich bemühte und zur Stunde noch sich bemüht. Der große Reichthum an historischen Volksliedern, welcher im Munde der Südslaven als volksthümliches Gemeingut lebt, ist somit weniger das Product einer besondern Begabung, als vielmehr das Talent ein natürliches Ergebniß der Zustände; zumal jenen Stämmen die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit und die Beschauung ihres gegenwärtigen Elends, ihre Leiden und Kämpfe durch und wider die barbarische Herrschaft der Osmanen zur Uebung dieses Talentes einen fortwährenden, unerschöpflichen Stoff bieten.

Am umfassendsten und kräftigsten indeß unter allen Südslaven hat die Pflege des historischen Volksliedes sich bei den Montenegrinern erhalten. Nie vollständig unterjocht, aber auch nie als unabhängig anerkannt, hat dieser Stamm seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart kaum zwei aufeinanderfolgende Jahre des Friedens gekannt. Von Zeit zu Zeit vor Allem kehrten

die großen Executionsarmeen wieder, welche die Sultane zu seiner Unterjochung aussandten, oder die Paschas von Albanien, Bosnien und Herzegowina zu demselben Zwecke auf eigene Faust rüsteten. Hatte er sich dieser erwehrt, so kämpfte er in den Zwischenzeiten an den unaufhörlichen kleinen Einzelkriegen gegen seine türkischen Nachbarn, bald angriffs-, bald vertheidigungsweise, je nachdem es der Lauf der Dinge mit sich brachte.

Eine historische, wie eine Literatur überhaupt hat das kriegerische Bergvolk, dessen Leben sich zwischen den Kampf und die Sorge um die unerläßlichste Nothdurft theilte, nie besessen. Alles, was unter den Crnagorcen auf diesem Gebiete versucht worden, steht ganz vereinzelt da und hat aus begreiflichen Gründen nicht vermocht, tiefere Wurzeln zu fassen. Die Lettern einer Druckerei, die einer ihrer Fürsten in Cetinje gegründet, mußten gelegentlich einmal zum Kugelgießen herhalten. Die chronikalen Aufzeichnungen, die sich hier und da in den Klöstern finden, harren noch der sichtenden Hand. Der kriegerische Stamm befindet sich daher ganz vorzugsweise noch immer auf jener Stufe der Cultur, auf welcher, wie wir oben erwähnten, die Aufgabe des Denkmals der mündlichen Ueberlieferung übertragen ist, und es hat ganz folgerichtig auch der Charakter wie die Bedeutung des montenegrinischen Volksliedes unter diesen Umständen ein wesentlich weiterer bleiben müssen, als selbst bei den andern Südslaven.

Es ist vor allem die lebendige, traditionelle Chronik des Volkes, deren Vermittler die überall willkommenen und gern gehörten Sänger sind. Kaum daß ein Kampf zu Ende gefochten, eine Begebenheit zum Abschluß gelangt ist, wird sie sofort zum Gegenstande des berichterstattenden Liedes, oft auch bloß der gesungenen, einfachen Berichterstattung. Die wandernden Rhapsoden, denen eine Fülle stereotyper Formen und Wendungen ihr Geschäft ungemein erleichtert, bemächtigen sich des Factums, und tragen die Kunde davon, mit genauem Eingehen in alle Details der Oertlichkeit und der Personen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und selbst bis weit hinaus zu den zerstreuten Stammverwandten in den türkischen Landen. Ihre Gesänge vertreten so gewissermaßen die Stelle der Zeitungen, und sind ebenso wie diese die Träger des Ruhmes oder der Schmach der bei einem Ereignisse Betheiligten. In ihnen mit Ehren genannt zu werden, gilt für eine Auszeichnung, für eine nationale Anerkennung, auf welche nicht nur die Familie sondern auch der ganze Stamm des Gepriesenen stolz ist. Ohne Lied gibt es für Niemanden eine Popularität, wird Niemand zum Volkshelden.

Aber es verbindet mit der Darstellung der Thatsachen auch noch seine politischen Zwecke. Es ist der Träger und zugleich der Leiter der öffentlichen Meinung, indem es ohne Unterlaß den Türkenhaß predigt und zum Kampfe für die Religion, für die Unabhängigkeit und in neuerer Zeit auch des serbischen Slaventhums anfeuert, und indem es, freilich nur zu oft in einer der gemeinhin gültigen Ansicht von Recht widerstrebenden Weise, die öffentliche Moral beeinflußt.

Ueber den Werth, welchen diesem gegenüber der Geschichtschreiber dereinst den historischen Volksliedern der Montenegriner, so weit sie der Vergessenheit entrissen werden sollten, wird beimessen dürfen, läßt sich nicht leicht aburtheilen. Unstreitig aber wenigstens ist ihr Werth als beredter Illustrationen zur Geschichte des Volkes, in dessen Anschauungen, Zustände und Leben sie einen tiefen, reichen Einblick gewähren, und dessen sprechender „Spiegel" sie sind, wie denn auch der Oheim und Vorgänger des Fürsten Danilo, der selbst poetisch begabte Wladyke Peter II., die von ihm veranstaltete und 1845 in Belgrad herausgegebene Sammlung der historischen Volkslieder seines Volkes „Ogledalo srbsko" nannte, aus der wir beispielsweise die nachfolgenden Stücke mittheilen.

Sämmtliche Lieder dieser Sammlung, die mit Ausnahme eines einzigen aus dem Anfange des XVI., nur die Zeit des vorigen und nicht ganz die Hälfte des laufenden Jahrhunderts umfassen, hat der Wladyke unmittelbar aus dem Munde der Sänger, wie sich diese zufällig im Kloster Cetinje bei ihm einfanden, niederschreiben lassen. Es sind ihrer nebst einem Nachtrage vom Jahre 1850, 63 an der Zahl, durchgehends größere epische Rhapsodien; und doch ist dies, wie der Wladyke bemerkt, nicht einmal der zehnte Theil des noch vorhandenen Schatzes. Ein einziges ausgenommen, welches einen, von den Montenegrinern im Jahre 1813 ausgeführten Ueberfall der Franzosen in den Bocche di Cataro zum Gegenstande hat, behandeln sie sämmtlich größere und kleinere Kämpfe mit den Türken. Der Wladyke merkt es als einen interessanten Zug an, daß die Crnagorcen eben nur von ihren Kämpfen mit dem Erbfeind der Christenheit singen, niemals aber von denen, die sie mit Christen, z. B. den Venetianern, zu bestehen gehabt, da es ihren religiösen Gefühlen widerstrebe, sich solcher Kämpfe zu rühmen, die ihnen als sündhaft und schmählich erschienen.

Das erste, das wir aus ihnen wählen, sei nun ein solches, in welchem die zerrütteten Verhältnisse und die traurige Verwirrung aller Rechtsbegriffe bei den Montenegrinern und das jämmerliche, schlaffe, ohnmächtige Regiment seitens der Türken sich am

ſchärfſten ausprägt. Es ſtammt aus dem zweiten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, da die Nahien der Brdi, welche erſt 1788 von der Pforte abfielen und ſich Montenegro anſchloſſen, noch zu Albanien gehörten, und hat zum Helden den bekannten Streifzugführer

Peter Boſchkowitſch.

Vor Dolſani oder Podgovitſa [1])
Fällt der Paſcha. An derſelben Stätte
Breitet er zur Stunde noch ſein Zelt aus,
Kreuzt die Beine unter'm ſchatt'gen Linnen,
Brennt den Tſchibuk an, den langgeröhrten,
Fertigt aus ein weißes Blatt, und ſchickt es
In den Gau der Bjelopawlitſchaner [2])
Nach Winitſchi, Rado dem Wojwoden:
„Merke dies, Wojwode von Winitſchi!
Daß Du eilends zu mir nach Dolſani
Kommſt, und mit Dir Deinen Bundesfreund bringſt,
Peter Boſchkowitſch, den Slatinſaner!
Nimm mein Wort auf Türkentreu' und Glauben,
Arges nichts ſoll hier ihm widerfahren!"

Da das Blatt erſehen der Wojwode,
Schreibt er ſelber gleich ein weißes Schreiben,
Sendet es nach Slatina dem Freunde:
„Bundesfreund, o Boſchkowitſche Peter,
Eile, daß einander wir begegnen!"

Peter aber, kaum daß er den Brief las,
Wirft behend ſich auf's gezäumte Braunroß,
Eilt hinnieder an der Zeta Ufer.

Ihm entgegen eilet der Wojwode,
Schließt ihn in die treuen Freundesarme,
Küßt ihn, führt ihn in ſein gaſtlich Wohnhaus.

„Was," frägt Peter hier, „o Freund, geſchah doch?"
Und des Paſchas Brief zeigt der Wojwode,
Sagt ihm Alles, was und wie's geſchehen.

Alſo aber ſpricht zu ihm drauf Peter:
„Dorthin, Freund, darf nimmer ich Dir folgen,
Unter's Aug' dem Paſcha nimmer treten!
Haſt Du dies vergeſſen? Omer's iſt das
Roß, des Dſchehaitſchen, das ich reite!
Nimmer lebend, Bruder, kehrt' ich heimwärts!"

„Fürchte nichts!" entgegnet der Wojwod' ihm.
„Läſſeſt Du zurück das Roß nur, Bruder,
— Denn wohl weiß ich's, Omer's iſt die Mähre,
Und des Paſchas liebſter Knecht iſt Omer! —
Arges nicht kann Dir dann widerfahren!
Denn ſein Treuwort gab mir ſo der Paſcha."

„Nun, ſo wag' ich's!" ſpricht zurück drauf Peter,
„Und will hingeh'n, Bundesbruder, mit Dir,
Fürcht' ich ſehr auch und beſorg' im Herzen,
Daß mein ſchmälich Ende ich dort finde!"

Drauf zu Roſſe ſchwangen ſich die Beiden,
Ritten durch der Bjelopawlitſchaner
Waldig Hochland bis vor Spuſch, die Veſte. [3])
Abſaß hier von ſeinem Roſſe Peter,
Ließ zurück es, ging zu Fuße weiter. —

Bald im Felde ſind ſie vor Dolſani.
An ſie treten hier des Paſcha's Diener,
Fordern von den Rajah Roß und Waffen. [1])
Willig abgibt Beides der Wojwode;
Peter aber ſpricht: „Mein Roß? Ich hab' keins!
Meine Waffen? Dieſe geb' ich nimmer!"
Und bewaffnet tritt er vor den Paſcha.

Um den Paſcha ringsumher im Zelte
Stand von Türken ein gedrängter Haufe;
Alle bis zur Erde tief ſich neigend,
Kreuzend an die Bruſt die beiden Arme,
Dem Gebieter Hand und Kleidſaum küſſend.
Aufrecht aber ſchritt der Boſchkowitſche
Vor ihn hin, küßt weder Hand noch Rock ihm,
Sitzt, gekreuzten Beins, zur Seit' ihm nieder.

Vortritt Omer Dſchehaitſch von Schabljak; [2])
Vor nun tritt er, küßt des Paſcha's Rockſaum,
Hebt, die Händ' erhebend, an zu jammern:
„Hilf, o Paſcha, Deiner Knechte treu'ſtem,
Hilf von Peter Boſchkowitſch, dem Frevler!
Meine beiden Brüder, weh, erſchlug er,
Reitet mir zum Spotte nun mein Roß auch!"

Gegen Peter, da er Solches höret,
Wendet ſich der Paſcha, alſo fragend:
„Iſt dem ſo? Sprich, Peter, treuer Diener!"

„Alſo iſt es, Paſcha und Gebieter;
Doch nicht ſchuldig wirſt Du mich drum finden!
Ohnlängſt in die Welt zwei Blinde ſandt' ich,
Daß ſie durch ihr Spiel das Volk erfreuen,
Durch ihr Lied der Helden Ruhm verkünden.
Als nach Schabljak ſie, der Veſte, kamen,
Fielen ſpottend über ſie die Türken
Und erſäuften ſie in der Moratſcha.
Meine Brüder rächten nun die Sänger,
Tödteten um ſie die Brüder Omers,
Nahmen ihm ſein Roß und brachten mir es.
Wiegen nun die beiden Brüder Omer's
Auch nicht auf die beiden blinden Sänger,
Nicht das Roß die klangesreichen Gusle: [3])
Dennoch will ich's als beglichen anſehn.
Omer aber, Herr, bin ich Nichts ſchuldig:" —

Vortritt Osman-Agitſch-Beg, der Türk', nun,
Aus der türk'ſchen Veſte Podgovitſa.
Er auch ringt die Hände, wehklagt alſo:
„Wehe! Wehe! Schaffe Recht, o Paſcha,
Deinem Knechte vor dem kjaur'ſchen Böſewicht!
Sieh, entführt hat er mein treues Weib mir,
Und zur Schmach mir iſt ſie ſeine Buhl' nun!"

Gegen Peter, da er ſolches höret,
Wendet fragend weiter ſich der Paſcha:
„Iſt dem ſo, mein Diener, mein getreuer?"

„Ja, es iſt ſo, Paſcha und Gebieter;
Keiner Schuld jedoch wirſt Du mich zeihen!
Eine Chriſtin war das Weib geboren,

---

[1]) Türkiſche Grenzfeſtung in Albanien, an der Moratſcha.

[2]) Eine der vier Brdi (Gebirgsdiſtricte), im Oſten der eigentlichen Crnagora, das iſt Montenegros.

[3]) Türkiſche Grenzfeſtung in Albanien am Zetafluſſe.

[1]) Bekanntlich widerſpricht es dem türkiſchen Stolze, daß in Gegenwart eines Moslim ein Chriſt reite oder Waffen trage.

[2]) Türkiſche Feſtung an der Einmündung der Moratſcha in den See von Skutari.

[3]) Das einſaitige, geigenartige Inſtrument, mit welchem die Sänger ihre Lieder begleiten. Ausführliches hierüber in meinen „Geſängen der Serben," Bd. I, Vorrede.

Ward geraubt und nahm den Türkenglauben.
Arg jedoch mißfiel ihr solcher Glaube;
Sie entfloh, sucht' bei mir Schutz, und fand ihn,
Ist nun Christin, wie sie's vor gewesen!"

Schwer ob Solchem wiegt sein Haupt der Pascha,
Und zusammen zieh'n sich seine Brauen.
Doch vor ihn, sieh', mit der dritten Klage,
Tritt der Türke Lisitschitsch, der Beg, schon!
Mit der Stirne wirft er sich zu Boden:
„Hilfe! Rache! Recht, Gebieter Pascha!
Meine beiden Söhn' erschlug das Scheusal,
Trieb mir aus der Hürd' fünfhundert Schafe!"

„Ist auch dem so?" frägt der Pascha finster.

„Ja, es ist so, Pascha und Gebieter,
Doch auch darum trifft mich kein Verschulden!
An den Türken selber liegt der Anlaß.
Auf dem ebenen Felde von Kopilje [1])
Dort erschlugen sie zuerst den Sohn mir;
Mehr werth war er, denn drei Eurer Bege!
Trieben fort dreihundert mir der Schafe;
Waren mehr werth, denn der Bege sechs sind!"

Der Schluß des Liedes erzählt nun die kühne Flucht Peter's aus dem Zelte des Pascha, der, müde der vielen Klagen, ihn sofort zu tödten gebietet, und schildert ausführlich die heldenmüthige Vertheidigung des Verfolgten, zu dessen Entsetzung fast die ganzen Brdi sich erheben. —

Die schwerste Heimsuchung, welche die Montenegriner von den Türken erfuhren, war unstreitig der große Kriegszug, den Selim III. gegen sie anordnete, um sich für den, Peter dem Großen in seinem Kriege mit der Pforte 1711 geleisteten Beistand, an ihnen zu rächen. Die erste Expedition, — auf sie wird im Beginne des folgenden Liedes angespielt, — endete mit einer furchtbaren Niederlage der Türken am Dreifaltigkeitstage des Jahres 1712. Nicht glücklicher war der Ausgang der zweiten, 1713. Erst im folgenden Jahre, wie es scheint, nicht ohne Einverständniß mit Venedig, gelang die beabsichtigte Züchtigung. Das folgende Lied berichtet über diese

Eroberung Montenegros durch den Vesir Duman Köprili.

(1714.)

Kund in Stambol wird's, in seinem Divan,
Auch dem Sultan, wie die Streitmacht umkam,
Die er jüngst entsendet zu verheeren
Das verhaßte Steinland Crnagora,
Das so viel des Kummers ihm bereitet,
Ihm so viel der Heere schon verschlungen,
Und er ruft Köprili, seinen Vesir:
„Höre mich, Köprili, Du mein Vesir!
Wozu war es nütz, daß ich mit hundert
Tausend Mann entsandt meinen Serasskier,
Meines Herzens schweres Leid zu rächen,
Das die Crnagoren mir bereitet,
Da sie in mein Land herniederfielen,
Beizusteh'n dem Moskovitersaren,
Als mit ihm ich kämpfte harte Fehde?
Sieh', nun kommt mir zu die Trauernachricht,
Schmälich sei mein Heer zu Schanden worden
Irgend dort in wüster Felsenwildniß, [1])
Aufgerieben von den Crnagoren,
Daß ein Bote kaum am Leben rückblieb!
Tief ob solchem Unglück beugt der Gram mich,
Raubt den Schlaf mir, läßt mich nicht genesen,
Eh' ich furchtbar nicht gerächt mein Kriegsheer.
Auf darum! Nimm neue hundert Tausend!
Nimm auch mehr noch! Nimm so viel Du selbst willst;
Klimm hinan die steile Crnagora!
Schleife Kirch' und Kloster von Cetinje,
Drin der Brief aus Rußland, [2]) uns zur Schande
Und zum Jammer, jubelnd ward begrüßet!
Seng' der Reih' nach um Dich her die Dörfer!
Tödte Klein wie Groß, was eben Mann ist,
Bring' gefangen nur die Weiber nieder!
Keinen Stein lass' liegen auf dem andern,
Keiner Kirche schone, keines Altars!
Rotte aus von Grund das böse Felsnest,
Mach's zur Wüste, das nur Schlangen brütet!"

Als die Worte der Vesir vernommen,
Stellt er auf ein unermeßlich Kriegsheer,
Hundert zwanzig Tausend stark an Anzahl,
Zieht damit heranwärts aus Albanien.

Nah' und näher rückt er stets den Grenzen,
Klimmt er auf zur steilen Crnagora.
Greis wie Knab', wer Waffen hat, der faßt sie,
Alles eilt an die bedrohten Grenzen,
Kämpfend ihm den Einbruch zu verwehren.
Doch vergebens des Gewalt'gen Andrang
Wirft sich die verwegne Schaar entgegen.
Weichen muß sie, muß es schau'n verzweifelnd,
Thatenlos die strammen Arme senkend,
Wie der Türk' emporklimmt aus der Tiefe,
Zwanzig Seiner gegen Einen Ihrer,
Zwanzig Säbel gegen einen Säbel,
Zwanzig Flinten gegen eine Flinte,
Und auch die des Blei's und Pulvers ledig!
Rückwärts in die dichten Waldgebirge,
Zu den nie betretnen Felsensteilen
Flieh'n die Unglückseligen, mit Steinen,
Baumesstämmen sich auch hier noch wehrend.

Rings im Kreis, so weit ein Auge schau'n kann,
Geht indeß in Flammen auf die Landschaft,
Bricht der Türke Kirchen ab und Klöster,
Reißt er Kreuze nieder und Altäre,
Und in Asche sinkt das Cetinjaner
Kloster, Ivan Crnojewitsch's Stiftung. [3])

Wohl war denen, die sich in die Steilen
Flüchteten, den Türken unerreichbar!
Schutz bei rauhem Fels ward ihrem Leben.
Weh jedoch den Aermsten, die den flieh'nden
Fuß hinnieder gen Cataro wandten
In's Gebiet des Dogen von Venedig.

[1]) Gegend im Gebirgsdistrict Piperi.

[1]) Im Jahre 1712, am Vlahinjaflusse, zwischen den Bergen Branja und Prschnik. Heute noch heißt die Stelle „Tsarev las," d. i. des Sultan's Holzschlag.

[2]) Die Aufforderung, die Peter der Große 1711 durch einen besondern Abgesandten an die Montenegriner ergehen ließ, sich gegen die Pforte zu erheben, und die der Gegenstand eines eigenen, höchst merkwürdigen Liedes ist.

[3]) Cetinje, die Wladykenresidenz, wurde 1485 von dem Fürsten Iwan Crnojewitsch gegründet, von den Türken aber zu wiederholten Malen verbrannt.

Hoffend in dem gläubig treuen Herzen:
Eingedenk der unzählbaren Dienste,
Die die Crnagorcen in den grimmen
Unzählbaren Fehden ihm geleistet,
Die er kämpfte mit dem Türkensultan
Und drin sie ihr Blut für ihn vergossen, —
Schirmen werd' er sie vor Türk'scher Unbill!
Arg hat ihr Vertrauen sie betrogen!
Ungehindert durch die ganzen Bocche,
Sein Gebiet, und durch das Land der Küste,
Ließ er rasen der Osmanen Mordlust,
Gab er preis die heimathlosen Flücht'gen
Der Verfolger nimmersattem Säbel,
Sah er zu, wie fortgeschleppt in's Joch ward,
Was, des Mordens satt, der Stahl verschonte.

Mit des Dogen eigenem Verstatten
Wandte drauf des blut'gen Säbels Schneide
Rückwärts durch Albanien der Vesir,
Und — nahm seinem lieben, treuen Freunde
Ganz Morea an dem salz'gen Meere; [1])
Dies zum Dank, zum Preis und zur Vergeltung
Für die Freundschaft, die er ihm bewiesen,
Da er ihm die Crnagorcen preis gab,
Ihn sie morden ließ in seinem Lande.
Hei, Verrath, wie weit ist deine Heimath!

Es brauchte lange, ehe die Montenegriner von dieser furchtbaren Niederlage sich erholten. Konnte die Pforte das Land auch nicht halten, so hatte sie doch die Genugthuung, es auf Jahre hinaus verwüstet und erschöpft zu haben. Die Folge davon war, sobald sie nur einigermaßen wieder zu sich gekommen, eine lange Reihe von Rachezügen seitens der Montenegriner, die mit der furchtbarsten Erbitterung und schaudererregender Grausamkeit geführt und von türkischer Seite ihnen ebenso erwiedert wurden. Ein grelles Bild der Verwilderung der Gemüther zu jener Zeit gibt das Lied von

Christinja Roganovitsch.

(1722.)

Einen Brief schreibt Ljubowitsch, der Bege,
Von der fernen Nevesinjer Ebne, [2])
Sendet ihn dem Pascha von Trebinje. [3])
Also zu ihm spricht er in dem Briefe:
„Denkst, o Hussein-Pascha, werther Oheim,
Denkst Du's, oder hast Du's schon vergessen,
Wie vor Jahren Köprili, der Vesir,
Zog verheerend durch die Crnagora?
An den Ufern der Sitnitsa [4]) damals,
Unterhalb Orahowo im Felde,
Schlug er nieder alle ihre Häupter;
Nichts als nackter Fels und blutgetränkte
Brandstatt blieb zurück nach ihm im Lande,
Wehklag, Darben, unermeßlich Elend.
Und nun sieh, wie schnell nach der Vernichtung,
Wieder sich, wie kühn erhob das Felsland!
Mir den Bruder tödteten sie gestern,
Mir den Bruder, Dir den Sohn der Schwester,
Da er in dem Bergwald von Somina [1])
Jagte, von der Diener Schaar umgeben!
Auf dem Thurm von Trnsina, der Veste, [2])
Kannst Du schau'n sein blutig Haupt nun prangen!
Welch ein Held war er! Du selber weißt es.
Bis zum Sultan gab's nicht seines Gleichen!
Auf darum, o arg beschimpfter Oheim!
Sammle Deine Schaaren, daß wir hinzieh'n,
Dieser Blutthat schnöden Hohn zu rächen,
Und vertilgt für ew'ge Zeiten werde
Die erlitt'ne Schmach von dieser Erde!
Doch allein soll dies uns nicht genügen;
Oheim, noch mit schlimmerer Beschimpfung
Zahlen heim wir den verübten Frevel!
Eine Frauen weiß ich in den Bergen,
Buk Roganowitsch, des Knesen, Ehfrau,
Gleich an Schöne des Gebirges Vilen,
Schlank, daß sie zwei Rosse überspränge.
Trefflich, Oheim, taugte Dir zur Buhlin,
Trefflich mir auch, Deinem Schwestersohn, sie!"

Da der Pascha diesen Brief gelesen,
Sprang empor sogleich er auf die Beine.
Noch zur Stund' erdröhnten seine Bomben,
Donnerten drei Tage und drei Nächte,
Bis ein mächtig Kriegsheer sich versammelt
Von Nikschitschi und von Korenitschi,
Von Trebinje und von Nevesinje,
Von Ljubinje und der Ebne Gatsko,
Dann von Kljutsch, von Ljubomir und Stolats,
Von der Veste Klobuk und von Mostar,
Und von Fotscha, und von Novipasar. [3])
Zwanzig Tausend Streiter, auserles'ne,
Stark stand auf dem Gatskofeld das Kriegsheer.
Brach dann auf und schlug die weißen Zelte
Auf der gras'gen Fläche bei Nikschitschi. —

Von des Bergwalds Höhen späht die Vila,
Schaut das Heer und hebt die leichten Schwingen,
Fliegt gen Tschevo, [4]) läßt daselbst sich nieder
Auf des wald'gen Lisats steilem Gipfel,
Ruft hernieder, ruft den Knesen [5]) Moisse.
Doch der Knes ist nicht in seinem Hofe.
Und es fragt Christinja sie, die Knesin:
„Was doch gibt es, Vila, Unheilkünd'rin?"

„Was es gebe?" spricht darauf die Vila.
„Mit dem Begler-Beg, dem Schwestersohne,
Stürzt der Pascha von Trebinje morgen
Sich auf Euer Trnsina, und zwanzig
Tausend Streiter, wohlgezählt, sind mit ihm!
Brechen will der Crnagora Schwing' er,
Trnsina, das unnahbare, schleifen.
Sprich, wo weilet Moisse Dir, der Knese,
Daß um sich er schaar' die Crnagorcen,
Kampfbereit den Gegner zu empfangen?"

„Weil' er, wo er weilt!" spricht drauf die Frauen,
„Doch wo fänd' er tapf're Crnagorcen?

---

[1]) 1715.
[2]) In der Herzegowina.
[3]) Türkische Veste in der Hezegowina.
[4]) Ein kleiner Fluß, der sich in die Moratscha ergießt.

[1]) Gebirge in der Herzegowina.
[2]) Grenzort gegen die Herzegowina, in der Nahia Katunska; zu wiederholten Malen der Schauplatz blutiger Kämpfe.
[3]) Sämmtlich Orte und Vesten in der Herzegowina mit Ausnahme des Gatskofeldes, einer Ebene daselbst.
[4]) Montenegrinisches Dorf in der Nahia Katunska.
[5]) Stammeshaupt, Gemeindeoberer.

Sind ſie nicht im Kampfe all' gefallen
Unter'm Schwerte Köprili, des Veſirs?
Wo es einen gab der Kriegeshäupter,
Zahlt' er mit dem Tod nicht ſeinen Glauben
Auf der Wahlſtatt am Sinitſa-Strome?
Wo es einen Helden gab im Lande,
Starb er unter'm Huf nicht türk'ſcher Roſſe?
Kinder nur, unſel'ge, ſchwache Mädchen,
Schwerbetrübte Wittwen hat das Land noch,
Klageweiber, ach, doch keine Kämpfer!"

Zu der Vila ſprach noch ſo die Frauen,
Sieh', da kam der Knes zu ſeinem Hofe!
Um ſich ſchaart ſogleich er die Tſchevaner,
Spricht zu ihnen, was und wie jetzt Noth thu',
Führt ſie nach der Ebne von Papratnja, [1])
Sendet eilends Boten in die Gaue;
Einen Buk von Jabuke, dem Freunde:
„Auf, o Bruder! Auf mit den Genoſſen!
Trnjina bedräuen uns die Türken, —
Auf denn, und herbei zu neuem Kampfe!"
Einen zweiten Militſch, dem Wojwoden:
„Auf die Beine, wackrer Recke! Sammle
Deine Bjelitſaner und Tſudſaner [2]),
Daß wir einmal all' das Elend rächen,
Das von türk'ſchem Blutdurſt wir erfuhren,
Und Dir Gott vergönne, der Vergelter,
Deiner Brüder frühen Tod zu rächen,
Deiner neun, — gleich jenen Jugowitſchen, [3]) —
Die der Türken Säbel bei der heil'gen
Petka weißem Kirchlein Dir getödtet,
Draus ſie kampflos nimmer wollten weichen.
Es nicht eh'r den ſchänderiſchen Händen
Laſſend, bis des Letzten Blut verſtrömt war!" —

Kaum, daß kund der Aufruf ward von Tſchevo,
Da ſprang auf der jungen Crnagorcen,
Wo nur Einer war, und flog dem Kneſen
Zu mit ſeiner Waffe. Tauſend Flinten
Stoßen ihrer zu ihm All' in Allem.
Vor Papratnja bringen ſie die Nacht zu.
Doch noch in der Nacht, im tiefen Dunkel,
Eh' im Oſt die erſte Dämmrung aufglomm,
Fielen ſie vor Trnjina in's Blachfeld,
Warfen Brand in's ſchlummertrunkene Lager.
Taumelnd aus den hell aufloh'nden Zelten
Stürzt hervor der Türken ganzes Kriegsheer;
Doch zum Kampfe nicht, nur in Verwirrung
Mit des Lebens nacktem Gut zu fliehen.
Wenig läßt die Gluth zurück an Beute:
Eines Widders blutig Vließ, zwei Löffel,
Einen Hahn und Rogan's blinden Klepper!
Reicher aber denn die reichſte Beute
Lohnt das Kriegsglück die Verfolger heute.
Bis hinan zum Preſjekaner Hochfeld
Drängen ſie im Sturme die Entſetzten.
Aufflammt da ein Crnagoriſch Rohr,
— Buk's iſt es von Jabuke, des Falken, —
Und getroffen ſinkt zur ſchwarzen Erde
Murtſchitſch-Dſuk, der türk'ſche Buljuk-Baſchi.
Zum Verderben ſinket er den Seinen!

Denn vom Hochfeld bis hinab zum Thalgrund
Oberhalb der Hügel von Prentina
Fallen ihrer an vierhundert Köpfe,
Und wol zweimal mehr noch von dem Thalgrund
Anwärts zu den waldbeſetzten Hügeln.
Doch noch auf den Hügeln ruft Held Janko:
„Linkshin, Brüder! Immer nach den Flieh'nden,
Daß für meines greiſen Vaters Leben
Auch kein Einz'ger ihrer mir entgehe!"
Und nach linkshin folgen ſie den Flücht'gen,
Drängen ſie hinan des Kokot Steile,
Die des Falken Fittig überſchwingt kaum,
Eines Menſchen Fuß nie überſtiegen.
Furchtbar iſt zu ſchau'n hier das Gemetzel,
Grauenhaft der blut'ge Türkenjammer!
Müd' des Tödtens werden nicht die Arme,
Bis am Fels verſtummt der letzte Wehruf.
Von Gefangnen vierundſiebzig führen
Heimwärts nur die Crnagor'ſchen Sieger,
Lauter Angeſehne, Bege, Agas;
Unter ihnen Huſſein-Paſcha voran
Mit dem Begen, ſeinem Schweſterſohne.
Hand an Hand gekettet die Gefang'nen
Führen ſie, gewiß des reichen Löſ'gelds.

Doch, da ſie vor Tſchevo's Mauern kommen,
Sieh', da tritt heraus der Klageweiber
Lange Schaar, Chriſtinja an der Spitze!
Da den Zug ſie der Gefangnen nah'n ſieht
Und den Begen Ljubowitſch erkennet,
Ruft ſie aus, vergießend heiße Thränen:
„Warum dieſen bringt Ihr mir am Leben?
Iſt genug nicht, daß aus meinem Hofe
Mit gewalt'ger Hand er mich geriſſen,
Fortgeſchleift vom Gatten, von den Kindern,
Als verwüſtend Köprili, der Veſir,
Zog durch unſre ſtein'ge Crnagora?
Nicht genug, daß er als niedre Sclavin
Mich ein Jahr lang hielt in ſchnöder Knechtſchaft?
Soll ich ſchau'n noch, daß für ſchmählich Löſ'geld
Frei er heimzieh', neuen Schimpf mir ſinnend?
Gebt ein Schwert mir, daß ich ſelbſt mich räche,
Da zu rächen Ihr mich habt vergeſſen!"
Und vom Gurt des Nikolitſchen Thomas
Reißt das Schwert ſie, ſchwingt es durch die Lüfte,
Und von Weiberhand entſinkt das Haupt ihm,
Der Entehrung zugedacht dem Weibe.
Nun auch ſanken ſeiner Freunde Häupter:
Huſſein's für die Kirche auf Cetinje,
Die verwüſtet Köprili, der Veſir; —
Djengitſch-Aga's für den Bruder Militſch's, —
Muritſch-Suf's für Buk, den Manduſchitſchen, —
Suleiman's des Hodſcha, des Fotſchaners,
Für den Klepper, den einäug'gen, Rogan's, —
Und noch manches andern Begs und Agas
Für der edlen Crnagorcen Manchen,
Der dem Schwerte Köprili's erlegen,
Und für manches Roß, das er entführte.
Ungleich war die Abrechnung, die blut'ge,
— Zehn für Einen wurden hier gerechnet, —
Ungleich zwar, doch lang' nicht ausgeglichen! —

Zu den beliebteſten Liedern gehören die aus dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, die den Abfall der Brdi von der Pforte und die glückliche Abwehr der Anſtrengungen zum Gegenſtande haben, welche zu deren Rückeroberung türkiſcherſeits gemacht wurden, z. B. der wiederholten Ein-

---

[1]) Die Ruinen eines Kloſters in Bosnien unweit Zwornik.

[2]) Montenegriniſche Stämme in der Nahia Katunſka.

[3]) Der greiſe Jug Bogdan und ſeine neun Söhne, die Jugowitſche, gehörten mit zu dem Heldenkreiſe des letzten Serbenfürſten Lazar, der 1389 auf Koſovo fiel.

fälle der Türken in Piperi, Bjelopawlitschi, in der obern und in der untern Moratscha. Ein furchtbarer Feind aus diesem Anlasse war den Montenegrinern in Mahmud-Pascha von Albanien erwachsen, der, gleich seinem Zeitgenossen, dem herrschsüchtigen und grausamen Ali-Pascha von Janina, lange Zeit mit dem Plane umging, sich zum selbständigen Herrscher seines Paschalüks aufzuwerfen, das er durch Montenegro und ein Stück Dalmatien zu vergrößern gedachte. Der Abfall der Brdi war ihm ein willkommener Vorwand zur Verwirklichung dieser seiner Absicht. Zu wiederholten Malen seit 1789 bekriegte er Montenegro, bis er in dessen Schluchten endlich seinen Tod fand. Von seinem letzten Feldzuge singen die nachfolgenden Lieder.

Die Schlacht am Berge Visotschina.

(1796, 11. Juli a. St.)

Zur Versammlung bietet Mahmud Vesir
Auf nach Skadar am Bojanastrome [1])
All' die auserles'nen Türkenobern;
Zur Berathung lädt in seinen Divan
Er die Herrn, und spricht zu ihnen also:
„Diesmal oder nie, Ihr meine Helden,
Muß die Crnagora uns erliegen
Und mit ihr das ganze Land der Küste,
Bis hinab zur Veste von Ragusa,
Wie dies schon seit langem unsre Sehnsucht!
Günstig ist die Stunde: In den Wässern
Von Cataro liegt kein fürstlich Kriegsschiff;
Ausgezogen ist des Küstenlandes
Ganze Wehrkraft nach Italiens Ebnen,
All' zum Schutz Venedigs vor den Franken, [2])
Unsern Freunden, die uns beistehn werden,
Wie sie dies erst jüngsthin uns verheißen,
Da mit ihnen wir der Rücksprach' pflogen;
Zwietracht ferner herrscht in Crnagora,
Daß sie nicht zur Abwehr sich kann einen, [3])
Und der Freunde manchen zähl' ich oben,
Der für Gold sich gerne mir zeigt dienstbar,
Und willfährig jeglichem Begehren.
Eines nur, o Freunde, möcht ich sorgen:
Daß auf alle Wege der Brdjaner
Todestrotz'ge Haufen sich gelagert,
Sie mir sperrend, daß ich nicht Albaniens,
Nicht Herzegowina's Volk kann sammeln!
Will deshalb ein Heer zuerst entsenden,
Daß es die Brdjaner mir bezwinge,
Groß wie Klein fort in die Knechtschaft treibe,
Und das Land mit Feuersbrunst verwüste.
Selber dann mein Lager will ich schlagen
Bei Nikschitschi, und zum großen Angriff
Meine Heermacht nach drei Seiten theilen:
Ueber Novi, daß sodann die Einen,
Durch die Crnagora selbst die Andern
Niederdrängen an die Meeresküste,
Unterdeß auf schlankem Kiel die Dritten
An den Küsten Blei und Pulver landen,
Bomben und Karthaunen und was sonst Noth.
Meinen Bruder Ibrahim dann will ich
Setzen über Novi, daß er kund thu'
Und an ihm erkennen die Lateiner,
Was das wiege: „Mahmud-Pascha's Säbel;"
Mehmed aber, meiner Söhne jüngsten,
In Ragusa, daß er dort gebiete,
Aller Welt verkünde meinen Namen!"

Also sprach er, schrieb ein weißes Blatt dann,
Sandt' es durch's Gebirge nach Cetinje
In die Hände Peter's, des Wladyken.
Also in dem weißen Blatte schrieb er:
„Peter Petrowitsch, Freund und Wladyke!
Wohl dies weißt Du, hast's auch nicht vergessen,
Wie, seit sie bestehn, der Brdi Nahien [1])
Meinen Vordern dienstbar stets gewesen.
Doch nun sieh'! In trotziger Empörung
Werfen ab sie jeglichen Gehorsam,
Weigern alle Steuer, jede Abgab',
Zahlen nicht dem Sultan seinen Haratsch, [2])
Sondern überzieh'n mit blut'ger Fehde
Mir die Gau'n, verwüsten Höf' und Häuser,
Treiben d'raus die Rosse fort und Rinder,
Plündern Hürden, schlagen todt die Männer,
Und entführen frech die schönsten Weiber.
Aufgeboten hab' darum ein Heer ich,
Ausgerüstet es mit Feuerschlünden,
Daß es die abtrünn'gen Piperaner
Züchtige und die Bjelopawlitschaner,
Ihrem Herrn auf's Neu' sie unterwerfe.
So Du willst nun, daß wir Freunde bleiben,
Wolle ihnen Beistand nicht gewähren,
Schutz in Deinen Bergen nicht und Zuflucht.
Weis sie ab, sonst ist Dir Krieg verkündet!"

Da das Blatt gelesen der Wladyke,
Quollen heiße Thränen ihm vom Auge.
Von dem Aug' doch trocknet er die Thränen,
Sendet durch die Gaue seine Diener,
Ruft die Crnagora zur Versammlung,
Zu berathen mit ihr, was zu thun nun,
Und also in der Versammlung spricht er:
„Crnagorcen, theure, liebe Brüder,
Wieder ward uns unversehen Drangsal!
Seht, mit neuem Krieg droht Mahmud-Pascha!
Er, der erst die arme Crnagora
Heimgesucht vor Kurzem, und mein Kloster,
Während ich im fernen Rußland weilte,
Mir gelegt in Asche sammt der Kirche, [3]) —
Eure Zwietracht schau'nd faßt neuen Muth er,
Fordert der Brdjaner Unterwerfung!
So auch Euch Gott Hülfe nie versage,
Auf mit mir, vielwackre Crnagorcen!
Auf! laßt uns den Brüdern zieh'n zu Hülfe!
Daß an uns zu Schanden werde Mahmud!"

Da dies Wort die Crnagorcen hören,
Schwören insgesammt sie dem Wladyken:
„Nimmermehr verlassen die Brdjaner,
Treu und einig steh'n wir bei den Brüdern!"

---

[1]) Skutari.

[2]) Feldzug der Franzosen vom selben Jahre in Italien unter Napoleon Bonaparte.

[3]) Unter dem Wladyken Peter II. standen einander namentlich die russische und die österreichische Partei im Lande gegenüber.

[1]) D. i. Distrikt.

[2]) D. i. die von den Christen zu zahlende Kopfsteuer.

[3]) 1785.

So auch deß verſah ſich der Wladyke,
Und, da er die Einmuth ſchaut der Seinen,
Gibt dem Veſir dieſes er zur Antwort:
„Was Du mir, o Mahmud-Veſir, ſchreibeſt,
Daß ich ja nicht den Brdjanern helfe, —
Nimmer dies geſtattet mir mein Glaube!
Du auch weißt, und haſt's wohl nicht vergeſſen,
Wie Du, der gegeb'nen Treu zuwider,
Während ich in fernem Lande weilte,
Meine Crnagora überfallen,
Kloſter mir und Kirche warfſt in Trümmer!
Nicht vernarbt noch ſind die ſchlimmen Wunden,
Die Du damals ſchlugſt der Crnagora!
Laſſ' darum, laſſ' von den armen Brdi!
Reiß' nicht auf noch unverharrſchte Wunden,
Daß Du nicht ein Neſt von Drachen aufſtörſt!"

Mit dem Haupt nicht nickt ob Solchem Mahmud.
Seine Schaaren ſammelt und erhebt er,
Fällt mit ihnen nieder vor Doljani,
Spannet aus hier ſeine weißen Zelte,
Schlägt ein mächtig Lager auf der Ebne.

Der Wladyke auf den ſteilen Höh'n der
Vertiſelka [1]) löſ't auch die Kanonen,
Sendet Briefe an des Landes Häupter,
Heißt ſie eilends ſammeln ihre Schaaren.
Um ſich ſelber ſammelt er die Nächſten,
— Hundertfunfzig wackre Cetinjaner, —
Führt ſie zu den Bjelopawlitſchanern.

Da der Ruf durchſcholl die Crnagora,
Wem es doch zu ſchauen da vergönnt war,
Wie die Muth'gen ſprangen auf die Beine!
Wie ſie raſch die ſchlanken Rohre faßten,
Von den Müttern, von den Weibern ſchieden,
Im Gebirg' ſelbſt von der Heerd' die Hirten!
Wie mit Haſt ſie durch die Klüfte rannten,
Des Wladyken kleines Häuflein mehrend!

Aufhub Mahmud-Veſir jetzt ſein Lager,
Schlug es an des Berges Viſotſchina [2])
Abhang auf, der Veſte Spuſch genüber.
Aufbrach der Wladyk auch mit den Seinen,
Ueberſchritt der Zeta kühl Gewäſſer,
Schlug am Saum der Slatina [3]) ſein Zelt auf.
Zwanzigtauſend Streiter zählt der Veſir,
Kaum dreitauſend zählet der Wladyke.
Jeder aber von den Seinen gleichet
Einem grimmen Wolfe des Gebirges,
Jeder ſeiner kriegserfahr'nen Führer
Einem kühnen Aar des Felſenhorſtes,
Jeder ſeiner flinken Fahnenträger
Einem Falken, der die Luft durchſchwinget.

Einen Aufruf läßt in ſeinem Lager
Mahmud-Veſir nun ergeh'n, des Inhalts:
„Wer mir bringt lebendig den Wladyken,
Dem zu eigen ſei die Ebne Zeta [4])
Und darinnen die drei weißen Städte,
Und dazu noch drei Saumlaſten Reichthums!"

Vor ihn hin auch treten Serdarowitſch-
Jakub-Aga und Kokotli-Mehmed,
Sprechend: „Herr wir bringen ihn lebendig!"
Nur vergaßen Eines ſie zu ſprechen:
„So es Gott will!" Gott jedoch wollt' nicht es!

Einen Aufruf läßt ergeh'n im Lager
Der Wladyk auch; ſchaart um ſich die Seinen
Vor der weißen Kirche des Erzengels,
Segnet ſie und ſpricht zu ihnen alſo:
„Seid an Muthe gleich dem Königsſohne [1])
Und an Kraft gleich Janko von Sibinje!
Faßt auf einmal Alle Eure Meſſer,
Kreuzt Euch mit des Kreuzes heil'gem Zeichen,
Gott dem Herrn empfehlend Eure Seele,
Und beherzt ſo werft Euch auf die Türken!
Mit Euch dann wird ſein des Herren Beiſtand
Und der Sieg gelegt in Eure Hände!"

Weiſe darauf ordnet nach den Stämmen
Er die Männer und nach den Geſchlechtern,
Stellt erfahr'ne Krieger vor die Reihen,
Die mit Ungeduld des Kampf's begehren,
Dringend, mit den Türken ſich zu meſſen.

Donnerstags ſo ordnet er die Schaaren,
Freitags d'rauf, am elften Tag des Heumonds,
Hub die Feldſchlacht an am frühen Morgen.
Dunkel lag noch über den Gefilden.
Durch das Dunkel wie die Rohre blitzten, —
Brüder, wenn Ihr's ſaht, es ſprach wohl Keiner,
Eine Feldſchlacht ſei dies, die man ſchlage;
Nein! des jüngſten Tages Ausbruch ſelber!
Sechs Entſetzensſtunden heißen Kampfes
Auf der Wahlſtatt ſelbſt, wie rings um ſie her,
Währeten des Blutvergießens Gräuel
Ohn' Entſcheidung. Als jedoch die Sonne
Erſt empor war an dem Morgenhimmel,
Da begann der Türken Heer zu wanken.
Da dies ſchau'n die jungen Crnagorcen,
Jubeln ſie laut auf und rufen Gott an,
Kreuzen ſich noch einmal mit dem Kreuze,
Feuern ab auf einmal die Gewehre,
Zücken All' zugleich die Flammenmeſſer,
Werfen ſich mit Siegruf auf die Türken,
Sie zerſprengend und vor ſich her drängend.
Grau'nhaft um die Martinitſcher Mühle
War zumeiſt das Metzeln und das Fallen,
Ohne Maß der Türken Niederlage.
Hier war's, da in's Schwert ſie fliehend rannten
Boſchkowitſch Mihailo, dem Serdaren;
Hier, allwo des Krieges heller Glücksſtern
Sava Petrowitſch, den jungen Helden,
Des Wladyken jüngern Bruder, treffen
Ließ im Kriegslärm auf Kokotli Mehmed.
An den Kehlen faſſen ſich die Beiden,
Hin und her lang' ohn' Entſcheidung ringend,
Bis dem jungen Sava Gott und Kampfglück
Gaben, daß ihm Mehmed ſinkt zu Füßen,
Und das ſtolze Haupt er ihm zertrümmert.
Hier auch war's, wo Bego, des Wojwoden
Sohn, ſo viele Türken ſchlug zur Erde,
Daß man deren Zahl nicht weiß. Bedeckt ganz
War er ſchon von Blut, da wirft das Kriegsglück
Serdarowitſch-Jakub ihm, den Aga,
Mahmud-Veſirs Rechte, in den Weg noch.
Kaum einander ſchau'n ſie, und im grimmen

---

[1]) D. i. Schwindelhöhe, Bergſpitze in der Crnagora.

[2]) Anhöhe zwiſchen dem Crnagoriſchen Stamme Martinitſchi und der türkiſchen Veſte Spuſch.

[3]) Nebenflüßchen der Zeta.

[4]) Das Uferland des Zetafluſſes, das bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu Montenegno gehört hatte.

[1]) Marko Kraljewitſch, der Sohn des Serbenkönigs Wukaſchin, des Uſurpators der ſerbiſchen Krone nach Peter Duchan's Tode (1350), iſt den Südſlaven das Vorbild des Heldenthums. Ausführliches in meinen „Südſlaviſchen Wanderungen."

Kampfe ringen Beide mit einander.
Doch der Aga auch erliegt dem Starken
Und auch sein Haupt fällt dem Schwert des Helden!

Nie in einem Kampfe noch gefallen
Waren so viel Türken, wie in diesem! [1])
Von Brdjanern und von Crnagorcen
Fielen achtzehn ihrer nur in Allem,
Doch darunter drei der besten Helden:
Kertsun Savov von den Bjelitsanern,
Stanko, der Barjaktar [2]) von Ljubotin,
Bego, des Wojwoden Sohn von Brdi.
Sie wohl starben, — doch nicht ihre Namen!
Wie sie Mahmud, den Vesir, bezwungen,
Künden werden's ewig Sängerzungen,
Und vergessen wird der Ruhm auf Erden,
Den sie sich und uns erkämpft, nie werden.
Spende ihnen Gott des Himmels Frieden!
Fried' auch sei uns Lebenden beschieden,
Daß das Antlitz Peter's leucht' im Lande
Gleich der Frühlingssonn' im Mittagsstande!

Mahmud-Vesirs Untergang.

(1796; 22. September a. St.)

Mahmud-Vesir, seit im grausen Kampfe
Mit den Crnagorcen und Brdjanern
Eingebüßt er seine beste Kriegsmacht,
Geht umher in düstren Gram versunken.
Weder schläft er, noch ein Wörtlein spricht er,
Betet nicht und wäscht sich nicht die Hände,
Sinnt nur Rache Peter, dem Wladyken,
Um der Krieger ungemess'ne Anzahl,
Die ihm todt geblieben auf der Wahlstatt,
Um die vielen Agas und die Bege,
Kriegsberühmten Delis und Kulugli's,
Um die Ehr', die er an ihn verloren.

Sieben Tag' in Schweigen so verharrt er,
Fährt empor, schlägt mit der Hand an's Knie sich,
Spricht sodann die Worte zu sich selber:
„Weh', Allah! Weh' dreimal! Was doch that ich,
Und an wen verspielt' ich meine Ehre?
Doch — noch lieg' ich ganz ja nicht darnieder!
Ist nicht Geld genug in meinen Beuteln?
Gibt's nicht Krämer in der Crnagora
Auch, goldgier'ge Seelen, die zu Allem
Feil sind, und für Gold mir gern zu Willen?
Auf! Die sollen mir das Nest verrathen,
Und verwüsten will ich's bis zur Küste,
Bis hinab zum felsigen Ragusa!
Wider mich — was kann dann der Wladyke?"

Boten auch gleich sendet er, und bietet
Kriegsvolk auf aus allen Gau'n und Landen:
Albanesen bis vom fernen Epir,
Herzegovcen bis von Bosniens Marken;
Ruft zu Hülfe, wo er einen Freund weiß:
Ahmed-Mahmud-Begowitsch, den Pascha
Von Dukadschin und vom felsigen Raccien [3]),
Und den Beg von Kavaj [4]), seinen Vetter.

Auch verheißt den Tosken [1]) guten Sold er:
Einen Thaler blank jedwedem Mann an
Jedem Schlachttag, eines Thalers Hälfte
An den Tagen, da es keinen Kampf gibt,
Ueberdies die Zehrung und Geschenke
Und was sie erbeuten und erplündern,
Alles ohne Abzug und Verkürzung. —

Dreißigtausend sammelt er an Fußvolk
So und Reitern, auserles'ne Streiter,
Ungezählt die Streitschaar, die er ausschickt
An die Grenze wider die Brdjaner
Und die Crnagora nach vier Seiten,
Zu verwehren ihnen die Verein'gung
Und sie einzeln sich'rer zu bewält'gen;
Macht sodann sich auf und schlägt sein Lager
Bei Doljani ober Podgoritsa,
Spannt hier aus sein Vesirzelt, sein grünes.

Da jedoch die Türken bald gewahren
Unfern, ihrem eig'nen gegenüber,
Auch die beiden Crnagor'schen Lager,
— Auf dem eb'nen Triftengrund beim Wolfsbrunn,
Unterhalb von Sadjewats das eine,
Auf dem gras'gen Kruskahang das zweite, —
Faßt ein heimlich Grau'n sie bei dem Anblick,
Schweres Bangen vor dem Tag der Feldschlacht,
Und bekümmert schau't umher der Vesir.

Aber, — wer auch sah die jungen Recken
Und den Jubel hört' in beiden Lagern,
Wie sie sangen und vor Freuden sprangen,
Mannigfachen Scherz und Kurzweil trieben,
Sich an Spielen jeder Art ergötzten,
Jeden Tag mit Ungeduld begehrend
Auf der Türken Lager sich zu stürzen!
Und wer sah die Crnagor'schen Frauen,
Wie sie mit Gesang und Freudejauchzen
Speis' und Trank den muntern Helden brachten!
Keiner spräche, Frauen seien dieses,
Nicht an Herzen und auch nicht von Ansehn,
Sondern Heldinnen an feur'gem Muthe
Und von Ansehn des Gebirg's Haiducken; —
Nur daß sie die Rohre noch ergriffen,
Mit den Türken kühnen Streit begannen!

Fünfzehn Tag' einander gegenüber
Standen Crnagorcen so und Türken.
Da mit einem Mal erscholl die Kunde,
Mahmud-Vesir werde sich erheben,
Und das Lager auf dem Kruskaabhang
Denk' er zu berennen. Der Wladyke,
Da er's hörte, rief die Kriegesobern
Zu sich in sein Zelt, und hielt Berathung.
In drei Haufen theilt' er dann die Männer,
Setzte wackre Führer vor die Haufen,
Lauter Auserles'ne, Kriegeskund'ge,
Die mit Gier der Stund' des Kampfes harrten,
Trat dann selber in der Krieger Mitte,
Betete zu Gott erst, gab den Segen,
Sprach dann zu den Kriegern diese Worte:
„Crnagorcen, theure, liebe Brüder!
Nun dreihundert Jahre sind es eben,
Seit gekämpfet unsre großen Vordern,
Seit gekämpft sie und ihr Blut vergossen
Um des Glaubens, um der Freiheit willen,
Daß sie nicht in türk'sche Knechtschaft sänken,
Ihrer Freiheit kostbar Gut bewahrten.

---

[1]) Ihre Anzahl wird auf 3000—4000 angegeben. Mahmud selbst wurde von Radowan Stakow, dem Piperaner, verwundet.

[2]) Neben dem Knesen Oberhaupt eines Stammes; wörtlich: Fahnenträger.

[3]) Ehemals türkische Gebiete im Süden des heutigen Fürstenthums Serbien.

[4]) Kleine Festung in Albanien.

[1]) So heißen auch die Arnauten im südöstlichen Albanien.

Geht und hört, wie nun die Türken ſprechen,
Wie ſie um des Unglückstags Euch ſchmähen,
Da auf Koſovo der Brankowitſche
Seinen Herrn verrieth, und ſchlug in Trümmer
Unſers Reiches Macht für alle Zeiten! [1])
Geht und höret, wie ſich Mahmud brüſtet,
Seit er jüngſthin unſre Crnagora
Heimgeſucht, auf unſern Zwieſpalt bauend!
Kennte nicht der Türke unſre Berge,
Nimmer griff' er ſo an unſer Herz uns,
Nimmer wagte Mahmud ſich zu rühmen,
Ueberſchreitend unſre Crnagora,
Woll' ſein Roß er tränken an dem Meere,
Doch nicht eh'r, als bis er uns in's Joch ſchlug!
Nimmer wagt' er Solches auch zu ſprechen:
Nicht des Schwert's, des Goldes nur bedürf' es,
Daß uns ſeines Roſſes Huf zertrete!
Sprecht! Gibt's ſchlimm're Wunde wohl, als die iſt,
Die in's Herz mit glühendem Geſchoß dringt?
Dennoch iſt ſie nimmermehr ſo ſchmerzlich,
Traf ſie auch des Helden Herz zu Tode,
Schlimmer auch kein Weh ſonſt, keine Drangſal,
Als wie dieſe Schmach, wie dieſe Beugung!
Falkenhorſt, ſo nennt die graue Kunde
Unſre Crnagora bis zur Stunde,
D'rin in Freiheit kühne Falken leben,
Und davor ringsum die Nattern beben.
Wohl darum bedenkt, wer Eure Väter,
Weſſen Blut's Ihr ſeid und welchen Stammes,
Welchen Namens, ruhmbedeckt von jeher,
Und ſeid gleich an Muthe jenem Marko,
Und an Kraft der Rechten jenem Janko!
Bittet Gott und kreuzt Euch mit dem Kreuze,
Daß, wie Dieſen, er auch Euch ein Hort ſei,
Und Euch beiſteh', ſtark Euch zu bewähren!
Nicht gedenken will ich erſt der Thaten
Frührer Zeit all', die an unzählbaren
Stätten Eurer Väter Ruhm verkünden;
Nicht erinnern Euch, wie des Seraskiers
Rieſ'ger Uebermacht ſie ſich erwehret,
Ihren Stolz Euch laſſend zum Vermächtniß; [2])
Nicht, wie zwiſchen Kruta und Rovine
Sie bei Trnjina zu zweien Malen,
Später auch auf's Haupt den Feind geſchlagen; [3])
Nicht, wie ſie dreihundert beſte Türken,
Die ſie lebend fingen, frei nicht anders
Heimwärts ließen zieh'n, als gegen — Säue;
Nicht, wie ſie ein zweites Mal nach Tſchevo
Aus der Schlacht heimführten ſiebzig Agas
Und ſtatt Löſ'geld's ihre Köpfe nahmen:
Eurer eig'nen Thaten nur gedenket,
Die Ihr den Tſchaja ſchlugt, [4]) — von Bosnien
Wie auch von Rumelien die Veſire, [5]) —
Mehmed d'rauf, von Skutari den Paſcha,
Und wie ſelbſt mit Ruhm Ihr Euch bedeckt ſchon!
Und ſo wird es Gott der Herr dann wenden,
Daß an Euch auch Mahmud's Stolz wird enden!"

Als die Crnagorcen dies vernahmen,
Schlug' vor Freud' und glühn'der Kampfesſehnſucht
Jeglich Herz hoch auf. Die Barjaktaren
Rollten auseinander ihre Fahnen,
Und die Führer ordneten die Reihen,
Stamm zu Stamm, zu kluger Kampfbereitſchaft.

Tag's darauf, noch vor der Sonne Aufgang,
Bei der Morgenröthe erſtem Schimmern,
Hob empor ſich Mahmud-Veſir-Paſcha,
Ordnete der Breite nach ſein Kriegsheer.
Von des Hügels Viſotſchina Abhang
Bis Komani und Drahovitſa
Stand es da, drei volle Wegesſtunden
Dreißigtauſend wider kaum ſechstauſend.
Hin und her lang auf dem grünen Plane
Jagten blitzend die entflammten Rohre.
Mittags endlich, da die Sonne hoch ſtand,
Riefen einmal noch die Crnagorcen
Auf zu Gott, entluden ihre Rohre,
Warfen all' zugleich ſich auf die Türken,
Drängten hier zurück ſie, hieben ein dort,
Einer ſtets ermuthigend den Andern,
Nun die böſe Drangſal all' zu rächen,
Die ſeit lang von Mahmud ſie erfahren.
Jetzt, wenn Ihr, o Brüder, ſie geſehen,
Dieſe wilden Crnagor'ſchen Falken!
Wahrlich, Marko's Herzens waren Alle,
Janko's des Woiwoden, ſtarken Armes!
Hui, wie ſie der Türken Heer verwirrten,
Auseinander fegten ihre Haufen,
Wölfen gleich, die durch die Hürde ſauſen!
Doch nur Dir, o Gott, gebührt die Ehre!
Wo nun war des großen Mahmud Brüſten?
Stark und ſtolz noch war zu ſchau'n er geſtern,
Flog umher auf hohem Schwanenroſſe
In der Feldherrnhand den blanken Säbel,
Schwang den Säbel blitzend durch die Lüfte,
Seine Völker wilden Ruf's aufmunternd:
Heute — ſieh' die jungen Crnagorcen,
Wie dort Einer Mahmud's blutig Haupt ſchwingt,
Hier ein Zweiter ſeinen reichen Turban,
Dort ein Dritter ſein geſchmückt Gewand trägt,
Hier ein Vierter ſeinen blanken Säbel,
Dort ein Fünfter ſeine ſchlanke Flinte
Und ein Sechster ſeine Goldpiſtolen,
Während hier ein Siebenter ſein Roß führt! —

Roth von Blut bis an der Arme Beugen
Kehren jetzt die Sieger zu den Lagern,
Und ein Jeder rühmt ſich ſeiner Beute.
Der trägt einen, Der zwei Türkenköpfe,
Mancher drei, und Mancher deren vier auch;
Flattern läßt ein grünes Banner Dieſer,
Andre tragen Säbel und Gewehre
Meiſt mit blankem Silber reich beſchlagen,
Andre auch Gewänder und Turbane,
Und gar Viele führen ſchmucke Roſſe.
Iſt dies nun ein Stolz der wackern Helden!
Doch vergißt auch Keiner Gott zu preiſen
Und zu rühmen des Allgnäd'gen Namen.
Denn es fiel der Türken beſte Blüthe
An dem Tag, der Schmuck der ält'ſten Höfe
Von Koſovo, Butſchitrn und Priſren,
Mitrovitſa, Djakowitſa, Ipek,
Prijepolje, Guſinje, Chas, Vihor,
Kolaſchin, dem ebnen Bjelopolje,
Boskopolje, Tiran, Ljeſch, Albaſan,
Kavaj, dann Valonja, Mokrin, Dibra,
Boden, Tepelen und von Dulcigno,
Auch von Skutari am Strom Bojana,
Von den Veſten Spuſch und Podgorizza.
Ibrahim, des Veſir's Sohn, der einz'ge
War dem Tod entronnen im Gewühle.

[1]) Den 15. Juli 1389, an welchem der letzte Serbenkſar Lazar gegen Murad I., verrathen durch ſeinen Schwiegerſohn Vuk Brankowitſch, Reich und Leben verlor.

[2]) 1712. — [3]) 1717. — [4]) 1750. — [5]) 1768.

Doch auch dieser sollte nicht entkommen!
Den Entflieh'nden führt sein böser Stern dem
Popen Lasar Kneschewitsch entgegen;
Dieser aber lädt ihn auf die Schultern,
Trägt ihn zum Gelächter durch die Lager.

Mit diesem Liede, welches den glücklichen Abschluß einer für Montenegro gefahrdrohenden Zeit zum Vorwurfe hat, und mit welchem wir zugleich bei dem Ende des vorigen Jahrhunderts angelangt sind, beschließen wir denn auch die diesmaligen Mittheilungen. Die Lieder des letztverflossenen halben Jahrhunderts geben uns vielleicht den Stoff zu einer zweiten Lese.

Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. 2 Bände. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1854 und 1858.

Wenn sich das historische Studium der Gegenwart vor allen andern Perioden der deutschen Geschichte dem achtzehnten Jahrhundert zuwendet, so hat das seinen sehr tiefen Grund. Aus der Periode dieses Zeitraums holen alle Parteien ihre Argumente, wenn es gilt, ihre Stellung zur Gegenwart und zur Zukunft zu motiviren; sowohl diejenigen, denen es daran liegen muß, den jetzigen Standpunkt der Regierungen in seinen Consequenzen mit geschichtlichen Gründen zu vertheidigen, als ihre Gegner, welche mit ihren Forderungen theils an frühere positive politische Verhältnisse anknüpfen, theils auf die Entstehung einer ganz neuen nationalen Bildung im achtzehnten Jahrhundert Bezug nehmen.

Die Gegensätze beider Hauptparteien sind ungeheuer, und eine feste Ueberzeugung wird neben der dieselbe ersetzenden Begeisterung nur ein gründliches Studium eben der genannten Periode gewähren können. In Frankreich zeigt die Geschichte der staatlich-nationalen Entwicklung während der ganzen neuern Zeit bei allem Ebben und Fluthen doch einen steten Fortschritt; in Deutschland dagegen bis auf die neueste Zeit einen unaufhörlichen Auflösungsproceß. Und merkwürdig! Grade die Bewegung, welche mehr alles Andre Deutschland für die Weltgeschichte so bedeutend gemacht hat, die Reformation, grade sie war eine Haupturſache, daß die nationalen Bande, welche das Volk umschlangen, immer mehr gelockert wurden. Die letzten Versuche deutscher Kaiser (Maximilian's I. und Karl's V.), einen das mannigfach getheilte Reich mehr einigenden Verfassungsorganismus zu begründen, fielen in eine und dieselbe Zeit mit jener Bewegung, gleichsam als wäre es der Wille der Vorsehung gewesen, jene Versuche im Keime zu ersticken.

In England übertrug sich die Befreiung des Individuums, welche durch die Reformation gefördert war, alsbald auch auf das staatliche Leben der Nation, und es ward damit den Engländern das in vielfacher Beziehung glückliche Geschick, daß sie ihre altangeerbte Verfassung in normaler Weise, fortschreitend ohne das gute Alte völlig abzuwerfen, entwickeln konnten. In Deutschland drängte die Reformation das Volk von jeder Theilnahme am Staate ganz einseitig in das Gemüthsleben zurück, und in Folge davon wurde es widerstandslos seinen Fürsten, dem Adel und fremden Mächten zur Beute. Um aber über dies Ergebniß die politischen Naturen beider Völker nicht zu verkennen, muß man sich freilich erinnern, daß in England der Einzelne von Alters her nur *einen* Oberherrn und König des Landes kannte, daß er dagegen in Deutschland zwei Fürsten ererbt hatte, von denen der kleinere ihn oft in seinen heiligsten Interessen, der Religion, gegen den mächtigern schützen mußte. Dies Verhältniß, zusammen mit vielen andern Ursachen, ließ den Bürger allmälig den Blick auf das große nationale Ganze verlieren und sein Interesse dann im beschränkten Gesichtskreis erstarren. Dieser elende Zustand erreichte im siebzehnten Jahrhundert, besonders nach den namenlosen Leiden, die der dreißigjährige Krieg den deutschen Landen schlug, die äußerste Höhe. Aber mit der Zeit des tiefsten Jammers bereitete sich auch hier die Wandlung zum Bessern vor. Nach dem langen Schlaf der edelsten Kräfte, welche die Reformation geweckt und gehoben hatte, beginnt sich im achtzehnten Jahrhundert mitten in und aus den Elementen der Zerstörung ein neuer Keim des Lebens, zunächst und vorherrschend auf rein geistigem Gebiete zu entwickeln, und rasch gestaltet er sich zu nie gesehener Blüthe. Die Einwirkung dieses neuen Lebens auf die staatlichen Verhältnisse erfolgte tiefer sichtbar, gründlicher und umfangreicher erst im gegenwärtigen Jahrhundert, und zwar in einer Weise, daß der Beobachtende immer nur von *Werden*, sehr wenig aber von fertig *Gewordenem* reden kann. Daher das Schwanken und die Unsicherheit bei so Vielen, die bei ihren Berechnungen stets nur mit abgeschlossenen Resultaten zu thun haben wollen.

Eine sehr umfassende Darstellung Deutschlands während des betreffenden Zeitraums bot zuerst *Schlosser's* „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts;" ein Werk, das für Jeden, welchem Tiefe, Kraft und Wahrheit in der Be-

handlung des Stoffes höher gelten als die Schönheit der äußern Form, zu den größten Werken gehört, die je geſchrieben wurden; wie wir Schloſſer denn überhaupt — immer von dem angedeuteten Standpunkte aus — den erſten Geſchichtſchreibern aller Zeiten an die Seite ſetzen müſſen. So bedeutend und mannigfach aber die Vorzüge ſeines genannten Werkes ſind, — der Charakter deſſelben theils ſchon als vorwiegend politiſche Geſchichte, theils als univerſal-hiſtoriſches Werk, das die Entwicklung eines beſondern Landes, wäre es auch das wichtigſte, nicht in erſchöpfender Ausführlichkeit und Allſeitigkeit behandeln kann, macht es einleuchtend, daß daſſelbe ein in allen Theilen vollſtändiges Bild Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert dem Leſer nicht bieten kann; um ſo weniger, wenn dieſer nicht ſchon mit der frühern deutſchen Geſchichte genauer bekannt iſt und daher kurze Andeutungen des Verfaſſers zu ergänzen verſteht.

Andere Werke, die theils einzelne Perioden des genannten Zeitraums behandelt, theils eine Darſtellung deſſelben bloß nach einzelnen Richtungen gegeben haben, können wir hier nicht berückſichtigen. Ein möglichſt allſeitiges Bild des deutſchen ſtaatlichen, geiſtigen, ſocialen und materiellen Lebens im achtzehnten Jahrhundert, ſoweit es wiederum ohne Darſtellung der politiſchen Geſchichte möglich iſt, erhalten wir erſt in dem Werke von Biedermann, welches uns zu dem vorliegenden Artikel die Veranlaſſung gegeben hat.

Die ganze Beſchaffenheit der Aufgabe, welche der Verfaſſer zu löſen hatte, brachte die Nothwendigkeit mit ſich, daß die verſchiedenen Theile des Werkes eine zum Theil weſentlich verſchiedene Phyſiognomie erhielten. Zunächſt kam es darauf an, den Leſer auf dem Boden des Beſtehenden, wie es im Laufe der Jahrhunderte geworden war, vollſtändig zu orientiren; nur von hier aus war ein gründliches Verſtändniß des neuen Werdenden zu vermitteln; und der erſte Band beſchäftigt ſich deshalb vornehmlich mit der Darſtellung des politiſch Zuſtändlichen oder Stetigen; er ſchildert den Umfang, die politiſche Eintheilung, die Verfaſſung, die verſchiedenen politiſchen Gewalten, das Gerichts-, Kriegs- und Finanzweſen, die politiſchen Parteien des Reichs, und geht ſodann auf die gleichen Gegenſtände in den Einzelſtaaten und ſchließlich auf die ſocialen und materiellen Verhältniſſe über, welche letztern Abſchnitte des Bandes naturgemäß einen vorwiegend ſtatiſtiſchen Charakter tragen. Im zweiten Bande tritt dagegen die Behandlung des Stoffes recht eigentlich beſtimmend, das Element der Wandlung und des Fortſchritts ein; und was äußerlich oft weit auseinanderliegend erſcheint, ſtellt ſich dem geiſtigen Auge als ein organiſch ſich zuſammenfügendes Bild einer neuen lebendig treibenden Entwicklung dar. Dieſer zweite Band enthält die Schilderung der geiſtigen, ſittlichen und geſelligen Zuſtände bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen.

So verſchieden indeſſen die beiden Bände in Bezug auf die Natur ihres Inhalts wie die Anordnung des verarbeiteten Stoffes ſind, ſo gleichmäßig zeugen ſie beide von dem ſeltenen Beruf, den der Verfaſſer zu ſeinem Werke mitbringt. Univerſale Bildung, gründliche Forſchung, ſcharfes Urtheil, ſtreng ſittlicher und patriotiſcher Sinn und eine anſprechende Darſtellungsgabe, die gleichweit von Nüchternheit und leerer Rhetorik entfernt iſt, — dieſe Eigenſchaften machen ſein Werk ebenſo gediegen wie unterhaltend.

Schon die obige ganz ſummariſche Inhaltsangabe muß den Leſer erkennen laſſen, welch' ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden waren, um den maſſenhaften, den verſchiedenartigſten Gebieten angehörenden Stoff, der überdies zum großen Theile aus ganz verſtreut liegenden Einzelheiten beſtand, ſo zu ſichten und zu ordnen, daß Alles den geeigneten Platz erhielt, um lichtgebend theils für den nächſten Kreis, theils für die einigende Idee des Ganzen zu dienen. Der Hauptſache nach iſt dies dem Verfaſſer jedoch in trefflicher Weiſe gelungen, wenn man auch mitunter Uebergreifen einer Kategorie in die andre oder hie und da Wiederholungen bemerken mag. Derartige kleinere Mängel waren indeſſen kaum zu vermeiden, und ſind um ſo weniger hoch anzuſchlagen, als Alles an dem betreffenden Orte ſeine Wirkung hat und nie der Leſer irgendwie ermüdet wird. Ueberall hat der Verfaſſer ſeinen keineswegs immer dankbaren Stoff im Lichte des Lebens zu behandeln gewußt.

Wir wollen nun den Leſer in das Biedermann'ſche Werk unmittelbar etwas genauer einzuführen ſuchen, indem wir aus den erſten Abſchnitten deſſelben die wichtigſten Punkte näher zuſammendrängen. Der Auszug wird das Weſen und den Werth des Ganzen lebendiger erkennen laſſen. Wir geben dabei, ſoviel immer möglich, die eigenen Worte des Verfaſſers wieder; wollen aber hier zugleich bemerken, daß wir uns vorbehalten, auch auf die übrigen Abſchnitte des Werkes ausführlicher zurückzukommen.

Der Umfang des deutſchen Reichsgebiets war im vorigen Jahrhundert trotz der vielen Schmälerungen, die daſſelbe ſchon ſeit langen Zeiten erlitten hatte, noch immer beträchtlicher als der des heutigen Bundesgebiets, da man neben kleinen Landesſtücken, welche einzelne Reichsſtände jenſeits des Rheins im Umkreiſe des franzöſiſchen Gebiets beſaßen, beſonders die öſterreichiſchen Niederlande (das ſ. g. Burgund) — das letztere Land übrigens unter

sehr unsichern staatsrechtlichen Verhältnissen — zum Reiche zählte. Das ganze Gebiet wurde damals auf 12.000 Quadratmeilen geschätzt. Auf diesem Flächenraume lebten aber nur 29 bis 30 Millionen Menschen, nach andern Angaben gar nur 26 Millionen, wogegen das heutige Deutschland 42 Millionen zählt. Jene Bevölkerung war vertheilt in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, etwa 100,000 Dörfern und 30 bis 40,000 Rittersitzen.

Viel größer und wichtiger als die Verschiedenheit des Umfanges war die der innern politischen Eintheilung des damaligen Deutschlands im Verhältniß zu dem heutigen. Wir klagen heutzutage über die Zerstücklung Deutschlands in einige dreißig Staaten; was aber will diese bescheidene Zahl sagen gegenüber einer Masse von beinahe 300 souveränen Territorien, welche noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts das deutsche Reich aufzuweisen hatte? Vor einigen fünfzig Jahren gab es in Deutschland, abgesehen von den 51 freien Reichsstädten mehr als 80 souveräne Territorien von nur 12 oder noch weniger Quadratmeilen; darunter wieder etwa ein Dutzend, die zwischen 1 und 12, einige dreißig, die 2 bis 8, fast ebensoviele, die nicht über 1 bis 2, ungefähr 80, die gar nur $1^1/_2$, ja $^1/_4$ Quadratmeile umfaßten. Und dabei waren — was namentlich die administrativen und volkswirthschaftlichen Nachtheile der Vielstaaterei in jener Zeit noch unendlich erhöhte — selbst solche Ländergebiete, welche politisch ein Ganzes ausmachten, meist ihrer Lage nach und folglich auch in Bezug auf Verwaltung und Verkehr von einander, und oft auf die allerbizarrste Weise, gesondert.

Die ganze buntscheckige Ländermasse, welche den Namen des deutschen Reiches führte, war in zehn Kreise abgetheilt, deren jedem ein kreisausschreibender Fürst vorstand. Diese Organisation sollte dazu dienen, die Verfügung des Reichs über seine Glieder, die Handhabung der Reichsjustiz und der Reichspolizei und die Ausführung gemeinnütziger Maßregeln zu erleichtern. Die Physiognomie dieser Reichskreise war nach Zahl und Umfang der in den einzelnen enthaltenen Ländergebiete eine sehr verschiedene, und selbst bei ihrer äußern Abgrenzung schien dasselbe Princip der Willkür und Regellosigkeit maßgebend gewesen zu sein, welches im Allgemeinen die Gestaltung unsrer deutschen Zustände von frühern Zeiten an gekennzeichnet hat. Die Namen der Kreise waren der österreichische, der burgundische, der obersächsische und niedersächsische, der westphälische, der kurrheinische, der oberrheinische, der schwäbische, der vorderösterreichische und der bairische. Am buntesten unter diesen zehn Kreisen sah es im schwäbischen aus, welcher das damalige Markgrafthum Baden (und ein Theilstück des heutigen Großherzogthums, nämlich die Städte Durlach, Baden, Karlsruhe, Rastadt mit Umgegend), sodann die Landesstrecken, aus denen jetzt Würtemberg besteht, und endlich das heutige Schwaben umfaßte. Dieses Gebiet, gegenwärtig unter drei Souveräne vertheilt, gehorchte damals nicht weniger als 97 verschiedenen Herren, nämlich vier geistlichen Fürsten, den Bischöfen von Constanz und Augsburg, dem gefürsteten Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen, 14 weltlichen Fürsten, unter denen die ansehnlichsten der Markgraf von Baden, der Herzog von Würtemberg, die Fürsten von Hohenzollern, Fürstenberg und Oettingen waren, 23 Prälaten, 25 Mitgliedern der Grafen- und Herrenbank, endlich den Magistraten von 31 Reichsstädten, darunter ein paar stattliche, wie Augsburg und Ulm, zumeist jedoch kleine, zum Theil lächerlich winzige, wie Buchau mit 1000, Jsny mit 1300, Bopfingen mit 1600 Einwohnern.

Um sich übrigens neben einem solchen Bilde von der Gruppirung der einzelnen Länder und Ländchen, in ihrem ganzen Umfange die ungeheuern Nachtheile vergegenwärtigen zu können, die aus der politischen und administrativen Sonderung dieser einzelnen Gebiete für den Verkehr, die Verwaltung und Gesetzgebung, vor Allem für die Entwicklung eines gemeinsamen deutschen Volksgeistes entspringen mußten, wird man zu den ungefähr 300 Gebieten, welche in die zehn Reichskreise vertheilt und deren Besitzer als wirkliche Reichsstände im Genusse der vollen Landeshoheit waren, noch jene weit zahlreichern hinzurechnen müssen, die zwar einer so vollständigen Souveränetät sich nicht erfreuten, nichts destoweniger aber beinahe ebenso in sich abgeschlossene und den Einwirkungen eines allgemeinen nationalen Staatslebens entzogene Körper bildeten. Außerhalb der Reichskreise nämlich und dieselben vielfach durchbrechend bestanden 30 reichsunmittelbare Herrschaften, meist von nur geringem Umfange, fünf gewerbschaftliche Orte, fünf freie Reichsdörfer, endlich eine Masse von nicht weniger als 1400 bis 1500 reichsritterschaftlichen Gütern. Diese Reichsritterschaft hatte eine ganz besondre Verfassung für sich. Sie war in drei Kreise abgetheilt, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, deren jeder in eine Anzahl von Cantons zerfiel. Der schwäbische Kreis enthielt in fünf Cantons 668 solcher Güter mit einem Gesammtgebiet von 70 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 160,000 Einwohnern. Der fränkische zählte in sechs Cantons 702 Güter, 80 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner. In den drei Cantons des rheinischen Kreises endlich, zusammen 40 Quadratmeilen groß, mochten auf etwa 150 Gütern einige 90,000 Einwohner leben. Im Ganzen nahmen diese kleinen Besitzungen einen

Flächenraum von etwa 200 Quadratmeilen ein, ſo daß alſo durchſchnittlich auf jede derſelben kaum mehr als 1/8 Quadratmeile kam. Gleichwohl übten die Beſitzer dieſer Duodezgebiete die meiſten Souveränetätsrechte mit derſelben Unbeſchränktheit aus, wie die „Stände des Reichs;“ ſie konnten den allgemeinen Verkehr ebenſogut durch Zölle, Handelsverbote oder Gewerbsmonopole hemmen, wie ihre mächtigern Nachbarn, die Churfürſten und Fürſten; ſie erhoben dieſelben Anſprüche auf den Gehorſam ihrer „Landesunterthanen,“ übten beinahe dieſelbe Macht, Steuern und Dienſte von dieſen zu fordern, und ſelbſt das höchſte landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, ſtand ihnen oft zu, wie die vielen, an den Sitzen reichsritterlicher Herrſchaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieſes hochgehaltenen Souveränetätsrechtes, bezeugten.

Erſt wenn man dieſen kläglichen Zuſtand von Getheiltheit, in welchem ſich unſer Vaterland noch vor kaum mehr als einem halben Jahrhundert befand, ganz kennen gelernt hat, wird man auch erkennen können, daß wir über die Napoleoniſche Herrſchaft keineswegs bloß Verwünſchungen zu haben brauchen, ſondern daß ſie uns auch unermeßlichen Segen gebracht hat, indem nur in Folge ihrer das Verſchwinden der Tauſende von Ländchen möglich wurde, über deren unzerreißbar ſcheinendes Grenzennetz hinaus ſelbſt ein Goethe, von Geiſt und Gemüth ein Deutſcher wie Keiner mehr, zu dem Gedanken an die Erreichbarkeit einer feſten Einigung der deutſchen Stämme zu einer Nation nicht gelangen konnte. Freilich kann uns erwiedert werden, daß die Zahl der ſouveränen Territorien jetzt allerdings auf einige dreißig zuſammengeſchmolzen ſei, daß wir dafür aber auch den letzten Reſt einer ſtaatlichen Form, welche wenigſtens eine Anerkennung der Zuſammengehörigkeit der deutſchen Länder zu einem Ganzen in ſich ſchloß, mit der Auflöſung des Kaiſerthums verloren haben. Der deutſche Bund, es iſt wahr, hat mit der geſchichtlichen Vergangenheit des tauſendjährigen deutſchen Reiches völlig gebrochen. Allein wenn man den Verfaſſungszuſtand des letzteren etwas genauer in's Auge faßt, ſo wird man doch zugeſtehen müſſen, daß mit jener Inſtitution eigentlich nur ein altehrwürdiger Name zu Grabe getragen iſt, der nur noch das todte Symbol einer längſt geſchwundenen Macht war, ein Name, der ſeine Inhaber höchſtens in den Stand ſetzte, ſeine Bedeutung zum Nachtheil, nicht aber zum Vortheil des Reiches zur Geltung zu bringen.

Um dem Leſer dies anſchaulich zu machen, brauchen wir nur einige Punkte in Betreff der Beſchaffenheit der Stellung des deutſchen Kaiſers zum Reiche hervorzuheben.

Daß derſelbe die Kräfte des Reiches nicht im einheitlichen Sinne weder zur Wahrung der Macht und Würde des Reichs gegen Außen richten, noch ſeine Macht zum allgemeinen Beſten im Innern verwenden konnte, dafür ſorgten nebſt jenem verhängnißvollen weſtphäliſchen Frieden die von jedem neu gewählten Kaiſer zu unterſchreibenden, vor dem Wahlacte jedesmal ſorgfältig revidirten, mit immer neuen Beſchränkungen der einheitlichen Gewalt und immer größern Anforderungen für die Selbſtändigkeit der Stände ausgeſtatteten Wahlcapitulationen. Es iſt bezeichnend, ſagt Biedermann mit Bezug auf die letztern in treffender Weiſe, für den Gang unſrer vaterländiſchen Verfaſſungsgeſchichte, daß alle die größern Grundgeſetze des deutſchen Reichs zwar Beſchränkungen der kaiſerlichen Gewalt enthalten, aber nur zum Vortheil einer herrſchenden Ariſtokratie, der Landesfürſten, niemals im Intereſſe der ganzen Nation und der allgemeinen Freiheit. England hat ſeine Magna charta, ſeine Bill of rights, ſeine Habeas-corpus-Acte, in denen nicht bloß den großen Baronen, ſondern allen Claſſen des Volks Rechte eingeräumt und Bürgſchaften verliehen werden. Die Geſetze und Verträge dagegen, auf denen unſer öffentliches Recht ſich auferbaut hat, haben insgeſammt einen ausſchließlich ariſtokratiſchen und particulariſtiſchen Charakter. — Was nun jene Wahlcapitulationen angeht, ſo mußte der neugewählte Kaiſer durch feierlichen Eid jedem Gedanken an die Erblichmachung der Krone in ſeinem Hauſe entſagen; ein zweiter Eid verpflichtete ihn, dem Papſte den ſchuldigen Gehorſam zu leiſten; er mußte ferner den Churfürſten neben allen hergebrachten Privilegien das Recht auf Bündniſſe unter ſich und mit fremden Mächten, ſowie das Recht der ſelbſtändigen Theilnahme an Verhandlungen des Reichs mit dem Auslande durch beſondere Geſandte neben den kaiſerlichen beſtätigen. Die Hoheitsrechte waren längſt von dem Kaiſer auf die einzelnen Fürſten übergegangen. Einheitliche Anordnungen in Bezug auf Zoll-, Münz- und Paßweſen, auf die Handelspolitik und überhaupt die Geſetzgebung des Reichs waren ſo gut wie unmöglich, da es immer erſt der einhelligen Zuſtimmung ſämmtlicher Churfürſten und aller ſonſt dabei intereſſirten Stände bedurfte, und der Widerſpruch eines Einzigen hinreichte, um die Ausführung der betreffenden Maßregeln zu verhindern. Dazu war in den Wahlcapitulationen ſorgſam Bedacht genommen, daß ſich der Kaiſer nicht verſucht fühlen möge, bei etwaigen Streitigkeiten zwiſchen einem Reichsſtande und ſeinen Landesunterthanen die letztern leichthin in Schutz zu nehmen. Den Standesherren war dagegen ausdrücklich das Recht gewahrt, „ſich bei ihren hergebrachten und habenden landesfürſtlichen und herrſchaftlichen Rechten ſelbſt

und mit Aſſiſtenz der benachbarten Stände um ihre Unterthanen zu manuteniren und ſie zum Gehorſam zu bringen.“ So, ſieht man dann, war die reelle Macht der Kaiſer nach außen wie nach Innen faſt auf Null reducirt; und dieſem Maß der Beſchränkung gegenüber war es nur zu entſprechend, wenn das Oberhaupt des einſt erhabenſten Reiches der Chriſtenheit nicht mehr als Alles in Allem ungefähr 8000 Thaler jährlich bezog! Wer hätte es unter dieſen Umſtänden den Kaiſern verdenken wollen, wenn ſie die Gewalt, die ihnen die Verfaſſung noch ließ, lediglich im Intereſſe ihrer Hausländer zu gebrauchen ſuchten!

Vielleicht hätte man die Ohnmacht des Kaiſers in weniger trübſeligen Folgen empfunden, wenn die Macht, welche ihm entging, dem Reiche zugewachſen wäre. Aber leider war die Vereinigung von Kaiſer und Reich kaum weniger ohnmächtig als der Kaiſer für ſich allein; die Unbotmäßigkeit der Stände gegen ihre Geſammtvertretung kaum geringer als die gegen die monarchiſche Spitze. Die wichtigſten Angelegenheiten blieben nicht bloß Jahre, ſondern Jahrzehntelang auf dem „Reichstagsanſagezettel“ ſtehen oder in den Acten vorberathender Commiſſionen begraben, ohne in das Stadium der wirklichen Verhandlung und Beſchlußfaſſung im Schoße des Reichstags vorzurücken. Der Reichstag berieth in drei geſonderten Curien, dem Collegium der Kurfürſten, der Fürſten und der freien Städte. Nach ſtrengem Rechte konnte kein Reichstagsbeſchluß zu Stande kommen ohne die Uebereinſtimmung aller drei Curien und die Zuſtimmung des Kaiſers. In der Praxis hatte es ſich indeß ſo geſtaltet, daß einem gleichförmigen Votum der beiden oberſten Curien die Curie der Städte ſich regelmäßig unterordnete. Der eigentlich entſcheidende Einfluß war bei dem Collegium der Kurfürſten, die es im Laufe der Zeit nicht bloß dahin gebracht hatten, eine Menge der wichtigſten Angelegenheiten des Reichs zu einem Monopole ihrer alleinigen ausſchlaggebenden Entſcheidung und ſich dadurch zu einem oberſten Senate des Reichs, einer Art von Mitregentſchaft neben dem Kaiſer, zu machen, ſondern auch durch das Stimmrecht, das ſie meiſt für ihre verſchiedenen Beſitzungen auch noch im Fürſtencollegium ausübten, durch ihr Anſehn bei den kleinern Reichsſtänden u. ſ. w. einen großen Theil der 100 fürſtlichen und der 51 Stimmen der Städte auf dem Reichstage beherrſchten.

In vielen Fällen mußte aber jene Ordnung der Curien, welche meiſtens noch bindende Mehrheitsbeſchlüſſe zuließ, einer andern weichen, wobei der Reichstag in zwei ſchroff getrennte, jeder parlamentariſchen Ausgleichung unzugängliche Theile aus einander trat. Bei allen Religionsſachen nämlich hörte die Abſtimmung nach Curien auf, und die beiden Religionsparteien, das Corpus Catholicorum und das Corpus Evangelicorum, ſtanden einander als völlig ſelbſtändige, gleichberechtigte Körper gegenüber, ein jeder ausgerüſtet mit dem unbedingten Veto gegen alle Beſchlüſſe des Reichstags, die er mit ſeinem Religionsintereſſe unverträglich fand. Was aber eine Religionsſache ſei, darüber waren dieſe Parteien ſelbſt Richter, und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß auch das Fremdartigſte bisweilen unter dieſe Formel gebracht und dazu benutzt ward, Verhandlungen oder Beſchlüſſe des Reichstags, welche einflußreichen Ständen nicht genehm waren, zu hintertreiben oder zu durchkreuzen. Je ſeltener der Reichstag unter ſolchen Verhältniſſen dazu gelangte, ſich mit den großen Anliegen der Nation und des Reichs zu beſchäftigen, deſto mehr Zeit widmete er den Privatangelegenheiten der einzelnen Stände, den Zwiſtigkeiten der Fürſtenhäuſer unter einander oder der reichsſtädtiſchen Magiſtrate mit ihren Bürgerſchaften und Zünften, nicht die wenigſte auch den Rangſtreitigkeiten ſeiner eignen Mitglieder, den unendlich weitſchweifigen Formalien ſeiner Geſchichtsordnung und den leeren Aeußerlichkeiten eines pedantiſchen und kleinlichen Ceremoniels. Von einer parlamentariſchen Discuſſion war beim Reichstag nicht die Rede. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hörten die Fürſten ganz auf, in Perſon auf dem Reichstage zu erſcheinen, der Geſchäftsgang wurde furchtbar ſchleppend, und Jahre konnten vergehen, ehe eine Angelegenheit zum Abſchluß kam. Kein Wunder, daß das Volk bei ſolchen Verhandlungen theilnahmlos blieb; ja die Theilnahme der Stände ſelbſt ſchlief allmälig in der Weiſe ein, daß die Reichstagsſitzungen zuletzt oft kaum aus einem Viertel Hundert Perſonen beſtand! Und das nannte man die „Nationalverſammlung des deutſchen Reichs!“

Die Reichsgerichte (das Reichskammergericht und der Reichshofrath) konnten bei dieſem allgemeinen Zuge zur Auflöſung der Centralgewalt unmöglich in einer ihrer würdigen Verfaſſung bleiben. Die Beiträge zur Unterhaltung des erſtern Gerichts, deſſen Mitglieder von den Ständen gewählt wurden, die ſ. g. Kammerzieler, wurden ſo unregelmäßig entrichtet, daß die ſeit dem Jahre 1654 aufgelaufenen Rückſtände ſich über 526,000 Thaler beliefen. Statt der reichsverfaſſungsmäßigen 50 Kammergerichtsbeiſitzer gab es aus Mangel an Geld ſelten über 18, bisweilen nur 12, ja eine Zeitlang bloß 8, und auch dieſe erhielten nicht regelmäßig ihre Beſoldung. Dabei ging dann die Erledigung der Proceſſe in ähnlicher Weiſe langſam wie die Verhandlungen auf dem Reichstage, und noch ſchlimmer. Ein einziger Proceß um eine reichsgräfliche Beſitzung

hatte nicht weniger als 188 Jahre gedauert, und die Zahl der rückständigen Sachen war im Jahre 1772 bis auf 61,233 angelaufen. Gesetzt aber auch, der Proceßgang wäre rasch genug gewesen, so fehlte es ja dem Gerichte schließlich immer an der Macht, dem richterlichen Spruche Geltung zu verschaffen; diese war höchstens den kleineren Ständen gegenüber vorhanden, wenn dieselben keinen mächtigen Schützer besaßen.

Die geringe Achtung, die man unter diesen Umständen den Reichsgerichten zollte, hatte zur natürlichen Folge, daß diese selbst wenig auf ihre Würde und auf das Lob prompter und unerschrockener Rechtspflege hielten. Neben der Langsamkeit des Verfahrens traf sie auch der Vorwurf der Bestechlichkeit, und in politischen Entscheidungen namentlich hielt ihr Muth dem Trotze der widerspenstigen Stände selten Stich.

Solchem Zustande der constitutionellen Reichsgewalten gegenüber wird denn doch der Deutsche der Gegenwart wohl anerkennen müssen, daß eine Reform der Reichsverfassung nicht mehr möglich war, sondern daß erst das Alte völlig zerschlagen werden mußte, wie es durch Napoleon geschah, wenn die Nation die Möglichkeit erhalten sollte, sich die Existenz als solche zu sichern.

Literarisches.

Die deutsche Auswanderung und ihre culturhistorische Bedeutung von Julius Fröbel. Leipzig 1858.

Es ist eine im alten Deutschland vielfach erörterte Frage, ob es nicht möglich sei, auch jenseits des Oceans die eigenthümlich deutsche Cultur, Sitte und Sprache zu erhalten, mithin zu verhindern, daß dieselbe von dem Angloamerikanerthum assimilirt werde. Denn nur dahin ja, nach der Union, geht der eigentliche Strom der Auswanderung. Diese Ansicht und diese Hoffnung eines selbständigen Bestehens der Deutschen innerhalb der Union hat ihren wissenschaftlichen Ausdruck hauptsächlich in dem trefflichen Nationalökonomen Roscher gefunden. Die übergesiedelten Deutschen in Amerika selbst kümmerten sich viel weniger drum, was in dieser Beziehung daheim über sie berathen und besprochen ward, bis die Periode der fanatischen Knownothings ihnen selber die Frage aufzwang: ob es möglich sei, durch Zusammendrängen und festes Aneinanderschließen sich bleibend als Deutsche zu behaupten. Die deutsch-amerikanische Presse hat diese Frage dann vielfach erörtert, um sie schließlich fallen zu lassen mit der schweigenden Resignation: es ist nicht möglich. Das Angloamerikanerthum ist uns zu mächtig.

Julius Fröbel, der durch seinen Lebensgang, die Verhältnisse, in denen er gestanden, befähigt ist wie Wenige, um in dieser Sache ein competentes Urtheil abzugeben, ist ganz entschieden derselben Meinung. Das Deutschthum innerhalb der Vereinigten Staaten wird nach seiner Ansicht mit innerer Nothwendigkeit aufgehen müssen in das Amerikanerthum. Dennoch räth er die Vereinigten Staaten zur Auswanderung für thätige, rüstige, strebsame Deutsche auch fernerhin an, weil das, was für den Einzelnen immer und überall der durchschlagende Beweggrund des Thuns und Lassens in solchen Dingen ist, weil das eigene Interesse dabei seine Rechnung finde. In den Vereinigten Staaten waltet nämlich nach wie vor ein Verhältniß ob, das einem tüchtig kräftigen Manne eine gute Existenz in Aussicht stellt: wohlfeiles Land und theure Arbeit. Daß die Deutschen, welche diese Vortheile sich zu Nutze machen, früher oder später aufhören, Deutsche zu sein, betrachtet Föbel von seinem culturhistorischen Standpunkte nicht mehr als einen Verlust; denn nur durch die Verbindung des deutschen mit dem amerikanischen Elemente werde dies befähigt sein, seine große culturhistorische Aufgabe zu erfüllen.

Es gibt aber für diese Sache noch einen andern Standpunkt, nämlich den patriotischen, oder doch den nationalen. Auch den Forderungen dieses Standpunktes sucht Fröbel zu genügen. Er verweist für die Gründung eigentlich deutscher Colonien auf den La-Platastrom, und bespricht mit kurzen, scharfen Zügen, wie dort die geographischen, politischen, culturhistorischen Verhältnisse danach angethan sind, ein Neudeutschland erstehen zu lassen. Geographisch nämlich betrachtet ist das Land fruchtbar, wohl bewässert, gesund. Politisch sind die Institutionen von den deutschen nicht so sehr verschieden, als die nordamerikanischen. Culturhistorisch findet das deutsche Element, das im Norden dem angloamerikanischen sich nicht gewachsen zeigt, dort das romanisch-spanische vor, welches in sich abschwächend dem deutschen entschieden unterliegen muß. Fröbel meint, daß jene Gegenden mit Freuden Verträge mit deutschen Mächten abschließen werden, die ihnen eine solche Auswanderung in Aussicht stellen. Aber wird eine der deutschen Regierungen sich mit solchen Verträgen befassen, und den Schutz gewähren können, den jene Verträge bedingen müssen?

Zweite Abtheilung.

Die Cocos- oder Keeling-Inseln.

Von

A. Berghaus.

Die Cocos- oder Keeling-Inseln, die bekanntlich im Laufe des Sommers 1857 die Briten militärisch besetzt haben, in der Absicht, eine Kohlenstation für die Dampfschifffahrt zwischen den indischen und australischen Besitzungen daselbst zu begründen, liegen etwa 140 deutsche Meilen südwestlich des Caps Java oder der Sundastraße und bestehen aus einer Gruppe von mehreren Inseln und einem nördlich von dieser liegenden Eilande. Letzteres liegt nach der Karte der „Cocos or Keeling Islands surveyed by Capt. Fitzroy. 1836" unter 11° 50′ südlicher Breite und 96° 49½′ östlicher Länge von Greenwich, während die Inselgruppe von 12° bis 12° 13½′ südlicher Breite und von 96° 50½′ bis 96° 58½′ östlicher Länge reicht, demnach der Länge nach von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 2¼ Meilen und der Breite nach von Osten nach Westen eine von 1½ Meilen einnimmt.

Auf der Karte der „Indischen See" in dem Atlas von van Keulen, die „Nieuwe Groote Lichtende Zee-Fakkel" genannt, vom Jahre 1680, finden wir diese Inseln, denen außerdem in derselben „Fakkel" eine besondere Karte eingeräumt ist, die, wie die erstgenannte, die Lage der Eilande ganz richtig angibt. Da nun diese Eilande bereits seit Jahrhunderten unter dem Namen der Cocosinseln, insonderheit bei den niederländischen Seefahrern bekannt und auf allen holländischen Karten unter dieser Benennung angegeben sind, so kann man nicht begreifen, wie Horsburgh in seinem „Indian Directory" dazu kommt, sie „Borneo-Koralleninseln" zu nennen. Horsburgh wollte sie hierdurch von andern Cocosinseln unterscheiden, die man bei Andaman, nahe der Küste von Sumatra antrifft, die jedoch genugsam durch die dabei gelegenen größern Inseln unterschieden sind.

Die Cocosinseln werden von Nichtholländern auch Keelinginseln genannt, nach Wilhelm Keeling, der sie 1608 bis 1609 auf seiner Reise nach Ostindien um das Cap Hoorn besuchte, und Horsburgh sagt selbst, daß dieses der ursprüngliche Name ist, eine Meinung, der man aber nicht beipflichten kann, so lange sie nicht näher erläutert wird. Die Inseln der Gruppe, die Horsburgh Hare- oder Roß- und Scott's-Inseln nennt, sind bereits vor mehr als 90 Jahren auf holländischen Karten die „lange" und die „östliche Insel" genannt. Hätte Horsburgh in den oben genannten Atlas, die Zee-Fakkel, woraus er so oft sonst für seine hydrographischen Werke geschöpft, genauere Einsicht genommen, so würde er sogleich bemerkt haben, daß die Inselgruppe bereits deutlich genug angegeben war und somit auch Capitain Roß, auf den hier zurückzukommen sich Gelegenheit bietet, keineswegs der Entdecker der Bai, die die Inseln bilden, ist. Auf der Karte zu den „Beiträgen zur Hydrographie von A. J. v. Krusenstern" wird die Gruppe die der „Kielingsinseln" genannt.

Die südliche Gruppe besteht aus einer kreisförmigen Kette von Inseln, von denen die eine fast die andere berührt, und umschließt eine große Lagune oder Hafen, der den Namen Port Refuge (Zufluchtshafen) oder Port Albion erhalten und auf der nördlichen Seite eine Einfahrt für Schiffe hat. Diese, ungefähr ¾ Meilen breit, wird auf der Westseite durch die Horsburghsinsel, die nördlichste dieser südlichen Gruppe und in einiger Ent-

fernung von den andern Eilanden liegend, begrenzt, während die Ostseite der Einfahrt die ziemlich kahle Directioninsel bildet. Zerstreut liegende Felsen und ein ausgedehntes Riff, Turksriff genannt, erstrecken sich von der Horsburghsinsel in südlicher und südwestlicher Richtung, fast sich mit der langen oder Roßinsel vereinigend, die die nächste nach Südwesten ist und sich in einer halbkreisförmigen Gestalt nach Osten wendet. Kleinere Inseln, vier an der Zahl, liegen östlich von der Roßinsel und stoßen beinahe an die ebenfalls halbkreisförmig gestaltete, niedrige und dichtbewachsene Südost-, Selima- oder Fairleeinsel, die die Südost- und zum Theil auch Ostseite des Hafens einnimmt. Von dem nördlichen Ende der Fairleeinsel ist die Ostseite der Lagune durch eine Reihe dicht aufeinander folgender Eilande begrenzt, unter denen Gooseberry-, Water-, Clunie- und Prisoninsel, vorletzte als die größte, und das kleine 46′ hohe Inselchen zu erwähnen sind, das, nach einem darauf befindlichen Arbeitsschuppen Workhouseinsel genannt, zunächst der Directioninsel liegt.

Ein Kranz von Korallen umgibt sämmtliche Inseln, deren Höhe mit der einzigen eben erwähnten Ausnahme 6 bis 12′ über dem Hochwasserstand beträgt, die aber in Folge der vielen Cocos- und andern Bäume auf eine Entfernung von zwei Meilen sichtbar sind. Dieser Korallenrand ist bei der Ebbe trocken und besteht aus einem 3 bis 6′ breiten, abgerundeten und in zackige Spitzen auslaufenden Wall; 450′ von diesem Rande entfernt, nimmt die Tiefe allmälig bis zu 25 Faden (150′) zu, und jenseits dieser Tiefe stürzt sich die Seite der Inseln unter einem Winkel von 45° in das unergründliche Meer. Hinter dem genannten abgerundeten Wall kommt eine Korallenfelsenfläche, etwa 225′ breit, die bei der Fluth bedeckt wird, dann eine hervorstehende Terrasse von Korallenbreccie (Trümmer), die bei Hochwasser von den Wellen benetzt werden und endlich ein Abhang von zerbröckelten Massen, den die See nur bei heftigen Stürmen zu erreichen im Stande ist, während der höchste Theil, der, wie erwähnt, 6 bis 12′ über der Hochfluthsgrenze liegt, sich allmälig nach der Lagune, dem Port Albion, senkt.

Da die Korallen, zur Fristung ihres Lebens, beständig vom Wasser oder von der Brandung bespült werden müssen, so kann man die lebenden Korallen nur bei ungewöhnlich ruhigem Wetter erreichen; dieser äußere Theil besteht fast ganz aus Poriten, die große, unregelmäßig abgerundete Massen von 4 bis 8′ Breite bilden. Diese Massen trennen enge gekrümmte Canäle, die etwa 6′ tief sind und die Linie des Riffs in rechtem Winkel durchsetzen. Auf der Spitze der kleinen Hügel sind die Korallen meistens todt, und dieselben vergrößern sich daher nach den Seiten.

Zunächst den Poriten kommen die Millepora complanata und eine Nullipora am häufigsten vor, und diese sind es allein nur im Stande, der eigentlichen Brandung Widerstand zu leisten. Bis zu einer Tiefe von 10 bis 12 Faden (60 bis 72′) vom äußern Rande ist der Grund ungemein zackig und besteht aus großen Massen von lebenden Korallen, unter denen Millepora Alcicornis zu erwähnen ist. Außerdem leben hier wahrscheinlich noch Astraea und eine Madrepora, sowie in einer Tiefe von 12 bis 20 Faden (72 bis 120′) noch andere Korallen; in größerer Tiefe ist der Boden mit Sand bedeckt, während in einer Entfernung von 6000′ von der Brandung an gerechnet kein Grund mehr zu finden ist mit einer Lothleine von 7200′, so daß wohl diese Steilheit die eines jeden vulcanischen Kegels weit hinter sich läßt.

Das Korallenriff umschließt die Lagune, die aber, wie bereits erwähnt, eine Oeffnung an der nördlichen Seite hat, durch welche Schiffe einfahren können; bei Springfluthen stürzt das Wasser über einen großen Theil des Riffs in das innere Wasserbecken, ja selbst bei der gewöhnlichen Fluth weiß es seinen Weg durch die vielen engen und flachen Canäle auf der Oberfläche des Riffs in die Lagune zu finden; ein zurückgehender Strom fließt durch den Haupteingang aus dem Port Albion wieder heraus. Wenn aufgeworfene Trümmer eine kleine Insel gebildet haben, so füllen sich die Canäle und die Löcher darin mit cementirten Stücken und die Oberfläche verwandelt sich in eine harte, glatte Fläche, die die größte Aehnlichkeit hat mit einer auf Sandstein künstlich hervorgebrachten. Diese Fläche nimmt in der Breite von 300 bis 900′ zu und ist mit großen Korallentrümmern bedeckt, die bei stürmischem Wetter aufgerissen wurden. Ungemein schwer kann man der großen Härte wegen unterscheiden, wie viel davon in Folge mechanisch-chemischen Processes, wie viel durch das Wachsthum der Korallen entstanden ist. Die Inselchen auf dem Riff werden zuerst zwischen 600 bis 900′ von seinem äußeren Rande durch Anhäufung von Bruchstücken gebildet, die Stürme hier zusammengeworfen haben. Die gewöhnliche Breite ist unter einer Achtelstunde, die Länge wechselt von einigen Fußen bis über eine Stunde; die auf der Südostseite der Inselgruppe vergrößern sich nur allein durch das Hinzufügen von Bruchstücken auf ihrer äußern Seite, woher es kommt, daß die lockeren Korallenblöcke, die ihre Oberfläche bilden, sowie die mit ihnen vermengten Muscheln fast nur die Arten enthalten, die an der äußern Küste

leben. Der höchste Theil dieser Eilande, mit Ausnahme der Hügel von zusammengewachsenem Sande, von denen einige, wie schon oben ein Beispiel angeführt worden ist, 46′ hoch sind, befindet sich nahe an dem äußern Rande; die Hügel dachen sich allmälig nach der innern Seite ab, indem der niedrige Wellenschlag des Wasserbeckens Sand und Stücke feinerer Korallen unter dem Winde anhäuft und Land bildet, das nur sehr wenig über das Niveau des Meeres sich erhebt.

Der Korallenfels, unterhalb der Oberfläche liegend, wird durch das Durchsickern kalkhaltigen Wassers zu einem ungemein festen Fels gebildet, der in der Regel weiß, öfter aber auch röthlich, wie Eisenoxyd, gefärbt ist. Die ganze Masse theilt sich durch Klüftungen in Schichten, die nach dem Meere zu sich neigen. Der Lagune südlicher Theil ist fast mit Schlammbänken und todten wie lebenden Korallenfluren ausgefüllt, aber es gibt darin beträchtliche Becken, die 3 bis 4 Faden (18 bis 24 Fuß) und kleinere, die 8 bis 10 Faden (48 bis 60 Fuß) tief sind. Die hier lebenden Korallen sind dünnästiger und zartgebauter; es sind dies Mäandrinen, mehrere Arten Madreporen und Poriten. Der Niederschlag in den tiefsten Theilen des Port Albion hat im nassen Zustande die größte Aehnlichkeit mit der Kreide und ist in Säuren vollkommen löslich. Es wachsen hier viele Seetange und Seegräser, die den Schildkröten die Nahrung liefern, und einen dem erwähnten Niederschlag ähnlichen Kalkschlamm bildet an dem äußern Rande des Riffs auf mechanische Weise die Gewalt der Meereswellen. Außerdem trägt dazu noch eine andre merkwürdige Ursache bei: an der äußern Küste sowohl wie innerhalb der Lagune lebt nämlich eine Menge von Fischen, die sich von den hier vorfindenden Polypen nähren, ihre Eingeweide sind stets voll von Excrementen, die lediglich aus fein zertheilten Korallenfragmenten und feinem Kalkschlamm bestehen. Bringt man noch die ungeheuern Massen von Seewürmern und Mollusken in Rechnung, die den Korallenfels anbohren und zerkleinern, die Excremente der immensen Zahl von Holothurien, die sich ebenfalls von Korallen nähren, so läßt sich hinreichend die Bildung des feinen Kalkschlammes erklären.

Vergleicht man alte Karten von den Cocosinseln mit ihrer jetzigen Gestalt, so erkennt man deutlich, daß im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen derselben stattgefunden haben müssen. Die lange Insel auf der Südostseite war in mehrere kleinere Inseln getheilt, und man kann noch die ehemaligen Canäle nach der geringern Größe der Cocosbäume unterscheiden; dasselbe ist auch an den Enden der andern Inseln zu bemerken, an denen überall kleinere Bäume stehen. An der Südwestseite der Lagune breitet sich ein weites Feld todter Korallen aus, die bei niedrigem Wasserstande kaum vom Wasser bedeckt sind. In der Verschließung der Canäle findet man eine genügende Ursache dieser Erscheinung, ohne eine Erhebung der ganzen Inselgruppe annehmen zu müssen: ein starker Wind, der das Wasser in das Port Refuge hineintrieb, mußte dessen Niveau erhöhen, was jetzt nicht mehr stattfinden kann. Die Korallen, die vor Verschließung der Canäle die höchste Grenze ihres Wachsthums erreicht hatten, waren jetzt seltener vom Wasser bedeckt und starben ab. Auch sind Anzeichen vorhanden, daß die Inselgruppe an manchen Stellen nach außen gewachsen ist: Theile der Küste einzelner Inseln, die früher offenbar den Wogen ausgesetzt waren, werden jetzt durch neue Korallenbänke, die mit Cocosbäumen bestanden sind, gedeckt.

Neben diesen Anzeichen von Vergrößerung der Keelinginseln in gewissen Theilen zeigt sich in andern eine Verminderung des Umfangs. So sind an einigen Stellen der Küste, sowohl an der äußern wie an der innern, die Bäume unterwaschen und die Brandung hat begonnen, Theile der Küste zu zerstören: Palmenstrünke und Baumstümpfe stehen an Stellen, wo jetzt keine Bäume mehr wachsen könnten. In dem Erdbeben, das im Jahre 1832 die Inselgruppe heimsuchte und in den zwei leichteren Erdstößen während der zehn vorhergehenden Jahre muß die Ursache einer Senkung gesucht werden, die sämmtliche Inseln erfahren haben, die aber nur eine sehr geringe gewesen ist. Bei andern Koralleninseln weiß man von ungeheuren Fluthen, die über dieselben brachen und die von Erdstößen begleitet waren, und es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselben wohl stets in Niveauveränderungen und zwar in Senkungen ihren Grund hatten. Die Senkung der Keelinginseln ist gewiß nur eine sehr geringe gewesen, auch läßt sie sich schwer messen oder nur annähernd bestimmen wegen des gleichzeitigen Aufbaues und Vergrößerns.

Von den Erzeugnissen, die die Inseln liefern, muß man vor Allem die Cocospalmen erwähnen, die, wenn sie gehörig gelichtet werden, so ergiebig wie in irgend einem Theile der Welt werden können. Diese Palme ist hier so im Uebermaß vorhanden, daß man jede Insel einen Cocospalmenbusch oder eine Wildniß von Cocosbäumen nennen kann, die sich bis an die Linie des Hochwassers ausbreitet. Ferner ist ein Baum zu nennen, der hartes Holz von dunkler Farbe liefert, das nicht nur zur Feuerung, sondern auch zu Bauholz für kleine Fahrzeuge und Schiffe

bis zu dreihundert Tonnen brauchbar ist, dann ein Baum, dessen Laub in Größe und Form dem des Buxbaumes gleicht, mit hartem, schwerem Holze von röthlicher Farbe und zu kleinen Stücken bei Maschinenbau und zu Bauholz für Boote geeignet. Die Rinde, welche eine ungewöhnliche Menge Gerbestoff enthält, kann zur Gerberei und zur Aufbewahrung von Netzen gebraucht werden. Das Holz eines großen, gradegewachsenen Baumes, welcher Pfähle und Sparren zu Querbalken liefert, hält sich unter Bedeckung dauerhaft, ist aber einem schnellen Verderben unterworfen, wenn es den Einflüssen der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, wohingegen das eines ebenfalls großen und grade gewachsenen Baumes, mit Blättern und Früchten, die denen des Königsbaumes der westindischen Inseln gleichen, weich und von geringem Werthe ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Holze eines Baumes, häufig von großen Dimensionen, das schneller verdirbt als es trocknet. Seine Blätter jedoch können als Küchengewächs gebraucht werden, sie sind auch ein gutes Futter für Schweine und geben mit den Stämmen dem Boden eine beträchtliche Menge vegetabilischer Erde. Auch gedeiht hier der von Javanesen Waru genannte Baum, den sie bekanntlich seines Schattens und seiner Blüthen wegen vor ihre Häuser pflanzen. Das Holz ist brauchbar und dauerhaft, und die Rinde, wenn sie ausgewachsen ist, bietet ein gutes Material dar, um Bindfaden und Angelschnüre daraus zu machen. Ebenso kommt hier der Tschinkauen oder Dadup, mit weichem Holze und stachlicher Rinde, vor, der in Sumatra dazu dient, den Pfefferbaum daran zu ziehen. Unter andern zerstreut wachsenden Bäumen und staudenartigen Gewächsen, welche ziemliches Brennholz liefern und nahe an der Küste wachsen, ist noch eine Baumart zu erwähnen, deren Frucht, eingemacht, einen höchst angenehmen Geschmack gewährt. Seine Wurzeln geben, geschabt und in eine Lauge von Pottasche gelegt, eine Scharlachfarbe. Zahlreiche Species von Schlingpflanzen, von denen eine oder zwei in hohem Grade antiscorbutisch sind und zu Salat gebraucht werden können, und etwa vier Gräserarten, die jedoch sehr strenge sind und dem Vieh nicht behagen, gedeihen auf das Vortrefflichste.

Unter den Seevögeln sind außer denjenigen, die diese Inseln zuweilen besuchen, zwei Species des weißen Seeraben und der Fregattenvogel in großer Menge vertreten. Der Flug dieser Vögel, die besonders des Morgens von der Küste dem Meere zueilen, um am Abend wieder nach dem Strande zurückzukehren, ist für Schiffe, die die Cocosinseln anfahren wollen und diese entweder der großen Entfernung oder des nebeligen Wetters wegen, das hier oft statthat, nicht erblicken können, ein gutes Mittel, Richtung und Entfernung zu erkennen, in der sie sich vom Lande befinden. Einige Kraniche, bläulichgrau und weiß, Strandläufer und eine Rallenart, sind alle hier vorkommende Vögel ohne Schwimmfüße; eßbare Landkrabben, welche sich merkwürdig genug von Cocosnüssen nähren,*) finden sich ebenso zahlreich wie die hier lebende ganz ausgezeichnete Art Schildkröten, die oft ein Gewicht von 130 Pfund und darüber erreichen, und können ohne Schwierigkeit in allen Jahreszeiten gefangen werden. Die Jagd auf Schildkröten verlangt große Geschicklichkeit und ist höchst merkwürdig. In einem ganz leichten Boote begeben sich Malaien zu dieser Jagd auf die Untiefen und zwischen das Korallendickicht; sobald sie eine schöne Schildkröte gewahr werden, suchen sie dieselbe in flaches Wasser zu treiben und durch geschicktes Hin- und Herfahren so zu ermüden, daß sie ihr nahe kommen können; dann springt ein Mann der Schildkröte auf den Rücken, greift nach ihrem Halse und benutzt die erste Untiefe, auf der er festen Fuß fassen kann, seine Beute auf den Rücken zu legen. Viele Arten von Fischen, fast ohne Ausnahme wohlschmeckend, sind um alle Inseln und in allen Buchten in großem Ueberflusse vorhanden; verschiedene Sorten Schellfische findet man hier, unter ihnen auch die größte. Haifische kommen nicht sehr zahlreich vor, wohl aber häufiger eine kleine Species mit schwarzen Spitzen an dem Schwanze und den Flossen. Giftige Fische sollen sich ebenso wenig wie Schlangen finden, was aber in Hinsicht der letztern vom Capitän Driscoll bestritten wird. Dieser, Befehlshaber der Lonach, passirte auf seiner Fahrt nach Bombay am 24. November 1825 ganz nahe die Keelinginseln, und fertigte nach der Horsburghsinsel ein Boot ab, dessen Mannschaft bei ihrer Landung nicht nur einen in das Innere der Insel führenden Weg bemerkte, an dem die Zweige zertheilt waren und das Laub niedergetreten, sondern auch außer vielen Krabben und Seevögeln eine Schlange unweit eines großen Mastes mit einem Bugspriet, Ueberbleibsel eines Wrackes. Ebenso kann der Seemann, der mit seinem Fahrzeug nach diesen Inseln kommt, immerhin beim Genuß der sich hier vorfindenden Fische vor-

*) Der Boden der Inseln ist immer mit einer großen Anzahl vom Winde herabgeworfener und verhältnißmäßig weicher Nüsse bedeckt; die Krabbe, die die Größe eines tüchtigen Flußkrebses hat, faßt eine solche Nuß, bohrt sie an den Augen (jede Nuß hat drei Augen) mit einer ihrer langen und scharfen Scheeren an und saugt den Saft aus. (Vergl. Monatshefte Nro. 14. S. 158.)

sichtig handeln, wenigstens in Betreff derselben bei den Bewohnern der Eilande sich erkundigen und die Maßregeln anwenden, die die Vorsicht ihm an die Hand gibt. Zu erwähnen sind noch unter den Fischen einige merkwürdige Arten, die, wie schon oben angeführt, von Korallen leben; die Hunde stellen ihnen nach, springen in flachem Wasser auf sie und fangen sie. „Und als ob," sagt Capitän Fitzroy bei dem Bericht über diese sonderbaren Inseln — wo Krabben Cocosnüsse fressen und Fische von Korallen leben, wo Hunde Fische fangen, Menschen auf Schildkröten reiten und Riesenmuscheln (chama gigantea) als Menschenfallen gefährlich sind — „noch Etwas fehlte, um dem Berichterstatter die sichere Aussicht zu eröffnen, daß es ihm ergehen wird wie dem Sohne der alten Frau, als er ihr von fliegenden Fischen erzählte, — muß man noch hinzufügen, daß die meisten Seevögel hier auf Aesten rasten und daß viele Ratten*) sich auf dem Gipfel hoher Palmen ihr Lager zurecht gemacht haben."

Seit Errichtung der Niederlassung, auf die wir zurückkommen werden, hat man folgende Pflanzen und Thiere eingeführt, die zum großen Theil auch gediehen sind: — den Feigenbaum, den virginischen Maulbeerbaum, Pompelmusbaum, Flaschenbaum, Pomeranzenbaum, Citronenbaum, Langsap, Djambu, Alay, Tamarindenbaum, Granatbaum, Papayabaum, Mongua, Tandjung, Tschilies, Aloe, die Waldrebe, Howeang-Sträucher, mehrere Gewächse von Mauritius, Lemonien-Gras, fünf Arten von gutem Grase für das Vieh, die Baumwollenstaude von Bourbon, zwei Arten Zuckerrohr, sieben Arten Pisang und Bananen, Kladdy, eine höchst mehlige Art großer Pheben-Kürbisse, gemeinen Kürbis, Brindjals, Wassermelonen, Kartoffeln und verschiedene andere indische Pflanzen. Während die Sonne sich in der nördlichen Halbkugel befindet, treiben Lauch mit lilienförmigem Blatt, Petersilie, Sellerie, Salat, Endivien, Senf, Kresse, Rettig und Kohl; aber es soll bis jetzt noch nicht gelungen sein, Samen von ihnen zu erhalten. Der sehr ergiebige Mais blüht das ganze Jahr und gibt in dieser Zeit vier auf einander folgende Ernten. Kafferkorn, vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, wird beinahe fünfzehn Fuß hoch. Rindvieh, zahlreiche Ziegen und Schweine, Federvieh, Enten, Gänse und Truthühner sind auch eingeführt, man trifft sogar den Esel, der vor etwa 25 Jahren erst nach Java verpflanzt wurde.

Den größern Inseln fehlt's nicht an süßem Wasser; man findet es schon in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß und zwar oft in geringer Entfernung vom Gestade. In den Brunnen fällt und steigt das Wasser mit der Ebbe und Fluth. Das Regenwasser hält sich vermuthlich in den Poren des Korallenbodens, ohne sich mit dem schwereren Seewasser zu vermischen, das die tiefer gelegenen Zwischenräume erfüllt, und wird von den eindringenden Fluthwellen in die Höhe gehoben.

Das Klima ist, obgleich warm, vollkommen gesund und angenehm; ansteckende Krankheiten sind unbekannt. Die Schwankungen des Thermometers betragen in der heißesten Jahreszeit von 20,°₃ R. bis 24° und in der kältesten von 17,°₈ bis 21,°₃. Die herrschenden Winde, von Süd bis Ost, sind wegen der Nähe des Nordwest-Monsuns, der vom Januar bis März währt, Störungen unterworfen, so daß nicht zwei Jahreszeiten seit der Bildung der Niederlassung gleich gewesen sind. Die Fluth tritt am Strande der Ansiedlung bei Voll- und Neumond etwa um ½ 5 Uhr ein. Ist die Sonne nahe dem Aequator, so sind beide Fluthen fast gleich und steigen 3½ bis 4'. Wenn die Sonne sich dem südlichen Wendekreise nähert, so steigt die Zenith- oder Abendfluth 5 bis 5½' und die Morgenfluth 1½ bis 3'. Das Gegentheil findet Statt, wenn die Sonne nahe dem nördlichen Wendekreise steht.

Nach dieser geographischen Schilderung der Inselgruppe sei es zur Aufklärung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Eilande gestattet, in kurzen Umrissen eine Geschichte derselben zu geben, wenn anders die Erlebnisse der beiden einzigen Ansiedler auf diesen Inseln die Geschichte derselben genannt zu werden verdienen. Im Jahre 1823 ließ sich ein englischer Abenteurer, Namens Hare, in Gesellschaft einer Anzahl malaischer und indischer Sclaven, welche ihm nach seiner Aussage auf seinen Reisen am Cap der Guten Hoffnung, an der afrikanischen Küste und auf dem indischen Archipel von Häuptlingen geschenkt worden waren, auf der südlichsten Insel der Gruppe nieder. Ein niederländischer Seeofficier, welcher die Ansiedlung im Jahre 1829 besuchte, schrieb diese freiwillige Verbannung auf diese bis dahin unbewohnten Inseln der eigenthümlichen Laune Hare's zu, sich jeder gesellschaftlichen Verbindung zu entziehen, um unumschränkt über seine Sclaven herrschen zu können. Drei Jahre später ließ sich ein anderer Engländer, Namens Roß, ebenfalls daselbst nieder. Dieser Mann, von den Shetlandsinseln gebürtig und von Vaters Seite her aus einem nicht unansehnlichen schottischen Geschlechte entsprossen, Seemann von Beruf, hatte schon frühzeitig die grönländischen und indischen Meere befahren und

*) Ratten und Mäuse gibt es im Ueberfluß; sie sind durch ein gestrandetes Schiff hierhergekommen. Eigentlich einheimische, vierfüßige Thiere finden sich nicht auf den Cocosinseln.

war zur Zeit, als die Briten Java in Beſitz hatten, im Colonialdienſt Befehlshaber einer Kriegsbrigg. Bald darauf wurde er Adminiſtrator einer engliſchen Colonie auf Borneo, bei welcher auch der eben erwähnte erſte Anſiedler der Cocos-Inſeln, Hare, einen Poſten bekleidete. Roß gebrauchte in ſeiner Stellung die ihm untergebenen Javanen, meiſt Verbrecher, welche im Hauſe und beim Ackerbau entbehrt werden konnten, zum Bau eines Dreimaſters, dem er den Namen Borneo gab. Dieſes Schiff, auf dem die engliſche Flagge aufgehiſſt wurde, führte Roß mehrere Jahre hindurch als Kauffahrteicapitän und trieb lange Zeit vor und in dem Jahre 1827 Handel auf der Pfefferküſte von Sumatra. Auf ſeinen Fahrten berührte er auch die Keeling-Inſeln und angezogen durch den trefflichen Hafen, welcher ſich ihm innerhalb der ſchützenden Korallenbänke aufthat, entwarf er mit einem engliſchen Handelshauſe in London den Plan, da der Preis des Pfeffers in Folge der Concurrenz der Amerikaner auf Sumatra bedeutenden Schwankungen unterworfen wurde, allen Pfeffer, ſobald der Preis deſſelben auf Sumatra ſehr heruntergegangen ſein würde, aufzukaufen und nach den nahen Cocos-Inſeln hinüberzuführen. Stiege der Preis des Pfeffers darnach wieder, ſo konnten die „Borneo“ und andere Fahrzeuge das aufgeſtapelte Gewürz von den Keeling-Inſeln raſch nach London bringen. Mit dieſer Abſicht betrat dieſer unternehmende Mann im Jahre 1827 mit Frau und Kindern das Land, um mit Hülfe der Schiffsmannſchaft der Borneo für ſich und die Seinigen eine Wohnſtätte einzurichten, und nach Beendigung der letzteren mit ein paar Leuten an das Aufſchlagen von Lagerräumen u. ſ. w. zu gehen. Unterdeſſen übernahm der erſte Steuermann auf der Borneo den Befehl, und fuhr nach etwa acht Tagen des angegebenen Zweckes wegen ab. Doch dies Alles ſollte nicht glücken. Das Handelshaus in London machte Bankerott und Roß ſah ſich von der übrigen Welt geſchieden. Zu dieſem Mißgeſchick kam, daß Roß ſeinen früheren Bekannten Hare auf den Inſeln traf, und es konnte, wenn letzterer auch — der durch Roß auf deſſen Fahrten mit den Cocos-Inſeln bekannt geworden und ſeinem Kameraden zuvorgekommen war in der Beſetzung der Gruppe — auf ihr beiderſeitiges Befremden erklärte, nur eine kurze Zeit hier zu bleiben, bei der willkürlichen Herrſchaft, welche er über ſeine Sclaven ausübte, nicht fehlen, daß es zwiſchen beiden Anſiedlern bald zu ernſten Mißhelligkeiten kam. Als Beiſpiel der Launen des Herrn Hare mag hier nur angeführt werden, daß er ſeine Sclaven nach Geſchlechtern geſondert auf verſchiedenen Inſeln der Gruppen wohnen ließ und ein Gefängniß erbaute, in das er nach Belieben bald Frauen, bald Männer auf längere oder kürzere Zeit ſteckte. Fitzroy erfuhr, daß er ſich auf einem der Eilande einen großen Harem angelegt hatte und daß ſeine Sclaven hauptſächlich deshalb ſo erbittert gegen ihn waren, weil er ihnen Weiber und Kinder wegnahm. Da der Platz, worauf Roß' Wahl gefallen war, bereits durch Hare eingenommen wurde, begab er ſich mit den Seinigen nach dem Südſtrande der Gruppe, um hier ſeine Wohnſtätte aufzuſchlagen und nannte letztere New-Selima. Allein da einige Zeit darauf Hare ſich die Erlaubniß auswirkte, auf Bencoelen wohnen zu dürfen und bald darnach ſtarb, ſiedelte ſich Roß in der Nähe des Eingangs zum Hafen an.

Auf den Inſeln war nun Roß nach Abzug Hare's Herr und Gebieter; die Indianer, von Hare zurückgelaſſen, erklärte er für frei, wodurch dieſe ſich, da er ihnen auch ein Stück Land überließ, für die glücklichſten Menſchen hielten. In den nächſten drei Jahren wurden die Inſeln von keinem Schiffe beſucht und Mangel an Gegenſtänden europäiſcher Induſtrie fing an, ſich bemerkbar zu machen, eben ſo an Reis, den der Korallenboden nicht hervorzubringen im Stande war. Dies wurde die Veranlaſſung, daß man ein Fahrzeug von etwa 50 bis 60 Laſten, den jetzt noch vorhandenen Schooner, zu bauen ſich entſchloß. Das erſte Schiff, welches ſich nach drei Jahren ſehen ließ und von welchem Roß glaubte, das Eine und das Andere zu bekommen, war eine niederländiſch-oſtindiſche Brigg, vom Cap der Guten Hoffnung nach Batavia beſtimmt. Leider war am Bord des Schiffes eine ſchreckliche Hungersnoth, herbeigeführt durch eine längere als urſprünglich berechnete und durch mannigfaches Mißgeſchick verzögerte Fahrt, ausgebrochen. Die Frau und die Kinder des Capitains nahmen an dieſem bejammernswerthen Looſe Theil. Zu ihrer Rettung fand die geſammte Mannſchaft der Brigg auf den Keeling-Inſeln, was ihr mangelte. Dieſes zeigte Roß allzudeutlich, von wie großem Belang die durch ihn bewirkte Bevölkerung und Coloniſation dieſer Eilande werden mußten, und beſtimmte ihn, zuſammen mit dem Hange zur Abſonderung und philoſophiſchen Betrachtungen, hier mit den Seinigen ferner zu leben und ſeine Tage zu beſchließen. Eine ſittſame, freundliche und nette Frau, drei Söhne und zwei gute und ganz hübſche Töchter, die freilich gänzlich jeder Menſchen- und Weltkenntniß baar waren, machten ſeinen Hausſtand aus. Zwei dieſer Söhne waren ſchon vor dem Jahre 1847 auf den Inſeln verheirathet, von denen der eine aber bald darauf verunglückte; eine Tochter wurde die Frau eines Mannes aus einem anſehnlichen Handelshauſe in Batavia. Was weiter ſein häusliches Leben an-

betrifft, so scheint die Wirksamkeit eines Jeden geregelt gewesen zu sein, und für Fremde war Roß gastfrei und in hohem Grade zuvorkommend.

Die Zeit, die dem alten Manne nach Besichtigung und Anordnung der Arbeiten, denen sich die Bewohner unterziehen mußten, übrig blieb, verwandte er unausgesetzt dem Studium, theils zu seiner Erholung, theils zu seiner Vorbereitung für den Unterricht, den er seinen Genossen ertheilte. Die Bibliothek, mit Himmels- und Erdgloben ausgestattet, enthielt schon vor zehn Jahren mehr als Tausend Bände; viele darunter sollen von gutem Geschmack und von bedeutender Gelehrsamkeit zeugen; naturwissenschaftliche, geschichtliche, philosophische, mechanische und andere Werke sind reichlich vertreten, nur theologische nicht in dem Maße, wie man doch von einem Engländer, besonders von einem Charakter wie dem Roß', erwarten sollte.

Die Bevölkerung der Inselgruppe, die sich im Jahre 1844 bereits auf 162 Seelen belief und aus Europäern, Afrikanern, Javanen, Malaien, Arabern, Chinesen u. s. w. besteht, bedient sich vorzugsweise der malaischen Sprache, obwol sich auch fast ein Jeder in dem Idiom seiner Genossen auszudrücken im Stande ist. Außer den bereits schon oben angeführten theils hier heimischen, theils hierher gebrachten Pflanzen und Thieren, genügt die Cocospalme in den Haushaltungen reichlich den Bedürfnissen und dem bedeutenden Handel, den die Bevölkerung mit den Producten dieses wichtigen Baumes seit einer Reihe von Jahren treibt. Mit einem Dutzend von Booten werden von den verschiedenen Eilanden die Nüsse geholt, und man macht selbst von Zeit zu Zeit eine Fahrt nach der nördlich und in ziemlicher Entfernung von der Gruppe gelegenen, aber, wie schon erwähnt, zu ihr gehörenden kleinen Insel. Die herangebrachten Nüsse werden durch die Frauen geraspelt und durch Waschen und Auskochen ihnen das kostbare Oel entzogen.

Der Lohn wird einem Jeden täglich theilweise in Reis, theilweise in Bons ausgezahlt, die in Batavia von einem großen Handelshause eingelöst werden, wenn der Schooner im April und November das Oel hierher zu Markte bringt. Bei dieser Gelegenheit wird durch Roß und jetzt durch seinen Sohn eine große Menge Reis und andere Gegenstände eingekauft und stets auch soviel Gartenerde, als man in Batavia erlangen und in dem Fahrzeug unterbringen kann, von da nach den Inseln mitgenommen, behufs Vergrößerung und Verbesserung der schon vorhandenen oder Anlegung neuer Gärten. Daß die ganze Bevölkerung der Inseln diesen Zug nicht mitmachen kann, ist selbstredend, das Loos entscheidet, und für die Zurückgebliebenen kauft man auf Grund empfangener Aufträge allerhand Sachen, wie Baumwollenwaaren, Zimmermannsgeräthschaften u. a. m. Die Rückkunft des Schooners, der auch oft von Java aus neue Ansiedler für diese Eilande mitbringt, ist ein großer Festtag und wird durch Schmausereien und andere Festivitäten gefeiert.

Zur bessern Bequemlichkeit und größern Fabrication von Oel hatte Roß eine Windmühle bauen lassen, an der bis noch vor Kurzem die holländische Flagge wehte. Wenn auch schon nach den bestehenden Tractaten die Cocos-Inseln zu dem Kreise derjenigen Inseln des indischen Archipels gehörten, über welche die niederländische Regierung ihre Souveränetätsrechte auszuüben befugt ist, so wurde noch außerdem dieser kleine Staat Ende des Jahres 1841 oder am Anfange des darauf folgenden durch den Vicepräsidenten Mercus, der die Functionen eines General-Gouverneurs von Holländisch-Ostindien wahrnahm, mit Billigung des Gouvernements, unter den Schutz der niederländischen Flagge gestellt, ohne daß aber daraus für Roß und seine Gefährten irgend wie ein Vortheil erwuchs. Auf der Karte von Niederländisch-Ostindien, entworfen und gezeichnet von Derselben van Hinderstein und herausgegeben durch das Ministerium der Colonieen liest man in Betreff der Cocos-Inseln folgende Notiz: „Deze Eilanden, Als Van Ouds Nederlandsch Eigendom, Zijn In 1829, Uit Dien Hoofde, Weder Jn Bezit Genomen, En Maken Dus Een Gedeelte Uit Der Nederlandsche Bezittingen Jn Oost-Indie“ (diese Inseln, von Alters her niederländisches Eigenthum, sind 1829 dieserhalb wieder besetzt worden und machen somit einen Theil der niederländischen Besitzungen in Ostindien aus). Im April 1857 nun ankerte eine englische Corvette in der Bai der Inseln und da der junge Roß — der Vater, der ein hohes Greisenalter erreichte, ist inzwischen gestorben — die aufgezogene englische Flagge durch das Aufhissen der niederländischen Flagge aus den oben angeführten Gründen nicht begrüßen durfte, so begab sich der Capitän an's Land, händigte, nachdem er die nähern Umstände erfahren hatte, welche Roß abhielten, den üblichen Gruß zu erwiedern, demselben die englische Flagge ein und stellte somit die Inselgruppe unter den Schutz Großbritanniens. Ob der Capitän von Seiten seiner Regierung zu diesem Schritt autorisirt war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Ein berühmter Geograph der Neuzeit sagt bei Erwähnung dieser Occupation der Engländer: „Jedenfalls liegt der Besitznahme einer so kleinen Inselgruppe, welche unmöglich durch den Reichthum ihrer Erzeugnisse die Blicke Englands auf sich

ziehen konnte, ein wichtigeres Motiv zum Grunde. England muß bei dem jährlich zunehmenden Wachsthum seiner Colonien und Handelsverbindungen in dem Indischen und Stillen Ocean darauf bedacht sein, durch Anlegung von Zwischenstationen die directen Verbindungen der Colonien unter einander zu erleichtern. Eine solche Zwischenstation bilden aber die Cocosinseln mit ihrer trefflichen Bai. Denkt man sich eine grade Linie vom Cap der Guten Hoffnung nach der Sundastraße und eine gleiche von Ceylon nach dem Cap Leeuwin, der südwestlichsten Spitze des australischen Festlandes, gezogen, so liegen die Cocosinseln fast im Durchschnittspunkte beider Linien. Welche treffliche Lage für die vom Cap der Guten Hoffnung her durch die Sundastraße nach den chinesischen Meeren steuernden Schiffe, welche aus den auf den Cocosinseln anzulegenden Depots sich mit Steinkohlen versehen können, und gleicher Weise, welchen trefflichen Ruhepunkt bildet die Inselgruppe für den Telegraphendraht, welcher Ceylon mit Australien einst verbinden soll! Haben doch die Engländer bereits mit so glücklichem Erfolge sich in der Nähe der Holländer auf den großen und kleinen Sundainseln angesiedelt, warum sollten sie nicht ihre Oberhoheit über eine Inselgruppe erklären, auf welche die holländische Regierung ihr etwaiges Eigenthumsrecht durch gänzliche Nichtachtung und Nichtbenutzung gleichsam aufgegeben hat? Wie man auch das Verfahren der Engländer vom Standpunkte des Völkerrechts beurtheilen mag, so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen zu können, daß die bereits erhobenen Reclamationen der holländischen Regierung zu einem gütlichen Vergleich führen werden und die einmal aufgehisste englische Flagge zum Wohl des Handels auch ferner auf den Cocosinseln wehen wird."

Die

Pyramiden- und Todtenfelder Egyptens.

Von W. Reil.

Die Pyramiden von Gizeh, von Südost gesehen.

II.

Die Pyramiden von Gizeh und die Sphinx.

Diesen Namen führt eine Gruppe von drei großen und sechs kleinen Pyramiden, welche in grader westlicher Richtung von Gizeh auf dem steinigen Rande des Wüstenplateaus liegen. Die beiden größten von ihnen sind überhaupt die größten und am besten erhaltenen Pyramiden Egyptens und weithin sichtbar.

Wenn von Februar bis Juni das Wasser kein Hinderniß für den Besucher macht, so kann er von Gizeh aus direct in einer bis anderthalb Stunden zu den Pyramiden hinüberreiten; bei hohem Wasser aber, oder wenn zwar die Felder trocken, aber einige nicht überbrückte Canäle in der Nähe der Wüste noch voll Wasser und Schlamm sind, muß er einen weiten Umweg auf den Däm-

men machen, entweder rechts von Gizeh über die Brücken von Abukerdasch oder links von Gizeh bis zum Dorfe Schobrament; im ersten Falle nähert er sich von Norden, im zweiten von Süden her den Pyramiden.

Ich habe dem Besuche dieser Pyramiden fünf volle verschiedene Tage gewidmet und zwar in verschiedener Gesellschaft, von der die meines Freundes Dr. Brugsch unstreitig die lehrreichste war, weil sie besonders den Grabkammern gewidmet wurde. Eine andere Begleitung, die des Professor Unger, berücksichtigte die Wüstenflora und die Fauna an Eidechsen, Schlangen, Käfern und Fledermäusen. Ein anderer Tag wurde bloß mit Skizziren und Zeichnen verbracht: kurz Alles, was an, um und in den Pyramiden zu sehen und zu sammeln war, habe ich mit der besondern Vorliebe eines Dilettanten durchstöbert, so daß ich wegen meines öfteren Kommens den Beduinen des nahegelegenen Dorfes, diesen unvermeidlichen und nicht eben angenehmen Hütern der Pyramiden, eine bekannte Persönlichkeit geworden war, die ihnen hier und da nicht unwillkommen erschien, da ihnen durch meinen Eselbuben gleich anfangs mitgetheilt war, ich sei ein Hakim, ein Arzt. Was wurden mir da nicht manchmal für Gebrechen gezeigt, die ich heilen sollte!

Meinen ersten Besuch stattete ich diesen Pyramiden am 16. Januar 1858 ab. Zwar schon seit Mitte November ihnen so nahe, daß der erste Blick, den ich aus dem Fenster meines Hôtels in Altcairo nach Westen über die grüne Insel Rhoda warf, auf ihre von den Strahlen der Morgensonne vergoldeten Spitzen fiel, mußte ich doch meine Neugierde, sie in der Nähe zu sehen, zügeln, weil sich die Wasser noch nicht genug verlaufen hatten, um von Gizeh aus in grader Richtung zu ihnen zu gelangen. Der schöne sonnigwarme Morgen und die Erinnerung an die an diesem Tage gewiß in Schnee und Eis starrende Heimath, machten mir den Unterschied von dreiundzwanzig Breitegraden recht fühlbar; es war ein recht ruhiger und selbst für den egyptischen Januar ausnehmend heißer Tag, der es unbedenklich gestattete, im leichtesten Sommeranzuge durch die im üppigsten Grün prangenden Klee- und Weizenfelder zu reiten und sich im heißen Sande zu den Füßen der Sphinx auszustrecken. Meine Gefährten von der Partie, darunter auch eine Dame, waren ebenso heiter gestimmt als ich und als die Natur um uns, und selbst die kleinen Fatalitäten, die uns im Laufe des Tages betrafen, waren nicht im Stande, unsern guten Humor dauernd zu verscheuchen.

Schon an der Ueberfahrtstelle des jenseitigen Niluser in Gizeh lauerten zwei junge Beduinen erwartungsvoll, ob wir den Weg nach den Pyramiden einschlagen würden, um sich dann unser gleich zu versichern und so ihren Kameraden zuvorzukommen. Das unmittelbar unterhalb der Pyramiden auf der Grenze des bebauten Landes und des sandigen Wüstenstrichs gelegene Dorf wird nämlich von Beduinen bewohnt, welche aus dem äußerst zahlreichen Besuche der Pyramiden eine Art Revenü ziehen. Die Regierung hat sie gewissermaßen zu Hütern dieser Denkmale und zu privilegirten Fremdenführern gemacht, auch ihnen eine Art Taxe vorgeschrieben, nach welcher sie ihre Dienstleistungen beim Besteigen und beim innern Besuche der Pyramide sich bezahlen lassen sollen. Natürlich wird diese Taxe auf das Exorbitanteste überschritten, wobei die alberne Freigebigkeit der Engländer die verführende Hauptursache abgibt. Die Beduinen oder vielmehr ihre Scheichs sind dagegen auch für die Sicherheit der besuchenden Personen und deren Eigenthum verantwortlich. Sobald die Wege zu den Pyramiden im ersten Frühjahr praktikabel werden, lauern die Beduinen auf die Besucher und laufen ihnen oft bis nach Gizeh entgegen, indem sie in einem schauerlichen Gemisch von Englisch, Französisch und Italienisch ihre Führerdienste und aus ihren Leinwandbeuteln im Busen die famosen „Antiken" zum Kauf anbieten.

Kaum hatten wir den Getreidemarkt und Bazar von Gizeh durchritten und waren in die schmale Gasse eingebogen, welche aus dem Dorfe hinaus zu dem Damm nach den Pyramiden führt, als die Beduinen ihrer Opfer gewiß sich an mich machten. Gewiß war es ein sehr glücklicher Umstand für sie, daß sie mir beide, der eine links, der andere rechts neben meinem Esel hertrabend, unter dem Namen Antiken flachrunde Gegenstände anboten, die ich zu meiner großen Freude und Ueberraschung als versteinerte Seeigel, Spatagnus, erkannte. Damit hatten sie mein naturhistorisches Sammelherz dermaßen gewonnen, daß ich ihnen nicht nur diese „Antiken" für vier Piaster das Stück abkaufte (später habe ich sie freilich billiger bekommen), sondern sie für diesen Tag zu meinen Leibbeduinen ernannte. Sie hießen Abdallah und Mohamed, wie tausend andere Araber, und blieben mir auch bei allen spätern Besuchen der Pyramiden treu und als dienstbare Adjutanten attachirt.

Der grade Weg nach den Pyramiden führt von Gizeh aus eine kleine Strecke auf einem Damm im Schatten von Acacia nilotica und Tamarix gallica nilaufwärts bis zu einem unbedeutenden Dorf, von da aber rechts durch eine Dattelpflanzung und nun grade in die Aue hinein. Auf halbem Wege liegt ebenfalls von Dattelpalmen umgeben

ein Beduinendorf, das wir umritten, und dann eilten wir dem nächsten und letzten Dorfe zu. Schon hier kamen uns mehrere Beduinen als Führer entgegen und in der Nähe des letzten Dorfes lagerte ein ganzer Trupp auf unserm Wege. Nicht gering aber war unsre Ueberraschung, als wir entdeckten, daß dieser Trupp durch einen breiten und schlammigen Canal von uns getrennt wurde, der unsern bis dahin ganz trockenen Weg kreuzte. Zwar hatten wir uns nicht nur in Gizeh, sondern auch unterwegs bei Abdallah und Mohamed erkundigt, ob „Mojeh," Wasser, uns den Weg etwa versperrte, aber die Kerle hatten klug genug diese Frage verneint, weil sie keinen Umweg machen und Etwas verdienen wollten. Nachdem wir eine kurze Berathung gepflogen, ob wir einen Umweg von ungefähr einer halben Stunde um den Canal herum machen oder uns durchtragen lassen sollten, entschlossen wir uns der Neuheit der Sache wegen für das Letztere. Ich stieg zuerst ab, wurde im Nu von meinen beiden Adjutanten auf ihre Schultern gehoben und durch die nur zwei Fuß tiefe und zwanzig bis dreißig Schritt breite Lache getragen und drüben wohlbehalten abgesetzt. Da hatte ich denn Muße, meine Leidensgefährten ebenfalls herüberschaffen zu sehen, und ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben nicht so gelacht habe, als über den Anblick, der sich mir bot. Um ihre schneeweißen Burnuse beim Durchwaten des schwarzschlammigen Wassers nicht zu beschmutzen, hatten sich die Beduinen in der Weise aufgeschürzt, daß sie dieselben förmlich über Hals und Schultern geschlungen trugen; da sie aber außer diesem Burnus und dem rothen Tarbusch auf dem Kopfe kein Kleidungsstück weiter am ganzen Körper hatten, so waren sie in dieser Draperie ihres Costüms von den Armen abwärts nicht im Entferntesten unsern Voreltern des Paradieses vor dem Apfelbiß unähnlich. Einer der kräftigsten Burschen hob ohne weitere Umstände die Dame vom Esel, nahm sie, wie man ein Kind zu tragen pflegt, trotz der widerstrebendsten Faltenbildung ihrer Crinoline auf die Arme und trug die sprachlos Erröthende zu mir herüber, wo er sie sanft in den Klee hinabgleiten ließ. Nicht minder lächerlich war der Aufzug meiner beiden männlichen Gefährten, von denen der Eine rittlings auf dem Nacken eines Beduinen saß, dessen Kopf zwischen seinen Schenkeln haltend und lustig den Stock schwingend, während der andere minder beherzt und mit einem wahren Armensündergesicht sich nur mühsam auf dem Rücken eines andern Arabers in Balance erhielt. Nach vielem Ziehen, Schreien, Toben und Schlagen hatten die Eseltreiber auch die störrischen Esel durch das Wasser getrieben, wobei leider der den Damensattel tragende eine Zeitlang im Schlamme stecken blieb und sich herumwälzte. Mit Hülfe von etwas grünem Klee wurde er so ziemlich wieder gereinigt, um seine zarte Last ohne Schaden für die Kleider aufnehmen zu können. Daß die Beduinen für ihre uns beim Durchtragen durch das Wasser gespendete Hülfe die unverschämtesten Forderungen machten und sich gar nicht über unsre angebliche Knickerei beruhigen wollten, versteht sich von selbst. Sie sind eben wie alle Araber, oder noch schlimmer: je mehr man ihnen gibt, um so unverschämter schreien sie, bis sie sehen, daß man allenfalls mit der Nilpferdpeitsche umzugehen versteht.

In gestrecktem Galopp ging's nun die kurze Strecke bis zum letzten Dorfe über einen weniger humusreichen, schon etwas sandigen und mit niedrigen blaublühenden Lupinen bedeckten Boden weiter, dann um das Dorf herum und auf den noch ungefähr tausend Schritt entfernten Felsabhang los, auf dem die Pyramiden thronen. Auf dieser letzten Stelle hemmt aber plötzlich eine lang sich hinstreckende Düne von fußhohem Wüstensand die Schritte der Esel und man hat Zeit, den Eindruck in sich aufzunehmen, den die merkwürdigsten Bauwerke der Welt in der Nähe machen.

Die von allen Besuchern der Pyramiden gemachte Beobachtung drängte sich auch mir auf, daß dieselben nämlich aus der Ferne gesehen, etwa von dem mittleren Dorfe an, viel größer erscheinen als später, daß sie immer mehr an Größe abzunehmen scheinen, je näher man dem Felsen kommt, auf dem sie stehen, daß Einem ihre riesigen Dimensionen aber erst dann wieder zum Bewußtsein kommen, wenn man dicht vor einer von ihnen steht und zu ihrem Gipfel hinaufzuschauen sucht.

Von jener Sanddüne aus bemerkt man zahlreiche größere und kleinere Löcher in der Felswand; es sind die in den Fels gehauenen Grabkammern, die den übernachtenden Reisenden und einzelnen Beduinen oft zum Nachtquartier dienen. Dicht an dieser schräg ansteigenden Felswand angekommen, sind die Pyramiden nicht mehr zu sehen. Der Weg windet sich über Schutt, Geröll und Sand etwas nach rechts in die Höhe, vor dem überraschten Auge öffnen sich rechts und links zahlreiche Grabschachte, deren früherer Inhalt in Form von Gebeinen, Schädeln und Mumienleinwand den Boden bedeckt; jetzt betritt der Fuß wieder den festen Felsen und mit jedem Schritt hebt sich die Spitze der großen Pyramide am nahen Horizonte empor, bis sie in ihrer ungeahnten massenhaften Größe vor uns steht. An dem mächtigen mannshohen

Eckblock ihrer Nordostecke machten wir Halt und verließen unsre Thiere.

Man braucht keinen Plan des Pyramidenfeldes in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß auch beim Erbauen dieser Pyramiden sorgfältig auf die passende Wahl und Benutzung der natürlichen Oertlichkeit Rücksicht genommen wurde. Ein kurzer Rundgang um die Nord- und Ostseite der großen Pyramide belehrt uns, daß der Felsrücken der Wüste, auf dem sie stehen, nicht unbeträchtlich, fast halbinselartig in die Ebene vorspringt. An seiner nordwestlichen Ecke tritt die sandige Ebene viel weiter zurück, so daß sich hier die Wüste erst allmälig hügelartig erhebt, während der Fels im Norden und Osten steil vor den Pyramiden abfällt; gegen Süden verflacht er sich zu einem schmalen muldenförmigen Thale, welches an seiner südlichen und südöstlichen Grenze abermals von steilen Wänden umschlossen ist, deren äußerster östlicher Ausläufer jene Thalsenkung hakenartig einengt. So war eines Theils für eine imposante und fernhin sichtbare Stellung der Baudenkmale gesorgt, anderen Theils die Herbeischaffung des Materials erleichtert, zu welchem Zwecke zwei mächtige Steindämme aus der Aue nach dem Felsenplateau erbaut wurden, deren Rudera noch deutlich vorhanden sind und die ich später beschreiben werde.

Aber auch die Stellung der drei größten Pyramiden konnte dem gegebenen Terrain nach gar keine andere sein; da die erste sehr nahe am nördlichen Rande des Felsenvorsprungs erbaut wurde und die größte Dimension des Plateaus von Nordost nach Südwest gerichtet eine Diagonale in der ideellen Grundfläche des Pyramidenfeldes bildet, so mußten die beiden übrigen Pyramiden auch in der Richtung dieser Diagonale erbaut werden. So stehen sie auch wirklich, wenigstens trifft die Linie, welche von der Nordostecke der großen Pyramide zu deren Südwestecke gezogen wird, in ihrer Verlängerung wieder genau auf die Nordostecke der zweiten Pyramide und die dritte Pyramide weicht nur in sofern von dieser Richtung ab, als eine entsprechend in ihre Grundfläche gezogene Linie nach Osten zu auf einige 50 Schritt parallel mit jener Verlängerungslinie läuft. Während nun die erste und die dritte Pyramide auf dem natürlichen glatten Felsen errichtet sind, machte die zwischen beiden befindliche Erhebung des Felsens es nöthig, daß an der Stelle, wo die zweite Pyramide thront, der Felsen zu einem an einzelnen Stellen 20 bis 30 Fuß tiefen Hofraum mit senkrechten Wänden künstlich ausgearbeitet und abgetragen wurde.

Die 6 kleineren Pyramiden liegen so vertheilt, daß drei von ihnen parallel mit der Ostseite der ersten großen Pyramide stehen, und zwar beginnt die erste von ihnen gegenüber der Mitte dieser Seite. Drei andere befinden sich sehr nahe und parallel mit der Südseite der dritten südlichsten der großen Pyramiden. Alle die vielen anderen pyramidal beginnenden Steinbauten auf dem Pyramidenfelde sind nicht etwa zerstörte Pyramiden, sondern die oberirdischen Decken von Grabkammern.

Das Material, welches den jetzt allein sichtbaren Kern aller Pyramiden bildet, besteht aus dem äußerst festen Numulitenkalkstein der arabischen Gebirgsseite, der Steinbrüche von Thora, Massarah und des Mocattam. Jeder Steinblock, aus welchem die einzelnen Stufen bestehen, ist 3 — 4 Fuß hoch und ungefähr eben so viel lang und breit. Wie die griechischen Geschichtschreiber uns mittheilen und wie man aus der noch platten Spitze der zweiten Pyramide erkennt, waren ursprünglich die Steinabsätze durch Steinprismen ausgeglichen und durch einen besonderen Ueberzug in eine einzige glatte Fläche verwandelt. Herodot, welcher Egypten ungefähr im Jahre 460 vor Christo, während der Besetzung durch die Perser, besuchte, wo also die Pyramiden schon 1600 Jahre standen, sagt II, 124 ausdrücklich, daß die große Pyramide aus geglätteten wohlgefügten Steinen bestehe, und Philon von Byzanz, welcher wohl jünger als Plinius der Aeltere ist, sagt in seinem Werke über die sieben Weltwunder, daß der ganze Bau der Pyramide so gut gefügt und geglättet gewesen sei, daß er wie aus einem einzigen Steine zusammengewachsen schiene; auch habe man Steine von verschiedenen Farben: weiße, schwarze, rothe, blaue, gelbliche mit einander abwechseln lassen. Aus einer Stelle desselben Autors geht noch hervor, daß man auch schon damals die Pyramide habe besteigen können, wahrscheinlich an einer absichtlich dazu eingerichteten Kante, denn er sagt: die Länge des Hinaufsteigens ermüde gleich einer Reise und das Stehen auf der Spitze verdunkle durch Schwindel die Augen des Hinabschauenden.

Vor den Seiten besonders der beiden größten Pyramiden haben sich durch Zerbröckelung des ursprünglichen Mantels und der Steine selbst hügelartige, an die Flächen der Pyramiden ansteigende Erhebungen angehäuft, welche die untersten Stufenreihen bedecken und namentlich an der Nordseite der großen Pyramide, wo man den Eingang suchte und fand, sehr beträchtlich sind.

Um in die Beschreibung des Pyramidenfeldes eine gewisse Ordnung zu bringen, werde ich mit den Pyramiden beginnen, sodann die Grabkammern besprechen und mit der Sphinx schließen. Die Eindrücke, welche die eigene öftere Anschauung in mir zurückließ,

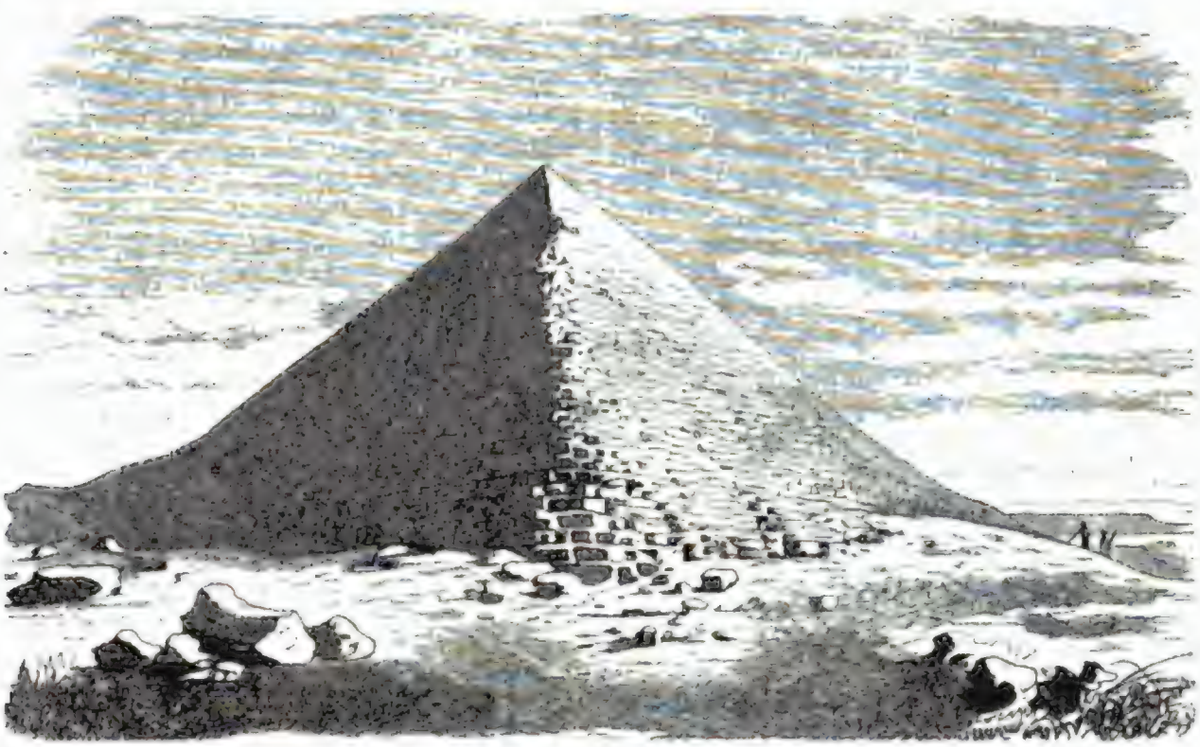
werde ich vielleicht nicht vermeiden können, hier und da zu ſchildern, doch hoffe ich dadurch der Lebendigkeit und Deutlichkeit keinen Abbruch zu thun.

Die erſte nördlichſte und größte Pyramide führt nach ihrem angeblichen Erbauer auch den Namen des Cheops. So berichtet Herodot, und wenn Diodor den Erbauer Chembis, Chemnis, die arabiſchen Quellen Saophis, Suphis nennen, ſo ſind dieſe Namen doch nur als Varianten des hieroglyphiſchen Namen Schuf oder Chufu anzunehmen, den man auf einzelnen Werkſtücken im Innern der Pyramide und in einigen Gräbern bei ihr findet. Ueber das wahrſcheinliche Alter derſelben werden wir wohl nie in's Klare kommen; hier genügt die Angabe Wilkinſon's, welcher ihre Erbauung um's Jahr 2123 vor Chriſto feſtſetzt. Bekannt ſind ferner die Mittheilungen Herodot's, daß ſie 20 Jahre bis zur Vollendung gebraucht und daß auf der Außenwand Notizen über die Maſſe von Nahrungsmitteln verzeichnet ſtanden, welche die Arbeiter während des Baues verzehrt hatten.

In Bezug auf die Höhe hält man bekanntlich die Pyramide des Cheops für das höchſte menſchliche Bauwerk der Welt; um darüber zu entſcheiden, bedarf es nur einer Vergleichung der bekannten Höhen von Thürmen mit den genaueſten Meſſungen der Pyramide. Sie iſt ſehr oft und auf verſchiedene Art gemeſſen worden und es iſt nicht ohne Intereſſe, die von den älteſten Zeiten an bis in dieſes Jahrhundert angegebenen Maße, wie ſie Parthey, a. a. O. S. 106 anführt, mitzutheilen. Danach fand

						Par. Fuß. (red.)
Diodor	im Jahre		60 v. Chr.	die Höhe		445
Plinius I.	„	„	60 n. Chr.	„	„	443
Abd-allatif	„	„	1197	„	„	441
Greaves	„	„	1638	„	„	433
Gemelli Carreri	„	„	1690	„	„	430½
Pococke	„	„	1738	„	„	425½
Nouet	„	„	1799	„	„	421½

Dieſelbe Höhe hat ſie noch jetzt. Dieſe verſchiedenen Angaben beruhen weder auf einem Rechenfehler noch auf Meßverſchiedenheit, ſondern auf der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zunehmenden Verkleinerung der Pyramide durch Verluſt an der Spitze. Aus der noch jetzt leicht meßbaren Länge jeder Seitengrundfläche, welche 716 Fuß betrug, und dem Kantenwinkel von 51° 33′ hat man die perpendiculare Höhe inclusive der jetzt fehlenden Spitze auf 451 Fuß berechnet. Dann wären allmählig gegen 30 Fuß perpendiculäre Höhe verloren gegangen, angenommen, daß die Pyramide in eine wirkliche Spitze auslief, was wohl zu bezweifeln iſt; gewiß befand ſich gleich anfangs eine wenn auch ſchmale Plattform oben, ebenſo wie gegenwärtig auf der zweiten Pyramide, welche an der Spitze ihre Bekleidung trägt. Auch die Breite der Plattform iſt von den älteſten Zeiten an gemeſſen worden. Diodor gibt ſie zu 6 egyptiſchen Ellen oder 9½ Par. Fuß, Plinius I. zu 15 römiſchen Fuß = 12½ Par. Fuß an. Somit wäre in dieſem Zeitraume von 120 Jahren die Plattform um 3 Fuß



Die große Pyramide des Cheops, von Nordoſt geſehen.

auf jeder Seite breiter geworden, hätte also wahrscheinlich zwei ganze Stufenlagen verloren, da auch die Berechnung der senkrechten Höhe einen Verlust ergibt. Abdallatif schickte einen Diener auf die Spitze und ließ die Fläche oben vermittelst dessen Turban nehmen; er fand jede Seite 10 Ellen oder 16½ par. Fuß. Bis jetzt bestand aber noch die glatte Bekleidung. Greaves jedoch, 1638, also nach 500 Jahren, fand die Bekleidung nicht mehr und jede Seite der Plattform 12½ Par. Fuß breit, eben weil die Bekleidung nicht mehr wie früher, mitgemessen werden konnte. Im Jahre 1690 gab Carreri die Fläche zu 16 Fuß im Quadrat an, also fehlte wieder bedeutend; Pococke fand 50 Jahre später 24 Fuß und Nuet 1799 30 Fuß. Gegenwärtig hält die Fläche auf jeder Seite 32 Fuß, nimmt also einen Flächenraum von 1024 Quadratfuß ein.

In dem Zeitraume, welcher zwischen Abdallatif, 1107, und Greaves, 1638, liegt, hat also die Pyramide am beträchtlichsten verloren, indem sowohl die Spitze in größerer Ausdehnung abgebrochen, als auch die Granitbekleidung gänzlich während desselben entfernt wurde. Dieser Zeitraum entspricht aber auch dem Zeitpunkte, wo die Bauten der Chalifen in Fostad und Cairo begannen oder im besten Ausführen begriffen waren, und zu ihnen wurden die den Pyramiden gestohlenen Steine fast ausschließlich benutzt.

Später soll es ein gewöhnlicher Scherz der Beduinen gewesen sein, zu Ehren der Besucher ganze mächtige Steincuben oben an der Spitze loszuhebeln und mit Donnergetöse die 203 Stufen herabtanzen zu lassen! Dabei mag auch mancher Riß in den Stufen und manche Lücke an der Spitze entstanden sein. Diese gefährliche und vandalisirende Spielerei ist aber schon seit Mehemet-Ali verboten und wird nicht mehr ausgeführt.

Halten wir uns nun an die letzte und sicherste Höhenmessung von 421 Fuß und vergleichen damit die Höhe der bedeutendsten Thürme inclusive ihrer Kreuze und Rosetten auf der Spitze, nämlich:

der Kathedrale zu Antwerpen mit	447	Par. F.
des Münsters zu Straßburg „	440	„
„ St. Stephan zu Wien „	415½	„
„ St. Peter in Rom „	405	„
„ Münster in Freiburg „	365	„
„ St. Paul in London „	326½	„
„ Doms in Magdeburg „	315	„
„ rothen Thurms in Halle „	268	„

so finden wir, daß allerdings die beiden zuerst aufgezählten Thürme höher sind, als die Pyramide jetzt ohne Spitze, daß sie aber der früheren Höhe mit unversehrter Spitze um 3 — 10 Fuß nachstehen. Noch weiter blieben die anderen Thürme zurück. Zugleich sei hier erwähnt, daß nach angestellten Berechnungen die Grundfläche der Pyramide einen Raum von mehr als 21 preußischen Morgen einnimmt, daß sich auf ihr die Grundflächen der 6 größten Kirchen Europa's verzeichnen lassen, daß ferner ihr cubischer Inhalt nach Joward: 74,760,602, nach Coutelle 78,669,305 Cubikfuß beträgt und daß man nach Joward aus ihrem Material eine Mauer erbauen könne, die bei 6 Fuß Höhe und 1 Fuß Dicke ganz Frankreich eingürten würde, dessen Umfang 600 geographische Meilen beträgt!

Wie hätte ich wohl als ein ganz gesunder und schwindelfreier Mensch der Versuchung widerstehen können, die Pyramide zu ersteigen. Thun es doch alljährlich Hunderte von Besuchern und bestimmt ein Fünftel davon sind Damen! Diese Besteigung ist, wenngleich bei eigener Unbeholfenheit etwas ermüdend, doch durchaus nicht gefährlich, da die Stufen 1½ — 2 Fuß breit und vollkommen fest sind und die Aussicht ist ebenso lohnend als die Erinnerung, auf der Pyramide des Cheops gestanden zu haben, das Herz mit einem verzeihlichen Stolz erhebend. Ich lasse die Beschreibung meiner Besteigung, welche ich am ersten Besuchstage bei der Pyramide ausführte, ebenfalls nach meinem Tagebuche folgen, wie ich sie am Abend noch unter der größten Frische des gehabten Eindruckes niederschrieb.

Meine beiden Leibdiener Abdallah und Mohamed, die immer auf den nächst höheren Stufen voranschritten, hielten mich bei den Händen, zwei andere Beduinen halfen an meinem Rückentheile schiebend nach, besonders bei den größeren Stufen, während ich selbst, so lange es die Elasticität meiner Gelenke hergab, durch einen Schwung mich hinaufbeförderte. Anders läßt sich die Sache nur sehr mühsam in's Werk stellen, denn da die einzelnen Stufen bis über den Unterleib reichen, so kann man sie nicht wie eine Treppe hinaufgehen, sondern man müßte, sich mit den Händen erst darauf stützend, turnermäßig sich darauf schwingen, oder, wie manche Besucher thun, einen kleinen Sessel mitnehmen, der die Stufen um die Hälfte erniedrigt. Jedenfalls ist aber diese Methode höchst langweilig. Munter ging die Reise beim tactmäßigen Ziehen, Heben und Singen meiner Beduinen immer auf oder dicht neben der Nordostkante der Pyramide in die Höhe. Nach ungefähr 50 Stufen wurde einen Moment gerastet, den ich benutzte, um den mir nachspähenden Begleitern am Fuße der Pyramide zuzujauchzen; noch erlaubte nämlich meine Lunge eine solche Extratour; aber unaufhaltsam eilten die Beduinen mit mir weiter. Etwas über der halben Höhe ist die Pyramidenkante

ziemlich 5 Fuß tief ausgebrochen und bildet daſelbſt einen höhlenartigen Ruhepunkt, den ich nach Weiſung meiner Führer zu einer abermaligen Erholung benutzte, wobei ſie meine Schenkel und Waden rieben und drückten. Ein zehnjähriger Knabe, der nachgeklettert war, bot mir die Kulle mit Nilwaſſer, um den trocken gewordenen Mund auszuſpülen, nicht ohne nachher ſofort ſein ominöſes Bakſchiſch zu flöten; ein anderer Beduine offerirte ſein Meſſer, damit ich meinen Namen zu den tauſend anderen Namen früherer Beſucher dieſes Ruhepunktes in den Kalkſtein ſchneiden ſollte, und Alle benutzten dieſe Raſt, um mir mit großer Geläufigkeit auf engliſch auseinanderzuſetzen, daß ich ihnen doch ja noch ein Extrabakſchiſch geben möchte, denn das mit dem Scheich verabredete Bakſchiſch (5 Franc) behielte dieſer doch für ſich, ſo ſehr er mir auch das Gegentheil verſichert und es zur Vertheilung an ſie beſtimmt erklärt hätte. Ich ließ mich von allen dieſen Offerten nur auf die erſte ein, d. h. ich ſpülte mir den Mund aus und gab dem Jungen 10 Para dafür, reſüſirte das Meſſer und bedeutete den übrigen, ich würde ihnen nicht eher etwas geben, als wenn ich oben wäre. Dann entledigte ich mich der Hitze und der Beſchwerde beim Steigen wegen auch meiner Weſte, — den Rock trug ſchon ein Beduine — und das Klettern ging weiter. So gut aber wie bisher wollte es freilich nicht mehr gehn; meinen vom zweiſtündigen Eſelritte ſteifen Kniegelenken wollten die häufigen ſtarken Flexions- und Extenſionsbewegungen gar nicht mehr behagen, es wurde mir ſehr warm und kurzathmig und ich ließ mir die ziehende und ſchiebende Hülfe der Beduinen unbewußt und abſichtlich mehr gefallen als vorher. Noch ehe die Spitze erreicht war, mußte ich noch einmal Halt machen, um Athem zu ſchöpfen. Die Kerle laſſen Einem nämlich gar keine Zeit zum Ausruhen, man muß hinauf, man mag wollen oder nicht, denn ſie können ſich gar nicht denken, daß man ungewohntere Lungen hat, als ſie ſelbſt. Ein Blick, den ich hinunter in die ſchon beträchtliche Tiefe that, belehrte mich, daß mein Blut noch viel zu ſehr in Aufregung war, um, ohne Schwindel zu bekommen, etwas von der Ausſicht zu profitiren. Die Beduinen trieben zur Eile und ſo ermannte ich mich denn und war nach einigen 30 andern Stufen oben auf der Spitze, aber ſo erſchöpft, daß ich mich, ohne mich umzuſehen, ſofort auf den Rücken warf auf die von der Sonne erhitzten Steine, mich mit meinem Rock und Tuch bedecken ließ und alle Viere von mir ſtreckte, wie ein Froſch. Das Blut ſauſte mir von der Anſtrengung der letzten Tour in den Ohren und Schläfen, ich ſah Funken vor den Augen, das Herz hämmerte ungeſtüm und ich war gegen Alles ſo gleichgültig, daß mich weder das Bakſchiſchmurmeln der Beduinen, noch ihr Waſſeranbieten irritirte und ich ihr Muskelkneten ruhig geſchehen ließ, ſo unangenehm es mir auch war. — Allmählig beruhigte ſich mein Blut, ich erhob mich und ſah nun, daß ich grade vor den Füßen einer blaubebrillten blondlockigen, aber nicht mehr in den dreißiger Jahren befindlichen Engländerin gelegen hatte, die damit beſchäftigt war, ihre Gefühle und Gedanken ihrem Album einzuverleiben! „Murray's Egypt“ im rothen Einbande lag neben ihr. Um mich in ihrer Nähe nicht zu erkälten, beeilte ich mich, einen behaglichen Platz zwiſchen den auf der Fläche noch herumliegenden großen Steinblöcken aufzuſuchen, kleidete ich mich an und befriedigte meine vier Quälgeiſter durch Spenden eines Bakſchiſch, deſſen Betrag ſie natürlich ſo unter aller Würde niedrig fanden, daß ſie ihn mit ſcheinbarer Entrüſtung an die Erde warfen. Dies Maneuvre war mir jedoch nicht neu; ich ſteckte mein Geld ruhig wieder ein und erklärte ihnen zu ihrem großen Verdruß: nun würden ſie erſt unten Geld erhalten und zwar noch weniger, ſollte ich auch bis zum Abend oben bleiben. Das half! Von dem Augenblick an waren ſie gefügig und ließen mich nicht nur in Ruhe, ſondern ſuchten auch durch andere Aufmerkſamkeiten mich günſtig für ſie zu ſtimmen. Köſtlicher hat mir aber wohl ſelten ein Trunk geſchmeckt, als jetzt das warme, ſchlammige Waſſer aus des Beduinenjungen ſchmutziger Kulle!

Obgleich ich nicht allein auf der Spitze war, ſondern eine Geſellſchaft von Engländern ſchon oben war und Ruſſen und Franzoſen folgten, ſo daß halb Europa einträchtiglich da oben vertreten war, ſo kümmerte ich mich doch nicht mehr weiter um ſie, ſondern ſchwelgte, während die Beduinen ruhten, in dem ungeahnten Genuſſe der vom reinſten Wetter begünſtigten Fernſicht.

Da ſtand ich denn auf dem älteſten Bauwerke der Welt, 420 Fuß über dem Erdboden und auf einer ſo ſichern Baſis, daß jeder Gedanke an Schwindel vergehen mußte, ſelbſt wenn ich dicht an den Rand trat; denn ich überſah ja Stufe für Stufe von den 200 Steinlagen bis hinunter auf die letzte. Mein Blick ſchweifte aber zunächſt in die Ferne; grade über von Oſten anfangend, ließ ich die Gegend wie ein Panorama an meinem Auge vorübergehen.

Am öſtlichen Horizonte erhob ſich das Mocattamgebirge, unter ihm die Citadelle mit der Alabaſtermoſchee Mehemet Ali's und die Stadt Cairo mit ihren Hunderten von Minarets, an welche ſich links Bulak, rechts unter den mit Windmühlen bekränzten Hü-

geln Altcairo und diesseits Gizeh anschließen; ferner weiter nach Süden zu die Steinbrüche von Thora, mit welchen der arabische Gebirgszug abzuschneiden scheint. Von Südost gegen Süd überschaute ich die Stätte, wo einst Memphis stand, jetzt durch einen dichten Dattelpalmenwald bezeichnet, daneben erhoben sich die Stufenpyramide von Sakarah und die Pyramiden von Abusir und Daschur, die bei der großen Reinheit der Luft von meinem Standpunkte aus in einer Stunde erreichbar schienen. Den weiten Raum von ihnen an bis Norden, also den ganzen südlichen, westlichen und nordwestlichen Horizont nahm die unendliche, hügelige, in allen Nüancirungen der gelben, grauen und braunen Farbe schimmernde libysche Wüste ein, die, hier am Fuße der großen Pyramide beginnend, als Sahara bis fast zu den Säulen des Hercules reicht. Ihre Thäler und Hügel, Einschnitte und Erhebungen, Sanddünen und Felsenkuppen unterscheiden sich von dieser Höhe gesehen nicht der Gestalt, sondern mehr der Farbe nach: ein trostloser, schauerlicher Anblick. Im Nordwest begrenzte ein steil abfallender Bergkegel — derselbe, auf welchem die Pyramidenreste von Aburoasch stehen, die Wüste, die sich hinter ihm verflacht und eine mehr nach links, westlich, gewendete Richtung einschlägt, indem sich hier das Nilthal wesentlich verbreitert und die Spitze des Delta zu bilden beginnt. Zwischen Nordwest und Nordost überblickt man Nichts als grünende Landschaft mit unzähligen Ortschaften, dunkle Sykomorengruppen und einzelne Dattelwaldungen. Hie und da blickt der Nil, den eine zahllose Menge weißer dreieckiger Segel belebt, gleich einem Silberstreifen hindurch, und das Wasser der vielen Canäle und der von der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Lachen bringt eine angenehme Abwechslung in die Scenerie, die, was Farbe anbelangt, sich nur in Grün auf der bebauten und Gelbgrau auf der wüsten Seite nüancirt.

Von der Ferne wendete ich nun den staunenden Blick auf die nähere Umgebung. Die regelmäßigen in verschiedenen Farben abwechselnden Felder der bebauten Aue erinnern lebhaft an heimische Gefilde; wirklich prachtvoll präsentirt sich besonders das Hellblau der großen Flächen blühenden Flachses, während alles andere Feld fast ausschließlich Grün zum Grundton hat. Burgartig erheben sich die Beduinendörfer aus den Feldern und gegen Norden zeichnen sich die weißen Gemäuer der hohen Bogenbrücken scharf vom Grün der Umgebung ab, von welchen die Geschichte erzählt, daß sie von Chalifen aus zerstörten Monumenten eigens dazu erbaut wurden, um die den Pyramiden entnommenen Steine zum Bau von Moscheen und Palästen hinüber nach Cairo zu bringen. Hier verloren auch die Mamlucken ihre letzte Schlacht gegen Mehemet Ali, um auf ewig unterzugehen.

Dicht unter mir um den Fuß der Pyramiden, besonders im Westen und Osten der großen, auf der ich stand, heben sich aus dem gleichfarbigen Sand und Fels die Conturen der zahllosen Gräber in regelmäßigen Reihen deutlich ab; auch die drei kleinen Pyramiden am Ostrande der großen sehen nicht anders aus; sie verschwinden gegen die Masse der beiden andern, während die zweite Pyramide der ersten, auch von dieser Höhe gesehen, an Größe Nichts nachzugeben scheint. Scheinbar gleich unter der Südostseite der Pyramide lag der riesenhafte Körper der Sphinx, das ruhige Steinantlitz gen Osten gerichtet.

Die Menschen schienen mir wie Würmer am Fuß der Pyramide zu krabbeln und die Züge der Kameele sahen aus wie eine Reihe hochbeiniger Wüstenameisen.

Daß, wie die Reisebeschreibungen sich gewöhnlich auszudrücken pflegen, die Weltgeschichte vor dem ausgebreitet zu liegen scheint, der auf der Pyramide steht, dieser Gedanke erfaßte unwillkürlich auch mich. Stehend auf der vier Jahrtausende alten Grabstätte eines mythischen Königs, die das größte und höchste Baudenkmal der Erde trägt, erbaut aus Kalkblöcken, deren jeder Tausende fossiler Schalthiere in sich birgt, sah ich unter mir die meilenlang nach Süden sich hinstreckenden Gräber einer urhistorischen Zeit, gegen Norden die Brücken, welche 3000 Jahr später dazu gedient hatten, die zerstörten Pyramiden nach Cairo zu schaffen, sah im Osten die Schutthügel der vor 900 Jahren zerstörten und verlassenen Stadt Fostad, sah die Baureste der Chalifen in Cairo und ihre wie der Mamlucken Kuppelgräber! Hier, zwischen den Pyramiden und dem Nil war es auch, wo Bonaparte die Schlacht an den Pyramiden gegen die Mamlucken gewann und dort auf der Citadelle von Cairo schaute 1811 Mehemet Ali der von ihm befohlenen Vernichtung der Mamlucken zu. Wie unendlich groß war nicht der Zeitraum, dessen Denkmäler ich an den Pyramiden bewunderte und in den modernsten Erfindungen der Neuzeit gleichzeitig erblickte; denn während ich einige Numuliten aus dem Kalksteinblock oben auf der Spitze, auf dem ich saß, loszubrechen bemüht war, trug mir der Wind den Donner der Kanonen zu, welche der Vicekönig zu Cairo abfeuern ließ, weil er einen toskanischen Orden bekommen, hörte ich das Pfeifen der Locomotive, welche, das Kameel verdrängend, die Wüste nach Suez hin oder das Delta nach Alexandrien durcheilt, sah ich die rauchenden Schlote der Nildampfer zwischen den Anlei-

nischen Segeln der urälteſten Form, und die dampfenden Schornſteine, wo in Fabriken theils der Saft des Zuckerrohrs verarbeitet, theils von Dampfmaſchinen die mühſame Bewäſſerung durch Sakieh und Schabuf erſetzt wurde.

Ermüdet, aber nicht geſättigt von dem vielen Sehen, denn ich hätte wohl tagelang oben verweilen mögen, machte ich mich von meinen ungeduldigen Führern gedrängt auf den Rückweg. Das Hinabſteigen iſt um Vieles leichter als das Hinaufklimmen, und auch mir kam es ebenſo gefahrlos als amüſant vor, indem man höchſtens die Fingerſpitzen der vorauskletternden Beduinen zu berühren braucht und getroſt auf jede niedere Stufe herunterſpringen kann. Nun merkt man erſt, wie hoch man geſtiegen war, beſonders an den beim Nahekommen ſich vergrößernden Geſtalten neuerer Beſucher oder der unten harrenden Leute.

Ungefähr auf der ſechsten Stufe von unten gerechnet führten mich meine Begleiter auf der Nordſeite der Pyramide nach dem Eingange zu, denn den Beſuch des Innern hat man für ein Geld, wenn man hinaufgeſtiegen iſt, ich war auch inſofern darauf vorbereitet, als ich mich mit einem halben Dutzend egyptiſcher Wachslichte verſehen hatte. Eine Abkühlung vor dem Einſteigen oder Einkriechen in den mir entgegen gähnenden Schacht war nicht nöthig, denn im Innern der Pyramide iſt Jahr aus Jahr ein nach vielfach angeſtellten Meſſungen eine Temperatur von 21½° Reaum., was ungefähr der mittleren Jahrestemperatur von Oberegypten entſpricht.

Unter dem ſpäter zu beſchreibenden Eingangsportal öffnet ſich auf einer geneigten Fläche, die dadurch entſtanden iſt, daß hier die zum Bau verwendeten Steinblöcke nicht horizontal, ſondern ſchräg nach dem Centrum geneigt liegen, der in die Tiefe führende Schacht. Derſelbe iſt 4 Fuß hoch, 3½ Fuß breit und ſenkt ſich in einem Winkel von 26° 41′ auf glattpolirten Alabaſterblöcken hinab, in welche von den Arabern rohe Löcher ausgehöhlt ſind, um den Fuß etwas einſetzen zu können. Dieſer erſte niederſteigender Gang iſt 80 Fuß lang, dann findet man ihn durch einen Granitblock verſchloſſen, welcher ſo mächtig und koloſſal iſt, daß die erſten Durchſucher der Pyramide um ihn herum das weichere Material mühſam losbrechen mußten, um eine Fortſetzung des Ganges zu ſuchen. Dieſe findet ſich auch hinter dem Block, wo der Gang in demſelben Winkel und derſelben Richtung nach Süden, aber ſtatt abwärts aufwärts in einer Länge von 102 Fuß führt. Nach Zurücklegung dieſer Strecke hat man eine Stelle erreicht, von welcher drei Wege weiter führen, nämlich ein brunnenartiger Schacht ſenkrecht herunter, deſſen Ende nicht erreicht wurde; man hat ſich 200 Fuß tief in ihn hinabgelaſſen, ohne eine Kammer zu finden, und er durchbohrt die ſolide Felsbaſis. Ein anderer Gang führt von dieſer obern Stelle, 136 Fuß lang bei 4 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite horizontal ſüdlich in's Centrum der Pyramide und endet im ſogenannten „Gemach der Königin," einem 18 Fuß langen, 16½ Fuß breiten, 14 Fuß hohen, von ſchräg an einanderſtoßenden Blöcken bedeckten Gemach, welches angeblich zur Leichenfeier gedient haben ſoll und weder Hieroglyphen noch Sarkophag enthält. Der dritte Gang führt in derſelben Richtung wie der urſprüngliche, das heißt in demſelben Winkel von 26° 41′ weiter aufwärts, allein ſtatt ſo niedrig und ſchmal fortzugehen, verbreitert und erhöht er ſich beträchtlich, ſo daß er 28 Fuß hoch und 5 Fuß breit wird und deshalb mit Recht den Namen „Galerie" führt, weil 3 Fuß über ſeiner Sohle eine Steinkante auf beiden Seiten ihn begleitet, welche 2 Fuß breit iſt und zur Paſſage dient, weil ferner die Decke nicht einfach mit Platten bedeckt iſt, ſondern ſich die Steine oben allmälig einander nähern, bis die beiden oberſten Steinreihen durch Platten geſchloſſen werden konnten. Dadurch erhält die Decke dieſer Galerie das Anſehen eines in mehreren Frieskanten vorſpringenden Gewölbes. Dieſe Galerie iſt 125 Fuß lang und an ihrem Ende tritt man durch ein kleines niedriges Vorgemach und eine ebenſo niedrige Thür, die man nur gebückt durchkriechen kann, in das eigentliche Grabgemach. Daſſelbe iſt 34 Fuß lang, 19 Fuß hoch und 17 Fuß breit und liegt nach angeſtellter Berechnung 138 Fuß über der Grundfläche der Pyramide und mitten in deren Centrum. Die Wände beſtehen aus glattpolirten koloſſalen Granitblöcken ohne jede Spur von Hieroglyphen und in dem ſüdweſtlichen Ende ſteht der einfache Granitſarkophag des Cheops, der 7 Fuß lang, 3 Fuß breit und 3 Fuß 6 Zoll hoch iſt. Seine Ränder werden von Jahr zu Jahr niedriger, weil jeder Reiſende ſich ein Stückchen abzuſchlagen ſucht. Meine arabiſche Begleitung war ſehr verdutzt, als ich dieſe Unſitte nicht mitmachen wollte. Ueber dieſer Grabkammer befinden ſich ein größerer und darüber mehrere kleinere und niedrigere hohle Räume, die wahrſcheinlich darin angelegt wurden, um die ungeheure über dem Grabgemach ruhende Laſt nicht ſo drückend zu machen. Zwei ſeitlich in die Oſt- und in die Weſtſeite der Sarkophagkammer einmündende, ſchräg nach oben und außen verlaufende Canäle von 1 Fuß Durchmeſſer dienten wahrſcheinlich zu Luftlöchern und ein ſchachtartiges Loch unweit des Einganges in die Kammer iſt wohl ſpäteren Urſprunges,

hervorgebracht durch Nachgrabungen, als man vergebens nach Schätzen grub. Bekanntlich soll nämlich im Jahre 820 der Chalif Mamun diese Pyramide nach unsäglicher Mühe zuerst eröffnet und darin Nichts als die Mumie des Cheops statt der vermutheten Schätze gefunden haben; um aber seine murrenden Arbeiter zu befriedigen, habe er einige Hände voll Münzen vergraben und später finden lassen.

Ich muß gestehen, daß mich der erste Besuch des Innern der Pyramide nicht veranlassen konnte, zum zweiten Male diese fatale Rutschpartie zu machen. Man muß immer, mit Ausnahme in der Galerie, gebückt gehen, der Staub, die Hitze, der Qualm der Lichter, die umherschwirrenden Fledermäuse, die unverschämte Eile der Führer: Alles das preßt den Schweiß aus den Poren, dazu kann ein gelegentlicher Fehltritt Einen entweder in den Schacht auf Nimmerwiedersehen verschwinden oder beim Passiren der Galerie einige Fuß herabstürzen und die Glieder brechen lassen. Kurz die Sache lohnt nur der Neuheit wegen, die auch nur Lepsius vermocht haben kann, den Weihnachtsfeiertag im Grabgemach des Cheops zuzubringen und dabei einen Palmbaum als Christbaum in den Sarkophag zu stellen; prächtig dagegen müssen sich am ersten Weihnachtstage die Feuersäulen im Dunkel der Nacht ausgenommen haben, welche Lepsius damals auf den Gipfeln der Pyramiden anzünden ließ.

Ganz durchnäßt von Schweiß und von Staub bedeckt kam ich wieder an's Tageslicht und hatte während der Abkühlung in dem vor Wind geschützten Raume des Eingangsportales Muße, die Construction desselben zu betrachten und eine Skizze davon zu verfertigen, wobei die Beduinen mir über die Achsel sahen und einmal über das andere „Maschallah" riefen, was wahrscheinlich eine schmeichelhafte Anerkennung des wohlgelungenen Conterfeis bedeuten sollte.

Die erste Decke des geöffneten Einganges bildet ein ungeheurer Kalksteinblock, über den zwei andere ebenso große in einem spitzen Winkel zusammenstoßende gelagert sind. Während aber die Blöcke der Pyramidenstufe, die zugleich sich in die Sohle des Schachtes fortsetzt, eine Neigung nach dem Innern haben, bemerkt man an den oberen Stufenlagen diese Neigung nicht mehr. Dieser Eingang war vor der Eröffnung sorgfältig durch die Stufenreihen verdeckt und er verrieth sich durch Nichts von Außen; auch befindet sich der Eingang nicht genau im Mittelpunkt der entsprechenden Stufe an der Nordseite, sondern ich glaube 14 Fuß mehr westlich. Diese Anlage sowohl als die falschen Gänge und Schächte im Innern und der den ersten Gang sperrende Granitblock dienten wahrscheinlich dazu, um das Auffinden des innersten Heiligthums, der Sarkophagkammer, möglichst zu erschweren.

Steht man grade an dem Eingange, so erblickt man außer mehreren griechischen und arabischen Inschriften noch eine aus elf senkrechten Reihen bestehende hieroglyphische, rechts oberhalb des schrägen Stützblockes des Portals. Es ist die von Lepsius zu Ehren des Königs von Preußen 1843 componirte und auf einem Raume von 5 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe in den besonders präparirten und geglätteten Stein eingegrabene Gedenktafel, welche aus Hieroglyphenzeichen besteht, die theils dem wirklichen Alterthum, z. B. der Tafel von Rosette entnommen, theils nach hieroglyphischer Analogie von ihm neugebildet wurden. Sie lautet nach Lepsius Briefen S. 31 im Deutschen etwas unbeholfen und folgendermaßen:

„So sprechen die Diener des Königs, deß Name Sonne und Fels Preußens ist, Lepsius der Schreiber, Erbkam der Architekt, die Brüder Weidenbach die Maler, Frey der Maler, Franke der Former, Bonomi der Bildhauer, Wild der Architekt: Heil dem Adler, Schirmer des Kreuzes, dem Könige, Sonne und Fels Preußens, dem Sohn der Sonne, die das Vaterland befreite, Friedrich Wilhelm dem Vierten, dem Philopator, dem Landesvater, dem Huldreichen, dem Lieblinge der Weisheit und der Geschichte, dem Hüter des Rheinstroms, den Deutschland erkoren, dem Lebensspender allezeit. Möge gewähren dem Könige und seiner Gemahlin Elisabeth, der Lebensreichen, der Philometor, der Landesmutter, der Huldreichen, der Höchste Gott ein immer frisches Leben auf Erden für lange und eine selige Wohnung im Himmel für ewig. Im Jahre unsers Heilandes 1842, im zehnten Monat, am fünfzehnten Tage, am 47. Geburtstage seiner Majestät auf der Pyramide des Königs Cheops, im dritten Jahre, im fünften Monat, am neunten Tage der Regierung seiner Majestät; im Jahre 3164 vom Anfange der Sothisperiode unter dem Könige Menephthes."

Diese Inschrift fand ich noch vollkommen unversehrt, nur die schwarze Farbe, womit die einzelnen eingegrabenen Hieroglyphenzeichen übermalt waren, ist hie und da schadschaft geworden; die Beduinen zeigen sie jedem Fremden und sagen dabei ganz vernehmlich „Lepsius."

Alle Steine in der Nähe des Portals, am Boden wie an den Seiten sind mit tausend und aber tausend Namen in allen Sprachen bekritzelt; nur „Kiselack" fehlte.

Die zweite Pyramide steht wie gesagt

genau Kante auf Kante mit der ersten, und zwar ist ihre Nordostecke von der Südwestecke der großen Cheopspyramide mehrere hundert Schritt entfernt. Sie soll von Kephren (Chephren oder Chafra) nach Lepsius von Soris, Vorgänger des Chufu erbaut sein. Da sie etwas höher steht als die große Pyramide, so kommt sie dem Auge höher vor, sie ist aber in der Wirklichkeit nicht höher, als diese mit der fehlenden Spitze sein würde. Nach Vyse beträgt die perpendiculäre Höhe 447 Fuß 6 Zoll, die Länge jeder Seite 690 Fuß, ihr Kantenwinkel 52° 20′; er ist also um etwas steiler als bei der großen Pyramide. Die Steine, aus welchen sie erbaut ist, sind zwar aus demselben Material wie bei der großen Pyramide, aber sie sind nicht so sorgfältig bearbeitet, und die Stufen ebenso hoch; von der Spitze 130 bis 150 Fuß abwärts, ist die ursprüngliche glatte Bedeckung der ausgefüllten Kanten und Stufen erhalten; sie besteht, wie ich mich sowohl durch das Fernrohr als auch durch eine von einem Beduinen heruntergebrachte Probe überzeugte, aus einer zu fester Masse erhärteten Mischung von Kalk mit zermalmtem Granit und größeren Granitstücken und ist so fest wie Cement. Ihre unten unregelmäßig zackig verlaufende Grenze hängt beträchtlich, 3 bis 4 Fuß, über, so daß die Besteigung dadurch sehr erschwert wird. Selten versuchen dies auch Europäer, wogegen die Beduinen unaufhörlich quälen, man solle ihnen einige Schillinge geben, dann wollten sie in 6 Minuten hinaufklettern. Bei einem späteren Besuche machte ich mir mit einigen Begleitern das Vergnügen und hielt einen jungen Burschen beim Wort, der prahlerisch sich vermaß, er wollte vom Gipfel der großen Pyramide herunter, über den Zwischenraum zwischen beiden Pyramiden weg und auf die zweite hinauf klettern in 15 Minuten. Er brachte es in 12 Minuten wirklich zu Stande und erhielt sein ausbedungenes Trinkgeld, aber ich gestehe, daß es mir ganz angst und bange wurde, als ich die weiße Gestalt mit ausgestreckten Füßen und Armen jede schmale Spalte in der glatten Bedeckung an der Spitze benutzen sah und durch das Fernrohr deutlich seine sich keuchend hebende Brust beobachtete. Die Spitze läuft oben in einen nur einige Fuß Fläche haltenden Raum aus und trägt die arabische Inschrift irgend eines frühern Besuchers. Auch diese Pyramide ist schon in alter Zeit einmal geöffnet worden, denn Belzoni, welcher 1816 den ziemlich hoch gelegenen Eingang an der Nordseite entdeckte, fand, nachdem er einen geneigten Gang hinab und dann wagerecht weiter gegangen war, eine in den Fels gehauene, nicht aus Steinen .erbaute Grabkammer mit dem von Schutt gefüllten steinernen Sarkophag, zugleich aber auch eine arabische Inschrift, welche besagte, daß „Mohamed, Sohn des Achmed, Baumeister, diese Pyramide unter Beisein des Königs Ali Mohamed und dessen Sohnes Othman geöffnet und wieder verschlossen habe." Wilkinson setzt das Datum dieser Oeffnung vor das Jahr 1200. Wenn man aus der Sarkophagkammer wieder zurück geht, so verlängert sich dieser horizontale Gang an der Stelle, wo der Aufsteigende abgeht, in grader Richtung nach Norden und mündet unter dem Pflaster des Pyramidenhofes außerhalb der Pyramide.

Wie ich schon angegeben habe, so steht die Pyramide auf einem künstlich dem Felsen abgewonnenen, eingehauenen Hofe und ist, wie die Grabkammer beweist, um einen massiven Felskern herumgebaut, den man in der Mitte stehen ließ. Der Abstand der ersten Pyramidenstufe von der mit ihr parallel laufenden stehen gebliebenen Felswand des Hofes beträgt an der Nordseite 200 Fuß, an der Westseite 100 Fuß; im Süden und Osten ist keine solche Wand, denn der Felsen fiel in seinem natürlichen Zustande von Nordwest nach Süd und Ost ab, wie man noch deutlich aus der abnehmenden Höhe der den Hof begrenzenden Felsenwand schließen kann; die größte Höhe ist an der Nordwestseite des Hofes, nämlich 32 Fuß.

In die westliche Felswand des Hofes sind wohl ein Dutzend geräumiger Grabkammern mit oder ohne Seitengemächer, eingehauen, von denen sich besonders die sechste, von Süden her gezählt, dadurch auszeichnet, daß an ihrer Decke der Stein so bearbeitet ist, daß er das Ansehen von neben einander liegenden Dattelpalmenstämmen hat. Man hat daraus schließen zu dürfen geglaubt, daß zur Zeit der Erbauung dieser Gräber und der Pyramiden die Häuser der Egypter auch Dattelpalmenstämme zur Bedeckung des flachen Daches hatten, grade wie noch gegenwärtig. — In die nördliche Felswand befinden sich große Hieroglyphen eingeschnitten und zwar erhaben, en relief ausgearbeitet, von denen ein Theil den Namen Rhamses des Großen darstellt, während der andere einen gewissen Maia, Sohn des Bak-n-Amun, Oberaufseher der Bauten, nennt.

Ungefähr 270 Fuß von der Ostseite der zweiten Pyramide entfernt liegen die Mauerreste des Grabtempels, welcher zu der Pyramide gehörte; es ist nur noch wenig von ihnen erhalten.

Die dritte Pyramide, die einige hundert Fuß südwestlich von der zweiten liegt, schreibt schon Herodot dem Könige Mykerinos oder Menkera zu; sie liegt auf gleicher Höhe mit jener, ist um Vieles kleiner,

aber eigentlich die schönste, und muß sie namentlich in ihrer ursprünglichen Gestalt einen prachtvollen Anblick gewährt haben, weil sie aus mächtigen, alle einzelne Steinblöcke der beiden anderen Pyramiden weit übertreffenden Granitcuben erbaut worden ist, die zum größten Theile in ihrer Stufenlage erhalten sind, zum Theil hinuntergestürzt in chaotischem Gewirr, besonders an der Nordseite herum liegend, die Annäherung erschweren. Viele dieser Steine zeigen längs ihrer Seite eine hervortretende zwei Zoll breite Leiste, deren Herstellung sowie die Glättung des harten Granits selbst ungeheure Mühe gemacht haben muß. Die einzelnen Blöcke sind 6 bis 8 Fuß im Cubus. Diese Pyramide wurde 1837 vom Oberst Vyse zuerst wieder geöffnet und in ihr ähnliche Gänge und kunstvolle Irrwege gefunden wie in den andern Pyramiden. In dem in Fels gehauenen letzten Grabgemache fand er den sehr schönen, mit geschnittenen Verzierungen säulenartig geschmückten Sarkophag aus braunem Basalt und daneben die in Stücken gerissene Mumie des Menkera. Also war auch diese Pyramide früher schon einmal geöffnet und wieder verschlossen worden. Die Mumie und der herrliche Sarkophag wurden damals mit großen Kosten zu Tage gefördert, um per Schiff nach England transportirt zu werden. Leider aber überfiel das Schiff in der Bay von Biscaya ein so heftiger Sturm, daß sich der Capitän genöthigt sah, den schweren prächtigen Sarkophag über Bord zu werfen. Er ruht nun auf dem Boden des Meeres und dient vielleicht dem Meergewürm zur Wohnung; die Mumie aber kam glücklich nach England, wo sie im britischen Museum aufgestellt ist.

Der Besuch des Innern, sowohl dieser wie aller übrigen Pyramiden, mit Ausnahme der des Cheops, ist gegenwärtig wegen der erfolgten absichtlichen oder unabsichtlichen Verschüttungen kaum mehr möglich und würde unverhältnißmäßige Kosten an Zeit, Geld und Arbeitskräften in Anspruch nehmen. Die Höhe der Pyramide beträgt 203 Fuß, jede Seite ist 333 Fuß lang, der Kantenwinkel 51°.

Der 40 Fuß vor der Ostseite der Pyramide gelegene und in seinen cyklopischen Umfassungsmauern sowohl als in einzelnen Gemächern leidlich erhaltene Tempelraum war dem in der Pyramide beigesetzten Todten geweiht.

Noch sind die sechs kleineren Pyramiden zu erwähnen, von denen drei vor der Südseite der Mykerinos-Pyramide liegen, drei andere vor der Ostseite der des Cheops. Die erstgenannten sind von Vyse auch geöffnet worden; er fand Gänge und eine Grabkammer wie immer, aber leere Sarkophage, zum Beweise früherer Zerstörung; in einer Kammer war der Namensring des Menkera ebenfalls zu lesen.

Von den drei Pyramiden an der Ostseite der des Cheops kann ich Nichts weiter berichten, als daß sie sehr verfallen, aber etwas größer als die neben der des Mykerinos sind und daß die mittlere nach Herodot der Rhodopis, Tochter des Cheops, gewidmet oder sogar von dem Gelde erbaut war, was sie von ihren Liebhabern erhielt, denen sie sich auf Wunsch ihres Vaters hingeben mußte, um Geld zum Vollenden der großen Pyramide zu bekommen. Ob diese Pyramiden jemals geöffnet worden sind, weiß ich nicht und habe auch nirgends Etwas darüber gefunden. Nur scheint mir nach der Lage dieser Pyramiden die Ansicht mancher Autoren nicht stichhaltig, welche behauptet, man könne an diesen Pyramidenkerne darstellenden Bauten sehen, wie die Pyramiden allmählig entstanden wären; jeder Regent habe beim Beginn seiner Regierung eine zu seinem künftigen Grabmal bestimmte Pyramide angefangen; diese sei dann um so größer und umfangreicher geworden, je länger der König regiert habe ꝛc.; allein dann hätte sich der jedesmalige König ganz bestimmt eine Stelle gesucht, die eben ein Anwachsen der begonnenen Pyramide in die Breite und Höhe gestattete; das ist aber bei keiner der sechs kleinen Pyramiden möglich, da sie auf der einen Seite wegen des abstürzenden Felsrandes, auf der andern wegen Nähe der großen schon stehenden Pyramide sich gar nicht ausbreiten konnten. Auch stehen sie so dicht bei einander in einer Reihe, daß man weit eher annehmen darf, sie sind für Prinzen oder Prinzessinen bestimmt gewesen und haben gar nicht größer werden sollen.

Nächst den Pyramiden sind die unzähligen, auf dem ganzen Pyramidenfelde zerstreuten Grabkammern für den Archäologen von ganz besonderem Interesse. Sie befinden sich theils in den Felswänden am Rande vor der großen Pyramide, theils in den Abhängen vor der dritten und zweiten Pyramide nach Südosten zu, theils wie schon angegeben in der Wand des Hofraumes der zweiten Pyramide, besonders aber in dem Winkel, den die Westseite der Cheopspyramide und die Nordseite der Pyramide des Chefren bilden. Viele Reihen solcher, mit oberirdischen Bauten in abgestumpfter kurzer Pyramidenform bedeckten Gräber überschaut man von der Spitze der großen Pyramide.

Seit vorzugsweise durch Lepsius und Brugsch diesen Grabkammern besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, haben die als Führer dienenden Beduinen gelernt, die Fremden auch zu diesen „tombs“ zu führen; auch

wenn man sie nicht danach fragt, führen sie Einen wohl unaufgefordert dahin. Ich hatte das Glück, eine spätere Pyramidenpartie in Begleitung meines Freundes Brugsch und des verstorbenen Baron von Reimanns zu machen, die lediglich archäologischen Interessen gewidmet war und wobei die lehrreichen Erläuterungen, welche Brugsch beim Besuche der mit Hieroglyphen geschmückten Grabkammern gab, einen würdigen Schluß zu der vorhergegangen Beschäftigung in diesem Sinne machten, welche nämlich darin bestanden hatte, daß wir unter einem der höhlenartig ausgebrochenen Stufenwinkel, an der Nordseite der Cheopspyramide lagernd, die diese Pyramiden betreffenden Capitel aus Herodot vorlasen.

Solche durch ihre Inschriften und Bildwerke interessanten Gräber sind z. B. die neben einander im Nordwesten der zweiten Pyramide liegenden von Imeri, eines „der Auserlesenen des Königs, eines Königs Priester und Kammerherr im großen Hause," von Ptah-bin-nofer, seinem ältesten Sohne und „Kammerherr" des Königs, ferner von Ata „eines der Auserlesenen des Königs im Palaste und Obersten des Gesanges," also, setzt Brugsch hinzu, eine Art Capellmeister. Wie diese vorzüglich erhaltenen Gräber eingerichtet sind, so bieten sie den Typus für die Anlage solcher Grabkammern im Allgemeinen, welche sich nach gewissen Religionsanschauungen richtete. Der Plan des Grabes hat nämlich die Gestalt eines Rechteckes, das sich pyramidal aus großen behauenen Steinblöcken erhebt, sich aber auf einem Drittel der Höhe abstumpft und eine Fläche bildet. Im Osten, das heißt in der Himmelsrichtung, wo der Sonnengott, Ra, geboren wird (die Sonne aufgeht), liegt die Eingangsthür, während der zum eigentlichen Grabe führende Brunnenschacht für die Mumie im Westen liegt, wo Ra sich vereinigt mit dem Westen, d. h. untergeht, stirbt. Ueber den beiden Thürpfosten liegt die Thürtrommel, ein cylindrisch behauener Stein, welcher ebenfalls wahrscheinlich den Dattelpalmenstamm nachahmt, welcher in den egyptischen Wohnungen noch jetzt wie vor 3000 Jahren die Thürwölbung bildet. Auf dieser Trommel stehen Titel und Namen des Verstorbenen. Die östliche Eingangsthür führt nun in ein kleines Gemach, an dessen Wänden der Todte mit Weib und Kind en haut relief dargestellt ist und bunte Inschriften seine Titel und Besitzungen aufzählen. Auf dieses Gemach folgen Zimmer, deren hieroglyphische Darstellungen auf den Wänden sich auf Opfergaben und Liste der Festtage beziehen, auch die Opfer und die opfernden Personen in natura darstellen und — was von besonderem Interesse ist, eine Masse von Abbildungen geben, die sich auf Sitten und Beschäftigungen der alten Egypter: Landleben, Jagd, Fischerei, Weinbau ꝛc. beziehen.

Obgleich die wenigsten der auf diesem Todtenfelde zwischen der ersten und zweiten Pyramide reihenweise geordneten Grabkammern geöffnet und besucht worden sind, also späteren mit tüchtigen Geldmitteln versehenen Untersuchern Material genug übrig gelassen worden ist: so beweist doch die in den bis jetzt bekannten Grabkammern sich stetig wiederholende Anordnung im Bau und auch die Wiederholung der Bilder und Darstellungen, daß man schwerlich wesentlich Neues finden, nur unbekannte Namen herauslesen würde.

Unter den nesterförmig in die Felswand vor der großen Pyramide, wo man von der Aue hinaufsteigt auf das Felsplateau, eingehauenen Grabkammern, welche einfacher und weniger reich an Inschriften sind, zeichnet sich das bekannte, von den Engländern „Tumb of number's" genannte „Grab der Zahlen" aus. Es gehört, wie die Inschriften besagen, drei Personen an, nämlich dem „Gelehrten des Palastes Schafra-anch, dem Vorsteher der Pyramide des Schafra," ferner seinem Bruder, der denselben Titel führt und der Gattin des ersteren: „Hanake, eine von den Auserlesenen des Königs und Prophetin des Hathor, Herrin der Sykomore ꝛc." Den Namen hat dieses Grab von der Aufzählung des Viehreichthums des Schafra-anch, der nach dieser Angabe 835 Ochsen, 220 Kühe, 2235 Ziegen, 760 Esel und 974 Schafe besessen hat.

In einem anderen ebendaselbst befindlichen Grabe, dem des Apa, sind Musikanten abgebildet.

Andere interessante und große Grabkammern, z. B. die des Tahetbehen, befinden sich in der zickzackförmig sich biegenden Felswand vor der Südostecke der zweiten Pyramide und vor diesen erhebt sich fast auf der Sohle des kleinen einschneidenden Wüstenthals, dem vorspringenden „libyschen Fels" gegenüber ein pyramidenartiger Steinbau, dessen Bestimmung unbekannt ist.

Ungefähr 400 Schritt hinter der Sphinx ist ein anderes sehr interessantes Felsengrab, bestehend aus einem viereckigen Schacht von 30 bis 40 Fuß Durchmesser und ganz schnurgrade in den Fels gehauenen Wänden, um den herum ein schmalerer aber ebenso tief ausgehauener Graben läuft, in welchem hie und da der Felsen bis auf 10 Fuß, von der Oberfläche gerechnet, pfeilerartig stehen geblieben ist. Dieser Graben ist jetzt zum größten Theile wieder mit Sand ausgefüllt, der große, wohl 80 Fuß tiefe Schacht aber nicht; auf seinem Grunde sowohl wie in einzelnen Kammern seiner Wände sieht man drei bis vier mächtige Sarkophage aus schwarz-

grünem Granit nebst Deckeln stehen. Dieses Grab ist unter dem Namen „Campbell's tomb“ bekannt.

Ehe ich zur Beschreibung der Sphinx übergehe, muß ich einiger Reste erwähnen, die mit dem Bau der Pyramiden in Verbindung gestanden zu haben scheinen. Dahin gehören: die reihenförmig angelegten Vertiefungen in der Felsenoberfläche hinter der zweiten Pyramide, die wahrscheinlich dadurch entstanden sind, daß man hier mächtige viereckige Blöcke ausarbeitete und gleich zum Pyramiden- oder Tempelbau verwendete. Ferner die künstliche Ebenung und Umwandlung des natürlichen Felsens in eine geneigte glatte Straße, welche vom Tempel vor der dritten Pyramide östlich

Die Sphinx, von Südost gesehen.

zum Thale führt. Dann mehrere längliche tiefe Gruben in dem Felsen vor der großen Pyramide, die angeblich als „Kalkgruben“ gedient haben sollen. Endlich die beiden mächtigen Steindämme, ein nördlicher und ein südlicher, welche nach Herodot's sehr glaubwürdiger Mittheilung dazu bestimmt waren, die Steinmassen aus dem Thale, nachdem sie den Nil passirt hatten, auf die Höhe des Felsens zu schaffen. Von dem südlichen ist nicht mehr viel zu sehen; er verläuft aus der Aue dicht am „libyschen Felsen“ vorbei zu den hier stehenden Dattelpalmen und Sykomoren, wo er verschwindet; da seine Richtung nach der dritten Pyramide zu ist, so diente er wahrscheinlich beim Bau derselben. Vom nördlichen Steindamme sind noch ganz ansehnliche Reste erhalten; er führt von der Aue aus nach Nordost, grade nach der Mitte der großen Pyramide auf den Felsen hinauf und besteht aus mächtigen, jetzt meist aus ihrer Lage gekommenen Blöcken basaltischen Trapps. Als Herodot diesen Steindamm besuchte, fand er ihn 5 Stadien (3050 Fuß) lang, 10 Faden breit und 8 Faden hoch, von polirten und mit Hieroglyphen verzierten Steinen erbaut; seine Herstellung habe 10 Jahre gedauert. Arabischen Geschichtschreibern nach ist er später von den Chalifen und Mamluckenfürsten wieder etwas restaurirt worden, um zum Herunterschaffen der von den Pyramiden genommenen Steine zu dienen. Jetzt beträgt seine Länge, soweit man sie in der Nilaue, wo er durch die allmälige in Jahrtausenden ansteigende Alluvion verschlammt wurde, verfolgen kann, nur noch 1424 Fuß bei einer Breite von 32 Fuß. Die Höhe von 85 Fuß entspricht der Höhe der Felsenkuppe, zu der er führt; sie nimmt natürlich in dem Maße ab, als sich der Damm in die Ebene senkt.

Einen zur zweiten Pyramide führenden Steindamm gibt es nicht; entweder hat er gar nicht bestanden und man hat den zur großen führenden benutzt, oder ein wirklich angelegter ist wieder zu anderen Bauten verbraucht worden, als man seiner nach Vollendung der zweiten Pyramide nicht mehr bedurfte.

„Das große Räthsel der bärtigen Riesensphinx ist noch immer ungelöst,“ schreibt Lepsius in seinen Briefen S. 42 und über-

läßt die Beantwortung der Frage, wann und von wem die Sphinx errichtet und was ihre Bedeutung war, glücklicheren Nachfolgern. Da ich nun nicht zu diesen gehören will, so werde ich die Leser auch nicht mit langer Auseinandersetzung der Vermuthungen ermüden, welche die Gelehrten über die Bedeutung dieses steinernen Räthsels aufgestellt haben, sondern nur beschreiben, was ich gesehen und was man sehen könnte, wenn nicht der neidische Sand so Vieles wieder den Blicken der Besucher entzogen hätte.

Die kolossale Statue, ein ruhender Löwenleib mit menschlichem Antlitz, befindet sich links oder südlich von dem etwas vorspringenden Felsenabhang, der die vielen Grabkammern enthält, bedeutend tiefer als dieser selbst und nicht viel höher als der Boden der Ebene; die Richtung ist vor der zweiten Pyramide, zwar nicht genau in deren Axe, aber doch parallel mit den Seiten des vor ihr liegenden Tempels. Man hat aus dieser Lage geschlossen, daß der nördlich neben der Sphinx liegende Felshügel zu einem gleichen Standbilde hätte hergerichtet werden sollen; dann wäre nicht nur die Symmetrie richtig gewesen, sondern auch der Analogie entsprochen worden, laut welcher Sphinxe stets paarweise vorzukommen pflegen. Kopf, Hals, Brust und Körper des riesigen Bildes sind aus dem Felsen gehauen und zwar bis auf die natürlichen Risse des Felsens, die quer über den hintern Theil des Rückens laufen, aus einem Stück. Bei meinem Besuche fand ich Rücken, Seitenflächen des Rückens, Kopf und einen Theil des Halses frei, die Brust war im Sand wieder vergraben. Die Maße des Kolosses sind folgende: Die ganze Länge, von der Spitze der (jetzt bedeckten) Klauen bis zum Schwanzansatz: 172 Fuß 6 Zoll. Die Höhe des Gesichts, vom Scheitel bis zum Kinn 26 Fuß; der Leib ist 90 Fuß lang und die Höhe des vorderen Theiles, von dem Boden auf dem die Tatzen ruhen bis zum Scheitel beträgt 74 Fuß.

Die Sphinx, bis zur Basis ausgegraben.

Da, wo der natürliche Felsen beim Aushauen des Leibes Löcher und Lücken bot, hat man diese durch Mauerwerk aus großen Blöcken anderen Gesteines ersetzt und so die Seiten des Leibes abgerundet. Ein Piedestal findet sich ebensowenig als etwa ein seitlicher oder ein anderer Eingang in das Innere des Körpers.

Das Gesicht ist leider durch den Uebermuth von Mamluckenbeys, die einst dasselbe zur Zielscheibe für ihre Kanonen benutzten, sehr zerstört; es fehlt die Nase und ein Theil der Wangen. Dennoch kann man der Schilderung Abd-allatif's Glauben schenken, der besonders durch den lieblichen Ausdruck des Gesichtes und das feine Lächeln des Mundes überrascht war. Noch jetzt schaut der Kopf

mit etwas aufwärts gerichtetem Blick kühn und frei der Sonne (Osten) entgegen; der streifige Kopfputz ist deutlich erkennbar: zwar fehlt der egyptische Kopfschmuck: Pschent, der auf seinem Scheitel früher thronte, aber unverlöschlich ist noch an vielen Stellen des Gesichtes, besonders an Stirn und unter den Augen die rothe Farbe zu sehen, womit es bemalt war.

Die erste der beigegebenen Zeichnungen stellt die Sphinx von Ost-Süd-Ost aus in einer Entfernung von 100 Schritt dar, wie sie jetzt ist; ich entwarf die Skizze, während meine beiden Beduinen vor der brennenden Sonne dadurch ein Schutzdach bereitet hatten, daß sich der eine seines Burnus entledigte und nackt seinem Freunde gegenüberstehend, dies Kleidungsstück hinter und über mir ausbreitete. Die sich rechts neben dem Kopfe präsentirende Pyramide ist die des Cheops.

Die andere Zeichnung ist aus Bunsen „Egyptens Stellung in der Weltgeschichte" copirt und gibt ein Bild der ganzen Vorderseite der Sphinx zur Zeit, als sie einmal bloßgelegt wurde. Dies geschah nämlich zuerst von Caviglia 1817, dann von Lepsius 1843 und zuletzt von Marriette 1853. Immer machte es unendliche Mühe, die Berge von Sand fortzuschaffen, aber die Mühe wurde durch immer neue Entdeckungen reichlich belohnt.

Man fand nämlich, daß das Bild mächtige Tatzen ausstrecke, welche zum Theil aus angesetzten Felsblöcken hergestellt waren; zwischen diesen Tatzen aber stand ein kleiner Tempel, dessen hintere Wand aus einer Stele von 14 Fuß Höhe und aus einer einzigen Granitplatte bestehend, sich gegen die Brust der Sphinx anlehnt. Auf ihr ist die Sphinx selbst dargestellt, die in der Inschrift Harem-chu, das heißt „Horus im Glanze" genannt wird, und oben steht in doppelter Darstellung der Name des Pharao Thutmosis IV. Der hieroglyphische Text darunter, beginnend mit einem Datum vom „Jahr 1 des 19. Athyr" dieses Königs oder vom Jahre 1552 vor Christo, enthält einen Dialog zwischen Sphinx und König. Lepsius fand auch noch den Königsnamen Chephren's, des Erbauers der zweiten Pyramide, und daraus läßt sich nicht mit Unrecht schließen, daß auch er es war, welcher die Sphinx errichtete und daß Thutmosis vielleicht nur den Tempel davor erbaute. Ein Gypsabguß der ganzen Stele befindet sich im egyptischen Museum zu Berlin.

Die letzte Bloßlegung durch Marriette förderte höchst interessante Baulichkeiten zu Tage, die auch Caviglia in einer kurzen Notiz erwähnt. Vom Dromos des Sphinxtempels nämlich führt ein Gang südwärts zu einer Gruppe weiter Galerien und Kammern aus cyklopischen Mauern von Syenit und Alabaster zusammengesetzt, die an Glätte und Großartigkeit ihres Gleichen suchen und sich höchstens mit dem Bau im Innern der großen Pyramide vergleichen lassen. Sie sind aber gänzlich ohne Inschrift und Marriette fand nur zwei zerbrochene Kynoscephale aus schwarzem Granit. Er hält diesen prächtigen und kolossalen Bau für den wahren Tempel der Sphinx. Gegenwärtig gelangt man nicht vom Dromos vor der Sphinx in diese Räume, sondern man steigt südöstlich von dem bis zum Halse der Sphinx aufgehäuften Sandberge in einen von mächtigen Syenitwänden gebildeten und fast ganz mit Sand angefüllten Hof hinab, in dessen nördlicher Seite ein aus Alabasterblöcken gebildeter Gang zur Tiefe geht, während in der südwestlichen Ecke des Hofes ein Thor zu weitern Kammern aus Granitwänden geleitet. Man findet besonders in dem erstgenannten Gange ein hübsches kühles Ruheplätzchen bei heißem Sonnenbrand und ich habe hier mehr als einmal mein frugales Mittagsmahl verzehrt. Uebriges hofft Marriette von hier aus einen Gang zur zweiten Pyramide zu entdecken.

(Schluß folgt.)

Die Abstammung der Neugriechen.

Von

G. L. Kriegk.

Bis zu unsern Tagen hat das große Publicum Europas die Einwohner Griechenlands für Nachkommen der alten Griechen gehalten. Die Gelehrten wußten zwar, daß nicht unbeträchtliche Theile Griechenlands von Albanesen bewohnt werden; aber auch sie zweifelten nicht im Geringsten an der echt griechischen Abkunft der übrigen Einwohner. In neuester Zeit hat jedoch Fallmerayer nachgewiesen, daß die Neugriechen mit geringer Ausnahme keine Nachkommen der alten Griechen, sondern größtentheils von slavischer Abkunft sind. Seine Beweise dafür anzugeben und, in nothwendigem Zusammenhange damit, einige Hauptcharakterzüge der Neugriechen zu bezeichnen, ist der Zweck dieser Darstellung. Wir müssen bei derselben von einer Uebersicht der Ereignisse ausgehen, welche für den ethnographischen Zustand Griechenlands entscheidend waren. Zugleich stützen wir uns bei dieser Betrachtung auf den Inhalt der in Nr. 26 der Monatshefte enthaltenen Abhandlung: „Stammcharakter der alten

Griechen," welche mit in der Absicht geschrieben ist, den zwischen den alten und neuen Griechen bestehenden Unterschied des innern Wesens klar zu machen.

Die Unterwerfung und lang dauernde Beherrschung Griechenlands durch die Römer hatte zwar fremde Bestandtheile in die Bevölkerung des Landes gebracht; diese waren aber zu gering gewesen, um einen umgestaltenden Einfluß auszuüben. Dagegen hatte das griechische Volk durch Verarmung sehr an Zahl abgenommen. Schon hundert Jahre nach der Unterwerfung lagen, wie wir aus den Briefen Cicero's und seiner Freunde sehen, Athen, Korinth, Megara und andre einst so blühende Städte halb in Trümmern. In der Zeit von Christi Geburt und in den nächsten hundert Jahren melden Strabo und andre Schriftsteller, daß ganze Landstriche, wie Arkadien und Achaja, mit Ruinen bedeckt und streckenweise von ihren Einwohnern verlassen seien. Noch weit mehr wurde Griechenland von der Mitte des dritten Jahrhunderts an entvölkert, weil damals die Gothen und andre Barbaren auch dieses Land heimzusuchen begannen. Schon in den Jahren 250 bis 270 hausten mehrere hunderttausend Barbaren verwüstend im Festlande und auf den Inseln Griechenlands, sowie in Kleinasien; sie verödeten viele Inseln, brannten ganze Städte nieder und führten eine Menge Einwohner als Sclaven fort.

Als im Jahre 395 das römische Reich sich in ein oströmisches (byzantinisches) und ein weströmisches auflöste, wurde Griechenland für immer von dem Westen unsers Welttheiles getrennt und dem Einflusse desselben entzogen. In demselben Jahre fielen einerseits die gräßlichen Hunnen, welche damals bis nach Syrien hin einen Raubzug machten, verwüstend über die griechischen Städte in Kleinasien her, und andrerseits drangen die Westgothen verheerend in Thessalien, Mittelgriechenland und den Peloponnes ein. Die Letzteren, welche damals mehrere Jahre lang in Griechenland blieben, sogen nicht nur dieses Land aus, sondern sie legten auch Korinth, Argos, Sparta und viele andre Städte in Trümmer, tödteten einen großen Theil der Einwohner und schleppten, als sie endlich abzogen, eine noch weit größere Zahl derselben, Männer, Weiber und Kinder, als Sclaven mit sich fort.

Um jene Zeit wurde auch das Christenthum in Griechenland eingeführt, und zwar auf eine solche Weise, daß Tausende von Einwohnern ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an die alte Religion wurden. Nachdem nämlich bis dahin die Griechen sich sehr hartnäckig der Einführung des Christenthums widersetzt hatten, rotteten die ersten byzantinischen Kaiser das Heidenthum durch Ströme von Blut, die sie vergießen ließen, gewaltsam bei ihnen aus. Im Laufe des fünften Jahrhunderts ward ganz Griechenland christlich, mit alleiniger Ausnahme des Taygetusgebirges, dessen Bewohner sich erst vierhundert Jahre später bekehren ließen.

In dem großen Weltsturm der Völkerwanderung, welcher zugleich verheerend und reinigend über Europa hinwehte, hatten die Griechen ein weit schrecklicheres Geschick zu erdulden, als die Bewohner Italiens und der westlichen Länder. Dieser Sturm dauerte nämlich viel länger, als im Westen, und ward durch die Verschiedenheit der Völker, welche er in beiden Theilen aufwehte und in Bewegung erhielt, dort viel verheerender als hier. Im Westen endete die Völkerwanderung schon nach weniger als zweihundert Jahren; denn um 570 fand die letzte große Wanderung eines Volkes (die der Longobarden nach Oberitalien) statt. Im Osten dagegen währten die Raubzüge wilder Völker nicht allein noch zweihundert Jahre länger, sondern sie wurden auch grade von der Zeit an, als sie im Westen aufhörten, am häufigsten und verderblichsten. Ja, die Heimsuchung Griechenlands durch einwandernde fremde Nationen und die Ausrottung griechischer Völkerschaften oder doch das Verdrängen derselben von ihrem heimischen Boden dauerten, wenn auch mit längern Unterbrechungen, bis zum Ende des Mittelalters fort. Sogar der einzige Vorzug, den im damaligen Verlauf der Ereignisse der Osten vor dem Westen voraus hatte, war ein Unglück für jenen. Das östliche Kaiserreich erhielt sich nämlich zwar bis zum Jahre 1453, während dagegen das westliche schon hundert Jahre nach dem Beginn der Völkerwanderung unterging; es blieb aber während dieses Jahrtausends eines längern Bestandes schwach und siechend, wogegen der Westen das Glück hatte, daß eine Völkerschaar, welche die Keime eines neuen Daseins in sich trug, zwar das erstorbene alte Reich über den Haufen warf, aber die noch gesunden Reste seiner Cultur in sich aufnahm, und durch Verschmelzung derselben mit seinem eigenen Lebenselement eine neue Cultur und neue Formen der politischen Existenz hervorrief.

Diese germanischen Völker, welche für das Schicksal des Westens in so hohem Grade entscheidend waren, hatten damals für Griechenland nur eine vorübergehende Bedeutung. Einzelne von ihnen betraten nämlich zwar den Boden dieses Landes; sie verließen denselben aber bald wieder, und wenn auch vielleicht einige wenige germanische Haufen oder Individuen dort zurückgeblieben sein mögen, so war ihre Zahl doch jedenfalls zu gering, als daß sie einen bleibenden Einfluß

auf die alten Einwohner gehabt haben konnten und bei der ethnographischen Betrachtung derselben in Anschlag gebracht werden dürften. Um so wichtiger sind dagegen für Griechenlands Geschichte im Mittelalter die slavischen Völker und die zum türkischen und finnischen Stamme gehörenden Awaren und Bulgaren, welche nach den germanischen Raubzügen dieses Land heimsuchten. Die Einfälle und Verheerungen derselben begannen 499 und dauerten bis 763. Sie fanden nicht nur sehr häufig statt, sondern sie waren auch mit entsetzlichen Verheerungen verbunden und können in dieser Beziehung bloß mit der Art und Weise verglichen werden, wie die Spanier nach der Entdeckung Amerika's gegen die Ureinwohner Westindiens verfuhren. Einige Angaben gleichzeitiger Schriftsteller werden dies anschaulich machen. Unter Justinian's Regierung erschienen, wie Procop sagt, die Horden der Barbaren fast jedes Jahr im byzantinischen Reiche, und jedesmal wurden im Durchschnitt an 200,000 Menschen von ihnen getödtet oder als Sclaven fortgeschleppt. Vorher hatten sie gar keine Gefangenen gemacht, sondern da, wo sie erschienen, Alles niedergemetzelt. Von einem im Jahre 539 stattgefundenen Raubzuge der Barbaren glaubte Procop sogar die offenbar übertreibende Behauptung aussprechen zu dürfen, daß damals fast alle in Mittelgriechenland wohnenden Hellenen ausgerottet worden wären. Es ist eine noch weit ärgere Uebertreibung desselben Berichterstatters, wenn er erzählt, es seien unter Justinian's Regierung um das Mittelmeer herum fast hundert Millionen Menschen durch Krieg, Hunger und Erdbeben und durch die Jahre lang wüthende Pest umgekommen; aber grade daß man so übertreiben konnte, beweist den großen Jammer jener Zeiten. Den Umfang der Verwüstungen, welche die Barbaren vierhundert Jahre lang auf griechischem Boden ausübten, dürften zwei von Fallmerayer angeführte Stellen aus Schriften des zehnten Jahrhunderts am treffendsten zu erkennen geben. Die eine ist der Ueberrest einer Chronik jener Zeit, die andre ein von den Einwohnern Athens, welche vor den Barbaren auf die Insel Salamis geflohen waren und dort zweihundert Jahre blieben, abgefaßtes Schreiben an den Patriarchen von Constantinopel. In der ersten Stelle heißt es, Attika sei fast vierhundert Jahre lang eine menschenleere Wüste gewesen, in der verlassenen Stadt Athen sei der größte Theil der Häuser zusammengefallen, in den Straßen seien Oelbäume gewachsen, und in Folge davon habe die Stadt wie ein Wald ausgesehen. In dem erwähnten Sendschreiben heißt es, fast die ganze männliche Bevölkerung des Landes Attika sei von den Barbaren in die Sclaverei fortgeschleppt worden. Auch auf den griechischen Inseln hausten die nordischen Barbaren, obgleich jene weniger zugänglich waren und, wie das soeben angeführte Beispiel von Salamis zeigt, mitunter lange Zeit Schutz gewährten. Im Jahre 769 z. B. wurden Tenedos, Imbros und Samothrake von Slaven geplündert und entvölkert, und 127 Jahre früher waren Slaven auf Schiffen in allen griechischen Meeren und bis nach Unteritalien hin umhergestreift.

Schon im sechsten Jahrhundert begannen einzelne dieser nordischen Raubschaaren, sich auf griechischem Boden bleibend niederzulassen, und bald nachher waren in fast allen Theilen desselben Barbaren angesiedelt. Im siebenten Jahrhundert rief der Kaiser Heraklius selbst slavische Völker herbei, und siedelte sie in dem menschenleer gewordenen Landstriche vom adriatischen Meere an längs der Save und der Donau bis zum schwarzen Meere an, um sein Reich durch sie gegen die in Ungarn wohnenden wilden Awaren zu schützen. Es waren die Vorfahren der heutigen Bewohner von Kroatien, Montenegro und Serbien. Sie blieben dem byzantinischen Kaiser nicht unterthan und begannen alsbald wieder Raubzüge in andre Provinzen des Reiches zu machen. Sechzig Jahre nach ihrer Ansiedlung besetzten die Bulgaren das noch jetzt nach ihrem Namen benannte Land, von welchem aus sie dann Macedonien, Epirus und Thessalien sich unterwarfen. Später (seit dem neunten Jahrhundert) wurden die fremden Völker, die sich im byzantinischen Reiche niedergelassen hatten, von den Beherrschern desselben bleibend unterworfen. Nach ihrer Unterwerfung wurden sie insgesammt zum Christenthum bekehrt, welches einige von ihnen, z. B. die Kroaten, schon früher angenommen hatten. Die letzte Bekehrung, welche bei den in Griechenland eingewanderten und angesiedelten Barbaren vorkam, war nach Fallmerayer die der Bewohner des Taygetus; sie fand um die Mitte des zehnten Jahrhunderts statt.

Eine natürliche Folge des Uebertritts aller dieser Völker war, daß sie zugleich mit der neuen Religion oder, was in diesem Falle dasselbe war, zugleich mit der Cultur auch die Sitten und Gewerbe des sie bekehrenden Volkes, sowie die Sprache desselben annahmen. Was die letztere betrifft, so haben die Bekehrten sie in der Weise angenommen, daß sie entweder die ihrige dagegen ganz und gar aufgaben, oder, wie die Bulgaren, fortan die griechische neben der ihrigen gebrauchten. Einige Ausnahmen fanden dabei allerdings statt; diese erklären sich jedoch daraus, daß in schwer zugänglichen Gebirgsländern einheimische Sprachen und Sitten nicht leicht

verdrängt werden können, oder aus andern obwaltenden Umständen und Verhältnissen. So haben sich im Norden und Nordwesten des byzantinischen Reiches die Sprachen der Wlachen, der Servier u. s. w. erhalten, und im Gebirge der Mainotten ward die slavische Sprache noch bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein gesprochen.

Zu den Raubzügen, Verheerungen und Ansiedlungen nordischer Völker kamen, noch ehe dieselben ein Ende nahmen, die Angriffe, Verwüstungen und Niederlassungen der mohamedanisch gewordenen Araber. Sie erstreckten sich auf die Inseln und Küsten des byzantinischen Reiches, und hörten erst im elften Jahrhundert mit den Kreuzzügen auf. Von diesem Jahrhundert an begannen dann die abendländischen Christen oder, wie sie in der Levante genannt werden, die Franken ihre Angriffe auf jenes Reich. Im Jahre 1080 brach Robert Guiscard, Beherrscher von Unteritalien, im Jahre 1147 Roger, König von Sicilien, in Griechenland ein. Im Jahre 1204 wurde das byzantinische Reich durch Venedig und durch abendländische Ritter über den Haufen gestürzt, das sogenannte lateinische Kaiserthum an seine Stelle gesetzt, viele Küstenstädte und Inseln den Venetianern zugetheilt, größere und kleinere Striche des Binnenlandes einzelnen Rittern zu Lehen gegeben. Fränkische Ritter herrschten fortan als Herzöge von Theben, von Athen u. s. w. in Griechenland, und diese, sowie die Venetianer behaupteten sich in ihren neuen Besitzthümern selbst dann noch, als das lateinische Kaiserthum wieder gestürzt und ein neues byzantinisches Reich geschaffen worden war. Erst 21 Jahre vor dem Untergange des letztern durch die Osmanen eroberten die Byzantiner den Peloponnes bis auf vier venetianische Festungen wieder, welche letztere jedoch ebenso, wie die von Venedig besetzten Inseln, 40 bis 60 Jahre später den Osmanen zufielen. Athen kam gar nicht mehr in den Besitz der Byzantiner, es ging aus den Händen seiner fränkischen Beherrscher unmittelbar in die der Türken über. Die fränkischen Herrscher und ihre Vasallen oder Barone waren in stetem Zwist unter einander gewesen, und hatten von Geldgier getrieben meistens ihre Unterthanen zu berauben getrachtet; das Land hatte also unter ihnen sehr gelitten. Außerdem hatten diese Herrscher die Einwohner, denen sie als Fremdlinge, Räuber und Ketzer tödtlich verhaßt waren, ungefähr ebenso hart und willkürlich behandelt, wie später die türkischen Paschas. Die Einwohnerschaft war daher während der Zeit ihrer Herrschaft nicht nur verarmt, sondern sie hatte auch an Zahl abgenommen; und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn uns aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von einem Theile des Peloponnes gemeldet wird, daß außerhalb des Weichbildes der befestigten Oerter alles Ackerland unbebaut dagelegen habe. Im 14. Jahrhundert waren sogar noch andre abendländische Raubschaaren, die sogenannten Catalanen oder kampflustige Abenteurer aus Catalonien und anderen Ländern des Westens, nach Griechenland gekommen, hatten Attika und Böotien besetzt, unter dem Namen der großen Gesellschaft eine Räuberrepublik gegründet, das ganze nördliche und mittlere Griechenland sich unterworfen, und dort wie im Peloponnes furchtbar gehaust.

Unterdessen hatte sich auch das Volk der Albanesen oder Arnauten verheerend über Griechenland ergossen. Dieses im alten Illyrien einheimische Volk, welches in seinen Gebirgen ein Hirtenleben geführt hatte, war fast stets unabhängig geblieben. Im elften und zwölften Jahrhundert erschienen viele Albanesen als Söldner im byzantinischen Heere. Im dreizehnten Jahrhundert aber fingen die Albanesen an, Raubeinfälle in die Nachbarländer zu machen und sich in denselben niederzulassen. Schon hundert Jahre später wurden diese Raubzüge und Ansiedlungen in hohem Grade bedeutend; in den Jahren 1350 bis 1460 ergossen sich die Albanesen über alle Provinzen des inneren Griechenland, und Albanien erscheint damals, wie früher die jenseits der Donau gelegenen Länder, als die Quellgegend eines mächtigen Völkerstromes, welcher über den griechischen Boden dahinfließt, die Bewohner desselben vernichtend forttreibt und ihre verödeten Wohnsitze ausfüllt. Die Albanesen waren damals großentheils schon Christen und sprachen die griechische Sprache neben der ihrigen; ein Theil von ihnen ist bekanntlich mohamedanisch geworden und es bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie wohnen jetzt nicht allein im Lande Albanien von den Grenzen der Herzegowina an bis zum Busen von Prevesa, sondern sie haben sich auch in fast allen Theilen der Türkei angesiedelt. In Griechenland bilden sie einen Haupttheil der Bevölkerung, im heutigen Königreiche dieses Namens sogar die Mehrzahl derselben. Im Peloponnes gibt es außer Tschakonien (zwischen Nauplia und Monembasia) keinen einzigen Strich Landes, der unter seinen Bewohnern nicht einen albanesischen Bestandtheil enthielte; in Argolis, Korinth, Sicyon und einem Theil von Achaja besteht sogar die große Mehrzahl der Einwohner aus Albanesen. Die Länder Attika und Böotien werden, mit Ausnahme der Städte Theben und Athen und einiger Dörfer, nur von Albanesen bewohnt, und selbst in Athen bilden

diese die Mehrzahl. Ebenso besteht die Bevölkerung der Inseln Hydra, Spezzia, Paros und eines Theiles von Euböa aus Albanesen.

Gleich den Albanesen breiteten sich auch die Wlachen (Wallachen), welche von den alten Thraciern abstammen und ebenfalls lange Zeit nomadisch umhergezogen waren, bis nach Griechenland hin aus, wiewohl bei Weitem nicht in der großen Zahl und auf einen so weiten Raum hin, wie die Albanesen. Sogar in Arkadien ließen sich Wlachen nieder. Eine Bedeutung erhielten sie jedoch als bleibender Bestandtheil der Bevölkerung nur in Thessalien. In diesem Lande, welches sogar eine Zeit lang Großwlachien hieß, bilden sie noch jetzt ein Hauptelement der Einwohnerschaft.

Griechenland war, wie das Vorhergehende zeigt, während des Mittelalters häufigen Verheerungen preisgegeben, und auf seinem Boden hatten sich verschiedenartige Völker niedergelassen, deren Ansiedelungen ebenso, wie die unzähligen Raubeinfälle in Griechenland, die Vernichtung des größten Theiles der alten Einwohnerschaft zur Folge haben mußten. Im Jahre 1321 setzten zum erstenmale auch osmanische Türken nach Europa über, und 1357 machten sie dort ihre erste Eroberung. Von dieser Zeit an breiteten sie sich auf Kosten des byzantinischen Reiches in Europa immer weiter aus. Im Jahr 1453 zertrümmerten sie dasselbe durch die Eroberung seiner Hauptstadt, und schon sieben Jahre nachher ward auch der letzte Ueberrest dieses Reiches, der sich selbständig erhalten hatte, der Peloponnes, ihnen unterworfen.

Nach den vielen furchtbaren Stürmen, welche verheerend über Griechenland gezogen sind, besonders aber nach den mehrere Jahrhunderte lang fortgesetzten vernichtenden Einbrüchen slavischer und andrer im Norden der Donau wohnender Völker wird man es sehr begreiflich finden, daß ein ausgezeichneter deutscher Gelehrter, Fallmerayer, die Frage aufgeworfen und zu beantworten gesucht hat, ob nicht in Folge davon die Nachkommenschaft der alten Griechen ausgerottet worden ist. Diese Frage ist von dem erwähnten Gelehrten zum Gegenstande einer mit großer Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn geführten Untersuchung gemacht worden, und das Ergebniß derselben bestand darin, daß in der That die Neugriechen bis auf wenige Ausnahmen nicht als Nachkommen der alten Griechen angesehen werden können, sondern von Slaven und andern Völkern abstammen. Wir werden unten Fallmerayer's Beweise für diese Behauptung kurz angeben, und zugleich, mit Hinweisung auf die früher dargestellten Eigenthümlichkeiten des altgriechischen Wesens, den von diesem gänzlich verschiedenen Charakter der Neugriechen in's Licht setzen. Es wird sich daraus als ein, wie wir glauben, unzweifelhafter oder doch, selbst beim ängstlichsten Festhalten an gewohnten Vorstellungen, als ein mindestens höchst wahrscheinlicher Satz ergeben, daß die griechische Nation bis auf einen sehr geringen Theil untergegangen, und in ihrem Wohnsitze durch Slaven und andere Völker ersetzt worden ist, welche die neugriechische Sprache angenommen haben. Nur eine Vermischung eines kleinen Theiles der Griechen mit den eingewanderten Fremden könnte zugegeben werden; aber selbst dann dürfte man das in den Neugriechen vorhandene altgriechische Element nur als ein sehr geringes ansehen, und einen Einfluß desselben auf den Charakter der Neugriechen nicht zugestehen.

Als unvermischte Reste der alten Griechen kann man nur einen Theil der Fanarioten, die Tschakonen und einen Theil der Inselgriechen ansehen. Von den Letztern ist jedoch kein bestimmter Theil als echt griechisch nachzuweisen. Die Fanarioten sind die Bewohner eines mit dem Namen Fanar bezeichneten Quartiers von Constantinopel, und unter ihnen gibt es einige hochadelige Familien, aus welchen der Sultan die Fürsten der Moldau und Wallachei, sowie die Dolmetscher der Pforte zu wählen pflegte. Von diesen Familien scheinen die meisten althellenischer Abkunft zu sein; in Betreff einiger, wie der Ypsilanti, Morusi und Kallimachi, kann dies sogar urkundlich nachgewiesen werden. Die Tschakonen, welche in vierzehn Dörfern der Ostküste des Peloponnes (zwischen Napoli di Romania und Monembasia) wohnen und aus etwa anderthalbtausend Haushaltungen bestehen, halten sich selbst für Nachkommen der alten Lacedämonier. Sie sprechen eine Sprache, welche von den übrigen Neugriechen nicht verstanden wird, über deren Verwandtschaft mit andern Sprachen wir aber noch im Unklaren sind, indem manche Gelehrte sie für eine slavische Sprache, andre dagegen für einen mit vielem Altgriechischen vermischten Dialekt des Neugriechischen halten. Zwei Umstände erregen in Betreff der griechischen Abkunft der Tschakonen großes Bedenken. Erstens wissen wir, daß auch das Land der Tschakonen einst mit Slaven bevölkert worden war. Zweitens findet sich in demselben fast kein einziger griechischer Name von Dörfern, Gebirgen oder Flüssen vor, sondern diese tragen größtentheils slavische Namen. Fallmerayer meint daher, daß die Tschakonen entweder aus einer Vermischung von Slaven und Griechen entstanden seien, oder daß sie von Griechen abstammen, welche einst wie die Athener auf längere Zeit entflohen waren und sich dann wieder in ihrer mittlerweile von Slaven be-

wohnt gewesenen Heimath als Colonisten niederließen.

Die Beweise für das Factum der Ausrottung der alten Griechen und für die Abstammung der Neugriechen von Slaven sind folgende: 1. Die Menge und lange Dauer der gegen Griechenland gerichteten Raubzüge wilder Völker. Diese dauerten im Westen, wenn man die späteren normännischen Küstenplünderungen abrechnet, verhältnißmäßig nur kurze Zeit, in Italien nämlich ungefähr 170 Jahre, in den übrigen Ländern aber höchstens etwas über hundert, im byzantinischen Reiche dagegen um 400 Jahre.

2. Die größere Grausamkeit und Verheerungslust der Völker, welche in das byzantinische Reich einfielen. Im Westen sind in dieser Hinsicht nur die Hunnen den letztern gleich zu achten. Die übrigen Völker, welche zur Zeit der Völkerwanderung dort Raubzüge machten, waren Germanen und standen in Betreff ihrer Rohheit und Zerstörungslust so weit hinter den Raubvölkern des Ostens zurück, daß der Name des einzigen von ihnen, welches diesen nahezustellen ist (der Vandalen), deshalb sprichwörtlich ward. Die Raubvölker des Ostens dachten, zum Unterschied von den wandernden Germanen, am Anfang fast insgesammt nicht an Niederlassung, sondern an Raub und Mord. Im zweiten Stadium ihrer Züge schleppten sie fortwährend Hunderttausende von Menschen als Sclaven mit sich fort, während kein einziges der westlichen Raubvölker jener Zeiten dies in einem einigermaßen bedeutenden Umfange that.

3. Die schriftlichen Zeugnisse von Zeitgenossen. Im achten Jahrhundert, also zu der Zeit, als die nordischen Raubeinfälle ein Ende genommen hatten, wird der ganze Westen der heutigen Türkei von der Donau an bis zur Südspitze des Peloponnes in byzantinischen Schriften Slabinia, d. i. Slavenland genannt. Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, welcher im zehnten Jahrhundert lebte, sagt in seinem Geschichtswerk gradezu, der Peloponnes sei zweihundert Jahre früher mit Barbaren bevölkert und slavisirt worden. Aus demselben Jahrhundert hat sich ein griechischer Vers erhalten, in welchem ein vornehmer Peloponnesier, der sich althellenischer Abstammung rühmte, spottend ein Slavengesicht genannt wird.

4. Die altgriechischen Völker- und Ländernamen sind alle untergegangen und durch fremde ersetzt worden. Die Einwohner Griechenlands nannten und nennen sich noch heut' zu Tage nicht Hellenen, sondern Romäer, sowie das byzantinische Reich selbst, weil man es als die Fortsetzung des römischen ansah, officiell Romania hieß. Dagegen wurden im zehnten Jahrhundert, als bereits der Name Romäer allgemein angenommen war, die nachher ebenfalls vernichteten Trümmer des altgriechischen Volkes, welche damals noch übrig waren, Hellenen genannt. Ebenso sind die alten Namen Attika, Böotien, Arkadien u. s. w. aus Griechenland geschwunden und den Bewohnern desselben fast ebenso fremd geworden, wie sie es unsern Bauern sind. Anstatt ihrer gebraucht das neugriechische Volk zur Bezeichnung seiner einzelnen Landestheile Namen slavischen Ursprungs. Erst die jetzige Regierung hat die altgriechischen Gaunamen wieder einzuführen gesucht. Zu jenen slavischen Ländernamen gehört besonders auch das den Peloponnes bezeichnende Wort Morea. Dieses kann nämlich nicht mit dem gleichlautenden altgriechischen Worte, welches Maulbeerbaum bedeutet, identisch sein; denn wegen der Häufigkeit dieses Baumes im Peloponnes konnte man das Land unmöglich mit dem unveränderten Namen des Baumes selbst bezeichnen, und noch weniger konnte die Halbinsel wegen ihrer fünf Zacken bildenden Randgestalt mit dem Namen eines Baumes belegt werden, dessen Blätter regelmäßiger Weise herzförmig sind. Der Name Morea kommt vielmehr, wie der des Landes Pommern, von dem slavischen Worte More, d. i. Meer, her, und bedeutet Seeland oder Halbinsel.

5. Die altgriechischen Namen von Städten, Dörfern, Flüssen und Gebirgen sind zum allergrößten Theil aus Griechenland verschwunden, und an ihre Stelle sind slavische, türkisch-albanische und neugriechische getreten. Nach Fallmerayer's Nachforschungen waren schon am Ende des zwölften Jahrhunderts im Peloponnes nur noch etwa fünfundzwanzig althellenische Namen von Oertern, sowie sechs von Flüssen und einer von einem Vorgebirg übrig. Statt dieser Namen finden sich die drei angegebenen Classen von Namen, und zwar so, daß in manchen Gegenden die slavischen, in anderen die neugriechischen, in noch anderen die albanesisch-türkischen vorherrschen. Nur die griechische Kirche benennt ihre griechischen Bisthümer Lacedämon, Elis, Megalopolis und mit anderen Namen altgriechischer Länder und Städte; sie that dies schon gleich nach der Wiedereinführung des Christenthums, obgleich die betreffenden Länder und Städte damals ihre altgriechischen Namen verloren hatten. Was insbesondere die slavischen Namen betrifft, so haben die einbrechenden Slaven nicht etwa die alten Ortsnamen durch andere ersetzt, sondern vielmehr die Oerter selbst fast insgesammt zerstört und, als sie sich später im Lande niederließen, neue gegründet. Daher liegen auch fast alle Ruinen griechischer Städte nicht mitten in den neuen Oertern, sondern eine Strecke davon. Von

slavischen Ortsnamen finden sich in Griechenland sehr viele, welche uns schon aus anderen Slavenländern, besonders auch aus den zu Deutschland gehörenden, bekannt sind. Beispielsweise führen wir an: Goritza (in Deutschland in Görz umgeändert), Kamenitza (das sächsische Kamenz), Varsova (Warschau), Zagano (Sagan), Krakova (Krakau), Glogowa (Glogau), Lutzena (Lützen), Gardilibon (Gardeleben), Graditza (Gratz). Sonderbarer Weise findet sich, wie Fallmerayer berichtet, in Tschakonien sogar ein Dorf Beresowa, d. i. Birkenfeld (vom russischen Beresa, Birke), obgleich in Griechenland nie eine Birke gesehen worden ist. Derselbe Gelehrte gibt eine Reiseroute, auf welcher man, mitten durch den Peloponnes reisend, über folgende Orte mit slavischen Namen kommt (diese in die bei den Deutschen übliche Form umgewandelt): Rachau, Krakau, Warschau, Kamenz, Glogau, Kozau, Züllichau, Pernitz, Glanitz, Graditz, Stregau, Libitz (Leipzig?), Buchau, Glatz, Gratz, Bukowina, Görz, noch einmal Warschau, Sagan, Luckau, Lützen u. s. w.

6. Die heutigen Bewohner Griechenlands haben keine Traditionen aus der altgriechischen Zeit mehr; ihre historische Erinnerung geht vielmehr nur bis in die Zeit der beginnenden Wiedereinführung des Christenthums, d. h. bis in das neunte Jahrhundert hinauf. Aus der früheren Zeit findet sich Nichts dieser Art mehr vor, außer daß einige Orte eine ähnliche religiöse Beziehung haben, wie einst im Alterthum. Im alten Athen war z. B. ein Marstempel, in welchem Kranke opferten, dann ihr Kleid wechselten und hierauf sich hinlagernd die Rückkehr der Gesundheit erwarteten; im neuen Athen trägt man kranke Kinder in eine bestimmte Kirche, wechselt, nachdem man geopfert und gebetet hat, gleichfalls das Kleid und erwartet dann in der Kirche die Heilung. Im Tempe, wo zur altgriechischen Zeit ein sehr berühmter, dem Apollo geheiligter Lorbeerbaum stand, finden sich jetzt neben einer christlichen Capelle zwei Lorbeerbäume, obgleich in der Umgegend meilenweit kein anderer Lorbeerbaum gesehen wird. Der Reisende Bartholdy spricht sogar als Resultat seiner in Griechenland gemachten Reiseerfahrungen aus, daß sehr häufig da, wo jetzt Capellen oder Kirchen seien, sich auch die Trümmer alter Tempel fänden, ja, daß man meistens sogar aus dem Geschlechte des Heiligen, welchem eine Kirche gewidmet sei, auf das Geschlecht der dort ehemals verehrten Gottheit zurückschließen könne, daß z. B. an die Stelle von Altären der Minerva (einer bekanntlich unvermählt gebliebenen Göttin, welche den Beinamen der jungfräulichen führte) in der Regel Altäre der Jungfrau Maria getreten seien. Diese localen religiösen Beziehungen sind wahrscheinlich durch Reste der griechischen Bevölkerung erhalten worden, welche nach der Slavisirung des Landes noch längere Zeit mitten unter der neuen Einwohnerschaft fortbestanden, und erst später durch Vermischung oder Untergang verschwanden. Zum Theil mögen auch alte heidnische Mythen und Legenden von localer Art durch die bekehrenden Byzantiner erneuert worden sein, wie sich denn z. B. unter den rein albanesischen Landleuten Böotiens noch hellenisch-heidnische Beziehungen erhalten haben.

7. Einen der schlagendsten Beweise für die behauptete Abstammung der Neugriechen hat Fallmerayer von der Sprache derselben hergeleitet. Diese besitzt nämlich drei Eigenthümlichkeiten, welche dem Altgriechischen fremd sind und dagegen in den slavischen Sprachen vorkommen. Erstens findet sich im Neugriechischen die Verkleinerungsform der Hauptwörter sehr häufig gebraucht, und zwar ohne allen in der Vorstellung selbst liegenden Grund; nun gibt es aber keinen Sprachstamm, in welchem die Diminutiva häufiger gebraucht würden, als in dem slavischen. Zweitens ist in der serbischen, der bulgarischen und manchen anderen slavischen Sprachen die Neigung vorherrschend, die drittletzte Silbe zu betonen, und ebendasselbe findet sich im Neugriechischen weit häufiger als im Altgriechischen. Drittens sprechen die Neugriechen, was am meisten befremden muß, den H-Laut in denjenigen Wörtern nicht aus, in welchen die alten Griechen ihn hatten, z. B. in dem Namen der Letzteren, der bei jenen nicht Hellenes, sondern Ellines lautet, und in dem Namen der Insel Hydra, welchen sie Ydra sprechen. Nun aber fehlt einestheils auch in den slavischen Sprachen der H-Laut, und andrentheils lassen sich Beispiele genug dafür beibringen, daß ein Volk, wenn es seine Sprache mit einer fremden vertauscht, diejenigen Eigenthümlichkeiten, welche in der ihm eigenen Entwicklung und Ausbildung der Sprechorgane liegen, in die fremde überträgt. Aus dem letzteren Umstande, welcher auf einer physischen Nothwendigkeit beruht, kann man ebenso bei Völkern, wie bei Individuen, auf die nationale Abkunft zurückschließen. Daß aber die in Griechenland angesiedelten Slaven ihre Sprache mit der griechischen vertauscht haben, darf ebensowenig befremden, als daß die ihrer Abstammung nach slavische Bevölkerung Mecklenburgs und Pommerns die deutsche Sprache angenommen hat. Die Slaven Griechenlands waren nämlich, als sie von den Byzantinern unterworfen und zum Christenthum bekehrt wurden, noch ganz uncivilisirt, und mit der Cultur wird sehr leicht auch die Sprache derer, welche dieselbe bringen, angenommen. —

Man hat, gegenüber den vorstehenden

Sätzen, einen Einwurf gemacht, welcher dem inneren Wesen der Neugriechen entnommen ist und auf eine Uebereinstimmung desselben mit dem der alten Griechen hindeutet. Einmal nämlich zeigt sich bei den Ersteren ein ähnlicher Grad von Betriebsamkeit und Gewandtheit, wie er sich bei den Letzteren fand. Dann macht man geltend, daß sie diesen auch in Hinsicht auf Beredtsamkeit gleich seien. Endlich wird noch die ewige Zwietracht der Neugriechen, die sich besonders in ihrem Freiheitskampfe gezeigt hat, als ein ihnen und den alten Griechen gemeinschaftlicher Charakterzug angeführt. Diese Aehnlichkeiten zwischen beiden Völkern und der auf sie gegründete Einwurf führen uns von der Erforschung der äußerlichen und historischen Verhältnisse, welche zur Feststellung der Abstammung des jetzigen griechischen Volkes geprüft werden mußten, zu der Betrachtung des inneren Wesens dieser Nation über. Es wird sich aus derselben ergeben, daß grade in Hinsicht auf die geistige Natur und die von ihr ausgehenden Lebensweisen ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den alten und neuen Griechen besteht.

Bei den Ersteren bildete das politische Leben den eigentlichen Mittelpunkt ihres Daseins, der Staat griff bestimmend und maßgebend in alle Verhältnisse ein, und in ihm waren alle Beziehungen und Thätigkeiten wie in einem Knoten mit einander verknüpft. Ebenso beseelte das altgriechische Volk der lebhafteste Nationalsinn; jede fremde Nation stand in den Augen der alten Griechen tief unter ihnen; man dachte sich einer jeden unbedingt überlegen, und war, ohne dieses Gefühl der Ueberlegenheit auch nur einer Prüfung zu unterwerfen, zugleich stolz und glücklich in dem Gedanken, ein Grieche zu sein. Wie ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit den Neugriechen! Bei ihnen ist die Kirche der Mittelpunkt des Lebens; das Dogma hat die Stelle der politischen Idee eingenommen; die gemeinschaftliche Religion oder, wie man richtiger sich ausdrücken wird, die gemeinschaftliche Form der Gottesverehrung ist die treibende Kraft des nationalen Daseins; man ist nicht stolz, ein Grieche der Abkunft nach, sondern ein Grieche dem Glaubensbekenntniß nach zu sein; und der Blick ist mit Vorliebe nach Stambul und Moskwa gerichtet, blos weil diese Städte Sitze und Mittelpunkte des Glaubens waren oder sind. Die Neugriechen hassen und verachten andere Völker nicht, weil sie selbst Griechen sind, sondern weil sie allein die wahre Religion zu besitzen glauben. Sogar der Haß gegen die Türken soll nach der Versicherung von Männern, welche unter den Griechen gelebt haben, weniger darin begründet gewesen sein, daß jene die Unterdrücker des griechischen Volkes waren, als in dem Umstande, daß sie Ungläubige waren. Wären die Türken, als sie sich das byzantinische Reich unterwarfen, zum griechisch-christlichen Glauben übergetreten, so würde wohl nie eine Empörung gegen sie statt gefunden haben. Noch größer als gegen die Türken ist der Haß der Griechen gegen die katholischen Völker, weil diese im Laufe der mittleren Geschichte ihre nächsten und gefährlichsten Feinde waren, und weil Secten in der Regel sich schwerer mit einander vertragen, als Religionen. Man weiß, welch großen Einfluß der Haß gegen die abendländischen Ketzer auf den Untergang des byzantinischen Reiches hatte, und in Betreff der Eroberung Constantinopels durch Sultan Mohamed II. sagt ein Augenzeuge, der Geschichtschreiber Dukas, gradezu: „Wäre noch im letzten Augenblick ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte zu den Bewohnern der Stadt gesagt: „Vereinigt euch mit der abendländischen Kirche und ich will die eingedrungenen Feinde wieder aus der Stadt treiben!“ sie würden sich dennoch nicht dazu entschlossen, sondern sich lieber den Türken, als der römischen Kirche überliefert haben.“ Ganz übereinstimmend mit diesem Worte berichtet Bartholdy, welcher vor fünzig Jahren die Türkei bereiste: daß damals die Griechen in Kreta und Chios nie die Verheirathung einer Tochter mit einem der dort lebenden Katholiken zugegeben hätten, daß dagegen Ehen zwischen Griechinnen und Türken gewöhnlich gewesen seien, und daß griechische Eltern selten ihre Einwilligung zu einer solchen Ehe versagt hätten, wenn nur der türkische Bewerber reich und mächtig gewesen sei, obgleich die Kinder dieser Ehe Mohamedaner werden mußten. In diesen Fällen wird freilich das Kirchliche dem äußeren Gewinn nachgesetzt und den Leidenschaften der Habgier und Eitelkeit gefröhnt, welche unter den Neugriechen häufig zu finden sind; sonst aber concentrirt sich das eigentliche Nationale der Griechen in der Kirche.

Ein eben so greller Gegensatz zwischen den alten und neuen Griechen zeigt sich bei der Betrachtung der geistigen Thätigkeit beider Völker. Bei dem einen finden wir den lebhaftesten Sinn für alles Geistige, ein Durchdringen aller Verhältnisse durch den Verstand, einen angeborenen philosophischen Sinn, eine rege intellectuelle Thätigkeit, einen hohen Grad und eine große Bedeutung der Bildung, bei dem anderen dagegen Geistesarmuth, Unbildung und mangelnden Sinn für Wissenschaft, und zwar bis zu der Ausdehnung, daß die ganze byzantinische und neugriechische Literatur, obgleich sie einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfaßt, kein einziges Werk enthält, welches als bildend bezeichnet werden könnte und deshalb für die übrige Mensch-

heit einen Werth hätte. Noch weit weniger zeigen beide Völker in Hinsicht auf die Kunst eine Aehnlichkeit mit einander. Die alten Griechen besaßen einen so lebendigen und feinen Sinn für das Schöne, wie kein anderes Volk der Geschichte, sie schufen die vollendetsten, mannigfaltigsten und zahlreichsten Werke der Kunst; ihre angeblichen Nachkommen dagegen zeigen in Allem, was als Product der Phantasie aus ihren Händen hervorging, eine sehr auffallende Kunstarmuth und Geschmacklosigkeit, die Kunstwerke derselben stehen bis zum heutigen Tage auf der untersten Stufe, und von dem bei den alten Griechen so lebhaften Sinn für das Plastische ist bei ihnen keine Spur zu finden.

Während so die unter den Neugriechen herrschende Geistesarmuth oder vielmehr Geistlosigkeit nicht entfernt eine Vergleichung mit einem der Hauptcharakterzüge der alten Griechen gestattet, scheint es andrerseits fast, als wenn man auch nicht einmal in Betreff des kriegerischen Muthes und Ruhmes beide Völker einander gegenüberstellen könnte. Wenigstens zerreißt die ethnographische Betrachtung Griechenlands den Nimbus, welcher in unsrer Jugendzeit den Freiheitskampf der Bewohner Griechenlands als echter Nachkommen der Kämpfer von Marathon und Thermopylä strahlend umgab. Die größten, in diesem Freiheitskampfe vollbrachten Heldenthaten, wie die der Hydrioten, die eines Miaulis und Bozzaris, die um Missolunghi, wurden nämlich durch Männer von unzweifelhaft albanesischer Abkunft vollbracht.

Der Ober-Mississippi.*)

II.

Die Gestalt des Mississippi-Thales ist die eines muldenförmigen Tieflandes. Der Lauf des Mississippi bildet im Allgemeinen die tiefste Senkung in der Mulde; sie liegt aber der östlichen Grenzwand (den Alleghanies) weit näher, als der westlichen (den Rocky Mountains). Auch weicht diese Senkung nördlich vom 45° n. Br. vom Mississippi ab und folgt dem St. Petersfluß und weiter nördlich dem Red River des Nordens. Diese Linie steigt bis zu der Gegend der Quellen des St. Peters (dem Brig-Stone-Lake und dem Lake Travers) von Süden nach Norden fortwährend hinan, erreicht aber keine größere Höhe als 970 Fuß über dem Meere, dann senkt sie sich in das Gebiet des Saskatchawan und des Nelsonflusses hinein.

Betrachten wir nun zunächst den östlich vom Mississippi gelegenen Landstrich, welcher aus dem Flußgebiet des Ohio und einem Theile des Flußgebiets des oberen Mississippi besteht, etwas näher, so finden wir, daß die Neigung des Bodens vom Alleghany-Gebirge hinab dem Mississippi zu sehr allmälig ist, sobald die Zuflüsse des Ohio die äußerste Reihe des Gebirges durchbrochen haben. Bei Pittsburgh, wo der Ohio aus dem Zusammenflusse des Monongahela und des Alleghany-Flusses entsteht, ist der niedrige Wasserstand nur 704′ über dem Meere gelegen, während die Mündung des Ohio noch 300′ über dem mexicanischen Meerbusen liegt. Auch finden sich westlich von den zum Appalachischen Gebirge gehörigen Bergketten im Innern des Landes nirgends Höhen von einiger Bedeutung; die höchste Erhebung ist am mittleren Ohio und in Kentucki und West-Tennessee, jedoch übersteigt sie wohl an keinem Punkte die Höhe von 900′. Die zahlreichen Flüsse, welche das Land durchströmen, haben mehr oder weniger tiefe Einschnitte in die Ebene gegraben, wodurch es den Anschein bekommt, als wären die größeren Ströme, wie der Mississippi, Ohio ꝛc. mit steilen Hügeln bis zu einigen hundert Fuß Höhe begrenzt, während in der That der obere Rand dieser hohen Flußufer, hier Bluffs genannt, sich landeinwärts in einer großen Ebene fortsetzt, die nur durch ähnliche tief eingeschnittene Flußthäler der kleineren Wasserläufe unterbrochen ist. Das Land theilt sich demnach — obwohl ein Tiefland im Verhältniß zu den hohen Grenz-Gebirgen auf beiden Seiten — in viele verschiedene Plateaus oder Hochebenen, die im Allgemeinen an absoluter Höhe abnehmen, je mehr sie sich dem Mississippi nähern. Auf der Ebene selbst entspringen wenige und unbedeutende Flüsse, die größeren steigen alle von dem Alleghany-Gebirge oder von dem Höhenzuge herab, welcher die großen Landseen und deren kleine südliche Zuflüsse von den Gewässern des Mississippi scheidet.

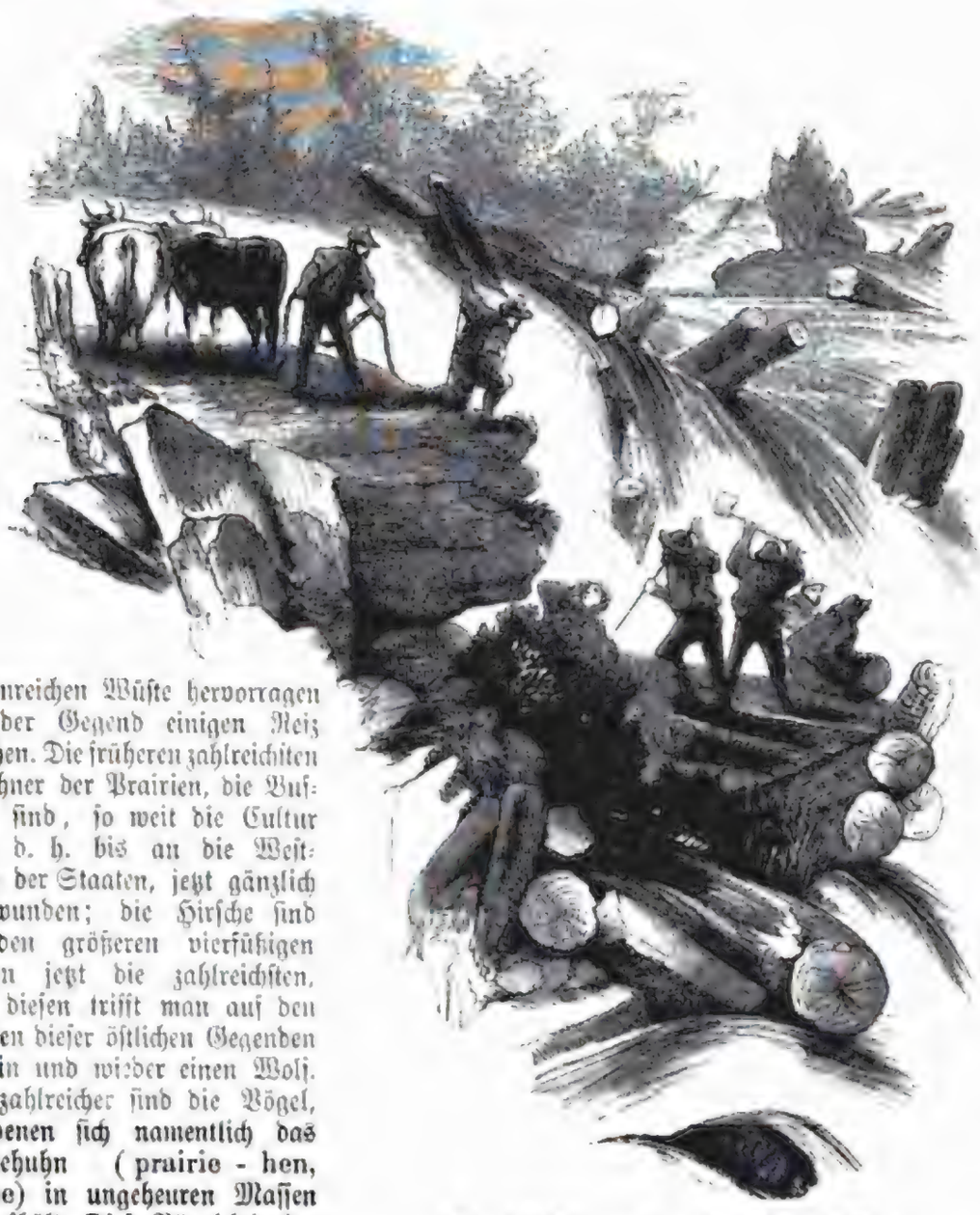
Die Ufer der Flüsse sind in diesem Landstriche ohne Ausnahme mit Wald bedeckt, welcher sich, vorzüglich am Ohio, durch riesenhaften Wuchs der Baumstämme, durch das verschiedenfarbige Laub der wilden Weinreben und andrer Schlingpflanzen, die bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume hinaufranken, und die Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit des Unterholzes auszeichnet. Jetzt unterbrechen Städte, Dörfer und einzelne Farmen (Bauer-

*) Wir nehmen Gelegenheit, unsern Lesern das von uns benutzte vortreffliche Werk von Theodor Olshausen über das Mississippi-Thal zu empfehlen.

höfe) häufig das wilde Gemälde, welches vor wenigen Jahrzehnten von der Cultur noch wenig oder gar nicht berührt war, aber in ungeheurer Ausdehnung beſteht auch noch hier im Oſten des Miſſiſſippi der Wald in ſeiner urſprünglichen Reinheit. Eine gewiſſe Einförmigkeit, welche dem ganzen großen Miſſiſſippi-Thale eigen iſt, läßt ſich auch dieſer auf den erſten Blick frappanten Scenerie nicht abſprechen, aber dennoch macht ſie durch die Größe der Erſcheinung einen bleibenden Eindruck. Die natürlichen, mit Gras bedeckten Wieſen — prairies — erſtrecken ſich am Ohio und ſeinen Nebenflüſſen nirgends bis an's Ufer des Fluſſes, ſondern man ſieht vom Fluſſe aus nur die mit ſtarkem Walde beſtandenen Höhen und Senkungen. Sobald man aber die Flußgründe (bottoms) verläßt und über die Bluffs zu der höhern Ebene hinanſteigt, welche die allgemeine Oberfläche des Landes bildet, ſo gelangt man zu einer weit ausgedehnten offenen Landſchaft, die mit reichem Graſe bewachſen, aber völlig baumleer iſt — zu der Prairie. Der Uebergang iſt ein plötzlicher und vollſtändiger. Der wilde und finſtere Wald, in dem Panther und Wölfe hauſen und Klapperſchlangen lauern, verwandelt ſich mit einem Male in eine blumenreiche, heitere Wieſengegend, die ſelten vollkommen eben, gewöhnlich wellenförmig geſtaltet (rolling) iſt. Es gilt dies jedoch natürlich nur von der Gegend, wo die Flüſſe bereits die Ebene erreicht haben; denn der Monongahela z. B. und die oberen Zuflüſſe des Kanawha winden ſich durch eine wilde Berggegend mit ſchroffen Abgründen und kleinen eingeſchloſſenen Thälern. Ebenſo iſt der obere Lauf des Kentucky oder des Cumberlandfluſſes beſchaffen.

Anbau der Prairie.

Iſt die Prairie auch nicht vollkommen flach, ſo iſt ſie doch im Verhältniß zu der allgemeinen Bildung des Landes eine Ebene zu nennen, bei der es eigenthümlich iſt, daß ſie regelmäßig im Mittelpunkte am höchſten iſt, ſo daß man von dort aus die größte Fläche überſchaut. Iſt die Prairie klein, ſo ſieht man ſie rings mit einem Waldrande umgeben, der bisweilen vorſpringend, dann wieder zurücktretend liebliche Anſichten gewährt; iſt die Prärie aber groß, ſo ſieht man häufig Nichts wie den Himmel und die grüne, blumenbeſtreute Grasfläche, ohne einen Baum oder Buſch, ohne irgend einen hervortretenden Gegenſtand, der den Blick zu feſſeln vermöchte, wenn man nicht zufällig eine Heerde Hirſche auf derſelben weiden ſieht. Einige Prairies enthalten dagegen einzelne Bäume und Baumgruppen, die wie Inſeln aus der



Die Holzflößer an den St. Anthony-Fällen.

blumenreichen Wüste hervorragen und der Gegend einigen Reiz verleihen. Die früheren zahlreichsten Bewohner der Prairien, die Büffalos, sind, so weit die Cultur reicht, d. h. bis an die Westgrenze der Staaten, jetzt gänzlich verschwunden; die Hirsche sind von den größeren vierfüßigen Thieren jetzt die zahlreichsten, außer diesen trifft man auf den Prairien dieser östlichen Gegenden nur hin und wieder einen Wolf. Desto zahlreicher sind die Vögel, von denen sich namentlich das Prairiehuhn (prairie - hen, grouse) in ungeheuren Massen hier aufhält. Diese Vögel bedecken zu vielen Tausenden ganze Strecken Landes, wie die Wander-Tauben (passage pigeon), zur Zeit ihrer Wanderungen, und bleiben auch den Winter über dort, sich nur beim Schneefall an den Waldrand zurückziehend.

Ueberall in der ganzen Prairieregion des Westens wird der Mangel an Bau- und Nutzholz tief gefühlt. Durch ganz Ohio und Theile von Indiana ist Holz in solchem Ueberfluß, daß es bei der Ansiedlung als Hemmniß erscheint; während in Illinois, Unter-Wisconsin und Jowa man sich der Osage-Orangen zu Hecken bedient und Waldbäume eifrig anpflanzt. In Ober-Wisconsin und in Minnesota sind wieder Wälder im Ueberfluß und dort findet man majestätische Pinien, welche die scharfen Aexte der Holzfäller zu Sägeblöcken verwandeln; man sieht dort Pioniere und Männer mit der Holzart, welche geschäftig sind, den Grund für zukünftigen Anwuchs zu behauen und zu lichten. Die Waldregion ist da, wo der Wald ohne Unterholz wächst, noch immer vortheilhaft zu bebauen, denn dort können die Bäume rasch niedergehauen oder durch Einkerben getödtet und gute Ernten schon im ersten Jahre gewonnen werden. Ungeheure Quantitäten Bau- und Nutzhölzer werden jetzt von den obern Zuflüssen des Mississippi hinabgesandt, um den Mangel zu ersetzen, welcher größtentheils in der ganzen untern Region herrscht. Eine Classe starker kühner Männer ist zu diesem Geschäfte bestimmt, denen die Ruhe eine Last und die Gefahr eine Anregung ist. Es geschieht sehr häufig, daß die Stämme, welche man die obern Ströme hinabfluthen läßt, sich oberhalb des Wasserfalls von St. Anthony zu einem Haufen zusammen schieben und klemmen und zu einer compacten Masse festkeilen. Dann kommt eine aufregende Zeit, denn die Holzleute müssen diese Masse aus

einander löſen, ſo daß der Strom ſie über den Fall und den Fluß hinab fortführen kann. Der ungeheure Haufen der Stämme hängt alsdann über dem Katarakt, auf und zwiſchen denſelben forſchen und verſuchen die Arbeiter ihn zu löſen, während ſie beſtändig einander zuſchreien; denn da iſt irgendwo ein Stamm, welcher die ganze Maſſe hält, gleichſam der Schlüſſel des Haufens; allmälig wird dieſer aufgefunden, bald beginnt der ganze Holzſtoß zu beben und darauf ſich aus einander zu heben, zu zerſtreuen und über den Fall zu ſtürzen. Jeder ruft eine Warnung aus, und Jeder ſtürzt zum Ufer über die ſich bewegende Maſſe. Menſchenleben gehen ſelten dabei verloren, ſo geſchickt und ſtark ſind dieſe Männer geworden. Unter den Fällen werden die Baumſtämme und Nutzhölzer zu Flößen zuſammengefügt, und mit kleinen Häuſern auf ihren Verdecken nach Süden hingefluthet.

Dieſer große nordweſtliche Theil von Nord-Amerika iſt jetzt mit Papierprojecten für Städte überſchwemmt, welche größtentheils wohl nie gebaut werden. Alle dort emportauchenden Städte enthalten, außer dem Boden-

Waldlichtung.

capital, eine große Capitalanlage an Maſchinen, Werkzeugen, Arbeitsläden und Dampfkräften; und dieſe Städte ſind nicht bloß Plätze, wo man kauft, verkauft und verdient, ſondern auch große Bienenkörbe des Luxus, wo tauſend Gegenſtände producirt werden, welche civiliſirte Menſchen jetzt bedürfen.

Hinter dieſen Städten nun breiten ſich jene weiten Aecker fruchtbaren Landes aus,

auf denen majestätische Fichten wachsen, welche auf den Flüssen St. Croix, Mississippi und Chippewa herabgeflößt werden. Dort sieht man die wogenden Weizen- und indische Kornfelder, deren Früchte in Millionen Bushel versandt werden, um die Völker der alten wie neuen Welt zu ernähren.

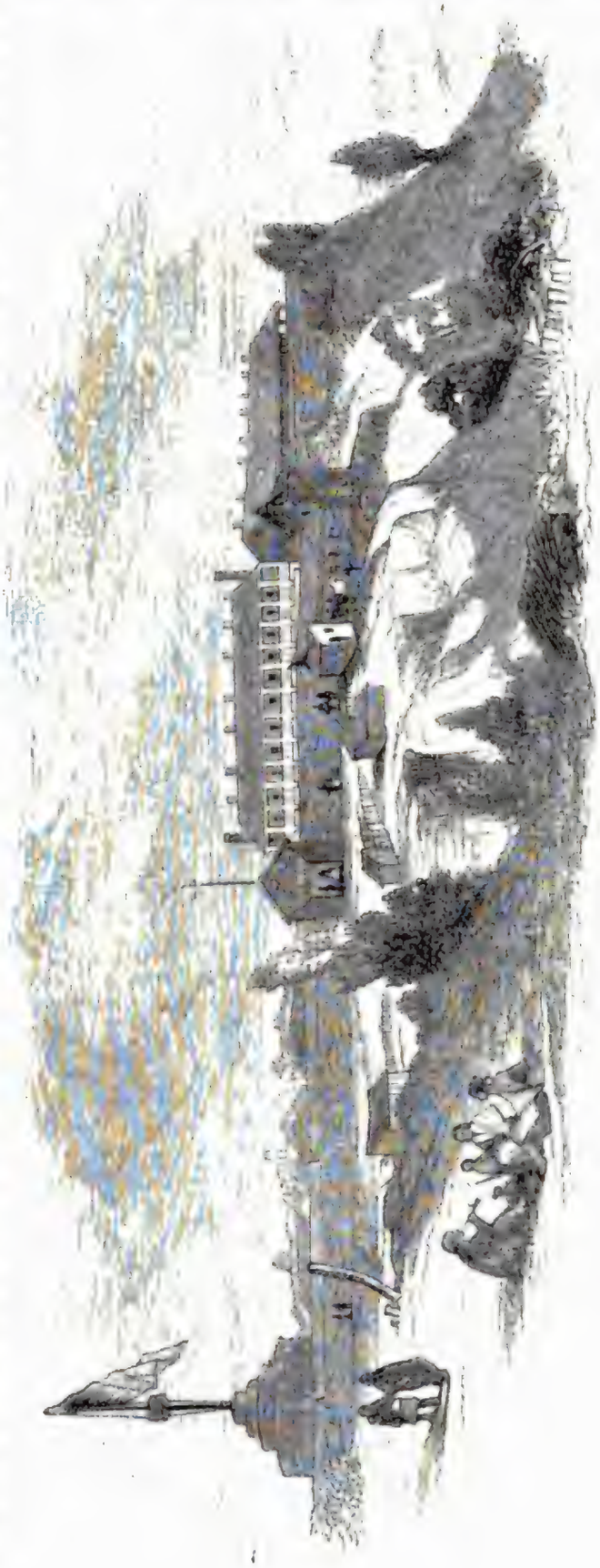
Da der Anbau des Landes von den Flüssen aus geschah, so wurden die aus jüngerem Schwemmlande (Alluvium) bestehenden marschigen Flußufer, die sog. Bottom-Ländereien, die sich durch ihre besondere Fruchtbarkeit auszeichnen, zuerst besiedelt. Die Ungesundheit dieses Landes aber und die häufigen Ueberschwemmungen, denen es großentheils ausgesetzt ist, hat bewirkt, daß hier immer noch lange nicht alles Land eingenommen, ja daß sogar schon cultivirt gewesene Strecken wieder verlassen worden sind. Man nahm darauf den den Wasserstraßen folgenden bewaldeten Landstrich in Angriff, obwohl hier die Lichtung des Waldes (clearing) eine ungeheure Arbeit in Anspruch nahm. Erst später kamen die Prairieländereien in Ruf, welche jetzt den Waldländereien häufig vorgezogen werden; aber man wählte in diesen vorzugsweise wieder den Waldrand, um den Vortheil der Nähe des Wassers und des Holzbedarfs mit dem des leichteren Anbaues zu vereinigen. Aber immer mehr lernt man die großen Vortheile schätzen, welche die Prairie in vieler Beziehung vor dem Waldlande voraus hat, und man achtet es schon nicht immer für Verlust, wenn man auch fünf bis sechs Meilen weit sein Holz aus dem Walde holen muß, denn dieser Zeit- und Arbeitsaufwand bringt sich durch die verringerte Arbeit beim ersten Anbau, durch den geringern Verschleiß an Werkzeugen u. s. w. wieder ein. Nur hat man natürlich die Bequemlichkeit der Absatzwege besonders zu berücksichtigen. Zugleich hat man die Erfahrung gemacht, daß in der Prairie zu wohnen in der Regel gesunder ist, als auf neucultivirtem Waldlande. Als eine der größten Schwierigkeiten für den Anbau der inneren Prairie galt lange Zeit der Mangel an Wasser, denn nirgends zeigen sich in diesen Landstrichen natürliche Quellen, da alles fließende Wasser sogleich Waldgrund erzeugt. Bedenkt man nun, daß der größte Theil der Staaten Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin ꝛc. Prairie ist, so ist dieser Mangel von der allergrößten Bedeutung. Aber glücklicher Weise ist fast allenthalben wenige Fuß unter der Oberfläche Wasser zu finden und zwar in der Regel in einer Lage feinen Sandes, der unter dem Lehmboden zu liegen pflegt, so daß man nicht nöthig hat, durch Stein zu arbeiten.

Ein Blockhaus.

Gewöhnlich hat man nur fünfzehn bis zwanzig, ſelten bis vierzig Fuß tief zu graben, um einen ſchönen Brunnen zu erhalten.

Wenden wir uns nun zu der weſtlich des Miſſiſſippi und ſüdlich des Minneſota-Gebiets gelegenen Seite des großen Stromgebietes, ſo treffen wir hier in der Nähe des Miſſiſſippi im Allgemeinen eine Formation des Landes, welche der auf der öſtlichen Seite ſehr ähnlich iſt, doch iſt der Charakter ſchon etwas großartiger. Es ſind die Bluffs an den größeren Flüſſen oft hoch und ſteil, die Prairien ausgedehnter, aber weniger hügelig und gewellt, und die Baumgruppen, im Norden meiſt aus Eichen und ſchwarzen Wallnußbäumen, im Süden aus Tulpenbäumen, Magnolien ꝛc. beſtehend, häufiger unterbrochen. Höhere Gebirge finden ſich auch hier gar nicht; nur im weſtlichen Theile des Staats Arkanſas und im Staate Miſſouri ſtreicht das Ozark-Gebirge, ſtellenweiſe 1000 bis 1800′ hoch, von Südweſten nach Nordoſten und zerſplittert ſich in geringer Entfernung vom untern Miſſouri und vom Miſſiſſippi in einzelne Vorſprünge und iſolirte Berglegel (Knobs), von welchen die Iron-Mountains und der Pilot-Knob wegen ihres Metallreichthums beſonders bemerkenswerth ſind. Im Staate Arkanſas führen einzelne Theile des Ozark-Gebirges beſondere Namen, ſo nördlich vom Arkanſasfluſſe die Black Hills, welche die Waſſerſcheide zwiſchen dem White River und dem Arkanſas bilden, und ſüdlich vom Arkanſas längs dem Waſhitafluß die ſog. Maſſerne-Mountains und die Waſhita Hills, welche ſich jedoch nur wenig über das Niveau der allgemeinen Ebene erheben. Mit Ausnahme dieſer bergigen Gegenden, die nur einzelne ſchmale fruchtbare Thäler enthalten, iſt der auf Kalkſtein ruhende Boden vom nördlichen Arkanſas, von Miſſouri und Jowa ſehr fruchtbar, reich bewäſſert und längs den Waſſerläufen mit ſchönem Wald beſtanden.

Eine von den eigenthümlichen Erſcheinungen auf dem Flußſyſtem des Miſſiſſippi ſind die Flachböte, etwa 100 Fuß lang und 30 Fuß breit, viereckig an den Enden — unter dem gewöhnlichen Ausdrucke „Breithörner“ bekannt. Einige ſind überdacht, andre offen und ſie tragen Rieſenladungen von Holz. Auf jedem Nebenfluſſe werden dieſe Flachböte während des Sommers und der Fällzeit zuſammengefügt, um im Herbſte ihr Werk zu beginnen. Alsdann laſſen



Fort Snelling.

Kunstler, geboren 1808 zu Wien, absolvierte die Akademie der bildenden Künste daselbst und ging 1837 nach Rom.

Von da kehrte er 1839 nach Wien zurück, wo er sich 1840 mit Fräulein Anna Hoffmann verehelichte. Im Jahre 1841 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1846 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1847 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1851 bekleidete. Im Jahre 1852 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1856 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1857 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1861 bekleidete. Im Jahre 1862 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1866 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1867 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1871 bekleidete. Im Jahre 1872 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1876 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1877 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1881 bekleidete. Im Jahre 1882 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1886 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1887 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1891 bekleidete. Im Jahre 1892 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1896 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1897 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1901 bekleidete. Im Jahre 1902 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1906 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1907 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1911 bekleidete. Im Jahre 1912 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1916 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1917 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1921 bekleidete. Im Jahre 1922 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1926 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1927 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1931 bekleidete. Im Jahre 1932 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1936 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1937 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1941 bekleidete. Im Jahre 1942 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1946 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1947 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1951 bekleidete. Im Jahre 1952 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1956 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1957 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1961 bekleidete. Im Jahre 1962 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1966 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1967 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1971 bekleidete. Im Jahre 1972 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1976 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1977 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1981 bekleidete. Im Jahre 1982 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1986 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1987 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 1991 bekleidete. Im Jahre 1992 ging er wieder nach Rom, wo er bis 1996 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 1997 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2001 bekleidete. Im Jahre 2002 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2006 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2007 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2011 bekleidete. Im Jahre 2012 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2016 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2017 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2021 bekleidete. Im Jahre 2022 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2026 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2027 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2031 bekleidete. Im Jahre 2032 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2036 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2037 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2041 bekleidete. Im Jahre 2042 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2046 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2047 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2051 bekleidete. Im Jahre 2052 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2056 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2057 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2061 bekleidete. Im Jahre 2062 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2066 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2067 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2071 bekleidete. Im Jahre 2072 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2076 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2077 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2081 bekleidete. Im Jahre 2082 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2086 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2087 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2091 bekleidete. Im Jahre 2092 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2096 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2097 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2101 bekleidete. Im Jahre 2102 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2106 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2107 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2111 bekleidete. Im Jahre 2112 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2116 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2117 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2121 bekleidete. Im Jahre 2122 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2126 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2127 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2131 bekleidete. Im Jahre 2132 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2136 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2137 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2141 bekleidete. Im Jahre 2142 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2146 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2147 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2151 bekleidete. Im Jahre 2152 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2156 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2157 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2161 bekleidete. Im Jahre 2162 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2166 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2167 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2171 bekleidete. Im Jahre 2172 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2176 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2177 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2181 bekleidete. Im Jahre 2182 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2186 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2187 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2191 bekleidete. Im Jahre 2192 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2196 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2197 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2201 bekleidete. Im Jahre 2202 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2206 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2207 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2211 bekleidete. Im Jahre 2212 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2216 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2217 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2221 bekleidete. Im Jahre 2222 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2226 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2227 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2231 bekleidete. Im Jahre 2232 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2236 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2237 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2241 bekleidete. Im Jahre 2242 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2246 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2247 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2251 bekleidete. Im Jahre 2252 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2256 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2257 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2261 bekleidete. Im Jahre 2262 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2266 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2267 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2271 bekleidete. Im Jahre 2272 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2276 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2277 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2281 bekleidete. Im Jahre 2282 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2286 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2287 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2291 bekleidete. Im Jahre 2292 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2296 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2297 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2301 bekleidete. Im Jahre 2302 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2306 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2307 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2311 bekleidete. Im Jahre 2312 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2316 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2317 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2321 bekleidete. Im Jahre 2322 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2326 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2327 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2331 bekleidete. Im Jahre 2332 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2336 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2337 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2341 bekleidete. Im Jahre 2342 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2346 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2347 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2351 bekleidete. Im Jahre 2352 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2356 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2357 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2361 bekleidete. Im Jahre 2362 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2366 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2367 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2371 bekleidete. Im Jahre 2372 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2376 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2377 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2381 bekleidete. Im Jahre 2382 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2386 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2387 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2391 bekleidete. Im Jahre 2392 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2396 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2397 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2401 bekleidete. Im Jahre 2402 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2406 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2407 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2411 bekleidete. Im Jahre 2412 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2416 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2417 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2421 bekleidete. Im Jahre 2422 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2426 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2427 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2431 bekleidete. Im Jahre 2432 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2436 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2437 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2441 bekleidete. Im Jahre 2442 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2446 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2447 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2451 bekleidete. Im Jahre 2452 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2456 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2457 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2461 bekleidete. Im Jahre 2462 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2466 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2467 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2471 bekleidete. Im Jahre 2472 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2476 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2477 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2481 bekleidete. Im Jahre 2482 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2486 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2487 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2491 bekleidete. Im Jahre 2492 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2496 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2497 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2501 bekleidete. Im Jahre 2502 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2506 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2507 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2511 bekleidete. Im Jahre 2512 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2516 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2517 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2521 bekleidete. Im Jahre 2522 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2526 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2527 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2531 bekleidete. Im Jahre 2532 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2536 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2537 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2541 bekleidete. Im Jahre 2542 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2546 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2547 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2551 bekleidete. Im Jahre 2552 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2556 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2557 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2561 bekleidete. Im Jahre 2562 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2566 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2567 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2571 bekleidete. Im Jahre 2572 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2576 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2577 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2581 bekleidete. Im Jahre 2582 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2586 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2587 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2591 bekleidete. Im Jahre 2592 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2596 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2597 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2601 bekleidete. Im Jahre 2602 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2606 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2607 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2611 bekleidete. Im Jahre 2612 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2616 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2617 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2621 bekleidete. Im Jahre 2622 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2626 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2627 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2631 bekleidete. Im Jahre 2632 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2636 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2637 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2641 bekleidete. Im Jahre 2642 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2646 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2647 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2651 bekleidete. Im Jahre 2652 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2656 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2657 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2661 bekleidete. Im Jahre 2662 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2666 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2667 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2671 bekleidete. Im Jahre 2672 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2676 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2677 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2681 bekleidete. Im Jahre 2682 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2686 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2687 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2691 bekleidete. Im Jahre 2692 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2696 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2697 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2701 bekleidete. Im Jahre 2702 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2706 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2707 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2711 bekleidete. Im Jahre 2712 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2716 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2717 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2721 bekleidete. Im Jahre 2722 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2726 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2727 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2731 bekleidete. Im Jahre 2732 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2736 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2737 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2741 bekleidete. Im Jahre 2742 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2746 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2747 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2751 bekleidete. Im Jahre 2752 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2756 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2757 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2761 bekleidete. Im Jahre 2762 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2766 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2767 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2771 bekleidete. Im Jahre 2772 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2776 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2777 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2781 bekleidete. Im Jahre 2782 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2786 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2787 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2791 bekleidete. Im Jahre 2792 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2796 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2797 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2801 bekleidete. Im Jahre 2802 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2806 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2807 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2811 bekleidete. Im Jahre 2812 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2816 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2817 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2821 bekleidete. Im Jahre 2822 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2826 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2827 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2831 bekleidete. Im Jahre 2832 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2836 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2837 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2841 bekleidete. Im Jahre 2842 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2846 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2847 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2851 bekleidete. Im Jahre 2852 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2856 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2857 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2861 bekleidete. Im Jahre 2862 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2866 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2867 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2871 bekleidete. Im Jahre 2872 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2876 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2877 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2881 bekleidete. Im Jahre 2882 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2886 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2887 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2891 bekleidete. Im Jahre 2892 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2896 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2897 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2901 bekleidete. Im Jahre 2902 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2906 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2907 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2911 bekleidete. Im Jahre 2912 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2916 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2917 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2921 bekleidete. Im Jahre 2922 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2926 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2927 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2931 bekleidete. Im Jahre 2932 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2936 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2937 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2941 bekleidete. Im Jahre 2942 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2946 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2947 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2951 bekleidete. Im Jahre 2952 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2956 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2957 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2961 bekleidete. Im Jahre 2962 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2966 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2967 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2971 bekleidete. Im Jahre 2972 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2976 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2977 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2981 bekleidete. Im Jahre 2982 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2986 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2987 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 2991 bekleidete. Im Jahre 2992 ging er wieder nach Rom, wo er bis 2996 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 2997 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3001 bekleidete. Im Jahre 3002 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3006 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3007 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3011 bekleidete. Im Jahre 3012 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3016 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3017 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3021 bekleidete. Im Jahre 3022 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3026 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3027 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3031 bekleidete. Im Jahre 3032 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3036 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3037 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3041 bekleidete. Im Jahre 3042 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3046 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3047 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3051 bekleidete. Im Jahre 3052 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3056 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3057 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3061 bekleidete. Im Jahre 3062 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3066 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3067 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3071 bekleidete. Im Jahre 3072 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3076 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3077 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3081 bekleidete. Im Jahre 3082 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3086 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3087 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3091 bekleidete. Im Jahre 3092 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3096 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3097 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3101 bekleidete. Im Jahre 3102 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3106 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3107 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3111 bekleidete. Im Jahre 3112 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3116 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3117 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3121 bekleidete. Im Jahre 3122 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3126 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3127 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3131 bekleidete. Im Jahre 3132 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3136 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3137 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3141 bekleidete. Im Jahre 3142 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3146 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3147 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3151 bekleidete. Im Jahre 3152 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3156 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3157 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3161 bekleidete. Im Jahre 3162 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3166 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3167 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3171 bekleidete. Im Jahre 3172 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3176 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3177 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3181 bekleidete. Im Jahre 3182 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3186 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3187 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3191 bekleidete. Im Jahre 3192 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3196 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3197 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3201 bekleidete. Im Jahre 3202 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3206 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3207 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3211 bekleidete. Im Jahre 3212 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3216 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3217 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3221 bekleidete. Im Jahre 3222 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3226 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3227 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3231 bekleidete. Im Jahre 3232 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3236 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3237 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3241 bekleidete. Im Jahre 3242 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3246 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3247 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3251 bekleidete. Im Jahre 3252 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3256 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3257 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3261 bekleidete. Im Jahre 3262 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3266 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3267 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3271 bekleidete. Im Jahre 3272 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3276 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3277 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3281 bekleidete. Im Jahre 3282 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3286 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3287 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3291 bekleidete. Im Jahre 3292 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3296 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3297 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3301 bekleidete. Im Jahre 3302 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3306 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3307 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3311 bekleidete. Im Jahre 3312 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3316 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3317 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3321 bekleidete. Im Jahre 3322 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3326 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3327 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3331 bekleidete. Im Jahre 3332 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3336 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3337 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3341 bekleidete. Im Jahre 3342 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3346 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3347 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3351 bekleidete. Im Jahre 3352 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3356 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3357 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3361 bekleidete. Im Jahre 3362 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3366 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er 3367 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, welche Stelle er bis 3371 bekleidete. Im Jahre 3372 ging er wieder nach Rom, wo er bis 3376 blieb. Nach seiner Rückkeh

sei. Die Gerichtshalle, die Presbyter-Kirche, Balduin's Schulhaus, das Stadthaus, Hotels, die neue Kathedrale, Freimaurerloge und Theater schmücken jetzt die Stadt und erzählen eine Geschichte von Arbeit und Reichthum.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk u. s. w. 1853—1856. Von Wilhelm Heine. 1858. Bis jetzt zwei Bände. Leipzig, bei Hermann Costenoble.

Der Verfasser betrachtet sein Buch als die Fortsetzung des früheren Werkes „Reise um die Welt nach Japan," welches mit so großem Beifall aufgenommen worden. Das vorliegende Buch steht an wissenschaftlichem Gehalte und Werthe dem ersteren sicherlich nicht nach; ob es aber bei der großen Leserwelt dasselbe Interesse erregen werde, ist sehr zu bezweifeln. Heine's Absicht ist, ein vollkommenes Bild der Vorgänge in und um Japan während der ereignißreichen Jahre 1853—1856 zu geben. Deshalb hat er auch Schilderungen von den Bewegungen der russischen und denen der verbündeten Flotten mit aufgenommen, und zwar so, daß sich seine eigene Arbeit darauf beschränkt, die Erlebnisse und Erfahrungen Anderer in geeigneter Auswahl und Gruppirung wiederzugeben. Stoff dazu war reichlich vorhanden, indem ihm sowohl von dem Befehlshaber des Geschwaders, als von verschiedenen Officieren Tagebücher zu Gebote gestellt worden sind. Dabei hat Heine gesucht, die individuelle Darstellungsweise jedes Einzelnen so viel wie möglich beizubehalten, einestheils, um so am besten der ersten Pflicht des Reisebeschreibers, der Treue und Anschaulichkeit, Genüge zu leisten, andrerseits, weil die Forderung der Pietät diese Rücksicht auferlegte. Diese Gründe sind allerdings mit vollem Rechte anzuerkennen; aber wir Andern, wir Leser sind darum nicht besser gefahren. Heine hat eine ganz besondere Gabe der Beobachtung, eine Anschaulichkeit im Wiedergeben der Eindrücke dessen, was er sah und hörte, dabei einen lebenswarmen, frischen Humor, wie sich das selten in so anmuthiger Weise beisammen findet und finden kann. Es kommt uns nicht in den Sinn, den wissenschaftlichen Werth der andern Berichte herabsetzen zu wollen, allein — duo cum faciunt idem, non est idem.

Von besonderm Interesse ist es für uns, daß einmal ein deutscher Seemann, wissenschaftlich ausgerüstet, eine solche Fahrt beschreibt, die er selbst gemacht. Nur freilich leider nicht auf einem deutschen Kriegsschiffe! Heine selbst empfindet das tief. Er hat im Dienste eines fremden Staates seine Nationalität nicht verleugnet. Er gedenkt mit Wehmuth der deutschen Machtlosigkeit zur See, und legt es den Regierungen nahe, daß grade jetzt, wo Japan unfähig, dem Drange der Civilisation zu widerstehen, seine ausschließende Politik aufgegeben und sein Reich geöffnet habe, daß grade jetzt die günstige Zeit gekommen sei, dem Beispiele der andern Mächte zu folgen. Er meint, daß die Absendung einer Fregatte und einer Corvette genügen würde, um die Bahn zu einem Handelstractate zu brechen, und zwar ohne alle Gewalt, wenn nur gezeigt wird, daß man Zähne habe für den Nothfall. Heine ist in solchen Dingen sicherlich eine Autorität. Allein wir möchten dabei doch auch aufmerksam machen auf den Bericht, Band II. Seite 183 u. flgd., den ein englischer Seeofficier über den Aufenthalt einiger englischer Kriegsschiffe vor Nangasaki macht. Es ist ein Vertrag zwischen England und Japan abgeschlossen. Der Hafen von Nangasaki ist den Engländern geöffnet, Einkauf von Erfrischungen ihnen zugesagt. Allein die Japaner haben eine andere Auslegung des Vertrags. Der Hafen allerdings ist geöffnet; aber im Hafen besteht die Strompolizei, die jeglichen Verkehr der Schiffe unter einander verbietet. Unter Erfrischungen verstehen die Japaner nur Holz, Wasser und Vegetabilien: mithin ist eine Verproviantirung der Schiffe nicht möglich. Endlich nach vielen Winkelzügen japanischer Etikette bewilligt der Gouverneur dem Admiral eine Zusammenkunft. Es ist ergötzlich, den Zorn des hochmüthigen Engländers über die feine Art und Weise zu lesen, mit welcher die Diplomaten von Japan diejenigen von England — nach seiner Ansicht wenigstens — getäuscht haben. „Nie dachte man daran," sagen die Japaner, „daß ihr solltet landen, herumwandern, von den Eingebornen kaufen oder irgendwie mit denselben verkehren dürfen." Die Engländer berufen sich auf den Vertrag, der keinen Zweifel zulasse. „Er muß schlecht übersetzt sein," entgegnen Jene. Die Scene wandelt sich allmälig. Die Japaner gehen von Vertheidigung zum Angriff über. Die Engländer sind gekommen, um zu klagen, daß die Japaner den Vertrag nicht halten, und müssen nun sich vordemonstriren lassen, daß ihre Beschwerden ungegründet, die Japaner dagegen gegründete Beschwerden haben.

Nun denke man sich: es würden etwa preußische Diplomaten nach Japan geschickt, um da einen Handelsvertrag abzuschließen! Indessen, da bei Gott kein Ding unmöglich ist, so ist es auch nicht unmöglich, daß preußische Diplomaten einmal klüger sind, als englische.

Dritte Abtheilung.

Der Saal der Minnesänger
und die
Sängerlaube auf der Wartburg.

Von

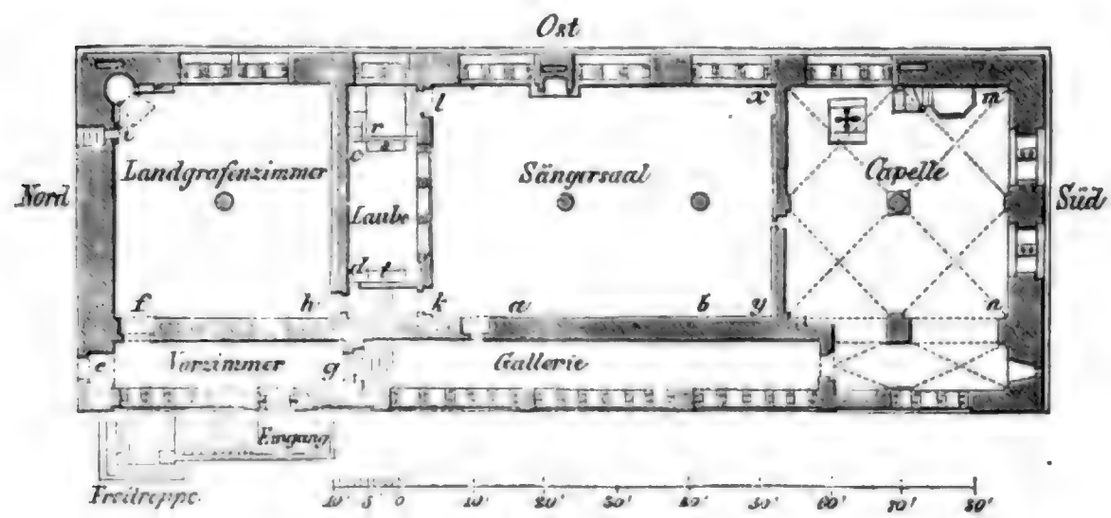
Dr. Hugo von Ritgen.

Das heitere Fest auf der Wartburg, welches am 5. September 1857 den festlichen Tagen von Weimar folgte, hat dem alten Stammsitze der Landgrafen von Thüringen eine erhöhte Aufmerksamkeit wieder zugewendet. Das schon fast gänzlich wieder hergestellte Landgrafenhaus verfehlte nicht, einen ergreifenden Eindruck zu machen, indem es die glänzende Zeit Hermann's I., der heiligen Elisabeth und des Sängerkampfes recht lebendig in die Erinnerung rief.

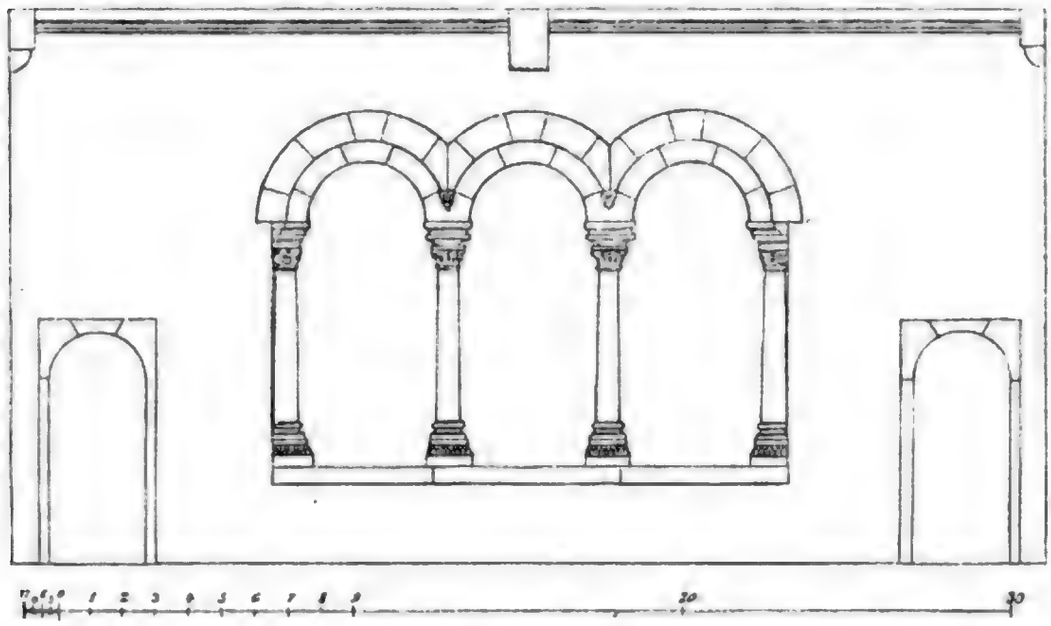
Bei dieser Gelegenheit zeigte sich jedoch sehr auffallend, wie viele Irrthümer über die Baugeschichte der Burg und über die ehemalige Bestimmung und Benutzung ihrer Räume noch im großen Publicum bestehen.

So z. B. ist der Glaube fast allgemein, es sei der die ganze dritte Etage des Landgrafenhauses einnehmende große Fest- und Waffensaal zugleich auch der Saal gewesen, worin die Sänger aufzutreten pflegten. Zu diesem Irrthum trägt wesentlich bei, daß auf mehreren deutschen Bühnen eine Nachbildung des großen Festsaales als Decoration zu der Oper Tannhäuser gewählt ist und als wahres Abbild des Sängersaals ausgegeben wird. Dem ist aber nicht so. Das Landgrafenhaus war ursprünglich nur zweistöckig und die zweite Etage desselben enthielt außer einem Zimmer, welches das Wohn-, Sitzungs- und Arbeitszimmer der Landgrafen war, und

Tafel 1.



Tafel 2.



welches daher bis auf den heutigen Tag unverändert die ausdrückliche Bezeichnung: Landgrafenzimmer behalten hat, nur noch einen ziemlich geräumigen Saal, zu welchem man auf der noch vorhandenen alten Steintreppe unmittelbar aus den Räumen der untern Etage emporstieg.

Dieser Saal war der ursprüngliche Festsaal und in ihm führten die Dichter ihre Gesänge auf, wie aus den Spuren der frühern Anordnung des Raumes unzweifelhaft hervorgeht.

Von dem Landgrafenzimmer bis zum südlichen Giebel des Palastes *) reichend, bildete dieser Saal ein Ganzes, von dem nur ein kleiner Theil, über der aufsteigenden Treppe, durch eine offene Bogenstellung (s. k l auf Tafel 1 im Grundriß, und Tafel 2 im Aufriß) in der Weise geschieden war, daß dadurch eine schmale erhöhte Bühne, Laube genannt, entstand, und diese Laube eben war der Ort, wo die Sänger auftraten. Ihr gegenüber an der Südseite des Saals befand sich eine um drei Stufen erhöhte Estrade, die Brücke genannt, welche der Sitz der Landgrafen und ihrer hohen Gäste war. — Ein Fenster von zwei Bogenöffnungen erhellte Treppe und Laube, während vier große dreibogige Fenster an der Ostseite und zwei kleinere an der Südseite dem Saale volles Licht gaben.

Dieses war die ursprüngliche Einrichtung des Sängersaales und sie erhielt sich auch da noch, als Landgraf Ludwig III., durch Kaiser Lothar gefürstet, eine größere, glänzendere Hofhaltung einführte und zu diesem Zwecke die dritte Etage des Landgrafenhauses als einen einzigen großen Fest- und Waffensaal erbaute.

Es ist also der Saal der dritten Etage der Festsaal, während der Saal der zweiten Etage der Sängersaal blieb. Erst als der Blitz im Jahre 1317 das Landgrafenhaus bedeutend beschädigt hatte, ließ Friedrich der Gebissene im Jahre 1319 den südlichen Theil des Sängersaals (x y des Grundrisses) abtrennen und den dadurch erhaltenen Raum zur Capelle einrichten. — Schon dadurch verlor der Sängersaal viel, aber um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ward er ganz verändert, indem er durch eine angebrachte Zwischendecke in zwei Etagen geschieden und jede dieser Etagen zu drei Zimmern eingerichtet ward. Zugleich wurden damals alle Fenster umgeändert oder vermauert, neue Thüren unten und oben gebrochen und alles Frühere fast unkenntlich gemacht.

Bei der Restauration des Landgrafenhauses mußte die Capelle bleiben. Es erscheint daher gegenwärtig der Sängersal zwar wieder in seiner ursprünglichen Anordnung, jedoch um ein Drittel kleiner, da ihm die fürstliche Brücke fehlt. Demungeachtet zeigt er schöne Verhältnisse, wie aus dem beistehenden Grundrisse der zweiten Etage des Landgrafenhauses ersichtlich ist.

Auf den Wunsch seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen hat Moritz von Schwind schon vor drei Jahren die Hauptwand des Saals durch sein ebenso poetisch erfundenes als trefflich ausgeführtes Frescogemälde vom Sängerkampfe geschmückt. a b unsers Grundrisses zeigt die Stelle des Bildes an der Hauptwand k y. Wir können hier nicht das Gemälde selbst wiedergeben, sondern nur die Anordnung deutlich machen.

*) Palas, Palast, Pfalz ist der allgemeine Name der fürstlichen Wohnung auf alten Hofburgen.

Die in dem Bilde dargestellte Handlung ist der Augenblick, wo Heinrich von Osterdingen durch Wolfram von Eschenbach besiegt, eben von dem Henker Stempeel erfaßt werden soll, sich aber zu den Füßen der Landgräfin Sophie wirft und sie bittet, den Meister aller damals lebenden Sänger, den Zauberer Klingsor aus Ungarland, zum Schiedsrichter herbeiholen zu dürfen. Diese Bitte wird gewährt und bestimmt, daß Osterdingen in Jahresfrist mit Klingsor zur Wartburg zurückkehren soll, damit dieser den Streit schlichte. Was aber erst nach einem Jahre geschah, konnte nicht anders zugleich mit jener ersten Handlung in demselben Gemälde dargestellt werden, als dadurch, daß der Künstler den Klingsor wie ein Gespenst auf Wolken, den Höllenhund zur Seite, erscheinen läßt, in dem Momente, wo Osterdingen ihn herbeiwünscht. — Die Freunde Osterdingen's werden die Erscheinung gewahr und hoffen auf dessen Rettung durch Klingsor.

Das schöne Bild hat leider bereits sehr durch den aus der Mauer dringenden Salpeter gelitten. Ein Umstand, der freilich vorauszusehen war und von dem Architekten auch nicht verkannt worden ist, indem derselbe wiederholt vor den unvermeidlichen Folgen zu raschen Malens auf dieser Wand gewarnt hatte. — Es befanden sich nämlich an der Stelle, wo das Bild gemalt ist, zwei in dem sechzehnten Jahrhundert gebrochene Thüröffnungen, welche kaum wieder vermauert waren, als der Künstler darauf zu malen begann; die dem alten Mauerwerke neu zugeführte Feuchtigkeit konnte um so weniger ganz verdunsten, als auch auf der andern Seite der Wand, in dem sogenannten Elisabethengange, die bekannten herrlichen Fresken in demselben Jahre gemalt worden waren.

In dem Gemälde vom Sängerkampfe hat Herr von Schwind einen Theil des Sängersaals selbst wieder vorgestellt und durch die darin gewählte Ornamentik und Farbe die ganze Ausstattung des Saals genau vorgeschrieben, so daß sich die Decoration des Saals treu daran halten mußte, obwohl eben dadurch keine für das Gemälde günstige Haltung erreicht werden konnte, und ein Gegensatz der Farben dem Bilde viel wohler gethan haben würde.

Für den Architekten blieb daher nur noch die Aufgabe, die Sängerlaube würdig auszustatten. — Den Hintergrund dieser Laube bildet eine große ganz glatte Wand, c d des Grundrisses, die Wand nach dem Landgrafenzimmer. Diese passend und bedeutungsvoll zu schmücken, verlangte schon die historische Wichtigkeit des Orts, und Mancher würde vielleicht gewünscht haben, grade auf dieser Wandfläche den Sängerstreit gemalt zu sehen; allein dagegen sprach der Umstand, daß die Laube zu schmal ist, um einen passenden Standpunkt für die Betrachtung eines großen Gemäldes finden zu können. Herr von Schwind hat daher sehr wohl gethan, statt dieser Fläche die lange Wand des Saals für sein Gemälde auszuersehen. Auf dem Gemälde selbst erblickt man die Sängerlaube und als fernsten Hintergrund einen kleinen Theil der in Rede stehenden Wand durch die drei Bogenstellungen der Laube hindurch.

Dieser Theil ist ganz einfach in einer röthlich-gelben, warmen Farbe gehalten.

Für die wirkliche Wand konnte aber ein bloßer Anstrich von solcher Farbe unmöglich genügen, denn sie würde dann immer unfertig ausgesehen und dem Beschauer das Gefühl der Leere erweckt haben, grade da, wo er, wenn nicht ein Gemälde, doch eine bedeutsame Decoration erwarten mußte. Der Gedanke, die sogenannte Laube als Bild einer blühenden Rosenlaube wirken zu lassen, lag deshalb nahe. — Die Wände ringsum sollten von Licht durchstrahlt, von Rosen, von Laub und von blühenden Gewächsen umrankt erscheinen. Spruchbänder mit sinnvollen Worten sollten durch die Zweige flattern und zierliche Vögelein sich auf den Aestchen schaukeln, wie die Minnesänger selbst so tausend Mal vom Mai gesungen haben.

Durch solche Ausmalung wäre den nächsten unabweisbaren Anforderungen der Decoration genügt gewesen, nicht aber auch dem Verlangen nach feinerm und noch bedeutsamerm Schmucke; denn dieses Verlangen geht gradezu auf nichts Geringeres, als auf Vergegenwärtigung der sieben Sänger durch den Geist ihrer Werke.

Wie aber war das möglich zu machen? Gewiß nicht durch Malerei allein; wohl aber durch die Worte der Sänger selbst. — Lassen wir diese reden, schreiben wir die schönsten und charakteristischen Stellen jedes der sieben Dichter mit goldnen Lettern auf einfach gefärbte Teppiche und hängen wir diese lustig hinein in die Laube. Wählen wir drei Teppiche, den drei Arkadenöffnungen entsprechend, verbinden wir diese drei Teppiche durch leichtes Bandwerk zu einem Ganzen und schließen wir dieses Ganze zu beiden Seiten durch eine reich gemalte Borde von Rankenwerk ab, in welches die Gestalten der Sänger, jede nach ihrer bekannten Eigenthümlichkeit treu gezeichnet, versteckt und verwebt erscheinen. Lassen wir diese Rankenborde lustig emporwachsen, selbst ein gemaltes Gedicht!

Diese Gedanken waren es, welche den Verfasser begeisternd erfaßten, und als er sie dann Herrn Maler Rudolph Hofmann aus Darmstadt mittheilte, ward gemeinsam von

Beiden das Werk weiter ausgedacht und dann von Hofmann in geistreicher Weise als Carton entworfen. Der Carton fand den vollen Beifall des hohen Burgherrn, und jetzt steht das Ganze bereits durch Hofmann in Fresco gemalt auf den Wänden der Sängerlaube.

Für die mit den Werken der altdeutschen Dichter Vertrauten wird die ganze Darstellung sogleich verständlich sein; für die damit weniger Bekannten aber bedarf es wohl einiger erläuternden Bemerkungen zur Vermittelung eines richtigen Verständnisses. Wir geben solche daher in Folgendem:

Wie in der ganzen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts eine zweifache Richtung mit vollem Bewußtsein sich geltend macht, einerseits eine weltlich heidnische, hervorgegangen aus dem heidnischen Ritterthume und ganz in dem Preisen der Minne aufgehend; andrerseits eine christlich schwärmerische, das mystische Symbol des Graals mit tiefem sittlichen Ernste besingend und dem Glauben dienend; so mag wohl auch dem historischen Factum des Sängerkampfes grade dieser Zwiespalt als Folie gedient haben.

Das Gedicht vom Singerkriec, wie es uns erhalten ist und wie es durch die Forschungen Simrock's neu geordnet demnächst erscheinen wird, hebt diesen Unterschied zwar nicht ausdrücklich hervor, läßt aber aus dem eiteln und sehr selbstbewußten Charakter Osterdingen's ebensowohl, als auch aus dem des dämonischen, mit heidnisch magischer Wissenschaft erfüllten Klingsor den Streit gegen die einfache, christliche Demuth und den festen Glauben Eschenbach's erweckt werden, wogegen selbst die äußerliche Ursache des Streits, über den Vorzug des Landgrafen Hermann vor dem Herzoge Leopold von Oesterreich, ganz zurücktritt.

Diesem Grundgedanken entsprechend, hat der Künstler in der Teppichborde links (s. Tafel 3) die Frow Minne oben angestellt. Den Minnetrank in der Rechten bricht sie mit der Linken eine Rose von den Ranken, die aus den Wurzeln des Baums der Erkenntniß emporsteigen. Leicht tritt sie aus den Zweigen hervor, und im Felde unter ihr spielt ihr loser Sohn, Gott Amor, die erste Violine, seinen Bogen statt des Fiedelbogens gebrauchend.

Mit Recht folgt dem heitern Knaben wohl zunächst

Her Walther von der Vogelweide,

der geistreichste und lieblichste Dichter seiner Zeit. Der Künstler hat ihn hier als ältern Mann, was er im Jahre 1206 schon war, dargestellt und zwar in der Situation, die er selbst beschreibt:

Tafel 3.

Ich saz ûf einem steine;
dô dakte ich bein mit beine,
dar ûf sazt ich den ellenbogen;
ich hate in mine hant gesmogen
daz kinne und ein min wange.
Dô dâhte ich mir vil lange,
wie man zer werlte solte leben:

Nach Simrock's Ueberſetzung:

Ich ſaß auf einem Steine:
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen ſtand;
Es ſchmiegte ſich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange,
Da dacht ich ſorglich lange
Dem Weltlauf nach und ird'ſchem Heil.

Nachdem Walther lange am Hofe des Herzogs Friedrich von Oeſterreich gelebt hatte, begann er nach dieſes Fürſten Tode (1189) ein Wanderleben und kam auch an den Hof des Landgrafen Hermann, den er, auch im Gedichte vom Singerkriec, vor allen übrigen Fürſten hochpries. Wenn daher die Reihe der auf unſern Teppich geſchriebenen Stellen aus den ſieben Dichtern mit den Worten Walther's beginnt:

Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil:
lange müeze ich leben darinne.

Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Komm' in unſer Land; da iſt Wonne viel;
Lebt' ich lange nur darinne!

ſo iſt das zwar von ganz Deutſchland geſagt, läßt ſich aber hier beſonders auf Thüringen beziehen. Klagt dann der Dichter über den Hof zu Eiſenach, daß es dort zu lärmend hergehe, ſo läßt er doch gleich darauf das Lob des Landgrafen folgen:

Der lantgrâve ist sô gemuot,
daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,
der iegeslicher wohl ein kempfe wære.
mir ist sin hôhiu fuor wohl kunt:
und gulte ein fuoder guotes wines tûsent pfunt,
dâ stüende ouch niemer ritters becher lære.

Der Landgraf hat ſo milden Muth,
Daß er mit ſtolzen Helden, was er hat, vertbut.
Davon ein jeder wohl als Kämre ſtände.
Mir iſt ſein hohes Thun wohl kund:
Und gält ein Fuder guten Weines tauſend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände.

Nur dieſes Lob hat daher auf dem Teppich Platz gefunden, da der Raum dort zu beengt war, und es galt, des Dichters edle Geſinnung, die Tiefe ſeiner Gedanken und die Lieblichkeit ſeiner Sprache wenigſtens in einem ſeiner ſchönſten Gedichte, dem folgenden, erklingen zu laſſen:

Durchsüezet unt geblüemet sint die reinen frowen:
ez wart nie niht sô wünnecliches an ze schouwen
in lüften noch üf erden, noch in allen grünen ouwen.
Liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen dur daz gras, und kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden fröide krank,
swâ man ein schœne frowen siht: Daz kann trüeben muot erfluhten.
Und leschet allez trüren an der selben stunt,
sô lieblich lache in liebe ihr süezer rôter munt,
und strâle ûz spilnden ougen schieze in mannes herzen grunt.

Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuſchauen,
In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.'
Lilien oder Roſenblumen, wenn ſie blicken
Im Maien durch bethautes Gras und kleiner Vögel Sang,
Sind gegen ſolche Wonnen farblos, ohne Klang.
Wenn man ein ſchönes Weib erſchaut. Das kann den Sinn erquicken.
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks geſund.
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr ſüßer, rother Mund.
Ihr glänzend Auge Pfeile ſchießt in Mannes Herzensgrund.

Wie in Walther's Minneliedern die innere Gluth überall durch ſittliche Kraft gebändigt erſcheint, ſo tritt uns der Dichter auch in ſeiner ganzen Geſinnung als ein großer, ſeine Zeitgenoſſen weit überragender Mann entgegen. Oft geißelt er die Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit, die Anmaßung des Papſtes nach irdiſcher Macht mit ſcharfen Worten. Kein Wunder daher, daß er von den Geiſtlichen verſchrieen und geſchmäht, im ſpätern Volksglauben ſeine Stelle neben Oſterdingen (Tannhäuſer) und Klingſor erhielt. — Sagt doch Thomaſin von Zerklære gradezu: „Walther habe durch ſeine Worte Tauſende bethört, daß ſie Gottes und des Papſtes Gebot überhört hätten.“

Nach mannigfachen Fahrten finden wir den Dichter im Jahre 1214 abermals am Hofe des Landgrafen Hermann, und endlich um's Jahr 1218 erhörte Kaiſer Friedrich III. Walther's Bitten und ertheilte ihm ein Lehen. Im Jahre 1228 ſcheint er dann den Kaiſer, den er ſo oft ermahnt, das Kreuz zu nehmen, nach Paläſtina begleitet zu haben.

In Würzburg, wo ein Hof „zur Vogelweide,“ wahrſcheinlich Walther's Lehen, ſtand, ſtarb der Dichter und liegt im Kreuzgang des Münſters begraben. Eine ſchöne Sage aber meldet: „Im Gange des neuen Münſters, Lorenzgarten genannt, ſei Walther unter einem Baume begraben, in dem Grabſteine aber

seien nach des Verstorbenen Befehle vier Löcher gemacht worden, um darin die Vögel mit Weizenkörnern zu füttern und auch zu tränken, zu welchem Zwecke Walther eine bestimmte Summe vermacht habe.

Darum sehen wir auch auf unserm Teppiche Walther's von der Vogelweide Schild mit seinem Wappen, dem Vogel im Käfige, neben dem sinnenden Dichter im Rankenwerke aufgehangen.

Den Mittelpunkt der linken Teppich-Borde (s. Tafel 4) bildet

Tafel 4.

Her Heinrich von Ofterdingen.

Leider haben auch die neuern Forschungen nur wenig Licht über den Dichter verbreiten können, welcher in dem Singerkriec auf Wartburg den Kampf mit sechs Sängern zugleich aufnimmt, indem er seinen Fürsten, den Herzog Leopold von Oesterreich vor allen andern Fürsten hoch erhebt und den Streit dadurch so heftig entbrennen läßt, daß nur der Tod durch Henkers Hand die Beleidigung sühnen kann.

Wahrscheinlich stammte Heinrich von Ofterdingen aus dem Dorfe Ostering, zwischen der Donau und der Traue gelegen, und trat schon jung in die Dienste des Herzogs Leopold IV. von Oesterreich, dessen Lob er wohl eifrig gesungen haben mag, so daß die spätere Sage ihm die Uebertreibung zum Vorwurf machen und ihm die Rolle zutheilen konnte, welche er im ersten Theil des Gedichts vom Sängerkriege spielt.

Da uns aber keines seiner Werke erhalten zu sein scheint, so ließen sich auf den Teppich auch nur die stolzen Worte setzen, mit welchen der feurige Dichter im Singerkriec selbst beginnt:

Daz êrste singen hie nu tuot
Heinrich von Ofterdingen in des edeln vürsten thôn
von Düringelant, der teilt uns ie sin guot,
unde wir im gotes lôn!
der meister gat in kreizes tzil,
gein allen singern, die nu lebent, er ûfgeworfen hât,
benennet er sin wenec oder vil,
reht als ein Kemphe er stât.

Das erste Singen hier nun thut
Heinrich von Ofterdingen in des edeln Fürsten Ton
Von Thüringen; der theilt uns stets sein Gut
Und wir ihm Gottes Lohn.
Der Meister steht bereit im Kreis
Und ruft zum Kampf mit sich heraus die Sänger fern und nah',
Obgleich er nicht die Namen alle weiß,
Ein Kämpe steht er da.

Der Maler hat darum den Dichter im Augenblicke des begeisterten Singens erfaßt und alle seine Gegner (in der Borde rechts) erscheinen bereit, ihm zu erwiedern. Ofterdingen selbst ist bekanntlich eine halb mythische Person geworden, und die neueste Zeit scheint noch mehr dazu beitragen zu wollen. — Merkwürdig ist es wenigstens, wie ein Irrthum in wenigen Jahren so sehr Wurzel fassen konnte, daß er fast schon zum Volksglauben geworden ist, die Verwechslung nämlich Ofterdingen's mit dem Tannhäuser. Beide sind durch Richard Wagner's Vermischung zweier Sagen in der Oper Tannhäuser eine und dieselbe Person geworden, so daß fast alle Fremden, welche die Wartburg besuchen, nur

nach dem Tannhäuser fragen und den nahen Hörselberg zum Berge der Frau Venus machen.

Der Tannhäuser, aus dem österreichisch-baierischen Geschlechte der Grafen von Tannhusen stammend, war jedenfalls viel jünger als Osterdingen und erscheint zuerst am Hofe des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich, nachdem er schon einen Kreuzzug im Jahre 1228 mitgemacht hatte, hoch geehrt und mit mehreren Besitzungen beschenkt, weßhalb er dem Herzoge auch manches Loblied sang. Nach des Herzogs Tode im Jahre 1246 aber verpraßte der Tannhäuser gar bald sein ganzes Gut und wurde ein fahrender Sänger, dessen Ueppigkeit und Leichtsinn wohl die Veranlassung zu der Sage gegeben haben mag, daß er zur Frau Venus in den Berg gezogen sei, später aber tiefe Reue empfunden habe.

Von den Lebensumständen Osterdingen's ist dagegen gar Nichts bekannt und eine Verwechslung mit dem Tannhäuser um so leichter möglich, um so mehr ist es aber auch Pflicht, den Irrthum aufzuklären.

Wenden wir uns nun zu Osterdingen's ebenfalls halb mythischem Beschützer:

Meister Klingsor uz Ungerlant.

Woher die noch unbekannten Verfasser des Singerkriecs und des Lohengrin das Recht genommen haben, an den Hof des Königs Andreas II. von Ungarn einen großen Astrologen, Nekromanten und berühmten Sänger Namens Klingsor zu versetzen, von dessen historischem Dasein bis jetzt noch keinerlei sichere Spur gefunden werden konnte, bleibt vor der Hand noch zu enträthseln. Wolfram von Eschenbach erwähnt zwar in seinem Parcival V. 1905 eines mächtigen Nekromanten Klingsor, den er einen Herrn von Calabrien nennt und dessen Ohm der Zauberer Virgilius gewesen sei, aber damit ist noch Nichts aufgeklärt. Die Sage dagegen von dem Wartburgkriege und der Fahrt Klingsor's von Ungarn nach Thüringen, wie sie die Annales Reinartsbrunnenses als älteste Quelle und nach diesen Dietrich von Apolda geben, hat schwerlich vor der Abfassung des Gedichtes vom Singerkriec existirt, ist also wahrscheinlich erst aus diesem entnommen und dann weiter um- und ausgebildet worden. — Ihr zufolge ist Klingsor ein Schwarzkünstler, welcher sich nebst Osterdingen in eine Decke oder einen Mantel schlägt, und sich darin durch Geister in einer Nacht aus Siebenbürgen nach Eisenach tragen läßt.

So erscheint denn Meister Klingsor uz Ungerlant auch in diesem Zuge als ein Vorläufer unsers Doctor Faust. Der Maler aber hat sich die Freiheit genommen, ihn auf einem Drachen einherfahren zu lassen, in ruhiger Stellung, im Vollgefühle seiner geistigen Ueberlegenheit und gestützt auf das mystische Buch, dem er diese verdankt.

Der Dichter des Singerkriecs läßt nämlich im zweiten Theile des Gedichts Klingsor persönlich auftreten, nicht sowohl als Schiedsrichter, sondern vielmehr als Kämpfer (an Osterdingen's Stelle) gegen Wolfram von Eschenbach. Auch ist der Gegenstand des Streits nicht mehr der Preis der Fürsten, sondern die eigne Vortrefflichkeit und Gelehrsamkeit der Sänger.

Klingsor's Uebermuth läßt ihn mit den Worten beginnen:

Ich hân gevlohten einen stranc,
swer mir den loeset, dem wil ichs iemer wizen danc,
mit meisterschaft wil ich in zuo mir setzen.
Wirt ein vaden von im versniten,
wizzet, daz kumt niht von meisterlichen siten,
so wil ich in an rehten künsten letzen.
Er sol mir billich siges jehen: ob er mirz niht erloeset,
so wil ich in sagen mat,
daz ez die fürsten hoeren hie an diser stat,
daz min kunst ob der sinen ist geroeset.

Geflochten hab ich einen Strang,
Wer mir den löst, dem will ich's immer wissen Dank,
Als Meister soll er mir zur Seite sitzen.
Doch reißt ein Faden ihm entzwei,
Das wißt, so ist er meisterlichen Brauches frei,
Ein Stümper nur an rechter Künste Witzen.
Er gesteh' den Sieg mir willig zu, wenn er das Band nicht löset,
Ich ruf' ihn wie im Spiele matt,
Daß es die Fürsten hören hier an dieser Statt,
Daß meine Kunst ob seiner ist geröset.

Diese charakteristische Stelle haben wir deshalb auf den Teppich gesetzt, und lassen ihr sogleich Wolfram's Erwiederung folgen:

Her Wolfram von Eschenbach:

Den sic hat Got in siner hant,
swem ers gan, dem wirt wol meisterschaft bekant,
wil er mir helfen, sô vürhte ich iuch kleine.
Ich enwiche iu niemer einen vuoz,
ich wil mit rehter kunst iu sagen mates buoz,
in aht ich niht ûf iûwer drô alleine.
Juwern wâc den wât ich wol, der ist mir noch gar sihte,
ir grabet dan tiefer iuwern grunt,
odr ich tuon iuch hie vor diesen vürsten kunt,
daz mir iuwer sin ist gar ze lihte.

Den Sieg hat Gott in seiner Hand,
Wem er es gönnt, der wird als Meister wohl erkannt:
Wenn er mir hilft, was brauch ich Euch zu scheuen?
Ich weiche vor Euch keinen Fuß,
Mit rechter Kunst erwied'r ich eures Mattes Gruß
Und acht' alleine nicht auf euer Dräuen.

Eure Fluth, die rath ich wohl, gar seicht will sie mir scheinen:
Grabt ihr nicht tiefer euren Grund,
So thu' ich hier vor diesen Fürsten allen kund
Zu leicht sei euer Sinn, um mich zu peinen.

Klingsor rühmt sich nun seiner Schule und seiner Gelehrsamkeit und sucht durch seine astrologischen Kenntnisse Wolfram zu verwirren:

Ze Paris guote schuole ich vant,
ze Cunstenôpel ist mir wol bekant
der kern von kunst ûz meister-pfaffen sinne.
Ze Baldac ich ze schoule kam,
wand ich ze Babylône hôhe kunst vernam,
driu jâr ich diende in Machmetes minne,
der kunde mir das herze wol von rehten sinnen wisen,
daz was der heidenschêfte spot.

Gute Schule fand ich zu Paris,
Zu Constantinopel lernt' ich überdieß
Den Kern der Kunst aus Meisterpfaffen Sinne.
Gen Baldag ich zur Schule kam,
Weil ich von hoher Kunst zu Babylon vernahm;
Drei Jahre dient' ich noch Machmetens Minne:
Der konnte mir das Herz von rechten Sinnen weisen:
Das war der Heidenschaft ein Spott.

Da es dem Klingsor nicht gelingen will, Wolfram von Eschenbach zu verwirren, so ruft er den Teufel Nasion zu Hülfe, welcher spricht: „Nun sage, Wolfram, weißt du wohl, wie das Firmament mit viel hoher Kraft gegen die Planeten alle steht, und der Polus antarcticus, dazu der hohe Meisterstern Antribilus? Nun sage mir die Wahrheit, mich kannst Du nicht betrügen! — Saturn, wenn er im Osten steht, was deutet uns sein Wunder?

Auf Alles antwortet nun Wolfram die schönen Worte:

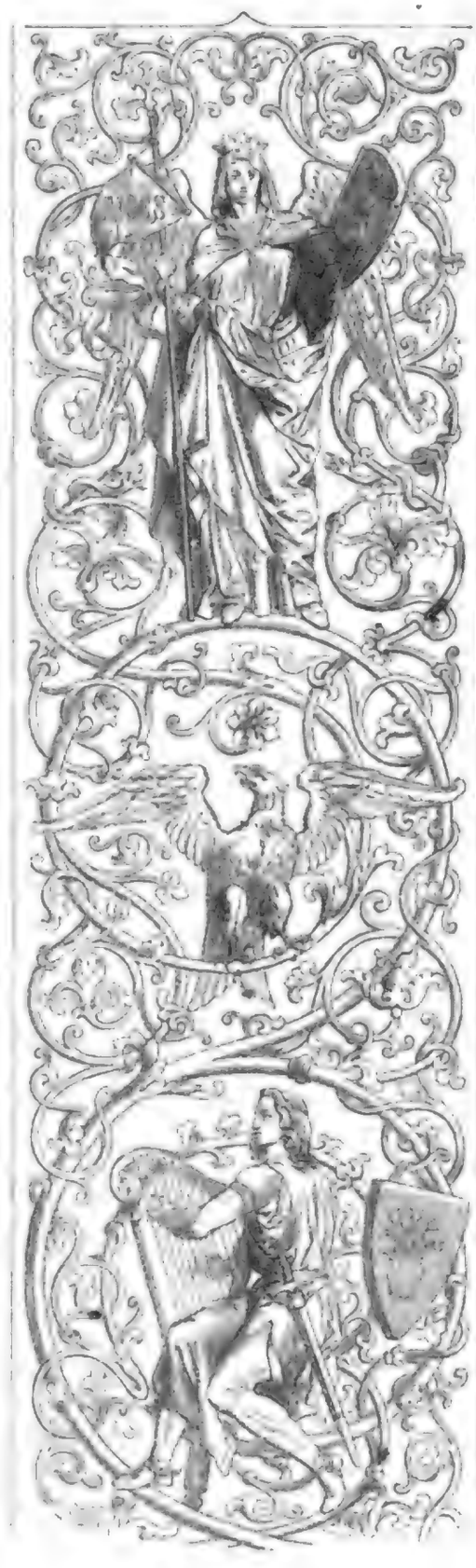
Ich en-ruoch wiez ôsten western stât,
ine weiz wie jeglich stern nach sînem cirkel gat;
der si geschuof, der hât ir ganc vereinet.
Planêten kraft, der Sterne louf, des firmamentes klingen,
ich weiz, der alliu dinc vermac,
der hât gezirkelt beide naht und ouch den tac:
der mac ein drie wol zeim esse bringen.

(Nicht kenn ich ihren Unterschied;
Daß Du mich fragst darum, davon mir Leid geschieht:
Fürwahr, ich mag nicht wissen, was ihr meinet.)
Weiß nicht, was östlich, westlich steht,
Wie jeder Stern für sich in seinem Zirkel geht,
Der sie erschuf, hat ihren Gang vereinet:
Planeten Kraft, der Sterne Lauf, des Firmamentes Klingen,
Ich weiß, der Alles kann und mag,
Hat sie gezirkelt, so die Nacht als auch den Tag:
Der mag die Dreie wohl zum Affe bringen.*)

*) Diese letzten Worte beziehen sich auf das Räthsel Klingsor's von den vier Affen, welche Wolfram auf die vier Evangelisten deutet.

In diesen dem Singerkriec entnommenen und auf unsern Teppich geschriebnen Worten Klingsor's und in den Erwiederungen Eschenbach's sind beide Gegner treffend charakterisirt. — Der Maler aber hat die linke Teppichborde unterhalb Klingsor's mit dem Baume

Tafel 5.



der Erkenntniß geschlossen, aus dessen Zweigen die Verführung in Gestalt der Schlange mit Frauenkopf hervorschaut. Auf solche Weise hat er es verstanden, zugleich den Sündenfall der ersten Menschen, die Verlockungen der irdischen Minne, welche die Sänger umranken, und die falsche Richtung des heidnischen Ritterthums anzudeuten.

Im Gegensatze hierzu sehen wir auf der rechten Teppichborde oben den Glauben, die Fides, und zwar die kriegerische Fides des Mittelalters, welche wähnen ließ, es könne das Reich Gottes sichtbar auf Erden hergestellt werden und der erste Schritt dazu sei die Eroberung der heiligen Stätten durch die Christenheit; aber auch zugleich jene Fides, welche voll freudiger Gewißheit in Himmel und Erde nur das Spiegelbild göttlicher Eigenschaften sah, in allen Dingen nur die Bestätigung der Offenbarung suchte und fand. Darum erscheint hier der Glaube mit Schild, Kreuz und Fahne, unbekümmert um die aus dem Rankenwerk hervor zischenden und züngelnden Schlangen, und zu ihm, wie zur verjüngenden Sonne erhebt sich der Aar, als Symbol höherer geistiger Macht und göttlicher Wahrheit (s. Tafel 5).

Von diesem Glauben beseelt, geschützt und getragen greift Wolfram von Eschenbach in die Saiten seiner Harfe, um die verfänglichen Fragen Klingsor's zu lösen. — Die Figur Eschenbach's scheint dem Maler vor Allem geglückt zu sein. Die hohe edle Stirn, das blitzende Auge, die kraftvolle Gestalt künden Wolfram als den ersten, den bedeutendsten unter den sieben Sängern an.

Aus ritterlichem Geschlechte, von Eschenbach, einem bei Anspach in Baiern liegenden Städtchen, entsprossen, war Wolfram kein fahrender Sänger gemeiner Art, doch mußte ihn sein Dichtertalent ernähren und sein Dichterruhm brachte ihn an den Hof des Landgrafen Hermann auf Wartburg. — In seinen lyrischen Gedichten, wie in seinen größern epischen Dichtungen: Parzival, Willehalm und Titurel, übertrifft Wolfram alle seine Zeitgenossen an Reichthum und Fülle, an Tiefe und Großartigkeit der Gedanken. Sein edler sittlicher Ernst bewahrte ihn vor der Gemeinheit der ritterlich-höfischen Lebensansichten einer frivolen Zeit, und kein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts verstand so wie er, die edelsten Regungen des menschlichen Herzens: Mutterliebe, Kindesliebe, Freundschaft und eheliche Liebe und Treue mit ergreifender Wahrheit zu schildern, keiner so sehr die Charaktere seiner Personen mit Bewußtsein zu individualisiren, aber auch keiner hatte so sehr wie er das Bestreben, in die geheimnißvollen Tiefen der Geisterwelt einzudringen und überall mystische Beziehungen zu finden.*) — Darum faßt ihn denn auch der zweite Theil des Singerkriegs als christlichen Räthseldeuter auf und sucht ihn vor Allen zu verherrlichen.

Tafel 6.

In dem zunächst folgenden Felde hat der Maler zwei Figuren vereinigt, den tugendhaften scriber und hern Viterolf (s. Tafel 6).

Der tugenthafte scriber

ist der urkundlich vorkommende Henricus scriptor, notarius und protonotarius, d. i.

*) Vergl. H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur S. 357—369.

Canzler des Landgrafen Hermann. Im Singerkriec erzählt er selbst, daß er und Wolfram von Eschenbach von dem Grafen von Henneberg die Ritterwürde erhalten habe.

Als Dichter stand er bei den spätern Meistersängern in großem Ansehen, und Johannes Rothe in der gereimten Legende von der heiligen Elisabeth bezeichnet ihn als Mann von Ehre und guten Sitten, indem er sagt:

„der was aller huhscheit ein antreiber."

Auch im Singerkriec erscheint er als ein solcher; der Raum unsers Teppichs war leider zu beengt, um das von ihm gesungene Lob seines Herrn aufzunehmen, welches beginnt:

„Siben vürsten sint des wert" etc.

Wir wählen daher nur den Schluß eines der unter seinem Namen vorkommenden zwölf Lieder (Hagen II. S. 148—153), worin er Weh' über die Höfe ruft, an welchen nicht Ehre und Tugend gelten, dagen aber mit Bezug auf den Hof seines Herrn singt:

„Noch weiz ich wol, wâ triuwe lebet
mit wârheit unt mit allem ir gesinde;
dar nâch min gemüete strebet,
dâ wil ich hin, dâ ich den hof sô wünneclichen vinde."

Noch weiß ich wohl, wo Treue lebet,
Mit Wahrheit und mit deren Ingesinde,
Darnach mein Gemüthe strebet,
Da will ich hin, wo ich den Hof so wonniglich befinde.

Während der schon greise Schreiber sich bereit hält, nöthigen Falls schriftliche Aufzeichnungen über den Gang des Sängerfestes zu machen, stimmt

Her Biterolf

seine Cither. Voll jugendlichen Ungestüms kann er es nicht erwarten, bis auch er dem Osterdingen erwiedern darf, und als nun an ihn die Reihe kommt, beginnt er in etwas ungefüger Weise:

„Ich Biterolf muoz iezuo dar,
der zorn wil lenger swigen niht; her scriber, daget mir!
ein kâter dûhte sich sô zart,
daz er die sunnen wolde vrîjen, so si vruo ûfegine,
unt nam doch sint nach siner rehten art
ein tier daz miuse vienc.

Ich Biterolf muß nun herbei;
Nicht länger schweigen mag mein Zorn; Herr Schreiber, weichet mir.
Ein Kater deuchte sich so zart,
Daß er die Sonne freien wollte, da sie früh aufging.
Und nahm doch bald nach angestammter Art
Ein Thier das Mäuse fing.

Er vergleicht also Osterdingen mit dem sich überhebenden und dann doch Mäuse fangenden Kater. Diesen hat daher auch der Maler im Rankenwerk erscheinen lassen.

Von edelm Stande, stammte Johannes Biterolf wahrscheinlich aus der Gegend von Mansfeld, wo noch heute ein Bergwald den Namen Stille führt und wo jenes Stylla gelegen haben mag, welches Biterolf selbst im Singerkriec als seine Heimath angibt. Von seinen Liedern sind bis jetzt noch keine aufgefunden worden, und außer dem Lobe, weches Rudolf von Ems (in der Alexandrëis) seinen Versen ertheilt, wissen wir Nichts über Biterolf. —

Das letzte Feld nimmt

Her Reinmar von Zweter

ein. — Gestützt auf seinen Arm wartet er mit Ruhe und Würde, bis auch ihn die Reihe treffe, gegen Osterdingen zu singen. — Dem Maler schwebte bei der Wahl dieser Stellung das schöne Lied vor, welches Reinmar selbst als greiser Dichter an die Jugend singt:

„In miner âbent-zît ich bin,
unt trage doch jungen liuten gar junclichen morgen schîn;
ich lege mich ûf minen arm, und spanne doch nâch êren wol.
Min âbent sunnenschîn ist bleich;" etc.

Man hat mehrfach darüber gestritten, welcher Reinmar an dem Sängerkampfe Theil genommen haben könne, ob Reinmar der Alte oder dessen vermuthlicher Sohn Reinmar von Zweter, da ja selbst die Manessische Handschrift unter dem Gemälde Reinmar den Alten angibt, während im Texte des Gedichts ausdrücklich Reinmar von Zweter als Theilnehmer genannt wird. Die Entscheidung ist übrigens leicht, wenn man bedenkt, daß, wenn gleich bei dem wirklichen Kampfe im Jahre 1206 der Zeit nach nur Reinmar der Alte zugegen sein konnte, in dem weit spätern Gedichte doch sicherlich Reinmar von Zweter gemeint ist, dessen Sittenreinheit ihn mit Recht neben Wolfram zum Kieser (Kampfrichter) erwählt erscheinen lassen.

Am Rhein geboren, aber in Oesterreich aufgewachsen, lebte er meist in Böhmen, mehr des Herren als des Landes wegen, wie er selbst sagt. — Er starb 1270 und wurde in Eßfeld in Franken begraben.

Weit entfernt von dem süßlichen Spiele andrer gleichzeitiger Dichter, hat Reinmar von Zweter zwar auch eine Reihe von Sprüchen gedichtet, welche die Minnefreuden zum Gegenstande haben; allein sie preisen nur die hohe Würde echter Weiblichkeit, die nicht in Liebeständeleien, sondern in reiner Zucht und Keuschheit besteht. — Es mochte daher wohl mit Recht das folgende seiner schönen Lieder auf dem Teppiche Platz finden:

„Dem Grâl ich wol gelichen wil
ein reinez wîp; der kiusche reichet wol des Gräles zil:
diu sich vor valsche vrit, diu wirt geziert wol nâch der wîsen lobe.
Wil ieman nâch dem niuwen Grâle striten,
der sol sin kiusche, milte zallen ziten,
als alle, die des Gräles pflâgen,
unt noch vil guoter vrouwen pflegen:
wirt in ein reines wibes segen,
si verdent vrî vor schanden und ir mâgen.

Dem Gral vergleichen will ich wohl
Ein reines Weib: sie ziemt dem Gral, ist sie der Keuschheit voll;
Die frei von Falschheit bleibt, die wird geziert wohl mit der Weisen Lob.
Will Jemand nach dem neuen Grale streiten,
So sei er keusch und mild zu allen Zeiten.
Wie Alle, die des Grales pflagen,
Und noch viel guter Frauen pflegen.
Beglückt ihn reines Weibes Segen,
Man mag ihn frei von aller Schande sagen.

Und nun zum Schlusse unsrer Darstellung sehen wir in dem Rankenwerk eine Krähe und einen Falken zur Seite sitzend, während die Ranken selbst sich mächtig zusammenrollend einen Wolf ersticken.

Auch dieser Gedanke liegt im Gedichte ausgesprochen. Es beklagt sich nämlich Osterdingen, daß man ihn unwürdig behandle mit folgenden Worten:

„Eine Krähe zu einem edeln Falken sprach: Herr Kuckuck, seid Ihr da? Dieser Krähe thatet an mir ihr gleich, als ihr mich mit einem Jagdhunde verglichet, der auf unrechter Fährte suche. Aber ich bin euch doch an Kunst zu reich, ihr müßt nach Wolfes Art den Rückweg suchen."

Unter dem Wolfe aber, welcher hier den Rückweg suchend von Ranken umstrickt zu Grunde geht, mag überhaupt die Sünde und die Irrlehre gedacht werden, welche durch die Macht des Glaubens und des christlichen Wortes besiegt wird; so daß im Gegensatze zum Baume der Erkenntniß in der Borde links, hier rechts die Ranken von dem Glauben ausgehend, dessen Macht, Sieg und Ausbreitung bezeichnen.

Ueber einige

Künstlersonette und ihre Autoren.

Von E. A. Hagen.

In dieser Zeitschrift wurde uns im August vorigen Jahres Mittheilung über ein neu aufgefundenes Gemälde von Raphael Sanzio gemacht. Es stellt Apoll dar, der auf Marsyas' Flötenspiel horcht, um seines Sieges gewiß bald an dem ungleichen Kämpfer blutige Strafe zu vollziehen.

Wer den Künstler nur aus seinen Hauptwerken kennt, den wird die Wahl des unerquicklichen Gegenstandes in bezweifelnde Verwunderung setzen. Er, den Vasari grazioso, graziosissimo nennt, konnte bei Apoll — mag dieser auch zugleich der Gott der Musen und der Aerzte sein — an die Fabel erinnern wollen, die ihn ein wundärztliches Verfahren der fürchterlichsten Art ergreifen läßt? Raphael sollte sich an einer Darstellung erfreuen, an der sich ein Spagnoletto weidete, wenn er das ähnliche Marterthum des heiligen Bartholomäus schilderte? Und dennoch, wie berichtet wird, malte er Apoll und Marsyas mit aller Eleganz, die ihm eigen war, und wir finden sogar in dem vornehmsten der von Raphael gemalten vaticanischen Gemächer über dem „Parnaß" an der Decke Apoll und Marsyas und den letzteren bereits überwunden an der Fichte hangend; dem Gott überreicht einer seiner Genossen den Kranz und der andre schickt sich zum Henkeramte an.

Im 16. Jahrhundert, in der Zeit des wiedererwachenden Classicismus, gaben die Künstler etwas darauf, es einem Apelles und Zeuxis auch darin nachzuthun, daß sie malten, was jene gemalt hatten. Raphael folgte hier dem Zeuxis, unter dessen Werken ein aufgehängter Marsyas genannt wird, und um so lieber, da die Entdeckung des belvederischen Apoll's, den einer seiner Schüler in Kupfer gestochen hatte, fortan zum Wettstreit einlud und die Aufmerksamkeit auf antike Marsyas-Statuen lenkte. Die Scheu vor dem Gegenstande verwandelte sich vielleicht in eine Art Wohlbehagen, da in Rom den Künstlern eine Getheiltheit der Ansichten, die sonst kaum in Betracht kam, das Streben verleidete und ein vornehmes Besserwissen so wie eine scharfe Kritik gewaltsam in das Kunstleben einschnitt. Die Mythe mußte für das Wort: „Schlagt ihn todt, er ist ein Recensent!" aushelfen. Reich an Beziehungen auf die Gegenwart sind Raphael's Wandgemälde im Vatican. Auf seinem „Parnaß" soll man einen beliebten Geigenspieler am päpstlichen Hof in dem Apoll erkennen, weshalb er statt der Lyra (mit einer solchen ist der als antike Statue gedachte Apoll in der „Schule von Athen" versehn) eine Geige handhabt. Mit der Geige pflegte man den Gesang im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu begleiten.

Eine Eigenthümlichkeit Raphael's haben wir in der Fügsamkeit wahrzunehmen, mit der seine Kunst in inniger Anschmiegung das Hergebrachte und Gangbare, selbst das Herbe und Widerstrebende umfloß, um es zu mildern und zu verschönern. Daher das Verschiedene bei ihm in den Werken verschiedener Zeitabschnitte,

denn dem Zuge, gemäß den wechselnden Ansprüchen des Gefallens, widerstand er nicht in Florenz und in Rom. Daher das Abweichende seiner Manieren, deren Wiederschein und Glanzlichter aber gedämpft und beruhigt werden in dem Schatten einer großen Kunsteinheit. Das Ueberkommene wird durch die Liebe, mit der er Alles verarbeitet, sein wohl erworbenes Eigenthum. Die Glorie seines erfindenden Geistes dringt sich uns weniger als etwas überwiegend Neues auf, denn als die höchste Weihe der sich mühsam ausbildenden mittelalterlichen Malerei. Und die Kunsteinheit spiegelt sich in seinem Leben wieder, das keine hervorragenden Punkte zeigt, weil es Alles, was es begünstigend bot und störend entgegenstellte, in milder Verschmelzung in sich aufnahm. So erklärt es sich, daß wenn das Dichten und Trachten Michel Angelo Buonarotti's in seiner Ungewöhnlichkeit die Bewunderung der Auserwählten für sich hatte und das Erstaunen der Menge hervorrief, dem seinigen dagegen überall aufrichtig innige Liebe zu Theil wurde, so daß jener bei allem Glanz sich oft verlassen sah, wie der Scharfrichter, während dieser, sobald er sein Haus verließ, fünfzig Maler neben sich hatte, die um der Ehre willen ihm das Geleit gaben.

Raphael beendigte 1511 das erste Gemach des vaticanischen Palastes und im folgenden Jahre errang der ältere Michel Angelo den Gipfel des künstlerischen Ruhms. Bei dem einen vereinigt sich, ungeachtet großer Mannigfaltigkeit, alles Einzelne zu einem Ganzen und die Arabeske selbst als Einrahmung von Kirchenbildern nimmt sich nicht als ungehörig aus. Bei dem andern ist es ein schroffer Dualismus, der uns jedes seiner Werke als ein Stück ansehen läßt, das aus dem Ganzen herausgerissen zu sein scheint. Wie der herausfordernde David, würde der herausfordernde Moses für sich allein dagestanden haben, wenn es auch zur Vollendung der beabsichtigten Gruppe gekommen wäre. Das kann uns nicht bei dem stolzen Meister befremden, in dessen unvermitteltem Wesen sich die grellsten Gegensätze berühren. Eine trotzige Selbstschätzung, die Nichts mit dem ritterlichen Auftreten Vinci's gemein hat, grenzt an eine Furchtsamkeit, die bis zur rathlosen Feigheit herabsinkt. Als Bildhauer will er beurtheilt sein — nach ihm ist die Bildhauerei die Leuchte der Malerei und der Abstand zwischen ihnen wie der zwischen Sonne und Mond — aber ob auch Leo X. ihn auf die Bahn zurückführte, auf die sein erlauchter Vater ihn gestellt hatte, der ihn zum Bildhauer erziehen ließ, so bleibt die höchste seiner Leistungen das berühmteste Deckengemälde, das er auf Befehl Julius' II. wider Willen ausführen mußte. Unter den Künstlern schätzte Michel Angelo nur die, die ihm schmeichelten und dienten, er mißachtet den erhabenen Urbinaten und rühmt einen als Künstler ganz unbekannten Urbino als den seltensten, er fertigt zwei Anhänger des alterthümlichen Styls als Dümmlinge ab, Perugino und Francia, den Lehrer Raphael's und den väterlichen Freund Raphael's, denn er nimmt an ihrer ermüdenden Einförmigkeit Anstoß, und dennoch blickt aus allen Erfindungen des hochfahrenden Meisters dermaßen sein kolossaler Künstlereigensinn hervor, daß an jeder mehr oder weniger der Stempel der Einseitigkeit haftet.

Diese Zeilen begannen mit Apoll und zu ihm mögen sie wieder zurückkehren. Berni sang von Michel Angelo, seinem Zeitgenossen, daß sich in ihm Apoll und Apell vereinige. Wir besitzen von ihm eine Reihe bedeutsamer Gedichte, die einen Band bilden. Sie zeichnen sich durch eine gediegene Formbildung aus, wogegen Raphael's Verse, denn auch er versuchte sich in Sonetten, eine genialische Leichtfertigkeit bekunden. Dieselben sind auf ein paar Blätter flüchtig hingeschrieben, deren größerer Werth in malerischen Entwürfen besteht. Mehr als das Aeußere bietet ihr Inhalt eine auffallende Verschiedenheit dar. In den Sonetten des ersten — Demuth und Reue ist ihr erschütternder Grundton — erkennen wir nicht den Mann wieder, dessen Bildhauerarbeiten und Gemälde ein Gefühl, mehr ungestüm als tief, mehr fesselos als erhaben, durchglüht, am wenigsten den Meister des jüngsten Gerichts, wo die Seligen selbst, nicht als Fürbitter, sondern vielmehr als Vorkämpfer der sündigen Menschheit auftretend, mit dem strengen Weltrichter hadern. Die im Hymnenton vorgetragenen, tief empfundenen Ergüsse sind dringliche Gebete, der ahnungsvollen Zukunft zugewendet, in der Jedem nicht nach seinem Verdienst, sondern nach der göttlichen Huld zugewogen wird. Dagegen gehören Raphael's Poesien der heiteren Gegenwart an. Es werden hier andere Seufzer, andere Wünsche vernommen, mit denen der Sonettist (dem gedankenreichen Ernst des Andern gegenüber ist er ganz Grazioso) Gott Amor bestürmt. Es dürfte eingewandt werden, daß bei Raphael, der als Jüngling starb, die rauschende Jugendblüthe wahrgenommen werde, bei Michel Angelo dagegen das Immergrün des sinnigen Alters. Aber wir wissen, daß auch er schon jung dichtete und in seinen letzten Sonetten scheint nur der Eindruck, den Savonarola's Predigten einst auf ihn machten, nachzuklingen.

Mit gefliſſentlicher Nichtachtung ehrwürdiger Ueberlieferungen tritt Michel Angelo als Künstler der Heiligkeit der Kirche entge-

gen, namentlich in seinen Madonnen, wie uns dies das Standbild in Florenz zeigt und nicht weniger ebendaselbst die Marmorstatue der Mediceischen Grabcapelle. Wir sehen aber, daß er sich sehr wohl zu dem Begriff des Allheiligen zu erheben verstand, in einem Sonett, bei welchem er aber nicht an die Mutter der Gnaden, sondern an die bekannte Vittoria Colonna dachte, ohne die Dichter nachahmen zu wollen, die es nicht für unrecht hielten, in der Geliebten die Madonna zu feiern. Wenn er auch in seinen Gedichten von Liebesgedanken redet, so haben wir darunter nur das verächtliche Mühen um Irdisches und Vergängliches zu verstehen. Er, dem bis auf Eigenliebe alles Zeitliche fern lag, hatte kein Herz für Liebe und echte Freundschaft. Das Sonett lautet:

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona.

Machtvoll ein Antlitz mich gen Himmel schwinget,
Lust blüht mir sonst an keinem andern Orte:
Schon lebend steig' ich zu der Sel'gen Pforte,
Ein Glück, das selten Sterblichen gelinget.

Schöpfer und Werk so schön zusammen klinget,
Daß ich mich hier erbau' am ew'gen Horte,
Zu seinem Preis' erlern' ich hier die Worte,
Indem zur Hohen Liebe mich durchdringet.

Vom Augenpaar kann ich den Blick nicht trennen,
Mir zeigt ein Licht, im Inneren entfachet,
Den Weg dahin, wo Gott den Seinen lohnet:

Von ihrem Glanz entzündet muß ich brennen,
Als Wiederschein im edlen Feuer lachet
Die Freude, so im Himmel ewig thronet.*)

Der Künstler, namentlich wenn er für die Kirche schafft, hält seine Thätigkeit in der Werkstatt für Gottesdienst, aber Michel Angelo, als wenn die Kunst ihn von Kirche und Himmel abgezogen, stellt sie in Gegensatz zur wahren Frömmigkeit. Um der Seligkeit willen entsagt er dem Streben nach Ruhm und Ehre.

Deh fammiti vedere in ogni loco.

Ach überall kann Dich mein Auge sehen:
Wie fühl' ich mich von Deinem Glanz erhoben,
All' andres Feuer sei in mir zerstoben,
Um stets entbrannt in Deiner Gluth zu stehen!

Zu Dir nur steigt mein Bitten, Herr, und Flehen,
Zu schirmen mich in nutzlos blindem Toben,
Mein Wollen, Streben, Thun, nicht viel zu loben,
Rufst Du zurück mir mit der Reue Wehen.

Du weck'st zur Zeit die gottgeborne Seele,
Der diesen ird'schen Kerker Du gegeben,
Zerbrechlich morsch, und weckst sie zum Geschicke:

Auf daß nicht ohne Dich ihr Alles fehle,
Wirst Du sie halten, nähren, neu beleben,
Die Gnade Gottes ist allein ihr Glücke.

*) Andre Uebersetzungen von Regis, der „sämmtliche Gedichte" 1842 übertrug und von Adrian.

Giunto è già il corso della vita mia.

Schon ist die Fahrt auf meines Lebens Wegen
Durch Meeresbraus auf morschem Kahn geendet,
Ich bin am Port, wohin sich Jeder wendet,
Rechnung von Allem, was er that, zu legen.

Mein kühnes, feurig schaffendes Vermögen,
Das in der Kunst sah sein Idol vollendet,
Es war von Irrthum, fühl' ich nun, verblendet,
Wie Alles sonst, was unsre Wünsche hegen.

Die Liebessorgen hat verweht mein Wille,
Was thut er, zweien Todten untergeben,
Dem sichern und dem andern, der mich schrecket?

Nicht meißel' ich, nicht mal' ich mehr, denn stille
Soll sich mein Geist zur ew'gen Lieb' erheben,
Die uns am Kreuz den Arm entgegenstrecket.*)

Raphael wechselte Briefe und Sonette mit Francia, den er als väterlichen Freund und als Künstler hoch schätzte. Er hätte, so schreibt er, nicht schönere, nicht andachtsvollere und nicht besser ausgeführte Madonnenbilder gesehen, als die seinigen. Nach damaliger Sitte nennt er ihn daher Zeuxis und Apelles. Kunstgröße und Tugend erachtete der Schreibende für dasselbe. Dies können wir wohl aus der Erwiederung auf ein verlornes Sonett folgern.

All' excellente pictore Raffaello Sanxio, Zeusi del nostro secolo, di me Francesco Raibolini, detto il Francia.
Non son Zeusi, ne Apelle, e non son tale.

Nicht bin ich Zeuxis und Apell, nie galten
Die Werke meiner Hand werth solcher Ehren,
Nicht mein Talent und Wirken kann begehren,
Unsterblich Lob von Sanzio zu erhalten:

Nur Du, dem es verlieh'n des Himmels Walten,
Voraus vor Andern Alles zu erklären,
O wolle Du die sell'ne Kunst uns lehren,
Es gleichzuthun Jedwedem von den Alten.

Glückse'ger Jüngling, in dem Lenz des Lebens
Eilst Du so Vielen vor, was wird geschehen
Wenn Dich die Jahre mächt'ger noch begeistern?

Besiegt ist die Natur, und Deines Strebens
Lobrednerin, wird sie Dir gern gestehen,
Daß Du der Meister bist von allen Meistern.**)

Drei Sonette Raphael's sind der Liebe geweiht. Die Besungene war wohl keine Laura, wie ihr Verehrer kein Petrark. Die innige Hingebung des Malers, die jedem Altarblatt den Adel der Klarheit und Beseligung gibt, webt auch hier im Ueberschwänglichen schwärmerischer Empfindung. Longhena in der Lebensgeschichte Raphael's setzt unter das Titelbild die Verse:

Die Liebe, die vom schönen Antlitz wehet,
Erwärmt das Herz, das edler sie erhöhet.

*) Andre Uebersetzung in Förster's Vasari. J. Werner übertrug das Sonett als Canzone

**) Andre Uebersetzungen in Schorn's Vasari und Passavant's Raphael.

Des Lebens Heiterkeit gewinnt durch den Minnegram für den Künstler nur einen neuen Reiz. Gern glüht er in dem Feuer, das keine Macht unterdrücken kann. Mögen wir die dichterischen Auslassungen für mehr oder weniger Dichtung gelten lassen, so haben wir sie doch nur als Stimmungen zu betrachten, die leicht der überwiegende Ernst verflüchtigt. Und wenn uns ein zärtliches Einverständniß verrathen wird, das im Schutz der Verschwiegenheit gedieh, so werden dadurch die Mysterien der Religion nicht in der Wahrheit gekränkt, die uns seine göttlichen Werke enthüllen.

Amor tu men nescati (tormentasti?) con doi lumi.

Amor, Du quälst mich durch der Augen hehre
Vernichtungsgluth, drin ich verschmachte bangend.
Ein Bild, von weißem Schnee und Rosen prangend,
Ein süßes Wort von edler Sitt' und Ehre
Entflammen mich, so daß nicht Flüss' und Meere
Den Brand verlöschen könnten, doch verlangend —
So viel des Guten aus dem Feu'r empfangend —
Brenn' ich allzeit, daß ich mich mehr verzehre.
Was für ein süßes Joch ist doch die Kette,
Hält meinen Hals ihr weißer Arm umwunden,
Der, scheint es, mich von allem Mühsal rette.
Von vielem Andern will ich Nichts bekunden,
Weil zu viel Freude führt zur Grabesstätte —
Drum schweig' ich, wie mein Geist an Dich gebunden.

Un pensier dolce è rimembrare, e godo.

Süß ist Erinnerung und ich erfreue
Mich meines Siegs, doch herber nachgezogen
Kömmt dann das Scheiden, wie wenn in die Wogen
Der Leitstern sank, daß sich mein Weh' erneue.
Vom Druck der Fesseln, Zunge, Dich befreie,
Sprich aus, wie mich in neuer Art betrogen,
Entsetzen mir bereitet Amors Bogen:
Doch zoll' ich Dank ihr, ihm des Ruhmes Weihe.
Die sechste Stunde war's beim Niedergange
Der Sonne, da empor die andre tauchte,
Zu mehr geneigt als mündlichem Empfange.
Die wilde Gluth wirkt fort, die mich umhauchte
Und noch mich quält, denn bei des Sprechens Drange
Wird heiser oft, wer grad die Stimme brauchte.*)

Come non podde dir l'arcana dei.

So wie nicht Paul, den Himmelshöh'n entstiegen,
Des Herrn Geheimnisse konnt' offenbaren,
So auch mein Herz: was Alles es erfahren,
Das hüllt der Liebesschleier ein verschwiegen.
D'rum, was ich sah und machte, vor Vergnügen
In meinem Busen such' ich es zu wahren,
Mein Scheitel kränzt sich eh'r mit weißen Haaren,
Als ich der Schuld vergesse zu genügen.

*) Andre Uebersetzungen verfaßten oder ließen drucken F. W. Gubitz und Tölken (zweimal).

Wenn sich der edle Sinn hinkehrt zum Bösen —
Nicht ich, glaub' es, es ist des Feuers Sieden
An übermäß'ger Hitze Schuld gewesen.
Erwäg' es, endlich muß mein Geist ermüden,
Vom Leib' sich trennen, wird durch mildes Wesen
Zeit und Gelegenheit ihm nicht beschieden.

Literarisches.

Englischer Literaturbericht.

So reich die jüngst vergangene Zeit an literarischen Erscheinungen gewesen ist, hat doch keines der neuen Werke den Geist der Nation mit elektrischer Kraft berührt und sich als eine große dichterische oder wissenschaftliche That bewährt. Carlyle's Buch über Friedrich den Großen gehört bloß in die Classe der Aufsehen erregenden Bücher und hat überdies in Nordamerika weit wärmere Theilnahme als in England gefunden. Carlyle ist ein tiefer Denker und ein überaus geistvoller Schriftsteller, aber er hat eine gewisse künstliche Wärme und unruhige Darstellung, die zu dem Charakter des klugen und kalten Preußenkönigs ebensowenig paßt, wie Varnhagen von Ense's zierlich feiner Styl zu der körnigen Gestalt des alten Blücher's. Auf einer höhern Stufe geschichtlicher Darstellung steht der neueste (dritte) Band von Prescott's Geschichte Philipp's II. Drei große Ereignisse bilden den Inhalt: die Besiegung des Aufstandes der Mauren, die Seeschlacht von Lepanto und der Bau des Escurials. Der Feldzug gegen die Mauren bietet so viele romantische und erschütternde Züge dar, daß Prescott in dem ihm gewidmeten Buche sein Talent am reichsten entfalten konnte. Der Anführer der Aufgestandenen, Aben Humeya, fand seinen Untergang durch eine maurische Delila. Die schöne Zahara, die in ihrer Erwartung, sein rechtmäßiges Weib zu werden, betrogen worden war, umschlang ihn mit ihren Armen, als früh Morgens Feinde eindrangen, und ihre verrätherische Umarmung hinderte ihn an Flucht und Vertheidigung. Diese und hundert andere Episoden hat Prescott so geschickt in seine Erzählung eingewoben, daß ein Gemälde voll des sprühendsten Lebens entsteht. Sein Schiffskatalog von Lepanto athmet homerischen Geist. Von Bedeutung sind ferner Whitworth Porter's Geschichte der Malteser-Ritter und des Grafen Dundonald (Lord Cochrane's) Erzählung seiner Theilnahme an der Befreiung von Chili, Peru und Brasilien. Das letztere Werk war seit langer Zeit erwartet worden.

Eine Biographie Milton's von Masson erschöpft Alles, was sich über den Dichter des

Verlornen Paradieses und seine Zeit sagen läßt, mit gewissenhafter Gründlichkeit, der nur die Weitschweifigkeit der Darstellung den günstigen Eindruck nimmt. Wegen dieses Fehlers hat die Lesewelt das übrigens vortreffliche Buch wenig beachtet und lieber zu Watt's Biographie von Patrick Muirhead gegriffen. James Watt ist ein Name, den jeder Engländer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit nennt. Inwieweit der berühmte Mann darauf Anspruch machen kann, der Erfinder der Dampfmaschine zu sein, wird von seinem Biographen unparteiisch erörtert. Verschiedene Andere hatten vor ihm an Dampfmaschinen gedacht und Watt wurde sogar zu seinen eigenen Versuchen durch ein Modell Newcomen's geführt, aber das Princip, das die Ausdehnung des Dampfes praktisch zu verwerthen gestattet, fand er und Keiner vor ihm. Selbst die Stelle „im Green von Glasgow und halbwegs zwischen dem Hirtenhause und Arn's Brunnen", wo er auf den fruchtbringenden Gedanken kam, läßt sich aus dem Bericht eines Herrn Hart über eine Unterredung mit Watt nachweisen. Ein Brief Watt's an einen Freund, Dr. Kind, verlegt die Erfindung in den Anfang des Jahres 1765. Bei ihr, wie sein ganzes Leben lang, verdankte Watt den Erfolg seinem Wahlspruch: Observare! Er beobachtete die Natur wie ein Liebender ein Mädchen, das gegen ihn spröde ist. „Die Natur hat ihre schwache Seite," pflegte er zu sagen, „und Alles kommt darauf an, daß man sie ausfindig macht." Er war nicht sieben Jahre alt, als er sich schon damit beschäftigte, schwierige Rechenexempel zu lösen und mathematische Linien und Figuren in die Asche des Herdes zu zeichnen. Vor seinem fünfzehnten Jahre hatte er Gravesande's Elemente der Naturwissenschaft zweimal gelesen, außer Latein und Griechisch auch Chemie und Anatomie studirt und eine Elektrisirmaschine gebaut. Die Instrumentenmacher, bei denen er lernte oder arbeitete, fanden alle Etwas an ihm auszusetzen und er hatte von Glück zu sagen, wenn er ihnen nach einem Jahre gefiel. Als er mit einem Stück Brot in der Tasche und auf den Tod ermüdet in Glasgow ankam, gab ihm die Universität die Erlaubniß, als Mechaniker einen Laden zu eröffnen und sich Instrumentenmacher der Hochschule zu nennen. Er baute Orgeln, fertigte Guitarren, Flöten und Violinen, und studirte mit Eifer und Beharrlichkeit „die schwache Seite der Natur." Nachdem er seine Erfindung bereits gemacht hatte, blieb seine Lage eine so kummervolle, daß er den Plan hatte, im Auslande eine einträgliche Stelle zu suchen. Eine Parlamentsacte, die ihm das Recht zusprach, „Dampfmaschinen zu bauen, zu benutzen und zu verkaufen," ermöglichte ihm endlich seine Verbindung mit Boulton von Birmingham.

Die biographischen Schriften über den Chemiker Davy sind durch seine von seinem Bruder herausgegebene Fragmentarische Hinterlassenschaft bereichert worden. Die dichterischen Ergießungen, Gelegenheitsgedichte und Naturschilderungen des Nachlasses nehmen wir gern mit in den Kauf, weil wir seinen Briefwechsel mit den Dichtern der Seeschule und mit seiner Frau erhalten. Ein früherer Biograph, Paris, hatte die Meinung verbreitet, daß Davy's Ehe eine unglückliche gewesen sei, und dies wird durch die Briefe widerlegt, wenn sie uns auch keineswegs das Bild eines wahren Seelenbundes geben. Der Sohn von Douglas Jerrold hat ein Leben seines Vaters geschrieben. Die Gabe wird mit Pietät dargeboten und ist reich an tausend kleinen Einzelheiten, die uns den geistreichen Schriftsteller lieb und werth machen. Eine kleine Anekdote, die einen redenden Beweis von Jerrold's wunderbarem Gedächtniß liefert, möge hier einen Platz finden. Als Midshipman hatte Jerrold eines Tags in einem Boote zur Küste zu fahren und ertheilte seinen beiden Matrosen die Erlaubniß zu einem Gang in die Stadt, indem er ihnen zugleich auftrug, ihm einige Aepfel und Birnen mitzubringen. Beide desertirten. Dreißig Jahre später begegnet Jerrold in London einem Bäckergesellen und erkennt sofort einen der Matrosen. Er tritt an ihn heran, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Nun, mein Freund, ich dächte, Du hättest meine Aepfel und Birnen längst bringen können." Auch dem Deserteur kam die Erinnerung wieder und er antwortete: „Ach, waren Sie das, mein Herr?"

Die Biographie des Malers Thomas Uwins sei Denen empfohlen, welche sich über die englische Malerei in Wasserfarben näher unterrichten wollen. Freunde von Sonderlingen werden in Beckford's Denkwürdigkeiten Speise für sich finden. Beckford war ein Sohn des biedern Lordmayors, der als Pitt's Freund und Bute's Gegner einen Platz in den parlamentarischen Jahrbüchern gefunden hat. Der vornehme Umgang seiner Eltern mit dem größten englischen Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, mit den Lords Camden, Thurlow und Bathurst, mit der alten Herzogin von Queensberry und mit Andern mehr, sein kolossaler Reichthum und die Nachsicht seiner Mutter verdrehten dem jungen Beckford den Kopf. Da er trotz der ehrwürdigen Stammbäume, die er sich zusammenstellen ließ, weder als Nachkomme Johann von Gaunt's, noch als Blutsverwandter der Latimer's anerkannt wurde, da er auch als Schriftsteller nicht zu einem Namen gelangte und doch auf irgend eine Art sich auszeichnen wollte, so baute er sich in seiner Besitzung Fonthill ein Schloß, das präadamitische Größenverhältnisse erhalten

sollte, und führte darin das Leben eines orientalischen Wüstlings, das er in seinem „Vathek“ geschildert hatte. Er erreichte, was er wollte, denn die Größen des Tages, auch Nelson und seine Hamilton, wollten wenigstens einmal seine Gäste sein, und Byron würdigte ihn im Childe Harold einer Erwähnung, aber er richtete sich zu Grunde. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Bath einsam unter Gemälden, Büchern, Broncen und chinesischem Porzellan.

Der Buchhändler Routledge veranstaltete eine neue Ausgabe von Fairfax' Uebersetzung des befreiten Jerusalems. Es ist interessant, daß England genau 180 Jahre vor der Zeit, in der Wilhelm Heinse den Ausspruch that, eine gute Uebersetzung italienischer Versformen in die deutsche Sprache sei nicht wohl möglich, fließende englische Octaven besaß. Fairfax veröffentlichte seine Arbeit 1600, und seine Zeitgenossen, insbesondere der gelehrte Jakob I., stellten sie neben und über Spenser, Shakspeare und Ben Jonson.

Rawlison's Herodot ist bis zum Schluß des dritten Bandes fortgeschritten. Oberst Sir H. Rawlison, der Bruder des Herausgebers, hat in den assyrischen Inschriften gefunden, daß die Skythen Gimiri heißen und daß das Wort Nomaden bedeutet. Das wird Wasser auf die Mühle der Keltomanen sein. Gimiri und Gitani (Zigeuner), Gimiri, Cimmerier, Cymry und Celten, wer sieht nicht ein, wie nahe diese Namen einander stehen und wie einer in den andern hinüberspielt! — Auf dem Boden des rein englischen Alterthums hält sich Morley mit seinen Denkwürdigkeiten der Bartholomäus-Messe. Dieser Jahrmarkt, dem ein unbarmherziges Verbot der Londoner Polizei 1855 ein Ende machte, datirt von einer Schenkung Heinrich's I. an seinen Hofnarren Rayer. Der Beschenkte, dem ein furchtbarer Traum vom Fegefeuer die Lust zu Possenreißereien genommen hatte, baute neben dem Platze ein Kloster, dessen erster Prior er wurde. Durch Jahrhunderte verband sich hier das Niedrigkomische mit dem Hochtragischen, denn der Bartholomäus-Jahrmarkt sah nicht bloß tanzende Bären und Affen, Riesen und wilde Männer, sondern auch viele, viele Hinrichtungen von Verräthern. Hier endete unter andern der schottische Held Wallace. Alterthumsforscher seien bei dieser Gelegenheit aufgefordert, von Zeit zu Zeit den Handbüchern und Wegweisern für englische Grafschaften einen Blick zu gönnen. Sie werden oft durch die werthvollsten Nachweise überrascht werden. Zunächst haben die Angaben über die ersten englischen Geschütze, auf die ich in einem Handbuch für Reisende in Kent und Sussex gestoßen bin, mich zu diesem Winke veranlaßt.

Die Hochfluth von Schriften über Indien ist eher im Anwachsen als im Ebben. Wer indische Erinnerungen oder Tagebücher im Pult liegen hat, eilt, sie auf den Markt zu bringen, beständen sie auch nur, wie des tapfern Ingenieur-Hauptmanns Attinson „Curry und Reis,“ aus oft dagewesenen Schilderungen des täglichen Lebens der Anglo-Indier. Geradezu verdammenswürdig ist Minturn's „Von New-York nach Delhi,“ weil der Verfasser durch einen fünfmonatlichen Aufenthalt und ohne Kenntniß der Landessprachen (sieben kennt er nicht einmal dem Namen nach) berechtigt zu sein glaubt, den Charakter der Eingebornen mit den schwärzesten Farben zu malen. Das werthvollste der neuen Bücher ist Greathed's Belagerung von Delhi. Es ist ein nachgelassenes Werk; sein Verfasser ist dem Klima erlegen. Nächst Indien scheint Algier die Engländer am meisten zu beschäftigen. Es zieht sie so an, weil es Brustkranken angemessene Aufenthaltsorte bietet, in welcher Beziehung neuerdings besonders Oran empfohlen wird. Vom englischen Westindien hören wir nach einer längeren Pause wieder durch Verteuil's „Trinidad,“ das auch die allgemeinen Verhältnisse sämmtlicher Inseln bespricht. Hat die Aufhebung der Sclaverei nach augenblicklichen Stockungen der Production wirklich zu schaden aufgehört, so begreifen wir nicht, weshalb der Verfasser so laut nach Einwanderung ruft.

Neuer Romane gibt es eine Unzahl, aber es ist Fabrikwaare. Die Schriftsteller und noch mehr die Schriftstellerinnen arbeiten nach einer Schablone, und die Sache wird einschläfernd monoton. Frau Beecher-Stowe's „Werbung des Geistlichen“ erwähnen wir, nicht weil das Buch eine Ausnahme machte, sondern wegen des Namens seiner Urheberin. Wer die Gewebe kennt, die sie früher gestrickt hat, ist der Mühe überhoben, die Maschen dieses neuen Strumpfes zu prüfen. Es ist dasselbe Garn, und dieselben Stricknadeln sind auf dieselbe Weise in Thätigkeit gewesen. Den Dichter Mac Donald muß man nach seiner neuesten Leistung „Phantastes“ aufgeben. Sein erstes Werk, „Drinnen und Draußen,“ erweckte Hoffnungen, die schon nach seinen „Gedichten“ schwächer wurden, und jetzt will er aus dem wild Phantastischen eine Kraft schöpfen, die er in sich nicht mehr findet. Ein anderer Dichter, den man erst jetzt durch seine gesammelten Dichtungen kennen lernt, nachdem er früher bloß eine Localberühmtheit von Derbyshire gewesen, ist leider todt. Sein Name ist Richard Furneß. Er begann als Lehrling eines Gerbers, wurde wesleyanischer Geistlicher und sodann Soldat, trat zur Staatskirche über, entführte eine junge Dame und starb 1857.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Handelskrisen.

Von

Adolph Wagner.

III.

Die Speculationen im Waarenhandel und die dadurch hervorgerufenen Krisen, welche uns in dem letzten Aufsatze (vergl. Nr. 24, p. 658 der Monatshefte) beschäftigt haben, bedurften zu ihrer Erklärung kein so specielles Eingehen auf theoretische Fragen, wie wir dies im Folgenden für nöthig halten, wo die sogenannten Speculationsperioden Gegenstand unsrer Besprechung sein werden. Betrachten wir nämlich die Bewegungen auf dem Geld- oder richtiger Capitalmarkte während einer längeren Reihe von Jahren, so beobachten wir, wie zu verschiedenen Malen auf eine verhältnißmäßige Ruhe im Wirthschaftswesen der civilisirten Völker, welche durch ziemlich stabile Preise der Waaren und im Ganzen nur unerheblich schwankende Curse der Fonds und Effecten aller Art, sowie durch eine Tendenz des Zinsfußes zum Sinken charakterisirt wird, allmälig ein größeres Leben folgt, neue Unternehmungen projectirt und ausgeführt werden, in den Preisen und Cursen Aenderungen und im Allgemeinen ein Streben zum Steigen eintreten, mit einem Worte, wir beobachten die Entstehung einer speculativen Tendenz. Dieselbe umfaßt das ihr erreichbare Gebiet immer weiter, sie bemächtigt sich aller Gemüther, dringt aus den Geschäftskreisen in die der übrigen Bevölkerungsclassen, wird Herrscherin und Siegerin, kennt aber schließlich kein Maß mehr, führt zu unsoliden Unternehmungen und ungerechtfertigten Waarenspeculationen und bewirkt zuletzt einen Rückschlag oder eine Handelskrisis, auf welche wiederum ein Zustand der Apathie und Ruhe folgt, bis die nämliche Runde von Neuem beginnt. Im Laufe dieses Jahrhunderts können wir in den Ländern, wo die unabwendbare wirthschaftliche Umgestaltung, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts begann, schon am meisten durchgebildet worden ist, wie in Großbritannien und Nordamerika, bereits mehrere solche Speculationsperioden deutlich nachweisen. Neuerdings tritt aber auch auf dem europäischen Continente die Periodicität dieser Erscheinungen immer unverkennbarer hervor.

Sobald diese Thatsache constatirt ist, so erhebt sich natürlich die Frage, wie ist sie zu erklären und woraus zu begründen? Hat die wissenschaftliche Nationalökonomie bereits eine genügende Antwort darauf gegeben oder ist die Sache wie so viele naturwissenschaftliche Facten erst bloß als solches registrirt und harrt noch ihrer Deutung? Zu unsrer Genugthuung können wir sagen, daß die wesentlichsten Punkte zur Erklärung der Periodicität der Handelskrisen schon aufgefunden sind und feststehen. Es liegt diesen Erscheinungen ein allgemeines wirthschaftliches Gesetz zu Grunde, auf welches wir schließlich die Entstehung der Speculationen zurückzuführen vermögen. Wir werden hernach zuerst das Wesen dieses Gesetzes kurz zu skizziren versuchen und daran mehrere theoretische Erörterungen knüpfen, welche möglichst wenig abstract gehalten und

gleichzeitig mit concreten Beispielen, namentlich aus der jüngsten Gegenwart, theils als Erläuterungen, theils als Belegen für die theoretische Entwicklung verbunden werden sollen. Einige theoretische Kenntnisse der fraglichen Lehren sind für ein richtiges Verständniß der zu besprechenden Vorgänge unentbehrlich. Dieselben haben aber auch für den Laien der Nationalökonomie ihren großen praktischen Nutzen, weil sie ihm die Erscheinungen auf dem Geldmarkte, die Bewegungen der Fonds- und Actiencurse erklären, welche bei dem dermaligen Stande der Volkswirthschaft für Jedermann, besonders auch für den kleinen Capitalisten, eine augenfällige Wichtigkeit haben. Grade der letzte Punkt veranlaßt uns, in einer weitverbreiteten und viel gelesenen Zeitschrift auf diese Verhältnisse etwas näher einzugehen, wodurch wir hoffen können, mit der Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse überhaupt auch für den Einzelnen Nutzen zu stiften. Wer nur einen Blick in die Verhältnisse jener zahlreichen Classe kleiner Capitalisten geworfen hat, welche ihr Vermögen in Staatspapieren, in diesen oder jenen Actien angelegt haben und nun die geringsten Bewegungen auf den Fondsbörsen ängstlich und rathlos ansehen, dem wird die Nothwendigkeit, diesen Stand über die Vorgänge auf den Geldmärkten aufzuklären, zur Ueberzeugung geworden sein, will man nicht, daß diese Leute, die in ihrer Gesammtheit für die ganze Volkswirthschaft wichtiger sind, als die Rothschilds', Barings oder Heines, allmälig wieder auf eine nutzbarere Anlegung ihres Capitals verzichten, oder, was wegen seiner moralischen Folgen noch weit schlimmer ist, durch die beständige Sorge um und Beschäftigung mit ihren Geldangelegenheiten ihren eigentlichen Interessen entfremdet werden.

Bevor wir auf unser Thema weiter eingehen, seien noch einige Worte gestattet gegen Einwürfe, welche man unsrer Anschauungsweise der Speculationsperioden machen könnte und in der That mehrfach gemacht hat. Manche der unbedingtesten Vertheidiger der modernen Wirthschaft widersetzen sich der Behauptung, daß die Speculationsmanie ein periodisch und mit Nothwendigkeit wiederkehrendes Uebel und deshalb die Handelskrisen gewissermaßen unvermeidliche Begleiter der neueren Wirthschaftsentwicklung seien, aus dem Grunde, daß diese Ansicht einen *organischen Fehler* unsrer jetzigen Volkswirthschaft voraussetzen würde, den sie als Anhänger derselben nicht zugeben könnten. Von ganz anderer Seite aber wird, obgleich die eben erwähnte Anklage bei genauerer Analyse ziemlich auf denselben Punkt hinauskommt, unsre Anschauung als eine materialistische bezeichnet, die consequent durchgeführt auf eine Leugnung des freien Willens der Menschen hinauslaufe. Allerdings scheint uns auf die Entstehung und den Verlauf der Speculationen ein wirthschaftliches Gesetz von Einfluß zu sein, durch dessen Wirksamkeit die Menschen bewogen werden, den Zustand einer relativen Lethargie und Ruhe im Wirthschaftsleben zu verlassen. Allein die Existenz eines solchen Gesetzes ist zwar eine Eigenthümlichkeit unsers Wirthschaftsorganismus, jedoch durchaus kein Fehler desselben. Die Entstehung einer speculativen Tendenz ist hier wie im Waarenhandel von eminenter Bedeutung und auf die Länge für unsre socialen Zustände ganz unentbehrlich. Der Fehler liegt nur darin, daß die Menschen erfahrungsmäßig der gefährlichen Versuchung, im Fortgange der Speculation in Uebertreibungen zu verfallen, aus denen dann später Handelskrisen entstehen, nicht zu widerstehen wissen. Das ist ein „organischer Fehler" unsers Geschlechts, wenn man so will, nur uns selbst dürfen wir dessentwegen anklagen. Insofern sind die Handelskrisen in letzter Hand auch auf die unmoralische Beschaffenheit des Menschen zurückzuführen. Diese durch Bildung und Belehrung zu bessern, wird das beste Mittel zur Vermeidung von Handelskrisen sein, es ist aber natürlich ein solches, das sich erst nach Generationen bedeutend wirksam zeigen kann. Freilich ist die Art und Weise, wie die Speculation übertrieben wird und sind überhaupt die Vorgänge, welche sich im Wirthschaftsgebiete daran knüpfen, in den verschiedenen Speculationsperioden sich immer wieder so sehr ähnlich, wir nehmen im Großen und Ganzen darin eine so constante Regelmäßigkeit wahr, daß wir von dieser wieder auf ihr zu Grunde liegende, gleichmäßig wirkende Ursachen schließen, so daß die Menschen, welche ja jene Bewegungen der Speculation ausführen, unter einem Gesetze zu stehen und danach zu handeln scheinen. Und hiermit kommen wir auf das Thema der zweiten Anklage zurück. Indem wir die Thatsache constatiren, daß auch auf diesem Gebiete im *Großen und Ganzen* die menschlichen Handlungen constant wirkenden Gesetzen unterworfen sind, oder mit andern Worten, daß erfahrungsgemäß immer eine Anzahl Personen den sich ihnen bietenden Versuchungen, die Grenzen der gerechtfertigten Speculation zu überschreiten, unterliegt und so die Nothwendigkeit an Stelle der Willensfreiheit des Einzelnen zu treten scheint, indem wir dies constatiren, dehnen wir aber nur die Sätze eines *Quetelet* und des ihm ebenbürtigen *Engel* wieder um einen Schritt weiter aus. Natürlich haben wir es auch hier nur mit dem Gesetz der großen Zahl zu thun, wir müssen

vom einzelnen Menschen abstrahiren, ihn seiner Individualität entkleiden und damit alles Zufällige beseitigen. Bei Betrachtung der Erscheinungen in ihrem ganzen Verlauf treten dann Regelmäßigkeiten hervor, wie in den Resultaten der scheinbar zufälligsten und theilweise nach gewöhnlicher Ansicht von menschlicher Willkür abhängigsten Handlungen, wie in den Bewegungen der Heirathen, Geburten und Todesfälle, der Zahl und den Arten des Selbstmordes und der Verbrechen und vielen anderen Verhältnissen, bei denen die constante Regelmäßigkeit oder die Gestaltung nach bestimmten Gesetzen kaum minder beachtenswerth ist. Die Berechtigung, aus den vielfachen neuerdings empirisch festgestellten Fällen, wo die menschlichen Handlungen nach Gesetzen vor sich zu gehen scheinen, die Consequenzen zu ziehen und auf diese Weise unsern Gegenstand auf das Gebiet der Cardinalfrage des Menschengeschlechts von der Freiheit oder Nothwendigkeit unsrer Handlungen zu bringen, kann man nicht bestreiten. Jedenfalls bieten die bedeutungsvollen Arbeiten Quetelet's und die scharfsinnigen statistischen Untersuchungen, mit denen uns Engel in den letzten Jahren beschenkt hat — die einzigen den Quetelet'schen ebenbürtigen Leistungen — eine neue Fülle der Probleme, die der philosophischen Erörterung und Kritik harren. Vielleicht könnten sie mit Glück für die weitere Erörterung, denn an Lösung der Frage ist ja nie zu denken, der Lehre von der Willensfreiheit nutzbar gemacht werden. Bis dahin bleibt es eine offene Frage, wie das Vorsichgehen der menschlichen Handlungen im Großen und Ganzen innerhalb der wirthschaftlichen Sphäre nach Gesetzen mit der scheinbar völligen Willensfreiheit des Individuums zu vereinigen sei. Der größte Mathematiker unsers Jahrhunderts, ja der einzige, welcher mit Newton auf eine Stufe gestellt wird, Gauß, sagte von den in dem menschlichen Gesellschaftsorganismus sich kundgebenden Gesetzen, die mannigfach sein Nachdenken beschäftigten, ὁ θεὸς ἀριθμητίζει, Gott führt darin die Rechnung. In diese Rechnung aber einen Einblick zu erhalten, das muß unser Streben sein.

Doch verlassen wir das Gebiet, das uns von der Physik der Gesellschaft unvermerkt fast in deren Metaphysik hinüberzuführen droht und wenden wir uns dem weniger dunklen Thema zu, das uns hier beschäftigen soll.

Wir versetzen uns in den anfangs dieses Aufsatzes geschilderten Zustand einer relativen Ruhe im Geschäftsleben. In solcher Zeit sammelt sich nach und nach soviel neues Capital an, daß dasselbe nicht länger zu dem herkömmlichen Capitalgewinne anzulegen ist. Denn trotzdem auch in ruhigen Zeiten die gewöhnliche Jahr für Jahr stattfindende Ausdehnung der Gewerbe und des Handels, des Acker- und Bergbaues eine große Summe frischen Capitals zu absorbiren vermag und die Uebertragung von Capital von einem Lande, das daran Ueberschuß hat, in ein andres, das dessen bedarf, in unsern Zeiten so sehr an Leichtigkeit gewonnen hat und in so bedeutendem Umfange ausgeführt wird, dennoch überholt erfahrungsgemäß in den Ländern der civilisirten Welt die Ansammlung neuen Capitals die Verwendungsarten desselben. Das Angebot beginnt die Nachfrage nach Capital auf dem Geldmarkte zu übersteigen. Mit dem Capitalgewinne sinkt der Disconto für beste kaufmännische Wechsel oder für die Darlehen auf kürzere Zeit, deren der Geschäftsmann jetzt weniger bedarf, ihm folgt in dieser Richtung der Zinsfuß überhaupt, was sich besonders in dem Steigen der zinstragenden Papiere offenbart. Ein vierprocentiges Papier, das bei einem üblichen Zinsfuß von fünf Procent 80 Procent stand, steigt natürlich auf Pari, wenn derselbe auf vier Procent sinkt.

In den geschilderten Bewegungen offenbart sich also das Gesetz, daß im Laufe der Zeit der Capitalgewinn und Zinsfuß die Tendenz zu sinken habe, weil die Ansammlung neuer Capitalien rascher vor sich geht, als sie Verwendung finden können, oder wie man auch sagt, der Capitalgewinn hat die Tendenz, auf ein Minimum zu sinken. Zum Glücke erreicht er dies nicht, sonst fiele ein Hauptmotiv neuer Capitalersparung, nämlich davon eine Rente zu genießen, weg. Die Capitalvergeudung in Speculationsperioden und Handelskrisen tritt beiläufig gesagt jener Tendenz am erfolgreichsten hemmend entgegen.

Für uns sind übrigens hier die Folgen des Sinkens von Capitalgewinn und Zinsfuß für die davon Betroffenen am wichtigsten. Offenbar werden alle Arten Geschäftsleute dadurch in ihren normalen Einkommensverhältnissen derangirt und dem kleinen und großen Capitalisten geht es nicht besser. Für seine Ersparnisse muß er sich mit einem geringern Zins begnügen, da er auch Staatspapiere, Actien u. s. w. theurer bezahlen muß. Hat er sein Geld so angelegt, daß sein Schuldner leicht kündigen kann, also bei den meisten Privatschulden, Hypothekencapitalien, so riskirt er die unwillkommene Rückzahlung, falls er nicht auf einen geringern Zins von selbst eingeht. Aber auch Regierungen, Gesellschaften, benutzen die Zeit eines niedrigen Zinsfußes oftmals, um auch den Zinsfuß für ihre Seitens des Gläubigers unkündbaren Obligationen zu reduciren, eine Maßregel, gegen deren Rechtmäßigkeit natürlich Nichts einzu-

wenden ist, falls sie, wie es geschieht, von dem Anerbieten einer Parirückzahlung begleitet wird. Unter solcher „Rentenconvertirung“ leiden besonders die mancherlei wohlthätigen Institute und kleinen Rentiers, die ihre Gelder der guten Sicherheit wegen in den Staatspapieren festgelegt haben und eine Einbuße an dem zu ihrem Bestande durchaus nothwendigen Zinsenertrag nicht vertragen können. Die Rücksicht auf die schlimmen socialen und politischen Folgen einer solchen Reduction wird daher öfters eine Regierung veranlassen, lieber den finanziellen Vortheil der Operation hintan-, als diese Institute und kleinen Rentiers in die precärste Lage zu versetzen, zumal sie oft selber für dieselben später einzutreten haben würde. Die englische Regierung reducirte 1822 einen Theil ihrer fünfprocentigen auf 4, 1824 ihrer vierprocentigen Schuld auf $3\frac{1}{2}$%, wodurch sie eine große Störung in der Oekonomie vieler kleiner Capitalisten verursachte, die sich hinterher den wildesten und leichtsinnigsten Speculationen in den Actien südamerikanischer Bergwerke in die Arme warfen. Dagegen unterblieb aus den geschilderten Rücksichten die Reduction der fünfprocentigen französischen Rente unter Louis Philipp, so sehr dazu ihr hoher Stand einlud, der 1833—47 beständig weit über Pari, seit 1843 sogar über 120 war. Napoleon III. hat sich 1852 über alle entgegenstehende Bedenken hinweggesetzt und aus rein politischen Gründen den fünfprocentigen Zinsfuß aus dem großen Buche der Renteninscriptionen, formell wenigstens, „für immer“ ausgestrichen. Natürlich wird die Tendenz des Zinsfußes zu sinken durch die Rentenreducirungen noch erheblich verstärkt.

Alle Personen, welche von dem Herabgehen des Zinsfußes getroffen werden, erleiden also eine Einbuße. Sie müssen diese auf irgend eine Weise auszugleichen suchen, indem sie wieder ein Steigen des Capitalgewinns und Zinsfußes bewirken. Dies geschieht dadurch, daß sie sich neuen Unternehmungen zuwenden, bei welchen zwar ein größeres Risico des Verlustes zu laufen, aber auch Hoffnung auf größeren Gewinn ist. Mit einem Worte, es entstehen, durch die sinkende Richtung des Zinsfußes aufgeregt, Speculationen.

Hiermit sind wir bei dem Beginn der Wirksamkeit jenes wirthschaftlichen Gesetzes angelangt und gehen nun zu einigen weitern Erörterungen über den Capitalgewinn und Zinsfuß über. Der Unternehmer eines Geschäftes muß aus dem Ertrage desselben die Kosten für die verarbeiteten Stoffe, den Betrag der ausgegebenen Löhne, sodann eine Vergütung für seine Bemühungen und Leistungen, die namentlich in der Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten bestehen, eine Vergütung oder Verzinsung des in dem Geschäfte steckenden und darin arbeitenden Capitals und endlich einen Ersatz für die regelmäßig vorkommenden und nie ganz zu vermeidenden Verluste erhalten. Die Vergütung für die Mühwaltung des Entrepreneurs heißt der Unternehmergewinn, die für die Leistungen des Capitals der Capitalgewinn, und die Entschädigung für die Gefahr des Geschäfts die Assecuranzprämie. Der Name Capitalgewinn wird auch wohl im weitern Sinn für die Assecuranzprämie mit gebraucht und selbst alle drei Vergütungen darunter zusammengefaßt. Gehört das Capital dem Unternehmer selbst, so bezieht natürlich er den ganzen Reingewinn des Geschäftes. Im entgegengesetzten Fall muß er dem Eigenthümer des Capitals einen Antheil am Gewinne abtreten, dessen Höhe natürlich im Maximum dadurch bestimmt wird, daß nach Abzug desselben dem Unternehmer noch für seine Arbeitsleistungenen und für das Risico des Geschäftes ein genügender Theil übrig bleibe. Doch davon hernach noch mehr.

Die Vergütung für das entlehnte Capital heißt bekanntlich Verzinsung und ihre Höhe oder der sogenannte Zinsfuß wird gewöhnlich als Bruchtheil des Capitals bezeichnet und meistens nach Procenten für ein Jahr berechnet. Der Zins selbst muß offenbar wieder zweierlei vergüten, einmal die Uebertragung der Capitalbenutzung vom Eigenthümer auf einen Fremden oder die Entziehung, die dadurch dem erstern auferlegt wird, bezahlen und sodann die Entschädigung für die Gefahr eines gänzlichen oder theilweisen Verlustes des Capitals oder ebenfalls wieder eine Assecuranzprämie enthalten, um welche also der bezahlte Zins höher als jener erste Bestandtheil sein muß, den man eigentlichen Zins nennen kann.

Die beiden Theile des Zinses haben für den Darleiher eine ganz verschiedene Wichtigkeit. Da die Assecuranzprämie ja nur die vorkommenden Verluste am Capital decken soll und dies im Ganzen auch thun möchte, so ist es natürlich für den Rentier gleichgültig, ob sie hoch oder niedrig ist, da ihre größere Höhe nur die Anzeige öfter vorkommender Verluste sein wird. Ist daher der Zinsfuß überhaupt nur in Folge einer größeren Assecuranzprämie höher, so liegt darin für den Capitalisten kein Vortheil. Jedes Herabgehen des Zinsfußes im Laufe der Zeit, das die Folge verminderter Prämie für die Gefahr ist, muß mit Freuden als Zeichen verbesserter öffentlicher Zustände begrüßt werden. In rechtsunsichern Zeiten und Ländern, wo die Einforderung des Capitals oder der Zinsen auf dem Rechtswege Zeit und Geld kostet,

wenn überhaupt möglich ist, oder wo Zinsverbote und Zinsbeschränkungen bestehen, deren Uebertretung die Gefahr des Verlustes der Forderung oder sonstiger Strafen herbeiführt, ist natürlich die Assecuranzprämie und dadurch auch scheinbar der Zinsfuß sehr hoch. Daraus erklärt sich der enorme Zinsfuß früherer Zeiten gegen jetzt und der fremder Länder gegen den des civilisirten Theils von Europa, wenigstens großentheils. Ganz besonders erhöhte ihn das mittelalterliche Zinsverbot der römischen Kanonisten, wie jede Sicherung eines gesetzlichen Zinsfußes noch jetzt ihn steigert, weil die Uebertretung gefährlich ist und nur Einzelne sich auf solche Geschäfte einlassen. Die Juden hatten im Mittelalter ein förmliches Monopol des Zinsnehmens, wo es ihnen allein gestattet war. Der übliche Zinsfuß war im 13. Jahrhundert in Deutschland 10, in Frankreich, Italien, England 10—20 Procent. Gegenwärtig bewegt er sich in diesen Staaten im Allgemeinen zwischen den Grenzen von 3 und 6 Procent. Dagegen beträgt er in der nordamerikanischen Union 6—10, ebensoviel in Rußland, in Californien, Australien 10—15, in Indien 20 und mehr, in China ist er regelmäßig 12—15, aber auch über 30, und in Persien sogar über 40 Procent.

Auch in der Verschiedenheit des Cursstandes der Staatspapiere einzelner Länder drückt sich die Verschiedenheit der Assecuranzprämie aus, wenn auch hier dies Moment nicht das einzige ist, das darauf Einfluß übt. Das Zutrauen mit andern Worten, welches man zu den politischen und finanziellen Zuständen eines Landes und deren Beständigkeit hegt, gibt sich deutlich im Curs der öffentlichen Fonds kund. In England ist der Zinsfuß, zu dem der Staat Credit findet, wenig über 3 Procent, wie sich in dem Stande der dreiprocentigen Consols, die selten erheblich unter Pari sinken, zeigt. Im Verhältniß zu England zeigen alle Länder des Festlands einen theureren Credit des Staats. Den günstigsten haben wohl die deutschen Mittelstaaten, deren Staatsschulden nicht sehr bedeutend, großentheils für productive Zwecke aufgenommen sind, wie für Eisenbahnbauten, und unter der strengen Controle eines sparsamen ständischen Elements stehen, auch durch regelmäßige Tilgungen immer bald wieder abbezahlt zu werden pflegen. Von den continentalen Großmächten erfreut sich Preußen des niedrigsten Zinsfußes, aus ähnlichen Gründen, wie die Mittelstaaten. Das neue französische Kaiserreich genießt noch lange nicht des guten Credits, den die Julimonarchie besaß. Der Zinsfuß der russischen Regierung ist gegenwärtig dem der französischen ziemlich gleich. Am höchsten ist er in Oesterreich, wo trotz der großartigen Reorganisation dieses Reichs die Folgen der Bewegungen von 1848 wenigstens in Beziehung auf den Cursstand der Staatspapiere noch nicht ganz überwunden sind und bei der noch immer ungünstigen Finanzlage die nahe Aussicht der Aufnahme neuer Anleihen zur Deckung des großen jährlichen Deficits die Curse zurückhält. Aus den Cursen der maßgebenden Staatspapiere läßt sich für eine Reihe der wichtigeren Staaten folgender Zinsfuß berechnen, der zu Mitte September v. J. Geltung hatte. Wir bemerken nochmals, daß die relative Sicherheit des Papiers nur einer der Factoren ist, wovon dieser Curs abhängt. Enorm ist die Prämie bei den ersten Staaten der folgenden Reihe.

Mexico	% 14,29	Schweiz	% 4,43
Venezuela	10,62	Kurhessen	4,39
Buenos Ayres	7,79	Lübeck	4,39
Spanien	6,62	Dänemark	4,16
Türkei	6,19	Preußen	4,07
Peru	6,00	Baden	4,04
Chili	5,88	Baiern	4,04
Oesterreich	5,44	Sachsen	4,00
Sardinien	5,44	Würtemberg	4,00
Vereinigte Staat.	5,25	Großh. Hessen	3,84
Brasilien	4,82	Holland	3,84
Toscana	4,81	Hannover	3,77
Schweden	4,74	Mecklemburg	3,76
Rußland	4,54	Frankfurt	3,72
Belgien	4,54	Hamburg	3,67
Frankreich	4,44	England	3,08

Ganz unleugbar tritt der Einfluß einer verschiedenen Assecuranzprämie auch in den Cursen der Papiere einzelner Staaten der nordamerikanischen Union hervor. Der Zinsfuß der Staatspapiere von New-York beträgt 5,72, von Ohio etwa ebensoviel, von Georgia 6, dagegen von Virginia und Tennessee 6,52 und von Californien 8,43. Recht deutlich erscheint auch der Wechsel des Vertrauens gegen die Finanzkraft der einzelnen Staaten in der großen Ungleichheit, mit welcher der orientalische Krieg auf die Curse der leitenden Papiere der Großmächte drückte. Der durchschnittliche Jahrescurs war nach Berechnungen im Bremer Handelsblatte:

	1853	1854	1855	1856
Oesterreich %	5,33	6,25	6,60	5,71
Rußland	4,32	5,20	6,16	4,82
Frankreich	3,84	4,30	4,47	4,22
Preußen	3,78	4,07	4,07	4,07
England	3,01	3,30	3,31	3,21

Wie in den einzelnen Ländern nach dem allgemeinen Rechts- und Finanzzustande, so schwankt natürlich auch die Assecuranzprämie innerhalb desselben Landes bei den verschiedenen Geschäften oder Arten von Capitalanlagen, je nach der größern oder geringern

damit verbundenen Gefahr oder Sicherheit, denselben Zins für längere Zeit zu genießen. Dies zeigt schon eine Vergleichung der Papiere von festem Zinsertrage, wie der Staatspapiere und Prioritätsobligationen einer-, und der gesammten Masse der übrigen Effecten, der Actien andererseits. Die besseren deutschen Staatspapiere tragen etwa 4 Procent, die ihnen an Sicherheit ziemlich nahe stehenden, einen festen Zins tragenden Eisenbahnprioritätsobligationen tragen schon zwischen 4½ und fast 5 Procent. Dagegen stehen auch die besten deutschen Eisenbahnactien erst bei 5—6 und mehr Procent Ertrag auf Pari. Die Actien von 17 deutschen Eisenbahngesellschaften, welche sämmtlich im vorigen Jahre 5 Procent und darüber abwarfen, standen im September v. J. so, daß man bei einem Ankauf von ihnen durchschnittlich eine Verzinsung von 7¹¹/₁₀₀ Procent erhalten konnte. Dieser Zinsfuß enthält eine hohe Assecuranzprämie, deren Hauptgrund in dem Umstande liegt, daß auch bei der besten Bahn nicht mit Gewißheit auf die Fortdauer der guten Dividende zu rechnen ist. Unglücksfälle, schlechte Verwaltung, der Ausbau von Zweigbahnen, die hinterher nicht rentiren, auf Rechnung der Gesellschaft, die Eröffnung von Concurrenzlinien, können den Ertrag plötzlich schmälern. Dies Alles traf bei einem Beispiel der jüngsten Vergangenheit zusammen, bei der bekannten Kosel-Oderberger Bahn, welche noch für 1855 eine Dividende von 16 Procent vertheilt hatte und deren Actien auf 240 für 100 gestiegen waren, die aber für die letzten beiden Jahre nicht einen Heller den Actionären abwarf. Die Bankactien scheinen im Ganzen als eine etwas sicherere Anlage, wie die Eisenbahnactien zu gelten, da im Durchschnitt von 22 deutschen Banken der Parizinsfuß derselben 5⁷/₁₀ Procent beträgt. Doch kommen allerdings dabei noch einige andere Ursachen in Betracht, auf die wir für jetzt nicht weiter eingehen. Dieselben üben noch größern Einfluß auf die Creditbankactien, so daß wir beide nicht in ganz unmittelbare Vergleichung mit den übrigen Papieren bringen können. Uebrigens stehen Creditbankactien, weil die Geschäfte dieser Anstalten weit riskanter, wechselvoller und ungewisser als die der eigentlichen Banken sind, durchweg schlechter als die der letztern. Sehr deutlich kommt die Assecuranzprämie bei dem Zinsfuß der Hypothekencapitalien zum Vorschein, wo oft bei demselben Grundstücke der Zinsfuß des Darlehens gegen erste und die spätern Hypotheken um ½, 1 und mehr Procente abzuwechseln pflegt, ein Unterschied, der beinahe ganz dem verschiedenen Grade der Sicherheit zuzuschreiben ist. Dies ist auch die Veranlassung gewesen, eigene Gesellschaften für die Uebernahme der Gefahr bei hypothekarischen Darlehen zu bilden, sogenannte Hypothekenversicherungsanstalten, wie deren gegenwärtig zu Dresden durch Engel und zu Berlin durch Hübner gegründet werden sollen. Endlich sehen wir noch bei dem Wechseldisconto im Handel mitunter ein ganz enormes Anwachsen, wenn in Zeiten von Geldklemmen und Handelskrisen die Solvenz der im Wechsel Verpflichteten precär wird oder leicht werden kann. So stieg der Discont in Hamburg, welcher mitunter bis auf ¾ Procent gesunken ist und auch gegenwärtig wieder nur 1—1½ beträgt, im December 1857 während des Höhenpunkts der Krisis auf 10 Procent ganz allgemein, und in vielen einzelnen Fällen war er beträchtlich höher. In New-York, wo er 6—8 Procent zu sein pflegt, stieg er während der letzten Krisis auf 20, 50, ja 100 Procent und Beispiele von 1 Procent per Tag, also 3—400 im Jahre, sind vorgekommen. In ruhigen Epochen, wo beste Wechsel so ziemlich für die denkbar sicherste Capitalanlage gelten können, sinkt denn auch die Assecuranzprämie fast auf den Nullpunkt und dadurch kommt der Disconto, wie in dem vorigen Beispiel von Hamburg, ebenfalls demselben nahe.

Insofern nun an dem eingangs geschilderten Sinken des Zinsfußes das Geringerwerden der Assecuranzprämie betheiligt ist, sei es überhaupt in Folge der Fortschritte der Civilisation und der Rechtssicherheit, sei es im einzelnen Geschäfte, durch vermehrte Vorsicht und größere Rechtlichkeit und Moralität der arbeitenden und verkehrenden Personen, so wird dadurch offenbar Niemand incommodirt. Ebensowenig hat aber auch Jemand von dem durch Speculationen herbeigeführten Steigen des Capitalgewinnes und Zinsfußes im Allgemeinen Vortheil, da hierdurch zunächst auch nur die Assecuranzprämie steigt. In beiden Fällen ist es vielmehr das Sinken und Steigen des eigentlichen Zinses, von denen jenes schwer empfunden wird und zu Speculationen führt, und dies das erstrebte Resultat ist, welches die Speculationen bewirken sollen.

Es kann hier unmöglich mit gleicher Ausführlichkeit auf die eigentlichen Bestimmgründe des reinen Capitalgewinns und Zinsfußes eingegangen werden, denn dies würde uns in mehrere der schwierigsten und verwickeltsten Lehren der Nationalökonomie führen, welchen ihrerseits wieder eingehende Erörterungen über die Begriffe von Capital, Geld u. s. w. vorauszuschicken wären. Jedoch tritt die praktische Wichtigkeit der vorzutragenden Lehren vor Allem für das eigentlich geschäftliche Publicum hervor. Deshalb soll im folgenden Aufsatze nur Einiges darüber bemerkt werden.

Ueber die Wirkung des Gebrauchs von Kaffee und Thee.

Ein wichtiger Zweig der neuern Naturforschung ist die Lehre von den Nahrungsmitteln, durch deren Aufnahme, Zersetzung und Ausscheidung diejenige Thätigkeit unsers Organismus hervorgebracht und erhalten wird, deren Gesammtheit eben das Leben ist. Außer den Nahrungsmitteln, welche aus den zur Herstellung der organischen Verbindungen im Körper nöthigen oder tauglichen Stoffen bestehen, gibt es noch solche, deren Wirkung dahin geht, die Functionen im Organismus theilweise zu übernehmen oder zu steigern, und somit den Verbrauch der eigentlichen Nahrungsstoffe zu verringern oder zum Theil zu ersetzen. Dahin gehören zuerst die Arzneimittel, dann aber auch diejenigen Stoffe, die sich eine so allgemeine Verbreitung verschafft haben, daß sie aus der Liste der eigentlichen Arzneien gestrichen werden müssen, wie u. A. die geistigen Getränke, Kaffee und Thee. Ueber die Wirkung der beiden letztern Getränke finden wir im ersten Hefte der Lehre von den Nahrungsmitteln, von Ferd. Artmann, welches soeben durch Bellmann in Prag ausgegeben ist, folgende Stelle:

Aus demselben Gesichtspunkte wie die geistigen Getränke müssen auch Kaffee und Thee beurtheilt werden, da ihre Wirkungen auf den Körper Vieles mit jenen der geistigen Getränke gemein haben. So wie diese vermindern sie den Stoffwechsel, verscheuchen das Gefühl des Hungers und der Mattigkeit; sie unterscheiden sich nur in der Art, wie sie die Gehirn- und die allgemeine Nerventhätigkeit erhöhen, da sie vorzüglich die Verstandesthätigkeit des Gehirns steigern, während sich die Wirkung der geistigen Getränke mehr auf eine Steigerung der Phantasie beschränkt; auch üben sie auf den übrigen Körper eine mehr beruhigende Wirkung aus, während die geistigen Getränke eine allgemeine Erregung hervorrufen. Aus diesem Grunde haben sie eine so große Verbreitung gefunden und bilden ein fast unentbehrliches Bedürfniß für einen großen Theil des schönen Geschlechts, welches am Kaffeetisch durch sie erregt, mit wahrer Meisterschaft die kleinsten dunklen Flecken an ihren Bekannten aufzufinden versteht. Auch in der sogenannten bessern Gesellschaft haben sie einen festen Platz eingenommen, weil man unbewußt in ihnen die Erlöser der Langeweile begrüßt und sie im Stande sind, für die kurze Zeit des Beisammenseins eine gemüthliche Stimmung hervorzurufen, die sonst gewiß fremd geblieben wäre. Ich möchte sie darum zu jenen Geschenken der Civilisation rechnen, die kaum entbehrlich genannt werden können, und würde selbst nicht Hand anlegen, ihren Gebrauch zu beschränken, da es doch für den gebildeten Mann heutzutage eine Nothwendigkeit ist, sich auch in solchen Gesellschaften zu bewegen, wo Verstand und Herz wenig Nahrung zu finden hoffen dürfen, und da ist es ja alles eins, ob wir durch tödtliche Langeweile oder ein wenig Thee Schaden leiden. — Ebenso läßt sich nicht verkennen, daß Thee und Kaffee, wie dies Moleschott so meisterhaft geschildert hat, einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung unsrer socialen Zustände gewonnen haben und dies noch immer thun. Ich bin nicht im Stande zu entscheiden, ob diese Aenderungen zum Besten waren oder nicht und mag daher auch einen mäßigen Gebrauch dieser Stoffe nicht beschränken. Doch ich sage nur einen mäßigen Gebrauch, und spreche unbedingt mein Verdammungsurtheil aus gegen die Gewohnheit, sich häufig mit solchen Getränken zu reizen. Dem häufigen Genuß von Kaffee und Thee verdanken wir unsre nervösen Männer und die Vapeurs der Frauen. — Daß der Mann der Wissenschaft eines solchen Reizes bedürfen könne, liegt in den unglückseligen Verhältnissen der Erziehung. In dem Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe ist man geneigt, das Moment der Zeit überall zu verringern, und bedauert nur noch, nicht den Nürnberger Trichter gefunden zu haben. Da und dort entringt sich ein Naturkind dieser geistigen Ueberfütterung oder es wird durch Armuth davor gewahrt, schon in der Wiege mit einer Gouvernante bedacht zu werden, und wir erhalten dann einen an Geist und Körper gesunden Mann. Doch beim größten Theile ist die Gehirnthätigkeit abgestumpft und er benöthigt Reize, um dasselbe zu wecken. So zieht ein Uebel nothwendig das andere nach sich. — Nennt auch Voltaire spöttisch den Kaffee ein langsames Gift, weil er große Quantitäten desselben täglich bis in's hohe Alter verzehrte, trotz aller Zureden von Aerzten, die ihm davon abriethen; so können wir doch darin keine Entgegnung auf die eben ausgesprochene Ansicht erblicken, da wir nicht wissen, wie lange Voltaire gelebt und was er ohne den massenhaften Kaffeegenuß geleistet hätte. Schließlich ist das Zuviel immer nur relativ, da oft ein Mensch ohne besondere Gefährdung seiner Gesundheit Mengen von Kaffee und Thee zu sich nehmen kann, die für einen Andern sehr gefährlich werden könnten. Das Resultat aller Betrachtungen ist demnach, daß man einen mäßigen Genuß von Thee oder Kaffee nach dem jetzigen Zustande der Civilisation nicht nur für den Weltmann, sondern auch für den Mann der Wissenschaft billigen darf, die Grenze des erlaubten Genusses möge sich Jeder durch Selbstbeobachtung bestimmen.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Eine neue Nilexpedition; Burton am Ukerewe; Livingſtone in Tete.

Zwei Engländer, Frith und Wendham, ſind im Begriff, einen Verſuch der Entdeckung der Nilquellen zu machen. Der erſtere iſt bereits als der Herausgeber vorzüglicher Photographien aus Egypten und Paläſtina bekannt. Sie haben ein 36 Fuß langes Dampfſchiff bauen laſſen, das ganz aus Platten von Gußſtahl beſteht, kaum einen Fuß tief im Waſſer geht und in der Stunde gegen eine nicht ſtarke Strömung acht engliſche Meilen macht. Der Ferman des Vicekönigs, deſſen ſie zur Reiſe bedürfen, kam ſo ſpät, daß ſie den Aufbruch verſchieben mußten. Es erwächſt ihnen daraus der Vortheil, daß ſie ſich noch beſſer an's Klima gewöhnen. Eine ſolche Eingewöhnung iſt die eine Vorbedingung der Entdeckung der Nilquellen, und die zweite heißt Geld. Eine weitere Schwierigkeit gibt es aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht. Mit einem Dampfſchiffe gelangt man ohne Gefahr über die erſten Uferſtrecken hinaus, deren Bewohner durch die grauſamen Sclavenjagden der Egypter furchtbar erbittert worden ſind. Weiter oben trifft man in den Ländern der Berrs und Berys auf gutmüthige, verſöhnliche und im wahren Wortſinn brüderliche Negerſtämme, die überdies den Werth fremder Waaren zu ſchätzen wiſſen. Der deutſche Glaubensbote Knoblecher hat im Lande der Berrs Artikel von unzweifelhaft indiſchem Urſprung gefunden, ſo daß eine Verbindung mit dem rothen Meer exiſtiren muß. Eine Gefahr würde für die Reiſenden nur in dem Falle entſtehen, wenn die wilden Galla, die 1850 noch nicht über das Logwayagebirge an der Grenze der Berys vorgedrungen waren, inzwiſchen die Nilquellländer überzogen hätten. Von dem Klima hat man in den höheren Lagen der Ufer des obern Stromlaufes Nichts zu befürchten. Wie geſund es iſt, beweiſt die körperliche und geiſtige Entwicklung der dortigen Negerſtämme.

Vom Oſtrande des ſüdlicheren Afrikas kommen zwei erfreuliche Nachrichten: Livingſtone hat den Zambeſi erreicht und Burton und Beke befinden ſich am Ukerewe (Uniameſi, Niandſcha, Niaſſa), wo ſie mit der Unterſuchung und Aufnahme der Ufer beſchäftigt ſind. Es wird ſich nun zeigen, ob der See die ungeheure Ausdehnung von 75 deutſchen Meilen in der Breite und von 165 Meilen in der Länge, die ihm die letzten Nachrichten nach Erzählungen Einheimiſcher beilegen, wirklich hat, und welche Bedeutung der Karawanenſtraße beizulegen iſt, die den See unter 8° ſüdlicher Breite durchſchneidet. Livingſtone fand wegen des niedrigen Waſſerſtandes bei der Befahrung des Zambeſi Schwierigkeiten. Als er den Strom zum erſten Male von Tete aus hinabfuhr, füllte ſein Waſſer das ganze Bett, während er jetzt bei niedrigſtem Waſſerſtande in zwei oder drei Canälen zwiſchen Schlammbänken floß. Mit einigen Peilungen könnten ſich die Portugieſen das ganze Jahr hindurch gutes Fahrwaſſern ſichern, aber ſie ſind viel zu träg, um ſich dieſe geringe Mühe zu nehmen.

In Nr. 26 deuteten wir bereits an, daß die Hoffnung, den Kilimandſcharo zu erreichen und von dort, wo die Waſſerſcheide zwiſchen dem weißen Nil und den zum Ukerewe fließenden Gewäſſern zu ſuchen iſt, zu den Nilquellen vorzudringen, für die nächſte Zeit aufgegeben werden muß. Räuberiſche Stämme haben den Weg verlegt. Daß der Kilimand-

scharo wirklich ein Gletscher von sehr bedeutender Höhe ist, bestätigen die Sagen der Eingebornen. „Ein Geist," erzählen sie, „hat oben auf der Spitze eine silberne Kuppel errichtet, die in tausend Farben wiederstrahlt. Wollen Menschen zu der Geisterwohnung hinansteigen, so dringt ihnen das Blut aus Mund und Nase, ihre Fingerspitzen krümmen sich und sie können nicht mehr athmen."

Ellis über Madagaskar.

Die große Insel des indischen Oceans, im Umfange Deutschland ähnlich und in aller tropischen Herrlichkeit, mit hohen Palmen und lieblichen Nymphäen prangend, hat in Ellis, dem Verfasser eines classischen Werks über die polynesischen Stämme, den gediegensten Darsteller gefunden. Man könnte ihn fast einen Entdecker des Innern nennen, so neu, vollständig und gründlich sind seine Mittheilungen. Er machte der Insel in den Jahren 1853, 1854 und 1856 drei Besuche und gelangte bei dem dritten an den Hof. Trotz aller Christenverfolgungen gab es noch viele Christen, und sogar zwei königliche Prinzen, ein Sohn und ein Neffe der Königin, waren dem reinen Glauben treu geblieben. Den herrschenden Stamm der Howas erklärt Ellis, eine ethnographische Autorität, für Malayen. Die unterjochten Betsimarakas tragen das afrikanische Gepräge der Kaffern. Die Howas haben einen feingebildeten Kopf, helle Augen, gut gezeichnete Brauen, eine Adlernase und volle, feste Lippen. Mehrere ihrer Vornehmen haben früher ihre Erziehung in England erhalten, den übrigen haben Glaubensboten und Händler Stücke europäischer Bildung zugetragen. Die Cultur ist in sie in der Art jener kleinen Flüsse eingedrungen, die in einen größeren Strom münden und lange Zeit mit ihm fortfließen, ohne ihr Wasser mit dem seinigen zu vermischen. Die schroffsten Gegensätze liegen unvermittelt neben einander. Man ist über die politische Stellung der europäischen Staaten wohl unterrichtet, hat ein regelrecht geschultes, mit Bajonnetflinten und Geschützen ausgerüstetes Heer, liebt italienische und französische Musik und bleibt dennoch bei den rohen Formen des alten Götzendienstes, ermittelt Schuldige durch einen Zauberstab, läßt Verdächtige Tangera oder Giftwasser trinken und richtet überführte Verbrecher auf die qualvollste Weise hin. Am Hofe der Königin, welche die Christen von Felsen stürzen, lebendig verbrennen oder mit Weib und Kind in die Sclaverei verkaufen läßt, herrscht englischer Comfort. Man hat da Vorhänge vom reinsten weißen Musselin, Teppiche, Sessel und Spiegel. Die Damen tragen Brüsseler Spitzen und Glanzhandschuhe, wenden Pariser Wohlgerüche und Cölnisches Wasser an, die Herren erscheinen im Frack und sehen ihre Verdienste mit Sternen und Ordensbändern belohnt. Der einführende Palastbeamte ist mit dem altmadegassischen schwarzseidenen und breit eingefaßten Mantel angethan, der einheimische Gast beweist durch goldgestickte Weste und weiße Halsbinde, daß er der königlichen Gegenwart würdig sei. Scharlachroth ist die Farbe des Hofs, die Damen geben dem Blaßroth, das die zu Hunderten an einander gereihten Blüthen ihrer Astrapäen lieblich schmückt, den Vorzug. Die Hofcapelle, die auf Mauritius unter einem englischen Lehrer gute Studien gemacht hat, trägt französische und italienische Concertstücke vor. Die Dilettanti des Hofs wollten von Ellis wissen, welche Schule den Vorzug verdiene. Seine Antwort: „Die deutsche ist die beste von allen!" fällt vielleicht auf einen fruchtbaren Boden und führt zu einer neuen musikalischen Eroberung unsrer Kunst. Mit dem Angenehmen verbindet man das Nützliche, baut nach der Anleitung technischer englischer Werke Brücken und umgibt die Betten mit Moskitonetzen. Der Palast der Königin ist sechzig Fuß hoch und hat vor jedem Stockwerk eine Veranda. Er liegt auf einem Hügel, von dem man die ganze Hauptstadt Antananarivo überblickt, und über sein steiles und hohes Dach breitet ein großer vergoldeter Adler seine Schwingen.

Die Erläuterungen Ellis' lassen die Motive, welche die Königin zu der Vertreibung der Europäer und der Verfolgung der Christen ihres Volkes antrieben, vollkommen würdigen. Sie hatte nicht lange den Thron bestiegen, als ihr ein französisches Sendschreiben behändigt wurde. Fürst Polignac, unter dessen verhängnißvollem Regiment diese einfältige Geschichte spielt, erklärte ihr darin kurz und bündig, daß Madagaskar für Frankreich als Gegengewicht gegen das englische Indien einen hohen Werth habe; sie möge den Franzosen ihre besten Häfen abtreten und werde sich dafür des Protectorats der großen Nation erfreuen. Königin Ranavalo verjagte alle Unterthanen der Regierung, die ihr mit der ruhigsten Unverschämtheit eine Unterwerfung unter ihre Herrschaft zumuthete. Da die Engländer sechzehn Jahre später (1845) den großen Fehler begingen, mit den Franzosen gemeinschaftlich Tamatave zu beschießen, so geriethen sie in den Verdacht, ebenfalls nach einem Einfluß auf die innern Angelegenheiten zu streben. Seitdem wurde Europäern die Erlaubniß, das Innere der Insel zu betreten, in der Regel versagt. Auch Ellis wurde mit argwöhnischen Blicken betrachtet, und eine der ersten Fragen, die er zu beantworten hatte, war die, was man in Europa unter einem Protectorat verstehe? Daß er seiner Erläute-

rung den Zuſatz gab, er mache bloß einen Freundſchaftsbeſuch, verbeſſerte ſeine Stellung merklich, doch verfloſſen drei Jahre, ehe man ihn in der Hauptſtadt zuließ.

Die Fidſchi-Inſeln; die Franzoſen auf den Freundſchafts-Inſeln.

Die zweihundert fünfundzwanzig Inſeln und Inſelchen der Fidſchi-Gruppe, Schöpfungen der Korallenthiere und der Thätigkeit des unterirdiſchen Feuers, ſteigen vor dem Schiffer, der ſich ihnen nähert, in feenartiger Schönheit auf. Betrat er ſie früher, ſo ſtand er in einem Leben voll der ſcheußlichſten Naturrohheit. Unter allen Kannibalen der Südſee gab es keine heimtückiſcheren und grauſameren als die Fidſchi-Inſulaner. Siebenundzwanzig engliſche Züchtlinge, welche vor etwa fünfzig Jahren von Neuſüdwales entkamen und die Gruppe glücklich erreichten, pfropften ihre europäiſche Niederträchtigkeit auf die Wildheit der Eingeborenen. Zum Glück fielen ſie bald Alle, bis auf einen Irländer, im Kampf. Uebertreibt ein neu erſchienenes Buch von Williams und Calvert nicht, ſo hat die Miſſionsthätigkeit auf dieſem Punkte Wunder gethan. Man kennt dort ſechs Stände: Könige, Häuptlinge von großen Inſeln oder Bezirken, Oberhäupter von Ortſchaften und Prieſter, ausgezeichnete Krieger von niedriger Herkunft, Vorſteher von Zimmerleuten und Fiſchern und gemeine Leute, außerdem noch Sclaven. Die obern Stände vergoſſen früher das Blut der untern bei jedem Anlaß, oft um ſich einen Spaß zu machen. Jetzt ſind die Beziehungen zwiſchen den Häuptlingen und dem Volk beſſer, der Kannibalismus wird bloß insgeheim und an abgelegenen Orten geübt, Vielweiberei kommt in den bevölkerten Bezirken ſelten vor, der Kindesmord vermindert ſich und das Leben der Erwachſenen wird heiliger gehalten.

Auf dem ſüdöſtlicher gelegenen Tonga-Archipel wird den proteſtantiſchen Glaubensboten ihr Einfluß von katholiſchen Standesgenoſſen franzöſiſcher Herkunft ſtreitig gemacht. Schouten, Le Maire, Tasmann, Wallis und Bougainville, denen der große Cook folgte, waren die erſten Beſucher dieſer aus etwa hundertundfünfzig Inſeln beſtehenden Gruppe, der ſie, da wenig oder keine Streitigkeiten mit Eingeborenen vorkamen, den Namen der Freundſchaftsinſeln gaben. Da der Brotbaum fehlt, ſo herrſcht größerer Fleiß und der Anbau iſt weit ſorgfältiger als in Tahiti. An Quellwaſſer mangelt's, dagegen iſt die Luft, um mit Cool's Worten zu ſprechen, „ſo rein und duftend, daß ein Sterbender neu belebt werden müßte.“ Auf einer dieſer Inſeln, Habai (Happai) ſpielt das Stück, das Ludwig Philipp in Tahiti in Scene geſetzt hat. Zwei franzöſiſche Prieſter werden ausgewieſen, rufen ein franzöſiſches Kriegsſchiff herbei, und dieſes zwingt den König Georg, ihnen Grund und Boden zu ſchenken und auf ſeine Koſten Häuſer zu bauen. So iſt ein neuer Poſten gewonnen und fügt ſich in die franzöſiſche Kette ein, die von den Marqueſas bis Neucaledonien läuft.

Skizzen aus New-York.

Von F. Schütz.

Wir haben einige ſtille, ja düſtere Wochen verlebt. Der Winter hat frühzeitig ſeine rauhe Hand über die Metropolis ausgeſtreckt. Mit recht unangenehmer Launenhaftigkeit ſpendete er ſeine unwillkommenen Gaben. Einmal warf er über das blauhimmlige, ſonnige New-York einen Nebelſchleier, der wohl an der Temſe, nicht aber am Hudſon Mode iſt. Dann trieben heulende Oſtſtürme die atlantiſchen Wolkenmaſſen herbei, um ſie in ſündfluthlichen Strömen auf die Hauptſtadt des Schmutzes herabzuſtürzen, und doch gelang es ihnen nicht, dieſen Augiasſtall der neuen Welt zu reinigen. Der Eishauch der pfeifenden Nordweſtwinde hemmte das Reinigungswerk und ſtreute zu erhöhtem Ungemach Schneemaſſen über den alten Unrath. Die von Zeit zu Zeit noch einmal warm und freundlich durchblickende Sonne gibt nur dem Himmel über der Stadt Reiz und Wonne, was da unten iſt, das iſt fürchterlich. Wahrlich es iſt ein widerlicher Moment, wenn New-York die Sommerkleider weglegt und ſich in den abſcheulichen Wintermantel hüllt. Wer kann es den Havaneſen verdenken, wenn ſie dann, den Schwalben gleich, wegfliegen nach ihrer ſonnigen Inſel. Wie werden es erſt die New-Yorker thun, wenn ſie, — wie ſie ſicher zu ſein glauben — einſt ihre Villas dort haben. Die Beſitznahme von Cuba durch die Vereinigten Staaten könnte auf das faſhionable Winterleben New-Yorks einen bedeutenden Einfluß haben. Schwirrten in Schaaren die Colibris der eleganten Welt aus der Eis- und Schneeſtadt hinweg, um in duftenden Orangebäumen und ſanftfächelnden Palmen zu niſten, ſo folgten Schwärme des männlichen Gefieders und es möchte dann weniger frohes Geſumme, herrlicher Geſang und Tumult der Luſt und Freude in der Metropolis bleiben. Der rauhe Lärm des Geſchäftes und der Politik könnte dann vielleicht allein oder vorherrſchend über die von der Freude theilweis verlaſſene Stadt hinbrauſen.

New-York könnte aufhören, die Metropolis des eleganten Winterlebens zu sein, um ausschließlich die grobe Riesenwerkstätte des Geschäftes und der Politik zu bleiben. Doch das mag der Schmerz und die Sorge künftiger Geschlechter sein. Die jetzt lebenden New-Yorker Schönen und „Beaux" — wie die fashionable Sprache die accreditirten Anbeter der Damen nennt — haben des Leides genug zu ertragen, seitdem die Piccolomini ihren Flug nach Boston genommen hat, um mit ihrem Getriller, ihrem Liebäugeln und coketten Kunststücken die starren Puritanerherzen der Pilgrimssöhne zu entflammen. Ja, „die kleine italienische Zauberin," wie sie mit Enthusiasmus von ihren zahlreichen Anbetern genannt wird, hat New-York verlassen und mit ihr zog die ganze Oper hinweg. Die glänzende Musikcampagne, welche den Winter eröffnete, war nur kurz; das Piccolominiexcitement hörte plötzlich auf, als es eben seinen Höhenpunkt erreicht hatte. Nichts hat es bis jetzt ersetzt und die Metropolis ist etwas kalt und still geworden. New-York ist unstreitig eine der Städte, in welchen das Operfieber die Bevölkerung am leichtesten in wahres Delirium versetzt; Musik ist eine allgemeine Leidenschaft und nirgends werden mehr Concerte und durchschnittlich mit mehr Erfolg gegeben als hier. Ob das Publicum mit vollem Verständniß und wahrem Gefühl genießt oder ob, wie die scharfen Tadler behaupten, das Alles nur Oberflächlichkeit und Modesache ist, mag ununtersucht bleiben. Selbst der Humbug, mit dem alle Unternehmer die europäischen Sängerinnen dem amerikanischen Publicum vorführen, ist nicht der Schöpfer solcher Excitements wie Jenny Lind, Sonntag und jetzt Piccolomini verursachten. Die Erklärung liegt in der Empfänglichkeit und lebendigen Reizbarkeit der Bevölkerung. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit des hiesigen Opernwesens sind die „musikalischen Morgenunterhaltungen," welche seit zwei Jahren mit dem größten Erfolge wöchentlich ein- oder zweimal gegeben werden. Es werden in denselben ganze Opern oder einzelne Acte aus verschiedenen Opern aufgeführt. Das Haus, welches etwa für vier bis fünf Tausend Personen Sitze hat, war stets gefüllt und nicht selten überfüllt.

Während des Piccolominiexcitements war die Academy of Music stets eine Stunde vor Oeffnung der Thüren von einer stürmisch aufgeregten Menge belagert. Weder Sturm, noch Regen, noch Kälte hielt sie zurück oder verhinderte sie, auf offener Straße muthig und geduldig zu harren, um sich dann tobend und kämpfend in die geöffneten Räume zu stürzen. Und es waren dies die zarten, eleganten Schönen New-Yorks, denn mit wenigen Ausnahmen ist in diesen Morgenstunden der männliche Theil der Bevölkerung von dem Geschäfte gebannt. Einen ganz eigenthümlich reizenden Anblick bietet daher auch ein solches Haus, voll von unten bis hoch hinauf von Damen, im Allgemeinen jung, schön, elegant. In einer der letzten Piccolomini-Matinées war der Saal so überfüllt, daß Hunderte von Damen in den Gängen zusammengepreßt standen oder wo immer sie auf dem Boden einen Raum fanden, sich niederkauerten. Keine europäische Stadt würde dauernd ähnliche Morgenopern aufweisen können. Allerdings kommt da wieder die absolute Tadellust und behauptet, Frivolität, Eitelkeit, Coketterie allein führten die New-Yorker Damen zu diesen musikalischen Morgenversammlungen; daß wirklicher Kunstsinn und Kunstgenuß Viele dahinzieht, dafür fehlen selbst mir in nur kleinem Kreise nicht die Beispiele. Es ist Thatsache, daß diese Matinées eben deswegen so erfolgreich sind, weil sie einem wirklichen Bedürfnisse der Frauenwelt entsprechen. Die Männer sind im Allgemeinen des Abends zu ermüdet, um Lust dazu zu haben, in die Oper zu gehen, und nur wenige haben wirklich Sinn für Musik. Des Morgens können aber die Frauen allein ihren Genuß suchen. Die musikalische Leidenschaft ist übrigens nicht allein in New-York vorherrschend; als Beispiel dafür mag angeführt werden, daß jetzt in Cincinnati ein Privatmann aus eigenen Mitteln ein Opernhaus bauen läßt, daß 400,000 Dollars kostet. —

Unser Opernhaus, dem für eine Zeit Lust, Scherz und Gesang entflohen sind, ertönt nun jeden Sonntag Abend in seinen weiten und gefüllten Räumen von dem ernsten Worte frommer Prediger. Die hinströmende Menge wird ohne Zweifel durch den Ruf der Redner, aber auch durch den magischen Einfluß des Gebäudes angezogen. Aus dem Munde eines Laien könnte diese Bemerkung wie Blasphemie klingen; ich will daher sogleich hinzufügen, daß sie von einem Prediger gemacht wurde, der am vergangenen Sonntag in einem Volkstheater niedren Ranges zu einer Versammlung sprach, welche aus den untersten Classen hervorging. „Ich kam," sagte er, „in einem Theater zu predigen, weil ich da Leute zu finden wußte, welche nicht in eine Kirche gehen." — Der Eifer, mit dem hier die religiöse Propaganda betrieben wird, scheut vor Nichts zurück und der frommste christliche Prediger ist in Amerika zu gleicher Zeit praktischer Geschäftsmann in seinem Amte genug, um jedesmal das beste weltliche Mittel für seinen religiösen Zweck zu erfassen. Als ein Beispiel der originellen Taktik der frommen Propaganda diene fol-

gende Mittheilung aus dem Weſten, wo jetzt die „religiöſe Erweckung“ in voller Lebendigkeit iſt. Eine Anzahl angeſehener Männer hat eine Geſellſchaft mit dem Namen „die fliegende Artillerie“ gebildet; der Zweck derſelben iſt, durch Ausſendung von Boten „dem nachkommenden Prediger die Wege anzubahnen.“ Jene wie dieſe ſind Laien, Richter, Advocaten, Profeſſoren.

Doch ich darf mich nicht in dem fernen Weſten umhertreiben; es bleibt mir von New-York Etwas zu berichten, was das intereſſante Ereigniß dieſes Monats iſt und in ſeinem Weſen Bedeutung für die ganze Union hat. In dem Augenblick, wo ich Ihnen dieſe Zeilen ſchreibe, fahren durch Sturm und Regen Tauſende nach der Academy of Muſic, deren weite Räume, in außerordentlichem Schmucke prangend, ſich heute zu dem zweiten Mount-Vernon-Feſte öffnen, das aus einem großen Balle, unter der Leitung Muſard's, beſteht. Das erſte, eine Monſtertheatervorſtellung von 5 Uhr Nachmittags bis 1 Uhr des Nachts, fand letzten Samstag ſtatt; morgen wird ein großes Concert den Schluß dieſer Mount-Vernon-Feſte bilden. —

Aber was bedeuten dieſe Feſte? —

Mount-Vernon war die Wohnſtätte und iſt jetzt ewiger Ruheort Waſhington's — des Vaters des Landes, wie ihn doch ohne Uebertreibung der wortereiche, pompöſe Patriotismus der Amerikaner nennt. Der ehemalige Wohnſitz und das Grabmal des in Worten angebeteten Mannes fällt in Trümmer und weder der Congreß im Namen der ganzen Union, noch Virginia, der Heimathsſtaat Waſhington's, beabſichtigten je dieſe für die freie Nation heilige Stätte zu einem Gemeingut zu machen und zu erhalten. Der jetzige Beſitzer, ein Neffe Waſhington's, behandelt dieſen hiſtoriſch heiligen Ort mit der Berechnung eines gewöhnlichen Geſchäftsmannes. Was ihm Nichts einbringen kann, iſt ſeiner Sorgfalt nicht werth. Wohnhaus und Grabmal fallen in Trümmer. Die Bäume, die Waſhington ſelbſt pflanzte oder pflegte und in deren Schatten er gewandelt, ſind längſt umgehauen, und zu Spazierſtöcken verarbeitet mit reichem Gewinne für den Neffen an die patriotiſchen Sammler von Curioſitäten verkauft. In den Händen des gegenwärtigen Beſitzers mußte in einigen Jahren dieſe heiligſte Stätte der großen Republik zur Schande der Nation in Trümmern liegen, oder, wie es dem Eigenthümer ſchon mehrmals angeboten war, von einem Schüler Barnum's in einen Verſammlungsort der gemeinen Neugierde und profanirenden Beluſtigung umgewandelt werden. Dieſe Schmach von der Republik abzuwenden, beſchloſſen die amerikaniſchen Frauen. Es hat ſich ſeit mehr als einem Jahre ein Frauenverein gebildet, der ſich durch alle Staaten ausdehnt und überall mit der Aufopferung und dem warmen Eifer arbeitet, der die Frauen bei Unternehmungen von ſolch edler Natur überall auszeichnet.

Fünfhunderttauſend Dollars ſind nöthig, um das ganze Unternehmen durchzuführen. Mount-Vernon an der Cheſapeakbay im Staate Virginien, in einer prachtvollen Lage, iſt ein Beſitzthum von 200 Acres ſchlechten, faſt werthloſen Bodens. Der Neffe Waſhington's verlangt 200 Dollars für den Acre. Die dreimalhunderttauſend Dollars, welche nach der Abzahlung des Kaufpreiſes übrig bleiben, ſollen zur Herſtellung der Gebäude und der Gruft verwandt werden. Dieſe Summe aufzubringen, iſt die mühevolle Arbeit des Frauenvereins. Mühevoll! in der großen reichen Republik, die in Worten ſo verſchwenderiſch iſt für die Verherrlichung des „Vaters des Landes.“ — Ja mühevoll! Und dies Wort mag genügen, um über dieſes ganze Ereigniß das Urtheil zu fällen. — Die elegante Welt von New-York wird heute à $2^1/_2$ Dollars per Kopf tanzen, um der Aſche Waſhington's eine ſchützende Stätte zu bewahren! — — — Die Amerikaner ſind ſo fertige Rechner —; wiſſen ſie denn nicht, wie viele Cents ein Jeder von ihnen geben müßte, um dieſe armſeligen fünfhunderttauſend Dollars zuſammenzubringen? —

Da iſt aber Einer, ein Herr K. Bonner, der allein 10,000 Dollars für dieſes Werk der Pietät gibt. „Der edle Patriot!“ — — Man rufe dies nicht zu ſchnell. — Herr Bonner iſt Eigenthümer und Herausgeber eines literariſchen Wochenblattes, deſſen Inhalt für zärtliche Nähmädchen und abenteuerträumende Commis berechnet iſt. Herr Bonner iſt der Napoleon der Annonce, des Erfolgmachens. Eine, oft zwei Seiten der hieſigen großen Blätter ſind mit ſeinen Anzeigen angefüllt. Jetzt hat er dem bekannten Schriftſteller Everett 10,000 Dollars zum Beſten des Waſhingtonvereins angeboten für wöchentlich einen Artikel während eines Jahres. — Vielleicht rufen Sie jetzt nicht mehr: Edler Patriot! — Aber großartig iſt der Mann in ſeinem Unternehmungsgeiſte. Stellen Sie Herrn Bonner mit ſeinen 10,000 Dollars neben die amerikaniſche Nation, die nicht in einem Augenblick die 500,000 Dollars für Waſhington's Ruheſtätte hingeben konnte, und Sie werden ſagen müſſen, das Individuum in Amerika iſt größer als die Geſammtheit.

Aus dem

Tagebuche eines Erdumseglers.

(Dr. C. Scherzer.)

III.

Ein Besuch der Insel Pouynipet oder Ascension. (Karolinen-Archipel.)

Nach einer ziemlich langen, beschwerdevollen Reise, während welcher wir zugleich mit einem Teifun, jenem berüchtigten gefährlichen Drehwinde des chinesischen Meeres, Bekanntschaft machten, was zu vielen interessanten Beobachtungen, aber auch zu zahlreichen Leiden Anlaß gab, erreichten wir endlich am 17. September 1858 die Insel Pouynipet (auch Bonabe, Bornabi, Ascension), am siebenunddreißigsten Tage, nachdem wir Schanghai (China) verlassen hatten.

Diese Insel, welche erst 1825 durch den russischen Seefahrer Lütke entdeckt wurde, dem die wissenschaftliche Welt überhaupt die erste genauere Untersuchung des Karolinen-Archipels verdankt, hat einen Umfang von circa 50 englischen Meilen, ist gebirgig, hoch, reich mit Wald bedeckt und kann bei klarem Wetter vom Deck eines Schiffes in einer Entfernung von vierzig Meilen gesehen werden. *) Sie ist rings von Korallenriffen umgeben, zwischen denen sich wieder unzählige kleine, nur wenige Fuß über das Wasser emporragende, mit Cocospalmen bewachsene Inseln erheben. Einzelne davon sind indeß von beträchtlicher Größe, bewaldet und bewohnt, wie z. B. Mortlock Island. Pouynipet hat mehrere gute Häfen; die besten und sichersten sind Roan-Kiddi-Hafen an der Nordostseite und Matalanien-Hafen an der Südseite der Insel. Beide werden viel von Walfängern besucht, aber von December bis April gibt man dem Südhafen den Vorzug, in Folge der heftigen Nordostwinde, welche zu jener Zeit wehen und es Schiffen fast unmöglich machen, aus dem Hafen an der Nordostseite auszulaufen.

Als wir uns der Insel bis auf ungefähr fünf Meilen genähert hatten, kam aus einer Bucht an der Nordseite der Insel, dem sogenannten Middle-harbour, ein kleines Boot auf uns zu, in dem ein Weißer saß, der uns seine Dienste als Pilot antrug. Als wir sagten, daß es unsre Absicht sei, den Roan-Kiddi-Hafen zu besuchen, meinte er, er könne uns wohl bis zum Eingang desselben, aber nicht in den Hafen selbst führen, indem dort ein anderer Pilot wohne. Wir nahmen ihn nichts desto weniger an Bord und suchten von ihm während der Fahrt über die Insel und ihre Bewohner nähere Auskunft zu erlangen.

Gegen Abend näherten wir uns dem Roan-Kiddi-Hafen, 6° 48′ nördlicher Breite 158° 14′ östlicher Länge von Greenwich, und nun kam ein andrer Pilot, ein Neger aus den Vereinigten Staaten, an Bord, welcher seit sieben Jahren auf der Insel lebte und mit der Tochter (einer Mestize) eines Weißen, Namens Dr. Cook, verheirathet war. Ungünstiger Wind gestattete uns nicht, in den durch ein großartiges Korallenriff gebildeten Hafen einzulaufen, und nachdem wir noch einen zweiten Tag vergebens mit Lawiren zugebracht hatten, wurde der Entschluß gefaßt, außerhalb des Riffes einige Stunden lang zu ankern und die Insel in kleinen Booten zu besuchen. Zwei kleine Inseln, von den Eingebornen Náhlap genannt, bezeichnen den Eingang des Hafens an der Westseite, während eine Sandbank mit etwas Buschwerk die östliche Grenze des Fahrwassers erkennen läßt. Dieser Canal ist nur eine halbe Meile breit. Die engste Stelle befindet sich zwischen einem gesunkenen Felsen und einem Riff, wo die Passage oder das Fahrwasser für eine Strecke von sechshundert Fuß nur vierzig Faden Breite hat. Dies ist die eigentliche Einfahrt in den Hafen oder vielmehr Bassin. Der beste Ankerplatz ist in sieben oder acht Faden lehmigem Grund, wo ein Schiff ganz sicher und windgeschützt wie in einem Dock liegt. Der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth ist 5½ Fuß. — Der Roan-Kiddi-Fluß liegt ungefähr eine halbe Stunde vom Ankerplatz entfernt; hier versehen sich die Walfischfänger mit frischem Trinkwasser und Brennholz, welches Beides in Ueberfluß vorhanden ist.

Wir versuchten, in der Gondel des Commodores, ein völlig exotisches Fahrzeug für diese Gewässer, in der Nähe einiger Holzhütten zu landen, was uns jedoch in Folge des niedern Wasserstandes, trotz des geringen Tiefganges unsers „venetianischen Canoes," erst nach mehrfachem Hin- und Herirren gelang. Dicht am Strand standen drei Blockhütten, mit Palmenstroh gedeckt. Die erste, in welche wir eintraten, war von einem Engländer bewohnt, der sich Dr. Cook nannte und seit sechsundzwanzig Jahren auf der Insel lebt. Dieselbe sah in mehrfacher Beziehung jenen Wohnhütten ähnlich, wie sie in improvisirten Ansiedlungen Mittelamerikas, wie z. B. Virgin-Bay, Greytown ꝛc., von Europäern aufgeschlagen werden. Sie bestanden aus einer Veranda und drei Gemächern, welche, nur bis zu einer gewissen Höhe mittelst Wände abgetheilt, den freien Durchzug der Luft durch alle Räume der Hütte gestatteten und ziemlich wohnlich und sauber eingerichtet

*) Vom Deck unsrer Fregatte aus hatten wir die Insel sogar in einer Entfernung von 64 Seemeilen gesehen.

waren. Im erſten Zimmer ſtand eine Anzahl etiquettirter Medicinflaſchen und Tiegel, welche das Geſchäft des Eigenthümers leicht errathen ließen. Der alte Cook hatte ganz die ruhige, unbewegliche Haltung der Eingebornen angenommen. Nichts ſtörte, Nichts afficirte, Nichts überraſchte ihn. Stellte man ihm eine Frage, ſo bedurfte es ſtets einer geraumen Zeit, bis ſeine Lippen ſich bewegten und die Antwort endlich erfolgte. Das war nicht der Mann, um einen Novarareiſenden, welcher ſich in der Regel nur kurze Zeit an einem Orte aufhält, von Vortheil und Nutzen ſein zu können. Cook ſchilderte die Eingebornen als äußerſt gutmüthige, aber ſehr träge, indolente Menſchen. Sie leben größtentheils von den Früchten des Brotfruchtbaumes (Artocarpus incisa), welche ſie auf eine ganz eigenthümliche Weiſe, durch Eingraben in die Erde zu präſerviren ſuchen, dann von Tarro (Colocasia esculentum), Cocosnüſſen, Fiſchen und Schweinefleiſch, deſſen Genuß ſie aber erſt durch Europäer kennen lernten.

Hautkrankheiten und zwar der häßlichſten Art (Ichthyosis) ſind ſehr häufig und entſtellen oft auf die furchtbarſte Weiſe die Eingebornen, welche ſonſt ziemlich hübſche ſtattliche Geſtalten wären. Im Jahre 1854 hat die Blatternſeuche binnen fünf Monaten einen großen Theil der Bevölkerung hinweggerafft, angeblich dreitauſend von fünftauſend; dieſe gräßliche Krankheit wurde von der engliſchen Barke Delta eingeſchleppt, deren Capitän einen blatternkranken Matroſen mit all ſeinen Habſeligkeiten auf der Inſel zurückließ. Merkwürdigerweiſe wurde von den zu jener Zeit auf Pounipet lebenden dreißig geimpften Europäern ein einziger, Alexander Jellet, von den Blattern befallen und ſelbſt dieſer genas binnen wenigen Wochen wieder, während die nicht geimpften Eingebornen der Wuth der Krankheit völlig Preis gegeben waren. Wer kann hier noch an dem wohlthätigen Einfluß der Jenner'ſchen Impfmethode zweifeln? — —

Die Eingebornen, die wir zu Geſichte bekamen, gingen faſt alle völlig nackt, mit Ausnahme eines Lendengürtels oder einer Schürze aus Palmengras, welche aber, mit einem rothen Band eingefaßt, ſich äußerſt maleriſch auf dem braunen Körper ausnimmt. In der Regel tragen ſie keine Kopfbedeckung, nur Einzelne flechten ſich aus Palmenblättern eine eigenthümliche Art von Augenſchirm. In den breit durchbohrten Oeffnungen ihrer Ohrläppchen tragen die Eingebornen zuweilen Cigarren oder andere Gegenſtände, ähnlich wie die Nikobarenſer; dagegen ſind ſie kein betelkauendes Volk, ſondern haben ſchöne weiße Zähne. Bewundernswürdig ſind die ſchönen Tätowirungen der Männer ſowohl wie der Frauen auf den Armen und den Schenkeln. Das Tätowiren einer weiblichen Schönheit ſoll über ſieben Tage in Anſpruch nehmen und durch eigene, in dieſer Kunſt geübte Frauen vorgenommen werden. Außerdem bemalt ſich das weibliche Geſchlecht auf Pounipet den ganzen Körper mit dem intenſiven Gelb der Curcuma longa, was demſelben ein ganz eigenthümliches Ausſehen verleiht. Auch ſonſt lieben ſie die gelbe Farbe; ihre Schürzen und Tücher ſind meiſtens gelb; um den Kopf tragen ſie einen Kranz von gelben Blumen, welcher von dem pechſchwarzen Haare ihres Kopfes gewaltig abſticht. Sie gehen gleich den Männern, bis auf ein Stück bunter Leinwand, das ſie um den Leib winden, völlig nackt. Die chriſtianiſirten Eingebornen ſind vollſtändig europäiſch gekleidet.

Da wir gerne mehr von der Inſel und den Eingebornen ſehen wollten, ſo fuhren wir mit einem der Anſiedler in der Gondel den Roan-Kiddi-Fluß hinauf zu dem eigentlichen Dorfe der Eingebornen, ungefähr zwei Meilen landeinwärts, wo ſich auch zwei amerikaniſche Miſſionäre niedergelaſſen haben. Leider war der engliſche Miſſionär Mr. Sturgis aus Penſylvanien grade auf einer Inſpectionsreiſe nach einer benachbarten Inſel, Ualan, abweſend und nur ſein geiſtlicher Gehülfe, ein brauner Eingeborner von den Sandwichinſeln, lebte im Miſſionshauſe, das zugleich Schul- und Bethaus und ungemein reizend am linken Ufer des Roan-Kiddi gelegen iſt. Ehe wir in den Hauptfluß gelangten, der ca. 100 Fuß breit und an beiden Ufern reich bewaldet iſt, paſſirten wir verſchiedene kleine Canäle, welche faſt das Ausſehen hatten, künſtlich gegraben zu ſein, und ſich zwiſchen einer hölzernen, knorpelartigen Decke von koniſch in die Höhe ragenden Mongrovewurzeln in einem wunderlichen Zickzack hinwanden. Bis eine Meile landeinwärts dauerte der Mongrovewald, ſodann gewann die Vegetation ein mannigfaltigeres, wahrhaft tropiſches Anſehen. Palmen, Brotfruchtbäume und Papayas bildeten die häufigſten Repräſentanten der Vegetation. An der Stelle, wo der Fluß aufhört, für Boote ſchiffbar zu ſein und wo gewöhnlich die Walfänger das Trinkwaſſer holen, landeten wir und mußten noch ungefähr eine Meile einem ſchmalen Pfad folgen, bis wir endlich die Behauſung des Häuptlings des Roan-Kiddi-Stammes erreichten. Es war ein äußerſt lieblicher Waldgang. Das Beſitzthum des Häuptlings war ganz nach europäiſcher Sitte eingezäunt und ein hölzernes Thor bezeichnet den Eingang in daſſelbe; deſſen Wohnhaus iſt ſehr hübſch und zierlich aus Holz erbaut und mit Palmenblättern gedeckt; im Innern, einem einzigen großen hohen Raum, ſah es aber leer, unſauber und un-

ordentlich aus. Nannekin, der Häuptling, war eben nicht anwesend und mußte erst gerufen werden. Ich benutzte diese Muße, um die Umgebung etwas umständlicher zu besichtigen. Ganz in der Nähe des Wohnhauses wurde eine große Anzahl Dong-dong (Brotfruchtbäume) gepflanzt, deren Früchte, wie schon bemerkt, in der verschiedensten Bereitungsweise nebst den Cocosnüssen die Hauptnahrung der Eingebornen bilden. Außerdem sah ich Tarro, Kawa, Curcuma longa und Ingwer in zerstreuten Exemplaren in der Nähe der Wohnhütte.

Die Curcuma longa, welche in Indien und Ostasien ein vielbeliebtes Ingredienz des nationalen Gerichtes Curry ist, wird hier sowohl gegessen als auch zur Färbung von Haut und Stoffen benutzt. Einer der europäischen Ansiedler, welcher uns begleitete, meinte, daß sich nach seinen mehrjährigen Erfahrungen Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reis, Taback u. s. w. vortrefflich zum Anbau auf der Insel eignen würden. Zuckerrohr wächst schon jetzt auf der Insel in wildem Zustande und dient den Eingebornen theilweise zur Nahrung, indem sie an dem Rohr saugen. Als der Häuptling Nannekin endlich heimkehrte, trug er einen langen Stock Zuckerrohr auf der Achsel. Außer der schon beschriebenen Schürze aus Palmengras war er ganz nackt und hatte gleich seinen Unterthanen den Körper mit Cocosöl gesalbt. Nannekin ist eigentlich kein Familienname, sondern ein Titel und bedeutet so viel wie Oberster, Häuptling, König. Der Häuptling des Roan-Kiddi-Stammes war ein schöner, schlanker junger Mann von kaum einigen dreißig Jahren, mit äußerst freundlichen Gesichtszügen. Er führte uns in sein großes Haus, in das wir durch eine Art Fensteröffnung hineinsteigen mußten, und hieß uns auf ein paar europäischen Stühlen niedersetzen. Sein junges Weibchen — die Königin — kam gleichfalls herbei und brachte uns in einem europäischen Trinkglas — Cocoswasser! — Wie ganz anders schmeckt doch dieser natürliche Trank in einem Gefäß der Civilisation als in der schönen, frischen Nuß selbst! Die Eingebornen von Pouynipet besitzen trotz des großen Reichthums der Insel an Cocospalmen nicht so viel Geschicklichkeit wie die Nikobaren im Oeffnen dieser edlen Frucht. Sie enthülsen zuerst die Frucht und bohren dann mit großer Anstrengung ein Loch, aus dem das Wasser herausfließt. Wie viel umständlicher und ungewandter als das Verfahren der Nikobarensen, welche mit ihrem Waldmesser mit einem Hieb die junge Nuß öffnen und den schönen natürlichen Becher mit seinem labenden Inhalt den Dürstenden so graziös credenzen!

Nachdem Nannekin's Frau, die gleichfalls bloß ein Stück bunten Calico um den Leib und gelbe Blumen in den Haaren trug, mit ihren zarten, kleinen Händen uns den Trank gereicht hatte, setzte sie sich neben Nannekin, scherzte und kosete wie eine Neuvermählte und versteckte sich zuweilen mit viel natürlicher Anmuth hinter ihrem Gebieter, wenn sie ein Lächeln über das Interesse nicht verbergen konnte, welches wir an gewissen Gegenständen ihres einfachen Haushaltes nahmen. So z. B. begriff sie nicht, wie wir an einigen Geflechten, Körben, Fächern einen so großen Gefallen finden und uns um deren Besitz so eifrig bemühen konnten.

Im Ganzen leben auf der Insel fünf Stämme:

1. der Roan-Kiddistamm (auch Wonah), der bedeutendste,
2. der Matalanienstamm,
3. der Rühstamm,
4. der Joquoitsstamm (spr. Tschokoits),
5. der Awackstamm (spr. Hawuák),

welche zusammen kaum mehr als 1500—2000 Seelen zählen dürften. Die beiden Stämme Awack und Joquoits sind seit sechs Monaten mit einander in Streit, und es mag als bezeichnend für deren Muth gelten, daß noch von beiden Seiten kein einziger der Streitenden auch nur verwundet wurde. Ihre Waffen sind Speere (mit Fischknochen, Dornen oder zugespitzten Muscheln am obern Ende anstatt der eisernen Spitze der europäischen Waffe), lange Messer, Hacken und schlechte, ausgemusterte alte europäische Musketen, die sie von Walfängern gegen Lebensmittel eintauschten.

Im Ganzen leben gegen dreißig Weiße auf der Insel, darunter zwei Missionäre, der eine im Roan-Kiddi oder See-harbour, der andere im sogenannten Weather-harbour, welcher letztere zugleich Arzt ist und ein regelmäßiges meteorologisches Tagebuch führt. Wie gern hätten wir diesen strebsamen Mann besucht, der uns so viele schätzenswerthe Auskünfte hätte zu geben vermocht.

Ueber die Angabe früherer Reisenden, daß auf der Insel zwei verschiedene Racen, eine gelbe und eine schwarze, leben sollen, haben wir von den Eingebornen nichts Bestimmteres erfahren können. Indeß scheint sich, nach Allem, was wir gesehen, der Unterschied in Hautfarbe und Form des Kopfhaars hauptsächlich auf die häufigen Mischungen zu beschränken, welche fortwährend hier vorkommen und in früheren Zeiten noch viel mehr stattgefunden haben dürften. Es leben dermalen auf der Insel Weiße, Neger und gelbe Eingeborne, offenbar dem malayischen Stamme angehörend. Die Weißen sind dermalen Engländer und Amerikaner. Negersclaven und freie Schwarze haben sich gleichfalls zu ver-

schiedenen Zeiten hier aufgehalten und niedergelassen. Diese Umstände sind hinreichend, sich gewisse auffallende Erscheinungen unter den Eingebornen, wie braune und gelbe Farbe mit gekräuseltem wolligem Haar und aufgeworfene Lippen ohne andere Kennzeichen der äthiopischen Race zu erklären. Ich sah einen Eingebornen mit völlig wollartigem Kopfhaar, sonst aber völlig zur malayischen Race gehörend, und fragte nach dessen Abstammung. „Sein Vater war ein Portugiese" (d. h. ein portugiesischer Neger), erhielt ich zur Antwort. Die Söhne eines Piloten Wadley, eines Engländers und einer braunen Eingebornen, haben eine ziemlich weiße Hautfarbe und werden wieder zu einer neuen Mischung Anlaß geben. Die Tochter des Engländers Dr. Cook, eine Mestizin, heirathete einen Neger aus dem District Columbien in den Vereinigten Staaten, wodurch gleichfalls eine eigenthümliche Färbung der Nachkommenschaft zu Stande kommt. Sicher scheint, daß keine Papuas auf der Insel je gelebt und daß das wollhaarige oder gekrauste Haar zahlreicher Eingebornen hauptsächlich von dem häufigen Contact der Bevölkerung mit Schwarzen herrührte. Die Mannschaft der meisten Walfänger besteht aus Negern, die sich oft Monate lang auf der Insel aufhalten, um frisches Trinkwasser, Brennholz, Gemüse u. s. w. einzunehmen.

Pouynipet ist nämlich in den letzten Jahren der Hauptort des Karolinen-Archipels für Walfänger (von denen an fünfzig bis sechzig jährlich anlegen), um sich zu verproviantiren, weil diese Insel am leichtesten zugänglich ist und zugleich die besten und sichersten Häfen besitzt.

In der Nähe des Matalanienhafen (auch Weather-harbour) befinden sich einige Ruinen, deren Ursprung und Geschichte in das tiefste Dunkel gehüllt sind. Selbst die ältesten Eingebornen kennen nicht deren Entstehung, noch besteht unter ihnen irgend eine Tradition über dieselben. Ein großer Theil dieser Bauten und Felsstücke befindet sich dermalen unter Wasser und ist zur Zeit der Fluth nur mittelst Canoes zugängig, woraus die Geologen eine Senkung der Inselgruppe ableiten wollen.*) Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß eine stark befestigte Stadt einmal auf diesem Fleck stand, die nicht von Wilden erbaut worden, indem der Charakter der Ruinen die überzeugendsten Beweise einer höhern Civilisation trägt. Einige der Felsblöcke der Ruinen sind 8—10 Fuß lang und hexagonal, und wurden augenscheinlich von irgend einem civilisirten Lande hierher gebracht, indem außer diesen ähnliche auf der ganzen Insel nicht mehr zu finden sind. Straßen erscheinen an verschiedenen Punkten angelegt und die ganze Stadt dürfte eine fortgesetzte Folge befestigter Häuser gewesen sein. Es war vermuthlich einmal das befestigte Asyl von Seeräubern und Boucaniers, welche dasselbe vor ungefähr zwei bis drei Jahrhunderten erbaut zu haben scheinen. Diese Vermuthung wird durch die Thatsache bestätigt, daß vor zehn oder zwölf Jahren auf einem der Berge eine kleine messingene Kanone gefunden wurde, welche das englische Kriegsschiff Jarne mit hinweggenommen hat. Auf verschiedenen Punkten der Insel befinden sich gelichtete Stellen, von denen einige sogar viele Acres Ausdehnung besitzen und vollständig entholzt und eben sind. Auf einer solchen Ebene, Ke-par genannt, in der Nähe von Roan-Kiddi-Hafen, befindet sich ein großer künstlicher Hügel, ungefähr 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch und circa 1/4 Meile in Länge, welcher augenscheinlich zur Vertheidigung, oder nach einem ernsten Gefecht aufgeworfen wurde, um die Todten zu begraben. Aehnlichen Ruinen begegnet der Reisende auf der Insel Ualan oder Strong Island, über deren Geschichte indeß die Eingebornen gleichfalls keinerlei Auskunft zu geben im Stande sind. Ihre kindliche Einbildungskraft stellt sie als verzauberte Geister dar.

Viele Achtung und Aufmerksamkeit wird auf diese Eilande — ungleich den Inseln der Südsee im Allgemeinen — dem weiblichen Geschlecht zugewendet. Dieselben sind nicht genöthigt, irgend eine Art von Arbeit zu verrichten, die ihnen nicht rechtmäßig zukommt. Alle Arbeiten außerhalb der Wohnsitze werden in der Regel von den Männern besorgt, deren Beschäftigung darin besteht, Häuser zu bauen, Yams, Tarro und Kawa zu pflanzen, zu fischen, das Product der Pflanzungen nach Hause zu schaffen und zu kochen. Die Frauen beschäftigen sich dagen sehr selten außerhalb ihrer Behausung, mit Ausnahme von Fischen und Ausjäten, und bringen ihre Zeit hauptsächlich damit zu, Kopfputze zu verfertigen, Gürtel zu weben, Decken aus Palmen- oder Pendonusblättern zu nähen, Körbe zu flechten und Kinder zu hüten. Beide Geschlechter machen sich indeß die Arbeit sehr leicht und bringen den größten Theil der Zeit mit einem müßigen Dahinlungern zu. Keuschheit wird von den Eingebornen nicht als Tugend angesehen, noch gilt dieselbe als eine empfehlende Eigenschaft unter ihnen bei der Wahl einer Frau. Sexualer Verkehr mit Männern vor der Hochzeit ist ganz gewöhnlich und findet ohne das geringste Schamgefühl statt, weder von Seiten der betreffenden Theile selbst, noch eines Verwandten.

*) Vgl. Dana, Geology, in Wilke's Exploring Expedition.

Ein Vater oder Bruder würde ungescheut seine Tochter oder Schwester am Bord irgend eines Schiffes der Prostitution Preis geben, das die Insel berührt. Nach dem Verheirathen aber muß das weibliche Geschlecht einen züchtigeren Lebenswandel beobachten und eine Verletzung der ehelichen Treue und Pflicht wird von einem Ehemann auf Pouynipet strenge geahndet. Die Einführung von europäischem Calico, Putzsachen, Mundharmonikas und Kautabak (sogen. Cavendish tobacco) haben nicht wenig beigetragen, die Unsittlichkeit unter dem weiblichen Geschlecht zu vermehren, für welches Gegenstände fremder Cultur und fremden Putzes eine große Versuchung, eine unwiderstehliche Anziehungskraft besitzen.

Die Religion der Eingebornen ist höchst einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obschon sie an einen künftigen Zustand glauben, scheinen sie doch keinerlei religiöse Gebräuche zu beobachten. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und halten ihren Himmel von einer riesigen Mauer umgeben, mit einem bodenlosen Graben rings herum, also eine Art Festung. Das Thor zum Himmel wird von einem uralten Weib gehütet, welche den Geist, der über den Graben zu springen sich genöthigt sieht, in den finstern Abgrund zu stürzen sich bemüht. Bemeistert und bewältigt der Geist die alte Hüterin, erringt er den Eingang durch's Thor, so ist er für ewige Zeiten glücklich; sollte es andrerseits dem alten Weib gelingen, den Geist in die Tiefe zu stürzen, so sinkt derselbe für ewige Zeiten in einen Abgrund maßlosen Unglücks und Elends. Ihre Gebete werden gewöhnlich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings gerichtet, ihnen guten Erfolg im Fischen zu gewähren, eine ergiebige Ernte in Brotfrüchten und Yams, und einen reichen Zufluß von allen angenehmen Dingen dieses Lebens. Ihre Priester geben vor, künftige Ereignisse voraussagen zu können und vom Geiste eines verstorbenen Häuptlings inspirirt zu sein.

Die Eingebornen sind durchaus nicht Kannibalen, wie von früheren Schriftstellern berichtet wurde, noch sind sie es jemals gewesen. So viel wir erfahren konnten, betrachten sie Kannibalismus mit ebenso viel Abscheu wie wir. —

Pouynipet liefert jährlich an 500 Pfund Schildpatt; die ganze Quantität wird von den Eingebornen durch die ansässigen Europäer um einen sehr geringen Betrag erworben, und sodann an die Walfänger mit 4 — 500 Procent Nutzen verkauft. Außerdem werden jährlich an 50 Tonnen Yams (Dioscores) gewonnen, um von den Eingebornen nebst Brotfrüchten, Bananen, Geflügel und Schweinen an die fremden Schiffe gegen Kautabak, Musketen, Schießpulver, Feuersteine, lange Säbelklingen, Hacken, Meißel, Aexte, Fischangeln, Sägen, Hobel, Bohrer, Perlen, eiserne Töpfe, Scheeren, Nadeln und Zwirn, rothe Camelots, Calicos, Drell, bunte schreiende Baumwollhalstücher, Baumwollhemden, Wolldecken, Strohhüte, verschließbare Kisten, Schloß mit Handhaben, Glasperlen, Geschmeide u. s. w. ausgetauscht zu werden. Noch vor Sonnenuntergang kehrten wir wieder auf die Fregatte zurück, welche sich bereits anschickte, wieder unter Segel zu gehen. Einer der weißen Ansiedler, der uns während unsrer Streifzüge auf Pouynipet als Führer gedient hatte und uns an Bord begleitet, wurde mit Pulver, Tabak und Kleidern beschenkt. Auffallend war das Benehmen der meisten der weißen Ansiedler, wenn sie den Boden der Fregatte betraten. Ihr Blick wurde scheu, ihr Gang, ihre Bewegungen unsicher, man merkte, daß sie befangen und ängstlich waren, fast mochte man sie für eine Anzahl Unglücklicher halten, welche in Folge irgend eines Vergehens, vielleicht auch Verbrechens, ihre Heimath flohen und dieses einsame Asyl aufsuchten, wo sie höchstens ihr Gewissen noch verfolgt. Gibt es aber einen Punkt, wie geschaffen zur Sühnung begangener Vergehen, so ist es gewiß dieses weltabgeschiedene Eiland, wo dem Europäer, einer fremden ungewohnten Natur und ihren Einflüssen ausgesetzt, der Gnade wilder Bewohner Preis gegeben, jeder Hülfe und jedes Beistandes der Civilisation entbehrend, Muße genug bleibt, über sein Unglück und sein Vergehen nachzudenken und zu bereuen!

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 30. März 1859.

Erste Abtheilung.

Der Junker von Denow.

Historische Novelle

von

Jakob Corvinus.

(Wilh. Raabe.)

Wer am Abend des sechsten Septembers, alten Styls, am Donnerstag vor Mariae Geburt, im Jahre unsers Herrn Eintausend fünfhundert neunundneunzig, nach Sonnenuntergang einen Blick aus der Vogelschau über die Rheinebene von Rees bis Emmerich und weit nach Ost und West in's Land hinein, hätte werfen können, der würde eines erschrecklichen Schauspiels theilhaftig geworden sein.

Schwarze regendrohende Wolken verhingen das Himmelsgewölbe, und es würde eine dunkle Nacht gewesen sein, wenn nicht der Mensch diesmal dafür gesorgt hätte, daß es auf der weiten Fläche nicht ganz finster wurde. Auf den Wällen von Rees leitete, an der Spitze seiner Hispanier, Burgunder und Wallonen, Don Ramiro de Gusman die Vertheidigung der Stadt und Festung gegen das Reichsheer, welches schläfrig und matt genug der Belagerung oblag; dafür aber auf andre Weise desto mehr Lärm machte, wie es einer Armee des heiligen römischen Reichs, deutscher Nation zukam. Ein fahles, blitzartiges Leuchten lag hier über der Gegend, denn wenn auch das schwere Geschütz seit Mittag schwieg, so knatterte doch das Musketenfeuer, schwächer oder stärker, rund um die Stadt fort und fort, und manch' ein Wachtfeuer flackerte auf beiden Ufern des Flusses, welcher manche Leiche in seinen nachtschwarzen Fluthen mit sich hinab führte in das leichenvolle Holland, wo der finstere Admiral von Arragonien, Don Francisco de Mendoza, und der Sohn der schönen Welserin, der bigotte Cardinal Andreas von Oesterreich die Zeiten Alba's erneuerten. —

Wir haben es jedoch nur mit der rechten Seite des Rheines zu thun, wo tief in das Land hinein unter den zusammengewürfelten Tausenden des Reichsheeres, Hessen, Brandenburgern, Braunschweigern, Westphalen der furor teutonicus, die sinnlose, trunkene, deutsche Furie ausgebrochen war und in Verwüstungen aller Art sich Luft machte. In allen Dörfern und Lagerplätzen Sturmglocken, Trommeln und rufende Trompeten — Geschrei und Jammer des elenden, geplünderten, mißhandelten Landvolkes — bittende, drohende Befehlshaber — flüchtende Heerden, Weiber, Kinder, Kranke, Greise — Reitergeschwader, die sich sammelten, Reitergeschwader, die auseinanderstoben — brennende Häuser und Zeltreihen, und zwischen Allem die Cleve'schen Milizen, die „Hahnenfedern," zur Wuth gebracht durch die Ausschweifungen Derer, welche

da Hülfe bringen sollten gegen die Ausschweifungen des fremden Feindes! Ueberall Blut und Feuer und Brand — ein unbeschreibliches, wüstes, grauenhaftes Durcheinander, zu dessen Schilderung Menschenrede nicht hinreicht! . . . . . .

Lang genug hatte an diesem Abend Don Ramiro, hinter seiner Brustwehr an eine zerschossene Lafette gelehnt, hinüber geschaut nach den Laufgräben und Angriffswerken der tollgewordenen Belagerer; jetzt stieg er langsam herab von seinem Lugaus, und begleitet von zwei Fackelträgern und mehreren seiner Unterbefehlshaber schritt er durch die Gassen von Rees, dessen zitternde Bewohner jedes Fenster hatten erhellen müssen, und dessen Straßen dumpf dröhnten unter den Schritten der gegen die östlichen Ausfallspforten heranmarschirenden Besatzung.

„Andrea Orticio!“ sagte der spanische Commandant, und im nächsten Augenblick stand der Geforderte vor ihm.

„Alles bereit?“ fragte Don Ramiro wieder.

Der gerüstete Führer senkte stumm den Degen und wies mit der Linken auf die Haufen der Krieger, welche jetzt Alle an den ihnen bestimmten Plätzen dicht gedrängt regungslos standen. Des Spaniers Auge flog mit düsterer Befriedigung über all' diese, im Glanz der Fackeln blitzenden Harnische, Sturmhauben, Piken und Schwerter — er nickte. „Sie würden sich da draußen unter einander selbst fressen, gleich den hungrigen Wölfen,“ sagte er, „aber wir wollen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau“ — hier lüftete er den Hut und alle Umstehenden thaten das Gleiche — „unsern Theil an dem Verdienst haben, die Ketzer zu vertilgen! Erinnert Euch, Orticio, mit dem Schlage Elf beginnt das Feuer wiederum — mit dem Schlage Elf hinaus auf sie! Spanien und die Jungfrau! die Losung.“

„An Euere Plätze, Ihr Herren!“ erschallte das Commandowort Francisco Orticio's — ein dumpfes Gerassel und Geklirr der sich an einander reibenden Harnische — Don Ramiro de Gusman schritt langsam prüfend die Reihen entlang; dann stieg er schweigend wieder zu dem Walle empor, nach einem letzten Wink und Gruß für Orticio, welcher sein Wehrgehäng fester zog.

„Noch eine halbe Stund'! Spanien und die Jungfrau, Spanien und die Jungfrau!“ ging es dumpf durch die Reihen der harrenden Krieger. — — —

Unsre Geschichte beginnt!

„So hole der Teufel die meineidigen Schufte und meuterischen Hunde!“ schrie der Hauptmann Burghard Hieronymus Rußwurmb in Verzweiflung, im Lager der dreizehn Fähnlein gewappneter Knechte, Reisige und Fußsöldner, welche Herr Heinrich Julius, postulirter Bischof zu Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg als Obrister des niedersächsischen Kreises zufolge des Coblenz'schen Reichsabschieds für diesen Krieg geworben und aus aller deutschen Herren Ländern zusammengebracht hatte. „Ist denn die Welt ganz umgekehrt? Es ist zum Rasendwerden! . . . So schlage zum letzten Mal die Trommel, Hans Niekirche — o heiliges Wort Gottes, das ist das jüngste Gericht!“

Hans Niekirche aus Braunschweig, der Trommelschläger, ein blutjunger Wicht, welcher einem Schneider seiner Geburtsstadt aus der Lehre gelaufen war, hatte, hierhin gestoßen, dahin gezerrt, sich fast zwischen die langen Beine seines Hauptmannes gerettet und fing nun mit zitternden Händen von Neuem an, das Kalbfell zu bearbeiten; während der Hauptmann hin und her lief, mit beiden Händen das Haupthaar durchwühlend. Er hatte wohl das Recht, zornig zu sein, der Wackere! Dicht hinter sich hatte er ein geplündertes Bauernhaus, dessen Fenster und Thüren eingeschlagen waren, und auf dessen Schwelle ein junges Weib mit zerrissenen Kleidern, in der im letzten Krampf zusammengekniffenen Hand ein Büschel rother Haare, leblos ausgestreckt lag. An sein linkes Bein hing sich jetzt auch noch ein arm Kindlein in seiner Todesangst, zu seiner Rechten schlug Niekirche seine Wirbel und rings um ihn her schrie und stampfte, fluchte und drohete sein meuterisch Fähnlein und rasaunte durch einander, wie ein aufgestört Rattennest.

„O Ihr Schelme, Ihr Hunde, das soll Euch heimgezahlt werden!“ brüllte der Hauptmann. „Warte, Hans Diroff von Kahla, warte Koburger, Christoph Stern von Saalfeld, an den Galgen und auf's Rad kommt Ihr; oder die Gerechtigkeit ist crepirt auf Erden. Warte, Du Schmalz von Gera, Dein Fett soll all' werden, wie eine Kerze im Feuer! O Tag des Zorns, o Hunde! Hunde!“

„Gebt Raum, Hauptmann!“ schrie ein riesenhafter Kerl, genannt Valentin Weisser von Rosenek, dem Führer den Büchsenkolben vor die Brust setzend. „Ihr seid die Verräther, die Schelme, Ihr und Euere saubern Gesellen und Euer Graf von Hohenlohe, der Holländer! Wollt Ihr uns nicht etwa über das Wasser, über den Rhein, von des Reichs Boden führen? He, sprecht!“

„Nicht über den Rhein! nicht über den Rhein! nicht vor Bommel! nicht vor Bommel!“ schrie es von allen Seiten, und weit über das Feld durch alle die Tausende wälzte sich dasselbe Wort. Der Hauptmann schlug den Kolben von seiner Brust zur Seite.

„Du wirst gehängt, wie ein Spatz, Rosenecker,“ schrie er.

„Ihr sollt es wenigstens nit erschauen!“ brüllte der Schütz wieder, die brennende Lunte über dem Haupte schwingend. Er nahm sich nicht die Mühe sie aufzuschrauben, das Feuerrohr lag auf der Gabel — im nächsten Augenblick wäre der Hauptmann ein Kind des Todes gewesen, wenn nicht plötzlich zwischen dem Bedrohten und dem Drohenden ein Reiter im vollen Galopp angehalten und dem wüthenden Musketierer den Büchsenlauf in die Höhe geschlagen hätte, daß der Schuß in die Luft ging.

„Der Junker! der Junker!“ schrie es auf allen Seiten. „Der Junker zurück! sprecht, sprecht, was ist's? was sagt der Graf? Haben sie uns verkauft an die holländischen Juden, ihnen ihre Festung Bommel zu entsetzen? .. Der Junker, der Junker! Nicht nach Bommel! nicht vor Bommel! nicht über Rhein! nicht über Rhein! In die Spieße Der von Hollach!“

„Ja, schreit nur, bis Ihr berstet!“ zischte blau vor Grimm der Hauptmann durch die zusammengebissenen Zähne und ballte die Hände, daß die Nägel tief in's Fleisch drangen. „Schreit nur — es ist noch nicht im Topf, darin es gekocht wird — Christoph von Denow, sprecht zu den Meutmachern! sagt den räudigen Hunden Eure Botschaft!“

Der junge Reiter richtete sich hoch auf im Sattel, und alle die wilden Gesichter im Fackelschein ringsumher wandten sich ihm zu.

„Der wohlgeborene und edle Graf Philipp von Hohenlohe, unser gnädiger Feldhauptmann“ —

„Nichts von dem Grafen von Hollach, dem Verräther, dem Judas!“ schrieen Einige. „Stille! Ruhe! Hört ihn!“ riefen die Andern und gewannen die Oberhand, daß der Reiter fortfahren konnte.

„Der Graf läßt den Fähnlein des braunschweig'schen Regiments zu Roß und zu Fuß vermelden, daß ihr Begehren und Gebahren unehrlich und treulos sei, deutscher Nation zu Schimpf und Schande und großem Schaden gereiche“ —

Ein allgemeines Wuth- und Spott-Gebrüll unterbrach den Redner, der erst nach langem Harren weiter rufen konnte.

„Es sagt der Graf von Hohenlohe, daß er befehle, Generalmarsch zu schlagen vor jeglichem Quartier und auszurücken in die Linien gen Rees, auf weitern Befehl! Da kommt unser gnädiger Obrister, der Herr von Rethen.“

Neues Geschrei empfing den ebenfalls im vollen Rosseslauf erscheinenden Führer, welcher den schriftlichen Befehl des Grafen mit sich führte; aber ebenfalls vergeblich durch Bitten, Drohungen, Erinnerungen an den Artikelbrief das Volk zur Ruhe zu bringen versuchte. Athemlos, zornesbleich hielt er zuletzt in dem kleinen Kreise der Hauptleute und Officiere und der wenigen treugebliebenen Söldner. Der Junker aber befand sich, willenlos fortgerissen, inmitten des wildesten Getümmels der aufrührerischen Knechte, die von Mord und Blut sprachen, und bereits ihre Spieße senkten, ihre Feuergewehre richteten auf das Häuflein der Getreuen, welche einen Ring schlossen um die Führer und die geretteten Feldzeichen, und sich rüsteten, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Auch das Reiterlager hatte sich in Bewegung gesetzt, von Minute zu Minute wuchs der Tumult, und inmitten all' dieser drohenden Spieße, Schwerter und Büchsen, unter all' diesen scheugewordenen, ausschlagenden, stampfenden Rossen und trunkenen Männern taucht jetzt für uns eine Gestalt auf, klein und zierlich gebaut, aber trutzig und unverzagt, im Heerlager aufgewachsen, gebräunt von Wind und Wetter, abgehärtet in mancher bösen Sturmnacht am schwächlichen Lagerfeuer, ein klein Hütlein, geziert mit einer Häherfeder, auf den krausen wirren Locken, ein Dolchmesser im Gürtel, — bekannt bei Führern, Knechten und Reisigen; zu Roß, zu Fuß, zu Wagen stets dem Heere zur Hand: Annete Mey von Stadtoldendorf, des braunschweig'schen Regiments Marketenderin und Schenkin!

„Hab' ich Dich auf den Fuß getreten, Annete?“ fragte ganz kleinmüthig der wilde Valentin Weisser, der eben das Feuergewehr gegen den Hauptmann hatte losgehen lassen. „Nimm Dich in Acht, daß sie Dich nicht erdrücken, Engel-Annete — stelle Dich hinter mich, Du wirst gleich Dein blaues Wunder sehen.“

„Nehmet Ihr Euch in Acht, Rosenecker,“ lachte das wildherzige Kind, „Ihr spielt ein hoch Spiel diese Nacht!“

Der Riese warf einen trotzigen lachenden Blick über die hin und her wogenden Massen. —

„Hoho, sind wir nicht Unsrer genug, zu gewinnen? Nicht vor Bommel! Ju — ho! ho! nicht vor Bommel! nicht über'n Rhein! Fort mit den Hauptleuten, fort mit dem Grafen von Hollach!“

In diesem Augenblick riefen wieder Hunderte von Stimmen nach dem Junker — dem Christoph von Denow. Da zuckte ein seltsamer Glanz über das Gesicht des Mädchens. Es stellte sich zuerst auf die Zehen, dann kletterte es mit katzengleicher Behendigkeit und Schnelligkeit auf einen Schutthaufen, wo sich bereits mehrere Soldatenweiber mit ihren Kindern und Habseligkeiten zusammengedrängt hatten, welche alle zugleich in den Lärm hineinkreischten.

„Mein Mann! mein Mann! Jesus, sie würgen sich Alle! Gottes Sohn — Franz! Franz!“

„Was macht der Junker? wo iſt der Junker?“ rief Anneke Mey, eine Hand, welche ihr entgegengeſtreckt wurde, ergreifend.

„Da! da! er ſpricht zu Denen vom vierten Fähnlein — da — da — Jeſus, ſie werfen den Hauptmann Eberbach nieder, und mein Mann, Jeſus, mein Mann!“ —

Die Augen der Armen wurden ſtarr, mit einem Sprung war ſie von der Höhe herab und ſtürzte ſich mitten in das Getümmel; über den am Boden liegenden Hauptmann ſank unter den Hieben und Stößen der Meutrer der Doppelſöldner Franz Haſe von Erfurt zuſammen. Vergeblich hatte ſich Chriſtoph von Denow unter die Piken und Hellebarden geworfen, mit ſeinem Schwert die Spitzen niederſchlagend; im vollen Lauf ſtürzte jetzt das aufrühreriſche Kriegsvolk auf die Treugebliebenen und die Befehlshaber, Schüſſe krachten hinüber und herüber. Ihr Meſſer aus der Scheide reißend trieb Anneke Mey in den Aufruhr hinein. Chriſtoph von Denow ſah ſie plötzlich an ſeiner Seite unter den Füßen der Kämpfenden; — noch ein Augenblick, und ſie war verloren — noch ein Augenblick, und er hatte ſie, faſt ohne zu wiſſen, was er that, zu ſich empor gezogen auf's Pferd; Alles drehte ſich um ihn her — „Mordio! Mordio!“ brüllte es auf allen Seiten — — — Da — — — urplötzlich — — — bleiben alle die zum Verbrechen gezückten und geſchwungenen Waffen, wie durch ein Zauberwort aufgehalten in der Luft — jeder Wuth- und Angſtſchrei erſtarrte auf den Lippen — Angreifer und Angegriffene ſtanden lautlos, bewegungslos!

Im Weſten über Rees hatte ſich, begleitet von einem donnerartigen Krachen, der dunkle Nachthimmel blutig roth gefärbt. Alle Geſchütze auf den Wällen, alle Geſchütze in den Angriffslinien brüllten los; im Lager des Reichsheeres flog ein Pulvervorrath in die Luft, dazwiſchen rollte, immer ſtärker werdend, das kleine Gewehrfeuer.

Mit einem Mal hatte ſich die Scene im aufrühreriſchen Lager vollſtändig verändert.

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geſchoſſen!“ ging es von Mund zu Mund. „Sturm! Sturm! Gen Rees! gen Rees!“

Und als peitſche der Satan ſie vorwärts ſeiner Hölle zu, hatte ſich plötzlich dieſe ganze Maſſe von Kriegern, Führern, Weibern, Troßknechten in Bewegung geſetzt dem flammenden Vulcan im Weſten entgegen. Gier nach Beute, unbefriedigte Gier nach Blut trieb ſie von dannen. Im wildeſten Taumel, Reiter und Fußvolk und Wagen bunt durcheinander, raſte ſie über das Feld durch die Nacht. Im wildeſten Taumel und Traum, das Schwert am Fauſtriemen, vor ſich auf dem Sattel das Mädchen aus den Weſerbergen, ſaß Chriſtoph von Denow auf ſeinem ſchwarzen Roß. — —

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geſchoſſen! Vivat der Graf! Vivat der Graf von Hollach! Vorwärts! Vorwärts!“

Ein ſecundenlanges Anhalten in dieſer wüſten Menſchenfluth war eine Unmöglichkeit, ein Fehltritt, ein Straucheln der ſichere Tod. Schon hörte man zwiſchen dem Donnern und Krachen um die Stadt den Schlachtruf der Feinde: „Spanien und die Jungfrau! Spanien und die Jungfrau!“ und lauter und näher den Ruf der angegriffenen Belagerer: „Das Reich! das Reich! Vorwärts das Reich!“

Hinein in die Atmoſphäre von Blut und Feuer brauſte die anſtürzende Menſchenmaſſe und die Letzten drängten bereits die Vorderſten in die angegriffenen Laufgräben, aus denen eine andere Fluth ihnen entgegen wogte. Das waren die Heſſiſchen, die ſchlecht bewaffneten, halbverhungerten, im Regen und Rheinwaſſer faſt ertränkten Schanzgräber, welche dem wilden Anprall der Spanier nicht hatten widerſtehen können.

„Spanien! Spanien! Spanien und die Jungfrau!“ rief Francisco Orticio, ſich über einen Schanzkorb in die Höhe ſchwingend.

„Spanien! Spanien und die Jungfrau!“ wiederholten ſeine Krieger ihm nachdringend.

„Rette Heſſen! Heſſen! Rette!“ ſchrien die flüchtigen Söldner des Landgrafen im paniſchen Schrecken.

„Braunſchweig! Braunſchweig!“ brüllte es von den Höhen der Böſchungen.

„Up dei Düvels!“ ſchrie Heinrich Weber aus Schöppenſtedt, eine Fackel in der Hand mitten unter die Heſſen ſpringend. Der flammende Brand flog im weiten Bogen gegen die Spanier — ein zweiter Satz — die zu Grund, der Bergſtadt im Harz, gehämmerte Hellebarde ſchmetterte nieder auf eine zu Cordova geſchmiedete Sturmhaube: Diego Lua aus Toboſo ſtürzte mit einem: „Vala me Dios!“ todt zurück.

„Braunſchweig! Braunſchweig!“ brauſte es dem Schöppenſtedter nach, und „Braunſchweig! Braunſchweig!“ jubelten auch die Heſſen, welche mit neuem Muth ſich wandten gegen ihre Verfolger.

„Braunſchweig! Braunſchweig!“ rief Chriſtoph von Denow, dem es gelungen war, ſich von ſeinem Pferde zu werfen, welches ſich auf der Böſchung hoch bäumte, im nächſten Augenblick aber von einer Kugel getroffen, zuſammenbrach. Anneke Mey ſtand unbeſchädigt auf den Füßen, doch auch ſie wurde mit hinabgeriſſen in die Gräben, wo ſie jedoch ſammt Hans Niekirche hinter einem Haufen umgeſtürzter Schanzkörbe, den verlorenen Athem wieder gewinnen konnte.

Und jetzt Angriff und wüthende Vertheidigung, Flüche in sechs Sprachen, Todesrufe; — auf engstem Raum Vernichtung jeder Art! — Alle Hauptleute der Braunschweiger: Adebar, Maxen, Wulffen, Wobersnau, Rußwurmb, Dux, Statz, und wie sie hießen, hatten ihre Stellen als Befehlshaber wieder eingenommen und drängten tapfer kämpfend die Spanier zurück. Tapfer stritten aber auch die Spanier! Sechs Geschütze hatten sie in den hessischen Schanzen genommen und in den Rheingraben versenkt, Schritt für Schritt wichen sie zu den flammenden Mauern und Wällen der Stadt über die Leichen ihrer Landsleute und ihrer Feinde. Der Graf von Hohenlohe in voller Rüstung mit seinen Herren führte stets neue Truppen an; Haufen auf Haufen ließ Don Ramiro de Gusman hervorbrechen.

Dicht an den Spaniern kämpfte Christoph von Denow, das Blut rieselte aus einer Stirnwunde, — er merkte es nicht. Anneke Mey hatte sich muthig auf ihren Schanzkorb geschwungen und den widerstrebenden Niekirche nachgezogen. Sie hielt ihr Messer noch immer gezückt in der Rechten, mit der Linken hielt sie den schlotternden Trommelschläger am Kragen.

„So schlage den Sturmmarsch, Junge!“ rief sie lachend. „Willst' nicht? Wart', gleich fliegst Du herunter, daß sie Dich drunten zu Brei vertreten, Feigling!“

„Ja! ja! ich will!“ jammerte Hans. „Ach wär' ich doch daheim! Ach wär' ich doch zu Haus! Mein' Mutter! mein' Mutter!“

„Na, na, schlage nur immer zu, Du kommst noch davon!“ sagte Anneke begütigend und ließ den Kragen des Armen los. „Dein' Mutter wartet schon a bissel! Schau, wie lustig das aussieht — da, guck, sie geben's den welschen Bluthunden! Wär' ich 'n Knab, wie Du — hei, ich wollt's ihnen auch schon zeigen!“ Und mit heller Stimme fing das Mädchen an zu singen:

„Mein Vater wollt ein Knäbelein,
Mein Mutter wollt ein Mägdlein,
Mein Mutter thät gewinnen.
Deß' muß den Flachs ich spinnen —
Ja spinnen!
Das ist mir großes Leid!“

Immer muthiger schlug Hans Niekirche, durch seine Gefährtin aufgemuntert, seine Wirbel, und unter beiden Kindern vorbei drängten ununterbrochen die Schaaren des Reichs vor und zurück, wie der Kampf vor und zurück wich; bis die Spanier in die Stadt gedrängt waren, und das Zeichen zum Sammeln von allen Seiten den Deutschen gegeben wurde. Don Ramiro hatte die Rheinschleusen, welche er in seiner Gewalt hatte, öffnen lassen.

„Sieh das Wasser! das Wasser!“ rief Hans Niekirche in neuer Angst. „Laß uns fort, Anneke, sie wollen uns ersäufen, wie die jungen Katzen.“

Ein allgemeiner Schrei erhob sich unter dem Getümmel in den Laufgräben; schon standen manche Haufen bis an den Gürtel in der reißend schnell steigenden Fluth.

„Halt, halt!“ rief Anneke Mey. „Er ist noch nicht zurück; aber — geh nur — geh — ich bleib'!“

„Und ich bleib' auch!“ schrie Hans der Trommler.

„Zurück! zurück!“ tönte es aus den rückwärts schlagenden Schaaren des Reichsheeres: „Das Wasser! Der Rhein! Das Wasser!“ Und immerfort donnerte das Geschütz der Spanier von den Wällen, immerfort schlugen die Kugeln verheerend in das wirre, verzweiflungsvolle Durcheinander.

Es war eine böse Belagerung — die Belagerung der Stadt Rees am Rhein: es war kein Glück, es war keine Ehre dabei zu holen.

„Der Junker! der Junker! Christoph! Christoph von Denow!“ schrie die junge Dirne auf ihrer Höhe, die Hände ringend, und das Wasser stieg und stieg. Schon waren die Letzten der Haufen unter ihr vorüber, und die Todten, von den Fluthen gehoben, wirbelten um sie her. Da griff eine Hand aus den Wassern nach dem Schanzkorbe, auf welchem sie stand, und ein bleiches Haupt erhob sich zu ihren Füßen: „Rette! Rette!“

„Christoph! Christoph!“ schrie das Mädchen, sie lag auf den Knien, sie faßte die triefenden Locken, sie faßte den Schwertriemen — der Junker von Denow war gerettet. Valentin Weisser, der Riese, dessen Blutdurst und Muth durch den Kampf und den Rhein bedeutend gekühlt war, brachte mit Hülfe gutwilliger Genossen den wunden Junker, die Dirne und Hans, den Trommelschläger, glücklich auf's Trockne und weit hinein in's Feld, wo die gelichteten, zerrissenen, wunden Krieger des Reichsheeres um die Wachtfeuer murrend und grollend in stumpfsinniger Ermattung lagen, und die Führer bereits wieder unheimliche und drohende Worte zu hören bekamen.

2.

Trübe dämmerte der Morgen. Auf die wüste Nacht folgte ein ebenso wüster Tag. Vergeblich hatte Herr Otto Heinrich von Beylandt, Herr zu Rethen und Brembt, Leib und Leben und Seligkeit den Meuterern zum Pfande eingesetzt, daß sie nicht von des Reichs Boden weggeführt werden sollten; vergeblich hatte der Graf von Hohenlohe geflucht, gebeten und gedroht. Zwischen sieben und acht Uhr waren zehn Fähnlein des braunschweigi-

schen Regiments aufgebrochen und aus dem Feld gezogen, Münster zu. Weiber, Kinder, Dirnen folgten jetzt dem plündernden, ehrvergessenen, eidbrüchigen Haufen durch den grauen Nebelregen. Keiner befahl, Keiner gehorchte. Die Einen meinten, es gehe gradaus zum Herzog von Braunschweig, ihrem Zahlherrn, nach Wolfenbüttel; Andere glaubten, es gehe gegen den Bischof von Münster; die Meisten aber dachten gar Nichts, und so schwankte der tolle Zug, einem Betrunkenen gleich, hier vom Wege ab, dort vom Wege ab, jetzt auf ein Dorf zu, jetzt auf ein einsames Gehöft. Kleinere Banden schweiften zur Seite, oder vor und nach — fort und fort über die Heide; hier im Kampfe mit einer ergrimmten Bauernschaar, dort im Hader untereinander. Der Nebel ward Regen und hing sich in perlenden Tropfen an die rothen Blüthen des Heidekrauts und träufelte von den Stacheln und Zweigen der Dornbüsche. Krähenschaaren begleiteten den wüsten Zug lautkrächzend; oder flatterten in dichten Haufen westwärts dem Rhein zu, wo von Rees her das Feuer der Berennung nur noch in einzelnen Schlägen dumpf grollte. Stärker und stärker ward der Regen, die blutigen Spuren der vergangenen Nacht, der Schlamm der Laufgräben mischten sich auf den pulvergeschwärzten Gesichtern, den zerrissenen, verbrannten Kleidern, den verrosteten Waffenstücken — die Männer fluchten und sangen, die Weiber ächzten, die Kinder schrieen, und Annete Mey auf ihrem Wagen, mit einem Bierfaß beladen, sitzend, hielt tröstend das Haupt des wunden Christoph von Denow in ihrem Schooß und sprach ihm zu, und verhüllte ihn, wie eine Mutter ihr Kind, mit einem groben Soldatenmantel; während Hans Niekirche zähneklappernd das magere Roß leitete, welches vor dem Karren ging. — Lange Zeit hatte der Junker wie besinnungslos gelegen, jetzt hob er den Kopf mühsam empor und strich die Haare aus der Stirn und warf einen Blick auf seine Umgebung.

„O Annete, weshalb hast' mich nicht gelassen in dem Wasser — oh! oh!"

„Still, still, lieget ruhig, Herr! Die ganze Welt ist auseinander —"

„Weshalb hast' mich nicht gelassen im Lager — im Heer vor Rees?"

„Es ist aus, aus! Alles aus, sagen sie. Alles läuft auseinander —"

„Und wohin gehen wir?"

„Weiß nicht! weiß nicht!"

„Bin also so weit! Ein Spießgesell von Räubern und Mördern und landflüchtigem Gesindel! Krächzt nur, ihr schwarzen Galgenvögel, ihr habt einen feinen Geruch, wittert den Fraß, wann er noch lustig auf den Beinen herumstolpert und den Bauergänsen die Hälse abhaut und die Rinder aus dem Stall zieht. O Christoph! Christoph! Und Du könntest einen adeligen Schild führen!"

Der junge Gesell stieß solch einen herzbrechenden Seufzer aus, daß ein neben dem Karren reitender Söldner aufmerksam wurde. Er drängte sein Pferd näher heran, zog eine Feldflasche hervor und streckte sie dem Wunden zu.

„Hoho, Junker, was spinnst' für Hanf? Da wärme Dir das Herz, bis wir uns den Münsterschen Dompfaffen in die warmen Nester legen! Aufgeschaut, aufgeschaut, Christoffel! 's ist beschlossen, Ihr sollt unser Obrister werden!"

Der Junker machte eine unwillige Handbewegung und antwortete nicht.

„Auch gut," brummte der Reiter. „Der Satan hol' alle diese Maulhänger! Möcht' nur wissen, was die Gesellen für einen Narren an ihm gefressen haben. Hat den Verspruch gemacht gestern beim Grafen nach ihrem Willen und soll den Führer spielen, und kann den Kopf nicht grad' halten — Bah! Hätten hundert Bessere gefunden; — kann mit seinem Adel weder den Mantel noch die Ehre flicken. Fort, Mähre, was scheust'? Dacht ich's doch, da liegt wieder einer der trunkenen Schelme im Wege. Vorwärts, Schecke, laß liegen, was nicht mehr laufen mag. Was will die Trompete? Holla, was ist das?"

Ja, was wollte die Trompete? Auf der rechten Seite des Weges der Meuterer waren zwar von Zeit zu Zeit vereinzelte Schüsse gefallen, Niemand hatte sie aber beachtet, weil man sie nur den obenerwähnten Scharmützeln mit den Bauern und Hahnenfedern zuschrieb. Jetzt aber wurde das Feuer regelmäßiger, Reitertrompeten erschallten. Der Zug stutzte und hielt. Gestalten, schattenhaft, tummelten sich in dem dichten Nebel, und erschreckte Stimmen erklangen: „Die Spanier! Die Spanier!"

„Zum Henker die Spanier; wie kommen die Spanier über den Rhein?" brummte der Reiter, welcher eben dem Junker die Feldflasche geboten hatte. Er lockerte aber nichts destoweniger das Schwert in der Scheide und wickelte den rechten Arm aus dem Mantel los.

„Der Feind! der Feind! die Speerreiter!" riefen die im Lauf rücklehrenden Plünderer, zu den Genossen stoßend, und Einige brachten eine frische Wunde mit zurück. Näher und näher hörte man die Trompeten und den Schlachtruf „España! España!" und dann „Hohenlohe! Hohenlohe!"

Keiner von den Meutmachern machte Miene, an dem Gefechte Theil zu nehmen; aber die Musketen waren auf die Gabeln gelegt, die Lunten aufgeschroben, die Spieße gesenkt, und man hatte instinktmäßig einen Kreis um

die Wagen mit den Weibern und Kindern und dem Raub geschlossen.

Jetzt schienen die Spanier wieder zurückgedrängt zu werden; der Lärm des Kampfes verlor sich in der Ferne. Der Zug der Aufrührer wollte sich bereits wieder in Bewegung setzen.

„Halt, halt!“ rief Einer der Fußknechte, „da kommen sie wieder! Rossestrab!“ Er kniete nieder und legte das Ohr an den Boden. „Viel Pferde im Galopp!“ Man konnte kaum zehn Schritt weit im Nebel und Regen deutlich sehen; es waren wieder nur unbestimmte Schatten, die man nahen sah.

Ein „Halt“ wurde ihnen zugerufen, und sie hielten, und eine einzelne Gestalt löste sich von dem Haufen ab. Aus dem Ring der aufrührerischen Söldner des Reichs traten ihr Einige entgegen.

„Wer seid Ihr? Woher des Wegs? Was für Begehr?“

Der Nahende ritt ohne zu antworten näher heran.

„Haltet, oder wir schießen!“

„Nur zu, eidbrüchig-Gesindel; versucht, ob Ihr einen ehrlichen Reitersmann trefft!“

Wilde Flüche und der Ruf „Feuer, Feuer!“ ertönten, und manche Büchse wurde in Anschlag gebracht; aber dazwischen riefen auch Stimmen: „Halt, halt, das sind keine Spanier, keine Speerreiter!“

„Nein, das sind keine Spanier“, rief der Reisige zurück. „Das sind auch keine Meuterer, Mörder und Diebshallunken; — ehrliche Hohenlohe'sche Reiter sind's, die Euch Lumpengesindel wahren sollen, daß Ihr nicht dem Galgen entlauft! Glaubt's, der Graf hätte meinetwegen Andere dazu schicken mögen, als uns — nehmt das Ab— Henkersmahl drauf!“

„Der Graf von Hollach hat Euch geschickt?“ fragte es verwundert aus dem Haufen und mancher der wilden Kerle drängte sich vor, näher an den Reitersmann.

„Zurück!“ rief dieser, „wir gehen mit Euch, wie befohlen, jagen die Speerreiter, die Euch die Gurgel abschneiden könnten — man sparte nur die Stricke — und schützen das arme Landvolk vor Euch Hunden. Damit holla! — na, wohin geht der Marsch?“

„Packt Euch zum Teufel, wir brauchen Euch nicht!“ schrie Jobst Bengel aus Heiligenstadt. „Wer hat Euch gerufen? Sagt dem Grafen, dem Holländer, unsern schönsten Dank und wir könnten unsern Weg allein finden.“

„Geht nicht! Alles auf Befehl! Kümmert Euch so wenig als möglich um uns; Ihr handelt nach Belieben, wir nach Befehl.“

„Aber unser Belieben ist, daß Ihr Euch hinscheert, woher Ihr gekommen seid!“ brüllte Hans Römer von Erfurt. „Geht, oder es setzt mein' Seel' blutige Köpfe!“

„Unser Befehl ist, daß wir gehen, wohin Euch der Satan treibt. Am Höllenthor kehren wir um, das ist der Befehl. Genug der Worte.“

Damit wandte der Hohenlohe'sche Rittmeister sein Roß und sprengte zurück zu seinen Reitern, welche unbeweglich auf einer kleinen Erderhöhung hielten und im Gegensatz zu dem tobsüchtigen, wüsten Gebahren der Meuterer nur leise Worte des Zorns und der Verachtung hatten.

Auf seinem Schmerzenslager hatte Christoph von Denow halbblinden Auges und klingenden Ohres den Vorgang angesehen und angehört. Jetzt mußte er auch ohnmächtiger Zeuge der wilden Reden um ihn her sein.

„Das ist solch ein falsch Spiel von dem Grafen — das ist eine Falle. Sollen die Bauern schützen! — Sollen uns schützen vor den Speerreitern! — Lauter Sorg und Lieb, bis sie Euch den Hals zuschnüren! — Nichts von dem Grafen von Hollach! Fort mit den Reitern des Holländers! Feuer auf sie! In die Spieße! in die Spieße mit ihnen!“

„Die Rasenden! die Niederträchtigen!“ stöhnte Christoph von Denow, die Hände ringend. „Und hier liegen zu müssen gleich einem abgestochenen Schaflamme! Halt, halt, was wollen sie thun?!“

Seine schwache Stimme ging verloren in dem Lärm „fort mit Holländern! fort mit dem Grafen von Hollach!“

Mit einem Schlage setzte die ganze Masse der Meuterer im Sturmlauf an gegen das kleine Häuflein der Reiter.

„Hab's mir wohl gedacht“, brummte der Rittmeister in den grauen Bart. „Achtung, Gesellen! Stand gehalten — das ist der Befehl. Herunter mit den Schuften, wenn sie Euch nahe kommen.“

Sie griffen wirklich an. Im nächsten Augenblick war die Reiterschaar umringt, durchbrochen. Die Meisten sanken nach tapfrer Gegenwehr vom Pferd; nur wenige schlugen sich durch und flohen über die Haide. Zuletzt kämpfte noch ein Einzelner. Das war der tapfere alte Führer, der sich wie ein Verzweifelter wehrte. Endlich erstach ihm Balthasar Eschholz aus Berlin das Roß, und eine Kugel durchfuhr seine treue Brust.

Einige Minuten standen die Mörder wie erstarrt. Schlug ihnen diesmal das Herz? Sie wagten es nicht, die Gefallenen zu berauben, ein plötzlicher Schrecken kam über sie, wie von Gott dem Richter gesandt, und Mann und Roß und Wagen stürzten von dannen, hinein in den Nebel, der sie verschlang, als seien sie nicht werth, von Himmel und Erde gesehen zu werden.

„Das ist ein schlechter — schlechter Tod!“ seufzte der zu Boden liegende Reiterhauptmann. „Ein schlechter Tod! — In Deine Hände — aber Alles der Befehl — nun kann der Rath von Nürnberg mein Weib und meine Jungen auffüttern — ein schlechter Tod — Amen! Alles — der — Befehl!“

Er griff noch einmal mit beiden Händen krampfhaft in das Haidekraut — es war vorüber.

Ein Wäglein und drei Menschenkinder waren zurück geblieben beim Fortstürzen der Mörderschaar. Das war Anneke Mey von Stadtoldendorf, welche das Haupt des Erschlagenen stützte, das war Christoph von Denow, der auf seinem Lager das Vaterunser weiter betete, welches der Rittmeister nicht hatte zu Ende bringen können. Das war Hans Niekirch, der Trommelschläger, welcher schluchzend das Rößlein vor dem Wagen hielt! . . . . . .

3.

Nicht Leben, nicht Tod; nicht Vergessenheit, nicht Sinnesklarheit; nicht Schlaf, nicht Wachen; — Alles ein wildes, wirres Chaos in dem fieberkranken Kopfe Christoph von Denow's! Jetzt legte es sich ihm, einem feurigen Schleier gleich, vor die Augen, tausend Sturmglocken und der Verzweiflungsschrei einer eroberten Stadt füllten ihm Ohr und Hirn; — jetzt versank er wieder in ein endloses graues Nichts, in welchem ihn allerlei unerkennbare Schatten umschwebten: — jetzt vermochte er es wieder, sich und seine Umgebung zu unterscheiden; ohne sich klar darüber werden zu können, wer ihn von dannen führe und wohin man ihn führe. Manchmal war der Himmel über ihm grau und ihn fror, dann wieder schaute er empor in das reine Blau und die Sonne schien herab auf ihn. Manchmal glaubte er sich in einem auf dem Wasser fahrendem Schifflein zu befinden, manchmal sah er wieder grüne Zweige über sich und hörte die Vögel singen. Er gab es auf, zu denken, sich zu erinnern: willenlos überließ er sich seinem Geschick. Es zog und zuckte durch seinen Geist! — Da ist der weite, kühle Saal in der väterlichen Burg, dem einstmals am weitesten in das Polen- und Tartarenland vorgeschobenen Posten des deutschen Wesens. Durch die bunten Scheiben der spitzen Fenster fällt das Licht der Sonne und wirft die farbigen, flimmernden Schattenbilder der gemalten Wappen und Heiligen auf den Estrich. Da steht der Sessel des Ritters von Denow neben dem großen Kamine, und der Sessel und der Gebetschemel der Mutter in der Fenstervertiefung, da glitzern im Winkel auf dem künstlich geschnitzten Schenktisch die riesigen, wie Silber glänzenden Zinnkrüge und Geschirre. Da blickt ernst von der Wand der Ahnherr mit dem Deutschritterkreuz auf der Brust, und manch wunderlich Gewaffen aus den Polen- und Preußenschlachten hängt an dem Mittelpfeiler, welcher den Saal stützt. . . . . .

Feuer! Feuer! Das ist nicht der Wiederschein der Abendsonne an den Wänden. Feuer! Feuer! und das Wimmern der Burgglocken und der Schall der Sturmhörner! — Wo blieb das süße, mildlächelnde Bild der Mutter, das eben noch durch den stillen dämmerigen Saal glitt, Feuer und Sturm! Die Polen! die Polen! All verloren! Allgewonnen! Allgewonnen!

Da taucht ein ehrliches bärtiges Gesicht auf — das ist der Knecht Erdwin Wüstemann, welcher den kleinen Christoph aus der brennenden väterlichen Burg auf den Schultern trug und rettete. . . . . Nun rauscht der Wald, nun murmelt der Bach — das ist die verlorne Forsthütte, wo der treue Knecht und das Kind hausten so lange Jahre hindurch. Die Hunde zerren bellend an der Kette, der Falk schaukelt sich auf seiner Stange. Wilde Gesellen und Weiber — fahrende Soldaten, Sänger und Studenten und demüthige Juden verlangen Obdach vor dem nahen Gewitter, oder dem Schneesturm. Sie lagern auf nackter Erde um das Feuer, an welchem die Hirschkeule bratet. Der Weinkrug geht im Kreise umher; Lieder erschallen! Lieder vom freien Landsknechtsleben, lutherische Lieder, Spottlieder gegen den Papst und den Türken und lateinische Lieder vom wandernden Scholarenthum. Jetzt geräth der rothe Heinz mit dem landflüchtigen Leibeigenen oder dem Zigeuner in Streit; die Messer blitzen, der Knecht Erdwin wirft sich zwischen die Kämpfenden — es rauscht der Wald, es murmelt der Bach, es klingt die Harfe des blinden Sängers — ah Wasser, Wasser und Waldfrische in dieser Gluth, welche das Gehirn verdorrt und die Knochen versengt!

Einen Augenblick lang öffnete der Kranke die Augen, er hörte Stimmen um sich her; Jemand hielt ihm einen Krug voll frischen Wassers an die heißen Lippen. Er hatte nicht fragen können, wo er sei, wer ihm helfe in seiner Noth? — von Neuem ergriff ihn der Fiebertraum.

Aus dem Kinde ist im lustigen Wildschützenleben ein wackerer Bub geworden. Hinaus aus dem grünen Wald zieht der Knecht Erdwin mit dem Schützling. Die Zeiten sind danach — wer kühn die Würfel wirft, kann wohl den Venuswurf werfen. Mancher gelangte in der Fremde zu hohen Ehren und Würden, der im Vaterlande kaum den heilen Rock trug. Gern kauften Franzosen, Spanier,

Holländer mit rothem Golde rothes deutsches Blut. Hei, so hattest Du Dir die Welt draußen vor dem Wald wohl nicht gedacht, Christoph von Denow? Hei, das waren andere Gestalten und Bilder: Städte, Klöster und Burgen; Fürsten mit Rittern und Rossen, schöne Damen, Aebte und Bischöfe mit reichem Gefolge, Bürgerauszüge, bunte Landsknechtsrotten auf dem Wege nach Italien, nach Frankreich — für den Kaiser und wider den Kaiser!

Aus dem Reitersbub ist ein Reitersmann geworden, welcher Nichts sein nennt, als sein gutes Schwert, und dem von den Vätern her Nichts geblieben ist, als der eiserne Siegelring mit dem Wappen Derer von Denow, welchen er am Finger trägt.

Immer weiter hinein in das bunte Leben, in den bunten Traum — tagelang, wochenlang im Wundfieber kämpfend zwischen Sein und Vernichtung, bis endlich eine Glocke dumpf und feierlich erklingt, eine Glocke, die nicht mehr allein in dem Gehirn des Kranken läutet!

„Wo bin ich? . . . Die Glocke, was will die Glocke?“ murmelte Christoph von Denow, die Augen aufschlagend.

Anneke Mey stieß einen Freudenschrei aus und hob das Haupt des Junkers ein wenig aus ihrem Schooße: „Er lebt, o guter Gott, er wird leben!“

„Die Glocke! die Glocke?“

„Still, lieget still, Herr! das ist Sanct Lambert zu Münster, und da — horcht! das ist der Dom! Morgen ist der heilige Matthiastag — still, still, lieget ruhig.“

Es wurde dunkel über dem Junker; das Wäglein fuhr in diesem Augenblick durch die Thorwölbung. Der Junker schloß die Augen wieder, er glaubte einen Wortwechsel zu hören, er glaubte zu bemerken, daß der Wagen hielt, Anneke's Stimme erklang ängstlich und bittend dazwischen. Er glaubte ein bärtiges Gesicht über sich zu sehen und einen Ausruf des Schreckens zu hören. Der Wagen bewegte sich wieder — er fuhr aus dem dunklen Thor in das Licht der Straße hinein. — —

Das war das Gesicht des alten Knechts Erdwin, welches der Junker von Denow über sich sah, bis im folgenden Moment Alles verschwand und es wieder Nacht war im Geiste Christoph's. — Allmälig aber wurde diese Nacht jetzt Dämmerung; die Gedanken ordneten sich mehr und mehr. Christoph von Denow erwachte wieder zum Leben.

Er fühlte den wohlthuenden Strahl der milden Herbstsonne, er vernahm die Worte der Freunde um sich her. Jetzt erzählte Erdwin der Knecht, jetzt sprach Anneke Mey, jetzt lachte Hans der Trommelschläger. Die Landschaft glitt an ihm vorüber, Städte, Dörfer, Flecken, er sah blaue Höhenzüge im Osten auftauchen und vernahm wie ein Wanderer dem Knechte Erdwin sagte, das sei der altberühmte große Teutoburger Wald. Er schlummerte abermals ein, und als er abermals erwachte, fand er sich mitten in den Bergen, und ein Wasser rauschte seitwärts in das Dickicht. „Das Wässerlein kenn' ich,“ rief Anneke, „das ist die Else, die fließt in die Werre, und die Werre fließt in die Weser, nun sind wir der Heimath nahe.“

„Und wie ziehen wir nun, Anneke?“ fragte der getreue Knecht Erdwin, welcher munter neben dem Wagen, den Spieß auf der Schulter, herschritt.

„Wo die Sonne aufgeht, fahren wir zu; aus dem Teutoburger Wald in den Lippeschen Wald, zuletzt wird doch mal ein Berg kommen, von dem wir die Weser glitzern sehen können. Dann sind wir zu Hause!“

„Anneke, Anneke!“ murmelte Christoph.

„O, wachet Ihr wieder, Junkerlein? geduldet Euch und lieget still, wir sind Alle noch da, und der Meister Erdwin ist auch da und hat mir Alles von Euch erzählt und ich ihm auch Alles von Euch.“

„O Junker, Junker, seid Ihr wach?“ rief der Knecht Erdwin und schauete über den Rand des Wagens. „Das Mütterlein im Himmel muß über uns wachen, daß ich Euch grad am Thor zu Münster treffen mußt. Von der Reichsschanze bis nach Münster bin ich kreuz und quer Euern Spuren nachgezogen. Habt mich schön in Angst und Noth gebracht! Haltet das Maul, Junkerlein. Dem Herzmädel da dankt Ihr Euer jung' Leben. Lasset Euch füttern und atzen und schlaft wieder ein, wir halten Euch oben, Hans und Anneke und ich!“

Christoph drückte schwach die Hand des wackern Alten, er wollte nach dem Heer fragen, nach den Meuterern, aber er vergaß es. Sein wunder Kopf ruhte noch immer an der Brust der jungen Dirne. Aus schwimmenden Augen blickte er auf zu dem braunen wildfreundlichen Gesicht über ihm.

„Ach, Anneke Mey, Anneke Mey, wohin willst Du mich führen?“

„In meiner Heime ist es gar schön,“ sagte das Mädchen. „Da sind die Berge und die Wiesen so grün, da schaut die alte Burg, sie heißen sie die Homburg, herab auf das Städtel. Da sind die hohen weißen Felsen, ganz weiß, weiß — da wohnen die klugen Zwerge in tiefen runden Löchern. Das ist wahr, ganz gewiß wahr! Es ist auch schaurig da, manchmal rührt sich der Boden und der Wald sinkt ein in die Erde, tief, tief, — und ein Wässerlein springt dann unten in dem Grunde auf; das Wasser trinken die Leut' nicht gern. Aber mitten in den

Bergen, da ist ein kühler Bronn, der Wellborn geheißen, aus dem kommt das Wasser durch Röhren in die Stadt, und die Brunnen rauschen und plätschern immer zu. Und vor dem Burgthor ist ein klein Haus dicht an der Stadtmauer, da sitzt meine alte Muhme, die Alheit — mein Vater und Mutter sind lang todt im Lager vor Lafere, wo wir mit dem französischen König Heinrich waren — und ihre Katz' sitzt neben ihr, und wenn sie, ich mein' die Muhme — an mich gedenkt, so brummt und keift und bet't sie ein Vaterunser, grade weil sie mich gern hat. Schläfst noch nicht, Junkerlein? Mach die Augen zu und kümmre Dich nicht um die Welt."

Mit leiser Stimme fing das Mädchen an zu singen:

„Musikanten zum Spielen,
„Schöne Mädchen zum Lieben:
„So lasset uns fahren,
„Mit Roß' und mit Wagen,
„In unser Quartier!
„In unser Quartier!"

„Ach, der Wagen stößt zu hart; wisset Ihr was, Meister Erdwin? singet Ihr weiter."

„Wollen's versuchen!" sagte der Knecht Wüstemann und begann im Ton der Schlacht von Pavia das Lied von der Schlacht vor Bremen, in welche er als ein junger Bursch' mit den Reitern des Grafen von Oldenburg gezogen war, und frisch schallte sein Baß in den Wald hinein.

„— Unser Feldherr das vernahm,
„Graf Albrecht von Manefelde
„Sprach zu seinem Kriegsvolk lobesam:
„Ihr lieben Auserwählten,
„Nun seid ganz frisch und wohlgemuth,
„Ritterlich woll'n wir fechten;
„Gewinnen woll'n wir Ehr' und Gut,
„Gott wird helfen dem Rechten."

Als der Endvers kam, war Christoph wirklich eingesungen zu sanftem Schlummer, und Hans Niekirche behielt den braunschweig'schen Gassenhauer, den er eben zum Besten geben wollte, auf das Ersuchen des alten Erdwin's für sich. Mit einbrechender Nacht wurde bei einem Köhler mitten im Forst das Nachtquartier aufgeschlagen.

„Was ist denn da draußen vorgegangen in der Welt?" fragte der schwarze Waldmann. „Ihr seid die Ersten nicht, die hier durchkommen und hier angehalten haben. Das ist ja auf einmal, als ob alles Kriegsvolk im deutschen Land sich hier auf den Wald niedergeschlagen hätt', wie ein Immenschwarm auf den Schlehenbusch. Ist es wahr, daß das Reichsheer auseinandergelaufen ist?"

„Es ist wahr," sagte der Knecht Erdwin düster. „Es ist aus, — Alles vorbei!"

„Vorgestern zog hier ein Trupp durch, fast zehen Fähnlein stark, aber anzusehen wie ein wüst Raubgesindel, Fußvolk und Reiter durcheinander. Wollten gen die Weser und ließen sich vernehmen, sie wollten ihrem Zahlherrn, dem braunschweiger Herzog —"

„Die Braunschweiger?!" riefen Erdwin und Anneke und Hans Niekirche. „Die Braunschweiger?!" murmelte Christoph von Denow und richtete sich halb auf seinem Lager auf.

„Gehört Ihr zu ihnen?" fragte der Köhler mißtrauisch. „Nehmt Euch in Acht; ich hab' Einen gesprochen, der sagte, der Braunschweiger habe seine Leibguardia und Reiter die Menge abgesandt, ihnen den Weg zu verlegen. Sein Feldhauptmann, der Graf von Hohenlohe, ist auch, von Mitternacht her, gegen sie aufgebrochen. Das kann ein übel Ende nehmen!"

„Gegen die Weser sind sie gezogen?"

„Wie ich Euch sagte, Maidlein."

„Herr Gott, so müssen wir ab vom Weg!"

„Ihr gehört also nicht zu ihnen?"

„Nein! nein! nein!" riefen Christoph und Erdwin und Anneke.

„Und Ihr wollt auch über die Weser?"

„In meine Heimath!" rief Anneke.

„Mit dem wunden Mann? Geht nicht, wahrlich geht nicht! Weg und Steg sind verlegt."

Alle schwiegen erschrocken und verstört einige Minuten.

„Saget doch," fuhr der Köhler dann fort, „weshalb wollt Ihr nicht bei mir bleiben im Walde, bis der Kopf des Burschen dort wieder heil und ganz ist? Hunger und Durst sollt Ihr nicht leiden. Ihr erzählet mir Alles, was da draußen in der Welt vorgegangen ist, dafür geb' ich Euch Futter und Obdach. Gefällt's Euch?"

„Ihr wolltet —?"

„Gewiß will ich; ich will Euch sogar noch großen Dank schuldig sein dafür!"

„Angenommen, Landsmann!" rief der Knecht Wüstemann freudig. „Junker, nun streckt Euch lang auf Euerm Lager und wehe dem ersten Rehbock, der mir vor die Armbrust geräth, welche ich dort an der Wand sehe."

So kamen am Tage Cornelii des Hauptmanns, die vier Flüchtlinge des Reichsheeres zum ersten Mal zu Ruhe.

4.

Dominus Basilius Sadler, der heiligen Schrift Doctor und fürstlicher Hofprediger zu Wolfenbüttel, hatte seine Predigt beendet und das Vaterunser gebetet. Unter den letzten Klängen der Orgel strömte die Menge aus der Mariencapelle in den dunkeln nebligen Herbsttag hinaus. Man schrieb den vierten November 1599.

Was hatte das andächtige Volk? Statt ruhig nnd gemeſſen wie gewöhnlich am heiligen Sonntag ihren Wohnungen und dem Sonntagsbraten zuzuſchreiten, blieben die Männer in Gruppen auf dem Kirchplatz ſtehen und ſteckten die Köpfe zuſammen; ſelbſt die Weiber waren von derſelben Aufregung ergriffen. Kaum war nämlich der letzte Orgelton verhallt, ſo durchzitterte von der Dammfeſtung her ein anhaltender Trommelwirbel die ſtille Luft und ſchwieg dann einige Augenblicke. Darauf näherten ſich die kriegeriſchen Klänge im Marſchtact, und Manche der Bürger eilten ihnen, ihre Knaben an der Hand, entgegen; der größte Theil der Menge blieb jedoch zurück und erwartete die Dinge, welche da kommen ſollten. „Nun geht es an! Das iſt der Beginn!“ hieß es unter dem Volk.

„Das iſt der Gerichtswebel, Martin Braun von Colberg,“ ſagte ein Goldſchmied, der von Allem genau Beſcheid wußte. „Der verkündet nun das kaiſerliche Maleſizrecht an allen vier Orten der Welt.“

„Sie kommen! ſie kommen!“ hieß es unter der Menge, und eine Gaſſe bildete ſich jetzt, um die Nahenden durchzulaſſen. Von der Dammbrücke her durchzog mit ſeinen drei Trommlern der Gerichtswebel, begleitet von einigen Hellebardierern, feierlich und langſam die Heinrichsſtadt gegen das Kaiſerthor hin.

Wir laſſen ihn ziehen und laſſen das Volk ſeine Betrachtungen anſtellen und ſchreiten quer über den Platz vor der Mariencapelle, durch die Löwenſtraße, über die Dammbrücke an dem Schloß vorüber nach dem Mühlenthorthurm, deſſen Eingänge von einer ſtärkern Wache als gewöhnlich umgeben ſind. Wir führen den Leſer in das obere Stockwerk des Gebäudes. Ein weites Gewölbe thut ſich uns hier auf, ſo dunkel, daß das Auge ſich erſt an die Finſterniß gewöhnen muß, ehe es irgend Etwas in dem Raum erkennen kann. Iſt das geſchehen, ſo bemerken wir, daß das trübe herbſtliche Tageslicht, durch viele aber enge und ſtarkvergitterte Fenſter fällt. Die Wände entlang iſt Stroh aufgeſchichtet, auf welchem dunkle Geſtalten in den mannigfaltigſten Stellungen und Lagen ſich dehnen. Von dunkeln Geſtalten ſind auch einige hie und da aufgeſtellte Tiſche umgeben. Ein Kohlenfeuer glimmt in dem Kamin unter dem gewaltigen Rauchfang. Allmälig erkennen wir mehr in dem dunſterfüllten Raume: bleiche wilde Geſichter, umgeben von wirren zerzauſten Haaren, ſchlechtverbundene, mit blutigen Binden umwickelte Glieder. Ein leiſeres oder lauteres Klirren und Raſſeln von Ketten erſchreckt uns; — wir ſind unter den — Meuterern von Rees! Gekommen iſt's, wie es kommen mußte; morgen wird der Obriſter des niederſächſiſchen Kreiſes, Herr Heinrich Julius von Braunſchweig, das Gericht über ſie angehen laſſen. Dumpf tönt der ferne Trommelſchlag des um die Wälle der Feſtung ziehenden Gerichtswebels Martin Braun in ihr Gefängniß herüber. Lauſchen wir ein wenig den Worten der gefangenen wilden Geſellen!

„Ta, ta ta! Was das für ein Weſen iſt? Sollte man nicht meinen, der Teufel ſei den Kerlen in den Lärmkaſten gefahren? Es gehet Alles zum Schlechteren, ſelbſten das Trommelſchlagen,“ ſagte eine baumlange Geſtalt, ſich über die Genoſſen erhebend.

„Sollt' meinen, Valtin, wir hätten uns um Anderes zu kümmern als den Trommelſchlag,“ ſagte unwirſch ein zweiter Söldner.

Valentin Weiſſer ließ ſich jedoch nicht von ſeinem Thema abbringen. „Horchet nur, iſt das die alte freudige deutſche Art? Aber jetzt will Jeder ein Neues einbringen! Auch die Hiſpanier machen's ſo; da lob' ich mir die Italiener, die haben aufgehoben, was wir nicht mehr mochten und ziehen mit den fünf gleichen Schlägen bis an's Ende der Welt. Topp, topp, topp, topp, topp! das erwecket das Herz zu Freud' und Tapferkeit und hilfet zu Leibeskräften. Topp, topp, topp, topp, topp! Hüt' Dich Bau'r, ich komm'! — das iſt's! oder —“

„Hauptmann, gib uns Geld!“ fiel lachend ein Dritter ein.

„Füg' Dich zu der Kann!“ brummte Hans Römer von Erfurt, der Schmerbauch.

„Mach' Dich bald davon!“ ſang eine ſchrille Stimme dazwiſchen.

„Hüt Dich vor dem Mann!“ brummte Jobſt Bengel von Heiligenſtadt. „Möchte nur wiſſen, wie lang' wir noch in dieſem Loch ſtecken ſollen? Alle blutigen Teufel, ich wollt', der Blitz ſchlüg' gleich mitten unter uns, und nähme uns mit herauf oder herunter, in's Paradies oder die Hölle! 'S ſollt mir gleich ſein — 's wär wenigſtens eine Veränderung!“

„Das greulige Fluchen iſt auch nicht an der Zeit!“ ſagte eine ernſte und finſtre Stimme.

„Hilft auch zu Nichts, Meiſter Wüſtemann,“ grinſte der Vorige wieder. „Dem Galgen entläuft man nit ſo leichtlich — mit Verlaub, Junker, das war nicht auf Euch geſagt.“ Wir folgen dem höhniſchen Blick des Sprechenden. Neben dem Kamin, an die feuchtſchwarze Wand gelehnt, ſteht — Chriſtoph von Denow, gebrochen an Leib und Seele. Er ſchaute ſtarr, gradaus vor ſich hin, bei den Worten Jobſt's aber fuhr er auf, ſank jedoch in demſelben Augenblick mit einer abwehrenden Bewegung der Hand in ſeine vorige Stellung zurück. Die Entgegnung

übernahm Erdwin Wüstemann, der drohend seine gefesselten Fäuste nach dem scheu zurückweichenden Jobst ausstreckte: „Den Schädel zerschmettere ich Dir an der Wand, wenn Du den Rachen nicht hältst, Du Sohn einer Hündin — sage noch ein Wort“ —

„Auf ihn! so ist's recht!“ schrien Einige der Gefangenen. „Halt, halt! trennt sie!“ riefen Andere.

„Seid ruhig, Erdwin,“ sagte der Junker, „laß ihn, Alter, — er hat Recht, der Strick des Hangmanns droht uns Allen.“

„Euch nicht! Euch nicht!“ rief der alte Wüstemann, die ihm entgegengestreckte Hand seines Schützlings fassend, „O Ihr — Ihr in diesen Banden — das Herz bricht mir darüber — o die Schurken, die Schurken!“

Ein Murren, welches bald in lautere Drohungen überging, folgte den Verwünschungen des Alten, der Alle ihn Umgebenden mit allen Flüchen überhäufte, welche ihm auf die Zunge geriethen.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht plötzlich draußen vor der eisenbeschlagenen Thür des Gefängnisses Schritte und eine befehlende Stimme vernommen hätte. Hellebardenschäfte und Musketenkolben rasselten nieder auf den Steinboden. Eine allgemeine Stille trat ein unter den Gefangenen, die Schlösser der Thür kreischten und knarrten. Sie öffnete sich, ein Gefreiter mit der Partisan auf der Schulter schritt herein mit zwei Büchsenschützen, deren Lunten glimmten. Ihnen folgte ein kleines schwarzes Männlein, dem zu Seite, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, der Lieutenant der Festung, Hans Sivers, sich hielt. Durch die geöffnete Thür sah man den Gang angefüllt mit Bewaffneten von der Besatzung.

„Thut Euere Pflicht, Herr Notarius!“ sagte der Lieutenant, und das kleine schwarze Männlein — Herr Friedericus Ortlepius, notarius publicus und des peinlichen Gerichts zu Wolfenbüttel bestallter und beeidigter Gerichtsschreiber, räusperte sich, nahm das Barett vom Haupt und entfaltete ein Papier, welches er in der Rechten trug. Ein Söldner, der eine Lampe hielt, näherte sich. Der Lieutenant hob den Arm gegen die Gefangenen, abermals räusperte sich Herr Ortlepius und las dann seine Schrift ab wie folgt:

„Daß der Hochwürdige, Durchlauchtige, Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Heinrich Julius, postulirter Bischof des Stifts Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, unser Allerseits gnädiger Fürst und Herr, unlängst nach Besage und Inhalt des Coblenz'schen Abschieds, als verordneter Kriegsobrister dieses niedersächsischen Kreises, zur Beschützung des lieben Vaterlandes wider das tyrannische Einfallen des hispanischen Kriegsvolkes, unter andern ein Regiment deutscher Knechte von dreizehn Fähnlein hat werben lassen, solches ist notorium und männiglich bekannt. Sind dieselben auch nachher von Sein. Fürstlichen Gnaden selbst gemustert, bewehrt, und haben sie in derselben persönlicher Gegenwart in dem Ring, altem löblichem Kriegsgebrauch nach, auf den Articulbrief geschworen.

Ob nun wohl J. F. G. sich gänzlich versehen und verhofft, nachdem J. F. G. es so treulich gemeinet; dem gemeinen Vaterland zum Besten, es sich so sauer haben werden lassen, — es würde gemeldetes Regiment sich vermöge geschworenen Eides, Treu und Pflicht, wie Solches ehrlichen, redlichen Kriegsleuten eignet und gebühret, verhalten haben, so hat sich aber befunden, daß zehn Fähnlein von solchem Regiment, ohne einige rechtmäßige gegebene Ursach, wider ihre geschworne Treu und Pflicht, J. F. G. zum sonderlichen Schimpf, der ganzen deutschen Nation zum sonderlichen Spott und Hohn, dieser Kriegsexpedition zum Nachtheil, dem Feind aber zum Frohlocken mit fliegenden Fähnlein aus dem Felde gezogen sind. Haben ihre verordnete Obrigkeit nicht bei sich leiden wollen, auch in solcher Meuterei so lange continuirt, bis daß J. F. G., zur Erhaltung Deroselben Autorität, ein Ernst zu diesen Sachen haben thun müssen, und sie durch ihren damaligen Statthalter und Generallieutenant den Wohlgebornen und Edlen Grafen Philipp zu Hohenlohe, auf der Haide zwischen der Ucht und Bahrenburg, hinter dem Moor, genannt das hessische Darlaten, haben trennen und zum Gehorsam bringen lassen. Und obwohl J. F. G. damals nach Kriegsgebrauch und scharfen Rechten sie zu massacriren und sämmtlich zu Schelmen zu machen, und über sie als Schelmen die Fähnlein abreißen und schleifen zu lassen, befugt gewesen sein, so haben doch J. F. G. zu Deroselbst eigenen Glimpf den gelindesten Weg für die Hand nehmen wollen und haben sich resolviret, Euch, die bestrickten Knechte, welche eines Theils bei J. F. G. als die Principalisten Meutemacher angegeben sind, anderntheils von ihren eigenen Spießgesellen dafür geliefert worden sind, — vor ein öffentlich Malefizrecht stellen zu lassen.

So fordere ich also auf Unsers allerseits gnädigen Fürsten und Herrn gnädigen Befehl Euch: Christoph von Denow, Detlof Schrader von Rendsburg, Erich Südfeld von Hannover u. s. w. u. s. w. — so fordere ich Euch auf morgen früh um sieben Uhr, das ist den fünften November dieses Jahres Eintausend fünfhundert neunundneunzig, vor kaiserliches Recht in den Ring, wo ihr gerichtet werden sollt, wie es am jüngsten Tage vor Gott dem Allmächtigen, wenn Gottes

Sohn kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten, zu verantworten ist!" — —

Fünfundachtzig Namen rief der Notarius Friedrich Ortlepp auf, und Jeder der Gefangenen antwortete durch ein: „Ist hier gegenwärtig." Als die Liste zu Ende gebracht war, hob der kleine schwarze Mann noch einmal, lächelnd, die bebrillte Nase und ließ seine Aeuglein wohlwollend über die Gefangenen hingleiten; dann nickte er dem Geharnischten zu, dieser winkte dem Gefreiten, welcher seine Partisane anzog, sein Commandowort rief. Die Musketierer schulterten ihre Büchsen, und die Beamten schritten heraus aus dem Gewölbe, dessen Thür sogleich hinter ihnen wieder zufiel.

Noch ein Augenblick tiefster Stille, dann ein dumpfes Gemurmel, dann wildester Losbruch aller mächtig zusammengepreßten Gefühle und Leidenschaften der gefesselten Meuterer! Ein wildes Durcheinander, — Ausrufe des Zorns, des Hohns, der Besorgniß, der Angst, — Kettengerassel!

„O Junker, Junker!" rief verzweiflungsvoll der Knecht Erdwin, das Haupt seines jungen Herrn an seine breite Brust ziehend. „O Junker, Junker, wenn das Euer Vater erlebt hätte!"

„Ja, meine Mutter, meine Mutter! 'S ist gut, daß sie todt ist!" seufzte Christoph von Denow, die Hand über die Augen legend.

— — — — — — — — —

In den überfüllten Schenken der Stadt erschallte der tobende Gesang der zum Kriegsgericht eingeforderten Söldner und Hauptleute; viel Zank und Streit blieb nicht aus in den Gassen. Die Bürger zeigten sich nicht allzuhäufig außerhalb ihrer Hausthüren, und wenn es ja einen Nachbar oder Gevatter allzusehr drängte, die Ereignisse des Tages mit einem Gevatter oder Nachbar zu besprechen und abzuhandeln, so schlich er so vorsichtig, als möglich im Schatten der Hauswände dahin. Der Nebel ward dichter und dichter, je mehr die Dämmerung Besitz ergriff von Stadt und Land. Der Herzog auf dem Schloß ließ mehr Holz in den Kamin seines Gemaches werfen, und der Geringste seiner Unterthanen ahmte ihn darin so gut als möglich nach. Immer unfreundlicher ward die Nacht.

Auf dem Prellsteine unter dem Thorgewölbe des Mühlenthurmes kauerte eine weibliche, verhüllte Gestalt. Einen grauen Mantel von schwerem, groben Tuch hatte sie dicht um sich geschlagen, das spitze Hütlein, durch welches ein klein rundes Loch ging, gleich der Spur einer Büchsenkugel — tief in die Stirn gedrückt; ein Bündel lag neben ihr. Das war Anneke Mey aus Stadtoldendorf!

Ihr Haupt stützte sie auf beide Hände und starrte regungslos auf die schwarzen Massen des fürstlichen Schlosses, welches jenseits des Ockergrabens hoch emporragte in den dunkeln Nachthimmel, und in welchem hie und da ein erleuchtetes Fenster schimmerte. — So hatte Anneke den ganzen lieben langen Tag über gesessen, so saß sie noch, als es schon vollständig Nacht geworden war, und die Ronde sich näherte, das Thor zu schließen.

„Sitzt die Dirn' da noch!" rief der Waibel. „Heda, Schätzchen, fort mit Dir, daß Dir das Fallgatter nicht auf den Kopf fällt. Marsch, Liebchen! weiß' nicht, was Du hier suchen könntst?" Anneke rührte sich nicht von ihrem Platze.

„Na, wird's bald? Nimm Vernunft an, Kind, 's gibt wärmere Nester." Damit faßte er den Arm der Kauernden, um sie in die Höhe zu ziehen.

„O lasset mich hier! lasset mich hier!"

„Hoho, geht nicht, geht nicht. Aber nun lasset doch auch einmal Euch in's Gesicht schauen. Hebt die Laterne hoch! Mädel, Kopf in die Höhe!"

Der Schein der Laterne fiel voll in das bleiche gramvolle Gesicht des Mädchens. —

„Alle Teufel, das ist ja die Anneke, die Anneke Mey von Rees her!" rief Einer der Büchsenschützen sich vordrängend. „Waibel, mit der mußt Du säuberlich umgehen. Fürcht' Dich nit, Anneke — wo kommst Du her?"

„Aus dem Moor, aus dem hessischen Darlaten, Arendt Jungbluth!" sagte Anneke tonlos.

„Wo sie die Meutmacher niedergelegt haben? Ei, ei, Anneke, und Du bist mit ihnen gezogen?"

„Sie sind im Wald über uns gekommen, weil sie der Graf von Hollach abgedrängt hatt' von der Weser, und sie haben den Junker auf's Pferd gezwungen, und er hat nicht anders gekonnt, er hat sie müssen führen; aber sie haben doch geraubt und gebrannt und sind gezogen, wo sie wollten, und wir haben müssen mit ihnen durch die Wiehenberge, in's Land Hoya. Da ist es zum Ende gekommen — da hat uns der Graf gestellt, und Hans Nielirche ist todt, ist auch nicht heimgekommen zu seiner Mutter — Gnade Gott uns Allen!"

Lautlos umstanden die Söldner das junge Mädchen; endlich sagte der Waibel: „So ist es geschehen, dagegen kann Keiner sagen — arm' Mädel, was sitzest' nur hier auf dem kalten Stein?" Stumm deutete Anneke nach dem Gefängniß im Thurm über ihr; dann sagte sie: „Sie führten uns zuerst auf das feste Haus Stolzenau; nun sind wir hier zum Gericht!"

„Und der Junker, von welchem Du gesprochen hast, ist da oben bei den Andern?" fragte der Waibel.

Annele nickte.

„Das ist der Knab' Christoph von Denow, von den Reitern?“ fragte wieder der Gefreite Arendt Jungbluth, welcher zuerst Annele erkannt hatte. „Ist das Dein Schatz?“

Ein leises Zittern überlief den Körper des Mädchens, sie antwortete nicht und schüttelte das Haupt und senkte das Gesicht in die Hände und legte den Kopf auf die Knie.

„Arm Kind! arm Mädel!“ murmelten die Krieger. „Aber sie kann hier nicht bleiben,“ brummte der Waibel. „Wir müssen fort, der Böse fährt uns sonst auf den Buckel!“

„Lasset mich einmal mit ihr sprechen,“ sagte Arendt Jungbluth. Er beugte sich nieder zu der Armen und flüsterte ihr zu; plötzlich stieß sie einen Schrei aus, einen Freudenschrei und stand auf den Füßen: „Wirklich, wirklich! Ihr könnt? Ihr wollt? O, Gott segne Euch tausendmal!“

„Herauf die Brücke! Herunter das Gatter! Ist's geschehen? — Fort nach der Schloßwach'! — Jürgen, marsch, voran mit der Laterne!“ commandirte der Waibel. „Annele, Ihr gehört zu uns, Niemand thut Euch was zu Leid. Marsch, marsch!“

Die Hellebarden lagen wieder auf der Schulter; inmitten der Wachtmannschaft ging Annele Mey, und Jürgen trug außer der Laterne auch noch das Bündlein des Soldatenkindes.

5.

Eins schlug die Uhr des Schloßthurmes, und die Krähen fuhren auf aus ihren Nestern und umflatterten krächzend die Spitze und die Wetterfahne, bis der Klang ausgezittert hatte.

„So geh' zu ihm!“ flüsterte Arendt Jungbluth. „Um drei Uhr ist meine Wacht zu Ende, dann klopf' ich und Du kommst heraus. Nun gehab Dich wohl; des Wärtels Margareth lauert drunten am Gang.“

„Dank Euch, Dank Euch!“ flüsterte Annele Mey. Die Gefängnißthür im Mühlenthurm öffnete sich kaum weit genug, um das schmächtige junge Mädchen einzulassen und schloß sich sogleich wieder.

Die qualmende Hängelampe war wie ein rother Punkt in dem dunsterfüllten Raume anzuschauen; die meisten der Gefangenen schnarchten auf dem Stroh die Wände entlang, viele hatten aber auch die Köpfe auf den Tisch gelegt und schliefen so. — Dann und wann erklirrte leise eine Fessel, oder ein Stöhnen und Geseufz ging durch die Wölbung. Niemand hatte den Eintritt des Mädchens bemerkt.

Einige Minuten stand Annele dicht an die Mauer gedrückt. Sie vermochte kaum Athem zu holen. Wie sollte sie in dieser Hölle Den finden, welchen sie suchte?

Plötzlich ward es hell in ihr; anfangs leise, dann lauter und lauter begann sie zu singen:

„Sie ging den Thurm wohl um und um:
„Feinslieb bist Du darinnen?
„Und wenn ich Dich nicht sehen kann,
„So komm' ich von meinen Sinnen.

„Sie ging den Thurm wohl um und um,
„Den Thurm wollt' sie aufschließen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär',
„Keine Stunde thät mich verdrießen!“

Von ihrem Lager richteten sich die Schläfer auf, stärker klirrten die Ketten an ihren Armen und Beinen. —

„Ei, dürft' ich scharfe Messer tragen,
„Wie unsers Herrn sein' Knechte;
„Ich thät mit dem Herrn vom Falkenstein
„Um meinen Herzliebsten fechten!“

„Was ist das? Wer ist das? Wer singet hier?“ tönte es wild durcheinander. „Annele, Annele, Annele Mey!“ rief die Stimme Christoph von Denow's dazwischen, und Erdwin Wüstemann hielt das junge Mädchen in den Armen: „Hier, hier halt' ich sie, hier ist sie, wie ein Engel vom Himmel mit ihrer Lerchenstimme! O Kind, Kind, was willst' hier in dieser Wüstenei? Junker, Junker, wo seid Ihr?“

„O Annele! Annele!“ rief Christoph von Denow.

„Vivat Annele, Annele Mey!“ riefen alle andern Gefangenen. „Das ist ein wackeres Mädel! Vivat des Regiments Schenkin!“

Es fiel keine schnöde, böse Rede: im Gegentheil, es war, als ob durch das Erscheinen des Kindes jedes trotzige, wilde Herz milder geworden wäre. Man hätte sie gern auf den Händen getragen, da sie das aber nicht leiden wollte, suchte man ihr den bequemsten Platz aus und breitete Mäntel unter ihre Füße, um sie vor der feuchten Kälte der Steinplatten zu schützen. Eine Bank wurde zerschlagen, um das erlöschende Feuer im Kamin damit zu nähren.

„So hast Du uns nicht verlassen, Annele!“ rief Christoph und hielt ihre beiden Hände in den seinigen, und der Knecht Erdwin wischte verstohlen eine Thräne aus den grauen Wimpern. „O, wie können wir Dir je das wiedervergelten?“

„Wie könnt' ich Euch verlassen? Und wenn sie Euch zum Tode führen, ich geh' mit Euch!“

Sie saßen bei einander, Christoph und Annele, neben dem Kamin, und die Dirne schluchzte und lächelte durch ihre Thränen. Sie vergaßen Alles um sich her, und der alte Wüstemann stand dabei, seufzte tief und schwer und schüttelte das greise Haupt:

„Jammer, o Jammer!“ — — — —

Um drei Uhr krähte zum ersten Mal der Hahn, um drei Uhr klopfte Arendt Jungbluth an die Thür.

„Nun muß ich scheiden!“ sagte Anneke. „Gott schütze uns; wenn das Gericht angeht, steh' ich auf Eurem Wege, Herr.“

„Anneke, Gott lohn's Dir, was Du an uns thust!“

„Fahre wohl! Fahre wohl, Anneke!“ riefen die gefangenen Meuterer. „Gott segne Dich, Anneke!“

Christoph von Denow schlug die Hände vor's Gesicht; — die Thür war hinter dem jungen Mädchen zugefallen. Im Osten zeigte ein weißer Streif am Nachthimmel, daß der Morgen nicht mehr fern sei, und der Wind machte sich auf, fuhr von den Harzbergen nach dem deutschen Meer und verkündete dasselbe. —

Sechs schlug die Uhr des Schloßthurmes; wieder schossen die Krähen aus ihren Nestern und umflatterten die Spitze, krochen aber diesmal nicht wieder zurück in ihre Schlupfwinkel, sondern ließen sich, eine bei der andern, nieder auf dem Rande der Galerie, welche nahe dem Dach, den Thurm umzieht. Neugierig reckten sie die Hälse und schauten herab in den dichten weißen Nebel unter ihnen, aus welchem kaum die höchsten Giebel der Stadt und Festung hervorlugten. Trommelschall erdröhnte auf dem Schloßhofe und hallte wieder von den Wällen, während eine kriegerische Musik aus der Ferne dem Weckauf der Besatzung antwortete. Auf der Festung trat die Soldatesca unter die Waffen, und in der Heinrichstadt verkündete das klingende Spiel, daß die Bürgerschaft in Wehr und Harnisch aufzog.

Von Zeit zu Zeit löste sich einer der schwarzen Vögel aus der Reihe der Genossen los und flatterte mit kurzen Flügelschlägen hinein in den Nebel, als wolle er Kundschaft holen über das Fest, welches ihm drunten bereitet wurde. Kehrte er zurück, so wußte er mancherlei zu erzählen, und freudekreischend erhoben sich die andern und wirbelten durcheinander und überschlugen sich in der grauen Luft, um endlich wieder zurückzufallen auf ihre Plätze in Reih' und Glied.

Gegen sieben Uhr verflüchtigte sich der Schleier, welcher über der Stadt lag, um sieben Uhr trat Alles in's Licht! Vor dem fürstlichen Marstalle waren die Schranken aufgestellt. Ein mit rothem Tuch bekleideter Tisch und ebenso überzogene Bänke für den Gerichtsschulzen und die Beisitzer standen in der Mitte. Das Volk umwogte dicht gedrängt den Platz. Jetzt zog „mit dem Gespiel“ die fürstliche Leibgarde aus dem Schloßthor, den Graben entlang, und besetzte zwei Seiten der Schranken. Nach ihr rückte in drei Fähnlein die Bürgerschaft von der Dammfestung, der Heinrichsstadt und dem Gotteslager heran und schloß die beiden andern Seiten ein. Der Ring war gebildet; die Fahnen wurden zusammengewickelt und unter sich gekehrt, die Obergewehre mit den Spitzen in die Erde gestoßen, nach Kriegsgebrauch bei kaiserlichem Malefizrecht.

Abermals entstand eine Bewegung unter der Volksmenge; wieder schritt ein Zug durch die gebildete Gasse feierlich und langsam vom Schloß her. Das war der Gerichtsschulze Melchior Reicharts mit seinen einundzwanzig Richtern, Hauptleuten, Gefreiten und Gemeinen, und dem Gerichtsschreiber Friedericus Ortlepius, die allesammt paarweise in den Ring eintraten.

Zuerst ließ sich der notarius publicus nieder, zur linken Hand an dem rothen Tisch. Er ordnete seine Papiere, guckte in sein Dintenfaß, rückte das Sandfaß zurecht, und der trübe Himmel und die Krähen auf dem Schloßthurm schauten ihm dabei zu. Er prüfte die Spitze seiner Feder auf dem Daumennagel, das Murmeln und Murren der tausendköpfigen Menge machte einer Todtenstille Platz; von dem Mühlenthurm her erklang ein tactmäßiges Rasseln und Klirren und verkündete das Nahen der Gefangenen. — — — —

„O mein Gott, hilf ihm und mir!“ stöhnte Annete Mey von Stadtoldendorf, als an dem Mühlenthurm die Pforte sich öffnete, und die davor aufgestellte Reiterwache, die Pferde rückwärtsdrängend, das Volk auseinander trieb.

„Da sind sie! die Meutmacher! die Schufte! Da sind die falschen Schurken!“ ging der unterdrückte Schrei durch das zornige Volk. Aus der Gefängnißpforte hervor glitt ein verwildertes, trotziges oder verzagtes Gesicht nach dem andern an der zitternden Annete vorüber.

Und jetzt —

„Christoph!“ durchdrang grell und schneidend ein Schrei die schwere graue Luft, daß der Herzog Heinrich Julius, welcher am einen Fenster seines Schlosses stand und auf das Getümmel unter sich finster herabblickte, unwillkürlich den Kopf nach der Richtung hinneigte.

Da schritt er einher, der Junker von Denow, bleich, wankend, gestützt auf den Arm des getreuen Knechtes Erdwin.

„O Christoph! Christoph von Denow!“

Der junge Reiter erhob das Auge; es haftete auf dem jungen Mädchen, welches hinter der Reihe der begleitenden Hellebardierer die Hände ihm entgegenstreckte; — ein trübes Lächeln glitt über das Gesicht Christoph's, dann schüttelte er das Haupt; er wollte anhalten.

„Haſt doch Recht gehabt, Anneke!“ lachte höhniſch Valentin Weiſſer, der Roſenecker. „Waren Unſrer doch zu wenig. Puh — 's iſt am End' einerlei — Kugel oder Strick. Vorwärts, Junker Stoffel; ich trei' Dir ſonſt die Hacken ab!“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der Führer der Geleitsmannſchaft — vorüber ſchritt Chriſtoph von Denow. — — — — —

Im Ring aber ſchwuren die Richter mit aufgerichtetem Finger und lauter Stimme:

„Ich lobe und ſchwöre, daß ich dieſen Tag und alles Dasjenige, was vor dieſem Malefizrecht vorkommen wird, urtheilen und richten will, es ſei gleich über Leib und Blut, Geld oder Geldeswerth, als ich will, daß mich Gott am jüngſten Tage richten ſoll, — den Armen als den Reichen. Will hierinnen weder Freundſchaft noch Feindſchaft, Gunſt noch Ungunſt, weder Haß, Geſchenke, Gaben, Geld oder Geldeswerth anſehen, oder mich verhindern laſſen! So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!“

Alle Beiſitzer ſaßen darauf nieder an ihren Plätzen, und nur der Gerichtsſchulze blieb ſtehen und that eine Umfrage. Darauf verbannte er das Recht: erſtens im Namen der heiligen unzertheilbaren Dreifaltigkeit, dann im Namen des Fürſten, dem Richter und Angeklagte als Kriegsleute geſchworen hatten, zuletzt kraft ſeines eignen angeordneten Amts und Stabes, daß: „Keiner innerhalb oder außerhalb dem Rechten wolle einreden. Solle auch Niemand einem Richter heimlich zuſprechen. Dem Profoß ſolle eine freie Gaſſe gelaſſen werden, damit er guten Raum habe, damit er deſto baß mit den Gefangenen vom Rechten ab- und zugehen möge, bei Pön eines rheiniſchen Gülden in Gold.“ —

„Derhalben,“ fuhr er fort, „wer nun vor dieſem Kaiſerlichen Recht zu ſchicken oder zu ſchaffen hat, es ſei gleich Kläger oder Antworter oder ſonſten Einer, der dem löblichen Regiment etwas anzuzeigen hat: die ſtehen in den Ring und klagen, wie man pflegt zu klagen und Antwort zu geben, auf Red' und Widerred', wie in Kaiſerlichen Rechten der Gebrauch iſt. — Gerichtswebel, habt Ihr geſtern den Profoß, wie auch die Angeklagten fürgeboten, citiret und geladen?“

Und der Gerichtswebel ſtand auf und antwortete: „Herr Schultheiß, ich habe ſie geſtern früh mit drei Trommeln an den vier Orten der Welt citiret!“

Und des Regimentes Profoß, Carſten Fricke, trat in den Ring, und der Gerichtswebel führte die Angeklagten hinein, jedes Fähnlein für ſich zuſammengeſchloſſen. —

6.

„Liege ſtill, Kind,“ ſagte am zwanzigſten November bei Tagesanbruch auf der Hauptwacht im Schloß zu Wolfenbüttel der Gefreite Arendt Jungbluth. „Liege ruhig und ſchlaf weiter: der Morgen iſt dunkel und bräuet Schnee. Es geht noch nicht an.“

Anneke Mey hatte ſich auf der harten Holzbank, erſchreckt aus tiefem Traum auffahrend, in die Höhe gerichtet, bei dem Ruf der Wacht draußen, die zur Ablöſung herausrief.

„Schlafe wieder ein, Anneke, ich wecke Dich, wenn es Zeit iſt,“ ſagte Arendt, die Sturmhaube auf den Kopf ſtülpend.

„Der letzte Tag!“ murmelte das Soldatenkind, und das müde Haupt ſank wieder zurück auf das harte Lager, die Augen ſchloſſen ſich wieder.

„Hui, der Wind — Teufel!“ brummte Arendt, als die Söldner wieder zurücktraten in die Wachtſtube. „Schläft ſie wieder? — Richtig! ach, ich wollt', ſie verſchlief' es ganz. Ruhig, Kerle — haltet Eure Mäuler! Donner — iſt es nicht grad als ob der Sturm den alten Kaſten Einem über dem Kopf zuſammenreißen wollte? Das wird das rechte Wetter ſein für die da draußen im Ring, das bläſt ihnen die Urtheile vom Munde weg. Wie ſie da liegt! iſt das nicht ein Jammer? Ich wollt', ſie verſchlief' die böſe Stund'.“

Wild jagte der Wind die ſchweren Schneewolken vor ſich her und heulte und pfiff in den Gängen des Schloſſes wie der böſe Feind, klapperte mit den Ziegeln, rüttelte an den Fenſtern und trieb die Wetterfahnen mit den Löwen auf den Thurmſpitzen im Kreiſe umher, heftiger und heftiger wie der Tag zunahm.

Anneke Mey lag noch immer nicht im Schlaf, ſondern in ſtumpfſinniger Erſchöpfung. Was kein Kriegszug vollbracht hatte, das hatten die letzten vierzehn Tage gethan; ſie hatten das Kind gebrochen, es matt und müd gemacht bis zum Tode. Vergeblich ſahen ſich diesmal auf ihrem Wege zum Gericht Chriſtoph von Denow und Erdwin Wüſtemann nach dem abgehärmten Geſicht ihres Schutzengels um.

„Gottlob, gottlob, ſie verſchläft's!“ murmelte Arendt Jungbluth, ſich über das Lager der Armen beugend.

Im Ring, unter dem düſtern ſchwarzen Himmel mit den jagenden Wolken las Friedrich Ottlepp, der Gerichtsſchreiber, ein Todesurtheil nach dem andern; einen Stab nach dem andern brach der Schultheiß und warf ihn auf den Richtplatz.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit. Amen!“ ſprach er bei jeder weißen Ruthe, welche zerknickt auf den Boden fiel.

Und jetzt — jetzt der letzte Spruch!

„Auf eingebrachte Klage des Profossen, Gegenrede des Beklagten, producirte Kundschaft und Zeugniß, ist durch einhellige Umfrage zu Recht erkannt, daß — Christoph von Denow nicht gebührt hat, sich für einen Vorsprecher bei der vorgesetzten Obrigkeit, noch für einen Hauptmann aufzuwerfen, noch die Befehle zu vergeben und auszutheilen, noch die Wacht zu bestellen. Warum er dem Profoß überantwortet werden soll, welcher ihn in sein Gewahrsam führen und ihn dem Nachrichter einantworten und befehlen soll, daß er ihn hinaus führe und an den nächsten Galgen hänge und mit dem Strange zwischen Himmel und Erde erwürge, damit der Wind unter ihm und über ihn durchwehen könne, ihm zu verwirkter Strafe und andern zum abscheulichen Exempel!“

Wieder fiel der gebrochene Stab zu den andern auf die Erde.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit, Amen!“

Auf die Knie stürzten drei und achtzig der Verurtheilten: „Gnade, Gnade! Gnade ist besser denn Recht!“

Hochauf richteten sich Christoph von Denow und Erdwin Wüstemann, und der Junker hob die gefesselte Rechte zum Himmel, während der Wind seine Locken zerwühlte und die Schneewolken sich öffneten, und das weiße Gestöber wirbelnd herabfuhr:

„Keine Gnade! Recht! Recht! Recht ist besser denn Gnade!“

In den Ring sprang der Profoß mit der Wache und stürzte sich auf die Gefangenen — wild und anhaltend brach das Geschrei des Volkes los, die Commandoworte erschallten dazwischen, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, aus der Erde wurden die Waffen gerissen und hoch in die Luft geschwungen, die Fähnlein entfalteten sich im Winde. Die Krähen aber schossen in einem schwarzen Haufen herab von dem Schloßthurm und umflatterten krächzend die Stätte des Gerichts. Gleich dem bewegten Meer wogte und donnerte das Volk, und durch die Menschenfluth kämpfte sich mit zerrissenen Kleidern, losgegangenen Haarflechten Anneke Mey.

„Christoph! Christoph! O du heiliger Gott im Himmel! verloren! verloren!“

Dem Herzog am geöffneten Fenster seines Gemachs riß der Sturm den Griff des Flügels aus der Hand, daß er klirrend zuschlug. Ueber den Schloßhof schritt der Gerichtsschultheiß Melchior Reicharts mit den Hauptleuten Georg Frost, Peter Köhler, Heinrich Jordans und Moritz Ahlemann nach gethaner Pflicht den jungen Fürsten, Zahlherrn und Kreis-Obersten für die Verurtheilten zu bitten. Friedericus Ortlepius trug „fürsichtiglich und sorgsamlich“ die Acten und Protocolle. Tief in die Nacht hinein saß der Herzog mit den sechs Männern über diesen Papieren. Vierundzwanzig Todesurtheile bestätigte er, und unter diesen befand sich das Christoph von Denow's. Zweiunddreißig der Verurtheilten begnadigte er dahin, „daß sie zur Straf' sich verpflichten sollen, im Land zu Ungarn auf dem Grenzhause Groß-Wardein wider den Erbfeind der Christenheit zu Wasser und zu Lande, in Sturm und Schlachten jederzeit, wie ehrlichen Kriegsleuten Solches gebührt, sich gebrauchen zu lassen.“ — Siebenundzwanzig Männern wurde auf einen gewöhnlichen „Urfried“ das Leben und die Ehre geschenket und sie ihrem Fähnlein wieder einverleibt. — Zweien wurde das Leben und die Ehre ohne Bedingung geschenkt. Der Erste war Erdwin Wüstemann, der Andere ein Söldner, genannt Claus Rischemann von Calvörde. Alle diese Schlüsse wurden den Gefangenen noch in derselben Nacht bekannt gemacht.

7.

Der Schnee lag hoch in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt und Festung Wolfenbüttel. Der Sturm hatte sich mit Anbruch des Tages ganz gelegt, es war wieder still und ruhig geworden und leise träufelte es von den Dächern; denn die Luft war warm und mit Feuchtigkeit gefüllt; mit dumpfem Geräusch bewegte sich das Volk in den Gassen.

Die Fenster der Schloßkirche glänzten röthlich in die trübe Morgendämmrung herein, und feierlich erklang die Orgel und der Gesang vieler Männerstimmen:

Allein zu Dir, Herr Jesu Christ,
Mein' Hoffnung steht auf Erden. —

Im Schein der Lichter und Lampen erglänzte Harnisch an Harnisch in dem heiligen Gebäude: den Verurtheilten sollte ihre letzte Predigt gehalten und das Abendmahl ihnen gereicht werden. Der junge Herzog saß in seinem Stuhl, das Gebetbuch vor sich; alle Officiere der Besatzung waren in Wehr und Waffen zugegen, und die Wände entlang und im Schiff der Kirche drängte sich ein bärtiges ernstes Kriegergesicht an das andere. Die Vierundzwanzig, die da sterben sollten, saßen auf einer niedern Bank unter der Kanzel, auf welcher der Magister Basilius im schwarzen Chorrock mit der Halskrause stand, bereit, seine Rede über die beiden Schächer am Kreuz zu beginnen. In einem dunkeln Winkel unter der Orgel stand Erdwin Wüstemann und hielt die schluchzende Anneke im Arm; um sie

her knieten oder standen die vom Tode losgesprochenen Meuterer, denen man die Fesseln abgenommen hatte:

Und jetzt schwieg die Orgel und der Gesang. Das Wort des Evangelisten Lucas wurde gelesen:

„Aber der Uebelthäter Einer, die da gehängt waren, lästerte ihn und sprach: Bist Du Christus, so hilf Dir selber und uns! — Da antwortete der Andere, strafte ihn und sprach: Und Du fürchtest Dich auch nicht vor Gott, der Du in gleicher Verdammniß bist? Wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsre Thaten werth sind; Dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt! — Und er sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst! — Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage Dir, heut wirst Du mit mir im Paradiese sein!“ —

Ueberlaut riefen bei diesen letzten Worten des Textes einige der Verurtheilten: „Das helfe uns der allmächtige Gott!“ und hoben die kettenklirrenden Hände gefaltet hoch empor. Das Auge Christoph von Denow's aber leuchtete plötzlich in einem Glanz, welcher darin bereits für immer erloschen schien. Hatte er eine Vision? Rief ihm eine süße bekannte Stimme von oben? Erschien ihm winkend die todte Mutter?

Christoph von Denow war zum Sterben bereit. —

„Gott, Gott, laß so nicht das Haus Denow zu End' kommen!“ stöhnte in seinem Winkel Erdwin, der Knecht. „Herr, schenke Du ihm einen adeligen Tod! Laß diesen Kelch an mir vorüber gehen!“

„Er soll mir den Kopf zertreten und über meinen leblosen Leib weggehen, wenn er mich nicht hören will!“ sagte Anneke Mey tonlos.

Und Dominus Basilius Sadler begann seine Buß- und Trostpredigt und theilte sie in die zwei Punkte:

Erstlich, wie sich der „heilige“ Schächer am Kreuz in seiner letzten Noth gehalten.

Zum Andern, wie herrlich ihn Christus getröstet habe.

Der Himmel im Osten aber färbte sich immer purpurner, und die Lichter und Lampen der Capelle erblaßten mehr und mehr vor dem Glanz, welchen Gott über die winterliche Welt leuchten ließ. Die Gefangenen neigten die Häupter tiefer und tiefer.

— „Euer Weib und Kinder befehlet Ihr, die Ihr welche habt, Gott dem Allmächtigen, der ist der Waisen Vater und der Wittwen Richter. Ist schon dieser Tod vor der Welt schmählich, so gedenket, wenn Ihr Euch bekehret, daß Ihr Gottes Kinder seid, dann wird solch' Leiden ehrlich und herrlich. Denn der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.“ —

„Einen ehrlichen Tod! o Gott, schenke ihm einen adeligen Tod!“ murmelte Erdwin, der Knecht.

„So gebe Gott der Allmächtige Euch Allen die Gnade seines heiligen Geistes, daß Ihr Euer' Sünd' von Herzen erkennt und Euch leid sein lasset, Euch im wahren Glauben zu Christo wendet und darin bis an's Ende verharret, Euer' Seel' in Geduld fasset, allen Menschen von Herzen vergebet und verzeihet, heut, diesen Tag, Gott Eure Seele opfert und überantwortet und am großen Tag des Herrn mit Freuden auferstehet und mit Leib und Seele ewig lebet! Amen, Amen, Amen!“

Der Sand war verlaufen in der Uhr auf der Canzel. Der Herzog verließ mit seinen Hofbeamten seinen Stuhl, Anneke Mey verschwand von der Seite Erdwin's, ohne daß dieser es bemerkte; — unter den Klängen des alten traurigen Chorales: Wenn mein Stündlein vorhanden ist — wurde den Verurtheilten das Abendmahl gereicht.

Nun war auch das geschehen; in die letzten Klänge der Orgel mischte sich grell und schneidend ein anderer Klang — der Schall des Armensünderglöckchens! Der Henker wartete an der Thür des Hauses Gottes!

Im langsamen Zug traten die Verurtheilten und Gefangenen, von ihren Wächtern umgeben, hinaus aus der Schloßkirche, vor welcher sie die harrende Menge mit wildem Geschrei und Droh- und Schmähworten empfing. Der schwere Gang begann, in das goldne Morgenroth hinein, über den Schloßplatz, die Dammbrücke, durch die Heinrichsstadt dem Kaiserthor zu. Alle Gassen, durch welche der Zug ging, waren mit herzoglichen Reitern und den gewaffneten Bürgern besetzt, um den Andrang des Volks zu bändigen.

Vor dem Kaiserthor waren die vier Galgen gebaut, woran die vierundzwanzig Leben enden sollten. Fast eine halbe Stund' verging, ehe die Verurtheilten unter ihnen standen. Der Ring war geschlossen auf zwei Seiten von den Hellebardierern, auf den beiden andern Seiten von den Musquetenschützen, deren Röhre auf den Gabeln lagen, deren glimmende Lunten zum augenblicklichen Gebrauch aufgeschroben waren. Dicht vor dem Gefreiten Arendt Jungbluth hielten sich Erdwin Wüstemann und der Junker Christoph von Denow.

Der Alte hatte den Arm um seinen jungen Herrn geschlungen, und dieser das Haupt an die Brust des treuen Knechts gelegt. Sie sprachen leise leise zu einander.

„Weiß nicht, wo sie geblieben ist! weiß nicht, wo sie bleibt!“ sagte der Alte.

„Sie hat mich nicht sterben sehen wollen; — 's ist auch besser so! O schütze sie — halte sie, trag' sie auf den Händen und im

Herzen und verlaß sie nie und nimmer — ich will meiner Mutter von ihr sagen, wenn ich zu ihr komm'." —

„O Junker, Junker, und Euer Vater" —

„Vergiß nicht, was Du ihm versprochen hast."

„Es wird geschehen, so wahr mir Gott helfe!" sagte dumpf der Alte.

„Schau, es geht an — da hast Du den Ring — mein Schwert liegt versenkt im Moor, es ist ein gutes, tadelloses Schwert geblieben! — Ihr sag' — o Annete! Annete!" Der Junker brach ab; er vermochte es nicht, weiter zu sprechen.

Unterdessen war eine Todtenstille in der Menschenmenge eingetreten, die aber jedesmal, wenn die Henker einen der Meuterer des Reichsheeres von der Leiter stießen, in ein gräßliches, langanhaltendes Geheul, durch welches scharf das Wirbeln der Trommel klang, überging. — — Dreiundzwanzig Mal hatte das Volk aufgeschrien —

„Christoph von Denow!" rief nun der Profoß mit lauter Stimme.

Zum letztenmal lagen sich Christoph und Erdwin in den Armen.

„Lebe wohl! lebe wohl!" flüsterte der Erste — „vergiß nicht!" —

„So gnade Gott mir und Euch!" schrie der Knecht Wüstemann und strich die langen greisen Haare aus der Stirn zurück. Der Junker von Denow stand am Fuße der Leiter!

Er drückte die Hand auf das Herz und setzte den Fuß auf die erste Staffel: „O Annete, süße Annete!"

Der Gedanke kam ihm, er würde sie erblicken in der Menge, welche wieder in unheimlichster Stille den Richtplatz bedeckte; mit einem Sprung war er oben an der Seite des Henkers, der ihn mit dem Strick in der Hand erwartete. Er stieß die Hand desselben zurück — seine Augen schweiften über all' diese Tausende emporgerichteter Gesichter —

„O Annete Mey, liebe Annete, wo bist Du? wo bist Du? weshalb hast Du mich verlassen?!"

Wieder streckte der Henker die Hand nach ihm aus; er hielt ein Blech, auf welchem die Worte standen „Meutmacher und Meineidiger" — und wollte es dem Verurtheilten an einem Bande um den Hals werfen.

„Lebe wohl, süße Annete Mey!" flüsterte Christoph von Denow; er schlug die Hand des Henkers abermals zur Seite, klirrend fiel das Blech, die Leiter nieder, zur Erde —

Mit einem wilden, entsetzlichen Schrei sprang Erdwin Wüstemann einen Schritt zurück, mit einem Griff riß er das Feuerrohr aus den Händen Arendt Jungbluth's und an seine Wange. Der Schuß krachte — „Gnade Gott mir und Dir!"

„Dank, Erdwin — hast — Wort gehalten!" sprach Christoph von Denow. Er schwankte — breitete die Arme aus: „Lebe — wohl — süße — Annete!" Der entsetzte Henker wollte ihn halten, aber im dumpfen Fall stürzte der Körper die Leiter herab in den blutigen Schnee.

Aufbrüllte die Menge und tobte durch einander, der Ring löste sich — die Officiere, die Beamten der Gewaltiger stürzten sich auf den Knecht Erdwin, welcher regungslos dastand, das abgeschossene Rohr in der Hand.

„Mord, Mord! Was ist das? Was ist geschehen?"

Und jetzt ein neues Geschrei von der Stadt her: „Haltet, haltet!"

Ein Reiter mit einem Papier in der Hand, im Galopp ansprengend! Ihm nach ein zweiter Reiter, vor sich auf dem Pferd ein halbohnmächtiges, todbleiches Mädchen —

„Halt, halt! Befehl, den Verurtheilten Christoph von Denow zurückzuführen in's Gewahrsam!"

Annete Mey leblos auf dem leblosen Körper des Erschossenen — Erdwin Wüstemann besinnungslos in den Armen Arendt Jungbluth's! — — — Trompetenschall von der Thorwache; von der Stadt her eine neue Reiterschaar: „Der Herzog! der Herzog! — Zu spät! zu spät!" — — — — — —

In dem wiedergebildeten Ring hielt der junge Fürst mit seinem Gefolge; vor ihm stand barhäuptig der Profoß, neben der schrecklichen Gruppe am Boden und erzählte das Vorgefallene. Als er geendet, stieg der junge Fürst ab von seinem Hengst und näherte sich dem unseligen Knecht des Hauses Denow:

„Weshalb hast Du das gethan?"

Der Angeredete blickte irr und wirr im Kreise umher, antwortete nicht, sondern brach nur in ein herzzerreißendes Gelächter aus.

Der Herzog legte die Hand an die Stirn; — dann wandte er sich:

„Hebt doch das Kind von der Leiche!"

Der Lieutenant der Festung, Johannes Sivers, beugte sich nieder, um dem Befehl nachzukommen. Es gelang ihm mit Mühe:

„O gnädiger Gott, todt, todt, fürstliche Gnaden!"

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die lauschende Menge; der Fürst schritt finster sinnend einige Minuten auf und ab. Dann hob er das Haupt, das welfische Auge war wieder klar:

„Bei meinen Vätern, ich glaub', da ist ein bös' Ding gethan! Leget die Dirne und den todten Knaben auf die Gewehrläufe — es ist Unsre Meinung und Wille, daß das Gericht wieder beginne. Wir sind entschlossen, selbsten im Ring zu sitzen!"

Während dieser letzten Worte hatte sich

Erdwin Wüstemann langsam aufgerichtet; jetzt stand er wieder fest auf den Füßen. Der Herzog bemerkte es, er legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Ihr habet hart und schnell in Unser Gericht eingegriffen, Hauptmann. Stehet zu mir nun auch im Ring, daß die Wahrheit an den Tag kommt! Nachher wollen Wir, daß Ihr die dort gen Ungarn führet als Unser Ehrbarer, Mannhafter und Getreuer! Höret Ihr, Hauptmann Erdwin Wüstemann?! Nun hebet die Leichen und rühret die Trommeln — fort! fort!“

Ueber der blutigen Morgenröthe hatten sich die Wolken wieder dunkel zusammengezogen. Wieder sanken leise einzelne weiße Flocken herab. Sie mehrten sich von Augenblick zu Augenblick und deckten bald, einem Leichentuch gleich, die Körper Christoph's und Anna's, wie sie durch die Gassen der Stadt Wolfenbüttel, dem Zuge der Krieger und Bürger voran, dicht hinter dem Gefolge des Herzogs, welcher mit gesenktem Haupt vorausritt, der Gerichtsstätte am Schloß zugetragen wurden. Der alte Knecht Erdwin ging neben seinem jungen Herrn her; aber er wußte Nichts davon — dunkel war es in ihm und um ihn! —

So starb der Junker Christoph von Denow eines adeligen Todes!

Schleiermacher.

Von W. Hoffner.

„Aus jedem Kunstwerk strahlet mir, was Menschliches darin ist abgebildet, weit heller als des Bildners Kunst entgegen. Ich gebe frei mich hin der freien Natur: und wie sie ihre schönen bedeutungsvollen Zeichen mir darbeut, wecken sie alle in mir Empfindungen und Gedanken, ohne daß mich's je gewaltsam drängte, was ich geschaut, umbildend anders und bestimmter zum eigenen Werke zu gestalten. Drum darf ich auch nicht, wie der Künstler, einsam bilden; es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths, es stocket der Gedankenlauf; ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern, immer fester durch Geben und Empfangen das eigene Wesen zu bestimmen. Der ungestillte Durst, es weiter stets zu bilden, verstattet nicht, daß ich der That, der Mittheilung des Innern, auch äußere Vollendung gebe; ich stelle die Handlung und die Rede hin in die Welt, es kümmert mich nicht, ob Schauende und Hörer mit ihrem Sinn durchdringen durch die rauhe Schale, ob sie den innersten Gedanken, den eigenen Geist auch in der unvollkommneren Darstellung glücklich finden. Mir bleibt nicht Zeit, nicht Lust, danach zu fragen; fort muß ich von der Stelle, wo ich stand, durch neues Thun und Denken in dem kurzen Leben noch das eigene Wesen, soweit es möglich, zu vollenden.“

Mit diesen Worten hat Schleiermacher seine Eigenthümlichkeit selber bezeichnet, wie er denn über sie zu reflectiren, sich in jeder Bewegung zu beobachten, nicht müde wurde. — Er war eine religiöse Natur; religiöses Leben in sich zu gestalten und außer sich anzuregen, war der innerste Trieb seines Geistes. Die schärfste, immer kampfgerüstete Dialektik, ein ruheloser, von der lebendigsten Phantasie getragener, durch philologische Methode geübter Scharfsinn waren doch nur dem religiösen Leben in ihm dienstbar, das danach rang, einen dem wissenschaftlichen Bewußtsein jener Zeit angemessenen Ausdruck zu finden. Treffender Witz, heitere gesellige Gewandtheit, die glücklichste Geistesgegenwart, die jedes Gespräch und jedes Verhältniß beherrschte, verhüllten bald die Bewegungen eines innigen Gemüthes, bald ließen sie dieselben leicht und liebenswürdig hervortreten. Eine immer wache Besonnenheit war ihm eigen: wie sehr er auch den Scherz liebte, in ernsten Verhältnissen erschien er stets würdig und haltungsvoll; mit Aeußerungen seines Gefühls war er wie viele tiefe Gemüther zurückhaltend, so daß er leicht kalt erschien. Besonders in späterer Zeit war sein Witz öfter schneidend, fast bitter; die verschlungenen Wege der Dialektik reizten seinen scharfen Geist wohl mehr als billig. Aber den Freunden gegenüber blieb er der offensten Hingebung in seltnem Maße fähig und — was oft wie ein kindlicher Zug in dieser männlichen Seele hervortritt — er war derselben immer auch in hohem Maße bedürftig. Wo es das Wohl seines Vaterlandes oder der protestantischen Kirche galt, hat er das Wort wie ein Schwert gehandhabt, schneidend und furchtlos. Wilh. v. Humboldt urtheilte von ihm, „daß sein Sprechen sein Schreiben übertroffen habe und daß demjenigen, der seinen mündlichen Vortrag nie gehört, das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des seltenen Mannes unbekannt geblieben seien.“ So ist es denn gar sehr zu bedauern, daß keiner von den befreundeten Zeitgenossen sich bis jetzt hat entschließen wollen, den Eindruck seiner Persönlichkeit durch eine eingehende Schilderung seines Lebens und seiner Erscheinung den Spätern zu erhalten.*) Eine Herausgabe

*) Daher denn solche Verzerrungen seines Bildes möglich sind, wie die bei Hillebrand, Nationallitteratur III, 216. Die einzige Anmerkung „Schleier-

seines wissenschaftlichen Briefwechsels wird seit längerer Zeit vorbereitet. Für die nächste Zeit aber müssen wir uns noch damit begnügen, die zerstreuten Züge seiner Erscheinung aus verschiedenen Aufsätzen, Denkwürdigkeiten und Briefwechseln zusammenzusuchen. Indem wir zu solchen Versuchen einen Beitrag geben, sehen wir von einer wissenschaftlichen Kritik seiner Werke natürlich ab. Uns kommt es nur auf die Vergegenwärtigung seines Lebens und seiner Persönlichkeit an.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher war den 21. November 1768 zu Breslau geboren. Sein Vater war reformirter Feldprediger in Schlesien. Häufige Amtsreisen hielten denselben oft vom Hause fern. So schloß der Knabe sich desto herzlicher an seine Mutter, eine verständige, innig fromme Frau, an. Mit den ersten Vorstellungen und Gefühlen sog er hier die Heilslehren des Christenthums ein. Es ist merkwürdig, wie die ersten Worte, die uns von dem dreizehnjährigen Knaben berichtet werden, bereits jenen tiefen Gegensatz von Sünde und Gnade in der kindlichen Seele zeigen, der nachher der Grundpfeiler des bewunderungswürdigen Kunstwerks seiner Dogmatik wurde. „Du schreibst, mein lieber Sohn," so lesen wir in einem Briefe seiner Mutter von 1782, „Du empfändest es recht, daß die Liebe Jesu Christi noch nicht in Deiner Seele wohne, daß Du ein Sünder und noch nicht von Jesu begnadiget seiest und wünschest unsern Rath, wie Du zu dem liebevollen Geist Jesu gelangen mögest." Doch neben den religiösen Kämpfen trägt sich der Knabe schon mit kritischen Gedanken; die Idee ist ihm gekommen, alle alten Schriftsteller und mit ihnen die alte Geschichte könnten untergeschoben sein. Sein Lehrer begeistert ihn für die Beschäftigung mit den Wissenschaften und für gelehrten Ruhm. Sein Vater, eine ernste, männliche Natur, war nach harten Kämpfen zu einem scharf umgrenzten Christenthum gekommen. Und wie es bei solchen Männern nicht selten ist, wollte er diese Kämpfe seinen Kindern ersparen. Da er nun auf einer Reise eine in ihrer Art treffliche Erziehungsanstalt der Herrnhuter zu Niesky kennen gelernt hatte, übergab er derselben unsern Schleiermacher nebst dem jüngern Bruder desselben. Der Ort liegt in den schlesischen Abhängen des Riesengebirgs, ein paar Stunden von jenem Görlitz, in dem der tiefsinnige Mystiker Jakob Böhm gelebt hat. Als Schleiermacher dorthin kam, gerieth er in den peinlichsten Zustand: sein Vertrauen auf das eigene moralische Vermögen des Menschen war erschüttert und doch rang er vergebens nach den übernatürlichen Gefühlen, in denen die Brüdergemeinde Zeichen der wiedererlangten Gnade Gottes sieht. Um so verlangender hing er an der Hoffnung, durch das Zusammenleben mit so vielen frommen Christen in der Gemeinde Frieden zu finden. In seiner kindlichen Hingebung war er sogar entschlossen, wenn das Loos, das über die Aufnahme in diese Anstalten entscheidet, ihm ungünstig sein sollte, „lieber in der Gemeinde eine ehrbare Handthierung zu lernen" und allen schönen Hoffnungen auf gelehrten Ruhm zu entsagen. In dieser Verfassung trat er 1783 in das Pädagogium zu Niesky.

Hier warf er sich nun auf das Studium der Classiker mit brennendem Eifer. Nach schlechter Anleitung und mit noch schlechtern Hülfsmitteln vertiefte er sich gemeinsam mit seinem Freunde Albertini in die Griechen. Die beiden Knaben schrieben Abhandlungen voll von ihren neuen Entdeckungen, die nur leider für die übrige Welt nicht mehr neu waren. Heftig erschütterte ihn in dieser Zeit der Tod seiner vortrefflichen Mutter. Er erinnerte sich seiner Ahnungen, als er in Gnadenfrey Abschied von ihr nahm und ihrer Worte: „Jetzt wird man die Kinder alle in die Gemeinde bringen, dann ist man ja doch hier zu Nichts mehr nutz, da legt man sich hin und schläft ein." Und er fühlt sich durch den darin liegenden Wunsch und durch die Erzählung ihres frommen Endes nur noch enger mit der Gemeinde, in der er lebt, verknüpft. Wie früher mit der Mutter, wechselt er nun mit einer Schwester Briefe über den Zustand seines Innern und begrüßt das Fest ihrer Confirmation mit einem Liede ganz in der zu Herrnhut beliebten Manier, voll frommer Innigkeit.

Indeß hatten die beiden Freunde die Gymnasialstudien vollendet und bezogen das Seminarium zu Barby. Es war dieser Ort eigentlich die Universität der Brüdergemeinde. Will man sich das dortige Leben vorstellen, so muß man einen Augenblick vergessen, daß damals rings auf den deutschen Kathedern die Aufklärung docirte, daß grade damals

macher's eigentlich (sic!) philosophische Schriften, z. B. die Dialektik und die Geschichte der Philosophie, hat Jonas nach seinem Tode (1839) herausgegeben" kennzeichnet den Grad seiner Kenntniß des Schleiermacher'schen Systems völlig. Hat etwa, Anderes zu übergehen, Jonas die philosophische Ethik auch herausgegeben oder ist sie nicht „eigentlich philosophisch?" Auch bei seinen sonstigen feuilletonistischen Sprüngen berührt er diese bedeutendste philosophische Schöpfung Schleiermacher's nirgends; obgleich er, da er die negative Dialektik der Kritik der Sittenlehre zu tadeln sich herausnimmt, wohl Grund hätte, nach deren positiver Ergänzung sich umzusehen. Was Gutzkow über Schleiermacher's Stimmung in seinen letzten Jahren gesagt hat, wiederholt er ruhig, obgleich es von zuverlässigen Gewährsmännern längst widerlegt ist.

die allgemeine deutsche Bibliothek über Alles, was sich von „veralteten Schwärmereien“ auf dem literarischen Markte blicken ließ, in langathmigen Verhandlungen ihre Gerichte hielt. Nur verworrene und unverständliche Töne drangen von diesem Lärm der öffentlichen Debatten herein in die tiefe Ruhe der Gemeinde. Die natürliche Abgeschlossenheit ihrer Lage vermehrten künstliche Mittel. Ein Index schloß alle dem hier gepflegten Christenthume gefährlichen Bücher aus. In den Collegien wurden die Ansichten der Gegner abgefertigt, ohne daß ihre Gründe mitgetheilt wurden. In der That war auch für künftige Lehrer der Brüdergemeinde die Kenntnißnahme von den Bewegungen draußen im wissenschaftlichen Leben wohl entbehrlich. Aber auch diese abgeschlossene Einsamkeit konnte den regsamen und vordringenden Geist Schleiermacher's nicht hemmen. „Der Knoten des psychologischen Drama's,“ so drückte er sich selbst später über diese Zustände aus, „war so fest geschürzt als möglich; er mußte anfangen, sich zu lösen.“ War bisher sein beweglicher Verstand mit dem classischen Alterthume beschäftigt gewesen, sein Gemüth nur mit dem Christenthum, so richteten seine theologischen Studien nunmehr den durch die bisherige Beschäftigung geübten Scharfsinn auf die christlichen Lehren selbst. Die Freunde machten nun die Bewegungen ihres Innern, wie die Dogmen der Brüdergemeinde zu Gegenständen unablässigen Nachdenkens: so begannen sie aus innerem Drang, ohne äußere Anregung zu philosophiren und zu zweifeln. Aus dem, was sie selbst entdeckten, konnten sie errathen, was draußen geschah. Die philosophischen und theologischen Schriften, die damals in der Wissenschaft wirkten, näher kennen zu lernen, fühlten sie kein Bedürfniß, so sehr waren sie von der Gährung ihrer eigenen Gedanken und von der Beobachtung derselben ergriffen. Daneben erschlossen ihnen Goethe's Werther und andere Schriften, die sie sich durch meilenweite heimliche Gänge zu verschaffen wußten, das innere Leben einer ihnen ganz fremden, von weltlichen Empfindungen tiefbewegten Welt. Während solchergestalt in den Jünglingen alle Elemente gährten, die draußen die Welt bewegten, rückte die Zeit, in der sie in den geistlichen Dienst der Gemeinde treten sollten, täglich näher. Schleiermacher fühlte, daß es in diesen Zuständen gegen sein Gewissen, daß es ihm unmöglich sein werde. Offen redete er über seine Ueberzeugungen mit seinen Oberen. Aber die fromme Beschränkung der Brüdergemeinde, der wir so Herrliches verdanken, mußte sich hier, im Conflict mit weiterem wissenschaftlichem Streben in ihrem Innern, von einer unschönen Seite zeigen. Auf den Jüngling durch Gegengründe zu wirken, ward nicht einmal der Versuch gemacht. Dagegen stellte man ihm als möglich, ja wahrscheinlich vor, daß sein Vater sich ihm im Falle seiner Verhärtung ganz entziehen und ihn seinem Schicksale überlassen könne. „Mein Blut kochte,“ schrieb Schleiermacher seinem Vater, „als ich hörte, daß man Sie so verdammte, so lieblos urtheilte; aber ich verbiß es.“ Zu Ostern 1787 muß er als ein unheilbar Dissentirender die Gemeinde verlassen. „Schreiben Sie nicht erst nach Herrenhut,“ bittet er seinen Vater, „es wäre vergebene Mühe; man kann einen Dissentirenden, wie ich bin, nicht länger hier dulden. Man fürchtet, ich möchte mein schädliches Gift Andern mittheilen, man kann mich auch, sei ich, wo ich sei, nicht als in der Gemeinschaft der Gemeinde ansehn.“ Ergreifend sind nun die Briefe,*) in denen er seinem Vater die Vernichtung aller Wünsche desselben, schmerzlich bewegt und doch voll innerer Festigkeit, mittheilt. In der Art, wie hier die kindlichste Unterwerfung doch überall eine bereits ausgeprägte entschlossene Eigenthümlichkeit und das schärfste Nachdenken zeigt, sind diese Briefe nur mit den berühmten Briefen Lessing's aus einer ähnlichen Lage vergleichbar. Sein Wunsch ist, in Halle Theologie weiter zu studiren. „Es wird Ihnen vielleicht,“ schreibt er seinem Vater, „unwahrscheinlich vorkommen, daß ich mitten unter so vielen heterodoxen Lehrern meine Meinungen ändern sollte; aber so viel ich mich kenne, ist dies der beste Weg dazu. In Halle käme ich in eine Lage, wo ich Alles prüfen könnte. Der schöne Vortrag würde mich nicht verführen, weil ich mich gewöhnt habe, Alles, was ich lese oder höre, von allem Schmuck zu entkleiden und so zu erwägen.“ Endlich willigte sein Vater in den Uebergang nach Halle. Schleiermacher verließ die Gemeinde, und das Kleeblatt der Freunde — denn es hatte sich zu den beiden noch ein junger, talentvoller Engländer gesellt — wurde so getrennt. Wie verschieden war ihr Schicksal! Jener Engländer, Okely, von Haß gegen die religiösen Umgebungen seiner Jugend ergriffen, verfällt überreiztem Scepticismus. Albertini, in seiner ruhigen, fast quietistischen Weise, eine vorwiegend religiöse Natur, verarbeitet die Zweifel in sich: er wurde später ein berühmter Bischof der Gemeinden. Schleiermacher allein von den Freunden riß sich los von den Banden beschränkter, der Wissen-

*) Neuerlich abgedruckt in den protest. Monatsblättern von Gelzer, 55. Juliheft und in: Aus Schleiermachers Leben, Bd. I. Einzelnes daraus mitzutheilen, erscheint wegen ihres innern Zusammenhanges unthunlich.

schaft fremder Verhältnisse, aber nicht los von der Frömmigkeit, in der seine Jugend wurzelte. Er wurde der Erneuerer der protestantischen Theologie. Ueber den Drang, der ihn von Albertini und seiner Schwester, die in der Gemeinde lebte, hinwegtrieb, sprach er sich nachmals in einem Briefe an die letztere treffend aus: „In der Gemeinde habt Ihr gleichsam eine weibliche Constitution, die man auch im Körperlichen durch Ruhe und Stille heilt und stärkt, dagegen wer eine männliche hat und starke Bewegung braucht, in die Welt hinaus muß und da mit seinem Gemüth auf dem entgegengesetzten Wege an demselben Punkte ankommt."

Es geschah in demselben Jahre 1787, in dem Schleiermacher aus der Brüdergemeinde ausgeschlossen wurde, daß der Candidat der Theologie Fichte sich um eine Stelle als Landprediger bewarb, die ihm aber seiner religiösen Denkweise wegen abgeschlagen wurde. Die beiden Männer, die in der religiös-sittlichen Erneuerung Deutschlands später die ersten Stellen einnehmen sollten, wurden so zu derselben Zeit von den religiösen Gemeinschaften abgewiesen, deren Dienste sie ihr Talent widmen wollten. —

Schleiermacher trat nun in die freie Welt. Aber unbekannt mit ihren Verhältnissen, wie er war — war er ihr doch seit seinem vierzehnten Jahre fremd geblieben —, wie einst Lessing, als er die Universität bezog, von dem Bewußtsein eingeschüchtert, daß es ihm an Geschmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle, führte er im Verkehr mit seinem Oheim Stubenrauch und jüngern Studiengenossen ein wissenschaftliches Stillleben. Zum ersten Male hielt sein scharfer Geist Umschau auf dem weiten Gebiete wissenschaftlichen Denkens, und der neugewonnenen Freiheit froh, verfolgte er in autodidaktischer Willkür bald dieses, bald jenes Problem, dieses oder jenes System, um den Ursprung und die Geschichte der menschlichen Meinungen so von allen Seiten näher zu erkennen. Als er 1789 seine Studien vollendete, hatte er sich noch immer keinem theologischen oder philosophischen System angeschlossen. „Ich habe von jeher geglaubt," schreibt er damals seinem Vater, „daß das Prüfen und Untersuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel sei, endlich zu einem hinlänglichen Gebiet von Gewißheit und vor Allem zu einer festen Grenze zwischen dem zu gelangen, worüber man nothwendig Partei nehmen und einem jeden Andern Red' und Antwort muß stehen können, und zwischen dem, was man ohne Nachtheil seiner Ruhe und Glückseligkeit unentschieden lassen kann." War doch auch das Zeitalter vorwiegend kritisch gestimmt. Wie nun die ersten Fäden des dialektischen Gewebes, auf das er sein System gründete, sich verbanden, entzieht sich der Beobachtung wegen der Dürftigkeit der Nachrichten über die nun folgende Zeit. Von dieser Zeit ab bis in seinen Berliner Aufenthalt herein sind wir nur mit den Umrissen seiner äußern Geschichte bekannt. Er hielt sich bei seinem Oheim Stubenrauch, der inzwischen Prediger zu Drossen geworden war, ein Jahr lang auf, bestand dann sein Examen pro facultate docendi, und wurde Hauslehrer bei dem Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen. Dort scheint er eine glückliche Zeit verlebt zu haben, in der er zum ersten Male der ihm eigenthümlichen Neigung und Gabe für das gesellige Leben zu folgen Gelegenheit fand. Nachdem er dann eine kurze Zeit am gelehrten Seminar und am Kornmesser'schen Gymnasium zu Berlin beschäftigt worden war, erhielt er einen Ruf als Hülfsprediger nach Landsberg an der Warthe; von da kehrte er dann 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 als Prediger am Charitéhause geblieben ist. Hier trat er nun aus seiner Einsamkeit in den lebendigsten wissenschaftlichen und literarischen Verkehr ein.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die wissenschaftlichen Verhältnisse, in die er eintrat. Der Streit, der über Lessing's Grabe zwischen Jacobi und Mendelssohn um Spinoza und den Spinozismus Lessing's entstanden war, bildet den sichtbaren Ausgangspunkt für eine mächtige philosophische Bewegung. An dem hellen Tage des kritischen Rationalismus begann der Schatten Spinoza's, des großen Pantheisten, umzugehen. Und kurz nach der Zeit (seit 1784), in der Fichte Kant's Kriticismus durch den Satz abschloß, daß Nichts für den Menschen sei, als seine Vorstellungen, sein Bewußtsein, da er auch die Dinge nicht anders haben könne als in diesem, stellte eine Anzahl junger von Spinoza und dem poetischen Reiz des Pantheismus begeisterter Männer diesem Gedanken die Spinozische All-Einheit gegenüber — Hölderlin, Schelling, Novalis, Schlegel. Aufsteigend von der Welt des Geistes und der der Natur zu dem Ursprung Beider vertieften sie sich in diese alles Sein und Denken aus sich wirkende, Alles umfassende, Alles nährende heilige Kraft, die in unbewußter, gährender Fülle und doch nach einem göttlichen Gesetz die Welt aus sich zu entfalten schien. Schelling gab diesem modernen Spinozismus in dem Buche über die Weltseele (1798) den ersten wissenschaftlichen Ausdruck und gestaltete sie in immer neuen Versuchen, auf mittelalterliche Philosophen gestützt, zu einem philosophischen System aus. Anders der Kreis, der sich in Berlin bildete, in dem

sich die beiden Schlegel, Novalis, Bernhardi befanden. Sie waren bemüht, diese Anschauungen auf die Sphäre der Kunst, der Kunsttheorie, des geselligen Lebens anzuwenden. Und zwar geschah dies anfangs im besten Einvernehmen mit den Häuptern unsrer classischen Poesie. Schien doch dem Dichter des Faust dieselbe Anschauung der Welt als des Kunstwerks der das All machtvoll tragenden, unbewußt durchwirkenden Weltseele überall vorgeschwebt zu haben. Was dort in poetischem Instinkt geschah, sollte jetzt mit Bewußtsein vollendet werden: die Kunst sollte der Abbildung des ewigen Kunstwerks der Welt nachtrachten. Eine Zeitschrift, das Athenäum, wurde gegründet, um dieser Richtung Bahn zu brechen. Ehe dieselbe noch erschien, kam es zum Bruch zwischen der neuen Richtung und Schiller; auch Goethe bezeigte sich kalt. So constituirte sich die Romantik als neue selbständige Richtung. In Berlin, ihrem Mittelpunkte, begegnete ihr nun Schleiermacher. Auf seinen eigenen Wegen, durch den Spinozistischen Streit angeregt, war er zum Studium Spinoza's gekommen und hatte sich mit nachhaltiger Begeisterung diesem System und den verwandten hingegeben. Er fand sich nun plötzlich in einem bedeutenden Kreise geistesverwandter Männer. Der Graf Dohna hatte ihn in das Haus der Henriette Herz geführt und dort traf er Friedrich Schlegel, das Haupt der romantischen Schule. Die Beiden fühlten sich rasch von einander angezogen und es entstand das freundschaftlichste Vernehmen. Die redegewandte, kühne und scheinbar in sich fertige Art Friedrich Schlegel's, verbunden mit dem Namen, den er schon damals in der Literatur hatte, gaben ihm in diesem Verhältnisse das Uebergewicht. „Ihre Studien und Vergnügungen waren gemeinsam, ihre frühen Spaziergänge im Thiergarten, ihre späten Abendstunden bei Sala Tarone waren durch den beständigen Austausch ihrer Kenntnisse, Ideen und Einfälle belebt." Schleiermacher's alte Studien des Platon und Spinoza waren auch die Schlegel's. Im Hause von Dorothea Veit, der spätern Frau Schlegel's, wurde der Plan einer gemeinsamen Uebersetzung des Platon entworfen. Auch sonst erwuchs aus ihren Gesprächen vielfache Anregung zu schriftstellerischen Arbeiten. Liebte doch die Romantik, Wissenschaft und Kunst, Kunst und Leben zu einigen; die leichtesten, das Leben unmittelbar nachbildenden Formen, wie die des Gespräches oder des Briefes, ja die Unform des Fragments, in der die vielseitige, witzige, aber zu flüchtiger Paradorie geneigte Art der Romantik sich am ungezwungensten ausprägte, gestatteten die Früchte des geselligen Verkehrs ohne Weiteres herüberzunehmen in literarische Arbeiten. Und wer konnte dann noch unterscheiden wollen, wem diese im Gespräch zu Tage geförderten Gedanken angehören sollten? Man verband das gemeinsame Eigenthum, so gut es gehen wollte, zu einem Ganzen. So sind die berühmten Fragmente entstanden, die von Schleiermacher und Friedrich Schlegel, zum Theil auch von A. W. Schlegel stammen. Es war die erste schriftstellerische Arbeit, zu der die Freunde Schleiermacher bewegten. Noch heute, wenn man die Aufsätze des Athenäums durchblättert, fesseln sie vor den übrigen durch feinen Witz, Kühnheit der Gesichtspunkte und Schärfe des Ausdrucks. Von hier stammt das bekannte Wort: „Der Historiker ist der rückwärts gewandte Prophet." „Humor," heißt es treffend, „ist gleichsam der Witz der Empfindung." „Klopstock ist der grammatische Poet und der poetische Grammatiker." Wie bezeichnend ist für Schleiermacher's Denkart der Satz: „Es ist gleich löblich für den Geist, ein System zu haben und keines zu haben; er wird sich also wohl entschließen müssen, Beides zu verbinden." — Großen Anstoß erregte nun aber Schleiermacher's nächste Schrift, die anonymen Briefe über Schlegel's Lucinde. Dieser Roman hatte mit Recht allgemein mißfallen. Aber es gehörte auch das zu Schleiermacher's treuer Art, daß er nicht zauderte, den von allen Seiten angegriffenen Freund zu vertheidigen, wie Vieles er auch in seinem Werke nicht billigen konnte. Doch darf nicht geleugnet werden, daß Schleiermacher's Urtheil über den ästhetischen Werth des Romans überschwenglich, die ethischen Grundsätze, die er zur Vertheidigung aufstellt, wie große Züge sie auch enthalten, einseitig sind.

Aber dauernder als dieses Verhältniß wurden andere Verbindungen, die Schleiermacher damals knüpfte. Das Haus des Berliner Arztes Marcus Herz war einer der Mittelpunkte der beweglichen Geselligkeit, die sich in dieser Zeit in Berlin entwickelte. Während Herz selbst ein Mann der alten Schule war, ein Schüler Kant's und Freund Mendelssohn's, der vordem die persönliche Verständigung dieser beiden in ihrer Richtung verwandten Persönlichkeiten vermittelt hatte, sah er es doch gern, daß seine junge, bildungseifrige Frau, die berühmteste Schönheit Berlins, in seinem Salon die bedeutendsten Vertreter der neuen gährenden Bestrebungen versammelte. Obgleich weitaus nicht die talentvollste, ist sie doch durch edle Mäßigung und thätige Herzensgüte die liebenswürdigste Erscheinung in diesem Kreise der Romantik, welcher der Ausbildung von Männern günstiger gewesen zu sein scheint, als der der Frauen. In diesem Kreise haben sich die

beiden Humboldt, die Schlegel, Gentz, Mirabeau, der Prinz Louis Ferdinand zu verschiedenen Zeiten bewegt. Auch Jean Paul erschien einmal in demselben wie ein Meteor, um sogleich wieder zu verschwinden. Zu keinem der Freunde aber trat das Haus Herz in eine so nahe Verbindung, als zu Schleiermacher. Nicht ohne eine kleine verzeihliche Eitelkeit erzählte Henriette Herz später, wie er von seiner Wohnung vor der Stadt mit einer kleinen Laterne im Knopfloch an jedem Winterabend zu ihnen wanderte. Während die Freunde dann im Sommer auf einem Landgute in der Nähe der Stadt waren, gingen fleißig Briefe hin und her. Es ist ein Schleiermacher eigenthümlicher Zug, wie er inniges geistiges Zusammenleben, Lebens- und Liebeszeichen fortdauernder Freundschaft nicht entbehren kann. „Ach, Liebe," schreibt er der Freundin, „thun Sie Gutes an mir und schreiben Sie fleißig. Dies muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins." Aber auch das ist für den Ethiker, der mit so scharfen, bestimmten Linien später die sittlichen Verhältnisse umgrenzt hat, bezeichnend, daß er über die Art dieser freundschaftlichen Verbindung in seinen Briefen gern reflectirte und nicht müde wurde, das Verhältniß dieses Verkehrs zu den Uebrigen sich und den Freunden in's Klare zu setzen. — Aber auch in andere Kreise dehnten sich seine Verbindungen aus. Daß nun mitten in diesem lebendigen Verkehr seine großartige Kritik der Sittenlehre, unbestritten das philosophisch gelehrteste Werk seiner Zeit, reifen konnte, dazu gehörte die Regsamkeit des Geistes, mit der er im Stande war, unmittelbar nach dem fröhlichsten Souper in später Nacht zum Arbeitstisch zurückzukehren und sogleich ganz in der Sache zu sein. Bei Spalding und Sack verkehrte er lebhaft; Brinkmann war er von früher her verbunden. Auch die nachher so bedeutsame Verbindung mit Scharnhorst knüpfte er damals an. —

Die Berliner Geselligkeit trug damals einen höchst eigenthümlichen Charakter. Berlin begann eine große Stadt zu werden und sich als einen geistigen Centralpunkt zu fühlen. Aber die Universität, die Akademie der Künste, die künstlerische Ausschmückung der Stadt — das Alles war noch nicht vorhanden. Noch waren die Kreise streng geschieden und die mittlern Stände hielten fest an der prosaischen Verständigkeit, aber auch der sittlichen Nüchternheit der Männer der allgemeinen Bibliothek. Um so fester hielten die eben berührten, anfangs vereinzelten, aber geistig bedeutenden Zirkel an einander fest. Es war eine wunderliche Zeit, in der Gentz und Humboldt, Fichte und Schlegel von einem Kreise umschlossen wurden. Vorlesungen von Fichte und Aug. Wilh. von Schlegel boten zuerst damals geistige Anregung für die weitern Kreise der Gebildeten. An der Spitze der Bewegung aber standen die Romantiker.

Die Romantik durchlebte damals, nach dem Ausdrucke eines geistreichen Kritikers, ihre Flegeljahre. 1797 war das Athenäum erschienen, im selben Jahre Tieck's gestiefelter Kater und, damit doch auch die zarte Schwärmerei, die nach Jean Paul zu diesem Alter gehört, nicht fehle, die Herzensergießungen eines Klosterbruders von Tieck und Wackenroder. Gleich im folgenden Jahre erschienen die kühnen Fragmente und die mehr als kühne Lucinde. Die Romantiker versprachen das Höchste und Wunderbarste: das Unendliche dichterisch darzustellen, eine Kunst zu schaffen, die aus der Religion selber lebendig entspringe, alle Formen und alle Stoffe der Welt zur Lösung dieser großen Aufgabe zu umfassen, Kunst und Wissenschaft, Poesie und Leben zu verknüpfen. Mit dem letztern machten sie in der That sogleich einen Anfang in ihren Kreisen. Auch der Adel, den Prinzen Louis Ferdinand an der Spitze, fand an dem poetischen Leben Gefallen und so schien in dieser Gesellschaft die Scheidung der Stände aufgehoben. Selbst die Grenzen des Schicklichen und des Sittlichen wurden von den jungen Genialitäten nicht geachtet. Die Gesellschaft, die so lange den Druck verständiger Mittelmäßigkeit empfunden hatte, bezeigte sich gegen Alles nachsichtig, nur nicht gegen Langeweile und Unbeholfenheit. Zum ersten Male war Berlin Mittelpunkt des literarischen Deutschlands, wenn auch nur für einen Augenblick, und entwickelte eine großstädtische Geselligkeit. Wie verschieden war doch diese Gesellschaft von der, durch welche Weimar ein Jahrzehnt vorher geglänzt hatte. In beiden spricht sich ein tiefer Trieb der deutschen Poesie aus, das Leben künstlerisch zu gestalten. Was aber dort aus unwillkürlichem naiven Drange geschah, ward hier mit bewußter Absichtlichkeit versucht. Es gab eine Zeit in Goethe's Entwicklung, in der sein Leben allerdings wie von künstlerischer Harmonie gesättigt erschien; daher die Liebe, mit der alle poetischen Gemüther sich in dies Leben vertiefen. Die Romantiker zeigen nur

ein unaufhörliches, sehnsüchtiges Streben nach der Verklärung des Lebens durch das Schöne. Sie bringen es in der Geselligkeit wie in der Kunst nicht über das Wollen. Besonders deutlich traten diese Züge an Rahel Levin, der bedeutendsten Frau dieses Kreises, mit der auch Schleiermacher zu verkehren und scherzend zu streiten liebte, in's Auge. Mit einem tiefen und feinen Sinn für das Schöne und Eigenthümliche begabt, von scharfem Verstande, bewegt sie sich doch unaufhörlich und hastig zwischen excentrischer Sehnsucht und aburtheilender Schärfe, wie oft auch Laute ursprünglicher Natur hervorklingen, wie eindringend sie auch fremde Eigenthümlichkeiten zu erfassen weiß. Auch das gehört zu der Physiognomie dieses geselligen Lebens, wie man nach allen Seiten hin die Fühlfäden ausstreckte, die Blüthen aller geistigen Erscheinungen zu genießen trachtete. War jener Kreis zu Weimar ausschließlich poetischen Interessen hingegeben gewesen, so zeigte sich hier ein fast hastiger Bildungstrieb, ein nicht selten überspanntes Streben, die Bildungselemente der ganzen Welt gesellig zu genießen. So wurden die damaligen Kreise für den Charakter der Berliner Geselligkeit auch in spätere Zeiten hinein mitbestimmend.

Von hier aus wird nun wohl verständlich, wie Schleiermacher's Reden über Religion entstanden, welcher Art der Kreis war, an den sie gerichtet wurden und was ihnen ihre eigenthümliche Form gab. Dem, was die Freunde innerlichst bewegte, gab er hier Sprache. In den ersten Monaten von 1799 schrieb er sie zu Potsdam nieder. Fast zugleich correspondirte er in dieser Zeit mit den Berliner Freunden, besonders mit Henriette Herz und legte den Freunden Rechenschaft von dem Fortschreiten seines Werkes ab. Die fertigen Reden wurden dem Hause Herz, Friedrich Schlegel und Dorothea Veit mitgetheilt. Wie er sonst mit den Freunden unbefangen Religiöses besprach, so trat er auch jetzt, den ersten Vertheidigern des Christenthums ähnlich, nicht im Gewande des Priesters vor sie, sondern im Philosophenmantel. „Als Mensch rede ich zu Euch von den heiligen Geheimnissen der Menschheit nach meiner Ansicht, von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, von dem, was, seit ich denke und lebe, die innerste Triebfeder meines Daseins ist." Und die Religion, von der er zu ihnen redet „hat Nichts zu schaffen mit den altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch seine Zunftgenossen die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten." In der That waren die Reden ebensosehr gegen diese Vertheidiger der geltenden Lehre als gegen die Verächter der Religion gerichtet. Nicht in beschränkten Formen des Dogma, des Cultus oder der Moral liegt ihm die Religion; in der verborgenen Tiefe des Gemüths sucht er sie auf. „Sie ist das Zusammentreten des allgemeinen Lebens mit einem besonderen und erfüllt keine Zeit und bildet nichts Greifliches; sie ist die unmittelbare, heilige Vermählung des Universum mit der fleischgewordenen Vernunft. Ihr liegt dann unmittelbar an dem Busen der unendlichen Welt, Ihr seid in diesem Augenblicke ihre Seele; denn Ihr fühlt alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben, wie Euer eigenes." Und aus diesem Gefühl des Unendlichen entspringt dann alles Thun und Denken und Wollen; das Göttliche durchwaltet die ganze Welt des Geistes.

Kaum möchte jetzt noch Jemand die Theorie von der Religion, die dieses Buch enthält, wissenschaftlich rechtfertigen wollen. Sie beruht auf einer kühn gedichteten Psychologie. Aber das war die Bedeutung dieser Reden, daß hier mitten in einer Zeit, die verständiger Philosophie und ästhetischem Genuß ganz hingegeben war, die Religion höchstens schönen weiblichen Seelen verzieh, ein männlicher Geist, garnisch mit unnahbarer Schärfe der Dialektik, das mächtige religiöse Leben, das in ihm drängte und wogte, offen und stolz hinstellte. Das war es, was diesem Buch eine merkwürdige Wirkung verschaffte. Mochte auch der Ton der begeisterten Rede zu viel nach der Kunst Platon's schmecken, die Begeisterung selbst war wahr und männlich und fand daher in unzähligen Gemüthern einen Wiederhall. Nicht Wenige haben dieses Buch allen späteren Schleiermacher's vorgezogen wegen der mächtigen sprudelnden Kraft, die sich darin kund gibt. Es ist zwischen diesem jugendlichen Werk und den späteren genau dasselbe Verhältniß, wie zwischen Goethe's und Schiller's Jugendwerken und den reiferen, oder wie zwischen Hegel's Phänomenologie und seiner Logik. Die noch gährende Kraft schäumt mächtiger und der innere Drang, einen noch gar nicht ausgemessenen Inhalt des Geistes zu offenbaren, verleiht den Werken der Jugend den reizenden Schein einer unendlichen Perspective. Aber der Geist soll von jugendlichem Enthusiasmus fortschreiten zu ruhigklarer Ausprägung des Gedankens. Daher die Freunde Goethe's und Schleiermacher's, die sich in diesen Forttschritt nicht zu finden vermochten und ein Theil des Publicums, dem es ähnlich ging, sehr mit Unrecht sich über einen Abfall oder gar eine Untreue dieser Männer beklagten. Es war thöricht, wenn Fr. Schlegel Redensarten wie „als Schleiermacher mir noch treu war" später fallen ließ und die Worte im Herkules Musagetes „wie

mein Arm Dich glühend umfaßte, Redner der Religion, früher Novalis auch Dich" in den Pentameter verwandelte „deren mir einen der Tod, andre das Leben geraubt." Damals pries er im Athenäum (II, S. 299) Schleiermacher als den, der „groß und herrlich, wie es seit langer Zeit nicht geschehen, über diesen Gegenstand aller Gegenstände geredet habe." Nur, daß ihm — für den Romantiker höchst charakteristisch — dies bedenklich schien, daß Schleiermacher „sich aus Willkür und um der Virtuosität willen nicht auf gleiche, aber doch auf ähnliche Weise begrenzt habe, wie wir oft durch Natur und Genie die Poesie oder Philosophie begrenzt sehen, wo denn auch in den höchsten Erscheinungen ein Rest von Unpoesie oder Unphilosophie bleibt." Es ist bekannt, wie hart sich Schiller und Körner in ihrem Briefwechsel gegenseitig darüber aussprachen, daß diese Begeisterung für das Unendliche, Unschaubare, Unbestimmbare nur eine künstliche Empfindung sein könne. Nach ihrer der Antike zugewandten Bildung war das kaum anders möglich.

Im folgenden Jahre schrieb Schleiermacher die Monologen, in denen die sittliche Selbständigkeit des Menschen und das Recht der Eigenthümlichkeit mit der stolzen Freude eines männlichen und eigenartigen Geistes über dies sein Wesen verherrlicht wird. Der sittliche Begriff der selbständigen Eigenthümlichkeit tritt hier zuerst in die neuere Ethik ein, dem Goethe in der Poesie, Fichte in der Speculation zu seinem Rechte verholfen haben, den aber in der Ethik genauer bestimmt und dem Allgemeinen gegenüber abgegrenzt zu haben, eines der wichtigsten späteren Verdienste Schleiermacher's ist.

Wie nun die älteren Geistlichen zu Berlin damals Schleiermacher's Thätigkeit und Standpunkt ansahen, darüber gibt ein Brief Sack's an Schleiermacher und die Antwort des letzteren aus dem Jahre 1801 (Theologische Studien 1850, p. 158) interessante Aufschlüsse. Sack macht Schleiermacher aus seinem vertrauten Verkehr mit Schlegel, der eben damals die Lucinde geschrieben hatte, einen Vorwurf. „Nie werde ich," antwortet Schleiermacher, „aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der Andern vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zu Folge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit." Auch die Reden über Religion hatte Sack getadelt, da sie ihm den Pantheismus zu rechtfertigen schienen und sich gewundert, daß er diesen Standpunkt mit seinem Predigtamte zu vereinen im Stande sei. Darauf antwortete Schleiermacher unter Anderm „Mein Endzweck ist gewesen, in dem gegenwärtigen Sturm philosophischer Meinungen die Unabhängigkeit der Religion von jeder Metaphysik recht darzustellen und zu begründen. In mir ist also um irgend einer philosophischen Vorstellung willen der Gedanke eines Streites meiner Religion mit dem Christenthume nie entstanden ..... Ich halte den Stand des Predigers für den edelsten, den nur ein wahrhaft religiöses, tugendhaftes und ernstes Gemüth würdig ausfüllen kann, und nie werde ich ihn mit meinem Willen gegen einen andern vertauschen." Wie er dann weiter in edler Entrüstung sein Verhältniß zu der damaligen Berliner Theologie bespricht, das verdient an der bezeichneten Stelle nachgelesen zu werden.

Nachdem nun Schleiermacher bis 1802 zu Berlin als Prediger am Charitéhause gewirkt hatte, ging er in diesem Jahre nach Stolpe in Pommern über. Es geschah das in demselben Jahre, in welchem Schlegel nach einem mißglückten Versuch bei der Jenaer Universität sich nach Paris begab, von wo aus er sich bald nach Cöln und zum Katholicismus wandte. Die „Flegeljahre" der Romantik waren zu Ende; aber wie verschieden endeten sie für die Freunde! Schleiermacher trat aus den Jahren des Sturms und Drangs heraus, die noch an der Grenze des männlichen Alters nach einer in strengen Studien verbrachten Jugend über ihn gekommen waren. Wie Goethe wandte er sich zu ruhig künstlerischer Darstellung seines inneren Lebens und Denkens; wie Goethe sah er sich von den alten Freunden getrennt, die auf der abschüssigen Bahn maßlosen Empfindungslebens weiterschritten. In dieser Beziehung sind die noch ungedruckten Briefe, die er mit Fr. Schlegel eben damals über die Uebersetzung des Platon wechselte, höchst merkwürdig. — Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften war für Platon wenig geschehen. Auch die ganz offenbar unechten Schriften nahm man ohne Kritik an und die Anordnung der Dialoge geschah aus den beschränktesten Gesichtspunkten. Als nun die neu aufgekommene speculative Philosophie, die in Spinoza und Platon ihre Väter ehrte, das Studium Platon's neu anregte, warfen sich Wolf, Heindorf, Schlegel und Schleiermacher zugleich auf diesen Stoff. Schleiermacher trug den Preis davon, eine neue Epoche in der Erkenntniß dieser Philosophie zu bezeichnen. Damals war er von Schlegel zu dem Plan angeregt worden, mit diesem gemeinsam eine Uebersetzung und Darstellung des Systems zu veranstalten. In mannigfachen Gesprächen hatte Schlegel bereits Schleiermacher seine Ansicht vom Zusammenhang und der

Zeitfolge der Dialoge mitgetheilt. Nun bildete sich aber Schleiermacher aus angestrengten Studien eine eigene, abweichende Grundansicht. Vergebens ersucht er nun Schlegel um die Begründung der von ihm vordem so zuversichtlich vorgetragenen Ansicht. Auf seine wissenschaftlichen Beweise antwortet derselbe mit hohen Worten im Orakelton; auf seine Widerlegungen mit der Versicherung, daß sie Nichts bedeuteten. Zuletzt hüllt er sich in Schweigen mit der bescheidenen Erklärung, er,. Schlegel, und Schleiermacher verstünden jetzt unter allen Gelehrten Platon am besten. Vergebens sucht Schleiermacher ihn auch nur zur Uebersetzung der übernommenen Dialoge anzutreiben. Während Schleiermacher trotz mannigfacher Amtsgeschäfte einen Dialog nach dem anderen übersetzt, verspricht, zögert, wartet Schlegel. Schleiermacher sieht sich endlich genöthigt, den von Schlegel geschlossenen Contract mit dem Verleger durch Erlegung einer Geldsumme zu lösen, um selbst freie Hand zu haben. Und nun begann er allein jenes Unternehmen, durch das Platon zuerst deutsch reden gelehrt, eine wissenschaftliche Grundlage der Kritik dieser Schriften geschaffen, dem Studium Platon's unsägliche Anregung gegeben wurde.

Neben dieser Arbeit, die ihn von da ab zu verschiedenen Zeiten sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hat, geht während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Stolpe eine andere her über verschiedene ethische Systeme. 1803 erschien dies in seiner Art ebenfalls epochemachende Werk, die „Kritik der bisherigen Sittenlehre." In der Art und Form dieser Schrift zeigt sich sehr scharf der Gegensatz einer streng wissenschaftlichen Natur gegen das romantische Spiel mit der Wahrheit. Es scheint fast, als hätte Schleiermacher das Bedürfniß gefühlt, diesen Gegensatz, dessen er sich eben so recht bewußt geworden, in schroffster Weise hinzustellen. Sprache und Ordnung sollten hier „zu der Strenge und Einfachheit mathematischer Analyse zurückgeführt werden." In seiner knappen Form ohne allen rednerischen Schmuck, ja selbst ohne Anwendung der kleinen Mittel, die das Verständniß zu erleichtern dienen, ist das Buch nur für die Kenner der ethischen Systeme lesbar. So hat das Buch nur auf Wenige gewirkt, aber auf die Besten. Der entschiedenste und tüchtigste Gegner der Schleiermacher'schen Richtung, Herbart, erklärt es (Metaphysik I, 394) für ein Denkmal von Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Fleiß, dergleichen die philosophische Literatur gar wenige besitze.

Aus dieser arbeitsvollen Einsamkeit, in der er indeß den lebhaftesten Briefwechsel mit den Berliner Freunden unterhielt, wurde er 1804 als Professor der Theologie nach Halle berufen. Den 22. October fingen seine Vorlesungen an. Es begann damit der bedeutendste Abschnitt seiner Thätigkeit. Auf der Höhe des Lebens wurde er an die damals blühendste Universität Deutschlands berufen, neben Männern wie Fr. Aug. Wolf, Reil, Steffens, zu wirken. Ein Zeitgenosse entwirft von seiner äußeren Erscheinung in dieser Zeit — er war den Vierzigern nahe — ein meisterhaftes Bild. (Steffens V, 141) „Schleiermacher war klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der That einen Jeden zu durchschauen. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den mannigfaltigsten wechselnden Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt; fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüth zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise verstärkt. Während er im lebhaften Gespräch begriffen war, entging ihm Nichts. Er sah Alles, was um ihn her vorging, er hörte Alles, selbst das leise Gespräch Anderer."

Unter allen Theologen jener Zeit war ohne Frage Schleiermacher allein im Stande, die ihm hier gestellte Aufgabe zu lösen. Während man in Jena noch von einem halb poetischen halb wissenschaftlichen Taumel erfüllt war, ergriff Halle zuerst die Aufgabe, die Ideen, welche die classische Zeit der Literatur und Philosophie an's Licht gebracht hatte, im Gebiete strenger Wissenschaft zu verarbeiten. So trat Wolf, der Freund Goethe's und Wilhelm von Humboldt's, hier mit der ersten wissenschaftlichen Gesammtanschauung des griechischen Alterthums auf. Im Gebiet der Naturwissenschaft und Medicin erstrebten Steffens und Reil Aehnliches, wenn auch mit geringerem Erfolg. Der Studenten bemächtigte sich ein Enthusiasmus, von dem noch jetzt Alle, die jene glänzenden Zeiten der Universität erlebt haben, mit inniger Freude berichten.

Schleiermacher war jetzt endlich ganz in seinem Lebenselement. Es war immer mehr

seine Sache gewesen, durch seine Persönlichkeit, durch lebendige Rede und freien Verkehr zu wirken, als durch die Schrift. Er hat wenig geschrieben zu Halle, bis die französischen Waffen seine Lehrthätigkeit unterbrachen. Der Platon wurde fortgesetzt, der sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht, und die Weihnachtsfeier verfaßt, ein paar Bogen, die ein Ideal religiöser Geselligkeit darstellen. Wie einst für Sokrates war für ihn Methode und Gesinnung in der Wissenschaft das Wesentliche, „das Lernen des Lernens." Daher mußte ihm die Wirksamkeit von Person zu Person unentbehrlich sein. Ein weiter Kreis strebsamer Jünglinge sammelte sich um ihn, darunter Neander, Karl von Raumer, jener Marwitz, der durch seine vielversprechende Jugend und sein tragisches Ende bekannt geworden ist, Chamisso, Varnhagen, Joh. Schulze. Chamisso brachte ihm seine Gedichte und erfreute sich seiner beistimmenden Aufmunterung. Neander, der damals Jurisprudenz studirte, ward von seiner religiösen Persönlichkeit ergriffen und zu dem Gedanken angeregt, die Kirchengeschichte als die Geschichte religiöser Gemüthszustände darzustellen. An einem bestimmten Abend der Woche sah er die jungen Freunde um sich. Er liebte es, über ethische Gegenstände zu sprechen. Oft unterredeten sich die Jünglinge vor solchen Abenden vom Mittag ab über die ethischen Fragen, die sie zur Besprechung vorbringen wollten. Und hatte dann Schleiermacher mit seinen scharfsinnigen, überall auf das Ganze der Wissenschaft hindeutenden Gedanken sie ergriffen, so saßen sie manches Mal unter Nachwirkung so vieler anregender Ideen noch lange bei einander; es kam vor, daß sie das graue Licht des Morgens noch in erregten Gesprächen fand. Außerordentlich anregend wirkten seine Vorlesungen. Was man theologische Gelehrsamkeit nennt, besaß er eigentlich nicht, als er nach Halle kam. Und auch als er sich mit dem historischen Stoff der Theologie eingehender beschäftigte, that er es mehr auswählend als sammelnd. Um so klarer und beweglicher traten die leitenden Gedanken in seinen Vorlesungen hervor. Er sprach frei; ein paar fragmentarische Sätze, die ihn im Zusammenhang des Ganzen erhalten sollten, waren das Einzige, was er für den Vortrag zu Papier brachte. Aber es war dies nicht der geringste Reiz für den Zuhörer, daß er die Gegenstände unter seinen Augen immer aufs Neue entstehen sah, sich unmittelbar mit hineingezogen fühlte in die Arbeit der Gedanken, die vor ihm sich vollzog; er haßte das gewohnheitsmäßige Ueberliefern. Oefters äußerte er die Absicht, nicht länger als zehn Jahre der Universität anzugehören. Für so lange dachte er immer neue Arbeit, neue Stoffe zu finden. Zunächst wählte er die seinen bisherigen Studien verwandten Disciplinen, Erklärung der Briefe des Apostels Paulus und Sitten- und Glaubenslehre. Sein genialischer Blick für Verständniß und Beurtheilung von Schriftdenkmalen des Alterthums war durch seine platonischen Studien geschärft und geregelt. Die dort geübte Methode wandte er nun auf Paulus an und ruhte nicht, bis er sagen konnte, daß er nun denselben wohl so gut wie den Platon verstehe. Der Zuhörer sah in diesem dem dialektischen Tiefsinn des Paulus verwandten Geiste zum zweiten Male die Paulinischen Gedanken entstehen und sich zu den Abschnitten der Briefe zusammenfügen; der Sprachkreis des Paulus, die Verknüpfung der Gedanken und die Anordnung des Ganzen wurde ihm auf das Anschaulichste klar. Mehr noch wirkte er durch die Vorlesungen, die das System christlicher Lehre und Lebens behandelten. Seit den Reden über Religion, den Monologen und der Kritik der Sittenlehre hatte er unablässig gearbeitet, den Zusammenhang der Gemüthszustände, Lehren und Institutionen des Christenthums zu erfassen. Schon damals war in seinen Predigten die Innigkeit, mit der er an dem eigenthümlich Christlichen, der Thatsache der Erlösung und der Person des Erlösers hing, vielfach hervorgetreten. In der Weihnachtsfeier, diesem christlichen Gegenstück des platonischen Symposion, wird dann die Person Christi Mittelpunkt aller Betrachtungen. Anknüpfend an die Geburt des heiligen Kindes wird Christi Person unter mannigfachen Gesichtspunkten dargestellt. Aber den Sieg über die Redenden trägt der zuletzt Hinzugekommene davon, der sich weigert zu reden und der festlichen Stimmung Nichts angemessen findet, als Töne innigen Gesangs, anmuthiges Plaudern aus einem Herzen voll Liebe; „der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt auch mir eine sprachlose Freude; die meinige kann, wie ein Kind, nur lächeln und jauchzen." Die Heiterkeit der christlichen Religion wird herrlich geschildert, verbunden mit dem antiken Zug sokratischer Freundschaft; das Ideal geselligen Verkehrs, wie es der Romantik vorschwebt, wird, von einem ethischen Geiste gereinigt, in der Sphäre der Religion lebendig, wenn auch zuweilen etwas geziert ausgedrückt. Was er nun in dieser Weihnachtsfeier an einem einzelnen Beispiele zeigte, wie Religion Sache des Gefühls sei, das christliche Gefühl aber sich immer auf die Person des Erlösers beziehe, war auch der Grundgedanke seiner Dogmatik. Mehr Vorliebe wandte er in Halle der Ethik zu, die das Resultat so vieljähriger ethischer Studien, fortdauernder Beobachtung und Uebung im

Gebiete des sittlichen Lebens und einer unsäglichen dialektischen und logischen Uebung war.

Die Weise des jungen Professors, der dazu nicht einmal Mitglied der Facultät war, mochte allerdings zu der der übrigen theologischen Professoren einen wunderlichen Gegensatz bilden. Nösselt, Knapp, Vater, Niemeyer, meist im Kampfe zwischen Rationalismus und Supranaturalismus grau geworden, wußten den Collegen, der kühn ohne Weiteres diese üblichen Parteischranken übersprang, nicht unterzubringen. Sie sahen erstaunt ihre vergilbten Hefte, in die sie doch regelmäßig die neueste Literatur seit einem halben Jahrhundert eingetragen hatten, plötzlich von der strebsamen Jugend als veraltet betrachtet. Nicht ohne Kopfschütteln sah man den theologischen Professor, der eben damals von Steffens zu naturwissenschaftlichen Studien angeregt war, in kurzer grüner Jacke, mit hellen Beinkleidern, die Blechbüchse über der Schulter, durch Halle wandern, um zu botanisiren. Steffens erzählt sehr liebenswürdig (V, 146) von einer Fußtour, die er mit Schleiermacher machte. Dieser hatte am folgenden Tage zu predigen, aber der sonnige Märztag lockte sie immer weiter. Anderthalb Meilen von Halle übernachteten sie in einer Schenke. Der herrliche Tag hatte die Herzen der Freunde geöffnet. „Wir schlossen uns nie inniger, nie tiefer für einander auf. Mir erschien Schleiermacher nie geistig größer, nie sittlich reiner. Noch immer erscheint mir diese Nacht, wie eine der merkwürdigsten meines Lebens, wie geheiligt.“ Spät in der Nacht gönnten sich die Freunde einige Stunden Schlaf und traten dann den Rückweg an. Aber die Märzsonne hatte die Straße unwegsam gemacht. Schleiermacher, ein rüstiger Fußgänger, schritt eilig voran, offenbar in tiefes Nachsinnen versunken, das der Freund nicht störte. Endlich langten sie in Halle an und Steffens hatte kaum Zeit, sich umzukleiden und zur Kirche zu eilen. Unter den Collegen war bereits das Gerücht von der romantischen Reise verbreitet. Als die Glocken aller Kirchen läuteten und Schleiermacher noch nicht zurückgekehrt war, schien man zu erwarten, ja, Einige sogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Als nun aber Schleiermacher auf der Canzel erschien mit dem imponirenden Ernst, der ihm eigen war, als seine Rede, großartig und kunstreich wie je, die Zuhörenden ergriff, verwandelten sich die lautesten Tadler in Bewunderer.

Wie in Berlin lebte Schleiermacher auch in Halle gern in geselligem Verkehr. In Giebichenstein bewohnte der bekannte Capellmeister Reichardt ein Landhaus in einem schönen Garten, den er mit vielem Geschmack erweitert und zu einem reizenden Aufenthalt umgeschaffen hatte. Gastfrei und in mannigfachem Verkehr mit Gelehrten und Vornehmen, hatte er sein Haus zum Mittelpunkt des geselligen Lebens in Halle gemacht. Auch Goethe, dessen Lieder er so lieblich schlicht componirt hat, erschien während eines Aufenthaltes in Halle hier öfters. Damals sah denselben auch Schleiermacher, dort oder bei Wolf, in dessen Hause Goethe wohnte. Achim von Arnim hielt sich einen ganzen Sommer hindurch im Reichardt'schen Hause auf. Durch Steffens, den Schwiegersohn des Hauses, der mit Schleiermacher innig befreundet war, wurde auch Schleiermacher in demselben heimisch. Varnhagen erzählt (II, 91), wie er ihn dort zuerst sah und wie überrascht er war, so gar Nichts von dem gefühlvollen Enthusiasmus des Redners über Religion zu finden, sondern anstatt dessen ruhige Zurückhaltung, die nur in kurzen scharfen Zwischenreden einen klaren leuchtenden Verstand durchblicken ließ. Wenn er aber sprach, widersprach man ihm selten, was sonst bei Reichardt Jedermann leicht widerfuhr. In fast täglichem Umgang lebte er mit Steffens. Es ist dieser eine der wohlthuendsten Erscheinungen der damaligen Literatur. Neben Schelling war er die bedeutendste Autorität der rasch emporgekommenen Naturphilosophie. Schleiermacher, dessen System ja mit dem Schelling's in den meisten Punkten gemeinsame Grundlage hatte, sah Steffens Naturphilosophie als willkommene Ergänzung seiner Ethik an und Steffens lebte sich ganz in den Geist des überlegenen Freundes ein. Nordländer von Geburt, eine heiter-liebenswürdige Erscheinung, lebhaft im Gespräch, in seinen Vorlesungen von einer hinreißenden Beredtsamkeit, die durch den Kampf mit der Sprache eher erhöht als beeinträchtigt wurde, gewann er durch den Zauber seiner Persönlichkeit Alle, die ihm nahe kamen. Das Naturell der beiden Freunde ergänzte sich auf das Glücklichste und obgleich sich Steffens später excentrischen Meinungen hingab, hat Schleiermacher doch stets mit der ihm eigenen Treue an ihm festgehalten.

Indeß verging das letzte Jahr, das er ungestört in Halle zubrachte, 1805, nicht ohne eine ernste Erfahrung. Gegen das Ende desselben löste sich das Verhältniß zu Eleonore Grunow. Die Weihnachtsfeier, kurz darauf geschrieben, ist noch von einem tiefen Schmerze durchweht, vielleicht verdankt sie demselben ihre Entstehung. „Wie ein Kind den kindischen Schmerz erstickt und die Seufzer zurückdrängt und die Thränen einsaugt, wenn ihm eine kindische Freude gemacht wird, so ist auch mir heute der lange, tiefe unvergängliche Schmerz besänftiget wie noch nie ... Mit frohem Auge

schaue ich auf Alles, auch auf das Tiefverwundende. Wie Christus keine Braut hatte, als die Kirche, keine Kinder als seine Freunde, kein Haus als den Tempel und die Welt, und doch das Herz voll himmlischer Liebe und Freude, so scheine auch ich mir geboren, eben danach zu trachten." Aehnlich schreibt er dem Freunde: „Nur die Arbeit, die Liebe zu meinem Beruf, die Freude an meinen Freunden kann mich aufrecht erhalten."

Unterdessen begannen die politischen Ereignisse die Blicke von allen persönlichen Interessen abzulenken. Der Sommer des Jahres 1806 verging in immer wachsender Spannung. Täglich erwartete man eine Kriegserklärung von England, mit dem sich doch alle Edlen gegen Frankreich verbunden fühlten. Im Herbst rückte das preußische Heer gegen Napoleon vor. Bei Reichardt sahen die Freunde einige von den alten Generälen, die später so vorschnell die Festungen übergaben und ihr beschränktes Pochen auf die alten preußischen Siege erschien ihnen als eine schlimme Vorbedeutung. So kam der verhängnißvolle 14. October. Die entgegengesetztesten Nachrichten wechselten. Endlich am Abend des 15. erfuhr man, doch immer noch ungewiß, den Verlauf der Jenaer Schlacht. Ein Angriff auf die in Halle befindliche preußische Reserve war zu erwarten. Am Morgen des 16. näherten sich kämpfende Truppenmassen der Stadt. Von einem nach der Saale schroff abfallenden Felsen aus, von dem sich die weite Ebene überblicken ließ, sahen Schleiermacher, Steffens und Gaß voll Spannung dem wogenden Getümmel zu. Aber bald war die Flucht der Preußen offenbar und die Freunde begaben sich eiligst nach ihren Wohnungen. Steffens eilte mit seiner Familie in das besser geschützte Haus Schleiermacher's, das jedoch auch nicht völlig von der plündernden Avantgarde verschont blieb. Dort brachten sie eine Nacht voll Aufregung zu, während die fliehenden Preußen und ihre Verfolger die Stadt durchzogen. Bernadotte erschien. Seine Proclamation versprach das ruhige Fortbestehen der Universität. Aber bald vernahm man, daß Napoleon, vielleicht wegen einer Schrift Reichardt's erzürnt, mit der Auflösung der Universität umgehe. Reichardt selbst war entflohen. Vergebens versuchten Schleiermacher und Steffens bei dem Prorector Maaß eine Versammlung der Facultäten durchzusetzen. Die erschreckten Herren fürchteten, Napoleon möchte darin eine Conspiration sehen. Napoleon verließ Halle nach dreitägiger Rast und löste die Universität auf. Die Hallischen Professoren hätten ihre Stellung verkannt, da sie nicht dazu da seien, sich um Politik zu kümmern. Das war die ganze Begründung. Da war nun auch die persönliche Lage der Freunde nicht die beste. Sie hatten die Collegiengelder an die abziehenden Studenten zurückzahlen müssen und es waren ihnen nur wenige Thaler übrig geblieben. Sie machten nun in Steffens' Hause gemeinschaftliche Wirthschaft. Dort in einer Ecke von Steffens' Studirzimmer hat Schleiermacher sein geniales Sendschreiben an Gaß über die Echtheit des ersten Briefes an Timotheus verfaßt. In diesem Werk wurde die kritische Methode Bentley's und Wolf's auf eine Schrift der Bibel angewandt. Nicht aus äußeren Zeugnissen, sondern aus der vollkommensten Herrschaft über den Sprachkreis, die Denk- und Redeweise Pauli wurde die Unechtheit des Briefes begründet. Die Darstellung ist voll von innerem Leben, hinreißend durch ihre Anschaulichkeit und den überall hervorleuchtenden Scharfsinn.

Im Sommer 1807 war Schleiermacher in Berlin und las vor einer ansehnlichen Zuhörerschaft über die Geschichte der Philosophie. Er befand sich grade auf dem Gut von Marwitz in größerer Gesellschaft, als die Nachricht von dem schmachvollen Tilsiter Frieden ankam. Sie erschütterte ihn tief; kaum daß es den Bemühungen von Marwitz gelang, sein hartnäckiges Schweigen zu durchbrechen und seine Reizbarkeit zu mildern. Von da ab war er bis zum Ausbruch des Freiheitskriegs, in Gemeinschaft mit den Edelsten der Nation, unablässig thätig für die große Sache des Vaterlandes. Die Regeneration Preußens unter Stein und Humboldt begann. Schon im Herbst des Jahres 1807 ging man mit dem Plane um, zum Ersatz für das jetzt verlorene Halle in Berlin eine Universität in großem Style zu errichten. Schleiermacher war dafür auf alle Weise thätig, durch Pläne, mündliche Unterredungen, eine Schrift über die Universitäten. Als sie 1809 eröffnet wurde, war er einer der ersten lesenden Professoren. Director noch wirkte er durch seine Predigten, zu denen Leute alles Alters und aller Stände sich herzudrängten. Neben den Reden Fichte's haben diese Predigten am meisten beigetragen, immer neu die nationale Begeisterung anzufachen. Seine kühnen Worte gaben dem bevorstehenden Kampf die religiöse Weihe. „Sein Entschluß, sich für das schmachvoll gedrückte Vaterland zu opfern, hatte damals eine ansteckende Gewalt und unterhielt die kühne Gesinnung, die entschlossen war, nicht bloß bessere Zeiten unthätig zu erwarten, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, durch die That herbeizuführen. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit." *) Auch ein einflußreiches Mitglied

*) Steffens VI, 272.

des Tugendbundes war er, jener geheimen Verbindung der patriotisch Gesinnten in Norddeutschland. Er stand mit Scharnhorst und Röder in naher Verbindung, mit dem Leiter des Bundes in inniger Freundschaft. Steffens fand ihn bei seiner Aufnahme in den Bund in Dessau, wo Schleiermacher, Lütz.w und andere Bundesmitglieder zur Zeit der Kaiserzusammenkunft in Erfurt sich mehrere Tage mit einander besprachen. Das Jahr 1813 kam. Das Zaudern des preußischen Staats erfüllte ihn mit großer Sorge. „Wenn unser Cabinet," so schreibt er einem Freunde, „noch einen Monat unentschieden bleibt, so geht die Sache, wenigstens ganz Deutschland zum Teufel." Endlich kam der lang ersehnte Krieg und der Sieg der preußischen Waffen.

Von dieser Zeit ab beherrschte Schleiermacher in einer langen Periode ungestörter Ruhe einen weiten Kreis wohlthätiger Wirksamkeit bis zu seinem Tode. Die Freiheitskriege waren die letzte von den großen geistigen Bewegungen, die ihn gebildet haben. Kein Theolog der neuern Zeit, auch Herder nicht, hat eine solche Schule durchlaufen. Das stille Leben der Brüdergemeinde, die Romantik, die letzte Entwicklung der deutschen Philosophie, die Erneuerung einer großartigen philologisch-kritischen Methode für alle historische Wissenschaft, die Freiheitskriege endlich — alle diese Kämpfe des deutschen Geistes hat er nicht bloß aus der Ferne angeschaut, er war überall mit auf dem Kampfplatz mit seinen scharfen Waffen.

Seine späteren Kämpfe und Bestrebungen gehören dem engeren theologischen und kirchlichen Gebiet an. Auf die verschiedenste Weise war er in demselben thätig, durch Vorlesungen, Predigten, Schriften, zeitweise auch durch Mitleitung der kirchlichen Angelegenheiten. So war er einer der Haupturheber der Union. Er war der Präses der Berliner Synode, regte die gemeinsame Abendmahlsfeier derselben am 30. October 1817 an und vertheidigte dieselbe mit schonungsloser Schärfe gegen Ammon's Angriffe. An der Ausarbeitung des Berliner Gesangbuchs hatte er großen Antheil. Als Prediger hatte er einen nicht allzugroßen Kreis von Zuhörern, die desto inniger an ihm hingen. Es ist noch ein schönes Oelbild vorhanden, das ihn auf der Kanzel vergegenwärtigt. Sein Körper blieb fast unbeweglich auch in der höchsten Erregung, wie das auch von Herder erzählt wird; nur auf dem geistvollen, ernsten Gesicht spiegelten sich die tiefen und wechselnden Bewegungen des Innern. Er sprach nach kurzer Vorbereitung; nur die Hauptpunkte des Themas notirte er schriftlich. Seine Rede war ohne Schmuck; aber in der Anordnung des Ganzen offenbarte sich der künstlerische Geist. Scharf und ruhig begann er; nachdem er aber mit künstlicher Dialektik einen Kreis des religiösen Lebens durchmessen hatte, hob das religiöse Gefühl seine Schwingen und ergriff ihn und die Hörenden immer mächtiger. Wissenschaftlich war er auf die mannigfaltigste Weise thätig. Die kritischen Untersuchungen neutestamentlicher Schriften wurden fortgesetzt. Als Mitglied der Akademie theilte er in einer Reihe einzelner Abhandlungen die Hauptpunkte seiner philosophischen Ethik und Untersuchungen über die alte Philosophie mit. Auch noch ein Band seines Platon erschien, obgleich derselbe unvollendet blieb. Das wichtigste Werk seines Lebens war aber die Dogmatik, die 1821 und 1822 in 2 Bänden erschien, ein Buch, von dem eine neue Epoche auf dem Gebiet der dogmatischen Theologie datirt.

Sein Familienleben war sehr glücklich. Mitten in den Jahren öffentlichen Unglücks, — es war im Jahre 1809 — hatte er sich mit der Wittwe eines geliebten Freundes, des Predigers Willich von Stralsund, verheirathet. In einem weiten Kreise von Freunden und Schülern bewegte er sich mit der alten Neigung für das gesellige Leben. Mitten im frischen Leben, wie er sich's gewünscht, nahm ihn der Tod hinweg. Er starb den 12. Februar 1834.

Seine Schule aber breitete sich weit aus und an allen Universitäten Deutschlands lehren Männer, die ihm die Anregung zu ihrem wissenschaftlichen Leben verdanken. Doch über der Hinfälligkeit und dem Streit der Schulen steht das Bild des Mannes, der nicht eine Schule gründen, ein System überliefern wollte, sondern mit Lessing'schem Geiste die Gesinnung und Methode der wissenschaftlichen Forschung allein unverkürzter Ueberlieferung werth achtete.*)

*) Wir haben bis jetzt über Schleiermacher's Leben folgende wichtigeren Quellen: 1. Für die Jugend: Gelzer's Monatsblätter, 1855, Juli; Niedner, Zeitschrift für historische Theologie, 1851, Heft 1. 2. Erste Berliner Periode: Henriette Herz von Fürst, bes. S. 156 f. Fichte's Leben und Briefe I, 377. Varnhagen, Denkw. 4, 267 ff. 3. Aufenthalt zu Halle: Theologische Studien, 1850, S. 145 ff. Steffens: Was ich erlebte. Bd. V. Varnhagen, Denkw., Bd. II. 4. Zweiter Berliner Aufenthalt: Steffens; Delbrück: der verewigte Schleiermacher, vgl. Varnhagen's Rec. Denkw., Deutsche Zeitschrift 1850, Nr. 50. Theologische Studien 1834, S. 750.

Ueber das Ganze: Baumgarten-Crusius: über Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. Jena 1834. Gaß, Schleiermacher's Briefwechsel mit Gaß. Strauß: Charakteristiken und Kritiken, S. 3 ff. Varnhagen: Bildnisse aus Rahel's Umgang. Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen.

Der kirchliche und politiſche

Standpunkt des Geſchichtſchreibers.

Von

Dr. Herm. Biſchof.

„Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln."

Goethe.

Der ungeheure Einfluß, welchen das Studium der Geſchichte auf das wirkliche Leben ausübt, legt ohne Zweifel jedem Gebildeten den Wunſch an das Herz, über den eigenthümlichen und naturgemäßen Standpunkt des Geſchichtſchreibers ſich klar zu werden. Man betont nämlich in der Gegenwart mit Vorliebe, daß ein Hiſtoriker ohne beſtimmt ausgeprägte kirchliche und politiſche Färbung ein Unding ſei. Dieſer Forderung der ſubjectiven Auffaſſung und Darſtellung gegenüber entſteht die Frage, in welchem Umfange die objective Natur des Gegenſtandes in das Gefäß einer individuellen Betrachtungsweiſe gefaßt werden könne? Goethe hat an der Möglichkeit gezweifelt, die richtige Grenzlinie zu entdecken. Die Klage des Dichters und die Bedeutung der Controverſe, welche an Wichtigkeit jeder brennenden politiſchen Tagesfrage ſich an die Seite ſtellt, begründet die Zeitgemäßheit einer unbefangenen Erwägung um ſo dringlicher, als grade jetzt durch das Programm der neuen hiſtoriſchen Zeitſchrift des Herrn von Sybel ein erbitterter Streit über die hier zu erledigenden Punkte angefacht worden iſt.

Niemand vermag zu leugnen, daß es dem Amte des Hiſtorikers widerſpricht, nach irgendwelcher Weltanſchauung — pantheiſtiſcher oder chriſtlicher, katholiſcher oder proteſtantiſcher — die Geſchichte zuzuſchneiden und in diejenigen Formen einzuſchnüren, in welchen ſie den geiſtigen Kern eines beliebigen metaphyſiſchen Syſtems zu ſpiegeln ſcheint. Umgekehrt liegt der letzte und höchſte Begriff des Geſchichtſchreibers darin, daß er die Thatſachen ſich ſelbſt enträthſeln läßt, daß er nicht in der Weiſe der Traumdeuter den Wahn des eigenen Herzens der Außenwelt unterſchiebt, ſondern die dem menſchlichen Werke eingeborne Gottesſtimme mit Selbſtverleugnung zu erahnen ſucht und ein Prieſter in des Wortes höchſter Bedeutung iſt. *) Deſſenungeachtet kann nicht in Abrede gezogen werden, daß allermindeſtens der Gegenſatz zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus der Betrachtung der Geſchichte eine abweichende Richtung gibt. Es handelt ſich nicht um vorgefaßte Meinungen über dieſe oder jene ſpecielle Thatſache, ſondern um das geiſtige Organ, womit Geſchichte geſchrieben wird: um die Anſchauung, welche der Einzelne über Anfang, Bedeutung und Ende aller Dinge ſchon mit der Milch der Mutter eingeſogen hat; um die Innigkeit des Gefühls, womit er die verſchiedenen Strömungen der Geſchichte verfolgt; um die Richtung des Willens, für welche aus der Aſche der Vergangenheit der ſchlummernde Funke des Lebens entzündet werden ſoll. Machen wir uns hierüber keine weltbürgerlichen Illuſionen: Indifferentismus in dieſen Stücken hieße nackte Charakterloſigkeit; derſelbe exiſtirt denn auch nirgends, weil ſein Gegentheil die pſychiſche Individualität des Menſchen bildet, deren der Einzelne zwar unbewußt — aber niemals verluſtig werden kann. Wenn übrigens die Berechtigung und Nothwendigkeit einer ſpecifiſch confeſſionellen Betrachtungsweiſe der Geſchichte Anerkennung findet, ſo muß in weſentlicher Einheit mit dieſem Standpunkte ein zweites Princip feſtgehalten werden, um der confeſſionellen Hiſtoriographie zugleich den Charakter einer univerſellen oder allgemeinen Geſchichtſchreibung vindiciren zu können.

Der confeſſionelle Standpunkt — und dies grade verlangen wir von jedem Geſchichtſchreiber — muß, ſobald ſeinem Kriterium Lehre und Schickſal Andersgläubiger unterworfen werden, ſich erweitern in den allgemein menſchlichen. Zwei tiefgelehrte und unermüdliche Geſchichtforſcher, F. C. Schloſſer und Friedrich von Hurter, ſind, der Eine durch die einſeitige Feſthaltung des bloß moraliſchen Standpunktes — der Andere durch die ſtarre Gebundenheit an das Dogma einer einzelnen Kirche, zu den bedauerlichſten Verirrungen in der Charakteriſtik politiſcher und religiöſer Bewegungen getrieben worden. Um Jemandem gerecht zu werden, ſoll man in deſſen Beurtheilung nicht von den eigenen Vorausſetzungen ausgehen, ſondern die fremde Perſönlichkeit in der Eigenthümlichkeit ihres Weſens auffaſſen. Der Hiſtoriker muß vor Allem tolerant ſein, denn die Verſöhnung der Gegenſätze bildet ſein letztes Ziel.

Welches iſt ſodann der dem Begriffe und

*) Vergl. hierüber meine ausführliche Abhandlung: „Die Regeln der Geſchichtſchreibung und Deutſchlands Hiſtoriker im 19. Jahrhundert." Prutz. Deutſches Muſeum, 1857. Nro. 46 ff. und meine gekrönte Preisſchrift über „Sebaſtian Franck und deutſche Geſchichtſchreibung." Tübingen. 1856. — Ueber letztere Preisſchrift ſiehe die Illuſtr. Deutſchen Monatshefte, 1857, I, p. 453 ff.

Zwecke seines Amtes entsprechende politische Standpunkt des Historikers? —

Die Geschichte soll das allgemeine Bildungsmittel für das öffentliche Leben der Einzelnen ausmachen und Jedem ohne Unterschied des Berufes den Theil socialer Weisheit gewähren, welcher ein gesundes Urtheil über die staatsrechtlichen und nationalökonomischen Bedürfnisse und Entwicklungen der Völker ermöglicht. Das Jahr 1848 verdankt die Ausartung der Reformation in Revolution und die Erfolglosigkeit seiner Tendenzen fast ausschließlich dem Mangel an historischem Bewußtsein, an einer geschichtlich begründeten politischen Meinung und einer den thatsächlich gegebenen Verhältnissen angemessenen Selbstgenügsamkeit. Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche seither den historischen Studien von Seite der meisten deutschen Regierungen gewidmet wird, beweist augenfällig, daß jener drohende Fingerzeig an geeignetem Orte nicht übersehen worden ist. Worin besteht nun der einzig naturgemäße politische Standpunkt des echten Historikers?

Der Geschichtschreiber repräsentirt keinen ludimagister in politicis; Didaktik bildet nur die mittelbare Folge historischer Studien. Der politische Standpunkt des Historikers ist ein materieller. In jeder staatlichen Entwicklung stehen sich Regierende und Regierte gegenüber, weil ohne diesen Gegensatz ein Staat undenkbar ist. Das naturgemäße Verhältniß zwischen den beiden Gliedern bestünde im vollendeten Einklang zwischen den Strebungen der Regierung und den Bedürfnissen der Regierten. Allein eine derartige Harmonie ist gemäß dem Gange menschlicher Dinge niemals vorhanden gewesen und wird zu keiner Zeit eintreten. Vielmehr erwächst grade jeder wahre Fortschritt nur allmälig aus dem Boden geschichtlich gegebener Verhältnisse. Demnach bewegt sich der Reactionär so wenig als der Revolutionär auf historischem Standpunkte, indem beide weder die entgegengesetzten Strebungen in ihrer einseitigen Berechtigung zu würdigen verstehen, noch befähigt sind, für diejenige Anschauung über öffentlich-rechtliche Entwicklung zu begeistern, welche der praktischen Bethätigung der politischen Ueberzeugung den naturgemäßen Weg vorschreibt. Jener unhistorische Gegensatz hat unser Staatsleben vor 1848 zerklüftet; seine Ueberwindung, die Erkenntniß der rechten Mitte, die Enttäuschung über die alleinseligmachende Bedeutung der ultraconstitutionellen Formen und die Emancipation von bureaukratisch rigoroser Abgeschlossenheit, mit einem Worte: die Aneignung des echt historischen Standpunktes in Theorie und Leben bildet die einzig bedeutungsvolle Frucht der deutschen Revolution. Das kirchliche Glaubensbekenntniß ist in der Gegenwart von geringerer Erheblichkeit, als das staatsrechtliche. Den Grundcharakter unsers modernen Lebens bildet die politische Entwicklung. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist eine politische. Nur diejenigen Historiker haben seit 1848 einen Anklang bei der Nation gefunden, deren Ausgangspunkt ein politischer in des Wortes oben angegebener Bedeutung wurde; vor Allen Ranke, Droysen, von Sybel, Mommsen, Waitz, Häusser, Giesebrecht, Duncker. Es herrscht auch kein Streit mehr darüber, daß die Bildung des modernen Geschichtschreibers weniger eine philologische zu sein braucht, als eine juristisch-staatsmännische.

In diesem Sinne muß, wie wir annehmen, die Frage nach dem kirchlichen und politischen Standpunkte des Historikers gelöst werden. Daß die Verirrung zu entgegengesetzten Principien sogar die Classicität der historiographischen Form unmöglich macht, die Würde der Sprache und die Strenge der Architektonik, hat man Schwarz auf Weiß bewiesen. Nur der Geschichtschreiber, den wir im Auge haben, vermag Keime auszustreuen, an deren Früchten mehr als eine Generation sich laben kann.

Xanten.

Von

Gustav Reisewitz.

Den romantischsten und schönsten Theil des herrlichen Rheinstromes bilden ohne Zweifel seine Ufer von Mainz bis Bonn.

Da durchfurcht der zu Thal keuchende Dampfer die smaragdgrüne Fluth, indem er an dem weinreichen Rheingau, den an den Felsen klebenden mittelalterlichen Burgen und dem schroffen und düstern Loreleyfelsen vorüberführt, bis man in Coblenz wieder in einen weiten, von Gebirgen umkränzten Kessel fährt, dessen Hauptzierde der mächtige Ehrenbreitstein bildet. Dann bei Andernach, wo das rothe Gold der Nibelungen im Strom versenkt liegt, sich abermals durch Felsen zwängend, umarmt der Fluß kurz vor Königswinter das liebliche Eiland Nonnenwerth, badet dem Drachenfels und Rolandseck die Füße und fließt gemächlicher der Stadt Bonn zu, woselbst Heine, Kinkel, Geibel und eine ganze Schaar anderer Poeten herrliche Lieder zu seinem Ruhme sangen.

Der einsame Thurm der Ruinen von Godesberg bildet das letzte romantische Bild und sobald man auch das alte heilige Cöln mit seiner imponirenden Rheinfront und dem alle

übrigen Kirchen und Capellen überragenden Dome im Rücken hat, mag man ſich nach und nach auf eine holländiſche Landſchaft vorbereiten.

Der Strand wird auf beiden Seiten eben. Grüne Anger, von Kuhheerden belebt, weiße Dörfer und hin und wieder kleine Städte, die ſich in einiger Entfernung vom Strome hinziehen, nöthigen kein Intereſſe ab.

Man folgt darum jetzt dem Beiſpiele jenes lang auf einer Deckbank ausgeſtreckt liegenden Engländers, der ſo andächtig in einem Buche las, daß er vergaß, einen einzigen Blick auf Berg und Burgen zu werfen.

Die in der Nähe von Weſels Landungsbrücke liegende ſteinerne Windmühle läßt uns glauben, wir würden auf der weitern Fahrt bis an die Grenze des Landes der phlegmatiſchen Mynheers noch viele dieſer Ungeheuer zu ſehen bekommen, die einſt der edle, tiefſinnige Don Quixote von la Mancha bekämpfte.

Mit Nichten! Im Gegentheil, der Strom erlebt hier noch eine herrliche Nachblüthe der Romantik, die im mittleren Lauf ſeine Amme war. Wir ſind in Xanten.

Klingt Euch der Name etwas wunderlich und unbekannt?

Aber ich meine, Ihr kennt den Ort ſchon aus der Nibelungen Not:

„Do wuos in Niderlanden
Eins edlen Chuniges Kind,
Sin Vater der hies Siegmund,
Sin Mutter Sigelint,
In einer Burge richen,
Vil witen wol bechant,
Niden bi dem Rine.
Die was ze Santen genannt.

Dieſe Stadt iſt es, in die ich jetzt führe, und ſo man mir folgen will, auch auf die liebliche Hügelkette, die im Südweſten hinſtreicht, mit luſtigem Grün bewachſen iſt und zu des Tacitus Zeit sacrum nemus, heiliger Wald, genannt wurde, denn die feierliche Stille unter den Gipfeln alter deutſcher Eichen erfüllte die Römer mit frommem Schauer!

Wahrlich, es iſt ein claſſiſcher, durch Geſchichte und Sage geweihter Boden, den man betritt.

In der Römerzeit war freilich von dem heitern kleinen Städtchen, das nun den Namen Xanten führt, noch keine Spur vorhanden, aber dafür ſtanden damals in ſeiner Nähe die Castra vetera, die Zeuge waren der blutigen Kämpfe, welche die Germanen und Bataver mit den Kriegsknechten Roms, die den Erdkreis unterjochen wollten, beſtanden.

Das römiſche Lager „Castra vetera,“ oder kurz „Vetera“ genannt, lag nach Tacitus ſechzig Meilen rheinabwärts von der Ara Ubiorum, die zu Cöln ſtand und wahrſcheinlich aus Schmeichelei dem Auguſtus errichtet war.

Kurz nach Cäſar's Tode, nachdem auch Antonius beſiegt und Octavianus Auguſtus Alleinherrſcher geworden war, verſah dieſer die Rheingrenze mit feſten Plätzen und legte dabei auch Vetera an, um die von der Lippe her in Gallien einfallenden Uſipeten, Bructerer, Tencterer und Andere im Zaum zu halten.

Wahrſcheinlich geſchah es im Jahre 14 v. Chr. Geburt, als Lucius Domitius und Publius Scipio Conſuln waren. Ein ſo großer Raum wurde mit Wällen und Thürmen umgeben, daß zwei Legionen mit Bequemlichkeit zu Vetera ſtationiren konnten.

Auguſtus erſchien dazumal ſelbſt am Niederrhein, um die Sicambrer, welche einige gefangene Römer gekreuzigt, ſowie ſein Heer unter Lollius geſchlagen hatten, wobei der Adler der fünften Legion verloren ging, zu unterjochen.

Bald nach dem Tode des Auguſtus lagerte zu Vetera dieſe und die XIX. Legion, die ſich empörten, ſo daß Germanicus von Colonia Agrippina mit der Flotte und Armee dorthin zog, nachdem er vorher den Cäcina abgeſchickt, um die Treugebliebenen zu gewinnen, während die Meineidigen niedergemacht wurden. Germanicus ſchlug ſpäter bei dem heutigen Birten, das nun beträchtlich vom Rhein entfernt liegt, eine Brücke und machte im Jahre 16 nach Chriſto einen Zug gegen die Chatten und Cherusker.

Da das heutige Städtchen Xanten mit Ausnahme ſeiner Kathedrale, die wir ſpäter beſuchen werden, nicht ſonderlich viel Merkwürdiges bietet, ſo unternehmen wir gleich die Wanderung nach dem Standort des alten Lagers Vetera.

Dies war nämlich auf dem Plateau des jetzt „Fürſtenberg“ genannten Hügels angelegt und zwar ſo, daß es den ganzen Abhang einnahm, der ſich nach dem Dorfe Birten ſenkt.

Auf dem Plateau ſelbſt erhob ſich das von Varus angelegte Prätorium, und Germanicus ſoll ſpäter die Gebeine dieſes Feldherrn, nachdem er im Teutoburger Walde von Hermann geſchlagen worden war und ſich in ſein Schwert geſtürzt hatte, dorthin gebracht haben, während ſein Haupt dem Markomannenkönig Marbod geſchenkt wurde, der es an Auguſtus ſandte.

Das jetzige Dorf Birten ſelbſt war ein Municipium, eine Art Vorſtadt, die während des langen Friedens unter Auguſtus angelegt worden war. Aufgefundene Münzen, metallene Geräthe, Waffen, Salbfläſchchen, Dachziegel mit Aufſchriften der Legionen, welche daſelbſt geſtanden haben, laſſen keinen

Zweifel übrig, daß an besagter Stelle die Castra vetera gegründet waren.

So stand daselbst die XXII. Legion, die Titus nach Palästina zur Belagerung von Jerusalem berief, als Vespasian mit dem Vitellius um die Herrschaft stritt, und die X., von der Cäsar im bellum gallicum erzählt, daß, als die übrige Armee den Ariovist fürchtete, er ihren gesunkenen Muth entfachte, indem er sagte, er wolle allein mit dieser letztgenannten Legion gegen ihn ziehen. Heute sind außer den erwähnten Ausgrabungen keine weiteren Spuren des Lagers mehr vorhanden, als ein Amphitheatrum castrense, das ursprünglich aus Holz war und dessen vier Eingänge den vier Welttheilen zugekehrt waren.

Das gemeine Volk nennt den noch sichtbaren ovalen Erdhügel St. Victor's Loch; doch ist die damit verbundene Behauptung unrichtig, dieser Heilige sei mit seinen Glaubensgenossen von der thebaischen Legion unter der Regierung des Kaisers Maximian hier als Märtyrer gestorben, vielmehr möchte dieser Ort in der Nähe des Klosters Hagenbusch zu suchen sein.

Verschiedene Münzen sind auf der Stelle dieses Amphitheaters gefunden worden, unter anderen eine sehr große aus einem Gemisch von Kupfer und Silber, auf deren einen Seite sich ein schöner, mit Aehren gezierter weiblicher Kopf zeigt, nebst der Inschrift in griechischen Lettern: Dido Basilissa, d. h. Dido Königin, und auf deren andern Carthago mit Mauern, einem Castell, Pyramiden und einem Hafen nebst Flotte abgebildet ist.

Namentlich berühmt ist Vetera geworden durch den Krieg, welchen der Bataver Civilis gegen die Römer führte.

Den Anfang seines Unternehmens machte Civilis damit, daß er den Römern ihre Flotte auf dem Rhein wegnahm und die acht Cohorten seiner Landsleute, die als Hülfstruppen auf dem Marsche nach Rom waren und sich grade am Oberrhein befanden, von seinem Vorhaben, das Fremdenjoch abzuschütteln, benachrichtigte.

Diese stießen auch in der That zu ihm, und unterstützt von den Bructerern und Tencterern, lagerte sich Civilis vor Vetera und forderte die Legaten Mummius Lupercus und Numisius Rufus auf, dem Vespasian den Eid der Treue zu leisten, worauf diese antworteten, sie blieben dem Vitellius bis zum Tode treu.

Nur um nicht als Rebell betrachtet zu werden, stellte sich Civilis, als interessire ihn der Kampf zwischen Vitellius, Otho und Vespasian; seine wirkliche Absicht ist bereits angegeben.

Der Kampf schwankte und dauerte lange; endlich aber, da die Römer der anhaltenden Hungersnoth wegen schon ihre Pferde aufgezehrt hatten, baten sie um das Leben und freien Abzug, was Civilis ihnen ihrer Tapferkeit wegen Beides gewährte.

Civilis selbst, der geschworen hatte, sich Haar und Bart nicht eher abschneiden lassen zu wollen, als bis er die Römer besiegt, ließ diese Ceremonie im Angesicht des ganzen Heeres feierlichst an sich vollziehen.

Heute erhebt sich auf dem Varusberg eine Capelle und das Schloß des Barons Hochwächter mit reizenden Anlagen, von denen man eine weite Aussicht auf die niederrheinische Ebene genießt.

Auf einem nach der Stadt führenden Waldwege erreicht man in einer halben Stunde den geräumigen, aber stillen Marktplatz von Xanten. — Ein alter Erker trägt die Inschrift: St. Victor, Patronus Xantensis, hic Martyrium passus sub Maximiano imperatore! — bedeutend, der heilige Victor habe hier unter dem Kaiser Maximian den Märtyrertod erlitten, und darunter ist unser deutsches Sprichwort: „Heute roth, morgen todt!“ in den mehr biblischen Worten zu lesen: Hodie flos, cras foenum! —

Durch einen Thorweg gelangt man nach der Kathedrale. Die Kreuzigungsgruppe ist auf ihrer südlichen Langseite dargestellt und über dem Haupte des Erlösers melden die Worte: Ecce lignum santae crucis! daß ein Stückchen von jenem Kreuze, an welchem Christus auf Golgatha für die sündhafte Menschheit starb, bewahrt wird.

Noch andere Scenen aus der Passionsgeschichte zieren die Südseite, doch sind sie für den Künstler von keiner Bedeutung, sondern nur für den frommen Wallfahrer, der dort knieend seine Andacht verrichtet. Die Kirche selbst ist im gothischen Styl erbaut, besitzt aber zwei byzantinische Thürme und hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Verwüstungen durch Feuersbrunst über sich hereinbrechen sehen. Gegründet wurde sie von der heiligen Helena, der Mutter Constantin's des Großen, welche die Gebeine der Märtyrer von der thebaischen Legion darin beisetzen ließ.

Die Legende sagt darüber Folgendes:

Als Maximian, der ein Regierungsgenosse des Kaisers Diocletian war, gegen Aufrührer im nördlichen Gallien zu Felde zog, hatte er bei seiner Armee auch eine aus 6000 Christen bestehende Legion, welche ihren Namen „die thebaische“ von der Hauptstadt Oberegyptens Theben herleitete. Ihr Tribun hieß Mauritius. In Octodurum, dem heutigen Martigny in der Schweiz, sollten sie an der Verehrung eines Götzenbildes Theil nehmen.

Sie weigerten sich und zogen nach Agaunum, in der Nähe des Genfersees, woselbst Maximian den zehnten Mann der Legion niederhauen ließ.

Die Ueberlebenden zogen darauf weiter bis Bonn und dort traf die Centurionen Cassius und Florentius mit sieben und bei Cöln den Primipilarius Gereon mit 318 Soldaten das gleiche Schicksal.

Der Cohortenführer Victor gelangte mit den übrigen Waffenbrüdern bis auf die Stelle des heutigen Xanten und schlug auf den Rheinwiesen ein Lager auf, woselbst sie auf des Maximian Befehl ebenfalls niedergemetzelt und ihre Leichname in einen nahen Sumpf geworfen wurden.

Die Gebeine dieser Märtyrer ließ später die heilige Helena sammeln und, wie schon gemeldet, in der Krypta der von ihr zu Xanten errichteten Kirche beisetzen.

Was die oben angedeuteten Zerstörungen betrifft, so geschah die erste im Jahre 451 durch Attila bei dem Einfall der Hunnen in Gallien und die zweite ungefähr Anno 854, da die Normannen in's Frankenreich vordrangen.

Zuverlässig ist, daß die Kathedrale 1081 und 1109 durch Brand zerstört wurde, und trug sich bei letzterer Feuersbrunst das Unglück zu, daß das Archiv mit allen Urkunden und Documenten mit vernichtet wurde.

Auch im Jahre 1372 traf sie ein neuer Unfall.

In einer Fehde gegen Adolph, Grafen von Cleve, erstürmten die Herren von Mörs und Erkel die Stadt Xanten und äscherten selbige ein, wobei auch der eine mit Blei gedeckte Thurm der Kathedrale verbrannte und die Glocken schmolzen.

In's Innere der Kirche eingetreten, empfindet man jenen frommen Schauer, der in's Herz einzieht beim Anblick der gewaltigen Säulen, die das hohe Schiff tragen, des hohen Chores und seiner farbigen Fenster, sowie der Weihrauchwolken, welche im weiten Raume schweben. Die Kathedrale verlassend, wandert man nach der alten Probstei, die später in ein Antikencabinet umgewandelt wurde und woselbst die meisten der in der Umgegend gefundenen Gegenstände aus der Römerzeit aufbewahrt werden.

Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus der Zeit von Cäsar bis Commodus finden sich hier in Menge, und von den Gemmen sind namentlich zwei ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen nicht zu übersehen, und zwar stellt die eine die Kleopatra, die andere die Gefangennehmung Thusnelda's dar. Noch eine sehr werthvolle Gemme besitzt der Hotelbesitzer Ingenlath zu Xanten, in welcher man leicht eine „Erato" erkennen kann.

Die Muse selbst ist ausnehmend fein geschnitten; das Gesicht und die gewellten Haare sind von großer Schönheit, wie auch der vom Gewand entblößte Busen und die Arme. Sie ist im Begriff, die Saiten anzuschlagen und schaut dabei wie träumend in die Ferne. Zur Linken des Beschauers, etwas im Hintergrunde, zeigt sich auf einem Sockel Amor. Die Gemme ist in Carneol geschnitten, dessen sanft glühendes Feuer, wenn man den Stein gegen das Licht hält, über die ganze Figur einen rosig warmen Fleischton haucht!

Alle bisher jedoch zu Xanten gefundenen Antiken überragt an Schönheit die Statue eines Jünglings, welche von Fischern im Winter 1857, dem Dorfe Lüttingen gegenüber, gefunden wurde.

Dieselbe ist von Bronce, etwas über vier Fuß hoch und in allen ihren Theilen von wunderbarer Schönheit, merkwürdiger Weise auch sehr gut erhalten, bis auf den rechten Arm, der gleich über dem Ellenbogen abgebrochen ist, die Ferse des rechten und das Blatt des linken Fußes, woselbst einige Erzstücke fehlen. — Die Statue ist unbekleidet und, wie Winkelmann das Dionysosideal der Alten schildert: ein schöner Knabe, welcher die Grenzen des Frühlings und der Jünglingsschaft betritt, bei welchem die Regung der Wollust, wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen beginnt und welcher zwischen Schlummer und Wachen in einem entzückenden Traume halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen beginnt.

Ohne Zweifel besitzen wir in diesem Funde, wenn nicht ein griechisches Originalwerk, so doch sicher die antike Copie eines solchen.

Worte vermögen die weichen Linien des Leibes, die Fülle der Glieder, das Antlitz des lieblichen Gottes nicht zu bezeichnen.

Um die ruhig heitere Stirn ringeln sich die von einem Kranze geschmückten Locken, das Profil zeigt jene echt griechische Bildung, bei welcher die Nase in innigem Zusammenhange mit der Stirn steht, der Mund ist leise geöffnet, nicht zum Sprechen, sondern jene sinnliche Heiterkeit bekundend, die der Genuß des Weines hervorbringt und dem Dionysos den Beinamen „Lyäos, Sorgenbrecher" verschaffte. Volle, runde Wangen und ein Grübchen am Kinn vermehren die Anmuth des Antlitzes, das leise nach rechts gebeugt ist. —

Leider sind die feingeschnittenen Augen, die unzweifelhaft von Silber waren und die schwärmerische Gluth des Gottes recht bekundet hätten, herausgebrochen, mögen jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach im Innern der hohlen Statue, die mit Steinen und Schlamm gefüllt ist, verborgen sein.

Wie goldene Strahlen verbreiten sich die

Locken vom Wirbel über das Haupt, eine Flechte verbindet sich über der Stirn mit dem in allen Theilen zierlich gearbeiteten Kranze, der am Hinterhaupte mit einer Schleife geknüpft ist, von der das eine Ende in losen Ringeln über die rechte Schulter fällt, das andere jedoch abgebrochen ist.

Granatblumen und Granatäpfel (ein Attribut des segnenden, spendenden Gottes), Sicheln, Aehren, Pinienäpfel und eine Traube mit reichem Blätterschmuck bilden den Kranz.

Von erstaunlicher Schönheit sind die sanften Linien des Rückens, die Rundung der Beine, die man am Besten würdigt, wenn man nach Herder's Ausspruch: „Schließe die Augen und fasse," die Hand über diese Theile gleiten läßt.

Die Nerven und Adern treten nicht hervor und würde diese Erscheinung nach Winkelmann, der behauptete, die Griechen hätten alle göttlichen Figuren ohne Nerven und Adern gebildet, uns in der Ansicht bestärken können, daß wir in unserm Dionysos in der That ein Werk aus der besten Zeit der hellenischen Kunst oder eine herrliche Copie nach einem solchen besitzen, wüßten wir nicht, diese Behauptung würde durch die Sculpturen an den Giebelfeldern des Parthenon widerlegt, bei denen grade das Schwellen der Adern unter der Haut bewunderungswürdig ist.

Der Gott steht auf dem linken Fuße, während das rechte Bein ausgestreckt ist und die Zehen des rechten Fußes die Erde nur leicht berühren; die ganze Gestalt ist daher etwas nach vorn gebeugt. Wie schon bemerkt, ist der rechte Arm nicht vollständig erhalten, aber aus dem Winkel, welchen die rechte Seite der Brust mit der inneren Fläche des Oberarms bildet, sowie aus der Schwellung der Muskeln kann man mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß dieser Arm erhoben war und wahrscheinlich den Thyrsos hielt. Der linke, vorgestreckte und leise vorgebogene Arm hielt unzweifelhaft auch etwas in der Hand. Es ist dies aus der Stellung der Finger, die der inneren Handfläche zugekehrt sind, wie auch aus einer schmalen Vertiefung daselbst zu schließen.

Da die Statue sicherlich erhöht stand, auch gewiß nicht allein, sondern vielleicht die Hauptfigur einer Gruppe bildete, ferner die eben angedeutete Stellung der linken Hand an eine Art Zügelführung erinnert, so bringt dies beim Beschauen auf die Ansicht, der Gott möge auf einer von Panthern gezogenen Quadriga gestanden und seine Linke die Zügel lose gehalten haben, die ziehenden Thiere sich selbst überlassend. Die im Gefolge des Dionysos auftretenden Bacchanten, Thyaden, Mänaden, Pane und Silene mögen dann noch den Wagen umgeben haben. — Praxiteles, der Schöpfer des Dionysosideals, welcher ein Erzbild dieses Gottes für die Stadt Elis schuf, und zwar nach den Versen des homerischen Hymnos

einem Jünglingsmanne vergleichbar,
Prangend in erster Blüthe und üppiger Fülle der Locken!

wovon noch Nachbildungen im Louvre und Vatican erhalten sind, soll eine derartige Gruppe geschaffen haben. Ob aber dies Original nicht bei den schrecklichen Verwüstungen, die im Laufe der Jahrhunderte über Attika und den Peloponnes hereinbrachen, zu Grunde ging, oder ob es als Beute römischer Feldherren nach der Weltstadt Rom gebracht wurde, läßt sich natürlich nicht bestimmen.

Eine andere Frage wäre die, wie unser Dionysos in das Flußbett des Niederrheins gekommen.

Nun ist bekannt, daß römische Imperatoren, Prätoren oder Feldherren in späterer Zeit, als die erbeuteten Kunstsachen nicht mehr die Tempel, Plätze und öffentlichen Gärten schmückten, sondern in den eigenen Palästen und Parks der Vornehmen aufgestellt wurden, diese sich von ihren Lieblingsstatuen nicht gern trennten, sondern dieselben sogar auf ihren Feldzügen mitnahmen.

So hatte Augustus in seinem Schlafgemach die Statue seines Enkels, des ältesten Sohnes des Germanicus, die er, ehe er zur Ruhe ging, zu küssen pflegte, und von andern Feldherren ist bekannt, daß sie Statuetten in der Schlacht als Talismane trugen. —

Möglich nun, daß durch einen der in Deutschland kämpfenden Feldherren die Statue mitgenommen wurde, beim Scheitern eines Schiffes im Rheine versank und durch einen glücklichen Zufall in unsern Tagen wieder gefunden wurde.

Literarisches.

Heraldisches A B C-Buch. Das ist: Wesen und Begriff der wissenschaftlichen Heraldik, ihre Geschichte, Literatur, Theorie und Praxis von Dr. Carl Ritter von Mayer. Mit 66 zumeist in Farbendruck ausgeführten Tafeln und 100 in den Text gedruckten Holzschnitten. München 1857. In Commission bei J. A. Finsterlin.

Der Titel A B C-Buch für ein Werk von 523 Großoctav-Druckseiten mit 66 Tafeln ist etwas befremdlich. Der Verfasser hat denselben bloß deshalb gewählt, weil sein Buch für

Heroldskunst und Wappenwissenschaft das werden sollte, was für die sogenannte gothische Baukunst seiner Zeit des genialen, leider nur zu früh verstorbenen Friedrich Hoffstadt Gothisches A B C-Buch war. Wie dieses Werk maßgebend für die Grundsätze des allein richtigen gothischen Baustyls wurde, so wünscht von Mayer, daß sein Buch eben so normangebend für die Grundzüge der christlich-mittelalterlichen, der allein reinen und unverfälschten Urheraldik werden möge. Sein Grundsatz ist (pag. 449), daß die Heraldik mit gleichem Rechte zu den Künsten, wie zu den Wissenschaften gehöre. Das Ziel und der Zweck seines Buches ist: den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der Heroldskunst der ihr gebührende Platz unter den historischen Hülfswissenschaften wieder angewiesen und für alle Zeiten gesichert werden möge. Es ist nicht eine geschichtliche Entwicklung der Heroldskunst, an welchem Werke es ja leider bislang völlig fehlt und dessen Versuch der Verfasser erst für spätere Zeiten in Aussicht stellt, sondern Grundsätze, Ansichten, Berichtigungen, die uns hier entgegentreten, und zum nicht geringen Theile auch Polemik, ja selbst naturgeschichtliche (S. 378), politische (S. 439) und mancherlei andere Excurse.

Wie leicht zu vermuthen, findet unsre Zeit wenig Gnade vor den Augen des Verfassers. „Materialismus und Egoismus sind heutzutage die zwei großen Haupttriebfedern, welche die Welt in Bewegung erhalten. Geld verdienen ist Losung und Motto. Mit diesen paar Worten ist das ganze Bild der neueren und neuesten Zeit sammt der modernen Richtung vor uns enthüllt. Das gilt in vorzüglicher Weise für die neuesten Autoren aller Wissenschaften. Selten schreibt heute ein Mann rein der Sache, rein der Wissenschaft zu Liebe und hat nur den Dienst und die Förderung desselben als uneigennützigen Zweck vor Augen." Wahrlich ein schroffes und schneidiges Urtheil, und, traurig, wenn es begründet wäre! Wie aber, wenn der Verfasser thatsächlich es selber widerlegte? Sein Buch ist sichtlich nicht um Gewinnes willen geschrieben, und ferner hätte er es in dieser bösen Zeit nicht geschrieben, nicht herausgegeben, wenn er nicht auch auf Anerkennung bei Andern, auf Gleichgesinnte hoffte. Wenn Jemand beansprucht, die Grundlage zur Regenerirung einer so speciellen Wissenschaft wie der Heraldik zu legen, so darf er die Zeit, welche ihm als die geeignete zu einem solchen Unternehmen erscheint, nicht im Materialismus verkommen schelten. In der That weiß auch der Verfasser an andern Stellen selber sehr wohl anzugeben, was ihn zu seinem Unternehmen berechtigt. „Die Vorliebe für christlich-mittelalterliche Kunst und Wissenschaft gewinnt von Tag zu Tag mehr Boden und überall hat das Studium und der Betrieb derselben bereits die Oberhand." Ja freilich, das ist es.

Der Unmuth des Verfassers über moderne Erscheinungen führt ihn auch sonst sehr häufig über das Maß hinaus; dennoch hat er ein volles Recht zu der Behauptung, daß man *vor* einem Urtheile über das Mittelalter, in welchem nicht allein die echte Heraldik, sondern wahrlich auch noch vieles Andere wurzelt, jene Zeit zuvor erst recht zu kennen suchen müsse. Kaum möchte für eine wahre Würdigung des Mittelalters etwas nachtheiliger sein, als die Wiederbelebung von Formen, deren Wesen und Kern längst entschwunden und verlorengegangen ist. Der König Friedrich Wilhelm IV. versuchte im Jahre 1843 die Wiedererweckung des Schwanenordens, den einst sein Vorfahr, der Kurfürst Friedrich II., im Jahre 1440 gestiftet hatte. Aber jener Orden besaß damals ein bedeutendes Vermögen, liegende Güter, welche alle durch die Reformation ihm verloren gingen. Ferner, was wichtiger ist, war der einstige Hauptzweck dieses Schwanenordens, wie schon seine Insignien andeuteten, die besondere Verehrung und Verherrlichung der reinsten Himmelskönigin, der heiligen Jungfrau Maria. Und das wollte man wieder beleben in Preußen, dem Staate der Consistorien und der Rechtfertigung allein durch den Glauben? —

Es kann nicht unsre Absicht sein, in die Besonderheiten des grade in dieser Beziehung so sehr reichhaltigen Werkes einzugehen. Nur einige Grundzüge wollen wir andeuten. Nach von Mayer (S. 46) ist die Heraldik als ein Product des christlich-mittelalterlichen Kunstlebens und als eine Tochter der christlich-mittelalterlichen Ornamentik, so wie beziehungsweise insbesondere der Anwendung dieser letztern auf Waffen (Schild und Helm) in der eigenthümlichen Kunsttechnik und Geschmacksrichtung dieses Zeitalters, *keineswegs durch*, wohl aber ungefähr *um die Zeit* der Kreuzzüge bei allen christlichen Völkern des Abendlandes so ziemlich gleichzeitig in Aufnahme gekommen. Die allgemeinen Hauptgrundzüge stimmen aller Orten und jeder Zeit überein, obwohl jede Nation ihren ganz eigenthümlichen Charakter hat. Ist es doch ein ähnliches Verhältniß mit der gothischen Baukunst. Dieselbe nahm bei jeder Nation einen andern Charakter an, oder bildete eigentlich nur mehre Ab- und Unterarten ihres ursprünglich deutschen Grundtypus aus. So verschieden im Detail ihrer Architekturformen und ihrer Ornamentik die Westminsterabtei in London, die Kathedrale in Burgos, die Thürme von Notre Dame zu Paris, die Dome zu Rouen, Dijon, Bordeaux, Tours, Nantes, Rheims, Mailand von dem Dome zu Cöln, den Münstern zu Straß-

burg, Ulm, Freiburg, Regensburg immerhin sein mögen: so ist es doch im Wesentlichen ein und derselbe himmelanstrebende Styl. Die erste Ausbildung der Heraldik jedoch findet von Mayer bei den Franzosen. Dort zuerst trifft man alle kleinern Vollkommenheiten und feinern Nuancirungen. Die Franzosen wußten stets mit der größten praktischen Einfachheit echt heraldischen Luxus zu verbinden, d. h. sie wußten schon in der frühesten Periode, als die Heraldik noch auf den Schild allein sich beschränkte, auf sehr geschickte Weise alle besonders wichtigen heraldischen Kennzeichen und Merkmale auch auf den Schild allein zu concentriren. In Frankreich wurde das Heroldswesen zuerst und am vollkommensten ausgebildet. Von dort her nahmen die Völker des Westens ihre heraldischen Ausdrücke und Kunstwörter. — Dagegen hat die Heraldik bei den Deutschen unwiderlegbar die merkwürdigste Eigenthümlichkeit, die ausgeprägteste National-Charakteristik aufzuweisen, und dazu steht die Theorie der Kleinode bei den Deutschen in ihrer Art einzig und allein da.

Daß das Lob des Verfassers für die französische Heraldik sich nicht auf die kaiserlichen Bienen und den neugebackenen Adel des Kaiserthums erstreckt, bedarf keiner Frage. Wahrer Adel jenseit des Rheins hat nur unter den Lilien geblüht. Aber bei weiterer Erörterung dieser Gegensätze gerathen die politischen Ansichten des Verfassers und seine Heraldik in einen seltsamen Conflict. Da dieser den Werth seines höchst verdienstlichen Werkes nicht beeinträchtigt, in unsern Augen vielmehr erhöht, so ist es Pflicht, denselben hier noch kurz zu berühren. Trotz des „republikanischen Schwindels in der Schweiz" seit fünfhundert Jahren, sieht der Verfasser sich genöthigt, die Ausbildung des heraldischen Lebens dort auch heute noch zu rühmen. Freilich berichtet er dann auch, „daß dort noch jedem Edelmanne die ehrenvolle Bezeichnung Junker zu Theil werde, daß dort noch heute die angesehensten Bürgertöchter sich mit dem schlichten Ehrentitel Jungfrau begnügen und auch in den glänzendsten Verhältnissen keineswegs eine ihnen nicht gebührende Ansprache verlangen, während bei uns auch dienstbare Geister Fräulein genannt und als solche honorirt werden wollen" (S. 438). Allerdings eine sehr schmerzliche Klage! Aber noch tiefer berührt es den Verfasser, daß in Deutschland die schlechte Heraldik vorzugsweise beim preußischen Adel zu Hause ist, da doch eben dieser preußische Adel, namentlich aber der ostpreußische, entschieden als der einzige betrachtet werden müsse, der nicht etwa bloß in Deutschland, sondern vielleicht auf der ganzen civilisirten Welt noch allein das wahre Gefühl seines Standes in sich trage, der nie und nimmer erlahme, für sein gutes Recht zu streiten, der mit einem Worte bei jeder Gelegenheit zusammenstehe wie ein Mann. Aber nun der Grund der schlechten Heraldik? Der Grund liegt in der Russificirung der Wappen; denn die Slaven stehen in der Heraldik auf einer niedern Stufe. „Die russische Heraldik speciell ist im buchstäblichen Sinne des Wortes die Heraldik der Knute und des Corporalstockes in optima forma." Indem der Verfasser den vor der wissenschaftlichen und gebildeten Welt sehr kühnen Ausruf wagt: Alle Achtung vor dem vielgeschmäheten und allseitig angefeindeten preußischen Junkerthume! Ehre, dem Ehre gebührt! hätte er, wie uns scheint, in ähnlicher Weise, wie er sich der Gründe für die schlechte Heraldik des preußischen, speciell ostpreußischen Adels bewußt ist, auch über die Gründe des nach seiner Ansicht so lobenswerthen Standesgeistes in jenen schönen Gegenden sich klar werden können. Dies ist jedoch nicht geschehen.

Die beigegebenen Tafeln mit Wappenbildern und die Holzschnitte sind mit höchster Kunst ausgeführt. Wie der Verfasser stets nur auf die Originale, die höchste Blüthezeit der Heroldskunst verweist, nur von dorther seine Beispiele citirt: so enthalten auch diese Tafeln nur die ältesten und zuverlässigsten Darstellungen aus der besten Zeit. Es ist sichtlich überhaupt weder Fleiß, noch Mühe, noch Kosten, noch Kunstfertigkeit gespart, um das Werk für die Wissenschaft und Kunst der Heraldik zu einem höchst bedeutsamen zu machen.

Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens mit Zeichnungen von Joseph Hellich und Wilhelm Kandler. Beschrieben von Ferdinand B. Mikowec. Prag, Kober und Markgraf.

Dies Werk, von welchem bis jetzt zwei Lieferungen erschienen sind, soll neben den Ansichten architektonischer, durch ihre historische Bedeutung hervorragender Denkwürdigkeiten, die Copien alter Gemälde, Statuen, Reliefs und Sculpturwerke, sowie die Bildnisse berühmter Persönlichkeiten aus der Vorzeit Böhmens bringen. Der Stoff bietet ohne Zweifel reiches Interesse und die Ausführung der Bilder, soweit sie bis jetzt zu beurtheilen ist, verdient Anerkennung. Das Erscheinen solcher Prachtwerke, deren Zweck neben der künstlerischen Wirkung in der Bewahrung und Popularisirung historischer Erinnerungen beruht, verdient eine allgemein freudige Begrüßung.

Zweite Abtheilung.

Die Erdbrände.

Von

Dr. Jacob Höggerath.

Erdbrände oder brennende Berge, wie man sie auch wohl nennt, sind wesentlich verschieden von Vulcanen oder Feuerbergen, sowohl in der äußern Erscheinung als auch in der Entstehungsursache. Jene erscheinen für die Umbildung der Erdrinde als wenig eingreifende Phänomene, welche ihren Grund in der zufälligen oder absichtlichen Entzündung und in dem ziemlich ruhigen Fortbrennen der mineralischen Brennstoffe in der oberen Kruste des Planeten finden. Die Erdbrände haben keine intermittirenden gewaltsamen Ausbrüche, von zerstörenden Erdbeben begleitet, ergießen keine Lava, werfen keine Schlacken und vulcanische Asche und andere geschmolzene Projectile aus, zeigen keine massenhaft hoch in die Luft sich verbreitende Dampf- und Gassäulen, keine plinianische Piniengestalten, wie das Positive dieser und vieler anderer Erscheinungen zum eigentlichen Wesen der Vulcane gehört, deren erregendes Element im tiefen Innern des Planeten seinen Sitz hat. Die Erdbrände brennen so lange fort, bis das Material, welches ihnen die Nahrung gibt, verzehrt ist, oder bis Umstände irgend einer Art eintreten, welche sie auslöschen. Der Grad ihrer Energie ist abhängig von der Verbreitung und der Natur des Brennmaterials und den mehr oder minder günstigen Umständen, welche den Verbrennungsproceß begleiten. Scharf genommen besteht kaum eine andere Aehnlichkeit zwischen Erdbränden und Vulcanen, als daß sich bei beiden eine hohe Temperatur offenbart, welche sich bei den ersten ebenfalls so sehr steigern kann, daß Gesteine in der Berührung mit dem unterirdischen Feuer verschlackt und geschmolzen werden, ohne aber eigentliche Lava zu bilden, wie sie den Vulcanen entfließt.

Die Erkenntniß der ursachlichen Differenz zwischen Erdbränden und Vulcanen gehört unserm Jahrhundert an. War auch, wie es nicht anders sein konnte, die sehr verschiedene äußere Erscheinung beider der Beobachtung nicht entgangen, so suchte man solche doch nur durch quantitative Unterschiede der wirkenden Kräfte, nicht aber durch deren völlig anders geartete Natur zu erklären. Die Ansicht des ältesten deutschen wissenschaftlichen Mineralogen und Geologen, Georg Agricola (gestorben 1555), weicht in dieser Hinsicht von derjenigen des berühmten Lehrers der Freiberger Schule, A. G. Werner, nur durch ihre geringere Ausführung ab. Werner lehrte nämlich, das vulcanische Feuer sei von gleicher Natur und Entstehung mit dem pseudovulcanischen (Pseudovulcane nannte er die Erdbrände, dadurch schon auf ihre angenommene Verwandtschaft mit den Vulcanen hindeutend), ruhige Vulcane hätten viel Aehnlichkeit mit Erdbränden; damit sich aus einem Erdbrand ein echter Vulcan entwickeln könne, sei die Anwesenheit eines sehr ausgedehnten und mächtigen Stein- oder Braunkohlenlagers, um die erzeugte Hitze zusammenzuhalten, die Nachbarschaft leichtflüssiger Gesteine, lange Dauer des Feuers, durch welches sich mit geschmolzener Materie erfüllte Höhlungen bilden können, und endlich der Zutritt von Wasser erforderlich, welches durch seine Dampfbildung unmittelbar die Ausbruchsphänomene erzeuge.

Die ausgebildete Theorie der Vulcane kam

erst nach und nach zu Stande. Man fand, daß die Vulcane die ältesten Gebirgsarten durchbrechen, und erkannte ihren Zusammenhang mit den Erdbeben. Sie konnten also an das Vorhandensein der spätern Entwicklung von organischen Körpern, an Stein- und Braunkohlen, nicht gebunden sein, und müssen ihren Sitz nur im tiefen Erdinnern haben. Hieran knüpfte sich die sehr bedeutungsvolle Erfahrung, daß die Temperatur der Erde nach dem Innern fortwährend zunimmt, und aus alle dem ging unabweisbar die Schlußfolge hervor, daß unter der festen Erdrinde die Gesteinsmassen im geschmolzenen Zustande vorhanden sein müssen. Leibnitz, Buffon, Laplace, von Trebra, Villfosse und Gilbert hatten nur Ahnungen von diesem merkwürdigen Zustande unsers Planeten, aber Fourier, Cordier, von Humboldt, G. Bischof, Reich, Elie de Beaumont und andere Männer unsrer Zeit förderten die Beweise zur Evidenz. Zur nähern Deutung sämmtlicher vulcanischen Erscheinungen bedarf es daher jetzt nur der Annahme, daß Wasser von der Oberfläche zu dem geschmolzenen Steinmaterial im Innern der Erde gelange und in Dämpfe sich verwandle, wie wir denn auch ganz außerordentlich große Mengen von Wasserdämpfen überall bei den vulcanischen Ausbrüchen erkennen, oder daß Gase irgend einer Art im geschmolzenen Erdkern, in dem Herde des Vulcans, bei der fortgesetzten Erkaltung der Erde frei werden. Selbst kann man sich jene beiderlei Wirkungen in Vereinigung in dem geschmolzenen Erdkern als bewegende und hebende Potenzen denken, welche Gebirge emporheben und Lava zum Aufsteigen bringen können. Wir wollen nicht näher in die einzelnen vulcanischen Erscheinungen eingehen, sondern nur darauf hinweisen, daß eine große Kluft nach Ursache und Wirkung zwischen Vulcanen und Erdbränden besteht, da bei letztern der brennende Stoff allein und nachweisbar in der obern Erdrinde vorhanden ist.

So sind also die Erdbrände nur kleine Erscheinungen im Vergleich zu den Vulcanen. Jene wurzeln nicht in den mächtigen allgemeinen unterirdischen Kräften des Vulcanismus, durch welchen sogar, wie es die heutige Geologie beweist, die Continente und alle Gebirgsketten aus den vorzeitigen Meeren herausgehoben worden sind. Fast nur beiläufig und kurz werden in den neuen Lehrbüchern der Geognosie und Geologie die Erdbrände behandelt, während man ihnen früher, wo die Theorie sie noch mit den Vulcanen parallel stellte, große Capitel widmete. Grade dieser wenigen Berücksichtigung wegen wünscht die gegenwärtige Mittheilung darzulegen, daß jene Erscheinungen keineswegs von so untergeordnetem Interesse sind, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Die Erdbrände berühren manche Gebiete der Naturwissenschaften, zugleich aber auch den praktischen Bergbau, und schon allein aus dem letzten Grunde verdienen sie besonders berücksichtigt zu werden.

Selbstentzündungen von Steinkohlen- oder Braunkohlenflötzen, auch wohl absichtliches oder zufälliges Feueranlegen in solchen Lagerstätten, erzeugt die Erdbrände, jedoch kennen wir deren auch in schwefelkiesreichen Liasschiefern und in den ebenfalls schwefelkieshaltenden Thonen der weißen Juraformation (Kimmeridge-clay). Gleichfalls sind Erdbrände in den bituminösen Mergelschiefern, welche zu Idria in Krain die Quecksilbererze enthalten, vorgekommen. Diese Mergelschiefer sind übrigens in chemischer und mineralogischer Hinsicht den Liasschiefern nahe verwandt. Die Brände in Torfablagerungen, Torfbrände, welche grade nicht zu den seltenen Ereignissen gehören, kann man im umfassendsten Sinne ebenfalls zu den Erdbränden rechnen, obgleich diese Ereignisse, welche unmittelbar an der Oberfläche vorkommen, gewöhnlich nicht unter jenem Namen begriffen werden und Moorbrände genannt zu werden pflegen. Die Steinkohlen- und Braunkohlenerdbrände sind aber die wichtigsten. Gewöhnlich beginnen solche Kohlenbrände in den Theilen der Bergwerke, aus welchen die Kohlen ausgewonnen sind, also im abgebauten Felde, besonders in denjenigen Grubenbauen, deren Dach oder Firste dem Einsturze, dem Zusammenbrechen überlassen bleibt. Doch gibt es auch Beispiele von recht großen Steinkohlen- und Braunkohlenbränden in Gegenden, welche noch niemals durch den Bergbau verritzt worden sind. Die Brände in den Flötzen geben sich durch einen eigenthümlichen brenzlichen Geruch zu erkennen, welcher schon bei der beginnenden Erhitzung der Kohle eintritt, ehe noch die wirkliche Entzündung der Kohle erfolgt. Mit der gesteigerten Temperatur nehmen die brandigen Exhalationen zu, und bei vorgerücktem Brande bilden sich, nach Maßgabe der Tiefe und der Energie der Entzündung, Spalten und Risse an der Oberfläche im Gestein, aus welchen heiße Rauchwolken von Wasserdämpfen mit großen Quantitäten Kohlensäuregas und Schwefelsäuregas aufsteigen. An und in diesen Spalten setzt sich Schwefel und Salmiak zum Theil in Krystallen ab, bei dem alten Erdbrande zu Planitz bei Zwickau hat man sogar Eisenglanz als Product der Sublimation angetroffen; auch bilden die schwefeligsauren Dämpfe Alaun-Incrustationen um die Spalten herum. Es bleibt meist nicht bei den Bodenrissen und Spalten, sondern es

entstehen auch über Tage größere Einsenkungen und Erdfälle durch das Zusammenbrechen der inneren leeren Räume, welche vom Ausbrennen der Kohlen erzeugt werden. Die hierdurch angerichteten Verwüstungen sind oft sehr bedeutend; ihre Art und Verbreitung ist von den Lagerungsverhältnissen und der Mächtigkeit der Kohlenflötze abhängig. Diese Oeffnungen zeigen das geröstete und verbrannte Gestein. Die Erbbrandproducte werden übrigens häufig als sehr gutes Straßenbaumaterial benutzt, und in Böhmen, Schlesien und andern Ländern sind vielfach zu diesem Zwecke große Steinbrüche darauf angelegt.

Die Entstehung von Schwefel, Salmiak, Eisenglanz und Alaun in und an den Gesteinsspalten der Erdbrände bedarf einiger Erläuterung. Die Herkunft des Schwefels ist nicht schwer zu finden. Die Steinkohlen enthalten Schwefel sowohl in Substanz, als noch weit mehr in Verbindung mit Eisen als Schwefelkies. Bei ihrem Verbrennen wird aus dem Schwefel schwefeligsaures Gas gebildet, welches bei seiner Erkaltung an der Atmosphäre Schwefel absetzt. Der Salmiak, aus Chlor und Ammoniak bestehend, wird ebenso aus ammoniakalischen Gasen sublimirt. Das dazu erforderliche Chlor gibt das Kochsalz her, welches in den Wassern des Steinkohlengebirges keine Seltenheit ist, und befindet sich z. B. zu Sulzbach bei Duttweiler im Saarbrückenschen, in der Nähe des dortigen Erdbrandes, wo der Salmiak sich reichlich als Sublimationsproduct absetzt, eine schwache Soolquelle. Die Steinkohlen und die sie begleitenden Schieferthone liefern andrerseits aus ihren organischen Resten das Ammoniak; so sind die Bestandtheile des Salmiaks, Chlor und Ammoniak, gegeben, und die Entstehung des Salmiaks auf dem Wege der Sublimation unterliegt daher keiner Schwierigkeit. Die Substanz des Eisenglanzes, nämlich Eisenoxyd, kann zwar für sich nicht sublimirt werden, wohl aber als Chloreisen, welches sich leicht zersetzt und den Eisenglanz zurückläßt. Das Chlor liefert, wie schon erwähnt, das Kochsalz der Quellen des Gebirges, und das Eisenoxyd wird aus dem Sphärosiderit oder aus anderen eisenhaltigen Gesteinen durch den Brand dargestellt. Derselbe bewirkt auch die Verbindung dieser beiden Bestandtheile, und so ist die Möglichkeit gegeben, daß Eisenglanz bei den Erdbränden wie auch auf gleichem Wege bei Vulcanen entstehen kann, bei welchen letzteren derselbe häufig vorkommt. Die sehr richtige Theorie der Entstehung des Eisenglanzes bei Vulcanen hat Mitscherlich aufgestellt, und der Verfasser fand Gelegenheit, sich von ihrer Richtigkeit durch Erscheinungen in den Steinsalzgruben zu Wieliczka auf eine sehr handgreifliche Weise zu überzeugen. In dem dortigen Werke hat es einige Male große Grubenbrände gegeben, d. h. solche, die im Brennen des Gezimmers, welches hier sehr stark und holzreich ist, bestanden haben. Das Zimmerholz war durch irgend eine Veranlassung in Brand gerathen und hatte sehr lange fortgebrannt. Am oder im Gezimmer befand sich auch Eisenwerk zur Befestigung; dasselbe gerieth also mit in's Feuer. Bei der Wiederaufwältigung solcher Brandfelder fand man das Eisen in die Spalten des Salzthons als Eisenglanz sublimirt, und den Salzthon, welcher erhärtet war, mit solchem Eisenglanz durchdrungen. Die Alaunausblühungen an den Spalten des Erdbrandgesteins verdanken ihren Ursprung den schwefeligsauren und ammoniakalischen Aushauchungen, welche im Zusammentreten mit dem Thon des Schieferthons Ammoniakalaun in kleinen knolligen Massen bilden.

Die Veränderungen, welche die Gesteine durch die Brände von Steinkohlen und Braunkohlen erleiden, sind sehr mannigfaltig und erscheinen um so eingreifender, als die Gebirgsarten der Brandstelle näher waren. Bekanntlich bestehen die Gesteine des Steinkohlengebirges wesentlich aus Sandstein und Schieferthon und oft kommen auch Flötze und Nieren von thonigem kohlensauren Eisenoxydul (Sphärosiderit) darin vor. Ziemlich ebenso sind die steinigen und erdigen Massen des Braunkohlengebirges beschaffen, nur ist meist, statt des Schieferthons, plastischer Thon vorhanden. Die Veränderungen, welche diese beiden Massen durch Hitze erfahren, sind im Allgemeinen dieselben, so daß man den umgewandelten Producten nicht mehr ansehen kann, ob sie aus dem Steinkohlen- oder dem Braunkohlengebirge herrühren, ob Schieferthon oder plastischer Thon das ursprüngliche Material war, was auch nicht befremden kann, da ihre Elementartheile nicht wesentlich von einander abweichen. Nur zufällige Umstände, z. B. das etwa noch erhaltene schieferige Gefüge oder die Art der Pflanzenabdrücke gestatten es noch, nach bloßen Handstücken das geologische Alter der Brandproducte zu erkennen, da die Flora bei den beiden Formationen eine sehr verschiedene ist.

Durch die Feuereinwirkung haben die Sandsteine, Schieferthone und Thone im Allgemeinen eine größere Festigkeit und Härte erlangt, sind sogar mehr oder weniger klingend geworden. Wenn sie ursprünglich grau von beigemengter kohliger Substanz waren, so erscheinen sie stark verbleicht. Enthielten sie aber Eisen in größerer oder geringerer Quantität, so färbten sie sich braun oder roth in verschiedenen Nüancirungen, gleich gebrannten

Ziegelsteinen. Wo das Feuer sehr heftig einwirken konnte, wurden die Steinmassen sogar verschlackt und mehr oder weniger geschmolzen. Die Sandsteine erscheinen mitunter säulenförmig zerspalten. Zuweilen haben die durch die Gesteine hindurch setzenden Spalten Luftlöcher für die durchschlagenden Flammen abgegeben und sind mit halbreducirtem Eisen schwarz und zum Theil metallisch ausgekleidet. Der Kiesel der Gesteine ist mit dem darin enthaltenen Eisen zusammengeschmolzen und hat Eisensilicat gebildet. Es findet sich diese Erscheinung in dem Brandfelde des Fannyflötzes in Oberschlesien.

Die Schieferthone und Thone lassen in vielfachen Uebergängen alle Grade der Feuereinwirkung erkennen, vom nur wenig gefritteten Gestein bis zur wirklich geschmolzenen Masse. Wenn diese Gebirgsarten nur hart und meist roth gebrannt sind, nennt man sie gebrannte Schieferthone oder gebrannte Thone. In ihnen erscheinen die Pflanzenabdrücke oft noch schöner ausgeprägt, als sie es im Normalzustande des Gesteins waren; durch das Herausbrennen der kohligen Substanz werden die Pflanzenbilder schärfer in ihren Umrissen und Nervuren ausgeprägt. Ein weiterer Grad der Feuereinwirkung erzeugt den Porcellanit oder Porcellanjaspis. Er ist steingutartig, ähnlich der Masse der Sauerwasserkrüge; es hat schon eine Erweichung stattgefunden, aber keine völlige Schmelzung. Der Porcellanit ist von einer Oertlichkeit zur andern oder nach verschiedenen Lagern röthlichgrau bis ocker- und strohgelb, perlgrau bis bläulichgrau und lavendelblau, oder aschgrau bis grünlichschwarz; oft mit gefleckter, gewölkter, geflammter oder gestreifter Farbenzeichnung, bei welcher mitunter grüne Nüancen in's Spiel kommen. Seine Spalten sind häufig mit rothem Eisenoxyd beschlagen. Er ist wenig glänzend oder matt, hat einen flachmuschelartigen Bruch, ist aber schon so hart, daß er am Stahle Funken gibt, und hat ein zerborstenes und rissiges Ansehen. Wenn dieselben Gesteine einer noch größeren Hitze ausgesetzt waren, so sind sie zu Erdschlacken zusammengesintert und geschmolzen. Diese sind schlackig, blasig, schwarz oder braun, oft auch mit bunten Farben angelaufen. Es ist eine ähnliche Masse, wie sie sich aus Stücken Schieferthon bildet, wenn sie zufällig mit den Steinkohlen in Stubenöfen kommen. Die bedeutende specifische Schwere mancher Erdschlacken, vom Eisengehalte herrührend, deutet an, daß in ihnen auch Sphärosiderit zusammengeschmolzen ist. Der thonige Sphärosiderit wird übrigens durch die Hitze meist nur in stengeligen Thoneisenstein umgewandelt. Das kohlensaure Eisenoxydul ändert sich in Eisenoxyd um, und die Masse zerfällt in lauter dünne, oft büschelförmige Stengel von braunrother oder kirschrother Farbe.

Die vom Feuer ergriffen gewesenen Stein- und Braunkohlen sind oft noch so weit erhalten, daß sie Coaks darstellen, ganz denjenigen ähnlich, wie sie die Coaksöfen liefern.

Die erloschenen Erdbrände erkennt man leicht an ihren Producten. Manche Erdbrände gehören unvordenklichen Zeiten an, und besonders merkwürdig sind einige derartige sehr ausgedehnte Erscheinungen in Oberschlesien von notorisch viel älterem Datum als aller Bergbau dieser Gegend. Hierin liegt grade das Auffallende, da nach allen Erfahrungen beim Bergbau Erdbrände in geschlossenen, durch Grubenbau nicht verritzten Flötzen sich nicht zu ereignen pflegen. Jene oberschlesischen alten Erdbrandspuren, die man dort Urbrände nennt, liefern indeß den Beweis der Möglichkeit von Steinkohlenbränden auf Flötzen, in welchen niemals Bergbau geführt war. Ursachen der einstmaligen Anzündung der Flötze, welche zu Tage ausgehen, lassen sich mehrere denken: Waldbrände, Blitzschlag oder gar Menschenhände. Das Fremdartige liegt allein darin, daß die Brände sich in geschlossenen Flötzen so bedeutend ausgebreitet haben. Die großartigen Reste dieser Urbrände zeigen sich in der Nähe der Hohenlohhütte bei Kattowiz (zwei Stunden vor Myslowiz), wo sie durch Steinbrüche eröffnet sind, und auf vielen andern Punkten bis nach der anderthalb Stunden davon entfernten Königshütte. Bei Kattowiz ist eine gewaltige Zerstörung in den Lagerungsverhältnissen des Gebirges vorhanden. Der Sandstein ist mehr oder weniger gefrittet, zum Theil verschlackt und stellenweise oder auch in Streifen roth gefärbt; der Schieferthon erscheint ebenfalls roth gebrannt oder in violetten Porcellanit umgewandelt, überhaupt sind alle Abänderungen von Erdbrandproducten vorhanden. Berghauptmann von Oeynhausen hat zuerst in seinem Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien (Essen 1822) den sogenannten Urbrand des Heinitz-Steinkohlenflötzes geschildert, und erwähnt, daß ein anderer Brand auf der Hedwiggrube bei Charzow um so räthselhafter erscheine, als das dortige Flötz in hundert Fuß Tiefe verbrannt sei, ohne mit der atmosphärischen Luft in einer directen Verbindung gestanden zu haben. Professor Zeuschner gab später bei der Naturforscherversammlung in Prag vom Jahre 1838 Nachricht von den mächtigen Erdbrandresten bei Kattowiz und in der Umgegend, war aber der Meinung, daß diese Brände durch das Hervorbrechen von plutonisch gebildeten Grünsteinmassen in alter

geologiſcher Zeit entſtanden ſeien. Dieſe Anſicht hat ſich nicht beſtätigt; was Zeuſchner als gangartige Bildungen von Grünſtein zwiſchen den Erdbrandſpuren erkannt zu haben glaubte, ſind nur grüne Färbungen der Erdbrandproducte ſelbſt, wovon der Schreiber dieſes ſich an Ort und Stelle überzeugt hat.

Erdbrände, beim Steinkohlenbergbau und durch denſelben entſtanden, ſind übrigens in Ober- und in Niederſchleſien, ſowie faſt in allen Steinkohlenrevieren keine ſeltenen Ereigniſſe. Den großartigen Steinkohlenbrand dieſer Art der Fannygrube bei Michalkowitz im Kreiſe Beuthen beſuchte Verfaſſer dieſes im October 1843. Der damalige örtliche Zuſtand wird ſich aus dem folgenden Auszuge einer Beſchreibung, welche der Verfaſſer in ſeinem kleinen Buche: „Die Entſtehung und Ausbildung der Erde“ (Stuttgart 1847) nach eigener Unterſuchung mitgetheilt hat, näher erläutern: Eins der mächtigſten Steinkohlenflötze, an welchen Oberſchleſien ſo reich iſt, das Fannyflötz, von 26 Fuß Mächtigkeit, war im Jahr 1823, wahrſcheinlich durch Selbſtentzündung, in Brand gerathen. Alle Mittel, dem Brande Schranken zu ſetzen, waren ohne Erfolg. Auf einem Gebiete von beinahe einer Achtelſtunde Länge und ebenfalls anſehnlicher Breite befanden ſich zwei ſehr ausgedehnte Vertiefungen, wie große Sandgruben. Ihre Oberfläche iſt mit Hügeln von einigen Fußen Höhe bedeckt und von langen Spalten und mit geöffneten Schlünden durchzogen. Die in ihren Conturen ſich in einander verlaufenden Hügel konnte man mit einem im Wellenwerfen erſtarrten Meere vergleichen; die Wellen waren mannigfaltig colorirt, bald roth, bald gelb, bald weiß in vielfachen Miſchungen. An Hunderten von Stellen dieſes Steinmeeres rauchte es nicht allein in hoch in die Lüfte ſich verbreitenden Wolken und Dämpfen, ſondern an vielen Punkten ſchlug die reine blaue Schwefelflamme hervor, in ewiger Bewegung und unzählige Male ihre Stelle verändernd, und anderwärts wieder gewährte die intenſive rothe Gluth im Innern der Spalten und Oeffnungen, welche oft kraterförmigen Schlünden gleichen, einen impoſanten Anblick. Letztere waren weit umher ſchwefelgelb gefärbt, ſo daß das Roth der Tiefe eine breite gelbe Einfaſſung umgab. Es iſt der Schwefel, welcher als Product der Sublimation in Kruſten aus ſeinen nadelförmigen Kryſtallen das umgebende, bereits gebrannte und an der Oberfläche erkaltete Geſtein bedeckte. In der weiten Brandſtätte brannte es nicht grade überall bis zur Oberfläche durch, viele Stellen waren nur mehr oder weniger warm, zugänglich, und ſelbſt kleine Pfade ſchlängelten ſich zwiſchen den welligen Hügeln hin. Um Kartoffeln, Hühner und dergleichen an der Hitze der Spalten zu braten, wurden dieſe Wege von den Landleuten und neugierigen Wanderern betreten. An einzelnen Stellen, wo die Gluth ſich ſchon beſchwichtigt hatte, war ſelbſt ein kleiner, ſehr hellgrüner Grasteppich vorhanden. Die gewöhnlichen Producte der Erdbrände waren überall anzutreffen, und ſelbſt wurden aus dem Brandfelde ſehr feſt gewordene Sandſteine zum Häuſerbau gewonnen. Bei nächtlicher Weile gewährte das Brandfeld ein wunderſchönes Bild ganz eigenthümlicher Art. Wie lange es hier noch brennen wird, vermag noch Niemand zu ſagen. Der Brand iſt viel zu umfangreich, als daß künſtliche Mittel ihn zum Stillſtand bringen könnten.

Die Erdbrände im Steinkohlengebirge zu Zwickau in Sachſen zeichnen ſich durch ihre lange, hiſtoriſch nachweisbare Dauer aus und ſtehen noch gegenwärtig in voller Thätigkeit. Der Zwickauer Steinkohlenbergbau reicht wahrſcheinlich bis in das zehnte Jahrhundert und ſcheint der älteſte zu ſein, den man irgend kennt; mit hiſtoriſcher Gewißheit läßt er ſich aus einem Pergamentcodex des Zwickauer Stadtrechts vom Jahre 1348 als in dieſer Zeit beſtanden nachweiſen. Nach der „Bergchronik“ von Albinus entſtand der erſte Brand im Jahre 1479 und im Jahre 1505 entzündete er ſich von Neuem heftiger als zuvor. Dieſer letztere Brand iſt wahrſcheinlich derſelbe, welcher von Agricola in ſeinem „Bermannus“ (gedruckt 1530) erwähnt wird. Seine folgenden Worte ſteigern freilich die Bedeutung des Ereigniſſes über die mögliche Wirklichkeit: „Die Kohlengruben dieſer Gegend geriethen, als ich noch Knabe war, in Brand und brannten mit einer Heftigkeit, die dem Toben des Aetna oder Veſuvs wenig nachgeben wird. Dadurch wurde der Stadt, die kaum eine halbe Meile davon entfernt liegt, kein geringer Schrecken eingejagt.“ Im Jahre 1641 bei der Belagerung von Zwickau warfen die Kriegsleute vorſätzlich Feuer in die Schächte, welches dem Brand neues Leben gab. Man kann nach der von Dr. Emil Herzog bearbeiteten „Geſchichte des Zwickauer Steinkohlenbaues“ (Dresden 1832) ziemlich ſicher annehmen, daß der Grubenbrand ſeit ſeinem erſten Entſtehen niemals ganz aufgehört hat, obgleich in den verſchiedenſten Zeiten alle zu Gebote ſtehenden techniſchen Mittel zu ſeiner Dämpfung angewendet worden ſind; dadurch mag man ihn wohl mehrmals enger beſchränkt haben, aber er dauert noch gegenwärtig fort.

Das Brandfeld zwiſchen Oberplanitz und Niederlainsdorf in der Gegend, wo das brennende Flötz zu Tage ausgeht, ſchließt ein Gebiet von 1800 Fuß Länge und 360 Fuß

Breite ein, und das mit ſtarker Neigung niederſetzende ſogenannte Planitzer Steinkohlenflötz, welches 20 bis 24 Fuß mächtig iſt, ſteht gegenwärtig von der Oberfläche ab in einer Tiefe von 200 Fuß in Feuer. In jener verwüſteten Strecke kommen die ſämmtlichen oben beſchriebenen Erdbrandproducte in der größten Mannigfaltigkeit vor. Die aus ihnen aufſteigenden Dämpfe haben eine Temperatur von + 70° R. Dr. Geitner aus Schneeberg hat im Jahre 1837 ein merkwürdiges Unternehmen unter dem Namen „Treibgärtnerei auf den Planitzer Erdbränden" in jenem Bereiche begründet. Die warmen Dämpfe werden durch in die Erde gelegte Röhren in die Treibhäuſer geleitet, und in der dadurch erzeugten wahrhaft tropiſchen Temperatur gedeihen vortrefflich exotiſche Gewächſe und die ſchmackhafteſten Früchte und Gemüſe. Auch in der Grafſchaft Stafford in England liegt ein Garten von bedeutender Größe unmittelbar über einem Erdbrandgebiet: die Früchte reifen hier ſo ſchnell, daß man im Jahre dreimal erntet.

Ein Steinkohlenerdbrand bei Saint-Etienne in Frankreich befindet ſich ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in Thätigkeit.

Ein anderes Steinkohlenbrandfeld, der brennende Berg bei Duttweiler, eine Meile von Saarbrücken, hat eine gewiſſe Berühmtheit dadurch erlangt, daß es von Männern der Wiſſenſchaft oft beſchrieben worden iſt. Selbſt Goethe (Aus meinem Leben, zehntes Buch) ſchilderte den brennenden Berg nach eigener Anſchauung. Der Verfaſſer beſuchte ihn ebenfalls in verſchiedenen Zeiten. Ein getreues Bild dieſer intereſſanten Erdbrandſtelle hat von Leonhard ſeinen „Geologien" (I. 1838) einverleibt. Ziemlich auf der Höhe des Berges bei Duttweiler befindet ſich eine ſchluchtenartige Einſenkung, welche durch die Gewinnung von Steinkohlen und Alaunſchiefer und durch den Einſturz an der Stelle entſtanden iſt, wo das ausgebrannte, ſtark geneigte Steinkohlenflötz, welches jetzt den Namen Blücherflötz führt, zu Tage ausgeht. Die Geſteine des Steinkohlengebirges, nicht mehr in ihrer urſprünglichen Lagerung, ſondern zuſammengebrochen in großen Felsblöcken und ſämmtlich umgewandelt in gebrannte Schieferthone, Porcellanite und Erdſchlacken bilden dieſen Einſchnitt. Aus den Spalten dieſer Geſteine brechen Dampfwolken vielleicht an dreißig Stellen hervor. Bei Regenwetter, wo die Dämpfe nicht ſogleich in die Atmoſphäre entweichen können, iſt die ganze Vertiefung des brennenden Berges in Nebel eingehüllt. Die Dämpfe riechen durchaus nicht brandig, Waſſer ſcheint darin ſehr vorzuwalten, dabei ſind ſie ſauer und ihr Gehalt von ſchwefligſaurem Gas iſt ganz unverkennbar. Die Spalten ſind mit Sublimationen von gediegenem Schwefel und von Salmiak umgeben, welche beide oft ſchön kryſtalliſirt ſind; auch veranlaſſen die Dämpfe viele Ausblühungen von Alaun auf dem Geſtein. G. Biſchof fand die Wärme von Spalten, in denen ſich Salmiak erzeugt hatte, an einer Stelle 88°, an einer andern 98° R.; zwei Spalten, in welchen Schwefel abgeſetzt wurde, zeigten dagegen nur 67° und 70° R. In zwei andern Spalten, aus denen keine Waſſerdämpfe, ſondern bloß heiße Luft ausſtrömte, fand derſelbe eine Temperatur von 120° und 126° R. Dagegen war die Temperatur in einem 47 Fuß tief auf das brennende Flötz niedergeſtoßenen Bohrloche nur 72° R. In dem Bohrloche war man in das Flötz gekommen und hatte aus demſelben ausgebildete Coaks herausgezogen.

Da die Fumarolen aus den Spalten des brennenden Berges keinen brenzlichen Geruch beſitzen, ſo neigte G. Biſchof im Jahre 1839 zu der Annahme, daß ein wirkliches Brennen des Kohlenflötzes nicht mehr ſtattfinde, daß nur die Oxydation des Schwefelkieſes in dem Alaunſchiefer, welcher das Kohlenflötz begleitet, durch den frühern Brand angeregt, ſich fortſetze. Allerdings iſt der Mangel von brenzlich riechenden Dämpfen auffallend; einer genauen Analyſe ſind übrigens die Exhalationen noch nicht unterworfen worden. Der Verfaſſer kennt den brennenden Berg ſeit nahe fünfzig Jahren in derſelben unveränderten äußerlichen Beſchaffenheit. Zuverläſſig iſt es aber jetzt bekannt, daß das Blücherflötz in ihm noch wirklich fortbrennt. Im Jahre 1850 hat man aus dem Niveau des benachbarten Ludwigſtollens im alten Baue das Blücherflötz verfolgt und iſt bis zu dem hell brennenden Feuer in demſelben gekommen. Die Temperatur ſoll bei der Eröffnung des Brandfeldes bis zur Weißglühhitze geſtiegen ſein. Es wurden hier im Flötze ganz ausgezeichnete Coaks gewonnen, wovon Stücke in dem naturhiſtoriſchen Muſeum der Univerſität Bonn aufbewahrt werden. Die gegenwärtige Brandſtelle liegt aber tief unter der Oberfläche des brennenden Berges, nämlich 50 Lachter in verticaler Richtung und 82 Lachter nach der Neigung des Blücherflötzes oder flach nach dem letztern, wie es in der bergmänniſchen Sprache genannt wird. In dieſer Tiefe geſchieht das Fortbrennen des Flötzes gewiß nur ſehr langſam, und der jährliche Kohlenverbrand mag ein geringer ſein.

Vor nahe zweihundert Jahren ſoll ein Hirt einen Baumſtamm auf einem Punkte, an welchem das brennende Flötz zu Tage geht, angezündet haben, und von da ab ſei das Feuer in die alten bergmänniſchen Arbeiten niedergegangen. Hier muß freilich die Dis-

position zur leichten Entzündlichkeit schon vorhanden gewesen sein. Daß der brennende Berg zu Duttweiler noch im Jahre 1838 von Glaser (Kastner's Archiv f. d. ges. Naturlehre, XIV. Band, S. 69) als ein „muthmaßlich annoch thätiger Vulcan" beschrieben worden ist, verdient als Curiosum angeführt zu werden.

Gegenwärtig benutzt man die Erdbrandproducte von Duttweiler im gemahlenen Zustande als wasserdichten Mörtel, welcher in der Anwendung eine gleiche Haltbarkeit mit dem rheinischen Traß haben soll. Für diesen Zweck ist dort eine Fabrikanlage errichtet worden.

Es mögen diese Beispiele von großen und alten Steinkohlen-Erdbränden für unsern Zweck genügen, obgleich sie noch durch sehr viele andere vermehrt werden könnten. Unter den Erdbränden, welche ihr Dasein der Entzündung von mächtigen und ausgedehnten Braunkohlenflötzen verdanken, ragen aber diejenigen im Mittelgebirge Böhmens durch ihr hohes Alter und durch ihre große Verbreitung ganz besonders hervor. Von der Zeit ihres wirklichen Brandes weiß die Geschichte gar Nichts, und manche von diesen Erdbrandsresten nehmen Gebiete von mehr als einer halben Meile Ausdehnung ein; sie wiederholen sich sogar oft in großer Nähe, so z. B. in der Gegend von Teplitz, zwischen Bilin und Laun, und bei Karlsbad. Wir finden darin alle Grabationen der Veränderungen, welche die Gesteine der Braunkohlenformation durch Erdbrände erleiden können, und die Massen sind recht großartig zusammengehäuft. Es wäre nicht unmöglich, daß diese Brände schon so alt wären, daß ihre Entstehung noch in eine ziemlich weit zurückliegende geologische Epoche fiele. Sie liegen in der Gegend von Teplitz sehr häufig nur auf den höhern Kuppen, die Thäler dazwischen sind dann in die Thone und den Sand eingeschnitten und scheinen jünger zu sein, wie die Erdbrände, welche ursprünglich oft in unmittelbarem Zusammenhange gestanden haben. Oertlich kommen die Erdbrände meist mit Basaltdurchbrüchen zusammen vor, sind selbst zuweilen von ihnen umschlossen oder liegen doch auf ihren Grenzen. Der ausgezeichnete böhmische Geognost Reuß hält es für wahrscheinlich, daß die Braunkohlen durch die vulcanischen Ausbrüche der Basalte in Entzündung gerathen seien und dadurch die Erdbrände gebildet hätten. In dem ausgedehnten alten Erdbrande von Lossau bei Karlsbad, welcher durch eine Steinbruchswand von etwa 50 Fuß Höhe bloßgelegt ist, fand der Verfasser bei einem Besuche im Jahre 1837 nur ein unteres Braunkohlenflötz ausgebrannt und mit ausgezeichneten Porcellaniten und andern Erdbrandproducten bedeckt, während ein daraufliegendes zweites Braunkohlenflötz von 2 Fuß Mächtigkeit wohl erhalten war und gar keine Spur von Brand zeigte. Diese Erscheinung deutet auch dahin, daß die Entzündung der Braunkohlenflötze von unten erfolgt ist und könnte der Reußischen Ansicht über die Entzündung der Braunkohlen durch Basalt-Eruptionen das Wort reden. Jene Erscheinung beim Lossauer Erdbrande hatte schon Goethe in einem kleinen Aufsatze „Producte böhmischer Erdbrände" (Goethe's nachgelassene Werke, 11. Band) erkannt und erwähnt. Die gewöhnlichen Producte der böhmischen Erdbrände sind gebrannter Thon und Sand, dichte und stengelige Thoneisensteine, Porcellanite von allen Farben und Erdschlacken; nur bei Fobrusan finden sich große Massen geschmolzenen Porphyrs, was die hier und da noch unversehrten oder halbverglasten Stücke von Thonporphyr beweisen.

Alte Erdbrände, von entzündeten Braunkohlenflötzen herrührend, finden sich auch noch in manchen andern Gegenden, z. B. zu Epterode am Habichtswalde, und neue Brände sind in den Braunkohlengruben keine Seltenheiten, aber doch lange nicht so häufig, als beim Steinkohlenbergbau. Bei den Braunkohlen des Westerwaldes sind einige Male Brände in den Gruben durch Selbstentzündung vorgekommen. Sie waren Folge eines schlechten Betriebes und namentlich dürften sie dadurch entstanden sein, daß viele kleine Kohlen in dem abgebauten Felde zurückgeblieben waren.

Erdbrände im bituminösen Kimmeridge-Clay, durch Selbstentzündung entstanden, sind bekannt an der Südküste von England bei Weymouth und von ähnlichem Ursprung, aber auch zum Theil durch freiwilliges Anzünden bei dem Liasschiefer hervorgerufen, von Boll im Würtembergischen, von Hildesheim und von Lyme in Dorsetshire; von dem letztern Orte führt man Brände durch Selbstentzündung an, welche nach heftigem Regenwetter entstanden und mehrere Monate anhielten. Nach Maton's Angabe hat man im Liasschiefer von Charmouth in derselben Grafschaft öfters Selbstentzündungen größerer Felsmassen beobachtet. Liegen kiesige Liasschiefer am Meere, so entzünden sie sich fast jedesmal, wenn sie vom Meerwasser erreicht und davon durchdrungen werden. Die Brände im Liasschiefer, welche im siebzehnten Jahrhundert unweit Boll sich entwickelten, haben mehrere Jahre gedauert; dabei ist Steinöl in solcher Menge aus den Schiefern geflossen, daß man es zum Verkaufe aufgesammelt hat. Von den Umänderungen des Liasschiefers bei einem ausgedehnten Erdbrande bei Hildesheim, welcher sich auf eine

halbe Stunde Weges verfolgen läßt, hat Friedrich Römer uns folgende Beschreibung gegeben. „Ziegelrothe, plattenartig abgesonderte und in noch viel dünnere Blätter leicht zerspaltbare, beim Anschlagen mit dem Hammer wie Töpfergeschirr klingende Schiefer sind an die Stelle der losen, zerreiblichen, schieferartigen Mergel getreten. Der Bruch dieser Schiefer bleibt jedoch immer erdig, nirgends wird er muschelig oder glasartig, wie bei dem gleichfalls durch Einwirkung von Hitze auf Thonlager entstandenen sogenannten Porcellanjaspis." Von diesem Brande liegt keine historische Kunde vor.

Ein Brand des bituminösen Gesteins zu Idria in Krain, in welchem die Quecksilbererze vorkommen, war glücklicherweise von keiner langen Dauer. In einem Theile des Grubenfeldes war im Jahre 1532 ein großes Stück der bestandenen Baue zu Bruche gegangen, wobei einige fünfzig Häuer ihr Leben einbüßten, und man sucht seitdem hier und an vielen andern Punkten der Grube die verbrochenen Erze in den alten Brüchen vorsichtig auf. Im Jahre 1803 entstand hier Brand, wahrscheinlich durch Selbstentzündung. Dieser griff bald so sehr um sich, daß nur das einzige Mittel übrig blieb, die Grube zu ersäufen. Es wurden die Wasser des benachbarten Flusses, der Idriza, in die Grube durch einen Schacht gelassen. Man hatte eine starke Explosion erwartet, wenn das Wasser aus dem Tiefsten der Grube bis zum eigentlichen Sitze des Feuers gestiegen sein würde. Sie erfolgte wirklich so heftig, daß die Gebäude über Tage in der Nähe des Schachts zusammengeworfen wurden. Eine große Menge reguliniſchen Quecksilbers, welches man nach dem Brande aus dem Tiefsten der Grube gewann, wo es sich durch seine Schwere, und weil die Strecken geneigt nach den Schächten geführt sind, angesammelt hatte, war die Frucht des Ereignisses, welches leicht die Grube auf immer hätte vernichten können.

Die Moorbrände sind meist eine Folge der absichtlichen oder zufälligen Anzündung der Haide, welche auf der Oberfläche der Torfablagerungen wächst, doch kommen auch Selbstentzündungen der letztern vor, und es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß schon gewonnener Torf beim Trocknen an der Luft in Brand gerathen ist.

Wenn man die Entstehungsursache der Erdbrände von Steinkohlen- und Braunkohlen- und verwandten Ablagerungen erforschen will, so sind die ältern bereits erloschenen Gebiete solcher Ereignisse viel weniger geeignet, Aufschlüsse darüber zu geben, als die eigentlichen Grubenbrände, welche beim Bergbau auf Lagerstätten jener Art ziemlich oft unter unsern Augen, namentlich in den Steinkohlenregionen, ausbrechen und welche mit zu den großen und gefährlichen Kämpfen gegen die Macht der Elemente gehören, denen das bergmännische Gewerbe vielfach ausgesetzt ist. Es ist fast kein größerer Steinkohlenbergbau, kein bergmännisch aufgeschlossenes Steinkohlenbecken, in welchem sich nicht irgend einmal Grubenbrände ereignet hätten, jedoch sind manche Steinkohlenflötze der Entzündung viel mehr unterworfen als andere, und in gewissen Revieren gehören die Brände zu den ziemlich häufigen Ereignissen, während sie in andern nur große Seltenheiten sind.

Selbstentzündungen sind in der Regel die Veranlassung solcher Ereignisse. Es können zwar auch Steinkohlenflötze durch zufällige äußere Ursachen entzündet werden und fortbrennen, z. B. durch Brand des Grubenholzes, durch Fahrlässigkeiten bei unterirdisch vorhandenen Feuerungs-Einrichtungen bei Dampfmaschinen, zum Zwecke des Luftzuges (Wetterwechsels) u. s. w., selbst durch Entzündung brennbaren Grubengases: aber alle diese äußern Ursachen dürften in geschlossenen, nicht durch den Bergbau geöffneten und nicht in Abbau gesetzten Stein- und Braunkohlenflötzen keine dauernden Brände veranlassen, wenn nicht schon eine besondere Disposition zur Selbstentzündung in den Lagerstätten der mineralischen Brennstoffe selbst vorhanden ist. Diese Disposition besteht aber in einer chemischen Reaction der Bestandtheile der Stein- und Braunkohlen, wodurch Wärme erzeugt wird, welche sich so sehr steigern kann, daß wirkliches Feuer in ihnen ausbricht.

Die Neigung zur Selbstentzündung jener Brennstoffe wird vorzugsweise bedingt durch die Art der Zusammensetzung, der Bestandtheile, der Stein- und Braunkohlen: aber ihr chemischer Bestand ist es nicht allein, welcher die Wärmeerzeugung und die Entzündung hervorruft, es müssen auch noch Umstände hinzutreten, welche die erforderliche chemische Reaction der zusammensetzenden Elemente begünstigen, sie in die erforderliche Thätigkeit versetzen.

Die Entzündungen der Stein- und Braunkohlenflötze ereignen sich vorzüglich nach dem Zusammenbrechen der ausgewonnenen Räume in dem Haufwerk der zusammengebrochenen Decke des Flötzes. Man nennt die zusammengebrochenen Räume den alten Mann, und wenn dieser aus lockern, sich leicht zersetzenden Schieferthonmassen besteht, die leicht in kleine Stücke zerfallen, so sind die Bedingungen zu einem Grubenbrande besonders in dem Falle gegeben, wenn die Luft nicht frei durchziehen kann, die sich entwickelnde Wärme also nicht fortgeführt wird und sich immer mehr anhäuft. Ist endlich auch noch Steinkohlenklein in den ausgewonnenen Räumen

zurückgeblieben, so werden dadurch die Bedingungen zur Selbstentzündung sehr gesteigert. Die Zersetzung des Schwefelkieses (Schwefeleisens) in den Stein- und Braunkohlen selbst oder in den dieselben bedeckenden bituminösen und kohlenhaltigen Gebirgsschichten muß als nächste Ursache des Grubenbrandes angesehen werden, indem diese Substanz in der Verbindung mit der Feuchtigkeit sich nach und nach bis zur Entzündung der Kohlen erhitzt. Durch die Erfahrung ist es nachgewiesen, daß grade diejenigen Kohlen, welche viel Schwefelkies enthalten, eine große Neigung zur Selbstentzündung besitzen, und ebenfalls enthalten die leicht entzündlichen Liasschiefer und die Thone von gleicher Eigenschaft in der Juraformation, sowie die bituminösen Schiefer mit Quecksilber-Gehalt von Idria keine geringe Menge von Schwefelkies. Es ist aber zweifelhaft, ob der Schwefelkies als alleinige Ursache der unterirdischen Entzündung der Kohlen angenommen werden kann, da nicht immer die schwefelkieshaltigen Kohlen die leicht entzündlichsten sind, und zu den letztern besonders auch solche gehören, welche einen bedeutenden Gehalt von Sauerstoff besitzen. Die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff kann unter dem Zutritt von Feuchtigkeit ebenfalls Wärme erzeugende Reactionen bei der Bildung von Kohlensäuregas bewirken, welche unter begünstigenden Verhältnissen Kohlenbrand hervorzurufen im Stande sind; zu den letztern gehört namentlich die Zerkleinerung der kohligen und bituminösen Substanzen. Diese Ansicht wurde jüngst von A. T. Ponson in seinem „Handbuch des Steinkohlenbergbaues" aufgestellt und dürfte nicht abzuweisen sein. Die in der Chemie bekannten Pyrophore bieten Analogien eines solchen Hergangs dar.

Als Mittel zur Verhinderung eines Grubenbrandes oder, wenn er schon vorhanden ist, zu seiner Unterdrückung, empfehlen sich folgende. Für den ersten Zweck ist vorzüglich der möglichst reine Abbau der Kohlen und die vollständige Ausförderung alles Kohlenkleins von belangvoller Wichtigkeit, wie nicht minder die Herstellung von gehörigem Luftdurchzuge (Wetterwechsel), um dadurch die sich erzeugende Wärme möglichst rasch abzuführen. Können die ausgewonnenen Räume bald mit Gesteinsstücken versetzt werden, damit das Zusammenbrechen des Daches verhindert wird, so werden dadurch die Grubenbrände am besten vermieden. Aus ökonomischen Gründen und da die Beschaffung des Versatz-Materials oft schwierig ist, muß meist davon Abstand genommen werden.

Ist der Brand schon in einem Flötze ausgebrochen, welches sich durch die Entwicklung der brandigen Dämpfe zu erkennen gibt, so gelingt es selten, daß er durch Aufgießen einiger Eimer Wasser oder mittelst einer Brandspritze gelöscht werden kann, selbst ist dieses Mittel oft gefährlich und kann, wenn es keinen baldigen Erfolg hat, nur dazu beitragen, den Brand zu verstärken. Das Abschließen des Brandfeldes durch Dämme ist das beste Mittel, einem entstandenen Grubenbrande Einhalt zu thun. Man muß dabei starke Pfeiler von Kohlen, welche gar nicht abgebaut werden dürfen, um das Brandfeld herum stehen lassen. Wie bei dem Dammschlagen im Saarbrückenschen Kohlenbecken, in welchem manche Steinkohlenflötze zur Entzündung neigen und wo nicht ganz selten Grubenbrände ausbrechen, verfahren wird, theilen wir mit nach der Schilderung von dem Sohne des Verfassers (Max Röggerath) in dessen Abhandlung: „Der Steinkohlenbergbau des Staates zu Saarbrücken" (von Carnall's Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preußischen Staate. Dritter Band. 1856): „Bei den Anzeichen eines Grubenbrandes werden sogleich alle Strecken, welche mit der Stelle des Feuers in Verbindung stehen, abgedämmt. Hierzu werden in der Firste, Sohle und von beiden Seitenstößen (d. h. rund herum in der Strecke) je nach der Ganzheit oder Zerklüftung des Gesteins mehr oder weniger tiefe Schlitze gehauen, und sodann zwei acht Zoll bis ein Fuß starke Backsteinmauern in einem Abstande von 12 bis 20 Zoll aufgeführt; den Zwischenraum füllt man mit Sand aus. Die Außenseite des Dammes wird mit Mörtel glatt verputzt, um jeden Luftzutritt zu dem Brandfelde abzuhalten. Bilden sich durch die Hitze Risse in dem Putze, so werden dieselben sorgfältig verstrichen, und auch später wird die größte Aufmerksamkeit auf diese Dämme verwandt. Das Material zu solchen Dämmen wird an gelegenen Punkten in der Grube vorräthig gehalten. Dringen die brandigen Wetter an die Stelle, wo die Strecke abgedämmt werden soll, so ist man öfters genöthigt, vorläufig einen Bretterverschlag anzubringen. Außer jenen Branddämmen werden aber öfters auch ganze Strecken durch Ausmauerung gegen den Brand geschützt." Die Arbeit an den Branddämmen ist sehr mühsam und oft gefährlich wegen der großen Hitze, welcher die Bergleute ausgesetzt sind, und selbst noch mehr durch die Entwicklung der erstickenden Dämpfe. Das Wiedereröffnen eines abgedämmten Brandfeldes muß entweder ganz vermieden werden, oder darf nur mit großer Vorsicht nach Ablauf mehrerer Jahre geschehen. Immer bleibt dabei die Gefahr der Wiederentzündung. Man hat Beispiele, daß in einem zehn Jahre lang abgedämmten Brandfelde bei dessen Wiedereröffnung von Neuem der Brand ausgebrochen ist.

In Belgien und England hat man auch wohl mit gutem Erfolge das kohlensaure Gas, welches durch Verbrennen von Coaks entsteht, in die Brandstellen geleitet und damit das Feuer erstickt. Zu diesem Ende wurden eigene Oefen auf den Schächten der Werke gebaut, und die von den darin gebrannten Coaks abziehenden Dämpfe an und in die Schächte und zu den Brandstellen geführt. Das Einzelne einer solchen Vorrichtung können wir hier nicht schildern, und verweisen den Techniker, der dessen bedarf, auf Ponson's „Handbuch des Steinkohlenbergbaues," in welchem auch Abbildungen dieser Vorrichtung gegeben sind.

Wenn diese Mittel nicht ausreichen, was doch gewöhnlich der Fall ist, wenn sie frühzeitig genug ergriffen werden, so muß die Grube, insofern dieses thunlich ist, unter Wasser gesetzt werden; entweder läßt man die Grubenwasser aus dem Tiefsten aufgehen, oder leitet einen Wasserstrom, Bach oder dergleichen in die Grube, wie dieses zu Idria geschehen ist. Man richtet aber dabei in den Schächten besondere Abzugscanäle für die Dämpfe vor, um die entstehenden Explosionen bei dem Zusammentreten des Wassers mit dem Feuer, welche große Verheerungen in der Grube anrichten können, möglichst zu beschränken. Nachdem endlich angenommen werden kann, daß das Innere des Brandfeldes durch das Wasser erkaltet ist, schreitet man zur Wiedergewältigung der Grube (Entwässerung derselben). Ist die Wiedergewältigung erfolgt, so müssen bald Maßregeln ergriffen werden, damit der Brand durch die zurückgebliebene Feuchtigkeit nicht wieder ausbricht. Man treibt nämlich Querschläge (Baue) durch das Brandfeld und sucht überhaupt in demselben einen lebhaften Wetterwechsel (Luftzug) zu bewirken, damit die neu sich entwickelnde Wärme leicht und schnell abgeführt wird.

Aber nicht bloß in den Gruben kommen Selbstentzündungen von Steinkohlen vor, auch gerathen die Steinkohlen-Halden bei den Bergwerken und großen Niederlagen von Steinkohlen, selbst die Ladungen von solchem Material auf Schiffen bisweilen von selbst in Brand, und besonders ereignet sich dieses bei großen Anhäufungen von Steinkohlenklein. Um einem solchen Uebel zu begegnen, muß man unter den Kohlenhaufen einige horizontale Canäle (Luftlöcher) offen erhalten, die man mit senkrechten Luftlöchern oder Kaminen verbindet, welche bis zur Oberfläche herauf gehen. Man kann auch unter die Kohlenhaufen eine Schicht Reisigbündel (Faschinen) legen, auf welche man eben solche Reisigbündel senkrecht bis zur Oberfläche, etwa in sechs Fuß Entfernung von einander, aufsetzt; der Luftzug, welcher durch diese Vorrichtungen in dem Kohlenklein bewirkt wird, verhindert die Steigerung der Temperatur bis zur Selbstentzündung. Es ist aber zu vermeiden, daß die Kohlen gar zu lange in einer solchen mit Luftzügen versehenen Lagerung verbleiben, indem sie sich dadurch nach und nach in ihrer Qualität verschlechtern. Steinkohlen, welche in dieser Weise 3 bis 4 Monate lang gelagert haben, sind einer Selbstentzündung nicht mehr fähig.

Es könnte vielleicht einigen Lesern auffallen, daß in dieser Abhandlung der Salsen, Luftvulcane oder Makaluben, der letzte Name nach einer sicilianischen Localität ihres Vorkommens, welche man auch wohl als Schlammvulcane aufführt, nicht gedacht ist. Sie gehören aber nicht zu den Erdbränden, obgleich bei ihnen auch zeitweilig Flammen aus der Erde ausbrechen. Es sind unverkennbar vulcanische Erscheinungen, welche mit eigentlichen Erdbränden ursachlich Nichts gemein haben. v. Humboldt sagt von ihnen: „Man hat die Größe des Phänomens verkannt, weil von den zwei Zuständen, die es durchläuft, in den Beschreibungen gewöhnlich nur bei dem letzteren, dem friedlichen Zustande, in dem sie Jahrhunderte lang verharren, verweilt wird. Die Entstehung der Salsen ist durch Erdbeben, unterirdischen Donner, Hebung einer ganzen Länderstrecke und einen hohen aber auf eine kurze Dauer beschränkten Flammenausbruch bezeichnet." In der äußern Erscheinung sind die Salsen in dem Zustande der Ruhe nur Anhäufungen von thonigem Schlamm, welcher aus der Erde ausbricht und dadurch kleine kegelförmige Hügel mit kraterähnlichen Oeffnungen, oft zahlreich neben einander liegend, gestaltet. Sie haben aber, gleich den Vulcanen, ihre Perioden der Aufregung, und dann pflegen, unter Erdbeben und Bodenveränderungen, die brennenden Gasarten zu hohen Flammen aufzulodern, und es quellen Naphtha, Bergöl und Salzlösungen hervor (Girgenti in Sicilien, Sassuolo in Modena, Krim, Halbinsel Taman, an den Ufern des Caspischen Meeres, Java, Trinidad, Cartagena in Neu-Granada).

In dem Vorstehenden sollten die Erdbrände in allgemein verständlicher Sprache nach ihren wesentlichen Beziehungen geschildert werden, nicht aber war es Absicht, den Bergmann vom Fache über die von ihm bei solchen Ereignissen zu treffenden Maßregeln im Detail zu belehren. Daher ist das Technische auch nur kurz gehalten worden, welches in den vielen vorhandenen Lehrbüchern der Bergbaukunde und in einzelnen bezüglichen Abhandlungen seine weitere Ausführung findet.

Der Ober-Miſſiſſippi.

(Schluß.)

Wir folgen dem fluthenden Strome ſüdwärts, in welcher Gegend er klar und hell fließt.

Hier durcheilt er ein maleriſches und farbenreiches Land; hohe Ufer und felſenüberragte waldige Abhänge; dann Prärien, offne Wieſen und durchbrochne Thäler. Am Fuße des Pepinſees fängt die neue Stadt Wabaſha an zu wachſen, wo noch vor Kurzem Prärien waren. Der Strom breitet ſich in einer Entfernung von etwa fünfundzwanzig Meilen in eine breite Fläche aus, die von drei bis fünf Meilen Weite abwechſelt, er wird begrenzt von waldigen Bergen und felſigen Ufern und man nennt ihn aus Courtoiſie Pepin See. An ſeinem öſtlichen Ufer erhebt ſich der Mädchenfels, 400 Fuß hoch, woran noch eine Liebes- und Todes-Erzählung haftet — die Geſchichte eines jungen indianiſchen Mädchens, Winona, die einen muntern weißen Mann liebte und keinen Andern lieben wollte, obgleich ihre Freunde ihr einen tapfern jungen Häuptling des eignen Stammes aufdrängten; wie ihre Bitten und Thränen Nichts halfen, und dann, wie ſie den hohen Fels erkletterte, in leiſen Tönen ihren Todesgeſang anſtimmte und ſich hinabſtürzte, indem ſie es vorzog, lieber ſo zu ſterben, als ohne Liebe zu leben. Solche Idealiſten finden ſich unter dem weiblichen Geſchlechte in den Paläſten der Könige wie in der Wildniß des Weſtens!

Allein dies ſind nicht die einzigen Gegenſtände, welche den Reiſenden intereſſiren; Städte ſollen erbaut werden, oder ſind wenigſtens projectirt und verzeichnet.

Man wird mit Intereſſe auf die erſtehenden Städte am weſtlichen Ufer blicken, auf die Stadt Wabaſha, die zukünftige Nebenbuhlerin von St. Paul und Winona; auf La Croſſe in Wisconſin, wo ſich eines Tages eine Eiſenbahn von Chicago und Prairie du Chien und Mendote ausdehnen wird. Sodann in Jowa werden viele Städte den Reiſenden und Speculanten intereſſiren — Guttenberg, Dobuque, Lyon, Davenport, Muscatine, Burlington und Keokuk; einige derſelben ſind große Städte, verſehen mit Straßen und maſſiven Waarenlagern, gefüllt mit Gütern, ſo daß man ſich einbilden könnte, Theile von New-York oder Philadelphia wären ſo, wie ſie ſind, dahin verſetzt worden. Illinois zeigt die Städte Galena

Wabaſha.

Prairie du chien.

und Rock-Island, und Oquawka und Nauvoo — wo die Mormonen ihren ſeltſamen Tempel erbauten und ihre ſeltſame Religion ſtifteten.

Unſere Anſicht von Galena iſt wie ſie einſt war; aber dieſe Städte entſtehen in einer Nacht und wachſen, wie des Propheten Kürbis, ſo raſch, daß man kaum Schritt mit ihnen halten kann. Sie iſt die Metropole der großen Bleiregion und verſchifft jährlich 42 Millionen Pfund dieſes Metalls, welches zu 1,780,000 Dollars geſchätzt wird und etwa 2000 Perſonen unmittelbare Beſchäftigung gewährt. In der ringsumliegenden Gegend iſt der Boden mit Gruben unterwühlt, von denen viele ſich tief unter der Oberfläche ausdehnen. Tauſende von Tonnen Zink- und Kupfererz werden herausgegraben und liegen auf der Oberfläche unbenutzt, wegen Mangel an Kohlen, um ſie zu ſchmelzen. Die Stadt enthält ungefähr 10,000 Einwohner und iſt reizend auf den ſich hebenden Ufern eines der Miſſiſſippiarme erbaut; ſie beſitzt Kirchen vieler Arten; Baptiſten, Presbyterianer, Epiſkopal, Methodiſten und Römiſch Katholiſche — und iſt in großer Fülle mit Schulen, Zeitungen, Mühlen und Läden verſehen. Galena wird nicht rückwärts ſchreiten. Eiſenbahnzüge rauſchen täglich herein und tragen ihre Ladungen an Frachtgütern und Reiſenden und der Hafen iſt erfüllt von geſchäftigen Menſchen.

Die Frachtbootleute ſind eine rauhe Rotte,

Galena.

Digitized by Google

aber es sind gute Herzen und starke Hände unter ihnen; ihr Hauptvergnügen ist Kartenspiel, und jeder Mann ist der Eigenthümer eines schmutzigen Spiels. Wenn Karten wirklich des Teufels Bilderbücher sind, dann hat er eine große Auflage in Circulation auf den Gewässern des Mississippi. In früherer Zeit hielt man eine vollkommene Bekanntschaft mit diesem Departement der illustrirten Literatur als unumgänglich nothwendig zu einer vollendeten Erziehung im Südwesten.

Erziehung im Südwesten.

Wir gehen nun zur Mündung des gelben Mississippi und nahen uns St. Louis.

Die Königin-Stadt des Mississippithales fordert nicht mehr Aufmerksamkeit wegen des Unternehmungsgeistes und Fleißes der Einwohner, der Pracht der Straßen und des Hafens, als wegen der Hoffnung, daß die Stadt und der Staat in nicht gar langer Zeit ihren Platz in den vordersten Reihen der Staaten der großen Republik einnehmen werden.

Ein schöner Kalkberg erhebt sich vom Flusse, auf welchem die Stadt St. Louis von Jahr zu Jahr sich vergrößert. Die Stelle wurde 1763 von Laclede, einem französischen Händler, erwählt als der Mittelpunkt, von wo er seine Handelspläne mit den Indianern ausführen konnte, und er prophezeite die Zukunft der Stadt in eben so enthusiastischen Ausdrücken, wie sie die jetzigen Einwohner sich gestatten.

Im Februar 1764 reiste er mit Böten und Männern ab, und wo jetzt der alte Marktplatz von St. Louis ist, legte er den Grund zur zukünftigen Stadt. Unter seinen Pionieren waren zwei junge französische Creolen von Neu-Orleans, genannt Auguste und Pierre Chouteau — von denen einer, Pierre, noch vor Kurzem sehr geachtet lebte; ihre Namen allein waren ein Paß, durch welchen man Höflichkeiten und Gastfreiheit selbst von den Wilden erlangte, die überall ihre Güte erfahren hatten. Zu jener Zeit (1762) war die ganze Gegend westlich vom Mississippi heimlich von Frankreich an Spanien abgetreten; indeß wurde sie meist von Franzosen angebaut.

Erst im Jahre 1803 nahmen die Vereinigten Staaten Besitz davon und organisirten eine Regierung unter dem Titel: District von Louisiana — deren Herrschaft sich von der Mündung des Mississippi ab ausdehnt. Die Lage von St. Louis war gut, die Gegend reich und der Pelzhandel werthvoll; die Stadt wuchs und ward im Jahre 1809 incorporirt.

Der unfruchtbare Bergrücken ist jetzt mit Häusern und prächtigen Gebäuden vollgedrängt, die Werfte sind belebt, Schienenwagen und Dampfer bringen der Stadt, als vertheilendem Mittelpunkt, den Reichthum eines großen Reiches. Die Bevölkerung beläuft sich auf über 125,000 Seelen und wer kann die Zukunft der Stadt vorhersagen?

Reisende werden nicht verfehlen, sich des großen Zuges von Dampfböten der westli-

chen und südlichen Flüsse zu erinnern. Wenn Ihr in St. Louis seid und eine Reise mit einem derselben zu machen gedenkt, naht Ihr Euch dem Hafen oder Landungsplatz und findet sie mit ihren Spitzen gegen das gepflasterte Ufer in einer langen Reihe geordnet liegen, mit puffendem Dampfe, hellem, feuerrollendem Rauch, drehenden Rädern und schallenden Glocken.

Versteht sich, Ihr sucht eins der schönsten Dampfböte, auf welchem Ihr es für wahrscheinlich haltet, daß Ihr innerhalb zweier Tage, der angekündigten Zeit, abfahren werdet. Ihr besteigt die Treppe und findet das Cabinet im zweiten Deck. Dieses Cabinet ist ein Saal, der sich über das ganze Boot ausdehnt, mit Ausnahme eines kleinen Raumes am Bug, und ist in einigen Böten beinahe dreihundert Fuß lang.

Diese große Halle ist jedenfalls mit Weiß und Gold ausgeschmückt und — wie die Zeitungen sagen — „in der That sehr prachtvoll." Vielleicht ist diese Pracht bei Dampfböten sehr angebracht, aber wenn sie „am Heiligthum des häuslichen Heerdes" um sich greift, dann ist es Zeit, Einhalt zu thun.

„In der That," — sagte Mistreß Jones, indem sie die Eleganz des Palastes des Herrn Mulligans beschrieb — „in der That, er ist fast so hübsch, als ein Dampfboot."

Wieder auf unsern schwimmenden Palast zu kommen: — im vordern Theile dieser mächtigen Halle befinden sich das Comptoir des Rechnungsführers, ein Gesellschaftszimmer und Buffet, wo man Cigarren rauchen und — mit Yankee-Rücksichtslosigkeit — ausspucken darf; während das Hinterdeck dem schönen Geschlechte reservirt ist, da man — Höflichkeits wegen — vermuthet, es könne den Rauch nicht vertragen; in der Mitte sind die Speisetische.

Um 12 Uhr werden diese Tische in der Reihe hingestellt, und mit militärischer Präcision geht das Werk rasch vorwärts. Militärisch stehen die hungrigen Passagiere hinter ihren Stühlen in Bereitschaft; aber kein Mensch denkt daran, sich zu setzen, bis der „höfliche und gentlemanlike Wirth" sich vor den Damen verbeugt; alsdann erschallt das Gong, das Dach zittert, Jedermann ergreift seinen Stuhl und geht grimmig an die Arbeit; kein Ton wird während 10 Minuten gehört, außer dem Klappern der Messer und Teller; sodann erhebt sich Jeder von seinem Platze und geht ab in schweigendem Dank, daß das Werk der Zerstörung für dies Mal geendet ist.

Auf beiden Seiten dieser langen Halle oder dieses Saals sind gesonderte Zimmer; jedes enthält zwei Schlafstellen. Diese Zimmer öffnen sich nach dem Saal zu und nach außen auf eine Galerie, wo man gehen oder sitzen kann.

Ungefähr 200 Meilen unterhalb des Missouri ergießt der Ohio seine Wassermassen in den Mississippi. Dieser Strom, von den ersten französischen Ansiedlern „La belle Rivière" genannt, bringt den Reichthum aus den Gebirgen und Gruben von Pennsylvanien und Virginien herbei, und was seinem Laufe entlang von den Bergen, Thälern und Ebenen von Ohio, Kentucky, Indiana und Illinois zusammengebracht wird. An diesem Punkte, kann man sagen, hat der Mississippi seine Kraft gesammelt, bereit, sich durch das breite Alluvium in den mexikanischen Meerbusen zu ergießen; oberhalb dieser Stelle sind der St. Peters, Jowa, Des Moines, St. Croix, Wisconsin, Rock, Illinois, der Missouri und viele andere kleinere Flüsse hineingeflossen, während unterhalb der Ohio, der St. Francis, White, Arkansas und Red, der Yazoo, der Hatchee und Big Black ihre Wassermassen entleeren.

Oberhalb des Missouri ist das Wasser verhältnißmäßig klar, aber der Missouri bringt seine Contributionen von weißgelblichem Schlamm hinein; der Ohio seinen grünen Bodensatz, während der Arkansas und Red in einer dunklern Färbung erscheinen, so daß es dem unphilosophischen Auge kaum möglich erscheint, den brennenden Durst an solchen Quellen zu löschen. Aber Gewohnheit regiert die Welt, und der Einwohner an den Mississippiufern wendet den Blick von den reinen und klaren Quellen fremder Länder mit unverstellter Verachtung zu den reichen Wassern seines Geburtslandes.

Die gelind abführende Eigenschaft des Wassers der Westflüsse hat ohne Zweifel die natürliche Neigung zur Benutzung alkoholhaltiger Eingießungen vermehrt, und sehr junge Reisende fühlen sich oft sehr erhoben in dem Bewußtsein, Eigenthümer einer Taschen-Branntweinsflasche zu sein, aus der sie häufig trinken, wodurch sie sich männlich und tapfer fühlen. Solch junger Reisender, der eifrig nach Wahrheit in jenen westlichen Regionen strebt, wird ohne Zweifel sich sehr über folgende Angabe zufrieden gestellt fühlen, die kürzlich zu unsrer Kenntniß gekommen ist.

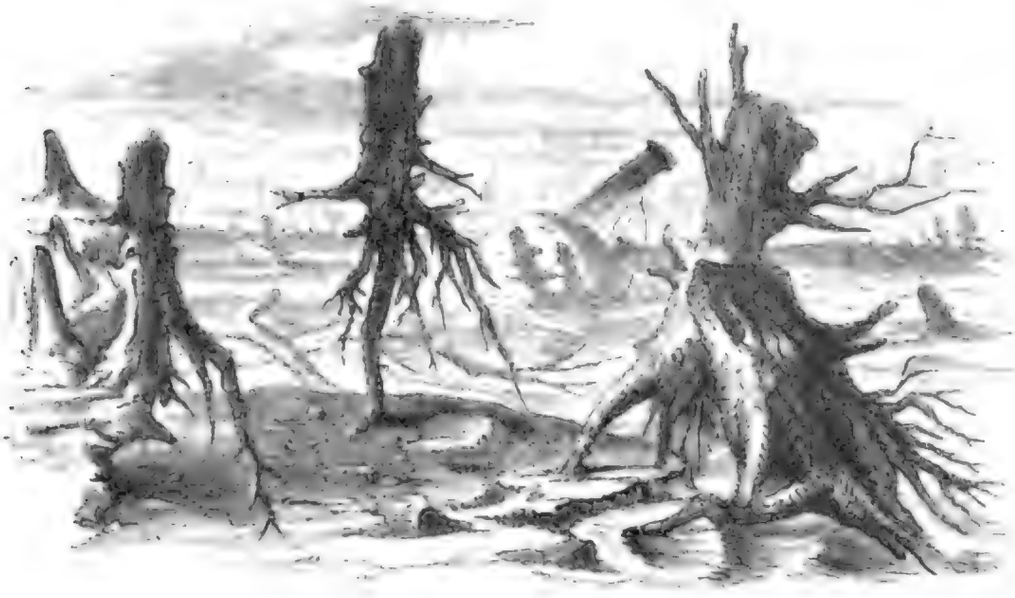
Dr. Hiram Cox, chemischer Inspector alkoholischer Getränke in Cincinnati, behauptet in einer Ansprache an seine Mitbürger, daß er während zwei Jahren 249 Untersuchungen mit verschiedenen Arten geistiger Getränke gemacht, mehr als neun Zehntel derselben als Fälschungen erkannt und in einem großen Theile derselben giftige Bestandtheile befunden habe. Er glaubt, daß unter hundert Gallonen Brandy nicht eine einzige reinen Brandy enthält, da die Verfälschungen Korn-Whisky als Basis und verschiedene giftige Säuren als Nebeningredienzien haben. Unter den Wein-

ſorten, die als Sherry, Port und ſüßer Malaga ausgegeben werden, iſt unter tauſend nicht eine Gallone rein, ſondern ſie werden aus Waſſer, Schwefelſäure, Alaun, Guinea-Pfeffer, Meerrettig ꝛc. verfertigt und viele von ihnen ohne einen einzigen Tropfen alkoholiſchen Spritt. Dr. Cox verbürgt, daß nicht zehn Gallonen echter Portwein in Cincinnati ſind. In ſeinen Unterſuchungen von Whisky hat er nur von 17 bis 20 Procent Alkohol gefunden, während er 45 bis 50 Procent enthalten ſollte, und mancher enthielt in einem Quart genug Schwefelſäure, um ein Loch durch eines Mannes Magen zu freſſen. —

Niemand weiß mit Sicherheit, welchen Wechſel die Oberfläche der Erde erduldet hat, aber man hat guten Grund zu glauben, daß der weite angeſchwemmte Erdſtrich des Miſſiſſippithals von der Mündung des Ohio bis zum mexicaniſchen Meerbuſen aus der Ablagerung des Stromes gebildet worden iſt, da ſolche Ablagerung noch immer an den Ausmündungen des Stromes ihren Fortgang hat.

Wenig große Ströme ſind an ihren Mündungen ſo breit, als an einigen Stellen ihres Laufes, und ſo verhält es ſich mit dem Miſſiſſippi und Miſſouri. Der Miſſiſſippi iſt bei ſeiner Vereinigung mit dem Miſſouri 1½ Meile breit, während unterhalb des Ohio das Strombett ſich an Breite verringert und an Tiefe zunimmt; aber von dieſem Punkte an rauſcht der Strom mit vermehrter Schnelligkeit, einer Geſchwindigkeit von vier Meilen die Stunde, bei einer Durchſchnittsbreite von etwa einer Meile. Jedoch die Springfluthen erheben den Strom zuweilen ſechzig, oft vierzig Fuß über ſeine gewöhnliche Fläche; dann dehnt ſich das Waſſer auf dreißig Meilen Weite über das Land aus und verurſacht unendlichen Schaden und Elend.

Um ſich gegen dieſe Ueberfluthung und Zerſtörung zu ſchützen, hat man dem niedern Theile des Ufers entlang einen breiten ſtarken Damm erbaut. Dieſer iſt mit großer Arbeit und Mühe errichtet worden und bedarf der ängſtlichſten Wachſamkeit; denn zu allen Zeiten, beſonders zur Zeit dieſer Fluthen, höhlt der tolle Strom das thonige Ufer aus und reißt es ab, und es geſchieht nicht ſelten, daß in einer Nacht ganze Aecker von dem brauſenden Strom verſchlungen werden. Zuweilen führt das hohe Waſſer auch jenen künſtlichen Damm weg, und dann dürfen weder Leute noch



Eine Ueberfluthung.

Geld geſpart werden, um den Riß zu verſtopfen und die Oeffnung auszufüllen. Ein Aufgebot wird von Colonie zu Colonie geſchickt, um alle Hände zur Arbeit zu ſammeln, damit die Ernten und Ländereien gerettet werden. Jedesmal, wenn das Waſſer durchbricht, iſt die Zerſtörung des Eigenthums ſchrecklich und Fieberkrankheiten folgen ſicherlich.

Von der Mündung des Ohio ab verliert der Strom ſeinen maleriſchen Charakter. Sein breites, reißendes Bett iſt durch flache mit Holz bedeckte Ufer begrenzt, welche endlos einförmig erſcheinen, ſo daß ein etwaiger Felſen mit froher Ueberraſchung begrüßt wird. Der breite, brauſende Fluß, bedeckt mit treibendem Holz, erhält nur einige Abwechslung durch Inſeln, Flöße und Flachböte mit langen Rudern, welche träge mit dem Strome treiben; durch ſchnaubende Dampfer, welche, wenn ſie ſtromabwärts kommen, bis über ihrem Lootſenhäuschen mit Karren und Wagen, Schreibtiſchen und Bettſtellen und all' den

Eine Baumwollpflanzung.

mannigfaltigen Artikeln beladen ſind, welche aus den geſchäftigen Werkſtätten von Cincinnati, St. Louis und Pittsburg hervorgehen.

Wir gelangen nun zu der großen Baumwollregion, wo dieſes reiche Thal nur beſtimmt ſcheint, dieſen einzigen Artikel hervorzubringen, und wo die großen Landbeſitzer mit dem Titel „Pflanzer“ — nicht mehr „Farmer“ — beehrt werden. Wir befinden uns in einer andern Region und unter einem andern Geſchlechte, und tauſend Gegenſtände deuten Solches an. Städte ſieht man nicht mehr häufig dem Ufer entlang; kleine Anſiedlungen, zum Anlegen der Dampfboote, wie z. B. Vidalia, kommen vereinzelt vor, und außer Memphis erblicken wir keine großen Städte, bis wir Vicksburg im Staate Miſſiſſippi erreichen, in einer Entfernung von achthundert Meilen von St. Louis.

Memphis iſt auf einem ſchönen Hügel, dreißig Fuß über dem höchſten Waſſerſtande des Stromes, erbaut, und ein gedeihender, thätiger Ort mit zehn Kirchen, vier täglich erſcheinenden Zeitungen, Mühlen, Fabriken und einem neuen Schiffswerfte. Von dieſem Platze aus wird die Baumwolle des weſtlichen Tenneſſee verſchifft.

Von Memphis hinab bis nach Neu-Orleans

Vidalia.

hört und ſieht man weiter nichts als Baumwolle oder vielmehr Baumwolle und Neger, und die ganze Kraft der Nation iſt auf die Production dieſer beiden Artikel gerichtet. Baumwolle iſt auf den Landungsplätzen, Baumwolle iſt auf den Dampfern, Baumwolle iſt im Munde und in der Bruſt des ganzen Volkes. Im Jahre 1791 (vor etwa ſiebzig Jahren) wurden nur 64 Ballen Baumwolle von Amerika nach Liverpool gebracht, welche große Quantität damals Erſtaunen und Beſorgniß erregte. Nun (1850) beträgt das Erzeugniß des Staats etwa 2,469,093 Ballen, welches, zu 10 Cents das Pfund, ſich auf die ungeheure Summe von 98,763,720 Dollars beläuft.

Die Baumwollenpflanze (Gossypium) ſcheint in Aſien, Afrika und Amerika einheimiſch zu ſein, aber gewiß iſt ihre Cultur in Amerika am beſten gelungen, denn hier wird die meiſte und beſte Baumwolle hervorgebracht. Ihre Wichtigkeit für die Welt, und beſonders für die Manufacturintereſſen von England, iſt ſo groß, daß die Kaufleute von Liverpool und Mancheſter endlich die Angelegenheit in ihre Hände genommen und ſich entſchloſſen haben, Capital und Energie anzuwenden, um Baumwolle anderswo zu gewinnen.

Die in Amerika erzeugte wird in langen und kurzen Stapel, oder ſchwarzen und grünen Samen eingetheilt. Der grüne Samen bringt die größten Ernten hervor, iſt als Oberland-Baumwolle bekannt und der bedeutendſte Artikel im Handel. Der lange Stapel oder ſchwarze Samen gedeiht auf den Inſeln und Ufern von Georgia und wird oft Seeinſel-Baumwolle genannt. Sie iſt in der Regel ungemein fein und ſteht hoch im Preiſe.

Der Strom hat aufgehört, intereſſant zu ſein, und ändert den Charakter nicht eher, bis wir die Nähe von Neu-Orleans erreichen, wo wir für heute nicht hinzugehen beabſichtigen. Nach dieſem langen Artikel können wir nur noch einen Blick auf jene merkwürdigen und ungemein werthvollen Leute, die Neger, werfen. Bei jedem Landungsplatze feſſeln maleriſche Gruppen oder Figuren das Auge, von denen jede Perſönlichkeit ein Studium für den Maler oder Philoſophen iſt.

Ein Neger kam an Bord unſers Flachboots, um Baumwolle gegen Schießpulver auszutauſchen. Unſer Capitän hatte etwas, welches für den Verkauf bereitet war. Der alte Neger hielt es in ſeiner Hand und unterſuchte es ſorgfältig. Schelmiſch blickte er auf und ſagte:

„Schau, Maſſa, ſchau um, dis geht nicht, dis ſieht aus, als ob es ſchon dreimal, viermal geſchoſſen geweſen wäre, gewiß — dis taugt für alt Neger nicht, weh, o weh!“

Hauſirer pflegten in Neu-England eine Art Pulver zu verkaufen, ohne Zweifel dieſem ähnlich!

„Seht, Maſter!“ ſagte ein Ladenhüter zu Einem, der ihm ein halbes Tönnchen abgelaſſen hatte — „Guckt hier; ich danke, ich brauche von dem Pulver Nichts mehr.“

„Ihr braucht Nichts mehr?“ antwortete der Hauſirer ungläubig.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Ich will Euch ſagen! Neulich Abends ging ich aus, um Etwas zu holen, und ließ das Licht in's Fäßchen fallen. Beinahe die Hälfte davon brannte auf, ehe ich es löſchen konnte. Ihr ſeht, es iſt doch zu gefährlich, ſolch Pulver um ſich zu haben.“

Es war eine ernſte Geſchäftsſache und keiner von Beiden lachte.

Aber wir müſſen hier enden; und da die Sultana jetzt ſtromaufwärts dampft, wollen wir auch gehen.

Die Pyramiden- und Todtenfelder Egyptens.

Von W. Reil.

(Schluß.)

Die Pyramidenfelder von Abusir, Sakarah und Daschur.

Zwar kann man von den Pyramiden von Gizeh aus sämmtliche im Süden von ihnen gelegenen Pyramidengruppen besuchen, allein der Weg ist Nichts weniger als amüsant, indem man durch tiefen Sand an der Grenze der Wüste und des bebauten Landes dahinwaten und oft wegen der Vorsprünge des Wüstenterrains Biegungen und Umwege machen muß. Man thut besser, wenn man diese Partie an einem besonderen Tage direct von Gizeh aus unternimmt, zumal man besonders in Sakarah viel zu sehen hat und die Besichtigung der unbedeutenden, aber wegen des Kolosses interessanten Reste von Memphis damit verbinden kann. Auf diese Weise habe ich im Frühjahr 1858 die Pyramiden von Abusir bis Daschur und die Stätte von Memphis mit Aufwand von zwei Tagen in Augenschein genommen und lasse die Beschreibung dieser Tour hier folgen.

Der egyptische Winter, das heißt die kalten Tage des Januar und der ersten Hälfte des Februar schien vorüber; am 22. Februar zeigte der schon am Morgen bei Sonnenaufgang auf + 12° R. stehende Thermometer, der umschleierte Horizont, der Dunst am Himmel, welcher die Sonne wie durch einen Schleier kaum durchstrahlen ließ, den ersten leichten Eintritt eines Chamsintages an. Wirklich stieg der Thermometer um Mittag im Schatten auf 22° und die ganze Atmosphäre war in Staub gehüllt; doch konnte man das Phänomen noch keinen wirklichen Chamsin nennen, weil die größere Hitze und die unwiderstehliche Stärke des Südsturmes vermißt wurde. Da diese chamsinähnlichen Winde im Februar nie eine längere als 24stündige Dauer haben und ihnen schon am anderen Tage gewöhnlich der Rückschlag eines stärkeren Nordwindes zu folgen pflegt: so wollte ich die auf den folgenden Tag angesetzte Partie nicht aufgeben. Wirklich fand ich auch am 23. Februar früh 6½ Uhr den Himmel zwar leicht bewölkt, aber nicht staubig verdüstert, den Horizont ziemlich klar, so daß ich vom Fenster aus die Pyramiden von Gizeh erkennen konnte; der Wind blies aus Nordwest, grade so stark, daß sich die Wipfel der Dattelpalmen bewegten (wozu schon etwas Aeolus-Lungen gehören), der Thermometer zeigte + 8° R.: kurz Alles verhieß einen zu einer solchen Partie brauchbaren Tag. Punkt 8 Uhr stellte sich mein Begleiter v. H. aus Cairo ein, wir beluden unsern Extraesel mit Proviant für zwei Tage, dem nöthigen Kochgeschirr, Decken ꝛc., und setzten wohlgemuth nach Gizeh über. Von hier aus verfolgten wir den den Nil begleitenden Damm nach Süden bis zu dem zweiten Dorfe, wendeten uns dann mehr rechts oder westlich dem Flachlande zu, bis uns der schmale Fußpfad auf einen hohen, die Aue von Ost nach West durchschneidenden Damm führte, auf welchem wir in dieser Richtung bis zu dem großen, dem Wüstenrande nahen Dorfe Schobrament fortritten, welches ungefähr drei Stunden von den Pyramiden von Gizeh gegen Süden entfernt ist. Kurz vor dem Dorfe verließen wir den Damm und ritten in fast grader südlicher Richtung durch die grünenden Felder auf die Pyramidengruppen vor uns zu. Nach einem halbstündigen Ritt befanden wir uns einem felsigen Hügel der Wüste parallel, welcher an seinem Fuße sowohl wie auf seinem Gipfel die Reste sehr zerfallener Pyramiden trägt; wir hielten es nicht der Mühe werth, sie genauer in Augenschein zu nehmen. Spätere Vergleichung der Lepsius'schen Pläne haben mich überzeugt, daß diese Reste derjenigen Gruppe angehören, welche Lepsius die Gruppe von Sauiet el Arrian, nach einem zerfallenen, am Rande der Wüste gelegenen Dorfe nennt. Bald dahinter erschienen die nach dem Dorfe Abusir benannten Pyramiden, welche mit demselben Rechte auch dem großen Todtenfelde von Sakarah oder der nördlichen Pyramidengruppe von Sakarah zuzuzählen sind.

Vertrauend den Mittheilungen in den Reisehandbüchern, welche die Pyramiden von Abusir keines besonderen Besuches für werth halten, ließen wir dieselben eine nach der andern an uns vorübergehen, ohne unsern Weg zu verlassen. Nach Wilkinson's Schilderungen und nach dem Plane von Lepsius zählt man zwei größere Pyramiden und um die westlichste und größte herum eine Anzahl kleinere; außerdem bemerkt man noch mehrere nur noch Schutthügel darstellende Pyramidenreste und an zwei Stellen die deutlichen Spuren von Steindämmen, welche aus der Ebene auf die Höhe zu den Pyramiden führen. Auch haben einige derselben mauerartige Hofräume und ein reichhaltiges Todtenfeld umgibt sämmtliche Pyramiden, ebenso wie die zackige Felswand bei den Pyramiden von Sauiet el Arrian von Grabschächten durchsetzt ist. Ueber die Erbauer und das muthmaßliche Alter dieser Pyramiden ist Nichts bekannt; auch habe ich Nichts über eine Oeffnung ihrer Zugänge oder über an ihnen entdeckte Inschriften in der einschla-

genden Literatur gefunden. Lepsius ist der Letzte gewesen, der sich genauer mit ihrer topographischen Aufnahme beschäftigt hat.

Das Dorf Abusir erreichten wir bald; es liegt dicht am Rande der Wüste und in seiner Nähe befindet sich ein zu jeder Jahreszeit mit Wasser gefüllter Teich oder Tümpel, nordwestlich vom Dorfe am Rande der Wüste. Wir ritten außen an der Ostseite des Dorfes hin, hinter welchem sich der Weg nach Sakarah am Wüstensaume hinzieht; zur Linken hatten wir die bebaute Aue, zur Rechten die Wüstenhöhenzüge, eingesäumt von den dichten Sunthölzern (Acacia nilotica). Der Boden selbst war reichlich mit wilder Wüstenvegetation bedeckt und trug, wo er bewässert werden konnte, Wassermelonen, Gurken und Taback. Vor uns im Süden hob sich ein dichter Dattelpalmenwald vom Horizont ab; er bezeichnete die Lage von Sakarah; bald waren wir in seiner Nähe und an der Stelle, wo eine mit Löchern versehene Felswand das Vorhandensein von Gräbern vermuthen ließ und eine Art Weg über mit Knochen, Scherben und Mumienresten bedeckten Sandboden nach der größten der dort gelegenen Pyramiden, der sogenannten Stufenpyramide hinaufführt. Mittlerweile war es 12 Uhr geworden, der scharfe Ritt hatte uns Appetit gemacht, und da wir am Anfange des Pyramidenfeldes von Sakarah uns befanden, so beschlossen wir, ein kleines Frühstück einzunehmen, dann soviel als möglich auf dem Todtenfelde in Augenschein zu nehmen und erst später in dem Dickicht hinter Sakarah auf wilde Schweine Jagd zu machen. Ein sich aus Nordwest erhebender scharfer Wind nöthigte uns, dicht unter einer Felswand Schutz vor ihm und dem von ihm fortgetriebenen Sande zu suchen. Aber auch hier sollte unsers Bleibens nicht lange sein; der Wind wurde zum förmlichen Sturm, er überschüttete uns mit dem oben losgewehten Sand, die Speisen wurden dadurch ganz ungenießbar und knirschten zwischen den Zähnen, ein Versuch, uns etwas auf dem Todtenfelde umzusehen, mußte sofort aufgegeben werden, weil der Wüstensand vom Sturme uns mit solcher Gewalt in's Gesicht und an die Hände getrieben wurde, daß sie wie von Nadeln gestochen schmerzten und wir die Augen nicht aufschlagen konnten; dazu kam ein plötzlich aus einer dunkeln Wolke hervorbrechender Platzregen, so daß wir uns genöthigt sahen, eiligst unsre Esel zu besteigen, uns die Gesichter mit Tüchern zu verhüllen und vom Winde gefegt nach dem ¼ Stunde entfernten Sakarah zu reiten. In weniger als einer halben Minute waren wir bis auf die Haut vom Regen durchnäßt und froh, als wir das gastliche Haus von Ferrandez, einem Kaufmann aus Cairo, der in Sakarah ein Haus zum Obdach für Reisende besitzt, erreicht hatten. Obgleich sich der Himmel nach dem nur kurze Zeit anhaltenden Regenguß aufheiterte, legte sich doch der Wind nicht; wir beschlossen daher, den Besuch der Sehenswürdigkeiten auf dem Pyramidenfelde bis zum morgenden Tag zu verschieben, lieber unsre Kleider zu trocknen und dann auf die Jagd zu gehen, zumal es zum Besuch der Pyramiden doch zu spät geworden wäre.

Nachdem wir unsre Esel und Habseligkeiten in den Zimmern des Hauses, das sich nur dadurch von seinen Nachbarn unterschied, daß es eine Etage hatte, sonst aber auch nur aus Nilschlamm und Dattelstämmen bestand, installirt und unsre Kleider im Zugwinde auf der Terrasse des Hauses getrocknet hatten: nahmen wir unsre Gewehre, empfahlen unsre Sachen der Sorgfalt unsrer Eselbuben und eines alten als Portier dienenden Beduinen und wanderten zum Dorfe hinaus, südlich in die Sunthölzer. Leider war unser Herumkriechen in dem stachlichen Dickicht, das Haut und Kleider zerfetzte, umsonst; wir fanden wohl viele Lager und gewühlte Stellen, wo wilde Schweine kürzlich gewesen, die Thiere selbst aber waren nicht zu sehen, weil Ziegen und Schafe hineingetrieben waren, auch Leute Gebüsch ausrodeten und verbrannten. Die Schweine hatte sich daher in den dichten Weizen der Aue und in den Schlamm der Canäle zurückgezogen, wohin wir ihnen ohne Hund gar nicht folgen konnten. Dagegen erlegte Freund v. H. einen prächtigen Flamingo, deren es eine Unzahl in einer flachen Sumpflache gab; die gleichzeitig vorhandenen Pelikane ließen sich dagegen nicht ankommen und auf einen sehr großen Oedicnemus mit hohen gelben Beinen und großen gelben Augenringen schoß ich ebenfalls vergeblich. Einige Enten und Schnepfen waren unsre ganze Jagdbeute außer dem Flamingo und ziemlich ermüdet langten wir in unsrem Hotel mit Sonnenuntergang an. Bald war mit Hülfe des anstelligen Hassan, v. H.'s Privateselbuben, ein leidliches Rührei bereitet, das nur an übermäßiger Beimischung von Aschenstaub und Kohlenstücken vom Durrahstrohfeuer litt, aber zu der kalten Küche und einem Glase Cyperwein aus v. H.'s Keller vortrefflich mundete. Daß der feinste selbstgekochte Mocca darauf folgte und der Tschibuk dazu herrlich schmeckte, versteht sich von selbst. So saßen wir Beide, unsre Eselbuben und der alte vertrocknete Beduine beisammen, theils dem süßen „Kef," dem arabischen dolce far niente uns hingebend, theils mit den uns besuchenden Beduinen um Antikaglien feilschend, theils unsre mitgenommene Literatur für den morgenden Besuch musternd, und in Studien über

Bottlenose Dolphin (*Tursiops truncatus*)

verſchiedener Hinſicht eine von allen andern Pyramiden abweichende. Erſtlich correſpondiren nur die beiden gegenüberliegenden Seiten in der Länge, ſind aber nicht unter ſich gleich; denn während nach Vyſe die Nord- und Südſeite 351 Fuß lang ſind, meſſen die Oſt- und Weſtſeite 394 Fuß. Sodann beſteht der Bau nicht aus regelmäßigen rechtwinklig aufſteigenden Lagen von Blöcken, ſondern aus 6—7 Stufen von Mauerwerk, deren unterſte vom Wüſtenſande vergraben iſt und welche nicht ſenkrecht, ſondern unter einem ſehr ſtarken Winkel ſich 20 — 30 Fuß erheben, dann einen ſchrägen, von Sand und Geröll abgerundeten Abſatz bilden, um hinter demſelben in eine Stufe von gleicher Höhe, aber natürlich bei vermindertem Pyramidendurchmeſſer ſich zu erheben; der Gipfel iſt ſtumpf; das ganze Material an den Ecken und Flächen ſehr zerſtört. Endlich befindet ſich im ganzen Innern der Pyramide ein ſeltſamer hoher thurmartiger Raum, in deſſen Wände in jeder Höhe labyrinthiſche Gänge münden. Im unterſten, durch einen Granitblock verſchloſſenen Gemach ſtand ein Sarkophag und in mehreren Kammern fand man buntfarbige Moſaik aus einer Art Porcellan. Ob dieſe Pyramide jünger oder älter ſei als die von Gizeh, darüber fehlt es zur Zeit noch gänzlich an hiſtoriſchen, den Hieroglyphen entlehnten Daten. Für einen gewöhnlichen Touriſten iſt der Beſuch des Innern unmöglich, da die Zugänge längſt wieder verſchüttet und verweht ſind.

Ohne uns bei der Beſichtigung der andern zur nördlichen Pyramidengruppe von Sakarah gehörenden Pyramiden aufzuhalten — es gibt deren incluſive der Stufenpyramide 6, meiſt zerfallene, — wandten wir uns, die Stufenpyramide links und ihre Nachbarin im Oſten rechts laſſend, über die durch Grabhügel ſehr unregelmäßig geſtaltete Wüſtenfläche nördlich, wobei ſich der Wüſtenboden allmälig abflachte und in eine Art ſeichtes Thal überging. Hier nämlich, ¼ Stunde nördlich von der Stufenpyramide und viel näher dem Dorfe Abuſir als Sakarah, befindet ſich die größte Merkwürdigkeit des ganzen Todtenfeldes, das Serapeum und die Gräber der Apisſtiere.

Obſchon Strabo eine genaue Beſchreibung des Serapeum's liefert und Lepſius das Vorhandenſein einer großen Umfaſſungsmauer, welche dieſes einſchließt, auf ſeinem Plane vom Pyramidenfelde von Sakarah andeutet, ſo war doch erſt der unermüdlich thätige Mariette vor 6 Jahren ſo glücklich, dieſen Schatz von Monumenten zu Tage zu fördern. Strabo ſagt nämlich im XVII. Buche ſeiner Geſchichte mit Beziehung auf dieſe Stätte: „Es iſt dort (bei Memphis) auch ein Serapistempel an einem ſehr ſandigen Orte, ſo daß von den Winden Sandhügel aufgeworfen werden, durch welche die Sphinxe zu meiner Zeit theils bis an den Kopf, theils halb bedeckt waren, woraus man auf die Gefahr ſchließen kann, wenn Einen, der zu dem Tempel ging, ein Sturm überfiel.“

Dieſe Stelle leitete Mariette zu ſeinen Nachgrabungen, bei denen er ſehr bald auf Mauerwerke und, dieſe verfolgend, auf die Ruinen des oberirdiſchen Serapistempels ſowie die unterirdiſchen Apisgräber ſtieß. Die von Strabo erwähnte Sphinxallee fand Mariette in einzelnen Reſten, ſie mündete auf einen Halbkreis, der von den Statuen ausgezeichneter Philoſophen und Dichter des griechiſchen Alterthums gebildet wurde. Jetzt ſchließt eine doppelte Mauer den engen Weg ein, welcher zu den Pylonen der pyramidenartigen Thorpfeiler führt. Dieſe Mauer, auf der ſich eine Menge auf Panthern und anderen Thieren reitender Kinder befand, enthielt an der einen Seite eine Capelle des Apis, in welcher deſſen Geſtalt in ſchönſter Bildhauerarbeit und bedeckt von einer Maſſe demotiſcher Inſchriften ſtand. Sie ſowohl wie alle übrigen Statuen und eine Menge anderer Merkwürdigkeiten befinden ſich gegenwärtig in Paris.

Ueberhaupt fand ich bei meinem Beſuche, daß die Herrſchaft des Sandes wieder ſo mächtig geworden war, daß man ſich nur mit Mühe aus dem wenig Sichtbaren und mit Hülfe obiger von Brugſch, Reiſebericht S. 27 ff., entlehnten Topographie zurecht finden konnte. Ich trat mit meinem Begleiter durch die Pylonen in einen großen Hof, welcher von oben bis unten mit eingemauerten Stelen überſät iſt und an ſeinem hintern Ende zwei Eingänge hat, durch deren nördlichen (rechts gelegenen) man gegenwärtig in die unter dem Serapistempel befindlichen Katakomben oder Grabgewölbe der Apisſtiere tritt. Wir zündeten im Eingange unſre Wachslichter an und begannen unſre Wanderung auf einer anfangs etwas ſchräg abwärts führenden Fläche des 12—14 Fuß hohen, 10 Fuß breiten in den Kalkſteinfelſen gehauenen erſten Ganges, welcher von Oſt nach Weſt verläuft. Nach ungefähr 30 Schritten findet man dieſen Gang durch einen ungeheuren Sarkophag aus polirtem grünſchwärzlichen Granit faſt verſperrt, doch kann man ſich rechts zwiſchen ihm und der Gangwand durchdrängen und ſieht hinter ihm ſeinen koloſſalen Deckel am Boden liegen. Gewiß iſt dieſer Sarkophag für den letzten der Apisſtiere beſtimmt geweſen, aber nicht an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, da irgend eine ſtaatliche Umwälzung dem Apiscultus ein Ende machte. Auf dem Boden dieſes und der folgenden Gänge ſind noch deutlich die Doppelſchienen erhalten, auf welchen über Walzen die koloſſalen Särge

hineingerollt wurden. Nachdem man hinter diesem wie verloren dastehenden Sarkophag weitere 30 — 40 Schritt gemacht hat, trifft man auf einen links, also von Nord nach Süd abzweigenden ebenso großen und langen Gang und an dessen Ende auf einen dritten, um 6 Fuß breiteren, gleich dem ersten von Ost nach West, also nach rechts abführenden Stollen, zu dessen beiden Seiten sich abwechselnd die etwas tiefer ausgehauenen, 20 Fuß hohen Nischen öffnen, in denen die mächtigen Apissärge stehen. Man hat deren 29 aufgefunden, von denen 24 aus Stein, Granitmonolithe, 5 aus Mauerwerk sind. Die Steinsärge sind theils aus rothem, theils aus schwärzlichem Granit, polirt und nur die wenigsten mit Hieroglyphen und Namensschildern versehen, woraus man erkennt, daß einer aus den Zeiten des Amasis, einer aus der Zeit des Kambyses und einer aus der Zeit eines unbekannten persischen Königs ist. Jeder Sarg ist 12½ Fuß lang, 7½ Fuß breit und mit dem drei Fuß dicken Deckel — ebenfalls Monolith — 11 Fuß hoch. In seinem Innern können 24 Personen zu gleicher Zeit bequem stehen und sich bewegen.

Als Mariette zum ersten Male in diese ehrwürdigen Gänge eintrat, fand er die Nischen bis zu ihrer halben Höhe vermauert und nach Beseitigung dieser Mauer die Sarkophage mit zurückgehobenem Deckel und darauf, sowie in dem Zwischenraume zwischen Sarkophag und Nischenwand eine Masse Steine gehäuft. Die Särge waren mit Ausnahme von zweien, die kostbares Schmuckwerk enthielten, sämmtlich durchwühlt. An einzelnen der Stelen, welche in der Außenwand eingemauert waren, war der hieroglyphische Name des Apis sorgfältig ausgekratzt, ein Beweis für die Annahme, daß man zur Zeit der Beraubung die Hieroglyphen noch zu lesen verstand. Dagegen war auf anderen, nicht an ihrem Platze befindlichen sondern verschütteten und herabgerissenen Stelen der Name erhalten, so daß sich aus ihnen eine ganze Reihe von Königen darstellen läßt, denn diese Stelen bezogen sich sämmtlich auf die Geschichte des Apis, zu dem sie gehören und erwiesen nicht nur genau das Datum seines Geburts- und Todesjahrs, sondern auch Regierungsjahr und Lebensdauer des jedesmaligen Herrschers. Mariette construirte so eine ununterbrochene Reihe von Königen, von Ramses dem Großen bis zur Griechenzeit, mit Ausnahme der 20., 23. und 29. Dynastie.

Das interessante Zimmer, in welchem Mariette seitwärts von den Räumen des Serapeums den Namen des Mitbegründers des Apiscultus, des Prinzen Schaem-hjom, Sohnes Ramses des Großen fand, konnten uns die Beduinen nicht zeigen, dagegen führten sie uns, nachdem wir die Stätte des Serapeums staunend verlassen, zu einigen halbaufgedeckten und mit schönen Hieroglyphen verzierten Gräbern und zu den Ibisgrotten und Mumienschächten.

Die bekannteste dieser Ibisgrotten befindet sich südöstlich vom Serapeum hinter dem Rande des Wüstenplateaus in einem vorspringenden Felsen. Ueber wahre Berge von Scherben aus zerbrochenen Ibiskruken steigt man schräg in die Tiefe eines Felsschachtes, der sich am Ende sowohl nach links als nach rechts abzweigt. Der erste dieser Gänge enthält fast gar keine unzerstörten Ibismumien mehr in seinen Nischen, während noch Tausende in dem rechten Gange aufgespeichert liegen; aus kluger Speculation leiten aber die Beduinen, welche auch über diese Nichts werthen Schätze eifersüchtig wachen, den Besucher immer in den linken Gang, wo nichts Brauchbares zu finden ist, und erst wenn sie den Wunsch nach einer unverletzten Ibismumie aussprechen hören, zeigen sie dann auch auf den andern Gang; sie haben aber denselben durch aufgethürmte Scherben der muthwillig zerstörten Kruken so unzugänglich gemacht, daß man nur auf dem Bauche hineinkriechen kann und deshalb gern ein kleines Bakschisch daran wendet, um ein Paar Kruken zu bekommen. Dieselben sind, wie gesagt, werthlos, haben eine genau zuckerhutförmige Gestalt, sind aus rothgebranntem Nilschlamm verfertigt und am breiten Ende durch einen Deckel aus gleichem Material vermittelst Kalk geschlossen; der Kalk sah so frisch und rein aus, daß ich glaubte, man habe erst kürzlich die Kruke geschlossen und wollte mich betrügen; ich äußerte diesen Verdacht und da zerschellte der Junge, der die Kruken geholt, die eine lachend am Felsen, so daß ihr Inhalt: Skelett und Asche des Ibis herausfiel. Der Inhalt ist fast staubig, hie und da erkennt man einzelne Knochentheile, namentlich den langen gebogenen Schnabel; weit besser sind die in Leinwandstreifen eingewickelten Ibismumien von Theben erhalten.

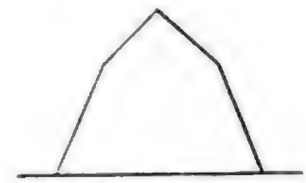
Die anderen Mumienschächte liegen mehr nach Sakarah zu, unweit einer der östlich von der Stufenpyramide befindlichen Pyramiden, am südlichen Abhange derselben Felswand, die im Osten das obenbeschriebene Grab birgt. Gegenwärtig blickt man in einen wahren Krater von braunen Massen und Fetzen hinab; die in Leinwand oder in Holzkisten eingepackten Mumien von Katzen, Schakals, Eulen und Menschen bilden ein wahres Flötz wie von Braunkohlen; so sind die früher einzelnen Schachte durch Demolirung der Wände in zwei bis drei große Löcher zusammengeflossen, auf deren Boden und an deren Wänden unaufhörlich die Beduinen herumstöbern, um Idole

und andere Antiken zu suchen, die sie an die Besucher verkaufen.

Während mein Begleiter mich hier verließ, um sich abermals auf der Jagd zu versuchen, wandte ich mich nach der südlichen Pyramidengruppe von Sakarah. Dieselbe ist von der nördlichen durch ein von Ost nach West streichendes flaches und sandiges, mit den schönsten Nilkieseln oder Wüstencarneolen übersätes Wüstenthal getrennt und beginnt auf einer dicht vor dem Dorfe Sakarah von Ost nach West gezogenen Linie. Zu ihr gehören zwölf größere und kleinere Pyramiden und pyramidenähnliche Baue, die mit Ausnahme eines einzigen kaum die Mühe eines Besuches lohnen, und zum Theil ziemlich weit auseinanderliegen. Merkwürdig ist der fast in der Mitte dieser Gruppe gelegene, unter dem Namen „Mustabat el Faraun“ oder „Fußschemel des Pharao“ bekannte, länglich viereckige niedrige Bau, der an seiner schmalen Nordseite ebenfalls einen Eingang hat. Ob aus ihm eine Pyramide hat werden sollen, wie Einige annehmen: wer weiß es! Brugsch hält ihn für ein Werk aus der 12. Dynastie.

Von da suchte ich die Wüste am Saume entlang nach den Pyramiden von Daschur zu gelangen; der Weg streckte sich aber gar zu sehr und ich kam bloß bis zu der nördlichsten sogenannten Ziegelpyramide, die auf einem Felsabhange dicht am Rande der Wüste steht; die Entfernung zu den anderen Pyramiden, namentlich zu den Steinpyramiden, war zu groß, als daß ich zur verabredeten Stunde hätte wieder in Sakarah sein können. Jene Ziegelpyramide und mehrere andere mit ihr auf gleicher Linie, aber in bedeutenden Abständen mehr südlich stehende Pyramiden, welche man auch die „falschen“ nennt, sind aus an der Luft getrockneten Nilschlammziegeln erbaut und unter Berücksichtigung des Materials trotz der 3—4000 Jahre leidlich erhalten; wenigstens besitzen sie noch eine ansehnliche Höhe und sind nicht zu einem so unförmlichen Klumpen zerfallen, wie ihre Schwester bei Aburoasch. Von ihnen berichtet Herodot, daß eine derselben der König Asychis (ein sonst unbekannter Königsname) erbaut und ihr folgende auf Stein gegrabene Inschrift beigegeben habe: „Verachte mich nicht, wenn du mich mit den Steinpyramiden vergleichst; ich bin um so viel besser denn sie, als Jupiter größer als die andern Götter. Denn, Männer tauchten Stangen in den See, sammelten den Schlamm, der an ihnen hing und formten die Steine daraus, aus welchen ich erbaut bin.“ Uebrigens ist es zweifelhaft, ob diese Inschrift an einer der Ziegelpyramiden von Daschur oder an der ebenfalls aus Nilschlamm erbauten Pyramide am Labyrinth im Fajum sich befand; hier befand sich wenigstens ein See, der Mörissee, nahe dabei.

Die beiden Steinpyramiden von Daschur — das Dorf dieses Namens selbst liegt noch südlicher im Nilthale — befinden sich fast eine Stunde weit nach Westen in der Wüste und die eine nördliche ist ebenso weit von der andern südlichen entfernt. Sie sind beide geöffnet worden und enthalten Gänge und Kammern wie bei den Pyramiden von Gizeh, doch befindet sich der Eingang sehr hoch oben. Die nördliche ist nach Vyse 700 Fuß breit und 326 Fuß hoch, also nächst den Gizeh-Pyramiden die größte. Die südliche ist ganz eigenthümlich gestaltet; auf ihren beiden untersten Dritteln nämlich steigen die Kanten in einem Winkel von 54°, 4′ auf, also steiler als die Cheopspyramide; dann knickt aber der Kantenwinkel plötzlich von allen Seiten ein und steigt zu 42° 59′ schnell zur Spitze, so daß die Pyramide kleiner geworden ist, als in ihrer ursprünglichen Anlage gegeben war, und sie nun eine winklige Gestalt darbietet; man nennt sie deshalb auch wohl die Knickpyramide.



Mittlerweile war es Mittag geworden, als ich mich mit Freund v. H. im gastlichen Hause des Ferrandez zu Sakarah wieder zusammenfand. Nach eingenommenem Essen machten wir uns auf den Heimweg und zwar wählten wir die weitere Tour quer östlich dem Nil zu, weil wir auf ihr die Stätte, wo einst Memphis stand, berühren und die wenigen dort noch sichtbaren Reste in Augenschein nehmen konnten. Nach halbstündigem Ritt durch die Felder zwischen Sakarah und Mitrahenneh nahm uns ein Dattelwald auf, welcher sich von hier in ziemlichem Umfange bis zum Dorfe Bedreschin ausdehnt. Das Terrain ist flach hügelig und die Palmen von allen Größen stehen deshalb bald hoch bald niedrig, alle auf den Resten der Schutthügel des einstigen Memphis. Oestlich von Mitrahenneh und links am Wege ist ein sumpfartiges Terrain von tiefer Lage; ob das der Rest des künstlichen See's ist, der hier einst angelegt war? Steinerne Reste sieht man wenig oder gar nicht zu Tage liegen; sie wurden schon vor tausend Jahren fortgeführt zum Bau von Fostad und Cairo; desto mehr mächtige Grundmauern fördert aber an jeder Stelle eine Nachgrabung zu Tage. Wo aber die einst so berühmten und von Strabo und Herodot beschrie-

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Curioſa

aus der chemiſchen Nomenclatur.

Von

Dr. Friedrich Schödler.

Wer die Sprache einer Wiſſenſchaft verſteht, hat auch die Wiſſenſchaft. Fördert uns ja ſchon im gewöhnlichen Leben die Bekanntſchaft mit den techniſchen Ausdrücken eines Gewerbes höchſt weſentlich, wenn wir mit demſelben in Verkehr zu treten haben.

Ich will z. B. in meinem Speiſeſaale ein Büffet aufſtellen laſſen; es ſoll praktiſch eingerichtet ſein und auch äußerlich ſich ſtattlich präſentiren. Ich laſſe den Tiſchler kommen und fange an, ihm meine Wünſche auseinanderzuſetzen:

„Alſo die Mitte wird eingenommen von dem Hauptkörper des Büffets; zu beiden Seiten laufen Säulen — das heißt, ich meine keine eigentlichen Säulen, verſtehen Sie — es ſollen vielmehr gewiſſermaßen eine Art von hohlen, ſchmalen Kaſten ſein, welche Säulen vorſtellen —“

„Ah, ich verſtehe jetzt,“ erwiedert der Tiſchler, „Sie meinen zwei Leſenen, ja, ja, ſchon gut; und oben, wie ſoll es da gehalten werden?“

„Oben? — Nun, da ſollte es von beiden Seiten in eine Spitze zulaufen, ſo daß es wie ein Dreieck ſich macht, mit einer Art von Verzierung oben drauf — Sie verſtehen mich wohl?“

„Richtig,“ ſagt der Holzkünſtler, „ich merke ſchon — wir ſchließen oben mit einer Frontſpitze ab und ſetzen eine Giebelblume auf.“ (Ein Künſtler hätte Akrotherie geſagt.)

„Ja wohl, ſo meinte ich auch. Aber die am Geſimſe herlaufenden Leiſten dürfen nicht ſo glatt und dürftig ſein — bringen Sie doch ſolche — nun, wie ſoll ich ſagen — ſo eine Reihe kleiner Dinger, wie Kugeln — aber es ſind doch keine Kugeln —“

„Ah, Sie meinen Perlſtäbe?“

„Perlſtäbe, ja, das wird es ſein; oder wenn das zu unbedeutend ſich ausnimmt —“

„Dann machen wir eine Gurte von Ochſenaugen mit Schlangenzungen dazwiſchen,“ ergänzte der Tiſchler, und obgleich ich dieſe Benennung in der vorliegenden Bedeutung niemals gehört hatte, ſo verſtehe ich ſie doch alsbald und erkenne das Treffende ihrer Wahl.

So könnten wir fortfahren und bei der Beſtellung des einfachſten Möbels ein ganzes Wörterbuch techniſcher Ausdrücke erſchöpfen, und wer je ſo glücklich oder ſo unglücklich war, bauen zu müſſen, hatte gewiß Gelegenheit, Studien in der techniſchen Nomenclatur zu machen, die, früher erworben, dem Bauherrn nicht wenig Mißverſtändniſſe, Verdruß und Verluſt wohl hätten erſparen können.

Noch größer iſt aber in den Wiſſenſchaften die Bedeutung der Nomenclatur, und wenn es in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſich mehr darum handelt, für Begriffe den rechten Ausdruck zu finden, ſo herrſcht in den beſchreibenden Naturwiſſenſchaften das Bedürfniß vor, die angemeſſene Bezeichnung für Gegenſtände und Erſcheinungen zu ſuchen. Das rechte Wort zu treffen, war in beiden Gebieten ſtets ein anerkanntes Verdienſt.

Die Sprache der Wiſſenſchaft hält mit der Ausbildung derſelben gleichen Schritt, ja, ſie theilt, ſie reflectirt gewiſſermaßen deren Schickſale; die Irrthümer und Abwege, auf die jene geräth, werden ſich auch in ſprachlichen Verirrungen erkennen laſſen.

Die chemiſche Nomenclatur insbeſondere hat nun die Aufgabe, eine außerordentlich große Anzahl von Stoffen zu bezeichnen, denſelben einen Namen zu geben. An letzteren wird überdies die Anforderung geſtellt, daß er über die Natur des Stoffes, über ſeine Zuſammenſetzung und Stellung im chemiſchen Syſtem, wenn auch nicht vollen Aufſchluß, doch eine orientirende Andeutung gebe. Hierzu kommt noch die praktiſche Anforderung, daß die Namen möglichſt kurz und geläufig ſind, ſowie die äſthetiſche, daß ſie dem Ohre mindeſtens nicht wehe thun. Nur wenige Leſer mögen ahnen, welche Schwierigkeiten dieſe Bedingungen einſchließen und in welche Verlegenheit der Chemiker gerathen kann, der in dem Falle iſt, neuen Dingen einen Namen zu geben.

Solche Schwierigkeiten waren freilich nicht vorhanden, ſo lange der Schatz chemiſch bekannter und verwendeter Stoffe noch ein geringer war. Die Namen derſelben wurden dem gewöhnlichen Leben entnommen, ſogenannte Trivialnamen, die ja für viele Stoffe noch heute in Uebung ſind und der Kürze und Bequemlichkeit wegen für immer darin bleiben werden. Die Verbindung von Waſſerſtoff mit Sauerſtoff nennen wir Waſſer, während ſie allerdings mit dem ſyſtematiſchen Namen „Waſſerſtoffoxyd“ zu bezeichnen wäre.

Als jedoch außer den von der Natur unmittelbar gelieferten Stoffen allmälig aus den Retorten und Tiegeln der Alchemiſten neue Subſtanzen hervorgingen, ſo erhielten dieſelben meiſtens Namen, bei deren Wahl man ſich von gewiſſen äußerlichen Aehnlichkeiten leiten ließ. So wurde das grüne, ſchwefelſaure Eiſenoxydul, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Glaſe, Vitrum, in früheſter Zeit

grüner Vitriol genannt; eine ölartige Flüssigkeit, die man durch Destillation aus dem Vitriol gewann, erhielt den Namen „Vitriolöl.“ Flüchtige Körper pflegte man mit den Ausdrücken Geist oder Aether zu belehnen; Stoffe, in welchen man die wirksamen Theile eines Körpers in besonderer Concentration oder Feinheit enthalten glaubte, wurden als Essenzen und Alkohole bezeichnet. Es konnte daher nicht fehlen, daß mitunter die innerlich verschiedensten Dinge nach unwesentlichen äußerlichen Merkmalen in gemeinsamer Benennung begriffen wurden, wie z. B. Weingeist und Salmiakgeist; wie Alcohol vini, was gleichbedeutend ist mit Weingeist, und Alcohol ferri, was Nichts Anderes ist als höchst fein gepulvertes Eisen. Zu welchen Sonderbarkeiten dies führte, erhellt daraus, wenn wir Namen mittheilen, wie Schwefelleber, Schwefelmilch, Kalkmilch, Weinsteinrahm und Antimonbutter, Vitriolöl, Bleiessig und Bleizucker — Namen, die viel mehr der Küche als dem Laboratorium entliehen scheinen. Andererseits wurden manche Namen nach den fabelhaften Vorstellungen der Magie und Kabbala gebildet. Das Gold wird Sonne (sol), das Silber Mond (luna) genannt. Das Kupfer heißt Venus (Cypris), das Blei — Saturn; Zinn — Jupiter; Eisen — Mars, endlich das Quecksilber — Mercur, ein Name, der im Französischen und Englischen bis heute sich erhalten hat.

Systematische Namen, die zugleich Anhaltpunkte für Zusammensetzung und Stellung des Stoffes bieten, konnten erst entstehen, als die Wissenschaft selbst voranschritt und Systeme zu entwickeln begann. Allein unglücklicherweise führten mehrfache Wechsel in den Ansichten über die Natur der Körper entsprechende Wechsel im System und Namen mit sich, so daß ein und derselbe Stoff die verschiedenartigsten Namen erhielt, wodurch leicht Verwirrung entsteht und namentlich ein Anfänger leicht in Verzweiflung gerathen kann.

Ein Salz, dem wir jetzt den Namen „schwefelsaures Kali“ geben, führte nicht weniger als die folgenden Namen: Sal polychrestum Glaseri; Sal de duobus; Arcanum duplicatum; Tartarus vitriolatus; Sulphas Lixivae Kali seu Potassae; endlich Kali sulphuricum!

Andererseits war es mehrfach die Sucht, neue Systeme mit entsprechenden Bezeichnungen zu bilden, welche bemüht war, die Chemie mit neuen Namen zu bereichern, ein Bestreben, an welchem in der Regel die Eitelkeit mehr Antheil hatte, als die Befähigung. Haben doch die übrigen beschreibenden Wissenschaften ein Aehnliches erfahren müssen, hören wir doch von Seiten der Botaniker und Zoologen die lautesten Klagen über das Ueberhandnehmen einer Alles überwuchernden und verwirrenden Synonymik.

Als Beispiel der Verirrungen, welche auf jenen Gebieten vorgekommen sind, selbst nachdem Linné seine meisterhafte Nomenclatur aufgestellt hatte, führen wir einen Botaniker Bergeret an, der alles Ernstes jeder Pflanze einen Namen verleihen wollte, in welchem alle Charaktere derselben enthalten wären. Hören wir einige Beispiele: Die bekannte Melisse nennt er: Soefneanizara; den Lavendel: Soefniaceara; die rothe Taubnessel: Niqstiafoajiaz; den Quendel: Qiqgyafoasiaz, und die Pfeffermünze: Qiqgyafoajoaz! — Namen, die uns belustigen würden, wenn sie nicht Mundkrämpfe und Ohrenreißen verursachten.

Nichtsdestoweniger hat dieser Vorgang Nachahmung auf chemischem Gebiet gefunden. Ein Herr Griffin versuchte es, den chemischen Verbindungen Benennungen zu ertheilen, welche die Namen und die Anzahl der in denselben enthaltenen Atome angeben sollten. Sehen wir, zu welchem Erfolg dieses führt. Die gewöhnliche Kreide, die bei uns kohlensaurer Kalk heißt, nennt er: Calcicariproxintria; den Feldspath: Kalialisilioxi-monatriadodecaocta; und den Alaun: Kalialintriasulintetraoxinocta Aquindodeca!

Indem wir geneigt sind, dergleichen Einfälle zu belachen, müssen wir freilich zugestehen, daß wir es hier mit keinem völlig überwundenen Standpunkt zu thun haben. In neueren chemischen Abhandlungen begegnen wir Namen, die an Länge und Wohllaut den obigen wenig nachstehen, und vorzugsweise ist die organische Chemie darin productiv. Auf Gerathewohl schlagen wir eins der betreffenden Werke auf und begegnen sogleich folgenden Beispielen: Fuskokobaltiaksalz; Roseokobaltiaksalz; Ammoniumkobaltammoniumoxychlorid; Carbocumidid; Carbothiacetonin; Bipyrotartaramid; Bezoylsalicilimid; Dibenzoylphenilamid; Sulfophenilbenzoylacetamid; Tetramethylammonium; Hydroisocarbonyl; Oxybromkakodylsäure; Sulfotoluolchlorür; Sulfophenylbenzoylcuminoylamid u. a. m. — eine Reihe, die sich noch lange im buntesten Wechsel fortsetzen ließe.

Und doch können wir gegen die Urheber dieser Namen weniger streng sein, denn letztere beziehen sich meist auf chemische Verbindungen, hervorgegangen als Umsetzungsproducte organischer Körper aus den Händen der Chemiker, für welche kurze Trivialnamen

nicht vorhanden und nicht leicht zu schaffen sind. In den wenigen Fällen, wo letztere existiren, werden sie häufig beibehalten, und der chemische Schriftsteller sagt z. B. gern: Holzgeist für Methyloxydhydrat, oder Fuselöl für Amyloxydhydrat.

Frappirend sind bei dergleichen Namen freilich nicht selten die widersprechenden Vorstellungen, die an dieselben sich anreihen, sobald man ihre Zusammensetzung wörtlich auffaßt und verfolgt. So z. B. bei dem Namen „Holzgeist" ist man geneigt, zu fragen, wie kommt Geist in's Holz oder aus dem Holz? Und nicht weniger sonderbare Vorstellungen lassen sich anknüpfen an Namen, wie: Holzessig, Harnzucker, Knallsilber, Schießwolle, Butteräther u. a. m.

Nachdem wir in Vorstehendem einige Curiosa der chemischen Nomenclatur mitgetheilt haben, schließen wir mit der Bemerkung, daß indessen auch die gewöhnlicheren chemischen Benennungen dem mit der Wissenschaft nicht Bekannten fremd klingen und unverständlich sind, so daß hierin die größte Schwierigkeit liegt für allgemein verständliche chemische Abhandlungen und Vorträge.

Zur neuern Naturforschung.

Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, Romberg und von Rußdorf. Eingeleitet von H. Masius. Verlag und Druck von G. D. Bädeker in Essen. 1. Band. 1857. 2. Bd. 1858.

Wenn in der neuesten Zeit selbst in Deutschland, dem eigentlichen Heimathlande der Speculation, die Naturwissenschaften vermöge der unabweisbaren Macht des praktischen Bedürfnisses in den Vordergrund des geistigen Lebens gerückt sind, so ist hierdurch die in der neuern Literatur immer mehr hervortretende Tendenz gerechtfertigt, die wunderbaren Resultate der Naturforschung zu einem Gemeingute weiterer Kreise der Gesellschaft zu machen. Die Wissenschaft bedarf zu ihrem fröhlichen Gedeihen fast ebenso sehr des Bewußtseins einer lebendigen Popularität, als es ein Recht der Menschheit ist, zu verlangen, daß die Schätze des Geistes nicht im Allerheiligsten der Hörsäle und Laboratorien verschlossen bleiben, sondern zu der allgemeinsten Ausbreitung gelangen, deren sie fähig sind.

Es ist von Interesse, zu beobachten, wie man dieser Forderung Rechnung zu tragen versucht hat. Einerseits nämlich bediente man sich der Journalistik als Vermittlerin. An Stelle fader Novellen bot man dem verwöhnten Geschmacke kleine interessante Episoden aus diesem oder jenem Felde der Naturforschung. Allmälig sah man dann Journale erscheinen, deren Inhalt vorwiegend, ja ausschließlich diesen Gebieten entlehnt war. Daneben aber fing man auch an, einzelne naturwissenschaftliche Branchen zusammenhängend und systematisch in die Sprache des Laien zu übertragen. Man mußte indessen die Erfahrung machen, daß mit einer solchen Uebertragung besondere Schwierigkeiten verknüpft sind, und es fehlt nicht an Schriften, welche, den Begriff der Popularität mit demjenigen der Trivialität verwechselnd, jene Wahrheit und Gründlichkeit preisgeben, ohne welche die Wissenschaft zur Charlatanerie herabsinken muß.

Einen neuen Versuch, das Problem der Popularisirung in umfassender Weise zu lösen, bietet die vorliegende Schrift, von welcher bis jetzt zwei Bände erschienen sind. Der Inhalt bekundet, daß ihr das Streben zu Grunde liegt, Gründlichkeit und Zusammenhang möglichst mit Leichtfaßlichkeit, Uebersichtlichkeit und Kürze zu verbinden, ja, wo eine solche Alternative nicht zu umgehen scheint, lieber die letztern Eigenschaften als die erstgenannten zu opfern. Die Aufsätze des ersten Bandes sind aus der Feder von vier verschiedenen Verfassern geflossen. Obwohl sie sich eben sowohl hinsichtlich der Methode der Behandlung als in Betreff der Ausführlichkeit wesentlich von einander unterscheiden, kann man ihnen doch allen das Anerkenntniß einer fleißigen und gründlichen Bearbeitung nicht versagen.

Der erste Aufsatz vom Professor Koppe in Soest behandelt die Physik mit gelegentlicher Berücksichtigung der Meteorologie. Die große Schwierigkeit, eine so umfangreiche und zum Theil nicht leicht verständliche Lehre mit Verzicht auf jede weitläufigere Berechnung und mit möglichster Umgehung wissenschaftlicher Nomenclaturen auf dem beschränkten Raume von wenig über hundert Blättern zu entwickeln, mag den encyklopädischen Charakter, den die Darstellung hie und da an sich trägt, entschuldigen. Dieselbe hält sich im Allgemeinen an den Gang physikalischer Lehrbücher. Bei einzelnen Disciplinen hätten wir kleine Excurse auf dem Leben nahestehende Gebiete erwartet; so würde z. B. bei der Lehre vom Licht die Erläuterung der Construction des Auges und beim Schall der Gehörorgane wohl am Platze gewesen sein, obgleich dies freilich andererseits, als ein Uebergriff in das Gebiet anderer Mitarbeiter, auch seine Uebelstände gehabt haben würde.

Eine der wichtigsten Anwendungen der

Physik auf die Praxis des Lebens, die Dampfmaschine, ist Gegenstand der zweiten Abhandlung. Wir halten diese kleine Monographie für die wohlgelungenste und interessanteste Partie des ganzen Bandes. Klarheit und Anschaulichkeit, wo es gilt, den Leser mit complicirten Mechanismen bekannt zu machen, ohne ihn zu ermüden, sind ein Vorzug dieser Darstellung. Recht anziehend ist namentlich das Zurückgehen auf die ersten Spuren und Anfänge eines der gewaltigsten Producte des schöpferischen Menschengeistes. Dazu hat sich der Verfasser mit gutem Erfolge des Kunstgriffs bedient, durch Herbeiziehung psychischer und persönlicher Momente seiner Darstellung Leben und Gestalt zu verleihen. Wir bekommen nicht nur Resultate zu sehen, auch die anspruchslosen Gestalten der vereinzelten Forscher in ihren oft planlos irrenden Bestrebungen, in ihrem Kampfe mit dem Vorurtheil einer höhnenden, mißgünstigen Mitwelt, getrieben gleichsam von einer ihnen selbst kaum bewußten Mission, müssen aus dem Strudel der Geschichte vor uns auftauchen und ihre Scherflein oder Schätze mühsam zusammentragen, bis das Wunderwerk des Geistes endlich vollendet dasteht.

Zu dieser mehr historischen Behandlung bot allerdings schon der Gegenstand Veranlassung; anders ist dies bei den nun folgenden, von Dr. Rauck verfaßten Aufsätzen über elektrische Telegraphie, Galvanoplastik, Daguerreotypie und Photographie, welche sich deshalb auch vorwiegend auf eine Beschreibung des Resultats dieser Erfindungen beschränken. Die Diction ist hier kurz und prägnant, ohne irgendwie unklar zu werden; sie beansprucht gespanntere Aufmerksamkeit, aber der Inhalt entschädigt dafür durch die reiche Fülle des interessanten Materials, welches er darbietet. Zugleich bildet dieser Aufsatz, der schon vielfach auf chemische Thatsachen Bezug nehmen mußte, einen passenden Uebergang zur letzten Abhandlung des Buches über Chemie und chemische Technologie. Bei dieser dürfte der vorher angedeuteten Bestimmung des ganzen Werkes der allgemeine Theil vollkommen entsprechen. Man begleitet hier die Chemie in ihrer dürftigen, tausendjährigen Entwicklung durch die wunderlichen Phantasmagorien der Alchymisten und die einseitige Behandlung der mittelalterlichen Medicin hindurch, bis zu der neuesten Aera ihres plötzlichen Aufschwungs; nicht minder erhält man eine deutliche Anschauung von den wunderbar einfachen Grundgesetzen, welche sich durch das Chaos chemischer Verbindungen hindurchziehen. Dagegen möchte der besondere Theil, welcher von den einzelnen Elementen und deren Verbindungen, sowie von der Darstellung und Anwendung chemischer Stoffe zu technischen Zwecken handelt, für das Bedürfniß einer populären Schrift allzusehr mit Einzelheiten, zum Theil von rein theoretischem Interesse, erfüllt und eben deshalb mehr zum Nachschlagen als zum Studium geeignet sein.

Ist der erste Band der „gesammten Naturwissenschaften" vorzugsweise den allgemeinen Lehren von den Kräften und Stoffen der Körperwelt gewidmet, so wendet sich im zweiten Bande die Darstellung einem ganz neuen Gebiete, dem Wunderreiche des organischen Lebens, der thierischen und pflanzlichen Gebilde zu. Dem Gegenstande erschien es angemessen, dem Besondern das Allgemeine, der Wissenschaft der thierischen und pflanzlichen Schöpfung — Zoologie und Botanik — die Wissenschaft der Lebenserscheinungen selbst — die Physiologie — voranzuschicken.

Herr Dr. v. Rußdorf, der sich dieser wichtigen Aufgabe unterzogen, hat uns nach der Einleitung seines Aufsatzes einen Grundriß der Physiologie des Pflanzen- und Thierreichs erwarten lassen. Jedoch hat er unsre Hoffnung in dieser Beziehung getäuscht. Denn nach einem weitathmigen Anlauf geht seine Darstellung sehr bald zu einer anthropologischen Vorlesung, zu einem medicinischen Vortrage über den Bau und die Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers über, bei welchem nur hin und wieder ein Seitenblick auf die Lebensverhältnisse nahe verwandter thierischer Organismen eröffnet wird, und wenn der Verfasser (S. 23), auf das bis dahin Gesagte zurückblickend, „die Entwicklung der Wirbelthiere aus einer einfachen Urbildung der Zelle" vorgetragen zu haben behauptet, so müssen wir eine solche Beanspruchung entschieden bestreiten. Vergebens haben wir auf eine Belehrung über die Entwicklung der Vögel, Amphibien und Fische gehofft, und sicherlich war das Vorhandensein dieser eierlegenden Wirbelthiere momentan aus der Erinnerung des Verfassers geschwunden, als er sich (S. 13) zu der Behauptung verleiten ließ, daß „die zottige Wucherung auf dem Chorion (Eihülle) bei allen Thieren zu einer Verklebung und Verwachsung durch Zellstoff mit der innern Wand des Fruchthälters führe," eine Behauptung, die in dieser Allgemeinheit offenbar nicht zutrifft, da sie doch höchstens auf die Säugethiere Bezug findet.

Was der Verfasser bietet, ist also, wie gesagt, wesentlich nur eine Physiologie des menschlichen Körpers. Was die Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben dem heutigen Standpunkte der Medicin gegenüber betrifft, so bedauert Referent, nicht zu den Fachgenossen des Herrn Verfassers zu gehören und sich in dieser Beziehung zur Fällung eines Urtheils für incompetent erklären zu müssen.

Wir stellen nicht in Abrede, daß manche Partien ganz geeignet sind, das Interesse des Lesers zu fesseln. Wir verweisen hier namentlich auf die Statistik der Verbreitung des Taback-, Opium-, Betel- und Hanfgenusses, jener Genuß- und Reizmittel, durch deren Gebrauch sich „die Creatur, welche Mensch heißt, überall als ein echtes Brüdergeschlecht erkennt.“ Auch die Entwicklung der Säugethiere ist mit Gewandtheit behandelt. Ebenso finden wir in der Darstellung des Blutumlaufes ein recht anschauliches und verständliches Bild dieses wunderbaren „Systems hydraulischer Mechanik,“ und Mancher vielleicht blickt mit Ehrfurcht auf jene unscheinbaren „Ventile,“ deren regelmäßige Thätigkeit die conditio sine qua non eines Lebens voll hochfliegender Entwürfe ist. Es ist überaus schwierig, dergleichen innere Vorgänge einem der Anatomie unkundigen Leserkreise zu veranschaulichen. Der Verfasser hat deshalb oft zu Bildern und Gleichnissen seine Zuflucht genommen, und wir müssen es lobend anerkennen, daß er hierdurch seine undankbare Aufgabe öfters befriedigend gelöst hat. Gleichwohl sind wir es der Wahrheit schuldig, auf zwei Hauptfehler aufmerksam zu machen, an denen der Aufsatz laborirt:

Der erste besteht in einer gewissen Flüchtigkeit der Darstellung, die öfters Incorrectheiten, zuweilen sogar wirkliche oder scheinbare Widersprüche zur Folge gehabt hat. S. 25 werden die stickstoffhaltigen Substanzen den „stickstofflosen Baustoffen des Blutes“ gegenübergestellt, „welche sämmtlich organische Umwandlungen stärkeartiger Nahrungsstoffe“ seien. Zu welcher Kategorie gehört, so fragt man, der phosphorsaure Kalk, der Grundbestandtheil der Knochen? Vermuthlich doch zu den stickstofflosen! Und doch wird er nimmermehr aus einer Umwandlung der Stärke hervorgehen, da diese nur aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff zusammengesetzt ist.

Wichtiger als diese und andre kleine Incorrectheiten ist der zweite Fehler des Aufsatzes, wichtiger namentlich deshalb, weil er mit den Erfordernissen eines populären Vortrags nicht vereinbar ist.

Wir wollen nicht davon reden, daß die Beschreibung physiologischer Processe zuweilen in einer Weise mit zum Theil nicht einmal gehörig definirten technischen Bezeichnungen überlastet ist, daß dadurch dem Laien wenigstens das Studium unnöthig erschwert wird. Unser Tadel ist vorzugsweise gegen jene hochgeschraubte, bilder- und wortreiche Diction gerichtet, von der es schwer ist zu sagen, ob sie mehr zur Aufklärung oder zur Verhüllung der Sache diene, gegen jene zwar geistreich klingenden, aber für den Laien fast unverständlichen Hypothesenentwicklungen, deren Hauptzweck darin zu bestehen scheint, den Leser mit der Vorstellung zu erfüllen, als habe der Verfasser ganz neue Lichtstrahlen in bisher dunkle Gebiete der Wissenschaft fallen lassen. Einem wissenschaftlichen Forum mag er seine neue, auf kosmische Gesetze gegründete Theorie des Sehens (S. 75 f.) zur Beurtheilung vorlegen, dem Laien gegenüber beschränke er sich auf eine einfache Darlegung verbürgter Beobachtungen.

Wir wenden uns zur zweiten Abhandlung des Bandes, zur Zoologie. Der Verfasser derselben, Schuldirector Masius in Halberstadt, hat sich durch seine „Naturstudien“ bereits in weiten Kreisen Anerkennung erworben, insbesondere hat er sich durch seine ästhetische und, wir wollen es nicht leugnen, oft wahrhaft poetische Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände die Liebe vieler poetisch gestimmten Gemüther gewonnen, und auch die Zeloten der strengen Wissenschaft werden, nach dem eigenen Vorgange Alexander's von Humboldt (Ansichten der Natur), dieser neuerdings beliebt gewordenen Richtung, welche die Grundzeichnungen der Wissenschaftlichkeit benutzt, um mit dem Farbenschmelze dichterischer Anschauung anziehende Naturgemälde hervorzuzaubern, ihre Berechtigung wenigstens da nicht bestreiten wollen, wo es sich lediglich um populäre Vorträge handelt. Wir können unsrerseits nicht behaupten, zu den enthusiastischen Verehrern dieser ästhetisirenden Behandlung naturwissenschaftlicher Materien zu gehören, aber dennoch der vorliegenden Abhandlung über die Zoologie den Vorzug einer klaren, verständlichen, höchst anziehenden und darum populären Darstellung nicht streitig machen, ja es scheint, als hätte der Verfasser in ihr den Accent vor der Form entschiedener auf den Inhalt gerückt. Masius hat als Naturbeobachter vorzugsweise eine ethische Bedeutung. Wenige mögen sich rühmen, der Sprache, in welcher die ewig junge, ewig schaffende Natur sich verkündet, ein so unentweihtes, reines und empfängliches Gemüth entgegengebracht zu haben wie er. Eine fast jugendliche Wärme durchweht seine Rede, eine innige und liebevolle Vertiefung in den Gegenstand zwingt den Leser, ihm weiter und weiter auf dem Pfade zu folgen, den die wohlgefällige Abrundung der Diction geebnet hat.

Er beginnt mit einem kurzen Abriß der animalischen Physiologie und Anatomie, leider zum größten Theil mit einer Wiederholung dessen, was durch den vorhergehenden Aufsatz bereits erledigt ist. Nach einem Hinblicke auf die vorweltlichen Thierformen folgt die eigentliche descriptive Zoologie der Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Spinnen, Krustet ꝛc. Seine Aufgabe sehr richtig erfassend, hat der Verfasser weniger nach systematischer Vollständigkeit, als vielmehr dahin ge-

strebt, die Gestalten der Thierwelt, ihr Thun und Gebahren, ihre Beziehungen zum Haushalte der Natur und zum Menschengeschlechte in lebendig fortschreitender Schilderung, gleichsam in Fleisch und Blut, vor den Augen des Lesers vorüberzuführen. Die schwungvolle Schilderung der menschlichen Wohlgestalt (S. 129), die ausschließlich den vollendetsten Typus, die weiße Race, in's Auge faßt, würde in einem Lehrbuche der Aesthetik eine passendere Stelle gefunden haben, als in einer naturgeschichtlichen Abhandlung. Wir glauben, daß hier der Ort gewesen sein würde, die charakteristischen Unterschiede des menschlichen Körperbaues von dem der übrigen Säugethiere hervorzuheben, und Fragen eingehend zu erörtern, wie die neuerdings so vielfach ventilirte, ob die verschiedenen Racen nur klimatische Abänderungen, oder wahre species der Gattung homo seien? — Wesentlich verschieden von den bisher besprochenen ist die letzte Abhandlung des Bandes: die Botanik von Dr. Dippel. Abgesehen nämlich von der einleitenden Betrachtung des Einflusses „der Jahreszeiten" auf die Vegetation, in welcher man einen Extract aus Roßmäßler's bekanntem Werkchen vor sich zu haben meint, so völlig folgt darin die Darstellung jener oben bezeichneten ästhetischen Richtung, abgesehen hiervon und von etlichen emphatischen Stellen, die sich noch hin und wieder in der Abhandlung zerstreut finden, tritt die eigene und eigentliche Richtung des Verfassers in dem Grade klarer hervor, als er sein Thema schärfer in's Auge zu fassen genöthigt ist. Diese Richtung ist durch wissenschaftliche Gründlichkeit, strenge Wahrheitsliebe und eine genau sachgemäße, einfache, ja zuweilen nüchterne Art der Behandlung seines Stoffes charakterisirt. Sein Studium der neuern Pflanzenphysiologie, namentlich der Werke eines Schacht, Mohl und Schleiden, ist jedenfalls fleißig und gründlich gewesen. Auf beschränktem Raume hat er ein überaus reiches Material nicht nur angehäuft sondern auch kritisch gesichtet, gewissenhaft das als hypothetisch bezeichnet, was ihm durch Beobachtung nicht hinlänglich constatirt erschien, und tactvoll vermieden, dem Leser eigene Hypothesen und geistreiche Apercüs aufzutischen, was grade seinem Vortrage den Charakter der Objectivität, der Verläßlichkeit gibt.

Von den einzelnen Theilen seiner Botanik erwähnen wir zunächst denjenigen, welcher die Verbreitung der Gewächse über die Erdoberfläche bespricht. Wer je dieser, für die Culturgeschichte unsers Geschlechts so wichtigen Branche der Botanik seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, wer sich je durch die bedeutsamen Bemerkungen Humboldt's hinsichtlich der tropischen Vegetation lebhaft angesprochen fühlte, der wird es dem Verfasser sicherlich Dank wissen, daß er hier ein wohldurchgeführtes Gesammtbild der für die einzelnen Zonen und Verbreitungsbezirke charakteristischen Typen entrollt und die wichtigsten Formen durch wohlgelungene Abbildungen veranschaulicht hat.

Bei der eigentlichen descriptiven Botanik — der Verfasser behandelt diesen Theil unter der Rubrik: Pflanzengestalten — bildet ein natürliches System die Grundlage, welches von den meisten Systemen dieser Kategorie insofern abweicht, als es die Cycadeen und Zapfenträger (Nadelhölzer) aus der Classe der Dikotyledonen ausscheidet und als nacktsaamige Pflanzen (Gymnospermen) zu einer eigenen Classe vereinigt. Der Verfasser hat in diesem Abschnitte seine Aufgabe nicht darin erkannt, die schon so zahlreiche Kaste der Systembücher zum Bestimmen der Gewächse noch mit einem neuen Collegen zu beschenken, sein Streben geht vielmehr dahin, die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Classe, jeder einzelnen Gruppe und Familie möglichst scharf hervorzuheben, an den wichtigsten Repräsentanten nachzuweisen und durch entsprechende Abbildungen zu verdeutlichen. Er hat aber auch das Verdienst, neben der äußern Gestalt der einzelnen Gruppen, soweit dies praktisch erschien, auch auf deren Eigenthümlichkeiten hinsichtlich der innern Structur und der Lebensprocesse Rücksicht genommen zu haben, wodurch die Beziehungen zur allgemeinen Physiologie hergestellt sind und die ganze Abhandlung den Charakter wissenschaftlichen Zusammenhanges und logischen Abschlusses erhalten hat.

Resumiren wir das über den zweiten Band des vorliegenden Werkes Gesagte zu einem Gesammturtheil, so ist es dies, daß, abgesehen von einigem unverwerthbaren Ballast, den wir als solchen zu bezeichnen der Wahrheit schuldig waren, eine reiche Fülle wissenschaftlicher Belehrung in faßlicher und entsprechender Form darin niedergelegt ist, ein Umstand, der auch bereits das öffentliche Urtheil veranlaßt hat, sich zu Gunsten des Werkes zu entscheiden.

Wir glauben, daß eine richtige und liberale Ansicht über den bildenden Werth der Naturwissenschaften unter dem Volke der Bildung weit genug Platz gegriffen habe, um zu der Hoffnung zu berechtigen, daß es einem Werke, dessen Aufgabe darin besteht, für die weiteste Verbreitung gründlicher Naturkenntnisse Propaganda zu machen, gelingen werde, bei der deutschen Lesewelt Eingang zu finden. Denn trotz mancher kleinen Mängel, von denen wir die wesentlichen berührt zu haben glauben, mag das vorliegende Werk, dessen Schluß mit Nächstem zu erwarten steht, als ein sehr brauchbares und jedenfalls verläßliches Hülfsmittel allen denen empfohlen sein, welche

ihre Bildung durch das Studium der Naturwissenschaften zu einer harmonischen zu machen bestrebt sind.

Literarisches.

Missionsreisen und Forschungen in Südafrika von Dr. David Livingstone. Aus dem Englischen von Dr. Hermann Lotze. Leipzig bei H. Costenoble. 1858.

Die kurze Selbstbiographie, welche der Verfasser dieses äußerst interessanten Werkes demselben vorausschickt, belehrt uns über seine seltsamen Jugendschicksale. Als armer Knabe arbeitete Livingstone in einer Baumwollenspinnerei, von welcher er, durch eigenen Antrieb geleitet, in die Londoner Missionsgesellschaft eintrat, die ihn, nach der üblichen Vorbereitung, als Arzt nach Südafrika schickte. Dort verweilte er alsdann zuerst zwölf Jahre, während welcher sich seine Reisen auf die der Capstadt näher gelegenen Districte des südlichen Afrika beschränkten, wobei er hauptsächlich mit verschiedenen Stämmen der Buschmänner in Verkehr trat, deren Charakter, Lebensweise und Eigenthümlichkeiten erforschte, und manches ebenso spannende wie interessante Erlebniß auf Jagden und Streifzügen zu verzeichnen fand. Im Jahre 1852 entschloß er sich, um ganz unbesorgt seinem Forscherdrang weiter nachgeben zu können, seine Familie nach England zurückzuschicken. Er selbst durchzog alsdann noch vier Jahre lang das innere Afrika, nachdem er vorher das Kaffernland während der dort waltenden Feindseligkeiten besucht hatte und vom Cap ausgegangen war. — Unter den berühmten Reisewerken, welche in neuerer Zeit über das Innere von Afrika erschienen sind, gebührt dem von Livingstone für den größeren Theil des Publicums unbedingt der Vorzug, weil seine Mittheilungen durchaus leicht verständlich und anziehend gehalten sind und von einer großen Unmittelbarkeit der Anschauungsweise Zeugniß ablegen. Mag vielleicht auch Manches in dem Buche von einer allzugroßen Sucht, Wunderbares zu berichten, erfüllt sein, so beweist eben diese Begier nach dem Neuen und Fremdartigen eine ganz besondere Frische der Auffassung und diese Frische verleiht denn auch wieder den Schilderungen ihre fesselnde Lebendigkeit. Livingstone sagt selbst, daß ihm die Beschreibung seiner Reise schwerer erschienen ist als die Reise selbst; wir unsrerseits gestehen, daß grade der echt populäre Ton seiner Darstellungsweise, die einfache ungekünstelte Art, wie er seine wichtigen, geographischen und ethnographischen Entdeckungen mittheilt und die Gefahren und Abenteuer seines Wanderlebens erzählt, Hauptvorzüge des Werkes sind, und wenn dasselbe an wissenschaftlichem Werthe auch hinter den Aufzeichnungen Barth's und Anderer zurücksteht, so hat es dafür vor diesen den Vorzug, daß Livingstone bis zu Ländern und Menschen vorgedrungen ist, von denen wir vor ihm durchaus keine Kenntniß hatten und deren seltsame Sitten uns theilweise wie der Humor der Menschheitsgeschichte erscheinen. Das Werk ist sehr gut ausgestattet und mit vortrefflichen Illustrationen versehen.

Die Landenge von Suez, zur Beurtheilung des Canalprojects und des Auszugs der Israeliten aus Egypten, von M. J. Schleiden. gr. 8. Leipzig, Engelmann.

In „Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften" Nr. 21 S. 262 ist in einem populären Aufsatz das mitgetheilt, was Schleiden in dem oben angeführten Werke wissenschaftlich begründet. Wenn dieser Aufsatz bereits interessant erschien, so befriedigt nun das bei Engelmann erschienene Büchelchen von 262 Seiten außerordentlich. Manche werden sich wundern, einen Botaniker von Fach plötzlich auf historisch-geographischem Felde erscheinen zu sehen. Namentlich werden die Herren Exegeten die Köpfe schütteln und sagen, was will der? Es kommt jedoch nicht darauf an, was ein Mensch leisten *soll*, sondern was er leisten *kann*, und Schleiden hat durch dies Werk den Beweis geliefert, daß ein vielseitiger und klarer Denker sich leicht und mit vielem Geschick auf einem seinen Studien ferner stehenden Gebiete nicht nur zu orientiren, sondern etwas Gediegenes zu liefern vermag. Wie wenig sorgfältig und zuverlässig die Herren Exegeten und Andere arbeiten, davon geben die aufgedeckten Irrthümer S. 33, 42, 89, 117, 123, 124, 138, 144 u. s. w. den besten Beweis.

Das ganze Werk ist mit einer bewundernswürdigen Klarheit entworfen und mit gründlicher Belesenheit behandelt, und so von einem Punkt zum andern gehend, kommt der Verfasser zu einem fest begründeten Schlußresultat.

Der Inhalt zerfällt in neun Capitel: 1. Bodenverhältnisse der Landenge von Suez; 2. Der natürliche Wasserlauf im östlichen Delta und die Bewässerungscanäle; 3. Die Canalisirung der Landenge; 4. Politische Eintheilung und Landstraßen des Isthmusgebietes; 5. Ueber die Ortschaften im Isthmusgebiete; 6. Die Lage der einzelnen Orte, a) von Heroonpolis nach Pelusium, b) von Pelusium nach Babylon,

c) das Wadi Tumilât; 9. Der Auszug der Israeliten aus Egypten. Zur Erläuterung des Textes sind dem Werke sechs Tafeln nach Herodot, Strabo, Ptolemäus ꝛc. und eine Karte vom nordöstlichen Egypten von Dr. Henry Lange beigegeben.

Untersuchungen über die Entwicklungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unsrer Erdoberfläche. Eine von der französischen Akademie im Jahre 1857 gekrönte Preisschrift, mit ihrer Erlaubniß deutsch herausgegeben von Dr. H. G. Bronn. (Stuttgart, Schweizerbart, 1858.)

Die vorliegende große gekrönte Preisschrift ist nicht bloß von Wichtigkeit für den speciellen Naturforscher, der die Verschiedenheit der Thier- und Pflanzenformen und Organisationen untersucht und feststellt, sie hat vielmehr eine weitergreifende Bedeutung, welche jeden gebildeten Menschen ansprechen muß. Das Studium der Versteinerungen oder Fossilien ist in den letzten Decennien mit einem vorzüglichen Eifer betrieben worden, nicht allein hat man viele Einzeldinge erkannt, sondern auch der zeitliche Zusammenhang der verschiedenen Schöpfungen, welcher sich aus der Vergleichung der fossilen Thier- und Pflanzenformen mit dem relativen Alter der Schichtenbildungen ergibt, ist Gegenstand genauer Erforschungen geworden. Aus diesen letzten Ermittlungen hat nun der Verfasser der Preisschrift mit vielem Glücke allgemeine Resultate zu ziehen versucht. Unter Benutzung des reichsten Materials, auf welches überall Bezug genommen wird, ist er zur Feststellung gewisser Sätze für die successiven Schöpfungen der Lebenswesen während der verschiedenen geologischen Epochen gekommen. Wir deuten diese Sätze nur im Allgemeinen an, da für das Eingehen in Specialitäten hier der Raum fehlt. Der Verfasser nimmt nämlich eine fortgesetzte Schöpfung von Thieren und Pflanzen durch alle geologischen Zeiten hindurch an. Die Art (Species) hält er für wesentlich unwandelbar; neue Arten entstanden in den verschiedenen Zeiten, eben so gingen andere aus, erlöschten. Als ein rother Faden läuft durch das ganze Werk die Aufstellung eines Gesetzes der planmäßigen organischen Entwicklung. Nach ihm schritt nämlich die Reihenfolge der Organismen stets mit ihrer successiven Vervollkommnung zeitlich fort, jedoch erscheint die aufstrebende Entwicklung nicht als eine einfach in die Höhe sich ausdehnende Linie, sondern die Vervollkommnung ging auch nach verschiedenen Aesten und Zweigen voran, wenn die Entwicklungsfolge als Stammbaum gedacht wird; so zwar, daß die Urtypen von sehr unvollkommner organischer Ausbildung zuerst da waren, sich aber der höhere Zweig eines tiefern Astes oft später entwickelte, als der tiefere Zweig eines höhern Astes. Dabei wird aber ebenso darauf hingewiesen, und sogar als ein zweites Gesetz der Schöpfungen hingestellt, daß jederzeit nur diejenigen Thiere und Pflanzen entstehen konnten, für welche die äußern Lebensbedingungen zu ihrem gedeihlichen Fortbestande vorhanden waren; das raschere oder schnellere Fortschreiten der organischen Vervollkommnung war also zugleich durch jene Verhältnisse bedingt. Die ganze Darstellung ist sehr überzeugend; man wird leicht für die Anerkennung der aufgestellten Schöpfungsgesetze gewonnen, und jedenfalls dürfte eine gründliche Entgegnung der dargelegten Ansichten ein schwieriges Unternehmen sein.

Um die Bedeutung der Bronn'schen Arbeit und das günstige Urtheil, welches ihr in Frankreich zugetheilt worden ist, besser hervorzuheben, mag Einiges aus der Geschichte der Preisfrage folgen. In der öffentlichen Sitzung vom 4. März 1850 hatte die französische Akademie der Wissenschaften folgende Aufgabe zur Beantwortung für den im Jahre 1853 zu ertheilenden großen physikalischen Preis gegeben: „Es sind die Gesetze der Vertheilung der fossilen organischen Körper nach den verschiedenen sedimentären Schichtenfolgen und deren Aufeinanderlagerung zu ermitteln. Die Frage über das successive oder gleichzeitige Auftreten und Verschwinden der fossilen Organismen ist zu erörtern, und endlich sind die natürlichen Verhältnisse aufzusuchen, welche zwischen den heutigen und den vorweltlichen organischen Reichen bestehen." Vier Arbeiten gingen hierauf ein, keine wurde aber des Preises würdig befunden. Die Frage wurde hierauf am 30. Januar 1854 mit einem zweijährigen Termin mit der Erklärung wiederholt: „Die Akademie wünsche, daß die Frage nach ihrem ganzen Inhalt bearbeitet werde, daß aber auch Arbeiten gekrönt werden könnten, welche sich nur über einen Theil der Aufgabe oder selbst nur über eine einzige Classe des Thierreichs verbreiten und darin neue und bestimmte Ansichten entwickelt würden, welche auf eigne Beobachtungen gegründet seien und in welchen wesentlich alle geologischen Epochen Berücksichtigung fänden." Die Preisrichter waren Geoffroy-Sainte-Hilaire, Milne-Edwards, Flourens, Ad. Brongniart und Elie de Beaumont. Unter zwei eingegangenen Preisarbeiten wurde der Preis der Bronn'schen am 13. März 1857 zuerkannt, der officielle Druck des Originals beschlossen, zugleich aber dem Verfasser gestattet, eine deutsche Uebersetzung davon herauszugeben, die uns also gegenwärtig vorliegt.

Dritte Abtheilung.

Wanderungen durch Pariſer Ateliers.

Von

Moritz Hartmann.

Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus, Robert Fleury.

Von Ricard zu Hebert iſt nur ein Schritt. Vor einigen Jahren, da ſie erſt viel verſprechende, junge Künſtler waren, nannte man ſie nur zuſammen, da ſie zu gleicher Zeit auftraten und zu gleicher Zeit berühmt wurden. Nach und nach, da ſie aus hoffnungsreichen Jünglingen fertige Künſtler wurden, da ſich ihre Individualitäten immer entſchiedener ausſprachen, wurde auch die Entfernung zwiſchen Beiden immer größer und wie ſie heute daſtehen, haben ſie Nichts mehr mit einander gemein. Hebert's Entwicklung iſt in ſo fern intereſſanter, als man ſchon in ſeinen früheſten Bildern dieſelbe Perſönlichkeit, dieſelbe Art zu ſehen und zu fühlen entdeckt, welche in ſeinen vollendetſten Werken ſo wohlthuend, ſo ſympathiſch auftritt und ihm einen ausgezeichneten und auszeichnenden Stempel aufdrückt. In den Sälen der Akademie der bildenden Künſte umherwandernd, betrachtete ich einmal eine lange Reihe von Bildern, welche den Verkauf Joſeph's durch ſeine Brüder darſtellten. Sie waren ſämmtlich ſchülerhaft ausgeführt, aber eines unter ihnen fiel mir durch ſein nach milder Harmonie ſtrebendes Colorit und durch eine über das Ganze ausgegoſſene Melancholie auf und erinnerte mich zugleich, trotz ſeiner Schülerhaftigkeit, an die ſchönſten Bilder Hebert's — und in der That war es ſein Concurrenzbild, mit dem er vor langer Zeit über alle dieſe rechts und links aufgeſtellten Bilder den Preis, den römiſchen Preis, le grand prix de Rome, davon trug. Seit jenem Bilde hat Hebert nicht aufgehört, Fortſchritte zu machen, und hat er, durch alle durchgemachten Phaſen, auch nicht aufgehört, er ſelbſt zu ſein. Die bereits große Reihe ſeiner Genre-, Hiſtorien- und Porträtbilder bildet gewiſſermaßen ein Ganzes, ein einziges Kunſtwerk, wie das bei geſammten Kunſtwerken ausgeſprochener Charaktere, trotz aller Umwege der Entwicklung, trotz Suchen und Irren, immer der Fall iſt. Wer ein Ohr hat, wird Beethoven ſogleich erkennen, ob er nun die d-moll- oder die d-dur Symphonie höre — die doch beide ſo ſehr verſchieden ſind. Das Charakteriſtiſche der Hebert'ſchen Bilder liegt nicht in Aeußerlichkeiten; nicht gewiſſe Farbentöne, nicht Einförmigkeit des Gegenſtandes iſt es, die ſie ſogleich erkennen läßt: es iſt ihr innerſter Charakter, es iſt eine in Farben und Formen nach Außen gekehrte, manifeſtirte Innerlichkeit eines gewiſſen einzelnen und einzigen Menſchen, es iſt das ethiſche Weſen einer Perſönlichkeit, die ſich ſo und nicht anders ausdrücken kann und die ſich anders als jeder Andere ausdrücken muß. Dieſes Charakteriſtiſche aber iſt eben deshalb, weil es ſeiner Natur nach ausſchließlich iſt, ſehr ſchwer in Worten auszudrücken. Man kann in einem ſolchen Falle nur allgemeine, wenig bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, die eben ſo gut auf einen andern Künſtler übertragen werden können, ohne daß die beiden eine innerliche Aehnlichkeit haben müßten. Sagen wir alſo: Melancholie in der Phyſiognomie ſowohl wie des ganzen Gegenſtandes und eine überaus wohlthuende, milde, gedämpfte Harmonie der

Farben — Abwesenheit jedes Geschreies und jeder Effecthascherei — so haben wir Hebert nur in seiner allgemeinsten Tugend bezeichnet. Am Besten thut man wohl, man geht in den Luxembourg und vertieft sich in seine Mal Aria. Ich habe noch Niemand gesehen, den dieses Bild nicht auf den ersten Blick ergriffen und nach und nach mit einer sanften, wohlthuenden Trauer erfüllt hätte. Die Barke, die mit Männern, Weibern und Kindern dahinfährt über die Gewässer der pontinischen Sümpfe, erscheint wie ein trauriges Symbol der Lebensreise; der Luft sieht man es an, daß sie den Tod in ihrem Schooße trägt. Aber dieser Tod ist jener Tod des Liedes, der da singt:

O ruhe mild,
Ich komme nicht zu strafen,
Ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen.

Die Trauer der Dahinfahrenden ist die schöne Trauer der Ergebung — der Kampf ist aufgegeben und die Menschen neigen das Haupt, wie verwelkende Blumen. Eine wilde Physiognomie, ein schreiender Pinselstrich, ein greller Sonnenstrahl hätte den Einklang, die tiefempfundene künstlerische Einheit dieses Werkes gestört. Hebert hat sich vor dergleichen gehütet, obwohl ein solcher Schrei, ein solcher Contrast das Bild auffallender, lärmender, zudringlicher gemacht hätte, obwohl solche Mittel seit lange in der französischen Schule traditionell sind und man sie gewissermaßen als nothwendig betrachtet. Hebert hat dem schlechten Geschmacke nicht die geringste Concession gemacht, er hat sich nicht einen Augenblick verleugnet und dieser Heroismus einem Pariser Publicum gegenüber hat die schönsten Früchte getragen. Die Mal Aria ist ohne Knalleffect ein populäres, geliebtes Bild, Hebert ist in seinen Grundsätzen bestärkt worden. Er hat von vornherein gezeigt, wie ernst es ihm mit sich und seiner Kunst sei und hat sich von Anfang an das Vertrauen und die Achtung der Kenner, der Kunstwelt und des Publicums erworben. Die erwähnte Selbstverleugnung ist um so mehr anzuerkennen, als Hebert ein Schüler Delaroche's ist und dieser Meister — man kann es nicht leugnen — seinen Effect durch melodramatische Gegenstände und auffallende Anordnung hervorzubringen suchte. Daß aber der Leser durch Erwähnung der farblosen Schule Delaroche's nicht irre geführt werde, will ich gleich hinzufügen, daß Hebert unter den heutigen Malern Frankreichs als einer der größten Meister in der Farbe genannt werden muß. Das Bild, das wir in seinem Atelier finden, wird uns sein Recht auf diese Ehre klar machen.

Wir steigen Rue Navarin Nro. 11 drei Treppen hoch. Ein dunkles, beinahe bronzenes, farbloses, von langen schwarzen Haaren beschattetes Gesicht lächelt uns einen freundlichen Gruß zu; das Lächeln wie die tiefschwarzen und feurig leuchtenden Augen sagen uns, noch ehe er ein Wort gesprochen, daß wir es hier mit einem feinen, gebildeten Geiste zu thun haben. Die ganze, wir möchten sagen verbrannte, basaltene Erscheinung läßt auf große Leidenschaftlichkeit schließen; aber die Ruhe und Milde des Benehmens stellen sofort wieder die Harmonie zwischen den Bildern und ihrem Schöpfer her, die einen Augenblick lang in unsern Gedanken zerstört war. In der That sollte man von einem Maler mit solcher Physiognomie wilde Bilder à la Delacroix erwarten — aber es geht wie immer. Bei näherer Bekanntschaft entdeckt man die Züge des Kindes im Vater, des Vaters im Kinde. Wenn Hebert wirklich ein Vulcan ist, wie er aussieht, dann sind seine Producte die Lacrimae Christi — milde, süße, poetische Producte voll innern Feuers. Daß dieses Feuer zusammengehalten, daß wilde Ausbrüche vermieden, daß es zu einem innern gemacht und zur Beseelung seiner Gestalten benutzt wird — das ist eben die Sache des großen Künstlers — und zumeist des großen Künstlers, der die Gaben der Natur nicht im rohen, naiven Zustande gelassen, der sie und sich gebildet, der denken und die Welt und sich selber als außer ihm betrachten gelernt. So oft wir ein Werk Hebert's gesehen, muthete uns etwas wie Bildung daraus an und empfanden wir, daß ein Unterschied sein müsse zwischen ihm und den Malern, die sich einbilden, es sei genug, wenn man nur mit dem Pinsel umzugehen wisse und deren es heute in Frankreich Hunderte gibt. Hebert hat seine ganze Jugend, nach dem strengen Willen des Vaters, wissenschaftlichen Studien gewidmet. Er ist in Grenoble geboren, und in der französischen Provinz erschaudert noch heute jede Familie vor dem Gedanken, durch einen Künstler in ihrem Schooße entehrt zu werden. Künstler heißt noch immer so viel als Vagabund, Hungerleider, Lump. Kein Wunder, daß man Hebert zu einem Brotstudium zwang, trotz dem ausgesprochensten Künstlerberuf. Mit einer außerordentlichen Energie bewältigte er die innern Widersprüche, die sich gegen die aufgezwungene Laufbahn erhoben; die Trockenheit der juristischen Studien suchte er sich durch wissenschaftliche Behandlung derselben genießbar und durch gleichzeitige Beschäftigung mit der schönen Literatur erträglich zu machen. So stand er mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Advocat, als gebildeter und als unabhängiger Mensch da. In seiner Freiheit machte der Künstler in ihm sein Recht gel-

tend; er nahm wieder Stift und Pinſel zur Hand, die man ihm vor Jahren entwunden hatte. Plötzlich verließ er das Palais de Justice, das für ihn in allen Räumen nur salles de pas perdus hatte, und mit derſelben Energie, mit der er Juriſterei ſtudirte, und mit mehr Liebe warf er ſich auf die Malerei, und nach kurzer Zeit iſt er aus den Schulen Delaroche's, der Akademie und der großen Schule Italiens als der fertige Meiſter hervorgetreten, der die Mal Aria ſchaffen konnte. — Das, was wir in Deutſchland Objectivität nennen, jene Unparteilichkeit des Auges und Ruhe des Geiſtes, jene Herrſcherfähigkeit der äußern Welt gegenüber, jenes Schweben über dem Chaos der Erſcheinungen, das allein ein ſchöpferiſches Werde! ermöglicht, verdankt Hebert gewiß zum großen Theile der Bildung, die er ſich un peu malgré lui angeeignet. Kleine, uncultivirte Geiſter begreifen es nicht, wie bedeutenden Menſchen Alles zu Nutze wird, was ſie immer gelernt haben, welchem Stande ſie immer angehören mögen.

Hebert iſt ſoeben aus Italien, das er ſchon zu wiederholten Malen beſuchte, zurückgekehrt. Zwei Jahre ſaß er in einem kleinen Dorfe, fern von Rom, mitten in den wildeſten Apenninen. Die ſtereotypen Modelle Roms, ihr arrangirtes Coſtüm konnten ihm, der nach Wahrheit ſtrebt, nicht genügen; ſo entſchloß er ſich, italieniſche Natur, italieniſche Phyſiognomie und Tracht in ihrer eigenthümlichſten Heimath aufzuſuchen, in der Wildniß und Einſamkeit, wo die urſprüngliche Naivetät im Bewußtſein des Modellmetiers noch nicht untergegangen. Auf ſeinem Tiſche finden wir noch die eben ausgepackten Bücher, die ihn in die Einſamkeit begleiteten, Homer, Xenophon, Lucian in der Urſprache und, um doch auch mit der lebenden Welt in Verbindung zu bleiben, die Revue des deux Mondes — auf den Staffeleien aber finden wir einen Theil der ſchönen Ausbeute dieſer zwei der Kunſt gewidmeten, mit Entſagung und Aufopferung ertragenen Jahre. Da ſind zuerſt: Die Mädchen und Weiber am Brunnen. Zwei Mädchen kehren uns den Rücken und bücken ſich über die gemauerte Einfaſſung, um Waſſer zu ſchöpfen. Ein drittes Mädchen wartet, ſtützt den Arm in die Hüfte und ſieht uns im Bewußtſein ihrer Schönheit und ſtolzen Jungfrauſchaft mit großen Augen an. Neben ihr, am Fuße einer Mauer, ſitzen zwei früh gealterte Weiber, mit den ihnen zukommenden durchfurchten, früh verwelkten, zerſtörten ſüdlichen Geſichtern — die eben ſo gut gemüthlichen, mährchenerzählenden Großmütterlein wie alten Hexen angehören können — denn die Elemente zu Beiden ſtecken in dieſen italieniſchen alten Weibern. Sie plaudern gemüthlich mit einander, d. i. ſie klatſchen. Was klatſchen ſie? Sie klatſchen offenbar über das, was jene Jungfrau bewegt, ſo ſtolz in die Welt zu blicken. Sie unterhalten ſich sotto voce gewiß von jenem bleichen, kranken, tief melancholiſchen Geſchöpf, das wir noch nicht erwähnt haben und das, halb im Schatten, auf der Brunneneinfaſſung allein und verlaſſen abſeits ſitzt. Sie hält ihr Gefäß in der Hand und wartet, bis die andern fertig ſein werden; jetzt wagt ſie es nicht, ſich zu nähern. Berührte ſie beim Schöpfen eine von ihnen mit dem Arme oder nur mit dem Saume ihres Kleides, ſie würde zurückgeſtoßen, beſchimpft, mit Flüchen und Schmähungen überladen, als wäre ſie eine Ausſätzige. Die bei Seite Sitzende iſt ein gefallenes Mädchen, und die Sitte in den Dörfern der Apenninen iſt ſo furchtbar grauſam. Keine von all den Anweſenden würdigt ſie eines Blickes. Im Geheimen ſpricht man vielleicht ein Wörtchen mit ihr, bedauert man ſie auch, aber öffentlich, am Brunnen, wird kein Mädchen, das ſich achtet, nur einen Blick auf ihr ruhen laſſen, aus Furcht, ſelbſt in Verruf zu kommen. Das ganze Unglück der Verlaſſenheit liegt auf dem blaſſen, ſchönen, von Gram durchſeelten Geſichte der Gefallenen. Der Mann, der ſie verführt, hat ſie verlaſſen; um ſich nicht als den Verbrecher zu verrathen, kommt er ihr in ihrer Noth nicht zu Hülfe; Arbeit findet ſie als eine Ausgeſtoßene auch nicht, ſo iſt ſie dem Hunger und Elend verfallen; ihr Unglück hat ſie auf's Krankenlager geworfen — und ſo ſitzt ſie jetzt da, nothdürftig geneſen, traurig ſchön und noch ſo jung und noch mit einem ſo langen Leben voll Gram und Einſamkeit vor ſich. Alles dieſes äußere und innere Unglück hat der Künſtler mit wunderbarer Meiſterhaftigkeit in wenigen Pinſelſtrichen auf dieſes kleine Geſicht gebannt und in der ganzen Haltung ausgedrückt — aber poetiſch gemildert durch die Schönheit, durch die Anmuth des Leidens. — Ceci, c'est votre signature! ſagte ein Kenner, der eben da war, auf das Mädchen deutend. In der That würde man an dieſer einen Geſtalt Hebert unter tauſend Bildern herauserkennen.

Seiner meiſt italieniſchen Stoffe wegen hat man Hebert ſchon oft mit Leopold Robert verglichen. Selten war eine Vergleichung ſo hinkend. Leopold Robert iſt eigentlich ſein Leben lang ein Schüler David's geblieben. Seine David'ſche Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe hat er auf moderne Gegenſtände übertragen; ſeine Bauern und Fiſcher machten antike, akademiſche Stellungen — ſehr ſchöne, edle, oft großartige antike Stellungen, mit einer Meiſterhaftigkeit ausgeführt, daß man eigentlich die Natur vergaß, oder

Digitized by Google

vielmehr, daß ſie ganz natürlich erſchienen. Aber man merkte doch die Abſicht und die Schule, ſobald man ſich Rechenſchaft über den Effect ablegte, ſobald man das Bild analyſirte und in ſeiner Zuſammenſtellung belauſchte. Man konnte genau ſagen, warum dieſe Figur hier und nicht dort, ſo und nicht anders daſtehe. Nach dem erſten prächtigen Eindrucke wurde man an den Meiſter erinnert, anſtatt daß man ihn immer mehr hätte vergeſſen ſollen. — Nichts von alledem und das Gegentheil von alledem iſt bei Hebert der Fall. Schüler einer ſtrengen Schule wie L. Robert (der Akademie und Delaroche's), hat er vor Allem die Schule vergeſſen, oder vielmehr iſt er bei der Natur in die Schule gegangen, um die Traditionen, Regeln und hergebrachte Formen verdecken, verwiſchen zu lernen. Nirgends merkt man eine Abſicht. Nur die Selbſtbeherrſchung, das Maß iſt ihm aus der Schule geblieben. Leopold Robert hat ſo zu ſagen die Statue, die ihm Modell ſtand, belebt; Hebert nimmt den Menſchen ſelbſt und gibt ihm manche der Eigenſchaften, die ihm fehlen und die die ideale Statue beſitzt. Die Wärme, die alle ſeine Bilder athmen, ſagt es deutlich, daß es ſich hier nicht um Belebung, ſondern um directes, unmittelbares Leben handelt. Seine Auffaſſung iſt eine urſprüngliche — ſeine Ausführung eine objective. Es geht ihm mit der Natur, wie es jedem echten Künſtler geht; wie dem echten Manne mit dem Weibe. Erſt wird er von ihr erfaßt; dann beſitzt er ſie. — Auch was die Farbe betrifft, haben die beiden Verglichenen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Leopold Robert iſt immer der Zeichner und Kupferſtecher geblieben, der ſeine gezeichneten Figuren ausführte. Bei Hebert's vortrefflich gezeichneten Bildern denkt man nicht an die Zeichnung; die Contouren verſchwinden wie in der Natur und die Farben des ganzen Bildes ſind ſo zu ſagen eine einzige Farbe, ſo ſehr ſind ſie in Harmonie mit einander, ſo ſehr bilden ſie einen einzigen Accord. Daher wirken ſie auch

Hebert.

einheitlich als ein Ganzes und wie man bei andern Bildern einzelne ſchöne Stellen bewundert, ſo iſt man hier immer unter dem Eindruck des ganzen Bildes. Erſt wenn man mit kalter Abſicht prüfen und zerlegen *will*, erſtaunt man, mit welcher Weisheit, mit welchem Geſchmack die Einzelheiten zu dieſem Ganzen verbunden und verſchmolzen ſind.

Alles das mußte dem Beſchauer ſchon vor dem italieniſchen Mädchen, die in der allgemeinen Ausſtellung von 1855 ſo großes Aufſehen machte, klar werden; doch predigt dieſes neue Bild, das wir vor uns ſehen, noch lauter von den Vorzügen der Hebert'ſchen Muſe. Wäre es nicht ſchon nach jenem Bilde ausgeſprochen worden, man müßte es jetzt anerkennen, daß E. Hebert einer der größten Maler der jungen Generation iſt und vielleicht inſofern der größte, als er den Zeichner und Coloriſten, die in Frankreich ſo ſehr getrennt ſind, in ſich vereinigt, zugleich mit

Digitized by Google

einer Individualität, die den abgedroschensten Gegenstand immer neu und eigenthümlich und immer schön und natürlich wiedergeben wird. Was uns aber vor Allem darauf aufmerksam macht, daß wir hier einen wirklich genialen, von aller falschen Genialität fernen Künstler vor uns haben, das ist das Maßvolle, Harmonische, Ruhevolle und Milde, das uns beim ersten Anblicke der Hebert'schen Bilder sofort so befriedigend anmuthet — etwas von jenem Geiste, den wir aus Hermann und Dorothea und aus Tasso kennen. — Daß Hebert auch von den alten Meistern anerkannt werde, hat der Verfasser dieses Artikels selbst erfahren. Als Robert Fleury den Anfang dieser Wanderungen gelesen, fragte er sogleich, ob ich denn nicht auch über Hebert schreiben werde und fügte hinzu: Qu'il ne me dise pas du mal de celui-là! Auch hüte ich mich, Böses zu sagen von Einem, den Akademiker und Delacroixisten gleich sehr anerkennen und dessen Bilder mich seit Jahren mit dem poetischsten Behagen erfüllen.

Neben dem genannten Bilde sehen wir in Hebert's Atelier noch eine nackte Schöne auf weichen Kissen, noch eine Italienerin, zwei Frauenporträts und das Porträt eines Knaben, der eine Armbrust in Händen hält. Allen diesen Bildern lassen sich dieselben Vorzüge nachrühmen, wie jenem großen Genrebilde. Die Nackte ist durch die Schönheit der Formen und die milde Beleuchtung ausgezeichnet und das Knabenporträt erinnert an die schönen Prinzen- und Aristokratenbilder des siebzehnten Jahrhunderts. In Porträts war Hebert nicht immer so glücklich; er hat manchmal zu viel von seiner Poesie in das leibhaftige Modell übertragen und daraus ein Mittelding von körperlichem und schattenhaftem Wesen gemacht — doch hat er auch auf diesem Felde Ausgezeichnetes geleistet. Die letzte Ausstellung brachte ein Bild der Fürstin B.., das man für ein Porträt aus der schönsten italienischen Zeit hätte halten können, ein Bild voll lebendiger Hoheit und anmuthigen, weiblichen Stolzes.

Wir verlassen das Atelier Hebert's in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn nächstens soll ein großes Bild, die bedeutendste Arbeit seines italienischen Aufenthalts, hier eintreffen. Wir wandern weiter, die Höhe des Quartier Breda hinan, der Avenue Frochot entgegen. Die Avenue Frochot ist eine kleine, schöne, mitten in Paris abgeschlossene, isolirte Welt. Die Häuser, aus denen sie sich zusammensetzt, sehen aus wie liebliche Villen; alte und junge Bäume und Blumenbeete und kleine Rasenplätze schmücken die Gärten und Gärtchen vor diesen Landhäusern mitten in der Stadt. Es sieht da aus, wie in einem reizenden Kurplatze, in dem sich Gesunde des Lebens freuen wollen. Man schließt das Thor der Avenue und eine ganze Gemeinde ist abgeschlossen. Diese Gemeinde besteht meist aus Künstlern und Schriftstellern und solchen, die künstlerischen Sinn haben. Noch vor einigen Jahren hauste Alexander Dumas daselbst — aber wo hat der nicht schon gehaust! Die meisten dieser Häuser bestehen nach Norden zu aus großen Fenstern, Atelierfenstern — überall wohnen Maler. Vor nicht langer Zeit trug man den alten berühmten Isabey von hier hinaus auf den nahen Montmartre; jetzt hat sein Sohn sein Atelier inne. Wir treten in das Haus Vidal's, dessen anmuthige, träge, wollüstige Even, Stubenmädchen ꝛc. wir alle kennen; aber wir besuchen nicht Vidal, sondern einen Landsmann, Ferdinand Heilbuth aus Hamburg. Ein junger, blasser, blonder Mann empfängt uns mit einigen Witzen, wohl auch mit einigen Calembourgs, bittet uns gleich darauf um Entschuldigung und macht mit großer Lebhaftigkeit die Honneurs seines Ateliers. Aber noch bevor er seine eigenen Bilder zeigt, fragt er: „Sind Sie schon bei Henneberg gewesen? Haben Sie Brendel's neuen Schafstall gesehen? Haben Sie Knaus besucht?" — Er liebt es, daß man seine Landsleute kenne und anerkenne, obwohl er, seit früher Jugend in Paris lebend, seinem Wesen wie seiner Kunst nach ganz Franzose geworden. — Das sagen uns auch seine Bilder, wenigstens die Farben seiner Bilder und die oft bis in's Kleinste gehende Ausführung von Einzelheiten, Kleiderstoffen, Möbeln, Architektur ꝛc., welche eine gewisse französische Gruppe von Malern charakterisirt. Doch wird er in dieser Beziehung niemals minutiös oder übertrieben; die Einzelheiten sind ihm nicht Hauptsache, sondern die Wirkung des Ganzen — als Malerei. Der Gegenstand steht für ihn erst in zweiter Reihe. Was die meisten seiner bisher gemalten Bilder vorzugsweise kenntlich macht, ist, neben der schönen und heitern Farbe, eine gewisse Ruhe, die er anstrebt und die uns manchmal etwas übertrieben vorkommt. Er scheut sich vor jeder heftigen Bewegung in der Physiognomie, wie in den Gliedmaßen seiner Figuren, vor einer starken Lebhaftigkeit in den Gruppen, als ob die Bewegung nicht auch zum Wesen des Malerischen gehörte und dieses oft erhöhte. So werden seine Gruppen oft zu plastisch und bekommen einen akademischen Charakter, der mit den frischen, eleganten, so zu sagen, melodischen Farben nicht zusammenpaßt. Trotzdem ist das Ganze immer hell, klar, angenehm.

Wir kennen eine große Reihe von Bildern Heilbuth's, aber wir wollen uns bei diesen nicht aufhalten, weil wir die Ursachen ange-

ben müßten, derenthalben uns viele von ihnen kalt gelassen, und wir halten das für überflüssig im Angesichte des Bildes, das wir noch in der Arbeit finden und das uns einen sehr großen Fortschritt anzudeuten scheint. Das Bild stellt eine Episode aus dem Leben des großen Malers Luca Signorelli vor, die man aus dem Gedichte Platen's kennt. Der große Meister verlor seinen Sohn,

„den schönsten Jüngling, den die Welt erblickte.
Es war die Schönheit sein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verstrickte."

Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet; die schöne Leiche wird in ein Mönchskloster gebracht; der unglückliche Vater eilt herbei. — Auf dem Bilde sehen wir die Bahre mit der Leiche des jungen Signorelli; ringsum stehen traurig, erstaunt, stumm, sprechend, die Mönche des Klosters, Schüler Signorelli's, Freunde des Todten — die Treppe herab im Hintergrunde stürzen andere Betheiligte oder Neugierige. An einer Säule, zu Füßen der Bahre, steht zusammengebrochen, auf den todten Sohn hinstarrend, der unglückliche alte Vater. Sein Antlitz spricht:

O mein Geschick!
So lebt' ich denn, so strebt' ich denn vergebens?
Zunichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Die dunklen Wölbungen, überhaupt die ganze Architektur, die von Signorelli herrührenden Fresken des jüngsten Gerichts an den Wänden, die Klosteratmosphäre und Stille — Alles vereinigt sich, mit der Leiche, den Mönchen, dem unglücklichen Vater, ein großes und harmonisches Ganze zu bilden — dem Bilde einen bedeutenden historischen Charakter zu geben. Was Heilbuth in seinen frühern Bildern nicht gelungen ist, hat er hier zu Stande gebracht — die ganze Luft ist mit dem Gedanken der Composition angefüllt; — es ist eine dämmernde, webende, träumerische Luft — während seine früheren Bilder immer mit einer Helle angefüllt waren, die Nichts zu denken, Nichts zu errathen übrig ließ. — Sein Signorelli verhält sich zu seinen frühern Bildern, wie der dämmerige, zu Denken, Träumen, Vertiefen einladende Abend zum grellen Mittag, der von allen Stunden des Tages die Dinge im prosaischsten Lichte zeigt. Heilbuth hat es früher nicht bedacht oder nicht gefühlt, daß nach jeder noch so eingehenden und erklärenden Kritik eines echten Kunstwerkes immer ein Etwas übrig bleiben muß, das sich in das endliche Wort nicht muß können fassen lassen, denn es ist das Unendliche, der eigentlichste Inhalt des Kunstwerkes, der wahre Stoff der Kunst. — Da steht ein sehr verdienstliches, schönes Bild vor uns: Tasso, den beiden Eleonoren und dem Herzog sein Gedicht vorlesend — die Architektur, die Möbel, die Kleiderstoffe, Alles vortrefflich gemalt — aber die Personen und die Handlung werfen, um mich so auszudrücken, keinen Schatten. Wo kein Schatten, da ist keine Hülle, wo keine Hülle, kein Interesse des nähern Eingehens. — Heilbuth hat sich eigentlich bis jetzt selbst nicht verstanden. Die Wahl seiner Stoffe, die meist aus der geistig bewegten Welt genommen sind, wie z. B. besagter Tasso, ein Concert bei Palestrina, der Sohn Titian's, scheint darauf hinzudeuten, daß er vor Allem geistiges Leben darstellen, daß er höhere Stimmungen wecken wolle, wie sie die Erinnerung an bedeutende Erscheinungen in der Kunstwelt, in der Poesie in uns erwachen läßt. Aber hat er einmal diesen gedanklichen Stoff gewählt, wird er ihm Nebensache und alles Nebensächliche, vorzugsweise die Malerei als Mache tritt in den Vordergrund. — Man begreift diesen Dualismus in einem jungen Maler, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt. Da gibt es eine ganze große Schule von Malern, denen die Malerkunst ebenso viel und nicht mehr bedeutet als Malenkönnen. Will man Idee, Gefühl, Stimmung von ihnen, so nennen sie das unbegründete, unberechtigte literarische Zumuthung. Malen sei malen, und Nichts weiter. Sie sind die Ableger jener Schule, welche in der romantischen Zeit den Satz aufstellte: die Betrachtung eines schönen rothen Tuches sei ein Kunstgenuß. Es sind das Theorien, die aus Unbildung hervorgehen, und der Himmel weiß, wie höchst ungebildet ein großer Theil der hiesigen Maler sich in die Kunst wirft. Spricht man ihnen von einem geistigen Inhalte der Kunst, so spricht man Blinden von der Farbe; man müßte ihnen erst einige Bildung geben, ehe man ihnen von Geist spräche. So hat sich hier eine Schule gebildet, die der Gegenpol ist jener deutschen Schule, die da glaubt, man dürfe nur Philosophie und abstracte Ideen malen.

Man thäte Heilbuth großes Unrecht, wenn man ihn zu der Schule der Gedankenlosen rechnete; man kann nur nicht leugnen, daß ihre Theorien, vielleicht auch die Erfolge der Belgier auf seine Anschauungsweise, während er seine ersten Bilder malte, Einfluß gehabt. Ein sehr begabter Künstler, wie er ist, kann ihm diese Verirrung zum Heil gereichen, denn er hat während seines Aufenthaltes in dieser Schule malen und die technischen Schwierigkeiten überwinden gelernt; nun er beinahe Meister dieser äußerlichen Kunst geworden, wird sich der innere Künstler geltend machen und gewiß wahrhaft Schönes zu Stande bringen. Bei diesem Luca Signorelli braucht Heilbuth nur etwas mehr Ausdruck als ehemals in die Physiognomie zu bringen, um

ein Kunſtwerk zu ſchaffen, das ihm einen ſehr ehrenvollen Platz unter den jüngern Künſtlern erobern und ihm für immer die Ueberzeugung geben kann, daß nur jene Werke wahrhaft auf des Menſchen Seele und Geiſt wirken, die etwas von des Menſchen Seele und Geiſt in ſich haben und erzählen.

Heilbuth iſt in Rom geweſen. Sein großes Talent für die Farbe macht es wünſchenswerth, daß er noch nach Venedig gehe. Wir ſind überzeugt, daß ein Aufenthalt in der Geſellſchaft Giorgione's, Titian's, Veroneſe's ſeine großen Anlagen raſch entwickeln werde. — Ricard, der ein Kenner iſt, ſagte einmal ein geiſtreiches Wort über Heilbuth. Ein anderer Maler ſtand vor einem Heilbuth'ſchen Bilde und fragte den Verfaſſer: Vous êtes allé à Venise? — Non! antwortete Ricard für ihn — mais il en vient!

Heilbuth, der es liebt, den Cicerone in den Ateliers ſeiner Landsleute zu machen, läßt uns kaum Zeit, ſeine Bilder bis zu Ende zu bewundern und führt uns in das Atelier Brendel's. Da ſehen wir Nichts als Schafe, ſo viele Schafherden, als wären wir beim Erzvater Jakob nach deſſen Auszuge aus Meſopotamien. Die letzte Ausſtellung hat Brendel plötzlich zu einem berühmten Schafmaler gemacht. Man kann ſagen, daß er den Belgier Verboekhoven in der Meinung der Franzoſen geſtürzt und ſogleich einen höhern Platz eingenommen, als der Geſtürzte. In der That unterſcheidet er ſich von dem Belgier, wie ſich die Wahrheit der Poeſie von der Wahrhaftigkeit der Nachahmung unterſcheidet. An ſeinen Bildern iſt nicht Viel zu beſchreiben; es ſind Schafe im Stalle, oder Schafe auf dem freien Felde, oder Schafe auf einem Abhange — ruhig vor ſich hinweidend, oder aus dem Stalle wie Schulkinder aus der Schule ſtürzend, ſpringende oder wandelnde Schafe, mit den entſprechenden Widdern und Lämmern. Es ſind nicht geiſtreiche Satyriker im Schafpelze, wie Kaulbach'ſche Thiere, auch declamiren ſie keine Fabeln und Apologe, die Bilder predigen kein philoſophiſches fabula docet. Aber ſie athmen die ganze Poeſie des Naturlebens. Das tiefe Geheimniß der gebundenen, ſtummen Naturwelt, der animaliſchen Lebensfreude wie der gedankenberaubten Melancholie tritt uns räthſelhaft aus ihnen entgegen. Das Räthſel, das uns die ganze Natur zu errathen aufgibt, iſt hier in einen engen Rahmen künſtleriſch gefaßt, in einem ſeiner lebenden Vertreter perſonificirt. Der Künſtler weiß es oft ſelbſt nicht, was er uns in ſolchen Darſtellungen bietet; aber das, was ſeinen künſtleriſchen Sinn reizt und zu poetiſcher Nachahmung bewegt, iſt eben dieſe Poeſie, dieſes Räthſel in der Natur. Hat er dieſes erfaßt, dann iſt es gleichgültig, welches hoch oder niedrig in der Reihe der Geſchöpfe ſtehende Weſen er zur Darſtellung bringt. Es wird ein Kunſtwerk ſein, und alle Kunſtwerke ſind trotz der verſchiedenen Titel ebenbürtig. Paul Potter ſteht wohl ſo hoch mit ſeinen Kühen, wie mancher Maler, der Kaiſer und Päpſte gemalt hat.

Auf dem Wege zu einem andern Landsmann halten wir uns bei einem halben Landsmann, bei dem Schweizer Eduard Imer auf. Dieſer, ein Landſchafter, iſt der Sohn jenes Imer, der in der Jugendgeſchichte Leopold Robert's eine Rolle ſpielt. Er kam mit dieſem aus Lachaudefond nach Paris und ſie bewohnten daſſelbe Haus. Imer ſtudirte im Atelier David's, Leopold Robert war damals noch Kupferſtecher. Eines Tages kommt Robert's Schneider mit einer Rechnung; der arme Kupferſtecher konnte die Hoſe nicht bezahlen. — So machen Sie mir, ſagt der Schneider, der ſich auf den Unterſchied von Kupferſtecher und Maler nicht verſteht, ſo machen Sie mir für die Hoſe mein Porträt in Oel. — In der Verzweiflung läuft Robert zu ſeinem Freunde und Nachbar Imer und holt deſſen Palette und Pinſel und fängt zu malen an — und ſiehe da, es gelingt. Der Schneider entwickelt ſich mit jedem Pinſelſtriche immer lebendiger aus der Leinwand und Leopold Robert entſchließt ſich, ein Oelmaler zu werden und man weiß, daß er es geworden, während ſich ſein Freund Imer, durch Verhältniſſe gezwungen, auf Bankgeſchäfte wirft und ein reicher Mann wird. — Das im Vater unterdrückte Talent iſt im Sohne neu erwacht und das Kind des Marſeiller Banquiers iſt der Maler der Provence geworden. Die Provence iſt ſeine Provinz, wie die meiſten franzöſiſchen Landſchaftsmaler ihre beſonderen Gegenden haben, die ſie ſich mit ihren Pinſeln eroberten. Dupré und Français gehört der Norden mit ſeiner gemäßigten Natur; Villevieille die Seine mit ihren reizenden Ufern und die Küſtenſtriche der Normandie; Corot jedes neblige Niederland; Rouſſeau der Wald von Fontainebleau ꝛc. — Imer hat ſeine Provence, die Ufer der Rhone, die griechiſche Umgebung des Etang de Berre, die halbwilden Gegenden um Marſeille in Beſitz genommen. Noch kein franzöſiſcher Maler hat die Poeſie jener Landſtriche, die den Reiſenden im Vorüberfluge kahl und leer erſcheinen, ſo erfaßt, wie Imer. Das Leben, das die glühende Sonne auf die verbrannten Felſen zaubert, den Farbenſchmelz, der von dem blauen Himmel niederthaut, die Feinheit und Romantik der uns Nordländern exotiſch erſcheinenden Vegetation, die Pflanzenfülle, die überall emporwuchert, wo nur ein Sumpf einige belebende Feuchtigkeit bietet, weiß er mit idealer Wahrheit wiederzugeben. In

der Provence hat er es wohl gelernt, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur aufzufinden, selbst da, wo sie nackt und von glühender Sonne alles erfrischenden Lebens beraubt scheint, und diese Schule war es wohl, die ihn befähigte, auch Egypten, das er besuchte, in seinem Reichthum, in seiner Belebung, in seinem malerischen Charakter darzustellen. — Alle Landschaften, die uns bisher aus Egypten heimgebracht wurden, glichen einander, wie ein Ei dem andern. Da war eine gelbe Fläche, ein monotoner Horizont, ein eben so monotoner Himmel — die Fläche höchstens hie und da von einem Nilsumpf unterbrochen, der Himmel höchstens hie und da, am Horizont, von einer oder zwei Palmen, wie von traurigen Ausrufungszeichen, durchschnitten. Es geht den meisten Landschaftsmalern, wie es den Touristen geht. Was der Erste in einem Lande gesehen, sieht die ganze Reihe seiner Nachfolger durch ganze Generationen nach ihm; nicht mehr, nicht weniger. Wir erhalten immer Variationen über das alte Thema. Dem Lande wird ein stereotyper Charakter octroyirt — und dabei bleibt es. So war es mit Egypten. Alle Welt malte dieses Land wie es dereinst Decamps gemalt hatte. Einmal sah man zwei, einmal drei Palmen. Die Pyramiden, die des Localtons wegen da sein mußten, standen einmal rechts, einmal links, einmal in der Mitte. — Erfahren wir dergleichen nicht alle Tage in der Touristenliteratur? Die tausend Bücher, die seit Goethe über Italien geschrieben worden, haben alle dasselbe und im selben Geiste behandelt wie Goethe — bis Stahr mit eigenen Augen kam. — Seit Börne erscheint jedes Jahr eine Anzahl von Büchern und Artikeln über Paris, die noch immer dieselben Gegenstände behandeln wie Börne, und ganz in seinem Geiste. Es gehört einige Genialität, eigene Persönlichkeit und Productivität dazu, sich den Banden solcher Traditionen zu entreißen. Dies hat Imer in Egypten gethan. Wir glaubten, ein neues Land zu entdecken, als wir seine Studien und fertigen Bilder sahen, die er vom Nile mitbrachte. Es war nicht mehr das kahle, todte Land, aus dem wir befreit zu sein wünschten; es war das gesegnete und schöne Land, nach dessen Fleischtöpfen sich die Kinder Israel zurücksehnten.

Da war eine Fülle malerischer Schönheiten in Vegetation, Terrain, Luft und Himmel, und architektonischer Mannigfaltigkeit. Ja! architektonischer Mannigfaltigkeit, wie sonderbar das auch klingt, nach den Landschaftsbildern, die uns daran gewöhnt haben, in Egypten nur die grade Linie der Pyramiden, der Obelisken und die schwerfälligen der Sphynxe zu suchen. Aber auch die Griechen, die Römer und die Araber sind in Egypten gewesen und wir erfahren durch Imer, daß wir in diesem Lande so malerische Fluren, Dörfer und Flecken, so romantische Combinationen finden, wie nur irgendwo in Italien.

Von Süden nach Norden, in die Rue de la Chaussée d'Antin 27. zu Henneberg, dem vorzugsweise nordischen Maler. Wir keuchen fünf fächterliche Treppen hinauf und es ist uns zu Muthe, als ob wir den Brocken erstiegen. Henneberg aus Braunschweig, ein blonder, eleganter Recke, empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit, erschreckt uns aber mit der bescheidenen Versicherung, daß in seinem Atelier Nichts zu sehen sei. Er glaubt immer, Nichts zu machen, und doch sehen wir die Werkstätte voll von angefangenen Werken, die ihn in einem gegebenen Momente zu seiner eigenen Ueberraschung als sehr productiven und fleißigen Künstler werden erscheinen lassen. Die Unzufriedenheit eines Künstlers und die langsame Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Studien in abgerundete Kunstwerke verwandelt, ist immer von guter Vorbedeutung. An den Wänden ringsum sehen wir den Carton zu seiner berühmt gewordenen Wilden Jagd, unzählige Landschaftsstudien aus dem Harz und Schwarzwald und eine lange Reihe von Studienköpfen und componirten Skizzen. Alles das wird sich einst verwerthen und als Theil in einem künstlerischen Ganzen seinen Platz finden. Es sind das des Künstlers erste Eindrücke und festgebannten Erinnerungen; die Musen aber sind Töchter der Erinnerung. — Auf der Staffelei sahen wir ein großes Bild in der Arbeit: Der Sonnenwirth, nach Schillers merkwürdiger, psychologischer Skizze. Wir erkennen den Maler der Wilden Jagd.

Einen Vergleich, den man für gut und bezeichnend hält, darf man wohl zweimal brauchen. So nehmen wir keinen Anstand, Henneberg hier wieder, wie wir es schon einmal gethan haben, mit seinem Landsmanne Bürger zu vergleichen, mit dem Dichter der Leonore, der Wilden Jagd, der Entführung ꝛc. Die Ballade Bürger's hat uns vielleicht zuerst auf dessen Aehnlichkeit mit dem Maler aufmerksam gemacht — aber es ist nicht die Behandlung desselben Stoffes, es ist der Charakter des Künstlers, der diese Vergleichung rechtfertigt. Gewaltige Bewegung, Lebhaftigkeit, Wildheit, eine gewisse Unheimlichkeit, wie sie nur der nordischen Ballade eigen ist: das sind die hervorstechendsten Eigenschaften Henneberg's. Nicht auch Bürger's? Sie sind ja beide demselben Lande, demselben germanischen Stamme entsprungen; warum sollten sie nicht eine Stammverwandtschaft in der Anschauung der Dinge bekunden?

Vielleicht sind es die Schatten ihres heimischen Harzgebirges, die in ihren Seelen jene geheimnißvolle nordische Dämmerung verbreiteten, die eine so eigenthümliche, kräftige, etwas düstere Poesie erstehen ließ. — Ich möchte Henneberg, trotz der Formen, die man gewöhnlich historische nennt, nicht einen Historien-, sondern einen balladenhaften Maler nennen — und zwar einen nordischen Balladenmaler, einen durch und durch germanischen. — Was die nordische, germanische Anschauung in Kunst und Poesie, wie überhaupt in der ganzen Welt des Gedankens, von der südlichen unterscheidet, ist das Recht, das dem Unendlichen eingeräumt wird. Das Einzelne und Endliche geht in der Unendlichkeit auf, während hingegen die Südländer das Unendliche in's Endliche zu bannen suchen. Die Griechen bauten der Gottheit Tempel und stellten sie in beschränkten, menschlichen Gestalten, in Einzelheiten, in Individuen zersplittert dar; Allvater wurde kein Tempel gebaut und kein Bild errichtet. Das ist im Grunde der wesentliche Unterschied zwischen Classicität und Romantik. Das antike Kunstwerk und die Kunstwerke der aus vorherrschenden römischen Elementen hervorgegangenen Völker werden immer ganz in sich abgeschlossen sein; sie werden Nichts oder Wenig zu errathen übrig lassen; im germanischen Kunstwerke findet sich immer neben dem ausgeführten Gegenstande der Anfang zu etwas Anderem, der Uebergang zu einem Unbekannten, das errathen sein will; es weckt die Ahnung. — In diesem Sinne ist Henneberg vor Allem ein nordisch-germanischer Maler, und er wird es bleiben, wenn er auch der französischen Schule noch so viele Hülfsmittel der Darstellung ablauscht, und er wäre es, selbst wenn er nicht Wilde Jagden malte, selbst wenn er italienische Volkslieder oder neugriechische Balladen illustrirte. So ist Henneberg ein nationaler Künstler in einem viel tiefern Sinne als jene Maler, die, weil Deutschland ein philosophisches Land ist und Kant'sche und Hegel'sche Philosophie hervorgebracht hat, philosophische Gedanken auf die Leinwand zu schreiben versuchen. Die Philosophie macht nicht den Künstler, wohl aber die Kraft, das, was an individuellem Leben, an historischen, nationalen und ethischen Elementen unsers Volkes in uns lebt, in Formen wiederzugeben.

Der „Sonnenwirth" auf der Staffelei wird der Wilden Jagd würdig werden. Wir sehen den Verbrecher aus verlorener Ehre in dem Momente, da er unter die Räuber geräth; da ihm die schwäbischen out-laws und die beiden Weiber der Bande zureden, bei ihnen zu bleiben und ihm goldene Berge vormalen. Margarethe mit dem unverschämten, aber schönen Dirnengesichte, Marie, die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die offenbar bessern Boden verdient hätte, stehen ihm am nächsten und suchen ihn nach ihrer Weise zu verführen; der Sonnenwirth ist noch unentschlossen. Der letzte Rest von Ehrenhaftigkeit kämpft noch in dem Unglücklichen, der vor einigen Stunden Mörder geworden. Der Ausdruck sämmtlicher Physiognomien ist überaus dramatisch, lebendig, charakteristisch, individuell. Vollkommene Abwesenheit aller traditionellen und conventionellen Formen. Wie Schiller's Erzählung keine Räubergeschichte mit hergebrachter Romantik, so ist dieses keins der Räuberbilder, die wir jährlich zu Dutzenden sehen. Es ist belebte, traurige, verwilderte Wirklichkeit; ein Stück aus jenem Winkel des Lebens, den man wie gewisse Quartiere alter Städte „das Elend" nennen könnte. — Der Held, der Sonnenwirth, ist häßlich, wie ihn der Dichter schildert und wie der Unglückliche sein mußte, der gezwungen war, seine Liebe zu bezahlen und so den ersten Fuß auf den Weg der Verworfenheit setzte; aber der Maler hat sein unglückliches Schicksal, seine innerlichen Kämpfe und den Rest des Guten in seinem Gemüthe benutzt, um dieses Gesicht zu vergeistigen und es der Kunst würdig zu machen. Die Züge sind beinahe so, wie sie ihm der Dichter gegeben — doch können sie einen Augenblick schön erscheinen, und das weibliche Auge Mariens, das mit weiblichem Vorgefühle und mit Mitleid sieht, scheint sie so zu finden. Diese Marie ist die Idylle, das versöhnende Element in dem wilden Treiben. Es ist ein sehr schöner Blondkopf, voll Weiblichkeit, trotz der zu Grunde gegangenen Keuschheit, und ein sprechender Beweis, daß der Künstler das Milde, Liebliche eben so darzustellen wisse wie das Wilde, Unheimliche. — Wie die einzelnen Köpfe, ist die ganze Scene charakteristisch durch die starke Bewegung in den gedrängten Gruppen, durch die hier wild wuchernde, dort wüst liegende Natur, sowie durch viele zur Vervollständigung gehörige Aeußerlichkeiten. Selbst wer den Sonnenwirth nicht gelesen, muß das Bild auf den ersten Blick verstehen; man muß sich sofort sagen: Eine wilde Schlucht, ein Versteck verlorener Menschen — ein neuer verlorener Mensch, der dazu kommt und der zurückgehalten werden soll und der mit dem Entschlusse kämpft — zwei Weiber — das eine ganz verloren, das andere besitzt noch einen Rest des Ewig-Weiblichen im Blick und Herzen — diese wird den Entschluß des Zaudernden bestimmen. — So kann es Henneberg auch wagen, das Bild im Pariser Salon auszustellen, vor einem Publicum, das von Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre Nichts weiß. So sollten

eigentlich alle nach Dichtern gemalten Bilder sein; sie sollten eben so deutlich erzählen wie die Schrift, während sich die meisten auf den Commentar des Buches verlassen. Freilich muß man dazu die selbstschaffende Kraft besitzen, wie sie Henneberg hat, und das divinatorische Talent des dramatischen Dichters, der die verschiedensten Charaktere in Physiognomien auszudrücken versteht, wie ebenfalls Henneberg.

Neben dem Sonnenwirth sehen wir noch ein kleineres Bild, einen reitenden Jäger, dessen zwei Jagdhunde mit einem Hasen ein grausames Spiel treiben; ein Bildchen voll Kraft und Naturwahrheit. — Ferner ein Stück Mittelalter: Einen an einen Hirsch gebundenen Wilddieb. Der Hirsch ist zusammengestürzt und vor Müdigkeit dem Tode nahe; der Wilddieb ist längst todt. Da liegen sie beide. Die Wildniß des Harzes paßt zu der ganzen Geschichte. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an. Das Bild ist noch in einem etwas chaotischen Zustande, aber die Elemente zu einem gewaltigen Effect sind schon vorhanden. — Wohlthuender sind die beiden Skizzen zu einer Amazonenjagd und zu einer Entführung einer Amazone durch einen Urhelden. In beiden wird das Nackte vorherrschend sein. An der Wand hängt der Carton zu einem großen Bilde. Ein Bär hat sich in die Nähe einer Mühle gewagt; schon hat er den alten Müller mit einer Ohrfeige niedergeschlagen; die Müllerbursche eilen mit allerlei Waffen, die Tochter des Müllers mit Geschrei herbei über einen Steg, der die Schlucht überbrückt, in der die Hauptscene spielt. Auch hier sind Disposition, Bewegung und Geberden überaus lebhaft und kühn. Wenige moderne Maler haben diesen Muth der Bewegung und dieses Talent, durch Lebhaftigkeit der Handlung den malerischen Effect hervorzubringen, wie Henneberg. Er ist vor Allem der Maler der Bewegung. In dieser Beziehung ist seine Wilde Jagd besonders charakteristisch für ihn; da regt, rührt sich, fliegt Alles — man glaubt einen vom Sturmwind gejagten Wolkenzug zu sehen — man ist erstaunt, daß das Bild vor uns stehen bleibt, daß die ganze Erscheinung nicht vom Sturme fortgetragen wird. Es ist bei solchen Eigenschaften natürlich, daß er so gern die Jagd malt; sie ist seiner übersprudelnden Kraft, seiner hinreißenden Phantasie, was sie den alten Deutschen gewesen, ein zeitweiliger Ersatz für Größeres, Mächtigeres, für den Krieg, die Schlacht. Wir sind überzeugt, daß in Henneberg eigentlich ein großer Schlachtenmaler stecke und daß sich einmal so was wie ein Salvator Rosa, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, aus ihm entwickeln werde. Es ist natürlich, daß er nicht Uniformen und grade Regimenterlinien malt; dergleichen muß officiellen Malern ohne Sinn für's Malerische überlassen werden; indessen könnte sich selbst in modernen Kriegsgeschichten Manches finden, was eines Künstlers würdig wäre. Henneberg ist ein Braunschweiger; sollten die patriotischen und heldenmüthigen Kämpfe der beiden braunschweigischen Herzöge und ihrer todgeweihten Schaar mit den Franzosen nicht manchen schönen Stoff liefern, der ebensowohl den genialen wie den patriotischen Künstler reizen könnte? Henneberg sollte den Umstand, daß Braunschweig einen solchen Künstler wie er hervorgebracht, benutzen, um auch durch die Wahl der Stoffe zur Ehre seines engern Vaterlandes beizutragen. Es kann nach ihm wieder eine lange Zeit vergehen, bis Braunschweig ein Talent seiner Kraft hervorbringt. Er sollte dieses um so lieber thun, als die Verherrlichung dieses Patriotismus keinen Beigeschmack von Particularismus haben kann; der braunschweigische Patriotismus war der echteste deutsche. Wenn er unter seine schwarzen Jäger schreibt: Auch sie starben für's Vaterland, werden die Worte nicht im Geringsten so lächerlich klingen, wie sie an einer gewissen andern Stelle klingen.

Einmal in echter deutscher Atmosphäre, gelüstet es uns nicht, sie sobald zu verlassen, und wir wandern zurück in die Rue Larochefoucauld, um den berühmtesten, wohl auch bisher bedeutendsten unter den in Paris weilenden deutschen Künstlern zu besuchen: wir meinen den Wiesbadener Knaus. Wir haben auf den Pariser Ausstellungen seine Dorfschenke, seine Zigeuner, seinen Kinder-Leichenzug im Walde gesehen und wir sind nach diesen Erfahrungen überzeugt, daß uns in seinem Atelier etwas Bedeutendes, Tiefpoetisches, jedenfalls etwas eines Meisters Würdiges erwartet. Wir haben uns nicht getäuscht. Auf der Staffelei finden wir ein halbvollendetes Bild: eine „goldene Hochzeit im Dorfe." Knaus weiß, was Goethe gewußt hat, daß von der Wahl des Stoffes viel abhängt. Das wissen freilich auch Andere, aber sie wissen nicht zu wählen wie Knaus. Die Wahl ist auch nichts Willkürliches. Bei einem echten Künstler wird sie immer mit seiner Persönlichkeit, mit seiner Anschauungsweise auf's Innigste zusammenhängen; er muß gewisse Stoffe wählen und an andern vorübergehen, wenn er sein eigenstes Wesen ausdrücken, wenn seine Kunst nicht in leere Form und Technik aufgehen, wenn sie nicht bloße Kunstfertigkeit und sein Werk nicht ein bloßes Kunststück werden soll. Knaus wird darum immer tiefgemüthliche, poetische oder gewaltig à la Hogarth in's Leben eingreifende Stoffe wählen. Seine Schenke war ein wunderbares Gemisch von den beiden in ihm wirkenden

Elementen; da war der Humor Hogarth's mit der ihm beſonders eigenthümlichen tragiſch-poetiſchen Anſchauung gepaart. Sein Kinderleichenzug im Walde eine idealiſche Elegie, faſt möchten wir ſagen eine idylliſche Elegie, ſchöner, unmittelbarer, wohlthuender als die berühmte Elegie auf einen Dorfkirchhof von dem Engländer Gray. Es war die Poeſie, trotz dem traurigen Gegenſtande, die erquicklichſte, verſöhnungsvollſte Poeſie ſelbſt, wie ſie nur der große Dichter verwirklichen kann. Dieſe goldene Hochzeit im Dorfe wird die beiden Meiſterwerke noch übertreffen. Da iſt eine Meiſterhaftigkeit, eine Charakteriſtik, ein dramatiſches Leben und eine ſchöne Wahrhaftigkeit, die uns eine Auferſtehung der ſchönſten niederländiſchen Malerei, und zwar in mancher Beziehung veredelt und vergeiſtigt, hoffen läßt. Dabei eine Fülle von Motiven und Gedanken, die hinreichen würde, das Leben manchen Malers auszufüllen. Das Jubelpaar tanzt auf dem Dorfplan unter einem alten Baume. Viele Generationen ſehen dieſem goldenen Hochzeitstanze zu — wie vielfach, phantaſievoll und ſchön ſind dieſe Generationen gruppirt — der Schulmeiſter hält die Ordnung aufrecht, um den greiſen Tänzern Platz zu machen. Aus dem Hintergrunde kommt der Herr Amtmann, um das Feſt durch ſeine Gegenwart zu erhöhen. Wir brauchen das nicht. Der Tanz des würdigen Paares, das ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freud mit einander getheilt, die Gegenwart ſpielender Kinder, die die Bedeutung eines ſolchen Feſtes noch nicht begreifen, verlaſſene Greiſe, denen das Glück ſolches Feſtes nicht zu Theil worden, die Atmoſphäre eines an den Herbſt erinnernden Tages — Alles das und vieles Andere verſetzt uns in jene erhöhte, feierliche Stimmung, in die wir bei ernſthafter Betrachtung des Lebens und ſeiner Räthſel, beim Vertiefen in die Geheimniſſe des Entſtehens und Vergehens verſetzt werden. Fortfließt und unaufhaltſam der Strom des Lebens — ruhig, tief, unerforſchlich — wir wiſſen nicht woher, wir wiſſen nicht wohin. Im Hintergrunde des Bildes ſehen wir das Bauernhaus, das Knaus nicht hingemalt hat und das die Inſchrift trägt:

Ich bin, ich weiß nicht, wer?
Ich komme, ich weiß nicht, woher?
Ich geh', ich weiß nicht, wohin?
Wie kommt es, daß ich ſo fröhlich bin?

Wir wollen damit nur die Stimmung und die tiefe Bedeutung des Bildes geben; wir enthalten uns, es ausführlich zu beſchreiben, da es nicht vollendet iſt und wir nicht von vorhinein durch eine Worterklärung den Duft deſſelben, ſeine Unendlichkeit, verkleinern wollen.

Welch ein großer Künſtler iſt dieſer kleine Mann! Soeben hat er uns durch die tiefſte idylliſche Poeſie gerührt und da geht er hin und dreht eine kleine Leinwand um, die an der Wand ſteht, und fix und fertig ſteht wieder der Hogarth vor uns, den wir über jener Dorfgeſchichte voll ethiſchen Inhalts vergeſſen haben. Dort tanzen zwei ehrwürdige Greiſe, von Leben umblüht, den Todtentanz in ſeiner ſchönſten Form — hier ſtehen zwei Strauchdiebe vor uns, die hinter einer Hecke die Beute theilen — aber zwei Strauchdiebe! — Wenn dort die Vergänglichkeit, das Blühen und Verwelken der Welt und des Menſchen halb traurig geſtimmt haben, zwingt hier der Anblick des Erbärmlichen unwiderſtehlich zum Lachen, zum erſchütterndſten Lachen. So wahr iſt es, daß eigentlich überall die Tragödie und Komödie aneinandergrenzen; daß die beiden Shakſpeare des Sommernachtstraums und Lear's in einer und derſelben Haut ſtecken mußten. Auch das Lachen iſt eine Verſöhnung, wie die Erhebung in's Ideal eine Verſöhnung iſt.

Man begreift es nicht, wie der einſichtsvolle und gerecht ſein wollende Hermann Becker bei Gelegenheit der Münchener Ausſtellung in der Cölniſchen Zeitung über Knaus ſo abſprechen konnte. Er mußte es als Düſſeldorfer doch gewußt haben, daß dieſer große Künſtler in München nicht ſeiner würdig vertreten war und hätte ſich nach zwei kleinen Bildern aus der Anfangszeit eines ſo allgemeinen Urtheils enthalten ſollen. Ja, man könnte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht aus dem kleinen Bildchen „das Mädchen mit der Katze" ex ungue leonem den Meiſter herausgefühlt habe. Er weiß Knaus nichts Anderes zu ſagen, als daß ihm der Aufenthalt in Paris geſchadet habe — ich glaube, man könnte ihm mit größerem Rechte antworten, daß ein beſtändiger Aufenthalt in Düſſeldorf viel ſchädlicher ſei, für die Malerei ſowohl wie für das Urtheil, als ein zeitweiliger Aufenthalt in Paris, wo man Mancherlei ſieht und nicht nur die Producte einer einzigen, beſchränkten Schule. Knaus kann man nur Glück wünſchen, daß er dieſe Düſſeldorfer Vorurtheile abgelegt und in Paris die Mittel der Darſtellung erweitert habe. Heute kann er nicht nur denken und erfinden — er kann auch malen. Und das hat ſeinen Werth für einen Maler und einige Wichtigkeit — wenn es auch ſo viele Maler nicht glauben. Wann endlich werden dieſe Theorien, dieſe beſchränkten und nach Partei ſchmeckenden Theorien verſtummen, die immer nur eine Seite der Kunſt gelten laſſen und die andere ergänzende verwerfen. Damit wird Nichts geſchaffen. Das ſechzehnte Jahrhundert war viel größer und freier in dieſer Beziehung. Vaſari, der an den Römern

hing, hat darum doch Titian aus vollem Herzen gepriesen.

Ad vocem Titian erinnern wir uns, daß der alte Meister Robert Fleury eben einen „Tod Titian's" malt und wir kehren auf einen Augenblick in das Atelier zurück, das wir schon gesehen haben. *)

Man weiß, daß es noch der Pest bedurfte, um diese gewaltige Natur, welche in der ganzen Weltgeschichte nur wenige ihres Gleichen findet, im neunundneunzigsten Jahre zu fällen. Man sagte damals, Titian wäre niemals gestorben, wenn nicht die Pest gekommen wäre — Alter und gewöhnliche Krankheit hätten Nichts gegen ihn vermocht. Man weiß auch, daß er in seinen alten Tagen die Gewohnheit hatte, die Werke seiner vollen Manneskraft auszubessern, wohl auch zu verderben. Robert Fleury setzt voraus, daß er auf diese Weise eben mit seinem Hauptwerke „die Himmelfahrt Mariä" beschäftigt gewesen, als ihn der Tod antrat. Da steht das gewaltige Bild in seiner ganzen Größe. Ihm zu Füßen, der Länge nach ausgestreckt, liegt der uralte Meister, dem Pinsel und Palette entfallen, im Verscheiden. Groß liegt er da, „groß auf großem Bezirk," wie Homer sagt, wie ein auf seinem Schlachtfeld Gefallener — die Waffen entsinken seiner Hand — aber sein Werk, sein Sieg überragt ihn, wie die Verkörperung seiner Unsterblichkeit. Ein Neger, sein Diener, schleppt sich herbei, selber dem Tode nahe, wie ein treuer Hund, der seinem Herrn noch die Füße lecken will. — Man sieht, die Composition ist sehr einfach und präsentirt sich beinahe ganz wie eine Copie der Himmelfahrt, die die ganze Leinwand beherrscht — aber der glückliche Besitzer wird eben eine Copie der titianischen Himmelfahrt von Robert Fleury und obendrein noch eine ergreifende, wenn auch nicht reiche Composition dieses Meisters besitzen. Das Bild ist noch im Werden. — Ebenso die „Versöhnung Michel Angelo's mit

Fleury.

*) Wanderungen durch Pariser Ateliers in Nro. 23.

dem Papste Julius II." Es ist der Moment gewählt, da Michel Angelo nach seiner Flucht mit dem Papste in Bologna zusammenkommt und da der Papst den Stock aufhebt und nach dem Bischof schlägt, der es gewagt hat, ein beleidigendes Wort gegen den Künstler auszusprechen. Der Papst, obwohl gegen M. Angelo erzürnt, weiß sehr wohl, daß er an diesem einen größern Schatz besitze, als an allen Bischöfen und Cardinälen zusammengenommen. Auch dieses Bild ist erst nur im Entwurfe zu sehen — aber beiden neuen Werken des alten Meisters erkennt man es jetzt schon an, daß sie seiner würdig ausfallen werden, und vor Allem sieht man ihnen die Liebe an, mit der die künstlerische Seele Robert Fleury's in der gelobten Zeit der Kunst und bei ihren Helden verweilt. Auch er ist, wie Vasari, kein Pedant; hier verweilt er mit Liebe bei Michel Angelo, hier mit gleicher Liebe bei Titian. Der wahre Künstler ist kein Theoretiker; er umarmt das Schöne, wo es ihm begegnet. Schule und Vorurtheil bedeuten oft ein und dasselbe.

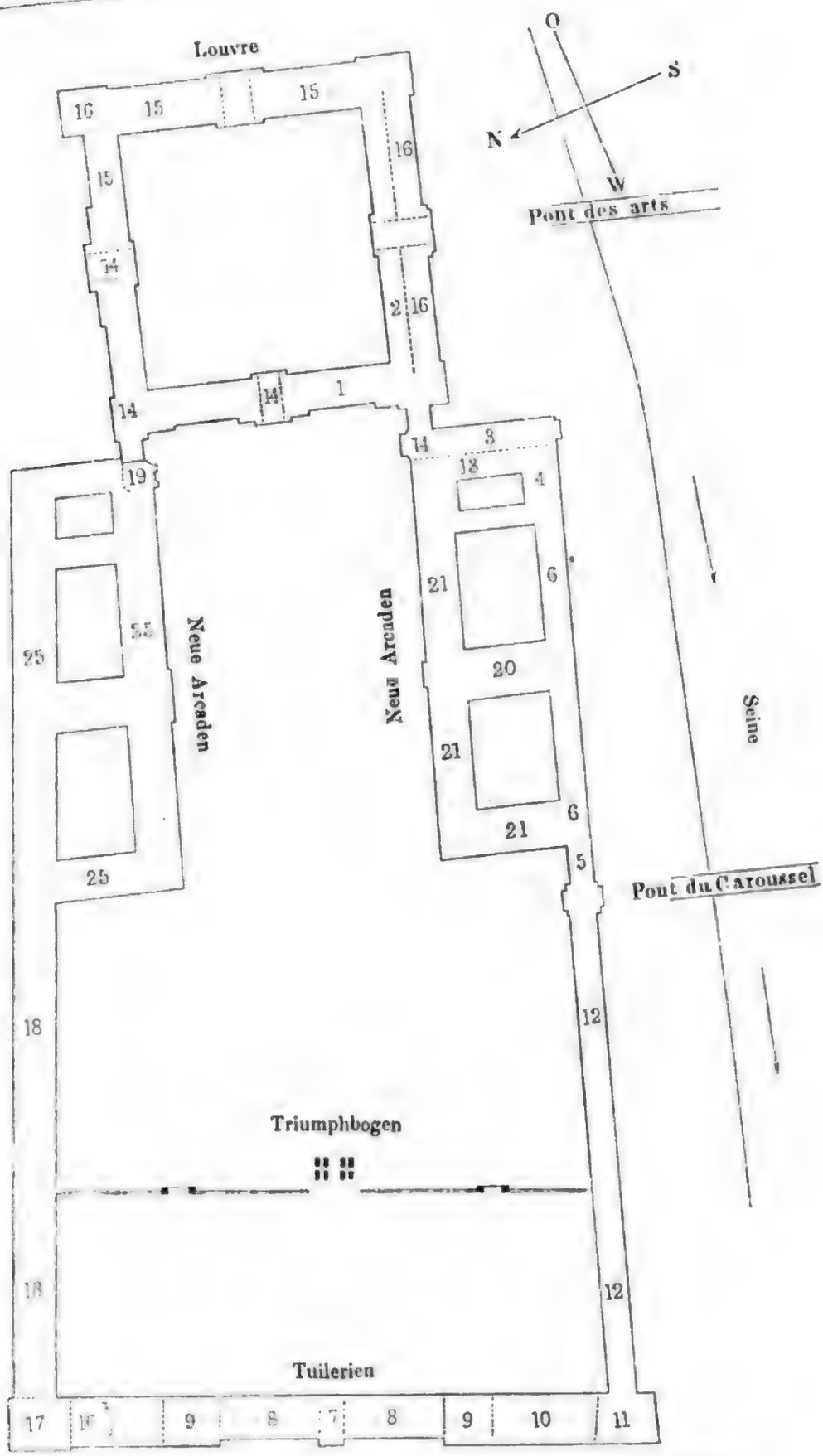
Ueber die Vereinigung
des
Louvre mit den Tuilerien.

Von Amadeo Gentilli.

Die Unternehmung, zu deren Verlauf wir einige Notizen liefern, verdient unser Interesse in hohem Grade wegen der Bedeutung der Gebäude, die sie zu verbinden strebt, wegen der Reihe von Königen, die sich daran betheiligten und deren Namen die Geschichte uns mundgerecht machte, wegen der Künstler, die sich darin verewigt haben und wegen der großartigen Weise, in der sie heute zu Ende geführt wird. Zugleich mögen die Entstehungsphasen dieses großen Verbandes von Palästen, indem sie vorzüglich geeignet sind, eine der merkwürdigsten Architekturperioden zu erhellen, zu der Culturgeschichte eines geraumen Zeitabschnittes einen kleinen Beitrag liefern; denn mehr als zu jeder andern Epoche sehen wir hier eine Fülle von individuellen Leistungen aneinandergereiht, welche, keinem von den ererbten Typen folgend, nur aus den allgemeinsten ästhetischen Bedingungen in freiester Entwicklung entstanden sind.

Das südwestliche Eck des Louvre (1 und 2 im umstehenden Grundrisse) war das ersterbaute. Es entstand unter Franz I. und Heinrich II. durch Pierre Lescot. Nach Heinrich's II. Tode ließ Katharina von Medicis nach den Zeichnungen des Chambiche das Erdgeschoß der heutigen galerie d'Appollon (3) und den anstoßenden Pavillon (4) bauen. Ob auch der Pavillon (5), der dem frühern (4) entspricht und die Galerie (6) von ihr herstammen, ist zweifelhaft, besonders unklar ist man über die Zeit der Entstehung des in dieser Galerie enthaltenen pavillon de l'ancienne bibliothèque du Roi, dem reichsten Theile des alten Louvre und einem der schönsten Renaissance-Denkmäler. Die Pilaster, Trophäen, Blumenguirlanden, die zarten Friese, die Nischen und ihre Arabesken, das häufig angebrachte verzierte „H", Alles das deutet auf die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, jedoch rührt nur das auf der alten Gartenmauer fundirte Erdgeschoß von Katharina von Medicis her, die Verzierung und der Aufbau gehört einer spätern Periode an, der wir nicht vorgreifen wollen, um den chronologischen Gang der Entstehung nicht zu unterbrechen. Nachdem die Königin einige Zeit mit Eifer diese Bauten betrieben hatte, zeigte sie ihnen plötzlich die größte Gleichgültigkeit und ließ sich von Philibert Delorme außerhalb der Stadtmauern in einer Gegend, wo viele Ziegelhütten bestanden (fabriques de tuiles), einen Palast bauen, den man dieses Umstandes halber Tuileries nannte. Der Plan von Philibert Delorme, der drei Höfe enthielt, kam aber nicht ganz zur Ausführung, es entstanden bloß der Hauptpavillon (7) und die angrenzenden Flügel (8, 8). Die anstoßenden Bauten (9, 9) verdankt man Jean Bullant, der wahrscheinlich mit der Beendigung des ganzen Planes betraut worden wäre, wenn nicht die Königin durch die Weissagung, daß sie in St. Germain sterben werde, aus dieser Gegend, die sich in dem Kirchensprengel von St. Germain befindet, für immer vertrieben worden wäre. Sie ließ sich also das ehemalige Hotel de Soissons (an der Stelle der heutigen halle au blé) von Bullant zu ihrer Residenz umgestalten, von der aber Nichts mehr, als ein zu astrologischen Beobachtungen bestimmt gewesener Thurm übrig geblieben ist.

Nach ihrem Tode faßte Heinrich IV. aus rein politischen Gründen, über die uns Sauval aufklärt, den Entschluß, die Tuilerien, welche noch immer durch die Stadtmauern vom Louvre, seiner eigentlichen Residenz, getrennt waren, mit demselben durch einen langen Flügel zu verbinden, damit er, wie es heißt, zugleich außerhalb und innerhalb der Stadt sein könne, wie es ihm beliebte, und er nicht gleich Heinrich III. zwischen den Stadtmauern eingesperrt seine Ehre und sein Leben der Laune eines gereizten Pöbels preisgegeben sehe. Ducerceau wurde mit diesem großen Auftrage beehrt und legte so, indem er die Tuilerien durch die An-



Grundriß des Louvre und der Tuilerien in ihrer nunmehrigen Vollendung.

Maßstab: 1/4000 der natürlichen Größe.

bauten (10 und 11) bis an die Seine, den Louvre aber durch den langen Flügel längs des Waſſers (12) bis zum pavillon de Flore (11) fortſetzte, den Grund zu jener ungeheuren Unternehmung, an der ſich nach und nach faſt alle Dynaſtien betheiligten. Die eigentliche und erſte Veranlaſſung aber zu dem Wettſtreite, in welchem ſo viele herrliche Kräfte ſich erproben, in welchem ſo viele kunſtliebende Regenten, ſo viele hochbegabte Künſtler ein Zeugniß des edelſten Strebens ablegen ſollten, war, wie man ſieht, eine bloße ſtrategiſche Maßregel. Ducerceau bediente ſich bei ſeinen Façaden leider der damals in Italien üblichen ſogenannten „koloſſalen Ordnung," aber in Italien war zu dieſer Zeit die Architektur aus den Händen des Bramante, Vignola und Palladio in die Hände eines Bernini und Borromini übergegangen, welche ſich einer Sucht nach impoſanter Größe und Schwere hingaben, die zwiſchen den koloſſalen Ruinen ihrer Urvorfahren am Platze geweſen ſein mag, aber zwiſchen die zarten Schöpfungen eines Philibert Delorme und Jean Bullant übertragen, nothwendig den Tadel der Trockenheit und Schwere auf ſich ziehen mußten. Der König ſcheint indeſſen nicht unzufrieden geweſen zu ſein und ſogar die unter Ludwig XIV. aufgeführten Bauten tragen etwas von der koloſſalen Ordnung an ſich. Daß Ducerceau ſeine Arbeiten nicht fortſetzte, rührt davon her, daß er ſich in einem religiöſen Streite compromittirte und nach Deutſchland flüchten mußte, wo er nach wenigen Jahren ſtarb. Die Fortführung der Bauten wurde jetzt einem Maler, Etienne Dupeyrac, anvertraut, der ſich ſchon Katharinens Gunſt zu erfreuen gehabt hatte. Ihm und ſeinem Gehülfen und Nachfolger Thibault Metezeau verdankt man nun die Ausſchmückung der ſchon begonnenen Galerie (6), die mit einem Halbſtocke verſehen wurde, um mit dem beſtehenden Flügel in ein Niveau zu gelangen, und deren zweideutige Inſignien und gekrönte „H" Heinrich IV. gelten. Auch wurde das Erdgeſchoß (3) mit einer erſten Etage verſehen, die aber abbrannte und erſt durch Manſard ihre jetzige Geſtalt bekam; endlich wurde noch der Tract (13) an (3) angebaut. Nun entſtand eine lange Pauſe in den Arbeiten, während welcher das Beſtehende, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, der größten Verwahrloſung preisgegeben wurde. Die zarten Guirlanden, wahre Meiſterwerke der Sculptur, verſchwanden bald unter einer Hülle von Staub, Schwalbenneſter verbargen die Verzierungen der Frieſe. Und obwohl die Bauten unter Ludwig XIII. wieder aufgenommen wurden, verdankt man die Reinigung jenes pavillon de la bibliothèque du Roi erſt Herrn Dubau in der jüngſten Zeit. Ludwig XIII. ließ durch Lemercier den Tract (14) herſtellen, der eine Nachbildung des gegenüberliegenden von Pierre Lescot herrührenden iſt. Unter Ludwig XIV. ſetzte Leveau die Arbeit durch den Tract (15) in einem etwas ſchwereren Stile fort und baute die inneren Façaden des ſüdlichen und öſtlichen Flügels. Colbert aber entzog ihm das Vertrauen, das er unter Mazarin genoſſen hatte, und bewog den König, für die Pläne der äußern Façaden einen öffentlichen Concurs ausſchreiben zu laſſen. Unter den zahlreichen eingelieferten Arbeiten wurden die eines Arztes Claude Perrault als die beſten erkannt, aber Angeſichts der Wichtigkeit der Aufgabe, da es ſich diesmal um die Eingangsfaçade des Palaſtes handelte, zögerte man mit der Ausführung der Zeichnungen Perrault's und lud den Ritter Bernini, der damals eines ungeheuren Rufes genoß, ein, nach Paris zu kommen, um ſich mit der Aufgabe zu beſchäftigen. Bernini reiſte nach Paris und wurde in allen Städten wie der König ſelbſt empfangen. In Paris räumte man ihm ein prachtvolles Hotel ein und gab ihm mehrere Leute des Königs zur Bedienung. Allein die Intervention Italiens ſchien am Louvre durchaus nicht glücken zu wollen. Bernini, deſſen Geiſt ſich mehr den großartigen Verhältniſſen als der Eleganz zuneigte, lieferte Zeichnungen, die dem franzöſiſchen Geſchmack grade zuwider waren, überdies ließ ihn ſein unermeßlicher Stolz einige derbe Etiketteverſtöße begehen, ſo daß man ſeiner Rückkehr nach Rom noch mit größerer Sehnſucht als ſeiner Ankunft entgegenſah. Man kam wieder auf die Projecte Perrault's zurück, aber auch dieſe ſind leider wenig in Harmonie mit dem übrigen Gebäudeverband. Das Thor, der Haupteingang zu ſo vielumfaſſenden Baulichkeiten iſt arm, der Stil ſtrenge, der Eindruck ernſt, und wenn man auch die allzuſtarren Linien des Bernini noch nicht ertragen konnte, ſo neigte man ſich doch ſchon den großen Entwürfen hin, die von nun an in Frankreich die Oberhand behielten. Eine große Würde und Reinheit der Formen läßt ſich indeſſen der Façade nicht abſtreiten, die korinthiſchen Capitäle der gekuppelten Säulen ſind vielleicht etwas zu geſtreckt. Verſailles ließ aber bald den Louvre vergeſſen, ſo daß auch dieſe Arbeiten einem traurigen Zuſtande der Verwüſtung bloßgeſtellt blieben; nur gegen das Ende der Regierung Ludwig's XV. wurde Gabriel beauftragt, ſie auszubeſſern und fortzuſetzen. Doch das Zeitalter der Prachtbauten war vorüber, bald wurden die Arbeiten auf's Neue unterbrochen und die ſchlecht geſchützten Bauten verfielen abermals in Ruinen. Ludwig XVI. that Nichts zur

ferneren Inangriffnahme, die Revolution ließ zu den Kunstinteressen keine Zeit.

Da unternahm der erste Consul, das Werk zu beschließen, an welchem so viele Könige gearbeitet hatten, ohne es vollenden zu können. Er ließ die beiden Tracte (18 und 19), welche die Vereinigung zu erzielen hatten, aufbauen, jedoch das Unglück, welches über Frankreich hereinbrach, hemmte noch einmal den Gang der Arbeit. Diesmal indessen war die Unterbrechung nicht ohne Vortheil, da sie auf den Plan, durch einen großen Verbindungstract die Unregelmäßigkeit des Grundrisses dem Auge zu verbergen und so den wunderbaren Effect des ungeheuren Hofes aufzugeben, verzichten machte. Nichts wäre in der That bedauerlicher gewesen, als einer Unregelmäßigkeit wegen, die, wenn sie gleich im Plane bemerkbar ist, doch in der Wirklichkeit bei diesen enormen Dimensionen dem Auge entschwindet, den unbeschreiblichen Effect aufopfern zu sehen, den diese lange Folge von Gebäuden im edelsten Stile auf den Beschauer hervorbringen mußte.

Unsrer Epoche war der Ruhm und die Ehre aufbehalten, das Unternehmen zum Ziele zu führen. Visconti und sein Nachfolger Lefuet stellten die letzte Verbindung und die beiden neuen mit Arcaden umgebenen Gebäudetheile (20, 21 und 25) her.

Der rechte enthält einen großartigen Versammlungsraum für die Würdenträger des Reiches mit zugehörigen Vestibules und Stiegen. Der linke enthält die Bibliothek des Palastes, zwei Ministerien, die Appartements der beiden Minister und Wohnungen für verschiedene Civil- und Militärbeamte. Was die Façaden betrifft, so sind die Arcaden mit korinthischen Säulen und reichen Sculpturen von der angenehmsten Wirkung; eine Reihe von Statuen berühmter Männer ist den Arcaden überordnet, und Pavillons im zierlichsten Renaissancegeschmack, die Monotonie unterbrechend, weisen durch korinthische Säulen und Karyatiden auf den römischen Stil der Bogenstellungen zurück.

Kein bedeutender Künstlername schloß sich von der Mitarbeitung an diesem echt nationalen Denkmale aus, und um so weniger, als es dem Kaiser darum zu thun war, so viel Köpfe als möglich an seinem Vorhaben zu betheiligen. So finden wir die Standbilder aller Derjenigen, die Hand an den Palast gelegt, von dem Meißel unsrer bedeutendsten Bildhauer verewigt. P. Lescot, Jean Bullant, Philibert Delorme, Chambiche und die Uebrigen thronen über ihrer eigenen Schöpfung, Gruppen von Barye zieren die Pavillons Turgot und Richelieu und zahllos sind die Sculpturen, die man über den Pavillon Sully verschwendet hat. — Die herrlichste Wirkung thun aber trotzdem die Arcaden des neuen Louvre, wenn die Sonne hinter der Carousselpforte hinabsinkt und ihre scheidenden Strahlen nur noch goldene Streiflichter an Säulen und Karyatiden hingleiten läßt, wenn die Dämmerung die Einzelheiten verwischt, so daß man die wohlthuenden Verhältnisse der lang sich hindehnenden Colonnade ganz ungestört empfinden kann und nur im Vordergrunde so viel von den Details sichtbar bleibt, als das Auge zur Abwechslung allenfalls begehren mag.

Literarisches.

Englischer Literaturbericht.

Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens zu schreiben, ist ein Vorrecht und ein Monopol des Alters. Die Engländer können sich den Namen der „Langlebenden" beilegen, den Homer den Aethiopen gibt, sie haben ein mannigfaltiges öffentliches Leben, das eine Menge Menschen zur Theilnahme an großen Dingen beruft, und unter ihren Alten befinden sich daher verhältnißmäßig Viele, die über vergangene Tage Wichtiges zu berichten im Stande sind. Drei Notabilitäten, die der Tod in dem kurzen Zeitraume von fünf Tagen (17.—22. Januar) zu sich gefordert hat — Hallam, Lord Northwick und Frau Wordsworth haben von dem Privilegium des Alters keinen Gebrauch gemacht. Alle drei lassen eine Leere zurück, die nie wieder ausgefüllt werden kann. Mit Marie Wordsworth schied die letzte Angehörige eines Dichterkreises, dessen Einfachheit und Natürlichkeit gegen das gespannte und geschraubte Wesen Byron's, Moore's und Shelley's eine heilsame Reaction bildete. Die neunzigjährige Dame starb am Ufer des größten jener Landseen von Westmoreland, die von ihrem Gatten und seinen Freunden so oft besungen wurden, daß man ihnen den Namen der Seedichter gab. Durch den Tod Lord Northwicks verlor die Malerei das einzige noch übrige Bindeglied zwischen den Kunstkritikern von Heute und den Kunstschwärmern von Gestern. In Heinrich Hallam ist einer der letzten Schriftsteller gestorben, die zu Anfang dieses Jahrhunderts ihre glänzende Zeit hatten. Eine noch Lebende, Lady Morgan, hat am Spätabend ihres Daseins eine Selbstbiographie begonnen. (Passages from my Autobiography.) In Gilberts gleichzeitig erschienener Geschichte der Stadt Dublin (2 Bände) machen wir mit ihrem Vater Bekanntschaft. Er hieß eigentlich Mac Owen, veränderte aber seinen Namen in Owenson. Garrick führte ihn auf der Bühne ein, wo er großes Glück machte, weil er ein

imponirend schöner Mann, ein vollkommener Gentleman war und vortrefflich spielte und sang. Durch seine irischen Lieder, die er in Volkstracht im reinsten Dialekt von Munster vortrug, bezauberte er sein Publicum. Die Tochter hat Romane geschrieben und Studien über fremde Länder veröffentlicht, die jetzt eben so vergessen sind, wie die vielen Anfeindungen, die sie von politischen Gegnern zu erdulden hatte. Ihre Denkwürdigkeiten sind etwas breit angelegt; der erste Band kommt über die Jahre 1818 und 1819 nicht hinaus. Er enthält Mittheilungen über und von Lafayette, Humboldt, Denon, der Prinzessin Jablonsky, Lady Charleville und Lady Caroline Lamb. Die letztere, die geschiedene Gattin des späteren Lord Melbourne, hat sich durch phantastische Erzählungen (Glenarvon, Ida Reis) und eine mehr als phantastische Leidenschaft für Lord Byron bekannt gemacht.

Die neue Ausgabe der Briefe Horaz Walpole's hat jetzt mit dem neunten Bande ihren Abschluß gefunden. Jeder Literaturfreund weiß, welche Fundgrube für die Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, für die Zeiten Georg's II. und Georg III. diese Briefe des geschwätzigen Höflings sind. In den zwölf Bänden sind 2665 Briefe enthalten, unter denen sich natürlich auch leichte Waare befindet. Die meisten waren früher in den Briefwechseln mit einzelnen Persönlichkeiten bereits abgedruckt, aber viele sind neu. Vollständig ist die Ausgabe jedoch nicht, und namentlich fehlen die Briefe an Madame Du Deffand. Der Herausgeber Peter Cunningham hat die Briefe chronologisch geordnet und sie mit einem Register versehen. Die diplomatische Genauigkeit, die bei solchen Arbeiten mit Recht gefordert wird, läßt er vermissen. In den ersten drei Bänden und der ersten Hälfte des vierten sind Walpole's Briefe an Montagu so nachlässig gedruckt, daß im Anhang ein paar hundert Berichtigungen nöthig geworden sind. Herr Cunningham erklärt und entschuldigt seine Ungenauigkeit mit seltener Offenherzigkeit. Erst mitten in der Arbeit, nachdem bereits drei Bände erschienen waren, hat er erfahren, daß die Originale der Briefe Walpole's an Montagu in Schloß Kimbolton in der Bibliothek des Herzogs von Manchester liegen. Als Ergänzung des Briefwechsels bietet Dr. Doran Walpole's Tagebuch aus der Regierungszeit Georg's III., die Jahre 1771 — 1783 umfassend. Es sind Hofgeschichten mit Stadtklatschereien vermischt, aber Horaz Walpole ist der Erzähler, und auch auf diesem Tagebuche ruht der eigenthümliche Zauber seiner Darstellung.

Auffallend dürftig waren bisher die authentischen Angaben von Mitwirkenden, die wir über die irische Union besaßen. Jenes Werk der Vereinigung der beiden großen Inseln, das während seines Entstehens so unendlich viel Reden und Gegenreden, fliegende Blätter und Schmähschriften hervorrief, schien, sobald es zum fertigen Ereigniß geworden war, in die Nacht der Vergessenheit versunken zu sein. Mit steigendem Befremden hörte man, daß einer der bei der Union thätig gewesenen Staatsmänner nach dem andern die in seinem Besitz befindlichen Papiere und Briefe der Vernichtung übergeben habe. Der Herzog von Portland, der Canzler Lord Clare, Wickham, King, Sir Herbert Taylor, Sir Edward Littlehales, Marsden, der Ritter Kerry, alle diese und noch andere Werkzeuge der Union verbrannten alle ihre auf sie bezüglichen Papiere. Die Correspondence of Charles, first Marquis Cornwallis, by Charles Ross, verbreitet über die Motive jener Männer ein helles, für sie und ihre Zeit keineswegs vortheilhaftes Licht. Lord Cornwallis wurde zum Vicekönig von Irland ernannt, damit er den Aufstand von 1798 unterdrücke und die Union durchsetze. Sein Adjutant Roß, der zugleich sein vertrauter Freund war, ist der Vater des Herausgebers der Correspondenz, dem auch alle Documente in Audley End, im Indischen Hause, im Dubliner Schlosse und im Staatsarchiv zur Verfügung standen. Lord Cornwallis erscheint so ziemlich als der einzige sittliche Mann, den es zu jener Zeit in Irland auf der conservativen Seite gab. Die Loyalen waren ohne Ausnahme Fanatiker, die, wie der Lord sagt, immer die Worte Papisten und Priester im Munde führten und Maßregeln forderten, die zur Vernichtung der Mehrzahl der Einwohner und zur gänzlichen Verwüstung des Landes führen mußten. Die Officiere und Soldaten mißhandelten und plünderten die Einwohner, zu deren Schutz sie bestimmt waren. Das kleine Häuflein Patrioten, das von Anfang an, ehe die tolle Wuth der Orangemänner Tausende den Verschwörungen zutrieb, an eine Revolution dachte, war verrathen und verkauft. Einer der Spione, die man gegen sie verwendete, stand unter der Anklage, seine Schwiegermutter vergiftet zu haben, und dieser Mensch wurde als Kronzeuge zugelassen, ja auf seine Aussage hin erfolgte die Verurtheilung mehrerer Menschen zum Tode. Als Blutgeld erhielt er 5000 Pfund auf einmal und eine Jahresrente von 1000 Pfund, die auf seine Wittwe und auf seine beiden Söhne vererbte. 1819 lebte er noch — als englischer Consul in Kopenhagen. Die Union wurde durch lauter unsaubere Mittel durchgesetzt. Die Mitglieder der irischen Gentry, die ihre Stimme für eine Peerie verkauften, waren unter den irischen Gesetzgebern die anständigsten. Die übrigen forderten und erhielten klingende Münze, und man brauchte zur Befriedigung ihrer Unersättlichkeit nicht weniger als 1,260,000 Pfund

Sterling. Die Ponsonby's und Beresford's ließen sich alle erkaufen, Lord Downshire bekam 52,500, Lord Ely 45,000 Pfund Sterling, doch waren das Ausnahmen, denn der Marktpreis für das Gewissen eines irischen Peers betrug nicht mehr als 15,000 Pfund. Von den 50 Advocaten, die im Parlament zu Dublin saßen, schlich einer nach dem andern in's Schloß und nahm Handgeld zum geheimen Dienst gegen die Sache, die er öffentlich in donnernden Reden vertheidigte. Die braven Männer gewöhnten sich so an die Bestechung, daß sie nicht den kleinsten Zeitungsartikel mehr schrieben, wenn man ihnen nicht zuvor eine Aufmunterung hatte zukommen lassen.

Eastwick's Handbook for India (Theil I und 2) hat die englische Presse in Staunen versetzt. Man glaubte viel, sehr viel von Indien zu wissen und empfängt jetzt Massen von Belehrung über Dinge, deren Dasein man nicht ahnte. Möge die englische Presse durch Eastwick's Vorgang ermuntert werden, in der Rechtschreibung indischer Namen wenigstens mit der Sorgfalt zu Werke zu gehen, die der kleinste Dorfschulmeister seinen Zöglingen bei englischen Namen einschärft. Es wäre eine Wohlthat, wenn die chaotische Verwirrung endlich einmal aufhörte. Herr Eastwick hat immer die richtige Schreibart, z. B. Haiderabad, Maisur, doch geht er zu weit, wenn er für Bombay Mambe und für Audh Awadh gesetzt sehen will. Namen wie diese beiden, die sich einmal so eingebürgert haben, können nicht wieder verdrängt werden. Ein anderes, in seiner Art ebenfalls werthvolles Buch: The Naturalist in Bermuda, gibt die erste Naturgeschichte der interessanten Inselgruppe. Die Bermuden besitzen zwei Arten Fledermäuse, die aber dort nicht brüten, obgleich sie im Herbst in großen Mengen von der nordamerikanischen Küste kommen. Zahllos sind die Schaaren von Brachvögeln, die im September hoch über die Bermuden weg gegen Süden fliegen, Keiner ruht hier aus, und der Rückweg nach dem Norden folgt einer andern Linie.

What will he do with it? ist ein vierbändiger Roman von Pisistratus Caxton. Dieser Schriftstellername ist erst einmal vorher erschienen — My novel ist der „Erstling" seines Trägers — und doch muthen uns seine Schriften wie alte Bekannte an, etwa so, als wären sie eine Fortsetzung der Bulwer'schen Romane. Right or wrong von Geraldier Jewsbury beruht auf der französischen Criminalgeschichte des Paters Paul, der die eine Hälfte des Jahres als Mönch, die andere als verheiratheter Arzt verlebte. Im Autocrat of the Breakfast Table und in ähnlichen Erscheinungen begrüßen wir ein erfreuliches Anzeichen, daß der englische Humor neue Sprossen treiben will.

Beranger's letzte Lieder, übersetzt von Julius Rodenberg. Hannover. Carl Rümpler.

Beranger's „Letzte Lieder" sind eine poetische Gabe von so eigenthümlicher Bedeutung, daß eine Uebersetzung und Einführung derselben in die deutsche Literatur nicht bloß gerechtfertigt, sondern als eine Pflicht erscheint, die wir dem größten Chansonnier Frankreichs abzutragen hatten. Wir stehen also nicht an, Rodenberg's Beranger-Uebersetzung willkommen zu heißen: sie ist treu, fließend, poetisch, und gibt den Geist des Originals frisch wieder. Verhehlen wir uns jedoch nicht, daß dieses Original selber, neben den vielen und hohen Schönheiten, die es unleugbar besitzt, auch an mannigfachen Schäden und Gebrechen leidet, die der Uebersetzer zu tilgen weder den Beruf noch das Recht hat. Denn das ist ja eben die Schattenseite der sonst so verdienstvollen Kunst des Uebersetzers, daß er dem Leser für Beides verantwortlich wird: für die Fehler des Originals und für die Fehler der Uebersetzung. Die Uebersetzung ist ein Kunstwerk an sich, das mit absolutem Maßstab zu messen ist, nicht mit relativem. Diese Gefahr läßt sich im Allgemeinen nur dadurch vermeiden, daß der Uebersetzer eine strenge Auswahl in dem trifft, was er zu übersetzen gedenkt. Wenn nun trotz dieser augenscheinlichen Gefahr — die Rodenberg nicht verkannte, wie aus seinem „Nachwort" hervorgeht — derselbe doch das Ganze, und zwar deshalb *ohne* Auswahl übersetzte, weil er es „für einen Act der Pietät hielt, den Nachlaß eines großen, unsterblichen Poeten der Nachwelt ganz und unverkürzt zu überliefern:" so sind wir die Letzten, die ihm aus der Pietät gegen einen Dichter einen Vorwurf machen wollen. Im Gegentheil, wir erkennen gern die Geschicklichkeit an, mit der er sich über vielerlei Schwierigkeiten hinweghalf. Der Uebersetzung größtes Verdienst bleibt: daß sie *deutsch* ist, kein gedrechseltes, verschobenes und verschrobenes Uebersetzerdeutsch, sondern ein gutes, vernünftiges Deutsch, das an manchen Stellen zwar etwas hausbackener auftritt, als das leichte Getänzel französischer Kurzzeilen, dafür aber auch an andern Stellen französische Gemeinplätze und französische Phrasen mit deutschem Gemüth auszufüllen bestrebt war! —

Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Die ungebändigte Kraft, welche aus Hebbel's frühesten Werken hervortrat, riß seine Leser theilweise zu einem maßlosen Enthusiasmus hin, während sie an Anderen, als etwas

ihrer Natur gänzlich Unverständliches, vorüberrauschte, so daß Viele, da sie ihre eigene Unfähigkeit nicht einzugestehen so ehrlich oder auch so verständig waren, sie anmaßend verwarfen, um sich ihr nicht beugen zu müssen. Ein so reifes, abgeklärtes Werk wie das vorliegende, muß bei jedem Leser den Eindruck eines von einem großen Genius durchdrungenen, einfach kräftigen, mit einem Worte, eines in seiner Art vollendeten Dichterwerkes hervorbringen, und selbst Hebbel's entschiedene Gegner werden nicht leugnen können, daß die Wahrheit der darin waltenden Empfindung, verbunden mit der einfachen Größe der Schilderung unvergleichlich erscheint. Die an sich ganz einfache Idee, daß sociale Verwicklungen und Wirrnisse über die gesunde Kraft des unverdorbenen Menschenherzens und seine Gefühle keine Gewalt haben, ist unbestritten selten so überzeugend, unmittelbar und natürlich zu künstlerischer Gestaltung gekommen wie hier. Dabei ist Alles so ewig wahr und gänzlich frei von dem kränkelnden Anhauch einer Absicht, daß Jeder sich angezogen und befriedigt fühlen muß, sei er hochgebildet oder einfach in seinem Wissen, stehe er auf den Höhen der Gesellschaft oder mitten im Volke. Hebbel hat mit diesem Werke gezeigt, daß die Zeit der classischen Dichtkunst nicht vorüber ist, trotz aller materiellen Interessen, möge das deutsche Volk zeigen, daß auch das Verständniß für solche Erzeugnisse nicht erloschen ist.

Horazens Episteln. Lateinisch und Deutsch mit Erläuterungen von Dr. Ludwig Döderlein. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Nächst der Mathematik ist die classische Philologie diejenige unter allen Wissenschaften, welche sich ihrem eigensten Wesen nach der Popularisirung am meisten entzieht. Dennoch hat das moderne Bestreben, nicht sowohl den gelehrten Apparat, an dem der Schweiß und Staub der Folianten und des Katheders klebt, sondern die Resultate der Wissenschaft, soweit dieselben in des Volkes Blut und Leben übergehen können, dem Publicum in faßlicher und anziehender Form vorzulegen, auch auf jenem für eine solche Aussaat an sich sterilen Boden seine Früchte getragen. Namentlich sind es Schilderungen aus dem Bereiche der antiken Kunst- und Literaturgeschichte, dann aber auch Darstellungen aus dem socialen und religiösen Leben der Alten, welche in der angedeuteten Weise weitern Leserkreisen zugänglich gemacht worden sind. Nicht allein größere und selbständige Werke verdienter Autoren wären hier zu nennen; auch an eine Reihe von mehr oder minder trefflichen Aufsätzen dürfte zu erinnern sein. Als ein fernerer Beweis, wie auch die Vertreter des philologischen Wissens bestrebt sind, den Anforderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen, wären überdies die zahlreichen geschmackvollen Uebersetzungen alter Schriftsteller nicht unerwähnt zu lassen; dem Meisterwerke, welches Voß mit der Uebersetzung des Homer geliefert und das so viele Jahre als ein unerreichbares Unicum dagestanden, reiht sich gegenwärtig bereits mehr als eine durchaus ebenbürtige Arbeit zur Seite. Zu derartig gelungenen Leistungen zählen wir das vorliegende Werk von Döderlein; derselbe hat in der That einen höchst glücklichen Wurf mit seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz gethan. Daß der eben so gründlich gelehrte, als mit einem geläuterten Geschmack ausgerüstete Verfasser sich grade die Briefe des römischen Odensängers zum Gegenstande seiner Studien ausgewählt, kann nur sehr willkommen geheißen werden. Horazens Episteln sind, wenn wir von dem beschränkten Kreise der Fachgelehrten absehen, ungleich weniger gekannt, als ihr trefflicher Inhalt es wünschenswerth macht; auch wir stimmen Döderlein darin vollkommen bei, daß wer über die jugendlichen Vorurtheile gegen einen frivolen, servilen und pseudopoetischen Horaz hinweg ist, wer das Gleichgewicht von klarem Weltverstand und tiefem Gemüth, von natürlicher Leidenschaftlichkeit und errungener Seelenruhe, von dichterischem Selbstgefühl und sittlicher Bescheidenheit, ja Demuth unbefangen zu schätzen weiß, wer für die Vereinigung von Scherz und Ernst, von Lebenslust und Melancholie, kurz wer für Ironie und Humor ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn hat, und wer sich endlich dem Dichter durch Naturell und Lebensansicht selbst irgend verwandt fühlt, daß für Den seine Briefe an Werth und Anziehungskraft in dem Grade gewinnen müssen, als er selbst in das reifere Alter eintritt und ähnliche Verhältnisse an sich selbst erlebt hat. Eine poetische Arbeit von solchem Werth in einer deutschen Bearbeitung vor sich zu haben, welche gleichzeitig die Ansprüche eines gebildeten Lesers, sodann die eines metrischen Kunstrichters befriedigt und zuletzt auch den Beifall eines gelehrten Philologen sich erwerben dürfte, ist unzweifelhafter Gewinn, und man hat sicher ein Recht, diese Erscheinung als eine sehr bemerkenswerthe der Beachtung dringend zu empfehlen. Man kann es Döderlein nur Dank wissen und hat in der Thatsache eine hauptsächliche Ursache seines so überaus gelungenen Unternehmens zu erkennen, daß er gegen den Grundsatz nicht bloß polemisirt, sondern auch thatsächlich reagirt, nach welchem eine Uebersetzung ihren fremden Ursprung nicht verleugnen dürfe. Der Grundsatz hat lange Zeit ziemlich festen Fuß in Deutschland gefaßt gehabt, und unstreitig auf die

freie Ausbildung der deutschen Sprache einen wohlthätigen Einfluß geübt. Aber diese Art Uebersetzungskunst besteht oder hat allein bestanden in unserm Vaterlande, und es möchte schwer sein, einen Engländer, Franzosen und Italiener zu überzeugen, daß einem Uebersetzer weit größere Rechte über seine Muttersprache zukommen, als einem Nationalclassiker, und ihm begreiflich zu machen, daß, wenn der Uebersetzer sich dieser Rechte in so umfassender Weise bedient und dem Nationalclassiker so unähnlich wird, wie es deutsche Uebersetzungen, zumal aus älterer Epoche, oft sind, der deutsche Leser die Dichtung doch noch schön finden und ungestört genießen könne. Der Zweck einer Uebersetzung ist verfehlt, wenn der deutsche Text sich nicht liest wie das Werk eines deutschen Originaldichters. Döderlein's Uebersetzung ist in jeder Beziehung, was man mit einem zweideutigen Lobe elegant und populär nennt; der Schleiermacher'schen Ansicht entgegen hat er überall so zu übersetzen getrachtet, wie Horaz gedichtet hätte, wenn er ein Deutscher gewesen wäre.

Ueber den reichhaltigen kritischen Commentar, der jedem der beiden Bücher hinter der Uebersetzung beigegeben ist, kommt es uns nicht zu, hier zu sprechen. Die Erörterung dieses Theils muß philologischen Fachjournalen als Domäne vorbehalten bleiben.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel. 1859. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Zum dritten Male erscheint die Argo in der Reihe der mit besonderm Luxus ausgestatteten literarischen Erzeugnisse, wie sie sich, gleichsam zum Trost, grade dann anzubieten pflegen, wenn draußen nur noch welke Blätter im Winde rauschen; zum dritten Male — das ist ein Zeichen, daß sie sich in ihren frühern Jahrgängen Freunde erworben hat, denn Unternehmungen wie die vorliegende, die zu ihrer Herstellung so viel Stetigkeit, so viel Zusammenhalt vereinzelter Kräfte, so viel äußere Mittel bedürfen, vermögen nur durch die Gunst des Publicums in jährlicher Wiederkehr sich zu erneuern. — Die Argo bringt nächst einem Titelblatt in Farbendruck von Th. Hosemann zunächst achtzehn Bilder, sämmtlich von namhaften Berliner Künstlern. Amberg, Arnold, Burger, Cretius, Haun, Hosemann, Kretzschmer, Löffler, A. Menzel, Pape, Riefstahl, Steffeck, O. Weber, Wisniewski sind Namen von so gutem Klange, daß sie ohne Weiteres tüchtige und gefällige Leistungen verbürgen. Auch vertreten sie so mannigfaltige Richtungen der darstellenden Kunst, daß jede Gattung derselben, die überhaupt in einem derartigen Werke Vertretung zu finden berechtigt ist, Erzeugnisse ihrer Art hier aufweist. Bücher, wie das vorliegende, sind ebenso geeignet, das Kunsturtheil der betheiligten Gesellschaftskreise zu bilden, als zu verwirren. Sie thun das Erstere, wenn sie innerhalb der in ihrer Natur liegenden Grenzen das Ansprechende in vollendeter Ausführung geben; sie thun das Letztere, wenn sie das nach seinem Gedankeninhalte schwer Wiegende in den engen Raum von wenigen Quadratzollen zusammenzudrängen Miene und Anstalt machen. Wir stehen nicht an, von dieser allgemeinen Bemerkung eine Anwendung auch auf die dichterischen Darbietungen der Argo zu machen. Keine derselben macht den Anspruch, einen den erhabensten und tiefsten Gebieten des Lebens entnommenen Stoff erschöpfend behandeln zu wollen. Aber nichtsdestoweniger ist es eine große Mannigfaltigkeit der Zustände, der Empfindungen, der Anschauungen und der Dichtungsformen, welche uns in wohlthuendem, anregendem Wechsel hier entgegentritt. In Gottschall's Salomon de Cous wird man gern der neuerdings von Brachvogel dramatisch bearbeiteten Geschichte des Erfinders der Dampfkraft wieder begegnen, und aus der Zusammenstellung jener und dieser Bearbeitung zu interessanten Vergleichungen sich bewogen finden. Th. Storm's idyllische Novelle „Auf dem Staatshofe" und sein Gedicht „Im Garten" werden mit ihrem geheimnißvollen Helldunkel mehr Verlangen nach Licht, als gesättigte Befriedigung erregen. B. v. Lepel's Gaselen, Scherenberg's Jugendblätter aus Franklin's Lebensbuch; zwei Gedichte von H. Lingg; Fontane's, Blomberg's, Geibel's und Th. Heyse's Beiträge sind sämmtlich werthvolle poetische Gaben, und W. v. Merckel's Novelle „Aus dem Postwagen" läßt in dem engen Raum, den die Ueberschrift nennt, ein Stück Leben verlaufen, das, wie klein es auch ist, doch durch seine humoristische Auffassung unsre ganze Theilnahme fesselt. Wie B. v. Lepel mit einem kecken Einleitungsgedicht die kunstreichen Gaben der Argo einführt, so erläutert am Schlusse auch diesmal F. Eggers die Bilder derselben in liebenswürdigster Weise, und wie mehrere der Gedichte mit reichen, sinnig erfundenen Initialen geschmückt sind, so hat auch diesmal der Verleger für die Ausstattung des Werkes alle typographische Kunst aufgeboten. Mit so werthvoller Fracht kann die Argo überall, wo sie landet, eines freundlichen Empfanges im Voraus gewiß sein.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ergebnisse
von
Versuchen zur Hopfenconservirung.

Von Dr. Carl Fraas.

Die Zugabe des Hopfens zur Bierwürze in der Absicht, dem Biere einen beliebten Geschmack, mehr Klarheit und große Haltbarkeit zu verschaffen, ist zwar sehr alt, aber doch nicht so alt, als die Bierbrauerei selbst. Aus Gerstenmalz ein süßes, dann vergohrenes und berauschendes Getränk zu machen, wird bekanntlich schon der altegyptischen Stadt Pelusium, den Spaniern und Griechen zugeschrieben, — aber Hopfen zuzusetzen und das Bier lagerfähig zu machen und das ganze Jahr durch trinkbar zu erhalten, das ist wesentlich germanische Erfindung, wahrscheinlich am Niederrhein zuerst gemacht.

Aber der Hopfen ist ein in seinem Gedeihen äußerst unsicheres Gewächs, — deshalb großes Schwanken seines Preises, z. B. nicht selten von 30 fl. in einem Jahre auf 300 fl. pro Centner im darauffolgenden! und Zerrüttung aller Berechnung der Producenten, Händler und Brauer. Die Conservirung desselben für mehrere Jahre, so daß er noch immer lagerbares Bier erzeugen läßt, ist daher für hopfenbauende und bierbrauende Länder ein staatswirthschaftliches Problem. Denn der nur ein Jahr alte Hopfen hat seinen würzigen Geruch, der vom ätherischen Hopfenöl herrührt, verloren, seine Dolbenblättchen wurden braun, brüchig, abfallend — er schmeckt herb, gerbend — riecht, im engen verschlossenen Raume, Käse ähnlich, etwas faulend. Die organische Chemie hat hier noch eine schöne Reihe von Zersetzungsproducten der stickstoffhaltigen Substanzen der Hopfendoldenzellen, dann der Gerbsäuren und der Veränderung des ätherischen Oels zu studiren.

Wer die Blättchen, welche den Hopfenzapfen (botanisch unrichtig Dolde sonst genannt) bilden, zur Zeit der Reife genau betrachtet, findet am Grunde derselben eine große Zahl goldgelb glänzender Kügelchen, staubähnlich, daher auch Hopfenmehl genannt, welche die Gelehrten Lupulin nannten. Es ist zwar unrichtig, die Wirksamkeit des Hopfens allein von diesem Lupulin abzuleiten, aber der größte Theil der Wirkung liegt doch in ihm. Dieses Lupulin besteht aus ausgeschwitzten Harztröpfchen, die sehr viel ätherisches Oel enthalten. Sie sind keine Drüsen, denn sie haben keine Zellhaut um sich, sondern nur eine anfangs äußerst dünne Harzschicht, durch den Contact des Oeltröpfchens mit der Luft entstanden. Wenn man sie quetscht, so spritzt der Oelinhalt heraus, die äußere Schicht zerreißend. Ganz ähnliche Tröpfchen, also Lupulin, findet man auch auf der Rückseite der grünen Hopfenblätter in der Zeit ihrer üppigsten Vegetation von der Basis der Ranke bis zur Spitze.

Dieses Lupulin nun wird mit dem Alter des Hopfens braun, verliert seine Rundung, wird eckig, kantig — hart — ölleer; der Geruch des nunmehr verharzten und verflüchtigten Oeles verschwindet, aber der der verwesenden, stickstoffhaltigen Substanz stellt

sich ein, — der Hopfen ist schlecht, fast unbrauchbar geworden.

Nehmt Luftzutritt, Wärme und Feuchtigkeit so viel möglich, so fehlen die Bedingungen organischer Zersetzung und der Hopfen wird sich länger halten, — so war der nächstliegende Lehrsatz, als man erfuhr, daß die gemeine Praxis schon lange den Hopfen schwefele und so haltbarer mache. In England schwefelt man gleich jungen Hopfen, in Amerika desgleichen —, wer nach England Hopfen exportiren will, muß ihn schwefeln, denn, so ward beigefügt, in England will man nur Hopfen, der den Bieren die beliebte helle Farbe nicht alterirt, was der alte ungeschwefelt thut. Der Porter ist indessen braun genug. In Deutschland schwefelten die Kinder Israels auch schon lange, aber nur den alten Hopfen, um ihn — zum Export verwenden zu können und da und dort auch den alten für neuen anzubringen — „auf Borges" unschwer.

Dem Chemiker war der merkwürdige Einfluß der schwefligen Säure auf Pflanzenstoffe, zunächst solche mit zarten Zellwänden, an Blüthen u. dergl. längst bekannt. Sie entfärbt solche Stoffe, bewirkt Ausdringen des Wassers aus den Zellen und dann viel leichteres und gründliches Trocknen. Wie sich dabei der stickstoffhaltige Cytoblast der Zelle verhält? ist noch Frage.

Schwefel an den Hopfen, Pech in's Faß — also Pech und Schwefel in's Nationalgetränk — das schien gewagt und die ehrsamen Freunde eines würzigen, prickelnden, schäumenden, glänzenden, magenwärmenden Braunen protestirten gegen die neue Zugabe, den Schwefel nämlich, denn das Pech hatte längst das Bürgerrecht gewonnen. Pech ward ja schon im grauesten Alterthume den Weinen, um sie haltbarer zu machen, zugesetzt, und Vater Bacchus hält ja deshalb auf dem Thyrsusstab den harzreichen Föhrenzapfen der παράλιος πεύκη (Pinus maritima), was indessen auch ein vergrößerter Hopfenzapfen sein kann und Gegenstand altgermanischer Forschung zu werden verdient, in Anbetracht Einige den Trinkgott auch aus dem Lande der Scythen oder gar den kimmerischen Finsternissen kommen lassen und daselbst jedenfalls mehr getrunken wurde, als im nüchternen Indien, wo gar kein Wein wächst.

Da erklärte auf eine Anfrage des hopfenhandelnden Baierns B. v. Liebig, daß das Hopfenschwefeln nicht bloß etwas für die Gesundheit Unschädliches, sondern für die Haltbarkeit des Hopfens selbst sehr Nützliches sei und zwar um so mehr, je früher nach der Ernte es vorgenommen werde.

Herr v. Riethammer, erster Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern, proponirte nun die Anstellung einer Reihe von Versuchen mit frischem Hopfen (Holledauer Gewächs), circa 16 Centner, in der Art, daß enthielt:

A. Luftdicht verschlossen.

I. geschwefelten, hydraulisch gepreßten und luftdicht verlötheten Hopfen,

II. geschwefelten und dann künstlich (bei 28° R.) getrockneten, hydraulisch gepreßten und luftdicht verlötheten —

III. ungeschwefelten — sonst Nr. II gleich behandelten Hopfen.

B. Nicht luftdicht verschlossen.

IV, V, VI. Ebenso — aber künstlich gedörrt,

VII und VIII. geschwefelt und nicht gedörrt,

IX und X. geschwefelt und gedörrt —

XI und XII. dasselbe, aber in Leinwand hydraulisch gepreßt,

XIII und XIV. in gewöhnlicher Behandlung und Verpackung.

Schon bei der Oeffnung des zwei Jahre lang so wohl bewahrten Gewürzes zeigte sich, daß Nr. II durch Geruch und Aussehen jungem Hopfen nahe stand. Nr. I näherte sich etwas, auch Nr. III, nicht minder erschien beachtenswerth Nr. XII. Alle Uebrigen nicht luftdicht verwahrten erschienen bedenklich. Auch die im Laboratorium des Herrn B. v. Liebig selbst in Gegenwart der Commission von Sachverständigen vorgenommenen Probesude bestätigten das Ergebniß nach Augenschein.

Darum ging kühnen Muthes Herr Gabriel Sedlmaier, der „Spatenbräu," unternehmend und rationell wie keiner von den wackern Meistern, welche mit dem Maischscheit operiren, — daran, Nr. II und XII in regelrechtem ausgiebigen Sud zu verarbeiten und in zwei Kellern von verschiedener Güte von jeglichem Sud die Hälfte zu verlagern.

Der Juni fand dann im traulichen Abendschimmer eine Elite von Sachverständigen aus den besten Schichten der Bevölkerung im „Spatenkeller" vereint, um Nr. II und XII, die Versuchsbiere, zu prüfen und mit dem gewöhnlichen Lagerbiere des „Spaten" mit jungem Hopfen in Vergleich zu ziehen.

Da eine kleinere Partie von allen Hopfennummern auch zu Sudversuchen in das Technologium der landwirthschaftlichen Centralschule zu Weihenstephan behufs regelrechter Verwendung in des Zymotechnikers Dr. Knobloch Händen und zur genauesten wissenschaftlichen Controle dabei gewandert war, so blieb nun

auch ein Vergleich mit den hier erhaltenen Resultaten übrig.

Auch ward mit dem Ernst und der Aufrichtigkeit, den die Sache verlangt, anfangs August an die Prüfung gegangen und wieder die Nummern II und I als die besten erfunden. Da indessen hier auch die wie gewöhnlich verwahrten ihre Verwendung fanden, so zeigte sich bald, daß eine Bierprüfung nicht immer rosigen Ausganges ist, denn die Epitheta: staubig, harzbitter und nach altem Käse riechend — wurden nicht selten und demgemäß die Träger derselben den Gustanten zu nicht geringer Beschwerde.

Als glücklicher Zufall es endlich fügte, daß bei einer letzten Probe auf Haltbarkeit von Nr. II und XII im „Spatenkeller" im September noch zwei vereidete Bierkießer, also gradezu Promoti ihrer Facultät, zur Probe kamen und Nr. XII für das Beste und Nr. II erst zweiten Ranges — beide aus dem bessern Keller! — setzten und denen aus dem schlechtern Keller eine wenig rühmliche, zum Glück auch sehr kurze Zukunft, weil geringe Dauer, voraussagten, da zeigte sich recht klar wieder der ewige Zwiespalt im Rathen und Denken des schwachen Menschengeschlechts, denn der rationelle Brauherr wie der Referent des Generalcomité waren anderer Ansicht.

Doch gedieh endlich nach neuer Sitzung und Berathung der Schluß zur Reise, der für alle Hopfenhändler und Hopfenconsumenten von sehr großer Wichtigkeit ist —, daß „junger, geschwefelter, dann künstlich getrockneter, hydraulisch gepreßter und luftdicht verwahrter Hopfen nach zwei Jahren dem wie gewöhnlich behandelten noch jungen Hopfen nahezu an Wirkung gleichkomme und daß sich mit ihm gefahrlos Lagerbier brauen und in guten Kellern aufbewahren lasse." In den besseren der letzten werde es auch mit Nr. I gehen, kaum mit Nr. III, nicht aber gefahrlos mit Nr. XII, am wenigsten mit allen übrigen, nicht luftdicht verwahrten Nummern.

Das Schwefeln bewährte also bei geeigneter Behandlung seine conservirende Kraft für die uns brauchbaren Stoffe des Hopfens und wird sie, wie B. v. Liebig meint, noch mehr bewähren, wenn der Hopfen gleich nach dem Trocknen nach der Ernte und nicht erst am Ende des Subjahres, also nach einem halben Jahre und darüber, geschwefelt wird und künstliches Trocknen noch darauf folgt.

Vielleicht ist dann, fügen wir bei, das starke Pressen und der luftdichte Verschluß, beides unbequeme Dinge, weniger nothwendig. Das Detail über diese ausgedehnten Versuche ist in dem eben bei Enke in Erlangen erscheinenden 2. Hefte der Ergebnisse der bairischen landwirthschaftlichen Versuchsstation zu finden.

Das neue österreichische Geldwesen.

Von

Adolph Wagner.

In dem kurzen Zeitraume von zwei Monaten hat Oesterreich zwei wichtige Maßregeln in seinem Geldwesen durchgeführt. An die Stelle des bisherigen Conventionsmünzfußes, wonach 20 Fl. aus der Cölnischen Mark f. S. geprägt wurden, trat am 1. Nov. 1858 der 45 Fl.-fuß oder die „österreichische Währung," und die papierene Bankvaluta, welche seit 1848 bestanden und dem Lande alle Uebelstände eines schwankenden und unsichern Preismaßes hatte fühlen lassen, wurde am 1. Januar 1859 durch eigentliche Banknoten, welche also stets auf Verlangen gegen vollwerthige Silbermünze einzulösen sind, ersetzt.

Bekanntlich hat der Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 versucht, eine größere Gleichförmigkeit im deutschen Münz- und Geldwesen herbeizuführen. Er behielt die mit Ausnahme von Bremen sonst in ganz Deutschland herrschende Silberwährung bei, obgleich das Gold nach und nach in den wichtigsten Staaten der Welt rechtlich oder factisch wie in Frankreich zum Standard geworden war. Da sodann die Bestrebungen nach einem einzigen Münzfuße für ganz Deutschland scheiterten, so beschied man sich, unter den drei Hauptmünzfüßen, dem preußischen Thaler-, dem rheinischen Gulden- und dem österreichischen Conventions-Guldenfuß, nur ein festes Verhältniß aufzustellen. Es wurde daher die einzige rationelle Basis, die es für ein Münzwesen gibt, in einer bestimmten Gewichtseinheit edlen Metalls, und zwar hier in dem Zollpfunde feinen Silbers (= ½ Kilogramm) gelegt, aus welchem von nun an 30 Thaler „Thalerwährung" oder 45 Fl. „österreichische Währung" oder 52½ Fl. „süddeutsche Währung" geprägt werden sollten. Außerdem wurde der bisherige preußische Thaler unter dem charakteristischen Namen Vereinsthaler — Reichsthaler gibt's nicht länger — zur Hauptmünze für ganz Deutschland erhoben, so daß derselbe auch in den Gebieten beider Guldenwährungen cursirt. Dem Verhältniß der Ausmünzung entsprechend ist 1 Thaler genau = 1½ Fl. österr. W. oder 1¾ Fl. südd. W., oder sie verhalten sich wie 4 : 6 : 7. Der bisherige sogenannte 14 Thaler- und 24½ Fl.-fuß, denen ebenfalls die Cölner Mark zu Grunde lag, unterscheidet sich von dem Thaler- und süddeutschen Münzfuß so wenig, daß die Differenz in der Praxis unbeachtet bleiben konnte. In Oesterreich war der Uebergang nicht so einfach, da der neue Gulden

volle 5 % leichter als der alte ist, es mußte daher vorgeschrieben werden, daß alle auf Conventions-Münze lautende Zahlungsverpflichtungen im Verhältniß von 105 Fl. ö. W. zu 100 Fl. C.-M. zu bezahlen seien.

Als Unterabtheilung der Hauptmünze behielt Süddeutschland die bisherige Eintheilung des Guldens in 60 Kreuzer bei. Die Thalerländer führten allgemein die 30 Groschen-Theilung des Thalers durch, damit aber im lieben „weiteren Vaterlande," auch abgesehen von dem Bestehenbleiben der drei großen Münzfüße, die Gleichförmigkeit doch nicht gar zu groß sei und man auch hieran noch hinfüro merke, wann man von einem Lande in das andere komme, schlug jeder Staat wieder aus dem Groschen eine verschiedene Anzahl Pfennige, Sachsen 10, Preußen 12, Hannover wieder 10, Oldenburg 12. Die Eintheilung in 60 oder in 30 ist durchaus etwas Halbes, sie hat nur einige der Vorzüge des Decimalsystems und erkauft den Vortheil, durch 3 bequem theilbar zu sein, mit überwiegenden andern Nachtheilen. Die alte dem Duodecimalsystem sich anschließende hannoverisch-braunschweigische Eintheilung des Thalers in 24 Gute- oder 36 Mariengroschen ist gewiß zweckmäßiger, als die in 30 Groschen, bei welcher ebenfalls noch immer mit 3 Rubriken zu verrechnen ist — Thaler, Groschen, Pfennige — und bei der man immer gleich auf die unleidlichen ½ Groschen kommt, die berüchtigte, in Schrift und Sprache unbequeme Rechnung Norddeutschlands in 2½, 7½, 12½ Groschen u. s. w. In Deutschland fürchtete man die Schwierigkeiten, entschieden zum Decimalsystem überzugehen. Nur Oesterreich hatte den Muth dazu, trotzdem ihm schon der Uebergang zum 45 Fl.-fuß ungleich größere Unbequemlichkeiten verursachte, als die Einführung eines so geringfügig geänderten neuen Münzfußes in den beiden andern Münzgebieten. Bekanntlich wird auch der Franc und der Dollar in 100 eingetheilt. Es ist eigenthümlich, daß grade das praktische England an seiner unzweckmäßigen Eintheilung in Pfunde, à 20 Schillinge, à 12 Pence am längsten festhält. Oesterreich theilte den Gulden in 100 „Neukreuzer", erlangt dadurch die bekannten Vortheile des Decimalsystems, rechnet nur mit zweierlei Münzen und vermeidet die Brüche der Kreuzer in der Regel, da die Kreuzer bereits eine sehr kleine Münze sind, bei der man leichter ausgleichen kann. Uebrigens existiren auch halbe Kreuzer, mit der der consequenten Durchführung des Decimalsystems entsprechenden Prägung als ⁵/₁₀ Kreuzerstücke. Der Münzvertrag setzte auch die kleinsten Theilstücke der Hauptmünzen fest, welche noch nach dem vollen Landesmünzfuß ausgeprägt werden müssen. In Oesterreich ist dies Stück das 25 Neukreuzerstück. Da der österr. Gulden nach den obigen Angaben genau gleich ⅔ Thaler oder 20 Sgr. ist, so entspricht das eben genannte Stück dem norddeutschen 5 Sgr.-Stück, und die kleinste österr. Silberscheidemünze von 5 Neukreuzern ist gleich 1 Sgr. Der Neukreuzer hat genau den gleichen Werth des sächsischen oder hannoverschen Zweipfennigstücks. Der Unterschied zwischen der österreichischen und der Thalerwährung liegt also eigentlich nur noch in den Namen. An die süddeutschen Münzen schließen sich beide weniger gut an. Vermuthlich wird der rheinische Gulden auch am Ersten einer zweckmäßigeren Münze weichen müssen, dem Thaler oder dem österr. Gulden.

Die Rechnung nach neuen Gulden à 100 Neukreuzer trat theilweise am 1. Nov. v. J., vollständig am 1. Jan. d. J. ein und brach sich rascher Bahn, als man erwartet hatte, obgleich sie noch mit andern Unbequemlichkeiten verbunden war. Erst allmälig konnte man eine den Bedürfnissen des Kleinverkehrs entsprechende und genügende Menge neuer Scheidemünzen in Umlauf setzen. Bis dahin mußten die ältern noch im Cours bleiben und der Abrundung wegen jede von ihnen einen etwas andern Werth erhalten. Das alte 6 Kreuzerstück war genau = 10½ Nkr., mit Rücksicht auf den früheren um 5 % schwereren Münzfuß, es wurde aber auf 10 Nkr. fixirt, die älteren abgegriffenen Zwanziger, eigentlich gleich 35 Nkr. oder ⅓ Fl., sollten nur 34 Nkr. gelten, der alte Kreuzer, genau = 1¾ Nkr., wurde auf 1½ Nkr. festgesetzt. Da war genug Noth beim Rechnen. Das Allerschlimmste aber war, daß es auch noch sehr wenige neue Gulden oder Vereinsthaler (à 1½ Fl.) gab. Silbergeld in größeren Stücken beginnt sich wieder etwas mehr zu zeigen, ist aber immer noch eine Seltenheit und war es im vorigen November noch mehr. Die Masse der Umlaufsmittel bestand aus den damals erst theilweise wieder einlösbaren auf Conventionsmünze lautenden Banknoten der österreichischen Nationalbank. Es cursirten davon Appoints von 1000, 100, 50, 10 Fl. und kleinere zu 5, 2 und 1 Fl. Die letzteren, zusammen über 100 Millionen, dienten zur Zahlungsvermittelung im Kleinverkehr. Jetzt wurde die 100-Eintheilung eingeführt, aber sie gehörte zu dem neuen Gulden. Der alte, also die allein vorhandene Guldennote der Bank, mußte daher zu 105 Nkr. gerechnet werden, da sie auf den um 5 % schwereren Conventionsmünzfuß lautete. Die letzten zwei Monate des Jahres 1858 rechnete man daher immer zu 105 Kreuzer pr. Gulden, das war eine unzweifelhafte Unbequemlichkeit und dennoch ging es, in vierzehn Tagen hatte man sich

daran gewöhnt, der beste Beweis, daß Diejenigen, welche immer aus lauter Aengstlichkeit vor den Schwierigkeiten einer Umänderung in Münze, Maß und Gewicht die rationellsten Verbesserungen hintertreiben, die Noth und Mühe gewaltig überschätzen.

Eine größere Schwierigkeit als in allen diesen Punkten lag für Oesterreich in dem Uebergange von der Bankvaluta zur Metallwährung, somit in der Erfüllung des Artikels 22 des Münzvertrags. Werfen wir daher einen Blick auf die Geschichte der österreichischen Nationalbank. Das Institut ist eine jener großen Quasi-Staatsbanken, die man so vielfach preist, die entschieden auch in mancher Beziehung Lob verdienen und nützlich wirken können, aber noch weit häufiger, wie auch in diesem Beispiel, vom volkswirthschaftlichen und selbst vom politischen Standpunkte aus sehr zu tadeln sind. Die enge Verbindung mit dem Staat und die Vermischung des Staatscredits und Bankcredits haben mehr als ein solches Institut schon zu Fall gebracht, und so geschah es auch mit der österreichischen Nationalbank. Im Jahre 1816 zu dem ausdrücklichen Zwecke gegründet, dem Staate bei der Einlösung seines ganz entwertheten Wiener-Währung-Papiergeldes zu helfen, übernahm sie im Jahre 1820 ausschließlich die Pflicht, das noch vorhandene Papiergeld im Betrage von 450 Millionen Fl. einzuziehen, wozu eine Summe von 180 Mill. Fl. C.-M. nöthig war, da der Einlösungscurs auf 250 Fl. W. W. zu 100 Fl. C.-M. gestellt wurde. Statt nun rasch vom Staate die Mittel zu erhalten, welche zur Ausführung dieses Geschäfts gebraucht wurden, schloß sie Verträge ab, wodurch sie nur einen kleinen Theil ihrer Vorschüsse sofort baar ersetzt erhielt, wogegen für eine Summe von 110 Mill. Fl. C.-M. ein langsames Tilgungsverfahren festgesetzt wurde. Sie gab also ihre Noten, die sie jeden Augenblick versilbern mußte, her und hatte als Deckung diese momentan ganz unrealisirbare Rente und Tilgungsquote vom Staat. Ja, sie ließ sich zu weiteren großen Vorschüssen an den letztern verleiten, die Mitte der vierziger Jahre sich auf 50 Mill. Fl. beliefen. Ein recht deutliches Beispiel, wie schädlich auch für die Staaten selbst diese Verbindung mit einer Zettelbank sei. Noch jetzt wird die Bank namentlich durch diese alten Schulden in einem delicaten Zustande erhalten, der Staat vermag sie nicht abzutragen, während er in der langen Friedensperiode unter den günstigsten Bedingungen und zu einem niedrigen Zinsfuße Anleihen contrahiren konnte, um damit die Schuld an die Bank zu tilgen. Das Heimlichkeitssystem, das auch in Bezug auf die Bank vor 1848 in Oesterreich herrschte, verbarg die riskante und unsolide Lage dieses Instituts dem prüfenden Auge des Publicums. Das verhängnißvolle Jahr 1848 brach an, die Situation der Bank ließ sich nicht länger verhehlen, die Noten strömten an sie zurück und mußten eingelöst werden, aber der Baarfonds genügte dazu nicht, die übrigen Ausstände der Bank, hauptsächlich eben die Staatsschuld im damaligen Betrag von 130 Mill. Fl., waren nicht zu realisiren und das vorauszusehende Resultat trat ein, Ende Mai 1848 mußte die Bank die Baarzahlungen suspendiren. Ein Patent vom 2. Juni sanctionirte diese Maßregel, führte den Zwangscours für die uneinlösbaren Noten ein und wurde die Grundlage für das österreichische Geldwesen, wie es bis zum 31. December v. J. bestand. In den stürmischen Jahren 1848 und 1849 mußte die Bank von Neuem 100 Millionen dem Staate darleihen, also mehr Noten ausgeben, die immer stärker entwertheten. Gegen diese Vorschüsse läßt sich wenig einwenden, in solchen Zeiten kennt Noth kein Gebot. Es ist aber durchaus falsch, wie man so oft hören kann, wenn man diesen Vorschüssen aus den Revolutionsjahren die Schuld an dem fortdauernden Zustande der Insolvenz der Bank gibt. Mit großer Energie war in zwei bis drei Jahren diese *neue* Schuld an die Bank abbezahlt. Ja selbst die große Schuld, die durch Einlösung des neuen, vom Staate selbständig in der Zeit von 1848 bis 1853 ausgegebenen Papiergeldes mit Banknoten entstand, wurde durch vertragsmäßige Tilgung aus dem großen Nationalanlehen bis Ende 1856 vollständig abgetragen. Leider aber sah sich die Regierung während des orientalischen Krieges genöthigt, was sie kaum der Bank gegeben, wieder von ihr zu entleihen. Abermals wuchs die Schuld an die Bank um 100 Millionen und abermals wurde dadurch die Zeit der Wiederaufnahme der Baarzahlungen in's Ungewisse hinausgeschoben. Während man an den früheren Tilgungen der neuen Schulden mit rastloser Energie gearbeitet, begnügte man sich diesmal mit einem Palliativmittel. Man überwies der Bank Ende 1855 einen großen Domainencomplex, woraus sie sich selbst für die gesammte neue Schuld von 155 Millionen bezahlt machen sollte. Im günstigsten Falle war hier dasselbe Resultat zu erreichen, wie bei der ältesten Forderung der Bank an den Staat, die immer noch 50 bis 60 Millionen betrug. Nach Verlauf von drei Jahren sind an jener andern Schuld erst 8 Mill. getilgt. Unterdessen war der deutsche Münzvertrag abgeschlossen, der in seinem Art. 22 die Ausgabe uneinlösbaren Papiergeldes mit Zwangscours untersagt und die Abstellung der in dieser Beziehung noch bestehenden Ausnahmen bis spätestens 1. Januar 1859

verordnet. Dies war also der Termin, bis zu dem in Oesterreich wieder die Baarzahlungen der Bank aufgenommen sein mußten. Es gelang der letztern, ihren Silbervorrath durch bedeutende Vergrößerung ihres Stammcapitals und Bezüge von Metall aus dem Auslande zu erhöhen. Aber immer noch war ihre Lage sehr delicat mit Rücksicht auf die übrigen Deckungsmittel der Noten. Verschiedene Verordnungen des vorigen Jahres bestimmten nun die Ersetzung der bisherigen Conventionsmünznoten durch neue österr. Währung, die einlösbar waren. Doch wurde über die Einziehung der Noten unter 10 Fl. noch Nichts festgesetzt. Da vernichtete indessen die kaiserliche Verordnung vom 26. Dec. v. J. alle noch vorhandenen Zweifel, sie hob das Patent vom 2. Juni 1848 auf, erklärte alle neuen und alten Noten wieder für einlösbar, gestattete aber, da die Lage der Bank die gänzliche Einziehung der kleinen Noten noch nicht erlaubte, einstweilen einen Betrag von 100 Mill. Fl. Ein-Guldennoten österr. W., ebenfalls einlösbar, auszugeben, wodurch der Münzvertrag formell völlig erfüllt ward, während weitere, leider nur etwas verspätete Maßregeln verheißen wurden, um durch Ueberlassung von Geldern aus dem Kaufpreis der Südbahn die Bank auch wirklich in den Stand zu setzen, dauernd die Baarzahlungen aufrecht zu erhalten. Wenn dies geschieht, so hat der Kaiserstaat eine große Aufgabe vollbracht, sein Geldwesen ist auf einer soliden Basis aufgebaut, und während die andern deutschen Staaten jede durchgreifende Verbesserung scheuten, hat Oesterreich deren drei durchzuführen gewußt.

Wirthschaftliche Vereine.

Von

A. Lammers.

I.

Es scheint ein Gesetz der Geschichte zu sein, daß untergehende Mächte ihre Erben selbst ausstatten und in's Leben einführen müssen. In diesem Falle wenigstens befindet sich der Staat, der ehrwürdige Alte, wenn wir ihn in einer noch nicht allzu entlegenen Vergangenheit und theilweise noch heute jene Vereine in's Leben rufen sehen, von denen man jetzt bereits ermessen mag, daß sie bestimmt sind, dem Staat einen großen Theil seiner jüngsten Sorgen und Geschäfte hülfreich abzunehmen. In keinem andern Falle werden sich ja auch die Zünfte befinden, wenn wir sie hier und da einen allerdings schwachen Anlauf nehmen sehen, freien Genossenschaften die rauhe Bahn zur Wirklichkeit zu ebnen.

Während die neuere Vereinsbewegung uns Alle mehr oder weniger in ihre Kreise zieht, wird sie nur erst selten auch einmal historisch und kritisch betrachtet. Und es könnte doch über die Richtung des Stromes so manchen Aufschluß gewähren! Werfen wir denn einen Blick auf die Geschichte der landwirthschaftlichen und gewerblichen Vereine; nicht auf die Mannigfaltigkeit derjenigen Vereine, welche gradezu dem Erwerb dienen oder doch einen bestimmten technischen Zweck verfolgen, wie z. B. Vereine für veredelte Viehzucht, Seidenbau, und Leineweberei, sondern auf jene andern Vereine, deren Aufgabe mit einem Worte der landwirthschaftliche oder gewerbliche Fortschritt überhaupt ist. Sie gingen vorwiegend aus den Lenden des Staates hervor. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der aufgeklärte Absolutismus in Blüthe stand, sowie in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen entstanden etwas früher jene „Königlichen Landwirthschaftsgesellschaften," etwas später jene „Gewerbevereine für das Königreich," die wir meistens noch jetzt in achtbarem, wiewohl wenig fruchtbarem Alter fortvegetiren sehen. Provinzialvereine, Localvereine entsproßten einzeln dem erstgebornen Haupte dieser Emporkömmlings-Familie. Aber in ihnen erlosch der Funke des Lebens meistens auch zuerst wieder. Wo sie sich behaupteten, erfuhren sie in der Regel eine innere Umgestaltung gleich dem Landesverein, aber in entgegengesetzter Richtung. Der Landesverein wurde in den meisten Staaten mit der Ausbildung der allgemeinen staatlichen Fürsorge enger an die Regierung herangezogen, so daß etwa sein Vorstand der amtlichen Bestätigung unterlag oder unmittelbar mit höheren Beamten besetzt wurde, um der regierenden Wirksamkeit eine reichere Kenntniß der Verhältnisse zuzuführen und ihrer eigenen Einwirkung auf die Verhältnisse die Bahn zu brechen. Die Kreis- und Ortsvereine dagegen hatten mitunter das gute Glück, sich der Abhängigkeitsbande zu entschlagen. Sie gingen als minder bewachte Außenwerke in die Hände des allmälig erwachsenden Feindes, der freien und auf Selbsthülfe sinnenden Bevölkerung über, deren vereinsbildende Thätigkeit derjenigen des Staates alsbald den Vorsprung abgewann.

Der Kampf zwischen beiden Tendenzen, zwischen der Tendenz, welche befreien und nur in der Freiheit vereinigen will, und der andern Tendenz, welche in dem öffentlichen Vereinswesen die Hierarchie des Staatsdienstes nachbilden möchte, um die einstige unbedingte Gewalt durch geistige Ueberlegenheit noch

eine Weile fortzusetzen — dieser Kampf macht gegenwärtig ein gutes Stück in dem Leben unsrer landwirthschaftlichen und gewerblichen Vereine aus. Er braucht darum noch nicht grade allen oder auch nur den meisten Mitgliedern zum Bewußtsein gekommen zu sein. Auch von den eigentlich politischen Kämpfen ist es bekannt, daß ihr wahrer Sinn längst nicht alle Mitstreiter bewußt durchdringt.

Allgemeiner empfunden und anerkannt ist schon ein zweiter Kampf feindlicher Bestrebungen, der indessen mit dem ersten eng zusammenhängt. Den technischen Belehrungen suchen seit Kurzem ziemlich überall die wirthschaftlichen Unterhaltungen den Rang abzulaufen. Der Aufschwung der sogenannten Naturwissenschaften ist bekanntlich dem der Gesellschaftsforschung um einige Zeit vorausgegangen; insofern war ihre Anwendung auf das Leben, war die Technik im weitesten Verstande das erste, was sich Gefäßen gleich den Landwirthschafts- und Gewerbevereinen als Inhalt darbot. Wir wissen nicht, ob man es der Technik ohne Unbilligkeit nachsagen darf, daß sie die Belehrung durch wechselseitige Erörterung verschmäht und belehrender Vorträge gradezu bedarf. Aber soviel wissen wir, daß sie die Gewerbevereine bisher mehr oder minder ausschließlich in der Form von Vorträgen heimgesucht hat. Es ist leicht zu sehen, daß diese Eigenthümlichkeit, gleichviel ob angeboren oder nur äußerlich angeeignet, in den Augen des Staates die Technik besonders würdig erscheinen lassen mußte, die von ihm gestifteten und gefütterten Vereine zu füllen. Befand sich doch der Staat, indem er aufklärende Vereine in's Leben rief, der aufzuklärenden Bevölkerung gegenüber in ganz gleicher Lage wie der vortragende Professor im Gewerbeverein! Einer spricht, die Uebrigen lauschen. Bei dem Redenden ist alle Weisheit und bei dem Hörenden alle Bedürftigkeit. Allein nicht bloß ihre Mittheilungsweise machte die Technik so willkommen; ihr Gehalt gesellte sich begünstigend hinzu. Die technische Richtung konnte es gelassen dulden, daß der Verein in dem abhängigen Verhältniß seiner Geburt verharre. Sie hat es mit den Kräften der leblosen Natur zu thun. Den Menschen läßt sie wie sie ihn findet. Dies genügt, um Regierungen und Beamten überall ein geheimes Streben einzuimpfen, die ihrem Einflusse offenstehenden Landwirthschafts- und Gewerbevereine streng auf technische Nahrung zu beschränken; ähnlich, wie man reißenden Thieren bei der Zähmung die animalischen Speisen durch vegetabilische zu ersetzen sucht. Herzlich gern bewilligt man von dem wohlfeilen Gelde, über welches zu gewissen Zeiten der Entwicklung die Staatsgewalt massenhaft und kaum verantwortlich verfügt; aber man stellt eine einzige kleine Bedingung: „Es darf nicht raisonnirt werden.“ Das heißt, der Staat, dieser grau gewordene alte Herr, will in seinem hergebrachten Lebensgang, in der süßen Gewohnheit des Allenthalben-Sich-Einmischens und des Jedermann-Befehlens nicht durch seine eigenen, wenn auch nachgrade erwachsenen Kinder und Mündel gestört werden. Demnach Vorträge, aber keine Unterhaltungen; Sitzungen, so viel der Vorstand nur immer will, aber keine Frucht, keine Thätigkeit nach außen; möglichst spärliche Dosen von dem starken Trank der Oeffentlichkeit; und endlich Beschäftigung mit den niemals unterbrochenen Ordnungen, mit den keiner Empörung fähigen Kräften der Natur, anstatt mit dem unruhigen Gaste Menschengeist, der die Ordnung am Ende nur dazu vorhanden wähnt, daß er sie von Zeit zu Zeit störe! Das sind die guten alten Landwirthschafts- und Gewerbevereine, die ein jüngeres Geschlecht leider neuerdings auf den Altentheil zu setzen Miene macht.

In der That, so ist es. Die technische Einseitigkeit beginnt zu schwinden gleichzeitig mit der staatlichen Abhängigkeit. Die Wirthschaftslehre, wenn man zusammenfassend und vergeistigend so sagen darf, drängt sich mächtig in den Vordergrund. Bei den Gewerbevereinen tritt das allerdings auffälliger hervor. Während in den frei entstandenen oder allmälig vom Staatsdruck erlösten Vereinen die Wirthschaftslehre von Haus aus gewissermaßen unsichtbar den Vorsitz führte, sind einzelne sogar ausdrücklich „wirthschaftliche Gewerbevereine“ entstanden. Ohne die Technik ganz über Bord zu werfen, werden alle diese Vereine unzweifelhaft der Wissenschaft vom Menschen den Vorzug einzuräumen fortfahren. Aber auch die landwirthschaftlichen Vereine, wiewohl sie sich langsamer fortentwickeln und der Beobachtung stärker entziehen, lassen Spuren eines solchen inneren Fortschrittes wahrnehmen. Der Fernerstehende wolle sich nur der letzten Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Braunschweig erinnern. Nicht allein, daß auf der Tagesordnung die angewandte Gesellschaftskunde der angewandten Naturwissenschaft beinahe schon zuvorgekommen war; auch die Verhandlung trug, wie bereits auf der vorletzten Versammlung in Koburg, den Stempel reifender Einsicht in die Naturgesetze menschlichen Tausches.

Die landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands haben in diesem jährlich wiederkehrenden, von Ort zu Ort wandernden „Tag der deutschen Landwirthe“ einen Mittelpunkt, der einer Krone nur uneigentlich zu vergleichen wäre; denn er ist von staatlichen Voraussetzungen völlig frei. Jeder Zweihänder von der Gattung Mensch kann Mitglied dieser

Jahresversammlung werden. Landwirthschaftliche Behörden und Vereine können sich zwar durch besondere Abgeordnete vertreten lassen, aber von einigen Formgeschäften abgesehen haben ihre Verteter keirn größeres Stimmrecht als jeder andere Inhaber eines eingezeichneten Namens. Dies könnten politische Idealisten als ein Vorbild der zukünftigen staatlichen Gestaltung des Vaterlandes auffassen und lebhafter von einer bevorstehenden deutschen Republik träumen. Wir wollen ihnen dieses Vergnügen gönnen; darin wenigstens werden Alle übereinstimmen, daß die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe von dem allgemeinen Charakter des landwirthschaftlichen Vereinswesens bis jetzt noch schreiend abweicht. In allen bedeutenderen Einzelstaaten haben die Landwirthschaftsvereine bisher eine Art zwangsweiser Hierarchie bewahrt. Aus dem Landesverein sind Provinzialvereine entsprossen, aus diesen Localvereine. Erst neuerdings und einzeln ist auch wohl einmal ein örtlich begrenzter Verein frei geboren und hat sich frei bewahrt. Soll nun der Nationalcongreß der Landwirthe seine Form aufgeben oder der ganze große Rest? Denn eins wird doch wohl geschehen müssen, wenn die Gegensätze erst stärker empfunden werden. Soll der Nationalcongreß etwa dem Bundestage Lehnspflicht anbieten und dafür matricularmäßig aufgebrachtes Geld vom Bunde empfangen? So wenig wir hierzu rathen möchten, so wenig besorgen wir, daß es sich in der Wirklichkeit je so machen werde. Der allgemeine Zug der Geister nach Befreiung wird auch hierin seine Kraft bewähren, und umgekehrt vielmehr wird der beruhigende Vorgang jenes Nationalcongresses allmälig den Landesvereinen sammt ihrem Gefolge Muth machen, sich zu allodificiren, d. h. die goldene Fessel des Staates endlich abzuschütteln.

Bei den deutschen Gewerbevereinen verlegt sich dieselbe Hoffnung nach einer andern Seite hin. Ein Nationalcongreß mangelt ihnen noch. Die Landesvereine sind auch in der gewerblichen Sphäre vom Staat abhängig und in technischer Einseitigkeit beschränkt. Aber neben diese halbamtliche Vereine, die fast ebenso sehr Behörden als Vereine sind, haben sich neuerdings verschiedentlich freie Gewerbevereinstage gestellt, die den Blick auf eine gemeine deutsche Vereinigung öffnen und aus der gesundesten Wurzel erwachsen sind. Ihre Wurzel nämlich bilden die frei entstandenen oder befreiten Vereine der Städte, die seit der geistigen Aufrüttelung von 1848 Deutschland zahlreicher angefüllt haben als selbst die Vorschußvereine, deren wunderbares Wachsthum und Gedeihen bald vielleicht von der Hand des Führers und Meisters den Lesern dieser Blätter vor die Augen gebracht werden wird.

Da diese unterste und allgemeinste Stufe freier Vereinigung in den Städten zwar jünger, aber gleichwohl schon weit ausgebildeter ist als auf dem Lande, so werden die Landwirthschaftsvereine auf ihrem Marsche zu dem Doppelziel äußerlicher Unabhängigkeit und wirthschaftlicher Erfüllung von den Gewerbevereinen Manches absehen können. Auch wird die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen beiden Organen der Volksthätigkeit schon hier und da gefühlt. In Sachsen, wo das Vereinswesen verhältnißmäßig sehr entwickelt ist, hat man einander die Bruderhand bereits gereicht.

Ein wirthschaftlicher Gewerbeverein — möge er nun diese nähere Bezeichnung auf dem Aushängeschilde führen oder nur lebendig wirksam in der Seele tragen — kann einer Stadt zu einer reichlich strömenden Segensquelle werden. Er ist der bequeme Sprechsaal für fast alle öffentlichen Anliegen des Gemeinwesens, die nicht förmlich auf das Rathhaus gehören und doch auch an den Erörterungen der Ortspresse nicht genug haben. Neuerungen von Belang haben in ihm ihren Schmelztiegel, der das Gold des ausführbaren Gedankens von den Schlacken scheidet. Für die verantwortlichen, ernsten Geschäfte des Raths und der Vertreter der Stadt bereitet man sich in ihm stufenweise auf das Beste vor.

Allerdings ist die wirthschaftliche Richtung in einem Gewerbevereine sowohl überhaupt als den Thatsachen der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung gegenüber nicht völlig so bescheiden, wie die technische oder naturforschende. Ihr großer und steter Gegenstand ist der Mensch. Die Veränderung von Anschauungen, Sitten und Gesetzen ist ihr immerwährendes Ziel. Zwar wird auch ein wirthschaftlich arbeitender Gewerbeverein weise handeln, wenn er mit der Einwirkung auf seine Mitglieder beginnt, nicht bloß im Anfang seiner Wirksamkeit, sondern bei jeder einzelnen Tagesfrage; wenn er über diesen engsten Kreis auch nur Schritt vor Schritt hinausgreift, zunächst Gesellen und Lehrlinge einerseits, das umgebende große Publicum andererseits anpackt, und erst zuletzt auch Gemeinde und Staat, die empfindlichen Geschwister, zu einigem Fortschritt zu bewegen sucht. Aber wie er sich immer bescheiden mag, er wird nothgedrungen nach und nach in ein sehr entschiedenes Verhältniß zu den menschlichen Dingen um ihn her treten müssen, oder aber langsam absterben. Ein Drittes ist ihm nicht gegeben. Und wenn in der ungehemmten Berührung von Wissenschaft und Leben die wirthschaftliche Wahrheit ihre Kraft bewähren muß, so wird jenes Verhältniß im Wesentlichen darauf hinauslaufen,

daß der wirthſchaftliche Gewerbeverein auf allen Lebensgebieten Befreiung fordert. Die Freiheit, „der Weisheit letzter Schluß,“ wird am Ende unzweifelhaft auch die Seele der vereinigten Thätigkeit freier Männer. Aus blinden Gläubigen der Zunftverfaſſung macht der Gewerbeverein aufgeklärte Anhänger der Gewerbefreiheit. Die Vorrechte verlieren bei ſeinen Genoſſen ihren bisherigen Cours, und Gerechtigkeit fängt an ihnen als die beſte Politik zu erſcheinen.

Die Forderung freier Arbeit mit allen ihren vernunftgemäßen Folgerungen wird hiernach bald zum Glaubensbekenntniß eines ſolchen Vereins; wenn er auch Niemanden nöthigt, auf ihren Buchſtaben zu ſchwören. Aber die ſiegende Wirthſchaftslehre ſetzt nicht allein gegen die unvernünftigen Schranken der Vergangenheit das Recht der Arbeit auf vollkommene Freiheit durch; ſie erobert auch der Arbeit Raum auf Koſten des üppig genießenden Müßiggangs hier, auf Koſten des elend verkommenden Müßiggangs dort. Das muß ihr Gefäß, der Gewerbeverein, ſich merken. Er muß nicht meinen, mit einem Bischen Hinundherſchwatzen ſei es gethan. Arbeit iſt auch für ihn die Bedingung geſunden und gedeihlichen Lebens. An Stoff wird es bei gutem Willen nie fehlen. Da gibt es für jede noch ſo geringe Frage den Thatbeſtand feſtzuſtellen, wo möglich durch ſelbſtgewonnene Statiſtik; da gibt es Vorgänge anderer Städte oder Länder zur Vergleichung oder zur Richtſchnur heranzuziehen; da gilt es die Wiſſenſchaft zu fragen, angeregte Streitfragen bis auf den Grund zu prüfen, den zuſammengetragenen Rohſtoff zweckmäßig weiter zu verarbeiten. Ausſchüſſe müſſen neben den öffentlichen Zuſammenkünften thätig werden, und die regelmäßige Wirkſamkeit des Vorſtandes darf nicht auf Abwicklung der äußerlichen Geſchäfte des Vereins einſchrumpfen, ſondern muß das eigentliche Leben der Geſammtheit im verjüngten Maßſtabe wiederholen oder beſſer noch vorwegzeichnen.

Anſpannung alſo der gewonnenen und verſammelten Kräfte, einer jeden nach ihrer Art und Brauchbarkeit; aber auch Beſchränkung auf das wahre Vereinsfeld. Es kann nicht die Aufgabe eines wirthſchaftlichen Gewerbevereins ſein, indem er ſeine Pforte allen gemeinnützigen Entwürfen zu freiem Spiel öffnet, die daraus entſtehenden Unternehmungen nun auch Zeit ihres Lebens zu bemuttern. Es gibt im Gegentheil eine ganz feſte Grenze, bei welcher er allemal umkehren ſollte. Dies iſt der entſcheidende Augenblick, wo ein Gedanke das luftige Reich der Ideen verläßt und ſeinen Wohnſitz auf dem feſten Boden der Wirklichkeit nimmt. Es ſind geiſtige Einwirkungen, in denen ſolch ein Verein ſeine Stärke hat: thue er daher Alles, was auf dunkle Punkte Licht werfen, was ſtreitige Fragen löſen, was die Meinungen vereinigen und die Geiſter erwärmen kann; aber hüte er ſich, Hand an's niedere Werk zu legen und ſeine eigene Fortdauer an den Beſtand eines ſeiner Geſchöpfe zu knüpfen.

Gewerbevereine, wie wir ſie hier im idealen Durchſchnitt zu zeichnen verſucht haben, ſind in Deutſchland ſchon ziemlich zahlreich verbreitet und Deutſchland anſcheinend eigenthümlich. Da das deutſche Gewerbe noch nicht durchweg frei iſt, ſo mußten die erfriſchenden Lüfte der Gegenwart im Handwerkerſtande das Bedürfniß nach innerer Befreiung von den ererbten alten Vorurtheilen erzeugen; und die zugleich erhaltene Gewohnheit des Genoſſenſchaftslebens führte leichter in die neue Vereinigung hinüber. Allein die Aufgabe der Gewerbevereine iſt keineswegs erſchöpft, wenn ſie den Handwerker zu dem ſtärkenden Glauben an die Freiheit bekehrt haben. Darüber hinaus werden ſie der Wirthſchaftslehre allezeit offene Tempel bleiben, Fortbildungsanſtalten für ein wißbegieriges Geſchlecht von Handwerksmeiſtern, ein ſtets fruchtbarer Boden und zugleich eine zuverläſſige Controle für jede Verbindung zu beſtimmten gemeinnützigen Zwecken. Sie gewähren uns Deutſchen alſo vor jenen Nationen, die uns in der geſetzlichen Befreiung der Arbeit voraus ſind, einen doppelten Vortheil. Die Feſſeln brauchen nicht abgeſchüttelt zu werden, ohne daß der Geiſt der Gefeſſelten gleichzeitig umgeſtimmt werde; was der befreienden Maßregel leichteren Eingang und feſtere Dauer verſpricht. Und iſt einmal geſetzlich die Gewerbefreiheit ausgeſprochen, ſo bringen wir dieſer Zukunft eine vortreffliche Bürgſchaft mehr entgegen, daß der Einzelne, der nicht auf eigenen Füßen zu ſtehen vermöchte, an ſeinen Genoſſen einen wechſelſeitig gewährten und empfangenen Halt finden werde, daß die Freiheit alſo nur kräftigen und ſegnen, nicht die ſchwächeren Menſchenpflanzen knicken werde.

Fünfte Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Vom Großen Ocean.

Neueſtes über das Amurland und Britiſh-Columbia.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſind wir einem großen Aufſchwunge im Welthandel nahe. Der Große Ocean, bisher mit einigem Recht der „Stille“ genannt, beginnt eine überaus wichtige Rolle zu ſpielen. An ſeinen ausgedehnten Geſtaden, die an vielen Stellen vor nicht gar langer Zeit von Europäern kaum erſt betreten waren, erblühen jetzt mit überraſchender Schnelle europäiſche Colonien und europäiſcher Handel. Das Amurland, von dem in dieſen Blättern zu wiederholten Malen berichtet wurde, ſcheint die ſtolzeſten Erwartungen der Ruſſen zu übertreffen; Englands herrliche Beſitzungen an der Nordweſtküſte der Neuen Welt, wo neben einer ſehr günſtigen geographiſchen Lage noch das Geld ſeine unwiderſtehliche Anziehungskraft übt, gehen in ihrer Entwicklung mit mächtigen Schritten vorwärts; die ſoeben mit China und Japan angeknüpften günſtigen Handelsverbindungen, das friſche Aufblühen der engliſchen Colonien in Süd-Auſtralien und Neu-Seeland, die erhöhte Thätigkeit der Vereinigten Staaten im fernen Weſten, die bevorſtehende Ausführung wenigſtens eines der centralamerikaniſchen Canalprojecte, einer großen nordamerikaniſchen Eiſenbahn nach den pacifiſchen Geſtaden und der ſibiriſchen Telegraphenverbindung u. ſ. w. — Alles ſcheint darauf hinzudeuten, daß der Stille Ocean, ſeinem Namen zum Trotz, in Zukunft der Schauplatz eines regen Völkerverkehrs ſein und dem Welthandel einen neuen, unberechenbar großen Aufſchwung geben wird.

Ein ungetheiltes Intereſſe nehmen immer noch Rußlands neue Erwerbungen im Oſten des alten Continents in Anſpruch. Die Schnelligkeit, mit welcher Handel und Coloniſation am Amur*) fortſchreiten, iſt wahrhaft überraſchend. Zugleich aber wird, wie es ſcheint, auch auf Gebietserweiterung gedacht. Nach dem Vertrage vom 28. Mai 1858 blieb bekanntlich China das rechte, Rußland fiel das linke Amuruſer zu; von der Einmündung des Uſſuri an war auch das rechte Ufer ruſſiſch. Ob das mehrfach in Zeitungen erwähnte Gerücht von einem zweiten Vertrage zwiſchen den beiden Mächten, nach welchem der ganze öſtliche Theil der Mandſchurei zwiſchen dem Amur, dem Uſſuri und der Meeresküſte ſüdlich bis zum 43° n. Br., alſo bis zur Victoria-Bai, an Rußland abgetreten ſein ſoll, begründet iſt, können wir nicht beſtimmt ſagen; wie vorſichtig Rußland mit der Veröffentlichung von dergleichen Verträgen umgeht, das hat man bei jenem erſten geſehen, der erſt Monate nach ſeinem Abſchluß zur allgemeinen Kenntniß kam. Daß aber, wenn bis jetzt noch nicht geſchehen, ein ſolcher Vertrag noch abgeſchloſſen wird, das iſt faſt mehr als ſicher. Perry Collins, der amerikaniſche Conſul für Nikolajefsk, ſagt bei Betrachtung der Nothwendigkeit jener Gebiete für die ungeſtörte Entwicklung von Rußlands Handelsverkehr in Oſtaſien: „Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird die jetzige Tartaren-Dynaſtie in China in kurzer Zeit fallen, worauf vielleicht eine Theilung des Reiches eintritt; die Chineſen, einmal der Tartaren ledig, werden ſich um die Mandſchurei, das Land ihrer Unterdrücker, nicht kümmern, die

*) Der Ton von Amur liegt auf der letzten Silbe.

ruſſiſchen Grenzen aber ſüdlich bis zur Mauer, ſowohl in der Mandſchurei als in der Mongolei, ausgedehnt werden." Handel und Coloniſation am Amur entfalten ſich zu voller Blüthe. Vor der Hand iſt für den Amurhandel noch Nikolajefsk der Hauptſtapelplatz; doch iſt bei den Schwierigkeiten, welche hier die Einfahrt der Schifffahrt bietet, mehr und mehr zu erwarten, daß das Project einer Eiſenbahn über die Landenge, welche der Fluß ca. 40 Meilen vor ſeiner Mündung mit dem Meere bildet, ſich realiſiren werde. Nöthige Terrainunterſuchungen ſind bereits von Romanoff gemacht worden und haben zu günſtigen Reſultaten geführt. Hier iſt es dann vielleicht, wo ſich das St. Petersburg des Großen Oceans erheben wird. In der That erfahren wir, daß an jener Biegung des Amur nach der Caſtries-Bai zu, bei Kiſi (Mariinsk), der Bau einer Stadt von größern Dimenſionen durch die Abſtechung eines Raumes von zehn Werſt Länge vorbereitet worden iſt; ihr Name wird wahrſcheinlich Sofiisk ſein. Zur Legung eines Telegraphen durch Sibirien nach Moskau hat, wie wir hören, die Amurgeſellſchaft bei der ruſſiſchen Regierung um Conceſſion nachgeſucht. Die unberechenbar großen Folgen dieſer ſchon mehrfach beſprochenen Telegraphenverbindung brauchen wir wohl nicht erſt zu erörtern. Auch das Project einer Eiſenbahn vom Amur nach Irkutsk wird eifrig betrieben.

Der friſch aufblühenden Amur-Colonie gegenüberliegend und in mehr als einer Hinſicht vergleichbar iſt das neuentdeckte Goldland der Engländer an der Weſtküſte Nordamerikas, Britiſh-Columbia mit Vancouver-Inſel. Obgleich es keine neue Erwerbung Englands iſt, vielmehr ſeit Jahrhunderten zum Hudſonsbaigebiet gehört hat, hat es doch erſt ſeit kurzer Zeit die Aufmerkſamkeit des Mutterlandes in höherem Grade auf ſich gezogen. Der Grund hiervon liegt in dem Umſtande, daß England von dort keine Revenüen bezog; es that daher Nichts für die Colonie, welche indeſſen auch von der Hudſonsbai-Compagnie total vernachläſſigt war. Genauere Unterſuchungen über die Entwicklungsfähigkeit des Landes, namentlich aber die Entdeckung von Goldlagern am Fraſer und Thompſon River hatten die Parlamentsacte vom 2. Auguſt 1858 zur Folge, nach welcher die ganze Verwaltung von Britiſh-Columbia, mit vorläufigem Ausſchluß von Vancouver-Inſel, fortan direct der engliſchen Regierung zukommt. Von welchen überaus wohlthätigen Folgen für die Colonie dieſe Acte ſein muß, das beweiſen ſchon die wenigen Maßregeln, welche zu ihrer Nutzbarmachung getroffen worden ſind. Schon bald nach Annahme der Bill, am 15. September, machte ſich eine militäriſche Coloniſations-Expedition von Gravesend aus mit dem Schnellſegler „Thames City" auf den Weg um's Cap Hoorn herum nach dem Orte ihrer Beſtimmung. Außer mehreren Officieren beſtand ſie aus etwa 34 Unterofficieren und 100 Gemeinen vom Ingenieur-Corps, lauter Freiwillige, darunter Tiſchler, Maurer, Schmiede, Graveure, Zeichner, Bergleute, Architekten und Photographen. Ihre nächſte Aufgabe iſt, durch Aufnehmen die noch ſehr ärmliche Kunde des Landes zu fördern, Straßen- und andere Bauten einzuleiten, überhaupt der Coloniſation ſo viel als möglich Vorſchub zu leiſten. Am 30. October begab ſich der Regierungscommiſſar für Britiſh-Columbia ſelbſt, Oberſt Moodey, auf der „Aſia" nach New-York, um von da über Panama den Ort ſeiner neuen Wirkſamkeit zu erreichen. Ihn begleiteten außer ſeiner Familie noch Capitän Goſſett, der zum Schatzmeiſter der Colonie ernannt iſt, und andere Verwaltungsbeamte. Der Reſt der Expedition ſollte um Mitte November mit dem Regierungsſchiff „Euphrates" nachfolgen. — Wie wir hören, hat eine Miß Burdett-Coutts, die Tochter des ſeligen Sir Francis Burdett, in England 15,000 Pfund Sterling zur Gründung des neuen anglicaniſchen Bisthums Britiſh-Columbia beigeſteuert, als deſſen erſter Biſchof der Rev. George Hill ernannt iſt.

Dr. Barth's Reiſe in Kleinaſien i. J. 1858.

Nach Vollendung ſeines großen afrikaniſchen Reiſewerkes, und hauptſächlich um ſich von dieſer angeſtrengten Arbeit zu erholen, reiſte Dr. H. Barth nach Konſtantinopel, um mit Dr. Mordtmann, dem Reſidenten Hamburgs in jener Stadt, einen Ausflug nach Kleinaſien zu machen. Er hatte zu dieſer Reiſe ein Ländergebiet gewählt, welches auf verhältnißmäßig geringem Flächenraume die größte Mannigfaltigkeit nicht bloß in rein geographiſcher, ſondern auch in ethnographiſcher und antiquariſcher Beziehung in ſich vereinigt. Hier leben die verſchiedenſten Völkerſtämme, wie die Osmanlis, Turkomannen, Griechen, Armenier ꝛc.; hier vereinigen ſich die Alterthümer der griechiſchen und römiſchen Zeit, ſowie einer noch früheren Cultur. Folgende Zuſammenſtellung iſt dem Berichte über einen von Dr. Barth ſelbſt in der Sitzung der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin am 8. Januar 1859 gehaltenen Vortrage entnommen. — Trapezunt, wohin ſich die Reiſenden zunächſt begaben, iſt der bedeutendſte Punkt für den Verkehr Anatoliens zwiſchen dem Innern und der Küſte des Schwarzen Meeres, weshalb es auch neuerdings zum Sitz eines preußiſchen Handelsagenten, des Conſuls Blau, beſtimmt wurde; es hat eine Bevölkerung von 50—60,000 Seelen und

steht durch Karawanen mit dem Inneren Persiens in Verbindung. Nach einer sechstägigen, südwestlichen Reise gelangte man nach Karahissar. Die ganze Tour bis hierher ist, was Gebirge und Flußläufe anbetrifft, auf den bisherigen Karten noch ziemlich falsch gezeichnet. Dr. Barth führte, um die bisherigen Forschungen mit der Wirklichkeit zu vergleichen, den betreffenden Abschnitt aus Ritter's Erdkunde mit sich. Die 8 bis 9000′ hohen Bergspitzen des aus Trachyt und Basaltmassen bestehenden Gebirgslandes überragen das umliegende Terrain um die Hälfte, wie denn Karahissar etwa 4500′ hoch liegt und ziemlich unzugänglich ist. Von hier führte die Reise nach Tokat und weiter am Lykos entlang nach Amasia, einer der interessantesten Städte Kleinasiens. Sie verbindet das Alterthum mit der Neuzeit und ist Hauptstation für den Seidenhandel, zu dessen Ausdehnung ein hier colonisirter Schweizer viel beigetragen hat. Nach der Aeußerung Dr. Barth's würden die kleinasiatischen Türken es sehr gern sehen, wenn sich bei ihnen Einwanderer, namentlich deutsche, niederließen, indem sie dadurch Erleichterung ihrer bedrückten Lage hofften. Doch wird dies wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben. — Von Amasia aus besuchte Dr. Barth die Ruinen im ehemaligen Kappadocien, die dem alten Theria zugehörten, von Herodot nur einmal erwähnt in der Geschichte des Krösus. Sie gehören gewiß einer Zeit an, von der uns historische Tradition fehlt. Die Ruinen sind zum Theil von Hamilton entdeckt, aber meist falsch beschrieben und aufgefaßt worden. Von hier ging die Reise zu dem höchsten Berge Kleinasiens, dem Argäos, an dessen Nordfuß sich ein überaus schönes Thal hinzieht, in welchem das alte Cäsarea lag. Von hier führen westlich die eigenthümlichsten Thäler, welche Paul Lucas zuerst beschrieben hat; es sind enge Felsthäler mit Pyramiden besetzt, die wieder mit Gräbern angefüllt sind und meist der christlichen Zeit angehören. Dort finden sich vielleicht 20,000 solcher Felswohnungen. Aus diesen troglodytischen Thälern führte die Reise weiter am südlichen Ufer des Halys; man überschritt diesen Fluß auf einer verödeten Brücke nach dem Dorfe Kerschähr, wo sich schöne Gärten ausbreiteten, und gelangte dann nach Angora, das immer noch bedeutend erscheint. Hier entwickelten sich bei der schon vorgeschrittenen winterlichen Jahreszeit so bedeutende Nebel, daß das Auffinden des Weges oft schwierig wurde. Es wurden noch die phrygischen Gräber besucht, die zu den interessantesten Monumenten Kleinasiens gehören und ihren Ursprung etwa dem 6. oder 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung verdanken. „Von hier wandten sich die Reisenden Ende December unter Schneegestöber und dichten Nebeln, nach Scutari und Constantinopel zurück.

R. Ellis' Forschungen in Madagascar.

Eine der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten geographischen Literatur ist das Reisewerk des britischen Missionärs William Ellis: Three visits to Madagascar during the years 1853—1854—1856 etc. London 1858. Es gibt dieses vortreffliche Buch, welches in derselben schlichten, bigotterielosen, ansprechenden Weise wie Livingstone's Werk geschrieben ist, eine durchaus neue Beleuchtung der vielbesprochenen socialen und politischen Verhältnisse Madagascars. Eines der Hauptresultate dürfte in dieser Richtung wohl sein, daß es vor der Hand noch lange keine Eile hat mit der Realisirung von Ludwig's XIV. Ausspruch: „Madagascar sera la France orientale“ (1616), der erst noch in neuester Zeit der bekannten Schrift*) des geistreichen Gaalon de Barzay als Devise gedient hat. Ellis hat in den Madagassen ein zu hoher Entwicklung fähiges Volk, in den mit der Regierung betrauten Hovas Leute gefunden, die, was Intelligenz und natürlichen Tact anbelangt, manchem europäischen Souverän das Wasser reichen können. Wenn somit Ellis sich ein Verdienst um die politische Kenntniß jenes interessanten Landes erworben hat, so that er es nicht minder um die rein geographische. Sein Buch ist voll von neuen und wichtigen naturwissenschaftlichen Beobachtungen; namentlich zeigt der treffliche Verfasser eine besondere Vorliebe für Botanik. — Unser Raum hier ist zu beschränkt für eine größere Besprechung und Auseinandersetzung; eine trockene Angabe der Routen würde ermüden. Wir müssen uns damit begnügen, auf das Ellis'sche Buch aufmerksam gemacht zu haben; vielleicht erscheint — und es wäre dies sehr zu wünschen — eine deutsche Ausgabe desselben.

Dr. Livingstone in Afrika.

Der unermüdliche afrikanische Forscher Livingstone ist, wie unsern Lesern in einer früheren Notiz mitgetheilt worden, im Frühjahr des vorigen Jahres nach dem Orte seines großen Wirkens zurückgekehrt. Er hat diesmal eine anständig ausgerüstete wissenschaftlich-mercantile Expedition den Zambesi hinaufgeführt, bei welcher ihm besonders ein kleiner, eigens zu dem Behuf gebauter, zerlegbarer Dampfer („Ma Robert“ genannt) zu

*) La question de Madagascar après la question de l'Orient. Paris, 1856.

Statten kommt. Das letzte uns bis jetzt (Januar 1859) bekannte Schreiben Dr. Livingſtone's an ſeine Freunde in England iſt vom Kongonefluß aus geſchrieben, datirt 4. October 1858. Wir entnehmen ihm Folgendes: „Vom Zambeſi aus wollte ich zuletzt nicht wieder ſchreiben, da wenig Neues zu ſagen war. Seitdem hatten wir mehr Zeit, uns umzuſehen, und ſoviel, glaub' ich, haben wir feſtgeſtellt, daß wir beinahe am ſicherſten gingen, indem wir um dieſe Jahreszeit in den Fluß einliefen, vorausgeſetzt, daß wir in den Mangroveſümpfen nicht aufgehalten werden. Wir erfreuen uns einer guten Geſundheit, und wenn wir unwohl waren, hatten wir nicht ſowohl vom Fieber, als von gewöhnlichen Erkältungen zu leiden. Zwei von der Reiſegeſellſchaft ſind gegenwärtig in Tete und die Andern hoffen auch bald daſelbſt einzutreffen. Hier nahmen wir dreißig Centner Kohlen ein, die erſten, die in dieſem Lande der Erde entnommen worden ſind, und, da die Portugieſen lebhaften Gemeinſinn bethätigen, können wir bei unſrer Rückkehr mit ziemlicher Gewißheit auf größere Vorräthe rechnen. . . . Meine armen Burſche hier (Leute von dem weiter im Inneren wohnenden Stamme der Makololo) empfingen mich mit lebhafter Freude. Die Leute in Tete hatten ſie damit gehänſelt, daß ihre Engländer nicht wiederkommen würden; aber ſie hatten darum die Hoffnung nie aufgegeben, und eine Menge Glasperlen geſammelt, um ſie in ihre Heimath mitzunehmen. Ihrer dreißig ſtarben an den Blattern und ſechs waren am Zuſammenfluſſe des Luenya von einem rebelliſchen Häuptling getödtet worden. Der vertraute Diener von Sequebu befindet ſich jetzt mit mir am Bord unſers kleinen Boots; es iſt zu klein, um die übrigen aufzunehmen, die alle gern mit hereingekommen wären. Wir fanden das Land mitten im Kriege, der den Portugieſen zu viel zu ſchaffen machte, als daß ſie uns mit Canoes verſehen konnten. Jetzt iſt er beendigt, doch iſt das Land längs der Küſte durch ihn ſehr entvölkert worden. Wir ſehen jetzt den niedrigſten Waſſerſtand des Fluſſes, und da er nur 1 — 3 Meilen breit iſt, ſind die breiteren Stellen ſchwer zu befahren. Sind wir erſt bis Lupata gekommen, hören auch dieſe Schwierigkeiten auf, denn oberhalb dieſes Ortes iſt der Fluß mit einem oder zwei Canälen nur 3000 — 3600 Fuß breit. Als ich in einem Canoe hinabfuhr, war er ganz voll, ſo daß ich nur ein Strombett ſah, während er jetzt in zwei bis drei Canäle getheilt erſcheint. Mit geringen Peilungen könnten die Portugieſen ſich das ganze Jahr hindurch gutes Fahrwaſſer ſichern. Sie wollen hier oder am Luallo ein Fort und Zollamt bauen."

Die Choraſſan-Expedition.

Laut Berichten des Chefs der Choraſſan-Expedition, Chanykoff, an die geographiſche Geſellſchaft in Petersburg, dd. Herat, den 5. October 1858, hatte ſich die Geſellſchaft nach längerem Aufenthalt in Teheran und den Uferprovinzen des Kaſpiſchen Meeres zu Schachrud verſammelt und war von hier über Meſinan, Sabſewir, Niſchapur auf dem durch Fraſer's, Burns', Conolly's und Anderer Reiſen bekannten Wege nach Meſched gekommen, wo ſie ſieben Wochen blieb. Von hier brach ſie nach Herat auf, das ſie am 15. September erreichte.

Neue Conjecturen über die Nilquellen.

Soviel auch im Laufe der Zeit, namentlich im letzten Jahrzehnt, für die Kunde Afrikas gethan worden iſt, ſo liegen doch noch immer dieſelben Probleme unenräthſelt da, deren Löſung man Jahrtauſende hindurch entgegengeſehen hat: die Nilquellen, der Uniameſiſee, überhaupt das Fluß- und Gebirgsſyſtem des äquatorialen Afrika. Hunderte von Verſuchen zu ihrer endlichen Entwirrung ſind von Norden her gemacht, alle aber vereitelt worden. Die unſelige Feindſchaft der hier aneinander grenzenden Neger- und Araberſtämme verhinderte die muthvollſten Reiſenden an jeglichem Vordringen. Man iſt daher mit Recht auf den Erfolg von Albert Roſcher's Unternehmen geſpannt, der eine geregelte Entdeckungsreiſe von Zanzibar, alſo von Südoſten aus, nach jenen noch ganz unbekannten Gegenden des afrikaniſchen Continents beginnen will, oder augenblicklich vielleicht ſchon begonnen hat. Was man bis jetzt von den Nilquellen zu wiſſen vorgibt, iſt ſelbſtverſtändlich bloße Vermuthung; nichts deſtoweniger aber erweckt jede neue Conjectur über dieſen Gegenſtand unſre regſte Aufmerkſamkeit.

Soeben nun iſt eine franzöſiſche Karte erſchienen: Nouvelle Carte du Bassin du Nil, indicant la commune origine de ce fleuve avec les rivières du Zanguebar par J. J. Miani, zu deren Ausarbeitung der Verfaſſer, wie es heißt, ſich durch ein zehnjähriges Studium und Reiſen in Egypten vorbereitet hat. Die Vorſtellung der Nilquellen iſt auf derſelben, wenn auch nicht als maßgebend zu betrachten, doch ſo originell, daß wir nicht umhin können, ſie hier kurz mitzutheilen. Unter 0° 15′ nördlicher Breite bis 1° ſüdlicher Breite und 29° 30′ bis 33° öſtlicher Länge von Paris zeichnet Miani einen von vielen, großen Inſeln durchſetzten See, welcher ringsum von hohen Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Dieſe problematiſche Gebirgsgegend, auf ſeiner Karte Dſche-

bel Redschief, d. h. Gegend der Erdbeben, genannt, bezeichnet Miani als vulcanischer Natur. In Folge heftiger Erderschütterungen und auf der Stelle eines erloschenen Vulcans sei die weite Höhlung entstanden, welche später jenem großen See als Bett diente; das sich in diesem ansammelnde Wasser entströme den ringsum liegenden Bergen. Es hat nun nach Miani's Karte dieser See mehrere Ausflüsse: der eine, größere, nach Nordwesten zu gelegene, bildet den Weißen Nil; mehrere andere, unbedeutendere, nach Südosten zu gelegene, sind die Quellen der Ströme von Zanzibar. Der große See im Dschebel Redschief würde demnach die gemeinsame Quelle dieser und des Weißen Nils sein. — Daß ein so geräumiges wasserreiches Gebirgsthal nicht unbewohnt ist, versteht sich von selbst; es leben darin, wie uns die Miani'sche Karte versichert, Elephanten, Flußpferde und anderes Gethier; von Menschen finden wir keine Andeutung.

Das ganze Fluß-, Seen- und Gebirgswesen südlich von seinem See hat Miani der problematischen Karte der Missionäre Erhardt und Rebmann entlehnt, welche gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Dr. Petermann's „Mittheilungen" in dieser Zeitschrift sowohl als anderwärts so evidente Widerlegungen erfahren hat, daß sie als maßgebend nicht mehr gelten kann. Miani, ängstlich jedes auch noch so unsichere Datum benutzend, um seine Ansicht durchzuführen, würde bei vorausgesetzter Unrichtigkeit jener Angaben in gewaltige Verlegenheit gerathen sein. Nördlich vom See Uniamesi (auch Ukerewe), wie auf der Ehrhardt'schen Karte bis zum Aequator reichend, läßt auch er einen großen Gebirgszug sich hinziehen, der dann, in einer Ausdehnung von mehr als zwölf Graden, weiter östlich die Südkette des „Dschebel Redschief" bildet. Ueber diese, der Zeichnung nach zu urtheilen, sehr hohen Berge hinweg läßt er aus dem Uniamesi mehrere Flüsse fließen, welche sich zum Luri vereinigen und dann in vier Armen in den Weißen Nil ergießen; ja nach ihm entspringt hier auch der Schari, der große, von Süden herströmende Zufluß des Tschadsees. Die glücklichste Combination aber hat Herr Miani unbedingt bei der Bestimmung der Lage des alten Ophir gemacht: eine Lücke, welche ihm nördlich zwischen dem großen äquatorialen Gebirgszuge und einem zur Begrenzung des „Dschebel Redschief" abgehenden Zweige blieb, mußte ausgefüllt werden — in diesem versteckten Zwickel fand ganz passend das vielgesuchte Goldland der alten Hebräer und Phönicier Platz!

Bei Erwägung der Autoritäten, auf welche Miani seine Conjecturen stützt (die gewiß nicht ganz sicheren Aussagen von Berri-Negern), können diese als tiefer begründet durchaus nicht betrachtet werden. Wohl mag ein See den Weißen Nil speisen; ob ein solcher aber die gemeinsame Quelle jenes und der Ströme von Zanzibar ist das bleibt mindestens sehr zu bezweifeln.

Egyptens Eisenbahnen.

Während das Project des Suezcanals unter der Leitung von Lesseps seiner endlichen Ausführung entgegenzugehen scheint, ist schon jetzt der Verkehr zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere ein sehr lebhafter. Mit der am 4. December v. J. erfolgten Vollendung der Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez hat die Verwaltung des Transits durch Egypten einen mächtigen Fortschritt gethan. Mit ihr hat nun Egypten folgende Eisenbahnstrecken: Von Alexandria nach Kairo 131 englische Meilen, nach Mariuth 17, nach Meks 6, nach Nassetin 3; von Kairo nach Suez 91, nach Barragd 15, nach Beni Sueff 76, zusammen 360 engl. Meilen. Außer diesen größeren Bahnen müssen noch die kleinen Abzweigungen von Kairo nach der Citadelle und Kasr Nin, die nicht minder wichtigen von Samanud nach Mansura und Damiette, von Damanhur nach Afte, welche sich bis Rosette ausdehnt und deren Meilenzahl noch nicht genau bekannt ist, in Anschlag gebracht werden. Ein großartiges Bauwerk ist die Brücke von Kasr Zayat über den Nil, welche in der Vollendung begriffen ist und bis Juni 1860 fertig sein soll. Unbedingt wird sie eine der bewunderungswürdigsten Schöpfungen der Neuzeit. — Nach Vollendung der Alexandria-Suez-Bahn werden für die Besorgung der Postfelleisen aus Indien und China allein jährlich 20,000 Pfund Sterling erspart. Die englische Admiralität verausgabt jedes Jahr für die Beförderung überseeischer Post 1,040,940 Pfund Sterling.

Briefe aus dem Kaffernlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutschen Legion.

VIII.

Ich mußte während meiner letzten Reise durch's Kafferland, wie natürlich, viele Klagen hören über die schlechten Zustände, über den Mangel an Geld und über die Politik des Gouverneurs Sir J. Grey. Wohl begründet sind die beiden

erſten, die letztere beruht auf dem Mangel an Ueberblick auch auf Seite ſonſt tüchtiger, praktiſcher Männer. Ja, ſchlecht müſſen die Zuſtände ſein, wenn ſogar der Oberſt eines Regiments, ein höchſt edler, in Sprachen und Sitten gebildeter, in ſeinen Entſchlüſſen vom Impuls geleiteter, in der Ausführung ſchwankender Mann, als ihm ſeine Leute einiges Werkzeug geſtohlen hatten, verzweifelnd in ſeine Haare fahrend, leidenſchaftlich in ſeinem gebrochenen Deutſch — er iſt ein Engländer — ausrufen muß: „Ach, das iſt eine Bande von Räubern und — Carraccho — ich bin ihr Räuberhauptmann!“ Schlecht müſſen die Zuſtände ſein, wenn ſich ein Officier des ehemaligen Stabes, der viel gegolten in der Meinung des Generals, derſelbe, den man als Botſchafter Caleb in dieſes Land der Verheißung herausgeſandt — ſo weit herabwürdigt, daß er nicht bloß Fremde, ſondern Freunde mit allerlei Verheißungen und falſchen Wechſeln beſchwindelt, ſein junges Weib von achtzehn Jahren im Stiche läßt und irgendwo in der Welt ſich umhertreibt. Da möchte man wohl fragen: „Wenn das am grünen Holz geſchieht, was ſoll am dürren werden?“ — — So arg iſt es nun freilich nicht, als es ſich der alte Carraccho in ſeiner Wuth vorſtellt! Aber es läßt doch einen Blick in unſre Zuſtände werfen. Er hat es jedenfalls mit ſchlimmen Leuten zu thun, und die verderblichen Folgen einer zur Erlangung von Popularität gelockerten Disciplin und falſcher Vorſpiegelungen von einer eintreffenden Freiheit und Selbſtändigkeit müſſen ſich bei Leuten dieſes Schlages immer ſchroffer herausſtellen.

Mangel an Geld ſollte bei einem Soldaten nicht Wunder nehmen, ein Soldat hat nie Geld und braucht auch keins. Bei einem Soldaten jedoch, der zugleich Coloniſt ſein ſoll, iſt der Mangel deſſelben fühlbarer und bedenklicher. Beſonders wird er ſich bei Officieren geltend machen. Nur ſehr Wenige ſind, die eine kleine Summe mit herausgebracht, und mit der ſie nun die Bewirthſchaftung eines kleinen Bezirkes begonnen haben. Ueberdies wirkt der allgemeine Geldmangel, in Folge deſſen viele Häuſer in King-Williams-Town und Grahams-Town ihre Zahlungen einſtellen mußten, die Zurücknahme allen und jeglichen Credits, die freilich durch manche leichtfertige Schwindeleien unſrer Leute nur zu gerechtfertigt erſcheint, lähmend und entmuthigend auf alle Verhältniſſe.

Anders verhält es ſich mit der Politik des Gouverneurs, über die beinahe die Meiſten eine zu ſtrenge und darum einſichtsloſe Cenſur ergehen laſſen. Ich kann Dieſen nicht beiſtimmen. Es geht das Gerücht, er wolle die Colonie verlaſſen und nach England zurückkehren. Man ſagt, der Wechſel des Miniſteriums bedinge dies, welches mit ſeiner ganzen Politik, mit ſeinem Plan der Einwanderung durchaus nicht zufrieden ſein ſoll. Meine Ueberzeugung iſt, daß der Mann, den freilich auch die Umſtände begünſtigten, gethan hat, was er konnte, und daß irgend ein Wechſel der Politik, die auf dem beſten Wege voranging, nicht bloß für Kaffraria, ſondern für die ganze Colonie von großem Nachtheil ſein würde. Wie es ſeine Politik früher war, die die Umſtände weiſe benutzte, zu warten, ohne die Kaffern zur Verzweiflung zu treiben, und die auf dieſe Weiſe den unausbleiblich ſcheinenden Krieg vermied und der Colonie den Frieden gewährt hat — — ſo ſind auch andrerſeits unter den wilden Stämmen die erſten Anfänge einer keimenden Civiliſation ſichtbar, die auf einem viel ſicherern, naturgemäßern Wege zu Stande kamen, als je eine Miſſion hätte bewirken können. Wie er auf der einen Seite der Colonie größere Sicherheit gewährte, indem er den ruheloſen, läſtigen Feinden derſelben den Fuß auf den Nacken ſetzte, ſo ließ er andrerſeits den Kaffern ſo manche Vortheile zu Gute kommen und führte ohne viel Aufſehen, ohne den geringſten Widerſtand, in manche ihrer Sitten und Gebräuche heilſame Neuerungen ein, erſchütterte ihren Glauben an die Macht ihrer Häuptlinge, brachte ihren Aberglauben an die Zauberkraft ihrer ſogenannten Wunderdoctoren und Propheten zum Schwanken, ſchaffte manche Barbareien ab und vernichtete mit Ruhe und Sicherheit des Erfolgs ihre feudaliſtiſche Verfaſſung.

In gewiſſem Grade iſt es wahr, daß die Gunſt des Schickſals und der Umſtände auf ſeiner Seite war. Denn nachdem die Kaffern auf das Geheiß ihrer fanatiſchen Häuptlinge Kreli und Umhala in verblendetem Eifer all' ihr Vieh geſchachtet und ſo ſich aller Vorräthe beraubt hatten, aber auf dieſe Weiſe an den Rand eines grenzenloſen Elends und des Hungertodes getrieben waren, gingen einem großen Theil derſelben die Augen auf und ſie ſpannten mildere Seiten an, indem Furcht und Verzweiflung des Hungers ſie ſchneller zur Unterwerfung trieb, als es je durch einen Krieg bezweckt worden wäre. Vergleicht man jedoch die frühere Politik mit der jetzigen, ſo iſt die größere Bedeutung, kluge Vorſicht, männliche Entſchiedenheit, Kenntniß des Charakters der Feinde, Sicherheit des Erfolgs unwiderſprechlich auf Seite der letztern. Dieſelben Umſtände hatten ſich ſchon früher wiederholt, aber ſtatt 30,000 Kaffern, die man jetzt als Dienſtboten in alle Theile der Colonie ſchicken konnte, hätten wir unter einer andern Politik wahrſcheinlich ebenſo viele von

Hunger und Verzweiflung gestachelte Krieger, über alle Grenzdistricte vertheilt und Unheil und Schrecken vor sich verbreitend. Man weiß nur zu gut, wie wenig die englischen Truppen ihrer Art, Krieg zu führen, gewachsen sind — ja, wie alle vorhergegangenen blutigen Kriege nicht im Stande gewesen waren, diese unruhigen Stämme völlig zu unterjochen. Nur dadurch, daß man ihr unbändiges Nationalgefühl brach und sie in die Dienstbarkeit schickte, konnte man Ruhe erlangen. Und dies hat der gegenwärtige Gouverneur zu Wege gebracht. Keiner der vorhergegangenen, vielleicht Sir Benjamin d'Urban ausgenommen, dem es die Regierung übrigens schlecht dankte — hat mit solcher Entschiedenheit und Festigkeit und doch mit einer solch menschenfreundlichen Milde mit diesem Volke umzugehen verstanden. Oder wer hätte es früher gewagt, mitten im Frieden ihre Häuptlinge zu fassen, sie gefänglich einzuziehen, sie die ganze Macht des Gesetzes und Rechtes fühlen zu lassen, ohne auf Widerstand, Unzufriedenheit oder Murren zu stoßen. Wie man es früher trieb, davon genüge nur ein Beispiel: Sir Harry Smith hatte sich während des Krieges 1846 eines der gefürchtetsten und gefährlichsten Feinde, des Sandili, bemächtigt, setzte unter großem theatralischen Eclat seinen Fuß auf den Nacken desselben und ließ ihn darauf wieder los, mit dem Bedeuten, „hinzugehen und sein Volk in Frieden zu regieren." Sir John Grey kannte jedoch den Charakter der Kaffern besser. Er zeigte ihnen, wer Herr und Gouverneur im Lande sei, und ließ bei jeder Gelegenheit die Häuptlinge fühlen, daß sie der Krone Englands und vor Allem ihm, dem Repräsentanten derselben, und seinen Gesetzen unterworfen seien.

Unsre vortreffliche, mit der Büchse wohl vertraute, berittene Polizei hatte selbst den alten Kreli aus seinem Bezirke aufgejagt. Er wohnte bisher jenseits des Kaiflusses in Kafferaria Proper und sein Gebiet reichte bis an den Baschee fluß. Er ist der Paramount-Chief aller Kafferstämme und von ihm ging alle Verwirrung in alten und neuen Zeiten aus. Er hatte seine Hand überall im Spiele und war stets ein unruhiger, gefährlicher Nachbar. Seine Umtriebe und Intriguen kamen an's Licht und es ward förmlich Jagd auf ihn gemacht. Er hielt nicht Stand, sondern floh über den Baschee River. Bis dorthin folgte ihm die Polizei und noch immer bewacht ein Theil derselben ihn und seine Unternehmungen. So sucht man den gefährlichen Einfluß zu brechen, den einzelne Häuptlinge auf ihr Volk ausüben.

An die Stelle derselben setzte der Gouverneur nun eigene Magistrate ein, die aus der weißen Bevölkerung genommen, im Kraale des Häuptlings zu wohnen und Ruhe und Ordnung dort zu erhalten haben. Sie sind überall unter die Stämme vertheilt und das Volk hat sich allein auf sie zu beziehen. Auch den Aberglauben an die Kunst der Zauberdoctoren, die eigentlich Nichts als Werkzeuge in den Händen tyrannischer Häuptlinge waren, suchte er zu brechen. Zu dem Ende ließ er in King-Williams-Town ein Kafferhospital errichten und stellte demselben drei Aerzte vor, jeder mit 800 Lstrl. Bald reichte der Raum nicht mehr aus. Wenn man weiß, welche peinliche und qualvolle Processe sie unter der Behandlung ihrer Zauberdoctoren durchzumachen hatten, wie schmerzlich und roh mit ihnen zu Hause verfahren wird, — so hatten hier die Eingebornen Gelegenheit, den Unterschied in Behandlung und Pflege, die größere Geschicklichkeit der Weißen wohlthuend und schmerzenlindernd zu fühlen. — Nehmen wir nun die Errichtung eines stehenden, überall brauchbaren, stets fertigen Corps berittener Polizei dazu, die bisher schon unsäglich gute Dienste geleistet, den Kaffer bis in seine innersten Büsche verfolgt, ihm seine Liste und Ränke abgelauscht und mit Muth und Unerschrockenheit sich jeder schwierigsten Aufgabe unterzogen hat — — beachten wir ferner die großen und bedeutenden Veränderungen in der Errichtung neuer Locationen und Posten, grade an den meist bedrohten Stellen, den sogenannten „festen Plätzen (fastnesses)" der Kaffern im Gebirge, längs der Amatola- und Kabousie-Bergketten — ja die ganze Vertheilung der Deutschen längs der Buffalo-Linie, die, man mag über den gegenwärtigen kritischen Zustand derselben sagen, was man will, — die Kaffern in Respect und Furcht erhalten haben — endlich die Sicherheit des Besitzes, des Reisens in einem Lande, wo man es früher nicht wagen durfte, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein oder eine berittene Ordonnanz hinter sich zu haben — die Verbesserung der Straßen, die Beförderung des Ackerbaues — nehmen wir Alles dieses mit in Betracht, so muß man bekennen, daß die Politik des Gouverneurs zwar kein leichtes Spiel hatte, aber ihre Aufgabe, wenn sie gleich noch nicht zu Ende, doch zu solchen Erfolgen gebracht hat, wie man sie vorher sich nicht träumen ließ, und die nach der schrecklichen Vergangenheit, die dieses Land hatte, erstaunlich und befriedigend sind.

Es wäre unter den gegenwärtigen Umständen tief zu beklagen, sollte der Gouverneur seine so wichtige Stellung aufgeben. Das jetzige Ministerium soll den ganzen Plan der Emigration, den Sir John Grey mit völliger Kenntniß der Sachlage und der Verhältnisse dieses Landes zu dem seinigen gemacht, ver-

worfen und die zu dieſem Zweck bewilligten 40,000 Pfund Sterling zurückgenommen haben. Iſt das der Fall, ſo iſt freilich Nichts zu thun, als abzuwarten, welch unheilvollen Rückſchlag dieſe unbedachtſame Maßregel der Regierung, die freilich ihres Gleichen viele hat, auf das begonnene Werk ausüben wird. Denn daß auch das Beſtehen aller unſrer deutſchen Anſiedlungen von einer mit dem gehörigen liberalen Geiſt und Sinn gelenkten Immigration abhängt, iſt nur zu gewiß: denn was dieſe vor Allem nöthig haben, iſt Zuwachs der Bevölkerung, der Arbeit, des Verkehrs, widrigenfalls Alles auseinanderfallen und die ganze Unternehmung erfolglos und nichtig ſich erweiſen muß.

Hören Sie, was man hier zu Lande über unſre Leute denkt. In Britiſh Kaffraria, einem bisher noch unbewohnten Landcomplex, gilt der Acre Land ein Pfund Sterling, ſo ſehr iſt der Grund und Boden ſeit einem Jahre geſtiegen. Hierüber äußert ſich nun ein Artikel in der Grahams-Town-Zeitung folgendermaßen: „Hier (in King-Williams-Town) erregt die Frage über Verwerthung des Landes großes Intereſſe, und es iſt zum gedeihlichen Beſtehen des Ganzen zu wünſchen, daß daſſelbe unter liberalen Bedingungen losgeſchlagen werde. Was wir brauchen, iſt größere Bevölkerung, beſonders ackerbautreibende, die überall den Grundſtock derſelben bildet. Hätten wir hieran eine bedeutendere Anzahl, ſo kümmerten wir uns wenig mehr um die Kaffern, auch würde der Koſtenaufwand für militäriſche Beſatzungen wegfallen. Wir hatten zwar eine Einwanderung von Deutſchen, aber dieſe verſtehen im Allgemeinen wenig vom Ackerbau, auch ſind ſie mit ihrer gegenwärtigen Lage unzufrieden und entblöden ſich nicht, zu ſagen, die Regierung habe ſie betrogen — und was des Unſinns mehr iſt. Sie gehen nicht mit dem guten Willen an ihre Arbeit, wie unſre engliſchen Landsleute, und kommen dieſen an Ausdauer nicht gleich; ſie ſprechen eine fremde Sprache, unterſcheiden ſich von uns durch ihre Gewohnheiten und Sitten, halten ſich von uns fern, und bilden ſo zu ſagen eine für ſich abgeſchloſſene Gemeinſchaft — Etwas oder Nichts zwiſchen einem Soldaten und Civiliſten.“ Dieſes Urtheil iſt ganz richtig, ſo wehe Manches darin thun mag. Es iſt nicht zu leugnen, wir befinden uns Alle in einer Kriſis, und wie die Dinge ſtehen, iſt nur zu wünſchen, daß dieſelbe nicht länger mehr durch halbe Maßregeln von oben aufgehalten werde.

IX.

Die Geſchichte einer jeden Anſiedlung, beſonders in ihren erſten Anfängen, iſt von eigenthümlichem Intereſſe. Die ganze Anlage der menſchlichen Natur iſt von der Art, daß ſie ihr eigentliches Element nur im Kampfe, im Ringen und Streben nach dem Beſſern hat. Für den aufmerkſamen, gebildeten Beobachter gibt es keine höhere Quelle des Entzückens, als ſolchem Kampfe zuzuſehen, und die ſtillen Fortſchritte, die gewaltſamen Metamorphoſen und Erfolge wahrzunehmen, die ſich aus ſolchem Kampfe ſtets neu anſetzen, und den Stoff zu weiterem Wachsthum herzuführen. Ausgang und Ziel dieſer Kämpfe werden ſich genau nach dem Standpunkt der menſchlichen Natur richten, und demgemäß Charakter und Form annehmen. Der höchſte Standpunkt wird der ſein, wo auf die Entdeckung der Wahrheit und Begründung des Guten, als die einzigen und würdigſten Ziele alles menſchlichen Ringens und Strebens, der höchſte Preis geſetzt wird. Wie verſchieden aber auch die Form ſein möge, unter der ſolche Kämpfe der menſchlichen Natur zur Erſcheinung treten mögen, ſo iſt doch gewiß, daß in uns Allen ein tiefer geheimnißvoller Reiz liegt, der uns mit allen unſern Sympathien an ſolche Erſcheinungen feſſelt, und unſer ganzes Intereſſe und Theilnahme hervorruft. Einen ſolchen Eindruck verfehlt darum gewiß auch nicht jede früheſte Geſchichte einer Anſiedlung. Denn ſie iſt reich an mächtigen Kämpfen — ja aus ſolchen nur zuſammengeſetzt. — Kampf gegen die angeborne natürliche Trägheit — Kampf gegen wilde Urbewohner — Kampf gegen Widerwärtigkeiten der Natur, — Kampf gegen tief eingewurzelte Gewohnheiten — gegen heimathliche Erinnerungen — kurz Kämpfe, wobei nur die vereinigte geiſtige und phyſiſche Kraft gewünſchten Erfolg auszuwirken vermag. —

Langſam ſchritten die Staaten der civiliſirten Welt vorwärts — aus der Wildheit rangen ſie ſich empor, bis ſie zu der Höhe gelangten, auf der ſie jetzt ſtehen. Es war das ein Proceß, der zu ſeiner Entfaltung Jahrhunderte, ja Jahrtauſende in Anſpruch nahm. Unmerklich und ſtille ſchritt das Werk der Civiliſation vor ſich — ſelbſt unter den furchtbarſten politiſchen Kämpfen und Zerrüttungen. Mit dieſer Entwicklung hielt nun die Natur gleichen Schritt. Ihre rauhen Züge milderten ſich — ihr kalter Blick erheiterte ſich — und die tauſend giftigen Uebel, die ſie in ihrem Schooße barg, ſchwanden.

In der Geſchichte einer neugegründeten Colonie jedoch verhält es ſich nicht ſo. Der Anſiedler kömmt aus einer Atmoſphäre von Einflüſſen und Verbindungen, die aus einem gereifteren Zuſtande der Dinge, ſowohl im phyſiſchen als ſocialen Leben entſprungen waren. — Dabei kommt er mit der Abſicht und dem feſten Willen, ſein Aeußerſtes zu thun, um in der kurzen Zeit von einem oder zwei Menſchen-

leben seinem neuen wilden Bezirke in so weit ein verändertes Aussehen zu geben, daß er sich allen andern civilisirten Ländern an die Seite stellen kann. Die Kämpfe, die vor ihm liegen, sind dieselben, wozu in seiner Heimath kaum tausend Jahre hinreichten, sie zu überwinden und die nur langsam und durch die treue Mitwirkung einer jeden folgenden Generation wichen. Es ist wahr, er bringt zwar Kräfte mit, die Errungenschaft vieler Jahrhunderte, die Resultate der Erfahrungen, die Anwendungen der Wissenschaft. Das Alles kann ihm zwar in der Lösung seiner schwierigen Aufgabe an die Hand gehen; aber der Dienst, den es ihm leistet, ist doch im Verhältniß zu unsern Erwartungen gering. Was ihm allein wirksam hilft und nie fehlt, liegt in ihm selbst. Der Hauptsegen seiner Mühen und seiner Arbeit beruht in seinem Selbstvertrauen, im Gefühle seiner geistigen Kraft, seinem muthigen Herzen und seinem stets rührigen Arme. — Ich beabsichtige, Ihnen in diesen Blättern eine Geschichte der Emigration der Dutch Boers, der holländischen Ansiedler, in's Innre von Afrika mitzutheilen, und hiermit einen Beitrag zur allgemeinen Culturgeschichte zu liefern. Bei dem gänzlichen Mangel aller Quellen sammelte ich mir Nachrichten, wo ich nur konnte, benutzte ich einzelne Berichte, die in Pamphletform, von gewissem Standpunkte aus, die Geschichte der Boers berühren. Diese werden von einer Seite als Rebellen angesehen und behandelt — andrerseits in ihren Kämpfen gegen die Barbaren als gottlose Verächter aller menschlichen und göttlichen Gesetze. So wenig jenen Politikern, so wenig ist auch den Missionären zu trauen und zu glauben, die mit seltenen Ausnahmen überhaupt die unfähigsten und beschränktesten Menschen gewesen waren. Warum die Boers die Colonie verließen, die ihre Heimath gewesen — welches Unrecht sie erduldet, — welche Leiden sie erfahren mußten, ehe sie die Bande zerrissen, die sie an den heimathlichen Boden knüpften — mit welchen Plänen und Hoffnungen sie ihren Exodus begannen — wie sie mit schwerbeladnen Wagen, mit Weib und Kindern, von Oliphants Hoek aus von dem Samtoo und Fish River, von Sommerset und Groaff-Reinett, von Albany und Cradok aus die gefährliche Straße hin zogen in eine unbekannte Wildniß, in neue ernstliche Kämpfe und Leiden sich stürzten, wie sie sich darin bewährten und daraus hervorgingen — bis sie endlich einer ruhigen, geordneten Niederlassung und nach vielem Blutvergießen, Mord und Greueln ungewöhnlicher Art auch eines sichern Friedens genießen konnten — das hat nicht bloß allgemeinmenschliches Interesse, sondern ist im Stande und würdig, im Gesange eines Dichters gefeiert zu werden, und die Thaten und Leiden dieser, wenn wir sie so nennen wollen, Handvoll Abenteuerer, der Nachwelt zu übergeben.

Um jedoch das Nachfolgende und in Europa nur durch entstellende Berichte Bekannte, besser darlegen zu können, ist es unbedingt nothwendig, auf die früheste Geschichte der Besiedlung des Caps in kurzen Worten zurückzuweisen. Die Wichtigkeit eines Punktes wie das Cap ließ bereits die Portugiesen, die dasselbe entdeckten und umschifften, im sechzehnten Jahrhundert an eine Niederlassung daselbst denken. Den Eroberern ihrer Colonien, den Holländern, blieb es vorbehalten, diesen Gedanken zur That werden zu lassen. Als die portugiesischen Niederlassungen auf den Molucken durch Stephan van der Hagen erobert wurden und (1603) der Grund zu dem holländisch-indischen Inselreiche gelegt war, besetzten die Niederländer das Cap der guten Hoffnung, gründeten 1610 die Capstadt, die wegen ihrer Wichtigkeit als Hafen und Handelsstadt bald einen raschen Aufschwung nahm. In der Nähe der Capstadt entstanden Ortschaften und Dörfer nach heimathlichem Muster und in der nächsten Nachbarschaft von Hottentoten und Buschmännern waren die fleißig nüchternen, eifrig protestantischen Ackerbauer und Viehzüchter von Holland und Seeland zu finden. Sie hießen „Boers," Bauern, die sich unter einander verheiratheten, und obwohl sie es bezüglich der Vermischung mit den Ureinwohnern nicht allzugenau nahmen, holländische Sprache und Sitte unter sich erhielten. Diese Besitzer massenhafter Schaf- und Rinderheerden zogen sich mehr und mehr in's Innere des Landes hinein, wo auf den einzelnen Höfen eine trotzige Selbständigkeit, eine Art patriarchalischen Familienregiments sich entwickelte. Das holländische Gouvernement der Capstadt und des Landes fand wenig hiergegen einzuwenden, die Colonie gedieh, wenn auch ein großer Aufschwung nicht erfolgte. Die Verhältnisse blieben sich durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch in allem Wesentlichen gleich.

Als Holland in die Geschicke des republikanischen Frankreich verflochten wurde, zahlte es seine neue Regierungsform zunächst mit dem Verluste fast sämmtlicher Colonien an die Engländer, die 1795 auch die Capstadt eroberten und vorläufig acht Jahre im Besitz blieben. Damals mochten sich die holländischen Patrioten, voran die Boers, mit dem wechselnden Kriegsgeschick trösten. Auch gab der Friede von Amiens die Capcolonie noch einmal an Holland zurück (1803—1806). Als sie dann zum zweitenmale von den Engländern in Besitz genommen und bei Abschluß des Friedens (1815) behalten wurde, fühlten sich die holländischen Boers in ihrem

Nationalgefühle, in ihrem ſtarren Conſervatismus gleichmäßig gekränkt. Das engliſche Gouvernement hätte ſich ſtellen mögen, wie es immer konnte: die holländiſchen Landbeſiedler ſahen in jeder Maßregel Neuerung, Zurückſetzung, Ungerechtigkeit und Bedrückung. Unglücklicherweiſe waren denn im Laufe der Zeit ihr Argwohn und ihr Mißtrauen ſowie ihre Klagen keineswegs ganz unbegründet, wie wir im folgenden Briefe ſehen werden.

Zu der Zeit nun, als jener Auszug begann, war Südafrika jenſeits des Oranjefluſſes beinahe ausſchließlich unter der Herrſchaft zweier Fürſten, die ihre Völker zu einer Macht gebracht hatten, wie ſie in dieſem Theile der Welt vorher nie erhört war, und wohl nie mehr in einem ſolchen Umfange erſcheinen wird. Dieſe Völkerſchaften, die alle übrigen zahlloſen Stämme in ſich vereinigten, waren die Zuluhs und die Matabilis. Ueber jene herrſchte Chaka, und über dieſe Moſelekatſe. Ich muß auf die Geſchichte dieſer beiden Fürſten näher eingehen.

Chaka der Zuluh-König, und Moſelekatſe, der Matabilifürſt.

Ueber die Zuluhs herrſchte im Anfange der dreißiger Jahre ein Ungeheuer an Kraft, Liſt und Grauſamkeit, Chaka, mit dem Beinamen „der Blutige“. Sein Stamm hatte urſprünglich einen Diſtrict in der Nähe von Delagoa Bai (26° ſüdl. Breite, 33° öſtlicher Länge) inne, und deſſen erſter König ſoll Zulah geheißen haben. Eſſenzinconyarna, der Vater unſers Chaka, verließ ſein urſprüngliches Beſitzthum und zog mit ſeinem Stamme mehr ſüdwärts bis zum ſogenannten „weiſſen Fluſſe“, einem Nebenarme des St. Luciafluſſes (zwiſchen dem 28° und 29° ſüdl. Breite). Dort unterwarf er ſich alle umliegenden Stämme und hielt ſie durch Schrecken und Furcht in Unterthänigkeit. Er hatte dreißig Frauen, eine zahlloſe Menge von Concubinen und viele Kinder, unter denen die Geburt des Einen, Chaka, von ſolchen wunderlichen Ereigniſſen begleitet geweſen ſein ſoll, daß von der Zeit an Chaka von ſeinen Leuten als ein übermenſchliches Weſen betrachtet wurde. Als Chaka herangewachſen, zeigte ſich bei ihm eine herkuliſche Kraft, ein heftiges Temperament, ein eiſerner Wille, ein Gemüth, das nur im Kriege lebte, und ein unbegrenzter Ehrgeiz.

Dieſe Eigenſchaften, wie überhaupt ſeine ganze frühreiſe Entwicklung zogen bald die Aufmerkſamkeit und Eiferſucht ſeines Vaters auf ſich — und da der Vatermord in ſeiner Familie nicht ein ſeltenes Ereigniß war, ſo trieb ihn die Furcht vor ſeinem Sohne zu heimlichen Nachſtellungen und zu dem Entſchluſſe, ſich ſeiner zu entledigen. Sobald jedoch Chaka von der Abſicht ſeines Vaters einige Andeutungen erfahren hatte, floh er mit ſeinem jüngern Bruder Umgartie zu einem benachbarten Stamme, den Umtatwas, die ihn gaſtfreundlich aufnahmen und unter denen er ſich durch ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften bald bedeutenden Ruf erwarb.

Nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters jedoch folgte ihm einer ſeiner jüngſten Söhne in der Regierung. Chaka war aber ſelbſt nach der Herrſchaft begierig und feſt entſchloſſen, dieſelbe zu erlangen. Zu dieſem Vorhaben ſollten ihn ſeine Liſt und Ränkeſucht unterſtützen. Umgartie mußte deshalb aus ſeinem Exile zu ſeines Bruders Reſidenz zurückkehren und das Gerücht ausſprengen, als hätten die Umtatwas Chaka erſchlagen und ihn, den Umgartie ſelbſt, genöthigt, die Flucht zu nehmen und ſeines Bruders Schutz anzuflehn. Dieſe Nachricht wurde am Hofe mit großer Freude aufgenommen, Umgartie ſelbſt mit großer Zuvorkommenheit empfangen und ihm die einflußreiche Stellung als Oberhaushofmeiſter übergeben. Dieſelbe erforderte ſeine fortwährende Anweſenheit um die königliche Perſon und erleichterte ihm die Erfüllung der blutigen Aufgabe, die ihm ſein Bruder Chaka anvertraut hatte. Eines Morgens, als der König ſein gewohntes Bad am Ufer des Fluſſes nahm, ſprangen plötzlich einige bewaffnete Freunde des Chaka aus dem hohen Graſe hervor und durchſtachen den König mit ihren Speeren. An der Spitze der Umtatwas rückte nun der furchtbare Chaka heran und nahm Beſitz von der Herrſchaft. Er bezeichnete den Anfang derſelben mit der Ermordung aller vornehmen und angeſehenen Leute, die unter dem Gouvernement ſeines Bruders Einfluß hatten, ſowie aller Deren, die er im Verdacht hatte, als ſeien ſie ſeiner Erhebung nicht günſtig. Hierauf begann er Krieg mit den Umtatwas, denen er ihre Gaſtfreundſchaft mit der Vernichtung des größten Theils und der Unterjochung der noch Uebriggebliebenen lohnte. In wenig Jahren gelang es ihm, die ganze Küſte vom Lazoota- oder Amapootafluß, der in die Delagoabai mündet (26° ſüdl. Breite) bis zum Utagale oder Jugelafluß (29° ſüdl. Br.) zu entvölkern, trug ſeine jederzeit mit Erfolg gekrönten Waffen zu den im Innern des Landes wohnenden Stämmen, und verfolgte ſeine Siege und Erpreſſungen mit kannibaliſcher Grauſamkeit.

Alles, was eine barbariſche Wildheit nur eingeben konnte, wurde angewandt, um unter ſeinen Leuten den Sinn für Krieg zu unterhalten. So hielt er einmal eine Muſterung unter ſeinen Kriegern und verdammte alle Verſtümmelten, Bejahrten oder Schwachen zum Tode mit dem Speer, „indem

solche Krüppel nur im Wege ständen und Nichts thäten, als ihr Rindfleisch verzehren, das doch nur dazu da wäre, die Jüngern kräftig und stark zu machen." Unzählige brave Veteranen, denen Chaka den größten Theil seiner Eroberungen verdankte, wurden auf diese Weise hingerichtet. Ungeheure Pläne von Vernichtung aller unabhängigen Stämme, Errichtung eines allgemeinen Zuluthums erfüllten seine Seele; er wollte „der einzige unbestrittene Herr der Welt" sein.

Als Umnante, seine Mutter, starb, mußte jeder Unterthan sich nach des Königs Residenz aufmachen, um die Tage der Trauer dort zu feiern. Da aber die Mutter wegen Untreue lange Zeit von seinem Vater geschieden gelebt hatte, so ward diesmal diese Sitte nicht so streng beobachtet. Ein fürchterliches Gericht ward über Diejenigen gehalten, die nicht erschienen waren. Auf den Grund hin, daß der Tod der Mutter-Königin nur eine Wirkung schrecklicher Zauberkünste gewesen, deren sich Diejenigen schuldig gemacht, die es versäumt hätten, zu erscheinen — wurden viele Ortschaften und Kraale in Brand gesteckt, Männer, Weiber und Kinder nach vorhergegangenen schrecklichen Qualen lebendig in den Flammen geröstet, und ein allgemeines Massacre im ganzen Königreich veranstaltet, so daß das Blut buchstäblich in Strömen geflossen sein soll.

Das war aber auch die letzte schreckliche That Chaka's des Zuluhkönigs. Von der Delagoabai bis hinab zu den Amapondas, zweihundert Meilen südwärts von Natal, lag das Land gelähmt vor Schrecken und Betäubung. Lange hatte sein Bruder Dingaan auf seinen Untergang und auf Rache gesonnen — und das diabolische letzte Massacre beschleunigte die Ausführung des Planes. Einst saß der Tyrann bei Sonnenuntergang mit einigen seiner Häuptlinge vor seinem Kraale und bewunderte die Menge des schönen Viehs, das von der Weide zurückkehrte. Da trat mit ungewohnter Keckheit Boper, sein Hauptdiener, mit einem Speer in der Hand an die Gruppe heran und fragte die Häuptlinge, die wie kriechende Hunde sich benahmen, „wie sie es wagen könnten, den König mit ihren Lügen und Anklägereien zu belästigen." Als man sich seiner bemächtigen wollte, schlichen sich Umslungani und Dingaan, zwei ältere Brüder des Despoten, heran und durchbohrten diesen mit ihren Speeren. In diesem Augenblicke warf Chaka die Decke, in die er eingehüllt war, von sich und suchte noch zu entfliehen, ward aber bald von Boper noch völlig ermordet. Dasselbe Loos hatten nun auch alle Häuptlinge, die es mit ihm gehalten, zu erfahren. Während der hierauf entstandenen Verwirrung bestieg Dingaan den Thron. —

Die andere mächtige Nation, mit der es die im Laufe der Zeit ausgewanderten Dutsch Boers zu thun hatten, waren die Abaka-Zooloohs oder die kriegerischen Matabili unter ihrem Fürsten Moselekatse. Sein Vater war der Häuptling eines Stammes, der nordöstlich von Port Natal lag. Als er einst von einem benachbarten Stamme angegriffen und geschlagen worden war, floh er zu dem damals herrschenden Chaka, unter dem er in sclavischer Abhängigkeit, in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Fingoes unter den Kaffern, seine Tage beschloß. Seinem Sohne Moselekatse gelang es, sich die Gunst und das Vertrauen Chaka's zu erwerben, und seine Tapferkeit trug ihm zuletzt auch eine einflußreiche militärische Stellung unter diesem Könige ein. Er gelangte bald zu einer so furchtbaren Größe, daß sein Name in der ganzen Umgegend nur mit Schrecken genannt wurde. Nachdem er allen Widerstand vor sich her niedergeworfen hatte, wählte er das schöne, wasserreiche und fruchtbare Land an den Quellen des Malopo und Mariquaflusses, und zwischen beiden. Ersterer entspringt an den Kurrichane- oder Chuanyane-Bergen unter dem 27° östlicher Länge und 26° südlicher Breite, und nimmt einen westlichen Lauf; der andere unter dem 28° östlicher Länge und zwischen 25° und 26° südlicher Breite und fließt nördlich nach dem Limpopofluße. Die südliche Grenze seines Gebiets war der Likwa oder Vaal River. Ostmals von dieser Seite angegriffen, verbot er von daher jedem Wanderer oder Handelsmann den Zutritt in seine Besitzungen. Oft sandte er starke, bewaffnete Patrouillen an die Ufer des Likwa, die zu untersuchen hatten, ob dort Alles ruhig sei. Wer jedoch auf der großen Heerstraße von Kuruman oder New Litakoo sich seinem Gebiete näherte, konnte ganz ungefährdet reisen, da der Missionär M. Moffat, der in Kuruman seine Station hatte, das größte Vertrauen bei Moselekatse besaß, und der Fremde nur durch seine Vermittlung Zutritt erhalten konnte.

Im nächsten Briefe werden wir zu der Auswanderung der Dutch Boers zurückkehren.

Schluß des fünften Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Georg Forster's Leben
in Haus und Welt.
Von **Heinrich Koenig.**

Zweite, sehr vermehrte Auflage.
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese geschichtsgetreue Biographie Georg Forster's aus der Feder Heinrich Koenig's, eines unsrer beliebtesten Schriftsteller, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Dieses Werk bildet zugleich den 10. und 11. Band der **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's.**

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Endemann, W., der Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuchs in seinen drei ersten Büchern. 24 Ngr. oder 1 fl. 24 kr.

Dieses Werk hat nicht allein für den Juristen Interesse, sondern insbesondere auch für jeden Kaufmann.

Monatsschrift, Volkswirthschaftliche, im Verein mit bewährten Fachgenossen herausgegeben von E. Pickford. 1858. Der Jahrg. von zwölf Heften 5 Thlr. 18 Ngr. oder 9 fl. 36 kr.

Heyfelder, O., die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. 2. Aufl. 1858. gr. 8. 16 Ngr. oder 56 kr.

Moleschott, J., Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk. 3. Aufl. 8. geh. 20 Ngr. oder 1 fl.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Euphorion.
Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen
von
Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Die Dresdener Galerie.
Geschichten und Bilder.
Von
A. von Sternberg.

Zweites Bändchen.
8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Verfasser hat sich durch den Beifall, den seine Schrift über die Dresdener Galerie gefunden, zur Fortsetzung derselben bestimmen lassen und legt hiermit dem Publicum ein zweites Bändchen derselben vor. Die Schrift besteht bekanntlich aus Novellen, die sich an bekannte Bilder der Dresdener Galerie und das Leben der Maler anschließen.

Im Verlage von **Carl Fr. Fleischer** in Leipzig erschien soeben:

Gedichte
von
Otto Banck.

Broschirt 2 Thaler.

Ohne Zweifel werden diese Poesien voll Gedankenkraft, Gluth, Leidenschaft und Tiefe des Gefühls berufen sein, in ihrer Neuheit und Fülle des spannenden, so mächtig ergreifenden als humoristisch-witzigen Inhalts gar bald großes Aufsehen zu erregen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Mythoterpe.
Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alex. Kaufmann.
Herausgegeben von Amara George.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Eine höchst interessante Sammlung aus dem Sagenschatz sowohl der alten als der neuen Völker in Uebersetzungen von Amara George, Daumer und Kaufmann.

Verlag von G. Westermann in Braunschweig.

Herrig. The British Classical Authors. Select specimens of the National Literature of England with biographical and critical sketches. 7. Aufl. 45 Bogn. Velinp. gr. 8. geh. 1½ Thlr.

Viehoff, Handbuch der deutschen Nationalliteratur. Dichter und Prosaiker. Mit biographischen und andern Erläuterungen. — Ein Lesebuch für obere Classen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Literatur. gr. breit Octav. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.
Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Vier Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen vierten Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolfram von Eschenbach, Parcival.

Ritterdicht. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von **San-Marte** (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Diese jetzt in zweiter verbesserter Auflage erschienene Uebersetzung San-Marte's steht an wörtlicher Treue und richtigem Verständniß des Textes nach competentem Urtheile der Simrock'schen Uebersetzung in Nichts nach, übertrifft dieselbe aber jedenfalls in Bezug auf Wohllaut und dichterische Reproduction, worauf Simrock weniger Werth legt. Durch eine ausführliche Einleitung und Anmerkungen wird das Verständniß der Dichtung und ihrer Zeit wesentlich gefördert.

Verlag von G. Westermann in Braunschweig.

Brillante Festgeschenke.

Dichtergarben

vom Felde deutscher Lyrik

herausgegeben

von

Adolf Böttger.

2. umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. 31 Bog. Satin. Velinp. Mit feinstem Stahlstich. geb. Preis 2 Thlr.

THE BRITISH LYRE

OR SELECTIONS

FROM THE ENGLISH POETS

BY

W. ODELL ELWELL.

Third Edition.

Miniatur-Ausgabe. 33 Bog. Satin. Velinp. Mit feinstem Stahlstich, in Goldschnitt geb. Preis 2 Thlr.

LE PARNASSE FRANÇAIS

CHOIX DE POÉSIES

PAR

NAPOLÉON DUCROS.

Miniatur-Ausgabe. 31 Bog. Satin. Velinp. Mit feinstem Stahlstich, in Goldschnitt geb. Preis 2 Thlr.

Alle drei Gedichtsammlungen zeichnen sich nicht allein durch die wahrhaft schöne Auswahl, sondern auch durch eine sinnige Zusammenstellung der Perlen deutscher, englischer und französischer Poesie aus. —

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von

Karl Maria Kertbeny.

Mit einem Vorwort von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe über natürliche Religion.

Von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des beliebten, zuletzt wegen seiner Schriften über den Materialismus und die Naturwissenschaften vielgenannten Schriftstellers will für die religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, Erdmann's psychologische, Moleschott's physiologische Briefe auf ihren Gebieten sind.

Verlag von G. Westermann in Braunschweig.

Th. B. Macaulay's ausgewählte Schriften.

Deutsch von Dr. **Kleger** und Dr. **Schmidt.**

9. Band. Geh. 25 Ngr.

Macaulay's weltberühmte Essays werden hiermit durch folgende fünf Charakteristiken:

Friedrich der Große. Bunyan. Goldsmith. Johnson. Barère.

vervollständigt, die in England viel Aufsehen erregt haben und nicht minder bedeutungsvoll für das deutsche Publicum sind.

Zugleich erscheint die **4. Auflage** der Gesammt-Ausgabe von

Th. B. Macaulay's ausgewählten Schriften.

9 Bde. in 18 Halbbänden à 12½ Ngr.

Es ist überflüssig, über den Werth von Macaulay's classischen Schriften etwas sagen zu wollen. Jeder Gebildete müßte sie besitzen. Die Charakteristiken von **Lord Clive** und **Warren Hastings — den Gründern des englisch-ostindischen Reichs** — gewinnen bei der dort ausgebrochenen Katastrophe wiederum das höchste Interesse. — Dieselben bilden den ersten Band der Schriften.

---

20. Auflage eröffnet mit dem 111. Tausend!

Karl von Rotteck's Allgemeine Geschichte.

Vom Anfang der historischen Kenntniß bis zum neuesten Pariser Frieden 1856.

11 Bände in Classiker-Format.

Mit 24 Stahlstichen und dem Portrait des Verf.

Ausgabe in 40 Lieferungen à 5 Sgr.

Vollständiges Geschichtswerk.

Wir haben dieser neuen Auflage nichts Empfehlendes hinzuzufügen. Die vergriffenen 110,000 Exemplare reden für sich selbst. — Die Anschaffung wird durch die Billigkeit des Werkes, das in **40 wöchentlichen Lieferungen** erscheint, auch für minder Bemittelte leicht.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.